Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Dritter Band.

Fünfte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1870.

Uebersicht des Inhalts.

Siebenter Zeitraum.

Von ungefähr 1730 bis zu Göthe's Tode (1832).

Uebersicht des Inhalts.

Uebersicht des Inhalts.

Uebersicht der Illustrationen.

Uebersicht der Illustrationen.

Siebenter Zeitraum.

Von ungefähr 1770 bis zu Göthe's Tod (1832).



Die hohe Blüthe, zu welcher die vaterländische Literatur in der ersten Hälfte des vorliegenden Zeitraums gelangt, ist allerdings zunächst als Entwickelung der Grundlagen anzusehen, die wir in der vorigen Periode haben kennen lernen, und sie wäre geradezu unmöglich gewesen, wenn ihr nicht jene schöne Zeit vorangegangen wäre, in welcher einerseits die Sprache neu geschaffen und fähig gemacht wurde, die reichste Gedankenwelt in ihrer umfassendsten Mannigfaltigkeit angemessen und schön darzustellen, und in der andrerseits der Sinn für Schönheit und Wahrheit eröffnet und gekräftigt wurde. Aber sind auch die ewig dankenswerthen und an sich trefflichen Bestrebungen **Klopstocks**, **Lessings** und **Wielands**, so wie aller derjenigen, welche ihnen entweder vorangingen und ihre Erscheinung vorbereiteten und daher auch allein möglich machten, oder derer, welche in ihre schöpferischen Ideen eingingen und sie über die ganze gebildete Welt verbreiteten, ja selbst unter das eigentliche Volk brachten, als erste und unbedingt nothwendige Grundlage der herrlichen Entfaltung anzusehen, welche sich nunmehr kundgab; so traten doch auch neue Bedingungen hinzu, welche die eben so rasche als großartige Entwickelung beförderten, oder ihr den eigenthümlichen Charakter aufdrückten, der sie ganz besonders von den Bestrebungen des vorigen Zeitraums zu ihrem höchsten Vortheil unterscheidet. Es ist somit unsere nächste Aufgabe, diese Bedingungen näher zu bezeichnen. Diese hohe Blüthe der Literatur und namentlich der Poesie umfaßt jedoch nicht den ganzen Zeitraum; schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zeigen sich Spuren eindringenden Verderbens, welches trotz der gewaltigen Opposition, die es erweckt, immer mehr um sich greift. Wir haben auch diese Erscheinungen näher zu begründen.

Zuvörderst haben wir die **politischen Verhältnisse** zu betrachten, die zum Theil großen Einfluß auf den Gang der Literatur ausübten. Im Anfang der Periode war dies am wenigsten der Fall, oder es war der Einfluß des Staatslebens nur negativer Art. Die politischen Zustände des Reichs sowohl als der einzelnen Länder waren so gränzenlos erbärmlich, daß sie mit der immer steigenden Bildung insbesondere des Mittelstandes im

unnatürlichsten Widersprüche standen. Zwar blieb dieselbe nicht ganz ohne Wirkung selbst auf die Fürsten, und wir dürfen von einigen derselben rühmen, daß sie von dem besten Willen erfüllt waren, die Zustände ihrer Völker in sittlicher, wie in staatswirthschaftlicher Hinsicht zu verbessern, wogegen freilich gerade an das Wichtigste, an die gründliche Umgestaltung der politischen Zustände, kaum gedacht wurde. Doch gebührt auch den beschränkteren Bestrebungen der ungetheilte Dank der Nachwelt, und wir haben in dieser Beziehung den Markgrafen Friedrich von Baden, sowie den Kurfürsten Emerich Joseph von Mainz zu erwähnen, der sich um die Hebung des Volksunterrichts mannigfaltige Verdienste erwarb. Unter allen Fürsten der Zeit steht aber der edle Kaiser Joseph II. am höchsten, dessen großartige Reformbestrebungen jedoch schon deswegen ohne Erfolg bleiben mußten, weil er sich bei denselben nicht auf das Volk stützte, durch welches allein er den Kampf gegen die Hierarchie siegreich hätte bestehen können. Weil er es versäumt hatte, sich in ihm einen mächtigen Bundesgenossen zu schaffen, die Hierarchie sich dagegen mit gewohnter Klugheit desselben bemächtigte, mußte er seine trefflichen Absichten scheitern sehen. Demungeachtet blieben seine edlen Bemühungen nicht ohne glückliche Wirkung, und der sittliche und geistige Aufschwung, den wir in späteren Zeiten in Oestreich wahrnehmen, ging zum größten Theil aus dem Samen hervor, den er ausgesäet hatte.

In den meisten übrigen Ländern des Reichs waren die Zustände geradezu entsetzlich, und wie das Reich durch Schuld der Fürsten sichtbar seiner gänzlichen Auflösung entgegenging, und die Reichsbehörden sich höchstens noch gegen die kleinsten Stände geltend machen konnten, so fuhren die Fürsten fort, sich in ihren Ländern die unbeschränkteste Gewalt anzumaßen, die althergebrachten Freiheiten zu unterdrücken und ihre Willkür zum obersten Gesetz zu machen. Die Bedürfnisse der Höfe stiegen von Tag zu Tag und man erlaubte sich die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, um sich Geld zu verschaffen. Wir erinnern nur an den Menschenhandel, den der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Anspach-Baireuth und andere Fürsten trieben, welche ganze Regimenter um schnödes Geld an die Engländer verkauften, um sie gegen die Amerikaner zu verwenden; und ein großer Theil dieser Mannschaft war sogar durch offenen Menschenraub auf den Landstraßen zusammengepreßt worden. Das schon im vorigen Zeitraum erwachte, durch die eigenthümliche Richtung desselben beförderte Gefühl für Freiheit wurde jedoch durch diese traurigen Zustände keineswegs unterdrückt, vielmehr entwickelte es sich zu immer größerer Kraft und gewann von Tag zu Tag größeren Umfang, so daß es sich auch kühner hervordrängte und sich nicht bloß in Dichtungen der verschiedensten Art auf poetische Weise äußerte, sondern es sogar auch wagte, in öffentlichen, namentlich periodischen Schriften die Schändlichkeiten der Machthaber aufzudecken. Es ist begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen einerseits der im Jahr 1785 auf Antrieb Friedrichs II. gestiftete Fürstenbund von dem Volke mit dem verdienten Mißtrauen aufgenommen wurde, so daß selbst Johannes von Müllers einschmeichelnde Darstellung keinen Anklang finden konnte, und andrerseits, daß der Abfall Nordamerikas von England, sowie später die französische Revolution von allen Gebildeten*) als eine Gewähr besserer Zukunft selbst für Deutschland angesehen wurde. Die Begeisterung, die Anfangs sogar einen Theil des Adels ergriffen hatte, verschwand übrigens von Tag zu Tag mehr, je rascher und entschiedener die Revolution auftrat; aber so begreiflich es ist, daß sich jedes menschliche Gefühl gegen die Gräuelthaten empören mußte, die seit 1792 einander drängten; so bedauerlich ist es doch, daß der größte Theil der geistigen Führer des deutschen Volks, so vor Allen Wieland, dadurch zu Schwankungen und Rückschritten verleitet wurden, was denn zur Folge hatte, daß die Fürsten es eher wagten, die dringenden Wünsche der Völker nach besserer Gestaltung des Staatslebens unerhört zu lassen, ja sie mit Härte zurückzudrängen. Daher wurden die Zustände in den letzten Jahren des 18. und in den ersten des 19. Jahrh. immer trauriger, und es ist während dieser Zeit außer Bayern kaum ein deutsches Land zu finden, in welchem die Regierung mit redlichem Willen für das Glück ihres Volks besorgt gewesen wäre**). Es ist aber bezeichnend für die deutschen Gelehrten, daß sie, während halb Europa und selbst Deutschland von dem mächtigsten Sturm durchwühlt wurde, der seit der Völkerwanderung die Völker ergriffen hatte, und die wichtigsten Interessen des Vaterlands in Frage standen, Alles vergessend, was sich um sie begab, alle ihre Thatkraft an den Umsturz und Wiederaufbau philosophischer Systeme verschwendeten, und durch ihr Beispiel einen großen Theil der übrigen Gebildeten zu der Theilnahmlosigkeit hinrissen, welche allmählich nicht bloß den Freiheitssinn, sondern auch das Nationalgefühl untergrub und vernichtete.

Die Höfe blieben Angesichts der Revolution ihrer erbärmlichen und selbstsüchtigen Politik getreu. Als das französische Volk 1791 die königliche Gewalt durch eine neue Verfassung beschränkt hatte, ließen Oestreich und Preußen ihre Heere in Frankreich einrücken, wodurch sie der republikanischen Partei in die Hände arbeiteten; und als der prahlerisch angekündigte Einfall ein schmähliches Ende nahm, schloß Preußen einen Separatfrieden (1795), in welchem es die Länder jenseits des Rheins an Frankreich abtrat und sich dagegen eine Entschädigung auf Kosten der kleineren Stände zusichern ließ. Andere Fürsten ahmten das Beispiel Preußens nach; und als im J. 1801 das Reich mit Frankreich einen

*) Unter den namhaften Schriftstellern Deutschlands, welche die französische Revolution priesen, nennen wir außer Klopstock, dessen darauf bezügliche Oden schon oben (S. II, 508) erwähnt wurden, noch Wieland, Lavater, Schiller, Kant, Fichte und vor Allen J. G. Forster, dann Görres und Gentz, die beide später so entschiedene Gegner aller freisinnigen Bestrebungen wurden.

**) Um die edle Gesinnung des Kurfürsten, nachmaligen Königs Maximilian Joseph und seiner Regierung würdigen zu lernen, lese man den leitenden Artikel in dem „Regierungs- und Intelligenzblatt", aus dem wir wegen des beschränkten Raumes nur zwei Sätze herausheben, welche jedoch hinreichen, den großartigen und wahrhaft patriarchalischen Sinn des Fürsten zu schildern. „Fern von jedem Fürsten sei Finsterniß und Heuchelei! Ein edles Herz mit Biedersinn, Offenheit und Wahrheitsliebe, Sparsamkeit und Völkerglück, Haß gegen alle Schmeicheleien, Abscheu gegen Müßiggang, Liebe zur Gerechtigkeit, Gleichheit in Gesetzen, Freiheit in Gewerb und Handel, Achtung gegen Jedermann wünschen wir am Fürstenthrone." Jahrg. 1801, Nr. 1. „So ungerecht auch die Ansprüche der Privilegirten sind, so behaupten sie doch immer, ein eigenes Recht zu besitzen. Sie sind näher am Throne und finden eher Gehör." Ebd. Nr. 9.

Frieden schloß, mußte das ganze linke Rheinufer, so weit es noch zu Deutschland gehörte, an den Feind abgetreten werden. Zwar versuchte Oestreich im J. 1805 in Verbindung mit Rußland den immer zunehmenden Anmaßungen Napoleons, der sich unterdessen zum Kaiser von Frankreich hatte proclamiren lassen, zu widerstehen, allein noch in demselben Jahre mußte es sich einem noch drückenderen Frieden unterwerfen. Hatten sich schon vorher viele deutsche Fürsten an Frankreich angeschlossen, um sich durch dessen Beistand auf Kosten ihrer Mitstände zu vergrößern, so geschah dies jetzt in noch größerem Maßstabe. Es wurde der Rheinbund gestiftet (1806), als dessen Schutzherr Napoleon die willkürlichste Gewalt über Deutschland ausübte. In demselben Jahre legte Franz II. die Kaiserkrone nieder und erklärte das heilige römische Reich deutscher Nation für aufgelöst. Jetzt sah Preußen ein, wohin seine selbstsüchtige Politik geführt habe, es fühlte, daß seine Macht gebrochen sei, und suchte daher durch einen glücklichen Schlag den Fehler wieder gut zu machen; aber ein kurzer Feldzug zeigte, daß der Geist des großen Friedrich aus Staat und Heer verschwunden war; der König mußte einen Frieden eingehen, bei welchem er es noch für eine Gnade ansehen mußte, daß der Sieger ihm die Hälfte des eroberten Königreichs als Geschenk zurückgab.

Jetzt, als Alles, selbst die Ehre, verloren war, dachte man wieder an das Volk, das durch die Unfähigkeit seiner Regenten in das gränzenloseste Elend gestürzt worden war, denn jetzt herrschten die französischen Soldaten und Commissäre unumschränkt im ganzen deutschen Lande, das sie auf das Empörendste mißhandelten. Die preußische Regierung suchte durch zeitgemäße Einrichtungen die Zustände des Volks zu verbessern und es durch freundliche Behandlung um so sicherer gegen die drückende Fremdenherrschaft zu erbittern. Sie wurde in diesem Beginnen von hochbegabten Männern unterstützt, welche in der politischen Bildung des Volks und in der Wiederbelebung des Nationalgefühls das einzige, aber sichere Mittel erblickten, das gedemüthigte und niedergeworfene Deutschland wieder in die Reihe der mächtigen Völker zu erheben: die Nachwelt wird die Namen **Stein** und **Scharnhorst**, von welchen der erste die politische und administrative, der zweite die militärische Umgestaltung des Landes leitete, sie wird die Namen **Arndt**, **Fichte** und **Schleiermacher**, welche durch begeistertes Wort den gebrochenen Muth und das Selbstgefühl wieder aufrichteten, stets mit Dank und Anerkennung verehren, sie wird nie vergessen, wie viel die **Romantiker** und insbesondere **Schiller** durch ihre Dichtungen dazu beigetragen haben, das ganze deutsche Volk mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Zu dieser offenen Thätigkeit gesellte sich die der geheimen Gesellschaften (der Tugendbund), welche mit praktischem Sinn das Volk zur offenen Empörung gegen das fremde Joch fähig zu machen suchten. Zwar fiel der Versuch Oestreichs (1809), die Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, unglücklich aus; aber die heldenmüthige Erhebung Tyrols, die Siege bei Aspern und Eßlingen, die gleichzeitigen kühnen Unternehmungen Schills und des Herzogs von Braunschweig erfüllten mit neuem Muthe, mit neuen Hoffnungen. Und als die Vernichtung der französischen Heere in Rußland die lang ersehnte Gelegenheit zur Abschüttelung des fremden Jochs gab, da erhob sich das Volk mit solch begeisterter und unwiderstehlicher Kraft, daß der Feind in zwei Feldzügen vollständig aus dem Lande vertrieben und ihm der Friede in seiner eigenen Hauptstadt vorgeschrieben wurde.

Doch wurde der Zweck des Kampfs nur zum kleineren Theil erreicht. Man hatte nicht bloß das Vaterland vom fremden Joche befreien, man hatte auch das Reich in lebenskräftiger Form, die alte Freiheit des Volks in den einzelnen Staaten wiederherstellen wollen. Allein bald zeigte sich, daß die Fürsten, welche ihre neue Größe und Selbstständigkeit nur den Anstrengungen des Volkes zu verdanken hatten, die Früchte des Siegs keineswegs mit diesem zu theilen geneigt waren. Es wurde der Deutsche Bund gestiftet, ein Bund der Fürsten ohne Berücksichtigung der Völker, und da in den wenigsten Staaten die Verheißungen erfüllt wurden, welche vor dem Kampfe und während desselben auf das Feierlichste zugesichert worden waren, da man sah, daß weder das Gesammtvaterland die ihm gebührende Stellung eingenommen habe, noch in den einzelnen Staaten die politischen Zustände verbessert worden seien, da vielmehr die Privilegirten von den Regierungen immer mehr bevorzugt wurden und die Beamtenherrschaft eine immer drückendere Gestaltung annahm, gab sich der Unmuth über die arge Täuschung in mancher Weise kund. Statt die Quelle dieser Unzufriedenheit zu verstopfen, suchten die Regierungen den Ausdruck derselben zu unterdrücken. Die Freiheit der Presse wurde bis zur vollen Vernichtung eingeschränkt, es wurden aller Orten Untersuchungscommissionen niedergesetzt, die geheimen Angebereien hervorgerufen, es wurden die achtungswerthesten Männer wegen ihrer Gesinnungen verfolgt, und dagegen die gemeine Hingebung an die Willkür mit den größten Ehrenbezeigungen, mit einträglichen Stellen und glänzenden Pensionen belohnt, so daß die sittliche und geistige Kraft des Volks gleichmäßig untergraben wurde. Hoffnungslos in die Zukunft schauend, verfiel es in todtenähnliche Starrheit, nur die Jugend hatte noch Muth und Hoffnung bewahrt, obgleich die Verfolgungen der Machthaber vorzüglich gegen sie gerichtet war, und wir haben in ihr allein die Keime zu suchen, aus denen sich später neues Leben zu entwickeln begann.

Die verschiedenen Perioden der politischen Geschichte entsprechen beinahe eben so vielen Entwickelungsstufen der Literatur, welche zum Theil durch jene bedingt wurden. Denn wenn auch manche andere Verhältnisse bestimmend auf die Literatur einwirkten, so haben doch die politischen Zustände einen mächtigen Einfluß auf ihre allmähliche Entfaltung gehabt, gerade wie umgekehrt der Einfluß der Literatur auf die politische Bildung und selbst auf die Thatkraft des Volks nicht verkannt werden kann. Und so könnten wir in der Literatur=, wie in der politischen Geschichte, in diesem Zeitraum füglich vier Abschnitte unterscheiden: die Zeit bis zur französischen Revolution, die Zeit der fremden Unterdrückung, die des nationalen Aufschwungs und endlich die der Verdumpfung, an deren Schluß jedoch schon Zeichen neuer Ermannung hervorzutreten begannen.

Neben den politischen Zuständen haben auch die **religiösen oder kirchlichen Verhältnisse**

auf den Gang der Literatur Einfluß gehabt, wenn auch nicht gerade bestimmend, doch öfters anregend, oder wenigstens kräftigend; und eben so ist auch die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften zu berücksichtigen, welche durch die politischen, namentlich aber durch die religiösen Zustände zum Theil erst hervorgerufen wurden, obgleich der Einfluß derselben von Manchen viel zu hoch angeschlagen worden ist. Denn wenn es auch unläugbar ist, daß viele der begabtesten Männer, und insbesondere solche, welche eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Literatur einnahmen, mit den geheimen Gesellschaften in engem Zusammenhang standen, wenn es ferner allerdings richtig ist, daß diese geheimen Bünde Stoff oder Veranlassung zu manchen literarischen Erzeugnissen geben, so ist dieser Einfluß doch immerhin rein äußerlich und höchst untergeordnet.

Das wichtigste Ereigniß auf dem kirchlichen Gebiete war die Aufhebung des Jesuitenordens (1773), welcher sich durch den beinahe unumschränkten Einfluß, den er sich in der Kirche wie im Staate allmählich erworben hatte, zu solchem Mißbrauch seiner Macht hatte hinreißen lassen, daß selbst die Fürsten vor ihm zu zittern begannen und sie endlich den Pabst bewogen, die Auflösung desselben anzuordnen. Aber wenn auch äußerlich aufgelöst, blieb er nichtsdestoweniger im Geheimen bestehen. Um sich eine künftige Wiedereinsetzung durch die Kirche vorzubereiten, ging er auf seine ursprüngliche Thätigkeit zurück und verbreitete sich daher zunächst über die protestantischen Länder, um in denselben für den Katholicismus zu werben, ohne jedoch die katholischen Länder aus den Augen zu lassen. Diese geheime Wirksamkeit, die sich bald bemerkbar machte, rief den Gedanken hervor, ihm auf ähnlichem Wege entgegenzuarbeiten. So entstand im J. 1776 der Illuminatenorden, den der Professor Weishaupt in Ingolstadt stiftete, das heißt gerade in dem Lande, wo der Jesuitismus noch am mächtigsten war, mit der ausgesprochenen Absicht, diesem entgegenzuwirken, sowie überhaupt religiöse und politische Aufklärung zu verbreiten, wodurch er mit der Richtung zusammenfiel, die sich schon im vorigen Zeitraum in Norddeutschland geltend gemacht hatte, wie er auch dadurch äußerlich mit Norddeutschland in Verbindung trat, daß sich der Freiherr Knigge dem Orden anschloß. Dieser nahm überhaupt rasch zu, aber er konnte den geheimen Umtrieben der Jesuiten nicht widerstehen, die in ihm den gefährlichsten Feind schon darum erkannten, weil er sich, was sein Hauptfehler war, ihrer eigenen Mittel bediente. Er wurde im J. 1784 durch den Kurfürsten von Bayern aufgehoben, der auch den edlen Weishaupt absetzte und verbannte. Der Illuminatenorden hatte dadurch namentlich an Ausbreitung gewonnen, daß er die Freimaurerei in sein Interesse zog. Dies war hinreichend, den Jesuitismus auch auf diese Gesellschaft aufmerksam zu machen. Es gelang ihm um so leichter, sich in denselben einzuschleichen, als gerade damals der ursprüngliche Zweck derselben in Spielereien und Abenteuerlichkeiten aller Art untergegangen war, der berüchtigte Cagliostro und der Leipziger Schrepfer die Sucht nach dem Wunderbaren in ihm erweckten, und man bald die Wiederherstellung des Templerordens, bald die Kunst, Geister zu beschwören und dergleichen mehr, zum Geheimniß des Ordens machte. Eben so drängte er sich an den protestantischen Pietismus, und so gelang es ihm, manche bedeutende Persönlichkeit für die katholische Kirche zu gewinnen, und seinen Geist in solchem Maße auf die von ihm Gewonnenen zu verpflanzen, daß unter Andern der bekannte Oberhofprediger Stark in Darmstadt viele Jahre bis zu seinem Tode (1816) im Geheimen Katholik war und trotzdem eine der höchsten Stellen in der evangelischen Kirche zu bekleiden fortfuhr. Gewiß war er nicht der Einzige, der sich diese Täuschung erlaubte; Manchen, welchen Aehnliches vorgeworfen wurde, that man dagegen Unrecht, wie z. B. dem Zürcher Lavater, der jedoch durch seinen Glauben an das Wunderbare und seinen Zusammenhang mit dem Betrüger Gaßner ohne Zweifel selbst diesen Vorwurf veranlaßt hatte. Bei diesen Umständen war es zu entschuldigen, daß der protestantische Norden wegen der geheimen Umtriebe des Jesuitismus in Schrecken gerieth, und sich eine entschiedene Opposition gegen den andringenden Katholicismus bildete, als deren Führer Fr. Nicolai mit seiner „Deutschen Bibliothek" und Biester in der „Berlinischen Monatsschrift" zu nennen sind. Man wirft ihnen vor, daß sie in ihrer Opposition zu schroff gewesen, daß sie dem Katholicismus zu viel Thätigkeit und Einfluß zugeschrieben, und daß sie sich oft durch leere Einbildungen hätten hinreißen lassen; allein wenn Letzteres auch zum Theil wahr sein mag, so finden sie im Zusammentreffen dieser jesuitischen Einflüsse mit dem Hervorbrechen pietistischer und mystischer Schwärmerei im protestantischen Deutschland ihre wohlbegründete Entschuldigung; denn sie mußten glauben, daß diese Erscheinung eine Folge des katholischen Einflusses war, oder daß wenigstens die Ausbreitung des Katholicismus durch dieselbe mächtig gefördert würde. Auch wurden ihre Befürchtungen nicht wenig unterstützt, als Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Nachfolger des großen Friedrichs II., das berüchtigte Religionsedict erließ (1788), durch welches alle freie Entwickelung im religiösen Leben unterdrückt wurde; es mußte dieses Edict um so mehr mit Furcht erfüllen, als es eine Folge des Einflusses war, welchen sich der Minister Wöllner auf den König zu verschaffen gewußt hatte und dieser mit den geheimen Gesellschaften, namentlich den Rosenkreuzern, in Verbindung war, von denen mit Sicherheit angenommen wurde, daß sie unter dem unmittelbaren Einflusse der Jesuiten standen.

Wenn aber auch nicht zu verkennen ist, daß sich damals der Katholicismus zur Aufgabe machte, wie es auch jetzt noch der Fall ist, den Protestantismus zu untergraben, so sind keineswegs alle Bekehrungen aus der Wirksamkeit der katholischen Propaganda hervorgegangen; viele und zum Theil die bedeutendsten hatten ihren Ursprung in den mystischen Richtungen, welche sich in verschiedener Weise bei den Protestanten kund gaben. In den ersten Zeiten der Periode ging dieser Mysticismus zum Theil aus einem leicht erklärlichen Gegensatz gegen die allerdings oft in gemüthlose Flachheit verfallende Aufklärungssucht, aus einem tiefen Drange hervor, in die göttlichen Geheimnisse einzudringen, zum Theil war er aber auch mehr äußerlicher Natur und war durch die oben erwähnten Wunderthäter und ähnliche Schwärmereien hervorgerufen worden. Oft erschienen beide Beweggründe vereinigt,

wie z. B. bei Lavater, dessen rastloser Thätigkeit es bei seinen großen Talenten und der Anwendung der mannigfaltigsten Mittel gelang, sich einen großen Anhang zu verschaffen. Der reine Mysticismus fand dagegen seine Hauptstütze und seinen Mittelpunkt in der geistreichen und gemüthvollen Fürstin Amalie v. Gallitzin, die einen großen Kreis von ausgezeichneten Männern um sich vereinigte (Hamann, F. H. Jacobi, Göthe, Lavater) und durch deren Einfluß der Graf Fr. L. v. Stolberg veranlaßt wurde, mit seiner Familie zum Katholicismus überzutreten. In der spätern Zeit war die mystische Richtung ganz anderer Natur; sie ging nämlich nicht aus einem ursprünglichen Drange hervor, sondern hatte ihren Grund mehr in politischen und ästhetischen Ansichten. Die Ueberzeugung, daß Deutschland seine höchste Blüthe im Staat, Dichtung und Kunst während der ungetheilten Herrschaft des Katholicismus erreicht habe, ließ diesen als den nächsten und nothwendigen Grund dieser glücklichen Umstände erscheinen, und führte zur Ansicht, daß nur eine völlige Wiederherstellung jener Verhältnisse das Vaterland wieder zu ähnlicher Größe bringen könne. Eine große Anzahl von bedeutenden Männern (Fr. Schlegel, Cl. Brentano, Zach. Werner, Adam Müller u. A.) sind auf diesem Wege zum Katholicismus geführt worden.

Während in der vorigen Periode die schöne Literatur einen heilsamen Einfluß auf die Wissenschaft äußerte, und eine lebendige und fruchtbare Erfassung derselben vornämlich der glücklichen Einwirkung jener zu verdanken war, so bildet sich in dem vorliegenden Zeitraum im Ganzen ein umgekehrtes Verhältniß; die Wissenschaft gewinnt zeitweise einen umfassenden Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, doch ist dieser keineswegs immer günstig, und es ist besonders mit Bedauern wahrzunehmen, daß, je höhern Aufschwung die Gelehrsamkeit nimmt, das Nationalbewußtsein immer mehr zurückgedrängt wird, und sich dieses in der alle Eigenthümlichkeit und alle Thatkraft auflösenden Idee des Weltbürgerthums verflüchtigt, aus welchem die eben so unfruchtbare Idee der Weltliteratur sich entwickelt. Den ersten Keim hiezu legte Herder durch die von ihm verkündete Lehre der Humanität, die sich immer mehr verbreitete, und je länger je mehr bis zum Unsinn ausartete. Sie gewann namentlich während der französischen Revolution und später in den ersten Jahren der Unterdrückung viele Anhänger, welche in ihr wegen des verlornen Vaterlandes Trost fanden. Die verschiedenen philosophischen Systeme, die sich um diese Zeit einander verdrängten, trugen nicht wenig dazu bei, den Blick von der Gegenwart und dem Vaterlande abzuziehen; doch erwarb sich gerade einer der bedeutendsten Philosophen, Fichte, später große Verdienste um die Wiederbelebung des Nationalbewußtseins. Seine „Reden an die deutsche Nation“, die er im J. 1810 in Berlin hielt, bekämpften mit Glück und Erfolg die Idee des Weltbürgerthums, und wenn sich die Grundsätze, von denen er hiebei ausging, weder vom höhern menschlichen, noch vom philosophischen Standpunkt aus rechtfertigen lassen, so erreichten sie doch ihren Zweck. Und die gute Wirkung des aufstrebenden Nationalbewußtseins zeigte sich auch in der Behandlung der Wissenschaft, die in einem freieren und lebendigen, auf die praktischen Bedürfnisse gerichteten Sinn aufgefaßt und gelehrt wurde. Dies änderte sich jedoch nach den Freiheitskriegen. Zwar nahmen die Wissenschaften äußerlich einen sehr bedeutenden Aufschwung, aber was sie an Umfang gewannen, verloren sie wieder in höherem Maße an praktischer Bedeutung und an Einfluß auf die allgemeine Volksbildung, denn es ist nur zu wahr, was Knebel (Nachlaß, 3, 25) an Böttiger schon im J. 1797 schreibt, daß unter den Gelehrten in Deutschland in gewissen Stücken gerade die geringste Aufklärung herrsche*).

Wie im vorigen, so waren es auch in diesem Zeitraum vorzüglich einzelne Persönlichkeiten, welche den Gang der Literatur bestimmten. Außer den großen Gestalten der vorigen Periode, deren Thätigkeit sich noch in diese erstreckte, oder deren Einfluß sich in einzelnen Erscheinungen geltend machte, sind es in der ersten Hälfte des Zeitraums Hamann und Herder, welche durch ihre Ideen mächtig wurden, Göthe, der durch sein großartiges Talent und seine in Gehalt und Form gleich herrlichen Schöpfungen, und Schiller, der sowohl auf dem Wege der ästhetischen Forschung, als durch seine Dichtungen den Gang der Literatur bezeichnete. In der zweiten Hälfte gewinnen neben Göthe und Schiller zunächst die sogenannten Romantiker (die beiden Schlegel und Tieck) weitgreifenden Einfluß, der sich lange Zeit ungeschmälert erhält, bis endlich zuerst Uhland und Rückert, dann Heine und Platen einen neuen Aufschwung vorbereiten oder verkündigen.

Während im vorigen Zeitraum die Verbreitung des literarischen Lebens von Vereinen ausging, erscheint in der vorliegenden Periode nur ein einziger, und zwar schon in den ersten Jahren derselben, der Göttinger Hainbund; dagegen wird die Wirksamkeit des Vereins dadurch ersetzt, daß sich Gleichgesinnte und Gleichstrebende längere Zeit an einem und demselben Orte zusammenfanden und von demselben aus auf das gesammte Deutschland wirkten, ohne gerade durch ein bestimmtes äußeres Band mit einander verbunden zu sein.

Unter den Städten, welche durch dieses Zusammentreffen ausgezeichneter Persönlichkeiten Bedeutsamkeit erhielten, tritt uns zuerst Königsberg entgegen, wo Kant schon seit den sechziger Jahren im Stillen an der Umgestaltung der Philosophie thätig war. Noch früher als er wurde Hamann einflußreich, weniger aber durch seine eigenen Schriften, als dadurch, daß mehrere bedeutende Männer, zunächst Herder, seine Ideen aufnahmen, zum Theil verarbeiteten und unter ein größeres Publikum brachten. Außer diesen sind aber auch noch Hippel und Scheffner zu nennen, von denen wenigstens der erste eine eigenthümliche Bedeutung erlangte. Neben Göttingen, wo die Mitglieder des Hainbundes und ihre Freunde weilten (F. W. Gotter und H. Chr. Boie, Gottfr. Aug. Bürger, L. H. Chr. Hölty, J. Mart. Miller, die beiden Grafen Chr. und F. Leop. von Stolberg, K. Fr. Cramer, J. Fr. Hahn, J. Ant. Leisewitz u. A. m.), war um das Jahr 1770 Straßburg durch das Zusammentreffen

*) Noch schärfer drückt sich Göthe in einem Brief an Merck aus: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat.“ (Briefe an Merck. 1835. S. 445.)

mehrerer höchst bedeutender junger Männer wichtig geworden. Dort finden wir nämlich vor Allem Herder und Göthe, an welche sich andere geistreiche und talentvolle Jünglinge anschließen, so Franz Lerse, dem Göthe später in seinem Götz ein schönes Denkmal setzte, H. Jung-Stilling, Heinr. Leop. Wagner und Jak. Mich. Reinh. Lenz. Als sich die Straßburger Gesellschaft zerstreut hatte, tritt zwar zunächst kein bestimmter Ort hervor, aber doch bleiben die Gegenden am Rhein und am Main der Mittelpunkt des neuen literarischen Lebens: in Frankfurt, Darmstadt, Düsseldorf treffen wir Göthe, Klinger, Merck, Fr. H. Jacobi, J. G. Schlosser u. A., die unter einander und mit andern bedeutenden Persönlichkeiten, z. B. mit Lavater, in engem Verkehr standen. Als Göthe im J. 1776 auf die Einladung des jungen Herzogs Carl August nach Weimar ging und sich dort ansiedelte, wurde diese Stadt nebst dem nahen Jena der Mittelpunkt des größten literarischen Lebens. Schon vor Göthe's Ankunft besaß Weimar manche bedeutende Persönlichkeit in seinen Mauern: Wieland, Musäus, Fr. Hildebrand v. Einsiedel, K. L. v. Knebel, F. J. Bertuch, K. S. von Seckendorf; zu diesen gesellten sich mit der Zeit noch viele Andere, die theils durch Göthe's Einfluß hinberufen worden waren, theils sich dem merkwürdigen Kreise annähern wollten. So kamen schon im J. 1776 Lenz und Klinger hin, welche jedoch nur kurze Zeit verweilten, und noch in dem nämlichen Jahre wurde Herder daselbst als Generalsuperintendent angestellt. Später kamen nach und nach J. Ch. Bode, Schiller, Ch. A. Vulpius, K. A. Böttiger, J. Falk, Jean Paul Friedrich Richter, Kotzebue, der, wie Vulpius, in Weimar selbst geboren und erzogen worden war, und K. L. Fernow. Nicht weniger wurde Jena einflußreich, welches seit 1787 der Sitz der neuen Philosophie geworden war, und von dem aus sich eine neue kritische und ästhetische Schule verbreitete. Durch Jens Reinhold, der im genannten Jahre hinkam, erhielt die Kantische Philosophie erst allgemeinere Verbreitung, und auch die weitere Entwickelung derselben bis zu ihrem entschiedensten Gegensatz ging von Jena aus, wo wir nach einander Fichte, Schelling und Hegel ihre neuen Lehren verkündigen sehen. Neben ihnen lebten theils als Lehrer, theils in andern Verhältnissen Schiller, K. L. v. Woltmann, Paulus, Niethammer, die Brüder A. W. und Fr. Schlegel, W. v. Humboldt, Fr. v. Hardenberg, L. Tieck, Cl. Brentano, Hölderlin, Voß, der Freiherr von Sonnenberg u. A., welche mehr oder weniger auf die Entwickelung der Literatur und der Wissenschaft einwirkten. Namentlich ist es hervorzuheben, daß die romantische Schule in Jena ihren Anfang nahm, und daß die Ansichten, auf welchen sie beruhte, durch die zum Theil dort gedruckten, zum Theil von dort aus redigirten Zeitschriften verbreitet wurden. Weimar und namentlich Jena wurden deshalb so bedeutend, weil am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dort unbedingte Lehr- und Denkfreiheit herrschte*), während in Preußen das Religionsedict und in Oestreich unter Leopold II. die Reaction gegen Josephs Reformen alle geistige Bewegung niederdrückte. Erst nach der Vernichtung der alten Größe Preußens erhob sich dieses wieder zu geistiger Regsamkeit, weil man einsah, daß die wahre Macht eines Staats im Volke wurzle, und die ehemalige Größe nur auf dem Wege geistiger Bildung wieder errungen werden könne. In diesem Sinn wurde im J. 1810 die Universität in Berlin gestiftet, wohin bald eine namhafte Zahl ausgezeichneter Männer berufen wurde, die wir jedoch außer Fichte und Schleiermacher nicht namentlich anführen, da ihre Wirksamkeit sich mehr auf die Wissenschaft im engern Sinne beschränkte, die jedoch in einem freien und lebendigen, auf die praktischen Bedürfnisse gerichteten Sinne aufgefaßt und gelehrt wurde. Aber auch für die Poesie wurde Berlin wichtig, da es eine Zeitlang der Hauptherd der romantischen Poesie war, als deren Häupter Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel sich dorthin wandten, und sich Gleichstrebende ihnen anschlossen. Schon früher waren Engel, Kotzebue und Iffland dort vereinigt gewesen; L. Tieck, F. A. Bernhardi, W. Wackenroder, W. v. Schütz, Adam Müller waren dort geboren, und einige derselben brachten den größten Theil ihres Lebens dort zu. Um die nämliche Zeit finden wir Zach. Werner und E. T. A. Hoffmann dort, so auch Varnhagen v. Ense, A. v. Chamisso und Hitzig, welche den Berliner oder sogenannten „grünen", später „rothen" Musenalmanach herausgaben (1804 bis 1806) und auch später sich daselbst wieder vereinigt fanden. Nach den Freiheitskriegen machte sich jedoch gerade in Berlin die beschränkt gelehrte Tendenz wieder geltend, durch welche sich die Gelehrten wieder in schroffer Weise vom Volke trennten und sogar eine feindselige Stellung gegen dasselbe einnahmen. Daß unter solchen Verhältnissen die Poesie nicht gedeihen konnte, und zwar um so weniger, als die herrschende philosophische Schule in ihrer vornehmen Abgeschlossenheit auf Alles mit Gleichgültigkeit oder Verachtung herabschaute, was

*) In dieser Bemerkung ist schon ausgesprochen, welches Verdienst sich die Regierungen der sächsischen Herzogthümer, von denen die Universität Jena abhängt, um die deutsche Literatur und Wissenschaft erwarben. Eine besondere Anerkennung gebührt dem Herzog Carl August von Weimar und seiner vortrefflichen Mutter, der Herzogin Amalia, da sie nicht nur ganz vorzüglich für die Hebung von Jena besorgt waren, sondern auch die bedeutendsten Dichter, Wieland, Göthe, Herder und Schiller, in ihre unmittelbare Nähe zogen, außer diesen noch manche andere Talente theils auszeichneten, theils unterstützten, und es würde von beschränkter Einseitigkeit zeugen, wenn man dies nicht laut anerkennen oder das Verdienst läugnen wollte, welches sie sich dadurch um die vaterländische Literatur erwarben. Aber eben so einseitig ist es, wenn man ihnen einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Literatur zuschreiben will. Vielmehr wird es aus den Briefen des Herzogs, wie der Herzogin, die sich über die literarischen Zustände verbreiten, ganz klar, daß sie sich lediglich dem Einflusse der höheren Geister hingaben, und wie wenig sie überhaupt den Gang der Literatur zu bestimmen vermochten, geht schon daraus hervor, daß sich gerade zum Theil in Weimar die Verflachung der Literatur festsetzte und von dort verbreitete, welche, zuerst von der vornehmen Welt begrüßt, sich auch später des großen Publikums bemächtigte. Die sogenannten Gebildeten blieben überhaupt bis auf die wenigen Personen, welche dem Herzoge näher standen, von der geistigen Bewegung ganz unberührt, wie denn Wieland im J. 1778 an Merck schrieb: „Im Grunde kannst du dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier der Nahme eines schönen Geistes ist, und was für ein verdammtes Galimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Nahmen verbinden." (Briefe an Merck, 1835, S. 135.)

sich nicht unmittelbar an sie anschloß oder aus ihr erwuchs, während doch ihre rein dialektische Richtung und ihr systematischer Formalismus bei ihrer alle Schönheit und alles Kunstgefühl verhöhnenden Formlosigkeit in Sprache und Darstellung den Schwung der frei schaffenden Phantasie, so wie die künstlerische Gestaltung der Gedankenwelt unmöglich machte. Daher wendete sich die Poesie wieder nach dem Süden, und in den letzten Jahren des Zeitraums sind es vorzüglich Schwaben und Oestreich, in denen sich poetisches Leben in bedeutsamerer Weise kundgibt, d. h. diejenigen Länder, in denen sich während des Mittelalters die deutsche Kunst am frühesten und lebendigsten entfaltet hatte. In Schwaben begegnen wir den Namen Uhland, G. Schwab, Justinus Kerner, K. Mayer u. A.; aus Franken stammten Fr. Rückert und der Graf Platen; in Oestreich endlich, welches schon im 18. Jahrh. durch Blumauer, Leop. Haschka, Retzer, Ratschky, Leon, Alxinger u. A., später durch die Brüder Heinr. Jos. und Matthäus von Collin in engere literarische Verbindung mit dem übrigen Deutschland getreten war, finden wir am Ende des Zeitraums eine Reihe von Dichtern, welche ihr Vaterland nicht nur den übrigen deutschen Ländern gleichstellen, sondern ihm sogar eine höhere Bedeutung für die Zukunft zu verkündigen scheinen. Der Graf Alex. von Auersberg, Nicolaus Lenau, der Freiherr Jos. Christ. von Zedlitz und K. Egon Ebert verbreiten eine Zeitlang einen Glanz über Oestreich, der um so mehr erfreute, als er unerwartet war. Ihnen reihen sich manche andere begabte Männer an, namentlich L. Halirsch, Joh. Nik. Vogl, J. Gabr. Seidl, Ed. Duller, K. Ferd. Dräxler, der Freih. Ernst v. Feuchtersleben, L. Aug. Frankl, der Freih. v. Münch-Bellinghausen (Fr. Halm), Moritz Hartmann u. A. m., von denen jedoch mehrere nicht mehr in den Kreis unserer Besprechung gehören.

Wenn aber auch Königsberg und Göttingen, dann die Rhein- und Maingegenden, und sodann Thüringen, später die eben genannten Länder als die bedeutsamsten Punkte bezeichnet wurden, in denen das poetische und literarische Leben während des vorliegenden Zeitraums zur höchsten Bedeutsamkeit heranwuchs, so ist damit nicht gesagt, daß sich die geistige Bewegung auf diese Oerter und Gegenden beschränkte; vielmehr war dieselbe so bedeutend und allgemein, daß kaum ein Ländchen im gesammten Deutschland anzutreffen ist, welches nicht auf irgend eine Weise an dem allgemeinen Aufschwung Theil genommen hätte. Wir können diese ethnographische Uebersicht nicht weiter ausführen, dagegen müssen wir doch noch erwähnen, daß auch das Ausland an der deutschen Literatur thätigen Antheil nahm, während früher Deutsche ihre Geisteswerke in fremdem, namentlich in französischer Sprache veröffentlicht hatten*). Namentlich zählen wir mehrere Dänen, Baggesen, Oehlenschläger und Steffens, unter die bessern deutschen Schriftsteller. Schweden nahm durch Gustav v. Brinkmann und Ungarn durch den Erzbischof Ladislaus Pyrker, in neuester Zeit durch K. Beck u. A., Rußland durch die Dichterin Elisabeth Kulmann Antheil an der deutschen Literatur; ja selbst Frankreich blieb nicht ohne Repräsentanten; zählen wir ja Adelbert von Chamisso zu den trefflichsten Dichtern der neuern Zeit, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß er in Deutschland erzogen und gebildet wurde.

Bei der großen Bewegung, welche den vorliegenden Zeitraum vor allen übrigen auszeichnet, bei den mannigfaltigen Schwankungen, Rückschritten und Irrthümern, welche sich selbst während der höchsten Blüthe kundgeben, ist es unmöglich, die Periode im Allgemeinen zu charakterisiren, eine ausführlichere Entwickelung aber kann erst in den einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten gegeben werden. Für jetzt genügt die Andeutung, daß während der Periode die Poesie sowohl als die Prosa zu einer hohen Blüthe gelangte, und sich den übrigen europäischen Literaturen ebenbürtig zur Seite stellte, im Einzelnen sogar die meisten überragte. Freilich war diese Blüthe nur von kurzer Dauer, und seit dem Anfang des 19. Jahrh. ist ein immer steigendes Abnehmen derselben sichtbar; jedoch treten immer wieder glückliche Anzeichen hervor, welche die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit einer neuen Blüthenzeit verkündigen, die auch ohne Zweifel eintreten wird, sobald die äußern Verhältnisse sich hiefür günstig gestalten.

Auch die Sprache, die mit einigen erfreulichen Ausnahmen hochdeutsch ist, bietet die nämliche Erscheinung dar; sie erhebt sich, wie die Poesie und aus den nämlichen Gründen zu einer wunderbaren Schönheit und allseitigen Ausbildung, sinkt aber später in den Händen der Gelehrten und namentlich der Philosophen um so tiefer herab, je mehr diese Einfluß auf die Literatur gewinnen, und erscheint nur da wieder in schönerer Gestalt, wo dieser Einfluß nicht hinreicht, oder gebrochen wird. Unter den einzelnen Ursachen, welche auf die Ausbildung oder Verschlechterung der Sprache einwirkten, haben wir namentlich folgende hervorzuheben.

Durch Lessing war die Sprache allerdings zu der höchsten künstlerischen Ausbildung gelangt, allein wenn sie sich auch durch ihn, so wie durch Klopstock und Wieland nach den mannigfaltigsten Seiten entwickelt hatte, und sie im Vergleich zu dem frühern Standpunkt durch Reinheit, Reichthum, Kraft, Bildsamkeit, durch Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit im einzelnen Ausdruck sowohl als im Satzbau die höchste Stufe der Ausbildung erreicht zu haben schien, so fehlte ihr doch, wie wir

---

*) So hatte nicht nur Leibnitz seine philosophischen, Friedrich II. seine historischen Meisterwerke und eine große Zahl von Poesien französisch geschrieben; auch in dem vorliegenden Zeitraum finden wir bedeutende Männer, welche die französische Sprache mit Gewandtheit und selbst mit Eleganz behandelten: Helf. Pet. Sturz schrieb ein geistreiches Gespräch „Sur les François et les Allemans, ou L'après-dinée de Mme. la Marquise de R.“ (Werke 2, 217), in welchem er die selbstgefällige und oberflächliche Bildung der vornehmen Welt in Frankreich vor der Revolution vortrefflich charakterisirt; der geistreiche Berner K. Victor von Bonstetten verfaßte mehrere treffliche Werke in französischer Sprache („Etudes de l'homme“, „L'homme du midi et du nord“ u. a. m.). A. v. Humboldt gilt in Frankreich, wie Friedrich II. und Leibnitz, für einen classischen Schriftsteller („Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent“ u. a. m.), während seines Bruders Wilhelm französische Schriften („Lettre à M. Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales“ u. a. m.) bei aller Correctheit der Sprache den vorwaltenden germanischen Geist nicht verläugnen kann. Auch Wieland, Justus Möser, Joh. v. Müller, F. H. Jacobi, Merck u. a. m. schrieben das Französische mit mehr oder weniger Gewandtheit.

schon früher einmal berührt haben (S. II, 724), eine wesentliche Eigenschaft, ohne welche sie die höchste Vollendung nie zu erreichen fähig ist, nämlich das volksthümliche Element. Herder gebührt das Verdienst, die unbedingte Nothwendigkeit desselben zum Bewußtsein gebracht zu haben, und es verdienen die Bemerkungen, die er hierüber in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" niedergelegt hat, noch jetzt alle Beherzigung. Aber da Herder selbst eine viel zu gelehrte Bildung und zudem eine viel zu ausgeprägte Eigenthümlichkeit hatte, so wären seine vortrefflichen Bemerkungen wohl fruchtlos geblieben, wenn ihre Wahrheit nicht bald darauf von Göthe zur vollsten Anschauung gebracht worden wäre. Von Herders großem Gedanken ergriffen und von seiner eigenen volksthümlichen Natur getragen, bildete er seinen Styl an der Sprache des Volks, deren Darstellungsformen er sich aneignete und zu künstlerischer Schönheit entfaltete. Und so war er der Erste, welcher die fremden Sprach- und Darstellungsformen mit Bewußtsein und richtigem Gefühl ablegte und seinem Styl einen durchgängig deutschen Charakter aufprägte. Auch hatten seine ersten Musterwerke die ungeheure Wirkung, die sie hervorbrachten, nicht bloß ihrem ächt poetischen Gehalt, sondern ganz vorzüglich der in volksthümlichen Formen sich bewegenden schönen Darstellung zu verdanken. Ob ihn gleich kein Anderer in dieser Beziehung erreichte, ja nur nahe kam, so hatte sein Vorgang doch solchen Einfluß, daß das Sprachgefühl sich immer mehr ausbildete, und es wäre wohl mit der Zeit so erstarkt, daß es nicht mehr hätte vernichtet werden können, wenn nicht vom Ende des 18. Jahrh. an die Philosophie einen verderblichen Einfluß auf die Sprache ausgeübt hätte, der sich besonders darin kundgab, daß durch sie wieder die fremden Wörter und Darstellungsformen in unmäßiger Fülle in die Sprache eindrangen, und daß man anfing, neue deutsche Wörter zu bilden, in denen alle Gesetze der Sprache verletzt waren, und die daher sowohl in Bezug auf ihre Form, als rücksichtlich ihrer rhythmischen Bewegung wahre Mißgeburten waren. Schon Kant hat in dieser Beziehung schädlich gewirkt, am schädlichsten jedoch Hegel, der einen unerschöpflichen Reichthum in der Bildung von Wortungeheuern an den Tag legte und dessen Schriften oft deswegen vollständig unverständlich sind, weil es rein unmöglich ist, sich die Begriffe klar zu machen, die er mit seinen neuen Wortbildungen verband. Er fand hierin um so mehr Nachahmer, als man sich auf diese Weise mit leichter Mühe den Schein der Neuheit und der Tiefe geben konnte.

In anderer Weise wurde die einfache Schönheit der Darstellung, die wir in Göthe's ersten Werken bewundern, zunächst durch Herder und sodann in höherem Maße durch die Romantiker verletzt, dadurch nämlich, daß in der prosaischen Schreibart und zwar sowohl in der historischen als in der didaktischen Gattung die Phantasie zu frei walten ließ oder auch wohl absichtlich solche Darstellungsformen in die Prosa aufnahm, welche mehr oder weniger ausschließlich der Poesie zukommen, was sich besonders in dem Streben kundgab, die Begriffe nicht durch die einfachen, ihnen entsprechenden Ausdrücke, sondern durch Bilder zu bezeichnen. So vortrefflich der Gebrauch von Bildern und bildlichen Ausdrücken in der Poesie sein kann, wo es darauf ankommt, die Darstellung sinnlich lebendig zu machen und die dargestellten Gegenstände oder Verhältnisse zur größtmöglichsten Anschaulichkeit zu bringen, so ungeeignet ist dagegen der Gebrauch dieser Darstellungsformen in der wissenschaftlichen Prosa, die zunächst darnach streben muß, die Begriffe durch die größtmöglichste Klarheit zum sicheren Verständniß zu bringen. Da aber die Darstellung der organische Ausdruck der Gedanken sein soll, so ist es klar, daß der Gebrauch der poetischen Sprache bei wissenschaftlichen Gegenständen nicht angemessen und somit auch an sich nicht schön ist, abgesehen davon, daß sie leicht zu schiefer Auffassung und zu Mißverständnissen verleitet. Allerdings können selbst Darstellungen wissenschaftlicher Gegenstände bis zu einem gewissen Grade nach Schönheit der Form streben, und zwar, wie Schiller in der Abhandlung „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen" vortrefflich auseinandersetzt, „wenn es nur um Resultate zu thun ist, und es nicht zugleich an den Beweisen liegt"; allein wo es sich hauptsächlich um diese handelt, muß die Klarheit das erste und unbedingte Erforderniß der Darstellung sein. Deshalb sind Schillers Abhandlungen über die Philosophie der Kunst vollkommen berechtigt und sind Muster ästhetisch-wissenschaftlicher Prosa, während Schellings poetisirende Sprache in seinen philosophischen Werken durchaus ungeeignet erscheint, weil es in derselben hauptsächlich auf die Klarheit der Begriffe ankommt, diese aber in der Anhäufung von Bildern und figürlichen Ausdrücken zur Unbestimmtheit und öfters sogar zur vollständigsten Undeutlichkeit verschwimmen.

Aber selbst in denjenigen wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen es lediglich um die Mittheilung der Ergebnisse des Denkens zu thun ist, ist der Gebrauch schöner Formen gefährlich, und es wird nur ein ungewöhnliches Talent, wie Schiller, sich derselben ohne Nachtheil bedienen können, ein Talent, das den Gedanken, wie die Form mit gleicher Sicherheit beherrscht und sich daher mit voller Freiheit in den schönen Formen der Darstellung bewegt, ohne dadurch die strengste Bestimmtheit für den Verstand aus den Augen zu verlieren. Wo dies nicht der Fall ist, wie z. B. bei den Romantikern und ganz besonders bei Fr. Schlegel, geräth der Verstand gänzlich unter die Herrschaft der Phantasie, es geht die Schärfe des Gedankens verloren, und der Schriftsteller wird von der Gewalt seiner eigenen Bilder zu Ergebnissen geführt, die ursprünglich nicht in seiner Absicht liegen mochten; oder wenn auch dies nicht geschieht, so ist es doch dem Leser unmöglich, sich die Begriffe zum klaren Bewußtsein zu bringen, welche in ihm entwickelt werden sollten. Diese Darstellungsweise wirkte aber um so verderblicher, als man durch dieselbe dem gemeinsten Gedanken den Schein der Schönheit zu geben vermag, und es ist daher leicht zu erklären, daß sie so viele Nachahmer und, weil sie auf Täuschung beruhte, auch so viele Freunde bei dem Publikum fand. In der neueren Zeit artete dieser sogenannte geistreiche Styl zur ekelhaften Verzerrung aus, da die Schriftsteller ihm durch Aufnahme der neuen philosophischen Sprache auch den Schein der Tiefe zu geben suchten.

Von theils heilsamem, theils aber auch nachtheiligem Einfluß auf die Entwickelung der Sprache

waren die Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, die während des Zeitraumes in reicher Fülle erschienen. Der Vortheil, der zunächst daraus erwuchs, lag darin, daß die Sprache durch diese fortgesetzten Uebungen an den verschiedensten Stoffen und Formen eine außerordentliche Beweglichkeit gewann und man sich vieler in ihr liegenden Mittel erst bewußt wurde, welche außerdem kaum erkannt worden wären. Dagegen ist auch der Nachtheil nicht gering anzuschlagen, der sich je länger, je mehr damit verband. Bei dem an sich richtigen Bestreben, die übersetzten Schriften nicht bloß ihrem Inhalte, sondern auch ihrer Form nach möglichst getreu wiederzugeben, ließ man sich leicht verleiten, fremde Wort- und Satzbildungen aufzunehmen, da das Sprachgefühl bei den Gelehrten noch nicht so erstarkt war, daß sie der Verführung hätten widerstehen können, die um so mehr anlockte, als man thörichter Weise oft glaubte, auf diesem Wege die Sprache wahrhaft zu bereichern, während sie in der That ihren eigenthümlichen und nationalen Charakter immer mehr verlor. Am verderblichsten wirkten freilich die Uebersetzungen, wenn sie in die Hände von Stümpern geriethen, welche weder der fremden, noch der Muttersprache mächtig waren und zudem solche Schriften verdeutschten, welche weder ihrem Inhalte, noch ihrer Form nach von Bedeutung waren, sondern nur die alltäglichste Unterhaltung gewährten, und es darf mit voller Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß die zahlreichen Uebersetzungen französischer und englischer Romane oder Schauspiele und anderer Unterhaltungsschriften, die dem großen Publikum in die Hände geriethen, wesentlich dazu beigetragen haben, das Sprachgefühl zu vernichten, was auch von den Zeitungen gilt, die namentlich während der Unterdrückung der Preßfreiheit vorzugsweise ihren Stoff fremden, besonders französischen Blättern entnahmen. Unter den Uebersetzern, welche vortheilhaft auf die Ausbildung der Sprache wirkten, sind besonders J. H. Voß, A. W. Schlegel, L. Tieck und neben ihnen auch wohl noch Gries zu nennen. Voß begründete die neue Uebersetzungskunst, welche auch die fremde Form zur Anschauung zu bringen suchte; aber während er in seiner ersten Arbeit, in der Uebersetzung von Homers „Odyssee" (Hamb. 1781), weniger schon in der Uebertragung der „Ilias" (Königsb. 1793), den rechten Punkt traf, und nicht weiter ging, als es sich mit dem Geiste der deutschen Sprache vertrug, ließ er in seinen späteren Uebersetzungen die Rücksicht auf die fremde Form so sehr vorwalten, daß nicht nur die Muttersprache einen ganz fremden Charakter und ein ganz fremdes Gepräge erhält, sondern sie sogar ganz unverständlich wird und man seine Uebersetzungen nur mit Hülfe des Originals verstehen kann. Er hatte sich leider in diese Ansicht so sehr verfangen, daß er selbst seine ersten Uebersetzungen in den nachfolgenden Ausgaben immer mehr verschlechterte. Zu seinen gelungenern Arbeiten gehören noch die Uebersetzungen von Virgils „Landbau" (Hamb. 1789); am schlechtesten ist die Uebertragung des Aristophanes (3 Bde. Braunschw. 1821) und der Dramen Shakspeare's, an welcher auch seine Söhne Theil nahmen (9 Thle. Leipz. 1818—29). Die höchste Stufe der Uebersetzungskunst hat A. W. Schlegel erreicht, und es ist besonders seine Verdeutschung Shakspeare's als ein vollendetes Kunstwerk zu bewundern. Aber auch seine übrigen Uebersetzungen sind vortrefflich und sie sind auch schon deshalb zu erwähnen, weil er durch sie mehrere bedeutende Dichter des Auslands zuerst zum wahren Verständniß brachte, wenn es ihm auch nicht gelang, dieselben bei uns so einzubürgern, wie den großen Engländer. So führte er uns in seinem „Spanischen Theater" (2 Bde. Berl. 1803) den großen Calderon näher, und durch seine „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" (Berl. 1804) machte er zugleich mit mehrern schätzenswerthen Dichtern und schönen Formen des romanischen Südens bekannt. Ihm steht sein Freund L. Tieck auch in dieser Beziehung nahe, vorzüglich durch seine treffliche Uebersetzung des „Don Quixote" von Cervantes (4 Bde. Berl. 1799—1801). Nicht geringes Verdienst erwarb er sich durch die Verdeutschung einiger Stücke Shakspeare's, welche Schlegel nicht gegeben hatte, und welche der neuen Ausgabe der Schlegelschen Uebersetzung (9 Bde. Berl. 1826—33) beigegeben sind, so wie durch sein „Altenglisches Theater" (2 Thle. Berl. 1811) und „Shakspeare's Vorschule" (2 Bde. Eb. 1823—29). In dem Sinn und Geist dieser großen Vorgänger, durch welche er auf die romanischen Literaturen geführt worden war, übersetzte Johann Dietrich Gries aus Hamburg (1775—1812) einige der größten Dichter der Italiener und Spanier mit anerkannter Meisterschaft, die er namentlich in der glücklichen Behandlung der fremden Formen beurkundete. Er begann mit Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Thle. Jena 1800—03), welcher er bald die Uebersetzung von Ariosto's „Rasendem Roland" (5 Thle. 1804—08) folgen ließ. Beide Arbeiten erlebten mehrere Auflagen, die sich durch immer größere Vollendung bemerkbar machten. Nicht weniger Geschick bewies er in den Uebersetzungen des „Verliebten Rolands" von Bojardo (4 Bde. Stuttg. 1835—39) und des „Ricciardetto" von Fortiguera (3 Bde. Stuttg. 1831); doch erwarb er sich noch größeren Ruhm durch die treffliche Uebersetzung der „Schauspiele" des Calderon (7 Bde. Berl. 1815—26; 2. Aufl. 8 Bde. Eb. 1840 u. 41), welche sich durch eben so glückliche Auffassung des eigenthümlichen poetischen Geistes als durch meisterhafte Aneignung der Form auszeichnet.

Neben diesen vier hervorragendsten Männern verdienen aber noch viele Andere ehrenvoll erwähnt zu werden, und es ist kaum eine Literatur der Welt, die nicht durch mehr oder weniger glückliche Uebersetzungen zum Eigenthum des deutschen Volks geworden wäre. Wir müssen uns jedoch darauf beschränken, die bedeutendsten Erscheinungen zu nennen; wir beginnen mit denjenigen Männern, welche Werke der griechischen und lateinischen Literatur übersetzten. Noch ehe Voß seine Uebersetzung des Homer herausgab, veröffentlichte Bürger in verschiedenen Zeiten Versuche von Uebersetzungen der „Ilias" in reimfreien Jamben und in Hexametern, die schon deshalb wichtig sind, weil sie die erste Anregung waren, den großen Griechen in künstlerischer Form wiederzugeben und er oft den volksthümlichen Ton in einer Weise traf, wie ihn Voß niemals erreichte. Mit ihm wetteiferte zunächst der Graf Fr. Leop. von Stolberg, dessen „Ilias" (2 Bde. Flensb. u. Leipz. 1778) zwar in der Form viel zu wünschen übrig läßt,

aber von dichterischem Geiste zeugt. Weniger bedeutend sind seine Uebersetzungen von „Vier Tragödien" des Aeschylos (Hamb. 1802) und der „Auserlesenen Gespräche" des Plato (3 Thle. Königsb. 1790—97), wogegen sein Bruder Christian in der Uebersetzung des „Sophokles" (2 Bde. Leipz. 1787) einen glücklichen Versuch machte, den größten griechischen Dramatiker in die Muttersprache zu übertragen, und so sind auch seine „Gedichte aus dem Griechischen" (Hamb. 1782), welche Hymnen des Homer, Idyllen des Theokrit und lyrische Gedichte des Anakreon enthalten, noch immer der Beachtung werth. Von großer Bedeutung sind Herders Uebersetzungen und Nachbildungen kleinerer griechischen Dichtungen, da er, wie immer, so auch hier, den poetischen Sinn mit Glück erfaßte und mit Geschick wiedergab („Blumen aus der griech. Anthologie" 1785; „Hyle. Kleine griech. Gedichte". 3 Samml. und „Gesänge von Pindar" 1803). In ähnlicher Weise übersetzte er aus dem Lateinischen „Oden, Briefe und Satyren" der römischen Dichter Horaz und Persius, welche er zuerst in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, und die „Lyrischen Gedichte" des Jesuiten Balde (S. II, 226), die er unter dem Titel „Terpsichore" (Lüb. 1794) veröffentlichte. Wohl die meisterhaftesten Uebersetzungen aus den classischen Sprachen gab der große Philologe Fr. Aug. Wolf (1759—1824), die sich durch die schönste Verbindung von Treue und geschmackvoller Behandlung der Sprache auszeichnen (des Aristophanes „Acharner". Berl. 1811; dessen „Wolken". Ebd. 1812; „Die erste Satyre" des Horaz. Ebd. 1813). Nicht ohne Werth sind die Uebersetzungen von J. Casp. Fr. Manso („Elegien" von Bion, Gotha 1787, und von Moschus, Lpz. 1807; Virgils Gedicht „Von der Landwirthschaft". Jena 1783; Ovids „Kunst zu lieben". Berl. 1794), doch stehen sie den Arbeiten des geschmackvollen Fr. Jacobs nach („Prometheus" und „Die Perser" von Aeschylus, 1799, und besonders „Epigramme der griech. Anthologie" in seinem „Tempe". 2 Bde. Lpz. 1803). Auch W. v. Humboldt ist als geistreicher Uebersetzer zu nennen (Pindars „Vierte Pythische Hymne" 1795; „Agamemnon" von Aeschylus". Lpz. 1816). Großen Beifall erwarb sich K. L. v. Knebel durch seine gelungenen metrischen Uebersetzungen der „Elegien" des Propertius (Lpz. 1798) und vorzüglich des Lehrgedichts „Von der Natur der Dinge" von Lucretius (2 Bde. Lpz. 1821), in denen Sprache und Auffassung gleich vortrefflich sind. Als eine der bedeutendsten Erscheinungen in diesem Gebiete ist F. D. E. Schleiermachers Uebersetzung der Werke Plato's (3 Thle. in 6 Bdn. Berl. 1804—26), welche auf das tiefere Verständniß des großen Philosophen, in dessen Geist er tiefer eindrang, als die meisten Philologen, nicht ohne nachhaltenden Einfluß geblieben ist. Endlich erwähnen wir noch die Uebersetzung des Tacitus von K. L. von Woltmann, die jedoch bei großen Ansprüchen verhältnißmäßig wenig leistete.

Die Uebersetzungen aus den neuern Sprachen, deren wichtigste schon oben erwähnt sind, können wir kürzer berühren. Um die Verbreitung der englischen Literatur machten sich vorzüglich Joh. Joach. Christoph Bode aus Braunschweig (1730—93) durch meist gediegene Uebersetzungen verdient („Yoricks empfindsame Reise" von Sterne, Hamb. 1768; dessen „Tristam Shandys Leben". 3 Bde. Eb. 1774; Goldsmiths „Dorfprediger von Wakefield". Lpz. 1776 und Fieldings „Tom Jones". 6 Bde. Lpz. 1786—88), Samuel Gli. Bürde (1753—1831) aus Breslau (Miltons „Verlornes Paradies". Bresl. 1793); K. F. L. Kannegießer (Beaumont und Fletchers „Dramat. Werke". 2 Bde. Berl. 1808) und Dietr. Wilh. Soltau (1745—1827, „Hudibras von Butler". Riga 1787). Am häufigsten wurden die Lieder des Ossian übersetzt, Einzelnes von Herder in den „Stimmen der Völker", von Göthe prosaisch in „Werthers Leiden", theils vollständig vom Freih. v. Harold (3 Bde. Düsseld. 1775), von Ch. H. Pfaff (Ff. u. Lpz. 1792), von J. Gli. Rhode (6 Bde. Berl. 1800), vom Grafen F. L. v. Stolberg (3 Thle. Hamb. 1806) u. A., aus dem Englischen des Macpherson von Ch. W. Ahlwardt aus dem (vorgeblichen) Gaelischen Original. (3 Th. Lpz. 1811).

So zahlreich die Uebersetzungen aus dem Französischen sind, so können doch nur wenige hervorgehoben werden; als eigentlich bedeutend sind nur die treffliche Uebertragung von Montaigne's „Gedanken und Meinungen" durch Bode (7 Bde. Berl. 1793—97), die glücklichen Nachbildungen einiger Trauerspiele Voltaire's durch Fr. W. Gotter („Merope". Gotha 1774; „Orestes und Elektra". Eb. 1776) u. s. w., die Bearbeitungen des „Mahomet" und des „Tancred" von Voltaire durch Göthe (1802), so wie der „Phädra" von Racine durch Schiller. Dagegen fand die italienische Literatur eine weit größere Menge von tüchtigen Uebersetzern, durch welche die Hauptwerke derselben eine größere Verbreitung erhielten. Wilh. Heinse übersetzte Tasso's „Befreites Jerusalem" (4 Bde. Mannh. 1781) und Ariosto's „Roland" (4 Thle. Hann. 1782), beides zwar in Prosa, aber mit solchem Geschick, daß die Gedichte sich angenehm lesen lassen, ungeachtet ihnen der Reiz der metrischen Darstellung abgeht. Neben Gries übersetzte auch K. Streckfuß (geb. 1779) Ariosto's „Rasenden Roland" (5 Thle. Halle 1818—25). Soltau gab die erste gediegene Uebersetzung des „Decamerone" von Boccaccio (3 Bde. Berl. 1803) und K. F. L. Kannegießer versuchte sich zuerst mit Glück an der Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie" (3 Thle. Lpz. 1809—1821); Petrarca's sämmtliche „Gedichte" wurden von K. A. F. Förster (geb. 1784) in den Versmaßen des Originals verdeutscht (2 Thle. Altenb. u. Leipz. 1818), nachdem schon Manso einzelne derselben in seinen „Vermischten Schriften" (Lpz. 1801) übersetzt hatte.

Die Literatur der Spanier und Portugiesen wurde vorzüglich durch das „Magazin der span. und portug. Lit." (3 Bde. Weimar 1780—82) von Fr. Justin Bertuch aus Weimar (1747—1822) bearbeitet, welcher auch den „Don Quixote" von Cervantes übersetzte (6 Bde. Weim. 1775—79), worin er jedoch durch die späteren Uebersetzungen von Tieck und Soltau (6 Thle. Königsb. 1800—01), dem wir auch eine wohlgelungene Uebersetzung der „Erzählungen" des nämlichen spanischen Dichters zu verdanken haben, übertroffen wurde. Herders „Cid", der erst nach seinem Tode (Tüb. 1805) vollständig erschien, ist eher eine freie Bearbeitung alter spanischer Ro-

manzen, als eine Uebersetzung zu nennen, wogegen die „Altspanischen Romanzen“ von Fr. Diez (Ff. 1818) mit großer Treue wiedergegeben sind. Neben Gries versuchte sich auch E. F. G. O. Freih. von der Malsburg (1786—1824) in der Uebersetzung von Calderons „Schauspielen“ (6 Thle. Lpz. 1818—26). Von den „Lusiaden“ des portugiesischen Dichters Camoëns gab K. Sigm. Freih. v. Seckendorf (1744—85) in Bertuchs Magazin wohlgelungene Proben; C. C. Heise unternahm eine Uebersetzung des nämlichen Gedichts, ohne sie jedoch zu vollenden (2 Bdchn. Hamb. 1807); die beste ist ohne Zweifel die von J. J. C. Donner (Stuttg. 1833), von welcher schon im J. 1827 eine mit Beifall aufgenommene Probe erschienen war.

Die Literatur des skandinavischen Nordens fand in F. H. v. d. Hagen („Lieder der ältern Edda“, Berl. 1812; „Nordische Heldenromane“, 4 Bde. Bresl. 1814—15) und in den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm („Die Lieder d. alten Edda“, 1. Bd. Berl. 1815; „Altdänische Heldenlieder“, Heidelb. 1811) ihre vorzüglichsten Bearbeiter.

Die orientalischen Literaturen wurden zuerst durch Herder auf eine geistreiche Weise vermittelt; besonders lehrte er zuerst die poetischen Bücher des Alten Testaments von einem freieren Standpunkte anschauen. In seiner Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ (2 Thle. Dessau 1782—83) theilte er einige vortreffliche Uebersetzungen aus jenen Büchern mit, nachdem er schon früher „Salomons Lieder der Liebe“ (Lpz. 1778) in diesem Geiste wiedergegeben hatte. In den „Zerstreuten Blättern“ (6 Samml. Gotha 1785—97) veröffentlichte er viele kleinere Gedichte, die er verschiedenen morgenländischen Dichtern, besonders der Perser, nachgebildet hatte, und seine Liebe zur orientalischen Poesie gab sich auch darin kund, daß er von der trefflichen Uebersetzung der „Sakontala“ des indischen Dichters Kalidasas, welche J. G. Forster nach der englischen Uebertragung von W. Jones gemacht hatte (Ff. 1791), eine zweite Ausgabe veranstaltete (Ebd. 1803), die er mit einer schätzenswerthen Einleitung über das indische Drama begleitete. Um die nähere Kenntniß der persischen Dichtkunst machte sich besonders Joseph von Hammer (geb. 1774) verdient, welcher nicht bloß in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ (Wien 1818) eine Blüthenlese aus 700 persischen Dichtern gab, sondern auch mehrere derselben, sowie auch die Werke arabischer und türkischer Dichter zum erstenmale vollständig übersetzte. Jos. Görres erwarb sich kein geringes Verdienst durch seine Bearbeitung des „Schah Nameh“ von Firdusi („das Heldenbuch von Iran“, Berl. 1820) und so trug auch Göthe durch seinen „Westöstlichen Divan“ (Stuttg. 1819) viel zur Verbreitung der Kenntniß persischer Poesie bei. Unter allen denen aber, welche orientalische Dichtungen ins Deutsche übertrugen, ragt Fr. Rückert hervor, der eine seltene Meisterschaft in der Behandlung der fremden Formen entwickelte und für die morgenländischen Literaturen das wurde, was Voß für die griechische, A. W. Schlegel für die modernen gewesen. Seine Uebersetzungen der „Makamen“ des Hariri, welche er unter dem Titel „Verwandlungen des Abu Seid“ (2 Bde. Stuttg. 1826) herausgab, dann der lieblichen indischen Erzählung „Nal und Damajanti“ (Ff. 1828) sind als Uebersetzungen wahre Kunstwerke, was auch von der Uebertragung des altchinesischen Liederbuchs „Schi-King“ (Altona 1833) gilt, ja vielleicht in noch höherem Grade, da er nicht unmittelbar aus dem Original, sondern aus einer sehr prosaischen lateinischen Uebersetzung schöpfte, und er doch den Geist der altchinesischen Poesie in wunderbarer Treue wiedergab.

Auf die Ausbildung der Sprache hatte ferner die Beschäftigung mit der älteren Literatur einen um so trefflicheren Einfluß, als hiedurch ein Gegengewicht gegen die Einwirkung der fremden Sprachen gegeben war, und dieser gute Einfluß machte sich selbst dann schon bemerklich, als das Studium des Alt- und Mittelhochdeutschen noch nicht auf die wissenschaftliche Höhe gelangt war, die es seit 1820 erreichte. Auch in dieser Beziehung war wiederum Herder vor Allen anregend. Er wies schon in den „Fragmenten zur deutschen Literatur“ auf die Wichtigkeit derselben für unsere nationale Entwickelung hin, und suchte später in andern Abhandlungen die Liebe für die ältere Poesie zu erwecken. Wie schon im vorigen Zeitraum, so fuhr man auch jetzt noch fort, die Denkmäler der alten Sprache und Dichtkunst durch neue Ausgaben aus der Vergessenheit zu reißen oder auch in abhandelnden Schriften auf dieselben aufmerksam zu machen, und es haben sich in dieser Beziehung in der ersten Hälfte des Zeitraums namentlich folgende Männer Verdienste erworben: K. J. Michaeler aus Insbruck (1735—1804), Jerem. Jakob Oberlin aus Straßburg (1735—1806), J. J. Eschenburg und J. Chr. Jahn aus Halberstadt (1767—1818). Andere, wie J. Christoph Adelung aus Pommern (1732—1809) und F. D. Gräter aus Schwäbisch-Hall (1768—1830) gründeten Zeitschriften, die zum Theil oder ausschließlich der Behandlung der alten Sprache und Literatur gewidmet waren, jener das „Magazin für die deutsche Sprache“ (2 Bde. Lpz. 1783 u. 84), dieser „Bragur. Ein literar. Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“ (7 Bde. Lpz. 1791—1802) u. a. m. Vom Anfang des 19. Jahrh. an nahm dieses Studium einen größeren Aufschwung, da die Romantiker anfingen, sich an das Mittelalter anzuschließen, und es erwarben sich die Häupter der Schule in dieser Beziehung mancherlei Verdienste, theils indem sie alte Denkmäler erneuerten, theils und vorzüglich, indem sie die literarische und poetische Bedeutung derselben besprachen. A. W. Schlegel begann Gottfrieds von Straßburg „Tristan“ nachzudichten, und veröffentlichte eine „Untersuchung über das Lied der Nibelungen“; Fr. Schlegel, der eine der vaterländischen Literatur gewidmete Zeitschrift „Deutsches Museum“ (2 Bde. Wien 1812) herausgab, in welchem er unter Anderm einen interessanten Aufsatz „Ueber nordische Dichtkunst“ bekannt machte, bearbeitete den alten Volksroman „Lother und Maller“ (Ff. 1806) und widmete der ältern deutschen Poesie in seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur“ (2 Bde. Wien 1815) mehr Aufmerksamkeit, als ähnliche Werke bis dahin gethan hatten. L. Tieck erneuerte außer mehreren alten Volksbüchern, von denen später die Rede sein wird, „Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter“ (Berl. 1805) und be-

arbeitete Ulrichs von Lichtenstein „Frauendienst" Stuttg. 1812). Achim von Arnim und Clemens Brentano machten sich durch eine reiche Sammlung alter Volkslieder verdient („Des Knaben Wunderhorn", 3 Bde. Heidelb. 1806—08) und der letztere gab zudem G. Wickrams „Goldfaden" heraus (Heidelb. 1809). Große Thätigkeit entwickelte endlich auch Jos. Görres, der eine neue, mit einer Einleitung versehene Ausgabe des „Lohengrin" besorgte (Heidelb. 1813), „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder" (Frankf. 1817) herausgab, und sich durch seine Schrift über „Die deutschen Volksbücher" (Heidelb. 1807) große Verdienste um diesen Zweig der Literatur erwarb, auf den er zuerst mit Einsicht und Gründlichkeit aufmerksam machte.

Neben den Genannten sind noch mehrere Andere zu erwähnen, welche die alte Sprache und Literatur in mehr gelehrter Weise behandelten, so B. J. Docen aus Osnabrück (1782—1828) in seinen „Miscellanen zur Gesch. d. deutschen Literatur" (2 Bde. München 1807), J. G. Büsching aus Berlin (1783—1829), und ganz besonders F. H. von der Hagen aus Schmiedeberg (geb. 1780, seit 1824 Professor in Berlin), der bald in Verbindung mit Büsching u. A., bald allein theils größere Sammlungen, theils einzelne Werke herausgab; von den erstern erwähnen wir nur die „Deutschen Gedichte des Mittelalters" (2 Bde. 4. Berl. 1808—11) und von den andern die verschiedenen Ausgaben des „Nibelungenliedes" (zuerst Berl. 1810), um welches er sich überhaupt dankenswerthes Verdienst erwarb. Andere bedeutende Denkmäler gab G. F. Benecke, Prof. in Göttingen (1762—1844) mit kritischer Sorgfalt und geschmackvollem Sinn heraus, namentlich Boners „Edelstein" (Berl. 1816), den „Wigalois" von Wirnt v. Gravenberg (Ebd. 1819) und mit Lachmann Hartmanns „Iwein" (Berl. 1827). Unbestritten den ersten Rang nimmt jedoch Jakob Grimm ein, der durch seine „Deutsche Grammatik" (4 Bde. Gött. 1819—37) der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache und ihrer Denkmäler eine ganz neue, fruchtbare Bahn eröffnete, überhaupt die deutsche Philologie gründete, und sie nicht bloß der classischen ebenbürtig zur Seite stellte, sondern sie in wesentlichen Punkten über dieselbe erhob, so daß diese sich an ihrer jüngeren Schwester zu neuem Leben emporarbeiten mußte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur das Wichtigste mittheilen wollten, was er und die von ihm gegründete Schule nach den verschiedensten Seiten hin geleistet haben; wir können uns aber um so mehr darauf beschränken, die Namen der bedeutendsten Germanisten einfach zu erwähnen, als weitaus die wichtigsten Leistungen über die Zeit hinausreichen, die wir zu betrachten haben. Zu den thätigsten und gründlichsten Herausgebern altdeutscher Sprachdenkmäler gehören aber außer Wilh. Grimm, dem Bruder und fleißigen Mitarbeiter des Begründers der deutschen Grammatik, Joh. Freih. von Laßberg, K. Lachmann, Heinr. Hoffmann (von Fallersleben), Schmeller, W. Wackernagel, Maßmann u. A. m.

Ehe wir die vorliegenden Bemerkungen schließen, müssen wir endlich noch erwähnen, daß in dem vorliegenden Zeitraum auch die Mundarten wieder mehr beachtet wurden, und daß man anfing, dieselben für schriftliche Darstellungen, namentlich im Gebiete der Poesie, zu gebrauchen. Die zum Theil vortrefflichen Versuche der Art von J. H. Voß, J. K. Grübel, G. D. Arnold, J. M. Usteri und vor Allem von J. Peter Hebel, von denen wir später noch ausführlicher sprechen werden, hatten neben dem poetischen noch das anderweitige Verdienst, daß sie eine verständigere Anschauung der Dialekte herbeiführte, als seit Gottsched hergebracht war, und man in ihnen etwas ganz Anderes zu erblicken anfing, als eine Verschlechterung des Hochdeutschen, eine Ansicht, die freilich bei der wissenschaftlicheren Ergründung der Sprache auch keinen weiteren Bestand haben konnte.

Erster Abschnitt: Poesie.

Die Poesie des vorliegenden Zeitraums schließt sich allerdings in ihrer Entwickelung an die der vorigen Periode an; aber gleich in den ersten Jahren gewinnt es den Anschein, als ob sie sich von dem bis dahin befolgten Wege trennen und zu der bisherigen Richtung einen entschiedenen Gegensatz bilden wollte. Wir erinnern uns, daß die Kritik die Grundlage der Entwickelung in der vorigen Periode bildete. Sie war, mit den schwachen Versuchen Gottscheds beginnend, durch Lessing zu der höchsten Ausbildung gelangt, und hatte nicht bloß die obersten allgemeinen Grundsätze der Kunst aus der Betrachtung der vorhandenen Kunstwerke des Alterthums und der neuern Zeit in klarer und eindringlicher Weise ausgesprochen, sie hatte diese Grundsätze auch auf einzelne Formen der Poesie bis in ihre letzten Folgerungen angewendet. Zu der Zeit, als Lessing seine unsterblichen kritischen Meisterwerke, den „Laokoon" und die „Dramaturgie" veröffentlicht, durch dieselbe jene kritischen Bestrebungen abgeschlossen und die Aufgabe des ganzen Zeitraums, die ästhetische Erziehung des Volks, vollendet, in diesen Werken sowohl den Begriff der Kunst und der Poesie festgestellt, als auch die Idee des Kunstwerks nach allen seinen Beziehungen hin entwickelt und nachgewiesen hatte, daß das Wesen eines solchen in der harmonischen Entwickelung des bedeutenden Inhalts und der schönen Form beruhe; als es somit den Anschein hatte, als ob sich nunmehr die heimatliche Literatur auf dem vorgezeichneten Wege ruhig und klar entwickeln könne, begann eine neue Gährung, die übrigens in der bisherigen Entwickelung selbst begründet lag. Die Kritik der vorigen Periode hatte die Kunst zur Natur zurückführen und sie von dem Regelzwange befreien wollen, der von Frankreich aus die deutsche Poesie gefesselt hatte; sie hatte eben deshalb auf die Engländer und namentlich auf Shakspeare hingewiesen, und Wielands, Lessings und Anderer Bemühungen hatten den glänzendsten Erfolg gehabt, indem seit Ende der sechsziger Jahre Shakspeare das allgemeine Losungswort des neuen Geschlechts geworden war. Doch zeigte sich in der Anwendung bald ein vollständiger Widerspruch gegen die frühere Zeit und insbesondere gegen Lessings Mäßigung. Dieser hatte nämlich in seiner „Dramaturgie" dargethan, daß die Dramen des großen Engländers eine weit höhere Wirkung hervorbrächten, als die Tragödien der Franzosen, obgleich sie die Gesetze des französischen Theaters

nicht befolgten, sie vielmehr augenscheinlich verletzten; er hatte daraus geschlossen, daß man somit den Zweck der Tragödie auch ohne diese Regeln erreichen könne, ja sogar, daß dieselben wohl Schuld daran sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Aber nun ging man weiter, und erklärte alle Kunstgesetze überhaupt für überflüssig, ja für schädlich; es sei eine Pedanterie, behauptete man, dem Genie vorschreiben zu wollen, was es thun und was es nicht thun müsse (Dramaturgie, Nr. 101—104). Um die Kunst zur Naturwahrheit zurückzuführen, sei es nicht hinlänglich, die Natur in ihrer unmittelbarsten Erscheinung nachzuahmen, man müsse auch die in dem Dichter wirkende Naturkraft frei und unbeschränkt walten lassen; der Dichter solle, um die von den Gelehrten und Kritikern aufgestellten Regeln unbekümmert, lediglich den Eingebungen seines Talents gehorchen, das ihn allein richtig zu leiten vermöge; er solle eben deshalb auch jede Nachahmung streng vermeiden, und vor Allem nach Originalität streben. Genie und Originalität waren die Losungsworte der neuen Schule, deren Anhänger man auch deshalb mit dem Namen der „Original"- oder „Kraftgenies", sowie die Zeit nach dem Titel eines Schauspieles von **Klinger** ganz vortrefflich und charakteristisch mit dem Namen „Sturm- und Drangperiode" bezeichnete. Man wollte also zwar den Hauptgrundsatz der bisherigen Kritik, das Streben nach Naturwahrheit, gelten lassen, sie selbst aber wurde nebst ihren trefflichsten Ergebnissen vollständig verworfen. Zwar wurden auch, wie wir unten ausführen werden, den bisherigen kritischen Bestrebungen andere entgegengestellt; allein diese waren rein negativer Natur und beruhten, wenn sie hie und da einmal mehr positiv sich aussprachen, auf dem bloßen Gefühl.

Dieser Ton war schon am Ende der vorigen Periode durch **Gerstenberg** (S. 647) angeschlagen worden, auf den sich ohne Zweifel die oben angeführte Bemerkung Lessings bezieht; sie hatte entschiedenen Ausdruck in den ersten Schriften **Hamanns** und **Herders** gefunden, welche überhaupt als die Begründer dieser Richtung anzusehen sind; und insbesondere ist die rege Entwickelung derselben dem mächtigen Wort und dem persönlichen Einflusse des Letztern zuzuschreiben. Solche Grundsätze mußten zur Vernichtung aller Kunst führen, sie hätten aber auch zur Vernichtung aller Poesie führen müssen; daß dies nicht der Fall war, daß vielmehr das wahrhaft poetische Element geweckt und herrschend wurde, das lag in einem andern Grundsatz, den zuerst **Hamann** in dunkler, mysteriöser Weise, dann **Herder** in begeisterten und hinreißenden Worten verkündete, einem Grundsatz, der übrigens zunächst wohl durch die von Klopstock und Lessing ausgesprochene und ins Leben gerufene Idee geweckt wurde, daß die Literatur und insbesondere die Poesie auf nationaler Grundlage beruhen müsse, wenn sie höhere Bedeutung erlangen solle. Nur wurde die Idee des Nationalen erweitert, und von der Literatur auch **Volksmäßigkeit** verlangt. Erscheint somit dieser neue Grundsatz nur als eine Fortsetzung und Entwickelung des bisherigen, so ist es doch ersichtlich, daß die Erweiterung, welche dem Begriff „Nationalität" zu Theil wurde, von äußerst glücklichen Folgen sein mußte, weil die Literatur hiedurch erst auf ihre natürliche Grundlage zurückgeführt und ihr statt des beschränkten gelehrten Charakters, den sie bis jetzt immerhin hatte, ein allgemeinerer aufgedrückt wurde, wodurch die Poesie erst zum wahren und vollen Eigenthum des gesammten Volks gemacht werden konnte. Die Grundlage aller echten Poesie, so verkündete Herder, beruhe allein im Volke. Höheres und Bleibendes könne nur erreicht werden, wenn man auf den Volksgesang, als die unerschöpfliche Quelle aller Poesie, zurückgehe, wenn man sich seine edle Einfalt und Unmittelbarkeit der Anschauung, sein sinnliches Leben aneigne. Daher empfahl er zunächst das tiefere Eindringen in die Volkslieder aller Zeiten und Völker und das Studium derjenigen Dichter, in denen sich das volksmäßige Element am ungetrübtesten zeige, die morgenländischen Dichter, und namentlich die Bibel, Homer, Ossian, Shakspeare und die altenglischen Volksbücher, von denen Percy im J. 1765 eine verdankenswerthe Sammlung veranstaltet hatte*), waren die Vorbilder, von deren glücklicher und geistreicher Benutzung er das Heil für die deutsche Poesie erwartete. Hierin traf er mit Lessing zusammen; aber während dieser, wie überhaupt die Kritik der vorigen Periode, vorzugsweise die Form und die künstlerische Entwickelung des Stoffs im Auge hatte, so lag ihm vor Allem an dem Stoffe selbst und an dessen Auffassung, es lag ihm daran, daß die Unmittelbarkeit der Anschauung auch in der Darstellung rein und ungetrübt zur Erscheinung gelange, weshalb er denn auch verlangte, daß man die abgemessene Sprache der Literatur an der natürlichen, freien, lebendigen Volkssprache verjünge. Wenn wir uns nun daran erinnern, daß diese von Herder verlangte Unmittelbarkeit der Empfindung den Dichtern der vorigen Periode und selbst dem großen Lessing fehlte, wie er selbst in so rührender Bescheidenheit und großartiger Selbstkenntniß erkannte (S. 633), so müssen wir erkennen, daß in der Idee Herders ein unermeßlicher Fortschritt lag und daß, wenn es gelang, sie ins Leben zu führen, die deutsche Poesie einer großartigen Entwickelung entgegenging. Seine Ansicht von der Volkspoesie veröffentlichte er zuerst in der Abhandlung „Ueber Ossian und die Lieder alter Völker", welche in den von ihm gemeinsam mit **Göthe** und Just. **Möser** herausgegebenen „Blättern von deutscher Art und Kunst" erschien. Er entwickelte darin mit tiefer Einsicht das Wesen der Natur- und Volkspoesie und zeigte, wie sehr es Noth thue, die „in Schwäche, Falschheit und Künstelei" ausgeartete vaterländische Dichtkunst an jener verjüngenden Quelle aufzufrischen. Und wie er schon in diesem Schriftchen auf die Bedeutsamkeit des deutschen Volkslieds insbesondere hingewiesen hatte, so that er dies noch entschiedener in der Abhandlung über die „Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst", welche er im Jahr 1777 im „Deutschen Museum" bekannt machte. Den Schlußstein seiner erfolgreichen Thätigkeit bildete seine in den J. 1778 u. 79 erschie-

*) Herder war schon früh durch dieselben angeregt worden. So schreibt er schon im Oct. 1770 an Merck, daß er vor Jahr und Tag einige der schönsten englischen Balladen übersetzt habe, und im Aug. 1771 theilt er ihm mit, wie er seit einigen Wochen in Percy's Sammlung lebe, aus der er schon eine ziemliche Anzahl Stücke aufs Papier geworfen habe.

neue Sammlung der „Volkslieder“ (in der nachfolgenden Auflage unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern“), in welcher auch zum erstenmal das deutsche Volkslied gebührende Berücksichtigung erhielt.

Herder war nun freilich nicht dazu berufen, die von ihm angebahnte Umgestaltung des poetischen Lebens selbst durchzuführen; es fehlte ihm dazu an schaffendem Dichtertalent, und die meisten jüngeren Dichter, welche von seinen begeisterten Worten ergriffen wurden, faßten seine Idee theils ungenügend, theils schief in der oben angegebenen Weise auf. Glücklicher Weise erstand um die nämliche Zeit ein Talent erster Größe, welches durch seine Dichtungen die Wahrheit der Herderschen Ideen auf das Ueberzeugendste beglaubigte und die von Herder angebahnte Revolution in den Ansichten über das Wesen der Poesie vollendete. Es war Göthe, der in Sprache, Ton und Gehalt das eigentliche Wesen der Volkspoesie erfaßte und durch seine herrlichen Dichtungen der Begründer der neuen Kunst wurde. Zwar huldigte er zugleich damals auch dem Glauben, daß das Genie sich keiner Regel und keinem Gesetz zu unterwerfen habe, und es scheint in der That namentlich sein erstes Drama („Götz von Berlichingen“) allen Anforderungen der Kunst Hohn zu sprechen; allein Göthe's poetisches Talent war so großartig und so vollkommen, daß er die in der Kunst selbst liegenden Gesetze unbewußt anwendete, und diese sogar in jenem Drama zur lebensvollen Erscheinung gelangen, so sehr er sich auch Mühe gibt, sie zu verletzen. Uebrigens blieb er, wie wir sehen werden, nicht lang in diesem Irrthum befangen. Neben ihm aber, und meist von ihm getragen, wenigstens sich eng an ihn anschließend, erscheint eine Anzahl junger Dichter (Leop. Wagner, J. M. R. Lenz, Maler Müller, Klinger, L. Ph. Hahn u. A.), die, zum Theil, hochbegabt, sich ganz in jene oben näher bezeichnete Richtung verirrten, die höchste Ungebundenheit zur Schau trugen und sich in Schöpfungen gefielen, in denen alle künstlerischen, öfters wohl auch die moralischen Gesetze mit Absicht verletzt wurden.

Diese neue Richtung fand jedoch schon bei ihrem ersten Erscheinen großen Widerstand. Selbst Lessing war nicht ganz mit ihrem Auftreten zufrieden, und er würde wohl seine Stimme haben hören lassen, wenn ihn nicht namentlich seine Reise nach Italien, später seine theologischen Fehden davon abgehalten hätten. Manche Aeußerungen in Briefen an verschiedene Freunde geben deutlich zu erkennen, daß ihn die Feindschaft der Originalgenies gegen alle Kritik, der er so viel zu verdanken hatte, die muthwillige Verletzung der Gesetze der Kunst mit Abneigung erfüllte, wenn er auch das hohe Talent Göthe's freudig anerkannte. In seinem Sinne, freilich nicht mit seinem Geiste, erhoben sich Weisse in der „Neuen Bibliothek der Wissenschaften“, Nicolai in der „Allg. Deutschen Bibliothek“, Wieland im „Deutschen Merkur“ gegen die neue Schule, und ihre Bemerkungen treffen sehr häufig den wahren Punkt. Nicolai und Wieland erkannten das Gute gern an, aber es blieben ihnen die schwachen Seiten der Schule nicht verborgen. Sie zeigten, daß die jungen Dichter bei all ihrem Prahlen von Naturwahrheit dieselbe in ihren Erzeugnissen doch auf das ärgste verletzten, daß sie zu wenig Erfahrung, Lebens- und Menschenkenntniß hatten, um Leben und Menschen zu schildern, daß sie bei all ihrem Geschrei von Originalität und Selbstständigkeit in der That doch nur Nachahmer von Shakspeare seien, dessen Regellosigkeit sie bis zur Karrikatur überböten*). Daß diese Bemerkungen mit der Zeit Einfluß gewannen und namentlich auf Göthe wirkten, der jedenfalls am wenigsten davon betroffen sein konnte, weil er selbst in seinen übermüthigsten Augenblicken immer Dichter blieb, werden wir im Verlauf der Darstellung zeigen. Uebrigens machte sich die Opposition gegen die „Stürmer und Dränger“ nicht bloß in Kritiken und andern öffentlichen Aeußerungen kund, sondern auch dadurch, daß ihren Erzeugnissen andere entgegengesetzt wurden, welche sich auf die im vorigen Zeitraum gewonnenen Ansichten gründeten. Zu denselben gehören vor Allem die Dichtungen, welche Wieland im Laufe der siebenziger Jahre erscheinen ließ, und die in Unzahl nachgeahmt, aber oft in derselben Weise überboten wurden, wie die Originalgenies Shakspeare zu überbieten suchten, und da Wielands Nachfolger eben so entschieden als jene die Naturwahrheit als Hauptgrundsatz aufstellten, so schienen beide Schulen oft in einander zu verfließen, blieben aber dadurch kenntlich und durch eine weite Kluft geschieden, daß die Einen vorzugsweise das englische und tragische, die Andern das südliche und heitere Element hervortreten ließen, die Erstern vorzugsweise das Drama, die Letztern das romantisch-komische Epos bearbeiteten.

Neben der Wielandischen Schule gestaltete sich aber zugleich auch eine Klopstockische. Um dieselbe Zeit nämlich, als Herder und Göthe der Poesie eine neue lebensvolle Richtung gaben, zugleich aber jenen „Sturm und Drang“ der Originalgenies hervorriefen, hatten sich in Göttingen einige talentvolle und strebsame junge Männer zusammengefunden, welche anfänglich ohne weitergehende Absicht, als sich gegenseitig zu belehren, in ihren Ansichten zu kräftigen und sich zu unterhalten, einen Verein stifteten, mit welchem sie bald den Zweck verbanden, einen tiefer eingreifenden Einfluß auf die Entwickelung der Literatur zu gewinnen. Es war dies der Hainbund, über dessen Entstehung und Fortbildung wir das Nöthige mitzutheilen haben.

Der große Beifall, welchen der im J. 1765 zuerst in Paris erschienene Almanac des Muses auch in Deutschland fand, reizte einen jungen Mann, der sich seit 1765 zuerst als Student, dann in freier literarischer Beschäftigung oder als Hofmeister und Gesellschafter junger Engländer in Göttingen auf-

---

*) Bei Gelegenheit einer Recension Mercks über Fr. Müllers „Situation aus Fausts Leben“, welche der Dichter dem Geiste Shakspeare's gewidmet hatte (Deutscher Merkur 1776, Julius, S. 82), macht Wieland folgende Bemerkung: „Unsre jungen Herrn geben sich die Miene, als ob sie auf sehr vertrautem Fuß mit Shakspeare's Geist lebten und ihn citiren könnten, so oft es ihnen einfiele. Ich möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakspeare's Geist einmal würklich die Ehre anthäte und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können!“ Und mit Beziehung darauf schreibt er an Merck: „Ich habe noch eine kleine Note beygefügt, um die Bürschgen, die mit Shakspeare's Geist so gemein thun, an ihr Nichts zu erinnern. Ich schaudre von tiefer heiliger Ehrfurcht, wenn ich nur seinen Nahmen nenne, und kniee hin und bete an zur Erde, wenn ich seines Geistes Gegenwart fühle — und solche lausichte Geelschnäbel sollen sich airs geben, als ob sie mit Shakspeare's Geist blinde Kuh zu spielen gewohnt wären!“ (Briefe an u. v. Merck S. 72.)

hielt, Aehnliches für Deutschland zu unternehmen. Es war dies Heinrich Christian Boie (geb. 19. Juli 1744 zu Meldorp in Dithmarsen, gest. daselbst 3. März 1806 als dänischer Etatsrath), der selbst ohne große poetische Begabung war *), aber durch das Studium der fremden Literaturen, namentlich der englischen, seinen Geschmack gebildet hatte und mit dem Halberstädtischen Dichterkreis, mit den Braunschweigern und den Berliner Dichtern, unter diesen vornämlich mit Ramler, in freundschaftlichen Beziehungen stand. Mit ihm verband sich Fr. Wilh. Gotter, der sich vorzüglich an den Franzosen herangebildet hatte; und ihren von Kästner freundlich unterstützten Bemühungen gelang es, den ersten „Deutschen Musenalmanach für das J. 1770" erscheinen zu lassen, welcher sich übrigens von den späteren hauptsächlich darin unterschied, daß nicht bloß neue, sondern auch schon bekannte Gedichte aufgenommen wurden, weshalb er auch den allerdings passendern Titel „Poetische Blumenlese" erhielt. Trotz mannigfaltiger Anfeindungen, namentlich von Seite Klotzens und seiner Partei, erhielt dieser Versuch großen Beifall, aber jene feindseligen Kritiken und der Umstand, daß schon im J. 1770 zu Leipzig ein ähnliches Unternehmen, „Almanach der deutschen Musen", entstanden war, welches mit unverkennbarer Bosheit gegen den Göttinger auftrat, wozu noch kam, daß Gotter schon im J. 1769 Göttingen verließ, nöthigten Boien, der nun alleiniger Herausgeber war, neue und wo möglich bedeutende Verbindungen aufzusuchen. Das Glück führte ihn mit Bürger zusammen, bald darauf mit des Letztern Freunden Hölty und Joh. Mart. Miller. Der Almanach selbst führte ihn J. H. Voß zu, der im J. 1771 einige Gedichte einsandte, und ein Jahr später selbst nach Göttingen kam. An diese schlossen sich noch mehrere Andere an, Johann Friedrich Hahn, Karl Friedrich Cramer, des bekannten Dichters und Theologen Sohn, und noch zwei oder drei, die jedoch an den Versammlungen der jungen Männer nur untergeordneten Antheil nahmen. Denn obgleich noch nicht zu einem festen Verein mit einander verbunden, kamen sie doch wöchentlich zusammen, wo sie sich unter Boie's Vorsitz ihre Dichtungen vorlasen, beurtheilten und verbesserten. Daß Boie bei diesen Zusammenkünften den bedeutendsten Einfluß hatte, ist leicht zu erachten, da er nicht nur der gereifteste war, sondern auch als Herausgeber des Musenalmanachs seinem Urtheile eine praktische Bedeutung unterlegen konnte. Diese freie Vereinigung gestaltete sich bald darauf zu einem festeren Verein (12. Sept. 1772), der zuerst ein bloßer Freundschaftsbund war, sich aber bald zu einer poetischen Genossenschaft mit ganz entschiedenem Charakter entwickelte **). Die ästhetischen Ansichten der Freunde waren zuerst nämlich noch ziemlich schwankend, und sie freuten sich mit jugendlicher Hingebung aller der Leistungen, durch welche die deutsche Literatur nach dieser oder jener Seite gehoben wurde. Allein schon bald gewann der Bund eine ganz entschiedene Richtung, die in Klopstock ihren Ausgangs- und Mittelpunkt hatte. Darauf wirkten zunächst Cramer, der schon im väterlichen Hause den Dichter des Messias hatte verehren lernen, Hahn, dessen Freiheits- und Vaterlandsliebe in Klopstocks Oden den höchsten Ausdruck fand, und endlich Voß, der durch seinen ernsten Charakter sich am meisten zu der würdigen Weise des nordischen Dichters hingezogen fühlte, wozu noch kam, daß er sich schon damals eifrig mit der griechischen Literatur beschäftigte, und in den Versuchen Klopstocks, griechische Formen in die deutsche Literatur einzuführen, ein erfreuliches Mittel erblickte, seine Lieblingsstudien mit der Begeisterung für die heimatliche Poesie in die genaueste Verbindung zu bringen. Diese immer entschiedener sich aussprechende Neigung zu Klopstock und dessen vaterländischer Gesinnung mußte in den jungen Gemüthern bald Abneigung gegen jede andere Richtung hervorbringen, namentlich aber gegen Wieland, dessen Dichtungen ihnen wegen ihrer Form sowohl als wegen ihres Inhalts hassenswürdig erschienen, so daß sie in dem Dichter nicht allein den Nachahmer der Franzosen, sondern auch den Sittenverderber verachteten *). Noch mehr wurde der Bund auf Klopstocks Seite gedrängt, als im Herbste 1772 die beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg nach Göttingen kamen, die schon mit ihm persönlich bekannt waren und nun auch den Bund in näheres Verhältniß zum gefeierten Meister brachten, der in ihm eine neue willkommene Stütze seines schon von mehreren Seiten gefährdeten Ansehens erblickte. Die Klopstocksfeier am 2. Juli 1773 (Klopstocks Geburtstag), wo der Dichter des Messias mit aller jugendlichen Begeisterung und Schwärmerei verherrlicht, Wieland mit jugendlichem Uebermuth mißhandelt wurde (man verbrannte sein Bildniß und mehrere Werke von ihm), mußte dieses Verhältniß noch fester knüpfen, und in der That, es entspann sich ein reger Verkehr, der sich in Briefen, gegenseitigen Mittheilungen von Gedichten und selbst in Besuchen äußerte. Klopstock hatte wohl selbst mancherlei Absichten mit dem Bunde, den er zum Mittelpunkte des poetischen, ja des literarischen Lebens in Deutschland erheben wollte, doch kamen diese nicht zur Ausführung, da sich die Mitglieder desselben nach und nach trennten und im Frühjahr 1778 kein einziges mehr in Göttingen weilte. Uebri-

*) „Mich müssen Sie ja nicht unter die Poeten setzen. Ich bin keiner und werde keiner werden. Ich reime so 'mal die Idee eines Andern, die mir gefällt, oder was mir so von ungefähr selbst durch den Kopf geht; das ist Alles." (Boie an Knebel v. 8. Aug. 1772.)

**) Die Art, wie der Bund entstand, ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht mittheilen sollten, und zwar nach der Erzählung eines der Hauptstifter, Voß, der hierüber Folgendes an seinen Freund Brückner schreibt: „Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich giengen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen." (Voß, Briefe 3, 9.)

*) Diese Abneigung gegen die Franzosen und Wieland hatte denn auch zur Folge, daß sich Gotter ganz von den Göttingern und dem Musenalmanache zurückzog.

gens hatte der Bund allerdings angefangen, eine bedeutende Stellung einzunehmen, welche durch den Musenalmanach auch nach Außen Ansehen gewann, da die hervorragendsten jungen Kräfte der damaligen Zeit, wenn sie auch nicht zum Bunde gehörten, oder nicht einmal in näherem persönlichen Verhältniß zu einzelnen Mitgliedern desselben standen, ihre poetischen Erzeugnisse gern durch den Musenalmanach veröffentlichten, so Claudius, Overbeck, Vossens Freund Ernst Theod. Joh. Brückner, Göckingk, vor Allen Göthe, dessen Gedichte, obgleich ohne Namen, doch die höchste Aufmerksamkeit erregten. Leisewitz wurde zwar in den Bund aufgenommen, aber erst kurze Zeit, bevor sich derselbe auflöste*).

Wir haben in Klopstock vorzüglich zwei Seiten unterschieden, die vaterländische und die sentimentale; beide fanden ihren Nachklang und ihre Fortsetzung in dem Dichterbund der Göttinger, deren Dichtungen bald die eine, bald die andere dieser Farben, bald beide in oft seltsamer Vereinigung darbieten. Freiheits- und Vaterlandsliebe, mit welchen sich der ausgeprägteste Franzosenhaß paarte, bildeten nebst schwärmerischen Ausbrüchen eines oft dunklen, immer sentimentalen Gefühls für Tugend, Freundschaft, Liebe und Natur die Grundlagen aller oder doch bei weitem der meisten Gedichte, welche aus dem Kreise der Göttinger Freunde hervorgingen, denn selbst Boie, obgleich ursprünglich einer andern Richtung huldigend, ließ sich von dem willenskräftigern Voß, der allmählich immer entschiedener den Bund leitete, zur Klopstockschen Ansichtsweise hinziehen. Nur der ältere Bürger, der übrigens nicht wirkliches Mitglied des Bundes war, schlug eine andere Richtung ein, von der wir sogleich berichten werden. Wie in Bezug auf den Stoff und dessen Auffassungsweise, so wurde auch rücksichtlich der Form Klopstocks Vorgang nachgeahmt: wenn auch der Reim von den jungen Dichtern nicht ganz verworfen wurde, so bildeten sie doch ihre Gedichte mit Vorliebe in den griechischen Strophenformen, und namentlich war dies bei denjenigen Gedichten der Fall, in denen sie nach Klopstockscher Weise das Vaterland und die Freiheit besangen oder ihren Franzosenhaß aussprachen. Der Gebrauch der griechischen Formen wurde übrigens auch dadurch begünstigt, daß sich Voß mit griechischer Sprache und Literatur ernstlich beschäftigte, wie er denn damals an einer Uebersetzung Pindars zu arbeiten begann, und daß er auch andere von den Freunden anregte, die griechischen Dichter genauer kennen zu lernen. Um das allgemeine Bild des Göttinger Vereins zu vollenden, müssen wir endlich noch bemerken, daß derselbe sich beinahe ausschließlich in lyrischen Dichtungen bewegte, und zwar mit Vorliebe die höheren Gattungen der Lyrik bearbeitete, wenn auch die übrigen, namentlich das singbare Lied, keineswegs vernachlässigte.

Gerade darin zeigt sich aber, daß neben Klopstocks Einfluß noch andere wirksam waren. Obgleich, wie oben gesagt, mit der Zeit Voß der eigentliche Leiter des Vereins geworden, und Boie immer mehr zurückgetreten war, so hatte dieser doch keineswegs seinen Einfluß ganz verloren; er mußte schon deswegen eine gewichtige Stimme behalten, weil von ihm als dem eigentlichen Herausgeber des Musenalmanachs die Veröffentlichung der Gedichte der Bundesglieder in letzter Linie abhing. Von eben so großem Gewichte war sein ausgebildeter und feiner Geschmack, den seine Freunde willig anerkannten, so daß sie sich seine Kritiken gern gefallen ließen und ihnen auch Rechnung trugen. Ihm war es daher auch wohl zu verdanken, daß die Göttinger sich nicht in das Bardenunwesen verirrten, welches gerade damals am üppigsten wucherte*). Noch bedeutender aber war der Einfluß, den auch Herder auf die Göttinger übte; und wenn auch in der That nur Bürger von demselben vollständig ergriffen wurde, so blieben die übrigen doch davon nicht ganz unberührt, selbst Voß nicht, obgleich seine an sich prosaische Natur ihm nicht erlaubte, die Volkspoesie anders als von ihrer äußeren Seite anzusehen. Bürger wurde dagegen durch Herder auf sein schönstes Talent aufmerksam gemacht, und er ergriff den Gedanken, ein Volksdichter zu werden, mit solchem Feuer, daß er darüber mit seinen jüngeren Freunden in einen freilich scherzhaft geführten, im Grunde aber ernst genug gemeinten Streit gerieth.

Zwar blieben die Bestrebungen der „Originalgenies" ebenfalls nicht ohne merklichen Einfluß auf die Göttinger, und namentlich wirkte Göthe's Götz, wie auf die gesammte deutsche Welt, so auch auf jene in unverkennbarer Weise; aber im Ganzen ist doch ein bedeutsamer Unterschied zwischen den beiden Schulen. Denn wenn auch der übersprudelnde Geist übermüthiger Jugend beiden eine ähnliche Färbung gibt, wenn beide in manchen Einzelheiten, z. B. in ihrer Opposition gegen Wieland, übereinstimmen, so war die Verschiedenheit im Wesen und Charakter doch so groß, daß sie in der That nur äußerliche Anknüpfungspunkte hatten, unter welchen der Musenalmanach immerhin der bedeutendste sein mochte. Dieser Unterschied zeigt sich schon in dem Grund der eben berührten Opposition gegen Wieland. Während die Göttinger ihn ganz vorzüglich deswegen haßten, weil sie in ihm einen Sittenverderber und in seinem Anschluß an die Franzosen einen Verrath am Vaterlande erblickten, so war er den Originalgenies deshalb zuwider, weil er sich in den feineren Formen und althergebrachten Gesetzen bewegte, und er, um ein Modewort zu gebrauchen, welches das Wesen der Sturm- Drangperiode passend bezeichnet, nicht „naturwüchsig" genug war. Die Originalgenies hatten überhaupt mit der ganzen bisherigen Literatur gebrochen, die Göttinger hielten dagegen am Erworbenen fest; sie waren von Vaterlandsliebe begeistert, welche freilich, wie bei Klopstock, ganz abstrakter Natur war, während bei jenen, genau betrachtet, dieses Gefühl nur in untergeordneter Weise sich zeigte; aber dagegen hatten die Göttinger, Bürger ausgenommen, keinen

*) Zu dem Bunde gehörten außerdem noch der Mitstifter Wehrs aus Göttingen, der noch weniger poetisches Talent besaß, als Boie, aber, wie dieser, durch seine verständigen Beurtheilungen Einfluß unter den Freunden gewann, Ewald, der zwar begabt gewesen zu sein scheint, aber sein Talent nicht ausbildete, übrigens schon früh Göttingen verließ, Esmarch aus Angeln, Clauswitz, Seebach, C. W. v. Closen aus Eßlingen und Schönborn.

*) So schreibt Boie seinem Freunde Knebel: „Unsere jungen Dichter haben einen Bund mit einander gemacht, ihre Leyern nicht durch Nachahmung zu entweihen, deutschen Geist und Patriotismus zu singen, aber Barden wollen sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen, keine Bardenmythologie brauchen, und überhaupt nicht, wie einige neuere, die Bardenpoesie zum Rüstzeug und zur Stickerei unbardischer Gedichte anwenden." (Knebels Nachlaß 2, 135 f.)

Sinn für das rein volksthümliche Element, welches bei den Originalgenies die Hauptgrundlage bildete. Diese erkannten die Natur für ihre einzige Leiterin und verhöhnten alle Kunstform, während jene mit ängstlichem Sinn an der Form hingen, und wenn endlich die Originalgenies sich ihren Eingebungen gleichsam willenlos hingaben, ihre Gedichte daher Ergüsse des Augenblicks waren, so waren die der Göttinger dagegen im eigentlichsten Sinne gemacht; sie dichteten nicht, weil sie mußten, sondern weil sie wollten *). Bei allem Ernst der Gesinnung und der Absicht war in den Göttingern doch viel jugendliche Spielerei und sie glichen durch die sentimentale Beimischung nicht wenig den Anakreontikern der vorigen Periode, so daß wir sie nach den meisten Seiten hin mit diesen zusammenhängen sehen. Aber eben darin erkennen wir die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung. Denn es war ein Glück, daß sich, während die Originalgenies alle Kunstgesetze erschütterten oder gar niederrissen, ein ernstes Bestreben sich fortsetzte, an den bisherigen Errungenschaften festzuhalten, die Ideen lebendig zu erhalten, die auf die Entwickelung der Literatur von so mächtigem und wohlthätigem Einfluß gewesen waren, und die Dichtersprache auf dem begonnenen Wege fortzubilden und zwar auf andere Weise und anderem Wege, als Wieland und seine Nachfolger. Die formale Seite des Hainbundes wurde hauptsächlich durch **Voß** vertreten, der durch seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und das Bestreben, die Muttersprache zum Ausdruck der altgriechischen Dichter geeignet zu machen, einen großen und dauernden Einfluß auf die Ausbildung der Sprache gewann, so wie er der Erste war, der ihre Eigenthümlichkeit erkannte, sich auch den durch Zeit und Raum entferntesten Sprach- und Gedankenformen mit einer bis dahin nicht geahnten Biegsamkeit anzuschließen, so daß er als der Begründer der deutschen Uebersetzungskunst angesehen werden muß. Die unmittelbarste Wirksamkeit hatte jedoch der Bund immerhin durch den Musenalmanach, der als der eigentlichste Mittelpunkt seiner Thätigkeit angesehen werden muß, da die Aufnahme der eingesandten Gedichte so lange als eigentliche Sache des Bundes angesehen wurde, als dessen Mitglieder vereinigt blieben. In welchem Ansehen aber der Musenalmanach schon in den ersten Jahren stand, geht daraus hervor, daß bis auf 5000 Exemplare abgesetzt wurden, was freilich vor Allem der umsichtigen Leitung Boie's zuzuschreiben war, der, allem Uebermaß abhold, von vorgefaßten Meinungen frei, sich in seinen Urtheilen von einem feinen und sicheren Geschmack leiten ließ **).

Während im vorigen Zeitraum die **Kritik** alle Schritte leitete, und beinahe sämmtliche Erzeugnisse jener Zeit als Ergebnisse derselben zu betrachten sind, so stand jetzt, wie wir schon angedeutet haben, die Production im feindseligsten Verhältnisse zur Kritik, welche, um Lessings Ausdruck zu gebrauchen, als eine der Jugend und der Kraft unentbehrliche, ja lähmende Krücke weggeworfen wurde. Zwar wurden auch neue kritische Organe im Sinn der neuen Bewegung geschaffen, allein auch diese waren, wie ebenfalls schon angedeutet wurde, gleich der jungen Poesie selbst, revolutionärer Natur und ließen sich nicht darauf ein, Lehrgebäude der Aesthetik aufzustellen, sondern begnügten sich, die allgemeinsten Grundsätze von Naturwahrheit und was dergleichen Schlagworte mehr waren, auf die besonderen Fälle in mehr oder weniger geistreicher Weise anzuwenden. Schon im J. 1767 hatte **Herder** in seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur" den Kampf gegen die bisherigen Leistungen begonnen, doch war er in seinem Tadel gegen die bekannten Schriftsteller im Ganzen sehr mild, wogegen er in den allgemeinen Betrachtungen Grundsätze aufstellte, die, wenn er sie auf jene Schriftsteller mit Consequenz hätte anwenden wollen, ganz andere Urtheile hätten herbeiführen müssen. Denn von Unmittelbarkeit der Anschauung und volksthümlicher Sprache, die er vor Allem verlangte, war bei ihnen allerdings wenig zu finden, und die Nachahmung, vor der er ganz besonders warnte, zeigte sich in der That selbst bei Klopstock und Andern, die ihren höchsten Ruhm in der Selbstständigkeit gesucht hatten.

In weit härterer Weise sprach sich bald hierauf ein Buch aus, das unter dem Titel „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel." (2 Stücke. Frankf. u. Lpz.) im J. 1771 u. 72 erschien, und dessen ungenannter Verfasser der durch seine nahen Beziehungen zu Mirabeau und durch seine staatswirthschaftlichen Schriften bekannte hessen-kasselsche Hauptmann Jac. **Mauvillon** (geb. am 8. März 1743 zu Leipzig, gest. am 11. Jan. 1794 zu Braunschweig als Oberstlieutenant und Lehrer am Carolinum) und der Candidat der Theologie Ludw. Aug. **Unzer** (geb. am 22. Nov. 1748 zu Wernigerode, gest. zu Ilsenburg am 14. Jan. 1775) waren. Allein so großes Aufsehen diese Briefe auch machten und so sehr sie von den jüngeren Dichtern angepriesen wurden, weil sie in ihrem Sinne geschrieben waren, so nichtssagend sind sie ihrem ganzen wesentlichen Inhalte nach und Alles läuft darauf hinaus, daß der wahre Dichter „Genie" haben und daß seine Dichtungen interessiren müßten. Was allein den Briefen Werth gibt und den guten Anklang, den sie fanden, erklären kann, ist, daß die Verfasser den Unterschied zwischen gemachter und der aus dem Innern unmittelbar quellenden Poesie wohl erkannt hatten und in dieser Beziehung die Begriffe läuterten. Freilich waren sie hierin doch nur Verbreiter dessen, was

---

*) „Ich that den Vorschlag", schreibt Voß an Brückner vom 3. Nov. 1772, „auf ein nahgelegenes Gartenhaus zu gehn, den Kaffee dort zu trinken und jeder ein Gedicht zu machen. Es ward angenommen, und um halb 9 Uhr gingen wir aus. Erst machten wir uns recht vergnügt, und darauf ging jeder für sich in verschiedenen Gängen, und dichtete beim Scheine des Mondes. Um 7 Uhr Morgens kehrten wir zurück mit Beute beladen." (Briefe von Voß 1, 94.) Und am 8. Nov. schreibt er demselben: „Wir entschlossen uns, Hölty abzufordern, und wieder zu Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verse zu machen. — — Und so wanderten wir Drei bei Mondschein nach Wehnde, und da dichteten wir um die Wette. Sagen Sie mir, gefällt Ihnen die Methode? Ich denke, sie soll in unsern Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden." (Eb. 1, 100 f.)

**) Als Boie Göttingen verließ, trat er die Herausgabe des Musenalmanachs seinem Freunde Voß ab; weil dieser aber ebenfalls bald darauf von Göttingen schied, und den Almanach in einem andern Verlag erscheinen ließ, setzte der bisherige Göttinger Verleger den seinigen ebenfalls fort. Er wurde von 1776—1778 unter dem Beistande Bürgers von Göckingk, 1779—1794 von Bürger, 1795—1801 von K. Reinhard, 1802 von einem Ungenannten, 1803 von Sophie Mereau, endlich 1804 u. 1805 wieder von Reinhard redigirt (doch erschienen der vorletzte Jahrg. in Leipzig und der letzte in Münster). Die Fortsetzung durch Voß erschien zuerst 1776 in Lauenburg, 1777—1799 in Hamburg und 1800 in Neustrelitz; von 1779—1786 wurde er von Voß und Göckingk, in den übrigen Jahren von Voß allein redigirt.

schon vor ihnen von Herder und Gerstenberg ausgesprochen worden war.

Der kecke Ton, in welchem diese Briefe geschrieben waren, mußte der neuen Schule gefallen, und vielleicht waren sie mit Veranlassung zur Gründung einer neuen kritischen Zeitschrift, welche die neuen Ideen verbreiten, begründen und auf die gleichzeitigen Erscheinungen anwenden sollte. Es sind dies die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", welche seit 1772 in Frankfurt a. M. erschienen. Johann Heinrich Merck aus Darmstadt (geb. den 11. April 1741, erschoß sich am 27. Juni 1791) hatte zuerst die Anregung dazu gegeben, und J. G. Schlosser veranlaßt, die Redaction zu übernehmen; die Hauptmitarbeiter waren nebst Merck Göthe und Herder, denen sich noch andere bedeutende Männer anschlossen (Schlossers Bruder Hieronymus in Frankfurt, Rector Wenck und Prof. Petersen in Darmstadt, der bekannte Jurist Höpfner in Gießen u. A. m.). Die Seele des ganzen Unternehmens war Merck, dessen Geschmack am festesten ausgebildet war, und der zwar den neuen Ideen mit voller Ueberzeugung zugethan war, allein auch zugleich anerkannte, daß es mit dem Genie nicht allein abgethan sei. Doch waren die Recensionen der „Frankfurter Anzeigen" meistens mehr negativ bekämpfend, als positiv aufbauend, und nur in den Arbeiten der genannten Haupttheilnehmer erscheinen oft einzelne bedeutende Aeußerungen, die bei durchgearbeiteter Ausführung zu wichtigen Folgerungen hätten führen müssen. Was aber in den meist kurz gehaltenen Recensionen nicht geschah, fand in den mündlichen und schriftlichen Besprechungen der Freunde Statt, und hierin übte Merck einen höchst wohlthätigen Einfluß auf Göthe aus, der durch seine gründlichen, das innerste Wesen der Poesie erfassenden Bemerkungen zu einer kunstgemäßeren Darstellung geleitet oder, besser gesagt, auf die wahre Natur seines Talents aufmerksam gemacht wurde. Als die „Frankfurter Anzeigen" Ende 1773 in andere Hände übergingen, zogen sich die bisherigen Mitarbeiter zurück und die Zeitschrift verlor bald Werth und Ansehen. Merck fuhr jedoch fort, als Kritiker zu wirken und er nahm in dieser Eigenschaft eine Zeitlang an der „Allgem. Bibliothek" von Nicolai, besonders aber an Wielands „Deutschem Merkur" Antheil, der in ihm eine Hauptstütze hatte. Wenn er sich übrigens in allen seinen Recensionen als einen Mann von gebildetem Geschmack und dem feinsten Urtheil zeigte, und er sowohl in den allgemeinen Bemerkungen, als in der besondern Beleuchtung der einzelnen Schriften immer das Wahre und Rechte traf, so hatten seine Arbeiten doch nur für diejenigen Werth und Bedeutung, die aus den kurzen Andeutungen sich auch das ergänzen könnten, was Merck wegen Beschränkung des Raums nicht hatte ausführen können, das heißt der geringste Theil der Schriftsteller. Noch weniger wirkten die Recensionen, welche Matthias Claudius theils in seinem „Wandsbecker Boten", theils in andern Zeitungen veröffentlichte. Denn wenn sie auch in einem auffallenden und daher allerdings oft wirksamen Style geschrieben waren, und sie zudem oft vortreffliche Bemerkungen enthielten, so machten sie doch gerade auf diejenigen am wenigsten Eindruck die am ersten von ihnen hätten berührt werden sollen, weil sie sich vom oft wahrhaft naiven, oft aber auch gesucht tändelnden und kindischen Tone täuschen ließen, die Bemerkungen des ehrlichen Boten für bloße Spiele des Witzes zu halten.

So ging die Literatur auf den dargestellten Bahnen fort, ohne an der Kritik eine Führerin zu finden, und die achtziger Jahre bewegen sich ungefähr in derselben Weise, wie das vorangegangene Jahrzehent. Denn zwar gelangte in diesem Zeitraum Göthe zur höchsten Kunstvollendung, es erschienen seine dramatischen Meisterwerke, welche den vollsten Gegensatz zu seinen Schöpfungen der Sturm- und Drangperiode bildeten; allein wenn auch mit Bewunderung, ja mit Erstaunen aufgenommen, fanden sie bei dem lesenden, wie bei dem schreibenden Publikum so wenig Vorbereitung, daß sie noch wenig oder keinen Einfluß auf die Literatur gewannen. Zum großen Theil war dies dem Umstande zuzuschreiben, daß sich während dieser Zeit eine neue Richtung und Anschauung hervorgedrängt hatte, welche von eben so großem als bedauerlichen Einflusse war. Es war nämlich der von den Originalgenies aufgestellte Grundsatz, daß die Dichtung vor Allem nach Naturwahrheit streben müsse, schon früh mißverstanden worden, man hatte diese mit der platten Natürlichkeit verwechselt, und so hatte sich die Ansicht festgesetzt, daß die Darstellung des gewöhnlichen Lebens die erste und höchste Aufgabe der Kunst sei. In diesem Sinne dichtete Voß, welcher im Vorbilde Homers eine Begründung seiner kleinen, bis auf das ängstlichste Detail ausgeführten Idyllen zu finden glaubte. Aber während diese Gemälde immer noch einen gewissen Reiz behalten, weil die Freude des Dichters an seinen Schöpfungen uns unwillkürlich mit hinreißt, begegnen wir einer Unzahl anderer Productionen, welche auch nicht einmal diesen Reiz haben, weil es den Verfassern lediglich daran lag, Scenen aus dem gewöhnlichen Leben vorzuführen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob dieselben auch poetisch gestaltet werden könnten. Zudem traf dieses falschverstandene Streben nach Natürlichkeit mit dem Nützlichkeitsprincipe der neuern Erziehungsmethode zusammen (II, 700), welches immer mehr Boden gewann und selbst Eingang in die schöne Literatur fand. Man verfiel in den kaum abgelegten Irrthum, daß die Poesie zunächst nützen müsse, und unterordnete diesem Grundsatz alle Anforderungen der Kunst. Manche glaubten, sowohl diesen, als dem Nützlichkeitsprincip Rechnung zu tragen, wenn sie durch ihre Werke für zerstreuende Unterhaltung sorgten, an denen sich der Leser von den Mühen und Wirren der Geschäfte erholen könnte. Ferner hatte die von Klopstock angebahnte, von den Göttingern gepflegte sentimentale Richtung durch Göthe's Werther einen mächtigen Schwung erhalten; es traten immer mehr Nachbildungen desselben hervor, in denen die Macht des Gefühls bis zur krankhaftesten Schwächlichkeit verzerrt wurde, während zu gleicher Zeit, durch Göthe's Götz hervorgerufen, eine Unzahl von Ritterschauspielen und Ritterromanen gedichtet wurden, in denen die jugendlich kecke Kraft der Sprache und der Darstellung bis zur sinnlosen Rohheit ausartete. Zwar erschienen gerade in dieser Zeit die bedeutendsten Werke Wielands, und es erstanden mehrere Dichter, welche das romantische Epos in dessen Sinn bearbeiteten, aber Wieland selbst hatte nur noch einen verhältnißmäßig geringen Einfluß, und jene Dichter hatten kein so hervorragendes Talent, daß sie mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit hätten erregen können.

So ging trotz der herrlichen Schöpfungen Göthe's die deutsche Literatur einer unvermeidlichen Verwilderung entgegen; daß sie nicht eintrat, haben wir der **Philosophie** zu verdanken, so wie dieselbe aber auch wiederum die Schuld trägt, daß sie in neue Irrwege gerieth.

Es war nämlich in den achtziger Jahren durch **Kant** eine vollständige Umgestaltung der Philosophie herbeigeführt worden, welche dadurch von unermeßlichem Einflusse wurde, daß sie zuerst das Gesammtgebiet des Denkens und Wissens umfaßte, Theorie und Erfahrung zwar scharf von einander trennte, aber sie zugleich als gegenseitige Ergänzungen darstellte. Die Kantische Philosophie wirkte nach allen Seiten und auf alle Wissenschaften dadurch höchst wohlthätig ein, daß sie vor Allem die kritische Prüfung ihrer Grundlagen verlangte, noch wohlthätiger aber dadurch, daß sie das Sittengesetz und den Begriff der sittlichen Freiheit zum Mittelpunkt alles Lebens und Handelns erhob, woraus sich übrigens ergibt, daß Kants Philosophie nur eine wissenschaftliche Entwickelung der Grundsätze ist, welche wir als die Leiter des vorigen Zeitraums erkannt haben. Wenn die Kantische Philosophie auch alle Wissenschaften, theils ausdrücklich, theils andeutungsweise in das Bereich ihrer Untersuchungen zog, so konnte sie dies natürlich nur in den allgemeinsten Grundzügen thun, und sie mußte es den Bearbeitern der einzelnen Doctrinen überlassen, auf dem von ihr angebahnten Weg fortzufahren, die begonnene Reform zu vollenden. Das Verdienst, dies in Bezug auf die Aesthetik gethan zu haben, gebührt einem unserer größten Dichter. **Schiller**, der in seinen ersten Jugenddichtungen die von ihrem eigenen Uebermaße erdrückte Sturm- und Drangperiode wieder ins Leben zurückzurufen schien, war doch bald zur Erkenntniß gekommen, daß das bloße Genie nicht ausreiche, unsterbliche Meisterwerke zu schaffen. Ihm war aber das Streben nach künstlerischer Gestaltung nicht in dem Maße angeboren, wie seinem großen Vorgänger Göthe, und er konnte daher nur auf dem Wege der kritischen Forschung zu dem gelangen, was die Natur Göthen in der reichsten Fülle gegeben hatte. Der Weg, den die bisherige Kritik und selbst ihr großer Meister Lessing eingeschlagen hatte, konnte ihn aber bei seiner eigenthümlichen Geistesrichtung nicht zum Ziele führen, oder vielmehr er mußte ihm widerstehen. Ihm war die Poesie nämlich Lebensaufgabe, weil er durch sie seine großartigen Ideen von Freiheit und Menschenwürde zur Anschauung und zum Bewußtsein bringen wollte, und die Kunstform erschien ihm nur als edelstes Mittel, seinen Zweck zu erreichen, welchen er ihr daher in keiner Weise aufzuopfern gesonnen war. Nun aber betrachtete die bisherige Kritik die Kunstform durchaus ohne Beziehung auf den Stoff der Darstellung, ja sie schien sogar, denselben für durchaus gleichgültig zu halten. Dieser Widerspruch zwischen der Kritik und seinem innersten Wesen schien ihm unauflöslich und in seinem Unmuth wandte er sich von der poetischen Thätigkeit ab. Er warf sich auf das Studium der Geschichte, durch welches er zum Bewußtsein gelangte, daß die in ihm lebende Welt der Ideale keineswegs in einem so entschiedenen Gegensatze mit der Wirklichkeit stehe, als er geglaubt hatte; nur fehlte ihm noch der Punkt, von welchem aus er zur innigsten Versöhnung beider Gegensätze gelangen konnte. Diesen fand er endlich in der Kantischen Philosophie und durch dieselbe. Kant hatte zwar auch in seiner „Kritik der Urtheilskraft" ausgesprochen, daß das eigentlichste Wesen der Kunst in der schönen Form bestehe, daß der Stoff an sich gleichgültig sei, daß es nicht darauf ankomme, welcher Gegenstand dargestellt werde, sondern einzig und allein darauf, wie er zur Erscheinung gelange; allein er hatte zugleich auch mit aller Schärfe seines philosophischen Geistes nachgewiesen, daß das poetische Genie mit der schönen Form bewußt oder unbewußt zugleich die höchsten Ideen zur Erscheinung bringe, und daß das Schöne eben in der innigen Verschmelzung des Geistigen und Sinnlichen zu einem vollkommenen organischen Ganzen bestehe. Auf diesem Grunde baute Schiller nun weiter fort, und er entwickelte die Ideen, welche Kant zum Theil nur angedeutet hatte, in einer Reihe von Abhandlungen, welche, von den allgemeinsten Begriffen ausgehend, sich nach und nach bis auf die besondersten Fragen verbreiteten. Wir können hier in seine Forschungen nicht näher eingehen, es genügt zu bemerken, daß er durch sie wieder zur Dichtkunst geführt wurde, weil er sich bewußt wurde, daß zweierlei Wege zur Kunst führten, die beide mit gleichem Erfolg eingeschlagen werden könnten. Wie die Natur nämlich nicht bloß durch die Schönheit ihrer Formen Wohlgefallen errege, sondern zugleich in jeder Erscheinung eine tiefere Idee sinnlich darstelle, so müsse auch das Kunstwerk einen bedeutenden Gedanken versinnlichen. Allein der Künstler könne dies auf doppeltem Wege erreichen, indem er, wie die Alten oder wie Göthe, den er erst jetzt in seiner ganzen Größe verstehen lernte, entweder die Welt der Erscheinungen lebendig in sich aufnehme, sie ganz zu seinem Eigenthum mache, sie selbstthätig und schöpferisch wieder in ihrer Vollkommenheit gestalte, so daß die in ihnen liegenden Ideen von ihm auch unbewußt in seiner Darstellung zur Erscheinung gelangen, oder indem er zunächst von der Idee ausgehe, sie in ihrer vollsten Wahrheit erfasse und ihnen eine solche sinnliche Gestaltung gebe, daß diese unmittelbar der Natur nachgebildet erscheine*). Da Schiller sich nun wieder zur Dichtung wandte, als er auf dem angegebenen Wege seine früheren Zweifel beseitigt hatte, und er in wenigen Jahren eine Reihe von Meisterwerken schuf, so schien die Wahrheit seiner Ansichten durch dieselben gerechtfertigt und unumstößlich begründet zu sein. Allein da der zweite Weg, den er vorzeichnete, eine gottähnliche Schöpfungskraft voraussetzt, die ihm doch niemals, selbst dem größten Genie nicht zu Theil wird, so wird der Dichter, wenn er den angegebenen Weg betritt, früher oder später in Irrthümer verfallen, er wird, wie sich Schiller selbst ausdrückt, über die Natur hinausgehen und mit dem ersten Schritt, den er in dieser Richtung thut,

*) Recht klar spricht Schiller diese Ansicht in dem Epigramm „Die Uebereinstimmung" aus, in welchem er seine und Göthe's Eigenthümlichkeit vortrefflich darstellt:

„Wahrheit suchen wir Beide, Du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

die Gränzen der Wahrheit und mit ihr die der Kunst überschreiten. Es braucht kaum nachgewiesen zu werden, daß alle Mängel, welche den Schillerschen Dramen eigenthümlich sind, eben darin ihren Grund haben und daß er überall, wo er dieselben überwindet, die Natur und die Wirklichkeit in ähnlicher Weise, wie Göthe, zur Führerin nimmt, wie denn gerade damals, als er sich wieder der Dichtung zuwandte, sein inniges Zusammenleben mit jenem begann, das von den vortheilhaftesten Folgen für beide, namentlich aber für Schiller war, der durch seinen Freund immer entschiedener auf jenen andern Weg geführt wurde.

Es gehört zur freudigen Auffassung eines wahren Kunstwerks entweder eine reine, unverdorbene Natur, die sich der schönen Erscheinung mit ganzer Seele hingibt, oder ein hoch gebildeter Geist, der dem schöpferischen Gange des Dichters zu folgen fähig ist. Beides war damals bei dem deutschen Publikum nicht zu finden, weshalb auch Göthe's Meisterwerke bei ihrem Erscheinen mehr äußere als wahre Begeisterung hervorbrachten und bald wieder vergessen wurden. Gerade weil Schillers Dichtungen weder diesen innigen Zusammenhang mit der Natur, noch diese hohe künstlerische Bildung verlangten, mußten sie größeren Anklang finden; seine Dichtungen wurden aber zudem deshalb um so freudiger begrüßt, als sie diejenigen Ideen poetisch verklärten, welche damals die Welt erfüllten, deren Verwirklichung aber von Tag zu Tag unwahrscheinlicher erschien. Aus dem Leben verdrängt, flüchteten sie sich ins Reich der Poesie; von den Schlacken der gemeinen Wirklichkeit befreit, drangen sie um so lebendiger und tiefer ins Herz, und so erschien Schiller als der Verkündiger einer neuen, schönen Zeit, er erfüllte die Gemüther mit Hoffnungen und mit Muth, sowohl die Leiden der Gegenwart zu ertragen, als auch sich auf eine bessere Zukunft vorzubereiten. Die „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" waren die ersten Keime, aus denen sich die spätere Erhebung des deutschen Volks entwickelte.

Während aber seine idealistische Ansicht von der Poesie durch das Zurückgehen auf die Natur sich mäßigte und in großartiger Weise zu gleicher Zeit zur wahren Kunst zurückführte und die Ideenwelt erweiterte, erstand, auf seinen Grundsätzen fortbauend, dieselben aber nur in ihrem Grundirrthum weiter entwickelnd, eine neue Schule, welche die Auflösung aller Kunst herbeiführte und von der klaren, lebendigen Idee zum dunklen Mysticismus leitete. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß wir die sogenannte romantische Schule meinen, deren Chorführer die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel waren.

Anfangs der rein künstlerischen Richtung Göthe's huldigend, die sie um so besser zu begreifen im Stande waren, als sie sich mit großem Erfolg mit der griechischen Literatur beschäftigt hatten, wurden sie theils durch den Einfluß Fichte's und Schellings, theils durch ihre Beschäftigung mit den Literaturen der südlichen Völker in eine andere, ganz entgegengesetzte Bahn verschlagen. Noch bei Lebzeiten Kants nämlich, der die bisherigen philosophischen Systeme umgestürzt hatte, erhoben sich neue, die sich auf seine Schöpfung gründeten. Kant hatte das Recht der freien Forschung erkämpft, und der Erfahrung den Idealismus entgegengesetzt, ohne jener ihr Recht zu nehmen. Fichte verwarf diese vollständig und verkündigte den reinsten Idealismus als die Grundlage aller Forschung, da das Reale nur eine Offenbarung des Idealen sei. Schelling endlich lehrte, daß das Reale keineswegs ein bloßer Ausfluß des Idealen sei, sondern mit und neben diesem bestehe, daß aber der Gegensatz, in welchem Beides zu einander stünde, sich in dem höheren Absoluten vereine und versöhne, welches selbst in dem noch nicht getrennten Realen und Idealen bestehe. Wie nun Schiller seine ästhetischen Ansichten auf der Kantischen Philosophie begründet hatte, so entwickelten die Romantiker die ihrige an Fichte's „Wissenschaftslehre" und später an Schellings „Naturphilosophie". So wie aber Fichte's System aus dem Kantischen hervorgegangen war, das er nur auf die Spitze gestellt hatte, so beruhten die ästhetischen Ansichten der Romantiker zunächst auf Schillers Forschungen, bei denen sie in ähnlicher Weise verfuhren, wie Fichte mit Kant verfahren war. Daher trennten sie sich von Schiller gerade an dem Punkte, wo dieser, von seinem eigenen poetischen Sinne getrieben, und von Göthe geleitet, die Macht der Wirklichkeit anerkannt hatte. Dazu wirkten außer dem Einfluß der philosophischen Richtung, der sie sich hingegeben hatten, noch andere Gründe, unter welchen wohl der Mangel an eigener Schöpfungskraft eben so viel gewirkt haben mag, als der Umstand, daß sich gerade damals gegen das Ende des 19. Jahrh. die literarischen und politischen Verhältnisse Deutschlands immer trostloser gestalteten, und sie keine Aussicht und kein Mittel zur Wiederbelebung derselben erblickten. Um diese Zeit war die oben (S. 18) schon bezeichnete Richtung, welche aus der Poesie eine angenehme Unterhaltung machen und höchstens nur weichlich rühren wollte besonders im Roman und Drama durch das Talent Ifflands, namentlich aber Kotzebue's, so ganz vorherrschend geworden, daß der bessere Sinn im größten Theil des Publikums vollständig erstorben zu sein schien. Dies war freilich leicht zu erklären und es kann dem Volke deshalb kaum ein Vorwurf gemacht werden; die Schuld ist vielmehr denjenigen beizumessen, welche berufen waren, das Volk zu leiten. Unter den großen Dichtern hatte Göthe das volksthümliche Element aufgegeben, von dem getragen, er groß geworden war; sein jetziges Bestreben war nur der Kunst zugewendet, und wenn seine Dichtungen auch in rein deutschem Geiste gedacht und geschrieben waren, so fehlte ihnen doch die volksthümliche Grundlage, das nationale Gefühl, das gerade damals so nothwendig gewesen wäre. Schiller hatte sich damals gänzlich seinen philosophisch-ästhetischen Forschungen hingegeben, die dem größeren Publikum unzugänglich blieben. Die ganze gelehrte Welt endlich war wieder auf dem besten Wege, sich dem Leben zu entfremden, indem man nur daran dachte, neue philosophische Systeme aufzubauen, während das Vaterland von Tag zu Tag in größere Auflösung verfiel, und das Volk, von seinen Führern verlassen, bei seinen trostlosen Zuständen, aus denen es keine Rettung voraussehen konnte, begierig nach der ihm gebotenen Unterhaltung griff, bei welcher es die Leiden der Gegenwart wenigstens vergessen, und sich in jene Gleichgültigkeit gegen Vaterland, Freiheit und

Ruhm versenken konnte, welche die Zeit charakterisirt.

Alle diese Verhältnisse wirkten in ihrer Vereinigung dahin, die Schlegel zunächst von ihrer Hinneigung zu Göthe und den Griechen abzulenken, sich den idealistischen Ansichten Schillers anzuschließen und dieselben auf die Spitze zu treiben. Ganz im Sinne des Fichte'schen Systems erklärten sie nämlich die Idee für das oberste Princip aller Poesie, für welche sie daher die unbedingteste Freiheit verlangten, und die Form für einen bloßen Ausfluß der Idee, weshalb sie an sich gar nicht zu bestimmen sei, weil sie von der jedesmaligen Idee abhänge. Wie in der Philosophie die speculirende Vernunft, so sei in der Poesie die Phantasie das allein schaffende Princip, und der Dichter habe sich daher den Eingebungen desselben zu überlassen. Wir sehen, daß die Romantiker mit diesem Grundsatz an die früheren Ansichten der Originalgenies streifen; allein sie unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß jene immer noch die Natur oder die Welt der Erscheinungen als leitende Führerin anerkannten, während die Romantiker sich von dieser gänzlich zu befreien suchten. Ferner, da ihnen die Form nur ein Ausfluß der Idee war, so erschien ihnen jede Form berechtigt, wenn sie nur die ihr zum Grunde liegende Idee vollkommen darstellte, und so erklärt es sich, daß sie alle Formen aller Völker und aller Zeiten nachzubilden suchten. Dies hatte aber auch noch darin seinen Grund, daß sie die an sich richtige Ansicht aussprachen, die Poesie sei ein allgemein menschliches Gut, sie sei der göttliche Funke, den Gott der gesammten Menschheit zum schönsten Erbtheil gegeben, und der sich überall und zu allen Zeiten kund gebe, weshalb die höchste Idee der Poesie nur in der Gesammtheit aller poetischen Ergießungen zu finden sei. Auch hier haben die Romantiker in der That nur das aufgenommen, was schon lange vorher Herder ausgesprochen hatte, aber sie hatten auch diesen Herder'schen Gedanken nach ihrer Weise auf die Spitze gestellt. Wie dem aber auch sei, so ist es sicher, daß sie, von dieser Ansicht geleitet, sich bemüheten, die Poesie der andern Völker gründlich kennen zu lernen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und dadurch nicht nur eine große Menge von neuen poetischen Anschauungen verbreiteten, sondern auch durch ihre Uebertragungen und Nachahmungen im Ganzen höchst günstig auf die Ausbildung der poetischen Sprache wirkten, und manche fremde Form theils zum erstenmal einführten, theils neu belebten, was um so verdankenswerther erscheinen muß, als die deutsche Kunst in ihren Formen höchst eintönig war und jeder lebendigen Mannigfaltigkeit entbehrte. Doch dürfen wir zugleich die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Romantiker gänzlich übersahen, wie ungeheueren Einfluß die Nationalität und Sprache der Dichter, sowie die Zeit, in welcher sie lebten, auf die Entwickelung vieler besondern Formen hatte, und diese daher ein so entschiedenes nationales Gepräge tragen, daß eine Uebertragung derselben in die deutsche Literatur meist unpassend, oft sogar rein unmöglich ist. Diese Hinweisung auf die fremden Literaturen ging besonders von Aug. Wilh. Schlegel aus, der durch eine Reihe von trefflichen Uebersetzungen die großen Dichter der Engländer, der Italiener und der Spanier den Deutschen nahe brachte und in späterer Zeit auch das Studium des Indischen in Deutschland begründen half.

Der Grundsatz aber, daß die Form ein Ausfluß der Idee sei, verleitete sie bald zu dem alle Kunst vernichtenden Irrthum, daß jede besondere Idee sich auch eine besondere Form gestalten müsse, die, wenn sie auch an sich nicht keinen allgemeinen Werth habe, doch als besondere Erscheinung der allgemeinen Poesie eben so gut berechtigt sei, als diejenigen Formen, welche von den besondern Völkern zum Ausdruck ihrer nationalen Eigenthümlichkeit erfunden worden seien. Daher denn auch Fr. Schlegel in seinen „Fragmenten" sagen konnte: „Aus dem romantischen Gesichtspunkte haben auch die Abarten der Poesie, selbst die exzentrischen und monströsen, ihren Werth als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas drin ist, wenn sie nur original sind" (Athenäum 2, II, 36). Es folgte bald daraus, daß die nachfolgenden Romantiker, um sich als orginale Dichter zu beurkunden, oder, um zur universalen Poesie beizutragen, gar manche „exzentrische und monströse" Dichtungen schrieben.

Wir haben mit den letzten Bemerkungen zugleich einen weiteren Punkt angedeutet, der in der Geschichte und Entwickelung der romantischen Poesie eine große Bedeutung hat, und in welchem wir leicht den Einfluß der Schellingischen Philosophie wahrnehmen. Wie in dieser sich Reales und Ideales zum Absoluten verband, so sollte auch alle Poesie zu einer Universalpoesie verschmelzen, und zu diesem Zwecke auch Rhetorik, Philosophie und wer weiß was Alles in sich aufnehmen, wie denn auch Schelling sagte, daß „die Philosophie alles Wissen wieder in den Ocean der Poesie zurückführen müsse". Wir geben unten eine Stelle aus Fr. Schlegels „Fragmenten", in welcher er die romantische Poesie zu charakterisiren sucht*); man wird aus derselben leicht ersehen, wie unklar und willkürlich Alles erscheint und wie viele offenbare Widersprüche in den wenigen Zeilen enthalten sind. Wir haben daher nicht nöthig, dieselben besonders hervorzuheben, sondern können sogleich in unserer Darstellung fortfahren. Die Schellingische Philosophie hatte den wohlthätigen, vielleicht ihren wohlthätigsten Einfluß darin, daß sie zum tiefern Eindringen in das Verständniß der Natur führte, sie

*) „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie umfaßt Alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Gedicht aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisiren, sey ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken, so daß manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Blitz des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frey von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der

gab auch eben hiedurch der romantischen Poesie eine bestimmte Richtung. Da nach Schelling nämlich die mannigfaltigen Erscheinungen des körperlichen und geistigen Daseins nur verschiedene Offenbarungen des Absoluten sind, und jede einzelne Naturerscheinung daher die Verkörperung irgend einer geistigen Thätigkeit des All-Einen ist, so erschien es als eine der nächsten Aufgaben der Poesie (die ja überhaupt, wie wir aus der eben mitgetheilten Stelle Schlegels wissen, mit der Philosophie Hand in Hand gehen sollte), in den Erscheinungen der Natur jene ihnen zum Grunde liegende Thätigkeit zu erfassen oder, mit andern Worten, die geistige Bedeutung der Naturerscheinungen zu verkünden. Die Dichtung wurde somit allegorisch, da sie die Naturerscheinungen als Symbole einer Idee darstellen sollte. Und so finden wir wieder Zusammenhang mit Herder, der seinen Poesien so gern das Gewand der Allegorie gab. Allein während dieser sich begnügte, die Idee klar und lebenswarm auszusprechen, die ihm in irgend einer Naturerscheinung zu liegen schien, suchten die Romantiker auch in die geheimnißvollen Wechselbeziehungen der Natur zu dem Menschen einzudringen, und verloren sich auf diesem Wege in die tiefsten Abgründe dunkler Mystik, oder auch wohl in abenteuerliche Spielereien müßigen Witzes. Eine der wichtigsten Folgen ihrer philosophischen und poetischen Ansichten gab sich aber im religiösen Gebiete zu erkennen. Da sie nämlich in jeder Erscheinung der Natur und des Lebens eine besondere Offenbarung Gottes erkannten, so zogen sie daraus den freilich in keiner Weise berechtigten Schluß, daß sich Gott überhaupt nur in sinnlicher, oder, wenn man will, symbolischer Weise offenbare, und so mußte sich auch die Ansicht entwickeln, daß diejenige Religion der Gottheit am nächsten stehe, am unmittelbarsten zu ihr hinführe, welche an symbolischen Darstellungen am reichsten sei. Diese Ansicht, die nothwendig zum Katholicismus führen mußte, fand in Friedr. Schlegel ihren eigentlichen Vertreter.

Entfernten sich die Romantiker auf diesem Wege immer mehr von dem festen Boden der Wirklichkeit, so wurden sie, wie schon angedeutet, auch durch die literarischen und politischen Zustände immer mehr von derselben zurückgedrängt. Das Ueberwuchern der in Kotzebue personificirten gemeinen Auffassung der Poesie, welches nicht einmal durch Göthe's und Schillers Meisterwerke besiegt werden konnte, erfüllte sie eben so sehr als das schmähliche Joch, unter welchem das Vaterland seufzte, mit bitterem Widerwillen gegen die Gegenwart, in der aller Sinn für das Höhere verloren gegangen zu sein schien. Je mehr die Gegenwart mit ihrer politischen und literarischen Richtigkeit sie abstieß, desto mehr Befriedigung fanden sie in der Vergangenheit, in dem Mittelalter, in welchem sie Alles vorfanden, was das Ziel ihrer heißesten Wünsche bildete. Freilich betrachteten sie das Gemälde, das sich vor ihren Augen entfaltete, von einem Standpunkte aus, wo sich ihnen nur das Schöne und Gute, ja wo sich ihnen Manches als schön und gut zeigte, das es in der That nicht war, und das bekannte Wort Fr. Schlegels vom „optischen Betrug"*) läßt sich hier vortrefflich anwenden. Was sie aber sahen, das war freilich von der Art, daß es auch weniger ausschweifende Phantasien mit Begeisterung hätte erfüllen können. Der Mittelpunkt und die Grundlage alles Lebens erschien in dem religiösen Gefühl, das die ganze christliche Welt mit wunderbarer Thatkraft beseelte und den Einzelnen mit eben so wunderbarer Hingebung und Demuth erfüllte. Alles war durch die Kirche verbunden, die sie nicht bloß durch den Reichthum symbolischer Gebräuche und ihren äußern Glanz unwiderstehlich anziehen mußte, sondern auch dadurch ehrwürdig erschien, weil sie die barbarische Rohheit der wilden germanischen Völker durch die Macht des Wortes und des Glaubens überwunden, weil sie die Quelle einer neuen Bildung und einer neuen Kunst geworden war, die sich hier in den wunderbarsten Tempeln, dort in eben so wunderbaren Malereien, beinahe überall in einer an Inhalt, wie an Formen gleich reichen Poesie offenbarte. Der Blick auf die politischen Verhältnisse war nicht weniger verführerisch. Wie der Pabst der Mittelpunkt des kirchlichen, so war der Kaiser der des politischen Lebens, und dieser war ein Deutscher, von deutschen Fürsten gewählt: Deutschland war unbestritten das Haupt der europäischen Völkerfamilie, mächtig durch Tapferkeit und Bildung. Ein zahlreicher Adel, der, sich in seinem Kreise frei und unabhängig bewegend, sich zugleich durch tief religiöse Gesinnung, durch Liebe zu den Waffen und andern ritterlichen Uebungen, durch die Pflege der Poesie und altgermanische Achtung der Frauen auszeichnete, der sich den Feinden des Vaterlandes und der Kirche furchtbar machte und sich der Unterdrückten annahm, ein solcher Adel bildete den Kern des deutschen Volks, und verbreitete dessen Ruhm und Ehre bis in die entlegensten Reiche des Morgenlandes. Was Wunder, daß eine solche Ansicht des Mittelalters mit Begeisterung erfüllte und den Wunsch erregte, jene schöne Zeit wieder ins Leben treten zu sehen? Was Wunder, daß man von einer Wiederherstellung der ehemaligen Verhältnisse alles Heil erwartete und sich auf diesem Grunde eine glänzende Zukunft träumte? Weil man aber weder die krankhaften Seiten jener Zustände, noch das allmähliche Ersterben derselben beachtete, weil man vergaß, daß die Reformation durch das Verderben hervorgerufen wor-

poetischen Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und der allseitigsten Bildung fähig, nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen hinein, indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten seyn soll, alle Theile ähnlich organisirt, wodurch ihr die Aussicht auf eine gränzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie, und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andere Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig gegliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet seyn kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frey ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkühr des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist; denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch seyn." (Athenäum 2, II, 36.)

*) „Wieland hat gemeynt, seine beynah ein halbes Jahrhundert umfassende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unserer Literatur angefangen, und endige mit ihrem Untergang. Ein recht offenes Geständniß eines natürlichen optischen Betrugs." (Athenäum 1, II, 72.)

den war, das sich des damaligen Lebens bemächtigt hatte, und daß sie in der That eine, wie wir uns erinnern, leider nicht zur vollen Entfaltung gelangte Wiedergeburt der abgestorbenen kirchlichen und politischen Zustände war, so erschien dieselbe in Folge des fortdauernden „optischen Betrugs" als der Beginn und die Quelle der Krankheit, die sich des deutschen Lebens bemächtigt und bis zur schmachvollsten Auflösung des Reichs und zur Entwürdigung des deutschen Namens geführt habe.

So gelangte die Romantik zum vollsten Widerspruch mit Geschichte und aller bisherigen Entwickelung, und von nun an trat sie mit der Gegenwart und ihren Bedürfnissen in entschiedenen Kampf, indem sie der freien Forschung den blinden Glauben, dem Protestantismus den Katholicismus, dem Bürgerthum die Adelsherrschaft, der neuen Kunst die des Mittelalters entgegensetzte, wodurch sie sich freilich bei der Geistlichkeit, wie bei den vornehmen Ständen einen ungeheueren Einfluß verschaffte, dagegen aber sich immer mehr von dem Volke trennte, bis sie endlich mit demselben in offene Feindseligkeit gerieth.

Doch ehe dies geschah, übte sie in doppelter Hinsicht eine äußerst glückliche Wirksamkeit aus. Es hatten nämlich zwar schon Göthe und Schiller versucht, der gemeinen Richtung entgegenzutreten, welche die Poesie gegen das Ende des Jahrhunderts genommen hatte, und sie hatten im J. 1797 eine Reihe von Epigrammen (die Xenien) erscheinen lassen, worin sie die mannigfaltigen Abwege, in welche die deutsche Literatur verfallen war, mit einer freilich oft zur Bitterkeit gesteigerten Schärfe gezüchtigt hatten. Weil sie aber auch manche an sich gleichgültige Erscheinungen unnöthiger Weise getadelt, und zudem nicht wenigen achtungswerthen Männern offenbares Unrecht gethan hatten, war ihre Absicht, die Poesie in bessere Bahnen zu lenken, nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr war das gemeine Treiben des Kotzebue und Anderer dadurch nur befördert worden, da sich jetzt auch die andern durch die Xenien Beleidigten ihrer annahmen. Es war daher ein großes Verdienst, welches sich die Romantiker erwarben, daß auch sie ihre Stimme gegen jene unselige Richtung erhoben, und sie in ihrer ganzen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zeigten. Freilich gelang es auch ihnen nicht, das Publikum von jenen abwendig zu machen, weil sie selbst zu wenig Geltung hatten, und so wurde sogar während der Jahre, in denen Schillers Meisterstücke in rascher Folge erschienen und den allgemeinsten Anklang fanden, die Neigung zu Kotzebue und andern ähnlichen Schauspiel- oder Romanendichtern nicht einmal zurückgedrängt. Aber bei alle dem blieben die Kritiken und sonstige Befehdungen der Romantiker nicht ohne Einfluß und Nutzen, sie wirkten namentlich auf die Jugend, die sich gerade durch das Mystische und Ahnungsvolle in den Werken der Romantiker hinreißen ließ. Noch wohlthätiger wurde ihre Wirksamkeit dadurch, daß sie das Volk aus der politischen Gleichgültigkeit, ja man könnte sagen dem Stumpfsinn, herauszureißen suchten, in welche es seit dem Ende der französischen Revolution verfallen war. Durch ihre stete Hinweisung auf das Mittelalter und dessen Herrlichkeit entzündeten sie in der Jugend eine lebendige Sehnsucht nach einer geistigen und politischen Wiedergeburt des Vaterlandes, und vielleicht war auch hier die mystische Auffassung der Verhältnisse am geeignetesten, die mehr von der Phantasie als von dem kalten überlegenden Verstande getragene Jugend zu gewinnen und zu begeistern. Und es muß unbedingt anerkannt werden, daß die spätere Erhebung der Jugend gegen das französische Joch wesentlich den Romantikern und ihrem begeisternden Einfluß zu verdanken war. Zugleich, und dieses Verdienst ist keines von den geringsten, regten sie auch in lebendigerer Weise das Studium der deutschen Geschichte, sowie der Sprache und der Literatur des Mittelalters an, welche später einen so bedeutsamen Einfluß auf die ganze Entwickelung und Bildung gewann.

Ehe wir die weitere Gestaltung der Literatur darstellen, müssen wir auf die Anfänge der romantischen Schule zurückblicken, um einige Bemerkungen nachzuholen, die früher nicht gemacht werden konnten, ohne den Gang der Darstellung zu stören. Wir erinnern uns, daß die Begründer der Romantik, die beiden Schlegel, ihre ästhetischen Ansichten zunächst in dem Studium der Griechen und Göthe's gewannen, daß sie sodann auf den kunstphilosophischen Forschungen Schillers fortgebaut, sich aber von diesem abgewendet hatten, als er zur Versöhnung des Idealen mit dem Realen gelangt war. Und hier haben wir besonders zu erwähnen, daß die Kluft zwischen ihnen und ihrem bisherigen Führer so groß wurde, daß sie sich sogar nicht entblödeten, ihm alles Dichtertalent abzuläugnen, wie sie denn die seitdem so oft wiederholte Redensart zuerst aufbrachten, daß bei Schiller die hohle Reflexion vorherrsche, von welcher die gestaltende Phantasie gänzlich unterdrückt werde. Der Abfall der Romantiker von den Schiller'schen Ideen wurde durch den Einfluß der Fichte'schen „Wissenschaftslehre" bedingt, deren in das Ungeheuerliche ausgearteten Idealismus sie zum Princip der Poesie erhoben und dem sie übrigens für ihre Zwecke noch eine weitere Ausdehnung gaben. Da nach ihnen die Idee die Grundlage aller poetischen Erscheinung war und sie in nothwendiger Folgerung wie für diese Idee, so auch für den Dichter, als ihren Schöpfer, die ungebundenste Freiheit verlangten, so mußte bald der unauflöslichste Gegensatz zwischen ihnen und Schiller hervortreten. Dieser lehrte nämlich, daß man nur durch die Kunst zur Freiheit gelangen könne, woraus sich denn ergab, daß er unter Freiheit etwas ganz Anderes verstand, als die Romantiker, da er in dieser die freiwillige und selbstbewußte Unterwerfung unter die ewigen Gesetze der Natur und der Moral begriff, wie er in der Abhandlung „über das Erhabene" entwickelt, während jene sie als die absolute Ungebundenheit von jedem Gesetz erklärten, so daß der Dichter nur von sich selbst Gesetze anzunehmen habe, da Alles, was er als Dichter thue, an sich nicht bloß gut, sondern sogar oberstes Gesetz sei. So wurde dem dichtenden Individuum allerdings ein ungeheueres Feld eröffnet, aber eben ein solches, auf welchem es sich nothwendig verlieren mußte, und so geschah es auch, daß, während Schiller in Poesie und Prosa die erhabenste Sittlichkeit lehrte, Fr. Schlegel seine „Lucinde" herausgab, in welcher die Religion der Sinnlichkeit verkündet wurde. Wie es nach den Ansichten der Romantiker für die Idee keine Schranke

und kein leitendes Princip geben sollte, so konnte auch eine feste künstlerische Form nicht vorhanden sein; vielmehr war jede nur zufällig, willkürlich. Nur in der weitesten Bedeutung gab es für sie eine Form, als welche sie die Ironie erklärten, die eher jedoch eine Methode als eine Form zu nennen ist. Sie ergab sich aus ihrer Grundansicht von der erhabenen Stellung der Persönlichkeit, die im Bewußtsein dieser Erhabenheit alle außer ihr liegenden Erscheinungen gleichsam als ihr entgegengesetzt und feindlich anschaut und sie daher zu vernichten sucht. Daß die Romantiker unter Ironie wieder etwas ganz Anderes verstanden, als was man gewöhnlich darunter begreift, geht schon aus dieser Andeutung hervor; man könnte aber wohl hinzufügen, daß sie selbst sich nicht recht klar waren, was sie damit eigentlich wollten, und daß alle ihre Ironie auf oft kindische und meist abenteuerliche Spiele des Witzes hinausging. Gerade dieser Standpunkt der Ironie machte sie aber unfähig, die Welt der Erscheinungen in ihrer Reinheit aufzufassen, und da diese Ironie in der That auch gemacht und gesucht war und keineswegs in naturgemäßer Entfaltung aus dem Innern der Dichter hervorging, so wurde auch die Darstellung der eigenen Persönlichkeit oder ihrer Gefühle und Empfindungen schief und unnatürlich.

Die poetische Gattung, wenn von solcher bei der vollständigen Vernichtung aller Form die Rede sein kann, welche dem Romantismus am nächsten lag, war das Märchen, weil man in dem durch dasselbe ausgesprochenen Gegensatze zur Wirklichkeit die Herrschaft der Idee und eine, wenn auch unbewußte, ironische Auffassung der Welt und des Lebens zu erblicken glaubte. Auch bemächtigten sich die Romantiker dieser Gattung mit besonderer Vorliebe, aber es konnte ihnen nicht gelingen, sie zur künstlerischen Vollendung zu erheben, weil sie dieselbe nach ihrer Weise symbolisch auffaßten und phantastisch behandelten.

So lange die beiden Schlegel noch in ihrer ersten Entwickelungsperiode waren, und noch mit Schiller übereinstimmten, hatten sie ihre ästhetischen Forschungen in der vom Prof. Chr. Gottfr. Schütz in Jena redigirten „Allgemeinen Literaturzeitung" veröffentlicht; als sie die Lehre von der romantischen Poesie zu verkündigen begannen, gründeten sie eine eigene Zeitschrift, das „Athenäum" (3 Bde. Berl. 1798—1800), welche als die erste Quelle für die Geschichte der Schule immer Werth behalten wird; obwohl weniger bedeutend ist die von Fr. Schlegel redigirte „Europa" (2 Bde. Frkf. 1803—05), welche dem Athenäum folgte, aber sich nur kurze Zeit erhalten konnte, gibt sie doch manche interessante Winke über das Fortschreiten der romantischen Ideen. Nächst den beiden Schlegel war Adam H. Müller (geb. am 30. Juni 1779 in Berlin, gest. als k. k. Hofrath in Wien den 17. Jan. 1829), der schon frühe zur mystischen Richtung der Romantik sich hinneigte und 1805 katholisch wurde, einer der thätigsten Verbreiter der Ansichten dieser Schule; die „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur", welche er in Berlin hielt, und die bald darauf (Dresd. 1806) auch gedruckt wurden, sind schon deshalb wichtig, weil sie schon frühe zeigten, wohin die Romantik endlich führen müsse. Doch würde die Schule bei allen diesen Bemühungen vielleicht keine große Ausdehnung gewonnen haben, wenn sich ihr nicht ein Dichter angeschlossen hätte, der, mit seltnem Talent begabt, schon ehe er mit den Schlegel persönlich bekannt wurde, eine der Romantik zugewandte Richtung genommen hatte. Es war dies Ludwig Tieck, um den sich bei seiner reichen Phantasie und Leichtigkeit des Schaffens die Begründer der romantischen Schule mit um so größerer Freude vereinigten, als es ihnen selbst an poetischer Schöpfungskraft fehlte, und sie in ihm ein Talent erkannten, das sie bei Gelegenheit nicht bloß Schillern, sondern, wenn nöthig, selbst Göthen entgegenzusetzen hofften. Auf ihn, wie auf den noch begabteren Fr. v. Hardenberg, der leider allzufrüh starb, hatten die Schlegel nicht umsonst ihre Hoffnung gesetzt, denn das Beispiel derselben reizte Andere zur Nachahmung, und die Zahl der Romantiker nahm von Tag zu Tag zu. Obgleich schon früher (1797) gestorben, trug endlich Wilh. Heinr. Wackenroder doch außerordentlich viel zur Verbreitung der romantischen Ansichten bei; in seinen Schriften sind die ersten Keime der religiös-mystischen Kunstrichtung niedergelegt, welche später einen so unermeßlichen Einfluß auf die Poesie sowohl, als die bildende Kunst gewann.

Doch hatte die Schule auch manche Kämpfe zu bestehen; selbst Göthe und Schiller, die eine Zeitlang von den immer geistreichen Behauptungen der Schlegel geblendet worden waren, zogen sich, wenn auch meist schonend, von ihnen zurück. Auch Voß, Knebel, Baggesen u. A., deren kräftiger und praktischer Natur das Helldunkel der Romantik, so wie ihrem Sinn für Wahrheit die unverkennbare Hinneigung derselben zum Schein und, wenn man will, zur Lüge, nicht behagen konnte, zeigten sich stets als deren Gegner. Am entschiedensten und gröbsten aber war Kotzebue in seinem „Freimüthigen", den er in Verbindung mit Garlieb Merkel aus Liefland zu Berlin im J. 1803 herausgab. Aber freilich konnte die Bekämpfung von dieser Seite nicht durchdringen, da diesen Männern der Sinn für wahre Poesie fremd und ihre Opposition zudem ganz persönlicher Natur war. Doch haben sie die Schwächen der romantischen Schule nicht selten mit Glück und Witz aufgedeckt und es ist daher der „Freimüthige" für die Kenntniß der damaligen Literaturzustände immer noch von Wichtigkeit.

Als nach der Schlacht bei Jena die Unterjochung Deutschlands vollendet wurde, entfaltete sich hauptsächlich die nationale Seite der romantischen Poesie. Zwar erschien sie immer vorzugsweise als Sehnsucht nach der vergangenen Herrlichkeit und sah daher mehr rückwärts als in die Zukunft; ja selbst die schätzenswerthe Sammlung von Volksliedern, welche von Achim von Arnim und Clemens Brentano veranstaltet wurde (S. 12), war aus dieser Sehnsucht hervorgegangen. Doch je mehr das Volk selbst vom nationalen Bewußtsein ergriffen wurde, desto kräftiger gestaltete sich auch die Poesie; den Liedern der Sehnsucht nach der Vergangenheit schloßen sich Lieder der Sehnsucht nach einer bessern Zukunft an; ihnen folgten bald Gesänge, welche diese Zukunft in prophetischem Geiste verkündeten, oder schon entschieden zur Thatkraft ermahnten, bis sie sich endlich zu Schlacht- und Siegsgesängen gestal-

teten, welche freilich schon durch die Anlehnung an die Wirklichkeit den romantischen Boden verließen. Die Hauptrepräsentanten dieser Richtung sind Max von Schenkendorf, F. Rückert, Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt. Durch die lebendigere Entfaltung der nationalen Seite der romantischen Poesie wurde jedoch das mystische Element keineswegs zurückgedrängt, vielmehr fand dasselbe in der Unterdrückung ebenfalls reiche Nahrung, indem die trostlosen Zustände der Gegenwart, deren Umgestaltung in weiter Zukunft zu liegen schienen, immer mehr von der Wirklichkeit abzogen. Zudem erschien die Hebung des religiösen Lebens als eine Opposition gegen die Franzosen, in denen man zugleich die Repräsentanten des Unglaubens und der Freigeisterei erblickte. Die Hinneigung zum Katholicismus trat von Tag zu Tag deutlicher hervor; doch blieb sie immer noch in gemäßigten Schranken und hatte noch keinen ausgesprochen feindseligen Charakter gegen den Protestantismus. Dieser zeigte sich erst, als die Unabhängigkeit erkämpft worden war. Denn nun glaubte man, es sei die Zeit gekommen, die liebgewordenen poetischen Träume zu verwirklichen, das heißt, das Mittelalter mit seinem ganzen Gefolge, Katholicismus, Adelsherrschaft und wo möglich auch das Kaiserthum wieder zu beleben. Die eigentlichen Häupter der Romantik gaben letzteres jedoch leicht auf, als sie die ungeheueren Schwierigkeiten erkannten, welche sich seiner Erneuerung entgegenstellten; desto kräftiger hielten sie an den anderen Ideen fest, und sie hofften um so mehr, ihnen Eingang verschaffen zu können, als die Fürsten in denselben die beste Abwehr gegen die Forderungen zu finden hofften, welche die Völker erhoben. Denn diese hatten nicht bloß für die Befreiung vom fremden Joche gekämpft, sie hatten sich zugleich das Vaterland und die innere politische Freiheit wieder erobern wollen; und als sie sahen, daß man die vor dem Kampf gegebenen heiligsten Versprechungen zum Theil nur in höchst beschränktem Maße, meist aber gar nicht erfüllte, als an die Stelle des ehemaligen Reiches der deutsche Bund trat, der nicht gegen das Ausland, sondern nur gegen die Rechte und Freiheiten der Völker gerichtet schien, bemächtigte sich ein leicht erklärlicher Unwille des gesammten deutschen Volks, der besonders in der Jugend begeisterte, aber freilich unwirksame Organe fand. Von romantischen Ideen genährt und getragen, bildete die Sehnsucht nach dem Kaiserthum den Mittelpunkt ihrer Wünsche und ihrer Thätigkeit, wenn dieses Wort hier Anwendung finden kann, und unter dem Einfluß derselben entwickelte sich die deutschthümelnde Richtung, welche auch in der Literatur ihren Nachklang fand, der jedoch um so weniger von Bedeutung war, als sich nur wenig dichterisch befähigte Talente unter diesen jungen Männern befanden, und diese nur in einzelnen Liedern ihre Empfindungen darstellten. Dagegen entwickelte die mystische Richtung der romantischen Schule eine große Thätigkeit, die sich, wie zum Theil schon früher, so namentlich jetzt in den größeren Dichtungsgattungen, im Roman und besonders im Drama zu offenbaren begann. Wenn aber auch einzelne Erscheinungen für den Augenblick großen Beifall erhielten, so nahm die Schule doch eine so feindselige Stellung gegen die Wünsche und Bedürfnisse des Volks sie trennte sich so entschieden von der Gegenwart, daß sie von Tag zu Tag mehr an Einfluß verlor, was keineswegs dadurch aufgewogen werden konnte, daß sie gerade damals von den Fürsten und Mächtigen hervorgezogen wurde; vielmehr trug dies wohl noch dazu bei, ihr alles Ansehen bei dem Volke zu rauben. Uebrigens waren die Leistungen der Romantiker von jetzt an entweder unerquicklich oder unbedeutend. So artete unter ihren Händen das Drama zur kunstwidrigen Schicksalstragödie aus; doch beschränkten sie sich nunmehr meistens auf Behandlung der kleineren, dem Italienischen oder Spanischen nachgeahmten Formen. „Wir sehen jetzt nichts als ottave rime und Sonette,“ schrieb im J. 1824 Knebel an den Kanzler von Müller, „wo wenigstens immer Ein Reim hinkt, und ein paar Verse keinen Sinen haben. Dieses richtet unsere Poesie und Sprache vollends zu Grunde. Die Gedichte scheinen nur da zu sein um der Reime willen, die wie eine schmale Tresse um einen schlechten Rock zur Zierde prangen“ (Knebel, lit. Nachlaß 3, 88). Solche Nichtswürdigkeiten konnten das Volk nicht berühren, und so war es eine nothwendige Folge, daß dasselbe bei der immer mehr zunehmenden Unterdrückung des geistigen Lebens, in welcher die Regierungen das einzige Mittel zur Aufrechthaltung der bestehenden Einrichtungen erblickten, bei der vollsten Vernichtung der Preßfreiheit nach und nach in eine Art gleichgültiger Verdumpfung gerieth, in welcher es nur nach oberflächlicher Unterhaltung haschte, die ihm denn auch in reichlicher Fülle dargeboten wurde. Es ist die Romanenfabrication kaum je in solchem Schwung gewesen, als während der zwanziger Jahre, aber unter den unzähligen Erscheinungen der Zeit waren wenige, die sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, während bei weitem die meisten in künstlerischer und sittlicher Beziehung Erzeugnisse der gemeinsten Gesinnung waren, und wir brauchen nur an die Namen Clauren und Julius von Voß zu erinnern, um die ganze Erbärmlichkeit der Zeit zur Anschauung zu bringen. Diese traurigen Verhältnisse lagen aber zugleich auch in der immer mehr zunehmenden Absonderung der Gelehrten vom Volke und dessen Bedürfnissen, sowie, was damit zusammenhing, in der ausschließlichen Herrschaft, deren sich ein neues philosophisches System, die Hegel'sche Philosophie, bemächtigt hatte; doch ehe wir deren verderblichen Einfluß beleuchten, der sich übrigens noch über die Gränzen des vorliegenden Zeitraums erstreckte, wollen wir das Bild der Entwickelung der Poesie während desselben vollenden.

Erst gegen Ende der zwanziger Jahre, als sich trotz der fortdauernden Unterdrückung wieder eine größere Theilnahme am politischen Leben im Volke zu regen begann, zeigte sich auch wieder kräftigeres und edleres Streben in der Literatur, und es wurden namentlich zwei Männer bedeutend, Ludwig Uhland und Heinrich Heine. Der erstere hatte zwar seine trefflichen Dichtungen schon im J. 1815 erscheinen lassen, allein sie gewannen erst später allgemeinere Anerkennung und Einfluß. Ursprünglich der romantischen Schule sich anschließend, wie er denn mehrere seiner ersten Gedichte in Fouque's „Frauentaschenbuch“ mittheilte, ließ ihn sein gerader und volksthümlicher Sinn nicht in die Irrthümer der Schule verfallen, vielmehr

suchte er die Romantik mit dem Leben und der Gegenwart zu versöhnen, was ihm in hohem Grade gelang. Statt rückwärts zu schauen, wie die alten Romantiker, war sein Blick in die Zukunft gerichtet, und wie jene ihre Hoffnungen auf die Wiederkehr des Mittelalters mit seiner Hierarchie und seiner Adelsherrschaft gesetzt hatten, so war ihm die Freiheit die Grundlage, auf welcher sich ein neues Leben in Politik, Religion und Philosophie entfalten sollte. Wenn er auch Stoffe des Mittelalters mit Vorliebe behandelte, so faßte er dieselben doch viel freier auf, als die Romantiker, indem er die allgemein menschliche Seite desselben hervorhob, und der beschränkten Erscheinung hiedurch höhere poetische Weihe gab. Endlich trat in seinen Dichtungen vorzüglich das nationale Element in aller Kraft und Reinheit hervor, das von den Romantikern zuletzt zum Zerrbild verunstaltet worden war, und er strebte endlich, was seinen herrlichen Schöpfungen noch größere Bedeutsamkeit gab, nach Volksthümlichkeit in Auffassung und Darstellung. Sein Vorgang fand glückliche Nachahmung und er ist als Chorführer einer ganzen Reihe von Dichtern zu nennen, welche sich mehr oder weniger an ihn anschlossen und die gewöhnlich, weil die meisten seine Landsleute waren, unter dem Namen der „*Schwäbischen Dichterschule*“ begriffen werden. Nicht alle faßten zwar die Poesie in dieser Reinheit und Klarheit auf, wie *Uhland*, und bei manchen, wir nennen nur Justinus *Kerner*, finden wir sogar noch vorherrschende Neigung zum Mystischen, doch erschien selbst dieses lebensvoller und geläuterter.

In anderer Weise wirkte *Heine*, der als entschiedenster Gegner der Romantik auftrat, dieselbe mit ihrer eigenen Waffe, der Ironie, glücklich bekämpfte, und ihre innere Haltlosigkeit zum allgemeinen Bewußtsein brachte. Weitaus die glücklichste Seite seiner Wirksamkeit bestand aber darin, daß er jener oben erwähnten Verirrung der spätern Romantiker, die Schwerkraft der Poesie in der Form zu suchen, dadurch entgegentrat, daß er sich der möglichsten Einfachheit befleißigte, und in seinen eigenen Dichtungen zeigte, daß man mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreichen könne, wenn nur der poetische Gedanke rein und unmittelbar zur Erscheinung gelange. So suchte er die Poesie zur Einfachheit und Unmittelbarkeit des Volkslieds zurückzuführen, und sie somit auf die Bahn zurückzuleiten, welche Herder eröffnet und Göthe mit so wunderbarem Glück betreten hatte; er näherte sich dem Wesen des Volkslieds sogar noch mehr als dieser, indem er auch die strenge Messung der Sylben aufgab, und den freien rhythmischen Gang des Volkslieds künstlerisch ausbildete. Auch *Uhland* strebte, wie schon erwähnt, nach volksmäßiger Gestaltung und Sprache, und somit trafen beide Dichter hierin zusammen, und ihre Bemühungen mußten um so mehr Erfolg haben, als sie verschiedene Dichtungsgattungen behandelten, Heine beinahe ausschließlich die Lyrik, und Uhland die kleineren epischen Formen, in denen der Mittelpunkt seines Einflusses zu suchen ist, wenn er auch als Lyriker großes Talent entfaltete.

Neben diesen beiden wurden in den zwanziger Jahren *Fr. Rückert* und der Graf v. *Platen* vorzüglich mächtig; doch wird sich deren Einfluß und ihre Stellung zur Literatur besser später darstellen lassen.

Uhland und Heine wurden aber nicht bloß formell bedeutend, sondern sie gewannen auch einen hohen Einfluß sowohl auf die weitere Entwickelung der Poesie, als auf die Gesammtbildung des Volkes. Sie wurden nämlich die Begründer der nun auftauchenden *politischen Poesie*, welche in den dreißiger Jahren einen in Deutschland bis dahin unbekannten Aufschwung nahm, und besonders bei *österreichischen Dichtern* glückliche Pflege fand; und so sind Uhland und Heine vor Allen als diejenigen Männer zu bezeichnen, durch welche die Ideen der Nationalität und der Freiheit von Neuem im Volke Wurzel zu fassen und sich kräftig zu regen begannen, so daß sie zwanzig Jahre später zu einer lebensvollen Gestaltung gelangen und das deutsche Volk zu der würdigen Stellung hätten erheben können, die ihm unter den europäischen Nationen gebührt, wenn die Bewegung nicht unglücklicher Weise in die Hände der Gelehrten gerathen wäre.

Als nämlich nach den sogenannten Freiheitskriegen die Hoffnungen auf eine bessere Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland sich immer mehr trübten, zogen sich viele edle Kräfte, durch die Täuschung erbittert, und zugleich von der oben geschilderten Zersetzung der Literatur zurückgestoßen, auf den Umgang mit den Wissenschaften zurück, in welchem sie das Elend des Lebens zu vergessen suchten. Die Regierungen ermangelten nicht, dies zu ihrem Vortheil zu benutzen. So wenig es ihnen nämlich daran gelegen war, wahrhafte Volksbildung zu verbreiten oder deren Verbreitung zu unterstützen, so gern unterstützten sie die Fachgelehrsamkeit, durch welche auch der thatkräftigste Geist dem Leben entfremdet werden kann. Während daher nur Ungenügendes für den Volksunterricht geschah, wurden die höhern Unterrichtsanstalten, an denen vorzüglich Beamte gebildet werden sollten, mit großer Vorliebe und selbst mit bedeutenden Opfern gepflegt; es wurde der wissenschaftlichen Forschung die ausgedehnteste Freiheit zugestanden, so lange sie sich nicht um die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens bekümmerte, oder wenn sie diese nur in das Gebiet der unfruchtbaren Speculation zog, oder sie auch im Sinne der Machthaber behandelte. So geschah es, daß die Wissenschaft immer mehr zur bloßen Gelehrsamkeit herabsank, und ihren belebenden Einfluß auf die allgemeine Geistesentwickelung immer mehr verlor. In der Geschichte gelangte die Quellenforschung, in den Sprachwissenschaften das beschränkt philologische Element, in der Jurisprudenz die Behandlung des römischen Rechts, in der Theologie die Dogmatik zur beinahe ausschließlichen Herrschaft; aber noch trauriger wurde es, als eine von *Hegel* verkündete neue Philosophie erstand, die, auf eine rein scholastische Methode sich gründend, alle Wissenschaften in ihr Bereich zog und, indem sie dieselben scheinbar zu philosophischer Behandlung erhob, sie in einen Formalismus einschnürte, in welchem sie alle Freiheit und alle Bewegung verlor. Aber weil die wesentlich auf scholastischem Formalismus beruhende Philosophie Hegels es Jedem, der sich in denselben gefunden hatte, möglich machte, aus irgend einem beliebigen Satz eine Reihe von Folgerungen zu ziehen*),

*) Man vergl. Lessings Ausspruch II, 723 Anm.

und zwar mit um so größerer Leichtigkeit, als strenges logisches Denken hiebei gar nicht erforderlich war, welches übrigens durch den philosophischen Jargon der Schule mit geringer Mühe ersetzt wurde, und da der Meister zudem die Philosophie durch sein System zum vollständigen Abschluß gebracht zu haben sich rühmte, so bemächtigte sich seiner Anhänger ein übermüthiger Dünkel, der sie mit Verachtung auf alle außerhalb der Schule liegenden Bestrebungen blicken ließ. Dieser Dünkel, der um so unglücklicher war, als er auf der Ueberzeugung der eignen Unfehlbarkeit beruhte, wurde insbesondere dadurch verderblich, daß er auch auf die Gelehrten überging, welche sich nicht der Schule anschlossen, die sich aber mit ihrer Wissenschaft gegen alle Einflüsse des Lebens eben so sehr verschanzten, als jene durch ihr System, so daß aller Zusammenhang des Lebens mit der Wissenschaft vernichtet worden wäre, wenn sich die Naturwissenschaften nicht freier und praktischer entwickelt hätten.

Die Hegel'sche Philosophie trug glücklicher Weise den Keim ihrer Auflösung in sich selbst, und es durften nur einige Männer von mehr praktischem Sinne oder solche, die nach Neuerungen strebten, sich des nämlichen Formalismus bedienen, um aus den ersten Grundsätzen derselben ganz entgegengesetzte Resultate zu gewinnen, als die bisherigen. Dies geschah in der That durch die sogenannten Junghegelianer, welche die conservative Richtung des Systems in religiöser und politischer Beziehung durch eine rein revolutionäre verdrängten, so daß die mächtige Unterstützung, welche die Hegel'sche Philosophie bis dahin bei den Regierungen gefunden hatte, sich in entschiedene Verfolgung verwandelte. Aber da auch diese junge Schule, die auf der Speculation fußte, ohne das Leben zu kennen oder in Anschlag zu bringen, und sie den Formalismus des Meisters in gleicher Weise fortsetzte, so verfiel auch sie in die bedenklichsten Irrthümer, und wie das ursprüngliche System zur Verknöcherung der Staats- und kirchlichen Verhältnisse geführt hatte, so leitete das neue dagegen zur Auflösung alles Bestehenden. Und da sie, von der Staatsgewalt zurückgewiesen, sich an das größere Publikum wenden und daher eine allgemein verständliche Sprache annehmen mußte, unter welcher sie ihren dialektischen Formalismus verdeckte, so gelang es ihr, die verderblichsten Ideen bis in die ungebildeten Schichten des Volks zu verbreiten, welche um so verderblicher wirkten, als sie mit den aus dem Ausland herübergeschleppten Systemen des Communismus und Socialismus mehr oder weniger zusammentrafen.

Wir haben mit dieser Auseinandersetzung zwar die Gränzen überschritten, die wir unserer Darstellung vorgesteckt haben, es war dies aber nöthig, um nachzuweisen, wie die kühnen Bewegungen des Jahres 1848 nothwendig an dem unpraktischen Sinne der deutschen Gelehrten zerschellen mußten; und wie besonders der Einfluß der conservativen, wie der revolutionären Seite der Hegel'schen Schule alle Versuche zur Umgestaltung und Wiederbelebung Deutschlands unfruchtbar machen mußte, namentlich da auch zugleich die abgestorbenen romantischen Ideen von Kaiser und Reich wieder auf eine Zeitlang auftauchten oder von den Regierungen zu Hülfe gerufen wurden, wodurch die Begeisterung des Volks in die Bahn unfruchtbarer Schwärmerei geleitet wurde.

Wir haben nun noch eine Uebersicht der dichterischen Leistungen während des vorliegenden Zeitraums zu geben. Zwar gedeihen alle Dichtungsarten zu einer großen Blüthe, was selbst von denjenigen gilt, welche weniger häufig behandelt werden, doch wendet sich die große Masse der Dichter vorzugsweise der lyrischen Poesie zu, welche daher in einem eben so großen Umfang, als reicher Mannigfaltigkeit erscheint. Denn beinahe alle Dichter, auch diejenigen, welche ihren größten Ruhm ihren Leistungen in andern Gattungen verdanken, haben auch Lyrisches gedichtet, und manche derselben sogar Vortreffliches; dagegen begegnen uns eine große Anzahl von Dichtern, welche sich ausschließlich der Lyrik gewidmet haben, die überhaupt dem mehr nach Innen als nach Außen gerichteten Sinn der Deutschen vorzüglich zu entsprechen scheint. Die didaktische Poesie mußte gegen den vorigen Zeitraum um so mehr zurücktreten, als man das Wesen der Poesie immer tiefer erfaßte; doch begegnen uns auch manche treffliche didaktische Gedichte, von denen einige größeren Umfang haben, die meisten und vorzüglichsten aber sich in der Darstellung einzelner bedeutender Gedanken bewegen, oder eine größere Reihe von Gedanken in gedrängter und dadurch um so wirkungsvollerer Darstellung entwickeln. Viel reicher entfaltet sich die epische Poesie, obgleich auch hier vorzugsweise in den kleineren in Form und Auffassung an das Lyrische gränzenden Gattungen, die zum Theil erst geschaffen oder doch nach ihrer wahren Natur erkannt werden. Die Versuche, das Epos im Sinne des klassischen Alterthums zu behandeln, sind wenig zahlreich, und auch die besseren doch nicht eigentlich fördernd. Eben so tritt das komische Epos beinahe ganz zurück, wenigstens gelangten die wenigen Versuche, die hie und da gemacht wurden, zu keiner Bedeutung. Häufiger wird das romantische Epos bearbeitet, zuerst im Sinne Wielands, später unter dem Einfluß der mittelalterlichen Poesie. Zwar sind einzelne Erscheinungen dieser Art von großer Bedeutung, doch wird das Höchste in einer neu geschaffenen Gattung, dem idyllischen Epos, geleistet. Nächst der Lyrik entwickelte sich das Drama zur höchsten Blüthe, und die großen Meisterwerke der beiden größten Dichter des Zeitraums haben nicht bloß hohe Bedeutung für die deutsche Kunst, ihnen ist es auch zunächst zu verdanken, daß die deutsche Poesie Einfluß auf die der übrigen Völker gewann. Leider haben wir aber auch zugleich zu bedauern, daß andere dramatische Dichter, von denen Manche kein geringes Talent besaßen, in die verderblichsten Irrthümer geriethen, wodurch die naturgemäße Entwickelung der dramatischen Kunst in Deutschland vernichtet oder wenigstens auf lange Zeit zurückgedrängt und unmöglich gemacht wurde.

Wie im vorigen Zeitraum, so beruhten auch im vorliegenden die metrischen Formen auf Nachahmung, und man ging sogar noch viel weiter, da man sich nicht mehr darauf beschränkte, die Formen der Griechen und Römer nachzubilden, sondern auch gegen den Anfang der Periode italienische und spanische, und am Ende derselben sogar orientalische einführte. So entstand aller-

dings ein ungeheuerer Reichthum von metrischen Formen, allein es war dies im Grunde genommen kein Gewinn, da weitaus die meisten entlehnt waren, und sie daher aller Volksthümlichkeit entbehrten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Sprache durch die oft bis zur Aengstlichkeit getriebene Nachahmung der fremdartigen Formen an Beweglichkeit gewann, und insbesondere erst dadurch der große Reichthum der deutschen Sprache an schönen Reimen zum Bewußtsein gebracht wurde; allein das zu genaue Anschmiegen an die fremde Form mußte andrerseits auch nachtheilige Wirkung auf die Sprache haben, die nicht selten ein ganz fremdartiges Gepräge erhielt und von manchen Dichtern sogar wirklich verunstaltet wurde. Zudem erwuchs daraus der sehr bedeutende Nachtheil, daß man sich nicht nur verleiten ließ, die fremden Formen in ganz unpassender Weise anzuwenden, die dem Geiste der deutschen Sprache und Dichtung vollständig widerstrebten, sondern auch anfing, auf die Form übermäßiges Gewicht zu legen, und sich, wenn der Dichter durch die glückliche Behandlung derselben zu bestechen wußte, wenig oder gar nicht mehr um den Gehalt der Dichtungen kümmerte. Unter den fremden Formen, welche vorzüglich Beachtung fanden, sind zunächst die italienische Octave oder achtzeilige Stanze und das Sonett zu erwähnen. Letzteres, das im 17. Jahrhundert so häufig bearbeitet worden und seit Gottsched beinahe gänzlich verschwunden war, wurde zuerst wieder von Bürger mit Geschmack behandelt; die Romantiker zeigten, wie für die übrigen südlichen Formen, so auch für diese große Vorliebe, und man muß gestehen, daß die bedeutendsten Dichter der Schule das Wesen desselben vollkommen richtig erfaßten, wogegen ihre Nachahmer den unseligsten Mißbrauch mit dieser schönen Form trieben, was schon im ersten Jahrzehend des 19. Jahrh. heftigen Widerspruch gegen dieselbe erweckte. In der regelmäßigen Octave wurden schon ziemlich früh Versuche gemacht, z. B. von Heinse, jedoch wurde sie zuerst von Göthe mit künstlerischem Sinn behandelt. Größeren Umfang gewann diese Form aber erst durch die Romantiker und sie ward nicht bloß in epischen Dichtungen, sondern auch zu lyrischen Gedichten ernsteren Inhalts gebraucht, für welche sie sich auch ganz vorzüglich eignet. Eben so führten die Romantiker den Gebrauch der Terzinen ein, die jedoch erst in den letzten Zeiten der Periode öftere Behandlung fanden. Nächst diesen italienischen Hauptformen bildeten die Romantiker auch Canzonen und Sestinen nach, und Rückert dichtete zuerst auch Sicilianen und Ritornelle. Von spanischen Formen wurden nebst den vierzeiligen trochäischen Strophen hauptsächlich noch die Decime, die Glosse, die Tenzone und das Cancion nachgebildet, und zwar zuerst ebenfalls von den Häuptern der romantischen Schule.

Von orientalischen Formen hat nur die persische Vierzeile und die daraus durch Erweiterung hervorgegangene Gasele eigentliche Verbreitung gewonnen; die arabische Makame, eine Art von gereimter Prosa, die übrigens schon bei Fischart erscheint (II, 158), findet sich wohl nur in Uebersetzungen orientalischer Poesien.

Die Beschäftigung mit der ältern deutschen Literatur regte auch an, die Formen der altdeutschen Poesie wieder einzuführen, allein die Romantiker, die zuerst die älteren Lyriker kunstvoller übersetzten, hatten doch noch kein Bewußtsein von den Gesetzen der frühern Metrik, und so kam es, daß die damaligen lyrischen Formen in ihrem eigentlichen Wesen unbemerkt blieben, und daß die neuere deutsche Poesie sich weder an Reichthum, noch an Schönheit der lyrischen Formen mit der älteren messen kann. Mit Bewußtsein wurde eigentlich nur die epische Nibelungenstrophe nachgebildet, doch erst in der neuesten Zeit mit der ursprünglichen Mannigfaltigkeit der rhythmischen Bewegung behandelt.

Was die Versmessung betrifft, so wurde das Opitzische Gesetz auch jetzt noch immer beobachtet, und bei weitem die größte Anzahl der Dichtungen halten sich streng an demselben. Nur am Anfange und am Ende des Zeitraums wurde namentlich in lyrischen, doch auch in kleineren erzählenden Gedichten eine freiere, in der Natur der deutschen Sprache begründete Behandlung des Verses versucht, und die volksthümliche Versmessung nach der Betonung, statt nach der dem Alterthum nachgebildeten nach der Länge und Kürze der Sylben mit großem Glück eingeführt, und diese Freiheit drang auch in die größeren Dichtungen, so z. B. in das Drama, jedoch nur an vereinzelten Stellen, die allerdings dadurch an Lebendigkeit gewannen.

Zwar wurden auch jetzt noch immer reimlose Verse in Nachahmung der Griechen und Römer gebildet, aber mit Ausnahme des Dramas, in welchem der durch Lessing eingeführte fünffüßige Jambus vorherrschend wurde, und einiger bedeutenderen epischen Gedichte gewann der Reim immer mehr Uebergewicht, und von den lyrischen Dichtungen wurden nur die ernstern Gattungen, die Ode, die Hymne und die Elegie, obgleich keineswegs durchgängig, in reimlosen Versen gedichtet. Besonders waren es die Göttinger, welche in reimfreien Versen, obgleich keineswegs durchgängig, dichteten, und unter diesen vorzüglich Voß, dann auch Fr. L. Graf v. Stolberg und Hölty; später wurden sie von Hölderlin und am Ausgange der Periode mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit vom Grafen Platen behandelt, der auch im Drama vielfältig antike Versmaße nachbildete. Den Reim behandelte vor Allen Göthe mit Meisterschaft und unübertrefflicher Wirkung, indem er in seinen Gedichten stets mit dem Inhalt in dem engsten Zusammenhang steht, und nicht bloß als verschönernder Schmuck, sondern als nothwendig erscheint. Die Romantiker legten zwar großes Gewicht auf den Reim, allein im Ganzen sahen sie ihn doch nur als ganz äußerliches Mittel an, weshalb sie denn auch in die abenteuerlichsten Reimkünste verfielen. Unter den neuern Dichtern zeichnet sich Fr. Rückert durch einen unerschöpflichen Reichthum an neuen Reimverbindungen, und der Graf Platen durch das ernstlichste Bestreben nach möglichster Reinheit des Reims aus, so daß die technische Behandlung desselben durch diese beiden Dichter zu einer überraschenden Höhe gebracht wurde, die jedoch die Vollkommenheit der Dichter des 13. Jahrh. noch keineswegs erreicht.

Nächst dem Reim versuchten die Häupter der romantischen Schule, die beiden Schlegel und

Tieck, auch die Assonanz nach dem Vorbilde der Spanier einzuführen, und sie fanden bei ihren Nachfolgern großen Beifall und vielfältige Nachahmung; allein diese Form ist der deutschen Sprache so wenig angemessen, und erscheint selbst bei der kunstreichsten Behandlung so fremd, daß ihr Gebrauch allmählich abnahm und zuletzt beinahe ganz verschwand. Eben so ging es einer andern, der altnordischen Poesie entlehnten Form, der Alliteration, welche überhaupt nur von wenigen Dichtern, namentlich von Fouqué, zu größeren Dichtungen verwendet, dagegen eine Zeitlang, vorzüglich zur Zeit der Freiheitskriege und unmittelbar nachher, in kleineren Gedichten gebraucht wurde. Mit großem Glück wurde sie aber von Mehreren, z. B. Göthe, Schiller und Bürger, in einzelnen Stellen angewendet, deren Wirkung dadurch außerordentlich gehoben wird.

Ehe wir zur Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß bei der ungeheueren Zunahme der Production im Laufe des gegenwärtigen Zeitraums nothwendig eine Beschränkung der Mittheilungen eintreten muß, um das Buch nicht zu einem übermäßigen Umfang zu erweitern. Diese Beschränkung ist jedoch schon dadurch vollkommen gerechtfertigt, daß unter der großen Anzahl von Dichtern, welche in den Jahren von 1770 bis 1832 erstanden, gar viele, selbst höherbegabte, erscheinen, die keinen oder nur sehr untergeordneten Einfluß auf die Entwickelung der Literatur hatten, und daß sie daher in der geschichtlichen Darstellung dieser Entwickelung nicht oder nur vorübergehend berücksichtigt werden können, während in der vorigen Periode ein ganz anderes Verhältniß Statt fand, da in derselben selbst solche Dichter, welche nur zwanzig Jahre später auf Berücksichtigung keinen Anspruch hätten machen können, wegen der Form oder des Inhalts ihrer Poesien oder auch wohl nur wegen ihrer äußeren Verbindungen historische Bedeutung hatten.

I. Lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie nimmt in diesem Zeitraume einen außerordentlichen Aufschwung, und erreicht an Umfang und Bedeutsamkeit des Inhalts, sowie an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen einen hohen Grad der Blüthe, so daß, wenn sie auch in letzter Beziehung die höfische Dichtkunst des 13. Jahrh. noch lange nicht erreicht, sie dieselbe dagegen rücksichtlich des innern Gehalts weit überragt. Auch stellt sich jetzt die deutsche Lyrik nicht bloß der anderer Völker gleich, mit denen sie sich bis dahin kaum messen durfte, sie übertrifft die Leistungen derselben sogar in manchen wesentlichen Punkten; namentlich kann sich kaum ein andres Volk einer so großen Zahl bedeutender lyrischer Dichter oder einer so reichen Fülle ächt lyrischer Stoffe rühmen.

Die Darstellung von dem Gange der Entwickelung des poetischen Lebens überhaupt, welche wir im vorangehenden Abschnitt mitgetheilt haben, bezieht sich ganz vorzüglich auch auf die Entwickelung der Lyrik, und wir würden daher nur in Wiederholungen verfallen müssen, wenn wir ein ausführlicheres Bild derselben geben wollten. Dagegen ist es nothwendig, die Hauptzüge im Entwickelungsgang der Lyrik anzudeuten, um die besondern Verhältnisse gebührend hervortreten lassen zu können.

Herders Lehre von der Nothwendigkeit, die deutsche Kunst an der Quelle der Volkspoesie zu verjüngen, hatte nicht allein Göthe gewonnen; neben ihm wurde ganz besonders Bürger dafür begeistert, welcher der Schöpfer der deutschen Ballade wurde. Leider aber verfiel dieser in einen traurigen Irrthum, indem er das volksthümliche Element der Poesie mit der populären Haltung derselben und die Naturwahrheit mit der gemeinen Wirklichkeit verwechselte. Diese falsche Auffassung, die noch Andere mit ihm theilten, führte zu manchen Abwegen. Die Einen, und darunter Bürger selbst, geriethen in den Abgrund der Gemeinheit, Andere, welche, wie Matthias Claudius, zu großes Gewicht auf das Kindlich-Naive legten, verfielen in Ziererei; bei Einigen, an deren Spitze J. H. Voß steht, artete das volksthümliche Element zur Plattheit aus, weil sie das Volksleben nur in seiner äußern Erscheinung, nicht aber auch in seiner poetischen Tiefe verstanden, wie z. B. später J. Peter Hebel, dann auch weil sie glaubten, daß sich Alles, was die Natur und das Leben darbiete, an sich zur poetischen Darstellung eigne. An diese schloßen sich Andere, als deren Hauptvertreter Fr. v. Matthisson erscheint, in eigenthümlicher Weise an, indem sie die Schilderung der Natur für die wesentlichste Aufgabe der Poesie hielten und diese durch Anhäufung des Details zu erreichen glaubten. Es gewannen dieselben aber um desto eher Einfluß und Nachahmer, als sie ihre Dichtungen in eine oft musterhaft schöne, an Göthe herangebildete Sprache einkleideten.

Neben dem volksthümlichen Element erhielt sich aber, wie wir schon oben bemerkt haben, auch noch sowohl die nationale, als die sentimentale Richtung Klopstocks, die beide von den Göttingern gepflegt wurden; die erste besonders durch Voß und die beiden Stolberg, die zweite insbesondere durch Hölty und Miller, an welche sich sodann auch Matthisson und seine Schule anschloßen.

Unterdessen hatte Göthe die volksthümliche Grundlage, von welcher er ausgegangen war, in Gehalt und Form zur höchsten Kunstvollendung entfaltet, und als er eben in seiner größten Blüthe stand, erschien Schiller, der die Gränzen der lyrischen Poesie erweiterte, indem er die Welt der Gedanken in ihr Bereich zog, und das innere Leben des Menschen poetisch erfaßte. Dies thaten zwar die Romantiker auch, geriethen aber hiebei auf einen gefährlichen Abweg, indem sie das Uebersinnliche unmittelbar poetisch darzustellen suchten, wobei sie sich der ausschweifendsten Willkür der Phantasie überließen, und sich in die geheimnißvollen Tiefen der Mystik versenkten. So geriethen sie mit dem Leben und der Wirklichkeit in Widerspruch, ja die Natur hatte nur in so fern für sie Bedeutung, als sie in ihren Erscheinungen Symbole des Göttlichen erblickten. Diese Anschauung hatte zunächst L. Tieck, das reichste Talent der romantischen Schule, ausgebildet; allein seine Dichtungen überschritten doch nicht die Gränzen der poetischen Möglichkeit, weil er die Natur in märchenhafter Weise personificirte, und dadurch an eine gewisse Realität der Anschauung gebunden wurde.

Die Erhebung des Volks gegen die fremde Unterdrückung rief von der phantastischen Auffassung des Lebens zur Wirklichkeit zurück; davon sind die Kriegs- und Siegslieder Zeuge, welche damals in ziemlich reicher Zahl auftauchten und die zum Theil sich an die Ideen der romantischen Schule anlehnten, zum Theil aber den lebenskräftigeren Geist Schillers athmeten. Die Romantik war zur Poesie der Sehnsucht nach der verlornen Vergangenheit geworden; die lebenskräftige Bewegung während der Freiheitskriege gab ihr eine andere Richtung, sie wurde zur Poesie der Sehnsucht nach einer bessern Zukunft. Diesen Uebergang zeigt die Schwäbische Dichterschule und zum Theil Fr. Rückert. Es war schon hierin eine Opposition gegen die romantische Schule ausgesprochen, welche sich auch immer kräftiger entfaltete, und in Heine und Platen ihre talentvollsten Vertreter fand, von denen der Erste die Einfachheit des Volkslieds, der Zweite den Ernst und die Wahrheit der Gesinnung in die Dichtung zurückzuführen suchten.

Unter den verschiedenen lyrischen Gattungen wurde auch in diesem Zeitraum das Lied weitaus am häufigsten bearbeitet; doch erscheint es im Vergleich zu den übrigen Gattungen nicht in so überwiegendem Maße, als in der vorigen Periode, obgleich die Anzahl der Liederdichter viel größer ist. Was wir mit Bezug auf die gesammte Lyrik berührt haben, daß sie nun eine reiche Fülle ächt poetischen Stoffes gewinnt, gilt insbesondre von dem Liede; und wenn auch zum Theil die nämlichen Stoffe erscheinen, wie früher, so werden sie doch in einer viel fruchtbareren Weise behandelt, da anstatt der erdachten Verhältnisse und der gemachten Empfindungen erlebte Zustände und Gefühle dargestellt werden. Denn wie man sich im vorigen Zeitraum von dem Gelegenheitsgedichte getrennt hatte, so kehrt man jetzt zu demselben zurück; aber es wird freilich in ganz andrer Weise behandelt, indem man weder jedes gleichgültige oder zufällige Ereigniß zum Gegenstande des Liedes wählt, noch an dem Umstande kleben bleibt, der die Veranlassung zum Gedichte gegeben hat, sondern demselben eine allgemein menschliche Bedeutsamkeit gibt. Die außerordentlich große Zahl der Liederdichter des Zeitraums macht es unmöglich, sie alle auch nur aufzuzählen; wir müssen uns daher darauf beschränken, außer den hervorragendsten diejenigen zu erwähnen, welche entweder wenigstens einige bedeutende Lieder gedichtet haben oder durch ihre literarischen Beziehungen Einfluß gewannen.

Wie in der ganzen Literatur der Zeit, so bilden auch im Liede Göthe und Schiller den Mittelpunkt, und sie werden weder in der Form noch in dem poetischen Gehalt von irgend einem Andern erreicht, wenn sich auch Einzelne in einzelnen Dichtungen ihnen annähern. Außer Herder ist von den Dichtern der „Sturm- und Drang-Periode" kaum Einer zu erwähnen, da sich die meisten derselben beinahe ausschließlich andern Dichtungsgattungen, namentlich dem Drama, zuwandten; Jak. Mich. Reinh. Lenz versuchte sich zwar auch im Liede, ohne jedoch etwas Bedeutenderes zu leisten; noch ungenügender sind die in einzelnen Almanachen zerstreuten Gedichte des Straßburger Heinr. Leop. Wagner, die nicht bloß roh, sondern auch ohne poetischen Gehalt sind.

Von den Göttinger Dichtern sind dagegen Alle zu nennen, und unter ihnen sind einige als Liederdichter ausgezeichnet, namentlich Gottfr. Aug. Bürger und L. H. Christoph Hölty, denen sich die beiden Grafen Fr. Leopold und Christian von Stolberg nebst J. H. Voß und Joh. Martin Miller anschließen, die wir sämmtlich näher zu besprechen haben. Die übrigen Mitglieder des Hainbundes können wir hier schon berühren. Daß Chr. Heinr. Boie kein bedeutendes Talent hatte, ist schon oben erwähnt worden (S. 15) und von seinen Liedern, die noch ganz im Geiste der vorigen Periode gehalten sind und vorzüglich nach französischer Eleganz streben, konnten sich nur wenige („Schäferlehren") erhalten. Karl Friedr. Cramer, der Sohn des berühmten Joh. Andreas (geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, gest. 8. Dec. 1807 in Paris), ist mehr durch sein vertrautes Verhältniß zu Klopstock, über welchen er ein größeres, für die Geschichte des Dichters noch immer sehr brauchbares Werk („Klopstock. Er und über ihn". 5 Bde. Hamb. 1779—92) schrieb, so wie durch seine glühende Begeisterung für die Freiheit bekannt, die ihm Absetzung von seiner Professur in Kiel und Verbannung zuzog, als durch seine Dichtungen, ob er gleich selbst nicht geringe Meinung von seinem Talent hatte*). Vossens Jugendfreund, der Prediger Ernst Theodor Brückner (1746—1805) ahmte in seinen Liedern bald Voß, bald Hölty, bald wieder andere Genossen des Hainbundes nach. Ant. Matthias Sprickmann aus Münster (1749—1833) war mehr durch seine Dramen, so wie durch seine wissenschaftlichen Leistungen, als durch seine unbedeutenden lyrischen Gedichte bekannt geworden.

Nebst diesen haben wir hier mehrere Dichter zu erwähnen, die, ohne zum Hainbunde zu gehören, mit den Mitgliedern desselben in näherer Verbindung standen, oder doch durch ihre Theilnahme an dem Musenalmanache sich an sie mehr oder weniger eng anschlossen. Außer Matthias Claudius und Christian Adolf Overbeck, auf die wir unten zurückkommen, treten uns zunächst Gotter und Göckingk entgegen, von denen der Eine Mitbegründer des Göttinger Musenalmanachs (S. 15), der Andere später Mitherausgeber desselben und des Vossischen war. Wir haben beide in nachfolgenden Abschnitten näher zu besprechen, doch sind sie auch schon hier wegen ihrer lyrischen Dichtungen zu erwähnen. Friedr. Wilh. Gotter, dessen Neigung zur französischen Dichtweise wir schon angedeutet haben, dichtete Lieder, die sich weniger durch Tiefe des Gefühls, als durch geistvolle Auffassung der Lebensverhältnisse, vorzüglich aber durch Klarheit und Anmuth der Darstellung, durch correcte Eleganz der Sprache und Versbau auszeichnen („Gedichte". Gotha 1782). Ohne bedeutende Dichtergabe zu besitzen, erwarb sich Leop. Fr. Günther von Göckingk doch zu seiner Zeit durch die „Lieder zweier Liebenden" (Lpz. 1777) nicht geringen Beifall, der sich allerdings aus dem Umstande erklären läßt, daß

*) „Ha! Aus Dichterblut geboren — Bin auch ich. Der Adler zeugt — Wieder Adler. Auserkoren — Für die Ewigkeiten, fleugt — Auch mein Hymnus, schwebet, breitet — Rauschend seinen Fittich aus, — Und ein Jubelton begleitet — Ihn zurück ins Felsenhaus." (Meine Muse.)

jene Lieder wirkliche Verhältnisse schildern, deren Entwickelung uns allmählich gleichsam in einem Roman vorgeführt wird, in welchem nichts fehlt, was zu einer Liebesgeschichte gehört, und es erhalten die Lieder nicht wenig Leben und Interesse, daß sie oft in Form eines Briefwechsels zwischen den Liebenden erscheinen. Obgleich keine höhere poetische Leidenschaft aus ihnen spricht, so ist wahres Gefühl nicht zu verkennen. Wir können auch den Maler **Friedrich Müller** und **Christ. Fr. Dan. Schubart** hier sogleich erwähnen, welche manche Beiträge sowohl zum Göttingischen, als zum Vossischen Musenalmanach lieferten. In seinen früheren lyrischen Gedichten, wie in seinen übrigen Dichtungen, durch welche er vorzüglich berühmt geworden ist und von denen erst später die Rede sein kann, schließt sich **Müller** ganz den „Kraftgenies" an, und durch spätere bildet er den Uebergang von dieser Schule zur romantischen, während **Schubart**, den wir ausführlicher zu besprechen haben, auch in seinen späteren Dichtungen den Charakter der Sturm- und Drangperiode nicht verläugnet. **Heinrich Wilh. von Stamford** (1742—1807) dichtete nicht ohne Glück für den Gesang; am liebsten schilderte er das einfache Glück des Landlebens, worin Hölty und mehr noch Miller seine Vorbilder waren; die wehmüthige Stimmung, welche seine Lieder durchzieht, hat wohl hauptsächlich ihren Grund in dem Widerspruch, der zwischen seiner Neigung zur gemüthlich-beschaulichen Ruhe und seinem vielbewegten Leben *) hervortritt. Von ihm hat sich vor Allem das liebliche Lied „Wenn die Nacht mit süßer Ruh" großer Verbreitung erfreut („Nachgelassene Gedichte". Hamburg 1808). Weniger bedeutend sind die Lieder des Schulmeisters **Joh. Heinr. Thomsen** aus dem Lande Angeln (1749—1777), dessen Begeisterung für die Dichtkunst jedoch seinen Erzeugnissen immerhin ein gewisses Interesse gibt. Endlich nennen wir auch den späteren Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs **Karl v. Reinhard** aus Helmstädt (1769—1840), der sich viel zu sehr zur Reflexion neigt, als daß er poetisch wirken könnte. Durch einzelne im Göttinger Musenalmanach bekannt gemachte und vielgesungene Lieder erwarben sich zu ihrer Zeit **H. L. C. Senf** („In des Mondes blassem Schimmer"), **Herm. Wilh. Franz Ueltzen** aus Celle („Namen nennen Dich nicht"; — „Liedchen von der Ruhe") und der als Historiker geschätzte **G. Friedr. Christoph Sartorius, Freiherr von Walterhausen** aus Kassel (1765—1828) („Sagt, wo quillt der Strom des Lebens") viele Freunde. Hier können wir auch den liebenswürdigen **Georg Philipp Schmidt von Lübeck** (1765—1815) anführen, der in vielen vortrefflichen Liedern („Gedichte", Altona 1821; 3. Aufl. Ebend. 1847) weisen Lebensgenuß aus inniger Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen lehrt. Die tiefe Gemüthlichkeit des Dichters, wie die schöne, für den Gesang durchaus geeignete Form seiner Lieder haben viele derselben zum Eigenthum des Volks gemacht („Fröhlich und wohlgemuth Wandert das junge Blut"; „Ich komme vom Gebirge her") und unter diesen sind einige ächt vaterländische Gesänge („Von allen Ländern in der Welt Das deutsche mir am besten gefällt", „Vom alten deutschen Meer umflossen"). Auch **Friedr. Andreas Gallisch** aus Leipzig (1754—83) darf hier genannt werden. Seine leichten und oft in der That anmuthigen Gedichte gefielen zu ihrer Zeit sehr, weshalb er auch eingeladen wurde, an den meisten Musenalmanachen Theil zu nehmen. In der That verdienen sie auch die Vergessenheit nicht, in die sie gerathen sind, namentlich sind sie wegen der glücklichen Wahl des Sylbenmaßes, der Leichtigkeit des Reims und der fließenden Versification zu loben, Vorzüge, die er dem Studium der Italiener verdankt. Als Theilnehmer an den Musenalmanachen sind ferner noch zu nennen **Gerhard Anton von Gramberg** aus dem Jever'schen (1744—1816), **Friedr. von Köpken** aus Magdeburg (1737—1811), dessen „Skolien" oder Tischlieder (Magdeb. 1792. Eb. 1805) die heitere Lebenslust in singbaren Strophen lehren; **Sam. Christ. Pape** aus Lesum bei Bremen (1774—1817), der sich später dem Romantischen zuwandte, ohne jedoch in das Ueberschwängliche zu verfallen; seine frischen und lieblichen „Gedichte" (Tüb. 1821) wurden nach seinem Tode von Fouqué herausgegeben.

Die Musenalmanache wurden, wie schon berichtet, vorzüglich dadurch wichtig, daß sie während ihrer Blüthezeit der Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen im gesammten Deutschland waren, und so trugen sie nicht wenig dazu bei, auch den katholischen Süden in nähere Verbindung mit dem protestantischen Norden zu bringen. Besonders nahmen in **Oestreich**, welches schon durch Klopstock in die literarische Bewegung gezogen worden war, mehrere Dichter an den Musenalmanachen lebhafteren Antheil, obgleich sich dort schon bald ein eigenes Organ in dem zuerst von **Jos. Fr. v. Ratschky** und dann von demselben und **Aloys Blumauer** herausgegebenen „Wiener Musenalmanach" (1777—1788) gebildet hatte. Dagegen finden sich keine Bayern unter den Mitarbeitern jener Almanache, und außer dem Professor **Andreas Zaupser** in München (1747—1795), dessen „Sämmtliche Gedichte" erst später von seinem Sohne Ludwig herausgegeben wurden (München 1818), ist bis Ende des 18. Jahrh. kaum ein anderer Bayerischer Dichter zu nennen. Leider kennen wir den „Pfalzbaierschen Musen-Almanach" (München 1781 u. 82) nicht, aus dem sich die Theilnahme Bayerns an der literarischen Bewegung sicherer bestimmen ließe. Zwar sind die meisten östreichischen Dichter, welche hier zu erwähnen sind, von geringer Bedeutung, wenigstens als Lyriker, und sie stehen ihren Vorgängern Denis und Mastalier an poetischer Begabung nach, doch verdienen sie schon deshalb Erwähnung, weil ihnen zum Theil zu verdanken ist, daß die Theilnahme Oestreichs an der Literatur nicht wieder erlosch. Daß mehrere derselben unter Kaiser Joseph als Büchercensoren angestellt waren, ist um so mehr hervorzuheben, als sie meist von der freisinnigsten Gesinnung erfüllt waren, so der Freih. **Jos. Friedr. von Retzer** aus Krems

*) Stamford war zu Bourges in Frankreich geboren; ein Findling, hatte sich ein Engländer seiner erbarmt und ihn nach England gebracht, wo er erzogen wurde. Zur Zeit des siebenjährigen Kriegs trat er in braunschweigische und hannoversche Dienste, ging dann später nach Holland, wo er allmählich bis zum Generallieutenant befördert wurde, als welcher er mit den holländischen Truppen in englische Dienste trat. Endlich in Ruhestand versetzt, brachte er seine letzten Lebensjahre in Braunschweig und Hannover zu.

(1755—1821), dessen Gedichte in den Musenalmanachen und im Deutschen Merkur zerstreut sind, und Al. Blumauer, der bei der epischen Poesie weiter zu besprechen ist. Seine lyrischen Gedichte sind meist komischer Art und verfallen, wo sie populär sein wollen, gewöhnlich ins Triviale und Gemeine, wofür einzelne gute oder witzige Einfälle eben so wenig schadlos halten können, als der leichte Vers und meist ungezwungene Reim. Unter seinen wenigen ernsthaften Liedern sind die „An die Donau“, „Das Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden“ und die „Klage eines Landmanns über den Fluch: Im Schweiß Deines Angesichts u. s. w.“ weitaus die besten. Auch Joh. Baptist von Alxinger, dessen wir ebenfalls als epischen Dichter nochmals zu gedenken haben, schlug in manchem Liede, welches er in die erste Sammlung seiner Gedichte aufnahm (Lpz. 1784), Blumauers Ton an, ja er war sogar oft noch trivialer und selbst gemeiner als jener, ohne, wie derselbe, einigermaßen durch witzige Einfälle zu entschädigen; als sich jedoch sein Geschmack geläutert hatte, ließ er jene Lieder in einer neuen Ausgabe (Klagenf. u. Laybach 1788) weg, und man kann sagen, daß sich seine Gedichte nunmehr in einem würdigen Geiste bewegen. Die meisten sind zudem in gefälliger, leichter Sprache geschrieben, und in vielen spricht sich eine tüchtige Gesinnung und insbesondere achtungswerther religiöser Freisinn aus. Endlich erwähnen wir den Wiener Gottlieb Leon (1757—1832), welchem einige heitere Lieder voll Gefühl wohl gelangen, z. B. Wiegenlied für Sophie W[ieland], verehlichte R[einhold] („Gedichte“, Wien 1788), sowie dessen Freund, den KK. Staatsrath Jos. Franz Ratschky aus Wien, der sich in Reim und Sylbenmaß leicht bewegte („Gedichte“, Wien 1785).

In allen diesen Dichtern ist der Einfluß Wielands wahrzunehmen, wenn auch nicht bei allen in gleichem Maße; auch tritt derselbe mehr in den größeren und kleineren epischen Gedichten hervor, als in den lyrischen. Sie sind jedoch keineswegs die einzigen, auf welche sich dieser Einfluß geltend machte, und wir haben namentlich hier einen Dichter zu erwähnen, der das frivole Element der Wieland'schen Poesie bis zum ekelhaftesten Schmutz trieb, indem er aus den leichtsinnigen Andeutungen, die sich Wieland erlaubte, ausgeführte Gemälde machte, die an Unzüchtigkeit selbst das überbieten, was die Zweite Schlesische Schule in dieser Art hervorgebracht hat. Es ist dies der Dichter der „Gedichte im Geschmacke Grecourts“ (o. O. 1771), welche mehrere Auflagen erlebten („Gedichte nach dem Leben“, 1773 und 1781) und zuletzt unter dem Titel „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe“ (4 Bde. o. O. 1798) vermehrt erschienen *). Der Verfasser dieser Gedichte, der Kriegsrath Joh. Georg Scheffner aus Königsberg (1736—1820) hat übrigens auch andere Gedichte geschrieben „Jugendlieder“ (Königsberg 1751), „Freundschaftliche Poesien eines Soldaten“ (Berl. 1763), und andere, welche vor seiner Uebersetzung des „Treuen Schäfers“ von Guarini (Mitau 1773) stehen, aber auch unter diesen finden sich manche, in denen ein frivoler und selbst lüsterner Zug unverkennbar ist *).

Neben den bis jetzt erwähnten Liederdichtern können wir noch einige anführen, welche ebenfalls mit den Musenalmanachen in Verbindung standen, und mehr oder weniger Beiträge zu denselben lieferten und sich bald nach diesem, bald nach jenem Dichter des Göttingischen Kreises bildeten, bald wohl auch Göthe auf sich einwirken ließen. Hans Aug. Ottok. Reinhard, dem wir bei den Prosadichtungen wieder begegnen werden, und Joach. Christian Blum, der sich jedoch mehr in den andern lyrischen Gattungen auszeichnete, schrieben flüssige Verse und hatten öfters gute poetische Gedanken; weit bedeutender auch als Lyriker ist K. Phil. Moritz, dem wir unter den Prosaikern wieder begegnen werden. Auch der Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann (eigentlich Bormann) aus Lauban (1737—1805) verdient Erwähnung. Von unbestreitbarem Talent, namentlich für das leichte Lied, reich an guten Gedanken und noch reicher an glücklichen Einfällen, wovon namentlich seine Improvisationen zeugten, würde er ohne Zweifel Bleibenderes geschaffen haben, wenn er edleren Geschmack und Sinn für Correctheit gehabt hätte. In einigen Liedern spricht sich wahres und lebendiges Gefühl aus, doch gelingt es ihm selten, dasselbe rein und ungetrübt auszusprechen („Lieder“. Berl. 1774, „Gedichte ohne den Buchstaben R“. Eb. 1788). Aus dieser Zeit erwähnen wir endlich noch zwei jüdische Dichter, von denen der eine, Ephraim Moses Kuh aus Breslau (1731—1785), der sich der Freundschaft Lessings, Mendelssohns und Ramlers erfreute, artige anakreontische Tändeleien dichtete („Gedichte“. 2 Bde. Zür. 1792), und der andere, Isaschar Falkensohn Behr aus Salatin in Samogitien (1745—1781) durch seine „Gedichte eines polni-

---

*) Es ist freilich ein großer Abstand zwischen diesen Gedichten, welchen nur einzelne Arbeiten Heinse's an die Seite zu setzen sind, von denen erst später die Rede sein kann, und selbst den leichtsinnigsten Poesien Wielands; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß dieser einen solchen Ton eigentlich erst möglich machte, wie denn der Verfasser sich durch den Vorgang jenes großen Dichters zur Veröffentlichung seiner Lieder für berechtigt hielt, welchem er sie auch zueignete. Wieland begriff die Gefahr, die ihm hiedurch drohte, und sprach sich mit Empörung über diese unzüchtigen Gedichte aus, allein der Verfasser konnte ihm, wie später bei ähnlicher Gelegenheit Heinse, wohl mit Recht entgegenhalten, daß er selbst diese Bahn eröffnet habe.

*) Neuere Literarhistoriker, namentlich Gervinus und Koberstein, halten einen preußischen Offizier, den Freiherrn F. W. von der Goltz, der auch die „Küsse des Johannes Secundus“ (o. O. 1798) übersetzt habe, für den wahren Verfasser jener Gedichte, aber gewiß mit Unrecht. Die Berufung auf Scheffners übrige Dichtungen ist, wie aus dem Obigen hervorgeht, nicht stichhaltig, vielmehr beweisen diese eher dafür, daß Scheffner der Verfasser ist. Aller Zweifel hierüber wird aber durch einen Brief Hippels (Werke 13, 132) an Scheffner gehoben, aus welchem sich auch ergibt, daß dieser selbst die Meinung zu verbreiten suchte, als ob jene Gedichte von einem Offizier verfaßt seien. „Sie erhalten die Sottisen à la Grecourt — — Ich nahm sie in die Hand und las zwar, was der ehrliche Offizier geschrieben hatte, allein ich fand in einigen Stellen den Scheffner, und wurde durch die Nachlese noch mehr hierin bestärkt. Wenn es Niemand weiß, daß Sie es gemacht haben, so mag es immerhin in der Welt erscheinen“ 2c. Dieser Brief nun ist vom J. 1770, also kurze Zeit vor dem Druck der Gedichte geschrieben. Diese Andeutung erhält volle Bestätigung durch eine andre in einem 4 oder 5 Jahre spätern Brief (Ende Juli 1775), in welchem Hippel an Scheffner schreibt: „Hamann denkt auch in diesem Werklein („Versuch einer Sibylle über die Ehe“) an Etwas à la Grécourt“ (Hippel 14, 6); woraus sich deutlich genug ergibt, daß Hippel wußte, Scheffner sei der Verfasser, und daß dieser es auch gegen ihn geständig war. Solche Beweise können durch die geschraubte und keineswegs bestimmte Erklärung Scheffners in seinem „Leben“ (Königsb. 1821. S. 93) nicht entkräftet werden.

schen Juden" (2 Thle. Mietau 1772) den sonst nicht leicht bestechlichen Knebel zu der Aeußerung veranlaßte, daß die jüdische Nation sehr viel verspreche, wenn sie einmal erwache (Nachlaß 2, 111). Friedrich Schmit aus Nürnberg (1744—1813) bearbeitete vorzüglich das Petrarcaische Liebeslied, und erwarb sich überhaupt dadurch Anerkennung, daß er die fremden Formen mit Leichtigkeit und Geschmack behandelte. Endlich gehört noch F. W. Schmidt von Warneuchen hieher, der zuerst für die Göttingische Blumenlese und den Vossischen Musenalmanach Beiträge lieferte, später selbst ähnliche Sammlungen herausgab („Neuer Berliner Musenalmanach" 1793—97; „Kalender der Musen und Grazien" (Berlin 1796—97 u. 1802). Wir werden auf diesen Dichter, der als der vollgültigste Repräsentant der populären Plattheit anzusehen ist, unten zurückkommen.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und bis in das zweite Jahrzehent des neunzehnten hinabreichend treten uns gleichzeitig auch im Liede die zwei Richtungen entgegen, die wir oben als die elegisch-sentimentale und die romantische bezeichnet haben. Die erstere, welche zugleich durch ihre Vorliebe zu Naturschilderungen bemerkenswerth ist, hängt, wie schon oben (S. 29) bemerkt wurde, mit den Göttingern zusammen, an deren Almanachen auch die Hauptvertreter lebhafteren Antheil nahmen. Als solche sind aber Friedrich von Matthisson, Joh. Gaudenz von Salis-Seewis, Christoph August Tiedge nebst Joh. Gottfried Seume zu nennen, auf welche wir daher zurückkommen werden. An diese reihet sich eine größere Anzahl von Dichtern, die wir nur in kurzen Zügen zu charakterisiren haben. Bei Gerhard Ant. v. Halem aus Oldenburg (1752—1819), der auch an den beiden ersten Musenalmanachen eifrigen Antheil nahm, tritt die sentimentale Richtung weniger hervor, wie er denn überhaupt mehr den Eingebungen des Augenblicks gehorcht, wodurch seine Lieder („Gedichte". Lpz. 1807) eine gewisse Frische erhalten, die den Mangel an höherer poetischen Begabung weniger fühlbar erscheinen lassen; zudem sind seine Gedichte in meist correcter Sprache geschrieben. Den nämlichen Standpunkt nimmt auch Sam. Gottlieb Bürde ein, der jedoch den Vorigen an Schönheit und Wohlklang der Sprache übertrifft. Manche Lieder zeugen von Wahrheit und Tiefe des Gefühls, z. B. das schöne Lied „Umschränktheit" („Glücklich, wer im engbegrenzten Raume Seiner Heimat tiefe Wurzeln schlägt"). In seiner Manier hat er viele Aehnlichkeit mit Gotter, den er zwar weder im Kolorit, noch an Gedankenfülle erreicht, den er aber an Tiefe der Empfindung übertrifft. Voll ernsten Sinnes endlich ist Seume's Freund und Kampfgenosse K. Clodwig Aug. Heyno Freiherr v. Münchhausen aus dem Hessischen (1759—1836), dessen lyrische Gedichte weniger durch poetische Auffassung und Schönheit der Sprache, als durch die würdige, männliche Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht („Versuche". Neustrel. 1801), sich auszeichnen. Den höchsten poetischen Werth haben ohne Zweifel seine „Jägerlieder". Von weicherem, öfters beinahe weichlichem Charakter sind die „Gedichte" von Gotth. W. Casp. Starke aus Bernburg (Bernb. 1788), und so sind auch die Lieder von Ludw. Theobul Kosegarten, der sich überhaupt in andern Gattungen größere Verdienste erwarb, zu sehr von einer beinahe krankhaften Sentimentalität erfüllt. Unter denselben sind die „Lieder Erwins und Elwinens" wohl am gelungensten, wenn auch oft tändelnd. Wie Matthisson liebt er die Naturschilderungen, die er beinahe ganz in dessen Weise behandelt. Unter den hieher gehörigen Gedichten ist „Arkona" das bedeutendste, das übrigens durch die Pracht des Rhythmus den Mangel an wahrhaft poetischer Entwickelung zu verdecken sucht. Christian Schreiber aus Eisenach (geb. im J. 1781) ahmte in seinen Gedichten Schillers Ton und Sprache nicht unglücklich nach.

Ehe wir zur romantischen Schule übergehen, müssen wir eine Reihe von Dichtern erwähnen, welche um die nämliche Zeit blühten, und welche, ohne eine bestimmte Richtung zu verfolgen, sich theils vorzüglich nach Göthe oder Schiller zu bilden strebten, oder sich an die vorhin genannten Dichter anschlossen, oder auch zur romantischen Schule neigten, theils wohl auch bald diesem, bald jenem Einflusse sich hingaben oder endlich in mehr selbstständiger Weise sich bewegten. Zu den letzteren gehören namentlich Moritz August von Thümmel, dessen lyrische Gedichte sich meist in seinen „Reisen" eingefügt finden, von welchen später die Rede sein wird. Seine Lieder zeugen nicht von besonderm lyrischen Talent; dagegen sind sie geistreich und gedankenvoll und durch schöne, meist in wohlgestalteten Perioden sich bewegende Darstellung anziehend. Joh. Jak. Mnioch aus Elbing (1765—1804) neigte sich in späteren Jahren zur Romantik, dessen Verhältniß zur Lebensanschauung und Poesie des klassischen Alterthums er in einem geistreichen Gedichte „Hellenik und Romantik" dargestellt hat. Mit glücklicher Selbsterkenntniß beschränkte sich K. L. Eberh. Friedr. von Wildungen aus Kassel (1755—1822) auf die poetische Darstellung des Jagd- und Forstlebens; seine „Lieder für Forstmänner und Jäger" (Lpz. 1788) gehören unstreitig zu den besten derjenigen Gattung Gedichte, welche besondere Lebensverhältnisse darstellen, und von denen das von Rud. Zacharias Becker herausgegebene „Mildheimische Liederbuch" (Gotha 1799. 8. Aufl. 1837) eine reiche Sammlung enthält. Dagegen zeichnet sich Joh. Christoph Friedr. Haug, den wir später als fruchtbaren und geistreichen Epigrammatisten werden kennen lernen, durch Mannigfaltigkeit der von ihm bearbeiteten Stoffe und Formen aus; namentlich machte er sich durch glückliche Bearbeitungen älterer lyrischer Gedichte, besonders der Minnesänger („Poet. Lustwald. Samml. von Gedichten älterer Dichter". Tüb. 1819), verdient. Viel enger begränzt sind die Stoffe, welche K. Phil. Conz aus dem Würtembergischen (1762—1827) behandelt, wie es ihm überhaupt an Phantasie und Gedankenfülle mangelt. Dagegen kann man ihm eine gewisse Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache nicht absprechen, und einige seiner leichten Lieder sind wirklich anmuthig und zartgefühlt; auch bewegt er sich vorzugsweise in würdigen Gedanken, während Aug. Fr. Ernst Langbein aus Radeberg (6. Sept. 1757—2. Januar 1835) mehr auf komischen Effect bedacht ist und dabei nicht selten in das Gemeine verfällt, wie er denn ein wahres poetisches Talent nicht besaß. Wie im Leben, so ist der treffliche Generalvikar des Bisthums Con-

stanz Ignaz Heinr. Karl Freiherr v. Wessenberg aus Dresden (geb. 4. Nov. 1774) in seinen Dichtungen von wahrer Frömmigkeit und tiefen Gefühls für Wahrheit, Glauben und Natur. Seine „Gedichte“ (Zür. 1800) und die „Blüthen aus Italien“ (Karlsr. 1818) enthalten manche tief gemüthliche Poesien. Karl Lappe aus Pommern (geb. 1774), der erst in neuerer Zeit die verdiente Anerkennung gefunden, ist ein Dichter voll kindlicher Herzlichkeit und Wärme des Gefühls, und seine Dichtungen ziehen um so mehr an, als die Wahrheit der Empfindung uns bei der einfachen, oft volksthümlichen Darstellung unmittelbar und lebendig ergreift („Gedichte“, Stralſ. 1811; „Blätter“, Eb. 1824 ff. u. a. m.). Seine „Friedhofkränze“ (Stralſ. 1831) gehören zu den besten Dichtungen über Tod und Ewigkeit.

Die Gründer und Führer der romantischen Schule, zu welcher wir jetzt übergehen, werden wir unten ausführlicher zu besprechen haben, es sind dies nebst den beiden Brüdern August Wilhelm und Friedrich von Schlegel nebst Ludwig Tieck vorzüglich Friedrich von Hardenberg, Achim von Arnim und Clemens Brentano, denen sich später der Baron Friedrich de la Motte Fouqué, Joseph von Eichendorff und zum Theil A. von Chamisso anschließen. Unter den übrigen Anhängern der Schule ist Bernh. Vermehren aus Lübeck (1774—1803) hauptsächlich wegen des von ihm herausgegebenen „Musenalmanachs“ (Jena 1802, Lpz. 1803) zu erwähnen. Was seine eignen Dichtungen betrifft, so sind sie meist formell gelungen, aber sonst ohne höheren Werth. Von Friedr. August Bernhardi, der später nochmals zu nennen ist, haben wir einige gute Gedichte in Schlegels Musenalmanach. Zacharias Werner ist mehr durch seine dramatischen Arbeiten, als durch seine lyrischen Dichtungen bekannt geworden. Seine frühern Gedichte sind meist platt und voll gesuchten Witzes; später lehnte er sich an Schiller an, den er in der feierlichen Würde des Vortrags nachzuahmen suchte; zuletzt wandte er sich zu den Romantikern, deren mystisches Element er bis zum höchsten Grade steigerte, so daß er sich nicht selten in baaren Unsinn oder, wo er verständlich bleibt, in armselige Wortspiele verliert. Doch treten uns auch oft die trefflichsten Gedanken in der glücklichsten Form entgegen, so daß wir den Irrthum bedauern müssen, in den er sich verstrickte, ohne welchen er gewiß Großartiges auch in der Lyrik hervorgebracht haben würde. Dieser mystische Zug tritt beinahe eben so stark hervor, aber in weniger schroffer Weise und weniger unangenehm wirkend bei Karl Bernhard von Trinius aus Eisleben (1773—1844) hervor, der in seinen Liedern namentlich in Nachahmung Tiecks die Natur auf jene oben bezeichnete Weise auffaßt (S. 29). Mehr zur Schwermuth als zur Mystik sich neigend, gehört Ernst Schulze auch in seinen Liedern, die sich, wie seine übrigen Dichtungen, durch Schönheit der Sprache und Wohllaut auszeichnen, nur dem allgemeinsten Standpunkt nach zu den Romantikern, in deren Phantastereien er nie verfallen ist, welchen sich dagegen der Graf Otto Heinrich von Loeben aus Dresden (1786—1825) nur zu sehr hingab („Gedichte“, Berl. 1810), ohne daß er dieselben durch geistreiche Gedanken oder Wendungen hätte zu beleben verstanden, wie er überhaupt zu den Dichtern gehörte, die mehr auf die Form, als auf den Inhalt Gewicht legen. Mehreres, z. B. der „Schwan. Poesien aus dichterischer Jugend“ (Lpz. 1816) und namentlich seine zahlreichen Beiträge zu verschiedenen Taschenbüchern gab er unter dem Namen Isidorus Orientalis heraus. Wir nennen auch die beiden Brüder des berühmteren Novalis, Georg Ant. von Hardenberg, als Dichter Sylvester genannt (1773—1825) und Karl Gottlieb Andr. von Hardenberg, mit dem Dichternamen Rostorf (1776—1813), welche beide der Richtung ihres Bruders folgten. Ihre Gedichte stehen in „Rostorfs Dichtergarten“ (Würzb. 1807), welcher schon 1806 gedruckt war, aber umgedruckt werden mußte, weil er mehrere Gedichte enthielt, welche den damals nach Franken ziehenden Franzosen anstößig waren. Von unbestreitbar reichem Talent ist Wilh. v. Schütz aus Berlin (geb. 1776); aber die Sucht, den Süden nachzuahmen und mancherlei romant. Grillen ließen es nicht zur selbstständigen Entwickelung kommen („Romantische Wälder“, Berl. 1808). Ohne gerade bedeutendes Talent für die Poesie zu haben, hat der als Biograph mit Recht berühmte Karl Aug. Varnhagen von Ense Lieder gedichtet, die manchen geistreichen Gedanken in schöner Form darstellen („Vermischte Gedichte“, Stuttg. 1816). Unter den nicht wenig zahlreichen Gegnern der Romantiker, welche aber meist, wie Voß, zur älteren Dichtergeneration gehörten, haben wir vor Allen den Dänen Jens Baggesen zu nennen, der jedoch unten näher besprochen werden soll.

Ehe wir zu den Dichtern aus den Zeiten der Freiheitskriege übergehen, müssen wir einige aus den früheren Jahren nachholen, um einen Ueberblick des Vaterlandsgesangs in dem vorliegenden Zeitraume zu geben, wobei wir jedoch bemerken, daß viele Dichter, welche das Vaterland besungen oder Schlacht- und Kriegslieder gedichtet haben, die antike Odenform gebrauchten, von welcher erst weiter unten die Rede sein kann. Außer den schon besprochenen Dichtern, den beiden Grafen Stolberg, Gerh. Ant. v. Halem, Chr. Fr. Dan. Schubart, J. G. von Salis, J. G. Seume und Fr. von Schlegel haben wir aus den früheren Jahren des Zeitraums zwei Schweizer zu nennen, Joh. Jak. Altdorfer aus Schaffhausen (1741—1804), der mehrere gut gemeinte Lieder auf die Heldenthaten der Vorfahren dichtete („Hinterlassene Schriften“, 2 Bde. Winterthur 1806) und der berühmtere Joh. Casp. Lavater, dessen „Schweizerlieder“ (Bern 1767) den Ruf nicht verdienen, den sie lange Zeit bewahrten, weil der Dichter die Begeisterung, von der er ohne Zweifel erfüllt war, nur durch hochtrabende und auf Effect berechnete Worte auszudrücken fähig war*). Die „Kriegslieder“ (Lpz. 1779) des unter dem Namen „Anton Wall“ bekannten Dramatikers und Erzählers Christ. Lebr. Heyne aus Leuben bei Meißen (1754—1821) kennen wir leider nicht. Außer den oben genannten Romantikern dichtete auch Heinrich von Kleist einige vaterländische Gesänge, in denen sich die innigste und thatkräftigste Vaterlandsliebe in einer zwar harten, aber dem Ausdruck des Unmuths über die Schmach

*) Ihr Druck wurde Anfangs untersagt, weil, wie sich die aristokratische Regierung Zürichs ausdrückte, „man den alten Mist nicht wieder aufwärmen solle“.

des Vaterlands angemessenen Sprache ausspricht. Auch Friedrich Baron de la Motte Fouqué dichtete mehrere gute Kriegs- und Siegslieder, welche überhaupt zu seinen besten Dichtungen gehören. Von den Dichtern aus den Zeiten der Freiheitskriege werden wir Max von Schenkendorf, Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt, Friedr. Aug. von Stägemann, Ludw. Uhland und vor Allen Friedrich Rückert näher besprechen. Unter den übrigen Dichtern der Zeit sind noch Ernst Schulze, dessen patriotische Gedichte voll Wahrheit und Feuer sind, Giesebrecht, Wetzel und Rauck zu erwähnen. Ludwig Giesebrecht aus dem Mecklenburgischen (geb. 1792), der übrigens erst später sein poetisches Talent in reicherem Maße entwickelte und gemüthvolle Lieder in gediegener Darstellung schrieb, in denen er das Glück des häuslichen Lebens besang, dichtete schon damals eine Anzahl guter Schlacht- und Vaterlandslieder; so auch Karl Friedrich Gottlob Wetzel aus Bautzen (1779—1819), dessen „Lieder aus dem Kriegs- und Siegsjahre 1813" (Bamberg 1815) unstreitig zu dem Besten, was er gedichtet, gehören. Friedr. Rauck aus Garz (geb. 1782) ließ damals „Pionierlieder" (Köln 1815; 2. Aufl. 1816) erscheinen, die voll Kraft und von warmer Vaterlandsliebe erfüllt sind. Bedeutender jedoch ist der geistreiche Arzt Joh. Ferdin. Koreff aus Breslau (1783—1851), dessen „Gedichte" (Berl. 1815) mit Unrecht ganz vergessen sind; auch verdient der als Dramatiker bekanntere Ernst Fr. Ludw. Robert aus Berlin (1778—1832), der Bruder der berühmten Rahel, wegen seiner „Kämpfe der Zeit" (Stuttg. 1817) genannt zu werden, die von ernster Anschauung des Lebens, warmem Gefühl und formellem Kunstgeschick zeugen. — Alle diese Dichter stammen aus dem Norden; der Süden war beinahe allein durch den Oestreicher Heinrich Jos. v. Collin vertreten, dessen von wahrer Begeisterung durchdrungene „Landwehrlieder" (Berl. 1809) zu den ersten Erscheinungen der Art gehören. Die meisten dieser Dichter und zwar gerade diejenigen, welche den meisten Ruf erlangten, waren, mit Ausnahme Körners, aus der romantischen Schule hervorgegangen, daher auch in vielen jene Unklarheit der Gefühle und jene Ueberschwenglichkeit der Empfindungen hervortritt, welche zu den Anforderungen eines Kriegsliedes in Widerspruch steht, das auf Klarheit und Thatkraft beruhen und Thatkraft hervorrufen soll. Und so sinkt in ihnen die Begeisterung oft zur schwächlichen Schwärmerei herab.

Eine Fortsetzung der Kriegs- und Siegslieder aus den Zeiten der Freiheitskriege sind die vaterländischen Gesänge der unmittelbar nachfolgenden Jahre, und die vornämlich als Turn- und Burschenlieder erscheinen. Sie athmen den nämlichen Geist und tragen denselben Charakter der dunklen Ahnung; ja es tritt derselbe noch bedeutender hervor, da sich die jugendliche Thatkraft zurückgedrängt sah, und die bisherige Hoffnung, das deutsche Reich in der alten Herrlichkeit von Neuem aufblühen zu sehen, wieder so ganz verschwunden war, daß sie sich als bloße Sehnsucht aussprechen konnte. Nur wenn der Schmerz über getäuschte Hoffnung oder der Zorn über die Verräther an der Zukunft des Vaterlands sich poetisch aussprach, nahmen die Dichtungen einen höhern und lebensvolleren Schwung. Doch sind nur wenige Dichter aus dieser Zeit und Richtung zu erwähnen. Die beiden Brüder Aug. Adolf Ludwig Follen (1794—1855) und Karl Follen (1795—1840) aus Gießen, sowie der Mecklenburger Binzer, von denen der erste kein geringes poetisches Talent hatte, können als vollgültigste Repräsentanten der burschenschaftlichen Tendenzen gelten*), während sich in J. Ferd. Maßmann aus Berlin (geb. 1797) mehr die Seite der Turnerei („Turner ziehn Froh dahin") und des abstracten Vaterlandsgefühls vertritt, das sich besonders als Franzosenhaß offenbarte, ein Gefühl, das zu den Zeiten der Unterdrückung vollkommen berechtigt war, weil es einen nur zu lebendigen Grund hatte, das aber mit der Zeit immer mehr zur Schwächlichkeit und zum Ausdruck der ihrer Schwäche sich bewußten Eitelkeit ausartete.

Wie wir oben die frühern Dichter vaterländischer Gesänge nachgeholt haben, so wollen wir auch die späteren sogleich anfügen, um die Uebersicht dieser Gattung zu vervollständigen. Es ist für den Charakter der zwanziger Jahre bezeichnend, daß der eigentliche Vaterlandsgesang zurücktritt, und nur einzelne Lieder gefunden werden, welche sich auf Deutschland namentlich beziehen und dessen Lob oder Schmach besingen, so vielfältiger Anlaß sich auch zu solchen Gesängen dargeboten hätte. Es war eine so große und allgemeine Hoffnungslosigkeit in Bezug auf die politischen Zustände eingetreten, daß man das Vaterland ganz aufzugeben schien und nicht einmal dem Schmerze über dessen Erniedrigung Worte gab. Und wo doch ein Dichter die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit besang, nahm er seine Stoffe nicht aus der Heimat, sondern in der Fremde, und es werden nicht bloß die Kämpfe der Griechen und der Polen, es wurde selbst das Lob Napoleons besungen, der wenige Jahre vorher der unerschöpfliche Stoff von Schmähliedern gewesen war. So wurden die Griechen und deren Heldenkämpfe verherrlicht von Wilh. Müller („Lieder der Griechen", Dessau 1822; „Neue Lieder der Griechen", Leipz. 1824), Heinrich Stieglitz („Lieder zum Besten der Griechen" (in Verbindung mit Ernst Grosse, 2 Thle. Lpz. 1823), Gustav Pfizer („Gedichte", Stuttg. 1831); Andere besangen den allgemeinen Schmerz über Polens Untergang und den an ihm begangenen Verrath, vor Allen der Graf von Platen in seinen erst später herausgegebenen „Polenliedern" (Ff. 1849), dann auch Julius Mosen in seinen schönen Polenliedern, namentlich in dem trefflichen zum Volkslied gewordenen Gesang „Die letzten Zehn vom Vierten Regiment" und der Vielschreiber Ernst Ortlepp aus Droyßig bei Zeitz (geb. 1800), dessen „Polenlieder" (Altenb. 1831) jedoch eben so wenig poetischen Werth als seine übrigen Sachen haben. Hieher gehören auch die verschiedenen Uebersetzungen des französischen Dichters Béranger, unter welchen wir die von Adelbert von Chamisso und Franz von Gaudy, welche freilich schon in eine spätere Zeit fallen (Lpz. 1838), so wie Gaudy's „Kaiserlieder" (Lpz. 1835). —

*) Die von den Studenten noch in den dreißiger Jahren gesungenen Lieder „Sause, du Freiheitssang", „Unterm Klang der Kriegeshörner" von Karl Follen, „Vaterlandssöhne, traute Genossen" von L. Follen, und „Wir hatten gebauet Ein stattliches Haus" von Binzer entsprechen dem unklaren, schwärmerischen Sinn der Jugend auf das Beste.

In den letzten Zeiten der Periode erwachte das nationale Bewußtsein allmählich wieder, und gab sich auch in der Dichtung kund; doch gewann die vaterländische und politische Poesie erst in den Zeiten größern Umfang, die nicht mehr in dem Kreis unserer Darstellung liegen. Wir können hier nur die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" des Grafen Alexander von Auersperg (Hamb. 1831), die patriotischen Ergießungen des gesinnungstüchtigen Paul Achatius Pfizer aus Stuttgart (geb. 1801), die er seinem sehr lesenswerthen „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1831) als Anhang beifügte, und die späteren „Unpolitischen Lieder" von H. Hoffmann von Fallersleben (2 Thle. Hamb. 1840 u. 41), so wie dessen „Deutsche Lieder aus der Schweiz" (Zürich 1843) anführen und hinzufügen, daß die meisten der neueren, noch in unsere Darstellung gehörenden Dichter auch einzelne, zum Theil höchst bedeutende vaterländische Gesänge verfaßt haben.

Unter den Dichtern der Schwäbischen Schule sind außer Ludwig Uhland insbesondere Justinus Kerner und Karl Mayer ausführlicher zu besprechen. Auch Gustav Schwab würde wegen seiner Lieder zu nennen sein, wenn er nicht durch seine kleinen epischen Dichtungen weitaus größere Bedeutung gewonnen hätte. Er ist auch als Lyriker voll tiefen Gefühls, gedankenreich und seine Sprache ist rein und wohllautend. Unter seinen Liedern werden manche noch heute gesungen, wie z. B. der „Burschenabschied" („Bemooster Bursche zieh' ich aus"), und andere verdienen wegen ihres Inhalts sowohl, als wegen ihrer Form fortwährend erhalten zu werden („Schlittenlied", „Rückblick"). Eben so ist auch Karl Grüneisen aus Stuttgart (geb. 1802) mehr wegen seiner Romanzen, als wegen seiner Lieder zu nennen, unter welchen jedoch auch einzelne wahrhaft poetischen Werth haben („Sternbilder"). Wilhelm Hauff, dem wir später bei den Prosadichtungen wieder begegnen werden, hat einige schöne Soldatenlieder gedichtet und auch andere Lieder, in denen er den Volkston anschlägt, können als gelungen bezeichnet werden. Wenn Wilhelm Friedr. Waiblinger aus Heilbronn (1804—1830) sein schönes Talent hätte pflegen können (er mußte lang mit der bittersten Noth kämpfen), und wenn er nicht zu früh gestorben wäre, würde er ohne Zweifel zu den besten Dichtern der Zeit gerechnet werden können; leider spricht sich sein Talent nur in wenigen Gedichten rein und ungetrübt aus, wie in den schönen an das Vaterland gerichteten Liedern („Gesammelte Werke", 9 Bde. Hamb. 1839—40). Ihm gereichte namentlich zum Verderben, daß er stets zwischen seinen Vorbildern Göthe, Tieck und Byron schwankte, auch von anderweitigem Einfluß nicht unberührt blieb. Obgleich eben so wenig wie der Vorhergehende zur eigentlichen Schwäbischen Dichterschule gehörend, nennen wir hier doch noch drei der neueren Dichter, weil sie einerseits Schwaben angehören und andrerseits der Einfluß ihrer größeren Landsleute auf ihre Dichtungen nicht zu verkennen ist. Gustav Pfizer aus Stuttgart (geb. 1807) erinnert in Ton und Haltung an Schiller, liebt auch die Reflexion, ohne sie jedoch, wie dieser, poetisch beseelen zu können. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1831) sind jedoch wegen der tüchtigen Gesinnung und der kernigen Sprache zu loben. Zu den liebenswürdigsten Erscheinungen gehört Wilhelm Zimmermann aus Stuttgart (geb. 1807), dessen Lieder sich durch Tiefe des Gefühls, fromme Gesinnung, Einfachheit der Form und frische, lebendige Darstellung auszeichnen („Gedichte", 1832). Die gesammelten Gedichte des originellen Eduard Mörike aus Ludwigsburg (geb. 1804) gehören zwar nicht mehr in den Kreis unserer Darstellung, da sie erst später (Stuttg. 1838) erschienen sind. Allein da er schon als Romanendichter genannt werden müßte und zudem sein Roman „Maler Nolten" (1832) schon manche Gedichte enthält, welche seine Eigenthümlichkeit erkennen lassen, ist seine Erwähnung wohl gerechtfertigt. Mörike ist ein Dichter im wahren Sinne des Worts; mit seinem reinen und ungetrübten Sinn erfaßt er die poetischen Gedanken, die noch in reicher Fülle im Volke leben, und stellt sie in ihrer ganzen Einfachheit und Naivetät wieder dar („Storchenbotschaft", „Jägerlied").

Neben Uhland und den früheren Dichtern der Schwäbischen Schule, an welche sich die, obgleich dem nördlichen Deutschland angehörenden, doch geistig nahe verwandten Dichter Wilhelm Müller und Heinrich Hoffmann (von Fallersleben) anschließen, sind aus dem zweiten und dritten Jahrzehent noch Friedrich Rückert, Heinrich Heine und der Graf August von Platen, deren Stellung und Bedeutung für die deutsche Literatur wir schon oben angegeben haben, auch als Liederdichter zu erwähnen. So ausgezeichnet ihre Leistungen aber auch waren, so gelangten sie doch nur sehr allmählich zur allgemeinen Anerkennung und ihr größerer Einfluß machte sich eigentlich erst gegen das Ende des Zeitraums und in den nachfolgenden Jahren bemerkbar. Zur Zeit ihres ersten Auftretens war nämlich die Literatur zum Theil noch von der rein romantischen Schule beherrscht, obgleich deren Einfluß zusehends und mit jedem Jahre mehr abnahm; was aber die raschere Aufnahme jener oben genannten Dichter wesentlich hinderte, das war die schon früher (S. 28) berührte Abspannung und Theilnahmlosigkeit des größeren Publikums, welches nur nach oberflächlicher Unterhaltung haschte und den besseren Erscheinungen erst dann wieder zugänglich wurde, als sich mit dem politischen Bewußtsein wieder neue Lebenskraft zu äußern begann. Jene Unterhaltung gewährten vor Allem die zahlreichen dramatischen und Romanendichter der Zeit, von denen viele auch als Lyriker die Gunst des Publikums erlangten, und welche daher zu erwähnen sind, wenn sie auch nur als sehr untergeordnete Erscheinungen gelten können, da sie auch in ihren lyrischen Gedichten keinen höheren Zweck zu erreichen strebten, als in ihren Dramen oder Romanen. Wir nennen unter diesen zuerst den bekannten Vielschreiber Fr. Karl Müchler aus Stargardt (geb. im J. 1763), dessen schriftstellerische Thätigkeit schon im 18. Jahrh. begann, weshalb er auch schon als Theilnehmer an den Musenalmanachen hätte erwähnt werden können. Seine zahlreichen Lieder („Gedichte", Berl. 1786; „Erot. Tändeleien", Lpz. 1793; „Gedichte aus dem häuslichen Leben", Berl. 1827 und noch viele andere Sammlungen) bewegen sich in den gewöhnlichsten Gedanken, die er jedoch in einer fließenden Sprache und leichtem Reim darzustellen weiß. Nächst ihm erwarben sich Kind, Blumenhagen, Nostitz, Engelhardt, Winkler, St. Schütz und Contessa das zahlreichste Publikum. Joh. Fr.

Kind aus Leipzig (1768—1843) ist auch als Lyriker außerordentlich fruchtbar („Gedichte“, 4 Bde. Lpz. 1808; „Neuere Ged.“ Eb. 1817); obgleich nicht ohne Talent der Darstellung, erhebt er sich doch eben so wenig über die Mittelmäßigkeit, als Ph. Wilh. Georg Aug. Blumenhagen (1787—1839) aus Hannover („Gedichte“, 2 Thle. Hann. 1817). Tiefer ist Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf aus See in der Oberlausitz (1765—1836), welcher seine Schriften unter dem Namen Arthur von Nordstern herausgab. Seine hiehergehörigen Dichtungen („Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude“, Dresden 1802; „Liederkreis für Freimaurer“, 2 Bde. Eb. 1815—28) werden jedoch von seinen geistlichen Liedern (s. u.) übertroffen. Sehr beliebt war zu jener Zeit ferner der unter dem Namen Richard Roos bekannte Karl Aug. Engelhardt aus Dresden (1768—1834), dessen „Gedichte“ (Dresd. 1820) meist komischer Gattung sind, aber schon deshalb nicht angenehm berühren, weil er den oft gut gewählten Stoff nicht zu beherrschen vermag. Größere Gewandtheit in Sprache und Versbau besitzt allerdings der langjährige Herausgeber der „Abendzeitung“ Karl Gottfr. Theod. Winkler mit dem Dichternamen Theod. Hell aus Waldenburg (geb. i. J. 1775), doch sind seine zahlreichen Gedichte („Lyratöne“, 2 Bde. Dresd. 1821; „Neue Lyratöne“, Braunschw. 1830) weder gedankenreich noch tief. Beinahe eben so fruchtbar war Joh. Stephan Schütze aus Olgenstädt bei Magdeburg (1771—1839), der in dem von ihm herausgegebenen „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ (Ff. 1814—23) viele später gesammelte Gedichte (Berl. 1830) veröffentlichte. Zu dieser Reihe gehört endlich auch der als Erzähler und Dramatiker bekanntere Christ. Jac. Salice-Contessa (der ältere) aus Hirschberg (1767—1825), dessen „Gedichte“ erst nach seinem Tode erschienen (Hirschb. 1826), und auch August von Kotzebue muß wegen seines vielgesungenen Liedes „Es kann ja nicht immer so bleiben“ hier erwähnt werden.

Zum Theil größeres Talent als Lyriker entwickelten einige andere Zeitgenossen der oben Genannten, welche wir noch zu berühren haben. Gerhard Anton Hermann Gramberg aus Oldenburg (1772—1816) war am glücklichsten in Liebesliedern („Gedichte“, 2 Bde. Oldenb. 1816—17). Der als trefflicher Componist bekannte Gottfr. Wilhelm Fink aus Sulza an der Ilm dichtete zu seinen Compositionen Lieder, in denen er den Volkston zu treffen wußte („Volkslieder“, 6 Hfte. Lpz. 1811—15; „Gedichte“. Eb. 1813). Aloys Wilh. Schreiber aus Kappel im Großherzogthum Baden (1761—1841) war in Romanzen und Balladen glücklicher als in seinen lyrischen Gedichten, welche jedoch keineswegs ohne Werth, besonders aber wegen der trefflichen Gesinnung zu loben sind, die sich darin aussprechen. Der langjährige Freund Göthe's Fr. Wilh. Riemer aus Glatz (1774—1845) ist vorzüglich wegen seiner Gelegenheitsgedichte zu erwähnen, für welche er ein nicht geringes Talent besaß, und die sich übrigens, wie seine anderweitigen Poesien, durch Gediegenheit der Form auszeichnen. Talentvoller ist Isidor Wilh. Meinhold aus Utzelkow auf der Insel Usedom (1797—1851), dessen frühere Gedichte (Greifsw. 1823) in einer kräftigen, oft sogar herben Sprache geschrieben sind, aber von einer tüchtigen, in Bezug auf Religion und Staatsleben freien Gesinnung zeugen, wie er sich denn durch sein schönes Gedicht „Auf Luthers Bildsäule“ viele Freunde erwarb und die Jugend begeisterte. Später neigte er sich zum Katholicismus, zu welchem er ohne Zweifel bei längerem Leben auch öffentlich übergetreten wäre. Eine liebenswürdigere Erscheinung ist Karl Jos. Ant. Joh. Wilhelm Smets (geb. zu Reval am 15. Sept. 1796, gest. als Domherr zu Aachen den 14. Oct. 1848), dessen lyrische Gedichte („Versuche“, Köln 1817; „Gedichte“, Aachen 1824; „Vollständige Samml.“, Stuttg. u. Tüb. 1840; „Neue Sammlung“, Ff. 1847) von eben so schöner und reiner als tiefer Empfindung zeugen. Karl Immermann, der vorzüglich als Dramatiker und Romanendichter Bedeutung erlangt hat, ist als Lyriker nicht eben ausgezeichnet zu nennen, da seine meisten Lieder auf Erinnerung oder Nachahmung beruhen und oft das Streben durchblickt, dem an sich Unbedeutenden durch einen gewissen, dem großen Göthe abgelauschten Ton Bedeutung zu geben; doch beurkunden einzelne unter ihnen ein wahrhaft poetisches Talent („Gedichte“, Hamm 1822; Neue Folge, Stuttg. 1830). Auch Heinrich Stieglitz aus Arolsen (geb. 1803) hatte glückliche Gaben, allein es fehlte ihm an der nöthigen Geistesruhe, um Bleibendes zu leisten. Am gelungensten sind seine „Stimmen der Zeiten in Liedern“ (Lpz. 1834). Leopold Schefer, von dem noch mehrmals die Rede sein wird, ist als Lyriker nicht besonders glücklich, ob man ihm gleich Tiefe der Empfindung und Fülle der Gedanken nicht absprechen kann, aber es fehlt ihm die Gabe, sie unmittelbar zur Erscheinung zu bringen, indem er sie ins Gebiet der Reflexion zieht und sie prosaisch entwickelt. Zudem wirken die meisten seiner Lieder dadurch unangenehm, daß sie in Sprache und Form bald an diesen, bald an jenen Dichter erinnern, und wir nur zu schnell wahrnehmen, wie hier Göthe, dort Heine, und wieder ein andermal die Romantiker den Ton der Dichtung bestimmen. Am besten sind seine Lieder „Für Liebende“ (1803) mit eigenen Compositionen, welche von wahrer ungekünstelter Empfindung zeugen, sowie die Anakreontischen Lieder, die er erst in jüngster Zeit unter dem Titel „Hafis in Hellas“ (Hamb. 1853) herausgab, und die nicht bloß gedankenreich, sondern auch, obwohl reimlos, voll Wohllaut und Melodie sind. Wenn auch weit beschränkter in Inhalt und Form machen doch die Gedichte von Karl Rudolf Tanner aus Aarau (1794—1849) einen weit erfreulicheren Eindruck, weil sie, von so kleinem Umfang sie auch sind, doch stets ein abgeschlossenes Ganzes bilden und zudem sinnreich und von großer Zartheit und in reiner, wohllautender Sprache, die sich durch reinen und reichen Reim auszeichnet, geschrieben sind („Heimatliche Lieder und Bilder“, Aarau 1826). Eine größere Mannigfaltigkeit entwickelt Wilhelm Wackernagel aus Berlin (geb. 1806), dessen „Gedichte eines fahrenden Schülers“ (Berl. 1828) bei reichem Humor von großer Tiefe des Gefühls zeugen und sich zudem in schönern mannigfaltigen Formen bewegen. Seine „Weinlieder“ gehören durch ihren heiteren lebensfrohen Humor und ihren Reichthum an neuen, oft überraschenden Gedanken zu den besten Erzeugnissen, welche die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen

hat („Weinbüchlein", Lpz. 1845). Endlich erwähnen wir noch den König Ludwig von Bayern (geb. zu Straßburg 1786) als den Chorführer einer Reihe von fürstlichen und gräflichen Schriftstellern, welche nun, als das Beispiel einmal gegeben war, aufzutauchen begannen. Uebrigens ist der König Ludwig keineswegs ohne dichterische Anlagen, seine Gedichte (3 Bde. München 1829—39) beweisen, daß er fähig war, die Welt der sinnlichen und sittlichen Erscheinungen poetisch aufzufassen; aber sie lassen schon deswegen keinen befriedigenden Gesammteindruck zurück, weil Sprache und Form meist herb ist und der Rundung wie des Wohllauts ermangelt, und das Streben nach einer gewissen geistreichen Kürze nicht bloß gesucht und unnatürlich erscheint, sondern auch oft bis zur Undeutlichkeit gesteigert wird, und der Sprache einen fremdartigen Charakter aufprägt.

Die letzte Gruppe bilden die östreichischen Dichter, unter welchen der Graf Alexander von Auersperg und Nicolaus Lenau und neben ihnen der Freiherr Jos. Christian von Zedlitz bei weitem die hervorragendsten sind. Die meisten übrigen sind vorzüglich durch ihre kleineren oder größeren epischen Dichtungen bekannt worden, doch verdienen sie auch als Lyriker genannt zu werden. Wir nennen den als Verfasser von größeren epischen Gedichten bekannten Erzbischof Ladislav von Pyrker zuerst, obgleich seine besonders hiehergehörigen „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" (Stuttg. 1843) erst später erschienen sind, und die wir überhaupt nur deshalb erwähnen, weil wir so viel als möglich alle Werke eines in die Gränzen unserer Darstellung fallenden Dichters in Betracht ziehen. Wir thun dies hier um so eher, als Pyrkers Lieder (es sind deren 20) wegen ihrer Frische und Unmittelbarkeit, wegen der Zartheit und Innigkeit der darin ausgedrückten Empfindungen, sowie wegen ihrer schönen und wohllautenden Sprache in der That alles Lob verdienen. Viel bekannter, aber viel unbedeutender, ist Ignaz Friedrich Castelli aus Wien (geb. 6. Mai 1781), der allerdings mit großer Leichtigkeit Verse macht, aber auch Alles in Verse bringt, wobei freilich mancher gute Gedanke mit unterläuft. Karl Egon Ebert ist namentlich in solchen Liedern glücklich, welche die Schilderung der Natur mit der Darstellung der durch sie angeregten Empfindungen zu schöner Einheit verbinden, aber auch andere erfreuen durch einfache Darstellung und warme Gemüthlichkeit, und insbesondere sind seine Liebeslieder von wahrer Empfindung durchdrungen („Gedichte", Prag 1824, „Dichtungen", 2 Bde. Ebd. 1828). Von großer Fruchtbarkeit auch als Lyriker ist Johann Nepomuk Vogl, doch sind seine Lieder, mit Ausnahme einiger wenigen (z. B. „Der Wolke Wandrung"), ohne wahrhaft poetischen Werth. Wie in der Ballade, so hat sich Joh. Gabriel Seidl auch im Liede vorzüglich nach Uhland gebildet, dessen Dichtungen ihm sogar manchen Stoff zu den seinigen gegeben haben. Seine meisten Lieder sind übrigens von wahrer Herzlichkeit und oft von naiver Gemüthlichkeit eingegeben („Dichtungen", Wien 1826). Karl Ferdinand Dräxler aus Lemberg (geb. 1806), der unter dem Namen „Manfred" einen Theil seiner Schriften herausgab, schwankt in seinen oft lieblichen und zarten Liedern zwischen Heine und Rückert, und es entbehren dieselben daher eines bestimmten selbstständigen Charakters; dagegen ist er formell höchst bedeutend, und daß es ihm mit seiner künstlerischen Entwickelung heiliger Ernst ist, zeigt die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte („Romanzen, Lieder und Sonette", Prag 1826; „Neuere Gedichte", ebend. 1829; „Gedichte", 3. Aufl. Kff. 1848). Reich begabt war endlich Friedr. Ludw. Halirsch aus Wien (1802—1832), der nicht Unbedeutendes im Liede, doch mehr in der Ballade leistete („Balladen und lyrische Gedichte", Lpz. 1829).

Wir erwähnen schließlich noch einige Dichter, deren lyrische Dichtungen zwar meist nach dem J. 1832 oder dem Schlußpunkt unserer Darstellung erschienen sind, die aber schon vor dieser Zeit durch anderweitige Schriften bekannt waren, oder deren lyrische Gedichte, in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht, schon damals allgemeine Anerkennung gefunden hatten. Der Maler August Kopisch aus Breslau (geb. 1799) hat sich zwar vorzüglich durch seine Balladen und Sagen einen hohen Ruf erworben, aber er ist auch im leichten Liede äußerst glücklich, und seine trefflichen, vom liebenswürdigsten Humor eingegebenen Weinlieder sind zum Theil schon Volkslieder geworden, wie die köstliche „Historie von Noah", in welcher er den alterthümlichen Ton vortrefflich nachbildet, wie er überhaupt in der Wahl und Durchführung passender Formen ein seltenes Geschick bewährt. Im leichten, heiteren Liede hat auch der Freiherr Franz Gaudy aus Frankfurt a. d. O. (1800—1840) Bedeutendes geleistet. Seine frühern Gedichte („Erato", Glogau 1829) sind in Heine'scher Manier; seine späteren („Lieder und Romanzen", Lpz. 1837) lehnen sich dagegen an Béranger, den er nicht ohne Glück nachahmte, dessen poetische Tiefe er jedoch nicht besitzt. Besonders glücklich ist er in den Liedern mit Refrain, den er mit großem Geschick behandelt, da diese Form sich vorzüglich zur Darstellung seines epigrammatischen Witzes eignet („Des Hagestolzen Geburtstag", „Wer weiß, wozu das gut ist"). Größern Rufs noch erfreuen sich Simrock und Mosen, doch, wie Kopisch, weniger wegen ihrer lyrischen, als wegen ihrer anderweitigen Dichtungen. Karl Joseph Simrock aus Bonn (geb. 1802), dessen Gedichte lange vorher, ehe er sie gesammelt herausgab (Lpz. 1844), in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitungen einzeln erschienen waren, hat zwar vorzugsweise ein episches Talent, doch ist er auch im Liede glücklich, und besonders glücken ihm, bei seiner Gabe zu gestalten, die Naturschilderungen („Schweizerreise"); aber auch das heitere Gesellschaftslied gelingt ihm. Nicht weniger bedeutend ist Julius Mosen aus Marienei im sächsischen Voigtlande (geb. 1803), der wegen seines größern epischen Gedichts „Das Lied vom Ritter Wahn" (1831) hieher gehört, obgleich seine Gedichte erst später (Lpz. 1836) erschienen. Wenn man in seinen Liedern Anklänge an Uhland und Heine findet, in deren Mitte er zu stehen scheint, so hat dies einen tieferen Grund als bloße Nachahmung. Mosen fußt nämlich auf der Romantik, wie sie sich zur Zeit der Freiheitskriege ausgeprägt hatte, und er besingt die damals herrschenden Ideen der Nationalität und Unabhängigkeit mit derselben Begeisterung und Unmittelbarkeit, als wenn er in jener Zeit

gedichtet hätte; allein eben so sehr unterschieden von den beschränkten Deutschthümlern, die noch heute in den Jahren der Volkserhebung leben, und von den Späteren, welche keinen Sinn für die Nationalität mehr haben, hat er jenen Standpunkt erweitert, ohne ihn zu verlassen, und ihn durch die später sich entwickelnde Idee der Freiheit neu belebt, und es sind seine Gedichte, in denen er diese besingt, eben so kräftig und voll Unmittelbarkeit, wie diejenigen, in welchen ihn die Idee der Nationalität begeistert. Außer diesen trefflichen Gedichten, von welchen die Polenlieder schon erwähnt wurden (S. 35), hat Mosen auch schöne Naturlieder und zarte Liebeslieder gedichtet. Wie Mosen ist auch Otto Friedr. Gruppe aus Danzig (geb. 1804) hier zu erwähnen, wenn er auch seine lyrischen Dichtungen erst später veröffentlichte („Gedichte", Berl. 1835). Ohne so eigenthümlich und selbstständig zu sein, entfaltet er in seinen oft zarten Liedern große Gewandtheit in der Form und geistvolle Behandlung des Inhalts. Ein an Tiefe und Umfang reicheres Talent hat Friedr. Wilh. Rogge aus Lüneburg (geb. 1809), dessen „Gedichte" (Gött. 1830; 4. Aufl. Lpz. 1847) von ächt poetischer Auffassung zeugen und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet sind. Es spricht sich in ihnen eine wohlthuende Freude an der Natur und der Schönheit aus, die eben so sehr von überspannter und überreizter Sentimentalität, als von frivoler Lüsternheit entfernt ist; man erkennt in ihm bald den Lehrling der Griechen und Göthe's.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen des gegenwärtigen Zeitraums, daß auch die Mundarten zur Darstellung des poetischen Lebens gebraucht wurden, welche im siebenzehnten Jahrhundert nur in einzelnen Dichtungen erschienen (S. II, 226), in der ersten Hälfte des achtzehnten ganz verschwunden waren. Dieses erneuerte Hervortreten der Mundarten ist ohne Zweifel eine Wirkung des gekräftigten Nationalbewußtseins, welches nur dann in seiner vollen Bedeutung erscheint, wenn sich mit dem Gefühl der allgemeinen Nationalität das Gefühl der besondern Stammeseigenthümlichkeit zu schöner, sich gegenseitig belebender Einheit verbindet. Der Gebrauch der Mundarten ist aber zugleich auch die Wirkung einer andern eben so erfreulichen Thatsache; er wurde namentlich dadurch hervorgerufen, daß die neue Kunst sich wieder zur Volkspoesie wandte, und sich an ihr und durch sie zu verjüngen strebte (s. oben S. 13. 29). Nun erscheint aber die Volkspoesie ausschließlich im Dialekt, und es war natürlich, daß man sich gedrängt fühlte, auch diese naturgemäße Form derselben nachzubilden. Die Frage, ob die Anwendung der Mundart auch künstlerisch berechtigt sei, läßt sich leicht beantworten; sie ist es, so oft die Dichtung specielle Lebensverhältnisse darstellt, deren Eigenthümlichkeit sich nur in der ihnen entsprechenden Mundart vollständig darstellen läßt, und selbst die allgemeinsten Beziehungen des Lebens und der Menschen, z. B. die Liebe oder das häusliche Wirken des Mannes und des Weibes, lassen sich am füglichsten in der Sprache des Dialekts darstellen, wenn man ihre besondere, irgend einem Volksstamme eigenthümliche Erscheinungsweise hervorheben will. Endlich kann auch die Mundart mit Glück angewendet werden, um eine komische Wirkung hervorzubringen. So oft aber keiner dieser Gründe vorliegt, erscheint die Form des Dialekts nicht mehr als naturgemäß, vielmehr geräth sie mit dem Inhalt in Widerspruch, und macht deshalb eine unangenehme, oft sogar eine widrige Wirkung.

Wir werden die bedeutendsten unter den Dichtern, welche in Mundarten geschrieben haben, unten näher besprechen; es sind dies J. H. Voß, Joh. Konr. Grübel, Joh. Peter Hebel, Joh. Mart. Usteri und Heinr. Hoffmann (von Fallersleben). Außer ihnen verdienen aber noch mehrere andere erwähnt zu werden, welche sich meistens der allemannischen oder der östreichisch-bayerischen Mundart bedienten. Zu den frühesten Nachahmern Hebels im Gebrauch der allemannischen Mundart gehören Ignaz Felner (geb. im J. 1754) aus dem Badischen („Neue allemann. Gedichte", Basel 1804), Aloys Wilh. Schreiber („Allem. Lieder und Sagen", Tüb. 1817); später versuchte sich nicht ohne Glück und Geschick Jos. Anton Henne (geb. 1798) aus Sargans in der Behandlung der heimatlichen Mundart („Lieder und Sagen aus der Schweiz", Basel 1824). Unbedeutend sind J. J. Rüttlingers „Gedichte", (Chur 1823), während die „Gedichte des poetischen Appenzellers" von J. Merz (Trogen 1828) schon öfters von dem treffenden Witze belebt sind, welcher jenes Völkchen charakterisirt. Großen Beifall erhielten die „Volkslieder und Gedichte" von Gotth. Jak. Kuhn (1775—1849) aus Bern (Bern 1806), und allerdings sind sie nicht ohne Talent, obgleich Kuhn seinen Vorgänger Hebel lange nicht erreicht. Eben so wenig darf dem jüngeren J. Rud. Wyß aus Bern (1781—1830), dessen Gedichte in schweizerischer Mundart in verschiedenen Sammlungen zerstreut sind, Talent abgesprochen werden. Nicht unglücklich in Darstellungen des beschränkten bürgerlichen Lebens ist der Zürcher Jacob Stutz, doch hascht er zu offenbar nach dem Platten und Gemeinen („Gemälde aus dem Volksleben", Zür. 1831). In der verwandten elsässischen Mundart dichtete der treffliche Ehrenfried Stöber aus Straßburg (1779 bis 1835), dessen Lieder in Straßburgischem Dialekt sich durch Frische der Darstellung, wahre Volksthümlichkeit und glückliche Laune auszeichnen, weshalb manche derselben in den Mund des Volks übergingen („Gedichte", Straßb. 1811; Basel 1815). Wir erwähnen auch, um die Uebersicht der in Dialekten schreibenden Dichter zu vervollständigen, seinen Landsmann Georg Daniel Arnold, ob er gleich vorzugsweise als dramatischer Dichter zu nennen ist und wir daher auch in dem betreffenden Abschnitt auf ihn zurückkommen werden. Der Hauptvertreter der schwäbischen Mundart, in welcher sehr Vieles und namentlich in neuerer Zeit Vortreffliches gedichtet worden ist (z. B. von dem gelehrten Moritz Rapp), ist Sebastian Sailer aus Weißenhorn (1717—1777), dessen „Schriften in schwäbischem Dialekt" (Buchen 1819) neben viel Gutem auch viel Triviales und selbst Gemeines darbieten, was in noch höherem Grade von Karl Weitzmann (1767—1828) aus Munderkirchen gilt, dessen „Gedichte in schwäb. Mundart" (Ludwigsb. 1829), ob sie gleich unzweifelhaft von großem Talent für diese Gattung zeugen, wegen der zu grell hervortretenden Gemeinheit des Ausdrucks widrig werden. Nebst Grü-

bel sind als Dichter in der Nürnberger Mundart seine beiden Landsleute Joh. Wolfg. Weickert („Gedichte in Nürnb. Mundart", o. O. 1814) und Friedr. Stettner („Hinterl. Ged. in Nürnb. Mundart", Nbg. 1830) zu nennen. Auch der bei dem geistlichen Liede zu nennende J. H. W. Witschel hat eine Anzahl von guten Gedichten in der nämlichen Mundart geschrieben („Etwas zur Aufheiterung in Versen" (Sulzb. 1809). Die Mainzer Mundart fand in Lennig („Etwas zum Lachen", Mainz 1824) einen glücklichen Bearbeiter, und die Dramen im Frankfurter Dialekt von K. Malß („Der alte Bürgerkapitän", Ff. 1821) zeichnen sich durch witzige Darstellung des Volkslebens aus. Die östreichische Mundart wurde von dem Lembacher Prior Maurus Lindemayer (gest. im Jahre 1783) mit Glück zu ächt volksthümlichen Darstellungen gebraucht, die schon längst in Blut und Leben des Volks übergegangen waren, als sie 38 Jahre nach seinem Tode im Druck erschienen („Lieder und Comödien des oberösterreichischen Bauers", Linz 1822). Wie Hebel, so regte auch Lindemayer mit seinen naturfrischen, den östreichischen Volkscharakter mit großer Treue abspiegelnden Gedichten zur Nacheiferung an. Der erste, der ihm nachfolgte, war der schon genannte J. F. Castelli „Gedichte in niederösterr. Mundart", Wien 1828; letzte Ausg. 1845); daß er den rechten Ton traf, geht schon aus dem Umstand hervor, daß manche seiner Gedichte schon in den Mund des Volks übergegangen waren, ehe er sie gesammelt herausgegeben hatte. Er ist sowohl in dem wehmüthigen Liede („Aloan!" d. i. Allein!) als in dem heiteren, für welches er viele natürliche Laune besitzt („Joa und Noan", d. i. Ja und Nein) nicht ohne Talent. Wie Hebel hat auch Castelli antike Versarten, den Hexameter, das elegische Versmaß, nicht ohne Glück in die Dialektspoesie eingeführt; er gebraucht aber auch moderne Formen, selbst die italienische Stanze, mit Geschick. Nicht so hoch steht J. G. Seidl, dessen Gedichte in oberöstreichischer Mundart („Flinserln, österreichischi Gstanzln, Gsangln und Gschichtln" (1 Hft. Wien 1828—37), sowie seine „Gedichte in oberösterr. Mundart" (Wien 1844) zwar nicht ohne Naivetät sind, aber doch den wahren Volkston, namentlich in seinem edleren Charakter, nicht treffen. Die besten Stücke sind diejenigen, in denen er wirkliche Volkslieder copirt. In der bayrischen Mundart ist erst in neuester Zeit (von Fr. v. Kobell) Bedeutenderes geleistet worden; die oberpfälzische wurde dagegen schon früher von Marcellus Sturm nicht ohne Glück dichterisch behandelt („Lieder", Münch. 1819).

Auch die nördlichen Mundarten haben ihre zum Theil glücklichen Vertreter. In dem schlesischen Dialekt, in welchem sich Dan. Stoppe schon am Anfang des vorigen Jahrh. („Gedichte", 1728) versucht hatte, schrieb der als dramatischer Dichter bekanntere Karl von Holtei („Schlesische Gedichte", Berl. 1830). In niederdeutschen Dialekten dichteten Joh. Wilh. Jac. Bornemann aus Gardelegen (1767—1851) „Plattdeutsche Gedichte" (Berl. 1811) und der Hamburger G. N. Bärmann „Rymels un Dichtels" (3 Bde. Hamb. 1822—27). Auch der schon genannte S. Giesebrecht dichtete manches hübsche Lied in niedersächsischer Mundart. Ob die Sammlung des als Pädagog und Sprachforscher durch seine Sonderbarkeiten bekannten Christ. Heinrich Wolke (1741—1825) aus Jever („Düdsge og sassi. Sinngedigte, Grafsgriften, Leder un Vertelsels", Lpz. 1804) Bedeutendes enthält, können wir nicht ermessen, da uns dieselbe unbekannt geblieben ist.

Während im vorigen Zeitraume die Theilnahme der Frauen an der Poesie sehr gering war, nimmt sie in dem vorliegenden in bedeutendem Maße zu, wenn auch nicht in einem solchen Umfange, wie in den neuesten Zeiten, deren Betrachtung außerhalb unserer Aufgabe liegt. Es scheint, daß diese Theilnahme überhaupt dadurch bedingt wird, daß sich die formelle Seite der Poesie vorzugsweise ausbildet und ein gewisses Uebergewicht erhält. Deshalb war der fünfte Zeitraum so reich an dichtenden Frauen (S. II, 235); deshalb nimmt ihre Theilnahme während des vorliegenden mit der Entwickelung der Romantik zu und erreicht in den zwanziger Jahren ihren Höhepunkt. Aber freilich gehören die Dichterinnen dieser Zeit meist gerade zu den unerquicklichsten Erscheinungen, indem auch sie die allgemeine Schwüle nicht überwinden konnten, welche damals beinahe jede freie Production unmöglich machte. Auch wandte sich die größte Anzahl derselben, wie auch jetzt wieder, dem Roman zu.

Die Musenalmanache regten schon eine große Anzahl von Frauen zu dichterischen Versuchen an; wir begnügen uns, einige zu nennen. Magdalene Philippine Engelhard, geb. Gatterer, die Tochter des bekannten Göttinger Professors (1756—1831) behandelte Vers und Reim mit einer gewissen Gewandtheit, so daß sich ihr jeder Gedanke leicht zum Liede bildete („Gedichte", 2 Thle. Gött. 1778—82, „Neue Gedichte", Nbg. 1821). Sie wagte sich noch in ihrem 74. Jahre an die Uebersetzung von „Berangers Liedern" (Cassel 1830), die ihr trotz der großen Schwierigkeit gar nicht übel gerieth. Von tieferem Gefühl zeugen die Lieder der trefflichen Karoline Rudolphi aus Berlin (1750—1811), welche in ihren Dichtungen, wie in ihrer segensreichen Wirksamkeit als Erzieherin ein reines, frommes Gemüth offenbarte. Mehrere ihrer Lieder (z. B. „Leben ist des Himmels größte Gabe", „Lieblich sind der Kindheit Spiele" u. a. m.) verdienen wegen ihres schönen Sinns und ihrer einfachen und herzlichen Sprache immer noch gelesen zu werden („Gedichte", Berl. 1787, „Neue Sammlung von Gedichten", Lpz. 1796). Beiträge zu den Musenalmanachen lieferten außer ihnen ferner auch Sophie Albrecht, geb. Baumer (geb. im J. 1757) „Gedichte und Schauspiele", 3 Thle. Erf. 1781 ff.), Henriette Ernestine Christiane v. Gilten, geb. v. Hagen aus Stöckey (1765—1793) („Gedichte", Wernigerode 1784), Dorothea Charl. Elis. Spangenberg, geb. Webers aus Göttingen (1755—1808), welche ihre Gedichte gewöhnlich mit dem Namen Aemilia unterschrieb, Christine Westphalen, geb. von Axen aus Hamburg (1758—1841 — „Gedichte", 3 Bde. Hamb. 1809—11) und endlich die Fürstin Marie Luise Wilhelmine von Wied-Neuwied, geb. Fürstin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1747—1823), deren „Nachlaß" im J. 1828 (Ff.) veröffentlicht wurde. Luise Charlotte Haas, geb. Feuerbach, aus Ludwigsburg, eine kaiserlich

gekrönte Poetin (geb. im J. 1738), schrieb unter Andern ein „Gedicht auf Gellerts Tod“ (1770); Friederike Marie Charlotte von Schenk aus Dessau (1742—89) gab „Versuche in Gedichten“ (Braunschw. 1772) heraus; von Sophie Eleon. v. Tietzenhofer, früher v. Korzfleisch, geb. v. Wunsch aus Groß-Jänowitz bei Liegnitz (1748—1823) haben wir „Poet. Versuche eines adelichen Frauenzimmers an ihre Freunde“ (Bresl. 1776) und von der Gräfin Charlotte Henriette v. Castell-Remlingen (1729—1797) „Gedichte von einer Dame von Stande“ (Ff. u. Lpz. 1792). Gedankenreich und gefühlvoll sind die Gedichte der Stiftsdame Friderike Jerusalem aus Braunschweig (geb. i. J. 1759), der Tochter des uns schon bekannten Abts, an welchen eines ihrer schönsten Gedichte gerichtet ist („Der Herbst. An meinen Vater“). Die geistreiche Gattin des Professors Clodius, Julia Frid. Henriette, geb. Stölzel aus Altenburg (1755—1805), übersetzte die „Gedichte der Elisab. Carter und Charl. Smith“ (Dresd. 1788) aus dem Englischen mit Geschmack. Gabriele v. Baumberg, verehlichte Batsanyi (geb. i. J. 1775) aus Wien (?) lieferte mit die besten und zum Theil recht zarte Dichtungen zu dem Wiener Musenalmanach („Gedichte“, Wien 1800 u. 1806). Weibliche Ziererei charakterisiren die Gedichte von Sidonia Sophie Charl. Seidel, geb. Lange (1743—1778), aus Burg im Magdeburgischen („Hinterlassene Schriften“, Nbg. 1793). Die Tochter der Karschin, Karoline Luise von Klenk, welche zuerst an einen Handwerker, Namens Hempel, verheirathet war, läßt in ihren „Gedichten“ (Berl. 1788) selten den poetischen Geist ihrer Mutter wahrnehmen. Die Freundinnen Elisab. Charl. Constantia (gew. Elise) Freifrau von der Recke, geb. Gräfin von Medem (1754—1833) und Agnes Sophia Schwarz, geb. Becker (1754—1789), beide aus Kurland, ließen ihre Dichtungen vereinigt erscheinen („Elisens und Sophiens Gedichte“, herausg. von Schwarz. Berl. 1790). Die erstere, welche weitaus begabter war, als ihre Freundin, und eine vielseitige Bildung besaß, veröffentlichte später noch eine Sammlung „Gedichte“ (Halle 1806), deren Herausgabe ihr Freund Tiedge besorgte. Es spricht sich in ihnen der zur Schwärmerei geneigte Sinn, der sie eine Zeitlang dem Betrüger Cagliostro zuführte, aus. Nicht ohne Begabung war Emilie Harms, früher von Berlepsch (unter welchem Namen sie vorzüglich bekannt wurde), geb. v. Oppeln (1757—1830) aus Gotha, die schon oben unter den Mitarbeiterinnen am Göttingischen Musenalmanach hätte genannt werden können („Sammlung kleiner Schriften“, Gött. 1787; „Sommerstunden“, Zür. 1794), doch steht sie an Umfang des Talents, wie der poetischen Thätigkeit, einer andern Dichterin nach, welche, wie sie, die Schweiz lange zu ihrem Aufenthalte gemacht und besungen hatte. Friderike Sophie Christiane Münter, verehelichte Brun, geb. zu Gräfentonna im Gothaischen, aber in Kopenhagen erzogen (3. Juni 1765—25. März 1835) bildete sich in ihren späteren Dichtungen vorzüglich nach Matthisson, wie man aus den Stoffen, der Sprache und den metrischen Formen leicht erkennen kann, sowie daran, daß sie sich gern in ausführlichen Schilderungen der Natur bewegt. Wo sie jedoch, was freilich ziemlich selten der Fall ist, Stoffe behandelt, die ihr eigenthümlich sind, wie in dem „Lied einer jungen Mutter an ihr neugebornes Kind“, das mit großer Zartheit ausgeführt ist, entfaltet sie eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, die es bedauern läßt, daß sie sich nicht auf ähnliche beschränkt, oder auch die von ihr gewählten nicht mit Selbstständigkeit behandelt hat. Sie nahm übrigens auch an den frühern Musenalmanachen, dann auch an dem Schillerischen Antheil, sowie eine andere Dichterin, Sophie Brentano (Gattin des Dichters Clemens Brentano), geb. Schubert aus Altenburg (1761—1806), früher verehelichte Mereau, unter welchem Namen sie den größten Theil ihrer Gedichte schrieb. Dieselben sind meist schwermüthiger, beinahe krankhafter Natur, und lassen trotz einzelner vortrefflicher Stellen doch keinen angenehmen Eindruck zurück, weil die Dichterin von ihren Empfindungen hingerissen wird, statt daß sie dieselben künstlerisch beherrschte, und ihr die Gabe mangelt, ihre hin und herwogenden Gefühle zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Eines ihrer besten Gedichte „Bilder der Kindheit“ ist eine glückliche und selbstständig behandelte Nachahmung der „Zueignung“ von Göthe („Gedichte“, 2 Thle. Berl. 1800—02). Nur vorübergehend erwähnen wir Amalie von Helwig, geb. von Imhof, da sie mehr durch ihre später zu berührenden epischen Dichtungen bekannt wurde, als durch ihre lyrischen, bei welchen ein beinahe gleich großer Einfluß Göthe's und Schillers nicht zu verkennen ist, und von Luise Brachmann werden wir unten ausführlicher berichten. Justine Wilhelmine Freiin von Krufft aus Wien (geb. i. J. 1773) dichtete mehrere hübsche Lieder, die jedoch nicht gesammelt sind. Weit bedeutenderes Talent hatte Karoline von Günderode aus Karlsruhe (1780—1806), die ihre Dichtungen („Gedichte und Fantasien“, Ff. 1804; „Poet. Fragmente“, Ebd. 1805) unter dem Namen Tian herausgab; und sie würde ohne Zweifel weit Erfreulicheres geleistet haben, wenn sie nicht von einem unauflöslichen Zwiespalt in ihrem Innern zerrissen gewesen wäre, der sie auch dazu trieb, sich selbst den Tod zu geben. Die Gedichte, welche Mar. Christine Elisabeth (gewöhnlich Elise) Bürger, geb. Hahn aus Stuttgart (1769—1833), veröffentlichte (Hamb. 1812), bewegen sich in leichter, flüssiger Darstellung und gewandter Behandlung des Reims, Vorzüge, die sie dem Studium der Gedichte ihres Gatten verdankte, welchem sie sich so leichtsinnig antrug und den sie bald so unglücklich machte, daß ihre Ehe schon nach zwei Jahren wieder getrennt werden mußte. Auch Maria Theresia von Artner (1772—1829), geb. zu Schnitau in Ungarn („Feldblumen von Minna und Theone“, d. i. von Mariane von Tiell und Th. von Artner. Jena 1800; „Neuere Ged. von Theone“, Tüb. 1806; „Gedichte“, 2 Thle. Lpz. 1818), Elise Sommer, später verehelichte Jost, geb. Brandenburg (geb. i. J. 1767) aus Stralsund („Poet. Versuche“, Marb. 1806; „Gedichte“, Ff. 1813) verdienen Erwähnung; mit größerem Rechte aber die Naturdichterin Johanna Juliana Schubert aus Würgsdorf in Schlesien, Tochter des armen Webers May, deren Lieder („Gedichte der Webersfrau J. J.

Sch." Reichenbach 1812) durch ihre Natürlichkeit und ihr warmes Gefühl erfreuen. Doch stehen sie den drei folgenden Dichterinnen nach, die in ihrem poetischen Charakter manche Aehnlichkeiten darbieten, wie sie denn auch in freundschaftlichen Beziehungen zu einander standen. Zwei von ihnen sind vornämlich durch ihre Uebersetzungen aus Byron und W. Scott in weiteren Kreisen bekannt geworden, Elisab. Philippine Amalie (gewöhnlich Elisa), Freiin von Hohenhausen, geb. v. Ochs (1790—1843) aus Kassel („Frühlingsblumen", 1817), Henriette Montenglaut, geb. v. Cronstein (1768—1838) („Herbstblumen-Kranz", Ff. 1817; „Nordlands Haideblüthen", Berl. 1824). Die talentvollste und weitaus fruchtbarste ist aber Wilhelmine (gewöhnlich Helmina) Christine von Chezy, geschiedene von Hastfer, geb. von Klenke (1783—1856) aus Berlin, die Enkelin der Karschin, deren Gedichte (2 Bde. Heidelb. 1812) durch Mannigfaltigkeit der Stoffe und gewandte Behandlung der Sprache anziehen, oft aber durch eine nur allzumännliche Haltung wieder abstoßen. Viel zarter und von ächt weiblichem Sinn eingegeben, sind die Dichtungen der liebenswürdigen Henriette Wilhelmine Geißler, geb. Holdenrieder aus Naumburg (1772—1822), von denen der geschmackvolle Fr. Jacobs eine „Auswahl" besorgte (Gotha 1823). Karoline Pichler, geb. von Greiner aus Wien (1769—1843), ist vorzüglich durch ihre zahlreichen Romane bekannt geworden, doch sind auch ihre „Gedichte" (Sämmtl. Werke, 16. Bd.) nicht ohne Werth, wenn sie auch die tiefe Innigkeit nicht besitzen, welche wir an denen der gemüthvollen Agnes Franz (1795—1845) aus Militsch in Schlesien zu rühmen haben („Gedichte", 2 Thle. Hirschb. 1826). Von hohem Interesse sind die „Gedichte" der blinden Dichterin Luise Egloff aus Baden (1803—1834), die man vorzugsweise als Poesien des innern Lebens bezeichnen kann; sie erfreuen, wie durch die Tiefe der Empfindung, durch liebenswürdige Gemüthlichkeit und Anmuth der Gedanken, so durch einfache, leichte und reine Darstellung und einen überaus wohllautenden Versbau. Erst in neuerer Zeit bekannt geworden, aber in den zwanziger Jahren dichtend, verdient Elisabetha Kulman nähere Erwähnung, und wir schließen diese Uebersicht, indem wir noch die liebliche Dichterin Henriette Ottenheimer aus Stuttgart (geb. 1809) nennen, deren Gedichte (Stuttg. 1832) sich durch Gedankenreichthum und tiefes, ächt weibliches Gefühl auszeichnen.

Das geistliche Lied blieb am längsten von den großen Bewegungen unberührt, die seit ungefähr 1770 der deutschen Literatur einen neuen Charakter aufprägten; und es ist dies ganz begreiflich, da der jugendliche Uebermuth und die überwallende Lebenslust und Lebenskraft der neuen Schule sie eben nicht geeignet machte, sich mit religiösen Ideen anbauernd zu beschäftigen. Bis gegen das Ende des 18. Jahrh. finden wir daher im geistlichen Liede kaum etwas Anderes, als Nachklänge derjenigen Richtungen, die sich im vorigen Zeitraum gebildet hatten (II, 479) und überhaupt ist bis auf die romantische Schule herab außer Herder kein einziger von denjenigen großen Dichtern, welche den Gang und die Entwickelung der Literatur bestimmten, als Verfasser von religiösen Liedern zu nennen. Zwar besitzen wir einige treffliche Gedichte dieser Gattung von mehreren Genossen des Hainbundes, aber es waren doch nur einzelne, wenn auch tief gefühlte, doch im Ganzen nur vorübergehende Ergießungen des religiösen Gefühls, und zum Theil so individuell, daß sie sich kaum als Kirchenlieder eigne., daher auch nur wenige derselben in die Gesangbücher übergegangen sind. Neben Hölty, Voß, Fr. L. v. Stolberg, Miller und Claudius, auf die wir sämmtlich zurückkommen, erwähnen wir aus jenem Dichterkreise nur den schon genannten H. W. v. Stamford (S. 31), dessen schönes Lied „Es lebt ein Gott, der Menschen liebt", sich bis jetzt mit Recht erhalten hat. Von andern bedeutenden Dichtern aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. haben auch Matthisson, Salis und Tiedge einzelne geistliche Gedichte verfaßt, die ebenfalls noch jetzt gesungen werden.

Während die eben Genannten, wie gesagt, nur einzelne religiöse Gesänge verfaßt haben, haben Andere der Gattung eine fortgesetzte, zum Theil ihre vorzüglichste Thätigkeit zugewendet; es ist ihrer, wenn auch lange nicht so viel als im vorigen Zeitraum, eine nicht kleine Zahl, allein es haben doch nur verhältnißmäßig wenige Anspruch auf eine Erwähnung in der Geschichte der Literatur.

Unter denen, welche die Gellert'sche Richtung fortsetzten, haben wir zunächst den geistreichen Theod. Gottlieb von Hippel zu erwähnen, der vorzüglich durch seine Romane berühmt geworden ist. Seine geistlichen Lieder, 32 an der Zahl, sind weniger durch Sprache und Form, als durch den gläubigen Sinn bemerkenswerth, von dem sie durchdrungen sind („Gott hab' ich mich ergeben"); nur selten klingt das pietistische Element durch, das in seinen prosaischen Schriften oft stark hervortritt und ihn sein ganzes Lebenlang begleitete. Christoph Fried. Neander aus Eckau in Kurland (26. Dec. 1724—21. Juli 1802) steht unter den Liederdichtern der Zeit Gellert am nächsten, welcher an seinen Gesängen kräftige, erbauliche Simplicität rühmte; sie treffen meist den Ton des alten Kirchenliebs und sind in der Sprache der Schrift und herzlicher Andacht geschrieben („Es eilt der letzte von den Tagen"; „Am Kreuz erblaßt"). Fruchtbarer als die beiden Vorhergehenden war der Nürnberger Stadtpfarrer Joh. Gottfried Schöner aus Rügheim bei Schweinfurt (15. Apr. 1749—28. Juni 1818), dessen Lieder wahre Glaubensinnigkeit athmen („Dir dankt mein Herz, dir jauchzt mein Lied"). Seine Gedichte erschienen in mehreren Sammlungen, von denen die erste „Einige vermischte geistl. Gedichte" im J. 1775 (Nbg.), die letzte „Gedichte zur Verherrlichung Jesu" im J. 1818 (Ebd.) erschienen. Der schon oben (S. 33) erwähnte Sam. Gottlieb Bürde zeichnet sich auch in seinen „Geistlichen Poesien" (Bresl. 1787) und den „Geistlichen Gedichten (Ebd. 1817) durch fließende Sprache und Wohlklang des Verses aus; im poetischen Ausdruck und in der Mannigfaltigkeit der Gedanken übertrifft er wohl die meisten Kirchenliederdichter seiner Zeit („Steil und dornig ist der Pfad", „Geist der Wahrheit, lehre mich"). Auch der als dramatischer Dichter bekannte Joh. Friedr. Schink verfaßte eine große Zahl von geistlichen Liedern („Vernünftig christliche Gedichte", Berl. 1788), von denen viele

wegen ihrer lebenswarmen Frömmigkeit sich in den Gesangbüchern erhalten haben („Wie reich an Freude, Glück und Segen"; „Klageklänge, Grabgeläute"). Noch nennen wir aus dieser Reihe den schon erwähnten L. Theobul Kosegarten (S. 33), Christoph G. L. Meister („Lieder für Christen", Essen 1789) und den ebenfalls schon genannten Gottlob Wilh. Burmann (S. 32), der einige gute religiöse Gedichte verfaßte, obgleich sein Talent mehr dem leichten Liede angemessen war. In jeder Hinsicht bedeutender sind die „Neuen christlichen Lieder" (Gotha 1799) des Altenburger Generalsuperintendenten Herm. Casp. Gottfr. Demme (1760—1822), der auch in seinen unter dem Namen Karl Stille herausgegebenen Erzählungen manche gute geistliche Gedichte mittheilte („Singt, Menschen, singt ihm Lobgesang"; „Erbebet nicht vor Tod und Grab"). Ihn übertrifft an Tiefe des Gefühls der Bernburger Oberhofprediger Gotthelf Wilh. Christoph Starke (1762—1830), der zudem den kirchlichen Ton glücklich zu treffen weiß („Kirchenlieder", Halle 1804).

Mehr in Klopstock'schem Geiste dichteten außer Chr. Dan. Schubart noch Lavater und Niemeyer. Johann Caspar Lavater, dessen erst bei der Prosa ausführlicher Erwähnung geschehen kann, zeigt in seinen geistlichen Liedern, deren er ungefähr 700 verfaßte, ganz denselben Charakter, wie in seinen patriotischen Gedichten. Obgleich aus wahrer Begeisterung hervorgegangen, wie denn viele durch besondere Begebenheiten oder Erfahrungen seines Lebens hervorgerufen wurden, haben sie meistens mehr rhetorische als poetische Elemente und bringen daher nicht die nämliche Stimmung hervor, welche den Dichter bei ihrer Abfassung erfüllte. Doch sind einige („Fortgekämpft und fortgerungen"; „Mit welcher Zunge, welchem Herzen") durchaus nur unmittelbare Ergießungen des religiösen Gefühls, und sind daher von ergreifender Wirkung („Fünfzig christl. Lieder", Zür. 1771; „Zweites Fünfzig christlicher Lieder", Ebd. 1776; und beides zusammen „Hundert christl. Lieder", Ebd. 1776; „Christlicher Lieder zweites Hundert", Ebd. 1780; „Lieder für Leidende", Tüb. 1787). Weniger selbstständig, als Lavater, hat sich Aug. Hermann Niemeyer aus Halle (1. Sept. 1754 —7. Juli 1828) in seinen Kirchenliedern ganz nach Klopstock herangebildet, aber wenn es ihm auch gelingt, Sprache und Form nachzuahmen, so geht ihm dagegen der dichterische Geist ganz ab. Seine zahlreichen Lieder stehen in mehreren Sammlungen, von denen wir nur die letzte erwähnen, „Geistliche Lieder und Oratorien" (Halle u. Berl. 1818).

Unter den früheren Romantikern bearbeitete nur Einer das geistliche Lied, Friedrich von Hardenberg, aber freilich mit einer religiösen und poetischen Weihe, wie sie bei keinem andern Dichter der Zeit gefunden wird. Dagegen sind unter den spätern Anhängern der romantischen Schule Manche zu nennen, welche auch im religiösen Gesang Bedeutenderes geleistet haben und bei Vielen derselben ist der Einfluß Hardenbergs unverkennbar, so daß er mit Recht als der Begründer oder wenigstens als der Vorläufer einer neuen Epoche des geistlichen Liedes angesehen werden kann. Denn seit den Freiheitskriegen erscheint dieses nicht nur in viel größerem Umfang, es gewinnt auch an poetischer Bedeutsamkeit, und es bleibt endlich die immer mehr zunehmende Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, des Verses und des Reims nicht ohne großen Einfluß auf dasselbe. Als bedeutendste Erscheinungen im Gebiete des religiösen Liedes seit den Freiheitskriegen sind außer L. Achim von Arnim, Max von Schenkendorf, E. Mor. Arndt, Fr. Rückert, Justinus Kerner, der Baron Friedrich de la Motte Fouqué, Siegfried Aug. Mahlmann und Albert Knapp noch folgende besonders zu erwähnen. Der Graf Otto Heinr. von Loeben (S. 34) dichtete mehrere geistliche Lieder, in denen er dem trefflichen Novalis nachstrebte; sie stehen in den „Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" (Mannh. 1808). Von frommer Gesinnung eingegeben und in wohllautender Sprache geschrieben, dürfen auch die seinen übrigen Gedichten beigegebenen religiösen Gesänge des Freiherrn Ernst Otto von der Malsburg genannt werden, der ebenfalls den Novalis zum Vorbild nahm („Ich lag an deinem Kreuze", „O Gott, wie bist du gütig"). Joh. Christ. Wagner aus Pöseneck bei Saalfeld (1747—1825) gab das „Hildburghäusische Gesangbuch" (1808) heraus, in welchem 91 recht gute Lieder von ihm stehen. Weit verbreitet waren und sind noch die „Morgen- und Abendopfer in Gesängen (Nbg. 1800) von J. H. W. Witschel aus Herfeld (1769—1847), welche, wie seine „Gesänge und Lieder zur häuslichen Erbauung" (Hann. 1817), von wahrer Frömmigkeit erfüllt und eben so weit von Pietisterei als von nüchternem Rationalismus entfernt sind. Von kräftigem und warmem Gefühl sind die religiösen Dichtungen des schon genannten G. A. Ernst von Nostitz und Jänkendorf („Sinnbilder der Christen", Lpz. 1818; „Hinterlassene geistliche Gedichte, herausg. von Ammon", Ebd. 1840); und Christ. Karl Ernst Wilh. Buri aus Offenbach (1758—1820) beurkundet in seinen „Harfenschlägen einer religiösen Muse" (2 Bde. Ff. 1816—18) ein reiches Gemüth und tiefe Innigkeit. Viel Treffliches leistete Christian August Gebauer aus Knobelsdorf (geb. 1792) als religiöser Dichter („Geistl. und weltl. Gedichte", Heidelb. 1814), und eben so verdient Joh. Christ. Herm. Gittermann aus Ostfriesland (1768—1834) lobende Erwähnung („Relig. Ged.", Lpz. 1819; „Christl. Lieder", Bremen 1833). Auch der in der neueren Zeit als Fabeldichter bekannt gewordene Superintendent Wilhelm Hey in Ichtershausen bei Gotha (geb. 1799) dichtete eine Anzahl Lieder voll Gemüth, welche theils in seinen „Gedichten" (Berl. 1816), theils in verschiedenen Sammlungen stehen („Christ, wann die Armen manchesmal"). Und so ist auch der Altenburger Hofprediger Christian Fr. Heinr. Sachse (geb. zu Eisenberg den 2. Juli 1785) wegen seiner schönen Grablieder („Christl. Gesänge z. Gebrauche bei Beerdigungen", Altenb. 1822) zu nennen („Wohlauf, wohlan zum letzten Gang"), sowie wegen seines trefflichen Morgenlieds zur Begrüßung des Reformationsfests („Komm, komm du Licht in Gottespracht"). Mit ihm verdient auch der Prediger Joh. Friedr. Möller in Erfurt (geb. 1789) wegen eines schönen Reformationslieds („Wo regt sich noch ein guter Geist") und einer „Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus", Erf. 1822) ehren-

volle Erwähnung. Endlich dürfen wir nicht vergessen, auf A. A. L. Follens ausgezeichnete Uebersetzungen „Alter christlicher Lieder und Kirchengesänge" (Elberf. 1819) aufmerksam zu machen, welche den tief gemüthlichen Inhalt, sowie die durch ihre Einfachheit erhebende Form und Sprache in sehr gelungener Weise wiedergeben. Einer der fruchtbarsten Dichter geistlicher Lieder in der neuern Zeit ist der Prediger Karl Aug. Döring in Elberfeld (geb. 22. Jan. 1783), welcher große Innigkeit mit Gewandtheit der Sprache verbindet („Seele, willst du selig ruhn"). Unter seinen zahlreichen Sammlungen erwähnen wir nur das „Christliche Hausgesangbuch" (2 Bde. 1825 und 1830).

Alle diese Dichter gehören der lutherisch-evangelischen Kirche an, welche, wie in den früheren Zeiträumen, so auch in dem vorliegenden, weitaus am zahlreichsten vertreten ist und zu der sich mit wenigen Ausnahmen die bedeutendsten und fruchtbarsten Dichter bekennen. Ehe wir jedoch zur Darstellung des Kirchenlieds bei den übrigen Confessionen übergehen, müssen wir noch einige Dichter erwähnen, welche zwar der evangelischen Kirche angehören, aber eine ausgesprochene pietistische Richtung haben. Und hier haben wir vor Allen den merkwürdigen Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling, zu erwähnen, dessen Gedichte zwar erst nach seinem Tode herausgegeben wurden (i. J. 1821), die aber zum größern Theil in die erste Hälfte des vorliegenden Zeitraums gehören. Und gerade die früheren sind auch weitaus die besten, denn die in ihnen ausgesprochenen Empfindungen sind wahr und ungekünstelt, wie die Sprache, während in den späteren Darstellung und Gedanken gesucht und selbst geschraubt sind. Von großer Glaubenskraft durchdrungen sind die geistlichen Lieder des Predigers Heinr. Möwes aus Magdeburg (25. Febr. 1793—14. Oct. 1834), welche er meistens unter schweren körperlichen Leiden in den sechs letzten Jahren seines Lebens dichtete, und die erst nach seinem Tode gesammelt erschienen (Berl. 1836; 3. Aufl. 1838). Endlich erwähnen wir noch die Lieder des Mystikers Joh. Friedrich von Meyer aus Frankfurt (12. September 1772 bis 1849), die er zum Theil in den „Blättern für höhere Wahrheit" (11 Sammlungen, Ffk. u. Berl. 1818—32) veröffentlichte; sie zeichnen sich eben so durch Reichthum der Gedanken und Tiefe der Empfindungen, als schöne und durch Einfachheit wirkungsreiche Form aus.

Die reformirte Kirche ist auch in diesem Zeitraum nur sparsam vertreten, und unter den wenigen Dichtern aus ihrer Mitte ist nur Einer von größerer Bedeutsamkeit, der vorzüglich durch seine „Parabeln" bekannt gewordene Pastor Fr. Adolf Krummacher, dessen Lieder den Charakter kindlicher Frömmigkeit tragen, aber in einer zu wenig kirchlichen Sprache geschrieben sind. Sie stehen zum größten Theil in seinem „Festbüchlein" (Essen 1805—13). Neben ihm ist nur noch der Zürcher Antistes Joh. Jak. Heß (1741—1828) zu nennen, der nur wenige, aber tiefgefühlte Lieder gedichtet hat („Der Allmacht Donnerstimme ruft").

Zahlreicher und fruchtbarer sind die Dichter der Herrnhuter Gemeinde, unter welchen zwei, der Bischof Joh. Baptist von Albertini und der Prediger Carl Bernhard Garve, überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete des kirchlichen Liedes gehören und daher ausführlicher zu besprechen sind. Wenn auch weniger bedeutend, verdienen einige alte Dichter der Brüdergemeinde doch genannt zu werden, namentlich die drei, welche im J. 1775 beauftragt wurden, ein neues Gemeindegesangbuch zu bearbeiten, welches im J. 1778 erschien. Die Seele desselben war der damalige Organist und spätere Bischof Christian Gregor in Herrnhut (1. Jan. 1723 —6. Nov. 1801), dessen in einfacher und herzlicher Sprache geschriebenen Lieder doch oft in die den Herrnhutern eigenthümliche Gefühlsspielerei verfallen („Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein"). Auch sein Mitarbeiter, der Bischof Heinr. von Bruiningk in Barby (26. Aug. 1738—22. Oct. 1785) und der Diakonus Ernst Wetislaus Wilh. von Wobeser aus Luckenwalde (29. Nov. 1727—16. Dec. 1795) dichteten mehrere noch in den Brüdergemeinden viel gesungene Lieder; das schöne, auch in andere Gesangbücher übergegangene Passionslied „Du meines Lebens Leben" ist von Wobeser und Bruiningk gemeinschaftlich gedichtet. Letzterer hat auch eine mit viel Beifall aufgenommene metrische Uebersetzung der „Psalmen" (Winterthur 1793) herausgegeben.

Bei den Katholiken kann vom eigentlichen Kirchenlied nicht die Rede sein, dagegen ist auch von ihnen der religiöse Gesang vielfach und mit entschiedenem Glücke bearbeitet worden, doch auch erst in der zweiten Hälfte des Zeitraums; eine größere Fülle religiöser Dichtungen zeigt sich erst in der neuesten Zeit, die uns jetzt nicht zu beschäftigen hat. Die meisten der früheren Dichter gehören der romantischen Schule und Richtung an und die bedeutendsten sind überhaupt erst durch diese zum Katholicismus geführt worden. Von Fr. v. Schlegel, Clemens Brentano und dem Freiherrn Jos. v. Eichendorff werden wir ausführlicher sprechen, dagegen können wir von dem als Dramatiker berühmt gewordenen Fr. Ludw. Zacharias Werner schon hier das Nöthige berichten. Durch den Mysticismus in den Schooß der katholischen Kirche geleitet, konnte sich Werner auch später von demselben nicht lossagen, und insbesondre sind seine religiösen Gedichte Ergießungen eines gewiß tiefen, aber höchst unklaren Gefühls, das sich daher gern und leicht in Allegorien und überschwenglichen Bildern verliert. Aus diesen Gründen lassen Werners religiöse Lieder, so sehr sie bezüglich der reichen und fließenden Sprache, überhaupt wegen ihrer Form ausgezeichnet zu werden verdienen, keinen tieferen Eindruck zurück und sie haben um so weniger erbauende Kraft, als sie allzu individuell gehalten sind.

Außer dem Grafen Fr. Leop. von Stolberg, der auch nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche religiöse Poesien gedichtet, haben wir aus der Zeit der romantischen Schule, obwohl ihr keineswegs angehörend, den edlen Prälaten Ignaz Heinr. Karl Freih. von Wessenberg zu erwähnen. Seine „Hymnen für den katholischen Gottesdienst" (Konst. 1808) und „Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Christen" (Ebd. 1825) sind an Werth sehr verschieden. Viele sind allerdings viel zu reflectirend, viele jedoch auch an Gehalt und Form durchaus vortrefflich, in allen aber spricht sich die reinste Frömmigkeit und die edelste

Gesinnung aus. Obgleich seine Ueberarbeitung der „Auserlesenen Gedichte Spees" (Zür. 1803) schon deshalb verfehlt ist, weil sie ihnen ein allzu modernes Gewand gibt, so hat er sich durch dieselbe doch ein wahres Verdienst erworben, weil er den trefflichen Dichter zuerst wieder aus der Vergessenheit hervorzog. Von großer Wärme des Gefühls zeugen die in verschiedenen Schriften zerstreuten Lieder des Wiener Professors Joh. Peter Silbert aus Kolmar (1777—1844), welche er kurz vor seinem Tode gesammelt herausgab („Columba", Pforzh. 1843), und auch die „Himmelsharfe" (Wien 1826) von K. J. Braun von Braunthal aus Wien (geb. 1802) enthält manches von wahrer Andacht eingegebene Gedicht. Von größerem Talent war der bayerische Minister Eduard v. Schenk aus Düsseldorf (10. Oct. 1788—29. Apr. 1841), welcher, ein Proselyt wie Zach. Werner (er war im J. 1818 zur katholischen Kirche übergetreten), diesem unter den katholischen Dichtern des geistlichen Lieds an Schönheit der Form, aber auch darin am nächsten steht, daß er mehr von den Aeußerlichkeiten des römischen Cultus, als von dem lebendigen Geiste des Christenthums begeistert wird. Aehnlichen Charakter tragen die Dichtungen des Cardinals und Bischofs von Breslau Melchior von Diepenbrock (6. Jan. 1798—20. Jan. 1853), der sich größeres Verdienst durch die glückliche Uebertragung älterer religiöser Gesänge erwarb („Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten" (Sulzb. 1829). Wahre Glaubensinnigkeit spricht aus den Liedern des schon genannten Wilh. Smets, der zudem die Form und Sprache mit großer Gewandtheit behandelt.

Wie das weltliche Lied, so wurde auch das geistliche von Frauen zum Theil nicht ohne Glück bearbeitet. Von den schon genannten sind auch Elise von der Recke, die Fürstin M. L. W. v. Wied-Neuwied, Karoline Rudolphi und Agnes Franz hier zu erwähnen, deren religiöse Dichtungen, wenn auch nicht hervorragend, doch von wahrer Frömmigkeit und andächtiger Empfindung zeugen. Außer diesen ist noch Juliane Marie Charlotte Veillodter aus Nürnberg (1767—1808) zu erwähnen, welche 29 tiefgefühlte Lieder dichtete, welche ihr als Kanzelredner bekannter Bruder, der Dekan Veillodter, veröffentlichte. Vor Allen ist aber die katholische Dichterin Luise Hensel aus Berlin (geb. 1796) auszuzeichnen, deren erste Dichtungen in Fr. Försters „Sängerfahrt" (Berl. 1818) unter dem Namen Ludwiga erschienen, und eine größere Zahl in Diepenbrocks oben angeführtem „Geistlichen Blumenstrauß" mitgetheilt wurden. Ihre Lieder gehören zu den trefflichsten Erscheinungen im Gebiete des religiösen Liedes, und sie sind nicht bloß wegen des ächt christlichen Sinns kindlicher Demuth und hingebender Liebe hoch zu stellen, sondern auch wegen der herzlichen und einfachen Sprache und des oft volksmäßigen Tons der Darstellung, wodurch sie die höchste Wirkung hervorbringen. Auch sind einzelne selbst in protestantische Gesangbücher („Immer muß ich wieder lesen In dem alten heil'gen Buch") und andre sind in den Mund des Volks übergegangen („Müde bin ich, geh' zur Ruh'").

Bei der Darstellung der übrigen lyrischen Formen, die noch zu besprechen sind, können wir uns kürzer fassen, nicht nur weil die Zahl der Dichter, welche sie bearbeiteten, weit geringer ist, als die der Liederdichter, sondern auch, weil die meisten derselben entweder schon im Vorhergehenden charakterisirt sind, oder später ausführlicher besprochen werden.

Die Ode erscheint vorzüglich im antiken Gewande, und zunächst als Nach- und Fortbildung der Klopstock'schen Auffassungs- und Darstellungsweise. Daher sind auch die Göttinger Dichter zunächst zu nennen. Die beiden Grafen Stolberg, Voß, Hölty, dann auch Miller haben viele und darunter treffliche Oden in antiken Versmaßen gedichtet, und aus dem nämlichen Kreise sind noch Hahn, Cramer und Schönborn zu erwähnen, welche sich beinahe oder ganz ausschließlich dieser Dichtungsart zuwandten. Johann Friedrich Hahn, der die überspannte und zugleich unfruchtbare Vaterlandsliebe beim Göttinger Hainbund am kräftigsten vertrat und schon den Franzosenhaß (in der Ode „Teuthard an Minnehold") verkündigte, den wir später aus tiefer liegenden Gründen wieder auftauchen sehen, dichtete vaterländische Oden voll hochtrabender Phrasen und andere voll weicher Sentimentalität, in beiden Klopstocks Vorgang nicht ohne Geschick, wie nicht ohne Talent nachstrebend. Weniger selbstständig und meist nur Copien Klopstock'scher Dichtungen sind die Oden des jüngeren K. Fr. Cramer, in denen man nicht selten Gedanken und Wendungen des Meisters wiederfindet. Dagegen bewegen sich die Oden Gottlob Friedr. Ernst Schönborns mit viel größerer Freiheit in Gedanken und Form, wenn auch Klopstocks Vorgang unverkennbar ist; seine Dichtungen erwecken schon deswegen mehr Interesse, weil sie eigenthümliche Stoffe behandeln (z. B. „Die Entstehung Aegyptens"). Auch Herder dichtete mehrere Oden in Klopstock'schem Sinne, so wie der Nürnberger Fr. Schmit, der auch in dieser Gattung Geschmack und Sprachgewandtheit an den Tag legte, besonders wenn er sich der alten Versmaße bedient, wie in der schönen und gehaltreichen Ode „Der Tod", während ihm der Bau eigener Strophenformen nicht weniger mißlingt, als andern, selbst größeren Dichtern. Kräftig, gedankenreich und streng in der Form sind die Oden des berühmten Malers Joh. Heinr. Füßli aus Zürich (1742—1825), und namentlich zeichnen sich die vaterländischen durch Kernhaftigkeit der Gesinnung und ungesuchte Kraft der Sprache aus. Mehrere derselben, wie z. B. „An Meta", „Germanicus und Thusnelda", wurden von den Herausgebern der Darmstädter Sammlung und selbst noch von K. Fr. Cramer (Er und über ihn 3, 19) Klopstock beigelegt. A. H. Niemeyer hält sich allzu schüchtern an dem Vorbilde Klopstocks und ein andres Urtheil läßt sich kaum über Gottlieb David Hartmann aus Ludwigsburg (1752—1775) fällen, ob dieser gleich ohne Zweifel talentvoller war, was auch von dem Leipziger Professor Karl Heinr. Heydenreich (1764—1801) behauptet werden kann, dessen Oden, ohne sich durch neue oder besonders tiefe Gedanken auszuzeichnen, zu ihrer Zeit wegen ihrer fließenden Sprache großen Beifall fanden. — Die meisten der bisher genannten Dichter haben die Odenform öfters zum Ausdruck ihrer vaterländischen Gesinnungen und ihrer Freiheitsliebe gebraucht, und manche derselben haben dabei solche Ansichten an

den Tag gelegt, und diese in einer so kräftigen und rücksichtslosen Sprache dargestellt, daß man heut zu Tage darüber erstaunt und es kaum begreifen kann, wie bei der damaligen Willkürherrschaft eine solche freie Sprache geführt werden konnte. Wenn aber schon die hiehergehörigen Oden der Göttinger*) unser Erstaunen erregen, so muß dieses noch steigen, wenn wir die Oden eines gleichzeitigen östreichischen Jesuiten, Lorenz Leopold Haschka aus Wien (1749—1827, lesen, der in Gedanken und Ausdruck Alles weit überbietet, was Andere noch so scharf gesagt haben mochten. Freilich geht die Begeisterung oft in Wuth über, in welcher alle poetische Wirkung verschwindet**), aber er ist doch keineswegs ohne Talent; es geht dasselbe nicht bloß aus seinen andern Gedichten, sondern selbst aus den Oden hervor, welche wir hier zunächst im Auge haben, und welche im Vossischen Musenalmanach für 1787 stehen („Zuruf an Deutschlands Dichter"; „Art läßt von Art"). Auch ist der schon erwähnte Andr. Zaupser (S. 31) hier zu nennen, dessen „Ode auf die Inquisition" (Münch. 1777) zu ihrer Zeit wegen ihrer Kühnheit nicht wenig Aufsehen erregte. Ihnen reihen wir den talentvolleren Franciskaner Eulogius Schneider aus Wipfeld bei Würzburg an (geb. 20. Oct. 1756), der, von der aufgehenden Sonne der Freiheit nach Frankreich gelockt, 1791 zum Vicar des constitutionellen Bischofs, 1792 zum Maire von Hagenau, dann zum öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionsgericht gewählt, am 1. April 1794 unter der Guillotine starb, nachdem er die ihm verliehene Gewalt auf die entsetzlichste Weise mißbraucht hatte, eine von den beinahe unerklärlichen Erscheinungen, die von ihrer Begeisterung für das an sich Löbliche zum Entsetzlichen verleitet werden. Seine „Gedichte" (Ff. 1790; 4. Aufl. 1813) sind von den trefflichsten Gesinnungen und beinahe weichem Gefühl durchdrungen und zudem in einer lebenswarmen Sprache geschrieben, welche den Beifall erklären, der ihnen lange Zeit zu Theil wurde. Formell gelungen sind die Oden des als Pädagog und Philolog berühmten Friedrich Gedike aus Boberow (1754—1803), der sich nach Horaz und Ramler gebildet hatte. — Die Romantiker, welche die anderen Formen vorzogen, haben nur wenige Gedichte in den antiken Strophenformen gedichtet, dagegen wurde sie von den andern Dichtern ihrer Zeit häufig bearbeitet; wir heben namentlich die sentimentalen Dichter Matthisson, Salis und Tiedge nebst Frider. Brun und Seume hervor, denen sich Conz und Neuffer anschließen. Conz hat sich vorzüglich nach Klopstock gebildet, doch ist auch Schiller nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Wie in seinen Liedern und andern Gedichten sind auch seine Oden mehr von der Reflexion, als von einem wahrhaft poetischen Gefühl eingegeben, weshalb er sich gern äußerer Mittel, namentlich der

*) Fr. L. Stolberg „Die Freiheit", „Freiheitsgesang" u. a. m.; Voß „Trinklied für Freie"; Miller „Der Todesengel am Lager eines Tyrannen"; Bürger „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen".

**) Der nämliche Haschka gab sich später unter Leopold II. zum gemeinen Denuncianten gegen die Freunde der französischen Revolution her, und entwickelte gegen sie eine ähnliche Wuth, wie früher gegen die Tyrannen. Später schrieb er auch das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser".

Mythologie und überhäufter Beiwörter bedient*), um den prosaischen Gedanken den Schein der Poesie zu geben („Der Hain der Eumeniden", „Abendphantasie". Christian Ludw. Neuffer aus Stuttgart (1769—1839), der den Horaz mit Erfolg studirte, behandelt Sprache und Versbau mit großer Sorgfalt („Unsterblichkeit", „Der Todtenkopf im Walde"). Auch der schon genannte Mnioch versuchte sich mit Glück in der Ode. An Klopstock und Voß schließen sich Baggesen und Kosegarten („Der Nachtsturm"). Alle diese werden jedoch von dem unglücklichen Hölderlin weit übertroffen, neben welchem noch der Freiherr von Sonnenberg und der Vaterlandsdichter Fr. Aug. von Stägemann zu nennen sind. Auch Wessenberg dichtete einige gute Oden. In der neuern Zeit endlich hat der Graf August von Platen die trefflichsten Oden in antiken Versmaßen gedichtet, dem auch sein Freund August Kopisch mit Glück und später Reinick nacheiferte.

Nur wenige Dichter haben Oden in gereimten Versen geschrieben, und unter diesen wenigen sind nur Bürger und Schiller besonders zu erwähnen, von welchen namentlich der letztere einige gedichtet hat, die zu seinen vorzüglichsten Erzeugnissen gehören.

Die Hymne wurde in großartiger Weise von Göthe und Schiller, dann unter den früheren Dichtern von Herder, F. L. von Stolberg, Thomsen, Fr. v. Köpken („Hymnus auf Gott", Magdeb. 1792), Chr. Dan. Schubart und dem Maler Fr. Müller, unter den spätern besonders von L. v. Knebel, Ludw. Tieck, Friedr. v. Hardenberg, Hölderlin, Rückert, Platen und Heine, welche sämmtlich näher besprochen werden, bearbeitet. Nächst ihnen sind noch Valerius Wilh. Neubeck („An Hygiea"), L. Th. Kosegarten („An die Insel Rügen"; „An die Tugend"), Fr. Ad. Krummacher („Die Liebe", Wesel 1801), der Freiherr K. Emil von der Lühe (1751—1801) („An Flora und Ceres", Wien 1803), S. Mahlmann und der Freiherr Heinrich v. Wessenberg zu erwähnen.

Die Dithyrambe erscheint nur selten und es sind kaum außer dem Maler Müller, J. H. Voß, Göthe und Schiller andere Dichter zu nennen, welche sich in dieser Gattung mit Glück versucht hätten.

Bei der Elegie haben wir, wie bei der Ode, die in antiker Form und Auffassungsweise von der in gereimten Versen und beschränkterer moderner Haltung zu unterscheiden. In der ersten Art nehmen wieder Göthe und Schiller den ersten Rang ein, aber auch Herder und mehrere Dichter des Göttinger Vereins haben zum Theil Treffliches in dieser Gattung hervorgebracht, namentlich die beiden Stolberg, Hölty, Miller und Voß. Göckingk erhob sich in den Elegien, die er auf verstorbene Freunde dichtete (z. B. auf Bürger), zu wenig über den besonderen Fall, oder wußte diesen zu wenig von einer allgemein poetischen Seite aufzufassen. Dagegen waren die später noch zu besprechenden J. Kasp. Fr. Manso und Seume,

*) Hart, aber nicht ohne Wahrheit, urtheilt Nicolai (Anhang z. Musenalmanach) von ihm: „Conz, allzeitfertig, treufleißig, Schritt vor Schritt durch seinen Schnee von Wörtern und Beywörtern watend".

noch mehr Salis, glücklicher in der Behandlung der Elegie, und Hölderlin zeigte sich auch in dieser Gattung als einen hochbegabten Dichter. Unter den Romantikern wurde sie nur von den beiden Schlegel behandelt, und es sind ihre hiehergehörigen Dichtungen zu ihren besten zu rechnen. Geistreich und von schöner Form sind die Elegien des Schweden Karl Gustav Baron v. Brinkmann (1764—1848), der den Dichternamen Selmar führte („Gedichte", 2 Bde. Lpz. 1789; „Elegien und Arabesken", Berl. 1820). Neben diesen verdienen auch Mahlmann, die schon genannten Dichterinnen Amalie von Imhof und Justine von Krufft, L. Th. Kosegarten („An Alma"), Chr. L. Neuffer, Ludw. Fernow und ganz besonders B. W. Neubeck, sowie der gefühlvolle Ernst Schulze genannt zu werden, dessen Elegien voll zarter Empfindung sind und durch die eben so anmuthige, als kunstreiche Erfindung erfreuen; und in der neuern Zeit sind vorzüglich K. Immermann und Fr. Rückert, dann aber auch W. Smets, sowie der König Ludwig von Bayern, der in seinen Elegien Göthen nacheiferte, aber sich zu häufig wiederholte, zu erwähnen. Die moderne Elegie, welche sich meist zum beschränkteren Klagliede gestaltet, haben unter den früheren Dichtern namentlich der im J. 1771 jung verstorbene A. G. L. Hering aus Cöslin, dessen drei „Klagoden" ihr Herausgeber Fülleborn Musterstücke nennt, der schon öfters genannte F. W. Gotter und der Nürnberger Fr. Schmit, der sich besonders durch Tiefe des Gefühls und Wohllaut der Sprache auszeichnet, dann die Göttinger Hölty und Miller mit großem Glück bearbeitet; ihnen schließen sich die sentimentalen Dichter Matthisson, Salis und Tiedge an. Während die Elegien L. H. v. Nicolay's durch Geschmacklosigkeit und Gemeinheit der Gedanken widrig wirken, erfreut uns W. von Humboldt durch Adel der Gesinnung und geistreiche Bewegung des Inhalts („Rom"). Wir nennen endlich noch den Freiherrn Jos. v. Eichendorff, den wir auch in dieser Beziehung besprechen werden, und den Schweizer Abraham Eman. Fröhlich („Elegien an Wiege und Sarg", Lpz. 1835), der jedoch besonders durch seine Fabeln bedeutend geworden ist.

Die Heroide wurde nur von wenigen Dichtern und auch von diesen nur in einzelnen Fällen bearbeitet; so schon am Anfang der Periode von K. Heinr. von Trautschen (1730—1812) aus Wittgendorf bei Zeitz („Verm. Ged.", Chemnitz 1771). Bei weitem die schönste und gehaltvollste ist von A. W. Schlegel („Neoptolemus an Diokles"), doch haben sich auch Andere nicht ohne Glück in dieser Gattung versucht, so L. Th. Kosegarten („Agathon an Telpione"), W. Smets („Ernst Graf von Gleichen an sein deutsches Eheweib") und Therese von Artner („Sappho an Phaon").

Häufiger erscheint die Cantate und das Oratorium, doch haben nur wenige Dichter Bedeutenderes in dieser Gattung geleistet. Wir nennen nur Herder („Osterkantate"), Göthe („Rinaldo"), Fr. L. von Stolberg („Lobgesang"), F. W. Gotter („Maria Theresia bei ihrem Abschied von Frankreich"), Fr. Justin Bertuch, Johann Samuel Patzke aus Seelow bei Frankfurt a. d. O. (1727—1787) und A. H. Niemeyer, welcher mehrere Gedichte dieser Art verfaßt hat, und die Brüder Joseph und Matthias von Collin, welche ein Oratorium „Die Befreiung von Wien" dichteten. Von Em. Christian Gottlob Langbecker besitzen wir ebenfalls eine Anzahl Cantaten und Oratorien, so wie sich auch Ed. v. Schenk in dieser Gattung versuchte.

Die kleineren französischen Formen, das Madrigal, Rondeau und Triolett wurden im Ganzen nur wenig behandelt und so ganz vorübergehend, daß sie hier nicht weiter berührt werden können; wir erwähnen nur die Triolette von Stamford, Voß, A. W. Schlegel und Tiedge. Dagegen fanden die italienischen und spanischen Formen vielfältige und zum Theil treffliche Bearbeitung. Namentlich gilt dies von dem Sonett, welches im vorigen Zeitraum bis auf wenige einzelne Ausnahmen ganz verschwunden war, in diesem dagegen in solchem Uebermaße bearbeitet wurde, daß es eine Zeitlang wieder in völlige Mißachtung gerathen war. Gottfr. Aug. Bürger und mit ihm Chr. H. Boie und Fr. Schmit waren die ersten, welche diese schöne Form wieder einführten und mit künstlerischem Sinn behandelten. Doch waren es vorzüglich die Romantiker, welche, wie überhaupt den südlichen Formen, so namentlich dem Sonett allgemeineren Eingang verschafften. Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel, L. Tieck, dann Zach. Werner, Gries, Streckfuß, Ernst Schulze, der Graf von Loeben u. A. m. haben zum Theil Vortreffliches in dieser Form geleistet, noch Bedeutenderes Göthe, der sich jedoch erst spät zur Behandlung derselben entschloß. (Schiller hat kein einziges Sonett gedichtet.) Unter den späteren Dichtern zeichnen sich vorzüglich Wilh. von Humboldt, Fr. Rückert und der Graf Platen als vollendete Künstler in dieser Gattung aus, so daß sie den größten Meistern der Italiener ebenbürtig erscheinen. Durch ihren Vorgang angeregt, haben beinahe alle Dichter ihrer Zeit sich im Sonette versucht und es sind noch Manche ehrenvoll zu erwähnen, wenn auch kein anderer ihnen gleichgestellt werden darf. Wir nennen vor Allen Uhland, G. Schwab, Just. Kerner, A. v. Chamisso, Immermann, Otto von der Malsburg, Heine, Eduard von Schenk und W. Smets, denen jedoch noch viele angereiht werden könnten, da beinahe jeder Dichter der Zeit mehr oder weniger gelungene Sonette verfaßt hat. Die Abarten des Sonetts, z. B. das Sonett mit dem Schweif wurden selten nachgebildet; als gelungensten Versuch der Art erwähnen wir nur den von Bernhardy gegen den berüchtigten Merkel*). Selbst im sogenannten Sonettenkranz versuchten sich mehrere Dichter, z. B. Fr. W. Riemer, doch hat diese allzu gekünstelte Form keinen großen Beifall gefunden. — So viele Schwierigkeiten ein gutes Sonett darbietet, so genügt doch etwas technische Fertigkeit, um sich der Form zu bemächtigen, und weil wohl keine passender ist, unbedeutenden Gedanken einen gewissen Schein von Bedeutung zu geben, so wurde mit derselben namentlich im zweiten und dritten Jahrzehend ein wahrer Unfug getrieben, und es wurden eben so viele und noch mehr Sonette geschmiedet, als zur Zeit der späteren Schlesier (S. II, 237). Es hatten aber schon die Romantiker

*) S. Dorows Denkschriften 4, 411 f.

diese schöne Form auf eine unverzeihliche Art mißbraucht, was schon daraus zu entnehmen ist, daß in der von Achim von Arnim herausgegebenen „Einsiedlerzeitung" (Heidelb. 1806) oft bis siebenzig Sonette in einer Woche von einem einzigen Mitarbeiter erschienen. Dies mußte nothwendig bei kälteren Gemüthern Widerspruch erregen, und es wurde dieser Mißbrauch namentlich von J. H. Voß und Jens Baggesen mit Bitterkeit gerügt, der ein eigenes, später zu erwähnendes Büchlein zur Verspottung der Sonettenfabrication herausgab.

Auch die Canzone fand einige sehr glückliche Bearbeiter, unter welchen wiederum die Romantiker und ihre Nachfolger den ersten Rang einnehmen. Wir nennen außer den beiden Schlegel, Zacharias Werner und Cl. Brentano ihren Zeitgenossen Bernhard Vermehren, den Grafen von Loeben, Ad. Oehlenschläger, W. von Schütz, Ernst Schulze, K. Streckfuß, L. Robert und Dräxler-Manfred. Zu größeren Dichtungen wurde die Canzone ebenfalls mit Glück verwendet, namentlich von dem Freiherrn von Zedlitz, auf welchen wir zurückkommen, und von dem fruchtbaren und sanggeübten Ludw. Bechstein aus Meiningen (geb. 1801), der freilich mit seinem hiehergehörigen und auch bedeutendsten Gedichte („Luther", Ff. 1834) in eine spätere Zeit fällt.

Mit großer Vorliebe wurde ferner die Glosse von den Romantikern behandelt; doch sind neben den beiden Schlegel und Tieck auch spätere Dichter, namentlich der Freih. von der Malsburg, Uhland, Wilh. Müller, der Graf Platen und Rogge als glückliche Bearbeiter der Glosse zu nennen.

Außer diesen im größeren Umfang bearbeiteten südlichen Formen finden wir auch manche glückliche Versuche in der Sestine von W. v. Schütz, dem Grafen von Loeben, L. Schefer und insbesondere von Rückert, im Ritornell von W. Müller, Fr. Rückert, Wilh. Wackernagel und Jul. Mosen, in der Siciliane von Friedr. Rückert und Dräxler-Manfred, im Cancion von Fr. v. Schlegel, dem Grafen v. Loeben und Wilh. Smets, im Tenzon von Fr. Rückert und Uhland, sowie von Wackernagel, K. Jos. Simrock und Franz Kugler.

Die italienische Stanze und die Terzine, welche ursprünglich epische Formen sind, wurden von den deutschen Dichtern unter verständiger Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache mit großem Glück für die höhere Lyrik verwendet. Außer Göthe, welcher die Stanze zuerst in dieser Weise gebrauchte, überhaupt in der „Zueignung" zu seinen Gedichten (1787) und in den „Geheimnissen" den Wohllaut und die wahre Bedeutung dieses Sylbenmaßes kennen lehrte, sind unter den zahlreichen Dichtern, welche diese Form mit Auszeichnung behandelten, vor Allen Schiller und die beiden Schlegel, dann Ernst Schulze, Uhland, Rückert und Platen hervorzuheben. Die Terzine wurde zwar schon von A. W. Schlegel eingeführt und bald nachher auch von L. Tieck, F. W. Schelling und Fr. Schlegel versucht, aber sie wurde erst gegen das Ende des Zeitraums allgemeiner gebraucht, und zwar weitaus am glücklichsten von Fr. Rückert und A. v. Chamisso, welche sie jedoch vorzugsweise zu kleineren epischen Dichtungen verwendeten.

Wir haben endlich noch zu erwähnen, daß auch einzelne orientalische Formen nachgebildet wurden, doch erst in späterer Zeit, als die Beschäftigung mit den morgenländischen Sprachen zu größerem Umfang gedieh. Besonders wurde das Gasel eine Zeitlang zur Lieblingsform der lyrischen Dichter; doch sind außer Fr. Rückert und Platen, welche hierin Meisterhaftes hervorbrachten, höchstens noch Gustav Pfizer und H. Stieglitz zu nennen.

Das Volkslied erscheint zwar hie und da wieder, aber in einer sehr verkümmerten Gestalt. Meist stammen die vom Volke aufgenommenen Lieder von Kunstdichtern her, die den volksmäßigen Ton selten richtig zu treffen wußten und oft in Rohheit ausarteten, wenn sie kräftig sein wollten; aber auch die wenigen aus dem Volke selbst hervorgegangenen Lieder sind beinahe sämmtlich ohne allen poetischen Werth. Die meisten Volkslieder des Zeitraums stammen aus den Freiheitskriegen, aber sie haben sich kaum einige Jahre nach denselben im Munde des Volks erhalten, was einerseits dem Mangel an wahrhaft poetischem Werth, andrerseits dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Bedeutsamkeit jener Kriege mit ihren Schlachten und Siegen im Bewußtsein des Volks immer mehr verloren ging, je größer der Druck wurde, der sich in den nachfolgenden Jahren über das Volk verbreitete, welches sich allmählich daran gewöhnte, jene früheren Siege eher für ein Unglück anzusehen, weil es zur Ueberzeugung gelangte, daß sie vorzüglich dazu gedient hatten, die Gewalt der Fürsten zu verstärken, die Vorrechte des Adels wieder herzustellen, den drückenden Einfluß des Beamtenstandes zu vermehren und in Folge dessen die Freiheiten der Völker in immer engere Gränzen einzuschnüren.

Johann Gottfried von Herder.

Weniger durch eigenes schöpferisches Talent ausgezeichnet, als durch die Gabe, das Schöne und Große in jeglicher Form und Erscheinung mit der vollkommensten Sicherheit aufzufassen und theils es zum Verständniß zu bringen, theils aber auch das Gefühl dafür zu erwecken, wirkte Johann Gottfried von Herder schon als junger Mann mit unwiderstehlicher Macht auf das jüngere Geschlecht, das er für seine tiefere Auffassung der Poesie empfänglich machte und zu eigenen, selbstständigen Schöpfungen begeisterte. Er wurde am 24. August 1744 in dem Städtchen Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Lehrer an der Mädchenschule war und zugleich beim polnischen Gottesdienste die Stelle eines Glöckners und Cantors versah. Der junge Herder, in dem sich sowohl durch das Beispiel seiner Aeltern, als durch den belebenden Unterricht des liebenswürdigen Predigers Willamovius (es war der Vater des uns bekannten Dithyrambendichters Willamow, II, 537. 589) früh ein ächt religiöser Sinn entwickelte, zeigte schon, als er die lateinische Schule unter dem Rector Grimm besuchte, eine außerordentliche Lernbegierde, so daß er sich überall, wo er Bücher sah, dieselben zum Lesen ausbat; und gewöhnlich ging er in den Garten oder in die freie Natur, um sich dem Genusse der Lectüre ungestört hingeben zu



können. Daneben beschäftigte er sich am liebsten mit Musik. Als im J. 1760 der zu seiner Zeit als theologischer Schriftsteller bekannte Sebastian Fr. Trescho als Diakonus in Mohrungen angestellt wurde, nahm ihn derselbe, der des sechzehnjährigen Jünglings große Fähigkeiten erkannte, als Famulus zu sich, was ihm deshalb nützlich wurde, weil er seinen Studien ungestörter obliegen konnte, als im väterlichen Haus, in welchem wegen der Mädchenschule immer viel Unruhe und Geräusch war, noch mehr aber, weil ihm Trescho seine Bibliothek zur Benutzung überließ. Neben den klassischen Schriftstellern, die er mit Eifer und Begeisterung studirte, las er mit Vorliebe ältere und neuere deutsche Dichter, unter welchen der treffliche Kleist sein Liebling wurde. Schon früh war es sein schönster Wunsch, eine Universität zu beziehen und Theologie zu studiren, allein die Armuth seines Vaters stellte sich demselben als unüberwindliches Hinderniß entgegen. Im Frühling 1762 machte er bei Trescho die Bekanntschaft des Regimentschirurgen eines russischen Regiments, welches damals in Mohrungen Winterquartier hielt, und dieser gewann ihn bald so lieb, daß er für den talentvollen Jüngling zu sorgen beschloß. Er machte ihm den Vorschlag, ihn nach Königsberg zu begleiten, und dort unter seiner Leitung die Chirurgie zu erlernen, wobei er ihm zugleich versprach, ihm später zum unentgeldlichen Studium der Medicin in Petersburg zu verhelfen. Obgleich Herder keine Neigung zur Chirurgie hatte, so nahm er doch dieses Anerbieten freudig an, weil es ihm Gelegenheit bot, dem trostlosen Zustande zu entfliehen, in welchem er sich bis dahin befunden hatte, da ihm jede sonstige Aussicht zu seiner weiteren Ausbildung verschlossen war. Als er aber bald nach seiner Ankunft in Königsberg im Sommer 1762 einer Leichenöffnung beiwohnte, fiel er vor Grausen in Ohnmacht, und es wurde ihm klar, daß er die beabsichtigte Laufbahn nicht einschlagen könne. Auf den Rath eines frühern Schulfreunds ließ er sich als Student der Theologie einschreiben, und da dieser ihm zugleich Gelegenheit verschaffte, sich durch Privatunterricht etwas zu verdienen, und er überdies einige Geschenke wohlthätiger Freunde aus Mohrungen erhalten hatte, begann er seine Studien mit unerschütterlichem Eifer, indem er nebst theologischen Collegien auch Vorlesungen über Philologie, Physik und insbesondere über Philosophie bei Kant hörte. Bald darauf lernte er auch den Buchhändler Kanter kennen, der ihm den Gebrauch der auf seinem Lager vorräthigen Bücher verstattete, und ihm andre Gönner und Freunde verschaffte. Doch reichte dies Alles nicht hin, ihm ein sorgenfreies Leben zu bereiten; da er von seinen Aeltern durchaus keine Unterstützung erhalten konnte, waren seine Einnahmen so beschränkt, daß er sich, wie er später selbst oft erzählte, manchen Tag mit einigen Semmeln begnügen mußte. Zu Ostern 1763 wurde ihm ein Stipendium zu Theil und durch Vermittelung seiner Gönner erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum, die er mit so viel Geschick und Berufstreue versah, daß er sich bald die allgemeinste Hochachtung und Liebe erwarb, und nun auch in größere Familienkreise eingeladen wurde, in deren heiterem Umgang er seine frühere Schüchternheit verlor. Er fuhr demungeachtet fort, Vorlesungen zu hören, und insbesondere besuchte er die des großen Kant, den er jedoch am liebsten über Astronomie, physische Geographie und überhaupt über die großen Gesetze der Natur reden hörte, während ihm seine streng philosophischen Vorlesungen weit weniger behagten, ob er sie gleich damals noch in aller seiner Jugendberedtsamkeit und in einer viel helleren Sprache vortrug, als in seiner spätern scholastischen Kunstsprache. So wenig er seine Meinung hierüber vor Kant verbarg, so erwarb er sich doch dessen Vertrauen in so hohem Grade, daß dieser ihm sogar öfters handschriftliche Arbeiten mittheilte, um seine Meinung über dieselben zu vernehmen. Weit inniger schloß sich Herder jedoch an Hamann an, der den größten und bleibendsten Einfluß auf ihn gewann. Von ihm lernte Herder die englische Sprache, durch ihn wurde er mit Shakspeare und Ossian bekannt, und im Umgange mit ihm entwickelte sich seine Neigung zur volksthümlichen Poesie, deren Keim schon in früher Jugend durch die Bibel in ihm geweckt worden war.

Im Herbst 1764 wurde Herder als Collaborator an die Domschule nach Riga berufen. Auch dort erwarb er sich sowohl durch seinen vortrefflichen Unterricht, als durch seine Predigten viele Freunde, und er fühlte sich in seiner neuen Umgebung um so glücklicher, als er auch sorgenfrei leben konnte. Der Aufenthalt in der blühenden Handelsstadt wurde deshalb für seine geistige Bildung wichtig, weil durch die Beobachtung des bürgerlichen Sinnes und Gemeingeistes seine eigenthümlichen Ansichten über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt wurden. Am Anfang des J. 1767 erhielt er den Ruf als Director der Petersschule in St. Petersburg, allein der Rath von Riga gründete, um ihn zurückzuhalten, eine eigene Predigerstelle für ihn, der er nun zugleich mit seinem Schulamte vorstand. In dem nämlichen Jahre ließ er seine „Fragmente zur deutschen Literatur" erscheinen,

an denen er schon in Königsberg gearbeitet hatte, und begann damit seine öffentliche Wirksamkeit auf die vaterländische Kunst, welche so erfolgreich wurde. Seine „Kritischen Wälder", welche im J. 1768 u. 1769 erschienen, und deren zweites und drittes Heft gegen Klotz gerichtet waren, erregten ihm so viele Unannehmlichkeiten, unter denen die pöbelhaften Schmähungen seines Gegners die widerlichsten waren, daß er sich plötzlich entschloß, seine Stelle aufzugeben, und eine Reise ins Ausland zu machen, wobei er den Zweck hatte, die besten Erziehungsanstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen, um nach seiner Rückkehr eine solche in Riga zu gründen. Anfangs Juni schiffte er sich nach Nantes ein, und die Seereise wirkte nicht weniger wohlthätig auf seine Stimmung als auf seine innere Entwickelung, wie sein Reisetagebuch, das erst in neuester Zeit vollständig veröffentlicht wurde, darthut. Von Nantes, wo er sich vier Monate lang aufhielt, begab er sich nach Paris, wo er viele bedeutende Männer, namentlich die Encyklopädisten und unter ihnen besonders Diderot genau kennen lernte. Ueberhaupt benutzte er seine Zeit auf das Vortrefflichste, und besuchte außer den Bibliotheken und Kunstsammlungen auch das Theater, das ihn sehr interessirte, auf ihn aber den bleibenden Eindruck hinterließ, daß es als reine Entwickelung des französischen Nationalcharakters von den Deutschen nicht nachgeahmt werden könne. Ende des Jahres 1769 erhielt er den Antrag, den Prinzen von Holstein-Oldenburg als Führer und Prediger auf dessen Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten. Nach kurzer Bedenkzeit nahm er die ihm angebotene Stelle an und reiste durch die Niederlande und über Hamburg, wo er Lessing, Claudius und andere bedeutende Männer kennen lernte, nach Kiel, wo er mit dem Prinzen zusammentraf. Im Juli 1770 begann die Reise, deren erstes Ziel Straßburg sein sollte. In Darmstadt lernte Herder bei Merck seine nachherige Gattin kennen, mit welcher er sich schon damals verlobte. In Straßburg veranlaßten ihn Mißhelligkeiten mit dem Oberhofmeister des Prinzen, seine Stellung aufzugeben, doch blieb er dort, um sich von einem Augenübel heilen zu lassen, an dem er schon in Mohrungen gelitten hatte: die schmerzhafte Operation hatte jedoch leider nicht den gehofften Erfolg. Herders Aufenthalt in Straßburg wurde deshalb wichtig, weil er dort mit Göthe bekannt wurde und auf dessen geistige und künstlerische Entwickelung nicht geringen Einfluß ausübte. Auch schrieb er damals seine Abhandlung „über den Ursprung der Sprache", welche die Berliner Akademie mit dem Preise krönte, und zu seiner Erholung las er Ossian, Shakspeare und die Griechen, sowie Klopstock, den er hoch verehrte. Er hatte schon in Darmstadt von dem Grafen Wilhelm von Bückeburg den Ruf als Hofprediger und Consistorialrath erhalten, aber erst in Straßburg dessen Annahme erklärt. Als er im J. 1771 nach Bückeburg kam, fand er sich Anfangs in seinen Erwartungen getäuscht, da der Graf bei allen seinen unbestreitbaren Vorzügen einen gewissen Stolz besaß, der Herdern widerstrebte, und der Graf zudem seinen besten Absichten oft hindernd entgegentrat. Als jedoch Herder mit der Gräfin, einer Frau von liebenswürdigem und frommem Gemüth, näher bekannt wurde, nahm auch das Verhältniß zum Grafen eine freundlichere Gestaltung. Die Gräfin gab damals Herdern Veranlassung, seine Cantaten zu dichten; außerdem sammelte er den Stoff zu seiner ältesten Urkunde des Menschengeschlechts, zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, beschäftigte sich eifrig mit dem Sammeln deutscher und ausländischer Volkslieder und gab 1773 mit Göthe und Just. Möser die Blätter „Von deutscher Art und Kunst" heraus. In dem nämlichen Jahre heirathete er, wodurch der Aufenthalt in Bückeburg neuen Reiz erhielt. Schon war sein Name zu solcher Bedeutung gelangt, daß er verschiedene Berufungen erhielt, so nach Eutin und nach Gießen, man hatte sogar seit 1774 Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, um ihn nach Göttingen zu ziehen. Ehe dieselben aber zum Abschluß kamen, trug ihm Göthe 1776 im Namen des Herzogs die Stelle als Generalsuperintendent und Oberpfarrer in Weimar an, welche er auch sogleich annahm. Das freundschaftliche Verhältniß mit Göthe löste sich bei der großen Verschiedenheit der beiden Charaktere nach und nach auf, und auch mit Schiller konnte sich keine engere Freundschaft bilden, dagegen schloß er sich an Wieland, Knebel und Einsiedel nahe an. So große und erfolgreiche Thätigkeit er in seinen Aemtern entwickelte, fand er doch noch Zeit, seine literarischen Arbeiten fortzusetzen. In einem Zeitraum von wenigen Jahren erschienen seine „Volkslieder" (1778 u. 79), die „Lieder der Liebe" (1778), die „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" (1780. 81), die treffliche Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie" (1782 u. 83), die drei ersten Theile der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 ff.), die drei ersten Sammlungen der „Zerstreuten Blätter" (1785—87) u. a. m. Im Sommer 1788 reiste er mit dem Freiherrn von Dalberg, damaligem Domherrn zu Worms und Speier, nach Italien, schloß sich aber später in Rom an die Herzogin Amalia von Weimar an, die er nach Neapel begleitete. Noch während seines Aufenthalts in Italien erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen; so sehr es ihn dahin zog, lehnte er den Ruf doch ab, worauf ihn der Herzog 1789 zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannte. Obgleich ihn von jetzt an längere Kränklichkeit an größerer Thätigkeit hinderte, ließ er doch in den folgenden Jahren eine Reihe von bedeutenden Schriften erscheinen, unter welchen wir die Fortsetzung der „Ideen" (1791), der „Zerstreuten Blätter" (1792—97), die „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793—97), die „Terpsichore" mit Uebersetzungen aus Balde's lyrischen Gedichten (1795—96) und die verschiedenen Schriften über Kants Philosophie nennen, durch welche er sich unter den Anhängern desselben viele Feinde zuzog. Im J. 1801 wurde er Präsident des Oberconsistoriums und in dem nämlichen Jahre erhob ihn der Kurfürst von Bayern in den Adelstand. Um diese Zeit vermehrten sich seine körperlichen Leiden, zu welchen sich Augenschwäche gesellte; sein Zustand wurde bedenklicher, als er im Mai des J. 1803 mit dem Wagen umgeworfen wurde, was eine mit großer Nervenschwäche verbundene Gallenkrankheit zur Folge hatte. Eine Badekur in Eger blieb erfolglos und er starb nach seiner Rückkehr am 18. Dec. 1803.

Wie einflußreich Herder auf die Entwickelung der

deutschen Literatur wurde, haben wir nach einer Beziehung hin schon öfters (namentlich S. 13) angedeutet; man würde jedoch diesen Einfluß nicht nach seinem ganzen Umfange verstehen, wenn man nicht wüßte, daß dieser nicht bloß auf seine literarischen Erzeugnisse, sondern zugleich auch, und dies zwar in hohem Grade, auf seine persönliche Erscheinung begründet war. Wie er nämlich die seltenste Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute hatte, so besaß er die noch seltenere Gabe, seine Begeisterung auch im freundschaftlichen Gespräch Andern mitzutheilen und sie für die Ideen zu entflammen, die ihn selbst erfüllten. So gewann er namentlich Göthen für seine Anschauung von der Poesie und außer ihm alle seine bedeutenden Zeitgenossen, mit denen er näheren Umgang hatte. Zudem hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Gebietendes, Herrschendes, was jedoch nicht sowohl in seinem Körperbau lag, obwohl dieser allerdings kräftig war, als vielmehr in dem stark entwickelten Gefühl seiner geistigen und sittlichen Kraft, sowie seiner gründlichen und mannigfaltigen Kenntnisse und vor Allem in dem Bewußtsein des großen und umfassenden Kreises seiner Anschauungen, des hohen Standpunkts, von dem aus er das Leben und die Kunst überschaute. Diese Vorzüge und das kräftige Gefühl derselben gab ihm eine gewisse Ueberlegenheit, selbst über die bedeutendsten Talente, und da er sie gern und selbst mit einem gewissen Uebermuth geltend machte, so konnten sich seine Freunde und Bekannten ihr nicht entziehen, ohne mit ihm zu brechen, wie sich aus den wiederholten Klagen Göthe's in Dichtung und Wahrheit u. a. a. O., Wielands*), Schillers, Fr. L. Stolbergs**) u. A. m. ergibt.

Herder hatte eben so wenig poetisches Talent, als Lessing, aber wie dieser es durch die tiefste Einsicht in das Wesen der Kunst bis zur Täuschung ersetzte, so Herder durch die allseitigste und reichste Entwickelung des poetischen Gefühls, welche ihn fähig machte, das dichterische Leben in allen seinen Erscheinungen mit unübertrefflicher Sicherheit in sich aufzunehmen und in ungetrübtester Wahrheit wieder zu reproduciren. Während Lessing mit der Kunst bekannt gemacht und das Verständniß der Dichter als Künstler eröffnet hatte, so offenbarte Herder dagegen das eigentlich poetische Element, und zeigte, daß die künstlerische Gestaltung nicht das Einzige sei, was den Dichter bilde, daß ihn das poetische Erfassen des Lebens und seiner Erscheinungen vorangehe, und daß in diesem die eigentliche Seele der Poesie liege, er zeigte, daß dies jene „lebendige Quelle sei, die durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschieße", deren Mangel Lessing mit so klarem Selbstbewußtsein gefühlt hatte (S. II, 633), er zeigte, daß dies Element aller Poesie zu allen Zeiten und bei allen Völkern das nämliche sei, und im Volksgesang oder in denjenigen Kunstdichtungen am klarsten, am reinsten und am wirkungsvollsten erscheine, welche dem Volksgesang am nächsten stünden. Er zeigte, daß die Poesie eine eben so nothwendige Aeußerung der menschlichen Natur sei, als die Sprache, und daß sie, obgleich sie wie die Sprache in den mannigfaltigsten Weisen und Gestalten erscheine, doch auch gleich dieser überall aus der nämlichen Quelle hervorgehe, auf den nämlichen Gründen beruhe. So führte er zuerst in das richtige Verständniß der Poesie und ihrer mannigfaltigsten Erscheinungen ein, und eröffnete den Sinn für deren ewige Schönheiten, in welcher äußeren Gestalt sie sich auch darboten, theils indem er in zahlreichen Aufsätzen und Schriften seine neue und fruchtbare Ansicht von dem Wesen der Poesie aussprach, theils indem er die Wahrheit derselben an Beispielen aus den Dichtungswerken der verschiedensten Völker, Zeiten und Bildungszustände nachwies. Nachdem er schon in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" (3 Thle. 1767) Andeutungen über die Poesie alter und neuer Völker des Morgen- und des Abendlandes gegeben, ließ er im J. 1773 in den schon öfters erwähnten „Blättern von deutscher Art und Kunst" (Hamb.) seine Abhandlungen „über Ossian und die Lieder der alten Völker", und „über Shakspeare" erscheinen. Ihnen folgten die „Volkslieder" (2 Thle. Lpz. 1778 u. 79), welche später den Titel „Stimmen der Völker in Liedern" erhielten, in demselben Jahre „die Lieder der Liebe aus dem Morgenlande nebst 44 alten Minneliedern" (Lpz. 1778) und einige Jahre später die treffliche Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie" (Dessau 1782—83). In den „Zerstreuten Blättern" (6 Samml. Gotha 1785—1797) theilte er seine Uebersetzungen aus der „griechischen Anthologie", so wie einer Anzahl kleiner „griechischen Gedichte" mit; ferner unter dem Titel „Blätter der Vorzeit" eine Reihe prosaischer „Dichtungen aus der morgenländischen Sage", denen sich die „Blumen aus morgenländischen Dichtern" anschlossen, in welchen er Lehrsprüche und Verwandtes aus dem „Rosenthale" des persischen Dichters Sadi und aus ähnlichen Sammlungen mittheilte. Ferner schrieb er in Form von Briefen eine treffliche Abhandlung „über das indische Drama Sakontala", durch welche die herrliche Dichtung erst zum richtigen Verständniß gebracht wurde, und in Folge dieser Beschäftigung mit der indischen Literatur veröffentlichte er die „Gedanken einiger Bramanen". Später machte er mit den lieblichen und tiefgefühlten lyrischen Dichtungen der Italienerin Faustina Maratti-Zappi bekannt; und, was wir nicht weniger ehren, er erneuerte auch das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter" (Ottfried, Siegslied gegen die Normannen, das Lied vom heiligen Anno, die Minnesinger, Reinecke Vos, die Meistersänger, Andreä, Weckhrlin), welche zum Theil ganz vergessen waren, und die doch so sehr verdienten, dem Andenken der Nachwelt bewahrt zu werden. Eben so machte er sich um einen andern deutschen Dichter verdient, der leider nur in lateinischer Sprache geschrieben hatte (S. II, 226. 288), um den treff-

*) „Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker habe solch einen Nachbar über seinem Haupte schweben. — — — Ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, andre zu necken und zu packen, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen ihm und mir haben." (Wieland an Merck v. Febr. 1777.)

**) „Dieser Proteus (Herder) wird in mancherlei Gestalten um Dich gespielt haben. — — Ich zweifle, ob es Dir gelingen wird, diesen angenehmen Unhold so zu schnüren, daß er in seine Urgestalt sich zurück habe winden müssen. Auch ist das an sich schon sehr schwer, weil er des Zaubers gar viel in seiner Gewalt hat." (F. L. Stolberg an Fr. H. Jacobi, in Jacobi's Briefen. 2, 102.)

lichen Jacob Balde, indem er eine Anzahl der besten Gedichte desselben in der „Terpsichore" (3 Thle. Lüb. 1795 u. 96) übersetzt herausgab. In der „Adrastea" (6 Bde. Lpz. 1801—04) wandte er seine Aufmerksamkeit der römischen Literatur zu, indem er Mehreres aus Horaz und Persius übersetzte. Nach seinem Tode endlich erschien seine treffliche Bearbeitung des „Cid" (Tüb. 1805). So machte er in einer Weise und in einem Umfang, wie es vor ihm noch nie geschehen war, mit dem griechischen und römischen Alterthum, mit dem Morgenlande von Paläſtina und Arabien bis zu Indien und China, mit der Literatur der neueren Völker und selbst mit den Gesängen der Wilden bekannt. Seine Uebersetzungen sind freilich weit von dem entfernt, was man gemeiniglich von solchen verlangt. Was er in ihnen zu erreichen strebte, sagt er selbst in der Nachschrift zur Uebersetzung des Jesuiten Balde: „Ich folgte dem Geiste seiner Muse, nicht jedem seiner Worte und Bilder. Bei seinen lyrischen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes derselben im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht geliehen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich seinen großen Genius zu sehr ehrte, als daß ich mit kleinfügigem Stolz ihn in diesen zur Schau stellen sollte. Wo dem Umriß seines Gedichts etwas zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bei einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, damit ich ihn meiner Zeit darstellte. Ueberhaupt war mir an dem Geist, der in seinen Gedichten athmet, und am Inhalt derselben oft mehr gelegen, als an der Einkleidung selbst, ob mich gleich auch diese in ihrer reichen und neuen Mannigfaltigkeit sehr reizte." Und was er beabsichtigte, das hat er hier, wie in allen seinen Uebersetzungen auf das Vollständigste erreicht; denn sein Gefühl war so fein und ausgebildet, seine Empfindung so rein und ungetrübt, sein Geschmack so sicher, sein Geist so kräftig und umfassend, seine Phantasie so reich und empfänglich, daß er den eigenthümlichen Charakter der Dichter, wie der einzelnen Dichtungen mit einer wunderbaren Sicherheit erfaßte; und da er zudem die Sprache mit einer so wunderbaren Leichtigkeit beherrschte, und ihm insbesondere der poetische Ausdruck in unerschöpflicher Fülle zufloß, so mußten bei der angegebenen Freiheit der Behandlung seine Uebersetzungen ihren Charakter als solche verlieren, und sich zum selbstständigen Original erheben. Dies ist aber noch in einem höhern Grade der Fall, als man aus dem bisher Gesagten folgern würde, da er gar oft Verschönerungen im Geiste seines Vorbildes hinzugefügt und durch einzelne glückliche Züge oft den poetischen Werth desselben gar sehr erhöht hat. Es sind daher diese Uebersetzungen wenigstens eben so sehr als sein Eigenthum zu betrachten, als die Bearbeitungen der französischen Epen durch die höfischen Dichter des Mittelalters. Ja sie tragen noch in höherem Maße das Gepräge der Ursprünglichkeit, der freien Entstehung, der unmittelbaren Eingebung, als jene bewunderten Umbildungen und stehen an schöpferischer Kraft nur den auf die nämliche Weise entstandenen Dichtungen Göthe's nach.

Wir werden später Gelegenheit haben, auf einzelne dieser Uebertragungen zurückzukommen, die meisten anderen sind schon durch obige Bemerkungen hinlänglich charakterisirt, und für die übrigen werden einige weitere Andeutungen genügen.

Die Schriften „Vom Geist der Ebräischen Poesie" und „Salomons Lieder der Liebe" werden ihrem abhandelnden Inhalte nach später wieder zu berühren sein; was aber die in denselben mitgetheilten Uebersetzungen betrifft, so sind die tief religiösen Psalmen, wie die erotischen, unter dem Namen des Hohenliedes bekannten Gedichte*) auf gleich musterhafte Art übersetzt, die eigenthümlichen Schönheiten der orientalischen Poesie mit ihrer glühenden Phantasie und ihren lebenswarmen Bildern werden mit unübertrefflichem Glücke wiedergegeben, und wir bedürfen kaum der beigefügten trefflichen Auslegungen, um die Dichtungen vollkommen zu verstehen. Dieselbe Meisterschaft zeigt er in der Uebersetzung der „Volkslieder". Daß er schon sehr früh das Volkslied zum Lieblingsgegenstande seiner Studien gemacht hatte, das haben wir schon öfters angedeutet, daß er sich aber in seinen Forschungen nicht, wie sein Vorbild Percy, auf die Volkslieder des eigenen Volks beschränkte, das lag allerdings zum Theil darin, daß die ihm bekannten deutschen Volkslieder nicht die Vortrefflichkeit zu haben schienen, die er an den Gesängen der meisten übrigen Völker bewunderte; hauptsächlich hatte es aber seinen Grund darin, daß ihn seine eigenthümliche Natur stets drängte, jede Erscheinung als einen Theil eines größeren Ganzen anzusehen und sie auf dieses Ganze zurückzuführen. So gibt er in seinen „Stimmen der Völker" ein unübertreffliches Bild von dem Volkslied, dessen innerstes Wesen gerade dadurch vortrefflich offenbart wird, daß er dasselbe in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen und Aeußerungen vorüberführt. Es ist aber hiebei nicht bloß die seltene Gelehrsamkeit zu bewundern, die ihn befähigte, aus tausend Büchern die zerstreuten Goldkörner zu sammeln, welche er zu einer reichen Kette verband; vielmehr so großartig diese Gelehrsamkeit auch ist, so verschwindet sie doch vor der Meisterschaft der Uebersetzungen selbst. Denn ob ihm gleich sehr häufig das Original nicht zu Gebote stand, ob er gleich gar oft nur aus unbeholfenen, fehlerhaften, unvollständigen Uebertragungen schöpfen mußte, so hat er aus dem höchst ungenügenden Stoff, der ihm vorlag, doch die vollkommensten Werke gestaltet, in denen sich die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeiten und Völker, der verschiedenen Charaktere und Zustände, die feinsten Uebergänge und zartesten Färbungen in der vollkommensten Wahrheit und Treue ausgeprägt finden. Man begegnet in diesen Uebersetzungen schon den großartigen Ansichten des Menschen- und Völkerlebens, die er später in seinen „Ideen" auf eben so neue als meisterhafte Weise wieder entwickelte, man erkennt in ihnen seine ausgeprägte Eigenthümlichkeit wieder, welche Jean Paul so glücklich charakterisirt, wenn er an seinen Freund Jacobi schreibt: „Dieser ätherische Mensch, den ich täglich lieber gewinne, ungeachtet seiner kleinen Sonnenhöfe, kann vor lauter Schaffen schwer sehen; wie einem Reichen werden ihm nur große Massen, z. B. Völker hell"**). Die ganze Sammlung zerfällt in 6 Bücher***),

*) Die beigefügten 44 Minnelieder sind eben so viel Abschnitte einer altdeutschen Uebersetzung des Hohenlieds.

**) Fr. H. Jacobi's Briefwechsel 2, 284.

***) Lieder aus dem hohen Norden, aus dem Süden,

welche zwar ein gemeinsames Gepräge haben, das des einfachen, durch die Tiefe und Unmittelbarkeit der Empfindung kräftig ansprechenden Volksliedes, die aber nach Völkern und Zeiten wieder die wunderbarsten Abstufungen und Verschiedenheiten zeigen, da der Dichter den Geist des Volkslieds überhaupt, wie den eines jeden besondern Volks und eines jeden besondern Verhältnisses mit wahrhaft schöpferischem Talent erfaßt.

Es können daher seine Uebersetzungen nicht allein mit dem besten Rechte als seine eigenen Schöpfungen angesehen werden, es sind dieselben zugleich auch seine besten. Denn seine eigenen Gedichte stehen jenen weit nach. Wie er nämlich im höchsten Grade die Gabe besitzt, sich das Fremde anzueignen, dessen Schönheiten und verborgensten Sinn zu ergründen und wieder zu reproduciren, so fehlt es ihm dagegen an schöpferischer Phantasie und dichterischer Gestaltungsgabe, so daß seine eigenen Dichtungen nicht sowohl aus dem unwiderstehlichen Drange poetischen Schaffens entstanden, als Ergebnisse der Reflexion waren. Eben so wenig zeichnen sie sich durch die Schönheit der Form aus, auf welche er viel zu wenig Gewicht legte, wenn er für dieselbe auch nicht unempfindlich war; seine Verse sind oft hart und nachläßig gebildet und der Reim ist ohne Kunst behandelt, weshalb er meist auch wirkungslos bleibt, wie er denn überhaupt denselben viel zu beschränkt und äußerlich auffaßte. Diesen Mangel an poetischer Ursprünglichkeit suchte er dadurch zu verdecken, daß er seinen abstracten Gedanken einen der Natur entnommenen Gegenstand unterlegte, und sie auf diese Weise allegorisch darstellte. Es erhielt diese Form der Darstellung dadurch aber höheres Leben und näherte sich sogar der rein poetischen Auffassung, daß er in der Natur im Ganzen und in ihren einzelnen Erscheinungen Offenbarungen des göttlichen Geistes erblickte; und ein großer Theil seiner Dichtungen beruht auf dem Bestreben, diese Offenbarungen zu ergründen und zum Verständniß zu bringen, oder, wenn man will, die Wahrheit seiner Ideen an dem in den Naturerscheinungen liegenden höheren Sinn zu beweisen. Der göttliche Geist, lehrte er in diesen Dichtungen, gibt sich vor Allem in der allgemeinen Harmonie kund, durch welche das Weltall zusammengehalten wird, und die sich am klarsten in der Musik offenbart (2); diese Harmonie der Wesen ist aber nichts Anderes als die Liebe, auf welcher alles Leben und alles Sein beruht (7) und welche allein den Menschen fähig macht, das Leben zu ertragen (6), welche ihm zugleich die Gewähr eines künftigen Daseins gibt (9); es ist die von Gott bestimmte unwandelbare Ordnung, die keine Willkür und keinen Zufall gestattet, und die sich selbst in den vorübergehendsten Erscheinungen des Augenblicks offenbart (1). In dieser Auffassungsweise der Natur und ihrer Erscheinungen als Verkörperungen göttlicher Ideen erkennen wir die ersten Grundlagen der romantischen Poesie, und so sehen wir, daß Herder nicht bloß auf seine Zeit, sondern auch auf die spätere Entwickelung der Dichtkunst von mächtigem und immer noch fortdauerndem Einflusse war. Manche Gedichte von ihm, wie z. B. „Der Wald und der Wanderer" (5), erscheinen gleichsam als Prophezeihungen einer späteren Zeit, da wir in den Dichtungen der Romantiker und noch entschiedener in denen der schwäbischen Schule ganz ähnliche finden. Die nämlichen Ideen sprechen sich auch meist in seinen geistlichen Liedern aus (3. 8), die zwar in der neueren Zeit bei den Herausgebern von Gesangbüchern wenig Beifall finden, weil sie zu wenig kirchlich und biblisch sind, aber nichtsdestoweniger von der wahrsten und feurigsten Glaubensinnigkeit zeugen.

Herder hat, wie wir wissen, die Klopstock'sche Idee der Nationalität erweitert, indem er zugleich die der Volksthümlichkeit entwickelte und für die Poesie als unbedingtes und erstes Erforderniß verlangte; wir erinnern uns ferner, und es wird später noch ausführlicher besprochen werden müssen, daß er zuerst die Idee des Weltbürgerthums aussprach, welche später das Nationalbewußtsein so mächtig in den Hintergrund zurückdrängte, allein er selbst blieb von den unglücklichen Folgerungen unberührt, die aus dieser erhabenen Anschauungsweise gezogen wurden; denn wie schon in den „Fragmenten zur deutschen Literatur", so zeigte er auch in späteren Jahren eine hohe Begeisterung für Volk und Vaterland, und tiefe Empfänglichkeit für jede Verbesserung im Staatsleben, wie er denn sogar in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" (1, 74 ff.) die hohe Bedeutung der politischen und vaterländischen Poesie anerkannte. Auch dichtete er manche vortreffliche Gesänge dieser Art, in denen er die Zerrissenheit Deutschlands beklagte (4) und seine Sehnsucht nach Nationaleinheit aussprach. Zu den besten Dichtungen dieser Art gehören diejenigen, welche er dem Jesuiten Balde nachbildete, und die leider, wie im J. 1795, so auch jetzt noch zeitgemäß sind (21. 22).

1. Das Flüchtigste.

1. Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

2. Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

3. Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

4. Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

5. Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

6. Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

7. Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

---

aus Nordwest, nordische Lieder, deutsche Lieder und Lieder der Wilden.

2. Das Saitenspiel.

1. Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

2. Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherinn der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

3. Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

4. Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir in's Ohr;
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor:
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

5. In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, den in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

6. Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

7. Verhall, o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All,
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

3. Abendlied.

1. Und wenn sich einst die Seele schließt,
Wie diese Abendblume,
Wenn alles um sie Dämmrung ist
Von Lebenslicht und Ruhme,
Und ihre letzten Blick' umher
Ihr kalte Schatten scheinen,
O Jüngling, wirst du auch so schwer,
Wie diese Blume weinen?

2. Wer deiner holden Jugend Saft
In öde Luft verhauchet,
Verblüht die Blüthe, Lebenskraft
Auf immer mißgebrauchet;
Und deine letzten Blick' umher
Dich aller Reu' entfärben;
O Jüngling, bleibt dir etwas mehr,
Als trost-verschmachtet sterben?

3. Macht seine große Allmacht je
Gescheh'nes ungeschehen?
Und stillt sie auch das tiefe Weh,
Sich selbst beschämt zu sehen?
Und wächst, und wächst nicht jeder That
Der Keim so tief verborgen?
Wer gibt, wer schafft mir neuen Rath,
Noch einen Jugendmorgen?

4. Und holder Schlaf, den schaffest du,
Gibst neuen Jugendmorgen,
Bist Labetrunk und Schattenruh,
Bist Labsal aller Sorgen,
Bist Todesbruder! o wie schön
Sich Seyn und Nichtseyn grenzen,
Wie frisch wird meine Abendthrän'
Am frühen Morgen glänzen!

5. Und nach dem Tod — es wird uns seyn,
Als nach des Rausches Schlummer:
Verrauscht, verschlummert Lebenspein
Und Schmerz und Reu und Kummer.
O Tod, o Schlaf, der dich erfand,
Erfand der Menschheit Segen,
Breit' aus auf mich dein Schlafgewand,
Zur Ruhe mich zu legen.

6. Denn was wär' unsre Lebenszeit,
Auch unsre Zeit der Freuden?
Ein Strudel von Mühseligkeit,
Ein Wirbel süßer Leiden,
Ein ew'ger Taumel! Holder Schlaf,
Zu neuem Freudenmahle
Für alles, was auch heut mich traf,
Gib mir die Labeschale.

4. Germanien.

1. Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt.

2. Deine Nachbarinn sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.

3. Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.

4. Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.

5. Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.

6. Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht,
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

7. Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

8. Soll dein Name verwehn? Willt du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eignes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

9. Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!

10. Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth,
Der gemahleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

11. Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei ein Germanien.

* * *

12. Träum' ich, oder ich seh welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

5. Der Wald und der Wanderer.

Der Wald.

1. „Komm, o komm in meine Schatten,
In der Ruhe Aufenthalt,
Wanderer der heißen Straße,
Wo dein Herz unruhig wallt.

2. Meine frischen Zweige wehen
Lebenskraft dem Matten zu,
Und mein Athem duftet Balsam,
Neuen Muth und süße Ruh.

3. Schöner geht die Sonne nieder
Hinter meiner grünen Nacht:
Schöner kommt der Morgen wieder,
Wenn der Vögel Chor erwacht.

4. Schöner blinkt in mir die Quelle
Und der einsam stille See,
Wo die treue Turteltaube
Girret deines Herzens Weh."

Der Wanderer.

5. Rauschen Geister in den Lüften?
Spricht die Nymphe mir im Quell?
Oder steigen Götter nieder?
Denn mein Blick wird rein und hell.

6. Mit der Fichte Gipfel steiget
Meine Seele himmelwärts;
Mit der Birke Zweigen neiget
Sanft zur Ruhe sich mein Herz.

7. Und die grüne Fußtapete
Wiegt mich ein auf seidnem Moos;
Neben dieser goldnen Blume
Bin ich selig, und wie groß!

8. Horch! aus jener alten Eiche
Tönt ein Bardenton hervor
Und der Fichten Gipfel sausen
Himmlischer; der Wald wird Chor

9. „Wir, des Paradieses Geister
In der Ruhe Aufenthalt
Segnen dich. Genieße fröhlich
Unsern heil'gen stillen Wald."

6. Das menschliche Herz.

1. In Ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz;

2. Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet,
Ist's Freude, ist es Leid?

3. Die Göttinn selbst der Liebe
Sah es bedauernd an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann.

4. In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

5. Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil;
Auf, meine beste Gabe,
Sie werde ihm zu Theil!

6. Ein unbezwingbar Streben
Sey Liebe dir, o Herz,
Und Liebe sey dein Leben,
Und Freude sey dein Schmerz.

7. Am Meer, bei Neapel. 1789.

1. Ermüdet von des Sommers schwerem Brande
Setzt' ich danieder mich an's kühle Meer.
Die Wellen wallten küssend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In seinem frischen, blumichten Gewande
Aufsing der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

2. Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers säuselte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den grünen Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
Und gibt dem Fluge der Begeist'rung Raum;
Die schlanke schöne Königinn der Bäume,
Die Pinie, hob mich in goldne Träume.

3. Ich hörte; aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme süßer Ton:
„Ich kenne dich! Du hast mich nie betrogen,
Du liebst die Wahrheit und verdienst zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd' empor gezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Wunsch wird dir gestillet."

4. „Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe."

5. „Die Liebe nur ist Schöpferinn der Wesen,
Ihr Herz und Geist ist ihre Lehrerinn
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drinn;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerinn.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens."

6. „Sie ist Natur, sie wählt und knüpft Gestalten,
Sie bildet Wesen und beseligt sie,
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blüh'n in süßer Müh'.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
Wie willt du anders es, als Liebe nennen?"

7. „Schau wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers scherzet, und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen."

8. „Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschoos versunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne; sieh! auch Luna säumet nicht.
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen."

9. „Da sieht sie sich bescheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und schämet sich.
Und sehnend hebt die Welle sich zum Hügel,
Sie liebt, sie will umfassen, Luna, dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe strahlend Siegel,
Ihr zarter Blick durchdringend dich und mich,
Der Göttinn Anblick, die mit süßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Wesen Herzen."

10. „Den Göttern selbst bei ihren Göttermahlen
Ist Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zeus sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß;
Er blickt ihn an, er blickt zu tausendmalen
Und fühlt der Gottheit Wesen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in seinen Adern fließen
Und neues Leben sich durch's Weltall gießen."

11. „Der Götter Bild und Liebling in der Kette
Der Erdewesen, er, der schönste Ring,
Der Mensch — o, daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zeus ihm liebend um den Busen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfing;
Und Liebe, sie, die Führerinn der Wesen,
Würd' auch von ihm zur Führerinn erlesen."

12. „Ach, aber er, zu stolz für diese Freuden
Der Unschuld auf beblümter schöner Flur,
Verschmähete sein Glück und suchte Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheitsspur.
So taumelt er, getrennet jetzt von beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttinn im Getümmel
Der Sorgen ihn und flog hinauf zum Himmel."

8. Liebe.

1. Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen, wie des Himmels Sang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang.

2. Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

3. Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wuth! —

4. Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —

5. Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird seyn.

6. Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt, wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann; ist männlicher gesinnt.

7. Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
Doch die Liebe
Ist die größte aller, Liebe nur weicht nicht.

9. Der Tod. Ein Gespräch an Lessings Grab.

Himmlischer Knabe, was stehest du hier? Die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
Schönern Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
Bist du Amor? — „Ich bin's, doch unter dieser Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf!"
Aber wo ist dein Bogen und Pfeil? — „Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht."
Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?
„Der ist, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Göttin ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an."

10. Klage über die Tyrannen der Leibeignen.
(Esthnisch.)

Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerensträucher,
Fliehe nicht von Jaans Lande;
Vor dem bösen Deutschen flieh' ich,
Vor dem schrecklich bösen Herren.
Arme Bauren, an dem Pfosten
Werden blutig sie gestrichen.
Arme Bauren in den Eisen,
Männer rasselten in Ketten,
Weiber klopften vor den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierschrift im Handschuh,
Unterm Arme schreit die Henne,
Unterm Ermel schreit die Graugans,
Auf dem Wagen blöckt das Schäfchen.
Unsre Hühner legen Eier
Alle für des Deutschen Schüssel:
Schäfchen setzt sein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutschen Bratspieß.
Unsrer Kuh ihr erstes Oechschen,
Das auch für des Deutschen Felder.
Pferdchen setzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutschen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutschen Pfosten.

Fegefeur ist unser Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winselnd trinkt man seinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde.

Wenn ich los von Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm zurück aus Wolfes Rachen,
Komm zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des schwarzen Hundes.

Ei! du sollt mich nicht mehr beißen,
Buntes Hündchen, und du schwarzer!
Brod hab' ich für euch, ihr Hunde,
In der Hand hier für den schwarzen,
Unterm Arm hier für den grauen,
In dem Busen für das Hündchen.

11. Lied der Freiheit.
(Griechisch.)

Myrthenzweige sollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Aristogiton
Trugen, als sie die Tyranney erlegten,
Und die Freiheit Athenen wiederschenkten.

Bist, Armodius, Liebster! nicht gestorben.
Auf der Seligen Inseln wohnst du, singen
Dich die Dichter, singen, daß Held Achilles
Und Tydides und Diomed da wohnen.

Myrthenzweige sollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Aristogiton
Trugen, als sie an Athenens Feste
Den Tyrannen Ipparchus niederwarfen.

Euch, ihr Liebsten, ewiger Ruhm wird bleiben.
Dir, Armodius und Aristogiton,
Daß ihr einst den Tyrannen niederwarfet,
Und die Freiheit dem Vaterlande schenktet.

12. Ein sicilianisches Liedchen.

1. Sage, sag', o kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

2. Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd,
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade.

3. Sieh, die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

4. Doch du schlägst so rasch die Flügel!
Eilest emsig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienchen,
Wohin gilts? Wohin so frühe?

5. Suchst du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findest.

6. Kennest du nicht meine Nice?
Nice mit den schönen Augen;
Ihre Lippen hauchen süße
Süßigkeiten unerschöpflich.

7. Auf der schöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da ist Honig! Auserlesner!
Da, o Bienchen, sauge, sauge!

13. Die Herrlichkeit Granada's. (Spanisch.)

Ein Gespräch König Juans und Abenamars.

1. „Abenamar, Abenamar!
Mohr aus diesem Mohrenlande,
Jener Tag, der dich geboren,
Hatte schöne große Zeichen:

2. An ihm stand das Meer in Ruhe,
Und der Mond, er war im Wachsen;
Mohr, wer unter solchen Zeichen
Ward geboren, muß nicht lügen."

3. Drauf erwiederte der Mohr ihm:
(Wohl vernimm es, was er sagte!)
„Nein, Sennor, ich lüge dir nicht,
Ob es mir das Leben koste!

4. Denn ich bin Sohn eines Mohren,
Und einer gefangnen Christinn;
Und noch war ich Kind und Knabe,
Als die Mutter oft mir sagte:

5. Lügen, Sohn, das mußt du nimmer!
Lügen, Sohn, ist niederträchtig.
Um deßwillen frage, König,
Und ich will dir Wahrheit reden."

6. „Habe Dank, Mohr Abenamar,
Daß du also höflich redest.
Was sind das für hohe Schlösser,
Die dort stehn und wiederglänzen?"

7. „Dies, Sennor, ist der Alhambra,
Und die andre die Masquita;
Jenes sind die Alijares,
Wundernswürdig aufgeführet.

8. Und der Mohr, der auf sie führte,
Hatte Tags hundert Dublonen,
Aber wenn er nicht am Bau war,
Mußt' er Tages hundert zahlen.

9. Jenes ist der Gen'ralife,
Ist ein Garte sonder Gleichen.
Diese Thürme sind Bermejas,
Sind ein Schloß von großer Veste."

10. Da erwiedert König Juan:
(Wohl vernimm es, was er sagte!)
„Wenn du es, Granada, wolltest,
Wollt ich mich mit dir vermählen,
Gäbe dir zur Morgengabe
Mein Cordova und Sevilla."

11. „Bin vermählet, König Juan,
Bin vermählt und bin nicht Wittwe,
Mein Gemahl, der Mohrenkönig,
Liebt mich, als sein großes Gut."

14. Lied der Morgenröthe.

(Französisch.)

1. Komm Aurore!
Und entflore
Mir dein Purpurangesicht.
Deine Strahlen,
Ach sie mahlen
Mir mein Purpurmädchen nicht.

2. Ihre süße
Himmelsküsse
Mit Ambrosia gespeist;
Wer sie küsset,
Der genießet
Nektarthau und Göttergeist.

3. Schlank, wie Reben
Aufwärts schweben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan
Wie die ferne
Morgensterne
Glänzet mich ihr Auge an.

4. Ihren schönen
Zarten Tönen
Horcht und schweigt die Nachtigall:
Hain und Bäume
Stehn wie Träume
Am verstummten Wasserfall.

5. Blumen sprossen,
Hingegossen,
Wo ihr zarter Tritt geschwebt:
Amoretten
Winden Ketten,
Wo sie spricht und liebt und lebt.

6. Alle Leiden
Werden Freuden,
Täglich ihren Blick zu sehn:
Um sie scherzen,
In ihr herzen
Tugenden und Grazien.

15. Edward.

(Schottisch.)

1. „Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!"

2. „O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab ich wie Er — O!"

3. „Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!"

4. „O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen mein Rothroß todt
Und's war so stolz und treu — O!"

5. „Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!"

6. „O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt
Und weh, weh ist mein Herz — O!"

7. „Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!"

8. „Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!"

9. „Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!"

10. „Ich lass' es stehn bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder seh'n — O!"

11. „Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehst über Meer? — O!"

12. „Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Ich seh' sie nimmermehr — O!"

13. „Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!

14. „Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!"

16. Die drei Fragen. Ein Straßenlied.

(Englisch.)

1. Es war ein Ritter, er reis't durch's Land,
Er sucht' ein Weib sich aus zur Hand.

2. Er kam wohl vor ein'r Wittwe Thür,
Drei schöne Töchter trat'n herfür.

3. Der Ritter, er sah, er sah sie lang;
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

4. „Wer antwort't mir die Fragen drei,
Zu wissen, welch' die Meine sey?"

5. „Leg vor, leg vor uns die Fragen drei,
Zu wissen welch' die Deine sey?"

6. „O, was ist länger, als der Weg daher?
Oder was ist tiefer, als das tiefe Meer?

7. Oder was ist lauter, als das laute Horn?
Oder was ist schärfer, als der scharfe Dorn?

8. Oder was ist grüner, als grünes Gras?
Oder was ist schlimmer, als ein Weibsbild was?"

9. Die Erste, die Zweite sie sannen nach,
Die Dritte, die Jüngste, die Schönste sprach:

10. „O Lieb' ist länger, als der Weg daher,
Und Höll' ist tiefer, als das tiefe Meer.

11. Und Donner ist lauter, als das laute Horn,
Und Hunger ist schärfer, als der scharfe Dorn.

12. Und Gift ist grüner, als das grüne Gras,
Und der Teufel ist ärger, als ein Weibsbild was."

13. Kaum hatt' sie die Fragen beantwort't so,
Der Ritter, er eilt und wählt sie froh.

14. Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Indeß ihn'n jetzt ein Freier gebrach.

15. Drum liebe Mädchen seyd auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

17. Morgengesang im Kriege.

(Skaldisch.)

Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingt's Gefieder;
Auf, ihr Brüder!
Ist Zeit zur Schlacht!
Erwacht, erwacht!

Unverdrossen
Der Unsern Führer!
Des hohen Adels
Kampfgenossen,
Erwacht, erwacht!

Har mit der Faust hart,
Rolf der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer fliehn!
Zum Weingelage,
Zum Weibsgekose
Weck' ich euch nicht;
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht!

18. Erlkönigs Tochter.

(Dänisch.)

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir."

4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

5. „Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güld'ne Sporen schenk' ich dir.

6. Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

8. „Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

10. „Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

11. Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt er solchen Schmerz.

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein werth."

13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

14. „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

15. „Und sollt' sie nicht seyn blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

16. Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

17. „Sagt ihr, ich sey im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

18. Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.

19. Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein:
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

20. „Herr Oluf, er ritt' in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

19. An sein Mädchen.

(Peruanisch.)

Schlummre, schlummr', o Mädchen,
Sanft in meine Lieder,
Mitternachts, o Mädchen,
Weck' ich dich schon wieder!

20. Deutschlands Klagegesang.

1. Den Kranz von Rosen legte Germanien
Zur Erd', und streuet Asche sich auf das Haupt;
Ihr Antlitz welket. Ihre Locken
Fliegen zerstreut umher. Was tönen

2. Für Klageseufzer hoch zu den Wolken auf?
Unüberwindbar mächtige Königinn
Der Völker, sitzest du als Wittwe
Nieder am Boden, und schlägst die Brust dir?

3. „Was athm' ich länger? Ich, die Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute der Spottenden,
Ich ringe zur Geburt, und kann nicht,
Kann nicht gebären. O welchem Schicksal

4. Erspar' ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde.
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

5. Wo sind die Zeiten, als ich der Erde rings
Gesetze gab hinüber den Alpen, dort
Am Belt der Tiber, an der Schelde,
Weichsel und Rhone, wo sind die Zeiten?

6. O gebt mich wieder meinen gefürchteten
Eiskalten Wäldern, wo mich ein Tacitus
Lobpries, und meine tapfern Söhne,
Biedere Söhne die Mutter schützten."

21. An einen deutschen Schriftsteller.

Geh', ich neide dich nicht. Vollführe das Werk und gewinne
Lästerung dir zum Lohn!
Eile, der Welt zu schenken ein Buch, das Herkules selber
Kaum zu tragen vermag. —
Wenn wir schreiben, so bringen wir Deutsche mit ängstiger Eile
Blinde Hündlein ans Licht;
Kurzer Ruhm und ein langer, verdrießlicher Ekel verfolgt uns,
Daß man uns nennet — gelehrt.
Wie die Taube der Venus, so fleucht ein Blatt in die Lüfte,
Und kehrt nimmer zurück.
Wie die Frühlingsschwalbe, sie freut sich des freieren Lebens,
Und kehrt nimmer zurück. —
Deutsche Natur ist's, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
Etwas in allem zu seyn,
Mahler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
Gerber, Schmied und Poet,
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
Alles sind wir und nichts. —
Deutsche Natur ist's, viele Papiere mit offenem Munde
Auszuwerfen, vergnügt.
Rasend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande,
Langsam zu ihm zu gehn.
Und zum schnellesten Ruhm erschwingt sich mit Dädalus Flügel
Jeder trägeste Kopf,
Achtet der Feile nicht, kennt nicht den glättenden Bimsstein,
Krauete nie sich das Ohr.
Daher seufzen die Pressen von ungescheueten Schriften,
Jeder Buchstab erseufzt.
Und Italien lacht; Hispanien, jegliches Ausland

Lachet, wenn man — uns kennt.
Aber wir nähren als Patrioten mit unseren Schriften
Motten und Krämer dafür.
Sey du anderer Art, o Geliebter, wenn du die Ehre,
Wenn du das Vaterland liebst;
Wenn du dir rathen lässest; o steur' entgegen dem Strome;
Schäme der Feile dich nie.
Zehnmal glätte die Tafel von neuem, und lege den Finger
An die Lippe. Du darfst
Ihn dir blutig auch kaun. Aus diesem blutigen Tropfen
Springt eine Pallas hervor.
Wer von der spätesten Welt sich Ehre wünschet, der ehre
Selber die späteste Welt.
Dann laß Feinde verleumden; es mag dein grausamer Freund dich
Tadeln, der Tadel verfliegt
Und dir bleibet dein Werk. Dein Ruhm erwächs't wie die Eiche
Langsam, die Pilze zerstäubt.

22. Die künftige goldene Zeit, eine Aussicht der Propheten.

1. Ja, du blühst vor mir, du schöne Aue
Der Propheten! O wer gibt mir Flügel,
Ganz dich zu durchschweben, jeder Blüthe
Balsamthau und süßen Keim zu kosten,
Mich zu wiegen auf der Morgenrose
Blättern, und auf ihr sanft einzuschlummern!

2. Goldne Zeit! erquickend schon im Bilde!
Wenn die Wüste blühet wie der Karmel,
Lilien entsprießen aus der Dürre,
Stachellose Rosen aus den Dornen,
Milch und Honig rinnt! — Des Menschen Leben
Und des Freundes Lipp' ist Milch und Honig.

3. Goldne Zeit! Ich seh' den Baum aufsprießen,
Der ein Lebensbaum wird allen Völkern;
Seine Früchte Labsal für den Matten,
Seine Blätter Arzenei dem Kranken,
Und sein Schatte Zuflucht, und sein Athem
Himmelsgeist, ein Hauch des Paradieses.

4. Goldne Zeit! Jehova kommt hernieder,
Wie ein guter Hirt sein Volk zu weiden;
Das verirrte sucht er und das matte,
Kranke Lamm erquickt er sich am Busen.
Freue, Menschheit, dich! Der Menschen Vater
Wird ihr Bruder, wird ihr Freund und Heiland.

5. Einer ist Jehova und sein Name
Ist nur Einer! Keiner wird den andern
Kennen lehren seinen Gott und Vater,
Den sie alle kennen. Gottes Weisheit
Deckt das Land umher und Gottes Friede,
Wie der Meergrund ist bedeckt mit Wellen.

6. Kein Verführen, Höhnen und Verderben
Ist da mehr auf Gottes heil'gem Berge.
Wolf und Lamm, sie weiden mit einander,
Löw' und Tiger gehn in zahmer Heerde;
Und das süße Kind streckt in der Otter
Nest die Hand, liebkosend mit der Schlange.

7. Kriegen lernen dann nicht mehr die Völker;
Ihre Schwerter werden Sicheln wieder,
Ihre Spieße Pflugschaar: denn des Vaters
Oelbaum grünet für den Sohn und Enkel,
Und das zarte Weib beschützt den Helden,
Sie der Kinder, sie des Hauses Krone.

8. Kommt Jehova? Oeffnet sich der Himmel
Schon mit Nektarströmen? O er käme!
Daß die Wolken Balsam niederthauten
Und die Erde neu Gewächs aufsproßte;
Daß der Blinde säh, der Taube hörte
Und des Stummen Zunge sänge Lieder!

9. Ja, er kommt! Frohlockt ihr blöden Armen!
Wie die Rehe hüpft ihr zarten Lämmer!
Euer Gott kommt! Schaut den Friedenskönig!
Euer Gott kommt! und er wird euch helfen.
Salem steigt hervor, die Stadt des Friedens,
Gottes und der Ruhe ew'ge Wohnung.

10. Wo der Unschuld Spezereien duften,
Wo nur Dankgebet gen Himmel steiget:
Tod ist nicht mehr, noch Wehklag' und Trennung! —
Denn die letzte Thräne von den Wangen
Trocknet Gott. — Er, ihre Sonn' und Kühlung —
Er ihr Lamm auf ewig grünen Auen.

11. Sohn der Jungfrau! heil'ger schöner Palmbaum!
Unter deinem Schatten will ich ruhen!
Denn er weht dem Matten süße Kühlung,
Ist dem Schwachen neue Himmelsstärke.
Deiner Lippen Frucht ist ew'ges Leben
Und dein Athem Hauch des Paradieses.

Matthias Claudius.



Was Herder mit hinreißender Begeisterung von der Dichtkunst verlangte, ohne es selbst jemals zu erreichen, ja selbst ohne es in seinen eigenen Poesien zu versuchen, die Volksthümlichkeit der Wahl und Auffassung des Stoffs, sowie in Sprache und Darstellung, das trat schon in den Poesien eines seiner ältern Zeitgenossen hervor, aber freilich in ganz eigenthümlicher und viel beschränkterer Weise, als Herder verlangte. Aber daß demungeachtet die wenig zahlreichen Poesien dieses Dichters zum Theil eine wirklich bedeutende Wirkung hervorbringen, das mußte schon zur Zeit ihres Erscheinens den Beobachter von der Wahrheit jener Herder'schen Ansichten überzeugen.

Matthias Claudius, geb. zu Rheinfeld in Holstein den 15. Aug. 1740, machte seine Studien in Jena, worauf er sich in Wandsbeck niederließ. Dort gab er vom J. 1770 bis zum Oct. 1775 unter dem Namen **Asmus** in Verbindung mit J. J. Ch. **Bode** den „Wandsbecker Boten“, eine populäre Wochenschrift, heraus. Diese erwarb ihm 1776 den Ruf als Oberlandescommissär nach Darmstadt, um an der Thätigkeit der von dem Präsidenten F. K. von Moser eingesetzten Landcommission zur Verbesserung des allgemeinen Wohlstandes Theil zu nehmen; auch wurde ihm mit dem J. 1777 die Leitung der Darmstädtischen Landzeitung übertragen, welche vorzugsweise gemeinnützige Aufsätze enthalten sollte. Da das dortige Klima jedoch seiner Gesundheit nicht zuträglich war, und wohl auch weil die Landcommission nicht das leistete, was er von ihr erwartet hatte, gab er, nachdem er eine

schwere Krankheit überstanden hatte, seine Entlassung und kehrte im Frühling 1777 nach Wandsbeck zurück, wo er in glücklicher Zurückgezogenheit lebte. Im J. 1788 zum ersten Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona ernannt, nahm er diese Stelle nur an, weil sie ihm gestattete, in seinem lieben Wandsbeck zu bleiben; erst in seiner letzten Krankheit, gegen Ende des J. 1814 ließ er sich in das Haus seines Schwiegersohnes Perthes in Hamburg bringen, wo er am 21. Jan. 1815 an Entkräftung starb.

Claudius begann seine schriftstellerische Laufbahn schon im J. 1763 mit einer Sammlung, die er unter dem Titel „Tändeleyen und Erzählungen" (Jena) herausgab. Es waren diese jedoch, wie schon die „Neue Bibl. der sch. Wissenschaften" (10, 329 ff.) und die „Literaturbriefe" (22, 178 ff.) scharf und bitter, aber vollkommen richtig nachweisen, nur sehr platte Nachahmungen von Gerstenberg und Gellert, die um so mißlungener waren, als sie mit seinem eigenthümlichen Talent in vollstem Widerspruche standen. Die scharfe Kritik der Literaturbriefe hatte die glückliche Wirkung, daß er diese seiner Natur widerstrebende Richtung aufgab, und in seinen späteren Dichtungen und prosaischen Aufsätzen diejenige einschlug, die ihm bald den größten Beifall erwerben mußte, weil sie auf seinem innersten Wesen beruhte. Er veröffentlichte dieselben zuerst theils in seiner Wochenschrift, theils im Göttingischen und im Vossischen Musenalmanach, in den Hamburger Adreßcomtoir-Nachrichten, im deutschen Museum und andern Sammlungen, worauf er sie unter dem Titel „Asmus omnia Sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" in 2 Theilen (Hamb. 1775) herausgab, denen er dann von 1778 bis 1812 noch sechs Theile folgen ließ.

Claudius gehörte nicht zum Hainbunde, da er nie in Göttingen gewesen war, allein er wurde durch Voß, der eine Zeitlang in Wandsbeck lebte und mit ihm eine innige Freundschaft schloß, für die Ideen des Bundes gewonnen; und es haben die Göttinger Dichter, wie deren gefeiertes Vorbild Klopstock, ohne Zweifel großen Einfluß auf seine dichterische Entwickelung gehabt, und namentlich hat er wohl den Sinn für das Vaterländische diesen zu verdanken. Allein seine so ganz mißlungene Nachahmung Gerstenbergs und Gellerts sicherte ihn davor, nochmals in einen ähnlichen Fehler zu verfallen, und unter den Dichtern der Zeit haben nur sehr wenige sich so frei vor der Manier Klopstocks erhalten, als er. Denn er nahm wohl Gedanken und Ideen von Klopstock und seinen Göttingischen Nachahmern an, dagegen bewahrte er in Form und Sprache seine vollste Selbstständigkeit, und wie er in seinem ganzen Leben seine Eigenthümlichkeit keinen Augenblick verläugnete, sondern dieselbe im Umgange mit Fremden, mit Gelehrten und Hochgestellten eben so frei und ungezwungen hervortreten ließ, als mit seinen Freunden und Hausgenossen, so sind auch seine dichterischen und prosaischen Arbeiten, wenigstens in der früheren Zeit, der reinste Ausfluß seines innersten Wesens, während er freilich später, namentlich in den prosaischen Aufsätzen, in eine gewisse Ziererei verfiel, weil er Naivetät und Laune auch da erzwingen wollte, wo sie sich nicht von selbst ergab. Seine besseren Gedichte sin[illegible] wahrhaft erfreuliche Erscheinungen und sind schon als reiner Ausdruck ächt deutscher Gemüthlichkeit von hohem Werth, da diese Seite des deutschen Charakters in dem Maße und in der Weise vor ihm noch niemals in dichterischer Form sich kund gegeben hatte. Claudius war auch als Mann und Greis noch wahrhaft kindlich und von liebenswürdiger Herzlichkeit; dabei besaß er viel heitere Laune, natürlichen Witz und selbst eine gewisse Schalkheit, die jedoch immer gutmüthig blieb (3). Alle diese Züge sprechen sich in seinen Dichtungen aus und ihr Verein verbreitet über sie einen so großen Reiz, daß man die höhere poetische Begabung nicht vermißt. Seine Stoffe sind einfach und meist aus dem beschränkten Landleben entnommen, wie er denn auch nach volksthümlicher Darstellung strebt, und diese selbst dann mit Glück durchführt, wenn er sich in höheren Gedanken ergeht, wie in dem tief gemüthlichen, von der frömmsten Gesinnung eingegebenen „Abendlied" (2) oder in dem allgemein bekannten Trinklied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", das auch wegen der darin ausgesprochenen vaterländischen Gesinnung rühmlich zu erwähnen ist, wie er denn überhaupt durch seine Schriften nicht wenig zur Erweckung oder Belebung nationalen Sinns gewirkt hat.

1. Abendlied eines Bauermanns.

1. Das schöne große Tag-Gestirne
   Vollendet seinen Lauf.
 Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
   Lieb Weib, und dann tisch' auf.

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
   Hier unterm Apfelbaum:
 Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
   Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
   Denn, hör', mich hungerts sehr;
 Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
   Wenn er nicht schläft, mit her.

4. Dem König bringt man viel zu Tische;
   Er, wie die Rede geht,
 Hat alle Tage Fleisch und Fische
   Und Panzen und Pastet;

5. Und ist ein eigner Mann erlesen,
   Von anderer Arbeit frey,
 Der ordnet ihm sein Tafelwesen
   Und presidirt dabey.

6. Gott lass' ihm alles wohlgedeyen!
   Er hat auch viel zu thun;
 Und muß sich Tag und Nacht casteyen,
   Daß wir in Frieden ruhn.

7. Und haben wir nicht Herrenfutter;
   So haben wir doch Brodt,
 Und schöne, frische reine Butter,
   Und Milch: was denn für Noth?

8. Das ist genug für Bauersleute,
   Wir danken Gott dafür,
 Und halten ohne Tafel heute
   Vor allen Sternen hier.

9. Es presidirt bey unserm Male
   Der Mond, so silberrein;
 Und kuckt von oben in die Schale
   Und thut den Segen h'nein.

10. Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden
   Und Gott gesegn' es euch!
 Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
   Bin arm und bin doch reich!

2. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen,
  Die goldnen Sternlein prangen
   Am Himmel hell und klar.
  Der Wald steht schwarz und schweiget
  Und aus den Wiesen steiget
   Der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich seyn!

* * *

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, Ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

3. Urians Reise um die Welt, mit Anmerkungen.

1. Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

2. Zuerst ging's an den Nordpol hin,
Da war es kalt, bey Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

3. In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich ließ ihn aber stehen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

4. Die Esquimaux sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß,
Und krigte viele Schläge.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

5. Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach dich einmal darüber!
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

6. Flugs ich an Bord und auch ins Meer,
Den Tubus fest gebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Queer,
Und hab sie nicht gefunden.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

7. Von hier ging ich nach Mexiko;
Ist weiter als nach Bremen,
Da, dacht ich, liegt das Gold wie Stroh;
Du sollst 'n Sack voll nehmen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

8. Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

9. Drauf kauft' ich etwas kalte Kost,
Und Kieler Sprott und Kuchen
Und setzte mich auf Extra-Post,
Land Asia zu besuchen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan!
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

10. Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über Maßen,
Und klug; er war jetzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

11. Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bey aller Größ' und Gaben! —
Was hilfts denn auch noch, Mogul seyn?
Die kann man so wohl haben.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

12. Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und dann reißt' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan,
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

13. Nach Java und nach Otaheit
Und Afrika nicht minder,
Und sah bey der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.
Tutti.
Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

14. Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.
Tutti.
Da hat Er übel übel dran gethan;
Erzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

4. Der Mond.

1. In stillem, heiterm Glanze
Tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt als er?

2. Er wandelt still bescheiden,
Verhüllt sein Angesicht,
Und giebt doch so viel Freuden
Mit seinem trauten Licht.

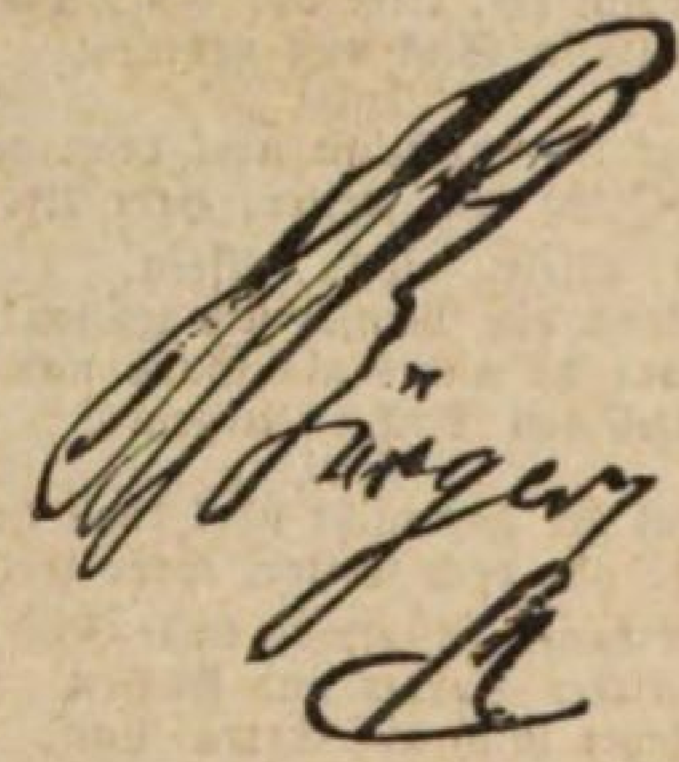
3. Er lohnt des Tags Beschwerde,
Schließt sanft die Augen zu
Und winkt der müden Erde
Zur stillen Abendruh';

4. Schenkt mit der Abendkühle
Der Seele frische Luft,
Die seligsten Gefühle
Gießt er in unsre Brust.

5. Du, der ihn uns gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben,
Sonst gäbst du ihn uns nicht.

6. Hab' Dank für alle Freuden,
Hab' Dank für deinen Mond,
Der uns des Tages Leiden
So reich, so freundlich lohnt.

Gottfried August Bürger.



Nächst Göthe war der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, ohne Zweifel weitaus das bedeutendste poetische Talent in den siebenziger Jahren und war, wie jener, auch dadurch einflußreich, daß er die Poesie durch glückliche Einführung des volksthümlichen Elements neu belebte.

Gottfried August Bürger, geb. in der ersten Stunde des Jahres 1748 zu Molmerswende (nicht Wolmerswende) im Halberstädtischen, erhielt seinen ersten Unterricht theils von seinem Vater, dem Pfarrer seines Geburtsorts, theils von dem Hauslehrer eines benachbarten Predigers, und im J. 1760 kam er auf die Schule nach Aschersleben, wo er bei seinem Großvater wohnte. Ein Epigramm, das er dort auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners machte, erregte Händel und zog ihm eine so harte Züchtigung von seinem Lehrer zu, daß ihn sein Vater aus der Schule nahm und ihn ins Pädagogium zu Halle brachte, wo er Göckingk kennen lernte, dessen Freundschaft auch später in unglücklichen Zeiten für ihn werthvoll war. Gewöhnlich berichtet man, daß er sich langsam entwickelt und weder im väterlichen Hause, noch in Aschersleben viel gelernt habe; da er aber in Halle von dem strengen Director Niemeyer in allen Gegenständen nach Secunda gesetzt wurde, so muß jener Bericht auf Irrthum beruhen. Auch rühmt ein Zeugniß, welches ihm ein Jahr nach seiner Aufnahme in das Pädagogium ausgestellt wurde, seine „ganz ungemeinen Fähigkeiten". Im Jahr 1764 bezog er die Universität daselbst, und widmete sich auf Verlangen seines Großvaters der Theologie, gegen welche er jedoch schon beim Beginn seiner Studien die größte Abneigung fühlte. Die Bekanntschaft mit dem bekannten Klotz war zwar darin von guter Wirkung, daß derselbe die Liebe zur klassischen Literatur in ihm nährte, wurde aber in anderer Beziehung von unberechenbarem Nachtheil für den schwachen und sinnlichen Jüngling, der sich durch das Beispiel des Lehrers zu unverzeihlichen Ausschweifungen hinreißen ließ. Sein Großvater, von dem er seit dem Tode des Vaters (1763) ganz abhing, rief ihn, als er es erfuhr, voll Entrüstung von Halle zurück, doch erlaubte er ihm, im J. 1768 nach Göttingen zu gehen und die Rechtswissenschaft zu studiren. Eine Zeitlang lag er mit lobenswerthem Eifer seinen Studien ob, aber leider kam er durch Klotzens Schwiegermutter neuerdings in gefährliche Verbindungen, denen er sich so ganz hingab, daß sein Großvater endlich ganz die Hand von ihm abzog. Ob er gleich jetzt in die traurigsten Umstände gerieth, hatte er doch gerade damals das Glück, einige junge Freunde zu gewinnen, welche ihn durch ihren glücklichen Einfluß wieder zu einer regelmäßigen Lebensweise zurückführten und mit welchen er die klassischen Schriftsteller des Alterthums, wie der neuern Völker las und studirte; unter diesen nahm sich vorzüglich Boie seiner an, der die Bekanntschaft mit den jüngeren Göttinger Freunden vermittelte, ihn in seinen guten Vorsätzen bestärkte und ihm bei seinen poetischen Arbeiten als strenger Kritiker zur Seite stand. Von Boie, der durch Ramler in die Gesetze des Versbaues eingeweiht und mit den äußeren Mitteln der künstlerischen Darstellung bekannt gemacht worden war, lernte Bürger die schwere Kunst, die Mängel seiner ersten Entwürfe zu erkennen und ihnen durch mühevolles Arbeiten und wiederholtes Feilen die größtmöglichste Vollendung zu geben. Durch den nämlichen Freund, der seine Gedichte in den Musenalmanach aufnahm, wurden dieselben bekannt, und den Bemühungen desselben hatte er es endlich zu verdanken, daß er die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen erhielt, wodurch sich auch sein Großvater mit ihm aussöhnte, der nicht nur seine Schulden bezahlte, sondern ihm auch durch Stellung der nothwendigen Caution die Uebernahme des Amtes möglich machte. Früher schon hatte der treffliche Gleim den wärmsten Antheil an ihm genommen und ihn nach seiner Weise mit Rath und That kräftig unterstützt. Doch war das Glück, welches ihn jetzt zu begünstigen schien, nicht von langer Dauer. Abgesehen davon, daß seine Stelle nur kärglich besoldet und daß sie mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, verlor er bald den größern Theil der Cautionssumme, die er bei einem Unwürdigen niedergelegt hatte, wodurch der Grund zu der fortdauernden Zerrüttung seiner Vermögensumstände gelegt wurde. Im J. 1774 heirathete er die ältere Tochter des Justizamtmanns Leonhart in Niedeck; aber hatte er wegen der kärglichen Besoldung schon mit Sorgen zu kämpfen, so wurde diese Ehe dadurch noch verderblicher für ihn, daß er bald von der glühendsten Leidenschaft für die jüngere Schwester seiner Frau erfüllt wurde. Diese entschloß sich, wie er selbst in einem Briefe an seine nachherige dritte Frau schreibt, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Schwester, die er in vielen Gedichten feiert, es wirklich zu sein, und so bildete sich zwischen den drei Personen ein auf der schreiendsten Unsittlichkeit beruhendes Verhältniß, welches die traurigsten Folgen haben mußte. Im J. 1776 übernahm er auf Bitte des Buchhändlers Dieterich die Redaction des nach Abgang Boie's von Göckingk besorgten Göttingischen Musenalmanachs, wodurch er mit diesem und Voß in unangenehme Verwickelungen gerieth, da diese, in der Ueberzeugung, daß jener zu erscheinen aufhöre, einen neuen, den Hamburger, unternommen hatten. In demselben Jahre gab er auch die erste Sammlung seiner „Gedichte" (Gött. 1776) heraus, welche seinen Ruhm durch ganz Deutschland verbreiteten, ihm aber wegen der vielen Nachdrücke wenig Gewinn brachten, so daß seine ökonomischen Umstände immer noch drückend blieben. Zwar erhielt er durch den Tod seines Schwiegervaters ein nicht unbedeutendes Vermögen, aber er konnte sich desselben nicht lange freuen. Um sich eine unabhängigere Stellung zu gründen, übernahm er nämlich im J. 1780 eine große Pachtung in Appenrade; da jedoch weder er, noch seine Frau die

nöthigen Kenntnisse hatten, mußte er sie nach drei Jahren mit Aufopferung des größten Theils seiner Erbschaft wieder aufgeben. Dazu kam noch, daß er sich gegen die Mitte des J. 1784 in Folge harter und allerdings zum Theil begründeter Anklage genöthigt sah, sein Amt niederzulegen. Er ging nun nach Göttingen, wo er als Privatlehrer Vorlesungen über Aesthetik, deutschen Styl und ähnliche Gegenstände hielt und auch einzelne Studirende unterrichtete. Einige Monate vorher war seine Frau gestorben, und im J. 1785 heirathete er seine heißgeliebte Molly, die ihm schon früher einen Sohn geboren hatte. Nach kurzem Glücke starb dieselbe in Folge ihrer Entbindung, und dieser Schlag traf ihn so hart, daß er von nun an nicht mehr wieder zur vollen Geistesheiterkeit und Kraft gelangte. Da seine Vorlesungen ihm nicht so viel eintrugen, als er zum Lebensunterhalt bedurfte, mußte er zu Uebersetzungen und ähnlichen Fabrikarbeiten seine Zuflucht nehmen, was seinen Geist noch mehr herabdrückte und zudem war ihm der Aufenthalt in Göttingen schon lange vorher zur Qual geworden, weil die gelehrten Professoren ihn als bloßen Schöngeist verachteten und ihn diese Verachtung oft auf unwürdige Weise fühlen ließen. Zwar wurde ihm im J. 1787 bei Gelegenheit der 50jährigen Jubelfeier der Universität von der philosophischen Facultät die Doctorwürde ertheilt, und zwei Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt; allein da kein Gehalt damit verbunden war, blieben seine Verhältnisse gleich drückend. Der Wunsch, seinen 3 Kindern eine Mutter zu geben, bewog ihn, sich im J. 1790 mit Maria Christine Elise Hahn (S. 41) zu verbinden, welche, von seinen Gedichten hingerissen, sich ihm in einem Gedichte öffentlich zur Frau angeboten hatte. Aber schon nach wenig Wochen verschwand das geträumte Glück; seine Frau war leichtsinnig, zerstreuungssüchtig und ohne Sinn für das häusliche Leben; und da sich Bürger endlich sogar von ihrer Untreue überzeugen mußte, ließ er sich im Anfang des J. 1792 von ihr scheiden. Da kurz vorher eine harte Recension seiner Gedichte von Schiller erschienen war, die ihm alles Selbstvertrauen auf sein Talent raubte, seine ökonomischen Verhältnisse immer drückender wurden, und er sich auch von seinen Freunden verlassen sah, verlor er, bis in das Innerste seiner Seele erschüttert, allen Lebensmuth und alle Lebenskraft. Auch entwickelte sich bald ein Brustleiden, das ihn ganz unfähig zur Arbeit machte und endlich seinen Tod herbeiführte. Er starb am 8. Juni 1794, nachdem seine letzten Tage noch durch ein unerwartetes Geschenk der hannoverschen Regierung erheitert worden waren.

Wir haben die Schicksale Bürgers in ausführlicherer Darstellung mitgetheilt, weil sich seine Poesien im Ganzen wie im Einzelnen nur dann richtig beurtheilen lassen, wenn man sich des Gangs recht bewußt ist, den sein Leben nahm, und der allerdings zum Theil durch äußere außer seinem Willen liegende Umstände bestimmt wurde, aber doch wesentlich eine Folge seiner Natur war, da der Mangel an festem Willen, die Schwäche seines Charakters ihn zum größten Theile den unglücklichen Verhältnissen Preis gab, die sein Leben entwürdigten, verbitterten und zerstörten. Und diese Schwäche zeigt sich sogar in seinen ästhetischen Ansichten, oder vielmehr in den Folgerungen, die er aus ihnen zog. Von Natur zum Volksmäßigen sich neigend und schon in seiner Kindheit durch seine Vorliebe für die alten Kirchenlieder darauf geleitet, hatte er später die Ideen Herders mit aller Begeisterung, deren er fähig war, aufgenommen. Aber so vortrefflich er sie in guten Stunden zu verwirklichen verstand, so zeigte sich schon früh die bedauernswerthe Unsicherheit in seinen Ansichten, und er schwankte von der einen Auslegung zu der andern. Nur in wenigen Dichtungen erfaßte er die Volksmäßigkeit in ihrer wahren Bedeutung, in andern schien es, als ob er dieselbe in dem bänkelsängerischen Ton mit all seiner Rohheit und Gemeinheit suche; später verwechselte er Volksmäßigkeit mit Popularität. Den in der Vorrede zur 1. Ausgabe seiner Gedichte ausgesprochenen Satz, „Volkspoesie sei die vollkommenste und die einzig wahre", modificirte er in der Vorrede zur 2. Auflage dahin, daß er sagte, „Popularität eines poetischen Werks sei das Siegel seiner Vollkommenheit". Aber auch hiemit verband er keinen deutlichen Begriff, oder vielmehr er legte dem Worte einen ganz andern Begriff bei, als den gewöhnlichen, und er verstand darunter den Gegensatz zur gelehrten Poesie, diejenige allgemein verständliche Haltung und Darstellung, die jedem Bildungszustande angemessen sei und von Jedem mit gesundem Sinne aufgefaßt werden könne, wenn er auch keine gelehrte Bildung habe. Es läßt sich dagegen Nichts einwenden, und wir erkennen hierin den Einfluß der ästhetischen Ansichten des vorigen Zeitraums; aber leider hielt Bürger nicht immer fest an diesem Grundsatz oder ließ ihn vielmehr selten rein und ungetrübt zur Erscheinung gelangen. Und dieses Schwanken zeigt sich nicht nur darin, daß, wie schon bemerkt, die einzelnen Dichtungen bald von dieser, bald von jener Auffassungsweise beherrscht werden, es wird hauptsächlich dadurch verderblich, daß es selbst innerhalb der einzelnen Poesien erscheint, und das schönste Gedicht oft durch die Vermischung des Tons verunstaltet wird.

Welcher Ton aber auch in seinen Dichtungen durchklingt, ob der volksmäßige vorherrscht oder die von ihm sogenannte Popularität, immerhin steht Bürger mit seinen Göttinger Freunden im vollsten Gegensatz, und es ist daher leicht erklärlich, warum er nicht auch wirkliches Mitglied des Hainbundes wurde. Dieser war, wie wir uns erinnern (S. 15), seinem ganzen Wesen nach auf Klopstock gegründet, dessen Ideen und Formen man sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit aneignete; Bürger war schon zu sehr mit dem wirklichen Leben bekannt, es war sein Geschmack schon viel zu gebildet, und er war, was wohl am einflußreichsten war, viel zu sinnlich, er hatte zudem ein viel zu wahres poetisches Talent, als daß er in die Klopstock'sche Manier sich hätte verirren können. Auch hat er nicht ein einziges Gedicht in den alten Sylbenmaßen gedichtet, während die Göttinger gerade diese Form bevorzugten, wenn sie ihre Lieblingsideen darstellen wollten.

Bürger besaß alle die Eigenschaften, die einen wirklichen Dichtergeist bezeichnen; er hatte eine lebendig regsame Einbildungskraft, ein tiefes und eben so weiches, als warmes Gefühl, und wie er alle Eindrücke rasch und sicher in sich aufnahm, so war er zugleich mit einer großen Kraft schöpferi-

scher Gestaltungsfähigkeit begabt. Zudem beherrschte er die Sprache mit wunderbarer Gewandtheit; alle ihre geheimsten Schätze standen ihm zu Gebote, und insbesondere gelingt es ihm in hohem Grade, das tiefe, den ganzen Menschen erfassende Gefühl in den einfachsten, aber eben deshalb auch wirkungsvollsten Lauten darzustellen, und an Wohllaut erreicht ihn außer Göthe kaum ein anderer deutscher Dichter. So oft er sich seinem Talent überläßt, ist er wahrhaft groß, im Lyrischen, wie im Epischen, und seine bessern Dichtungen in beiden Gattungen gehören zu den Meisterwerken der deutschen Literatur.

Seine epischen Dichtungen werden später besprochen werden, hier erwähnen wir bloß, daß er in diesen vorzüglich nach dem Volksthümlichen strebte, und in ihnen daher auch besonders in das Bänkelsängerische verfiel, während seine lyrischen Dichtungen mehr von dem Grundsatz der Popularität beherrscht werden, in dem Sinne nämlich, den er diesem Worte beilegte.

Zwar hat er hie und da den volksmäßigen Ton auch in lyrischen Gesängen anzuschlagen versucht, aber es ist ihm nur in wenigen gelungen, wie in dem trefflichen „Lied an den lieben Mond" (4), das beinahe an den Wandsbecker Boten erinnert, und durch seine glückliche Vermischung des Gefühlvollen und Zärtlichen mit loser Schalkheit, Muthwillen und drolliger Laune von höchst glücklicher Wirkung ist. In einigen nach Volksmäßigkeit strebenden Liedern verfällt er auch wohl in das Platte und Triviale, doch sind ihrer im Verhältniß nur wenige und wir hätten sie ganz unbesprochen lassen können, wenn sich nicht gerade in ihnen recht lebendig zeigte, wie tief das schönste Talent fallen kann, wenn es nicht von festen sittlichen und ästhetischen Ansichten geleitet wird. Unter seinen übrigen lyrischen Dichtungen haben wir vor Allem diejenigen, in welchen sich sein Talent frei und lebenskräftig entfaltet, von denen zu unterscheiden, in denen es von inneren oder äußeren Sorgen niedergedrückt wird. Seine Liebe zu Molly bildet den Stoff der zum größten Theil hieher gehörigen Gedichte; aber weil diese Liebe, wie er selbst sagt, eine Krankheit war*), so bot sie an und für sich keinen glücklichen Stoff dar, da das Krankhafte seinem Wesen nach Schönheit ausschließt und einer wahrhaft künstlerischen Entfaltung widerstrebt. Uebrigens war dieses Verhältniß, wie schon Schiller in seiner oben angeführten Recension mit vollem Rechte bemerkte, zu individuell; denn wenn auch jeder Stoff, und namentlich der lyrische, eine individuelle Grundlage haben muß, weil sich die Dichtung nur bei einer solchen zur anschaulichen Wahrheit gestalten kann, so muß er doch zugleich auch allgemeiner Natur sein, weil er sich nur dann zum Idealen zu erheben vermag. Dies war aber bei dem so ganz speciellen, eigentlich nur ihm verständlichen Verhältniß nicht der Fall, und es erscheint daher der Dichter stets von seiner verzehrenden Leidenschaft beherrscht und zerrissen, statt daß er sie beherrsche und das in ihr liegende tragische Element durch eine höhere Weltanschauung versöhne. Nur dann, wenn es ihm gelingt, das besondere Verhältniß ganz zu vergessen, wird er vortrefflich, mag er dann das Glück der belohnten Liebe feurig besingen, wie in dem „Neuen Leben" (2), die Geliebte mit der Begeisterung des Liebenden preisen, wie in dem trefflichen Liede „Die Holde, die ich meine" (3), oder den Schmerz der unglücklichen Liebe so wahr und so treu schildern, wie in „Himmel und Erde" (5). Aber freilich sind im Ganzen nur wenige Lieder, welche diesen Stoff behandeln, in dieser Höhe gehalten, und wenn man auch in ihnen die Meisterschaft der Darstellung, die Fülle der poetischen Malerei, die glühende Sprache und den unübertrefflichen Wohllaut bewundern muß, obgleich die meisten einzelne, beinahe unübertreffliche Schönheiten haben, wie die Elegie „Als Molly sich losreißen wollte", so hinterlassen sie doch aus den oben entwickelten Gründen einen peinlichen Eindruck, der die Freude an der Schöpfung nicht aufkommen läßt.

Am höchsten steht er aber, wenn er andere Stoffe behandelt, und man erkennt bewundernd die ganze Größe des dichterischen Talents, das ohne Zweifel das Höchste hätte erreichen können, wenn es mit sittlicher Kraft gepaart gewesen wäre. So ist „Das Dörfchen" (1), eines seiner früheren Gedichte, in Absicht auf Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, noch unübertroffen, nur wenige bieten eine solche Harmonie des Inhalts und der Form, und wie ist jener so anmuthig und gefällig, diese so zart und lieblich! „Das Blümchen Wunderhold" (7) ist eine der trefflichsten Allegorien, die irgend eine Literatur aufzuweisen hat; es ist gedankenreich, voll Anschaulichkeit und stellt die Bescheidenheit, ihren Einfluß, ihre Wirkungen, ihren hohen Reiz mit hinreißender, wahrhaft entzückender Lebhaftigkeit dar. Die Anlage zeugt von hoher Kunst, und die gefühlvolle Anspielung auf Molly (Str. 9. 10) ist von ergreifender Wirkung: sie verletzt nicht, weil ihr Tod uns mit ihr und dem Dichter versöhnt, der seiner Geliebten kein schöneres Denkmal setzen konnte.

Bürger hat sich auch dadurch kein geringes Verdienst erworben, daß er die schöne, seit Gottsched ganz in Vergessenheit und Mißachtung gekommene Form des Sonetts wieder einführte, die er mit Meisterschaft behandelte, und einige derselben (6. 8) sind nach jeder Beziehung hin vollendet zu nennen, wie denn selbst Schiller Bürgers Sonette für Muster ihrer Art erklärt, „die sich auf den Lippen des Declamators in Gesang verwandeln".

Eine hervorragende Seite in Bürgers Gedichten ist die Correctheit derselben, ein Vorzug, den er jedoch nur der unverdrossensten Anstrengung verdankte. Denn von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Form im Ganzen und der Ausdruck im Einzelnen mit dem Inhalt im vollständigsten Einklang stehen müsse, suchte er denselben durch unablässiges Feilen und Ueberarbeiten zu erreichen, und er gelangte auf diesem mühevollen Weg nicht nur zur möglichst schönsten Form, es gewann selbst der Inhalt in bedeutendem Maße, indem er oft nothwendige, im Feuer der ersten Schöpfung übergangene Gedanken ergänzt, oder andere, die nur ungenügend angedeutet waren, lebendigere und wirkungsvollere Entfaltung erhielten.

Obgleich Bürger in seinen epischen Gedichten am großartigsten ist und am meisten wirkte, war er auch als Lyriker von mächtigem Einfluß auf die

*) „Daran erkenn' ich zwar und finde — Krankheit schwer und unheilbar". (Als Molly sich losreißen wollte.)

Entwickelung der deutschen Poesie, indem er gleichsam das verbindende und versöhnende Mittelglied zwischen Wieland und den Originalgenies wurde, indem er, wie diese, das Leben in seine poetischen Rechte einsetzte und, wie jener, nach Schönheit der Form strebte und das musikalische Element der Sprache mit ausgezeichnetem Glück ausbildete, wodurch er zugleich der von seinen Göttinger Freunden wieder hervorgesuchten Klopstock'schen Manier mit ihrer Strenge und Härte einen erfolgreichen Widerstand leistete, und der Poesie die Anmuth und lebendige Fülle rettete, die außer ihm keinen Vertreter hatte. Denn wenn sie auch in Göthe's Liedern in noch größerer Weise erschien, so trat dieser Vorzug bei demselben doch nicht so lebendig und Allen erfaßbar hervor, weil er nur Eine Seite seiner Größe bildete, und mit den übrigen Vorzügen zu so harmonischer Einheit verbunden war, daß er nicht besonders hervorglänzte, während er bei Bürger die wesentlichste Schönheit bildete, und daher auch selbst ungebildeteren Lesern bemerkbar werden mußte.

1. Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schönre Auen
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Blühn nirgends mehr.
Welch ein Gefilde,
Zum schönsten Bilde
Für Dietrich's Hand!
Hier Felsenwand,
Dort Aehrenfelder
Und Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferey,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrey!
So nenn' ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedeley,
Worinn ich lebe
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm' und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin;
Läßt bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und alle Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen;
Ihr schneller Lauf
Geht bald hinnieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.
Schön ist die Flur;
Allein Elise
Macht sie mir nur
Zum Paradiese.
Der erste Blick
Des Morgens wecket
Auch unser Glück.
Nur leicht bedecket,
Führt sie mich hin,
Wo Florens Beete
Die Königin
Der Morgenröthe
Mit Thränen näßt,
Und Perlen blitzen
Von allen Spitzen
Des Grases läßt.
Die Knospe spaltet
Die volle Brust;
Die Blume faltet
Sich auf zur Lust.
Sie blüht, und blühet
Doch schöner nicht,
Als das Gesicht
Elisens glühet.
Wann's heißer wird,
Geht man selbander
Zu dem Mäander,
Der unten irrt.
Da sinkt zum Bade
Der Schäferin
An das Gestade
Das Röckchen hin.
Soll ich nicht eilen,
Die Lust zu theilen? —
Der Tag ist schwül,
Geheim die Stelle,
Und klar und kühl
Die Badequelle.
Ein leichtes Mahl
Mehrt dann die Zahl
Von unsern Freuden.
In weichem Gras,
An Pappelweiden
Steht zwischen Beyden
Das volle Glas.
Der Trunk erweitert
Nun bald das Herz
Und Witz erheitert
Den sanften Scherz.
Sie kommt und winket
Und schenkt mir ein,
Doch lachend trinket
Sie selbst den Wein;
Flieht dann und dünket
Sich gut versteckt;
Doch bald entdeckt,
Muß sie mit Küssen
Den Frevel büßen.
Drauf mischet sie
Die Melodie
Der süßen Kehle
In das Ahi
Der Philomele,
Die so voll Seele
Nie sang, wie sie.
So zirkeln immer
Lust und Genuß;
Und Ueberdruß
Befällt uns nimmer.
O Seligkeit!
Daß doch die Zeit
Dich nie zerstöre!
Mir frisches Blut!
Ihr treuen Muth
Und Reiz gewähre!
Das Glück mag dann
Mit vollen Händen
An jedermann,
Der schleppen kann,
Sich arm verschwenden;
Ich seh' es an,
Entfernt vom Neide,
Und stimme dann
Mein Liedchen an
Zum Tanz der Freude.
Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier.

2. Das neue Leben.

1. Eva! wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!
O vor welcher Sonne floh

Meines Lebens Nacht von hinnen?
Wie so holden Gruß entbot
Mir das neue Morgenroth!

2. Aus Aurorens goldnem Thor
Schweben Himmelsphantasieen.
Ueberall vernimmt mein Ohr
Neue Wonnemelodieen,
Nie gefühlte Frühlingsluft
Weht mich an mit Balsamduft.

3. Bin ich dem Olymp so nah'?
Kost' ich schon der Götter Mahle?
Speißet mich Ambrosia?
Tränket mich die Nektarschale?
Reicht die junge Hebe gar
Mir den Wein des Lebens dar?

4. Liebe, deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren.
Ohne Wandel! Ewig so!
Ewig jung und ewig froh!

3. Die Holde, die ich meyne.

1. O was in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meyne, lacht!
Verkünd' es laut, mein frommer Mund;
Wer that sich in dem Wunder kund,
Wodurch in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meyne, lacht?

2. Wer hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt? —
Er, welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgespannt,
Er hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt.

3. Wer tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß?
Er, der die sanfte Lieblichkeit
Der jungen Mandelblüthe leiht,
Er tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß.

4. Wer schuf der Holden Purpurmund
So würzig süß, so lieb und rund? —
Er, der mit Süßigkeit so mild
Die Amarelle würzt und füllt,
Er schuf der Holden Purpurmund
So würzig süß, so lieb und rund.

5. Wer ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn?
Er, der in seinem milden West
Die goldnen Halme wallen läßt,
Er ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn.

6. Wer gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang? —
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang.

7. Wer hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust? —
Er auch, durch den ihr Ebenbild,
Des Schwanes Brust, von Flaumen schwillt,
Er hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust.

8. Durch welches Bildners Hände ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart? —
Durch ihn, der wohl zu jeder Frist
Der Schönheit Bildner war und ist,
Durch ihn, den höchsten Bildner, ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart.

9. Wer blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein?
Wer sonst, als Er nur, dessen Ruf
Die Engel seines Himmels schuf?
Er blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein. —

10. Lob sey, o Bildner, deiner Kunst,
Und hoher Dank für deine Gunst,
Daß so dein Abbild mich entzückt
Mit Allem, was die Schöpfung schmückt!
Lob sey, o Bildner, deiner Kunst
Und hoher Dank für deine Gunst! —

11. Doch ach! für wen auf Erden lacht
Die Holde so in Liebespracht? —
O Gott, bey deinem Sonnenschein!
Fast möcht' ich nie geboren seyn,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Die Holde mir auf Erden lacht.

4. Auch ein Lied an den lieben Mond.

1. Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!
Man freuet sich, ihn noch fein wohl zu sehn.
Willkommen mir vor allem Sterngewimmel!
Vor allem Sterngewimmel lieb' und schön! —

2. Was lächelst du so bittlich her, mein Theurer?
Willst du vielleicht so was von Sing und Sang?
Ganz recht! Wofür auch wär ich sonst der Leirer,
Deß Saitenspiel bisher — so so! — noch klang?

3. Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihen,
Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
Da alle Dichter dir ein Schärflein weihen,
Wollt' ich allein dich stumm vorüber gehn.

4. Auch bist du's werth, mein sanfter, holder, lieber...
Ich weiß nicht recht, wie ich dich nennen soll!
Mann oder Weib. — Schon lange war ich über
Und über deines warmen Lobes voll.

5. So wissen's dann die Jungen und die Alten,
Was immerdar auch meine Wenigkeit
Vom schönen lieben Monde hat gehalten,
Und halten wird in alle Ewigkeit!

6. Die Sonn' ist zwar die Königinn der Erden,
Das sey hiemit höchst feierlich erklärt!
Ich wäre ja von ihr beglänzt zu werden,
Verneint' ich dies, nicht eine Stunde werth.

7. Wer aber kann, wenn sie im Strahlenwagen
Einher an blauer Himmelsstraße zieht,
Die Glorie in seinem Aug' ertragen,
Die ihre königliche Stirn umglüht?

8. Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet dich;
Allein du bist so mehr, wie Unsereiner,
Und dieses ist gerade recht für mich.

9. Ich würde mich für wahr nicht unterstehen,
Mit ihrer hocherhabnen Majestät
So brüderlich und traulich umzugehen,
Wie man noch wohl mit dir sich untersteht.

10. Die Sonne mag uns tausend Segen schenken,
Das wissen wir und danken's herzlich ihr.
Doch weiß sie auch es wieder einzutränken,
Und sengt und brennt oft desto baß dafür.

11. Du aber, aller Kreaturen Freude,
Den jeder Mund so treu und froh begrüßt,
Bist immer gut, thust nimmer was zu Leide,
Kein Biedermann hat je durch dich gebüßt.

12. Wär' ohne sie die Welt nur hell und heiter,
Und frör' es nur nicht lauter Eis und Stein,
Und Wein und Korn und Obst gediehe weiter,
Wer weiß? so ließ ich Sonne Sonne seyn.

13. Dich ließ ich mir in Ewigkeit nicht nehmen,
Wofern mein armes Nein was gelten kann,
Ich würde bis zum Kranken mich zergrämen,
Verlör' ich dich, du trauter Nachtkumpan!

14. Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit dir gekoset wird?

15. Wen hätt' ich sonst, wann über lange Nächte
Entschlummern mich, du weißt wohl was, nicht läßt,
Dem ich es so vertrauen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

5. Himmel und Erde.

1. In dem Himmel quillt die Fülle
Der vollkommnen Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieser Fülle
Labsal für der Erde Leid;

2. Für das Leid, das meiner Tage
Schöne Rosenfarbe bleicht,
Das ich tief im Busen trage,
Das ich Arzt und Priester klage,
Welches keinem Balsam weicht.

3. Längst sind über Thal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm sind meiner Hoffnung Flügel,
Rauher Hindernisse Hügel
Sprechen selbst den Wünschen Hohn. —

4. Dennoch setzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerstab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beschwerden
Noch den längsten Pfad hinab.

6. Die Eine. (Sonett.)

Nicht selten hüpft, dem Funken gleich im Haine,
Der Flattersinn mir keck vor's Angesicht:
„Warum, o Thor, warum ist denn nur Eine
Dein einziges, dein ewiges Gedicht?
Ha! glaubst du denn, weil diese dir gebricht,
Daß Liebe dich mit keiner mehr vereine?
Der Gram um sie beflort dein Augenlicht;
Und freylich glänzt durch diesen Flor dir Keine.
Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blühn schön und süß viel Mädchen noch und Frauen,
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen."
Ach, Alles wahr! Vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?

7. Das Blümchen Wunderhold.

1. Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnen-Strahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

2. Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft;
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

3. Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön;
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's wie ein Talisman
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

4. Auf steifem Hals ein Strotzenhaupt,
Das über alle Höh'n
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

5. Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

6. Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

7. O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In feinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

8. O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

9. Ich sing', o Lieber, glaub es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

10. Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war. —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar. —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

11. Wohl hundert Mahl verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wenn ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

12. O, was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth,
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold".
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

8. An das Herz. (Sonett.)

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beygesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.
Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?
Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt,
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.
Aber, ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Thitons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Wenn das Leben Bürgers einen schmerzlichen Eindruck auf uns macht, so erregt dagegen das seines Freundes Hölty ein wehmüthiges Gefühl, welches auch der Grundzug seiner Dichtungen ist.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. den 21. Dec. 1748 zu Mariensee im Hannöverschen, hatte schon in früher Jugend schwere Krankheiten zu bestehen, so die Blattern, als er neun Jahre alt war, bei denen er Gefahr lief, das Gesicht zu verlieren. Als er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, verdoppelte er den frühern Fleiß, um das Versäumte nachzuholen, so daß er schon im J. 1765 die Schule in Celle beziehen konnte, wo er nicht nur die alten Sprachen, sondern auch durch Privatfleiß das Englische gründlich erlernte. Im J. 1769 bezog er wohlvorbereitet die Hochschule zu Göttingen, um sich der Theologie zu widmen, die er mit Eifer studirte; aber ganz glücklich fühlte er sich nur, wenn er sich mit Poesie beschäftigen konnte, sei es, daß er mit seinen



Freunden, mit welchen er den Hainbund stiftete, die klassischen Werke der Alten und Neuern gemeinschaftlich las, sei es, daß er selbst dichtete. Doch war die Zeit, die er darauf verwenden konnte, sehr beschränkt, da er bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater, einem kärglich besoldeten Pfarrer erhielt, noch Privatunterricht ertheilen oder übersetzen mußte, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Von Natur zur Schwermuth geneigt, nahm dieselbe nur mehr zu, als das Mädchen heirathete, das er mit glühender Leidenschaft liebte (1), was er ihr freilich nie eröffnete und als sich zudem 1774 die ersten Spuren der Auszehrung zeigten und ein Jahr später sein Vater starb. Zwar trat in Folge einer längeren Kur einige Besserung ein, aber sie dauerte nicht lange an; er ging nach Hannover, um sich der Leitung des berühmten Zimmermann anzuvertrauen, aber es scheiterte alle Kunst an dem schon unheilbaren Uebel und er starb am 1. September 1776, noch nicht 28 Jahre alt, nachdem er im Vorgefühle seines Todes die schöne Ode „Auftrag" (12) gedichtet hatte.

Hölty ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer neuen Literatur; er besitzt jene Anmuth des Sinns und Gemüths, welche im Leben und Umgang, wie in der Dichtung die Herzen gewinnt und ob der man die Abwesenheit höherer Eigenschaften so leicht und gern übersieht. Seine Dichtungen machen aber vorzüglich deshalb einen erfreulichen Eindruck, weil sie auf Wahrheit beruhen. „Er ist ganz so," schrieb Voß schon im J. 1772 an seinen Freund Brückner, „wie er sich in seinen Gedichten malt" (Briefe 1, 36). Daher ist auch das sentimentale Element, das seine Lieder durchzieht, von ganz anderer Art, als bei Klopstock und einigen andern Genossen des Hainbunds; es ist nicht gemacht, wie bei jenen, sondern der wahrste Ausdruck seines eigenthümlichen Wesens. Seine Kränklichkeit hatte ihn schon früh mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht, und dies hatte eine tiefe Wehmuth über sein ganzes Wesen verbreitet, welche sich auch in seinen Dichtungen aussprach. Daher wählte er auch gern solche Stoffe, in denen der Tod den Hintergrund bildete, der ihm stets als ein Erlöser von den Leiden des Erdenlebens erschien und den er daher als einen Freund anzusehen sich angewöhnt hatte, welcher ihn dereinst mit allen seinen Lieben vereinigen würde (11). Am liebsten sang er von dem Tod, der die frisch blühende Jugend ereilt (3. 4), darin schon die Ahnung seines eigenen frühzeitigen Todes aussprechend, wenn er sie auch nicht in bestimmte Worte einkleidete. Noch wirkungsvoller erscheint aber dieser Gedanke, wenn er ihn in den der Lebenslust gewidmeten Liedern ausspricht. So mächtig ihn nämlich das Gefühl seines frühen Todes auch ergriffen hatte, so hatte es ihn doch keineswegs niedergeschmettert, oder auch nur gebeugt; vielmehr bewahrte er bis zum letzten Augenblicke die liebenswürdigste Heiterkeit und ächt jugendliche Freude am Leben, an der Natur und an gesellschaftlicher Lust. Auf dem Lande erzogen, hatte er bis zu seinem Tode das reinste und tiefste Gefühl für die Schönheit der Natur bewahrt; und wenn er das Landleben und das Glück desselben (2), wenn er den Frühling (5. 7) oder die gesellschaftliche Freude (7) besang, so konnte ihm der stets wieder auftauchende Gedanke an den nahen Tod doch die Heiterkeit nicht rauben, ja er fand darin nur eine stärkere Aufmunterung, sich des Lebens zu freuen, so lang ihm Gott dasselbe noch schenke (9). Es stieg sogar die jugendliche Lebenslust bis zum Muthwillen, wie in der „Petrarchischen Bettlerode", in welcher er das bekannte Lied von Joh. G. Jacobi „Wenn im leichten Hirtenkleide" mit vielem Witz parodirte, oder in den Travestien der Ovidischen Erzählungen von Narciß und Echo und von Philemon und Baucis.

Hölty's Talent war allerdings beschränkt, wie er selbst mit der ihm eigenthümlichen liebenswürdigen Bescheidenheit bekennt (10); und wenn er von der Zeitrichtung oder von dem Einfluß seiner Umgebungen verleitet, sich in Gebiete verirrte, die seiner Natur nicht entsprachen, sei es, daß er sich in Romanzen versuchte, oder in Klopstock'scher Weise das Vaterland und die Freiheit besingen wollte, so sinkt er bis zur gewöhnlichsten Versmacherei herab, er wird matt, unwahr und unpoetisch. Aber glücklicher Weise verläßt er den ihm angewiesenen Kreis nur selten, und weil er sich auf denselben beschränkt, erreicht er innerhalb desselben auch eine um so bedeutendere Höhe, die sich namentlich in der vollständigsten Harmonie des Inhalts und der Form beurkundet; eine Harmonie, die wir in den tief wehmüthigen Gesängen, wie in den leichten, vom ungetrübten Frohsinn eingegebenen Liedern wahrnehmen, die sich eben so sehr in den gereimten, wie in den reimlosen Gedichten kundgibt. Denn wenn er auch die von Klopstock eingeführten antiken Versmaße öfters gebraucht, so behandelt er dieselben doch auf eine so eigen-

thümliche Weise, er legt so viel Wohllaut und Leichtigkeit in dieselbe, daß wir ganz andere Rhythmen hören, als bei Klopstock und seinen Nachfolgern, und es muß überhaupt an Hölty gerühmt werden, daß er sich unter allen Dichtern des Hainbundes, welche in den griechischen Versmaßen sangen, von der Klopstock'schen Manier am freiesten hielt.

1. An den Mond.

1. Was schauest du so hell und klar
Durch diese Apfelbäume,
Wo einst dein Freund so selig war,
Und träumte süße Träume?
Verhülle deinen Silberglanz,
Und schimmre, wie du schimmerst,
Wenn du den frühen Todtenkranz
Der jungen Braut beflimmerst!

2. Du blickst umsonst so hell und klar
In diese Laube nieder;
Nie findest du das frohe Paar
In ihrem Schatten wieder!
Ein schwarzes, feindliches Geschick
Entriß mir meine Schöne!
Kein Seufzer zaubert sie zurück,
Und keine Sehnsuchtsthräne!

3. O wandelt sie hinfort einmal
An meiner Ruhestelle,
Dann mache flugs mit trübem Strahl
Des Grabes Blumen helle!
Sie setze weinend sich auf's Grab,
Wo Rosen niederhangen,
Und pflücke sich ein Blümchen ab,
Und drück' es an die Wangen.

2. Das Landleben.

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er Dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht Deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

5. Ruht in wehendem Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsack,
Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krummen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

9. Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

10. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

3. Elegie auf ein Landmädchen.

1. Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

2. Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nasses Blickes
Ihrer Freundinn einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du, gutes, frommes Mädchen, bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

3. Wie ein Engel stand im Schäferkleide,
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür:
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier,
Ihre Fächer waren Zephirs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

4. Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick,
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

5. Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Folgen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Waizengarbe,
Lächelt ihm zur Arbeit Muth;

6. Band den Waizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

7. Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen
Und die Grabgesänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
Nasses Auges an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

8. Schlummre sanft, du gute fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar;
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

4. Lied eines Mädchens.
(Auf den Tod ihrer Gespielin.)

1. Vier trübe Monden sind entflohn,
Seit ich getrauert habe;
Der falbe Wermuth grünet schon
Auf meiner Freundinn Grabe.
Da horch ich oft im Mondenglanz
Der Grillen Nachtgesange
Und lehn' an ihren Todtenkranz
Die bleich gehärmte Wange.

2. Da sitz ich armes, armes Kind
Im kalten Abendhauche;
Und manche Sehnsuchtsthräne rinnt
Am falben Wermuthstrauche.
Der Flieder und die Linde wehn
Mir bange Seelenschauer,
Und hohe düstre Schatten gehn
Rings an der Kirchhofmauer.

3. Die Kirchenfenster regen sich,
Es regen sich die Glocken;
Es glänzt! es glänzt! Ach! seh' ich dich
Mit deinen hellen Locken?

Der Mond ist's, so, der Wolk' entrollt,
In's Kirchenfenster schimmert,
Am rothen Band, am Flittergold
Der Todtenkränze flimmert!

4. O komm zurück! o komm zurück
Von deines Gottes Throne!
O komm auf einen Augenblick
In deiner Siegerkrone!
In deinem neuen Engelreiz
Erscheine mir, erscheine,
Die ich, gelehnt ans schwarze Kreuz,
Auf deinem Grabe weine!

5. Mailied.

1. Grüner wird die Au,
Und der Himmel blau;
Schwalben kehren wieder
Und die Erstlingslieder
Kleiner Vögelein
Zwitschern durch den Hain.

2. Aus dem Blüthenstrauch
Weht der Liebe Hauch;
Seit der Lenz erschienen,
Waltet sie im Grünen,
Malt die Blumen bunt,
Roth des Mädchens Mund.

3. Brüder, küsset ihn!
Denn die Jahre fliehn,
Da wir küssen können,
Und von Liebe brennen!
Küßt ihn, Brüder, küßt,
Weil er kußlich ist!

4. Seht, der Tauber girrt!
Seht, der Tauber schwirrt
Um sein liebes Täubchen!
Nehmt euch auch ein Weibchen,
Wie der Tauber thut,
Und seid wohlgemuth!

6. Trinklied im Mai.

1. Bekränzet die Tonnen,
Und zapfet mir Wein;
Der Mai ist begonnen,
Wir müssen uns freun!
Die Winde verstummen,
Und athmen noch kaum;
Die Bienlein umsummen
Den blühenden Baum.

2. Die Nachtigall flötet
Im grünen Gebüsch;
Das Abendlicht röthet
Uns Gläser und Tisch.
Bekränzet die Tonnen,
Und zapfet mir Wein;
Der Mai ist begonnen,
Wir müssen uns freun!

3. Zum Mahle, zum Mahle
Die Flaschen herbei!
Zween volle Pokale
Gebühren dem Mai.
Er träuft auf die Blüthen
Sein Roth und sein Weiß;
Die Vögelein brüten
Im Schatten des Mais.

4. Er schenket dem Haine
Verliebten Gesang,
Und Gläsern beim Weine
Melodischen Klang;
Giebt Mädchen und Knaben
Ein Minnegefühl,
Und herrliche Gaben
Zum Kuß und zum Spiel.

5. Ihr Jüngling', ihr Schönen,
Gebt Dank ihm und Preis!
Laßt Gläser ertönen
Zur Ehre des Mais!
Es grüne die Laube,
Die Küsse verschließt;
Es wachse die Traube,
Der Nektar entfließt!

6. Es blühe der Rasen,
Wo Liebende gehn,
Wo Tanten und Basen
Die Küsse nicht sehn!
Ihr lachenden Lüfte,
Bleibt heiter und hell;
Ihr Blüthen voll Düfte,
Verweht nicht so schnell.

7. Mailied.

1. Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

2. Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Wo junge Mai'n
Uns Kühlung streun.

3. Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen;
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt.

4. Drum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben!
Genießt der Zeit,
Die Gott verleiht!

8. Das Traumbild.

1. Im jungen Nachtigallenhain,
Und auf der öden Wildniß,
Wo Tannenbäume Dämm'rung streun,
Umflattert mich das Bildniß.
Es tanzt aus jedem Busch hervor,
Wo Maienlämmlein grasen;
Und wallt, verhüllt in leichten Flor,
Auf jedem grünen Rasen.

2. Wann mich, mit meinem Gram vertraut,
Zur Stunde der Gespenster,
Der liebe helle Mond beschaut,
Bebt's durch mein Kammerfenster,
Und malt sich an die weiße Wand,
Und schwebt vor meinen Blicken,
Und winkt mir mit der kleinen Hand,
Und lächelt mir Entzücken.

3. Mein guter Engel! sage mir,
Wo Luna sie beflimmert,
Und wo, von ihr berührt, von ihr!
Die Blume röther schimmert.
Erschaff' ihr Bild aus Morgenlicht,
Ihr Kleid aus Aetherbläue,
Und zeig' in jedem Nachtgesicht
Mir meine Vielgetreue.

4. Wo pflückt sie, wann der Lenz beginnt,
Die ersten Maienglocken?
Wo spielst du, lieber Abendwind,
Mit ihren blonden Locken?
O eilt, o flattert weg von ihr,
Geliebte Maienwinde,
Und sagt es mir, und sagt es mir,
Wo ich das Mädchen finde!

9. Aufmunterung zur Freude.

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen
Wann wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

5. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh'!

6. O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

10. An Voß.

1. Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

2. Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu,
Einfalt, Freiheit und Unschuld
Deutsche Tugend und Redlichkeit.

3. Stilles Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh', lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mondbeschimmerten Wiesenborns;

4. Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,
Mildgeröthet vom Abend, bebt.

5. Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

11. Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

1. Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch Du!
Engel brachten Dir den Kranz, und riefen:
Und du gingst in Gottes Ruh';

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

3 Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und Dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in Deiner Ueberwinder-Krone
Senkst Du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret Dich.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet
Auf mein Sterbebett herab:

6. Daß mir Deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

7. Daß mit Dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie Du;
Und mit Dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

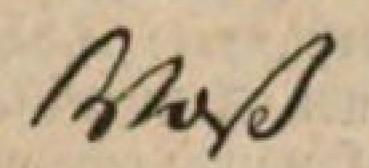
12. Auftrag.

1. Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

2. Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

3. Oft, sagt' er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's, und sahn, wie die Kränze bebten.

Johann Heinrich Voß.



Beinahe allen bedeutenderen Theilnehmern des Hainbundes an poetischem Talent untergeordnet, wurde der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, doch weit einflußreicher, als die meisten derselben, weil er eine gesundere Natur hatte, als sie alle, und diese ihn vor den Abwegen, Irrthümern oder Einseitigkeiten bewahrte, in welche jene verfielen. Seine hohe sittliche Kraft sicherte ihn davor, dem Gemeinen zu verfallen, in welchem der weit talentvollere Bürger unterging; sein thatkräftiger, praktischer Sinn bewahrte ihn sowohl vor der angelernten Sentimentalität, der sich Miller hingab, als vor der angebornen, welche den liebenswürdigen Hölty bis zum Grab begleitete; sein klarer Geist endlich schützte ihn vor der mystischen Zerfahrenheit, welche Fr. L. Stolberg in späteren Jahren zum Gegensatze dessen machte, was er früher gewesen; und so wurde er ein erhebender Beweis von dem, was die tüchtige Gesinnung und die Willenskraft vermag, auch wenn sie nicht von hervorragendem Talent unterstützt wird.

Johann Heinrich Voß, geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommerdorf im Mecklenburgischen, besuchte seit 1766 die Schule in Neubrandenburg, wo er großen Fleiß entwickelte, nebst den alten Sprachen auch die deutsche Literatur, besonders Ramler und Klopstock, studirte, horazische Oden übersetzte und sich in eigenen Dichtungen nach dem Vorbilde jener Dichter versuchte. Als er die Schule verließ, wurde er, weil ihm die Mittel fehlten, eine Universität zu besuchen, Hauslehrer eines Landedelmanns, in dessen Haus er 3 Jahre verblieb, und wo er den in der Nachbarschaft lebenden Pastor Brückner kennen lernte, der ihn mit Shakspeare bekannt machte. Im J. 1772 wurde er durch Kästner, dem er einige Gedichte für den Musenalmanach übersandt hatte, weil er ihn für den Herausgeber desselben hielt, mit seinem nachmaligen Schwager Boie in Verbindung gebracht, der bald so große Achtung für sein Talent gewann, daß er es ihm möglich machte, nach Göttingen zu ziehen, indem er ihm Privatunterricht, einen Freitisch und eine Stelle im Seminar verschaffte. Daß er dort einer der Stifter des Hainbundes und in der That auch dessen Seele wurde, haben wir schon oben (S. 16) erwähnt. Uebrigens benutzte er seine Zeit mit der größten Gewissenhaftigkeit und studirte neben der Philologie, die er sich zur Lebensaufgabe machte, auch die neuern Sprachen mit nie erkaltendem Eifer. Von Göttingen aus reiste er im J. 1774 nach Hamburg zu dem vom Bunde hochverehrten Klopstock, der, von des Jünglings tüchtiger Natur angezogen, bald darauf ihn und den Bund besuchte. Während dieser Reise besuchte er auch Boie's Eltern in Flensburg, wo er dessen Schwester Ernestine, seine nachmalige Gattin, kennen lernte. Bald darauf verließ Voß Göttingen (1775) und wandte sich nach Wandsbeck, wo er die Redaction des Musenalmanachs übernahm, dessen Ertrag ihm die Möglichkeit gab, sich zu verheirathen. Da er jedoch dem immerhin ungewissen Verhältnisse eine sichere Stellung vorzog, nahm er 1778 die Stelle

eines Rectors zu Otterndorf im Lande Hadeln an, so kärglich dieselbe auch besoldet war, und so wenig die damit verknüpfte Thätigkeit mit seinen Wünschen und seinen Kenntnissen übereinstimmte. Vier Jahre darauf wurde er als Rector nach Eutin berufen, wo er zwanzig Jahre lang segensreich wirkte. Sein dortiger Aufenthalt, der im Ganzen zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens gehört, wurde Anfangs namentlich durch den Umgang mit seinem Göttinger Freund Fr. L. v. Stolberg und dessen trefflichen ersten Gattin Agnes höchst erfreulich, während später, als derselbe seit 1791 wieder dorthin kam, das Verhältniß zwischen ihnen immer gespannter wurde, da sich des Grafen Sinnesänderung von Tag zu Tag deutlicher zeigte. Im J. 1802 legte Voß wegen geschwächter Gesundheit sein Amt nieder, doch wurde ihm der volle Gehalt belassen und die Erlaubniß gewährt, sich einen beliebigen Wohnort zu wählen. Er zog nach Jena, wo er einige Jahre in stiller Zurückgezogenheit, aber doch im regen geistigen Verkehr mit den bedeutendsten Männern, und selbst im freundlichen Verhältniß mit Göthe lebte. Einen Ruf nach Würzburg, wo er ein philosophisches Seminar gründen sollte, schlug er aus, weil er erkannte, daß in Bayern der Geist der Finsterniß immer noch gar mächtig sei; dagegen nahm er die Einladung des Großherzogs von Baden an, der ihm einen bedeutenden Jahrgehalt aussetzte, ohne von ihm andere Verpflichtung zu verlangen, als daß er Heidelberg zu seinem beständigen Aufenthalte wähle. Dort lebte er in sehr angenehmen Verhältnissen und bis zu seinem Tode unausgesetzt thätig, der am 29. März 1826 nach kurzer Krankheit erfolgte.

Voßens Bedeutsamkeit tritt vorzüglich in seinen Idyllen, sowie in seinen Uebersetzungen hervor, auf welche wir später zurückkommen werden; doch sind auch seine lyrischen Dichtungen für dessen Charakteristik wichtig, weil sich in ihnen sowohl sein Wesen überhaupt, als die verschiedenen Stufen seiner Entwickelung mit voller Klarheit entfalten. In der ersten Periode seiner poetischen Thätigkeit herrscht der Einfluß Klopstocks in Form und Gehalt seiner Dichtungen wesentlich vor, und da es ihm an schöpferischem Talent mangelte, so erscheinen seine Gedichte jener Zeit beinahe nur als Studien oder Copien der Vorbilder jenes Meisters, so voll sind sie von An- und Nachklängen aus dessen Dichtungen; nur blickt schon hie und da das Bestreben durch, griechische Sprachformen und Ausdrucksweisen auf die deutsche Sprache überzutragen. Die Stoffe, die er damals behandelte, unterschieden sich kaum von denen der andern Genossen des Bundes, dessen Stiftung und Zweck er in der mitgetheilten Ode „Die Bundeseiche" (1) besungen hat; doch treten bei ihm die individuellen Verhältnisse und somit auch das sentimentale Element weniger hervor, und wo er solche behandelte, lagen ihm beinahe ohne Ausnahme immer Klopstock'sche Gedichte vor, die er in Gedanken, Entwickelung und Form nachbildete. Er wählte mit Vorliebe die allgemeinen Ideen, wie wir schon aus der an ihn gerichteten Ode von Hölty (S. 71) wissen. Auch in den folgenden Zeiten wurde er diesen Ideen nicht untreu, vielmehr klingen sie selbst noch in seinen spätern Dichtungen durch, nur waren sie von einem mehr praktischen Geiste durchdrungen, wie überhaupt nach seiner Entfernung von Göttingen die gemachte Begeisterung aus seinen Gedichten verschwindet, welche ein charakteristisches Kennzeichen der jungen Göttinger Barden war. Wie er früher die Freiheit im Allgemeinen besungen hatte, so beschränkte er sich jetzt mehr auf den Preis der geistigen, insbesondere der religiösen Freiheit, und er ward recht eigentlich der Sänger des Protestantismus, woraus sich denn auch leicht ergibt, wie er nicht nur mit seinem alten Freunde Stolberg zerfallen, sondern in ihm auch den Verräther an den früheren Ansichten hassen und ihn als solchen mit aller Entschiedenheit bekämpfen mußte. Man hat ihm oft und selbst von protestantischer Seite bittere Vorwürfe gemacht, daß er den alten Freund in einzelnen Gedichten (2) und besonders in der Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier" (Heidelb. 1819) so schonungslos und mit so zermalmender Härte angegriffen habe; allein wo die wichtigsten Interessen in Frage standen, wo es sich, wie Voß vollkommen überzeugt war, um den Bestand des Protestantismus handelte, mußte jede andere Rücksicht schweigen, und er durfte sich in keiner Weise von dem Gedanken irren lassen, daß er gegen den Freund unzart handle oder die der Freundschaft schuldige Pflicht verletze, wenn er die Umtriebe aufdecke, die nur durch seinen genauen Umgang mit dem Apostaten zu seiner Kenntniß hatten gelangen können. So schroff er, wie überhaupt im Leben, so auch hier, erschien, so war er in der That doch nichts weniger als unduldsam, und er verfolgte stets nur „die Meinung, die freie Meinung störte" (4). In diesem Sinne bekämpfte er auch die Romantiker, denn wie ihre Neigung zum Mystischen seinem klaren Geist, ihre Vorliebe für den Katholicismus seiner entschieden protestantischen Gesinnung, so erschien seinem angebornen Gefühl für Freiheit der Meinungen ihre Unduldsamkeit, ihre herrschsüchtige Ausschließung aller andern Bestrebungen im Gebiete der Poesie als ein Verbrechen gegen die Würde des Menschen und des Dichters, das zu bestrafen er für Pflicht hielt. Noch kam dazu, daß er in dem Versuche, den ernsten und würdigen Formen, die man den Griechen nachgebildet hatte, die leichteren, oder nur durch äußeren Wohlklang bestechenden Formen des Südens entgegenzusetzen, einen Rückfall in die Barbarei des Mittelalters und einen Abfall vom deutschen Geiste erblickte, weshalb er es nicht weniger für strenge Pflicht hielt, diesen Bestrebungen mit allem Ernst entgegenzutreten.

Die Gedichte, in welchen Voß die höheren Verhältnisse des Lebens bespricht, haben zwar alle etwas Herbes, man fühlt ihnen die starre Unbeugsamkeit seines Charakters an; aber Niemand wird leugnen können, daß sie auf der vollsten Wahrheit der Ueberzeugung beruhen, und daß sich in allen eine edle, männlich feste Gesinnung kundgibt, die bei aller Entschiedenheit doch nicht einer gewissen Milde ermangelt. Aber so ungetheiltes Lob sie auch deshalb verdienen, so nehmen sie als Werke der Kunst keinen hohen Rang ein. Ihm fehlt es vorab, wie er übrigens schon früh selbst anerkannte*), an schöpferischer und belebender Phan-

*) „Was Du von der wenigen Fantasie in meinen Gedichten sagst, ist richtig," schreibt er schon im Nov. 1773 an seinen Freund Brückner (Voß, Briefe I, 153).

tasie, er ist reich an guten und gesunden, aber arm an poetischen Gedanken; auch ist die Darstellung meist zu abstract. Man erfreut sich der tüchtigen Gesinnung, aber vermißt Anmuth und Harmonie der Darstellung, und wird oft durch den steifen und fremden Ausdruck unangenehm berührt, der je länger je mehr seine Sprache charakterisirte. Dazu kam, daß er auch oft solche metrische Formen gebrauchte, welche der deutschen Sprache nicht natürlich sind, griechische Maße mit dem Reim zu verbinden suchte, und zudem nach seltenen und schwierigen Reimen haschte, so daß selbst die besten Gedanken, wie z. B. in der „Braut am Gestade" (5) durch die Ausführung verloren gingen.

Wir haben noch eine Seite der Vossischen Lyrik zu besprechen. Wie nämlich sein Freund Hölty, so wählte auch Voß mit Vorliebe das Landleben zum Stoff seiner Gedichte; aber während jener die Natur und ihre belebende Einwirkung auf das menschliche Gemüth besang, so gefiel sich Voß vornämlich in der Darstellung des Dorf- und Bauerlebens (5), und es war weniger die Freude an der Schönheit der Natur, als der materielle Genuß, der in seinen Liedern gepriesen wird. Seine zahlreichen Trink-, Eß- und Tischlieder geben hievon hinlängliches Zeugniß, in denen er oft platt wird, unedle Bilder gebraucht und selbst niedrige Ausdrücke nicht verschmäht (6), eben weil die Freude am materiellen Genuß das Ganze beherrscht. In seinen Darstellungen des Dorflebens scheint er auf den ersten Anblick das Rechte zu treffen, weil er selten nur allgemeine, sondern meist besondere Verhältnisse bespricht („Heureigen", „Beim Flachsbrechen", „Dröscherlied", „Obstlied", „Die Nähstube", „Die Kartoffelernte", „Spinnlied" u. a. m.), aber in der That individualisirt er doch viel zu wenig, und nur selten führt er uns, wie in der „Spinnerin" (3), wirklich in sich abgeschlossene Zustände vor, und noch seltener besiegt er die Abstraction und veranschaulicht den allgemeinen Gedanken an einer klaren und lebendigen Handlung.

1. Die Bundeseiche.

1. Sandt' eine Gottheit uns der Begeisterung
Heilvollen Anhauch? oder (Gedank', hinweg!)
Umwölkte Jugendtrotz und Dünkel
Uns mit des eitelen Trugs Verblendung?

2. Wir, reger Freundschaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, ferne der Stadt, wo Groll
Dem Musenchor nachträgt des Barbarn
Pierus Brut, und im Elsterlehramt

3. Zur Liebesnahrung witziget. Wir entflohn
Durch stille Dämmrung von der aonischen
Göttinnen Kampfarbeit und Siegslaub
Trunkene Worte der Seel' entströmend.

4. Ha! scholl der Ausruf: schaut die gewaltige,
Schaut an die Bragoreiche des Vaterlands!
Langsam des Keims Urkraft entfaltend,
Stieg sie empor, und vertraut dem Himmel!

5. Urplötzlich trug uns feuriger Ungestüm
Zum weiten Obdach; und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

6. „Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelüst des Staubes!

7. Voll stiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,
Die Menschen einwohnt, weiseres Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht ihn!)
Merkend in Red' und Gesang' und Hochthat!

8. Durch Harmonieen dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
Frank, ein Verächter dem Neid', und schamhaft!"

9. So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Ast der Mond;
Und leis' herab im dunkeln Wipfel
Säuselte Klang, wie von Geisterharfen.

10. Nimm, Boie, nimm ihn, älterer Freund, den Kranz
Des Eichellaubes, welches den Bund vernahm;
Und sei dem Jünglingskreis in Zukunft
Werdomar, froh des geweihten Namens.

11. Im Haine Siegmars hob der erfahrne Greis
Zu Kunst und Anmuth werdender Barden Chor.
Erst manchen Mißklang straft' er, manches
Gaukelnde Aftergetön; eh' donnernd

12. Vom jähen Felshang in der Entscheidung Thal
Ihr Lied hinabscholl, welches die Adler Roms
Austilgt' im Freiheitskampf, errettend
Heerd und Altar, und die Sprache Mana's.

2. Warnung an Stolberg.

1. Freies Sinns Aufhellung gespäht und Wahrheit,
Sonder Scheu, ob Pabst und Tyrann durch Machtspruch
Geistesflug einzwäng'; und geübt mit reiner
Seele, was recht ist!

2. Das allein schafft heiteren Blick zur Gottheit:
Das allein Gleichmuth, wenn im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwallt, wenn gebäumt von Sturmwind
Toset die Brandung;

3. Das allein auch glättet am trüben Ausfluß
Durch den Meerschwall Bahn zu dem stillen Eiland,
Wo uns Freund', Urväter und Weis' aus allem
Volke begrüßen.

4. Keine Ruh', Einschläferung nur mit Angsttraum,
Schafft dir Mönchsablaß um Verdienst des Andern,
Augendrehn, Räuchwerk und Kastein, und Bannspruch
Plärrendes Anflehns.

5. Du, zum Licht zwangloser Vernunft von Luther
Miterkämpft, du Forscher der Offenbarung,
Du im Anhauch griechischer Luft gehobner
Adler der Freiheit!

6. Du verkennst Erbtugend und Schwung zum Aether?
Und, o Schmach! demüthigest dich in grauser
Hildebrand' unmenschlichen Frohn, dich dumpfem
Glauben verpflichtend,

7. Pfaffenknecht? Abschwörest du Licht und Wahrheit?
Am Altarschmaus dann des gebacknen Gottes
Schnaubst du dem, was Menschen vom Thier erhebet,
Haß und Verfolgung?

8. Hör', o Stolberg! Worte von Gott verkünd' ich,
Alter Freund! Mißtraue der Priestersatzung,
Wenn den Abgott auch der Sirene Zauber-
Stimme beschönigt!

9. Schau, wie dort aufstarrender Pfaffen Chortanz
Um des Abgotts Opferaltar einherhinkt:
„Gott allein Uns Gott! o geseg'n allein Uns,
Fluche den andern!

10. Unser Schrein, ach! unser Gelübd' erhör uns,
Unsers Leibs Blutströme! das Blut Verklärter,
Die für uns abbüßten!" Umsonst! denn ehrlos
Schläft er, und herzlos!

11. Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbi's Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung!

3. Die Spinnerin.

1. Ich saß und spann vor meiner Thür;
Da kam ein junger Mann gegangen.
Sein braunes Auge lachte mir,
Und röther glühten seine Wangen.
Ich sah vom Rocken auf, und sann,
Und saß verschämt, und spann und spann.

2. Gar freundlich bot er guten Tag,
Und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward so angst; der Faden brach:
Das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpft' ich wieder an,
Und saß verschämt, und spann und spann.

3. Liebkosend drückt' er mir die Hand,
Und schwur, daß keine Hand ihr gleiche,
Die schönste nicht im ganzen Land,
An Schwanenweiß' und Ründ' und Weiche.
Wie sehr dieß Lob mein Herz gewann;
Ich saß verschämt, und spann und spann.

4. Auf meinen Stuhl lehnt' er den Arm,
Und rühmte sehr das feine Fädchen.
Sein naher Mund, so roth und warm,
Wie zärtlich haucht' er: Süßes Mädchen!
Wie blickte mich sein Auge an!
Ich saß verschämt, und spann und spann.

5. Indeß an meiner Wange her
Sein schönes Angesicht sich bückte,
Begegnet' ihm von Ohngefähr
Mein Haupt, das sanft im Spinnen nickte.
Da küßte mich der schöne Mann.
Ich saß verschämt, und spann und spann.

6. Mit großem Ernst verwies ich's ihm;
Doch ward er kühner stets und freier,
Umarmte mich mit Ungestüm,
Und küßte mich so roth wie Feuer.
O sagt mir, Schwestern, sagt mir an
War's möglich, daß ich weiter spann?

4. Die Andersdenkenden.

An Stolberg.

1. Wohlan! wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh!
Ich sage, dieses mein' ich;
Und jenes meinest du.

2. Scheint künftig, was ich meine,
Dir gar zu wunderlich;
So denk', ob's anders scheine
Mir selbst, und fasse mich.

3. Die Worte, Lieber, haben
Oft mancherlei Verstand;
Oft hat man tief gegraben,
Bis man den rechten fand.

4. Oft sehn wir nur Erscheinung,
Die wir uns selbst verrückt,
Wie besser sich die Meinung
Zum Widerlegen schickt.

5. Ich pflegte sonst doch billig
Besonnen noch zu sein;
Und jetzo tappt' ich willig
In Albernheit hinein?

6. Doch immer werd' als thöricht,
Was mir vernünftig scheint,
Geworfen in den Kehricht;
Nur nicht als bös, mein Freund!

7. Dein Bruder meint's, du Lieber,
Mit Gott und Menschen gut.
Sonst, sage mir, wie hüb' er
So fröhlich Aug' und Muth?

8. Laß denn die bösen Namen
Auf aner, ist, und at!
Sie streun des Bösen Samen,
Und dämpfen Rath und That.

9. Die Summe der Vereinung:
Der Gegner sei geehrt!
Verfolgt sei nur die Meinung,
Die freie Meinung stört!

10. Komm, edler Freund, wir brechen
Den Bissen Salz und Brot,
Und gehn dabei, und sprechen:
O sieh das Abendroth!

5. Die Braut am Gestade.

1. Schwarz wie Nacht, brausest du auf, Meer!
Wie wogt, wie krümmt sich und schäumt Brandung!
Wer, o Gott! fliegt in dem Sturm? wer?
Und fleht, die Hände gestreckt, Landung?
Ein weites Grab
Wogt furchtbar, zum Tod winkend!
Auf rollt's und ab,
Nun strudelt das Schiff sinkend!

2. Ach ihr schweigt, Stimmen der Angst! schweigt!
Des Sturmwinds Todtengesang' hallen!
Ach des Kiels Scheitergeripp steigt,
Und Männer, ringend mit Tod, wallen!
Mein Trauter, du?
Todt wallest du, todt? Jammer!
Gib, Meer, uns Ruh'!
Sei beiden uns Brautkammer! —

3. Also die Braut; und hoch vom Geklipp sprang
Sie hinab, wo die Fluth wild sich empor steilet.
Wehe, sie sank, hebt wieder das Haupt, sank!
Und des grausen Orkans Todtengeheul heulet!
Wer ist, der die Wogen hindurch strebt,
Wie mit göttlicher Kraft? O er lebt, lebt!
Schon trägt er, mit göttlicher Kraft
Sie dem brausenden Strudel entrafft;
Und gespornt vom zürnenden Fuß, zerschellen
Die Brandungen dort, hier sanftere Wellen.
Ihm ruht an dem Herzen die Braut, wird warm,
Und erwacht, o Wonn'! in des Lieblings Arm!

6. Naturfreude.

1. Im Freien sind wir frei
Von Tand und Ziererei!
Im Freien muß man singen,
Daß Busch und Thal erklingen!
Wer nicht des offnen Himmelblau's
Sich freut, den lacht der Kukuk aus!

2. Dem Mucker ruft er zu:
Was, Mucker, muckest du?
Mit uns und Nachtigallen
Muß dein Gesang erschallen!
Verstummt man noch; dann macht er Spuk,
Und lacht vom Baume Kukukuk!

3. Muckt lieber, steif und nett,
Durch schnirkelndes Bosket;
Wo seltne Stauden zierlich
Sich stellen als natürlich;
Wo Herrschaft sich und Dienerschaft
Begegnend grüßt, und lauscht und gafft!

4. Hier lebt man schlecht und recht,
Gleich weit vom Herrn und Knecht!
Natur, wie sichs geziemet,
Bebüscht hier und beblümet!
Der Schlehdorn auch und Krüppelbaum
Füllt unverächtlich seinen Raum!

5. Am Abhang weich gestreckt,
Liegt man, vom Baum bedeckt,
Auf ungefährem Rasen,
Und sieht die Heerde grasen!
Die Heuerin, der braune Hirt
Sind nicht arkadisch aufgeflirrt!

6. Sie harken frisch und mähn,
Halbbloß und ländlich schön;
Wohl schöner als die Gruppen
Gezierter Modepuppen!
Bald Jauchzen tönt zum Heugesang,
Und bald gewetzter Sensenklang!

7. Wir jauchzen auch von fern,
Nicht Damen und nicht Herrn,
Und schwingen hoch die Hüte,
Voll wilder Rosenblüthe!
Sie sehn's und kreischen überlaut;
Und selbst das Mädchen nickt vertraut!

8. Ihr Damen und ihr Herrn,
Man gönnt euch Freude gern;
Doch Freude haßt Geschnirkel
Verschloßner Weltlingszirkel!
Wer nach Geburt und Stand sich zwängt,
Dem schmachtet Geist und Herz verengt!

Christian Graf zu Stolberg.

Christian Graf zu Stolberg, der ältere der beiden zum Hainbunde gehörenden Brüder, wurde am 15. Oct. 1748 zu Hamburg geboren; er erhielt, wie sein Bruder Friedrich Leopold, eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause, und beide bezogen im Herbst 1772 die Hochschule Göttingen, wo sie sich dem schon gestifteten Hainbunde anschlossen, welcher durch sie zu Klopstock in näheres Verhältniß trat (S. 15). Nach Beendigung ihrer Studien gingen sie 1774 nach Kopenhagen an den Hof des Königs von Dänemark, der sie zu seinen Kammerjunkern ernannte, traten aber schon im folgen-



den Jahre eine größere Reise nach der Schweiz an. In Frankfurt besuchten sie Göthen, mit dem sie schon durch den Musenalmanach in Beziehung gestanden hatten, und überredeten ihn, sie auf ihrer Reise zu begleiten. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde Christian im J. 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten Luise Gräfin von Reventlow, der Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm. Im J. 1800 legte er seine Stelle nieder, und zog sich auf sein Gut Wiedebye im Schleswigischen zurück, wo er am 18. Jan. 1821 starb.

Christian, der während seiner ganzen Jugendzeit und so lang er ohne Anstellung blieb, mit seinem Bruder zusammenlebte, erscheint fortwährend, obgleich er zwei Jahre älter war, doch diesem untergeordnet, und in der That hatte er weder das Talent, noch den brausenden Jugendmuth, den jener so gern zur Schau zu tragen pflegte. Er wurde nur Dichter, weil sein Bruder es war, und er ahmte Klopstock in Gedanken und Form nach, weil auch Leopold diese Richtung eingeschlagen hatte; so studirte er Griechisch mit besonderm Eifer, und versuchte sich später in mancherlei Uebersetzungen aus dieser Sprache (S. 10), weil ihm jener auch darin vorangegangen war. Zwar war er nicht ohne poetisches Talent, aber es ist beinahe gewiß, daß er dasselbe nicht ausgebildet, oder daß er wenigstens seine Dichtungen nicht veröffentlicht hätte, wenn er nicht durch das Beispiel seines Bruders dazu angeregt und geleitet worden wäre. Seine Gedichte, welche mit denen seines Bruders von Boie herausgegeben wurden (Lpz. 1779; 2. Aufl. Wien 1822), tragen daher denselben Charakter, und behandeln die nämlichen Stoffe, wie die seines Bruders, nur ist bei ihm der Gedanke weniger stark, der Ausdruck weniger feurig, überhaupt das sanfte Gefühl mehr vorherrschend, und daher sind die Elegie oder die wehmüthige Ode die Gattungen, in denen er sich mit Vorliebe bewegt. In seinen spätern Jahren gab er ebenfalls in Gemeinschaft mit seinem Bruder eine Sammlung „Vaterländischer Gedichte" (Hamb. 1815) heraus, durch welche er in die Reihe der damaligen Vaterlandsdichter trat, ohne jedoch die bedeutenderen unter denselben weder an Feuer der Begeisterung, noch an Fülle der Gedanken zu erreichen. Er erhebt sich in diesen Gedichten, welchen eine größere Verbreitung schon deswegen hinderlich war, weil sie in den alten griechischen Versmaßen und im Klopstock'schen Tone geschrieben waren, nicht über den beschränkten Franzosenhaß; seine frühern Freiheitsideen sind bis auf die letzte Spur verschwunden, wogegen das Bewußtsein der adeligen Geburt sich, wenn vielleicht auch unwillkürlich, doch kennbar genug, hervordrängt.

1. Die Blicke.

An Dora.

1. Röthliche, goldbesäumte Wolken hüllen
Ihre Stralen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

2. Schimmernder blühn die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Bäumchen athmet Freude,
Stralt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um sich.

3. Himmlischer aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild ins Herz mir noch ungefühlte
Selige Freuden!

4. Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulse; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namen-
Loses Entzücken!

5. Aber ach! Wehmut blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmut uad Trübsinn! Dann entquellen
Sehnsuchtsseufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

6. Duftige Nebel locket so die Sonne
Aus dem Blumengefild am Sommerabend:
Trübe steigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. — —

7. Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmut
Mir in's liebende Herz! Auch sie gewähret
Süßes namenloses Gefühl, der Liebe
Traute Gesellin!

8. Bis du mir einstens (Ahndung lispelt's leise,
Ahndung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im schmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelst!

2. Leipzigs Schlacht.

(Ode.)

1. Wie Aetna's Wucht belastet die Riesenbrut
Des Typhon — zuckt er, dumpf das Gebirg' erkracht
Mit Kluft und Hainen; stöhnt er, Wolken
Wirbeln empor sich mit Asch und Flammen, —

2. So lag des Grams Bild auf der Seele mir,
In jener schwarzen Stunde des Strafgerichts,
Die ausgoß ihres Zornes Schaalen
Ueber den Busen des Vaterlandes.

3. Nun kränze deine Locken, Germania,
Dein Haupt erhebe hoch und dein Aug' umher,
Dein großes, blaues Auge! Welch' ein
Morgen verscheuchte die Nacht des Drangsals!

4. Ihr Vortrab schwärmte längst in der Dämm'rung
Grau'n,
Ein täuschendes Gewimmel von Geisterchen
Des Irrsals, Schwindels, gleich umflatternd
Tempel und Thron und des Schreiblers Lampe.

5. Schlau ihren Apfel hatt' in die Völkerschaar
Des Einen Urstamms Eris-Tisiphone
Geworfen, und der Zwietracht Saaten
Ernteten jene, die nun verstäubt sind,

6. Wie Sand des Heerwegs! Siehe, wie starren dort
Gefild' und Ströme, wo sich die Hord' ergoß
In Roßbachs Flucht, von Leichen, Waffen
Fernhin geschleudert und Geierfahnen!

7. Ja, Geier sind es. Nenne nicht Adler sie,
Du Deutsche Zunge! Geier! und Hornisse,
Nicht Bienen sind's, die nun den Prunkschild —
Blühender Lilien einst — umschwirren.

8. Gab Moskow's Schlitten Flügel den Fliehenden?
Ha Xerxes Nachen! — als er im Hui dem Heer
Den Rücken kehrte, Held und Klepper
Keuchend in Angst vor des Treibers Geißel!

9. Die Rach' erkor ihn! Unter des Corsen Fuß
Gestampfet, solltest büßen du, Gallia,
Das Blut der Bessern, die zum Schmaus des
Thronenden Pöbels dein Mordstahl würgte.

10. Verduftet war die Würze des Mörderspiels,
Da schwoll empor Er selber die lebende —
Verzeih' mir's, Muse! — Guillotine,
Schleppend zur Schlachtbank auf Heerschaar Heerschaar;

11. Bartloser Fäntchen Schwärme, wie Abendhauch
Die Mückenwolke, jagend zum Acheron,
Von Heerd und Pflug, gleich Südpols Wilden,
Fällend den Baum, um die Frucht zu naschen.

12. Bist deutsch nun, Vater Rhein! Doch erzürne nicht,
Wenn ich den Wonnebecher beim Kaiserfest,
Das unserm Franz mit freier, deutscher
Krone noch einmal die Schläfe gürtet,

13. Statt deines Goldes fülle mit Purpurwein
Den, säh' er meinen Jubel — o lächle nur! —
Mir durch Garonna's Nymph' als Fei'rtrank
Sendete Wellington, Englands Blücher!

3. Sterbelied.

1. Lieg ich einst an jener Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt,
Sinkt des Pulses Abschieds-Welle,
Schweigt der Odem und entschwebt:
Send' erbarmend Fried' und Ruh'
Aus dem Himmel dann mir zu,
Daß an dich, Versöhner, hefte
Sterbend ich die letzten Kräfte.

2. Eh' an ihres Kampfes Ende
Nun der Seele Band zerreißt,
Gieb, daß ich in deine Hände,
Herr, befehle meinen Geist.
Trübt sich schwüler mir die Luft
In des Todesthales Gruft,
Laß in Liebe, Glauben, Hoffen
Dann mich schaun den Himmel offen!

3. Nicht im Tod erst; weil mein Leben
Noch in regen Stunden kreist,
Will ich weihend übergeben
Deinen Händen meinen Geist;
Ihm, dem Funken deines Lichts,
Gnüge nicht der Erde Nichts;
Ach, schon hier auf Sehnsuchts-Schwingen
Mög' empor er heimwärts dringen!



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Christians jüngerer Bruder, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, wurde am 7. Nov. 1750 in dem holsteinischen Dorf Bramstedt geboren. Die Geschichte seines Lebens bis zur Rückkehr von der Schweizerreise haben wir schon berichtet, da er bis dahin stets in Gemeinschaft mit seinem Bruder lebte. Erst im J. 1777 trennten sie sich; Leopold wurde vom Fürstbischof von Lübeck zum bevollmächtigten Minister in Kopenhagen ernannt, welche Stelle ihm jedoch erlaubte, sich oft und längere Zeit in Eutin aufzuhalten, wohin auch Voß durch seinen Einfluß berufen wurde. Dort verband er sich (1782) mit der von ihm und Voß oft besungenen Agnes von Witzleben, deren mildem und ächt weiblichem Charakter es gelang, das freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden schroffen, in gar manchen Punkten sich abstoßenden Naturen zu erhalten. Im J. 1789 zum dänischen Gesandten in Berlin ernannt, vermählte er sich dort zum zweitenmale (Agnes war schon im Jahr 1788 gestorben) mit der reichen Gräfin Sophie von Redern; doch zwang ihn seine zerrüttete Gesundheit, schon im folgenden Jahre seine Stelle niederzulegen, und er machte, um sich zu erholen, eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr im J. 1793 trat er die ihm schon vorher ertheilte Stelle eines Regierungspräsidenten in Eutin an. Der Glanz, den er jetzt in seinem Hauswesen entfaltete, trug nicht wenig dazu bei, ihm den einfach bürgerlich gesinnten Voß zu entfremden, was jedoch noch in höherem Grade durch seine immer deutlicher hervortretende Neigung zum Katholicismus geschah. Einflußreich war in dieser Beziehung der Besuch der Fürstin Gallizin, die er auf seiner letzten Reise hatte kennen lernen, und die ihn wahrscheinlich auch vermochte, sich vorerst heimlich der katholischen Kirche anzuschließen. Im J. 1800 legte Stolberg sein Amt nieder und zog nach Münster, dem Wohnort der Fürstin, wo er auch bald darauf mit seiner ganzen Familie, seine älteste Tochter

Agnes ausgenommen, öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Von 1812 an lebte er zu Tatenfeld bei Bielefeld, und zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, wo er am 6. Dec. 1819 starb.

Weit talentvoller als sein Bruder, ist Friedr. Leopold auch von ungleich höherer Bedeutung für die Geschichte der deutschen Literatur. Schon im Bunde der Göttinger Freunde nahm er eine hervorragende Stellung ein, welche freilich zum großen Theil ihren Grund darin hatte, daß er sich als Graf den bürgerlichen, meist sogar armen Mitgliedern des Bundes brüderlich anschloß und in seinen Gesängen das Lob der Freiheit mit noch kräftigerer Stimme erschallen ließ, als seine Freunde. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der vornehme Stand des Grafen auch nicht wenig dazu beitrug, seinen Ruhm unter dem großen Publikum zu verbreiten, denn man bewunderte in seinen Dichtungen weniger die oft überspannten freien Ansichten, als den Umstand, daß sie von einem hochadeligen Jünglinge ausgingen; ja man ließ sich so weit täuschen, daß selbst seine nächsten Freunde nicht merkten, wie doch im Grunde der entschiedenste Adelstolz die Seele des Freiheitssängers erfüllte. Denn seine Begeisterung für die Freiheit war keineswegs aus seinem eigenen Wesen hervorgegangen, sondern war zuerst durch Klopstock, dann in noch höherem Grade durch den Umgang mit den Genossen des Bundes in ihn gelegt worden, wie es denn, um den treffenden Ausdruck Lavaters zu gebrauchen, nicht leicht einen „bestimmbareren“ Menschen gegeben hat, als eben ihn. Wir wollen damit nicht sagen, daß es ihm damals mit seinen Freiheitsideen nicht Ernst gewesen sei; im Gegentheil sind wir überzeugt, daß er wirklich von ihnen lebendig erfüllt war, da sein leicht erregbares Gemüth Alles mit Feuer ergriff, und wenn er die also empfangenen Ideen wieder darzustellen suchte, so lieh ihm seine stets brausende Phantasie so lebhafte, ja glühende Farben, daß er sich selbst und die Welt täuschte, seine feurigen Worte für den reinsten Erguß seines eigenen Denkens und Trachtens zu halten. Aber so leicht er diese ihm und seiner Natur fremden Ideen aufgenommen hatte, eben so leicht wandte er sich von ihnen ab, als neue Erscheinungen und Einflüsse auf sein Gemüth wirkten. Die mächtigen Freiheitstöne, welche er in seinen früheren Gedichten angeschlagen hatte — die mitgetheilte Ode „Die Freiheit“ (1) ist noch einer seiner mildesten Gesänge*) — verhallten und machten einer ganz andern Begeisterung Platz, als die französische Revolution ausbrach, und es mit der Freiheit und ihren nothwendigen Ergebnissen Ernst zu werden anfing. Zwar begrüßte er diese Anfangs mit eben dem Jubel, wie Klopstock und Andere mehr, als aber die zuerst verkündeten abstracten Ideen auch praktische Anwendung zu finden anfingen, und der Grundsatz der allgemeinen Gleichheit die Aufhebung des Adels und seiner Vorrechte hervorrief, da wurde Stolberg einer der entschiedensten Gegner der Revolution, und ehe man noch ahnen konnte, daß sie die blutige Bahn einschlagen würde, auf der sie sich später selbst vernichtete, bekämpfte er sie schon mit der leidenschaftlichsten Bitterkeit, die sich allerdings von Jahr zu Jahr steigerte, als sie zu blutiger Rohheit ausartete. Aber während Andere die traurige Entwickelung der Revolution mit eben derselben Entschiedenheit betrauerten, ohne dem Grundsatz der Freiheit untreu zu werden, bekämpfte Stolberg diesen selbst, und er stand nicht an, Jakobiner, Illuminaten und Philosophen in eine Reihe zu stellen; so in der Ode „Kassandra“.

Diese Umwandlung in seinen politischen Ideen (Grundsätze können wir sie nach dem Obigen füglich nicht nennen) hatte auch einen Umschlag in seinen religiösen zur Folge. Zwar ist ein gewisser mystischer Zug schon in seinen frühesten Gedichten nicht zu verkennen, und es war derselbe seit seiner Bekanntschaft mit Lavater, sowie durch seinen Umgang mit Claudius noch bedeutend genährt worden; er hatte schon seine beschränkte Auffassung in den „Gedanken über Schillers Götter Griechenlands“ (Deutsches Museum 1788, 2, 97 ff.) kund gegeben, wo er mit nackten Worten sagte, er möchte lieber „der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben“, und dadurch deutlich genug zu verstehen gab, daß ihm der Buchstabe mehr gelte, als der Geist, ein Vorwurf, den ihm sechs Jahre später Fr. H. Jacobi ausdrücklich machte, als er behauptet hatte, daß „die Religion der Christen allein der Tugend große und edle Beweggründe halte, da hingegen die Philosophen der Alten keine andern Beweggründe, gut und tugendhaft zu sein, gehabt hätten, als solche, die auf selbstische und irdische Vortheile dieses kurzen Lebens gegründet waren“*). Allein diese pietistische Richtung hätte sich vollkommen gut mit dem Protestantismus versöhnen können, und es mußte ein anderes Moment hinzukommen, um ihn zum Katholicismus zu führen. Und dies war offenbar nichts Anderes als die Ueberzeugung, daß der Protestantismus selbst zur Revolution führe, weil er auf der Freiheit der Forschung beruhe, daß der Katholicismus sie allein in Schranken halten oder bewältigen könne, weil sein Wesen auf Anerkennung einer die Forschung beschränkenden und wo nöthig vernichtenden Autorität bestehe.

So groß die Kluft zwischen dem Jüngling und dem gereiften Mann zu sein scheint, so ist er sich in der That im Wesen doch gleich geblieben; wir erkennen hier wie dort die leichte „Bestimmbarkeit“ und den Mangel an schöner Mäßigung, der uns in seinen früheren, wie in seinen späteren Gedichten verletzt. Dieser Mangel zeigt sich selbst in solchen Gedichten, in welchen das allgemein menschliche Gefühl nicht in der Leidenschaft untergeht, wie z. B. in seinen Naturliedern. Beinahe überall

*) Das wildeste Erzeugniß dieser Art, den „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrh.“, konnten wir wegen seines allzugroßen Umfangs nicht aufnehmen; doch theilen wir daraus eine Stelle mit, aus der sich die unnatürliche Ueberspannung des Dichters leicht erkennen läßt.

„Wir sehen dich einst, Rauschender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt!
Bebend und bleich, Wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht Sich in deine wilden Wellen;
In die felsenwälzenden Wellen Stürzten sich die Freien nach;
Sanfter wallten deine Wellen!
Der Tyrannen Rosse Blut, Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut, Der Tyrannen Blut, Der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen, Deine felsenwälzenden Wellen!“

*) F. H. Jacobi's Briefwechsel, 2, 142 ff.

tritt uns Ueberspannung der Empfindung und Uebermaß des Ausdrucks entgegen, doch verletzen sie weit weniger, als in jenen, weil jene Auswüchse weniger sichtbar sind; auch gelang es ihm öfters, sich in eine milde, ruhigere Stimmung zu versetzen, und dann wird er wahrhaft liebenswürdig (2). Am höchsten steht er aber, wenn er sich ganz dem Einfluß der Griechen hingibt, denen er später zu seinem größten Verderben entsagte; daher gehören auch seine Hymnen (4) zu dem Vortrefflichsten, was er gedichtet, weil sie aus dem ernsten Studium Homers (3) hervorgegangen waren, von dem er die tiefere Naturanschauung gelernt hatte. Und so können wir unsere Betrachtung mit dem Urtheile schließen, daß Stolberg viel angebornes poetisches Talent hatte, welches auch in einer Anzahl von Dichtungen zur beinahe ungetrübten Erscheinung gelangt, daß jedoch seine ungezügelte Phantasie ihn nur zu oft über die Gränzen des Schönen und Wahren hinriß, und eine häufig nur eingebildete Begeisterung sich in einen Schwall von dichterischen Phrasen auflöste.

1. Die Freyheit.

1. Freyheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln im Silberton;
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!

2. Uns, uns ein hoher seelenverklärender
Gedanke! Freyheit! Freyheit! wir fühlen dich!
Du Wort, du Kraft, du Lohn von Gott uns!
O! wo noch voller ins Herz der Helden

3. Dein Nektar strömte, jener, an deren Grab
Nachwelten staunen; ström'! o entflamm' uns ganz!
Denn sieh', in deutscher Sclaven Händen
Rostet der Stal, ist entnervt die Harfe!

4. Nur Freyheitsharf' ist Harfe des Vaterlands!
Wer Freyheitsharfe schlägt, ist wie Nachtorkan
Vor Donnerwettern! Donnre, Schlachtruf!
Schwerter, fliegt auf, dem Gesandten Gottes!

5. Nur Freyheitsschwert ist Schwert für das Vaterland!
Wer Freyheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl,
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt, Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderber Gottes!

6. O Namen! Namen! festlich wie Siegsgesang!
Tell! Hermann! Klopstock! Brutus! Timoleon!
O ihr, wem freye Seele Gott gab,
Flammend ins eherne Herz gegraben!

2. An die Weende bey Göttingen.

1. Quelle, du bist mir werther, denn des lauten,
Felsenstürzenden Stroms erzürnte Woge!
Deinem leisen Lispel entschlüpfen süße
Freuden der Seele!

2. Freuden der Seele fliehn der Welt Getöse,
Sind der Ruhe Gespielen! lieben deine
Blumenthale, lieben, wie du, die Kühle
Duftender Erlen!

3. Bey Homers Bilde.

1. Du guter, alter, blinder Mann,
Wie ist mein Herz dir zugethan!
Nimm dieses Herzes heißen Dank
Für deinen göttlichen Gesang!

2. O hätt' ich deiner Lieder Macht,
Ich rief dir durch der Gräber Nacht;
Du kämst in Morgenroth gehüllt,
So hehr und freundlich wie dein Bild.

3. Und reichtest mir die Strahlenhand;
Ich aber küßte dein Gewand,
Doch bald ermannte mich dein Gruß
Zu Handschlag und zu Lippenkuß.

4. Auch sprách ich: was ich hab', ist dein,
Trink, alter Halbgott, diesen Wein!
Er röthet sich in Morgenland,
Am allerfernsten Mohrenstrand.

5. Nun tränkst du des Olympus Luft
Mit langen Zügen in die Brust,
Ich läs' auf deinem Angesicht:
Den neuen Nektar kannt' ich nicht!

4. Hymne an die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh, o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach, du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmut
In das Herz, daß Wehmut und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!
Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern', und des flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des segenträufelnden Himmels,
Sprich, o Erde! wie war dir, als du am ersten der Tage
Deinen heiligen Schoos dem buhlenden Himmel enthülltest?
Dein Erröthen war die erste der Morgenröthen,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke dir löste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausendmal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüßten die Fluthen des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Schaaren, es staunte der werdende Wallfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nasen entbrausten;
Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blöckend im Thal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell auf wankenden Blümchen und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen;
Denn der edle Wieh'rer nicht nur, und der mächtige Löwe,
Nicht nur Vögel des Hains, und summende, goldene Fliegen
Tranken aus der Quelle des Lebens, Libanons Zedern
Tranken auch, es tranken die Haine, die Blumen und Gräschen
Jedes nach seinem Maaße, vom lebentrunkneren Menschen
Bis zum Gräschen im Thal und bebenden Sprösling des Berges.
Alle sterben, und werden geführt, von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimmter Aeonen, sie schleichen
Oder sie fliegen, von Kraft zu Kraft, von Schöne zu Schöne!
Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O, wie schimmerst du dann im rosigen Schleier! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber wenn dein Haupt zum süßen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond, von seinem einsamen Pfade,
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied, im Wehen wölbender Buchen.
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldnen Reihentanze die Sterne dir sangen.
Also sangen sie; lauscht, ihr Lieblingskinder der Mutter!
„Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,

Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleiern!
Leichtes Fußes müssen vorbei die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich wecket!
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,
Denn sie schlummern mit dir! die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am stralenden Gängelband leiten,
Daß die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daß kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!"

Also sangen die Stern', und schimmerten freundlich; die Lüfte
Bebten, wie mitertönende Saiten der ruhenden Leier;
Wenn ein preisendes Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stälte?
Ach, wer bringt mich hinüber, auf Adlersflügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana! du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ozean dich ergießest!

Aber vor allen seyd mir gegrüßt im feiernden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wenn sie ihr flammendes Haupt aus purpurnen Wolken erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebürt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knaben,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel, und stürmenden Winden, und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O, wie stürzt er donnernd herab beim hallenden Laufen!
Unter ihm beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewundrung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Tannen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnitzer Fluten,
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schützest die Grenzen des heiligen Reiches,
Und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied im Munde des Dichters! Bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe,
Wie die Nymfe des Mains den göttlichen Bulen umarmet!

Siehe, sie fleugt ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichthum der fruchtbaren fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymfe mit bebender Liebe;
Aber er faßt sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter
Durch kristallene Hallen in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluten!

Erde, wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Thälern,
Mit sanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seeen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reißend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedleien, wo unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen die hohe Begeistrung
Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Thalen;
Steile Gebirge sind reicher an kühnen Thaten und Freiheit.
Sie, des Weisen Wunsch, der Spott des klügelnden Sklaven,
Wählte die schneeigen Alpen, um Mut und Einfalt zu segnen.

Heiliges Land, dich grüß' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! Wie ward mir auf deinen Gebirgen,
Wie in deinen Thälern so wohl. Ach! werd' ich dich nimmer
Wiedersehn? Nicht mehr in deinen Seen mich baden?
Noch im schmelzenden Schnee, an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard, seh' ich nimmer dich wieder? Dein felsiger Rücken
Trieft von hundert Strömen, die deinem Scheitel entstürzen;
Auf dir hauset Entsetzen und Graun, in Wolken gehüllet;
Deine Pfade besucht der bleiche starrende Schwindel!

Sanfter bist du, Natur, in Seelands blühenden Fluren;
Goldene Saaten krönen das Haupt des lächelnden Eilands.
Seeland, ich liebe dich auch! in deiner Wälder Umschattung
Wohnet freundliche Ruh, sie wohnt in grünenden Auen,
Und in spiegelnden Seen von hangenden Buchen umkränzet.
Dich umfleußt das heilige Meer, und waldige Hügel
Drängen kühn sich hervor, von schäumenden Wogen umrauschet.

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheißung des jungen Jahres am Zweige,
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baums die glänzende Kirsche,
Und bald labet mich ein die labsalduftende Erdbeer.
O, wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittigen zuweht!
Gleich der Erdbeer, verbirgt sich bescheiden das Veilchen; ein sanftes
Mädchen suchet es auf, und wiegt es am wallenden Busen.
O, wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,
Die dem gewässerten Thal' und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?

Wen entzückt nicht die Lilie? o, wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Schaaren der tausendfaltigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende hangende Geisblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöfnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süßen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnellverblühenden Rose!
Sieh, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstralen und Rosen blühn, erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wenn dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfließen, in Flüss' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, ein Himmel, ihm lächelt!
Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens,
Samml' indessen in deinem Schooße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wenn die Sichel der Zeit in der Rechte des Ewigen schimmern,
Und hinsinken wird, in einem rauschenden Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehen, mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

Johann Martin Miller.

Unter den Dichtern, welche eine Zeitlang überschätzt waren, und denen man später, gleichsam als ob man sich an ihnen dafür rächen wolle, eben so unverdienter Weise alles Talent absprach, hat kaum Einer dieses Schicksal in so hohem Maße gehabt, als Johann Martin Miller. Derselbe wurde am 2. Dec. 1750 zu Ulm geboren, wo sein Vater Prediger am Münster und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium war. Von diesem gründlich vorgebildet, ging er 1770 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Dort lernte er zunächst Hölty kennen, dessen sanftes und zur Wehmuth geneigtes Wesen seiner eigenen Natur entsprach; durch ihn wurde er mit Bürger, dann mit Boie und den übrigen jungen Männern bekannt, die allmählich nach Göttingen kamen. Er war einer der ursprünglichen Stifter des Hainbundes, auf welchen er namentlich dadurch nicht geringen Einfluß erhielt, daß er das Verständniß der Minnelieder eröffnete, die ihm durch seine heimatliche Mundart zum Theil zugänglicher waren, als seinen aus dem Norden stammenden Freunden; die meisten derselben, namentlich aber Bürger, Hölty und Voß, versuchten sich mit ihm in Nachbildung der alten Minnelieder, worin er jedoch wohl den größten Erfolg hatte. Im Jahre 1774 begleitete er Klopstock, der den Bund besucht hatte, nach Hamburg, wo er auch Claudius kennen lernte. Auf der Rückreise in die Heimat hielt er sich ein halbes Jahr in Leipzig auf, wo er mit dem Göttinger Freunde Cramer zusammentraf. Bald nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt (1775) wurde er Vicar am dortigen Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm, wo er jedoch nur ein Jahr verblieb, da er schon 1781 wieder an das Gymnasium seiner Heimat berufen wurde, wo er zuerst die Professur des Naturrechts und bald darauf die der griechischen Sprache erhielt. Im J. 1783 wurde er Prediger am Münster, im J. 1797 zugleich Professor der katechetischen Theologie am Gymnasium, zuletzt Dekan und geistlicher Rath, als welcher er den 21. Juni 1814 starb.

Millers größter Ruf gründet sich zwar auf seine Romane, von denen erst später die Rede sein kann, doch hatte er sich schon vorher durch seine in dem Musenalmanache veröffentlichten Gedichte sehr vortheilhaft bekannt gemacht und viele Freunde erworben. Und sie verdienten es in der That auch, denn ohne zu den großartigen und eine neue oder bedeutende Richtung der Poesie bestimmenden Erscheinungen zu gehören, waren sie doch aus einem wahrhaft poetischen Gefühl hervorgegangen, und zeichneten sich durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit der Auffassung vortheilhaft aus. Er steht in diesen Beziehungen Hölty am nächsten, dessen Tiefe er jedoch nicht besaß; aber man vermißt sie auch kaum bei den Stoffen, die er vorzugsweise behandelt. Wie Hölty liebte er nämlich, die Natur und das Landleben darzustellen; aber wenn auch oft weich gestimmt, ist seine Auffassung doch meist jugendlich heiter, und der Anblick der schönen Natur erweckt ihm seltener wehmüthige Gefühle, als frische Lebenslust. Daher bewegte er sich mit Vorliebe in den Kreisen des ländlichen Lebens, in denen sich diese Lebenslust ungesucht und kräftig ausspricht. Hier trifft er zwar mit Voß zusammen, aber er steht weit höher als dieser, da seine Lieder nicht bloße Gemälde äußerer Erscheinungen sind, wie bei Voß, sondern sich in ihnen auch das innere Leben der Landbewohner in seiner naiven Kraft und Ungezwungenheit ausspricht, und wenn er auch nicht ganz specielle Verhältnisse aufgreift, wie Voß, obgleich auch Lieder solcher Art nicht fehlen („Beim Ernteschmaus"), so behandelt er doch selbst die allgemeineren Stoffe mit größerm Geschick als jener und weiß ihnen ein viel individuelleres Leben einzuhauchen (4). Seine Minnelieder sind lieblich und unter allen Nachbildungen der damaligen Dichter wohl die gelungensten, auch schon durch die liebliche, wohllautende Darstellung erfreulich (2).

Der Umgang mit Hahn, Cramer, Voß und den Stolberg konnte freilich nicht spurlos an ihm vorübergehen, und so versuchte er sich nicht allein hie und da in den altgriechischen Versmaßen („Die Geliebte", „Der Hain" u. a. m.), er sang in ihrem Geiste auch einige Freiheitslieder („Lied eines Gefangenen", „Der Todesengel am Lager eines Tyrannen", welches Gedicht den beiden Stolberg gewidmet ist), eben so wenig konnte er sich dem Einflusse seines Freundes Hölty entziehen, in dessen Sinn und Geist er manches wehmüthige Lied sang (1. 3). Aber die Sentimentalität, die ihn später so mächtig ergriff, ist in seinen in Göttingen gedichteten Liedern höchstens im Keime zu erblicken. Diese Mannigfaltigkeit der Stoffe und Formen, die er mit gleicher Gewandtheit behandelte, beweist zugleich die Leichtigkeit seines Talents und er ist auch ohne Vergleich der fruchtbarste unter allen Genossen des Hainbundes. Seine späteren Gedichte, die, so viel wir wissen, nicht gesammelt*)

*) Die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner „Gedichte" (Ulm 1783) enthält mit Ausnahme von zwei Gelegenheitsgedichten aus dem J. 1780 nur die Lieder, die er von 1771 bis 1776 verfaßt hat.

sind (die meisten finden sich im Vossischen Musenalmanach), stehen den frühern weit nach, indem sie sich meist in Allegorien ergehen und ihnen die frische Wahrheit abgeht, durch welche jene vorzugsweise gefielen.

1. Klagelied eines Bauren.

1. Das ganze Dorf versammelt sich,
Und eilt zum Kirmesreihen;
Es freut sich alles, aber mich
Kann fürder nichts erfreuen.

2. Denn ach! mein Hannchen fehlet mir;
Nie kann ich sie vergessen;
Ich weiß zu gut, was ich in ihr
Für einen Schatz besessen.

3. Unschuldig war sie, wie ein Lamm,
That keinem was zu Leide,
Und lebte still und tugendsam
Zu aller Menschen Freude.

4. Sie hatte Wangen, voll und rund,
Und glätter noch als Pfirschen,
Ein blaues Aug' und einen Mund,
Der röther war als Kirschen.

5. Man konnte, sah sie einen an
Die Blicke kaum ertragen,
Und wenn sie lachte, mußte man
Die Augen niederschlagen.

6. Wie bin ich neulich noch mit ihr
Am Maienfest gesprungen!
Bis an den Abend tanzten wir,
Und schäckerten, und sungen;

7. Da nahm sie meinen Hut, und wand,
Als ich den Kehraus machte,
Um ihn ein pappelgrünes Band,
Und gab ihn mir, und lachte.

8. O Gott! wer hätte da gedacht,
Als ich den Engel küßte,
Daß sich so bald die grüne Tracht
In schwarze wandeln müßte? —

9. Nun darfst du, liebes Band, um mich
Nicht mehr im Winde rauschen;
Herunternehmen muß ich dich,
Und gegen Flor vertauschen!

10. Den Gottesacker will ich mir
Zum liebsten Platz erwählen,
Und jeden Abend mich zu dir,
Du liebes Hannchen! stehlen;

11. Will da dein Grab mit Majoran
Und Maaßlieb übersäen;
Ein schwarzes Kreuz, und Reime dran,
Soll in der Mitte stehen;

12. Ein Todtenkranz soll an der Wand
In unsrer Kirche prangen,
Und unten dran das grüne Band
Zum Angedenken hangen;

13. In jeder Predigt sitz' ich dann
Dem Kranze gegenüber,
Seh ihn mit nassen Augen an,
Und härme mich darüber;

14. Bis endlich, wenn es Gott gefällt,
Mein Stündlein auch erscheinet,
Und in der schönen Himmelswelt
Auf ewig uns vereinet.

2. Noch ein Lied an die Minne.

1. Liebe, süße Minne, dir
Will ich dienen für und für!
Alles, was mein Herz begehret,
Alles hast du mir gewähret,
Liebchens Auge lächelt mir.

2. Reinen Engelsinn hat sie;
Wer sie minnt, der trauert nie;
Wer sie morgens nur erblicket,
Ist den ganzen Tag beglücket;
Und ich sehe täglich sie!

3. Sittsam ist ihr Aug' und blau,
Wie Violen auf der Au;
Weißer als Narcissen blühet
Ihre Stirn; ihr Mündlein glühet,
Wie die Ros' im Morgenthau.

4. Gleich dem milden Sonnenschein,
Lacht sie allen, Groß und Klein,
Weiß sie alle zu entzücken:
Aber mit der Minne Blicken
Lacht sie mir, nur mir allein!

3. Lied einer Nonne. Im Frühling

1. Trocknet, milde Frühlingslüfte,
Meine vielen Thränen auf!
Send', o Abend, deine Düfte
Zu der Zelle mir herauf! —
Aber Philomele stimmet
Wieder mich zum Klageton;
Und in frischen Zähren schwimmet
Mein erloschnes Auge schon.

2. Dank dir, liebe Philomele,
Daß du in mein Leiden weinst;
Daß mit einer guten Seele
Du zu Klagen dich vereinst!
Menschen, die mich schlau betrogen,
Kennen kein Erbarmen mehr!
Augen, die mir Liebe logen,
Sind von Mitleidsthränen leer!

3. Aber Lieb' und Mitleid füllet,
Guter Mond am Himmel, dich!
Meinem Auge gleich, verhüllet
Deines in den Schleyer sich.
Um die bleiche Wange wallen
Weinende Gewölke nur;
Und in Perlentropfen fallen
Thränen auf die Blumenflur.

4. Rosen schließen, ungesehen,
Sich im Klostergarten auf;
Warme Frühlingswinde wehen
Ihren Wohlgeruch herauf.
Unbeklagt, wie ihr, verfärbet
Sich, ihr Rosen, mein Gesicht
Liebe Rosen, warum sterbet
Ihr auf meinem Grabe nicht?

4. Die Zufriedenheit.

1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

2. So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof, und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

3. Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maas und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freun.

4. Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald;
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey'r Arbeit singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bey'r süßen Ruh.

5. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt;
Und alles in der Blüte steht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk ich: Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

6. Dann preis' ich laut, und lobe Gott,
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk: Es ist ein lieber Gott,
Und meynt's mit Menschen gut!
Drum will ich immer dankbar seyn,
Und mich der Güte Gottes freun!

Christian Adolf Overbeck.

Christian Adolf Overbeck, von dessen Lebensverhältnissen uns kaum das Nothdürftigste be-

kannt ist*), wurde am 21. Aug. 1755 zu Lübeck geboren. Nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, bezog er die Hochschule zu Göttingen, um sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Im J. 1788 wurde er Advocat, später Obergerichtsprocurator, Bürgermeister und Syndikus des Domkapitels. Er starb im 67. Jahre seines Lebens den 9. März 1821.

Ohne mit den Dichtern des Hainbundes, die er in Göttingen nicht mehr antraf, anders als durch den Musenalmanach von Voß zusammenzuhängen**), an welchem er seit 1776 unausgesetzten und fleißigen Antheil nahm, hat er sich doch ohne Zweifel nach denselben gebildet, besonders aber Hölty und Miller zu seinem Vorbilde genommen, deren verschiedene Eigenthümlichkeiten in ihm in so weit vereinigt erscheinen, als es bei seinem nicht umfangreichen Talente möglich war. Von dem ersten hat er die elegisch-sentimentale Richtung, von dem andern die heitere Darstellung des Lebens, und nach beiden Seiten hin hat er Lieder gedichtet, welche durch ihre Gemüthlichkeit und ihren Wohllaut so ansprechen, daß sie in den Mund des Volks übergingen und auch jetzt noch gesungen werden, wie die zwei unten mitgetheilten: „Trost in mancherlei Thränen" (1) und „Die Schiffahrt" (2). Seine Anlehnung an Hölty zeigen seine Oden in antiken Versmaßen am deutlichsten („Die häuslichen Freuden" u. a. ähnlicher Art); doch sind manche derselben auch ganz im Klopstock'schen Geiste gedichtet (z. B. „Die Nacht"). Overbeck hat ferner Kinderlieder geschrieben, die zuerst unter dem Titel „Fritzchens Lieder" (Hamb. 1781) erschienen, und von denen er eine Auswahl in der „Sammlung vermischter Lieder" (Lüb. u. Lpz. 1794) aufnahm***). Dieselben sind jedoch, mit Ausnahme einiger wenigen (z. B. „Der arme Mann") nicht bedeutend, und es ist dem Dichter nicht gelungen, sich in das kindliche Leben zu versetzen. Die Lieder beruhen meist auf einer dem Kindesalter ganz unnatürlichen Reflexion, und wissen dieselbe dem jugendlichen Gemüth weit weniger nahe zu legen, als früher Weisse in seinen Kinderliedern.

1. Trost in mancherlei Thränen.

1. Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

2. Nicht doch, lieben Brüder!
Ist dies unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.

3. Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

4. Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Segens gnug umher.

5. Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

6. Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

7. Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauns verlieh.

8. Dem macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

9. Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dau'rt nur Eine Nacht.

10. Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet: —
Dann ist's wohlgethan.

2. Die Schiffahrt.

1. Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich,
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir dich.

2. Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen:
Da ließen die Blümchen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

3. Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und alle begannen zu singen
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

4. Das waren mir selige Tage!
Mein blondes Mädchen, o sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,
Dann setz' ich mich neben Dir nieder,
Und schiffe durch's Leben mit Dir.

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Ohne mit den Kraft- und Originalgenies in irgend einem Verbande zu stehen (persönlich scheint er nur den Maler Müller gekannt zu haben), reiht sich doch der Dichter, von dem wir jetzt zu sprechen haben, in mehrfacher Beziehung an dieselben, so wie er auch durch seine Anlehnung an Klopstock mit den Göttingern Verwandtschaft darbietet, von denen er übrigens nur mit einem derjenigen befreundet war, der ihm und seinem kraftgenialischen Wesen am entferntesten stand.

Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. den 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, wurde in Aalen erzogen, wohin sein Vater schon im J. 1740 als Schullehrer und Musikdirector berufen worden war. Bis zu seinem siebenten Jahre für dumm geltend, zeigte er auf einmal bedeutende Anlagen, insbesondere für die Musik, und machte in kurzer Zeit so bedeutende Fortschritte, daß er schon im J. 1753 in das Lyceum zu Nördlingen eintreten konnte, wo er drei Jahre blieb,

*) Der „Nekrolog der Deutschen", der bei Abgang aller anderweitigen Quellen am ersten Auskunft gibt, ist in dem Todesjahre Overbecks nicht erschienen.

**) Wachler nennt ihn in d. „Vorlesungen üb. d. Gesch. d. teutschen Nationalliteratur" (2. Aufl. II, 229) als wirkliches Mitglied des Hainbunds; wir wissen nicht, worauf er diese Behauptung gründet, uns ist Nichts bekannt, woraus sich dieselbe erweisen ließe.

***) Die frühere Sammlung „Lehrgedichte u. Lieder" (Lindau 1786) war, wie er in der Vorrede zur Lübeckischen Ausg. sagt, ohne sein Zuthun in der Schweiz veranstaltet worden.



Schubart.

worauf er die Schule zum heiligen Geist in Nürnberg besuchte. Schon in Nördlingen, wo er neben den alten Klassikern auch die besten neueren deutschen Dichter, namentlich Klopstock, mit fortwährend steigender Liebe studirte, versuchte er sich in Dichtungen und Compositionen für das Clavier; Nürnberg bot ihm mannigfache Gelegenheit dar, sein musikalisches Talent auszubilden. In Erlangen, wohin er 1758 ging, um sich der Theologie zu widmen, gerieth er in unordentliches, selbst ausschweifendes Leben, so daß ihn sein Vater wieder nach Hause berief; doch söhnte sich dieser bald wieder mit ihm aus, als er bemerkte, daß er sich im Reden und Predigen, sowie in der Musik eine seltene Fertigkeit erworben habe; und in der That, er hätte bei seinen großen Anlagen zum Redner als Prediger höchst Bedeutendes leisten können, wenn er sich nicht allzusehr auf sein Talent verlassen und statt sich vorzubereiten, aus dem Stegreif gesprochen hätte. Und so hinderte ihn auch der Mangel an anhaltendem Fleiße und die nicht zu besiegende Unordnung im Leben, in der Musik die Größe zu erreichen, die man bei seinem Talent erwarten durfte. Um seinem Vater nicht länger zur Last zu fallen, nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Königsbronn und bald darauf die eines Schullehrers und Organisten in Geißlingen an. Es schien, als ob er dort, so unbedeutend seine Stellung war, ein neues Leben beginnen wollte; er studirte eifrig, widmete sich seinen Schülern mit warmer Liebe; dazu kam, daß er im J. 1764 das Glück hatte, sich mit einem ganz vortrefflichen Mädchen zu verheirathen, die ihn bei ihrer gränzenlosen Hingebung und Liebe zum glücklichsten Manne gemacht hätte, wenn er etwas mehr Selbstbeherrschung gehabt hätte. Aber nach und nach verfiel er wieder in seine frühere Unordnung, die noch mehr zunahm, als er seit 1768 zum Organisten und Musikdirector in Ludwigsburg ernannt worden war. Trotz seiner guten Einnahme gerieth er in Schulden, seine freisinnigen Ansichten in religiösen Dingen verfeindeten ihn mit der Geistlichkeit, die ihm nicht verzeihen konnte, daß er sich ohne Scheu öffentlich aussprach; seine Ausschweifungen stürzten seine treffliche Frau in Schwermuth, die ihr Vater mit den Kindern zu sich nahm; sie zogen ihm sogar Gefängniß, Entsetzung von seinem Amt und Landesverweisung zu, welche Strafe er aber in der That weniger seinem Anstoß erregenden Wandel, als einem satyrischen Gedichte gegen einen einflußreichen Hofmann zu verdanken hatte. Er ging nun zuerst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg und Mannheim, in welchen Städten er sich durch seine Talente viele Gönner, Beifall und Geld erwarb, und er würde sogar in Mannheim eine bleibende Anstellung gefunden haben, wenn er nicht durch allzu verletzende Aeußerungen über die dortige Akademie den Churfürsten beleidigt hätte. Zwar fand er, als er sich in der größten Verlegenheit befand, bei einem Grafen von Schmettau anständige Unterkunft; allein um diesem nicht allzulang zur Last zu fallen, entschloß er sich, auf den Rath des bayerischen Gesandten in Mannheim zur katholischen Kirche überzutreten, um in München Anstellung zu finden, und er hätte diesen Entschluß wahrscheinlich auch ausgeführt, wenn sein Schicksal nicht wieder eine unerwartete Wendung genommen hätte. Er begleitete den Gesandten nach Würzburg, spielte vor dem Fürstbischof mit großem Beifall und wurde reichlich beschenkt. Eben so erwarb er sich die Gnade des Churfürsten von Bayern durch sein ausgezeichnetes Spiel; aber als er sich eben den schönsten Hoffnungen hingab, erhielt er plötzlich den Befehl, das Land zu verlassen. Man hatte nämlich in Stuttgart Erkundigungen über ihn eingezogen, und die eingegangenen Berichte hatten seinen sittlichen Wandel mit so schwarzen Farben gemalt, daß die Geistlichkeit sich nicht eher sicher glaubte, als bis er das Land geräumt hatte. Nun ging er nach Augsburg, wo er sich in kurzer Zeit eine neue Laufbahn und ergiebige Erwerbsquellen eröffnete. Er gab nämlich (1774) eine Zeitung heraus, die „Deutsche Chronik“, welche bald eines der gelesensten politischen Blätter wurde. Er dictirte sie meist im Wirthshause beim Bierkrug und errang, da er, der geborene Volksredner, sich darin gab, wie er war, einen unermeßlichen Beifall: er kämpfte für deutsche Sitte, Freiheit und Vaterlandsliebe gegen Jesuiten. Zugleich ertheilte er Unterricht in der Musik und in verschiedenen Wissenschaften, und erwarb sich durch seine „Lesekonzerte“ ausgezeichneten Beifall, in welchen er die neuesten Stücke berühmter Dichter und insbesondere Klopstocks „Messias“ mit bewundernswürdiger Meisterschaft vortrug. Allein auch hier verfeindete er sich mit der Geistlichkeit und namentlich mit den Jesuiten, was zur Folge hatte, daß er aus der Stadt verwiesen wurde. In Ulm, wohin er sich nun wandte, setzte er seine Chronik fort, und er fühlte sich dort um so glücklicher, als er sich mit seiner Familie wieder vereinigt hatte und er sich im Umgange mit seinem Freunde Miller im-

mer mehr an Ordnung zu gewöhnen schien, ob er gleich die Wirthshäuser und leichtsinnige Gesellschaften immer noch zu häufig besuchte. Er erwarb sich, wie überall, so auch hier, manchen Freund und Gönner, aber auch viele einflußreiche Feinde, und auch die früheren ruhten nicht; die Geistlichkeit, die protestantische, wie die katholische, verfolgte ihn mit dem bittersten Haß und dieser wurde ohne Zweifel die erste und wichtigste Ursache zu dem Unglücke, das ihn bald ereilte. Die nächste Veranlassung war, wie es scheint, eine an sich unbedeutende Beleidigung des österreichischen Ministerresidenten Generals von Ried in Ulm, der ihn schon aufheben und nach Ungarn bringen lassen wollte. Hiezu erhielt er zwar die Ermächtigung des Herzogs von Würtemberg nicht, aber derselbe ging nichts desto weniger in den Plan ein, denn auch er glaubte sich von Schubart verletzt. Der Kloster-Oberamtmann Scholl erhielt den Auftrag, sich in das Vertrauen des zum Opfer ausersehenen Dichters zu schleichen, und ihn unter irgend einem Vorwande auf würtembergisches Gebiet zu locken, da die Gewaltthat auf dem Gebiete der freien Reichsstadt Ulm nicht gewagt werden durfte. Es gelang ihm leicht, da Schubart bei seinem redlichen und arglosen Charakter ein solches Bubenstück nicht ahnte; er begleitete am 22. Jan. 1777 den Verräther nach Blaubeuren, wo er sogleich gefangen genommen und nach dem Asperg gebracht wurde. Wir wollen die Leiden seiner zehnjährigen Gefangenschaft, während welcher er niemals verhört wurde, nicht schildern, und nur erwähnen, daß ihm die Rache der Geistlichkeit auch in sein düsteres Gefängniß folgte, und wohl großen Theils an der Länge seiner Gefangenschaft Schuld war, da sie ihn durch das Uebermaß von Qualen in die vollste Zerknirschung stürzen wollte. Auch gelang es ihr durch die verruchtesten Mittel, den Unglücklichen zum Mysticismus zu bekehren, aber freilich mehr äußerlich, als in der That, denn mitten unter den ihm abgetrotzten Selbstanklagen und Aeußerungen der vollsten Zerknirschung bricht in seinen Briefen sein Freiheitsgefühl, das Gefühl seiner Menschenwürde und des ihm zugefügten Unrechts mit aller Macht durch, und als er die Freiheit wieder erlangt hatte, zerfiel der düstre Nebel des Mysticismus schnell, der sich im Gefängniß um ihn gelagert hatte. Bezeichnend ist der Grund seiner Befreiung. Umsonst hatten sich die trefflichsten Männer Deutschlands, darunter Göthe bei seiner Anwesenheit in Stuttgart, für ihn verwendet*), und selbst die Verwendung des preußischen Hofes, der durch Schubarts „Hymnus auf Friedrich den Großen" und ein zweites auf den Tod desselben verfaßtes Gedicht zur Theilnahme an dem Unglücklichen bewogen worden war, blieb lange ohne Erfolg. Zwar war schon im J. 1785 eine Erleichterung seiner Gefangenschaft eingetreten, diese hatte aber weder Mitleid noch Reue über die Schandthat zum Grunde, sondern lediglich den gemeinsten Eigennutz; man erlaubte dem Gefangenen nämlich eine Gesammtausgabe seiner Gedichte zu veranstalten**), die in der akademischen Druckerei verlegt werden sollte; diese machte in der That einen reinen Gewinn von 2000 Gulden daran, welche in die Kasse des Herzogs flossen, da selbst der Verkauf seiner Unterthanen nach dem Kap zur Deckung seiner Bedürfnisse nicht mehr ausreichte. Endlich konnte der Herzog dem Drängen des preußischen Hofes nicht mehr widerstehen: Schubart wurde am 11. März 1787 freigelassen und zugleich als Director der Hofmusik, sowie als Hof- und Theaterdichter angestellt, um ihn im Lande festzuhalten, weil man seine Anklagen fürchtete, wenn er in das Ausland gezogen wäre. Das sah sogar nach Gnade aus und der gute Mann war versöhnt. Auch wollte man ihn nochmals gebrauchen, um durch seine Hülfe Geld zu erwerben. Er erhielt die Erlaubniß, seine Zeitung unter dem Titel „Vaterlands-Chronik" (1787—1791) fortzusetzen, welche der akademischen Druckerei und mittelbar dem Herzog nicht Unbedeutendes einbrachte, der dem Opfer seiner Tyrannei sogar ziemliche Freiheit in der Redaction gewährte, weil er bei zu großer Einschränkung desselben eine Schmälerung des Absatzes befürchtete. Auch Schubart brachte die Chronik viel ein, so daß er mit seinem Amte und seinen Gelegenheitsgedichten eine jährliche Einnahme von 4000 Gulden hatte. Er lebte wieder auf und hielt einen Triumphzug durch Schwaben, als er die Seinigen besuchte, die er erst im achten Jahre seiner Gefangenschaft hatte wiedersehen dürfen, während der Herzog sogar einigen Mördern, die zugleich mit Schubart auf dem Asperg saßen, erlaubt hatte, Besuche von ihren Familien anzunehmen. In Aalen bewirthete ihn der Magistrat, die ganze Stadt war voll Jubel, und überhaupt erhielt er von allen Seiten Beweise der freudigsten Theilnahme an seiner Befreiung. Aber er hatte zu viel gelitten; seine Natur konnte den Saus und Braus, in dem er öfters wieder lebte, nicht aushalten; schon nach vier Jahren ward er eine Beute des Todes: er starb den 10. October 1791 in einem Alter von 52 Jahren. Seine Wittwe, die während seiner langwierigen Gefangenschaft in dem schönsten Glanze weiblicher Tugend erschien*), überlebte ihn ein volles Vierteljahrhundert.

Wir mußten bei dem Leben des unglücklichen Mannes länger verweilen, als seine Bedeutsamkeit in der Geschichte der Literatur es eigentlich mit sich gebracht hätte, weil seine Dichtungen nur aus der Kenntniß seines Charakters und seiner Schicksale recht verstanden werden können. Es ist nicht zu läugnen, daß Schubart sein Unglück zum größten Theil selbst verschuldet hatte, wenn auch darin keineswegs eine Rechtfertigung, ja nicht einmal eine Entschuldigung der willkürlichen und grausamen Behandlung liegt, die er erdulden mußte. Er war bei allem seinem Talent und seinem redlichen und offenen Charakter, seiner großen Gutmüthigkeit ohne allen innern Halt und ohne sitt-

*) „Das große Aufsehen, welches dieser bürgerliche Mensch in Stuttgart machte, schien dem Herzog anmaßend; er verbot den Seinigen und selbst den Gelehrten allen Umgang mit demselben." (Strauß in Schubarts Leben.)

**) Die aus Hohenasperg, Mai 1785, datirte Ankündigung dieser Gesammtausgabe (Anzeiger des Deutschen Merkurs 1785, Julius CXVII) ist wahrhaft rührend; es zerreißt das Herz, wenn man darin liest, daß er Sr. Herzogl. Durchlaucht, seinem gnädigsten Herrn für die großmüthige Erlaubniß danken muß, die Sammlung veranstalten zu dürfen. Eben so rührend ist aber der Ausdruck der ungebeugten Geisteskraft, die sich in dieser Ankündigung kund gibt: er fühlt sein gränzenloses Unglück, er erträgt es aber mit männlicher Geduld und Würde.

*) Auch Miller zeigte sich fortwährend als der werkthätigste Freund des Unglücklichen und seiner Familie.

liche Kraft; er war fortwährend der Spielball seiner Leidenschaften, seiner guten und bösen Neigungen, die ihn nie zur Klarheit über sich selbst gelangen ließen. In einer und derselben Stunde konnte er sich mit aller Begeisterung, deren seine stets glühende Phantasie fähig war, den erhabensten Ideen hingeben, sie mit einer Macht und Fülle der Beredtsamkeit entwickeln, daß Alle, die ihn hörten, unwiderstehlich hingerissen wurden, und sich gleich darauf in den Strudel der gemeinsten und rohesten Vergnügungen stürzen. So kam es, daß er bei der vollsten Herzensgüte die Tage seiner trefflichen Gattin auf unverzeihliche Weise verbitterte, daß er bald in pietistischer Frömmigkeit schwelgte (denn es finden sich davon auch vor seiner Gefangenschaft Spuren), bald wieder in ausgelassener Weise sich über Religion und kirchliche Verhältnisse äußerte. Den nämlichen schwankenden Charakter bieten auch seine Dichtungen, die bald als der Erguß des trefflichsten, feurigsten Gefühls erscheinen, bald sich aber auch in Schmutz und Gemeinheit bewegen, bald die feurigste Kraft, das edelste Selbstbewußtsein der menschlichen Würde athmen und bald wieder in schwächlicher Andächtelei seufzen; bald mit gewaltiger Stimme für die Rechte der unterdrückten Menschheit einstehen, bald Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung wimmern; denn viele sind, wie er sich in der Vorrede zu der im Gefängnisse veranstalteten Ausgabe ausdrückt, „in der Nacht des Jammers niedergeweint". Schubart war von der Natur trefflich begabt, er besaß eine feurige Phantasie, lebendiges und tiefes Gefühl, große Empfänglichkeit, einen großen Gedankenreichthum und eine Macht der Sprache, die ihn eben so wohl zum Redner, als zum Dichter befähigte; aber sein Talent war unausgebildet, daher er meist unkünstlerisch, ja selbst roh erscheint, und vor Allem fehlte es ihm gänzlich an der schönen Mäßigung, die allein den Kunstwerken den Stempel der Vollendung aufdrücken kann. Dieser Mangel ist selbst bei seinen besten Dichtungen sichtbar und nur wenige, wie das „Kaplied" (5), „Der Gefangene" (2) verletzen nicht durch unzeitige, von der überströmenden Phantasie herbeigeführte Auswüchse, denn nur selten ward er, wie im Leben, so auch in der Dichtung, seiner selbst Herr. Seine ersten poetischen Versuche, „Todesgesänge" (Ulm 1767), sind ganz im Geiste und in der Manier Klopstocks, dessen Einfluß auf Schubart noch in spätern Gedichten wahrzunehmen sind. Doch sind diese viel selbstständiger und es zeichnen sich namentlich diejenigen durch Glut der Empfindung und verhältnißmäßig geregeltere Darstellung aus, welche er in dem Kerker niederschrieb. Am wenigsten tritt sein genialer Geist in den geistlichen Liedern hervor, welche er meist auf Hohenasperg dichtete; was er darin sagt, ist mehr Wiederholung der ihm von seinem pietistischen Festungscommandanten, dem uns schon bekannten Obersten Rieger (II, 480), und von seinen zelotischen Beichtvätern eingeprägten Gebets- und Bußformeln, als Erguß seines eigenen Wesens. Auch seine Volkslieder können wir unmöglich mit andern Kritikern für gelungen erachten; so unzweifelhaft es ist, daß Schubart zum Volksredner geboren war, und daß er, wenn sich ihm Gelegenheit dargeboten hätte, fähig gewesen wäre, mit seinem rednerischen Talent die Massen hinzureißen, so wenig verstand er es, die tiefgemüthliche Seite des Volkslebens poetisch zu ergreifen, und seine Volkslieder sind in der That nur gewöhnliche Reimereien gewöhnlicher Gedanken. Am höchsten steht er in der Ode und der Hymne, in welchen man öfters Anklänge an Göthe's ähnliche Dichtungen wahrzunehmen glaubt; aber freilich sind es nur Anklänge, die bald von dem mächtig überwallenden Gefühl des Dichters mit seiner nach dem höchsten äußern Effect strebenden Sprache übertönt werden. Man muß bekennen, daß er den ihn bestürmenden Empfindungen den vollsten Ausdruck zu geben vermag, mag er von Liebe begeistert sein, wie in der Hymne auf Friedrich den Großen (4), in welcher er die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des großen Königs mit meisterhafter Kürze und Stärke zusammengedrängt hat, oder mag ihn der tiefste Haß gegen die Tyrannei erfüllen, wie in der „Fürstengruft" (1). Ein höchst merkwürdiges Gedicht ist „Der ewige Jude", den wir leider nicht mehr aufnehmen konnten; es spricht sich darin sein eigenes Gefühl über die schreckliche, unendliche Qual, die er als Gefangener zu erdulden hatte, aus; von der höchsten Wirkung ist der darin liegende Gegensatz zwischen der Barmherzigkeit Gottes, „der nicht ewig zürnet", und der nie erkaltenden Racheluft des beleidigten sterblichen Menschen, dem das Ungefähr Gewalt in die Hand gegeben. Wahres, von keiner Uebertreibung und Wildheit zerstörtes Gefühl zeigt sich nur in wenigen Liedern, so in dem „Gefangenen" (2) und in der „Deutschen Freiheit" (3), ob sich gleich auch in dieser schon die Hoffnungslosigkeit zur bittern Verzweiflung gestaltet, wogegen in dem ersten Gedicht die Empfindung rein und ungetrübt bleibt. Mehr als die meist platten Dorf- und Bauerngedichte verdient das „Kaplied" (5) den Namen eines ächten Volkslieds, wie es denn auch lange Zeit im Munde des Volks lebte. Wenn es auch dadurch an historisch-politischer Bedeutsamkeit verloren hat, daß die schmähliche Veranlassung desselben, der Verkauf der Würtemberger an die Holländer, nicht angedeutet werden durfte, so hat es eben dadurch an allgemein menschlicher Bedeutung gewonnen.

1. Die Fürstengruft.

1. Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.

2. Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!

3. Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

4. Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh'.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist du!

5. Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.

6. An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub, vielleicht ein welscher Meister,
Sie einst dem Marmor ein.

7. Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

8. Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

9. Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Wie zween Kometen, stand.

10. Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

11. Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelein ins taube Ohr! —
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

12. Er steht nicht auf, Euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.

13. Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetraurt,
Im Felsengrab, verächtlicher, als Sclaven,
In Kerker eingemaurt.

14. Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeschaffne, beßre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

15. Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;

16. Die Hunde nur, und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen: denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

17. Die liegen nun in dieser Schauergrotte,
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So stumm! so ruhmlos! — Noch von keinem Gotte
In's Leben aufgeweckt.

18. Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

19. Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der siech vorüberkeucht!

20. Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tirann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm.

21. Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht.
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht.

22. Wo Todesengel nach Tirannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

23. Ihr aber, beßre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

24. Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

25. Ach, unterm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht,
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

26. Wie wird's euch sein, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth."

2. Der Gefangene.

1. Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

2. Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

3. Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

4. Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzenswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

5. Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

6. Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn Nichts ist mein; ach Nichts ist mein
Im Muttererdenschooße.

7. Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

8. Gefangner Mann, ein armer Mann.
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

9. Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

10. Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sclaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

11. Was hab' ich, Brüder, Euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

3. Deutsche Freiheit.

1. Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arme,
Daß ich stürm' in die Saite
Und singe dein Lob.

2. Aber, wo find' ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erstgeborne?
Könnte Geschrei dich wecken, so schrie ich,
Daß die Sterne wankten,

3. Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß gespaltene Felsen
Vor dein Heiligthum rollten
Und seine Pforte sprengten.

4. Könnten Thränen dich rühren,
Ach, du kämst zum Fesselbeladenen,
Dem schon neun schreckliche Jahre
Zährenfeu'r die Wange sengt.

5. Aber hier bist du nicht, wo Gallioten,
Wie Vieh an Karren gespannt,
Mit Ketten vorüberrasseln;
Hier, Göttin, bist du nicht.

6. Wo die starre Verzweiflung
Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangenen Flüche
Fürchterlich im Felsenbauche hallen.

7. Aber wo bist du?
Gottes Vertraute, wo bist du?
Ach, daß du mir lüpftest die Fessel;
So säng' ich, Göttin, dein Lob.

8. Doch weinend, wie der Siechling singt
Von der Gesundheit gold'nen Gabe,
Wie der einsame Mann, von der fernen Geliebten,
So sing' ich, Göttin, dein Lob.

9. Hast du verlassen Germania's Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erschlagener Römer
Deinen Thron erthürmtest?

10. Wo du mit deinem aufgesäugten Sohne
Hermann Winfelds Schlacht schlugst,
Und die Aeser der Freiheitshasser
Den Wölfen vorwarfst zum Fraße?

4. Friedrich der Große. Ein Hymnus.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl,
Da weint' ich vor Freuden über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.
Als ich ein Jüngling ward,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl,
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Drein zu stürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört' ich seiner Barden Gesang;
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil
Wie die Grenade schwingt;
Hörte Ramlern, der mit Flaccus Geist
Deutschen Biedersinn einigt;
Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
Im Dithyrambensturm wirbelt;
Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?
Soll der Bewundrung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? Nein, ich wags,
Ergreife die Harf' und singe Friedrichs Lob.
Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteintem Rücken hinunter,
Du meines Hymnus Feuerstrom!
Er stäub' und donnr' im Thale,
Meines Hymnus Feuerstrom,
Daß es hören die Völker umher!
Auf schwerer Prüfungen Nachtpfad
Führte die Vorsicht den Helden,
Eh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah' er nicht träufen das Schwert
Von Catt, seines Freundes, Blute?
Sah' er nicht blinken das Schwert
Auf seinen eignen Nacken?
Muthig und furchtlos blieb Er: denn Furcht
Kannt' er schon als Jüngling nicht.
In der Muse keuschen Umarmung
Uebt' er sich zu tragen den goldnen Scepter.
Schon flammt auf seinem Haupte das Königsdiadem.
Wie der wolkensammelnde Zeus
Saß er auf dem Thron' und schüttelte Blitze:
Da floh die Dummheit und der Unsinn
Und Barbarey, die Nachtgefährtin.
Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz,
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.
Die Geister seiner Ahnen stiegen aus der Gruft:
Mit des Meisters Pinsel zeichnet' er sie.
Sang hohe Gesäng' in die Lyra,
Und spielte die Flöte Apolls.
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten,
So stiegen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwert berührt,
Erstickt das Schlangenungeheuer, die Chicane,
Im ausgesprudelten Giftschaum,
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.
Hector, Achill, und Cäsar und Julian,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten als sein Kriegerruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er sein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäuel,
Der, plötzlich aufgerollt,
Größere Heere in Staub wirft?
Fünfmal donnerte Friedrich Wodan:
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstlichstes Gestein.
Seiner Größe Sonnenpunct kam.
Habspurgs Adler schwebt schreckbar über ihm
Er dürstete Friedrichs Blut.
Moscoviens Bär mit eisbehangnen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut.
Gallia schwung die lichtweiße Lilie,
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbst Wasas Enkel
Und Germaniens mächtigste Fürsten und Städte
Zuckten die Schwerter, ins Schlachtthal zu gießen
Friedrich Wodans Blut.
Er aber, der Einzige! warf
Die erzne Brust entgegen
Der todtschnaubenden Feindesschaar;
Achtete ihrer schreckbaren Menge,
Ihrer Rosse wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen
Und ihrer metallnen Donnerschlünde nicht.
Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestral Gottes im Wettergewölk
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß,
Und spritzt' an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich.
In Riesengestalt trat einher der Würgegeist,
Von Wuthgebrüll und Sterbgewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen:
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln
Und den Goldsitz zu werfen in Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und traurten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viel,
Schwerin und Keith und Kleist und Winterfeld,
Und im Entfliehn aus ihren Leibern
Kümmerten sich noch die Geister der Tapfern
Um Friedrichs Heil.
Aber der Held stand mit der Rache gezücktem Schwert;
Stand im Geschützdonner, im Säbelgeklirr;
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag,
Nicht des Hochverraths Drachenblick,
Nicht des zaudrenden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth Preis gab.
Ja, so stand er sieben Jahre im Feld des Todes,
Hehr und frei, und groß wie ein Gott.
Es staunten die Völker. Der Helden Geister
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Hasser:
Und so stand er in seiner Heldenhoheit
Allein da.
Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und sprach
„Es ist genug!“ Die Donner verstummten.
Friedrich zog in seine Königsburg,
Und lenkt dem Triumph aus.
Groß und glücklich zu machen sein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke.
In des Landes Wunde träuft er Balsam.
Palläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selber war noch immer ihr Liebling.
„Liebt euer Vaterland!
Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
Schlürft aus der Krystallquelle,
Draus Griechenland und Latium geschlürft!
Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
Erzne Knochen nicht zu Marcipan!“
Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Waagschal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwertschlag immer mehr.
Weit hinaus in jedes Labyrinth,
Von der schlausten Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl.
Merkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten;

Auch hieng er furchtlos die Waagschal' ans Schwert.
Da drangen sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sinnt auf dem eisernen Lager;
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen
„Sey unser Führer, Friedrich Hermann!"
Er wollts. Da ward der deutsche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nie ausgesungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebürglast.
Bald wirst du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unsterblichkeit Ruh' wird über dir säuseln.
Voran sind schon deiner Helden viele gegangen;
Dessau, Schwerin, und Winterfeld,
Und Keith, und Kleist, und Seidlitz, und Ziethen
Harren deiner im Tempel der Größe.
Stark kämpftest du den Kampf des Lebens:
Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrschergeist gab dir Gott:
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen:
„Du schwurst im Drange der größten Gefahr
Als König zu denken, zu leben, zu sterben,
Und Wort hast du gehalten.
Man bring' ihm die Krone,
Die leuchtender strahlt
Als alle Kronen der Erde!
Denn Friedrichs, meines Lieblings, Geist
Ists werth, ewig Kronen zu tragen."

5. Kaplied.

1. Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

2. Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

3. Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und Alles schweigt, und Alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

4. Und, wie ein Geist, schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittre Schmerz
Machts arme Liebchen stumm.

5. Ist hart — drum wirble Du, Tambour,
Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten, kleinen Kindern gleich —
Es muß geschieden sein.

6. Lebt wohl, Ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

7. An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

8. Wenn dann die Meereswoge sich
An unserm Schiffe bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

9. Und ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt;
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

10. Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika.
Und Alles dankt und singt.

11. Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.

12. Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein;
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

Johann Wolfgang von Göthe.



Der große Dichter, welchen wir nunmehr zu betrachten haben, gehört zu den seltensten Erscheinungen nicht bloß der deutschen Literatur, sondern in der Geschichte der Poesie überhaupt; denn wenn auch einzelne Dichter der verschiedenen Zeiten und Völker ihn an Größe des Talents für einzelne Dichtungsformen übertreffen, wie er sich z. B. in wahrhaft rührender Bescheidenheit als Dramatiker nicht neben Shakspeare zu stellen wagte, so steht er dagegen darin ganz allein da, daß er in allen Formen der poetischen wie der prosaischen Darstellung gleich Ausgezeichnetes schuf, daß er, wie kein anderer Dichter, die Gesammtentwickelung der Literatur bestimmte, dieselbe nicht bloß in Deutschland beherrschte, sondern auch auf die der meisten europäischen Völker mehr oder weniger einwirkte, und sich sein Einfluß sogar schon auf die Morgenländer erstreckt, da wir in der neuesten Zeit mit der Nachricht überrascht wurden, daß einzelne Dichtungen desselben ins Türkische und sogar ins Chinesische übersetzt worden sind. Eine solche hohe Wirksamkeit ließe sich aus dem Talent allein, so groß und umfassend dasselbe auch sein möchte, nicht erklären, sie setzt eine weitere Eigenthümlichkeit voraus, die wir als die Entwickelung aller Seelenkräfte und deren vollendete Harmonie bezeichnen möchten. Es läßt sich seine Größe daher am an-

schaulichsten begreifen, wenn man ihn mit Raphael zusammenstellt, der eben deswegen der größte Maler ist, weil bei ihm alle einzelnen Seiten der Kunst gleichmäßig entwickelt sind, und diese in seinen Schöpfungen zur vollkommensten Harmonie verschmolzen erscheinen, so daß keine auf Kosten der andern hervortritt. Wie bei Raphael Anlage und Ausführung, Composition im Ganzen und im Einzelnen, Zeichnung und Colorit, Ausdruck in Gesicht und Stellung seiner Personen, mit Einem Worte Alles an sich so groß und bedeutend ist, daß er schon als ein hoher Künstler erscheinen müßte, wenn auch nur Eine dieser Seiten so entwickelt wäre; wie aber jegliche derselben eben dadurch an Bedeutsamkeit gewinnt, daß sie als organischer Theil des Ganzen erscheint und, weit entfernt sich hervorzudrängen, sich diesem und seinen Forderungen unterordnet; so ist auch bei Göthe die harmonische Entwickelung und Vereinigung aller Seiten des poetischen Lebens, was seinen Dichtungen jenen hohen Reiz gibt und ihn über die meisten Dichter aller Zeiten erhebt.

Wir wollen versuchen, diese allgemeinen Andeutungen im Nachfolgenden weiter zu entwickeln, vorerst aber eine Uebersicht der Geschichte seines Lebens mittheilen.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater, welcher Doctor der Rechte war und den Titel eines kaiserlichen Rathes hatte, als Privatmann in Wohlstand lebte. Ob dieser gleich vielseitig gebildet war und für Wissenschaft, Poesie und Kunst Sinn hatte, gewann er bei seinem ernsten und sogar strengen Wesen doch nicht so großen Einfluß auf den Knaben, als die Mutter, eine Tochter des Schultheißen Textor, welche durch ihren Geist, ihr liebevolles Gemüth und ihre lebhafte Phantasie um so lebendiger auf den Sohn wirkte, als sie selbst „fast noch Kind, erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtsein heranwuchs" (Dichtung und Wahrheit 2, 21). Nächst seinen Aeltern, von denen der Vater den Sinn für die schöne Form, sowie die Willenskraft und insbesondere das ernste Streben, jeder begonnenen Arbeit die größtmöglichste Vollendung zu geben, die Mutter dagegen die Lust am Erfinden und selbstständigen Schaffen weckte und entwickelte *), wirkte auch das rege Leben in der Vaterstadt, deren geschichtlich und künstlerisch bedeutende Denkmäler und manche bedeutende Erlebnisse, wie die Krönung Josephs II., bildend auf den Knaben ein, der überdem durch massenhafte Lectüre sich schon in frühen Jahren einen reichen Schatz von Anschauungen und Kenntnissen erwarb. Eine Reihe von Kinderkrankheiten, die ihn befielen, diente nicht wenig dazu, ihm die erworbenen Kenntnisse bewältigen und zu seinem vollsten Eigenthum machen zu helfen, da die nothgedrungene Entfernung von allen Büchern und Spielen während derselben seinen Hang zum Nachdenken vermehrte. So war der junge Göthe acht Jahre alt geworden, als der siebenjährige Krieg (1756) ausbrach, der seine Ausbildung auf mannigfache Weise förderte. Als nämlich die Franzosen im folgenden Jahre Frankfurt besetzten und der Königslieutenant Graf von Thorane seine Wohnung in Göthe's väterlichem Hause nahm, zog derselbe, ein großer Kunstfreund, die sämmtlichen Maler von Frankfurt und Darmstadt herbei, und gab ihnen vielfache Beschäftigung. Der junge Göthe, der früher schon die Werkstätten der Frankfurter Künstler häufig besucht hatte, wohnte meist den Besprechungen über die Aufgaben und deren Lösungen bei, und durfte selbst seine Meinung mittheilen, wodurch er Kunstsinn und Urtheil rasch und sicher übte. Bei dem langen Umgang mit den Franzosen lernte er deren Sprache mit ziemlicher Geläufigkeit sprechen; noch mehr ward er durch den Besuch des französischen Theaters gefördert, durch welches sich zudem die Lust für das Dramatische mächtig entwickelte, so daß er bald die dramatische Kunst als Dichter und Schauspieler auszuüben begann. Seine Großmutter besaß nämlich ein wohleingerichtetes Puppenspiel, für welches er neue Stücke zu erfinden unternahm, und zugleich fing er an, mit seinen Spielgenossen größere Stücke selbst aufzuführen. Mit dem Frieden kehrte Ruhe und bestimmte Ordnung im Hause zurück; der Vater drang auf regelmäßige Beschäftigung und ernstes Erlernen der nothwendigen Kenntnisse. Sprachen, Musik, Zeichnen bildeten den Mittelpunkt des Unterrichts. Der Einfall, Hebräisch zu lernen, wurde deshalb für ihn wichtig, weil er dadurch mit dem Leben des Morgenlandes zur Zeit der Patriarchen vertraut wurde und dies ihn anregte, biblische Geschichten und Charaktere, die bei Moses nur in Umrissen angegeben sind, poetisch zu entfalten. Wie ihn schon während Thorane's Aufenthalt die Geschichte Josephs beschäftigt und er in einem größern Aufsatz zwölf Bilder aus derselben angegeben hatte, von denen auch einige ausgeführt wurden, so behandelte er jetzt diese Geschichte in einem prosaischepischen Gedicht, seinem ersten größern poetischen Versuch. Diese biblisch fromme Richtung erhielt durch Klopstocks „Messias", den er jetzt kennen lernte, sowie durch den Umgang mit dem Fräulein von Klettenberg, einer vertrauten Freundin seiner Mutter, reiche Nahrung, die durch ihre Liebenswürdigkeit, wie durch ihre tiefe und innige Frömmigkeit auf sein empfängliches Gemüth nachhaltig wirkte, wie er ihr denn auch in späteren Jahren in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein ebenso passendes, als unvergängliches Denkmal setzte. Um diese Zeit entstanden manche geistliche Oden, von denen sich noch eine, die „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi", erhalten hat.

Seine schon durchaus poetisch gestimmte Seele erhielt einen neuen Schwung durch die Liebe, die sein Inneres um so gewaltiger erfaßte, als sie rein geistiger Natur war. Doch konnte er sich derselben nicht lange erfreuen; widerwärtige Umstände, die den Jüngling lange Zeit mit Kummer und Sorgen erfüllten, trennten ihn von der Geliebten, die ihm später in Egmonts Klärchen vorschwebte, und die er im Faust unter ihrem Namen (Gretchen) verherrlichte. Theils von seinem Vater dazu angehalten, theils aus eigenem Antrieb zog er sich von jetzt immer mehr zurück, indem er sich mit regem Eifer auf die Universität vorbereitete. Zu seiner Erholung machte er größere Wanderungen und zeichnete fleißig, auch schloß er sich jetzt inni-

*) „Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Und Lust zum Fabuliren." (Werke 4, 393.)

ger an seine Schwester Cornelia, die nachmalige Gattin Schlossers, an. Im Herbst 1767 ging er nach Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechtswissenschaft zu studiren, in welche ihn jener schon zu Hause eingeführt hatte. Doch fand er an derselben so wenig Geschmack, daß er ihr bald nur wenig oder gar keine Zeit mehr widmete; eben so wenig konnten ihn Ernesti und Gellert auf die Dauer fesseln. Dagegen suchte er das gesellschaftliche Leben auf und hatte das Glück, einige junge Männer kennen zu lernen, die ihn durch scharfes und besonnenes Urtheil in seinen dichterischen Versuchen wesentlich förderten. Doch noch mehr geschah dies durch eine neue Liebe, die ihm die glücklichsten Stunden gewährte, da das einige Jahre ältere Mädchen bei ihrem lebhaften Geiste und warmem Gefühl an alle dem den regsten Antheil nahm, was den jungen Dichter bewegte. Das schöne Verhältniß wurde durch Göthe's Laune und Eifersucht bis zum Bruche getrübt; er besiegte den Schmerz, der ihn deshalb ergriff, dadurch, daß er diesen Abschnitt seines Lebens in dem Lustspiel „Die Laune des Verliebten" poetisch darstellte, seinem ältesten uns erhaltenen Drama, mit welchem die Richtung begann, die ihn vor Allem charakterisirt, das, was ihn mächtig erfaßte, dadurch abzuschließen, daß er es poetisch gestaltete. Aus dem nämlichen Grunde waren „Die Mitschuldigen" entstanden, in denen er das Bild des damaligen bürgerlichen Lebens entwarf, das äußerlich heiter und anständig, in sittlicher Hinsicht nur traurige Erscheinungen darbot. Durch die Bekanntschaft mit dem trefflichen Oeser, der schon früher bedeutenden Einfluß auf Winckelmann gehabt hatte (II, 686), wurde die Liebe zur Kunst neuerdings in ihm angeregt, er studirte unter seiner Leitung die wichtigsten Werke über Kunstgeschichte, und reiste selbst nach Dresden, um durch das Anschauen der dortigen Schätze seinen Blick zu schärfen. Er versuchte sich sogar im Kupferstechen, zog sich aber durch das unvorsichtige Einathmen der schädlichen Dünste eine schwere Krankheit zu, von der er noch nicht ganz genesen war, als er an seinem neunzehnten Geburtstage, den 28. Aug. 1768, Leipzig verließ. Der Aufenthalt im väterlichen Hause brachte ihn neuerdings mit Fräulein von Klettenberg in nähere Berührung, und da er sich schon in Leipzig während seiner Krankheit viel mit religiösen Betrachtungen beschäftigt hatte, fanden die pietistisch-mystischen Ansichten derselben bei ihm leichten Eingang, sie führte ihn auf das Studium des Theophrastus Paracelsus und andere mystisch-chemischen und alchymistischen Werke, so daß er selbst Experimente zu machen begann. Obgleich er an seiner Mutter die liebevollste Hingebung und bei seiner Schwester Cornelia treue Pflege fand, wurde ihm der Aufenthalt im älterlichen Hause von Tag zu Tag unerträglicher, weil sein Vater mit seinem Treiben unzufrieden war und ihm namentlich nicht verzeihen konnte, daß er sich in Leipzig so wenig mit seiner Berufswissenschaft beschäftigt hatte; daher nahm er den Vorschlag desselben, nach Straßburg zu gehen und dort seine juristischen Studien zu vollenden, gern an. Er reiste im Frühling 1770 dahin ab. Ob er gleich dem Studium der Rechte mit größerem Fleiße oblag, blieb ihm doch noch Zeit übrig, Chemie und selbst einzelne Zweige der Medicin zu studiren. Auch sein Kunstsinn wurde genährt, theils durch den täglichen Anblick des großartigen Münsters, theils dadurch, daß er bei der Durchreise der nachmaligen Königin Marie Antoinette Gelegenheit erhielt, nach Raphaels Cartonen gewirkte Tapeten zu sehen. Von der höchsten Bedeutung für seine weitere Entwickelung waren aber die Bekanntschaften, die er in Straßburg machte, so unter andern mit Heinrich Jung, der später unter dem Namen Stilling berühmt wurde. Am einflußreichsten wurde aber das Zusammentreffen mit Herder (S. 50), durch den seine Ansichten von der Kunst überhaupt und von der Poesie insbesondere völlig umgestaltet wurden, indem er von der Vorliebe für das Französische befreit wurde, und er dagegen Shakspeare und die Volkspoesie in ihrem eigentlichsten Wesen kennen und schätzen lernte. Während seines Aufenthalts in Straßburg lernte er auf einer kleinen Reise Friderike, die jüngste Tochter des Pfarrers Brion von Sesenheim kennen, zu welcher er eine glühende Leidenschaft faßte; aber ob er gleich Erwiderung fand, sah er doch nach einiger Zeit ein, daß eine nähere Vereinigung mit der Geliebten weder zu seinem, noch zu ihrem Glück ausfallen könne, und so zog er sich allmählich, wenn auch mit blutendem Herzen, von ihr zurück. Unterdessen hatte Göthe (1771) die juristische Doctorwürde erworben und war hierauf in die Heimat zurückgekehrt. Der Aufenthalt in Frankfurt bot ihm wenig dar, desto mehr das nahe Darmstadt, wo er mit Merck bekannt wurde, der bei seinem klaren und tüchtigen Sinn den heilsamsten Einfluß auf den jungen Dichter ausübte. Auch traf er dort wieder mit Herder zusammen, durch den er immer mehr mit Hamanns großartigem Wesen bekannt wurde; er lernte außerdem Lavater kennen, schloß sich an Klinger an, und so wurde er durch den mannigfaltigen Einfluß dieser jungen Männer immer mehr zu der Ueberzeugung geleitet, daß die Poesie von keinen äußern Forderungen und Verhältnissen abhängig sei; er wurde in die sogenannte Sturm- und Drangperiode hineingerissen, von deren Uebertreibungen ihn jedoch sein künstlerischer Sinn und Mercks klarer Geist bewahrte. Im Jahr 1772 ging er nach Wetzlar, um beim Kammergericht zu prakticiren, wo er Gotters Bekanntschaft machte und durch diesen mit dem Hainbund in Berührung kam. Von wichtigen Folgen war seine Bekanntschaft mit Charlotte Buff, die damals schon mit ihrem nachmaligen Gatten, dem hannoverschen Gesandtschaftssecretär Kestner, verlobt war. Die Ueberzeugung, daß seine täglich wachsende Liebe zu derselben ihr und sein eigenes Glück gefährden müsse, bewog ihn, Wetzlar plötzlich und ohne Abschied zu verlassen. Nach einer Reise an den Rhein, auf welcher er Sophie von La Roche und Fr. H. Jacobi, mit dem er lange Zeit innig verbunden blieb, kennen lernte, kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er an den von J. G. Schlosser, dem Bräutigam seiner Schwester Cornelia, redigirten „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Theil nahm, und den schon seit einiger Zeit begonnenen „Götz von Berlichingen" vollendete (1773), welcher so großes Aufsehen erregte, daß schon ein Nachdruck erschien, ehe alle Exemplare hatten versendet werden können. Noch größer beinahe war die allgemeine Theilnahme, als ein Jahr darauf „Werthers Leiden" erschienen, in denen er seiner geliebten Charlotte ein un-

vergängliches Denkmal gesetzt hatte. Um dieselbe Zeit dichtete er auch eine Reihe von derben Fastnachtsspielen, in welchen er die verderblichen Zustände und Richtungen in Leben und Literatur mit ungezügeltem Muthwillen geißelte; wir erwähnen nur die blutige Satyre „Götter, Helden und Wieland". Eine neue Liebe, die von seiner Mutter begünstigt wurde, hatte keine andere Folge, als daß sie auf seinen „Clavigo" einwirkte, den er damals innerhalb einer Woche niederschrieb. Das Jahr 1774 endigte mit einflußreichen Bekanntschaften (Klopstock, Knebel und die Prinzen von Weimar) und mit einer neuen Liebe, Elisabeth Schönemann, die er unter dem Namen Lili besang; allein da seine Aeltern mit dieser Neigung unzufrieden waren, beredeten sie ihn, die beiden Brüder Stolberg, die, auf einer Schweizerreise begriffen, durch Frankfurt gekommen waren, zu begleiten. Seine Liebe war durch die Abwesenheit keineswegs geschwächt worden, allein da sich nach seiner Rückkehr zwischen den Liebenden selbst mancherlei Mißverhältnisse erhoben, sehnte sich Göthe aus der Vaterstadt fort, die unter solchen Umständen nur Unangenehmes darbot, und er nahm daher die Einladung des jungen Herzogs von Weimar an, bei welchem er am 7. Nov. 1775 eintraf. Dieser erkannte die hohe Begabung des jungen Dichters bald, und beschloß daher, ihn ganz an sich zu fesseln, nicht bloß weil er in seinem Umgang den reichsten und edelsten Genuß fand, sondern weil er auch überzeugt war, daß seine Anstellung im Staatsdienste dem Lande zum höchsten Nutzen gereichen würde. Und der Herzog hatte sich nicht getäuscht, denn es wurde seit Göthe Einfluß auf die Regierungsgeschäfte erhalten hatte, in dem kleinen Lande außerordentlich viel gethan, und er entwickelte als Staatsmann eine eben so reiche Thätigkeit und große Mannigfaltigkeit, als in seinem dichterischen Wirken, indem er das Größte, wie das Kleinste umfaßte, und mit eben so viel Eifer für das Aufblühen der Landesuniversität, als für die Einrichtung einer neuen Feuerlöschordnung bethätigt war*). Eine ausführliche Schilderung seiner amtlichen Wirksamkeit ist, so viel wir wissen, noch nicht gegeben worden, und doch wäre eine solche äußerst wünschenswerth, weil sie uns manchen bedeutenden Wink für das Verständniß seiner Werke und der darin niedergelegten Ideen und Anschauungen geben würde, und so würden sich namentlich auf diesem Wege die oft erhobenen Vorwürfe, als ob er kein Herz für sein Vaterland gehabt und den Freiheitsbestrebungen der Zeit abhold gewesen wäre, thatsächlich und überzeugend widerlegen lassen. Wenigstens darf man dies aus den allgemeinen Andeutungen, die wir von seiner amtlichen Thätigkeit haben, mit Gewißheit schließen.

Göthe war zuerst wohl keineswegs entschlossen, in Weimar zu bleiben, und wie er zunächst, abgesehen von den Frankfurter Verhältnissen, die ihn zur Entfernung gedrängt hatten, nach Weimar gegangen war, um den Hof kennen zu lernen, so übernahm er eine Anstellung gewiß auch nur, um mit den Staatsverhältnissen bekannt zu werden. „Den Hof hab' ich nun probirt," schreibt er an Merck (8. März 1776), „nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort." Deshalb war sein ganzes Auftreten am Hofe auch durchaus frei und ungebunden, und trotz seiner schon bedeutenden Stellung überließ er sich allen Eingebungen seiner Laune und selbst seines Muthwillens, der sich oft bis zur Ausgelassenheit steigerte, so daß man in und außerhalb Weimar nicht genug Schlimmes von dem tollen Leben am Hofe erzählen konnte, und Klopstock sich sogar veranlaßt und berufen fühlte, Göthe in einem scharfen Briefe zu warnen, den dieser jedoch kräftig und sogar mit Bitterkeit beantwortete. Erst als er den Entschluß hatte, sein Leben an Weimar zu knüpfen, befleißigte er sich auch eines seiner Stellung angemesseneren Benehmens; aber es ließ sich dasselbe nicht ohne Uebergang gewinnen und daher reiste er im J. 1779, als er schon zum Geheimen Rath ernannt worden war, mit dem Herzog in die Schweiz, um nach der Rückkehr sogleich das ernstere Wesen hervortreten lassen zu können. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Weimar hatte ihn die Frau von Stein mächtig angezogen, in deren Umgang er die Liebe zu Lili besiegte, da er in der geist- und gemüthreichen Frau unendlich mehr fand, als er verloren hatte, und sie bei ihrer eben so reinen als kräftigen Seele das verzehrende Feuer seiner Leidenschaft nicht nur in Schranken zu halten, sondern es auch zu mildern verstand, ob sie ihm gleich nicht verbarg, daß auch sie sich in seiner Liebe glücklich fühle. In ihrem Umgang und durch ihren Einfluß gewann er jene erhabene Ruhe und Milde, welche man oft unverständiger Weise Kälte genannt hat, während sie in der That die sittliche und dichterische Bewältigung der ungezügelten Leidenschaft war.

Seine amtliche Wirksamkeit hatte ihn keineswegs der Kunst entfremdet. Noch vor seiner Schweizerreise hatte er Begonnenes fortgesetzt, wie den „Egmont und die Stella", und Neues begonnen und zum Theil ausgeführt, so schon den „Wilhelm Meister" und die „Iphigenia". Nach der Rückkehr beschäftigte ihn die Redaction der „Briefe aus der Schweiz", welche zu seinen besten prosaischen Schriften gehören, und später der „Tasso". Günstig für seine dramatische Thätigkeit wurde namentlich die Gründung eines Liebhabertheaters, für welche er eine Reihe von Singspielen und andern kleinen Stücken dichtete („Die Fischerin", „Erwin und Elmire", „Claudine", „Der Triumph der Empfindsamkeit" u. a. m.).

Die zunehmende Last der Geschäfte (er war im J. 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt und vom Kaiser geadelt worden) ließ ihn jedoch wünschen, sich eine Zeitlang sammeln und der Kunst ausschließlich leben zu können; er reiste daher im Herbst 1786 nach Italien, wo er bis zum Frühjahr 1788 verblieb. Sein Aufenthalt in diesem schönen Lande, und besonders in Venedig, Rom, Neapel und Sicilien, das Anschauen und tiefe Studium der hohen Kunstwerke des Alterthums und der neuen Zeit, die Beobachtung des südlichen Lebens, der Um-

*) „Herder will ihn eben so und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist." (Schiller an Körner v. 12. Aug. 1787.) — „Meine Schriftstellerey", schreibt Göthe im J. 1780 an Kestner, „subordinirt sich dem Leben; doch erlaub' ich mir nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in dem Talent, das mir eigen ist."

gang mit großen Künstlern, wie Wilh. Tischbein*), Ph. Hackert, Heinr. Meyer, dem Bildhauer Trippel, dann auch mit andern bedeutenden Männern, unter welchen wir K. Ph. Moritz nennen, gewährte ihm die reichste Ausbeute, und da er jegliche Erfahrung und jegliche Anschauung schnell und sicher zu seinem vollsten Eigenthum machte, so wurde die italienische Reise von der nachhaltigsten Wirkung auf seine dichterische Thätigkeit. Vielfache Uebungen im Zeichnen und Malen, sowie Versuche im Modelliren führten ihn zwar zur Ueberzeugung, daß er in der plastischen Kunst nichts Großes erreichen könne, allein es blieb diese Thätigkeit nicht ohne großen Nutzen, wie unten näher dargethan werden soll. Diese vielseitigen Beschäftigungen entfremdeten ihn der Poesie nicht, vielmehr erkannte er erst recht lebhaft, daß er für dieselbe geboren sei. Während seines Aufenthaltes in Italien bearbeitete er die Iphigenia in Versen, er vollendete den „Egmont", begann die „Nausikaa", setzte den „Wilhelm Meister" fort, sowie er auch „Erwin und Elmire" und die „Claudine" umarbeitete.

Am 18. Juni 1788 traf er wieder in Weimar ein, wo ihm der Herzog auf seinen Wunsch einen großen Theil der bisherigen Geschäfte abnahm. Aber auch in seinen Beziehungen zu den Personen trat mannigfache Veränderung ein, er schloß sich nämlich immer mehr gegen Außen ab, theils weil er der Ruhe und Sammlung bedurfte, um die in Italien gewonnenen Ideen und Anschauungen zu verarbeiten, theils weil sich bald nach seiner Rückkehr aus Italien mit der jungen Christiane Vulpius, der Schwester des als Romanen- und Schauspieldichters bekannten Raths Vulpius, ein Verhältniß bildete, das Vielen zum Aerger gereichte, namentlich als er diese, nachdem sie ihm einen Sohn geboren, in sein Haus aufnahm, ohne sich mit ihr zu vermählen, was erst Ende des Jahres 1806 geschah. Auch in Rom hatte ein schönes Mädchen seine Neigung gewonnen, und er hat in den „Römischen Elegien", die er theils dort, theils nach seiner Heimkehr dichtete, beide Verhältnisse, die er in anmuthiger Weise verschmolz, poetisch dargestellt. Außerdem beschäftigte ihn die Fortsetzung des „Faust", dann bearbeitete er das „Römische Carneval", vollendete den „Tasso" in Versen und schrieb den „Großkophta". Im J. 1790 ging er wieder nach Venedig, um dort mit der Herzogin Amalia zusammenzutreffen; die „Epigramme aus Venedig" waren die schönste Frucht seines dortigen Aufenthalts.

Die französische Revolution wurde in ihren Anfängen von Göthe gewiß eben so freudig begrüßt, als von Klopstock, Wieland u. A., dafür bürgt uns eine Stelle in „Hermann und Dorothea", die wir daher unten mittheilen**); allein auch er ließ sich durch die spätere Entwickelung verwirren; „es standen mir", sagte er zu Eckermann, „ihre Gräuel zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren". Um desto mehr zog er sich in sich selbst zurück, und selbst als er im J. 1792 den Herzog auf dem Feldzug nach der Champagne begleitete, beschäftigte er sich eifrig mit naturwissenschaftlichen Forschungen. Als er nach Weimar zurückgekehrt war, nahm ihn die Leitung des Theaters in Anspruch, die er schon vorher übernommen hatte, doch wurde er schon im folgenden Jahre wieder seinem ruhigen Leben entrissen, da der Herzog ihn während der Belagerung von Mainz in seiner Nähe zu haben wünschte. In diesen und den folgenden Jahren bearbeitete er, theils durch die Leitung des Theaters veranlaßt, theils von den Zeitverhältnissen angeregt, den „Bürgergeneral", die „Aufgeregten" und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"; dagegen suchte er durch die Bearbeitung des „Reinecke Fuchs" den überwältigenden Einwirkungen der sich drängenden Begebenheiten zu entfliehen.

Das Jahr 1794 wurde für Göthe nicht nur, sondern für die ganze Entwickelung der deutschen Literatur dadurch höchst folgenreich, daß sich das Freundschaftsverhältniß mit Schiller zu bilden begann, das bis zum Tode des Letztern ungetrübt fortdauerte. Wir werden auf dieses Verhältniß zurückkommen, weil es den Mittelpunkt nicht nur der weiteren Wirksamkeit der beiden größten deutschen Dichter, sondern der ganzen Literatur der damaligen Zeit bildet. Hier erwähnen wir nur, daß Göthe durch dasselbe zu neuen Productionen angeregt wurde, und nicht nur den „Wilhelm Meister" für den Druck redigirte und herausgab, sondern auch die „Selbstbiographie des Benevenuto Cellini" bearbeitete, viele „Epigramme", die „Episteln", den „Alexis und Dora" und als bedeutendstes Werk „Hermann und Dorothea" dichtete. Die täglich überwuchernde Gemeinheit und Mittelmäßigkeit im Gebiet der Literatur (S. 20. 23) veranlaßte die „Xenien", welche beide Dichter gemeinschaftlich bearbeiteten, und in denen sie ein strenges, oft allerdings allzustrenges Gericht über Personen und Werke ergehen ließen. Um die nämliche Zeit entstanden die „Balladen". Eine im J. 1797 mit dem Künstler H. Meyer unternommene Reise in die Schweiz unterbrach diese reiche Thätigkeit, und auch die folgenden Jahre wurden vorzugsweise der Leitung des Theaters, wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich im Gebiete der Kunst („Propyläen"), dann auch Uebersetzungen („Mahomet" und „Tankred" von Voltaire) gewidmet, durch welche Göthe

---

*) Dieser große Künstler malte Göthen während seines Aufenthaltes in Rom in Lebensgröße als Reisenden, auf einem Obelisken ruhend und die im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma betrachtend. Wir haben eine recht gelungene Nachbildung dieses trefflichen und sinnreichen Gemäldes mitgetheilt.

**) „Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Recht der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder sich selbst zu leben: es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?"
(Klio B. 6—19.)

eine ernstere und würdigere Behandlung des Dramas wieder einzuleiten suchte. In diesem Sinne dichtete er auch den ersten Theil der „Natürlichen Tochter", die jedoch geringen Beifall erhielt.

Schillers Tod im J. 1805 schien auch Göthe's Lebenskraft gebrochen zu haben; das Unglücksjahr 1806, das zu muthigem und besonnenem Thun aufforderte, weckte dieselbe wieder, zuerst nach Außen, und als sich der Sturm gelegt hatte, erwachte auch die Lust an geistigen Schöpfungen wieder, unter denen wir außer seinen mannigfaltigen wissenschaftlichen Arbeiten die „Wahlverwandtschaften" und „Dichtung und Wahrheit" erwähnen. Noch im vorgerückten Alter blühte die lyrische Schöpfungskraft von Neuem wieder auf, und der siebenzigjährige Greis überraschte die Welt mit dem „Westöstlichen Divan", den er in den fünf vorhergehenden Jahren gedichtet hatte. Neben ihm entstanden „Meisters Wanderjahre", es beschäftigte ihn die Zeitschrift „Kunst und Alterthum", einzelne Abschnitte aus seinem reichen Leben wurden zum Anschluß an „Dichtung und Wahrheit" theils begonnen, theils redigirt, der Sommeraufenthalt in Marienbad während der Jahre 1822 bis 1824 begeisterte ihn zu Elegien, und weckte selbst noch einmal die Flamme glühender Liebe zu einem Fräulein von Lewezow, die er eine Zeitlang sogar zu heirathen gedachte. Am 7. Nov. 1825 wurde sein 50jähriges Amtsjubiläum von Hof und Stadt festlich und begeistert gefeiert. Die folgenden Jahre waren durch schmerzliche Erfahrungen bezeichnet, indem ihm nach und nach der Großherzog Karl August, dann dessen Gemahlin und im Nov. 1829 sein einziger Sohn durch den Tod entrissen wurden. Zwar überstand er bald darauf einen heftigen Krankheitsanfall, und er gewann wieder so viel Kraft, daß er „Fausts zweiten Theil", sowie die Redaction der letzten Gesammtausgabe seiner Werke beendigen und den vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" vollenden konnte; aber doch nahm die Lebenskraft sichtlich ab, und als ihn im Frühling des Jahres 1832 eine leichte Erkältung auf das Lager warf, bildete sich dieselbe bald zur bedenklichen Krankheit, der er am 22. März erlag.

Ehe wir zur Darstellung von Göthe's dichterischem Charakter übergehen, wollen wir einen Blick auf dessen Entwickelungsgang werfen, und diejenigen Verhältnisse und Beziehungen hervorheben, welche auf die so reiche Entfaltung seines Geistes und Talents von besonderem Einflusse waren, wobei wir jedoch diejenigen hier unberührt lassen, von denen schon in der Darstellung seines Lebens Erwähnung geschehen mußte. Als er nach Leipzig kam, hatte er sich schon einen nicht geringen Reichthum von mannigfaltigen Kenntnissen erworben, auch hatte er sich schon vielfach mit dichterischen Versuchen beschäftigt. Seine poetischen Anschauungen erhoben sich jedoch nicht über die gewöhnliche Auffassungsweise seiner Zeit, er fußte ausschließlich auf der französischen Bildung, welche damals alle höheren Stände beherrschte. Und diese überwand er auch in Leipzig nicht, denn wenn auch schon seit mehreren Jahren mit Klopstock bekannt und auch Lessing schon seine Aufmerksamkeit erregte, so war die im väterlichen Hause gepflanzte Achtung für die glatte, klare französische Form zu mächtig, als daß sie so leicht hätte überwunden werden können. Blieb er aber auch an derselben haften, so wurde der Aufenthalt in Leipzig doch mehrfach einflußreich auf sein Talent, das dort diejenige Richtung erhielt, welche er seitdem fortwährend bewahrte, und die einen Hauptgrundzug seines poetischen Charakters bildet. „Bei der großen Beschränktheit meines Zustandes", berichtet er selbst in „Wahrheit und Dichtung" (Werke 25, 108 f.), „bei der Gleichgültigkeit der Freunde, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt, Alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Sylbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." In mehr äußerlicher, aber doch bedeutsamer Weise wirkte der Professor Clodius auf ihn, durch welchen er auf den Mißbrauch aufmerksam gemacht wurde, den die Dichter bis dahin mit der Mythologie getrieben hatten. Von nun an warf er „den ganzen mythischen Pantheon weg, und seit jener Zeit waren Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in seinen kleinen Gedichten allenfalls auftraten."

Von dem Einfluß, den der talentvolle Maler Oeser auf seine Entwickelung ausübte, werden wir besser weiter unten berichten; übrigens hatte derselbe auch keine unmittelbare Wirkung, und als Göthe daher Leipzig verließ, sah er sich zwar mannigfach und in mancher Beziehung bedeutsam gefördert, doch war er, wie schon gesagt, noch nicht über die französische Bildungsstufe hinausgekommen, welche als allgemeiner Charakter der ersten Periode seiner dichterischen Wirksamkeit angesehen werden kann.

Die zweite Periode begann mit seinem Aufenthalte in Straßburg, wo die nahe Berührung des französischen und des deutschen Lebens dem Jüngling die Vergleichung beider nahe legte und ihm die Vorzüge des letztern zur lebendigen Anschauung brachte. War aber durch solche Beobachtung der Glaube an die Franzosen und die Trefflichkeit ihrer Bildung erschüttert worden, wurde derselbe durch Herder vollständig vernichtet, dessen Einfluß auf Göthe vielleicht nur deshalb sehr wohlthätig wurde, weil Herder seine durch allseitigere und tiefere Bildung bedingte höhere Stellung dem um fünf Jahre jüngeren Göthe gegenüber oft genug schroff und selbst allzuscharf hervortreten ließ; denn da dieser bis dahin bei seinen Freunden eigent-

lich immer nur unbedingte Bewunderung gefunden hatte, so mußte er sich durch Herders Schelten und unzufriedene Aeußerungen gereizt fühlen, auch die Anerkennung jenes bedeutenden Mannes zu erringen. Herder theilte dem jungen Freunde seine höheren Ansichten von der Poesie und ihrer Natur belehrend und belebend mit, und Göthe, der durch seine Herkunft als Bürger einer Reichsstadt, trotzdem daß er zu einer patrizischen Familie gehörte, doch gewohnt war, das Volk mit ganz andern Augen anzusehen, als die Unterthanen einer Monarchie, faßte den Gedanken mit lebendiger und begeisterter Ueberzeugung auf, daß die Poesie keineswegs ein Vorrecht einzelner bevorzugter Menschen, sondern ein unveräußerliches Eigenthum der gesammten Menschheit sei, daß sie sich daher am reinsten da offenbare, wo das Menschliche überhaupt am ungekünsteltsten erscheine, d. h. bei dem Volke; er ward sich bewußt, daß der Dichter an der ewig jungen Quelle der Volkspoesie schöpfen, ihre Eigenthümlichkeit erlauschen und sich aneignen, und daß, wie in dem Volke, so auch in dem Kunstdichter die Natur frei und von allen Fesseln und jeglichem Zwang entbunden walten müsse. In diesem Sinne wurden die Engländer und namentlich Shakspeare, Ossian, Homer und das alte Testament studirt, für welches Göthe schon von seiner Kindheit an eine entschiedene Vorliebe hatte. Nebstdem machte ihn aber Herder auch auf die Nothwendigkeit künstlerischer Behandlung des poetischen Stoffes aufmerksam, was um so eher bei ihm Eingang fand, als seine ganze bisherige Bildung auf Entwickelung des Kunstgefühls beruhte. Als daher die jüngeren Dichter, die zu Göthe's nächsten Umgebungen gehörten, die Naturwahrheit zum Losungswort der Dichtkunst machten, und sie in diese allein das wahre Element aller Poesie legten, so daß sie die Regeln und Gesetze der Kunst, wie sie auch lauten mochten, für eben so viele Fesseln erklärten, von denen sich der wahre Dichter befreien müsse; als auch Göthe sich in seinen Dichtungen wie in Recensionen zu diesem alleinseligmachenden Grundsatz bekannte, war sein Gefühl für ächt künstlerische Behandlung doch so sicher und ausgebildet, daß es gleichsam gegen seinen Willen in seinen Poesien hervorbrach. Diese Seite erkannte unter seinen nähern Bekannten Merck am lebendigsten, der denn auch mit der ihm eigenen Klarheit dieselbe hervorzuheben, sie seinem Freunde zum Bewußtsein zu bringen und ihn auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam zu machen, der zwischen ihm und den übrigen „Originalgenies" bestehe. Doch war das jugendliche Feuer noch zu ungezügelt, der Einfluß seiner Freunde, die ihn gerade wegen dieses Feuers so unendlich hochstellten, noch zu mächtig, die Ansicht, daß in der Naturwahrheit die höchste Aufgabe der Poesie liege, noch zu vorherrschend, als daß schon wahrhaft künstlerische Mäßigung hätte durchdringen können; vielmehr charakterisirt sich die zweite Periode von Göthe's dichterischer Wirksamkeit, welche mit seinem Aufenthalt in Straßburg beginnt und mit der Rückkehr von der zweiten Schweizerreise bis auf den letzten Hauch verschwunden ist, gerade dadurch, daß seine Dichtungen ihrem Inhalte, wie ihrer Form nach den lautesten Gegensatz gegen Herkommen und Regel bilden, diese als das vernichtende Princip darstellen, gegen welches sich die Natur empört, die wieder zu ihrem angebornen Rechte zu gelangen sucht. In diesem Sinne sind seine ersten Meisterwerke „Götz von Berlichingen" und selbst „Werther" aufzufassen; in diesem Sinne begann er den „Faust", entwarf er den „Mahomet", den „Prometheus", den „Ewigen Juden"; in diesem Sinne schrieb er die bittere Satyre „Götter, Helden und Wieland" und seine „Fastnachtspiele". Aber wenn auch diese Anschauungsweise alle die genannten Dichtungen beseelt und der Kampf gegen das Bestehende ihren Hauptzug bildet, so blickt doch stets ein gewisses, zuerst unbewußtes, später jedoch immer kräftiger hervortretendes Streben nach Versöhnung der Gegensätze hervor, und es ist in dieser Beziehung von hoher Bedeutung, daß Göthe mehrere von diesen Dichtungen gar nicht, eine derselben erst viel später und nach langen Zwischenräumen vollendete, woraus sich von selbst ergibt, daß er sich von der Grundanlage jener Dichtungen immer entschiedener und zuletzt ganz abwandte, wie denn Fortsetzung und Schluß des „Faust" zu dem Anfang in vollstem Gegensatze stehen.

Es wäre hier auch von den Beziehungen Göthe's zu seinen damaligen Freunden zu sprechen, da dieselben durch persönlichen Umgang, lebhaften Briefwechsel und zum Theil auch durch ihre Schriften Einfluß auf Göthe übten; allein wir unterlassen dies nicht sowohl, weil uns dies viel zu weit führen würde, und solche Einzelnheiten mehr in die besondere Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Dichters, als in die allgemeine Darstellung der Literatur gehören, sondern weil in der That dieser Einfluß keineswegs bestimmend und bildend war, wie es z. B. bei Herder und Merck der Fall war, und er jenen Freunden, Lavater, Fr. H. Jacobi, Lenz, Klinger u. s. w., mehr einzelne Anregungen, als wirklich bestimmende Einwirkungen zu verdanken hatte, und er sich daher auch immer entschiedener von ihnen zurückzog, je mehr sich seine Eigenthümlichkeit zu entfalten begann. Daher finden wir ihn aber auch in der folgenden Periode, in welcher er seine Entwickelung abschloß, und das Höchste producirte, ganz in sich zurückgezogen, nur sich selbst hingegeben, und selbst den Weimarer Freunden entweder ganz entfremdet oder doch wenigstens fern. Zwar war er durch seine Beziehungen zum Herzog und zum Hof in Weimar gezwungen, dem gesellschaftlichen Leben viel Zeit zu widmen, aber wie er schon im Anfange seines dortigen Aufenthalts (5. Jan. 1777) dem Freunde Merck geschrieben hatte: „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen", so galt dies von den späteren Jahren in noch viel höherem Maße. Er hatte endlich auch die letzte Spur der übermüthigen Genieperiode vertilgt, und war zur Ueberzeugung gelangt, daß sich das angeborene Talent nur dann in seiner ganzen Größe entfalten und das Höchste leisten könne, wenn es sich den strengsten Anforderungen der Kunst füge. Er hatte die Ruhe und Sicherheit gefunden, die ihm schon so lange vorgeschwebt hatte, seine Phantasie war, ohne das Geringste an ihrem Feuer und ihrer schöpferischen Kraft zu verlieren, milder geworden, er hatte in den vielseitigen Beziehungen seiner Stellung das Leben und die Menschen kennen lernen, er hatte die Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen

beobachtet, und setzte diese Beobachtungen mit stets neuer Liebe und Kraft fort; er hatte sich endlich immer tiefer in das Studium der Kunst hineingelebt, und auf diesem Wege sich und sein Talent so gehoben und gekräftigt, es war sein ganzes Wesen so allseitig und harmonisch entwickelt worden, daß er sich nun die höchste Aufgabe stellen und lösen konnte. Diese bestand aber in nichts Geringerem, als in der Versöhnung der Natur und ihrer unveräußerlichen Rechte mit der Kunst und ihrer eben so unveräußerlichen Gesetze, in der Weise, wie er sie bei den Griechen in so wunderbarer Weise erreicht sah, weshalb er diese mit erneuter Liebe studirte. Indem aber Göthe dieses Ziel verfolgte und erreichte, wurde er zugleich der glückliche Vermittler zwischen den Bestrebungen Lessings und der Genialitätsperiode, welche beide er in höchst glücklicher Weise zur lebensvollen Einheit verschmolz. Um sich aber zu der geahnten Höhe zu erheben, war es nöthig, daß er sich auch ganz allein angehöre und ungestört den Geist in sich wirken lasse. Das Hof- und Geschäftsleben gewährte ihm, so sehr er sich auch in sich selbst zurückzog, die nöthige Ruhe nicht; um sie im vollsten Umfange zu gewinnen, eilte er nach Italien, das schon seit Jahren das Land seiner Sehnsucht war, und wo allein er nach seiner innigen Ueberzeugung seinen künstlerischen Sinn zur vollsten Ausbildung entwickeln könne. Wir haben schon oben (S. 92) erwähnt, wie vielseitig thätig er in Italien war, und wie dort ein Theil seiner Hauptwerke entstand, in denen er die klassische Höhe erreichte, die ihm auf immer eine Stelle neben den größten Dichtern aller Zeiten und Völker sichern.

Nach seiner Rückkehr setzte er die begonnenen Arbeiten fort, aber der Ausbruch der französischen Revolution unterbrach dieselben bald, woran übrigens gewiß auch der Schmerz nicht geringen Antheil hatte, der ihn ergreifen mußte, als er sah, daß gerade seine vortrefflichsten Dichtungen, in die er die ganze Kraft und den ganzen Umfang seines Talents gelegt, die er zu vollendeten Kunstwerken herangebildet hatte, mit einer an Gleichgültigkeit gränzenden Kühle von seinem Volk aufgenommen wurden. Mehrere Jahre lang beschäftigte er sich fast ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Arbeiten oder dichtete Dramen und Erzählungen, welche schon deswegen nicht die Höhe seiner letzten Werke erreichen konnten, weil sie die Tendenz, aus der sie hervorgegangen sind, nicht überwinden; und so vortrefflich z. B. die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" im Einzelnen sind, so sind sie im Ganzen doch nur ein Ruhepunkt, eine Erholung von der innerlich mehr als äußerlich massenhaften Arbeit, der er sich die Jahre vorher hingegeben hatte. Und in der That, die ganze Zeit von 1790 bis 1795 scheint auf einen Stillstand in seiner dichterischen Wirksamkeit hinzudeuten, der erst durch die nähere Bekanntschaft mit Schiller unterbrochen wurde, und wir dürfen um so zuversichtlicher aussprechen, daß die neue lebensvolle Thätigkeit, die er nun zu entwickeln begann, die glückliche Folge von seinem nähern Umgang mit Schiller war, als er es selbst ausdrücklich gesteht. „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft," schreibt er seinem Freunde am 6. Jan. 1798, „und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte", und ein Jahr später, am 6. Mai 1799*): „Fahren Sie fort, mir in guten und bösen Stunden durch die Kraft Ihres Geistes beizustehen."

Es ist bekannt, daß die beiden größten Dichter Deutschlands, welche das günstige Geschick einander nahe gebracht hatte, zuerst sich gegenseitig abgestoßen fühlten, und daß Jahre vergingen, ehe sie sich einander näherten; wir begreifen es, wenn wir bedenken, wie unendlich verschieden ihr Standpunkt damals war. Schiller charakterisirt ihn vortrefflich, wenn er unterm 12. Sept. 1788 an seinen Freund Körner schreibt, als er zum erstenmale mit Göthen in nähere Berührung gekommen war: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." In ähnlicher Weise äußert sich auch Göthe**). Der von Schiller bemerkte Abstand verschwand aber mit jedem Jahre immer mehr, die historischen und noch mehr die philosophischen Studien, welchen sich Schiller mit dem lebendigsten Eifer hingab, ersetzte die breite Lebenserfahrung und die Selbstentwickelung, die Göthe voraus hatte, und führte ihn demselben immer näher, so daß, als nach Jahren ein glückliches Verhängniß die beiden größten Geister Deutschlands wieder zusammenbrachte, sie die Kluft ausgefüllt fanden, die sie bis dahin geschieden hatte. Und nun entspann sich eine gemeinsame Thätigkeit, ein gemeinsames Leben und Streben, das von Jahr zu Jahr inniger wurde, und für beide von unermeßlichem Vortheil war, am augenscheinlichsten zwar für Schiller, aber unverkennbar auch für Göthe, wie er selbst in den oben angeführten Stellen aus Briefen und Aufsätzen so rührend anerkennt. Der anregenden Kraft Schillers hat Göthe zu verdanken, daß er sich mit erneuter Liebe der Dichtung zuwandte, und eine Reihe von Meisterwerken schuf, die zum Theil denen aus der Zeit der italienischen Reise ebenbürtig sind. Er brachte nicht ohne Einfluß Schillers den „Wilhelm Meister" zum Abschluß; es entstanden in gemeinsamer Thätigkeit die „Xenien", durch welche sie dem Stillstand oder der Versunkenheit der Literatur zu begegnen suchten; Göthe dichtete das „Märchen", eine Reihe von kleinen lyrischen und epischen Gedichten, darunter die herrlichen Idyllen und Balladen, den „Hermann und Dorothea" und die „Natürliche Tochter", er begann die „Achilleis", setzte den „Faust" fort, übersetzte Voltaire's „Mahomet" und „Tan-

*) In der Abhandlung über den Zwischenknochen (55, 170) bekennt er, daß seine „Verbindung mit Schiller ihn aus dem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief".

**) Bedeutend ist namentlich sein Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller" (60, 252), dann viele einzelne Bemerkungen bei Eckermann, auf welche wir unsere Leser verweisen.

fred" und noch manches Andere, das wir hier nicht erwähnen können. In allen diesen Dichtungen herrscht der nämliche künstlerische Sinn, wie in den früheren, ja es tritt die Rücksicht auf die kunstmäßige Vollendung vielleicht noch entschiedener hervor, so daß sie zuletzt nur zu sehr überwiegt, wodurch es aber recht klar wird, wie er trotz des mächtigen Einflusses, den der jüngere Freund mit seiner hinreißenden Zauberkraft auf ihn ausüben mußte, seine volle Selbstständigkeit bewahrte, ja vielleicht um so mehr, als er sich bewußt war, daß jener Einfluß bei seiner noch jugendlichen Empfänglichkeit allzumächtig werden könnte, wenn er sich nicht dagegen wehre.

Die gemeinsame Thätigkeit Göthe's und Schillers war Anfangs vorzugsweise polemischer Natur; die Kühle, mit welcher Göthe's Meisterwerke aufgenommen worden waren, der außerordentliche Anklang, dessen sich Kotzebue u. A. ähnlicher Art erfreuten, bewies ihnen, daß das Publikum erst wieder für Besseres herangebildet werden müsse, ehe ihm Tüchtiges geboten werden dürfe. Da um die nämliche Zeit auch die beiden Schlegel Aehnliches anstrebten, und es sich ganz insbesondere angelegen sein ließen, die großen Meisterwerke Göthe's zum Verständniß zu bringen, so ließen sie dieselben gewähren, ob sie gleich mit deren ästhetischen Ansichten keineswegs übereinstimmten und namentlich Schiller sich von denselben abgestoßen fühlte, und je länger je mehr in entschiedenen Gegensatz gegen sie trat, wenn er auch ihren Einfluß auf seine eigene Thätigkeit nicht ganz abwehren konnte. Und als nach Schillers Tod die romantische Schule immer mächtiger und das ganze deutsche Leben von ihr ergriffen wurde, da konnte auch Göthe ihrem Einfluß nicht entgehen, und es beginnt mit der Hingebung an das Romantische die vierte und letzte Periode seiner dichterischen Thätigkeit, welche sich dadurch charakterisirt, daß er die künstlerische Richtung immer mehr aufgibt, und im Bewußtsein abnehmender Schöpferkraft sich der Reflexion und breiter Entwickelung seiner Gedanken hingibt, wie es die Romantiker schon vor ihm gethan, welche, ohne Sinn für die künstlerische Gestaltung, das poetische Leben in der Fülle des Stoffs suchten. Davon zeugen namentlich „Meisters Wanderjahre" und der zweite Theil des „Faust", von welchem er schon im J. 1800 ein bedeutendes Bruchstück, das er später als dritten Act des Ganzen einreihte, unter dem bezeichnenden Titel „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie" gedichtet hatte. Diese Neigung zur Reflexion und mit ihr die Abnahme der gestaltenden Dichterkraft hatte sich übrigens schon in früheren Arbeiten kundgegeben, an welche man oft genug erinnert wird, wie der Dichter außer sich sucht, was er in sich nicht mehr zu finden vermag. Nur in seinen lyrischen Productionen trat seine Dichterkraft noch in den spätern Jahren großartig hervor, so in dem „Westöstlichen Divan", welcher zwar oft auch in Reflexionen und romantische Symbolik ausläuft, in vielen einzelnen Liedern und Sprüchen aber beinahe jugendkräftig erscheint. Der „Divan" nimmt daher auch eine viel bedeutendere Stellung ein, als die übrigen Werke seines Greisenalters; mit ihm begann die orientalisirende Richtung, welche in den zwanziger Jahren vorzüglich durch Rückert und Platen vertreten wurde. Mit dem „Divan" begann auch die immer stärker hervortretende Anlehnung Göthe's an das Fremde und die damit sich bildende Idee einer Weltliteratur, welche er durch das Mittel der deutschen Sprache und Literatur möglich erachtete. Aber gerade in dieser Idee sehen wir, wie Göthe mit seinem früheren Standpunkt in Widerspruch gerathen war. Seine Dichtungen der zweiten Periode waren von dem Streben nach dem rein Volksthümlichen getragen, und wenn er auch in der dritten vorzüglich durch die künstlerische Rücksicht geleitet wurde, so waren seine Schöpfungen doch von entschieden deutschem Geiste beseelt; bei aller antiken Form hatten Iphigenia, sowie Hermann und Dorothea in Sprache, Gesinnung, poetischer Auffassung doch nur von einem deutschen Dichter geschaffen werden können, und sie waren eben deßhalb so großartig, weil sich in ihnen zeigte, wie es möglich sei, sich die vollendete Form der Griechen anzueignen, ohne weder Sprache noch volksthümliche Eigenthümlichkeit aufzugeben. Durch die Idee der Weltliteratur wird dagegen alles nationale Element Preis gegeben, ja es soll sogar nach Göthe der Deutsche den Dolmetscher für die gesammte Welt bilden, die deutsche Sprache soll gleichsam die Vermittlerin werden, in welcher sich die sämmtlichen Literaturen vereinigen (Werke 45, 263. 322). So wenig wir verkennen, welche Masse von innerer und äußerer Bildung einem Volke auf diese Weise zugebracht werden muß, so dürfen wir nicht vergessen, daß es davon überwältigt werden und sein eigenes Selbst verlieren kann, wovon die Geschichte der Deutschen nur zu häufige Beweise gibt, und Göthe fühlte dies gewiß selbst, als er sagte: „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohlthun, dieser Warnung nachzudenken." (49, 123).

In dem voranstehenden Entwickelungsgang von Göthe's dichterischem Leben haben wir manche Andeutungen über seinen poetischen Charakter gegeben, doch reichen diese keineswegs hin, seine ganze Größe und Bedeutsamkeit zu fassen; wir müssen daher suchen, ein Gesammtbild derselben zu entwerfen. Ehe wir jedoch ein solches zu geben vermögen, müssen wir noch einige Punkte hervorheben, die zum Verständniß seines Wesens unentbehrlich sind. Es ist nämlich Göthe nach mehrern Seiten hin vielseitig mißverstanden worden, und obwohl dieselben mit seiner dichterischen Bedeutung keineswegs in genauem Zusammenhang stehen, so hat man sie doch oft ungebührend hervorgezogen, um seine Verdienste als Dichter herabzudrücken. Vorzüglich haben seine politischen Ansichten mancherlei Anlaß zu Tadel und selbst zu bitteren Vorwürfen gegeben; wir müssen sehen, ob jener und diese gerechtfertigt sind.

Göthe hat nicht allein die geistige Bildung seines Volks im Allgemeinen außerordentlich gefördert, er hat auch mehr als die meisten seiner Zeitgenossen auf die Entwickelung und Kräftigung des vaterländischen Sinns und nationalen Bewußtseins gewirkt; er war der erste, der für die nebelhaften Ideen Klopstocks eine breite und fruchtbare Grundlage fand. Durch seinen „Götz von Berlichingen" führte er die Deutschen aus den phantastischen Gebilden der Römerzeit in die Wirklichkeit, und entfaltete vor ihren Augen zum erstenmale ein ge-

treues Bild deutscher Heldenkraft und ächt vaterländischer Gesinnung, wodurch er das nationale Bewußtsein unendlich mehr kräftigte, als es durch die gestaltlosen Bardiete Klopstocks hatte geschehen können. Durch seine begeisterte Abhandlung „über deutsche Baukunst“ erweckte er den Sinn für die nationale Kunst, und wir dürfen jene kleine Schrift für die Quelle ansehen, aus welcher sich die deutsche Kunst später so reich entfaltete. Durch seine auf der Sprache des Volks beruhende Darstellung, durch seine auf dem innersten Leben des Volks beruhenden Dichtungen weckte und förderte er das nationale Bewußtsein mehr, als alle seine Vorgänger. Die vaterländische Gesinnung, die bisher mehr äußerlicher Art gewesen war und sich auf hochtrabende Phrasen beschränkte, wurde auf diesem Wege aus dem innersten Leben des Volks entwickelt; sie wurde zur Natur, während sie bis dahin nur erkünstelt war. Wie ungerecht es aber ist, einem Dichter, dessen ganze Wirksamkeit aus der tiefen Erkenntniß seines Volkes beruhte, Mangel an Liebe zu demselben und zum Vaterlande vorzuwerfen, leuchtet von selbst ein. Allerdings hat Göthe später die volksthümliche Grundlage verlassen, die sein erstes Auftreten so fruchtbar machte, er hat, um nur Eines zu erwähnen, in seinem höheren Alter den hohen Werth der alten vaterländischen Kunst arg verkannt; allein es ist dies zu erklären und zu entschuldigen aus der Uebertreibung, in welche die deutsche Kunst verfallen war, indem sie mit Verhöhnung aller späteren Entwickelung und aller Forderungen der Schönheit in der geistlosen Nachbildung der alten gothischen Formen das Höchste suchte. Dieser Irrthum war aus der damals das ganze deutsche Leben durchziehenden Schwärmerei hervorgegangen, Göthe war aber bei seinem hohen Sinn für Wahrheit jeglicher Schwärmerei feind, sie mochte sich in der Kunst oder im Leben äußern. Daher konnten ihn auch die politischen Bewegungen seit dem J. 1813 nur abstoßen, da er mit seinem tiefen Blick wohl erkannte, daß sie nur auf hohler Schwärmerei beruhten *).

Man hat Göthen neben dem Mangel an vaterländischer Gesinnung auch Gleichgültigkeit, ja sogar Haß gegen die freie Entwickelung der Völker vorgeworfen, aber auch dies mit Unrecht. Wir wollen uns hiebei nicht auf einzelne Stellen seiner Dichtungen berufen, da man entgegnen könnte, es habe in denselben der Dichter und nicht der Mensch Göthe gesprochen **), dagegen dürfen wir uns wohl darauf berufen, daß es vorzüglich seinem Einflusse gelang, daß Fichte nach Jena berufen wurde, von dem er wohl wußte, daß er der Verfasser der zu ihrer Zeit so verketzerten „Beiträge zur Beurtheilung der französischen Revolution“ war. Nicht weniger bedeutsam ist in dieser Beziehung seine Annäherung an Schiller, obgleich dieser damals schon den „Don Carlos“ und die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ geschrieben hatte, und der noch kurz vor seinem Tode den „Wilhelm Tell“ dichtete. Was ihn zuerst von diesem abgestoßen hatte, war keineswegs dessen freie Gesinnung, sondern, wie wir wissen, der große Abstand in ihrer ästhetischen Bildung, und als dieser verschwunden war, oder wenigstens nicht mehr in dem früheren Umfange bestand, war es Göthe, der die Annäherung einleitete, obgleich ihm Schillers Liebe zur Freiheit nicht verborgen war. Ueberhaupt war Göthe keineswegs retrograd, ja nicht einmal das, was man jetzt conservativ zu nennen beliebt; er war entschieden freisinnig im Geiste Mösers, dessen Einfluß auf seine politische Bildung er noch in späten Jahren gern anerkannte. Allerdings war er ein Feind der Revolutionen; doch wenn er es auch für verderblich hielt, solche herbeizurufen (und wer möchte dies bestreiten?), so war er doch auch der Ueberzeugung, daß sie unter Umständen nothwendig seien. Seine politischen Ansichten finden sich am klarsten in einzelnen Stellen seiner „Gespräche mit Eckermann“ ausgesprochen; wir glauben um so mehr, sie mittheilen zu müssen, als sie die vielfach verbreitete Meinung von Göthe's feindseliger Gesinnung gegen jede freie Entwickelung in ihr wahres Licht stellen. „Ich schrieb die „Aufgeregten“ zur Zeit der französischen Revolution, und man kann sie gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntniß jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken solle. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen, und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. —— Diese Gesinnung war damals die meinige, und ist es jetzt noch.“ —— „Man braucht nur den „Egmont“ zu lesen“, versetzte Eckermann, „um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet wäre, als in diesem“ —— „Und wiederum (fuhr Göthe fort) ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. —— Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg, denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß. Er war eben so sichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden“ (Eckermann 3, 41 ff.). — Und man sage nicht, daß diese Worte, die er unter vier Augen zu einem Vertrauten gesprochen, in Widerspruch ständen zu seinen Aeußerungen im öffentlichen Leben; es ist bekannt,

*) Wir werden unten (S. 99 Anm.) eine Aeußerung Göthe's anführen, in welcher er seine Theilnahmlosigkeit zur Zeit der sogenannten Freiheitskriege aus einem andern, doch auch mit dem oben angegebenen zusammenhängenden Grunde erklärt.

**) Außer der schon oben (S. 92) angeführten Stelle aus „Hermann und Dorothea“ wollen wir jedoch auch noch eine andere aus „Götz“ mittheilen, da sie kurz und höchst bezeichnend ist: „Die Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran zu setzen, das wär' ein Leben!“

daß er die Pariser Julirevolution vom J. 1830 von dem eben bezeichneten Standpunkt aus betrachtete, und dieselbe ihn freute, während seine nächsten Umgebungen und viele bedeutende Männer, wie der große Niebuhr, in ihr das Herannahen der Barbarei erblickten. Wir können diese Seite begreiflicher Weise nicht erschöpfend behandeln, doch fügen wir noch hinzu, daß er einerseits „nie viel Respekt vor der bloßen Fürstlichkeit hatte" (Eckermann 3, 189), andrerseits aber die wahrste Ehrfurcht vor dem tüchtigen Manne des Volks hatte und sich hierüber oft in einer Weise ausspricht, wie wir es sonst nur bei Jean Paul gewöhnt sind.

Gern würden wir uns auch über Göthe's religiöse und sittliche Ansichten verbreiten, die, wie seine politischen, verkannt und verlästert worden sind; doch würde uns dies zu weit führen; es mag die Bemerkung genügen, daß seine Ansichten über Religion und Moral auf der tiefsten Ueberzeugung beruhten, daß er aber in diesen, wie in allen andern Verhältnissen, jeglicher Schwärmerei und Unwahrheit abhold war, weshalb er denn auch die Schwärmer und Heuchler zu seinen Gegnern zählte.

Der dichterische Charakter Göthe's läßt sich im Allgemeinen leicht bezeichnen; man hat das Wort hiefür längst gefunden, weil er es selbst ausgesprochen hat. Daß er ein objectiver Dichter im vollsten Sinne des Worts war, das ist so allgemein anerkannt, so oft gesagt worden, daß wir es kaum zu wiederholen brauchen. Wir haben schon oben (S. 93) gesehen, daß sich diese Eigenthümlichkeit schon in seinen frühesten Jahren zu entwickeln begann; aber wenn er in der dort angeführten Stelle den Grund dieser Richtung darin sucht, daß er keine andern Stoffe hatte, als die sich ihm im Leben darboten, so ist dies gewiß nur theilweise richtig. Vielmehr lag dieses Ringen nach Objectivität in seiner ganzen Natur; es ist dies um so gewisser, als er von den damaligen Dichtern, von Klopstock, den Anakreontikern u. A. hinlängliche Anleitung erhalten hatte, sich in irgend einen beliebigen Stoff hineinzudenken. Wenn er es nicht that, so war es eben ein Beweis, daß es seiner durchaus poetischen Natur widerstrebte. Diese Naturanlage war aber schon im väterlichen Hause durch die Beschäftigung mit den zeichnenden Künsten gekräftigt, sie war später in Leipzig durch den Umgang mit Oeser noch mehr entwickelt worden, ja er hatte schon damals die Ueberzeugung gewonnen, daß die Beschäftigung mit der bildenden Kunst den segensreichsten Einfluß auf die Bildung des dichterischen Talents habe. „Die Werkstätte eines großen Künstlers", schrieb er schon am 9. Nov. 1768 an Oeser, „entwickelt den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter mehr als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers." Und in demselben Sinn sagte er später zu Eckermann: „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, sowie ich auch die daraus gewordene Kenntniß hoch anzuschlagen habe."*) Noch entschiedener wurde diese objective Richtung, als er durch Herder zur Erkenntniß des wahren Wesens der Poesie gekommen war; ja man kann sogar behaupten, daß er sich erst jetzt seiner eigenen Natur recht bewußt wurde, oder daß dieselbe, wie schon oben ausgeführt wurde, erst jetzt den vollständigsten Sieg über die bisherige Gewohnheit davon trug. Von nun an hielt er sich lediglich an die Natur, an das Leben und das Reale; es ward ihm immer mehr klar, daß die Poesie nicht in Redensarten und Formeln, sondern in einer innern Anschauung und richtigen Darstellung der Gegenstände selbst bestehe. „Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung", sagt er selbst in den „Maximen und Reflexionen" (Werke 48, 33 f.). „Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist derselben dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken." Deshalb, weil Göthe's erste Dichtungen, sein „Götz", sein „Werther" auf dieser Naturwahrheit beruhten, machten sie auch sogleich bei ihrem Erscheinen einen so tiefen und allgemeinen Eindruck, daß er schon wenige Jahre nach seinem ersten Auftreten unbestritten als das größte dichterische Talent seiner Zeit anerkannt wurde. Doch wurde es damals nur noch weniger klar, worin seine eigentliche Größe bestehe; man freute sich seiner Schöpfungen, wie man sich der Frühlingsblumen freut, ohne lange über ihren Ursprung nachzudenken. Nur sein Freund Merck sah tiefer, daher er ihm auch schon in frühern Jahren schrieb: „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt Nichts, wie dummes Zeug." Und in diesem Sinne sagte Göthe zu Eckermann: „Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing in meinem Innern **E i n d r ü c k e**, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter Nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke künstlerisch in mir zu runden und auszubilden, und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in **k l e i n e n** Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte und welches zu übersehen war, wie z. B. die Metamorphose der Thiere, die der Pflanze, das Gedicht „Vermächtniß" und viele andere. Das einzige Product von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa die „Wahlverwandtschaften". Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden, aber ich will nicht sagen, daß er dadurch **b e s s e r** geworden wäre!" (Eckerm. 3, 172 f.)

Obwohl Göthe eine seltene, sich gegenseitig durchdringende Kraft der Empfänglichkeit und der Productivität besaß, so würde er doch die unvergleichliche Höhe nicht erreicht haben, welche wir an ihm

*) Doch mag sich die letzte Aeußerung auch auf seine naturwissenschaftlichen Studien beziehen, die er sogar in Italien fortgesetzt hatte, wie denn die Idee der Metamorphose der Pflanzen zuerst auf Sicilien in ihm geweckt wurde.

bewundern, wenn er nicht durch angestrengten Fleiß seine natürlichen Anlagen immer mehr bis zur höchsten Vollkommenheit entwickelt hätte. Wir wissen, wie viel Mühe, wie viel Zeit er auf die bildenden Künste verwandte, wir wissen, daß er tiefe und gründliche naturwissenschaftliche Studien machte, und wenn er dieselben auch ohne Rücksicht auf seine dichterische Thätigkeit unternahm, so wurden sie doch für dieselbe höchst bedeutend. Denn „in allen seinen Dichtungen weht der Geist der Natur, in allen Gedichten erkennen wir sie in ihrer Wahrheit und Schönheit; Bilder, Gleichnisse, Schilderungen verrathen den Kenner, den Meister, der sich die Natur zu eigen gemacht hat". Daher sind aber auch die Gedichte, welche er in den reiferen Mannesjahren schuf, noch ganz von der Frische durchdrungen, welche sonst nur dem jugendlichen Alter eigen ist, so das herrliche Gedicht „Frühzeitiger Frühling" (8), das er in seinem 54. Jahre (1802) dichtete. Sein Fleiß wendete sich aber auch zu dem, was die Dichtkunst unmittelbar betraf; er eignete sich jede geistige und mechanische Fertigkeit an, weil er sich bewußt war, das, was in seinem Innern lebte, nur dann zur vollkommnen Gestalt bilden zu können, wenn er über alle Mittel herrschen könne, die zur Darstellung nothwendig seien. Und wie er in seinen ersten Schöpfungen schon als der größte Dichter seiner Zeit hervorgetreten war, so wurde er in seinen spätern zugleich auch der größte Künstler, in welchem sich Natur und Kunst so glücklich durchdringen, daß es nicht möglich ist, zu bestimmen, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Und so ist eine hervorragende Eigenthümlichkeit seiner Dichtungen, die wunderbare Mäßigung, die ihn nie über die Gränzen des Schönen und Wahren hinausgehen läßt, eben sowohl eine Frucht seiner Natur und seines Talents als seiner hohen künstlerischen Bildung; denn wir erkennen diese Mäßigung selbst in den ausgelassensten und muthwilligsten Erzeugnissen seiner Jugend, wenn sie auch nicht in der göttlichen Milde erscheint, die seine späteren Werke erfüllt.

Der reiche Schatz von Anschauungen, den er sich durch unabläßige Beobachtung des Lebens und der Natur gewonnen, der eben so große Reichthum an Kenntnissen, den er sich durch seine fleißigen Studien erworben, die unerschöpfliche Gedankenfülle, die ihm daraus erwachsen, begründete wiederum jene wunderbare Vielseitigkeit, in welcher er vielleicht alle Dichter aller Zeiten und Völker übertrifft. Wir wollen hier nicht einen Ueberblick seiner rastlosen Thätigkeit geben, die im höchsten Alter kaum geringer war, als in den Jahren der Jugend und des männlich reifen Alters*); wir wollen nicht erwähnen, daß er als Biograph, als Naturforscher, als Kritiker, als Alterthumsforscher, im Gebiete der ästhetischen Untersuchungen, selbst als Redner Großes geleistet, wir wollen nur einen Blick auf seine dichterischen Werke werfen, welche schon an sich eine so hohe Mannigfaltigkeit in Stoff, Formen und Auffassungsweise darbieten, daß man sie kaum für die Schöpfungen eines und desselben Dichters halten möchte. Denn es unterscheidet sich Göthe eben dadurch wesentlich von allen andern, selbst den größten Dichtern, daß zwar jedes Wort, das er schreibt, den Stempel seines Genies trägt, es aber doch unmöglich ist, aus seinen Werken den Charakter seines Geistes und seines Gemüths bestimmt anzugeben. In jedem Werke Schillers tritt uns die ganze Persönlichkeit desselben bestimmt und unverkennbar entgegen; in keinem Werke Göthe's kann man sagen, das ist er, denn in jedem andern erscheint er uns wieder als ein ganz anderer, und doch ist es überall und in allen der ganze Göthe, ungesucht, natürlich und wahr*). Ueberall ist es nämlich der große Dichter, der seinen Stoff nach seinen Bedürfnissen gestaltet, ihn mit seinem schöpferischen Geiste beseelt, aber ihm zugleich das eigenthümliche Leben einhaucht, das dem besondern Stoff angemessen ist, so daß seine Gestaltungen stets als organische, auf innerer Nothwendigkeit beruhende Gebilde erscheinen. So versetzt er uns im „Götz", im „Egmont" in frühere Zeiten der vaterländischen Geschichte, und bildet sie vor unsern Augen mit einer solchen Wahrheit, daß kein Geschichtschreiber weder die einzelnen Personen noch die Zustände des Volks, noch die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stände mit solcher Sicherheit darstellen könnte, auch wenn ihm das unermeßlichste Material zu Gebote stünde. Und kaum hat er seinen Beruf zum Dramatiker so glänzend kundgegeben, als er uns plötzlich im „Werther" in die äußerlich beschränktesten Verhältnisse führte, uns aber dagegen das menschliche Herz in seiner tiefsten Tiefe eröffnet, und die vernichtende Macht der Leidenschaft in ihrer vollsten Wahrheit entfaltet. Und brauchen wir, um seine wunderbare Schöpfungskraft zum Bewußtsein zu bringen, noch hinzuzufügen, daß er in der „Iphigenia" das Alterthum in seiner ganzen Tiefe, Fülle und Schönheit hervorzaubert? im „Tasso" das innere Leben des Dichters im Gegensatze zum wirklichen Leben mit solcher Wahrheit darstellt, daß man sich versucht fühlte, im „Tasso" ihn selbst, in den übrigen Personen seine Weimarischen Umgebungen zu suchen? Sollen wir erwähnen, daß er in „Hermann und Dorothea" das Leben seiner Zeit und seines Volks mit den antiken Formen so innig verschmolzen hat, daß diese aus jenem sich zu entwickeln scheinen? Wollten wir noch den „Faust", in welchem er auf so engem Raum das vollkommenste und allseitigste Bild des menschlichen Lebens nach seinen äußern und innern Erscheinungen entfaltet, wollten wir den „Meister" und die „Wahlverwandtschaften" u. s. w. erwähnen, würden wir die Gränzen dieser Bemerkungen zu sehr überschreiten; es genügt, an alle diese Meisterwerke zu erinnern, um die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Dichters und Künstlers zum Bewußtsein zu bringen.

*) Vortrefflich sagt Sorel in der „Notice sur Göthe" (Genève 1832): „Son esprit était resté créateur, observateur et productif jusqu'à la fin, et ne s'arrêtait dans son action que là où s'arrêtaient les forces physiques; celles ci étaient tout ce qu'elles pouvaient être à cet âge."

*) „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt," sagte er einst zu Eckermann. „Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner Bildung verdankte!" (Eckermann 3, 315 f.)

Wir werden Göthe's Sprache am besten bei der Prosa im Zusammenhang besprechen; hier genügt es zu bemerken, daß er schon in seinen frühesten Schriften nach Schönheit der Darstellung strebte und durch unablässige Bemühung die vollste Herrschaft über die Sprache gewann, wie kein Andrer sich dessen rühmen kann. Daß er in seinen ersten poetischen und prosaischen Darstellungen vorzüglich durch selbstbewußtes Anlehnen an die Volkssprache bedeutend wurde und daß er, auf ihr fortbauend, der Sprache jene wunderbare Schönheit und Reinheit, sowie das ächt deutsche Gepräge gab, das seine Zeitgenossen so unwiderstehlich hinriß, haben wir schon mehrmals zu erwähnen Gelegenheit gehabt.

Bei diesem an Umfang, wie an Tiefe gleich außerordentlichem Talent ist es begreiflich, daß Göthe schon bei seinem ersten Auftreten die höchste Bedeutung und eine ungetheilte Herrschaft über die Literatur gewann. So oft er sich auf einen Stoff warf, und ihn in neuer, selbstgeschaffener Form ausprägte, riß er das ganze deutsche Publikum in dieselbe Richtung, denn es riefen seine Werke nicht bloß zahllose Nachahmungen hervor, sie drangen, wie namentlich „Werther", in das innerste Leben des Volkes selbst ein.

Indem wir nun zur besondern Besprechung der lyrischen Dichtungen Göthe's übergehen, haben wir sogleich die Bemerkung voranzuschicken, daß, so groß und bedeutend er auch in allen übrigen poetischen Gattungen ist, wir dennoch kein Bedenken tragen, auszusprechen, daß er als Lyriker am höchsten steht, und daß sich in seinen lyrischen Poesien sein Talent in seiner herrlichsten Fülle, wie in seiner vollsten Kraft entfaltet; es kann sich im Lyrischen kein andrer Dichter mit ihm messen, weder an Reichthum des Stoffs, noch an Mannigfaltigkeit der Gattungen und Formen. Namentlich bieten seine kleinern Gedichte eine Mannigfaltigkeit der Formen und der Töne dar, die an das Unendliche gränzt. Viele, selbst sehr bedeutende Dichter haben den einmal angeschlagenen Ton, wenn er Beifall fand, bis zum Ueberdruß wiederholt, und sich eine bestimmte Manier angeeignet; bei Göthe ist jedes Gedicht ein Wesen eigner Art, jedes ist ganz eigenthümlich. Jedes ist ganz aus seinem innersten Wesen hervorgegangen, und doch trägt es wiederum ein so ganz selbstständiges Leben in sich, daß der Dichter für den Leser vollständig zurücktritt. Alle tragen den Stempel der höchsten Vollendung und zugleich auch der vollsten Natürlichkeit; denn nirgends findet sich eine Spur von angefügtem Putz, weder in Gedanken, noch im Ausdruck, Sprache oder Versbau. Gerade in seinen lyrischen Gedichten hat Göthe die vollendetste Meisterschaft der Darstellung entfaltet, durch welche er unwiderstehlich wirkt. Obgleich er eine außerordentlich reiche Mannigfaltigkeit von Formen erscheinen läßt, so sind dieselben doch vorzugsweise volksthümlicher Natur; er hat überhaupt nur einen einzigen Versuch in antiken Strophenformen gemacht („Mahomets Hymne" im Göttinger Musenalmanach von 1774) und außerdem nur den Hexameter und das elegische Versmaß öfters gebraucht.

Was wir von dem Charakter der Göthe'schen Lyrik im Allgemeinen gesagt haben, gilt ganz vorzüglich von seinen Liedern, und es lassen sich dieselben sogleich beim ersten Anblick dadurch von denen aller übrigen Dichter unterscheiden, daß sie das Gefühl, welcher Art es auch sei, mit einer solchen Sicherheit und Wahrheit darstellen, als ob es sich unmittelbar in Worte gekleidet hätte. Außerdem entfaltet er einen solchen Reichthum und eine solche Meisterschaft im Gebrauche des Reims, daß seine Lieder schon dadurch einen unvergänglichen Reiz haben.

Es treten diese Eigenschaften zum Theil schon in seinen ersten uns aufbehaltenen Versuchen, die im J. 1769 unter dem Titel „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf", erschienen, hervor, wie denn Göthe selbst nur wenige ganz verwarf und einige unverändert, andere mit mehr oder weniger bedeutenden Veränderungen in seine sämmtlichen Werke aufnahm. Wenn Rosenkranz an diesen Liedern tadelt, daß in ihnen eine gewisse unangenehme Frühreife und Aeltlichkeit sich kundgibt, so trifft dieser Vorwurf doch vorab nur die verworfenen; dagegen ist nicht zu verkennen, daß sie meist an die frühere Liederdichtung des 18. Jahrh. erinnern, indem sie vorzugsweise auf Reflexion beruhen. Doch tritt schon in einigen, z. B. in dem „Hochzeitlied", das er unverändert unter dem Titel „Brautnacht" (3) aufnahm, sein gestaltendes Talent hervor; auch unterscheiden sie sich zu ihrem großen Vortheil von denen seiner Zeitgenossen dadurch, daß er schon damals alles Fremdartige und Gelehrte, wodurch man zu prunken und zu blenden suchte, ausschloß. (Vergl. oben die Aeußerung Göthe's über diesen Punkt S. 93.)

Wie auf seine ganze dichterische Thätigkeit und Richtung, so hatte auch der Aufenthalt in Straßburg und der Einfluß Herders die bedeutendste Wirkung auf sein lyrisches Talent. Von nun an befreite er sich entschieden von jedem fremden Einfluß, und er betrat die Bahn, auf welcher die deutsche Lyrik vornämlich durch ihn und seinen Vorgang eine so hohe Blüthe erreichte. Er nahm den Ton, sowie die Form des bei den Gebildeten seit langer Zeit in Vergessenheit oder Verachtung gerathenen Volksliedes wieder auf, und, wie dieses, so sprechen auch seine Lieder Empfindungen und Gefühle aus, die sein Innerstes berührten, wodurch sie eine bis dahin ganz unbekannte Frische und Naturwahrheit erhielten, wie in „Jägers Abendlied" (14) und „Rettung" (2), und wie er schon damals von dem tiefsten Drang erfüllt war, die Natur in seinen Dichtungen gleichsam nachzuschaffen, spricht er in dem schönen Gedicht „Künstlers Abendlied" (27) aus. Zwar trat später das volksthümliche Element in der Form immer mehr zurück, doch finden wir selbst in den späteren Liedern gar manche, welche unmittelbare Volkslieder zu sein scheinen und uns als die reinsten Naturlaute entgegentönen, so des „Schäfers Klagelied" (9) und „Trost in Thränen" (10).

Göthe hat es selbst zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß alle seine Gedichte unmittelbar aus den ihn bewegenden Verhältnissen und Zuständen hervorgegangen seien; wir würden dies, auch wenn er es nicht ausdrücklich gesagt hätte, als einen wesentlichen Charakterzug seiner Lieder bezeichnen müssen, denn nur daraus läßt sich die objective Wahrheit, ihre das Gemüth ergreifende Unmittelbarkeit erklären. Freilich hat er aber als

schaffender Dichter die einzelne Gelegenheit, welche den Stoff gab, stets überwunden, und in dem Besondern stets das Allgemeine angeschaut. Daher erhalten selbst diejenigen Gedichte, bei denen er das besondere Verhältniß festhält, wie in den „Glücklichen Gatten" (15), dadurch ein so allgemein menschliches Gepräge, daß wir uns gern der Betrachtung der Zustände hingeben, die er uns vorführt.

Die Masse der Göthe'schen Lieder ist so groß, der Stoff, den er dichterisch bildete, so reich und mannigfaltig, daß es nur einer speciellen Darstellung seines lyrischen Talents möglich sein kann, alle diese einzelnen Seiten zu beleuchten; wir müssen uns darauf beschränken, diese unerschöpfliche Fülle anzudeuten. Wie mannigfaltig und reich ist er nicht in seinen Liebesgedichten, in denen er uns alle Grade der Empfindung von dem heitern muthwillig scherzenden Gefühl (1) bis zum Ausdruck der verzehrendsten Leidenschaft (26) mit empfinden läßt, in denen er stets das reinste und wahrste Gefühl in hinreißender Kraft und Schönheit ausspricht, ob er die Seligkeit des Liebenden schildert, dem auch in der Entfernung die Geliebte nahe ist (5), oder ob er die Macht der Erinnerung an das verschwundene Glück der jugendlichen Liebe darstellt (4). Wie könnten wir alle Färbungen angeben, die zwischen diesen zwei äußersten Punkten liegen, da sich aus Göthe's Liebesgedichten der reichste Roman bilden ließe, ja ein solcher kaum alle die einzelnen Verhältnisse in sich schließen könnte, die er uns in wunderbarer Abwechselung und Wahrheit vorführt. Eben so mannigfaltig sind seine „gesellschaftlichen Lieder", in denen sich bald der keckste, leichtsinnigste Muthwille der Jugend, der sich so gern an den kräftigen Volkswitz anlehnt (17), bald die ernsteste Welt- und Lebensanschauung kundgibt (16). Und neben diesen noch welche Mannigfaltigkeit des Stoffs, für den er stets wieder den einzig passenden Ton zu finden weiß, so daß wir wieder durch Zaubergewalt mitten in die Verhältnisse geführt werden, die er uns darstellt. Doch müßten wir eben alle seine Lieder nennen und mittheilen, wenn wir alles Schöne, Tiefe, Neue, alles ächt Poetische bezeichnen wollten, das sich in so reicher Fülle in denselben entfaltet; wir müssen uns daher noch auf einige Bemerkungen über die Sammlung beschränken, die er unter dem Titel „Westöstlicher Divan" erscheinen ließ. Im J. 1813 durch Hammers Uebersetzung des Hafis angeregt, arbeitete Göthe mehrere Jahre mit großer Liebe an demselben. Ganz im orientalischen Geiste gedacht, so daß sich jedes einzelne Gedicht auf Sitten, Gebräuche, Religion und Poesie des Morgenlands bezieht, macht doch der Divan, mit Ausnahme einiger Lieder, keineswegs einen fremdartigen Eindruck, wie die orientalischen Dichtungen späterer Dichter, weil er die Anschauungsweise des fernen Ostens mit der des Westens so glücklich vermählt hat, daß sie ursprünglich zu sein scheint. Wir möchten sagen, daß Göthe das im deutschen Volke von uralter Zeit her schlummernde orientalische Element zu neuem Leben hervorgezaubert hat und von den morgenländischen Dichtern nur solche Farben entlehnt hat, welche auch den deutschen eigenthümlich sind. Von den zwölf Büchern, in welche der Divan zerfällt, ist das Buch „Suleikas" wohl das trefflichste; und es ist die Zartheit, wie die Leidenschaftlichkeit bewundernswerth, mit welcher er noch im Greisenalter die Liebe zu schildern fähig war. Und doch haben wenige dieser Gedichte den unvergänglichen Reiz, der uns in seinen frühern Liedern so unwiderstehlich hinreißt; denn wenn sie auch Alles darbieten, was poetische Auffassung und künstlerische Vollendung zu geben vermag, so fühlen wir doch, daß sie nicht „Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein" sind, wie er irgendwo vom „Götz" sagt; sie sind nicht aus seinem innersten Innern hervorgewachsen, sondern, wie oben bemerkt, von Außen angeregt, und wir begreifen daher recht gut, warum er später sagen konnte, daß die Lieder des Divans kein Verhältniß mehr zu ihm hätten, daß sowohl das Orientalische, als das Leidenschaftliche darin aufgehört habe, in ihm fortzuleben; es sei wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. (Eckermann I, 284.)

So groß Göthe in den Liedern ist, von denen jedes sich dem Gesang von selbst darbietet und die schon dadurch bewundernswürdig sind, daß sie gerade durch die höchste Einfachheit des Tons dem Volksliede gleich den lebendigsten Eindruck hervorbringen, so groß ist er auch in der Elegie, in welcher er die höchste Kunstvollendung erreicht. Jede derselben, die kleinste wie die größte, ist ein unübertreffliches Meisterstück, in welchem Anlage und Ausführung, Gedanke und Sprache, Darstellung und Versbau, das Ganze wie alles Einzelne gleich vortrefflich ist, in welchem die alterthümliche Form sich glücklich mit dem modernen Leben zu einem organischen Ganzen verschmilzt und die Verhältnisse der Gegenwart dadurch gleichsam eine höhere Weihe erhalten, daß sie vom Geist des Alterthums durchhaucht sind, ohne daß das Wesen der modernen Welt irgend getrübt werde. Wir finden in dieser Aneignung des antiken Geistes dieselbe Größe, wie in dem „Divan", nur sind die Elegien nicht, wie dieser, von Außen angeregt, sondern in der That Fleisch von seinem Fleisch. Unter ihnen nehmen die „Römischen Elegien" (19, I—III) nicht der Trefflichkeit nach (denn was kann herrlicher sein als „Alexis und Dora", als „Der neue Pausias" und die andern alle, die er gedichtet), aber doch rücksichtlich des Umfangs die erste Stelle ein, da die zwanzig Gedichte, aus denen sie bestehen, ein vollkommen abgerundetes Ganzes bilden, in dem wiederum jeder einzelne Theil ein selbstständiges Leben hat, da jeder das vollkommenste Gemälde einer besondern Situation ist, die er mit so großer Bestimmtheit und Klarheit darstellt, daß man, wie bei ihm stets, über der Sache den Künstler vergißt. Es sind die römischen Elegien häufig von Seiten der strengen Sittlichkeit getadelt worden, und man war wohl geneigt, sie mit den gemeinen Ausgeburten der zweiten Schlesischen Dichterschule zusammenzustellen. Allein wie unermeßlich ist der Abstand zwischen diesen und jenen! Während bei den Schlesiern die gemeinste Sinnlichkeit den Ausgangs- und Mittelpunkt der Darstellung bildet, ist es hier die naive Freude an der Schönheit, die den Dichter begeistert; während sich dort die Ausführung im Schmutz wälzt, herrscht bei Göthe die größte Zartheit, und selbst die verfänglichsten Stoffe werden mit Feinheit, Geist und Geschmack behandelt.

Von den übrigen Elegien erwähnen wir hier

nur Eine, den „Amyntas" (18), weil sie, nach den Mustersammlungen zu urtheilen, weniger geschätzt wird, als sie verdient. Schon der Gedanke, das Glück der Aufopferung in der Liebe, ist groß und bedeutend, und es wird derselbe durch die Entwickelung, in welcher sich Sinnlichkeit und Seele auf das Innigste verweben, zur höchsten poetischen Schönheit verherrlicht.

In anderer Weise lehnt sich der Dichter in seinen Hymnen an das Alterthum an, aber auch hier mit der nämlichen Selbstständigkeit, die wir an den Elegien bewundert haben. Die einfache, ernste Haltung, der schlichte und doch erhabene, in manchen bis zum Dithyrambenschwung sich erhebende Ton, die antiken Rhythmen, die sich im höchsten Wohllaut bewegen, so daß der Reim keineswegs vermißt wird, alles dies erinnert uns an die trefflichsten Erzeugnisse der griechischen Lyriker; und doch ist wieder Alles ganz anders, als bei diesen: es tritt uns eine durchaus moderne Weltanschauung und die ganze Fülle der christlichen Bildung entgegen. Es ist nur gleichsam der poetische Hauch des Alterthums, der diese Hymnen durchzieht, sie machen den Eindruck, als ob einer der größten griechischen Dichter in fortgesetzter Entwickelung bis auf unsere Zeiten herab gelebt hätte, und die ganze Schönheit der griechischen Kunst in allem ihrem unvergänglichen Zauber mit dem Gewinn der Jahrtausende lang fortschreitenden Bildung zu einem harmonischen und lebensvollen Ganzen verschmolzen hätte. Aber wenn dies auch der Charakter aller einzelnen hiehergehörigen Dichtungen ist, der frühesten, in welchen Göthe den Geist des Alterthums mehr divinatorisch erfaßte, wie der späteren, welche auf dem gründlichsten Studium der alten Kunst in ihrem ganzen Umfang beruhte, wie unendlich reich und mannigfaltig erscheint nicht diese Reihe von Gedichten, welche Fülle von Ideen und Anschauungen hat er nicht darin entfaltet. Auch sie sind ein vollkommenes Abbild seines dichterischen Lebens, und während wir im „Prometheus" (22) den ganzen titanischen Uebermuth seiner Jugend erkennen, tritt uns, wie Schäfer (Göthe's Leben 1, 325) schön bemerkt, in den „Gränzen der Menschheit", im „Ganymed", in der herrlichen Hymne „Das Göttliche" (23) „das Gefühl des Demüthigen entgegen, des der Schranken des Daseins bewußten Hingebens an das Ewige und Göttliche, das in den Gesetzen der Natur und dem Wirken der Menschheit waltet, und dem der Mensch sich nur dadurch nähert, daß er, hülfreich und gut, das Nützliche und Rechte schafft".

Göthe war ein zu großer Künstler, als daß er sich in die Spielereien der Romantiker hätte verirren und die mannigfaltigen südlichen Formen nachbilden sollen, welche lange Zeit alle übrigen verdrängten. Nur die italienische Octave gebrauchte er einigemal, aber dann mit einer vollendeten Meisterschaft, wie in dem herrlichen Gedicht „Zueignung" (29), mit dem er die Sammlung seiner Schriften vom J. 1787 eröffnete, und in welchem er eine vortreffliche Darstellung seines poetischen Strebens und Wirkens gegeben hat. Erst spät wendete er sich zur Bearbeitung des Sonetts, gegen welches er lange eine schwer zu besiegende Abneigung hatte, weil er, wie er selbst in einem Sonett sagt, diese Form für eine zu enge Schranke hielt, als daß man sich frei in derselben bewegen könne. Noch mehr mochte aber diese Abneigung daher rühren, daß er nicht durch seinen Vorgang noch mehr für die Verbreitung der südlichen Formen wirken oder vielmehr daß er dem Mißbrauch derselben Einhalt thun wollte, wenn er sich ihrer nicht bediente. Aber als er diese Abneigung besiegt hatte, schuf er eine Reihe von Sonetten (20. 21), die zu den gediegensten gehören, welche die deutsche Literatur besitzt, und in denen sich, wie er in einem derselben so trefflich sagt (30), Natur und Kunst auf das Innigste verschmolzen haben, wie er denn in diesem überhaupt das vortrefflichste Bild seines poetischen Charakters gibt.

1. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

1. Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und stirbt der Fuchs,
Wollt' er mit uns spielen.

2. Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

3. Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern;
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

4. Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

5. Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

6. Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

2. Rettung.

1. Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;
Da lief ich an ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

2. Da stand ich nun, verzweiflend, stumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Fast wär ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

3. Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! Der Fluß ist tief!"

4. Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich seh', so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Käthchen!"
O schönes Käthchen! Du bist gut.

5. Du hältst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben.
Nun sey auch meines Lebens Glück!

6. Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

3. Brautnacht.

1. Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

2. Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
Du eilst, um alles zu vollenden,
Mit ihr in's Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

3. Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du,
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

4. Nachgefühl.

1. Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

2. Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Brust durchglüht.

3. Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

5. Nähe des Geliebten.

1. Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

2. Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefe Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

3. Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

4. Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

6. Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

7. Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich vieltausendmal!
Ich habe mich oft gebücket
Ach wohl ein tausendmal,
Und ihn an's Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

8. Frühzeitiger Frühling.

1. Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

2. Reichlicher fließen
Bächlein zumal,
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

3. Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

4. Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.

5. Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

6. Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

7. Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

8. Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

9. Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

9. Schäfers Klagelied.

1. Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

2. Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

3. Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

4. Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaff' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

5. Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

6. Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

10. Trost in Thränen.

1. Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

2. „Und hab ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

3. Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

4. „Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

5. So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

6. „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

7. Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

8. „Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

11. Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge

Wie öde, wie todt ihm die Welt erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

12. Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

13. Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

14. Jägers Abendlied.

1. Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

2. Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

3. Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

4. Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

15. Die glücklichen Gatten.

1. Nach diesem Frühlingsregen,
Den wir, so warm, erfleht,
Weibchen, o sieh den Segen,
Den unsre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert sich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

2. Das Pärchen weißer Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo um besonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst, gewaltig aus.

3. Doch als uns vom Altare
Nach dem beliebten Ja
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen sah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

4. Und hunderttausend Siegel
Bekräftigen den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

5. Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beschieden
Und sieh! wir waren drey,
Und vier und fünf' und sechse;
Sie saßen um den Topf
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

6. Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich sieht's heraus.
Wer schaffte wohl da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

7. Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich, schäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muß:
Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

8. Doch wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

9. Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, schwankend, ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Er gleichet unserm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus.

10. Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut,
Sie wird, am Friedensfeste,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder sich herbei;
Da schmückest du mit Kränzen
Der jüngsten Kinder drey.

11. Bei Flöten und Schalmeyen
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst im Reihen
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon;
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

16. Dauer im Wechsel.

1. Hielte diesen frühen Segen,
Ach! nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten erst verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

2. Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse,
Aendert sich dein holdes Thal;
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweytenmal.

3. Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

4. Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

5. Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!

Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

17. Vanitas! Vanitatum vanitas!

1. Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt.
Juchhe!
Und wer will mein Camerade seyn,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

2. Ich stellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

3. Auf Weiber stellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach.
O weh!
Die Falsche sucht sich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil:
Die beste war nicht feil.

4. Ich stellt' mein Sach auf Reis' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart.
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

5. Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.
Juchhe!
Und sieh' gleich hatt' ein Andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte Keinem Recht gethan.

6. Ich setzt' mein Sach auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Und uns gelang so mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde sollt's nicht viel besser seyn,
Und ich verlor ein Bein.

7. Nun hab' ich mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

18. Aus den „Römischen Elegien".

I. (1.)

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel, nur seyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom! doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II. (7.)

O wie fühl ich in Rom mich so froh! gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag.
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes,
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" Vergib mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweyter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

III. (15.)

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut' an, seyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
Osterieen, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betriegt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende, das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche Vier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! Dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne du weilst und du beschauest dein Rom?
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Properz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe, verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Mahler genießt.
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig in's Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.

Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's Neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab;
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! — Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Drey.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

19. Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach! mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu seyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Ras't nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgibt,
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß:
„O verletze mich nicht, den treuen Gartengenossen,
Dem du als Knabe so früh manche Genüsse verdankt.
O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft's, ach, nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die sterbende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?"

20. Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen,
Und Alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.
Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an deinem Ohr verhallen?
Darum bedenk, o Liebchen! dein Gewissen,
Bedenk im Ernst, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre.
Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

21. Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust vor allen andern Tagen
Charfreytag. Eben so, ich darfs wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.
Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben.
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.
Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreytag;
Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maytag.

22. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüben wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverey?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

23. Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich diesen fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens.
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?
Hinauf! Hinauf strebt's,
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

24. Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.
Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

25. Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben.
Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.
Nach ewigen ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseyns
Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.
Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.
Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.
Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

26. Mignon.

Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!

27. Künstlers Abendlied.

1. Ach daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

2. Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

3. Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nur Freudenquell genießet;

4. Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

5. Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Daseyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

28. Wiederfinden.

1. Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz?
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

2. Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

3. Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

4. Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal;
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinander fiel.

5. Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört;
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

6. So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

29. Zueignung.

1. Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken.

2. Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

3. Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

4. Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

5. „Kennst Du mich nicht?" sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
„Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß!
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?"

6. „Ja!" rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, „lang' hab' ich Dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

7. Dich nenn' ich nicht! Zwar hör' ich Dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt Dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen."

8. Sie lächelte, sie sprach: „Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!""

9. „Verzeih' mir!" rief ich aus, „ich meint' es gut!
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

10. Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

11. Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

12. „Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!"
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
„Empfange hier, was ich Dir lang bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnerklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

13. Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle."

14. So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,

Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

30. (Natur und Kunst.)

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Johann Christoph Friedrich v. Schiller.



Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. den 11. Nov. 1759 in dem Städtchen Marbach im Würtembergischen, war der einzige Sohn des damaligen Lieutenants Joh. Kasp. Schiller, welcher später zum Hauptmann und Major befördert, auch zum Commandanten des herzogl. Lustschlosses, der Solitüde, und zum Inspector der Baumschulen des Landes ernannt wurde. Seine Mutter, die ihn während eines Besuchs bei ihren Eltern in Marbach geboren hatte, eine Frau von tiefem Gefühl und lebendigem Sinn für Natur, Musik und selbst für Poesie, leitete seine ersten Kinderjahre, und der Einfluß der gemüthreichen Frau auf den zarten Knaben blieb auch noch in seiner ganzen Kraft, ja er nahm sogar zu, als sein Vater in Folge des Hubertsburger Friedens wieder im Familienkreise weilen konnte, da dessen zwar tüchtiger, aber heftiger Charakter sich wohl kindliche Ehrfurcht, aber nicht jene hingebende Liebe zu erwerben wußte, die dem Kinde ein so großes Bedürfniß ist. Im J. 1765 nahm der Vater seinen Wohnsitz in Lorch; dort erhielt Schiller den ersten Unterricht in den alten Sprachen von dem Diakon Moser, und als sein Vater im Jahr 1768 nach Ludwigsburg versetzt wurde, besuchte er die dortige lateinische Schule. Da Schiller Neigung zum Studium der Theologie zeigte, so sollte er nach seiner Confirmation (1772) auf eine Lehranstalt übergehen, wo die künftigen Theologen die gründlichste Vorbereitung für die Universität fanden; allein auf den dringenden und wiederholten Wunsch des Herzogs, der für die neuerrichtete und von ihm mit großer Vorliebe gepflegte Karlsschule talentvolle Zöglinge suchte, trat er 1773 in dieselbe ein. Die Nothwendigkeit, das Studium der Theologie aufzugeben, da in der Anstalt diese Wissenschaft nicht vertreten war, und sich dafür der Jurisprudenz zu widmen, erfüllte ihn schon beim Eintritt mit Widerwillen gegen die Anstalt, der sich bis zum Hasse steigerte, als er sich nun einer pedantisch militärischen Zucht unterwerfen mußte, ja er faßte sogar mit einigen andern Zöglingen den Gedanken, aus der Anstalt zu entfliehen. Einigermaßen beruhigte ihn jedoch die Erlaubniß, das Studium des Rechts mit dem der Medicin vertauschen zu dürfen. Doch ob er ihr auch großen Fleiß widmete und sich selbst mehrere Preise erwarb, seine Seele und Liebe war ganz der Poesie gewidmet, und er versenkte sich daher in das Studium der bedeutendsten ihm zugänglichen Dichter; Klopstocks „Messias", der „Götz" und „Werther" von Göthe, den er zum erstenmale während seines Aufenthaltes auf der Karlsschule sah, als er mit dem Herzog von Weimar die Anstalt besuchte, Gerstenbergs „Ugolino", Klingers Tragödien und der „Julius von Tarent" von Leisewitz, dann auch Shakspeare, den er in Wielands Uebersetzung kennen lernte, waren seine steten Begleiter, und weckten den Trieb nach eigener Production so mächtig, daß er nicht nur, wie schon früher (sein ältestes Gedicht „Zum Neujahr" an seine Eltern stammt aus dem J. 1768), manche lyrische Gedichte schrieb, Pläne zu größern epischen Dichtungen entwarf (so zu einem Epos, dessen Held Moses war), sondern sich selbst schon im Drama versuchte. Wir müssen bedauern, daß er seine ersten Entwürfe, den „Studenten von Nassau" und den „Kosmus von Medici", später selbst vernichtete, denn wenn sie auch nur schwache jugendliche Versuche waren (der Kosmus war zudem in Form und Inhalt eine Nachbildung des „Julius von Tarent"), so würden sie uns doch einen Blick in den Zustand seiner damaligen Bildung und Entwickelung gestatten. Im J. 1775 begann er eine neue Arbeit, den „Verlornen Sohn", oder, wie er sie später betitelte, „Die Räuber", die er noch auf der Karlsschule vollendete. Es darf übrigens die Bemerkung nicht vergessen werden, daß die fromme Richtung und Gesinnung, die das Beispiel seiner Eltern in ihm erweckt hatte, ihn auch in der Karlsschule nicht verließ; wie früher beschäftigte er sich gern mit der Bibel, besonders den Psalmen und Propheten, die nicht ohne bleibenden Einfluß auf seine Anschauungsweise und seinen Styl blieben. Freilich fingen nach und nach mancherlei Zweifel an, in seiner Seele aufzusteigen, die, besonders als er Voltaire's Schriften kennen lernte, rasch und mäch-

tig zunahmen, so daß er sich später immer entschiedener von dem kirchlichen Glauben abwandte, zu dem er auch nie zurückkehrte, wenn gleich entschieden christliche Gesinnung in seinem Innern wurzelte und seine ganze Weltanschauung auf der sittlichen Höhe des Christenthums beruhte. Im J. 1780 wurde Schiller aus der Karlsschule entlassen und er erhielt eine Anstellung als Regimentsarzt. Der plötzliche Uebergang aus dem pedantisch regelmäßigen Leben und dem strengsten Zwang in die aller Leitung entbehrende Freiheit blieb nicht ohne nachtheilige Folgen; er stürzte sich in den vollen Strom der Sinnenlust und gerieth dadurch schon bald in große Geldverlegenheit, welche ihn zu dem Entschlusse brachten, seine Tragödie zu veröffentlichen. Da er keinen Verleger fand, entschloß er sich, dieselbe auf eigne Kosten drucken zu lassen, ob er gleich hiezu das Geld borgen mußte. Noch während des Drucks wurde sie dem Freiherrn Wolfg. Heribert von Dalberg, damaligem Intendanten des Mannheimer Theaters, bekannt, der den Dichter auffordern ließ, ihr zum Behuf der Aufführung eine bühnenmäßigere Gestalt zu geben. Er unterzog sich dieser Arbeit, obgleich ungern, und brachte sie so ganz zur Zufriedenheit Dalbergs zu Stande, daß dieser die Aufführung beschloß. Der Dichter eilte im Jan. 1782 nach Mannheim, um ihr beizuwohnen, aber ohne Urlaub zu nehmen, da er dessen Verweigerung fürchtete. Das Stück erhielt namentlich durch die vortreffliche Darstellung Ifflands einen außerordentlichen Beifall, der sich auch auf vielen andern Bühnen wiederholte, wo die „Räuber" nach und nach aufgeführt wurden; dagegen erregten sie ihm in der Heimat manche herbe Unannehmlichkeiten. Zwar wurde seine unbefugte Entfernung nicht entdeckt, und der Herzog erkannte gern das Talent des ehemaligen Zöglings seiner geliebten Karlsschule an, allein sein gebildeterer Geschmack und seine auf der vollsten Ueberschätzung der Fürstenwürde beruhende Weltanschauung konnte an den „Räubern" eben so wenig Behagen finden, als an den lyrischen Gedichten, die Schiller im nämlichen Jahre unter dem Titel „Anthologie für d. J. 1782" herausgab, da in diesen wie in jenen der feinere Anstand verletzt und manche Idee ausgesprochen wurde, die dem Herzog als verbrecherisch erscheinen mußte. Doch benahm er sich Anfangs gegen seine Art äußerst mild gegen den jungen Dichter; er ließ ihn vor sich kommen, warnte ihn väterlich vor Verstößen gegen den besseren Geschmack und diese Besprechung würde sicherlich einen wohlthätigen Eindruck hinterlassen haben, wenn er nicht den Befehl hinzugefügt hätte, daß Schiller ihm alle seine Arbeiten zeigen solle. Dieser Forderung konnte sich Schiller nicht unterwerfen, und seine entschiedene Weigerung erregte in dem an blinden Gehorsam gewöhnten Fürsten eine Mißstimmung, deren Folgen sich bald zeigten. Als dieser nämlich bald darauf vernahm, daß Schiller mit einem neuen Drama, dem „Fiesco", beschäftigt sei, ließ er ihm den strengen Befehl ertheilen, sich künftighin aller nichtmedicinischen Schriftstellerei und aller Verbindung mit dem Auslande bei Festungsstrafe zu enthalten. Schiller wußte, was er von der unbeugsamen Willkür seines Landesherrn zu erwarten hatte, wenn er sich dem Befehl nicht unterziehe; schmachtete doch damals der unglückliche Schubart auf dem Asberg*), auch hatte er selbst schon eine zweite heimliche Reise nach Mannheim mit 14tägigem Arrest büßen müssen. Da er sich durch den Befehl des Herzogs von allen Hoffnungen abgeschnitten sah, die ihm eine schöne Zukunft versprachen, ergriff ihn Mißmuth und Bitterkeit, und er würde in diesem Zustande untergegangen sein, wenn nicht der Plan in ihm gereift wäre, sich durch die Flucht dem unerträglichen Drucke zu entziehen, der ihn seiner geistigen, wie seiner persönlichen Freiheit beraubte und ihn mit der schrecklichsten Zukunft bedrohte. Nachdem er noch mit verdoppeltem Eifer am „Fiesco" gearbeitet hatte, der ihn in eine neue Laufbahn einführen sollte, verließ er Stuttgart am 17. September 1782 unter Begleitung eines treuen Freundes, des Musikers Andreas Streicher. Von seiner Entweichung wußten nur wenige Vertraute, darunter seine Mutter und älteste Schwester, nicht aber sein Vater, um diesen vor der Rache des Herzogs zu sichern.

Da er in Mannheim in seinen Erwartungen getäuscht wurde, und namentlich Dalberg, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, sich kalt und theilnahmlos bewies, entschloß er sich, nachdem er sich eine Zeitlang zu Oggersheim in der Pfalz aufgehalten hatte, von dem Anerbieten der Frau von Wolzogen Gebrauch zu machen, die er in Stuttgart kennen gelernt und die ihm eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Braubach bei Meiningen angeboten hatte. Dort verweilte er mehrere Monate, vollendete das schon während seiner Irrfahrten begonnene Trauerspiel „Luise Millerin" und entwarf neue Pläne. Sein Aufenthalt in Braubach wurde durch die Bekanntschaft mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen nicht wenig verschönert, der ihm ein wahrer Freund und später sein Schwager wurde; noch glücklicher gestalteten sich seine Verhältnisse, als Frau von Wolzogen im Januar 1783 nach Braubach kam, deren liebliche Tochter Charlotte in dem feurigen Gemüth des Dichters die leidenschaftlichste Liebe erweckte. Da diese jedoch seine Neigung nicht erwiederte (ihre Liebe gehörte schon einem Andern), trübte sich das Verhältniß und es zeigte sich die Nothwendigkeit einer, wenn auch nur vorübergehenden, Trennung; und da Schiller um diese Zeit unerwartet die Einladung erhielt, als Theaterdichter nach Mannheim zu kommen, verließ er im Juli voll neuer Hoffnung, obgleich traurigen Herzens, das gastfreundliche Haus. In Mannheim schien sich Anfangs Alles zum Besten zu gestalten; seine neuen Stücke, namentlich „Kabale und Liebe", wie Iffland die „Louise Millerin" umgetauft hatte, ärndteten den ungeheuersten Beifall; er erhielt eine zwar nur kleine, aber doch sichere Besoldung, und wurde zum Mitglied der deutschen Gesellschaft ernannt. Allein der beinahe ausschließliche Umgang mit Schauspielern stürzte ihn wieder in den Strudel sinnlicher Genüsse und dadurch in neue Schulden. Bald jedoch raffte er sich wieder empor. Da er nämlich einsehen mußte, daß er vergeblich auf Unterstützung von Dalberg gehofft habe, erwachte

*) Schiller hatte den unglücklichen Dichter, dessen Gedichte großen Eindruck auf ihn machten, wie ihn denn z. B. dessen „Fürstengruft" zu einem ähnlichen Gedichte „Die schlimmen Monarchen" begeisterten, selbst einmal in seinem Gefängnisse besucht.

seine sittliche Kraft mit dem Bewußtsein, daß er nur auf sich und sein Talent vertrauen dürfe, und aus der bisherigen Gährung läuterte sich der edle Geist, der Deutschlands Stolz werden sollte. Er begann von Neuem am „Don Carlos" zu arbeiten, den er schon in Braubach begonnen hatte, und gab die „Rheinische Thalia" heraus, deren erstes Heft er dem Herzog von Weimar widmete; er hatte diesen nämlich auf einer Reise in Darmstadt kennen gelernt, und durch die Lectüre des ersten Acts seines Carlos so großen Beifall erworben, daß ihm der Herzog den Titel eines Weimarischen Raths ertheilt hatte.

Doch wurden die Verhältnisse in Mannheim immer unangenehmer und lasteten schwer auf seiner Seele; als er daher im J. 1785 von dem nachmaligen Oberappellationsrath Körner, damals in Leipzig, der für den Dichter die innigste Liebe und Verehrung fühlte, von dessen Braut und ihrer Schwester, sowie von dem durch Schriften und Schicksale später bekannt gewordenen Ludw. Ferdinand Huber nebst zart gewählten Geschenken in herzlichen, von der lebhaftesten Anerkennung erfüllten Schreiben zu einer Reise nach Sachsen eingeladen wurde, löste er seinen Vertrag mit dem Mannheimer Theater auf. In Leipzig traf er Körner nicht mehr an, da derselbe unterdessen eine Anstellung in Dresden erhalten hatte, dagegen waren seine Braut, deren Schwester und Huber zurückgeblieben, und in deren Umgang verlebte er theils in Leipzig, theils im nahen Gohlis, wo er mit frischem Muth an dem „Don Carlos" arbeitete, den Sommer höchst angenehm, da ihn Körner auf die edelmüthigste Weise aller Geldverlegenheiten enthoben hatte. Als dieser heirathete, zog Schiller zu ihm nach Dresden. Dort und im Landhause Körners bei Loschwitz verlebte er glückliche Tage, die durch den Umgang mit seinem eben so geistvollen als feingebildeten Freunde für seine Entwickelung höchst bedeutend wurde, da sich durch den regen Gedankenverkehr, dessen er sich zum erstenmale erfreute, seine bisherige wilde und phantastische Anschauungsweise zur ruhigeren Betrachtung milderte und er die Beschäftigung mit Kants Schriften begann, unter deren Einfluß er zu der Größe emporstieg, die ihm später des ganzen Deutschlands Bewunderung erwarb. Eine leidenschaftliche Neigung zu einem, wie es scheint, seiner unwürdigen Gegenstand bewog seine Freunde, auf seine Entfernung von Dresden zu bringen. Nach kurzem Aufenthalt in Tharand reiste er 1787 nach Weimar, wohin ihn Frau von Kalb einlud, die er in Mannheim hatte kennen lernen. Obwohl er bald mit allen bedeutenden Persönlichkeiten bekannt wurde (Göthe war jedoch damals in Italien), so trat er doch nur zu Wieland in ein näheres Verhältniß, an dessen „Merkur" er eine Zeitlang Antheil nahm, und er fühlte sich deshalb in diesem neuen Zustande ziemlich unbehaglich. Auf einer Reise, die er am Ende des Jahres zu seinem nunmehrigen Schwager Reinwald nach Meiningen unternahm, lernte er in Rudolstadt die Frau v. Lengefeld kennen, in deren durch Geist und Bildung ausgezeichneten Familie er sich so glücklich fühlte, daß er schon im Mai des folgenden Jahres seinen Aufenthalt in einem Dorfe bei Rudolstadt nahm, von wo er nach fleißig zugebrachtem Tag (er schrieb damals die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande") in das befreundete Haus eilte, wo ihn die liebendste Anerkennung und förderndes Gespräch erwartete. Dort sah er auch Göthen zum erstenmale, aber noch standen sich beide zu fern, als daß ein freundschaftliches Verhältniß denkbar gewesen wäre; doch bewies Göthe bei der im Jahr darauf erfolgenden Berufung Schillers als außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Jena freundliche Theilnahme. Dort schloß er sich namentlich an Reinhold und später an Wilh. von Humboldt*) an, die beide durch ihren belebenden Umgang nicht ohne Einfluß auf seine weitere Entwickelung blieben. Er fand bei der studirenden Jugend die liebevollste Anerkennung, und da ihm der Herzog von Weimar in Folge dessen einen Gehalt von 200 Thalern aussetzte, und er zudem durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf eine nicht unbedeutende Einnahme rechnen durfte, konnte er den längst gehegten Wunsch in Erfüllung bringen, sich mit der jüngsten Tochter der Frau von Lengefeld zu vermählen (1790). Das Glück, das ihm aus dieser Verbindung mit einer gleichgestimmten Seele erwuchs, blieb jedoch nicht lange ungetrübt. Allzu angestrengtes Arbeiten zog ihm schon im Jan. 1791 eine heftige Krankheit zu, von der er nur langsam genas, und er sah einer von Nahrungssorgen erfüllten Zeit entgegen, als ihm in der größten Bedrängniß aus dem fernen Norden von dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern zugesichert wurde. Seit dem Jahre 1792 begann er das schon in Dresden angefangene Studium der Kantischen Philosophie von Neuem, welchem wir so viele Meisterstücke philosophischer Darstellung verdanken. Nach einem neunmonatlichen Aufenthalt in der Heimat bei seinen Eltern, wo er mit dem strebsamen Buchhändler Cotta in Verbindung trat, begann er die Herausgabe der „Horen", welche die nächste Veranlassung wurden, ihn mit Göthen in das engere Verhältniß zu bringen (1794), von welchem wir schon oben (S. 97) berichtet haben. Wie Göthe durch dasselbe zu neuen Schöpfungen angeregt wurde, so wurde Schiller zur Poesie zurückgeführt, welche seit der Vollendung des „Carlos" der Beschäftigung mit Geschichte und Philosophie hatte weichen müssen. Zwar hatte er während der Zeit manche einzelne treffliche Dichtung, wie „Die Götter Griechenlands", „Die Künstler" u. a. m. geschaffen, auch hatte er schon während der Bearbeitung der „Geschichte des 30jährigen Kriegs" den Plan zum „Wallenstein" gefaßt, auch schon während seines Aufenthalts in Schwaben an dem Entwurf gearbeitet; aber die echte Productionslust wurde erst durch den Umgang mit Göthe wieder geweckt. Schon in den „Horen" und noch mehr im „Musenalmanach", der zuerst im J. 1795 (auf d. J. 1796) erschien, theilte er eine reiche Zahl lyrischer Gedichte mit, in welchen sich der Dichter in neuem verherrlichten Glanze zeigte. Und von nun entwickelte er eine Fruchtbarkeit, über die wir um so mehr erstaunen müssen, als er beinahe unausgesetzt mit Körperleiden zu kämpfen hatte.

*) Dieser war am Anfang des J. 1794 vorzüglich in der Absicht mit seiner Gattin nach Jena gezogen, um mit Schiller an Einem Orte zu leben.

Nach und nach erschienen seine trefflichen „Epigramme“ nebst den mit Göthe gemeinschaftlich bearbeiteten „Xenien“, im J. 1797 überraschte er die Welt mit seinen meisterhaften Romanzen, und 1799 war der „Wallenstein“ vollendet, den er Anfangs zum großen Theil in Prosa geschrieben, dann in rhythmische Form gegossen hatte.

Der Wunsch, Göthen und andern Freunden näher zu sein, das Bedürfniß, durch die Bühne zu seinen dramatischen Arbeiten belebende Anregung zu erhalten, sowie endlich auch die gesündere Luft brachten ihn 1799 zu dem Entschluß, nach Weimar zu ziehen. Der Herzog machte die Ausführung des Vorsatzes möglich, indem er ihm nicht nur die Entlassung von seiner Stelle als Professor gewährte, sondern ihm auch den bisherigen Gehalt bis auf 1000 Thaler erhöhte und ihm versprach, denselben zu verdoppeln, wenn Krankheit ihn am Arbeiten hindern sollte. Durch des Herzogs Verwendung wurde er auch vom Kaiser (1802) in den Adelstand erhoben, welche Auszeichnung ihn jedoch weniger seinetwegen, als wegen seiner Kinder freute*). Der Aufenthalt in Weimar erwies sich in jeder Beziehung außerordentlich günstig, und insbesondere hatte seine Theilnahme an der Leitung des Theaters den besten Erfolg für seine eigenen dramatischen Arbeiten, auf welche sich seine poetische Thätigkeit nunmehr beinahe ganz beschränkte. Außer mehreren Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Dramen dichtete er die „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“, die „Braut von Messina“, und endlich den „Wilhelm Tell“. Im Frühling 1804 machte er eine Reise nach Berlin, um der Aufführung seines letzten Meisterwerks beizuwohnen; man machte ihm die schmeichelhaftesten und lockendsten Anerbietungen, um ihn dort zu fesseln, die Dankbarkeit gegen Weimar bewog ihn, sie auszuschlagen, so sehr er andrerseits gewünscht hätte, durch bessere Stellung im Stande zu sein, für die Zukunft seiner Familie zu sorgen. Die Anstrengung der Reise hatte seine Gesundheit tief erschüttert; er kehrte höchst angegriffen im Sommer 1804 nach Weimar zurück. Doch erholte er sich allmählich wieder, und die Seinigen, seine Freunde und er selbst faßten wieder die schönsten Hoffnungen; er begann mit neuer Liebe und neuem Eifer zu arbeiten, übersetzte in Zeit von 26 Tagen (vom 19. Dec. 1804 bis 14. Jan. 1805) die „Phädra“ des Racine und begann an dem nämlichen Tage, an welchem er diese vollendet hatte, die Bearbeitung des „Demetrius“, aber er sollte ihn nicht vollenden. Nach kurzem Krankenlager ereilte ihn der Tod am 9. Mai 1805.

Während sich Göthe's Talent, wenn auch nicht ohne Mühe und Anstrengung, doch ohne Kampf mit sich selbst oder mit den Verhältnissen, organisch entwickelte und er eben deshalb schon früh zur innern Harmonie gelangte, konnte Schiller, der schon in frühern Jahren mit dem Leben in feindseligen Widerspruch gerieth, nur spät dieser Harmonie sich erfreuen, welche allein den Dichter fähig macht, unsterbliche Werke hervorzubringen. Göthe's Jugendleben war zwar keineswegs ohne unangenehme Erfahrungen, aber es waren dieselben in ihrer Erscheinung so gemäßigt, daß sie, weit entfernt, sein Inneres gewaltsam zu erschüttern, dasselbe nur kräftigten und seinen Charakter, wie sein Talent, in der glücklichsten Weise entwickelten. Schiller gerieth dagegen schon in früher Jugend in solchen Widerspruch mit dem Leben, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, zwischen zwei gleich traurigen Extremen zu wählen, entweder sich und sein Talent aufzugeben, und sich geduldig unter den Willen eines tyrannischen Fürsten zu fügen, oder alle Bande gewaltsam zu zerreißen, die ihn an das Leben knüpften, und sich außerhalb der Heimat in fremdem Lande und neuen, ihm unbekannten Verhältnissen einen Boden zu suchen, auf welchem sich sein Inneres frei und ungestört entwickeln könne. Daß er diesen Boden lang nicht fand, und Jahrelang wie ein Vertriebener von Stadt zu Stadt, von Land zu Land herumirren mußte, haben wir in dem kurzen Abriß seines Lebens gesehen. Es würde schon diese Verschiedenheit der ersten das ganze Leben bestimmenden Schicksale den mächtigen Unterschied zwischen den beiden größten Dichtern Deutschlands erklären; es wurde derselbe jedoch noch durch andere Umstände bestimmt. Göthe war seit seiner Kindheit in Verhältnissen, welche, wenn auch nicht groß und bedeutend, doch mannigfaltig genug waren, ihn mit dem Leben und der Welt bekannt zu machen, während Schiller bis zu seinem 21. Jahre nur in beschränkten Familienkreisen oder in dem noch beschränkteren der Karlsschule weilte, so daß er das Leben, wie er selbst sagte, nur aus Büchern kennen lernte. Und so war endlich auch der Unterricht, dessen sich Göthe erfreute, nicht bloß belebender und geistvoller, er war auch umfassender und mannigfaltiger, so daß durch denselben alle Kräfte seines Geistes gleichmäßig entwickelt wurden; der Unterricht, den Schiller erhielt, war vom Anfang an auf einen bestimmten Zweck gerichtet und beschränkt, und daher mehr geeignet, den Geist in Fesseln zu schlagen, als dessen Kräfte harmonisch zu entwickeln. Nur ein kräftiger Charakter, der in sich selbst fand, was ihm die Außenwelt versagte, konnte alle diese beengenden und die freie Geistesthätigkeit vernichtenden Verhältnisse besiegen und zum höchsten Adel geläutert aus ihnen hervorgehen; es konnte dies aber nur dadurch geschehen, daß er früh zum Bewußtsein seines inneren Werthes gelangte und den Kampf mit dem Leben aufnahm, ehe dieses einen nachhaltigeren Einfluß auf ihn zu üben begann. Dieser Kampf nun hatte für Schiller die bedeutsamsten Folgen; er bestimmte die Richtung seines Lebens und Wirkens, sowie den Entwickelungsgang, den sein Geist nahm. Ursprünglich aus dem dunkeln, aber kräftigen Gefühl hervorgegangen, daß der ihm auferlegte Zwang widerrechtlich sei, suchte er dieses Gefühl und den daraus erfolgten Widerspruch gegen seine Stellung im Leben bei sich selbst zu rechtfertigen, und so wurde er schon früh dazu geleitet, über das Leben, seine Beziehungen und

*) Die größte Auszeichnung, die Schiller zu Theil wurde, kam jedoch vom Auslande, er erhielt nämlich im J. 1793 vom Nationalconvent das französische Bürgerrecht. Das vom Minister Roland unterzeichnete Diplom kam ihm durch zufällige Umstände zwar erst im J. 1798 zu, doch war ihm der Beschluß des Nationalconvents schon damals durch die Zeitungen bekannt geworden, und er hatte nicht wenig dazu beigetragen, seinen Ruf in Deutschland noch fester zu begründen. Im J. 1797 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm zu ihrem Mitglied ernannt.

seine Anforderungen nachzudenken; es entwickelte sich in ihm der Trieb zu philosophiren schon in früher Jugend, wenn er auch erst später zu wissenschaftlicher Form gelangte. Denn Anfangs ging er mit dem Drang nach poetischer Gestaltung Hand in Hand, ohne daß beide Richtungen jedoch harmonisch verbunden gewesen wären, vielmehr wurde die eine durch die andere in ihrer reinen Wirksamkeit gestört. Doch ehe wir diese eigenthümliche Erscheinung näher betrachten, müssen wir zeigen, welche Ideen ihn auf der Karlsschule und in den folgenden Jahren vorzugsweise beschäftigten. Das Vorbild seiner Eltern und später die Leitung seines Lehrers in Lorch, des würdigen Pfarrers Moser, hatten ihn mit jener Glaubensinnigkeit erfüllt, die man so oft bei tüchtigen Knabennaturen findet. Noch in den ersten Jahren seines Aufenthalts auf der Karlsschule bewahrte er diesen frommen, von Begeisterung, ja selbst Schwärmerei durchdrungenen Sinn; es war derselbe sogar durch Klopstocks „Messias" noch gekräftigt worden. Als Schiller aber Voltaire und namentlich Rousseau kennen lernte, begannen Zweifel in seiner Seele aufzutauchen, die sich in kurzer Zeit zu entschiedener Verneinung des bisherigen Glaubens entwickelten. Mit dem Glauben wurde aber das tief in ihm liegende sittliche Gefühl keineswegs untergraben, vielmehr wurde dasselbe, wie wir bei kräftigen Charakteren oft wahrnehmen, dadurch nur desto mehr gestärkt, weil er das Gute und Schöne nicht mehr als eine bloße untergeordnete Folge des Glaubens betrachtete, sondern es als die einzige, unentbehrliche Grundlage des Lebens ansah. Der Gläubige kann sich leicht mit den traurigsten Erscheinungen des Menschenlebens versöhnen; er sieht in ihnen die unerforschlichen Wege Gottes, denen sich der Mensch mit seinem kurzsichtigen Auge ohne Murren unterwerfen müsse, weil er sie doch in ihrer Absicht und Wirkung nicht zu beurtheilen vermöge. Der Ungläubige dagegen wird in diesen Erscheinungen nur krankhafte Abweichungen von den Gesetzen der Natur erblicken, und sie daher zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten versucht sein. Hatte schon der despotische Zwang, der auf der Karlsschule gehandhabt wurde, seinen Freiheitssinn geweckt, so mußte derselbe durch solcherlei Betrachtungen zur vollsten Kraft entfaltet werden; er mußte an Bestimmtheit und Klarheit gewinnen, als er die politischen Zustände seines Würtemberg und des ganzen Deutschlands, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen oder in einzelnen Aeußerungen kennen lernte. Voltaire, Rousseau und Plutarch, dessen Biographien er damals mit wachsender Theilnahme las, wirkten nicht weniger gewaltig, den Jüngling für die Idee zu begeistern, daß die Menschen von Natur gleichberechtigt seien, daß diese gleiche Berechtigung auch vom Staate im vollsten Maße anerkannt werden müsse, und daß Jeder das Recht habe, sie zu fordern, nöthigenfalls zu erkämpfen. Diese Ueberzeugung, daß die Gesetze der Natur allein das Leben in allen seinen Aeußerungen zu bestimmen hätten, führten freilich auch auf Abwege; da die sinnlichen Triebe eben so auch als Naturgesetze erschienen, überließ er sich ihnen um so ungescheuter, als er nach seinem Austritt aus der Karlsschule Ermunterung und Anlaß dazu genug fand. Doch versank nicht auch seine Seele in den Sumpf des Sinnentaumels, sie blieb von dem Einfluß desselben so ganz unberührt, daß sie gerade durch das Uebermaß der Sinnenlust zu kräftigem Widerstande sich emporarbeitete.

Es mußte den Jüngling drängen, diesen ungezügelten Trotz gegen das Leben und dessen Zwang, der in seiner glühenden Phantasie, wie in der abstracten Betrachtung gleich große Nahrung fand, auch äußerlich zu gestalten, und da er sich durch Thaten nicht aussprechen konnte, so suchte er ihm in Worten Ausdruck zu geben, und so erhielt der schon früh zur Erscheinung gelangte Trieb zu dichten einen eben so großen, als fruchtbaren Stoff. Und da Schiller schon auf der Karlsschule mit den dramatischen Dichtungen der Kraftgenies und mit Shakspeare bekannt, durch diese der lebhafte Eindruck, den das Theater früher (er hatte in Ludwigsburg mehrern Vorstellungen beigewohnt) auf ihn gemacht hatte, in seiner vollsten Kraft erneuert worden war, so war ihm auch die Form gegeben, in welcher er seine Ideen vorzugsweise darstellen sollte. Nicht weniger war durch seine Lieblingsdichter sowohl als durch die eigene, brausende Natur die besondere Ausdrucksweise vorgezeichnet, die seine ersten Dichtungen charakterisiren und die selbst noch in seinen spätesten Meisterwerken hie und da durchbricht.

Wir haben oben gesagt, daß sich in Schiller mit dem Drang, seinen Gefühlen und Ideen poetische Gestaltung zu geben, zugleich und mit eben so großer Kraft der Trieb entwickelte, über das Leben und dessen Verhältnisse nachzudenken; wir fügen hinzu, daß, wenn er vorzugsweise zum Dichter und nicht zum Philosophen wurde, wir dies gewiß zunächst dem Umstande zu verdanken haben, daß ihm die dramatische Form die Möglichkeit gewährte, den Resultaten seines Denkens Ausdruck zu geben, wodurch die poetische Seite seines Wesens das Uebergewicht erhielt und später wohl auf eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nicht auf die Dauer besiegt werden konnte. Weil aber jede dieser beiden Richtungen seines Wesens, die poetische, wie die philosophische, in gleichem Maße und in gleicher Kraft sich entwickelten, so wirkten sie störend und hemmend auf einander, und er hat die eigenthümliche Natur seines Wesens ganz richtig erkannt, als er später (Jena, 31. Aug. 1794) an Göthe schrieb: „Das ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört" (Briefw. zw. Schiller u. Göthe 1, 26). Hiemit ist jedoch nur eine Seite seines dichterischen Charakters in der ersten Periode seiner Thätigkeit gegeben; eine andere, nicht weniger bedeutsam und eigenthümlich, besteht darin, daß er damals in seinen Dichtungen ausschließlich nach Größe, Gedankengehalt und erschütternder Wirkung strebte, und dieses auch in bewundernswürdiger, das Gemüth ergreifender Weise erreichte, dabei aber so wenig künstlerische Bildung besaß, der Sinn für das Schöne in ihm so ganz unentwickelt war, daß seine poetischen Erzeugnisse dem feineren Geschmack als roh, wild,

übertrieben, maßlos und unwahr erscheinen mußten. Sie waren der leidenschaftlichste Ausdruck aller der Gedanken und Empfindungen, die seine in jugendlichem Feuer aufbrausende Seele bestürmten, und da er die in seinem Innern tobende Leidenschaft nicht bezähmen konnte, so nahm sie auch die erste beste Form, die sich ihm darbot, wenn sie nur seinen Empfindungen entsprach. So wechselt, je nachdem seine stürmisch bewegte Seele diese oder jene Anschauung festhielt, Derbheit mit edlem Zorn, Dreistigkeit mit Freimuth, Gemeinheit mit erhabener Rede, Spott mit Ernst, selbst Lästerung mit tief sittlichem Gefühl. In dieser Zeit steht Schiller auf dem Standpunkt der Originalgenies, deren besondere Eigenthümlichkeiten er in sich vereinigte. Aber wie er sie, Göthe ausgenommen, an Talent weit übertrifft, so sind auch seine Dichtungen wahrhaft genial, während die meisten jener Dichter in der That nur den Schein der Genialität haben.

Alle die Dichtungen, welche Schiller in dieser Zeit hervorbrachte, waren aus dem unwiderstehlichen Drang hervorgegangen, den Ideen, die ihn so mächtig erfüllten, eine äußere Gestaltung zu geben, und zugleich den Widerspruch zur Anschauung zu bringen, welcher zwischen seinen Idealen und der wirklichen Welt bestehe. Aber er mußte, je reifer sein Geist wurde, je mehr er über die Kunst und ihre Anforderungen nachdachte, um so lebendiger fühlen, daß er auf diesem Wege wahrhaft Großes nicht hervorbringen könne, daß er, wie er sich selbst ausdrückt, „Ungeheuer" und keine Menschen dargestellt habe. Diese Unzufriedenheit mit seinen bisherigen Leistungen wuchs so stark heran, daß er sich endlich mit Unmuth von der Poesie abwandte und sich ganz der philosophischen Richtung seines Geistes hingab, die sich schon in seinem „Don Carlos" übermächtig hervorgedrängt hatte und die durch den Umgang mit Körner noch mehr Nahrung erhielt. Jedoch wendete er sich nicht unmittelbar zur Philosophie; die Nothwendigkeit, sich ein Einkommen und wo möglich eine feste Stellung zu verschaffen, brachte ihn zu dem Entschluß, sich der Geschichte zu widmen, mit der er sich übrigens schon in seinen Vorstudien zu „Fiesko" und zu „Don Carlos" beschäftigt hatte; nicht weniger trieb ihn eine vielleicht nur dunkle Ahnung, daß die Geschichte ein für ihn nothwendiges Bildungsmittel für die Kunst sei. Denn was ihm vorzüglich fehlte, war ja Menschen- und Weltkenntniß, die er durch tieferes Eindringen in die Geschicke der Menschheit zu erringen hoffen konnte. Wie während seiner poetischen Thätigkeit blieben auch die Grundkräfte seines Wesens bei der neuen Beschäftigung gleichmäßig thätig; er behandelte die Geschichte zugleich als Philosoph und als Dichter. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen, und eben so genügt es, anzudeuten, daß seine ideale Ansicht des Lebens durch das historische Studium nicht nur nicht beschränkt oder vernichtet wurde, sondern vielmehr die allseitigste Bekräftigung erhielt; die Menschengeschichte erschien ihm als der Ausdruck dessen, was er früher poetisch darzustellen gesucht hatte, als der Kampf des Edlen und Schönen mit dem Schlechten und Gemeinen, als der Kampf der Freiheit mit dem Despotismus, und so mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß es doch möglich sei, diesen Widerspruch und diesen Kampf poetisch zu gestalten. Je mehr diese Ueberzeugung in ihm sich entwickelte, desto mehr fiel auch die Liebe zum Studium der Geschichte, die Liebe zur Poesie drängte sich wieder gewaltiger hervor. Doch wagte er sich noch nicht an größere, selbstständige Productionen. Außer wenigen lyrischen oder didaktischen Gedichten, darunter die „Götter Griechenlands" und „Die Künstler" die hervorragendsten sind, suchte er sich durch Uebertragungen einiger antiken Dichtungen wieder einen Eingang in die poetische Thätigkeit zu eröffnen. Er begann, die „Aeneide" des Virgil, an der er sich schon auf der Karlsschule versucht hatte, in Stanzen zu übersetzen, und ob er gleich nur zwei Bücher, das zweite und vierte, vollendete, so hatte diese Beschäftigung doch den besten Einfluß auf seine poetische Ausbildung, indem sie ihn wieder der Poesie näherte, seine dichterische Sprache vervollkommnete und ihm seine Herrschaft über die rhythmische Gestaltung zum Bewußtsein brachte. Schon drängte es ihn zur selbstständigen Bearbeitung eines größern Stoffs; die Beschäftigung mit Virgil hatte ihn mit dem Epos vertrauter gemacht, und er faßte den Plan, ein solches zu dichten. Lang beschäftigte ihn die Idee, Friedrich den Großen in einem Epos zu verherrlichen; später, als er an der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs arbeitete, dachte er daran, Gustav Adolf zum Helden eines epischen Gedichts zu machen. Doch so ernstlich und eindringend er sich auch mit diesen Plänen beschäftigte, sie blieben unausgeführt. Zunächst trat die Liebe zur dramatischen Poesie hindernd entgegen, und da auch Freunde und Vertraute ihn ermunterten, zu dieser zurückzukehren, da er für sie das größte Talent habe, so verdrängte die Idee, den Wallenstein dramatisch zu bearbeiten, die epischen Entwürfe vollends. Aber noch vergingen Jahre, ehe er zur Bearbeitung ging: er fühlte, daß er noch die Höhe nicht erreicht habe, die ihn allein fähig machen konnte, seine Idee so zu gestalten, daß er Befriedigung finden könne; er fühlte, daß, wenn auch der poetische Geist sich mächtiger in ihm rege, es ihm an künstlerischer Bildung fehle, nach der er um so mehr streben müsse, als ihm nicht gegeben war, wie Göthen, die Welt der Erscheinungen rein in sich aufzunehmen, und sie künstlerisch wieder zum selbstständigen Leben zu bilden. Es erfaßte ihn neues Mißtrauen in sein dichterisches Talent, der immer kräftiger hervortretende Trieb zur Speculation gewann schon deshalb die Oberhand, als die Geschichte, von der er nichts mehr lernen konnte, allen Reiz für ihn verloren hatte, dagegen gerade damals die Kantische Philosophie, nach deren tiefern Erforschung es ihn schon seit langer Zeit drängte, in Jena sich der höchsten Anerkennung und Verbreitung erfreute. Schiller, der sich schon früher, wenn auch nur vorübergehend, mit derselben beschäftigt hatte, fühlte sich deshalb von ihr angezogen, als er sein eigenes Princip, das der Freiheit, darin ausgesprochen und wissenschaftlich begründet fand. Nicht weniger bestimmte ihn der Umstand, sich gründlicher mit ihr bekannt zu machen, als Kant auch die Kunst in das Bereich seiner Untersuchung gezogen und der Aesthetik eine Stelle in seinem System angewiesen hatte. Da diese jedoch von ihm nur in allgemeinen Grundzügen dargestellt war, so drängte es Schiller, die

Forschungen des Meisters fortzusetzen, und dessen Grundsätze auf besondere Fragen anzuwenden, und so entstand eine Reihe von trefflichen Abhandlungen über die Kunst, insbesondere die Poesie. Diese philosophischen Forschungen hatten für ihn zwei wesentliche Folgen: erstlich brachte er seine Ideen zu größerer Klarheit, wie er auch an Menge und Umfang derselben bedeutend gewann, und sodann läuterten sich seine Begriffe über die Kunst in der Weise, daß er fortan entweder der Dichtkunst ganz entsagen oder nur Großes und wahrhaft Kunstreiches hervorbringen konnte. Vielleicht wäre das Erstere geschehen, wenn er nicht um die Zeit, da er seine ästhetischen Ansichten zum Abschluß zu bringen begann, mit Göthe in das uns bekannte nähere Verhältniß gekommen wäre, das auf ihn denselben Einfluß hatte, wie auf jenen, indem es auch ihn wieder zur praktischen Ausübung der Dichtkunst veranlaßte. Aber ihr freundschaftliches Zusammenleben hatte noch eine anderweitige höchst bedeutende Wirkung auf Schiller, der ohne Göthe vielleicht nicht die künstlerische Höhe erreicht hätte, die seine spätern Werke auszeichnet. In seinen frühern Dichtungen war er nämlich unmittelbar von der Idee ausgegangen und hatte diese eben so unmittelbar auszusprechen gesucht; die formelle Gestaltung war ihm nur Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen. Durch seine ästhetischen Studien hatte er die Bedeutsamkeit der formellen Gestaltung erkennen lernen, und indem er sich bemühte, dieser ihr Recht werden zu lassen, verschmolz er die Reflexion und die Phantasie, den Philosophen und den Dichter zu merkwürdiger Einheit; es zeigte sich nun, wie Göthe (Briefw. 1, 227) so richtig sagt, die sonderbare Mischung von Anschauung und Abstraction, die in Schillers Natur lag, in vollkommenem Gleichgewicht, und es treten alle übrigen poetischen Tugenden in schöner Ordnung auf. Er hatte gefunden, was er in seinen ästhetischen Studien gesucht hatte, die Vermittelung des Subjectes mit dem Objecte in der Kunst. Aber wenn er auch dadurch sich so weit erhoben hatte, daß er nunmehr das Trefflichste in der philosophischen Ode und dem didaktischen Gedichte leisten konnte, so war bei diesem Standpunkt das dichtende Subject noch zu gewaltig vorherrschend, als daß rein objective Kunstwerke im Gebiete des Dramatischen und Epischen hätten geschaffen werden können. Erst durch Göthe's belehrenden und belebenden Umgang, durch das Studium der Meisterwerke desselben, die er zum Theil, wie den „Wilhelm Meister", entstehen sah, überwand er diesen Standpunkt, den er selbst richtig bezeichnet, indem er sagt, daß er darnach strebte, das Ideal, das in ihm lebe, objectiv zu realisiren. Von nun an trat das Bestreben immer schärfer und entschiedener hervor, das Object rein und von dem Einfluß des Dichters ungetrübt in sich aufzunehmen und eben so rein künstlerisch wiederzugestalten. Freilich gelangte er hiebei niemals zur Kunstvollendung Göthe's; die idealistische Richtung lag zu tief in seiner Natur, als daß er sie ganz hätte überwinden können und wollen, zudem hatte er das Leben in seiner Wirklichkeit und die Natur viel zu wenig betrachtet, als daß ihm die Erscheinungen derselben so zu Gebote gestanden hätten, als Göthen, der bei seinem schon in der Jugend getriebenen Landschaftzeichnen und seinem späteren Naturforschen die Natur bis in ihre kleinsten Details gleichsam auswendig gelernt hatte, so daß, wenn er als Dichter Etwas brauchte, es ihm zu Gebote stand, und er wohl nie gegen die Wahrheit fehlte. Daher kommt es auch in Schillers spätern Meisterwerken nicht selten vor, was W. v. Humboldt so richtig bemerkt, daß er nicht sowohl aus der Natur schöpft, als sie aus eigener Kraft schafft. Aber eben diese Kraft war durch Göthe's Umgang und Vorbild, durch das eindringliche Studium der größten Dichterwerke des Alterthums und der neuern Zeiten, namentlich Homers und Göthe's, so gereift worden, seine Phantasie war so schöpferisch, es hatte endlich auf dem ebenbezeichneten Wege sein Urtheil eine solche Sicherheit und Wahrheit gewonnen, daß er selbst aus bloßen mündlichen Erzählungen oder schriftlichen Mittheilungen, wie bei seinem „Wilhelm Tell", sich das lebendigste und wahrste Bild des wirklichen Lebens schaffen, ja selbst aus der Betrachtung untergeordneter Naturerscheinungen die vollkommenste Anschauung der großartigsten zwar verwandten, aber an Umfang und Größe unendlich verschiedenen Naturwunder gewinnen konnte, wie es ihm z. B. gelang, aus der Anschauung eines bloßen Mühlwehrs die sinnlich lebendigste Darstellung des Meeresstrudels im „Taucher" zu bilden.

So verschieden Schiller in den drei verschiedenen Perioden seiner schriftstellerischen Thätigkeit erscheint, und wir nicht sowohl einer organischen Entwickelung seines Wesens begegnen, wie bei Göthe, sondern eine gänzliche Umgestaltung desselben wahrnehmen, so tritt seine dichterische Eigenthümlichkeit doch so lebendig hervor, und sie beruht so ganz auf seiner innersten Natur, daß ein allgemeines Bild seines poetischen Charakters sich dennoch mit Sicherheit entwerfen läßt.

Schiller bildet den vollsten Gegensatz zu Göthe und eben darauf gründet sich sein Ruhm und sein Einfluß, denn wenn ihm auch gerade die hohen Vorzüge abgehen, die jenen zum vollendeten Künstler herangebildet haben, wenn es ihm an der Universalität des Geistes, an dem Umfang des Talents, an der hohen Objectivität, an der künstlerischen Ruhe und Mäßigung mangelt, die wir als die charakteristischen Kennzeichen der Göthe'schen Poesie bewundert haben; so treten uns dagegen bei Schiller andere Seiten entgegen, die Göthe nicht besaß und nicht besitzen konnte, ohne die vollendete Harmonie seiner Erscheinung zu vernichten, Seiten, die uns durch ihre Trefflichkeit mit Bewunderung und Liebe erfüllen, ob wir uns gleich gestehen müssen, daß gerade sie ihn hinderten, das Höchste als Künstler zu erreichen. Zwar starb Schiller gerade in der Blüthe seiner Kraft, und wie er seit dem Erscheinen seines „Wallenstein" eine wunderbare Productivität an den Tag gelegt hatte, und er mit jedem neuen Werke größer und bedeutender wurde und sich der reinen Kunsthöhe immer mehr näherte, so wäre er ohne Zweifel, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen, in eben der Weise von Stufe zu Stufe gestiegen; aber es läßt sich doch annehmen, daß er jene Unmittelbarkeit und Objectivität Göthe's niemals erreicht hätte, weil sie nicht ursprünglich in seiner Natur lag. Denn wie wir in Göthe die Objectivität als Grundlage seines poetischen Wesens erkannt haben, so läßt sich Schiller als vorzugsweise subjectiver Dichter

charakterisiren. Während es nämlich jenen drängte, die mannigfaltigen Erscheinungen der Welt und des Lebens in sich aufzunehmen und sie künstlerisch wieder zu bilden, so fühlte sich dieser dagegen unwiderstehlich hingezogen, der in ihm lebenden Welt der Ideale poetische Gestaltung zu geben. Ein angeborner Hang, der durch die Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie mächtig gestärkt worden war, trieb ihn zu allgemeinen Begriffen und Ideen, zu welchen ihm seine Phantasie Formen und Farben verlieh, durch die er sie zu versinnlichen strebte. Göthe ging vom Besondern aus und hob es durch die künstlerische Behandlung zur Allgemeinheit der Erscheinung, oder, wenn man will, zum Idealen, er schlug somit denselben Weg ein, wie der plastische Künstler, der seine Gestalten nach Modellen bildet, diese aber zum höchsten Ausdruck der geistigen und körperlichen Schönheit gestaltet, die zwar im Keime in ihnen liegt, bei dem Widerstreben des irdischen Stoffs oder unter dem Einfluß ungünstiger Verhältnisse nicht zur vollkommenen Erscheinung hatte gelangen können. Ganz im Gegensatze zu Göthe ging Schiller dagegen von der in ihm philosophisch entwickelten Idee des Schönen und Idealen aus, und bestrebte sich, diesem eine entsprechende Gestaltung anzuschaffen. Aber eben daran mußte er scheitern, denn, wie wir es schon auszusprechen Gelegenheit hatten, es ist nur der göttlichen Kraft verliehen, die Idee zur körperlichen Erscheinung zu bringen, dem Menschen, und wenn er auch mit der fruchtbarsten Phantasie, mit der glücklichsten Gabe der Gestaltung beglückt wäre, wird diese Schöpferkraft nie zu Theil werden. Wie er selbst nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, so kann er auch nur die in der Natur gegebenen Erscheinungen nachbilden; ihm ist nur vermöge des ihm inwohnenden göttlichen Funkens gestattet, die den Erscheinungen zu Grunde liegende Idee zu erkennen, und ihnen, wie oben bemerkt wurde, auf künstlerischem Wege die Gestalt zu geben, durch welche jene Idee zur vollkommensten Aeußerung gelangt. Wie der plastische Künstler, der von der Idee ausgeht, und diese in seinen Darstellungen zu verkörpern sucht, nur Mißgeburten erzeugt (die altdeutsche Malerschule der neueren Zeit gibt uns genug Beweise hievon), so wird auch der subjective Dichter nur „Ungeheuer" hervorbringen, wie sich Schiller in Bezug auf seine frühesten Productionen selbst äußerte. Wenn er sich später immer mehr von jener früheren Unform zur Wahrheit und Schönheit der Gestaltung erhob, so hatte dies, wie wir wissen, eben darin seinen Grund, daß er die Subjectivität immer entschiedener zurückdrängte, oder der objectiven Anschauung ihr unverletzbares Recht gewährte*). Doch war auch in seinen besten Erzeugnissen das Gemüth stets vorherrschend; und wenn er auch die Welt der Erscheinungen auf sich wirken ließ und sie in sich aufnahm, so drückte er ihr doch stets den Stempel seines Geistes auf, während Göthe sich mit ihr verschmolz, in ihr gleichsam unterging und ebendeshalb lebenswahre und individuelle Gestalten hervorrief. Schiller hatte eine üppige, wahrhaft schöpferische Einbildungskraft, aber, wie sich ein Kritiker treffend ausdrückt, „sie eignete sich mehr, eine große Fülle von Bildern und malerischen Ausdrücken hervorzurufen, als individuelle Wesen mit scharfen, bestimmten Zügen zu erschaffen". Daher kommt es auch, daß er selbst in seinen besten dramatischen Erzeugnissen sich und seine Ideenwelt ausspricht, daß er stets in seinen Personen durchschimmert, und dies sogar in den unedlen, indem sie als Gegensatz zu seiner eigenen edlen, großen Natur erscheinen. Daher erkennt man ihn überall und unter allen Formen in seiner eigenthümlichen Denk- und Empfindungsart. Daher tritt er uns aber auch so nahe, weil wir diese Denk- und Empfindungsart lieben müssen; wir lernen den Dichter durch den Menschen lieben, während wir umgekehrt bei Göthen, der uns in seiner Persönlichkeit niemals nahe kommt, den Menschen erst durch den Dichter liebgewinnen.

Während daher in der That bei Beurtheilung des Dichters Göthe die Kenntniß seines Charakters als Mensch, seiner Lebens- und Weltansicht keineswegs nothwendig erscheint, so ist diese Kenntniß zur vollständigen Auffassung Schillers durchaus unentbehrlich; aber es ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst, daß, wie es rein unmöglich wäre, den Menschen Göthe aus seinen Dichtungen herauszulesen, Schiller uns dagegen in seiner Persönlichkeit und in seiner Weltanschauung aus jeder Zeile, die er geschrieben, klar und lebenswarm entgegentritt. Denn was er dichtete, ging aus der innersten Tiefe seiner Seele hervor und war der volle Ausdruck seiner Gesinnung.

Als Schiller die Welt und das Leben zu beobachten begann, faßte er sogleich den Widerspruch, der zwischen den Bestrebungen des menschlichen Geistes und der Wirklichkeit vorherrschte, mit aller Schärfe und Begeisterung auf, deren er fähig war. Er nahm wahr, daß sich der Staat, die Kirche und das ganze bürgerliche Leben der vollen und fruchtbaren Aeußerung des Geistes und der Seele als oft unüberwindliche, immer als hemmende Schranken entgegensetzten, und es bildete sich daher in ihm die Ansicht, daß die höchste Entwickelung der Menschheit nur in der Freiheit möglich sei. Der Geschlechtscharakter des Menschen, sagt er, ist der freie Wille; in dem Zwang, er möge herrühren, woher er wolle, liegt die Vernichtung

*) Die Romantiker erhoben sich niemals zur objectiven Anschauung und daher sind ihre Gestalten nicht weniger Verzerrungen und Mißgeburten, als die der oben angeführten Malerschule, oder vielmehr sie gelangen niemals zur festen Körperlichkeit, was auch bei jenen Malern sein würde, wenn die besondere Natur ihrer Darstellungen sie nicht gleichsam gegen ihren Willen zwänge, sie körperlich zu gestalten. Wie Göthe in der Sturm- und Drangperiode wegen des ihm angebornen Künstlergeistes niemals zur Kunstlosigkeit, noch weniger zu den wilden Ausgeburten seiner Zeitgenossen herabsank, so verfiel auch Schiller bei der ihm einwohnenden Dichterkraft nie in die Gestaltlosigkeit der Romantiker. Seine Personen waren in seinen ersten Dramen unwahr, roh, sie waren „Ungeheuer", aber eben doch greifbare Personen, während die der Romantiker ungreifbare Nebelbilder sind, die sich bei der leisesten Berührung in Dunst auflösen. Und wie man an den Dichtungen eines F. W. Schmidt und selbst eines Voß sehen kann, wie die bloß objective Auffassung des Lebens ohne ideale und künstlerische Gestaltung zur Vernichtung aller Poesie führt, so erkennt man an denen der Romantiker, wie in der bloß subjectiven Auffassung, ohne Anlehnung an die objectiven Erscheinungen der Welt und des Lebens, die Vernichtung aller Kunst liegt.

des Menschen und seiner angebornen Würde. Diese Idee der Freiheit geht durch alle seine Werke, aber, wie Göthe (bei Eckermann 1, 305) ganz richtig bemerkt, sie nahm eine andre Gestalt an, sowie er in seiner Cultur weiter ging und er selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische (oder besser die politische) Freiheit, die ihm zu schaffen machte; in seinem spätern Leben die ideelle, oder, wie man sie auch bezeichnen kann, die sittliche. Nicht aber als ob er in seinen späteren Jahren gleich so vielen Andern, denen die Philosophie den klaren Blick in das Leben trübt, die politische Freiheit für etwas ganz Ueberflüssiges oder sogar Verderbliches gehalten hätte, er ist seinen frühern Ansichten keineswegs untreu geworden, vielmehr hat er sie mit jedem Jahre erweitert und gekräftigt, und obgleich er die französische Revolution in ihrer ganzen Bedeutung eben so wenig verstand, als seine Zeitgenossen und sich durch die Irrthümer, in welche dieselbe verfiel, hinreißen ließ, diese als den Kern jener großen That anzusehen, und er daher mit Widerwillen und Abscheu gegen dieselbe erfüllt wurde, so war seine Idee von der Freiheit doch zu tief gewurzelt und zu wahr, als daß er sie hätte aufgeben sollen und können. Vielmehr bewies er seinen ächt republikanischen Geist gerade dadurch, daß er niemals an der Menschheit und ihrer fortgesetzten Entwickelung, an der einstigen Herrschaft der Freiheit verzweifelte. Aber die politische Freiheit war ihm nicht eine bloße Form, sie war ihm vielmehr der Ausdruck der Humanität und so konnte sie ihm auch bei einem moralisch gebildeten und gehobenen Menschengeschlecht zur Erscheinung gelangen. Daher hielt er es für die Aufgabe des Dichters, als des einflußreichsten Lehrers der Menschen, diese zur Freiheit heranzubilden. Es ist daher erklärlich, daß seinen Dichtungen bei diesem Zweck immer die Reflexion zum Grunde liegt, und daß er oft in rhetorischen Prunk verfällt, was selbst bei seinen besten Erzeugnissen der spätern Zeit wahrzunehmen ist, und es liegt dies so ganz in seiner Natur, daß ihm sein Freund Körner im J. 1797 schrieb, man höre in ihm mehr den Redner, in Göthe mehr den Dichter. Aber wenn dies ohne Zweifel der künstlerischen Entwickelung zum Nachtheile gereicht, möchten wir doch in keiner Weise den Erguß seiner schönen Seele vermissen, die wir in allen seinen Dichtungen finden. Immer weiß er den Verhältnissen oder Anschauungen, den Gedanken oder Gefühlen, die er schildert, eine neue großartige Seite abzugewinnen; er reißt uns mit wunderbarer Kraft über das Alltägliche, Gemeine hinweg, und weiß uns mit seiner eigenen Begeisterung für das Schöne und Edle zu erfüllen. Es ist nicht bloß der unerschöpfliche Gedankenreichthum, nicht bloß die Tiefe und Wahrheit seiner Gedankenwelt zu bewundern; was ihn von allen übrigen Dichtern so wesentlich unterscheidet, das ist die Größe der Gesinnung, die Erhabenheit der Anschauung, die sich mächtig über die Schlacken des alltäglichen Lebens erhebt. Denn, wie Göthe in dem Epilog zur Glocke so vortrefflich sagt:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Darin liegt, wie schon angedeutet, der hohe Einfluß, den Schiller auf seine Zeitgenossen erwarb. Wir erinnern uns, daß gerade die Zeit, in welcher er die höchste Anerkennung erwarb, nach jeder Beziehung eine der unglücklichsten und traurigsten war. Die bedenkliche Richtung, welche die französische Revolution genommen hatte, und später die Unterdrückung durch die fremden Waffen, hatte die geistigen Führer des Volks dem Leben entfremdet, sie hatten sich in die dunklen Regionen der Speculation zurückgezogen und das Volk sich selbst überlassen, das gerade damals einer kräftigen Leitung bedurft hätte. Die politischen Verhältnisse in den einzelnen Staaten waren immer betrübter geworden, und das Volk, das nirgends einen hellen Ausblick in die Zukunft gewahrte, und noch lange die Bildung nicht besaß, daß es an den herrlichen Kunstschöpfungen Göthe's Freude und Genuß hätte finden können, suchte in den auf bloße Unterhaltung gerichteten Dramen und Romanen Kotzebue's und seiner Genossen die traurige Gegenwart zu vergessen, wodurch es in immer größere Gleichgültigkeit verfiel und nach und nach die gemeine Gesinnung annahm, die sich in jenen Fabrikaten kund gab. Schiller erschien als der Retter aus jenen Zuständen. Dadurch, daß er die Poesie erfrischte, läuterte, veredelte, weckte er den in todesähnlichen Schlummer versunkenen Geist des Volks; er hob es aus der gemeinen und selbstsüchtigen Richtung, die ihm durch jene Dichter und die Zeitverhältnisse gegeben worden war, zum Bewußtsein der Menschenwürde und seiner geistigen und sittlichen Kräfte. Indem er durch seine Dichtungen, in welchen er den Kampf des Edlen gegen das Schlechte darstellte, die Poesie aus dem Schmutz der Sinnlichkeit und Gemeinheit, in die sie versunken war, in die reinere Sphäre des Idealen erhob, weckte und nährte er das Gefühl für das Edle und Schöne in Tausenden von Herzen, und wenn Jahre nach seinem Tode das deutsche Volk einer kräftigen Erhebung gegen das fremde Joch fähig wurde, so haben wir dies vor Allem dem Einfluß seiner Dichtungen zu verdanken. Als Napoleon sich wunderte, ja es unbegreiflich fand, daß der „Wilhelm Tell" bei den Deutschen so große Begeisterung erwecke, weil darin die Trennung eines deutschen Landes von dem Reich dargestellt werde, was die Deutschen doch eher zur Trauer und zu Unwillen stimmen müsse, so verstand er zum Glück die Tragweite und Bedeutung jenes Meisterwerks nicht, das er sonst gewiß hätte verbieten lassen, weil er in ihm den gefährlichsten Gegner seiner Herrschaft erkannt hätte.

Schiller hat aber nicht nur die sittliche und durch sie die politische, er hat auch die ästhetische Erziehung des Volkes gefördert. Wenn auch durch Klopstock, Lessing und Wieland der Geschmack geläutert worden war, so hatten sich die Deutschen bei ihrer vorherrschenden Neigung zum abstracten Denken und ihrem schwärmerischen Sinn keineswegs noch zur reinen Anschauung des Schönen erhoben, vielmehr klebten sie noch am Stoff, und waren für die schöne Form so ganz unempfänglich, daß die herrlichen Dichtungen Göthe's nicht einmal einen vorübergehenden Eindruck hervorbrachten. Sie mußten daher zur Empfänglichkeit für die schöne Form erst erzogen werden, und dieses geschah durch Schiller: sein eigener Bildungsgang wurde zugleich auch der des Volks. Schon bei seinem ersten Auftreten ein Liebling seiner Nation, welche er eben dadurch gewonnen hatte, daß seine ersten Dramen

einerseits voll neuer kräftiger Gedanken waren und mit Kühnheit aussprachen, was man bis dahin nur im Geheimen zu denken gewagt hatte, und daß sie andrerseits einen Reichthum von Handlung entfalteten, wie seit dem „Götz“ nicht mehr gesehen worden war, begleitete ihn das Volk mit nie erkaltender Liebe auf dem Wege seiner Entwickelung, welche zum Glück für dasselbe langsam und allmählich voranschritt, so daß jedes von ihm gewonnene neue Resultat auch leicht in Blut und Saft der Menge dringen konnte. Und wenn auch seine philosophischen Untersuchungen dem Volke verborgen blieben, so traten ihm die Ergebnisse derselben in seinen Dichtungen lebensfrisch entgegen; und wie er selbst Schritt für Schritt der künstlerischen Vollendung entgegenging und mit jedem Werke sich ihr mehr näherte, so wurde auch das Volk langsam, aber sicher, dem Verständniß der künstlerischen Gestaltung entgegengeführt, und allmählich des freien Genusses an der schönen Darstellung und künstlerischen Form fähig gemacht, so daß, wie sich in Schillers Entwickelung der Abstand zwischen ihm und Göthe immer entschiedener minderte, das Verständniß dieses großen Künstlers auch immer sicherer und allgemeiner wurde. Und so wie die Jugend, welche ebenfalls am Stoff klebt und dabei der klaren Anschauung der Welt und Lebensverhältnisse noch nicht fähig ist, diese dagegen von einem idealen Standpunkt aufzufassen geneigt ist, immer durch Schiller zu Göthe wird hinübergehen müssen, so wird Schiller auch immer wieder der Lehrer und Bildner des Volkes sein müssen, so oft es sittlicher, politischer und ästhetischer Erziehung bedarf.

Schillers poetische Sprache (denn wir haben es hier nur mit dem Dichter zu thun) entspricht dem Inhalte seiner Dichtungen auf das Vollkommenste; sie ist, wie diese, der lebendigste und wahrste Ausdruck seines Innern. Sie ist, wie die Gedanken, die er darstellte, bestimmt und klar, edel und kräftig, oft kühn und durch ihre neuen Wendungen überraschend, immer bilderreich, dazu von einem unnachahmlichen, ergreifenden Wohllaut, der nicht bloß auf der glücklichen Behandlung des Reims, sondern auch und ganz besonders auf dem wundervollen Rhythmus beruht, in welchem sich seine Dichtungen bewegen. Was den Reim betrifft, so hatte er zwar, wie seine Zeit, noch keineswegs die richtige Bedeutung desselben erkannt, die erst in neuerer Zeit namentlich durch P.ggel eröffnet worden ist*); dagegen besaß er das sicherste Gefühl in der Behandlung des Reims, ja vielmehr die Anwendung desselben ging aus seiner Natur hervor, er bot sich ihm mit dem Gedanken selbst dar, und daher ist auch immer in den Stellen, wo die Dichtung am erhabensten ist und der Dichter sich ganz dem Feuer seiner Begeisterung überläßt, der Reim am wirkungsreichsten, während derselbe oft geradezu bedeutungslos, ja selbst gar nicht wahrnehmbar ist, wo der Gedanke keine gehobenere Darstellung verlangt (so z. B. gleich in der ersten Strophe der „Bürgschaft“). Es finden sich allerdings bei Schiller viele unreine Reime, was eine Folge seiner schwäbischen Mundart ist; allein auch diese sind wirkungsreich, und sie beleidigen selbst das feinere Ohr nicht, wenn sie aus dem erregten Gemüthszustande des Dichters hervorgegangen sind. Der Reim lag so ganz in seiner Natur, daß er mit Ausnahme einer Anzahl von Gedichten in elegischem Versmaße und eines einzigen in einer der griechischen Strophe nachgebildeten Form (7) bei allen übrigen lyrischen und didaktischen Gedichten den Reim gebraucht hat*); und jene fallen sämmtlich in die Jahre von 1795 bis 1798, d. h. gerade in die Zeit, wo er zur Poesie zurückzukehren begann, und wo sowohl Göthe's als Humboldts Einfluß ihn bestimmten, sich in antiken Versmaßen, zunächst im elegischen, zu versuchen, das er denn bald mit vollendeter Meisterschaft zu behandeln lernte. Später aber, als ihm die Poesie wieder ganz zur Lebensaufgabe wurde, und er sich seines eigenthümlichen Talents immer bewußter wurde, kehrte er wieder zum Reim zurück, in welcher Form er meisterhafte Gebilde, wie das „Lied von der Glocke“, dichtete. Auch im Versbau ist Schiller groß, und er erwarb sich schon dadurch ein großes Verdienst, daß er oft, wenn auch unbewußt, eine freiere Versmessung gebrauchte, und die daktylischen oder anapästischen Versmaße mit den jambischen und trochäischen in der schönsten Mannigfaltigkeit verband, wodurch er jene steife Einförmigkeit überwand, in welche der deutsche Vers so leicht verfällt. Zudem sind seine Verse meist richtig gebaut, und es ist bekannt, daß er auch auf diese äußere Formvollendung großes Gewicht und unverdrossenen Fleiß legte, weil er lebhaft fühlte, daß „die Reinheit des Sylbenmaßes zur sinnlichen Darstellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens diene und die willkürliche Behandlung des Versmaßes auch eine gewisse Willkür des Gedankens fühlbar mache“. Am höchsten steht Schiller aber in der rhythmischen Behandlung der Sprache, der prosaischen, wie der poetischen, und es steht in dieser Beziehung selbst Göthe bedeutend hinter ihm. Diese Seite der Darstellung hängt nämlich ganz mit dem darstellenden Dichter zusammen und sie kann daher in ihrer reichsten Entwickelung nur bei dem subjectiven Dichter erscheinen, der seinen eigenen leidenschaftlich erregten Gemüthszustand in die Dichtung hinüberträgt. Diese leidenschaftliche Erregung kommt aber nicht bloß in dem Ausdruck des Gedankens und, wie wir schon bemerkt haben, in dem Reim, sondern auch in der Bewegung der Sätze und Satzglieder zur Erscheinung, und es ist Schiller eben darin so groß und unübertrefflich, daß die ganze Mannigfaltigkeit, sowie die ganze Größe und Erhabenheit seiner Gemüthsstimmung auch in der rhythmischen Bewegung seiner Sprache zur vollkommensten Erscheinung gelangt, weshalb seine Dichtungen auch nur dann den vollsten Eindruck hervorbringen, wenn sie laut und mit Verständniß der rhythmischen Bewegung gelesen werden. Beinahe jedes Gedicht gibt davon Zeugniß, so die „Macht des Gesanges“ (8), in wunderbarer Mannigfaltigkeit das „Lied von der Glocke“, die

*) Schiller glaubte noch, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu verdanken habe, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitze, und daß dieses und die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn eingeführt habe. Deshalb konnte er auch in einem Briefe an Göthe (vom 18. Juni 1796) den Ursprung des Reims gemein und unpoetisch nennen.

*) In seinen frühesten Versuchen ist doch Eines „Der Eroberer“ aus dem J. 1777 in antiker Strophenform, der alkäischen, gedichtet.

Chöre in der „Braut von Messina" durch den feierlichen und würdevollen Gang, überhaupt aber seine dramatischen Werke, deren Wirkung häufig vorzüglich auf der rhythmischen Schönheit beruht.

Schiller steht als lyrischer Dichter ohne Zweifel dem größeren Göthe bedeutend nach, und wenn wir an diesem insbesondere die reiche Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedanken und Formen, sowie die unübertreffliche Objectivität seiner Darstellungen bewundert haben, so daß keines seiner Gedichte, wenn man die Auffassung, die Entwickelung und die Form in Betracht zieht, von einem und demselben Dichter herzurühren scheint, so hat dagegen Schiller gerade in seinen lyrischen Erzeugnissen seine Eigenthümlichkeit am entschiedensten ausgeprägt, und jedes trägt unverkennbar den vollsten Stempel seines Geistes. Sie zeichnen sich vorzüglich durch „den großartigen Grundgedanken ihres Inhalts, den der Dichter," wie sich Hegel glücklich ausdrückt, „in eben so schwungreicher Empfindung, als umfassender Weite der Betrachtung mit hinreißender Gewalt in den prächtigsten und volltönendsten Worten und Bildern, doch meist in ganz einfachen Rhythmen und Reimen, nach allen Seiten hin vollständig explicirt". Doch haben wir bei den lyrischen Dichtungen beinahe mehr noch als in den dramatischen zwischen den verschiedenen Perioden des Dichters zu unterscheiden. Seine ersten Versuche waren ohne allen poetischen Werth, er ist noch, wie er selbst später bekannte, ein Sclave Klopstocks; das schon erwähnte Gedicht „Der Eroberer" würde es auch ohne dieses Geständniß hinlänglich beweisen. Auch die Gedichte der „Anthologie" sind nicht bloß in der Form roh und geschmacklos, sie mißfallen auch durch Uebertreibung, Schwulst und Unwahrheit. Schiller hat sie selbst eben so streng als richtig beurtheilt. Sie sind zwar mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, aber überspannt und von allzu unbändiger Imagination, hie und da findet sich sogar eine schlüpfrige sinnliche Stelle, die mit Platonischem Schwulst verdeckt ist; er selbst nannte sie „die wilden Producte eines wilden Dilettantismus, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks". Sie haben daher für uns im Ganzen nur historisches Interesse, und wir können uns auf einzelne Bemerkungen beschränken. Sie gewinnen dadurch an Bedeutung, daß man in einzelnen Stellen, ja selbst in dem einen oder andern ganzen Gedichte das poetische Talent durchleuchten sieht, das sich später so mächtig entwickelte, noch mehr aber dadurch, daß sich in vielen, z. B. in „Rousseau", von dessen Strophen er nur zwei in die Sammlung der Gedichte aufnahm, sein Freiheitsgefühl und seine Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen der Zeit schon in kräftiger und bewußter Weise ausspricht. Von den Gedichten der „Anthologie" sind hauptsächlich die Lieder an Laura allgemeiner bekannt, weil er sie, obwohl bedeutend umgearbeitet, in die später veranstaltete Sammlung seiner Gedichte aufnahm. Es sind jedoch diese Liebesgedichte (1) nicht aus einer wirklichen Leidenschaft entsprungen, sondern verdanken ihren Ursprung nur jener dem heranreifenden Jünglinge eigenthümlichen dunklen Sehnsucht nach Liebe, daher einige derselben überschwenglich und durchaus gestaltlos sind; es fehlt ihnen, was man ihnen leicht anfühlt, der reale Grund, durch den Göthe's Liebeslieder so sicher wirken.

Die „Anthologie" war im J. 1781 erschienen; von da an dichtete er, mit Ausnahme einiger meist Gelegenheitsgedichte, nichts Lyrisches bis zum J. 1784, wo das „Lied an die Freude" (2) erschien. Es ist in diesem den früheren gegenüber ein bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen, namentlich im Versbau und im poetischen Rhythmus; allein es steht wesentlich doch noch ganz auf der Stufe seiner frühern Dichtungen, und er selbst stand nicht an, es für ein schlechtes Gedicht zu erklären (An Körner v. 21. Oct. 1800). Trotz aller Mängel wurde es aber doch zum wahren Volksgedicht, das bei allen Gastmählern und ähnlichen Gelegenheiten angestimmt wurde, weil es dem Wesen des deutschen Volkes so ganz entspricht, welches sich auch beim Glase gern in die Ideenwelt versteigt, und die Lebensverhältnisse gern in der schwärmerischen Weise anschaut, die den Grundcharakter des Gedichts bildet. So großen Erfolg dasselbe auch hatte, so blieb Schiller doch auch in den folgenden im Felde der Lyrik beinahe ganz unthätig; doch sind die wenigen Gedichte, die er bis zum J. 1795 verfaßte, als Ausdruck seiner innern Entwickelung von Bedeutung und Interesse. Namentlich heben wir zwei hervor, welche seine damalige Stimmung und Weltanschauung auf das Lebendigste darstellen. In dem Einen, der „Resignation" (3), sehen wir ihn auf dem Scheidewege des Lebens; er war bis jetzt, trotz dem, daß er überall nur den Sieg des Schlechten, nur Zwang und Tyrannei erblickte, doch stets von dem Glauben an den Sieg des Guten durchdrungen gewesen. Seine genauere Kenntniß der Welt, die bittern Erfahrungen seines bedrängten Lebens hatten diesen Glauben erschüttert; er war zur Ueberzeugung gelangt, daß Glück und Tugend, Glaube und Genuß auf dieser Welt unvereinbar seien, und daß wer dem Ideale nachstrebe, auf das Reale verzichten müsse. Es ist dies in dem genannten Gedichte mit aller Kraft der Verzweiflung ausgesprochen, und eben diese wilde, oft in Schwulst ausartende Kraft reiht es an die der frühern Zeit, während das andere, das wir noch berühren wollen, „Die Götter Griechenlands" (4), welches zwei Jahre später erschien, als jenes, formell schon bedeutend höher steht. Und ebenso begegnet uns in demselben, wiewohl der Grundgedanke darin Aehnlichkeit mit dem in der „Resignation" hat, und der Dichter, wie in dieser, mit Gott, mit der Welt und dem Leben zu hadern scheint, doch eine schon viel gereiftere Anschauung. Wenn er in der „Resignation" mit dem bisherigen Leben abschließt, so liegt in den „Göttern Griechenlands" der Uebergang zu einer neuen Lebensperiode, der Keim zu seiner weitern Entwickelung. Denn sie sprechen in der That die Idee schon aus, welche ihn nun fortwährend begleitete, und ihn namentlich zur Poesie zurückführte, nachdem er in seinen ästhetischen Abhandlungen philosophisch dargelegt hatte, daß die Kunst allein die Versöhnung des Realen und Idealen herbeiführen könne; und es liegt der Schwerpunkt des Gedichts daher keineswegs auf dem Gegensatz zwischen dem heiteren Pantheismus der griechischen und dem ernsten Monotheismus der christlichen Welt, wie Viele, unter Andern F. L. Stolberg, glaubten, und was dem Dichter so

manche Unannehmlichkeit bereitete, ob er gleich auch die Genugthuung hatte, daß selbst schwärmerische Christen ihn gegen seine Ankläger in Schutz nahmen.

Die in den „Göttern Griechenlands“ liegende Idee war jedoch allerdings im Dichter noch sehr unentwickelt, weshalb sie auch nicht mit der gehörigen Klarheit zur Anschauung gelangte; sie reifte erst in Folge seiner philosophischen Studien, und wie sie ihn während derselben fortwährend begleitet hatte, so drängte es ihn, sie auch poetisch darzustellen, als er sich wieder zur Poesie wandte. Er that es in dem „Ideal und dem Leben“ (6), welches zuerst das „Reich der Schatten“ und dann „Das Reich der Formen“ betitelt war, und mit welchem er eine große Reihe von Dichtungen eröffnete, die man ihrer vorwiegenden philosophischen Bedeutung und Tiefe wegen mit seinem Biographen Hoffmeister die Ideendichtungen nennen kann. Der Streit des Göttlichen mit dem Menschlichen, der Pflicht mit der Neigung, die Vereinigung, welche zwischen den streitenden Kräften durch die vollendete Entwickelung des Schönheitssinnes bewirkt werden kann, bildet den Gegenstand des eben genannten Gedichts. Das wirkliche Leben ist ein Kampfplatz, auf welchem die menschlichen Kräfte ohne Unterlaß zum Widerstande aufgefordert werden; der Mensch muß sich aus dem Leben hinausflüchten, er muß sich zu dem Ideale der reinen Menschheit erheben, wenn er diesen Streit aufgehoben sehen und die harmonische Ruhe genießen will, die nicht die Belohnung der Trägheit, sondern geübter und gespannter Kräfte sein soll. Jenes Ideal der reinen Menschheit liegt in der freien Vereinigung der Neigung mit dem Willen; die sinnliche Natur muß sich durch Schönheit läutern, denn erst dann wird der Mensch nicht mehr vor der unendlichen Unerreichbarkeit des göttlichen in der Natur ausgesprochenen Gesetzes zurückbeben. Durch dieses Gedicht zeigt sich Schiller als Meister in der philosophischen Ode, in der er bis jetzt noch nicht erreicht worden ist, und er eröffnete mit ihm die Reihe derjenigen Dichtungen, in welchen er den Philosophen und den Dichter zur schönen Einheit verschmilzt. Den nämlichen Gedanken, daß die Kunst den Menschen über das gemeine Leben erhebe, spricht er auch in der „Macht des Gesanges“ (8) aus, einer Ode, in welcher der erhabene Sinn von der prächtigen, an den glücklichsten Bildern sich anlehnenden Darstellung in unübertrefflicher Weise getragen wird.

Wie seine philosophischen Anschauungen, so suchte Schiller die aus dem Studium der Geschichte gewonnenen Resultate in poetischer Form darzustellen, und so entstand jene Reihe von Gedichten, die sein Biograph mit dem Namen culturhistorisch bezeichnet. Das erste und zugleich eines der trefflichsten ist „Der Spaziergang“ (7), in welchem es dem Dichter auf das Glücklichste gelungen ist, die ihn beseelende Idee zur klaren objectiven Anschauung zu bringen, und er weiß es kunstvoll zu verbergen, daß er von der Idee ausgehend, in der Natur die Bilder zu seinen Gedanken gesucht hat; vielmehr erscheinen uns die mannigfaltigen Landschaftsgemälde, die er uns allmählich in der glücklichsten Schilderung vorführt, als die Quelle, aus der jene Gedanken in nothwendiger Entfaltung hervorgingen. Die Beschreibung der verschiedensten Naturscenen ist nicht nur vortrefflich, sie werden auch durch die fortwährende Beziehung zum wandelnden Dichter zur erfreulichsten Einheit gehoben, und durch die wechselnden Betrachtungen des Dichters belebt, welche von diesen Scenen hervorgerufen werden. So schreitet die Schilderung der Landschaften mit der Darstellung der Menschheit in ihrer Entwickelung gleichmäßig vorwärts und wir haben, beim Schlusse des Gedichts angelangt, einerseits eine Reihe von trefflichen Landschaftsgemälden, und andrerseits den anschaulichsten Ueberblick von dem Gange, den die Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwickelung von den leisesten Anfängen des gesellschaftlichen Lebens bis zur höchsten Cultur und zur Ausartung derselben, in Folge deren die verkannte Natur sich durch gewaltsame Revolutionen wieder in ihre Rechte setzte. Wir haben die übrigen „culturhistorischen Gedichte“ Schillers des Raumes wegen nicht aufnehmen können; wir dürfen sie aber doch um so eher auch hier berühren, als wir annehmen dürfen, daß alle unsere Leser sie schon kennen oder doch leicht herbeischaffen können. An den „Spaziergang“ reihen sich zunächst „Die vier Weltalter“, in denen er die Hauptepochen im Entwickelungsgang der europäischen Menschheit*), das goldene und das heroische Zeitalter, das Alterthum in seiner hohen Kunstentwickelung, und das Mittelalter mit dem Christenthum und dessen weltveränderndem Einfluß vor uns, als dem „fünften Menschenalter“, in ihrer charakteristischen Erscheinung mit treffenden Zügen vorüberführt. Wie die Darstellung des dritten Zeitalters, das in dem kunstgebildeten Hellas zur höchsten Erscheinung gelangte, den Gegenstand der „Götter Griechenlands“ bildet, so hat Schiller das erste Zeitalter, die früheste Entwickelung der Cultur, in dem „Eleusischen Fest“ in der Form einer zum Preise der Ceres gesungenen Hymne dargestellt und in den „Johannitern“ (9) hat er in einer zwischen der Elegie und dem Epigramm eigenthümlich schwebenden Form die historische Bedeutung der Ritter des Spitals zu Jerusalem mit tiefer Erfassung ihres Wesens entwickelt. In dem „Lied der Glocke“ endlich führt er uns in eben so anschaulicher als ergreifender Weise das Leben der einzelnen Menschen in den Familien und bürgerlichen Verhältnissen vor. Es würde die Gränzen unserer Darstellung weit übersteigen, wollten wir auf die Vortrefflichkeit dieses Gedichts als Ganzes und in seinen einzelnen Theilen aufmerksam machen; das aber können wir zu bemerken nicht unterlassen, daß die Composition des Ganzen, sowie die Ausführung der zur kunstvollsten Einheit vereinigten Theile das Gedicht zum vollendeten Kunstwerk bildet, und daß endlich in der Darstellung des Einzelnen, in der Sprache, im Versbau und in der rhythmischen Bewegung die oben gezeichnete Meisterschaft Schillers auf ihrer höchsten Stufe erscheint. Und so wie er endlich einzelne Momente im Leben der Menschheit, die er in ihrer Gesammtheit im „Spaziergang“ vorüberführt, in besondern Dichtungen reicher entfaltet hat, so hat er auch einzelne Verhältnisse im Leben des einzelnen

*) Die asiatische durfte er um so eher übergehen, als sie für die Entwickelung der gesammten Menschheit nur vorbereitend oder in untergeordneter Weise mitwirkend erscheint, und die Momente ihrer Erscheinung sich in der Geschichte der europäischen wiederholen.

Menschen zu eigenen Gebilden verarbeitet, wir erinnern nur an „Die Geschlechter“, „Die Würde der Frauen“, „Die Ideale“ u. a. m.; ja er hat selbst die Idee von der hohen Ordnung, welche das Weltall leitet und die auch das belebende Princip des bürgerlichen Lebens ist, wie er in der „Glocke“ so trefflich ausführt, in einem eigenen Gedichte, dem „Tanz“, poetisch dargestellt.

Für diese culturhistorischen Dichtungen hat Schiller eine eigenthümliche poetische Gattung geschaffen, die, auf epischer Grundlage beruhend (denn auch die Schilderung, wie im „Spaziergang“, in der „Glocke“ u. s. w., ist epischer Natur), den höchsten lyrischen Schwung und dabei zugleich die reichsten und tiefsten sittlichen Ideen über Welt und Leben entfaltet; er hat gerade in diesen jene oben näher bezeichnete Verschmelzung des Philosophen und des Dichters zur höchsten Vollendung gebracht. Aber so sehr wir auch in denselben die gestaltende Phantasie des Dichters, die reichen poetischen Mittel bewundern müssen, die ihm zu Gebote stehen und die er mit vollendeter Meisterschaft beherrscht; so sehr uns der tiefsinnige Gehalt in Anspruch nimmt und so sehr die großartige, edle Gesinnung, die sittliche Hoheit, der würdevolle Ernst unsere vollste Liebe und Ehrfurcht gewinnt, weil wir durch den Dichter zu höheren Anschauungen geleitet werden und uns über die gemeine Wirklichkeit erhoben, uns veredelt fühlen; so müssen wir doch gestehen, daß diese herrlichen Gebilde keine reinen Kunstwerke sind, wie sie uns Göthe darbietet, daß uns nicht sowohl das Leben als die Ideen des Dichters über das Leben dargestellt werden, daß in der That eine vorwiegend subjective, keine in naiver und reiner Anschauung sich bewegende objective Dichtung vorliegt. Diese Subjectivität beherrscht mit nur wenigen Ausnahmen alle seine lyrischen Dichtungen, denn je mehr er sich der rein objectiven Kunstdichtung zuwandte, desto mehr entfernte er sich von der Lyrik, um seine ganze Kraft dem Drama zuzuwenden. Aber die wenigen lyrischen Erzeugnisse dieser Zeit, die sich zum Theil an seine Dramen knüpfen (z. B. „Des Mädchens Klage“, das „Reiterlied“, das „Mädchen von Orleans“, „Thekla“, das „Berglied“, der „Alpenjäger“, „Wilhelm Tell“), oder auch Gelegenheitsgedichte sind („An Göthe“, „Beim Antritt des neuen Jahrhunderts“ (14), „An die Freunde“, die beiden „Punschlieder“), nähern sich immer mehr der rein objectiven Kunstform. Es waren ihm übrigens schon früher einzelne Gedichte dieser Gattung vortrefflich gelungen, so die vortreffliche Elegie „Pompeji und Herkulanum“ (10), in welcher er nicht, wie bei dem „Spaziergang“ und den übrigen culturhistorischen Gedichten, die Erscheinung als Mittel zur Vorstellung seiner Ideen gebraucht, sondern diese vielmehr selbstständig zum lebensvollen Gemälde gestaltet, an welchem die Reflexion des Dichters keinen Antheil hat, dieser vielmehr nur in so weit erscheint, als er die Empfindungen veranschaulicht, die Jeden bei der Betrachtung der wiedergefundenen Welt des Alterthums erfassen müssen. Es ist wohl kein Zweifel, daß Göthe's „Römische Elegien“ bei der Bearbeitung des Gedichts auf Schiller gewirkt haben; aber wenn er ihm auch in der Form und poetischen Auffassung nachstrebte und ihn hier beinahe erreichte, so mußte er den mächtigen Einfluß des großen, von ihm bewunderten Dichters so weit zurückhalten, daß er nicht in ihm unterging*). Noch objectiver erscheint das in seiner Art und Form einzige noch ältere Gedicht „Der Abend, nach einem Gemälde“ (5), das, wie es in der Behandlung an die Lyriker des Alterthums erinnert, in merkwürdiger Weise die Platen'sche Lyrik verkündigt. (Man vergleiche Platens „Vesuv“.) Und er wuchs sichtlich und sicher auch in der Lyrik zur Höhe der objectiven Dichtung heran, daß es ihm sogar Liebesgedichte in der größten Vollendung zu schaffen gelang, wie „Das Geheimniß“ (12) und „Die Erwartung“ (13), von denen namentlich das zweite in poetischem Gehalt, Klarheit der Auffassung und der kunstvoll gebildeten Strophe zu den vollendetsten Gedichten Schillers gehört, so daß man versucht sein möchte, es Göthen zuzuschreiben, wenn nicht der besondere Hauch des Schiller'schen Geistes auch darin erkennbar wäre.

Bei dem höheren künstlerischen Standpunkt, den Schiller in den letzten Jahren seines nur allzukurzen Lebens errungen hatte, konnte er mit seinen früheren Erzeugnissen nicht mehr zufrieden sein, und bei den strengen Anforderungen, die er an den Dichter, und zunächst an sich selbst machte, ist es erklärlich, daß er bei der Sammlung seiner bis dahin nur zerstreut erschienenen Gedichte im J. 1800 einen großen Theil der älteren ganz verwarf, die übrigen einer seinen geläuterten Kunstansichten entsprechenden, oft durchgreifenden Veränderung unterwarf. „Du wirst“, schrieb er seinem Freunde Körner (in der Sammlung), „manche Gedichte vergeblich suchen, theils weil sie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen. Auch in denen, welche eingerückt sind, wirst du manches Einzelne und vielleicht ungern vermissen; aber ich habe nach meinem kritischen Gefühl gehandelt, und der Rundung des Ganzen das Einzelne, wo dies störte, aufgeopfert. Besonders habe ich die Gedichte von gewissen abstracten Ideen möglichst zu befreien gesucht; es war eine Zeit, wo ich mich allzusehr auf jene Seite neigte.“ Wie streng er hiebei verfuhr, geht schon daraus hervor, daß er z. B. „Die Künstler“ und das „Lied an die Freude“, wie seine ersten roheren Versuche nicht aufnahm, und als ihm Körner seine Unzufriedenheit darüber erklärte, antwortete ihm Schiller: „Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von mir weggeworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie „Die Künstler“, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken (nämlich sie in zwei Gedichten

*) „Das seh ich jetzt klar“, schrieb er am 24. Jan. 1797 an Göthe, „daß ich Ihnen nicht eher Etwas zeigen kann, als bis ich über Alles mit mir selbst im Reinen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Objekt übereinstimmend zu machen. Was ich Ihnen also vorlege, muß schon mein Ganzes sein, ich meine just nicht mein ganzes Stück, sondern meine ganze Idee davon. Der radikale Unterschied unserer Naturen, in Rücksicht auf die Art, läßt überhaupt keine andre recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüberstellt. Im Einzelnen werde ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie fester auf Sich selbst ruhen, als ich; aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können.“ (Briefwechsel 3, 13 f.)

aufzulösen) hatte ich Anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut." Da aber die allgemeine Stimme sich in derselben Weise vernehmen ließ, wie Körner, so entschied sich Schiller, als er einen zweiten Theil seiner Gedichte herausgab (1803), jene, die man so sehr vermißte, unverändert beizufügen, ja selbst bei einigen, die er umgestaltet hatte, die frühere Form, in der man sie liebgewonnen hatte, beizugeben. Wir haben geglaubt, auf diese Umstände Gewicht legen zu müssen, weil sie mehr als Alles bezeugen, welch heiliger Ernst es Schillern um die Poesie zu thun war, und wie er keine Mühe und keine Zeit scheute, um zur möglichsten Vollendung zu gelangen, die auch bei dem großartigsten Talente eben nur mit der ernstesten Bemühung errungen werden kann.

1. Die Entzückung an Laura.

1. Laura, über diese Welt zu flüchten,
Wähn' ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

2. Leyerklang aus Paradieses-Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich, in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn. —

3. Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Rascher um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt. —

4. Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n.
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

2. An die Freude.

1. Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor. Seyd umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

2. Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Chor. Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

3. Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor. Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

4. Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor. Froh, wie seine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor. Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beff're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

6. Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor. Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

7. Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth. — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor. Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

8. Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor. Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

3. Resignation.

1. Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

2. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

3. Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

4. Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin!
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

5. Hier — spricht man — warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

6. Hier öffne sich die Heimath dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

7. „Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

8. „Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen." —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

9. „Die Schuldverschreibung lautet an die Todten!"
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerin, gedungen vom Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten;
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

10. Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?

11. „Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eig'nen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst."

12. „Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?"

13. „Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?" —

14. Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

15. All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet;
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

16. „Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen," rief er — „hört es, Menschenkinder! —
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß."

17. „Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht,
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

18. „Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen.
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

4. Die Götter Griechenlands.

1. Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

2. Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

3. Wo jetzt nur, wie uns're Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

4. Jener Lorber wand sich einst um Hülfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach umsonst! dem schönen Freund.

5. Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Tochter zu besiegen,
Nahm der Läto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

6. Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

7. Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne seelenvolle Tänze
Kreis'ten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

8. Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudenbringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran!
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

9. Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

10. Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

11. Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

12. Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

13. Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen;
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

14. Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

15. Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

16. Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

5. Der Abend. Nach einem Gemälde.

Senke, strahlender Gott, die Fluren dürften
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse —
Senke den Wagen hinab!
Siehe, wer aus des Meers krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse;
Thetis, die göttliche, winkt.
Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Kupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Fluth.
An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

6. Das Ideal und das Leben.

1. Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp der Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

2. Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

3. Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

4. Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

5. Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

6. Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getos die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

7. Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

8. Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

9. Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

10. Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale,
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

11. Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sclavensinn, der es verschmäht;

Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

12. Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priam's Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

13. Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

14. Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

15. Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

7. Der Spaziergang.

Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sey mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben;
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft;
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde; noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,

Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade.
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Tact geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen;
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt;
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Giesbach herab durch die Rinne der Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns.

8. Die Macht des Gesanges.

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,

Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2. Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

5. Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

9. Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Accon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

10. Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lang verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch geseh'n.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sclaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum,
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

11. Dithyrambe.

1. Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

2. Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

3. Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

12. Das Geheimniß.

1. Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.

2. Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.

3. Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

4. Leis auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom, um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!

13. Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt!

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen.
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und, all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen!
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Lass' ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum!
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

14. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

1. Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

2. Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

3. Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

4. Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

5. Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.

6 Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

7. Ach, umsonst auf allen Ländercharten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

8. Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

9. In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Friedrich von Matthisson.



Während Göthe seine Meisterwerke schuf, welche, wie schon öfters berichtet, so wenig Verständniß und Anklang bei dem großen Publikum fanden, und Schiller durch seine lyrischen Dichtungen der Poesie ein neues unermeßliches Feld eröffnete, bildete sich eine neue Schule, welche wir in den einleitenden Bemerkungen als die elegisch-sentimentale bezeichnet haben (S. 33), und die sich eine geraume Zeit eines großen und verbreiteten Beifalls erfreute, weil sie bei manchen äußeren Vorzügen, besonders einer erfreulichen Schönheit der Form und Sprache, an die geistige und künstlerische Bildung des Publikums nur sehr mäßige Ansprüche machte. Es ist nicht zu verkennen, daß sie auf dieses im Ganzen gut wirkte, weil sie es allmählich für das Verständniß der schönen Form empfänglich machte, für welche der Deutsche seiner nach Innen gerichteten Natur nach weniger Sinn hat, als andere Völker und selbst die Franzosen.

Der Hauptrepräsentant dieser Schule ist **Friedrich von Matthisson**. Derselbe wurde am 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren. Da sein Vater kurz vor seiner Geburt gestorben war, übernahm sein Großvater die Erziehung des Knaben, der ihn, als er das 14. Jahr erreicht hatte, in die Schule zu Klosterbergen schickte, von wo er nach guter Vorbereitung die Universität Halle bezog, um Theologie zu studiren, von der er sich jedoch bald abwandte, um sich dem Studium der Philologie, der Naturwissenschaften und der schönen Literatur zu widmen. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Erziehungsinstitute zu Dessau, welche er jedoch nach kurzer Zeit mit der Stelle eines Hofmeisters bei einem liefländischen Grafen vertauschte, weil diese ihm Gelegenheit gab, mit seinen Zöglingen größere Reisen zu machen. Als sich dieses Verhältniß auflöste, ging er 1788 nach Nyon zu seinem Freunde Bonstetten, bei welchem er zwei Jahre lebte, worauf er wiederum eine Stelle als Erzieher in Lyon annahm. Nachdem er im J. 1794 wegen Familienverhältnissen in die Heimat zurückgekehrt war, wurde er Lector und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, mit welcher er 1795 Italien, die Schweiz und Tyrol besuchte. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geh. Legationsrathe, zum Oberintendanten des Hoftheaters und zum Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon 1809 den Adel verliehen hatte. Im J. 1819 reiste er mit der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg nochmals nach Italien. Nach dem Tode seiner Gattin 1824 zog er sich nach Wörlitz bei Dessau zurück, um die übrigen Tage seines Lebens in Muße zuzubringen, wo er am 12. Dec. 1831 im siebenzigsten Jahre seines Alters starb.

Es ist bekannt, daß die Vorliebe, die das größere Publikum den Dichtungen Matthissons zu Theil werden ließ, durch das äußerst günstige Urtheil noch gesteigert wurde, welches Schiller über dieselben öffentlich aussprach (Jenaische Liter.-Zeit. 1794); aber so geistreich dieses Urtheil auch durchgeführt ist, so können wir demselben doch nicht beistimmen, es ließe sich sogar leicht nachweisen, daß die Grundsätze, auf welche Schiller sein Urtheil baut, und die vollkommen richtig sind, mit den Folgerungen, die er daraus zieht, im Widerspruche stehen, und wir können uns des Glaubens nicht erwehren, daß er schon wenige Jahre nachher seine Recension nicht mehr geschrieben hätte, oder daß sein Urtheil ganz anders ausgefallen sein würde. Matthisson ist nämlich vorzugsweise ein Landschaftsdichter und sein Ruf gründet sich ganz besonders auf seine zahlreichen Landschaftsgemälde; allein wenn Lessings im Laokoon entwickelten Ansichten von den Grenzen der Poesie und Malerei sich irgendwo als richtig bewähren (II. 725), so ist es gerade in den Gedichten Matthissons, und wir werden uns recht lebendig davon überzeugen, wenn wir seine Schilderungen mit Schillers „Spaziergang" vergleichen, in welchem uns die Landschaft so klar und anschaulich entgegentritt, obgleich ihre Darstellung nur untergeordnet zu sein scheint. Die Poesie ist eben keine Malerei, und der Dichter wird selbst mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel nie die sinnliche Anschaulichkeit des Pinsels hervorbringen. Da der Dichter die Naturgegenstände, die sich dem Blick mit einemmale als Ganzes darbieten, nur nach einander kann erscheinen lassen, so wird seine Darstellung nie die volle Wirkung des Gemäldes haben, vielmehr wird die Wirkung um so schwächer sein, je mehr er Einzelnes zu schildern sich bemüht, indem jeder neue Gegenstand, den er uns darstellt, den Eindruck verwischt, den die vorhergehenden hervorgebracht hatten. Und so lassen uns die meisten Gedichte Matthissons*), nament-

*) „Lieder", Bresl. 1781; „Gedichte", Mannh. 1786; 13. Aufl. Zür. 1838.

lich die längern, wie der „Genfersee" (4), wenn auch jede einzelne Strophe an sich trefflich genannt werden kann, jede einzelne Schilderung uns meisterhaft erscheint, uns durch Wahrheit und sinnliche Anschaulichkeit, durch wohllautende und wahrhaft poetische Sprache erfreut, doch am Ende kalt und unbefriedigt. Wir sind von der langen Bilderreihe ermüdet, und wenn wir am Ende auf das Ganze zurückblicken, so treten uns höchstens einzelne Punkte entgegen, die durch ihre besonders gelungene Darstellung in unserm Gedächtnisse haften; aber alles Uebrige verschwimmt wie ein gestaltloser Nebel. Eines seiner vortrefflichsten Gemälde ist die „Abendlandschaft" (1), aber auch hier überfällt uns am Schlusse eine gewisse Leere, welche von dem großen musikalischen Effecte nicht besiegt wird und die der glückliche Versbau und der unübertreffliche Wohllaut des Gedichts nicht zurückdrängen kann. Wenn der „Alpenwandrer" (2), der im Einzelnen weit weniger gelungen ist, als die „Abendlandschaft", dennoch eine bleibende Wirkung hervorbringt, so hat dies keinen andern Grund, als daß sich die Darstellung der Landschaft an eine bestimmte Person und eine bestimmte Handlung anlehnt, und der Dichter uns nicht sowohl ein einziges, sondern eine Reihe von Gemälden vorführt, die sich auf der Wanderung nach und nach vor unsern Blicken entfalten.

Wenn dieser Mangel an Anschaulichkeit, dieses nebelhafte Verschwimmen der dargestellten Natur im Wesen der Gattung liegt, so bieten Matthissons Gedichte noch andre Fehler, die in ihm selbst liegen. Vor Allem heben wir hervor, daß er in seinen Gemälden die einzelnen Erscheinungen selten so zu ordnen und zu gruppiren weiß, daß sie einen künstlerischen oder auch nur logischen Zusammenhang darbieten, wodurch das Ungenügende der Gattung noch schroffer hervortritt. So bildet „Der Genfersee" (4) durchaus kein Ganzes, was schon daraus ersichtlich ist, daß der ursprünglichen Abfassung Stücke am Anfang, in der Mitte, am Ende zugefügt worden sind, ohne daß das Ganze weder gewonnen noch verloren hätte*). Nicht weniger zu tadeln ist ferner der sentimentale Hauch, der seine Dichtungen durchzieht und zur Manier ausartet. Der Anblick der Natur in ihrer mannigfaltigsten Erscheinung stimmt ihn fortwährend zur Wehmuth, oder vielmehr er bringt diese Wehmuth mit, und drückt sie der Natur auf. So muß seine Betrachtung derselben einseitig und einförmig werden; er sieht in ihr nur, was mit seiner weinerlichen Stimmung harmonirt oder es nimmt selbst das Großartigste, das Erhabenste unter seinem Pinsel einen schwächlichen, sentimentalen Charakter an. Daraus ergibt sich von selbst, daß diese Wehmuth, welche den Grundcharakter seiner Gedichte bildet, meist gemacht und gesucht ist: sie macht eine durchaus unangenehme Wirkung, weil wir sie nicht begreifen. Nur in einigen Gedichten, wie in den „Kinderjahren", in der „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" (3) ist sie erfreulicher, weil sie einen wirklichen Grund hat; aber auch da erscheint sie doch immer noch zu schwächlich, zu unmännlich. Der Rückblick auf die große Vergangenheit kann ihm nur weichliche Rührung und Thränen entlocken, sie kann keine großen Gedanken, keine starken Empfindungen hervorrufen. Ueberhaupt hat Matthisson nur einen sehr beschränkten Gedankenkreis, der sich immer wiederholt, was seinen Dichtungen auch dadurch einen sehr einförmigen Charakter aufdrückt; er ist arm an Erfindung, wie denn beinahe alle Gedichte, die nicht rein beschreibend sind, durch fremde Vorbilder hervorgerufen worden sind.

Offenbar hat der nebelhafte, träumerische, sentimentale Zug, der Matthissons Gedichte charakterisirt, viel dazu beigetragen, ihn eine Zeitlang zum Liebling des Publikums zu machen; es paßte dieser Zug vortrefflich für die Zeit, in welcher er auftrat; aber es ist nicht zu läugnen, daß er seinen Ruf auch zum großen Theil der schönen, zierlichen Form verdankt, welche seine Gedichte vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnen. Freilich ist diese Schönheit und namentlich der darin herrschende Wohllaut auch nur äußerlicher Art und wirkt daher auch nur nach Außen, während sie bei Göthe und Schiller mit dem Inhalt in der lebensvollsten Verbindung steht, aus ihm sich organisch entfaltet und daher auch das Gemüth mit unwiderstehlicher Kraft ergreift; aber, wie wir schon angedeutet haben, es war nothwendig, daß das Gefühl für die schöne Form, abgesehen von dem Stoffe, im Publikum geweckt werde, um es zum Verständniß des Höheren heranzubilden, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind Matthissons Dichtungen als nothwendige Erscheinungen durchaus verdankenswerth*).

Matthisson hat auch manche Gedichte verfaßt, die nicht eigentlich zur beschreibenden Gattung gehören, aber es war ihm die Schilderung so ganz zur Natur geworden, daß sie sich auch in diesen Dichtungen hervordrängt, und er zum Beispiel in den „Kinderjahren" nicht sowohl das Leben in denselben, als vielmehr die Oertlichkeiten darstellt, in welchen er seine erste Jugend zubrachte. Selbst seine Oden, deren er eine nicht kleine Anzahl gedichtet, sind davon nicht frei, und welche Empfindungen er auch ausdrückt, er mag seine Sehnsucht nach der Heimat aussprechen, wie in dem „Wunsch an Salis" oder die nach der Geliebten, wie in „Adelaide" (5), immer lehnt er sie an Naturschilderungen. Eben so sind seine Oden von dem sentimentalen Hauch durchzogen, der ihn charakterisirt, und es beherrscht ihn diese Sentimentalität so ganz, daß selbst die antiken Strophenformen, deren er sich in seinen Oden bedient, unter seinen Händen einen ganz eigenthümlichen weichen Charakter annehmen.

1. Abendlandschaft.

1. Goldner Schein
Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

---

*) Eigentlich ist das Gedicht aus drei andern verschmolzen, 1) der „Elegie am Genfersee" (Musenalm. v. Voß 1789), 2) dem „Genfersee" (Ebd. 1790) und 3) einem „Fragment" (Eb. 1791). Das zweite bildet die Basis des Ganzen; in dem unten mitgetheilten Abdruck haben wir zur Uebersicht der Zusammensetzung die Strophen aus 1 mit (*), die aus 3 mit (†) bezeichnet.

*) Wir erwähnen noch, daß sich Matthisson durch die Herausgabe einer „Lyrischen Anthologie" (20 Thle. Zür. 1803—1807) verdient gemacht hat, durch welche viele treffliche Gedichte unbekannter oder vergessener Dichter wieder zur größern Verbreitung gelangten; er hat in der

2. Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

3. Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

4. Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

5. Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausner-Zelle.

6. Pappeln wehn
Auf den Höhn;
Eichen glühn, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.

7. Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

8. Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

9. Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

2. Der Alpenwanderer.

1. Des Wandrers Tritte wanken
Auf schmaler Kieselbahn
Durch wildverschlungne Ranken
Den Fichtenberg hinan.
Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jach in die Tiefe reißt.

2. Jetzt flieht die Nacht der Wipfel;
Verklärt vom Sonnenstrahl,
Gränzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe, wonnebebend,
Selbst Hallers Muse stumm,
Wie groß, wie seelenhebend!
Hier ist Elysium!

3. Hier, wo ein reiner Aether
Um Götterhaine fließt,
Aurorens Licht sich röther
Auf hellres Grün ergießt;
Wo Freiheit in den Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt;
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

4. Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengrase geht,
Und, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht;
Wo, von der Genziane
Und Anemon' umblüht,
Auf seidnem Rasenplane
Die Alpenrose glüht;

5. Hier, wo die Seele stärker
Des Fittigs Hülle dehnt,
Hoch über Erd' und Kerker
Empor zu schweben wähnt;
Geläuterter und freier
Der Sinnenwelt entflieht,
Und schon im Aetherschleier
An Lethens Ufern kniet.

6. Doch, ach! der Zauber schwindet,
Des Traumgotts Bildern gleich;
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgesträuch;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

7. Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich;
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast.

8. Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht;
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

9. Kalt wehn des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühngethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersieht.
Erzürnte Fluthen brausen
Tief unter morschem Steg,
Und Grönlands Lüfte sausen
Am hochbeschneiten Weg.

10. Der Wandrer starrt von Eise,
Sein Odem friert zu Schnee,
Ein Glöckchen, dumpf und leise,
Tönt fern am Alpensee.
Der Hohlweg senkt sich tiefer,
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt.

3. Elegie.

(In den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.)

1. Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt;
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

2. Hier, auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn' erhöht!

3. Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den Edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

4. „Zeuch in Frieden," sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
„Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!
Sei des Namens deiner Väter werth!"
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte,
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain,
In der Morgenröthe Purpurschein.

5. Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt' er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

6. Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad!
Schild und Panzer glühn im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!

Auswahl reiche Literaturkenntniß und meist geläuterten Geschmack an den Tag gelegt, aber auch nach dem Vorgange Ramlers manche Veränderungen an dem Texte sich erlaubt.

Ihm die treue Rechte sprachlos reichend,
Steht sie da, errötend und erbleichend;
Aber, was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

7. Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinn'rung schauerlicher Lust.

8. O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut!
Disteln wanken einsam auf der Stäte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Kriegsdrommete Ruf erklang,
Und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

9. Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stäte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

10. So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

11. Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

12. Süße Liebe! Deine Rosenauen
Gränzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel,
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab!

4. Der Genfersee.

1. An deinen Ufern, wo, vom Winzerherd
Bis zu des Burgpalastes Marmorhallen,
Der Ueberfluß sein goldnes Füllhorn leert,
So weit der Freiheit Jubelhymnen schallen;

2. Wo stets die Freude mir, sokratisch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weißen Berges Riesenbild
Zum erstenmal in deiner Fluth mir glänzte;

3. Wo einsam, auf bemooster Felsenwand,
Am Bergstrom, der aus Tannendunkel schäumte,
Mein Geist, an Xenophons und Platons Hand,
Sich des Ilissus Mirthenhaine träumte;

4. Wo meine Blicke, der Natur geweiht,
An ihr, wie Bienen an der Blüthe, hingen:
O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Als menschenleere Wüsten dich umfingen.

5. Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

6. Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal, voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan, und Thiergeheul, und Donnerschläge.

7. Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erndtejubel, keine Hirten-Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

8. *Kein Rundetanz im sanften Vollmondsschein!
Kein Freudenmahl vor Tells geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich, wie Attika's Gefilde!

9. *Die Oede schwieg, wenn, auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste,
Nicht etwa noch des Sees gewohntem Bad
Ein Uhr mit wilder Lust entgegenbrauste.

10. *Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämm'rung, seine Schimmer.

11. Da hieß, aus dieses Chaos alter Nacht
Der Herr, so weit des Lemans Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberisch dies Paradies entfalten:

12. *Dies stolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reitz der Schöpfung übergossen:
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen!

13. *Wo jener, dessen heil'gen Aschenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden,
Die Bahn zum unerreichten Adlerflug
In Heloisens Zauberwelt gefunden.

14. *O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

15. *Zu deinen Felsen, die den Einsturz dräun,
In deren Schlund, wo nie die Dämm'rung tagte,
Um Julien, mit Sappho's wilder Pein,
Mit Orpheus Thränen, der Verbannte klagte;

16. Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

17. Und wär' ich auch mit Hallers Wissenschaft,
Von Grönlands Eis bis zu Tahitis Wogen,
Mit Geßners Blick, mit Ansons Heldenkraft,
Mit Claude Lorrains Kunst die Erd' umflogen

18. Doch weiht' ich ewig, im Erinnrungstraum,
Nur dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen;
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungstraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

19. Schön ist, von Aetnas Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens, und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erstem Stral, zu schauen.

20. Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dolle Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

21. *Süß ist, am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flakkus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein
Den Genius der Vorwelt zu beschwören:

22. *Doch süßer noch, in Prangins Götterwald,
Wenn seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Mailied schallt,
Erhabner Freundschaft Bundestag zu feiern.

23. †Entzückend ist, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napels Golf, bei Nacht, im leichten Kahn
In magischer Beleuchtung hinzuschweben:

24. †Mit höhrer Lust sieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel schon in Dämmrung sinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

25. †Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur,
Von Resten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyrannei tief eingedrückte Spur,
So reizend auch sich Meer und Land verweben.

26. †Hier segn' ich froh Helveziens Geschick;
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet,
Hier theilt mein Herz des freien Volkes Glück,
Auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet.

27. †Am Strand der Seine tobt Gewittersturm;
Der Gallier erwacht mit Löwengrimme!
Die Kette fällt: des Elends Riesenthurm,
O Freiheit, stürzt von deiner Donnerstimme;

28. † Am Leman weht des Friedens Palmenzweig,
In Stadt und Dorf erschallt das Lied der Freude;
Zufrieden wähnt der ärmste Hirt sich reich,
Und Eintracht schützt der Freiheit Felsgebäude.

29. † An diesem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit schlanken Pappeln malerisch umpflanzt,
Ist alles, was ich vom Geschick' erbitte.

30. † Hier würde mir die Weisheit Rosen streun,
Des Himmels Friede meinen Geist umfließen;
Und einst, o goldnes Bild! im Abendschein
Die Freundschaft mir die Augen weinend schließen.

31. † Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel.
Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

32. * Auf jenem Vorland, von der Wog' umrauscht,
Wo die Betrachtung gern, auf grünen Matten,
Die leisen Tritte der Natur belauscht,
Erhübe sich mein Grab im Eichenschatten.

33. * Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entschlummerten Gebein,
Den eitler Größe Schimmer nie geblendet.

34. * Die Rose nur würd' über meinem Staub
Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leisem Flüstern in die Fluth sich tauchen;

35. Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämmrung klagen,
Und Daphne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht versagen.

36. Auch würd' im Dorfe bald die Sage gehn,
Daß dort gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre.

5. Adelaide.

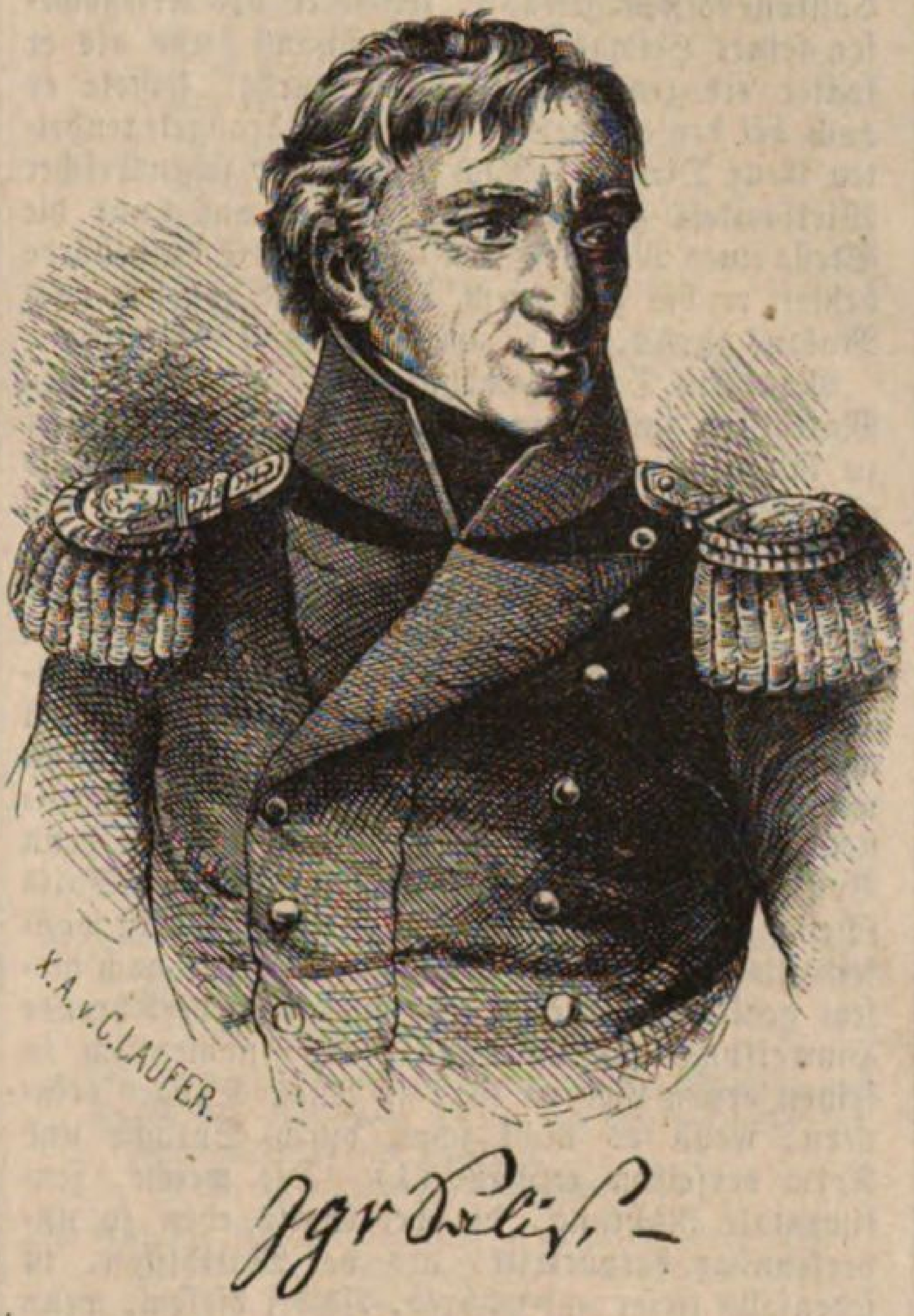
1. Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert,
Adelaide!

2. In der spiegelnden Fluth, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne stralt dein Bildniß,
Adelaide!

3. Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

4. Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide.

Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis.



Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis, geb. den 26. Sept. 1762 zu Malans in Graubünden, aus einem der ältesten und einflußreichsten Geschlechter dieses merkwürdigen Landes, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause unter Leitung deutscher Lehrer; seine Jünglingsjahre verlebte er bei dem trefflichen Pfeffel in Colmar, und später in der französischen Schweiz. Nach der Sitte der adeligen Geschlechter seines Vaterlandes trat er später als Offizier in französische Dienste, wo er Gelegenheit erhielt, sich die Gunst der Königin Maria Antoinette zu erwerben. Im Winter von 1788 u. 1789 lernte er auf einer Reise nach Weimar Göthe, Herder, Wieland und Schiller kennen, die vertrauteste Freundschaft schloß er aber mit Matthisson. Schon im Anfang der Revolution hatte er seinen Abschied eingereicht, und lebte während der Schreckensperiode zu Paris, einsam und eifrig den Studien ergeben; damals fand er Gelegenheit, Manchem seiner Bekannten und Landsleute das Leben zu retten. Er trat zwar später wieder in die Armee und wohnte 1792 unter Montesquiou dem Feldzug in Savoyen bei, als aber der französische Feldherr die Schweiz zu bedrohen schien, nahm er seinen Abschied und kehrte 1793 in sein Vaterland zurück, wo er sich alsbald vermählte und sich in Chur niederließ. Das Glück, das er in der Heimat fand, wurde durch die politischen Ereignisse getrübt, an denen er einfluß- und segensreichen Antheil nahm. Namentlich erklärte er sich im J. 1798 auf das Entschiedenste für den Anschluß der drei rhätischen Bünde an die Schweiz, weil er in diesem die beste Gewähr für die Freiheit und die Unabhängigkeit des geliebten Vaterlandes erblickte; als daher die Oestreicher, von den Gegnern der Vereinigung herbeigerufen, Bünden besetzten, mußte Salis mit seiner Familie flüchten. Er ging nach Zürich, wo er zum Generalinspector der helvetischen Truppen ernannt und vom General Massena mit dem Range eines Generaladjutanten bei dem Generalstab bethätigt wurde. Später zog er nach Bern, wo er bis zur Einführung der Mediationsacte als Mitglied des helvetischen Cassationsgerichts thätig war und sich fortwährend als einen biedern und uneigennützigen Freund des Vaterlandes bewies. Als im J. 1803 die Schweiz von den fremden Truppen geräumt wurde, kehrte er in die Heimat zurück, der er seine Kräfte und Talente widmete. Er wurde nach und nach zu verschiedenen Aemtern ernannt, in denen er das Wohl seiner Mitbürger mit der vollsten Hingebung zu befördern suchte. Im J. 1815 zum

Cantonobersten gewählt, leitete er das Kriegswesen seiner Heimat mit Auszeichnung, und als er später eidsgenössischer Oberst wurde, leistete er auch bei den eidsgenössischen Militärangelegenheiten treue Dienste. Nach langer und segensreicher Wirksamkeit gab er seine Aemter auf (nur die Stelle eines Mitglieds der städtischen Schulbehörde behielt er bis zu seinem Tode) und zog sich nach Malans zurück, wo er am 29. Jan. 1834 starb.

Man stellt Salis gewöhnlich mit seinem Freunde Matthisson zusammen, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ihre Dichtungen manchen Vergleichungspunkt darbieten; namentlich neigt sich Salis, wie Matthisson, zum Wehmüthigen und ergeht sich, wie jener, gern in Naturschilderungen. Auch hat er, vornämlich in seinen spätern Gedichten, die Sprache seines Freundes nachzuahmen gesucht. Aber bei alledem besteht doch ein mächtiger Unterschied zwischen beiden, und wenn wir Salis mit einem andern Dichter zusammenstellen möchten, so wäre es mit Hölty, wie denn Voß schon im J. 1789 an Miller schrieb: „Salis scheint mir der auferstandene Hölty." Es ist wohl kein Zweifel, daß er sich auch unmittelbar nach diesem gebildet hat; es würde die oft wiederkehrende Hinweisung auf Tod und Grab, namentlich in seinen ersten Liedern (3), an jenen Sänger erinnern, wenn es nicht schon durch Sprache und Form derselben geschähe (1). Die weiche, sentimentale Richtung, die bei Salis eben so unverkennbar hervortritt, als bei Matthisson, ist jedenfalls tiefer und wahrer, als bei diesem; wenn sie auch nicht, wie bei Hölty, in der fortwährenden Todesahnung liegt, so ist sie nichtsdestoweniger eben so begründet, sie liegt in der unüberwindlichen Sehnsucht nach der theuren Heimat, von der er so früh scheiden, so weit entfernt leben mußte, und welche ihm weder die Pracht der französischen Hauptstadt und des Hofes in Versailles, noch das vielbewegte Leben in Paris oder im Heere ersetzen konnte (2). Seine Wehmuth hat ihren Grund in der Liebe zur Natur und zum ländlichen Leben, nach dessen Glück er sich mitten im Getümmel des vielgestaltigen gesellschaftlichen Lebens sehnte (5). Ueberall haben seine elegischen Klagen, Wünsche und Empfindungen einen bestimmten, festen Grund, nirgends erscheint das nebelhafte, verschwimmende, haltlose Gefühl, wie bei seinem Freund; daher haben selbst seine Klagen bei aller Weichheit immer etwas Festes, Männliches.

Seine Liebe und Sehnsucht zur Natur mußte ihn zur beschreibenden Poesie führen; es war ihm Bedürfniß, sich mitten im Treiben des Stadtlebens die heimatlichen Gegenden mit ihren Bergen und Thälern, das einfache, aber beständige Glück des Landlebens zu vergegenwärtigen; aber er häuft nicht Bild auf Bild, wie Matthisson, der eben nur malen will und daher jede mögliche Erscheinung herbeizieht, unbekümmert, ob sie zum Ganzen passe, oder nicht; vielmehr läßt er nur die hervorragenden Erscheinungen hervortreten, die er uns mit sicherer Kunst in schönen und kräftigen Zügen vorüberführt (2). Seine landschaftlichen Gemälde sind nicht bloß nach der Natur gemalt und voll Wahrheit, sie unterscheiden sich von denen seines Freundes darin, daß er sie entweder dadurch belebt, daß er zugleich den Menschen in seiner Thätigkeit, oder in seinem Verhältniß zur Natur erscheinen läßt, so in den schönen Gedichten „An ein Thal", „Bild des Lebens" u. a. m.*), oder daß er die Landschaft als die Grundlage seiner Empfindungen darstellt, die sich dem Leser mittheilen, ohne daß er es zu beabsichtigen scheint (4. 7), und wir müssen uns immer der schönen Mäßigung freuen, die er dabei an den Tag legt.

Bilden auch die beschreibenden Gedichte den wesentlichsten Theil von Salis Gedichten, so ist er doch keineswegs darauf beschränkt, nicht selten erhebt er sich zur rein lyrischen Anschauung, und die Lieder dieser Art gehören zu seinen gelungensten, wie denn auch manche derselben, wenn auch nicht gerade Volkslieder, doch auch jetzt noch in weitern Kreisen bekannt sind. Gern würden wir bei diesen schönen Gedichten verweilen („Ermunterung", „Berenice", das in einzelnen Stellen mit Schillers „Erwartung" wetteifert, „An die edeln Unterdrückten", diesen trefflichsten Ausdruck der lautersten republikanischen Gesinnung u. a. m.), der Raum erlaubt es jedoch nicht; wir beschränken uns, eines der tiefgefühltesten hervorzuheben, „Das Mitleid" (6), welches das weiche, und doch keineswegs sentimentale Gemüth des Dichters in voller Klarheit erscheinen läßt und als Dichtung sich dem schönen Gesang Bürgers „An die Hoffnung" würdig anreiht.

Matthissons Einfluß auf Salis ist allerdings nicht zu verkennen, doch selten berührt er das Wesen seiner Gedichte, wie z. B. in der „Sehnsucht nach Mitgefühl", wo er ganz sentimental ist (es ist bezeichnend, daß dieses Gedicht gerade an Matthisson gerichtet ist), meist ist dieser Einfluß nur äußerer Art, aber doch auch störend, wenn er z. B. in der Anführung der Pflanzenwelt allzusehr ins Einzelne geht und sich ins rein Botanische verirrt, wie in „Berenice".

1. Frühlingslied.

1. Unsre Wiesen grünen wieder,
Blumen duften überall,
Fröhlich tönen Finkenlieder,
Zärtlich schlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern grüner,
Liebe girrt und lockt darin;
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin.

2. Blüthen, die die Knosp' entwickeln,
Hüllt der Lenz in zartes Laub;
Färbt den Sammet der Aurikeln,
Pudert sie mit Silberstaub.
Sieh! das holde Maienreischen
Dringt aus breitem Blatt hervor,
Beut sich zum bescheidnen Sträußchen
An der Unschuld Busenflor.

3. Auf den zarten Stengeln wanken
Tulpenkelche, roth und gelb,
Und das Geisblatt flicht aus Ranken
Liebenden ein Laubgewölb,
Alle Lüfte säuseln lauer
Mit der Liebe Hauch uns an;
Frühlingslust und Wonneschauer
Fühlet was noch fühlen kann.

2. Elegie an mein Vaterland.

Ueber trennende Thäler und Hügel und fluthende Ströme
Leite mich, wehendes Flugs, hohe Begeisterung hin!
Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!

*) Um sich des Unterschieds zwischen Matthisson und Salis bewußt zu werden, vergleiche man besonders „Die Kinderjahre" des ersten mit der „Kinderzeit" des zweiten, Gedichte, die wir ihres zu großen Umfangs wegen nicht aufnehmen konnten.

Meine Locken umweht reinere, himmlische Luft.
Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.
Kähne, mit schneidendem Ruder, durchgleiten die schimmernde Fläche,
Von des Traubengestads schrägen Geländern umragt.
Weiter schwebet mein Geist! Schon dämmert in schwindlichter Tiefe,
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadts grünlicher See.
Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer,
Und im öden Geklüft bauet der Reiger sein Nest.
Schneller wehet mein Flug! Dort schimmern die rhätischen Alpen,
Und wie durch purpurnen Flor leuchtet ihr ewiges Eis.
Vaterland, sey mir gegrüßt! Der hehren Scenen so manche
Steigt in der großen Natur schrecklicher Schönheit empor:
Ragende Felsenzinken mit wolkenumlagerter Spitze,
Welche kein Jäger erklomm, welche kein Adler erflog;
Blendender Gletscher starre, kristallene Wogen mit scharfen
Eisigen Klippen bepflanzt, wo, durch umnebelte Luft
Schneidenden Zuges, die Gähe hinunter die wälzende Lauwe
Rollet den frostigen Tod; wo im Wirbel des Nords
Und im krachenden Donner der tief aufberstenden Spalten
Kaltes Entsetzen und Graun lauschende Wandrer ergreift;
Dort die Hirtenthale, von silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut' weidender Kühe durchtönt;
Aecker, wo stachligte Gersten bey bebendem Roggen dahin wogt,
Lichter Haber begränzt bräunliches Furchengestreif.
Welch' ein frohes Gemisch! Es sprießen die herrlichen Bilder
Zahllos, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Hauch.
Doch, mich weckt das Donnergetöse der spritzenden Räder,
Und des raschen Gespanns dumpfig erklappernder Huf,
Der geschwungenen Geißel Knall, des treibenden Kärrners
Drohender Fluch, und des Markts heiseres Krämergeschrey.
Ha! mich umschlingen weit Luteziens kreuzende Gassen;
Mancher Zauberpalast, voll des Goldes und Grams,
Hebt die thürmenden Giebel, von stockenden Dünsten umbrütet,
Welche mit stumpferem Strahl mühsam die Sonne durchwühlt;
Lebet nun wohl, ihr Thäler der Heimath! ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden Euch zu.
Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!
Bleib' durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Muth; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig der Väter, und frei!

3. Maylied.

1. Der Apfelbaum prangt grün und weiß,
Auf zartbegras'ter Waide;
Der Wonneruf des schönen May's
Weckt uns zu sanfter Freude.
Doch, wird des Frühlings Wiederkehr
Uns alle hier vereinen?
Ach! wessen Stätte traurt dann leer?
Und wen muß man beweinen?

2. Uns athmen Blumen Wohlgeruch,
Die Kelch und Tafel schmücken;
Noch süßer, die am Busentuch
Des holden Mädchens nicken.
Ach! Blumen, die, auf welchem Land?
Aus weichem Kraute sprießen,
Wird einst getreuer Freundschaft Hand
Auf unsre Hügel gießen!

3. Die Rose bleicht, die Mädchen krönt;
Es bleicht der Mädchen Locke;
In froher Hirten Flöte tönt
Des Dorfes Todtenglocke;
Die Jugend tanzt, im Abendlicht,
Froh um des Platzes Mahe;
Doch ihren Reigen unterbricht
Der Grabgeleiter Reihe.

4. Der stille Vollmond schien so klar
Durch blühende Syringen,
Wo jüngst Verlobte, Paar und Paar,
In lauer Dämm'rung gingen;
Seitdem erscholl vom Thurm herab
Das traurige Geläute;
Der Mond bescheint das frische Grab
Der früh gestorbnen Bräute.

5. Gefährten, ach! die Stunde naht,
Wo wir auch müssen scheiden!
Bestreut indeß den kurzen Pfad
Mit Blüthen reiner Freuden.
Seid gut! Der Unschuld stralt das Ziel,
Von Abendroth umgeben,
Und jedes edlere Gefühl
Folgt uns zum bessern Leben.

4. Abendsehnsucht.

1. Wenn der Abend sich senkt, flieh' ich die laute Stadt
Und durchwandere stumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnsucht
Und voll süßer Erinnerung.

2. Safranfarbiger Schein rändert den Horizont
Und durchglüht das Gebüsch, welches den Hügel kränzt,
Wo die stöhnende Windmühl'
Ihren langsamen Flügel wälzt.

3. An die Schleusen gelehnt, schau' ich den Weidengrund,
Frisch von perlendem Thau, und wie des duftenden
Reps gelbblühende Felder
Noch ein röthender Nachschein färbt.

4. Nur der Emmerling zirpt oben im Erlenstrauch.
Stille waltet umher, auf dem umbüschten Dorf,
Das der krähende Haushahn
Und aufwallender Rauch verräth.

5. Frischer dünstet der Thau; tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten,
Weilt hinstarrend der lange Blick.

6. Länder dehnen sich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meiner Geliebten,
Und die Thräne der Sehnsucht rinnt.

5. Letzter Wunsch.

1. Wann, o Schicksal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Heerd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und Sie! das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin Sie dazu.

2. Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geschorener Boskette
Und der Hagenbuchenwand,
Dämmert' uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief im Silbertannen-Schatten
Vor des Neides Blick versteckt.

3. Statt Kanäl' und Gartenteiche
Nur ein Röhrenbrunnentrog;
Statt Alleen und Taxussträuche,
Früchte, die ich selbst erzog;
Durch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof, eng' und klein,
Eilt' ich, statt nach Marmorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

4. Bey des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser, im Gebüsche,
Nachtigallen-Melodeyn.
Auch begänne sie Gesänge,
Wäre Philomel' entflohn,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

5. Unterm Strauch voll Hagerosen,
Auf dem rothbeblümten Klee.
Könnten wir so traulich kosen,
Wie auf seidnem Kanapee.
In den Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und schlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Breterbank.

6. Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab entfloß,
Kräuter, die vom Beet' sie pflückte,
Milch, die sie in Schalen goß:
Ha! bey solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

7. Mit den holden Dörferinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Mayentanz beginnen,
Gält uns mehr als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

8. In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum mildern Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick;
Oefter senkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

9. Vieles wünscht' ich sonst vergebens!
Jetzo nur zum letztenmal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal;
Edle Muß' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das der Treue zur Belohnung
Auf mein Grab ein Veilchen streut.

6. Das Mitleid.

1. Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

2. Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

3. In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

4. Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geyers Wuth.

5. Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

6. Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlös'ten
Von des Kerkers Stroh empor.

7. Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schon'st des Schlummers, nah'st auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

8. Bleib' bey uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sey umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

7. Die Herbstnacht.

1. Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, matt versilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft,
Die Glut, vom Hirtenkreis' umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Blumenrohr
Der Wasserstrang, der sich entschlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofthor.

2. Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergraun gehüllt,
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich flecher Schein
Erlischt im Torf am Tannenhain;
Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort vom feuchten Nebelrauch
Und ängstlich zückt im Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

3. Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor,
Doch Frühroth hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken fliehn zerstreut;
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da, durch die Nacht, der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

4. Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt,
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschooße ruht
So achtlos bey der Blitze Glut.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Der Stral — Unsterblichkeit.

8. Lied.

(Zu singen bei einer Wasserfahrt.)

1. Wir ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt;
Uns sondert von lästiger Menge
Die Fluth, die den Nachen umschmiegt.

2. So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig gesellen
Zum Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.

3. Ach! trüg' uns die fährliche Fluth
Des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der, sorglos um Zukunft, hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Huth!

4. Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flöthenhauch schwinden das Leben;
Mit Jubel und Seufzern verschweben
Des Daseyns zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Wir haben schon öfters Dichtern eine ausführlichere Betrachtung gewidmet, die weder wegen ihres Talents, noch wegen ihrer Leistungen darauf hätten Anspruch machen können; die Literaturgeschichte hat nämlich als nächste Aufgabe diejenigen Gestalten und Persönlichkeiten hervorzuheben, welche auf die Entwickelung der Literatur oder auf ihre Zeitgenossen einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß gewannen und dadurch die Bildungsstufe ihrer Zeit oder eines großen Theils der Mitlebenden bezeichnen. Zu diesen gehört aber unstreitig der Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Friedrich Wilhelm August Schmidt, gewöhnlich von Werneuchen genannt, um ihn von andern gleichen Namens zu unterscheiden, wurde am 23. Mai 1764 zu Fahrland geboren. Sein Leben, das wahrscheinlich auch kein besonderes Interesse gewährt, ist ziemlich unbekannt, selbst der „Nekrolog der Deutschen" gibt nur dürftigen Bericht. Daß er Theologie studirt habe, geht aus seiner spätern Stellung hervor, doch erfahren wir nicht, wo und unter welchen Umständen er seine Studien machte. So wissen wir zwar, daß er eine Zeitlang Prediger an der Invalidenkirche zu Berlin war, dagegen ist es unbekannt, wann er dort angestellt wurde; gewiß ist nur, daß er im J. 1795 die Ernennung als Pfarrer in Warneuchen erhielt und daß er dort am 26. April 1838 starb.

Schmidt ist eine merkwürdige Mischung von Voß und Matthisson; den ersten ahmte er im Wesen, den zweiten in der Form nach, er strebt zu gleicher Zeit nach der Natürlichkeit des Einen und der Landschaftsmalerei des Zweiten, dessen Sprache und eigenthümliche Wendungen er sich ebenfalls nicht selten nachzubilden bemüht. Ist ihm dieses auch bis zu einem gewissen Grade gelungen, so haben seine Gedichte dadurch keineswegs gewonnen, vielmehr bieten sie den merkwürdigsten Widerspruch, den man jemals zwischen Form und Inhalt finden kann, und die trockenen, alles poetischen Hauches baaren Gedanken und Schilderungen erhalten oft durch die Darstellung einen wirklich komischen Anstrich. Wenn er öfters mit dem sentimentalen Pathos Matthissons beginnt und dann zur hausbackenen Prosa Vossens herabsinkt, da fällt uns unwillkürlich das berühmte Sonett Scarrons ein, das von der Vergänglichkeit der großen Weltreiche und der mächtigsten Werke des menschlichen Kunstfleißes anhebt, um es begreiflich zu machen, daß des Dichters Rock ein Loch im Aermel hat. Mit Matthisson hat Schmidt ferner noch gemein, daß er nach seltsamen Wörtern und Reimen hascht (2) und Alles schildern will, was ihm vor die Augen oder in den Sinn kommt, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob das, was er sagt, auch zu dem Ganzen paßt, oder nicht; ja er überbietet sein Vorbild darin, wie wir sehen werden, noch um ein Bedeutendes; und so sinkt er auch, wenn er, wie Voß, das Dorf- und Landleben darstellt, zu noch größerer Plattheit, als jener. Denn Voß beschränkt sich doch darauf, die Verhältnisse und Erscheinungen zu schildern, die ein gewisses Wohlgefallen erregen, wenn dieses auch noch so materiell ist, und die Freude an diesem materiellen Genuß ist immerhin wahr, wenn auch höchst prosaisch; Schmidt ist dagegen nicht so wählerisch: er hat Freude an Allem, wenn es nur auf dem Lande zu finden und irgend einen Gegensatz zur Stadt darbietet, die er gründlich haßt. Ihn freut „des Grabens Entengrün", ihn freut es, „verfolgt von Mück' und Wespe, Müd und warm mit Sand in beiden Schuhn, Hingestreckt auf Kukuksklee zu ruhn" („Sehnsucht nach ländlichem Glück"), es freut ihn, wenn er vor dem Hause die Wäsche zum Trocknen aufgehängt sieht, die er dann in vollem Entzücken beschreibt: „Der Schlafrock, mit Tulpen ausgenäht, Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Hauskornettchen, Auch Windeln, Kinderzeug und Ueberzug vom Bettchen" („Die Pächtersfrau"). Wenn er eine Kirche beschreibt, so macht vorzüglich auf ihn Eindruck „Des Altars Decke, wo die Motte kreucht, Die schwarzen Spinngewebe, die der Küster Selbst mit dem längsten Kehrwisch nicht erreicht!" („Die Dorfkirche"). Wenn er im Winter mit Sehnsucht an den Frühling denkt, so ist es das Froschgequak, das ihm zu allererst in den Sinn kommt („Ländliche Winterscenen"); das unten mitgetheilte Gedicht (2) charakterisirt ihn in dieser Beziehung vollkommen. Es ist bekannt, daß ihn Göthe wegen dieser gemeinen Auffassung der Wirklichkeit in einem trefflichen Gedicht „Die Musen und Grazien in der Mark"*) in höchst ergötzlicher Weise verspottet hat; aber schon der Umstand, daß sich der große Dichter zu dieser Verspottung veranlaßt sah, beweist, daß Schmidts Dichtungen sich zu ihrer Zeit großen und weitverbreiteten Beifalls erfreuten (er fand sogar manchen Nachahmer), und es ist daher erklärlich, warum auch A. W. Schlegel im Athenäum die Geißel der Satyre gegen ihn erhob: es war nothwendig, diese falsche Richtung, diese Geschmacklosigkeit mit den schärfsten Waffen zu züchtigen, wenn nicht das größere Publikum in ihr untergehen sollte.

Unter den zahlreichen Liedern, die Schmidt während seines langen Lebens gedichtet, finden sich, und wir dürfen dies nicht unbemerkt lassen, manche, in denen sich eine poetischere Auffassung kundgibt; einige Gedichte bieten in ihren Schilderungen manche wahre und originelle Züge, wie das „An das Dorf Fahrland"; in andern („An die Natur im Herbst" (1), „Meine Gegend") ist die Freude an der dürftigen und dürren Natur seiner Heimat gerechtfertigt, weil diese durch die Liebe verschönert wird; aber es sind solcher Gedichte im Ganzen nur wenige zu finden, und auch diese werden oft durch seine ihm zur Natur gewordene Manier verunstaltet.

---

*) Der Titel dieses Gedichts bezieht sich auf den von Schmidt herausgegebenen „Kalender der Musen und Grazien für 1802" (Berlin).

1. An die Natur im Herbst.

1. Wann die Kirchenschwalb' ihr Giebelnest
Und der Storch sein Scheunendach verläßt,
Wann die Fledermaus sich in der Mauer
Vor dem nassen Wind ein Obdach wählt,
Und im Tannenwald ein schirmend Zelt
Has' und Dammhirsch vor dem Regenschauer;

2. Wann die Krähe schon so niedrig streicht,
Hinter'm Nebeldunst die Sonn' erbleicht,
Wann die Wolken treiben und der Regen
Von dem Birkenbusch die Blätter leckt,
Wann der Fußsteig drunter sich versteckt,
Und das Fahrgleis in den Seitenwegen;

3. Wann der Herbstwind durch die Brücke saust,
Wild am Rohr die dürren Büschel zaust,
Und das Schilf zerknickt, und tiefe Kerben
In der angeschwollnen Havel zieht,
Wann die letzte Blum' am Bord verblüht,
Röthlich sich die Uferweiden färben:

4. O Natur! auch dann begrüß' ich so,
Wie im Blüthenmond, dich innig froh!
Wird mir doch, wann ich zum Liebchen eile,
Bald von ihrem weißen, weichen Arm
Sanft umschlungen, wieder wohl und warm:
Schwirre Regen dann! und Sturmwind heule!

2. Die Dorfbewohner.

1. Mailüftchen fächern, aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haselmaus und Frosch heraus.
An unsern Dächern
Klebt froh ihr Nest die Schwalbe fest.

2. Zu beiden Seiten der Laube spreiten
Lind' und Jasmin ihr helles Grün.
Und Lämmchen läuten,
So weiß als Schnee, im Wiesenklee.

3. Kirschblüten zittern an Gartengittern
Mit süßem Ruch; bewegt vom Flug
Des Hänflings schüttern
Sie oft und schnein sein Nestchen ein.

4. Der Hase rammelt, die Biene sammelt
Im Morchelnthal zum ersten Mal.
Der Tauber dammelt
Und macht sich kraus am Taubenhaus.

5. Die Fische laichen in Kalmusteichen;
Von Vögelein, die groß und klein
Nun wieder streichen,
Tönt Minnesang die Haid entlang.

6. Die Quelle strudelt, der Westwind hudelt
Den Apfelzweig. Im Lämmersteig,
Den Schnee besudelt
Und schmelzend Eis, sprießt Ehrenpreis.

7. Die Küchlein ziepen; Nestvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Mit Milch und Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

8. Frühmorgens pfropfen wir, stängeln Hopfen
Und sä'n Spinat und Kopfsalat;
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt, wird angestützt.

9. Bei ihrer Bleiche singt durch Gesträuche,
Den Arm geschürzt, den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und spritzt auf Gras die Leinwand naß.

10. Des Hüttchens Mutter macht Käs' und Butter,
Denn itzt bescheert die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elsenbruch, ihr Milch genug.

11. Die Luft zu mehren, wenns warm ist, scheeren
Wir Schafe noch: so schmaust man doch
Um zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht, und schämt sich nicht.

12. Nachmittags waden im See und baden
Wir, leichtbedeckt, im Rohr versteckt,
Und ruhn auf Schwaden
Und Thymian am Ufer dann.

13. Drauf gehts von dannen zum Hain voll Tannen,
Wo man auf Mos sich wie im Schoß
Von Ottomannen,
Vom Waldinsekt umsumset, streckt.

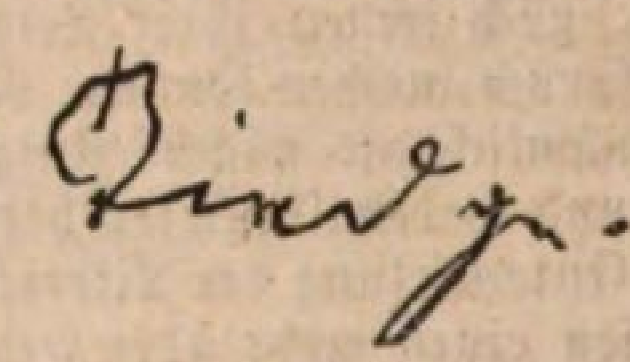
14. Um kalte Schale zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt die Frau, und brockt,
Vom Abendstrale
Der Sonne roth, schwarz Bauerbrot.

15. Wenn Tulp' und Nelken aus Thaugewölken
Der Abend näßt, ist's noch ein Fest,
Die Schafe melken
Zu sehn auf Streu der Schäferei.

16. Wie's Abendpfeifchen, vom Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt, uns herrlich schmeckt,
Schwebt hinter Streifchen
Von Wolkenflor der Mond hervor.

17. Und wenn für morgen, vom Berg verborgen,
Das Abendroth gut Wetter be
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein man fröhlich ein.

Christoph August Tiedge.



Christoph August Tiedge, geb. den 13. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark, wurde durch die pedantische Erziehungsmethode seines Vaters, eines hypochondrischen Lehrers, dann durch bösartige Kinderkrankheiten (in Folge der Pocken war ihm der rechte Fuß gelähmt) schon in früher Kindheit so menschenscheu, daß man in dem schweigsamen Wesen des Knaben Anlage zum Blödsinn zu entdecken glaubte. Diese Meinung erhielt durch seine Lehrer Bestärkung, die ihn für ganz unfähig erklärten; nur seine Mutter verlor nicht alle Hoffnung, und ihre Liebe richtete den Knaben immer wieder auf, wenn er sich von allen übrigen Menschen zurückgesetzt und beinahe verachtet sah. Auch sein Vater, der inzwischen nach Magdeburg versetzt worden war, theilte die allgemeine Ansicht und entschloß sich daher, ihn aus der Schule zu nehmen und ihn zum Abschreiber zu bilden, und es begann eine harte Zeit für den armen Knaben, der nun mit Schreiben und Rechnen gequält wurde. Um diese Zeit fielen ihm Gellerts Lieder und Fabeln in die Hände; sie wurden sein einziger Trost und die erste Veranlassung, seine Gedanken in Reime zu bringen. Diesen Versuchen hatte er auch eine Veränderung in seinen Verhältnissen zu verdanken. Er verfaßte nämlich im J. 1764 im Namen seines jüngern Bruders ein kleines Gedicht auf den Geburtstag des Vaters, welches diesen überzeugte, daß er den Knaben bis dahin falsch beurtheilt habe, so daß er sich entschloß, ihn der wissenschaftlichen Laufbahn zurückzugeben. Der junge Tiedge entwickelte nun einen so großen Fleiß, daß er in Folge allzugroßer Anstrengung in eine gefährliche Krankheit verfiel. Doch erholte er sich bald wieder und er setzte seine Studien mit erneutem Eifer fort. Im J. 1769 starb sein Vater nach langer Kränklichkeit, was die Familie in traurige Umstände versetzte; doch gelang es ihm, durch angestrengtes Arbeiten die Noth seiner Mutter einigermaßen zu lindern. Ein Jahr darauf bezog er die Universität Halle, wo er auf ein Familienstipendium von 50 Thalern Anspruch zu machen hatte; allein dies war auch Alles, was ihm von Außen zufloß. Ob er gleich das Studium der Rechte, dem er sich gewidmet hatte, mit um so mehr Eifer betrieb, als es ihn drängte, seine Studien baldmöglichst zu vollenden, um den Seinigen Un-

terstützung bieten zu können, so wurde er doch der Dichtkunst nicht untreu, und er begann schon damals die Bearbeitung seines Lehrgedichtes „Urania". Da nach vollendeter Universitätszeit die Hoffnung auf eine kleine Anstellung nicht erfüllt wurde, beschloß er, andere Wege einzuschlagen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er übernahm daher im J. 1781 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Kammerdirectors von Arnstedt in Ellrich, wo er den Dichter Göckingk und die Dichterin Elise von der Recke (S. 41) kennen lernte. Auch hier setzte er die Beschäftigung mit der Poesie fort, und seine Gedichte, die er in verschiedenen Musenalmanachen erscheinen ließ, erwarben ihm bald großen Beifall, so auch die Anerkennung Gleims, der ihn zu sich einlud; doch konnte er dem freundlichen Ruf erst 1788 folgen. Er blieb bei dem edlen Dichter, in dessen Haus er Klamer Schmidt und Stamfordt kennen lernte, bis Ende des J. 1789, wo er eine kleine Stelle erhielt (er wurde Secretär des Landrath von Hagen zu Eulenburg); doch gab er diese Stelle, die ihm wenig zusagte (er mußte unter Anderm die Recruten mustern), nach dem Tode seiner Mutter im J. 1791 wieder auf; er kehrte nach Halberstadt zurück, wo er bis 1792 an der „Deutschen Monatsschrift" eifrigen Antheil nahm. Er erhielt nun den Antrag, der Gesellschafter und Reisebegleiter des Domherrn von Stedern zu werden, und als dieser bald darauf starb, blieb er bei dessen Wittwe, welche ihm die Erziehung ihrer Kinder übertrug. Als auch Frau von Stedern gestorben war, zog er 1798 nach Berlin, wo er, einen längern Aufenthalt in Dresden abgerechnet, bis zum J. 1802 ununterbrochen lebte. Damals erneuerte er die Bekanntschaft mit Frau von der Recke, die er nun auf ihren Reisen durch Deutschland und nach Italien fortwährend begleitete, und mit ihr zuerst nach Berlin, dann nach Dresden zog, als sie 1819 diese Stadt zum bleibenden Aufenthalt wählte. Er blieb auch dort, als seine langjährige Freundin im J. 1833 gestorben war, die ihm durch ihren letzten Willen ein sorgenfreies Alter bereitet hatte. Von Einheimischen und Fremden verehrt und geliebt, brachte er die letzten Jahre seines Lebens in ungetrübter Heiterkeit zu; er starb den 8. März 1841 und wurde an der Seite seiner Freundin beigesetzt.

Obwohl Tiedge's Ruf sich vornämlich auf sein didaktisches Gedicht „Urania" gründete, von welchem erst später die Rede sein kann, so war er lange Zeit doch auch als lyrischer Dichter geachtet. Er lehnt sich zunächst an Gleim und dessen jüngere Freunde an, in deren Geist und Manier er seine ersten dichterischen Versuche schrieb. Später wurde Matthisson, wenn auch nicht gerade sein Vorbild, doch in mannigfacher Beziehung einflußreich auf seine weitere Entwickelung, und besonders wurde die schon in ihm liegende sentimentale Richtung durch den Vorgang jenes damals gefeierten Dichters bei ihm ganz vorherrschend, sowie er sich immer mehr der elegischen Schilderung des Natur- und Seelenlebens zuwandte (1). Am glücklichsten war er in der Elegie (2), obgleich er diese Gattung nur in der beschränkten sentimentalen Weise des vorigen Zeitraums auffaßte, und er daher die wehmüthige Stimmung mehr in die dargestellten Verhältnisse hineintrug, als daß sie sich aus ihrer unbefangenen Betrachtung von selbst ergeben hätte („Elegien und verm. Gedichte", 3 Bde. Halle 1803—1823). Aber es war gerade diese weiche, oft sogar weinerliche Auffassung, diese auf einer gewissen unklaren Schwärmerei für Natur, Liebe, Freundschaft und überhaupt alles Edle beruhende Haltung seiner Poesien, welche ihnen bei dem damaligen Publikum so großen Beifall verschaffte. Dazu kam, daß er die Sprache mit einer großen Leichtigkeit und Gewandtheit behandelte, seine Darstellung anmuthig und blühend war, und seine Verse durch leichten Bau, Wohllaut und glückliche Behandlung des Reims Wohlgefallen erregten. Daß oft wie in seinen Elegien, so auch in seinen Liedern, oft mehr rhetorisches als wahrhaft lyrisches Element vorherrschte, daß er den Gedanken bis zur ermüdenden Breite ausspann und die Kraft der Empfindung darüber verloren ging, wurde über diesen äußeren Vorzügen leicht vergessen. In seinen Liedern suchte er oft den Volkston zu treffen, aber es gelang ihm keineswegs, und seine hiehergehörigen Gedichte erheben sich nicht über die ähnlichen von Weisse und andern frühern Dichtern, mit denen sie überhaupt in Auffassung und Form so ganz übereinstimmen, daß man sie leicht jenen zuschreiben könnte. Solcher Art sind namentlich diejenigen, aus welchen seine idyllenartigen Dichtungen „Das Echo oder Alexis und Ida. Ein Cyclus von Liedern" (Halle 1812) und „Aennchen und Robert, oder der singende Baum" (Eb. 1815) bestehen. Doch gelang ihm auch hie und da ein Lied, welches, wenn auch nicht volksmäßig, doch bei dem sanglustigen Publikum Eingang fand, so z. B. schon in den achtziger Jahren das Lied „Nicht bloß für diese Unterwelt" und nach den Freiheitskriegen das vielgesungene „Der Kosack und sein Mädchen" (3), dessen vorzüglichste Schönheit jedoch wohl in dem nicht zu verkennenden Nachklang an Schillers „Hektors Abschied von Andromache" liegt. Endlich erwähnen wir noch, daß er sich auch in Kriegs- und Siegsliedern versuchte, aber freilich schon in hohem Alter, weshalb es auch zu erklären ist, daß er die rechte Stimmung und das rechte Wort zur Darstellung solcher Verhältnisse nicht finden konnte.

1. Der Abend.

1. Schon glimmt, von der Beleuchtung
Des Wiederscheins erhellt
Die zarte Thaubefeuchtung
Durch's grüne Halmenfeld;
Und, leise niederfallend
Auf Wiese, Feld und Hain,
Hüllt schon der Nebel wallend
Und weich das Dörfchen ein.

2. Das Hüttenthal wird stiller
Und schweigender der Wald,
Der, bis zum letzten Triller,
Im Rosenbusch verhallt.
Es flüstert um die Klippe
Das leise Lüftchen dort
Sanft, wie von holder Lippe,
Ein weiches, sanftes Wort.

3. Und immer dunkelgrauer
Hängt das Gebirg', entsonnt,
Wie ein Gewitterschauer,
Am fernen Horizont.
Der Schatten steigt aus Höhlen
Des Nachtgebiets herauf
Und in erhabnen Seelen
Gehn Sterne Gottes auf;

4. So naht die Abendfeier
In frischem Kräuterduft,

Mit einem Wiegenschleier
Voll Nachtviolenduft,
Und deckt ihn auf die Tage
Voll Lebenssonnenlicht,
Und auf die finstre Klage,
Zu der kein Engel spricht.

5. Sie lispelt durch das Schweigen
Des Thales ihre Ruh,
Und spricht aus allen Zweigen
Den Menschen Frieden zu.
Der Friede, der die Stürme
Der Menschen nicht mehr hält,
Besucht nur noch im Schirme
Der stillern Nacht die Welt.

6. Es spiegelt sich im Thaue
Des Wiesenthals der Geist
Der reichen Sternenaue,
Die tröstend uns umkreist;
Daß selbst die Blumenfläche
Dem, den die Erde drückt,
Von einem Himmel spreche,
Der auf ihn niederblickt.

7. Der Tag ist eng und drückend.
Die Nacht ist still und groß;
Die Nacht erst legt erquickend
Der Welt uns in den Schooß.
Der Tag erhellt die Laube,
Dieß Hüttenthal der Zeit;
Die Nacht zieht, wie der Glaube,
Durch die Unendlichkeit.

8. Die Sehnsucht blickt aus trüber
Verhüllung in die Welt
Der großen Nacht hinüber;
Und melancholisch fällt,
Durch düstre Wolkenbilder,
Des Mondes Sichelschein,
Und macht die Wildniß wilder
Und heiliger den Hain.

9. Verhüllte Seufzer baden
Im Thaue sich, und ziehn,
Verwandelt in Cikaden,
Durch stilles Wiesengrün;
Und, gleich dem wildern Harme,
Tritt dort die Fichte vor,
Und streckt die dunklen Arme
Zum Weltengeist empor.

10. Die Nacht, die auf dem Raume
Der weiten Gegend liegt,
Gleicht einem großen Traume,
Der an die Welt sich schmiegt.
Du, Lichtflur, aber fülle
Mit deinem schönsten Strahl
Idola's Abendstille,
Ihr kleines Mayenthal.

11. Da schaue durch die Ranken,
Wo, tief in sich versenkt,
Die seligsten Gedanken
Die schönste Seele denkt;
Und sende holde Träume,
So himmlisch, wie die Ruh',
Und blühend, wie die Bäume
Der Seligen, ihr zu.

12. Ihr heitern Phantasieen,
Tragt wie ein Geisterchor
Von sanften Harmonieen
Ihr schönes Herz empor!
Vielleicht sind alle Blüthen,
Die auf der Lebensflur
Den Hingang uns vergüten,
Ein holdes Traumbild nur.

13. Und nahm vielleicht die hehre
Natur uns darum bloß,
Daß sie uns bildern lehre,
Wie Kinder, auf den Schooß,
Die auch in höhern Räumen
Das Urbild nimmer sehn;
So lass' uns, Gott, nur träumen,
Es träumt sich ja so schön.

2. Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald, von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft.
Hier an dieses Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schädelstätten überschau'n.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erndtefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt an Feindesbrust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhn; sie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites weiches Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen,
Seine Väter sah'n die grause Schlacht.
O sie schlafen ruhig und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen,
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln;
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese dunkle Fichte,
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von Allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,

Nach der Heimath Gegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgrau'n deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub;
Diese Stelle will ich heilig feiern,
Ach! und kann sie nur bestreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen sanften Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeist'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehalt'ner Wellenfall.
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der sanften Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum,
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick:
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Fluth der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der gold'nen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseins so die Faden reißt?
Welche Faden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Lustig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm:
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hieher, Volksregierer!
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein.
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Grau'n!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!
Mehr als Heldenthum ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich!

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Beff're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt,
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt."

3. Der Kosak und sein Mädchen.

Olis.

1. Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! du fühlest nicht das Leiden,
Fern auf freudelosen Haiden,
Fern zu sein von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir!

2. Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir senden
Von entfernten Höhn!
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiedersehen —
Ach! vernimm mein letztes Flehen:
Bleib' mir treu und schön!

Minka.

3. Du, mein Olis, mich verlassen?
Meine Wange wird erblassen,
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nahn!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob sie Olis sahn!

4. Tief verstummen meine Lieder,
Meine Augen schlag' ich nieder;
Aber — seh' ich einst dich wieder —
Dann wird's anders seyn!
Ob auch all' die frischen Farben
Deiner Jugendblüthe starben:
Ja, mit Wunden und mit Narben
Bist du, Süßer, mein!

Johann Christian Friedrich Hölderlin.



Johann Christian Friedrich Hölderlin, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, verlor seinen Vater schon im zweiten Jahre seines Lebens und im neunten seinen Stiefvater, den edlen Kammerrath Gock in Nürtingen, den seine Mutter einige Jahre nach dem Tode ihres ersten Mannes geheirathet hatte. Diese unterzog sich der Erziehung ihrer unmündigen Kinder mit aller Liebe und Aufopferung, deren eine Mutter fähig ist; ihr frommes und edles Gemüth gewann den nachhaltigsten Einfluß auf ihren ältesten Sohn, unsern Dichter, so daß sich unter ihrer verständigen und liebevollen Leitung die zarten Keime eines für alles Gute und Schöne offenen Geistes leicht und schnell entwickelten. In den schönen Umgebungen des Städtchens Nürtingen erwuchs dem Knaben jene Begeisterung für die Natur, die ihm später so manches treffliche Gedicht eingab, wie sie ihn damals dem lärmenden Treiben seiner Altersgenossen entzog. Als er später die lateinische Schule besuchte, schloß er innige Freundschaft mit dem zwar fünf Jahre jüngeren, aber geistig schon wunderbar entwickelten Schelling. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entwickelten sich seine Fähigkeiten rasch und höher, und schon damals zeigte er jene Vorliebe für die großen Schriftsteller Griechenlands und Roms, welche einen Hauptzug seines poetischen Charakters bildet. Dem Wunsche seiner Mutter gemäß entschied sich Hölderlin für das Studium der Theologie; er trat daher, 14 Jahre alt, in das Seminar zu Denkendorf ein, von wo er, da es in der Nähe seines Wohnorts liegt, öfters in die Arme der Seinigen eilte. Er versuchte sich schon damals in der Dichtkunst, ohne jedoch seine Studien zu vernachlässigen. Im Herbst 1786 wurde er in das entferntere Seminar Maulbronn versetzt, was den liebebedürftigen Jüngling veranlaßte, sich mehr als bisher an Altersgenossen zu schließen, und unter diesen war es besonders ein edler, strebender Jüngling, der Schreiber Nast in Leonberg bei Stuttgart, der seine ganze Liebe gewann, und mit dem er einen lebhaften Briefwechsel führte, in welchem die beiden Freunde Alles besprachen, was ihre Seele bewegte. Nebst ihrer Lectüre bildete namentlich Hölderlins erste Liebe zu einem tief frommen, lieblichen Mädchen den Stoff dieser Correspondenz. Daß unter diesen Umständen seine Neigung zur Poesie sich immer lebendiger entwickelte, bedarf kaum der Andeutung; seine Lieblingsdichter waren außer Klopstock und seinen Landsleuten Schubart und Schiller vorzüglich Ossian, der einen mächtigen Eindruck auf sein leicht erregbares Gemüth machte. Mit den besten Zeugnissen verließ er 1788 Maulbronn und bezog die Universität Tübingen, wo er in das theologische Seminar eintrat. Dort schloß er sich vornämlich an Neuffer und an Hegel, durch welche sowohl sein Hang zur Poesie, als seine Neigung zum philosophischen Nachdenken folgenreiche Nahrung fand. Hölderlin, Neuffer und ein Dritter, Magenau, der später ebenfalls als Dichter von Volkssagen und Legenden bekannt wurde, schlossen einen dichterischen Bund, in dessen Einrichtung Klopstocks Einfluß nicht zu verkennen ist, wie sie denn, gleich den Göttingern, ein Bundesbuch hatten, in welches an den „Aldermannstagen" Gedichte der Bundesglieder eingetragen wurden. Durch Neuffers Vermittelung trat Hölderlin zu Stäudlin in nähere Verbindung, an dessen „Musenalmanach" er auch fleißigen Antheil nahm. Nebst der Poesie war ihm die Musik Lieblingsbeschäftigung, und er brachte es in dieser Kunst zu solcher Meisterschaft, daß der berühmte blinde Flötenspieler Dülon, der sich damals in Tübingen aufhielt, und bei dem er Unterricht nahm, bald erklärte, es könne der Schüler von dem Lehrer Nichts mehr lernen. Die große Bewegung im Gebiete der Politik und der Philosophie, welche während Hölderlins Studienjahren der Welt eine neue Gestaltung zu geben versprach, erfaßte er mit dem ganzen Feuer seines lebhaften Geistes; er galt, wie Hegel, für einen Jacobiner, und er versenkte sich so ganz in das Studium der Kantischen Philosophie, daß einer seiner Freunde beim Erscheinen des „Hyperion" in demselben ein Buch im Kantischen System erwartete. Uebrigens studirte er auch die alte Philosophie mit großem Eifer, er las mit seinem Freunde Hegel den Plato und vertiefte sich überhaupt immer mehr in das Studium der Alten, an denen er seine republikanischen Ideen, seine Vaterlandsliebe und seine Liebe zur Natur kräftigte.

Nach Vollendung seiner Studien wurde er 1793 Erzieher bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen bei Meiningen; es war ihm diese Stelle durch die Vermittelung Schillers angeboten worden, der sich damals auf Besuch in Schwaben befand, und dessen persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte. Er fand dort freundlichen Empfang und vortreffliche Behandlung; die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm nicht nur seinen Beruf, sondern sie brachte ihn auch in Verbindung mit den berühmten Männern in Weimar und Jena. Seine freie Zeit benutzte er zur weiteren Ausarbeitung des „Hype-

rion" und zum eindringlicheren Studium der Kantischen Philosophie, in welcher er vorzüglich die ästhetische Idee verfolgte. Da er nach einiger Zeit sah, daß der Erfolg seiner Bemühungen als Lehrer und Erzieher bei der längeren Kränklichkeit des ihm anvertrauten Knaben seinen Erwartungen nicht entsprach, nahm er seine Entlassung und ging 1795 nach Jena, wo er zu Schiller, Fichte und Niethammer in engeres Verhältniß trat und auch W. v. Humboldt, Woltmann nebst Andern kennen lernte, wie er schon früher mit Göthe und Herder bekannt geworden war. Seine Verhältnisse erlaubten ihm jedoch nicht, länger in Jena zu verweilen, er mußte in die Heimat zurückkehren; aber der Gedanke, daß er die Männer habe verlassen müssen, von deren mächtiger Einwirkung er mit Recht so Großes für seine weitere Entwickelung gehofft hatte, stürzte ihn in Schwermuth, zu der er überhaupt geneigt war. Im Januar 1796 erhielt er den Ruf als Erzieher in einem angesehenen Haus zu Frankfurt a. M., wo er in so angenehme Verhältnisse eintrat, daß er sich ganz glücklich fühlte. Die Frau des Hauses, die mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und hohe Bildung vereinigte, machte den tiefsten Eindruck auf seine Phantasie und sein Herz, und wurde nun der Stern, der sein ganzes Leben fortan leitete. Sie ist es, die er in seinen Dichtungen unter dem Namen „Diotima" verherrlichte. Aber die Leidenschaft zu derselben ergriff ihn mit solcher Macht, daß er, um sich zu retten, im Sept. 1798 seine Stelle und Frankfurt ohne Abschied verließ. Er wandte sich zunächst nach Homburg zu seinem Jugendfreunde Sinclair, dem unter dem Namen Crisalin bekannten lyrischen und dramatischen Dichter; er fand bei ihm Trost und brüderliche Theilnahme, auch wirkte der Aufenthalt in Rastadt, wohin er seinen Freund begleitete, der zum Congreß geschickt worden war, erheiternd auf ihn. Doch war dies nur vorübergehend, und als er nach Homburg zurückkam, versank er immer tiefer in düstere Schwermuth, die weder die Theilnahme seiner Freunde, noch die Beschäftigung mit der Poesie mildern konnte, die vielmehr dadurch noch Nahrung erhielt, daß sich ihm keine Aussicht für eine sorgenfreie Zukunft zeigte. Im Sommer 1800 kehrte er in die Heimat zurück; am Ende des nämlichen Jahres nahm er eine Stelle als Hofmeister in der Nähe von Constanz an, weil er von einem Aufenthalte in der Schweiz Milderung seines Zustandes hoffte; doch blieb er auch dort nur kurze Zeit. Die Nothwendigkeit, sich Subsistenzmittel zu verschaffen, bewog ihn, eine vortheilhafte Stelle in Bordeaux anzunehmen, wohin er Ende 1801 abreiste. Aber nachdem er längere Zeit Nichts mehr von sich hatte hören lassen, erschien er plötzlich bei den Seinigen im tiefsten Irrsinn, in welchem er durch ganz Frankreich während der größten Hitze zu Fuß gewandert war. Wahrscheinlich hatte ihn die Nachricht von der gefährlichen Krankheit und dem bald darauf erfolgten Tod seiner geliebten Diotima in diesen Zustand versetzt. Er blieb nun im mütterlichen Hause, wo er bei der liebevollsten Pflege allmählich ruhiger wurde und selbst zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, zurückkehrte, indem er bald Selbstständiges dichtete, bald aus dem Griechischen übersetzte, so den Pindar und den Sophokles, von dem zwei Bändchen 1804 im Druck erschienen. Im J. 1804 schien er so weit hergestellt, daß man sich der Hoffnung hingab, er würde die ihm vom Landgrafen von Homburg angebotene Stelle eines Bibliothekars versehen können, auch reiste er mit seinem Freunde Sinclair, der ihn abgeholt hatte, nach Homburg, und Anfangs schien Alles auf das Beste zu gehen, aber die Hoffnung, ihn ganz genesen zu sehen, verschwand von Tag zu Tag mehr und sein Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß man sich gezwungen sah, ihn von Homburg zu entfernen. Nach einem mißlungenen Versuch, ihn in Tübingen heilen zu lassen, brachte man ihn zu einem wackern Tischlermeister, Namens Zimmer, in dessen Haus er bei der verständigsten Pflege bis zu seinem Tode blieb, immer mit Dichten und seinen geliebten Griechen beschäftigt. Auch wurde er oft von seinen Freunden besucht, so von Conz und Hauff; am theilnehmendsten bezeigte sich der jüngere Waiblinger, der fünf Jahre lang ihn beinahe täglich besuchte und oft mit ihm spazieren ging; denn auch jetzt noch hatte der Unglückliche Sinn für die Schönheiten der Natur. Er starb den 7. Juni 1843 im 74. Jahre seines Alters.

Wir haben bei Betrachtung von Hölderlins lyrischen Dichtungen vor Allem diejenigen auszuscheiden, welche er in seinem unglücklichen Zustande verfaßte, denn wenn uns auch in einzelnen nicht wenig Treffliches entgegentritt, manche Stellen sogar an Tiefe und ächt poetischer Genialität dem Höchsten beizuzählen sind, was er je gedichtet, so sind es doch nur Lichtblicke, die zwar um so mächtiger ergreifen, als sie mitten unter dunklen und verworrenen Gedanken stehen, aber eben deshalb auch diese nur desto greller hervortreten lassen. Auch seine Jugendgedichte bis zu Anfang der neunziger Jahre dürfen wir nur in so weit betrachten, als sie uns den Gang seiner Entwickelung verständlich machen. Wenn auch jedes derselben den werdenden Dichter erkennen läßt und wir in ihnen bei näherer Betrachtung die Keime wahrnehmen, aus denen sich die spätere so reiche Blüthe entfaltete, so sind sie doch nur als Studien zu betrachten, und zwar um so mehr, als sie recht eigentlich nur Nachbildungen derjenigen Meister sind, an denen sich sein Talent heranzog. Zuerst war es Klopstock, dem er in Form und Inhalt nachzustreben suchte, und manche Gedichte aus jener Zeit, wie die Oden „Männerjubel", „Keppler", erinnern lebhaft an jenen Dichter, ja selbst noch „Die Herbstfeier" bietet viele Anklänge an denselben dar, wenn auch nicht in der Form und Sprache, die schon weit natürlicher und gebildeter ist, doch in den einzelnen Gedanken, unter welchen wir manche wiederfinden, die wir aus Klopstocks Oden, so namentlich aus dessen „Kaiser Heinrich" kennen. Später wurde Schiller sein Vorbild, und er versenkte sich so ganz in den von ihm bewunderten Dichter, daß er sich dessen Sprache und Anschauungsweise bis zur vollkommensten Täuschung aneignete. In dem „Lied der Freundschaft" klingt uns eine Variation des „Liedes an die Freude" an, die Ode „Griechenland" (1) tönt uns eine weitere Entwickelung von Schillers „Göttern Griechenlands" entgegen; denn wie dieser das künstlerische Leben der Hellenen und ihre naive Hingebung an die Natur dem prosaischen, kalt berech-

nenden Verstand der neuen Zeit entgegensetzte, so preist Hölderlin die Blüthezeit Griechenlands, wo der Mensch ganz Mensch war und jedes Gefühl, jedes Talent, jede Kraft sich frei und naturgemäß entwickeln konnte, weil Alles Stoff und Nahrung fand. In ähnlicher Weise sind die schönen Hymnen „Dem Genius der Kühnheit" und „An die Natur" gedacht und ausgeführt. Diese Anlehnung zuerst an Klopstock und dann an Schiller bezeichnet aber schon das Grundwesen Hölderlins; es war nicht bloß ihre Bedeutsamkeit als Dichter, die ihn anzog, es war zunächst die edle, hohe sittliche Natur, die ihn für sie begeisterte, es waren die erhabenen Ideen, die er bei ihnen fand und die auch sein ganzes Herz erfüllten, es war endlich die Hinweisung auf die Griechen, von denen Klopstock die schönen Formen in die deutsche Kunst zu verpflanzen, deren künstlerischen Sinn Schiller wieder zu erwecken suchte. Und wie ihm Anfangs das Formelle als das Bedeutendste erschien, später bei schon gereifterem Geist die Idee, die er im Hellenenthum ausgesprochen fand, ihn mit aller Gewalt erfaßte, und er, gleich Schiller, die ihn erfüllende Sehnsucht nach der schönen Vergangenheit darzustellen suchte, so war es auch naturgemäß, daß seine frühesten Gedichte in antiken Versmaßen, die nachfolgenden in modernen, Schiller nachgebildeten Strophen gedichtet waren, die sich bei ihrer vorwiegend musikalischen Natur so ganz zur Darstellung wehmüthiger Gefühle eigneten. Erst als er zur Selbstständigkeit gelangte, kehrte er beinahe ausschließlich zu den antiken Versmaßen zurück, die er mit einer bis dahin unbekannten Meisterschaft zu behandeln wußte, so daß erst aus seinen Dichtungen die Sicherheit hervorging, daß die deutsche Sprache sich jene schöne Formen als vollstes Eigenthum aneignen könne. Denn ob er gleich seine Versmaße nach den strengsten Gesetzen bildete, ja die Reinheit der Form weit mehr bewahrte, als Klopstock, und wenigstens eben so sehr, als Voß, so flossen sie doch so leicht, so sicher dahin, sie schmiegten sich so trefflich den bald hohen und gewaltigen, bald sanften und anmuthigen Gedanken und Darstellungen an, und diese waren so ganz im griechischen Geiste gehalten, daß weder die herbe Steifheit Klopstocks oder Vossens verletzte, noch die modernen Anklänge Hölty's heraustönten.

Für die richtige Auffassung von Hölderlins Dichtungen, sowie zur vollkommenen Erklärung seines unglücklichen Schicksals ist es nöthig, sich an den Gang seiner Bildung zu erinnern. Auch er war, wie Schiller, durch den klösterlichen Zwang, dem er sich in den Seminarien unterwerfen mußte, mit der Wirklichkeit in Widerspruch gerathen: nur war der Zwang, der ihn fesselte, nicht so gewaltig, nicht so in das Innerste seines Wesens eingreifend, als der, welcher Schillers Leben vernichtet haben würde, wenn er sich ihm nicht entrissen hätte. Aber das war eben sein Unglück. Weil er sich nicht veranlaßt sah, seine ganze Kraft gegen das, was ihn niederbeugte, zu sammeln und sich mit einemmale von dem ihn beengenden Joch zu befreien, verschloß er den Schmerz in sich, der an seiner Thatkraft zehrte und ihn eines festen Widerstandes unfähig machte. „Ach," schreibt er seinem Freunde Neuffer, „die Welt hat meinen Geist von Jugend an in sich zurückgescheucht; daran leid' ich noch immer." In diesen Worten liegt das ganze Räthsel seines unglücklichen Schicksals, die ganze Erklärung seiner Dichtungen, in denen sich der immer mehr zunehmende Widerspruch zwischen dem aussprach, was ihm als Ideal vorschwebte, und dem, was ihm die Welt darbot. Nur selten tönt uns Lebensfreudigkeit aus seinen Gedichten entgegen, und selbst dann, wenn er einen höheren Muth zu entfalten scheint, fühlt er, daß er als Opfer seines Dichterberufs untergehen müsse (4), und es ist das herrliche Gedicht „Der blinde Sänger" (3) gleichsam ein Prophetenwort, in welchem er seinen künftigen Zustand ahnt und schildert. Es war nicht bloß seine Liebe zu Diotima, die er in wunderbar schönen Tönen besingt (2), es war gewiß auch die Trostlosigkeit der politischen Zustände seines Vaterlands, das er mit aller Kraft seiner Seele liebte (12), die seinen Sinn zerrütteten. Er, der das griechische Leben in seiner mannigfaltigsten Erscheinung kannte, der zur Ueberzeugung gelangt war, daß das griechische Volk zum großen Theil nur deswegen jene hohe Blüthe errungen hatte, durch die es noch nach Jahrtausenden zum Lehrer der Menschheit berufen ist, weil es im Sonnenlichte der Freiheit gereift war (1), er, der in der mächtigen Erhebung Frankreichs die Thatkraft bewunderte, durch welche sich das lang geknechtete Volk die Freiheit zu erringen suchte, er mußte von dem heftigsten Schmerz ergriffen werden, wenn er sah, wie sein eigenes Volk die innere Tüchtigkeit nicht zur Erscheinung zu bringen vermochte, wie es über den Büchern alle Thatkraft verlor (10). Die Hoffnungslosigkeit, die sich seiner bemeisterte, die Ueberzeugung, daß das deutsche Volk, das ihm berufen zu sein schien, die Griechen fortzusetzen, sich nie aus der Dumpfheit erheben würde, in die es versunken war, mußte ihn nicht bloß mit Bitterkeit durchdringen, ihn sogar zur ungerechtesten Verkennung seiner Nation führen, sie mußte, eben weil seine Liebe zu ihr sein ganzes Sein erfüllte, dieses selbst zerstören. Oft versuchte er, sich an die Erinnerung an die schöne Zeit der Griechen festzuklammern; aber sie erinnerte ihn nur desto mächtiger an die traurige Gegenwart, und es brach, wie im „Archipelagus", einer seiner trefflichsten Schöpfungen, die wir leider ihres zu großen Umfangs wegen nicht mittheilen konnten, der Schmerz nur um so gewaltiger hervor.

„Aber ach! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. An's eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret Jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen."

Schiller hatte den jungen Dichter vor dem Erbfehler so vieler deutschen Dichter gewarnt, „vor der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt" (Hölderlins Werke 2, 140); Hölderlin beachtete den Wink, und wie er schon sein Gedicht „Diotima" (2), auf welches sich jene Bemerkung zunächst bezog, umarbeitete und durch bedeutende Verkürzungen es zu einem „schönen Gedichte" machte, so

neigte er sich später überhaupt zur Kürze, woran übrigens das tief eindringende Studium der Griechen nicht wenig Antheil hatte, und zum Theil mag auch der Grund, den er selbst in einem schönen Gedichte angibt (11), dazu beigetragen haben. In zwei, drei Strophen, oft nur in einer (5—11), sprach er den edelsten Gedanken eben so vollendet als einfach aus, und es gehören gerade diese kleinen Gedichte zu seinen besten. Doch auch die größeren aus seiner Blüthezeit verfallen nicht in Weitschweifigkeit, selbst in den längsten, wie im „Archipelagus", tritt jene gedrängte Kürze sichtlich hervor, denn ihr größerer Umfang hat seinen Grund nur in dem Reichthum der Gedanken und ihrer ächt poetischen Entfaltung. Ueberhaupt ist Hölderlin, wie der Herausgeber seiner Werke (2 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1846), Christoph Theod. Schwab, sehr treffend sagt, „nicht bloß groß durch die Stärke und die Begeisterung der ersten Composition, die Beharrlichkeit und die gediegene Ruhe in der Ausführung war bei ihm eben so bewundernswürdig. Er konnte ein Gedicht, das fertig und vollkommen schien, durch drei- und vierfache Ueberarbeitung und Umgestaltung verschönern, bis es endlich, ohne daß irgend eine Ueberkünstelung darin war, sein feines Gefühl gänzlich befriedigte". Dieser Fleiß macht ihn vorzüglich zu einem unserer größten Lyriker; noch manche Andere stehen ihm an Tiefe der Empfindung, an Reichthum der Gedanken und der Bilder, an Adel der Gesinnung, an Schönheit der Sprache, Wenige aber an der künstlerischen Abrundung gleich, die, den Gedanken, wie die Darstellung erfassend, jene wunderbare Klarheit erzeugt, die ihn vor den meisten Lyrikern so vortheilhaft auszeichnet und die um so großartiger wirkt, als sie weder den Schwung seiner reichen Phantasie hemmt, noch die Tiefe seiner Gedanken und Empfindungen verdeckt.

1. Griechenland.

An St.

1. Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Jlissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf;

2. Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluthen der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand;
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

3. Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen —
Marathons Heroen sängst du mir,
Und die schönste der Begeisterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt, vom Lorberzweig umspielt,
Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die so karg der Hauch der Freude kühlt.

4. Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühltest du die Flucht der Jahre nicht!
Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend süße Lust.

5. Hätte doch von diesen goldnen Jahren
Einen Theil das Schicksal dir bescheert;
Diese reizenden Athener waren
Deines glühenden Gesangs so werth;
Hingelehnt am frohen Saitenspiele
Bei der süßen Chiertraube Blut,
Hättest du vom stürmischen Gewühle
Der Agora glühend ausgeruht.

6. Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umsonst dein Element.

7. Attika, die Riesin, ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruh'n,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun;
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Jlissus heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüste sie.

8. Mich verlangt in's beßre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sey die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

2. Diotima.

1. Leuchtest du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und sprossen mir
Des Gesanges Blumen wieder
Liebeathmend auf zu Dir?
Wie so anders ist's geworden!
Manches, was ich traurig mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied,
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
Seit ich sie, die Eine, fand.

2. Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Wie entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe, lag;
Da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuselte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! Dein Hauch mich an.

3. Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Todten stummes Reich:
Wünscht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

4. Nun! ich habe Dich gefunden,
Schöner als ich ahnend sah,
Hoffend in den Feierstunden,
Holde Muse! bist Du da;
Von den Himmlischen dort oben,
Wo hinauf die Freundschaft flieht,
Wo, des Alters überhoben,
Immer heitre Schöne blüht,
Scheinst Du mir herabgestiegen,
Götterbotin! weiltest Du
Nun im gütigen Genügen
Bei dem Sänger immerzu!

5. Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechselt hier
Vor dem stillen Götterbilde
Wunderbar im Busen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab ich oft beschämt, besiegt,
Sie zu fassen schon gerungen,
Die mein Kühnstes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,
Hab' ich stolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig sie erscheint.

6. Ach! an Deine stille Schöne,
Heilig holdes Angesicht!
Herz! an Deine Himmelstöne
Ist gewöhnt das meine nicht;
Aber Deine Melodieen
Heitern mählig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich selbst ein Andrer bin!
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich zu Deiner hohen Ruh'?
So zu Licht und Luft geboren,
Göttlich Glückliche! wie Du?

7. Wie Dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majestät
Ueber seinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die kühle Tiefe blaut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und still hinunterschaut:
So will ich aus Götterhöhen,
Neu geweiht in schön'rem Glück,
Froh zu singen und zu sehen
Nun zu Sterblichen zurück.

3. Der blinde Sänger.

1. Wo bist Du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist Du, Licht?
Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

2. Sonst lauscht' ich um die Dämm'rung gern, sonst harrt'
Ich gerne Dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, du Holdes! Deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst Du,

3. Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in Deiner Schöne, wo bist Du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

4. Mir grünten sonst die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angesicht der
Lieben, und leuchtete mir, und droben

5. Und um die Wälder sah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun sitz' ich still allein, von einer
Stunde zur anderen, und Gestalten

6. Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft,
Zur eignen Freude, nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

7. Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt, und der Boden
Unter ihm dröhnt, und der Berg es nachhallt.

8. Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

9. Ihr, meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, so geleit' ich
Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.

10. Wohin? wohin? ich höre Dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endest Du? und was, was ist es
Ueber den Wolken? und o wie wird mir!

11. Tag! Tag! Du über stürzenden Wolken! sey
Willkommen mir! es blühet mein Auge Dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geistiger rinnst Du nieder,

12. Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und Du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und Du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einst, o nahet,

13. O kommt, daß euer, euer die Freude sey,
Ihr alle! daß euch segne der Sehende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

4. Dichtermuth.

1. Sind denn Dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze Dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!

2. Was geschiehet, es sey alles gesegnet Dir,
Sey zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin Du sollst?

3. Denn, wie still am Gestad, oder in silberner
Fernhintönender Flut, oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

4. Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig, und Jedem hold,
Jedem trauend, wie sängen
Sonst wir jedem den eignen Gott?

5. Wenn die Woge denn auch Einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunter zieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

6. Freudig starb er und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Oefters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

7. Wenn des Abends vorbei Einer der Unsern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.

5. An unsere Dichter.

1. Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

2. O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben, singt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

6. Sonnenuntergang.

1. Wo bist Du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller Deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

2. Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönen rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

7. Menschenbeifall.

1. Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder
Wortereicher und leerer war?

2. Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

8. Stimme des Volks.

1. Du seyest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja und ich sag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert,
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

2. Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

9. Ehmals und Jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

10. An die Deutschen.

1. Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch' und Sporn,
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seyd
Thatenarm und gedankenvoll.

2. Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

11. Die Kürze.

1. „Warum bist Du so kurz? Liebst Du, wie vormals, denn
Nun nicht mehr den Gesang? Fand'st Du als Jüngling doch
In den Tagen der Hoffnung,
Wenn Du sangest, das Ende nie?"

2. Wie mein Glück ist mein Lied. — Willst Du im Abendroth
Froh Dich baden? Hinweg ist's und die Erd' ist kalt,
Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge Dir.

12. Der Neckar.

1. In Deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, Deine Wellen umspielten mich,
Und all' der holden Hügel, die Dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

2. Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

3. Der Berge Quellen eilten hinab zu Dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und Du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

4. Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

5. Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

6. Und ihrer Gottesbilder auch Dich begräbt:
Denn lang schon einsam stehst Du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

7. Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

8. Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

9. Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

13. Die Heimath.

1. Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid geerntet.

2. Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

3. Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

4. Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

5. Ihr Treugeblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

6. Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

14. Achill.

Herrlicher Göttersohn! da Du die Geliebte verloren,
Giengst Du an's Meergestad, weintest hinaus in die Fluth,
Weheklagend hinab verlangt in den heiligen Abgrund,
In die Stille Dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm
Fern, tief unter den Wogen, in friedlicher Grotte die schöne
Thetis wohnt, die Dich schützte, die Göttin des Meers.
Mutter war dem Jünglinge sie, die mächtige Göttin,
Hatte den Knaben einst liebend am Felsengestad
Seiner Insel gesäugt, mit dem kräftigen Liede der Welle
Und im stärkenden Bad ihn zum Heroen gemacht.
Und die Mutter vernahm die Weheklage des Jünglings,
Stieg vom Grunde der See traurend, wie Wölkchen, herauf,
Stillte mit zärtlichem Umfangen die Schmerzen des Lieblings,
Und er hörte, wie sie schmeichelnd zu helfen versprach.
Göttersohn! o wär' ich, wie Du, so könnt' ich vertraulich
Einem der Himmlischen klagen mein heimliches Leid.
Sehen soll ich es nicht, soll tragen die Schmach, als gehört' ich
Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen gedenkt.
Gute Götter! doch hört ihr jegliches Flehen der Menschen,
Ach! und innig und fromm liebt' ich Dich, heiliges Licht,
Seit ich lebe, Dich Erd' und Deine Quellen und Wälder,
Vater Aether und Dich fühlte zu sehnend und rein
Dieses Herz — o sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einsamen auf.

15. An den Aether.

Treu und freundlich, wie Du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest Du zärtlich mich an, und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber Du nährest sie all' mit Deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus Deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen Dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach Dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht Dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach Dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er Dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;
Daß er belebt von Dir in Deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu Dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu Dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt

In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar, durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath,
Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in Deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeresfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspült die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! Denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo Du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst Du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

August Wilhelm von Schlegel.

So wenig die romantische Schule als solche und durch ihre dichterischen Leistungen die deutsche Poesie gefördert, so nachtheilig sie sogar in mannigfacher Beziehung auf die Entwickelung der Literatur, ja selbst auf die Zustände des Volks gewirkt hat, so zählt sie doch manche Männer in ihrer Mitte, denen wir, sei es wegen ihres Talents, sei es wegen ihres besondern zum Theil fördernden und heilsamen Einflusses auf die Literatur die höchste Anerkennung nicht versagen können. Denn wenn wir bei früheren Dichterschulen, wie z. B. bei der sächsischen, mehr die Absicht, als die Leistungen, mehr die Grundsätze, als das Talent ehren müssen, so verdienen die Romantiker im Allgemeinen unsere Anerkennung mehr wegen ihres Talents, als wegen ihrer ästhetischen Ansichten, und wir werden sogar Gelegenheit haben, zu bemerken, daß jenes nicht selten durch diese beeinträchtigt wurde. Diese Bemerkungen beziehen sich allerdings am wenigsten auf den Mann, den wir jetzt zu besprechen haben, allein abgesehen davon, daß sie zum Theil auch auf ihn ihre Anwendung finden, glaubten wir, sie hier am zweckmäßigsten voranschicken zu können, weil mit A. W. Schlegel die Reihe der Dichter beginnt, welche die romantische Schule bilden.



August Wilhelm von Schlegel, der Sohn des Lyrikers Joh. Adolf (II, 493) und der Neffe des Dramatikers Johann Elias Schlegel (II, 623), wurde am 8. Sept. 1767 zu Hannover geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung theils im väterlichen Hause, theils auf der Schule seiner Vaterstadt, und zeigte sich schon früh als sehr begabt, besonders erregten seine dichterischen Versuche durch die Leichtigkeit, mit welcher er Reim und Versbau behandelte, bei Allen, die ihm näher standen, große Bewunderung. Gründlich vorbereitet, besonders mit sehr tüchtigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, bezog er die Universität Göttingen, um sich der Theologie zu widmen; doch wendete er sich bald ausschließlich zur Philologie, und wurde einer der bedeutendsten Schüler des großen Heyne, der ihn sogar an seinen eigenen Arbeiten bethätigte. In Göttingen wurde er mit Bürger bekannt, der sich bald eng an ihn anschloß. Nach vollendeten Studien wurde er Hauslehrer in Amsterdam, wo er drei Jahre verweilte; hierauf begab er sich nach Jena, welches damals in seiner höchsten Blüthe stand. Sein Talent brachte ihn mit den bedeutendsten Männern in Verbindung; er nahm regen Antheil an Schillers „Horen“ und „Musenalmanachen“ und wurde einer der fleißigsten und einflußreichsten Mitarbeiter an der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung“. Zugleich hielt er ästhetische Vorlesungen und wurde im J. 1798 zum Professor ernannt. In demselben Jahre begründete er mit seinem Bruder das „Athenäum“ (3 Bde. 1798—1800), durch welches die neue Schule angekündigt und begründet wurde, und das sich namentlich durch die gediegene Bekämpfung der vorzüglich von Kotzebue repräsentirten gemeinen Richtung der Poesie große Verdienste erwarb. Nachdem er sich 1802 nach kurzer Ehe von seiner Frau, der Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, getrennt hatte, ging er nach Berlin, wo er Vorlesungen über Li-

teratur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt. Dort wurde er auch mit Frau von Staël bekannt, welche er seit 1805 begleitete und mit der er abwechselnd in Italien und Frankreich, in Wien und Stockholm, oder auf ihrem Landsitze Coppet am Genfersee lebte. Doch unterbrachen diese Reisen seine Thätigkeit nicht; in Paris schrieb er 1807 in französischer Sprache eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche bei den französischen Gelehrten großes Aufsehen erregte; im J. 1808 hielt er zu Wien seine bekannten „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“; im J. 1811 besorgte er eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, und nahm im folgenden Jahre Antheil an dem „Deutschen Museum“ seines Bruders, in welchem er unter Andern seine Untersuchungen über das Nibelungenlied mittheilte, durch welches er sich großes Verdienst um die ältere deutsche Literatur erwarb. Als im J. 1813 nebst den Russen auch die Schweden im allgemeinen Kampf gegen Napoleon in Deutschland waren, ernannte ihn der Kronprinz von Schweden, der ihn schon 1809 in Stockholm hatte kennen lernen und durch dessen Einfluß er den Titel eines schwedischen Legationsraths erhalten hatte, zu seinem Secretär, als welcher er ihn in seinen Feldzügen begleitete. Seine Thätigkeit in diesem Verhältniß erwarb ihm unter andern Auszeichnungen auch die, daß er geadelt wurde. Nach dem Kriege ging er wieder nach Coppet zur Frau von Staël, bei welcher er bis zu ihrem Tode verblieb. Im J. 1818 wurde er als Professor der Kunstgeschichte und Literatur an die Hochschule zu Bonn berufen; aber er wendete dort seine Thätigkeit vorzüglich dem Studium der indischen Sprache und Literatur zu, das er schon in Paris begonnen hatte, und erwarb sich durch seine „Indische Bibliothek“ durch eine Reihe gelungener Uebersetzungen aus dem Sanskrit u. A. m. nicht geringe Verdienste. Eine zweite Ehe, die er im J. 1819 schloß, war nicht glücklicher, als die erste; auch sie wurde bald wieder getrennt. Im J. 1827 reiste er nach Berlin, wo er Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste hielt. In den letzten Jahren seines Lebens sank das Ansehen, welches er lange Zeit behauptet, immer mehr, woran seine übergroße Eitelkeit und die Ueberschätzung seines Talents und seiner Wirksamkeit großen Antheil hatte, da er sich durch dieselbe zu manchen falschen Tritten, wie z. B. zu den rohen Epigrammen gegen Schiller verleiten ließ. Er starb am 12. Mai 1845.

A. W. Schlegel erscheint unter den Chorführern der romantischen Schule nur in der zweiten Reihe; er steht nicht nur seinem Bruder, noch mehr seinen Freunden Tieck und Hardenberg an poetischem Talente nach, er ist auch weit weniger reich an Ideen, als jene, deren Ansichten von der Kunst die seinigen bestimmten und leiteten. Es fehlte ihm als Dichter und als Kritiker an Productivität, dagegen besaß er die Gabe, sich das Fremde anzueignen und es zu reproduciren, in einem seltenen Grade. Wenn er uns hiebei aber auch an Herder erinnert, so bemerken wir doch sogleich einen mächtigen, höchst wesentlichen Unterschied zwischen beiden Männern. Die Reproductionskraft war bei Herder beinahe ausschließlich auf den Inhalt, auf das Wesen der fremden Vorbilder gerichtet, während ihm die Form nur untergeordnet erschien; bei Schlegel finden wir gerade das umgekehrte Verhältniß: er sucht durch das vollste Anschmiegen an die Form seine Vorbilder wiederzugeben, ohne daß er jedoch in die Abwege gerathen wäre, welche Vossens späteren Uebersetzungen, ja schon den früheren einen so steifen, fremdartigen Charakter aufprägen. Schlegel verlor nämlich die Anforderungen der Muttersprache niemals aus den Augen, vielmehr suchte er sie von dem fremden Einfluß möglichst frei zu erhalten, und sie durch geschickte Behandlung, sowie durch tieferes Erfassen ihrer Eigenthümlichkeit zu der höchst möglichsten Bildsamkeit zu heben, damit sie fähig werde, das Fremde zu ihrem vollen Eigenthum zu machen. Und dies gelingt ihm in wunderbarer Weise: in allen seinen Uebersetzungen, die wir schon oben erwähnt haben (S. 9), tönt uns nichts Fremdes, nichts Gesuchtes und Ungezwungenes entgegen; Shakspeare, Calderon, Dante, Petrarca, mit einem Worte alle die großen Dichter, die er uns in Uebertragungen vorführt, sprechen durch seinen Mund so, wie sie ohne Zweifel würden gesprochen haben, wenn sie in deutscher Sprache geschrieben hätten. Daß er aber in seinen Uebersetzungen nur die Form im Auge hatte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er die Stellen, welche im Original selbst dunkel waren, so übertrug, daß diese Dunkelheit auch in der Uebertragung verblieb, und er sich keineswegs bemühte, den Sinn, den er doch selbst damit verbinden mußte, hervortreten zu lassen. Aber er wurde gerade dadurch, daß er diesen Weg einschlug, höchst bedeutend und einflußreich; die Sprache gewann durch ihn eine außerordentliche Bildsamkeit, und weil er außer dem Shakspeare vorzugsweise südliche Dichter übersetzte, und deren äußere Erscheinung mit eben so viel Glück als Kunst wiedergab, so bereicherte er die heimatliche Poesie nicht nur mit einer Anzahl von neuen metrischen Formen, es gelang ihm auch, die Eigenthümlichkeiten, welche die südlichen Sprachen charakterisiren, die leichte Bewegung, den Reichthum an Reimen, den anmuthigen Versbau, den Wohllaut in der deutschen Sprache in reicher Fülle zu entfalten. Allerdings war ihm Göthe in allen diesen Punkten vorangegangen, aber weil sich bei diesem Meister Inhalt und Form so lebendig durchdringen, war die formelle Größe weniger begriffen worden; A. W. Schlegel brachte die kunstmäßige Behandlung der Sprache eben deshalb zum allgemeinen Bewußtsein, weil sie bei ihm so abgeschlossen und einseitig hervortrat.

Auch seine eigenen Dichtungen haben nur diesen formellen Werth, sie haben ihn aber in so ausgezeichnetem Grade, daß man sich durch ihn leicht über ihre innere Bedeutsamkeit täuschen läßt. Und dies gilt von seinen lyrischen Poesien, wie von seinen Balladen und Romanzen. Alle sind formell als vollendete Kunstwerke zu bewundern, alle sind reich an musikalischer Wirkung, alle von einer reizenden Pracht der Sprache und Versification und einer überraschenden Correctheit der Form; allein es fehlt auch allen wahrhaft poetisches Leben. Er fühlte dieses selbst, und es ist das Geständniß, das ihm einst entging, um so bedeutungsvoller, als er bekanntlich keine geringe Meinung von seinem Talente hatte *). „Ich weiß gar wohl,“ schrieb er

*) Man vergleiche das Sonett, das er auf sich selbst

im März 1806 an seinen Freund Fouqué, „daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen meiner Gedichte, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder („Neoptolemus an Diokles“) und das „Todtenopfer“. Auch von der Elegie über „Rom“ (8) hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und gewissermaßen nachsichtbaren Gegenstandes erfüllt war“ (Werke 8, 146). So richtig dieses Urtheil im Ganzen ist, so wenig können wir es jedoch rücksichtlich der angeführten Dichtungen unterschreiben, deren Werth doch auch vorzugsweise in der Form beruht, während ihr Inhalt keineswegs befriedigt. Im Allgemeinen darf behauptet werden, daß Schlegels Gedichte weder eigenthümliche und neue, noch bedeutende Ideen enthalten, oder daß, wenn dies doch der Fall ist, er die besten Gedanken entlehnt hat. Zudem fehlt es ihm an Gemüth und an Tiefe der Empfindung, so daß selbst da eine gewisse Kälte durchbricht, wo er auf das Gefühl wirken will, so z. B. in dem von ihm belobten „Todtenopfer“, auf dessen ersten Abschnitt „Sinnesänderung“ das übermüthige Wort seines Bruders Friedrich über Lessings „Nathan“ vollkommen anzuwenden ist*). Und so bedeutend er in der künstlerischen Behandlung der Sprache und der metrischen Formen ist, so tief steht er in der künstlerischen Behandlung des Stoffs. Es fehlt ihm so ganz an aller Phantasie, daß er denselben nie oder höchst selten poetisch zu entfalten vermag; er versteht nicht, das Bedeutsame hervorzuheben, das Untergeordnete zurücktreten zu lassen, Alles wird mit derselben Ausführlichkeit und Pracht der Darstellung behandelt. Der größte Mangel seiner Dichtungen liegt aber darin, daß er den Stoff, welcher Art er auch sei, nicht anzuordnen versteht, weshalb ihm derselbe schon ausgeht, ehe das Gedicht vollendet ist, so daß er dasselbe durch gedanken- und inhaltsleere Zuthaten ausfüllen muß, was ihm selbst in Sonetten begegnet, so beschränkt deren Umfang auch ist; so in „Gesang und Kuß“ (6).

Der eigentlichen Lieder oder liederartigen Gedichte hat A. W. Schlegel wenig verfaßt, er mußte selbst fühlen, daß es ihm hiezu an reicher poetischer Anschauung und Tiefe der Empfindung fehle. Und unter den wenigen, die er gedichtet, sind nur wenige erfreulich, wie das „Abendlied an die Entfernte“ oder das wirklich schöne Gedicht „In der Fremde“ (2). Freilich bewegen sich diese nur in einfachen, wir möchten sagen nothwendigen Gedanken. Wenn er sich aber höher schwingen und z. B die Natur in der Weise seines Freundes Tieck auffassen will, wie in den „Lebensmelodien“, da wird er matt, prosaisch und gesucht. Seine Bedeutsamkeit und seine glücklichste Wirksamkeit beruht beinahe ausschließlich, wie schon gesagt, in der Nachbildung fremder Formen, der antiken, wie der modernen. Es ist kein geringes Verdienst, daß er mit zuerst die wahre Natur der Elegie erkannt und, Göthe nachstrebend, einige im Sinn des Alterthums dichtete, wodurch er nicht wenig beitrug, die Göthe'schen Meisterwerke in dieser Gattung zum Verständniß zu bringen, wie er es auch auf dem Wege der Kritik unternahm. Allein so bewundernswerth seine Behandlung des antiken Rhythmus ist, namentlich in der Elegie „Rom“ (8), so hat er, wie immer, so auch in diesen Gedichten, den Stoff nicht zu beherrschen verstanden; sie spinnen sich zu allzugroßer Länge aus, und so bemerkt schon Schiller von der Elegie „Die Kunst der Griechen“, daß er sie in mehrere hätte trennen sollen, um die Theilnahme und die Uebersicht zu erleichtern.

Unter den südlichen Formen hat er vorzüglich das Sonett mit Meisterschaft behandelt, das durch ihn und seine Freunde der deutschen Poesie gewonnen wurde, und es sind namentlich diejenigen auszuzeichnen, in welchen er bedeutende Dichter charakterisirt, wie im „Boccaccio“ (5) oder Gemälde aus der biblischen Geschichte entwirft, wie in der „Heiligen Familie“ (4), oder endlich selbst Kunstwerke schildert, wie im „Dom zu Mailand“ (7). Nicht weniger gelang ihm die Behandlung der italienischen Stanze, in welcher er einige seiner gelungensten Gedichte geschrieben, wie der durch meisterhafte Behandlung des Reims ausgezeichnete „Bund der Kirche mit den Künsten“ und die „Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia“ (1), in welcher ihm die schwere Aufgabe, ein Dichtungswerk poetisch zu schildern, vollkommen gelungen wäre, wenn die letzte matte Strophe den Eindruck der vorhergehenden nicht allzusehr schwächte.

In den übrigen südlichen Formen dichtete er nur Einzelnes, aber auch dieses mit Meisterschaft. Sein erster Versuch in der Behandlung der Terzine, die er zuerst in der Uebersetzung mehrerer Abschnitte aus dem Dante einführte, war zwar unvollkommen, indem er die mittlere Zeile reimlos ließ; doch zeigte er in dem spätern Gedicht „Prometheus“, daß er diese Form auch in ihrer ganzen Fülle und Schönheit nachzubilden verstehe. Eben so vortrefflich war er in der Canzone („An Novalis“), in den Glossen („Die Sprache der Liebe“), in der Sestine, im Triolet u. s. w.

1. Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia.

1. Nimm dieß Gedicht, gewebt aus Lieb' und Leiden,
Und drück' es sanft an deine zarte Brust.
Was dich erschüttert, regt sich in uns beiden,
Was du nicht sagst, es ist mir doch bewußt.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden:
Sie kannten ja des Daseins höchste Lust.
Laß süß und bitter denn uns Thränen mischen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfrischen.

2. Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben·
Dieß flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!
Sie tappen, auch bei ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen selbst sich kaum.
Das Schicksal mag sie drücken oder heben:
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenstaub beflügeln,
Nur sie allein der Himmel Thor entsiegeln.

3. Und ach! sie selbst, die Königin der Seelen,
Wie oft erfährt sie des Geschickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen,
Ist Haß und Stolz verschworen und bereit.
Sie müssen schlau die Augenblicke stehlen,
Und wachsam lauschen in der Trunkenheit.

gedichtet (3), in welchem sich nicht sowohl unwillkürlich hervordringendes Selbstgefühl, als vielmehr übermäßige Eitelkeit ausspricht.

*) „Nathan, den ich frierend bewundre und bei dem ich bewundernd friere.“

Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangst und Götterwonne zittern.

4. Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erschwillt, je mehr sie droht.
Sich innig fest an den Geliebten schmiegen,
Sonst kennt sie keine Zuflucht in der Noth.
Entschlossen sterben, oder glücklich siegen,
Ist ihr das erste, heiligste Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frei sich in den Ketten,
Und schaudert nicht, bei Todten sich zu betten.

5. Ach! schlimmer droh'n ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löst Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
Und, jedem fremden Widerstand entronnen,
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

6. Viel seliger, wenn seine schönste Habe
Das Herz mit sich in's Land der Schatten reißt,
Wenn dem Befreier Tod zur Opfergabe
Der süße Kelch, noch kaum gekostet, fleußt.
Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der schimmernd ihren heil'gen Bund umschleußt.
Sie sterben, doch im letzten Athemzuge
Entschwingt die Liebe sich zu höherm Fluge.

7. Dieß mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns selbst zurück.
Wir fühlen beid' in freudig stillem Schauer,
Wir sagen es mit schnell begriffnem Blick:
Wie unsers Werths ist unsers Bundes Dauer
Ein schön Geheimniß sichert unser Glück.
Was auch die ferne Zukunft mag verschleiern,
Wir werden stets der Liebe Jugend feiern.

2. In der Fremde.

1. Oft, hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

2. Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

3. Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

4. Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

5. Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

3. August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wissens Kette,
Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.
Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dieß Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

4. Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neugestaltet,
Gebenedeite! hast du ihr gegeben.
Du darfst dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.
Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf deinem Schooß entfaltet.
Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegenbreitet.
Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

5. Boccaccio.

So wie der kluge Gärtner saubre Gänge
Und zierlich eingefaßte Beete ziehet,
Allein nicht hemmt, nur pflegt, was drinnen blühet,
Daß sich die Kraft der Pflanzen üppig dränge:
So ist Boccaccio, der Geschichten Menge
Als Blumenflor zu ordnen, wohl bemühet;
Rings schmücken, wie ein goldner Rahmen glühet,
Sie heitre Reden, Landluft, Spiel, Gesänge.
Betäubt des Gartens Duft die zarte Jugend,
Verdammt die Spröde, wo sie gern erröthet,
Und lernen neue Tücken selbst die Schlauen:
So wirft sich, glaubensvoll an ihre Tugend
Und Sittsamkeit, die nicht ein Hauch ertödtet,
Der Dichter in den Schutz der edlen Frauen.

6. Gesang und Kuß.

Wenn fremde Blicke wachsam uns umgeben,
Und unsre tiefe Sehnsucht, ungestillt,
Sich in der Heiterkeit Geberde hüllt,
Und leise kaum den Busen wagt zu heben:
Dann ist nur eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, so deinem Mund' entquillt,
Der seelenvollen Töne sanftes Schweben.
Wie Liebesodem fühl' ich den Gesang
Auf diesen Lippen, die vergebens glühen;
Zum Kusse wird mir jeder zarte Klang.
Und nenne dieß nicht eitle Phantasieen.
Vernehm' ich nicht im schweigenden Umfang
Auch deines Herzens schöne Harmonieen?

7. Der Dom zu Mailand.

Gebirge du von Pfeilern, Bogen, Mauern,
Mit deutscher Kunst des welschen Himmels Prangen!
An deinem hochgethürmten Umriß hangen
Die Blicke staunend halb und halb mit Trauern.
Ein steinern Heer von Vätern und Erbauern
Der Kirche hält dich, selbst ihr Bild, umfangen,
Und lehrt, wie wandelbar die Zeit empfangen
Wahrheit, so alle Zeit soll überdauern.
Der Chor vertieft sich ernst in farb'gem Lichte,
Doch Eitelkeit der klügelnden Geschlechter
Hat das Portal der alten Form entwendet.
Nun lassen sie, des Heiligen Verächter,
In nacktem Wust den Tempel unvollendet,
Und so verstummt die marmorne Geschichte.

8. Rom.

Elegie.

An Anne Luise Germaine,

Baronin v. Staël-Holstein, geb. Necker.

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenseits, dort vom Sabinergebirg.
Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und ältester Zeit, unerwecklich entschlummert,
Heget der Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Fast in der Dinge Beginn fand Zuflucht hier vom Olympus,
Hier im genügsamen Reich waltete golden Saturn.
Drüben erstreckte sich dann dein Sitz, zweistirniger Janus;
Nach Jahrtausenden noch heißet der Hügel von dir.
Ferner, ein hirtlicher Held Arkadiens, wendet Evander
Sich ansiedelnd hieher; Amphitryoniades
Ward, aus Iberien kommend, beherbergt unter dem Strohdach
Pallanteunis, und schlug, rächend, im Felsengeklüft
Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammaushauchenden Räuber:
Also chaotisch verwirrt starrte noch Wildniß umher.

Endlich erschwollen die Segel aus Phrygien: mild sie empfangend
Ebnete landeinwärts Tibris den Wellenerguß,
Denn wohl wußt' er bestimmt den Entführer der troischen Laren,
Fruchtbar an Weltherrschaft Ilions Asche zu sä'n.
Aber Lavinium wurde nur erst, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.
Langsam reifte zum Licht die Geburt; es versuchte das Schicksal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.
Mavors muß erst liebend entglühn, die Vestale gebären,
Erst sich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit,
Ehe die weihende Furche der Pflugschaar konnte den Umkreiß
Jener romulischen Stadt ziehn um den Berg Palatin.
Doch wie der Halbgott gleich in der Wieg' einst Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, schon sie den hohen Beruf.
Die zwölf Adler des Zeus, so Romulus sah zu der Rechten,
Ueber den Erdball einst sollten sie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wußte den Tod zu verachten,
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Gesetz.
Der das Asyl aufthat, der Genoß lupercalischer Räuber,
Ordnete Väter, und ward selber zum Vater Quirin.
Dann der ersinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
Reinigte alles in Kraft würdiger Religion.
Hütten genügten den Bürgern annoch, als, triftig den Enkeln
Schon vorsorgend, die Stadt manches gemeinsame Werk
Bauen gelernt: viereckig gehaun nach etrurischem Richtmaaß,
Ohn' anfugenden Kitt Massen auf Massen gelegt,
Hub sich die Ringmau'r ihnen, vertieften sich Wölbungen unten,
Mit Bollwerken umdämmt wurde der Fels Capitol.
Viele Verfassungen stürzten dahin; noch stehn die Gemäuer,
Welch' einst Ancus begann oder Superbus entwarf.
Bald nun erschien der Decier Muth, und die Beile des Brutus.
Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Heerde geholt,
Kamen, erretteten, siegten, vernichteten oder bezähmten,
Und dann kehrten sie heim, still, zu dem Rindergespann.
Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch schienen
Unter dem greisen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt-Herr,
Weil sie im Abglanz Ihn stellten am würdigsten dar.
Oft zwar drängte sie Noth, doch jene verzweifelten nimmer,
Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth, sich für Alle dem Tod weihn.
Schien einfältige Pflicht ihnen in bäurischer Brust.
Wollust preisen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen
Schuf dem Fabricius Grau'n, nicht das gewaltige Thier.
Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
Veji in's Antlitz bot, kommen gefährlichere.
Bald wird eure Geschicht' Ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms: euch hat Carthago gewuchert,
Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander gesiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker bestellt, und der Könige Schrecken,
Falls ihr die Wage gerecht hieltet, so möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen nach Jovis untadlicher Vollmacht;
Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.
Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geschick: selbst nur erlieget sich Rom.
Wer nie bebte dem Eisen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Dessen bethörender Glanz hegt Basiliskennatur.
Hast du verlernt zu entbehren, und wähnst den Besitz zu ertragen?
Herr dein selbst sein gilt's, oder von allem der Sclav.
Nie zu ersättigen schwelgt die Begier; die erkünstelten Laster,
Hee aus der Fremde geschifft, kauft unerschwinglicher Preis.
Feil ist Allen der Staat: dir, Crassus, um Sand des Paktolus;
Stolz will schaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brod.
Scaurus und Fabius heißt ihr wie sonst: doch erröthen der Ahnen
Bildniss' im Vorsaal euch; immer entartetere
Söhne sich zeugt das verderbte Geschlecht. Ohnmächtige Vorsicht,
Die dem entnervenden Strom Schranken entgegenstellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falsches Gewebe,
Freiheit wildes Gelüst, Larve die Religion.
Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchstaben in Erz, dennoch erlöschet die Schrift.
Was wohl dürfte bestehn, wenn römische Tugend und Freiheit
Niedergestürzt? Nichts bleibt unter dem Menschengeschlecht.
Auch so fielen sie groß. Als Bürgerentzweiung in Roms Blut
Tauchte das römische Schwert, sah die besudelte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato.
War frei leben versagt, sterben doch lehrten sie frei.
Solcherlei Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat sich die Stoa wie hier würdige Schüler gestählt.
Immer noch will sich bewähren der Thatkraft mächtiger Nachdruck,
Im ausschweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.
Dieß Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erstaunen.
Aus den Gemüthern hinaus flüchtet sich Roms Majestät
Jetzo im Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphthor,
Jegliches edle Gebild griechischer Architectur.
Zwischen die Säulen und Giebel nun drängen sich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.
Denn es versammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Grieche geformt,
Was, tiefdenkend und ernst, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der basaltene Löw' und der granitene Sphinx.
Aus äthiopischem Steinbruch einst von Sesostris entboten,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk
Ueber die See hinfluten, den Nil für den Tiber vertauschen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Gestirn.
Heute noch spricht er umsonst in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom Umschwunge der Zeit, urweltlichen Menschengedanken,
Herrlicher Reich Einsturz, und der Lebendigen Nichts.
Doch dieß Nichts schwellt an zum Giganten die rasende Willkür.
Was wohl bliebe zurück, nicht von Despoten versucht?
Jene, die Rom brandmarkten mit allbeistimmender Knechtschaft,
Haben den Abgrund ganz, lüsterner Frevel, enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis sie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.
Freilich, es wetzt unmenschlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbst den tyrannischen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreißenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, seht! an die Wolken geschaart:
Ueber dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Daß nur den Weichlingen nicht schade der sonnige Strahl.

Ihnen zu Füßen indeß, bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.
Zum Schauspieler erniedriget, kämpft unwillig der Thiere
König, und, minder geschätzt, wider den Sclaven der Sclav.
Afrika hat sich erschöpft an Geburten der glühenden Wildniß,
Tiger und Luchs und Hyän'; auch der Koloß Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergeberde,
Der sonst offen im Feld römische Heere bestürmt.
Grausamer Spott! es erkennet die Meng' in dem Bilde sich selbst nicht.
Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatorischer Scherz.
Wiewohl Schulen der Fechter, zur Wette von streitenden Meistern
Gegeneinander gestellt, schlägt Legion Legion.
Ob sie das Reich ausbieten, die prätorianischen Banden,
Nur um der Knechtschaft Tausch fließt das verhandelte Blut.
Jene, die sonst ruhmvoller der Wüst' Einwohner bekämpften,
Fern an der Gränze der Welt, rauhes Barbarengeschlecht,
Gleichwie der Jäger das Wild aufstößt in dem Lager der Bergschlucht:
Jezt mißtraun sie dem Muth hinter verschanzendem Wall.
Parthischer Köcher Geschoß, zwiefach von den Rossen beflügelt,
Scheuchet sie oft vor sich her, nicht in erdichteter Flucht.
Aber den sandigen Spuren des Hufs folgt hungrig der Schakal,
Heult in der Nacht froh auf, witternd den Leichengeruch.
Den sie so lange gereizet, der Ur der hercynischen Forsten,
Oft auch Stöße gefühlt seines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will selber den Feind suchen in dessen Gebiet.
Nicht halbzahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild, wie der Heimath Wald, heischt er entscheidenden Kampf.
Ueber den Alpen herab schon wälzen sich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Gespenst
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordischen Haiden —
Varus, er ist's! — wo er einst diese Verderber erprobt.
Rom soll fallen, so ward's in der Himmlischen Rathe beschlossen,
Und vollziehn ihr Gericht soll das germanische Schwert.
Attila schreckte von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
Deutsche begehrt' er in Bund, Römern gebot er Tribut.
Aber es schickt Carthago vandalische Flotten dem Tiber;
So weit hat sich des Glücks rollende Nabe gewandt.
Was schon Scipio dort, anschauend die eigne Verwüstung,
Als in der Nacht, graunvoll, krachte der Flamme Ruin,
Und in den Wolken des Dampfs aufschlug Frohlocken und Wehruf,
Aus dem heroischen Lied ahnenden Sinns prophezeit:
„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos auch, und des speerschwingenden Priamos Volk;"
Jetzo geschieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang und betäubt, ach! die Monarchin der Welt.
Roma, der Pallas Gespielin, ihr ähnlich am Schild und der Lanze,
Leichter gegürteten Gangs nach Amazonengebrauch.
Die sonst Jupiters Winke gesandt von dem wallenden Helmbusch,
Sitzt stilltraurend, und lehnt über zerbrochnen Tropä'n.
Nach viel grausenden Nächten, als alles verheert und geraubt war,
Alles entvölkert, zuletzt kam die verlassene Ruh.
Leise beseufzend umhaucht sie die halb noch verödeten Hügel,
Welche, wie Gräbern geziemt, Tellus mit Rasen gedeckt.
Friedlicher mögen sie nun hinsinken, die letzten Ruinen,
Längst zu verschwistertem Schutt neiget sich Säul' und Gebälk.
Sieh, hier lenkte herauf sich die heilige Straße: wie oftmals
Her vom capenischen Thor trug sie den Pomp des Triumphs,
Feldherr, Krieger und Volk, und gefesselter Könige Fußtritt,
Oft vor dem Festruf scheu schneeiger Rosse Gespann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, der Gelübde Bewährung
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein versäumter und einsamer Pfad, wo träge das Saumthier,
Ländliche Waare zur Stadt schaffend, den Treiber ernährt.
Sieh das Palatium drüben, das alle Palläste benannt hat,
Wo, weil Einer nur galt, wachsend des Einzigen Haus
Romulus Rom einnahm, und die alten Penaten hinaustrieb,
Und dem bethörten Gelüst Nero's zu enge doch schien.
Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben umkränzt, Stauden und Gartengewächs?
Ueber dem Badegemach nun spielen der Winzerin Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth.
„Weidet", so rief aus begeisterter Brust die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf sie dem Dardanier sang:
„Weil es vergönnt ist, weidet, ihr Stiere, das Gras von den sieben
Höh'n! denn bald soll hier stehen die herrlichste Stadt."
Nun ist's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreißlauf
Stets umwandelnd, den Stand frühester Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh in dem niedern Velabrum
Heerden, im Forum sogar tönet das Rindergebrüll.
Schau an dem grasigen Hügel die weidenden! wie sie des Cacus
Höhle sich sorglos nahn unter dem Hang Aventins!
Am hochstämmigen Bau und den speergleichragenden Hörnern
Scheinet der Landschaft Vieh noch geryonische Zucht
Und es beschämet der Menschen Geblüt. Sind dieß die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,
Wie sein selber zu spotten, hinunter gezogen ins Marsfeld,
Drängt sich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geschehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Bettler der Vorzeit stets, Bettler des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa sie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen heran lustige Wege geführt,
Möchten sie wohl hinschmachten im Durst des versengenden Hundsterns,
Oder sie schöpften ihr Naß lau in umsumpfendem Schilf.
Sind Bruchstücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erstaunt, sich wie Altäre verehrt;
Borgtet ihr porphyrne Säulen genug und von punischem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Gesinnung einmal!
Aber umsonst. So sah ich verdorrt apenninische Eichen,
Welchen sich Epheu rings, Bacchus geselliges Laub,
Schlang um die Aeste zu lockigem Schmuck; wohl lügt es die Krone,
Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel in's Haupt.
So auch spielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
Während zu männlicher That Ernst dem Gemüthe gebricht.
Einzig die Bildnerin Kunst wetteiferte noch mit der Vorwelt,
Als, in dem Schooße der Nacht langem Vergessen geweiht,
Jene hellenische Huldin erstand; an erhabnen Gebilden

Wies sich ergiebig der Geist, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetisch ersann Bonarotti,
Wägte des Pantheons Dom stolz in den Aether hinauf.
Aber sie auch schwand hin, die erheiternde Blüthe. „Gewesen!"
Ist Roms Wahlspruch; nennt, welches Bestreben ihr wollt,
Gähnend entschleichet die Zeit, als hätte sie nichts zu erwarten.
Stets dreht Ocnus am Seil, stets von dem Esel zernagt.
Janus erscheint hier selber, der Gott der Beginne, verstümmelt:
Sein vorschauend Gesicht löschte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts schauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Gefieder noch brächt' Augurien? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl solchem versunkenen Sein?
Altert die Welt? und indeß wir Spätlinge träumen, entlöst sich
Ihr hinfälliger Bau schon in lethäisches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beschluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt.

Also sang ich am Fuße von Cestius Denkpyramide,
Weil allmählich ihr Schatt' unter den Gräbern verschwomm.
Dämmrung entfaltete rings den gefildeinhüllenden Mantel.
Um den Betrachtenden schwieg tiefere Feierlichkeit:
Fernher flüsterten nur wehmüthige dunkle Cypressen,
Und mitfühlend, so schien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getös' unruhiges Treibens,
Leisesten Pulsschlag kaum spürte die ganze Natur,
Und fast schauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebiet.
Schwermuthsvoller Moment, wann, sinkend, des Tages Monarchin
Sammt dem beseelenden Licht Formen und Farben entrückt;
Alles, gedämpft und erblaßt, mahnt unser entschwindendes Dasein;
Und kein Hoffen erhebt über den irdischen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichsam zwischen das Leben
Dränget ein Stillstand sich und die Unsterblichkeit ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herabschaut,
Ahnet der strebende Geist freudige Wiedergeburt.
Tröstend begegnete so dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgestirns.
Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeistrung,
Welche, zur Wonne dem Schmerz, selber in Thränen erglänzt.
Wem du botest der Freundschaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
Wann ungläubiger Hohn macht zum Fantom das Gefühl.
Zartheit hegend in tiefem Gemüth, bei'm Guten das Schöne,
Kennst du der Huld Anhauch gleich wie der Größe Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgiebst du den Dichter: es hemmt nicht,
Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geist.
Laß denn lauschen mich dir, Mittheilerin großer Gedanken,
Wann das beredte Gespräch siegenden Lippen entströmt!
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.
Und wann unter den Weisen, die rein für das Ganze gestrebet,
Wir aufsuchen ein Bild mildester Väterlichkeit,
Streng' in der eigenen Brust, langmüthig dem Wahn und dem Undank,
Gleichwie ein Schutzgeist schwebt über dem Menschengeschlecht:
Dann sei dessen Gedächtniß geheiliget, welchen zu kennen
Nicht mir gegönnt war, ach! welchen du ewig beweinst.

Karl Wilhelm Friedrich v. Schlegel.



Von ungleich größerem Talent, als sein Bruder, nimmt Friedrich von Schlegel nicht bloß dadurch eine bedeutendere Stellung in der Geschichte der Literatur ein, sondern ganz hauptsächlich deshalb, weil die Ideen, auf welchen die ganze romantische Schule beruhte, zunächst von ihm ausgingen und er dieselben auch bis in ihre äußersten Folgerungen durchführte, während August Wilhelm, weil er kälter, verständiger und in gewisser Hinsicht auch klüger war, gerade da innehielt, wo es sich darum handelte, mit der Vergangenheit zu brechen. Und da Tieck, der doch durch seine ganze Natur zum nämlichen Ziele der romantischen Ideen gedrängt wurde, das, was er für Forderungen der Poesie ansah, nicht auch auf das Leben übertrug, Hardenberg aber vor der letzten Entwickelung der Schule starb, so erscheint der jüngere Schlegel als der eigentlichste Repräsentant derselben.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, geb. am 10. März 1772, wurde von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, allein er empfand bald solchen Widerwillen gegen diesen Stand, daß sein Vater sich gezwungen sah, ihn von Leipzig zurückzurufen, wo er ihn in einem Geschäfte als Lehrling untergebracht hatte. Obgleich schon 16 Jahre alt, begann er seine Studien mit solchem Eifer, daß er schon nach wenigen Jahren, trefflich vorgebildet, die Hochschule in Göttingen besuchen konnte, die er ein Jahr darauf mit der in Leipzig vertauschte, wo er sich die Würde eines Doctors der Philosophie erwarb. Er hatte sich dem Studium der Philologie gewidmet, und sich eine so reiche Fülle von Kenntnissen erworben, daß er sich rühmen durfte, jeden nur einigermaßen bedeutenden Schriftsteller der Griechen und Römer aus eigener Anschauung zu kennen. Daß er die klassischen Meisterwerke des Alterthums aber auch geistig auf-

gefaßt habe, bewies er seit dem J. 1793 in einer Reihe von größeren und kleineren Schriften, deren bedeutendste: „Griechen und Römer" (Hamb. 1797) und „Poesie der Griechen und Römer" (Berlin 1798) selbst Heyne's Beifall erwarben, ob sie gleich nicht beendigt waren. Diesen Schriften folgte sein berüchtigter, ebenfalls unvollendeter Roman „Lucinde" (Bd. 1. Berl. 1799), in welchem er einen Theil der im „Athenäum" niedergelegten Ideen zur unmittelbaren Anschauung zu bringen suchte. Daß er diese Zeitschrift in den Jahren 1798—1800 in Verbindung mit seinem Bruder herausgab, ist schon berichtet worden. Im J. 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo Fichte und Schelling nicht ohne großen Einfluß auf die Entwickelung seiner ästhetischen Ansichten blieben, denen er immer entschiedener eine allgemeinere Grundlage zu geben suchte. Im J. 1802 ging er nach Dresden und von da nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Zeitschrift „Europa" herausgab, sich aber vorzüglich mit der Kunst, den südlichen Sprachen und eine Zeitlang beinahe ausschließlich mit der Sprache und Literatur des alten Indiens beschäftigte; durch seine Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (Heidelb. 1808) führte er das Studium des Sanskrit in Deutschland ein. Im J. 1808 verließ er Paris, und hielt sich längere Zeit in Köln auf, wo er mit seiner Gattin Dorothea, der Tochter des edlen Mendelssohn*), zur römischen Kirche übertrat**). Dadurch war ihm seine künftige Laufbahn vorgezeichnet. Wie alle Apostaten, wendete er sich nach Wien, wo er durch Metternichs Einfluß, den er in Paris hatte kennen lernen, Hofsecretär bei der Staatskanzlei wurde. Im J. 1809 begleitete er das Hauptquartier des Erzherzogs Karl, schrieb kraftvolle Proclamationen, durch welche er mächtig und eingreifend auf den Geist des Volks wirkte, und redigirte die „Armeezeitung". Im J. 1810 besorgte er die Redaction des „Oesterreichischen Beobachters" und arbeitete auch später, als Pilat die Leitung des Blattes übernahm, mit Gentz und Adam Müller eifrig an demselben. Später kehrte er zu wissenschaftlichen Arbeiten zurück, hielt Vorlesungen, die er unter dem Titel „Vorlesungen über die neuere Geschichte" (Wien 1811) und „Geschichte der alten und neuen Literatur" (2 Bde. Eb. 1815) veröffentlichte; auch gab er die Zeitschrift „Deutsches Museum" (Wien 1812—1813) heraus. Durch seine publicistischen Arbeiten hatte er sich das Zutrauen des Fürsten von Metternich in solchem Grade erworben, daß ihn dieser im J. 1815 zum Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestag in Frankfurt ernannte; er kehrte jedoch im J. 1818 nach Wien zurück, nachdem er mit seiner Gattin Rom besucht hatte, wo er den päbstlichen Christusorden erhielt, was ihn veranlaßte, seinem Namen das adelige von vorzusetzen. In Wien unternahm er die Zeitschrift „Concordia" (1820—1821) und besorgte die Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (10 Bde. Wien 1822 bis 1825), in welche er jedoch Vieles aus der frühern Zeit nicht aufnahm, was mit seinen veränderten Ansichten in allzugrellem Widerspruch stand. Diese entwickelte er in öffentlichen Vorträgen über „Philosophie des Lebens" (Wien 1828) und über „Philosophie der Geschichte" (2 Bde. Eb. 1829). Gegen Ende des J. 1828 reiste er nach Dresden, wo er ebenfalls Vorlesungen über „Philosophie, besonders der Sprache" hielt, die er jedoch nicht vollenden konnte, da er am 12. Jan. 1829 plötzlich an einem Schlagflusse starb.

Friedrich Schlegel war, wie sein Bruder, durch das Studium des klassischen Alterthums groß gezogen worden, und wir haben gesehen, daß die Ergebnisse seines Fleißes selbst von Meistern des Fachs mit Freude begrüßt wurden. Allein seine Anschauung des Alterthums war nichts desto weniger unklar, wie schon seine in mancher Beziehung treffliche Elegie „Herkules Musagetes" kundgibt, sie war auch höchst einseitig, wie sich aus seiner „Lucinde" ergibt, in welcher wir schon die excentrische Richtung wahrnehmen, die den Grundzug seines Wesens bildet. Dieser Roman ist der beste Schlüssel zur Erklärung seiner poetischen und kritischen Wirksamkeit, wie seiner ästhetischen und religiösen Ansichten; denn so mächtig der Unterschied zwischen der „Lucinde" und der „Philosophie der Geschichte" zu sein scheint, so beruhen beide Werke doch ganz auf der nämlichen Grundlage, auf der nämlichen Anschauungsweise, und es ist in der That nichts geändert, als der Stoff. Wie nämlich Fr. Schlegel in der „Lucinde" einzelne Erscheinungen des griechischen Lebens, insbesondere das ausgebildete Hetärenthum, heraushob, und dieses als den Höhepunkt der künstlerischen und selbst der menschlichen Bildung verkündigte und pries, wie er dieses ohne Rücksicht auf dessen geschichtliche Entwickelung und die dasselbe bedingenden Verhältnisse aus einer längst entschwundenen Zeit auf die Gegenwart zu übertragen unternahm, und er sich nicht scheute, eine gewisse geniale Liederlichkeit als den reinsten Erguß ächter Menschlichkeit darzustellen; so verfuhr er später mit einzelnen glänzenden Erscheinungen des Mittelalters, namentlich dem kirchlichen Leben. Von der äußern Pracht der Kirche, von ihrem Einfluß auf die bildende Kunst und die Poesie geblendet, den er zudem jedenfalls gar sehr überschätzte, stellte er nunmehr das römische Kirchenthum als den Höhepunkt der künstlerischen und menschlichen Bildung hin, und wollte dasselbe ebenfalls ohne alle Rücksicht auf dessen geschichtliche Entwickelung und die dasselbe bedingenden Verhältnisse zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens erhoben wissen. Es ergibt sich daraus, daß Fr. Schlegel keineswegs aus äußern Rücksichten zum Katholicismus übergetreten ist, vielmehr trieb ihn seine ganze Natur dazu, die stets zum Excentrischen geneigt war. Geistreich

*) Von ihrem ersten Gatten Veit geschieden, hatte sie, um Fr. Schlegel zu ehelichen, die Religion ihrer Väter abgeschworen, und sich zum Protestantismus bekannt. Sie hatte ein schönes Talent, wie ihr von Schlegel herausgegebener Roman „Florentin" (Lpz. 1801) bezeugt, der leider unvollendet geblieben ist. Außerdem werden ihr die von ihrem Gatten herausgegebenen „Romantischen Dichtungen des Mittelalters" (2 Thle. Lpz. 1804) und die Uebersetzung der „Corinna" von der Frau v. Staël (4 Thle. Berl. 1807—1808) zugeschrieben, an denen sie jedenfalls bedeutenden Antheil hatte, wenn sie auch nicht von ihr herrühren.

**) In den Angaben über die Zeit seines Uebertritts herrscht die größte Verwirrung; nach den Einen ist er im J. 1803, nach Andern im J. 1805 katholisch geworden; bald soll er in Köln, bald in Wien seinen Glauben abgeschworen haben. Wir halten unsere Angabe für die richtige, ohne sie jedoch verbürgen zu wollen.

und von einer ungezügelten Phantasie, ergriff er jede Idee mit Feuer und suchte mit aller Gewandtheit der Dialektik, mit allen Mitteln seiner reichen Einbildungskraft, mit Hülfe seiner umfassenden Kenntnisse dieselbe als Mittelpunkt und Grundlage des geistigen Lebens zu entfalten; und wie er früher von der romantischen Poesie gesagt hatte, daß sie Alles umfasse, was nur poetisch sei (S. 21 Note), so war er zur Ueberzeugung gelangt, daß das Pabstthum die vollendetste Gestaltung aller höhern menschlichen Bestrebungen sei, daß nur in und durch dasselbe der Zweck des Lebens für den Einzelnen, wie für die gesammte Menschheit erreicht werden könne.

Wir brauchen nicht erst darauf aufmerksam zu machen, welche Unklarheit allen diesen Ideen zum Grunde liegt, sie beruht auf der Verwechselung des Nothwendigen mit dem Zufälligen, des Innern mit dem Aeußern, des Christenthums mit dessen äußerer Form, welche um so mehr Eindruck auf ihn machte, als er sie auch in Indien zu erkennen glaubte. Wenn aber das Wesen des Mysticismus eben darin liegt, daß er sich in einzelne glänzende Ideen verfängt, dieselbe innerlich und äußerlich zur Universalität zu erheben sucht und eben deshalb alle klare Anschauung der Geschichte und der Lebensverhältnisse verliert, so ist Fr. Schlegel vor Allem ein Mystiker zu nennen; er war es, als er seine Lucinde schrieb, gerade so entschieden, als er seine katholisirenden Werke verfaßte, und es ist zu begreifen, wie sehr ihn die „Weisheit" der Inder anziehen, wie sie ihn unmittelbar zum Pabstthum führen mußte.

Mysticismus ist auch der Grundzug seiner Poesien, woraus zu erklären ist, daß sie auch vorzüglich lyrisch sind, und daß seine epischen und dramatischen Versuche aller künstlerischen Gestaltung entbehren. Als Lyriker nimmt er übrigens eine bedeutende Stelle ein, denn es ist in ihm weder großes poetisches Talent, noch Tiefe der Empfindung und Reichthum der Gedanken zu verkennen, und man darf mit Zuversicht behaupten, daß er Großes und Unvergängliches geleistet haben würde, wenn er sich zu größerer Klarheit hätte erheben können oder seine ästhetischen Ansichten nicht so unbedingt seine Productionen beherrscht hätten. Viele derselben sind sogar nicht sowohl aus dichterischem Drang, als vielmehr aus dem Bestreben hervorgegangen, seine Ansichten gleichsam praktisch zu entfalten. Was ist die Reihe von Bildern, die er uns z. B. in den „Stimmen der Liebe" vorführt, anders, als Versuche, nachzuweisen, daß der Romantiker alle Sagen, alle Verhältnisse, alle Empfindungen, daß er die Lust und den Schmerz, das rein geistige Gefühl, wie die sinnliche Erregung des Liebenden darzustellen vermöge? Hat er nicht ganz die nämliche Absicht in der Reihe von Gedichten, die er unter der Ueberschrift „Abendröthe" zusammenfaßte, und in denen er die mannigfaltigen Erscheinungen beim Untergang der Sonne und die verschiedene Auffassungsweise derselben bei verschiedenen Personen und Zuständen schildert? So geistreich diese Gedichte auch sind, so tief die in ihnen niedergelegten Empfindungen auch sein mögen, so lassen sie doch keine erfreuliche Wirkung zurück, weil man ihnen das Absichtliche nur allzusehr ansieht. Namentlich entbehren die „Stimmen der Liebe" der inneren Wahrheit; der Dichter hat sich in die dargestellten Verhältnisse und Zustände hineingeschraubt*), er schildert künstliche Empfindungen, wie er nach künstlichen Reimen**) und Reimgebilden***) hascht. Werden seine Gedichte schon durch die schwierigen Formen undeutlich, so werden sie durch die mystische Auffassung des Stoffs oft vollkommen unklar, und man glaubt manchmal nur ein verworrenes Gebrause zu hören, aus dem man nur hie und da verständliche Töne vernimmt, oder das man nur durch längeres Nachdenken zu entwirren vermag, ohne daß man jedoch dafür belohnt würde, denn die scheinbare Tiefe verbirgt oft nur hohle oder gewöhnliche Gedanken, wie in dem durch tönende Reime, volllautende Wörter und poetische Phrasen beim ersten Blick imponirenden Gedichte „Im Frühling" (2).

Wie er überhaupt die Poesie auffaßt, das sagt er selbst in der „Weise des Dichters" (1); seine Dichtungen sind „Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen", „Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren"; daher bewegt ihn bei dem Anblick der Natur nicht deren schöne oder gewaltige Erscheinung, sie ist ihm ebenfalls nur ein Sinnbild und sie hat nur als solches für ihn Bedeutung (3). Gehaltvoller werden nur dann diese Dichtungen, wenn die Natur Erinnerungen an die große Vergangenheit in ihm weckt, wie in dem schönen Liede „Im Speßhard" (9), denn wenn auch hier das Symbolische die Grundlage bildet, so ist die Beziehung doch klar und natürlich, ja selbst nothwendig, da das Geheimnißvolle derselben, das er leise ahnen läßt, nicht bloß in ihm, in seiner subjectiven Anschauungsweise, sondern in der menschlichen Natur selbst liegt. Ueberhaupt tritt Fr. Schlegels poetisches Talent am reinsten hervor, wenn der Stoff ihn so mächtig berührt, daß er über demselben seine ästhetischen Systeme vergißt. Dies ist namentlich der Fall, wenn er seinem vaterländischen Gefühl Ausdruck gibt, wie im „Gesang der Ehre" (10) oder er sich das Leben der Ritter im Mittelalter vergegenwärtigt, wie in dem von Göthe'schem Geiste durchdrungenen Gedicht „Bei der Wartburg" (5). Und so müssen wir allen seinen Gedichten, welche das Vaterland besingen, unter allen den Preis zuerkennen, denn nur selten erhebt er sich in andern, unter welchen wir die „Klage der Mutter" (4) und den „Eintritt in die deutsche Schweiz" hervorheben, zu der kräftigen Objectivität, welche jene auszeichnen. Aber auch in den vaterländischen Gedichten ereilt ihn oft der mystische Drang, und wenn ihn nicht ein bestimmter äußerer Stoff bindet, wenn er sich seinem Gefühle ganz überläßt, da wird er wieder unklar, phantastisch, es verschwimmt Alles zu einem Gefühlsnebel, es artet selbst die

*) Die Fröhliche — Die Freudige — Die Unzufriedene — Die Heitre — Die Eitle — Der Heitre — Der Glühende — Der Besonnene — Der Unbefriedigte — Der Unglückliche — Der Zürnende.

**) So gebraucht er gleitende Reime („Die Fröhliche"), die namentlich unangenehm berühren, wenn sie zwei betonte Sylben enthalten (Wahrheiten — Klarheiten) oder gar wenn er des Reims wegen das Wort verstümmelt (Gelahrheiten), oder auch wenn die vorangehende Sylbe gleich ist (versammelte — verrammelte). Gern liebt er auch seltene und seltsame Wortformen (sungen — versungen — wiederklungen).

***) Solcher Art sind die Kettenreime „Der Wasserfall", „Der welke Kranz".

tiefste Empfindung in hohlen Schwärmereien aus, wie in dem berühmten Liede „Freiheit" (13), welches nur von schwärmenden Jünglingen gesungen werden konnte. Wir finden darin gerade die nämliche Unklarheit, den nämlichen Mangel an festem Gedankengang, das nämliche Hin- und Herschwanken des Gefühls, das nämliche Anklammern an einzelne untergeordnete Bilder, wie in seinen späteren religiösen Gedichten, aus welchen wir zur Begründung unserer Ansicht gern das von seinen Meinungsgenossen gepriesene „Noahs Morgenopfer" mittheilen würden, wenn der Raum es erlaubte.

Wie sein Bruder beschäftigte sich Fr. Schlegel anhaltend mit der Poesie der südlichen Völker, welche nicht geringen Einfluß auf seine dichterische und religiöse Entwickelung hatten. Ihr Einfluß gibt sich namentlich in seinen größeren Werken kund, dem Drama „Alarcos" und dem Epos „Roland", doch auch seine lyrischen Gedichte tragen mancherlei Spuren desselben. Seine oben schon angedeutete Behandlungsweise des Reims gibt davon Zeugniß, eben so seine Vorliebe zur Assonanz, nicht weniger endlich die Nachahmung der metrischen Formen der südlichen Völker, unter welchen er das Sonett mit nicht geringem Erfolg behandelte, wie die zwei mitgetheilten Proben (8. 9) bezeugen, die wir auch deshalb gewählt haben, weil sie uns seine Auffassungsweise der südlichen Poesie, ja aller Poesie überhaupt lebhaft vergegenwärtigen.

Ehe wir von Fr. Schlegel scheiden, müssen wir noch Eine Seite seiner Dichtung hervorheben, die zwar ihrem Wesen nach zur didaktischen Gattung gehört, aber ihrer formellen Behandlung nach lyrisch wirkt. Es sind dies die Sprüche, welche er ungefähr in der Weise auffaßt, wie die älteren deutschen Dichter, wie Walther, Reinmar u. A., und die offenbar durch seine Beschäftigung mit der älteren deutschen Poesie hervorgerufen wurden. Wir tragen kein Bedenken, diese Sprüche für das Gelungenste zu halten, was er gedichtet, sowohl bezüglich ihrer Form, als wegen ihres Inhalts. Die kurzen Reimpaare sind vortrefflich behandelt, und das trochäische Maß gibt dem Ausdruck allgemeiner Lehren einen lyrischen Ton, der das didaktische Element vollständig überwiegt. Auch erscheinen diese Lehren keineswegs als das Ergebniß des überlegenden Verstandes, sondern vielmehr als der reine Erguß einer lebhaften lyrischen Empfindung, selbst wenn er gewöhnliche, oft wiederholte Gedanken von Neuem wiederholt (12), und so tief das darin ausgesprochene Gefühl auch ist, so bleibt es doch immer klar, selbst wenn es in die Geheimnisse des Glaubens herabsteigt (11).

1. Weise des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauschen,
Ihr Lied dazwischen Nachtigallen schlagen,
Der muntre Vogel singt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen;
So seht ihr hier jedwede Weise tauschen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Lust, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauschen.
Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
Sind es, die bald sich spielend offenbaren,
Und ihr Geheimniß bald mit Ernst verkünden;
Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
Die schon in helle Flammen sich entzünden.

2. Im Frühlinge.

Wie freut sich die Seele der Freude erschlossen,
In Frühlinges Tagen,
Die muthigen Lieder zu wagen,
Entrissen dem Zügel in Freiheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geschossen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur sagen;
Im Dunkel der Bäume
Da bilden sich rosige Träume,
Da schwellen die Kräfte, da schwindet das Zagen.
Nun wächst Fantasie, wie Felsen zu ragen,
Es kommen geschossen
Gestalten auf feurigen Rossen,
Im Silber der Flüsse dann Friede geflossen,
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entflossen
In fliegenden Worten,
So öffnen sich feurige Pforten,
Und klar ist der Frühling, der Gottheit Genossen.
Von Wogen des Lebens harmonisch umflossen,
Kann Kummer sie nagen?
Sie sehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch schlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergossen.

3. Der Fluß.

1. Wie rein Gesang sich windet
Durch wunderbarer Saitenspiele Rauschen,
Er selbst sich wieder findet,
Wie auch die Weisen tauschen,
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauschen;

2. So fließet, mir gediegen,
Die Silbermasse, schlangengleich gewunden,
Durch Büsche, die sich wiegen,
Von Zauber süß gebunden,
Weil sie im Spiegel neu sich selbst gefunden;

3. Wo Hügel sich so gerne
Und helle Wolken leise schwankend zeigen,
Wenn fern schon matte Sterne
Aus blauer Tiefe steigen,
Der Sonne trunkne Augen abwärts neigen.

4. So schimmern alle Wesen
Den Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erlesen
Durch milder Götter Güte,
In dem Krystall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

4. Klage der Mutter.

1. Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen,
Seit mir die Welt verschwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;
Von wo aus freudig strömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zusammen.

2. Zurückgetreten sind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundin lindern,
Erregt ihr sanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmal strömen frei in's Freie,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

5. Bei der Wartburg. 1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schau'ten sie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.
Voll von Gedanken und seelig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend
Die schwindenden Züge
Nichtiger Wolken,
Riesengebilde und Räthsel;
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels,

Und lächelnd in Freuden,
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet,
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger.
Die lustigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit schlanken Thürmen und Glockenspiele;
Langsam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.
Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anschau't
Aus sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmlisch nah't ihm
Aus Waldesgrün
Die hohe Frau seines Herzens,
Die schweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in seelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße. —
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Laster zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freuen.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geschichten,
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben,
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Mährchen.
So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und schieden sie endlich,
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel,
Zu Christus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt
Ganz brünstig, zu schauen
Den himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermann't er sich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt,
Und Roland und Reinold gebietet,
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

6. Eintritt in die deutsche Schweiz.

Freier athmet schon die Brust,
Höher schlägt einsame Lust,
Friede ist es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer stürmt,
Wie sich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr schweift,
Hier auf stiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernst zu uns hernieder strahlt.
Seelig, wer da Hütten baut,
Einsam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz sich selbst in sie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz gesenkt:
Der den Dichter auserkohr,
Daß er brächt' an's Licht hervor
Alten Heldengeistes Spur!
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüsten Welt,
Die uns All' in Fesseln hält.
Möcht' ich einst so glücklich seyn,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieser schönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederseh'n!

7. An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausstreut, gedachtest du der hohen Kunden,
Wie Gama einst der Thetis sich verbunden,
Wolltest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.
O weh uns Armen, irdisch ewig Blinden!
Kaum war dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sah'st du, von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König deines Volks verschwinden.
Wollust haucht in dem Liede Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten braust ein Strom verborgner Klagen.
Sey, Camoëns, denn mein Vorbild! Lass' mich's wagen,
Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

8. Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo, blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.
Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.
Nicht Zaub'rer blos von diesen Seeligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten seelig selbst der Meister;
Drum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamant'ne Krone
Dir, Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

9. Im Spessart.

1. Gegrüßt sey du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.

2. Jahrtausende wohl stand'st du schon,
O Wald, so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

3. Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch wie dicht,
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

4. Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

5. Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsgluth.

6. Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

7. Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

8. Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

10. Gesang der Ehre.

Im Sommer 1806.

1. Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

2. Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

3. Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre,
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

4. Drum sey jener hochgepriesen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

5. Wohl vertrau't den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener so die Welt befrei'ten.

6. Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter singen.

7. Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

8. Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden.

11. Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

12. Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit, unser Stern.

13. Freiheit.

1. Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

2. Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

3. Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.

4. Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet
Sich der Freund erkohr.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

5. Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm der Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

6. Ach dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Er als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

7. Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

8. Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

9. Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

10. Es sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz,
Einer Sehnsucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

11. Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth!
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth.

Ludwig Tieck.



Wenn auch nicht der talentvollste unter den Dichtern der romantischen Schule, denn als solchen muß man unbedingt den trefflichen Novalis bezeichnen, dessen allzufrüher Tod die vollständige Entwickelung seiner Kräfte verhinderte, nimmt der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, doch ohne Vergleich den ersten Rang ein, sowohl rücksichtlich seiner poetischen Thätigkeit, als seines Einflusses auf den Gang der Literatur. Denn es ist sicher, daß die romantische Schule ohne ihn nie zu der Bedeutung gelangt wäre, die sie erlangt hat, weil es den übrigen Führern und den eigentlichen Begründern derselben, den beiden Schlegel, theils an Talent, theils an Schöpfungskraft fehlte, und sie sich daher genöthigt sahen, einen andern, dem Beides nicht abgesprochen werden konnte, voranzustellen und ihn selbst dem größeren Schiller und Göthe entgegenzusetzen. Doch wollen wir der Darstellung nicht vorgreifen, und zuvörderst einen kurzen Abriß der Geschichte seines Lebens mittheilen, das jedoch nur wenig Bemerkenswerthes darbietet.

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich besonders an Wackenroder anschloß, der ihn auch auf die Universität Halle begleitete. Dort widmete er sich vorzüglich dem Studium der neuern Sprachen, welches er auch später in Göttingen und Erlangen fortsetzte. Als er nach Berlin zurückgekehrt war, beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, und zwar meist aus Auftrag und für Rechnung des bekannten Nicolai, in dessen Sinn seine damaligen Schriften auch verfaßt waren. Hierauf hielt er sich eine Zeitlang in Hamburg auf, wo er sich mit der Tochter des Pastors Alberti verheirathete, der durch die Streitigkeiten mit dem berüchtigten Göze bekannt geworden war. Ende des Jahrs 1799 zog er nach Jena, wo er sich an die beiden Schlegel, Hardenberg, Brentano, Fichte, Schelling u. A. anschloß und selbst mit Göthe und Schiller bekannt wurde. Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte zog er mit Fr. Schlegel u. A. nach Dresden, wo er zwei Jahre blieb. Hierauf lebte er in Berlin und in Ziebingen bei Frankfurt a. d. O., das er auch wieder zu seinem Aufenthalte wählte, als er von einer Reise nach Italien zurückkehrte, die er im J. 1805 unternommen hatte, um die im Vatikan aufbewahrten Handschriften älterer deutschen Dichtungen zu studiren. Im J. 1817 reiste er nach Paris, hauptsächlich um das französische Theater aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und 1818 ging er nach London, um seine langjährigen Studien über Shakspeare zum Abschluß zu bringen. Nach seiner Rückkehr aus England 1818 nahm er seinen Wohnsitz in Dresden, wo er im J. 1825 zum Hofrath und zum Intendanten des Hoftheaters ernannt wurde. Er bildete dort den Mittelpunkt des literarischen Lebens und der geistreichen Unterhaltung, und glänzte namentlich durch sein seltenes Talent als Vorleser dramatischer Werke, worin er von Niemandem, selbst nicht von den tüchtigsten Schauspielern erreicht wurde. Im J. 1841 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. bald nach seiner Thronbesteigung nach Berlin, wo er am 28. April 1853 starb.

Es ist allgemein anerkannt, daß Tieck zur Zeit der Blüthe der romantischen Schule gar sehr überschätzt wurde, denn wenn auch ein sehr bedeutendes Talent ihm nicht abgesprochen werden kann, so konnte ihn doch nur Verblendung und Parteileidenschaft über Schiller und selbst über Göthe erheben, ja ihn diesen großen Dichtern nur gleichstellen, ihn für die menschgewordene Poesie, seine Werke für die höchsten Blüthen der Dichtung erklären wollen, wie es die beiden Schlegel, namentlich aber der jüngere, thaten. Es ist dies zwar sehr begreiflich; denn Tieck war ja der Dichter, in dessen Poesien sich das Wesen der Romantik am talentvollsten entfaltete, und der durch seine außerordentliche Productivität den Vorwurf, daß es der Schule an Fruchtbarkeit und Schöpfungskraft fehle, glänzend zurückzuschlagen schien. Die Schlegel fühlten wohl, daß sie ihre ästhetischen Ansichten nicht zur Geltung würden bringen können, wenn sie nicht an einem bedeutenden Beispiele zeigten, daß dieselben auch praktisch ausführbar seien, und als sie daher in Tieck ein Talent entdeckten, das sich ihren Anschauungen zuneigte, bemächtigten sie sich desselben mit allen den Künsten und Mitteln, die ein jugendliches Gemüth leicht gewinnen konnten: jede neue Erscheinung desselben wurde von ihnen mit einem leidenschaftlichen Jubel begrüßt, der den jungen Mann an sie fesseln mußte, und zwar um so mehr, als er dessen eigentliche Bedeutung, ihn dem von ihm hochverehrten Göthe entgegenzustellen, nicht verstand. So ward er immer mehr in den Kreis der romantischen Anschauungen gezogen, von denen er sich erst spät und auch dann nicht vollständig befreite. Wir wollen damit übrigens nicht sagen, daß die Romantik eine der Natur Tiecks ursprünglich fremde Seite gewesen sei; vielmehr lag die Neigung zu derselben tief in seinem Wesen, und sie wäre auch ohne den Einfluß der Schlegel zur Erscheinung gelangt;

aber wir glauben, daß er ohne diese nie in das Uebermaß und das Unförmliche, namentlich nicht in die Abwege der Mystik, in die Leerheit poetischer Abstractionen gerathen wäre, die seine reichsten Erzeugnisse verunstalten. Denn Tieck war von Natur zum Dichter bestimmt, er besaß eine reiche und stets schaffende Phantasie, große Innigkeit des Gefühls, und eine seltene Gewandtheit der Darstellung, die ihn besonders durch ihren musikalischen Wohllaut ganz zum lyrischen Dichter eignete, wie denn manche seiner früheren Lieder („Herbstlied", „Kunst und Liebe", „Der neue Frühling") unbedingt zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Lyrik zu rechnen sind.

Es lassen sich in Tiecks dichterischer Thätigkeit drei zum Theil sehr scharf abgegränzte Perioden unterscheiden. In die erste fallen seine frühesten Erzählungen, Romane und Dramen, die wir hier eben so wenig als die Novellen der dritten Periode zu beachten haben, nicht bloß weil wir ihn jetzt vor Allem als Lyriker besprechen müssen, sondern auch und vornämlich, weil die Erzeugnisse seiner früheren und späteren Wirksamkeit nicht im Geiste der romantischen Schule geschaffen sind, worin der Charakter seiner zweiten Periode liegt. In dieser aber lehnt sich seine Thätigkeit nicht bloß im Wesen, sondern auch ganz äußerlich an die der beiden Schlegel an, und er theilt namentlich mit ihnen das Verdienst, sowohl auf die Literatur des Südens aufmerksam gemacht und das Verständniß Shakspeare's mächtig befördert, als auch die Liebe für die ältere deutsche Literatur geweckt zu haben. Daß wir ihm eine vortreffliche, ja die beste Uebersetzung des „Don Quixote" verdanken, ist schon früher erwähnt worden (S. 9). Für Shakspeare war er vielseitig thätig: schon 1796 bearbeitete er dessen „Sturm", später nahm er Antheil an Schlegels Uebersetzung des großen Dramatikers, dessen Verständniß er durch das „Altenglische Theater" (2 Bde. Berl. 1811) und durch „Shakspeare's Vorschule" (2 Bde. Lpz. 1823—1829) historisch zu begründen suchte, wie er seine poetische Entwickelung in der Novelle „Dichterleben" geistreich darstellte und seine dichterische und künstlerische Bedeutsamkeit theils in den „Briefen über Shakspeare" („Poetisches Journal" 1800) und in den „Dramaturgischen Blättern" (2 Bde. Berl. 1825—1826), theils in der Abhandlung „Ueber Shakspeare's Sonette" („Penelope" 1826) mit eben so viel Begeisterung als Einsicht entwickelte. Beinahe eben so groß war seine Thätigkeit für die Wiedereinführung der älteren deutschen Poesie. Seine „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet" (Berl. 1803), die er mit einer für jene Zeit sehr bedeutenden Vorrede begleitete, blieben nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwickelung der Lyrik; da die Dichter nunmehr nach größerem Formenreichthum strebten; durch seine Bearbeitung des „Frauendienstes" von Ulrich von Lichtenstein (Stuttg. 1812) eröffnete er einen neuen und fruchtbaren Blick in die Lebensverhältnisse und die Dichtung des Mittelalters, und durch sein „Deutsches Theater" (2 Bde. Berlin 1817) erwarb er sich unbestreitbar große Verdienste um die genauere Kenntniß des älteren deutschen Dramas, um welches sich seit Gottsched beinahe Niemand mehr bekümmert hatte. Noch größeres Verdienst liegt jedoch in seinen Bemühungen, die vergessenen alten Volksbücher wieder aufzufrischen, von denen er verschiedenartige Bearbeitungen gab, auf welche wir später zurückkommen werden.

Wir haben gesagt, daß Tieck der eigentliche Dichter der romantischen Schule war, und daß er die von den beiden Schlegel aufgestellten Ideen über Poesie in seinen Erzeugnissen am geistreichsten und mit dem meisten Talent zur Erscheinung brachte. Doch hat er diesen Ideen nicht bloß Gestalt zu geben gesucht, er hat sie auch vielfältig verfochten, zuerst in seinen satyrischen Dramen („Der gestiefelte Kater", „Die verkehrte Welt", „Prinz Zerbino"), in denen er nicht bloß die entgegengesetzten Ansichten, insbesondere aber die gemeine Auffassung der Poesie lächerlich machte, sondern auch bedeutsame Winke über die romantische Behandlung der Kunst einfließen ließ. Wichtiger aber sind in dieser Beziehung die Gespräche über Kunst und Literatur, welche in Nachahmung der italienischen Novellisten die im „Phantasus" (3 Bde. Berl. 1812—1817) mitgetheilten Märchen, Schauspiele und Erzählungen verknüpfen, und aus denen sein ästhetisches System in seinem vollsten Umfang hergestellt werden könnte, wenn überhaupt von einem System die Rede sein kann. Auch hat er in einzelnen Recensionen manche wichtige Andeutungen über seine Ansichten von der Poesie eingeflochten.

Wir theilen aus seiner Beurtheilung der Musenalmanache und Taschenbücher aus den Jahren 1796—1798, welche er im „Archiv der Zeit" abdrucken ließ, eine Stelle mit, welche seine Anschauungsweise, obgleich nur in Kürze, doch in klarer Vollständigkeit darstellt. „Können wir denn die Natur wirklich so schildern, wie sie ist? Jedes Auge muß sie in einem gewissen Zusammenhange mit dem Herzen sehen, oder es sieht Nichts, wenigstens Nichts, was uns, in Versen wieder aufgezählt, gefallen könnte. Wird nicht jeder poetische Mensch in eine Stimmung versetzt, in der ihm **Bäume und Blumen wie belebte und befreundete Wesen erscheinen**, und ist dies nicht das Interesse, das wir an der Natur nehmen? Nicht die grünen Stauden und Gewächse entzücken uns, sondern die geheimen Ahndungen, die aus ihnen gleichsam heraufsteigen und uns begrüßen. Dann entdeckt der Mensch neue und wunderbare Beziehungen zwischen sich und der Natur; sie ist Theilnehmerin seines Schmerzes oder seiner Leiden; er fühlt gegen die leblosen Gegenstände eine freundschaftliche Zuneigung, und dann bedarf es wahrlich keiner Verschönerungen, keiner erlogenen Zusätze, um schöne und entzückende Gedichte niederzuschreiben. Der Lügen, wo sich viele der gemeinen Versmacher unglückliche Leidenschaft oder Treulosigkeit des Freundes fingiren; die leere und unbedeutende Bildersprache, wo die natürlichen Gegenstände ewig mit unnatürlichen verglichen werden, und der Leser nicht weiß, womit er seine Phantasie beschäftigen soll: die und nichts Anderes können der leere Schellenklang, der entstellende Putz sein, den man so oft unter dem Namen des Idealisirens entschuldigen und anpreisen will. —— Ich liebe die spitzfindigen, ästhetischen Untersuchungen nicht, in denen man sich am Ende von der poetischen und prosaischen Welt gleich weit entrückt fühlt und in einem dünnen Aether von

feinen und halbwahren Ideen schwebt; aber mich dünkt, es ist sehr einleuchtend, daß der Mensch als denkendes und fühlendes Wesen die Natur betrachtet; daß ihm also Manches bei einem Blatt und einem See einfällt, was gewiß für ein ander organisirtes Wesen nicht in der Sache liegt, sondern bloß in der Seele des Betrachtenden."

Es ist leicht einzusehen, daß durch solche Grundsätze das Wesen der Poesie vollständig vernichtet wird; sie beruht nicht mehr auf der Nothwendigkeit, sondern auf der Willkür, weil sie nicht mehr auf der Natur und auf der Wirklichkeit überhaupt, sondern lediglich auf der vorübergehenden Stimmung des Dichters fußt. Wir sehen zunächst, daß die Ansicht Tiecks zwar aus der Anschauungsweise Herders hervorgegangen ist, aber dieselbe weit überholt. Herder suchte in den Erscheinungen der Natur den Sinn herauszulesen, den Gott in sie gelegt (S. 53); Tieck dagegen wollte ihnen seinen eigenen Geist aufdrücken; was er in ihnen las, war nicht das, was in ihnen, sondern was in seiner eigenen Seele lag. Er suchte nicht die ewigen, unwandelbaren Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur zu ergründen, wie Herder, vielmehr ging er darauf aus, neue und wunderbare Beziehungen zu entdecken. Dadurch hatte er aber eigentlich schon das Gebiet der Poesie verlassen und war in das der Speculation getreten; seine Dichtungen wurden zu einer Philosophie der Natur. Hierin erkennen wir den Einfluß der Jenaischen Philosophen, namentlich Schellings, auf die Romantiker; sie philosophirten in der Poesie, wie jener in der Philosophie dichtete — denn Philosophie und Poesie war ja Eines.

So waren die Romantiker mit Göthe, den sie doch stets als den höchsten Dichter priesen (16), in Widerspruch gerathen, und sie hatten die Bahn eingeschlagen, auf welcher Schiller vorangegangen war, d. h. sie gingen, wie jener, von der Idee aus. Allein es wird bald klar, daß in der That ein eben so mächtiger Unterschied zwischen ihnen und Schiller, als zwischen ihnen und Herder war. Denn während Schiller allgemein menschliche Ideen poetisch entfaltete, Ideen, die er eben so wenig erfunden hatte, als der Bildhauer die Gestalten oder der dramatische Dichter die Charaktere und die Lebensverhältnisse erfindet, die er darstellt; haschten die Romantiker gerade nach solchen Ideen, die außer ihnen Niemand hatte, es waren nicht sowohl Gedanken, Empfindungen und Gefühle, die den Gegenstand ihrer Darstellungen bildeten, als vielmehr „geheime Ahnungen", mystische Träumereien, die um so mehr gefielen, je mehr sie sich dem „Monströsen und Excentrischen" näherten. Die Natur dieser Stoffe brachte es natürlich mit sich, daß sie nicht erschöpft werden konnten, denn jeder seltsame Gedanke erzeugte einen andern eben so seltsamen, und so kommt es, daß die Romantiker im Ganzen eine außerordentliche Redseligkeit an den Tag legten, die sie und ihre Freunde als tiefes Eindringen in die verborgensten Geheimnisse der Welt, der Kunst und der Religion anpriesen, in denen wir aber in der That meist nur inhaltsleere Ergießungen einer überreizten Phantasie erblicken.

In der oben angeführten Stelle finden wir eine Aeußerung, welche allerdings an sich äußerst fruchtbar ist; wir meinen die, in der Tieck sagt, daß jedem poetischen Menschen Bäume und Blumen wie belebte und befreundete Wesen erscheinen müßten. Darin liegt nämlich recht eigentlich das Wesen des Märchens, welches Tieck mit so großer Vorliebe bearbeitete. Aber das Märchen verlangt einen naiven Sinn, der die Welt des Wunderbaren mit aller Unbefangenheit des kindlichen Gemüths anschaut und glaubt, für den das Reich der Geister eine eben so entschiedene Wahrheit besitzt, als die wirkliche Welt, und der, weit entfernt, zum Verständniß des Geheimnißvollen dringen zu wollen, sich diesem unbedingt gläubig hingibt. Eine solche Unbefangenheit besaß Tieck nicht, so sehr er sich auch bemühte, sie hervortreten zu lassen, wodurch das Streben nach Kindlichkeit oft in das Kindische verfiel. Dieses suchte er durch einen gewissen Humor zu verdecken, welchen man häufig überschätzt hat, der aber in der That nur den Mangel an ächter poetischer Auffassung verhüllen soll. Uebrigens bemerken wir in seiner Behandlung des Märchens dieselbe unpoetische Abstraction, wie in seiner Betrachtung der Natur: wie es „nicht die grünen Stauden und Gewächse" sind, die ihn entzücken, sondern „die geheimen Ahnungen, die aus ihnen gleichsam heraufsteigen", so ist es auch nicht die Welt des Wunderbaren an sich, die ihm Interesse abgewinnt, und er stellt nicht sowohl diese selbst dar, als vielmehr die geheimen Beziehungen zu dem Menschen, die er hineinlegt.

Wenn die falsche Anschauungsweise unglücklich auf einen Dichter gewirkt und sein Talent, wenn auch nicht geradezu vernichtet, doch in hohem Grade beschränkt hat, so war es Tieck, der, wenn er sich nicht in das System der Romantiker hätte verfangen lassen, ohne Zweifel als Dritter neben Göthe und Schiller stehen könnte.

Was wir in den bisherigen Bemerkungen von Tieck überhaupt gesagt haben, bezieht sich vollkommen auch auf seine lyrischen Dichtungen, von denen wir daher nur noch Weniges hinzuzufügen haben. Ein großer Theil seiner lyrischen Gedichte (3 Thle. Dresden 1821—1823) gehört zu der eigenthümlichen Gattung, in welcher er die Natur und ihre einzelnen Erscheinungen als belebt darstellt und sie den Sinn und die geheimen Beziehungen aussprechen läßt, die er in ihnen zu entdecken glaubte. So wenig zu läugnen ist, daß diese Gedichte, z. B. „Die Lebenselemente" (13. 14), „Wald, Garten und Berg" (6) viele ansprechende und wahrhaft poetische Gedanken enthalten und auch die Form oft lieblich und anmuthig ist, so machen sie im Ganzen doch keinen wohlthätigen Eindruck, weil sie am Ende nur auf Willkür und nicht auf Nothwendigkeit beruhen, weil sie uns nicht die Natur, keine Gestalten und Bilder, sondern Abstractionen oder „geheime Ahnungen" darbieten. Da das Ahnungsvolle, wie wir schon bemerkt haben, ein charakteristisches Kennzeichen der romantischen Poesie überhaupt und somit auch der lyrischen Gedichte Tiecks bildet, so gewähren sie selten oder nie das Gefühl der Befriedigung, weil der Dichter selbst zu keiner gelangt, selbst dann nicht, wenn seine Wünsche erfüllt werden, wie im „Neuen Frühling" (2). Es haben daher die Lieder der Romantiker eine unverkennbare Verwandtschaft mit denen der sentimentalen Dichter, da hier wie dort eine unbefriedigte Sehnsucht, ein schmach-

tendes Verlangen nach dem Unerreichbaren zum Grunde liegt. Daher endlich wählen sie so gern Stoffe, wie die „Einsamkeit“ (15) — Tieck hat dieselbe mehrmals besungen —, die „Wehmuth“ (12), „Die Trauer (1), „Das Unterirdische“ (in den „Lebenselementen“), daher dichten sie mit Vorliebe Bergmannslieder, wie Hardenberg, oder Reiselieder, wie Tieck, in denen sich aber selten das Gefühl der Jugendlust, wie in dem schönen Liede „Die Zuversicht“ (10), sondern meist, wie im „Posthornschall“ (7), ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Unbekannten, Geheimnißvollen ausspricht, das wie ein drohendes Gespenst ihr Gemüth, wie ihre Dichtungen erfüllt*), so daß oft selbst die erwachende Lebenslust davon vernichtet wird, wie im „Waldlied“ (8), und wenn wir die Lieder Hölty's damit vergleichen, so wird es recht klar, wie drückend, lähmend diese ewige Sehnsucht ist, wie sehr sie mit aller Lebenslust auch alle ächte Poesie ertödtet, was selbst die stets hervorbrechende Todesahnung bei jenem nicht vermochte.

Dieses Ab- und Herumschweifen der Gedanken in das Gränzenlose mußte auch auf die Form einen zerstörenden Eindruck ausüben; dies zeigt sich nicht bloß in den dramatischen Erzeugnissen Tiecks, welche bei allem Aufwand der mannigfaltigsten metrischen Formen die größte Formlosigkeit darbieten, sondern auch schon bei den einfacheren lyrischen Dichtungen. Schon in den wenigen von uns mitgetheilten Proben begegnen uns einige, in denen der Dichter plötzlich den zum Grund liegenden Rhythmus verläßt und der ursprünglichen Form einen Schweif anfügt, der, wie alles Unorganische, nothwendig eine üble Wirkung hervorbringt (7. 13). Es ist auch hier, wie in der Ausführung des Gedankens, die Willkür bemerkbar, die zur Vernichtung aller Poesie und aller Kunst führt.

Es ist um so mehr zu bedauern, daß sich Tieck in diese romantische Richtung verfangen hat, als in ihm, wie schon gesagt, der Stoff zu einem großen Dichter lag. Dafür bürgen selbst die schon angeführten Gedichte, welche, so mißrathen sie im Ganzen sind, im Einzelnen viele große Schönheiten enthalten. Und so oft er sich seinem besseren Genius überließ, und er die Welt und das Leben mit freiem Auge und freiem Gemüth anschaute, so oft er sich nicht in das Spielen mit geheimnißvollen Ahnungen und nebelhaften Träumereien verirrte, schuf er Gedichte, welche den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik an die Seite gesetzt werden können. Wir nennen außer der schon angeführten „Zuversicht“ (10) noch die herrlichen Lieder „Andacht“ (11), „Herbstlied“ (5), „Arbeit“ (14), „Der Trostlose“ (3), „Im Walde“ (9) und „Nacht“ (4), welches durch Göthe's „Trost in Thränen“ hervorgerufen worden zu sein scheint, denen wir gern die „Frühlingsreise“ hinzufügen würden, wenn der Raum es erlaubte, ein Gedicht, das sich zwar in dithyramber Freiheit bewegt, in welchem aber der Wechsel des Rhythmus durch den Inhalt und die ganze Haltung wohlbegründet ist, und nicht, wie bei den obengenannten, als Auswuchs erscheint.

Tieck hat auch versucht, in einer Reihe von Gedichten die Erscheinungen der Natur und Kunst poetisch wieder zu gestalten, welche er auf seiner italienischen Reise in den J. 1805 u. 1806 angeschaut hatte; allein es hat sich hier recht gezeigt, wie unzulänglich die romantische Dichtung zur Darstellung des objectiv Wahren ist; die Natur hat sich an der vornehmen Gleichgültigkeit gerächt, mit welcher die Romantiker die reine Auffassung derselben betrachteten, und er, dem „die grünen Stauden und Gewächse“ an sich so wenig bedeuteten, ist in den „Reisegedichten“, in denen es sich darum handelte, das Naturleben zu schildern, eben deshalb oft zur baarsten Prosa herabgesunken. Nur selten ist es ihm gelungen, wie in der „Villa Borghese“ (16), ein wahres Bild zu gestalten und dasselbe durch die glückliche Beziehung auf Göthe zu beleben. Und doch ist auch in diesem besten Gedichte der ganzen Reihe Mangel an künstlerischer Vollendung sichtbar, denn offenbar müßte es mit dem vorletzten Absatze schließen, denn der letzte enthält nur eine matte mit unpassenden Zusätzen verwässerte Wiederholung.

Wie alle Romantiker, so hat auch Tieck vielfach südliche Formen gebraucht, so die Stanzen, die er mit großer Zartheit behandelt, die Glosse, namentlich aber das Sonett, das er, wie die beiden Schlegel, mit Glück zur Charakteristik dichterischer Erscheinungen gebraucht, wie in den beiden „An Novalis“ (7) und „An Wackenroder“ (8).

1. Trauer.

1\. Wie schnell verschwindet
So Licht als Glanz,
Der Morgen findet
Verwelkt den Kranz,

2\. Der gestern glühte
In aller Pracht,
Denn er verblühte
In dunkler Nacht.

3\. Es schwimmt die Welle
Des Lebens hin,
Und färbt sich helle,
Hat's nicht Gewinn;

4\. Die Sonne neiget,
Die Röthe flieht,
Der Schatten steiget
Und Dunkel zieht.

5\. So schwimmt die Liebe
Zu Wüsten ab,
Ach! daß sie bliebe
Bis an das Grab!

6\. Doch wir erwachen
Zu tiefer Qual;
Es bricht der Nachen,
Es löscht der Strahl,

7\. Vom schönen Lande
Weit weggebracht
Zum öden Strande,
Wo um uns Nacht.

2. Der neue Frühling.

„Käme doch der Frühling!“ seufzt' ich oftmals,
„Daß der süße Blumenduft, das Flüstern
Holder Birken und das Lied der Lerchen

*) Es gibt keine treffendere Charakteristik der romantischen Poesie als die drei letzten Strophen des „Pilgrims“ von Schiller:

„Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach! kein Steg will dahin führen,
Ach! der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier.“

Meine heißen Thränen trocknen möchten!"
Und in jedem Jahre kam der Frühling,
Und in jedem Jahre weint' ich Thränen;
Töne, Blumen, holdes Baumgeflüster,
Alles gieng wie scheu mir aus dem Wege.
Nichts, das meinen heißen Busen kühlte:
Und ich flehte nicht mehr um den Frühling.
Kläglich kam er, kaum daß ich's bemerkte;
Düster blickt' ich in sein grün Gewebe,
Dachte: bist nicht besser als die andern.
  Hinter mir hört' ich ein leises Rieseln,
Wie wenn Bächlein über Kiesel jauchzen;
Hinter mir lief Wind durch das Gebüsche,
Seitwärts nickten alle Blumen freundlich,
Und in sanften röthern Strahlen spielte
Sonnenschein zum grünen Boden nieder.
Sinnend stand ich jetzt, ein Weilchen zweifelnd,
Was die holde Täuschung um mich zaubre.
Als ich wieder auf vom Boden blickte,
Stand ein holder Knabe mir zur Seiten;
Goldne Locken hiengen um die Schläfe,
Um die Lippen spielte schalkisch Lächeln;
Sah mich an mit keckem blauen Auge.
  „Träumer du! zertritt nicht alle Freuden,
Die so zart in deinem Wege liegen!"
Rief er, hob den Zeigefinger drohend.
„Sieh, wie sich auf mein Gebot die Waldung
Neu begrünt, wie Glanz und süßes Leben
Sich auf jedem Zweige schaukelt; Blumen,
Nachtigallen, Düfte, Alles ruft dich
An mit wunderbar holdsel'gen Tönen:
Gehst du nicht in deinem eignen Schatten?
Bist du, Thor, nicht selber dir im Wege?"
  Stracks voll Mißmuth ward mein banger Busen:
„Kinder", sagt' ich, „sollten nicht so sprechen:
Thöricht sind sie, haben nichts erfahren,
Leben ohne Sorge, unbefangen,
Wissen über Spielgeräth zu urtheln,
Müssen aber über Kummer schweigen."
  Also sagt' ich, ernsthaftlich vermahnend,
Meinte, daß er sich wohl schämen dürfte;
Aber laut auf lachte nun der Bube,
Und die Fassung wär' mir fast entgangen.
  Aber als ich herzlich zürnen wollte,
War Besinnung, so wie Zorn entschwunden,
Und wie von dem heiligsten Entzücken
Stand ich überwältigt und gefangen
Mitten in dem allerschönsten Frühling,
Den mein Herz so lange hergesehnet.
Meine Wangen fühlt' ich roth erglühen;
Kühnes Blicks sah ich umher, als wären
Alle Blumen, alle Freuden meine.
Mir entgegen streckten sich Gewinde,
Ach! aus Myrten, zauberischen Rosen:
Kein Cypressenblatt im ganzen Kranze;
Und die schönste Hand streckt' ihn entgegen.
  „Kind! bin ich zum Kinde wieder worden?"
Rief ich, wollte blöde nach dem Kranze
Nicht die Hände zitternd reichen. „Wach ich?
Oder fesselt Schlaf die trüben Sinne,
Daß, um mich zu laben, goldne Träume
Wunderbar auf mich hernieder spielen?"
  Lächelnd sprach der Knabe: „Nein! du wachest,
Hast bisher in schwerem Traum gelegen.
So wie jetzt wird's immer um dich bleiben;
Darum weckt' ich dich aus deinen Träumen."
  So viel Wonne konnt' ich nicht ertragen,
Wagt' es nicht, dem Kleinen zu vertrauen,
Sank in meine Kniee; die Blumenkränze
Rührten kühlend meine heiße Schläfe.
  Du nur kannst mir sagen (o und sag' es!):
Darf ich wohl dem Wort des Knaben trauen?

3. Der Trostlose.

1. Dicht von Felsen eingeschlossen,
   Wo die stillen Bächlein gehn,
   Wo die dunklen Weiden sprossen,
   Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
   Dort im kühlen, abgelegnen Thal
   Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

2. Hat sie dich ja doch verstoßen,
   Und sie war so süß und schön!
   Tausend Thränen sind geflossen,
   Und sie durfte dich verschmähn —
   Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
   Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

3. Hoffend, und ich ward verstoßen,
   Bitten zeugten nur Verschmähn! —
   Dicht von Felsen eingeschlossen,
   Wo die stillen Bächlein gehn,
   Hier im stillen einsam grünen Thal
   Such' zum Troste dir ein Grab zumal.

4. Nacht.

1. Im Windsgeräusch in stiller Nacht
   Geht dort ein Wandersmann,
   Er seufzt und weint und schleicht so sacht
   Und ruft die Sterne an:
   „Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
   In stiller Einsamkeit,
   Mir unbekannt, wohin, woher,
   Durchwandl' ich Freud und Leid;
   Ihr kleinen goldnen Sterne,
   Ihr bleibt mir ewig ferne,
   Ferne, ferne,
   Und ach! ich vertraut' Euch so gerne."

2. Da klingt es plötzlich um ihn her,
   Und heller wird die Nacht.
   Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
   Er dünkt sich neu erwacht:
   „O Mensch, Du bist uns fern und nah,
   Doch einsam bist Du nicht,
   Vertrau' uns nur, Dein Auge sah
   Oft unser stilles Licht:
   Wir kleinen goldnen Sterne
   Sind Dir nicht ewig ferne;
   Gerne, gerne,
   Gedenken ja Deiner die Sterne."

5. Herbstlied.

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein,
   Und sang im muntern Sonnenschein
   Mit süßem wunderbaren Ton:
   „Ade, ich fliege nun davon,
   Weit! weit!
   Reis' ich noch heut."

2. Ich horchte auf den Feldgesang,
   Mir ward so wohl und doch so bang:
   Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
   Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
   Herz! Herz!
   Brichst Du vor Wonn' oder Schmerz?

3. Doch als ich Blätter fallen sah,
   Da sagt' ich: „Ach, der Herbst ist da,
   Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
   Vielleicht zu Lieb' und Sehnsucht flieht
   Weit, weit,
   Rasch mit der Zeit."

4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
   Dicht zu mir drauf das Vögelein,
   Es sah mein thränend Angesicht
   Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
   Nein! nein!
   Ist und bleibt Frühlingsschein."

6. Rosen.

(Aus „Wald, Garten und Berg".)

Bist Du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stehn geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut't der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Liebe ist es, die die Röthe
Allewege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe,
Roth steigt nieder jede Nacht;
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß:
In Granaten flammt die Röthe,
Brennt in Purpurs voller Pracht,
Deuten uns den innigsten Genuß.

7. Posthornschall.

Weit weg, weit weg
Von allen Schmerzen weg,
Durch die Wälder möcht' ich eilen,
Niederwärts,
Aufwärts,
Klüften vorüber und von den steilen
Gebirgen stürzen zu tiefen Gründen,
Ruhe zu finden.
Pfeifender Wind
Treibe geschwind
Schnell und schneller die Rosse in's Dickicht hinein!
Laß, o laß, die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand sein.

Wo soll ich suchen?
Auf Bergeshöh'n?
Im Schatten der Buchen?
Wo werd' ich sie seh'n?
Die Stunden verfliegen,
Tag wechselt mit Nacht,
Die Schmerzen besiegen,
Die Freuden erliegen
Der stürmenden Macht.

Ach! weiter, weiter ohne Stillstand,
Hin wo der Strom braust,
Wo von steiler moos'ger Felswand
Wind und Woge niedersaust;
Wo Walddunkel schattet,
Wo Wolken sich jagen,
Und Nacht und banges Zagen
Mit schwarzen Träumen sich gattet.

Thalnieder, bergauf,
Echo spricht und grüßt herüber;
Ach! statt dieses Treibens ende lieber,
Ende, ende diesen trüben Lauf.

Käm' ich nur zum fremden Orte,
In ein wundervolles Land,
Das kein Auge je gekannt;
Aber wechselnd hier und dort
Weiß ich schon die Einsamkeiten,
Die sich tückisch mir bereiten,
Kenne schon die trüben Leiden:
Leiden, Leiden.

8. Waldlied.

1. Waldnacht! Jagdlust!
Leis' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt sich, jauchzt die freie Brust!
Töne, töne nieder zum Thal,
Freun sich, freun sich allzumal
Baum und Strauch beim muntern Schall.

2. Klinge, Bergquell!
Epheuranken
Dich umschwanken,
Rieseln durch die Klüfte schnell!
Fliehet, flieht das Leben so fort,
Wandelt hier, dann ist es dort, —
Hallt, zerschmilzt ein luftig Wort.

3. Waldnacht, Jagdlust!
Daß die Liebe
Bei uns bliebe,
Wohnen blieb in treuer Brust!
Wandelt, wandelt sich allzumal,
Fliehet gleich dem Hörnerschall:
Einsam, einsam grünes Thal.

4. Klinge, Bergquell!
Ach, betrogen —
Wasserwogen
Rauschen abwärts nicht so schnell!
Liebe, Leben, sie eilen hin,
Keins von beiden trägt Gewinn: —
Ach, daß ich geboren bin.

9. Im Walde.

Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wann der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm' ist schön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämm'rung bricht·
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wann des Waldhorns Stimme spricht.
Ist Dein Herz Dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang!

10. Zuversicht.

1. Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

2. Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst Du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

3. Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

4. Und, Mensch, Du sitzest stets daheim,
Und sehnst Dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh' die Fremde gern.

5. Wer weiß, wo Dir Dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

6. Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.

7. So weit Dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

11. Andacht.

1. Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

2. O dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preis't den Ew'gen nur.

3. Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

4. Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall?

12. Wehmuth.

1. Holdes, holdes Sehnsuchtrufen
Aus dem Wald vom Thale her:
Klimm' herab die Felsenstufen,
Folg' der Oreade Rufen
Und vertrau' dem weiten Meer.

2. Wohl seh' ich Gestalten wanken
Durch des Waldes grüne Nacht.
Die bewegten Zweige schwanken,
Sie entschlummern wie Gedanken,
Die der Schlaf hinweggefacht.

3. Komm', Erinn'rung, liebe, treue,
Die mir oft im Arm geruht,

Singe mir dein Lied, erfreue
Dieses matte Herz, der Scheue
Fühlt dann Kraft und Lebensmuth.

4. Kinder lieben ja die Scherze,
Und ich bin ein thöricht Kind;
Treu verblieb dir doch mein Herze,
Leichtsinn nur im frohen Scherze,
Bin noch so wie sonst gesinnt.

5. Wald und Thal, ihr grünen Hügel,
Kennt die Wünsche meiner Brust,
Wie ich gern mit goldnem Flügel
Von der Abendröthe Hügel
Möchte ziehn zu meiner Lust.

6. Erd' und Himmel nun in Küssen
Wie mit Liebesscham entbrennt; —
Ach! ich muß den Frevel büßen,
Lange noch die Holde missen,
Die mein Herz mir einzig nennt.

7. Morgenröthe kommt gegangen,
Macht den Tag von Banden frey,
Erd' und Himmel bräutlich prangen:
Aber ach! ich bin gefangen,
Einsam hier im süßen May.

8. Lieb' und Maylust ist verschwunden,
Ist nur May in ihrem Blick;
Keine Rose wird erfunden —
Flieht und eilt, ihr trägen Stunden,
Bringt die Braut mir bald zurück!

13. Die Luft.

(Aus den „Lebenselementen".)

1. Holde Sehnsucht, steigst du nieder?
Süßer Strom, der mich ertränkt?
Ew'ge Ruhe, kehrst du wieder,
In die sich das volle Herz so still versenkt?

2. Deine kühlen Fluten bringen
Tief in's Inn're der Natur,
Dir entgegen, Holde, bringen,
Alle Welten ihre Kinder deiner süßen Spur.

3. Ueberall bist du gebettet,
Nährst und säugst die volle Welt,
Auch an dich mein Lebensstrom gekettet,
Dir entgegen ist mein Herz gestellt.

4. Wogendes, kreisendes Meer,
Sich selbst gebährend,
Alles ernährend,
Du ruhst in dir mit deinen Stürmen schwer.

5. Wann die Wetter sich erzeugen,
Wann sich die knarrenden Eichen beugen,
Sich die Wolken flatternd jagen,
Nieder der Blitz sich reißt,
Und sein rothes Auge, glühend
Durch die schwarze Wüste ziehend,
Das Inn're der flammenden Welt uns weißt:

6. Dann erzeugt sich in dem Streite
Nur die stille liebe Ruh,
Die Empörung geht zur Seite,
Und die Sanftheit deckt mit Flügeln
Auf den Wäldern, Bergen, Hügeln
Alles schweigend mit dem linden blauen Athem zu.

14. Arbeit.

(Aus den „Lebenselementen".)

1. Vorwärts wandeln, wiederkehren,
Und das Rohe neu gestalten,
Ordnung in Verwirrung schalten,
Wird auf Erden immer währen.

2. Was gewesen, kommt auch wieder,
Zukunft ist dereinst vergangen,
Sterben muß jedwed Verlangen,
Und die Erde zieht uns nieder.

3. Menschen, Element, Naturen
Stehn zum Kampfe stets gerüstet,
Alles schreckt und lockt; uns lüstet
Wandeln auf der Erde Spuren.

4. Jeder weiß, wie es gewesen,
Wenn er Gegenwart beachtet;
Wer sich selber recht betrachtet,
Kann die ganze Erde lesen.

5. Wie der Streit sich selbst versöhnet,
Friede wird aus Krieg erzeuget,
Wie der Regen hebt und beuget,
So die Erde wird verschönet.

6. Alle Mühe rennt zum Ziele,
Zum Genusse wird das Streben:
Also zieht Arbeit und Leben
In der Erde wild Gewühle.

15. Wonne der Einsamkeit.

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein,
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfangen.

Weit! weit!
Liegst du Welt hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!

Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten!
Entfliehet, entreißt euch der Qual.
Es beut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur;
Entflieht dem Getümmel!

O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

16. Villa Borghese.

Niemals veraltet dein Reiz,
So oft ich hier wandle.
Dank dem edlen Geiste,
Der das süße Labyrinth erschuf,
Und uns vergönnte,
Hier, wo aus grünen Bäumen
Bilder uns grüßen,
Wo Blumenpracht den Frühling ausgießt,
Und Duft und Farben spendend
Alle Sinne mit Zauber umstrickt,
Glücklich zu seyn.
Dort das sprudelnde Wasser,
Und in dem einsamen Raum,
Unter Eppich und Ulmen versteckt,
Die niederperlenden Tropfen Krystalls,
Die in Marmorbecken
Melodisch fallen und klingen:
Dazu der Turteltaube Liebesklage
Aus dichterem Gebüsch,
Den wilden Waldruf
Fremden Geflügels.
Wie oft schon trank ich hier das süßeste,
Innigste Leben entzückt.

Hier auch bist du gewandelt,
Edelster Genius,
Unsers Vaterlands Zier und Lust,
Goethe, deutscher herrlicher Sänger.
Hier, so verkündet die Sage,
Ward dein Lied vom Tasso gedichtet;
Und jedes lispelnde Blatt
Des Lorbeers rauscht deinen Namen;
Die Springquellen reden von dir.
Und ein Geisterschauer
Fliegt über mir hinweg
Und säuselt noch heilig in den fernen Pinien.

So les' ich täglich die alte Welt:
Stein und Boden und Fluß,
Himmelsbläue und Baum
Reden von ihr.
Des Mittelalters Wunder,
Die Kraft der Religion,
Die Helden der Vorzeit

Treten sichtlich vor mich hin,
Mit Glanz umflossen
Schwebt mir Raphael's Schatten
Grüßend vorüber,
Er inmitten der Schaar
Der begeisterten Dichter und Bildner,
Erwiedr' ich mit Thränen den Gruß,
Und nun noch muß mir die süßeste, lieblichste,
Schönste Erinn'rung begegnen,
Deine hohe Gestalt,
Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muster, o Goethe,
In dessen Lied mir der trunk'nen
Begeist'rung Quelle rauscht;
Du, der den Muth der Brust mir weckst,
Und, unerreichbarer im Kampf der Liebe,
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst.

17. An Novalis.

Wer in den Wäldern, Blumen, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Blumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der trau're tief im hellsten Glanz des Maien!
Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blumen, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüt' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.
Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Gebärde,
Des Busens Ahnen, Sehnsucht nach dem Frieden.
Seit ich Dich sah, vertraut' ich dem Gefühle:
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde!
Du giengst! fahr wohl! wir sind ja nicht geschieden.

18. An Wackenroder.

Wenn das Gewühl der Welt mit tausend Banden
Um Auge, Sinn und Herz sich wollte stricken,
So durft' ich nur in deine Augen blicken,
Und alle Zweifel, alle Räthsel schwanden.
Ich sah, wie sich die gift'gen Schlangen wanden,
Den Vater sammt den Kindern zu erdrücken,
Und wie kein Gott wollt' Hülfe niederschicken,
Fast unbewußt die Armen hülflos standen.
So wird der Mensch von Angst und Pein getrieben,
Der stolz und zornig, der in Lüsten glühend,
Von Habsucht der erstickt, vom gift'gen Neide.
Dann sah ich dich in stiller frommer Freude,
Im ewigen Gebete niederknieend,
Einsam Natur und Gott und Himmel lieben.



Friedrich Georg von Hardenberg.

Unter allen Dichtern der romantischen Schule war, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, Friedrich Georg von Hardenberg, der unter dem Namen Novalis dichtete und vorzüglich bekannt wurde, ohne Zweifel der begabteste. Er wurde am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Wiederstadt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Von Natur schwächlich, schien er auch in seinen frühern Knabenjahren geistig unbedeutend zu sein, bis er nach einer schweren Krankheit plötzlich wie aus einem langen Schlafe erwachte und sich als ein muntres, thätiges und geistreiches Kind zeigte. Den größten Einfluß auf sein Gemüth und seine Entwickelung hatte seine sanfte, fromme Mutter, die ihn und seine zehn Geschwister bei der häufigen Abwesenheit des Vaters fast allein erzog. Später lebte er eine Zeitlang bei einem Oheim in Lockum und in Eisleben, von wo er im Herbst 1790 die Universität zu Jena bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Im J. 1792 ging er nach Leipzig und 1793 nach Wittenberg, wo er seine Studien vollendete. Beim Ausbruch des Kriegs mit Frankreich ergriff ihn eine so plötzliche Kriegslust, daß ihn nur die vereinten Bitten seiner Eltern und Verwandten abhalten konnten, in Kriegsdienste zu treten. Um diese Zeit lernte er Fr. Schlegel und Fichte kennen, welche einen großen und bleibenden Einfluß auf seine weitere Entwickelung hatten, sowie auch er nicht ohne Einfluß auf sie blieb. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach Arnstadt, um bei dem Kreisamt das Geschäftsleben kennen zu lernen. Dort wurde er mit der erst 13jährigen Sophie von Kühn bekannt, welche durch ihre außerordentliche Erscheinung, durch die seltenste geistige und leibliche Schönheit, einen so mächtigen Eindruck auf ihn machte, daß er sie zur künftigen Lebensgefährtin wählte. Doch wurde sie Ende 1795 tödtlich krank, und ob sie gleich wieder genas, hatte die Krankheit doch die bedenklichsten Folgen; es bildete sich eine gefährliche Leberkrankheit, der sie im J. 1797 erlag. Unterdessen war Novalis nach Weißenfels gezogen, wo er als Assessor bei dem Salinendepartement Anstellung erhalten hatte, dem sein Vater als Director vorstand. Die Todesnachricht erschütterte ihn mächtig; er zog sich eine Zeitlang von allen Geschäften zurück, nur seinem Schmerze hingegeben. Ende 1798 ging er nach Freiberg, wo er unter dem berühmten Werner die Bergwissenschaften studirte. Hier lernte er Julie von Charpentier kennen, „und vielleicht", sagt der Herausgeber seiner Schriften, Tieck, „mag es jedem Andern, außer seinen vertrauten Freunden, sonderbar dünken, daß er sich schon im J. 1798 mit ihr verlobte." Doch blieb Sophie der Mittelpunkt seiner Gedanken. Im J. 1799 kehrte er zu seinem Vater zurück und wurde unter diesem als Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises angestellt. Von nun an besuchte er Jena häufig, wo er auch A. W. Schlegel kennen lernte und mit dem genialen Ritter vertraut wurde. Als er im August 1800 zu seiner Hochzeit nach Freiberg reisen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, die Heirath mußte verschoben werden. Im Octo-

der reiste er mit seinen Eltern nach Dresden, wo ihm der Schrecken über die Nachricht, daß ein jüngerer Bruder ertrunken sei, einen heftigen Blutsturz zuzog. Im Januar 1801 ging er nach Weißenfels zurück; sein Zustand wurde täglich bedenklicher, vom 19. März wurde er auffallend schwächer; am 25. verschied er nach mehrstündigem ruhigem Schlaf: er hatte das 29. Jahr noch nicht vollendet.

Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Novalis die Poesie vom romantischen Standpunkt aus betrachtete und behandelte, wie schon sein Roman „Heinrich von Ofterdingen" und seine unter dem Titel „Fragmente" gesammelten Aphorismen beurkunden (wir werden auf Beides später zurückkommen); so nehmen wir doch bald wahr, daß zwischen ihm und den übrigen Romantikern ein mächtiger Unterschied besteht. Während jene nämlich die christliche Weltanschauung, auf welche sie ihre Poesie zu begründen suchten, nur allmählich entwickelten, und ihre Neigung zum Katholicismus als eine Folge ihrer ästhetischen Ansichten erscheint, weshalb sie sich denn auch leicht in das Uebermaß verlieren konnten, gelangte Novalis umgekehrt von der ursprünglich in ihm liegenden christlichen Weltanschauung, vorzüglich durch den Umgang mit Tieck und besonders mit Friedrich Schlegel, dann durch das Studium der Fichte'schen Wissenschaftslehre, zu den ästhetischen Ansichten, welche die Grundlage der romantischen Poesie bilden. Daher konnte sich bei ihm auch die Neigung zum Katholicismus nicht in dem Maße entwickeln, wie bei seinen Freunden, und wenn wir auch einzelne Andeutungen davon finden, so sind sie mehr äußerlicher Art, d. h. sie wurden durch den Stoff seines Romans bedingt, in welchem sie vorzugsweise anzutreffen sind. Selbst das im J. 1799 geschriebene Fragment „Die Christenheit in Europa", ob es gleich von einem ausschließlich katholischen Standpunkt beginnt, zeigt in seiner Entwickelung, daß er den Katholicismus in ganz anderer Weise auffaßte, als die übrigen Romantiker, deren Ansichten doch unzweifelhaft gerade wesentlichen Einfluß auf diese Abhandlung hatten. Ueberhaupt war der Katholicismus seiner sich ganz in das Innere versenkenden Seele viel zu materiell, als daß er sich durch denselben bleibend hätte können angezogen fühlen, und es ist daher begreiflich, daß er sich gegen das Ende seines Lebens mehr den Anschauungen der Brüdergemeinde, als dem Pabstthum zuneigte. Wenn wir Novalis daher richtig beurtheilen wollen, müssen wir diejenigen Schriften, in welchen er sich von den ästhetischen Ansichten seiner Freunde leiten ließ, von denen unterscheiden, welche, von jedem äußern Einfluß frei, sein eigenes, ursprüngliches Wesen darstellen. Zu jenen gehörte vorzüglich sein schon genannter Roman, überhaupt, mit Ausnahme der „Hymnen an die Nacht", Alles, was er in Prosa schrieb; zu den letztern sind aber seine lyrischen Dichtungen zu rechnen, die wir hier auch zunächst zu besprechen haben. Und ob er gleich auch einige treffliche weltliche Lieder gedichtet hat, die beinahe sämmtlich in seinen „Heinrich von Ofterdingen" eingeflochten sind, und unter denen wir die zwei schönen Bergmannslieder auszeichnen („Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt", und „Ich kenne wo ein festes Schloß"), sowie das äußerst gelungene Weinlied (2), das durch die glücklich durchgeführte Personification den Reiz der Neuheit erhält; so sind es doch vorzüglich seine geistlichen Lieder, in denen sich sein eigenthümliches Talent auf das Schönste entfaltet, und durch die er auch auf die Entwickelung der Literatur einflußreich geworden ist, wie wir schon in den einleitenden Bemerkungen (S. 43) angedeutet haben. In diesen Liedern spricht sich die christliche Anschauung in der reinsten und würdigsten Weise aus; denn wenn ihr auch eine tief mystische Auffassungsweise zum Grunde liegt, so ist diese doch von specieller Gestaltung, wie sie eine besondere kirchliche Ansicht geben mag, weit entfernt; und wenn in den geistlichen Liedern anderer Romantiker, vornämlich Schlegels, das katholisirende Element überall durchbricht, so daß sie eben auch nur für Katholiken gedichtet sind und selbst nur solche erfreuen können, welche in der vollsten Entwickelung des Pabstthums die einzig wahre Gemeinschaft der Gläubigen erkennen, andere dagegen, welche Rom von der Kirche unterscheiden, mehr oder weniger abstoßen müssen; so sind dagegen Hardenbergs geistliche Lieder so allgemein christlicher Natur, daß sie für alle Confessionen gleich angemessen sind, und wir in ihnen die Töne wieder vernehmen, welche uns aus den Hymnen der älteren Kirche so mächtig ansprechen, denen sie auch wegen ihrer einfachen und doch höchst poetischen Darstellung an die Seite gesetzt werden können. Sie sind, wie jene Hymnen, der lebendigste Ausdruck des festen, unzerstörbaren Glaubens an Christum (3), der innigsten Hingebung an den Heiland der Welt (4), und so erkennen wir in der „Hymne" (5) jene alte Mystik wieder, aus welcher sich gerade in nothwendiger Folge die Reformation entwickelte (Schriften, herausg. von Fr. Schlegel u. L. Tieck. 2 Thle. Berl. 1802.; 3. Th. herausg. v. L. Tieck und Ed. von Bülow. Berl. 1846).

1. Kreuzgesang.

1. Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich vor diesem Grimme!

2. Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubenswiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

3. Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen;
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

4. Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

5. Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerdte
Und zieht entflammt von seinem Herde.

6. Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein;

Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sein.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

7. Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden stehn voran;
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Christus zu vergießen.

8. Zum Kampf, ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

9. Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

10. Hinüber zu der heil'gen Stäte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

2. Weinlied.

1. Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

2. Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

3. Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

4. Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

5. Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

6. So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

7. Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

8. Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

9. Er sprützt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

10. Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

11. Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

3. (Erlösung.)

1. Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

2. Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

3. Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden,
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

4. Das Leben ward zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthvolles Kind:
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur versammelt sind.

5. O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

6. Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

7. Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

8. Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

9. Seitdem verschwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

10. Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue, weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

4. (Seligkeit in Jesu.)

1. Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:

Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

2. Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

3. Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

4. Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

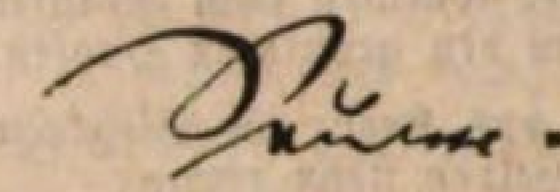
5. Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

5. Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —

O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

Johann Gottfried Seume.



Um dieselbe Zeit, da die romantische Schule immer mehr an Bedeutung und Einfluß gewann, finden wir einen Schriftsteller, der, obgleich den Führern jener Schule an Talent und namentlich auch an den äußern Mitteln der Darstellung weit nachstehend, und ob er gleich der neuen Richtung in keiner Weise feindlich entgegentrat, dennoch einen Theil des Publikums von ihr abzog oder durch seinen einfachen Ernst vor deren schwärmerischen oder mystischen Einflüssen bewahrte.

Johann Gottfried Seume, geb. zu Posern bei Weißenfels am 29. Jan. 1763, verlor seinen Vater, einen schlichten Bauer, schon früh. Nach dem Tode desselben nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain, der seine seltenen Geistesgaben und die Trefflichkeit seines Gemüths erkannte, seiner an; von ihm unterstützt, besuchte der junge Seume zuerst die Schule in Borna, dann die Nicolaischule und endlich auch die Universität zu Leipzig, wo er sich der Theologie widmete. So tief religiös seine Gesinnung aber war, so fand er doch in der Art und Weise, wie diese Wissenschaft betrieben wurde, keinen Reiz; vielmehr ward es ihm bald klar, daß sein ganzes Wesen mit der strengen Dogmatik im Widerspruche stehe. Er entschloß sich daher, eine andere Laufbahn zu beginnen; in dieser Absicht reiste er nach Paris. Es war zur Zeit des amerikanischen Befreiungskriegs, den, wie wir wissen, viele deutsche Fürsten benutzten, um durch Verkauf ihrer Unterthanen an die Engländer ihre durch den unsinnigsten Aufwand erschöpften Kassen wieder zu füllen. Seume gerieth hessischen Werbern in die Hände, die ihn trotz seiner Verwahrungen nach Amerika schleppten, wo er, der begeisterte Freund der Freiheit, sich gezwungen sah, gegen die um ihre Unabhängigkeit ringenden Amerikaner zu kämpfen. Als er nach Europa zurückgekommen war, entfloh er den Hessen, wurde aber bald von preußischen Werbern aufgegriffen, die ihn als gemeinen Soldaten nach Emden brachten. Zwar gelang es ihm, seinen Räubern zu entfliehen, aber er ward wieder eingeholt, und entging nur auf vielseitige Verwendung der Todesstrafe. Auf die Bürgschaft eines wackern Bürgers von Emden erhielt er Urlaub; entschlossen, nicht wieder zurückzukehren, ging er nach Leipzig, wo er sich literarisch beschäftigte. Von dem Honorar, das er für die Uebersetzung des englischen Romans „Honorie Warren" (Lpz. 1788) erhielt, bezahlte er jene Bürgschaft, welche 80 Thaler betrug. Nachdem er sich 1792 die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, wurde er Hofmeister und später Secretär des russischen Generals von Igelström, welcher ihm 1793 eine Stelle als Lieutenant bei den Grenadieren verschaffte. Der Ausbruch der polnischen Revolution zwang ihn, zum zweitenmale gegen die Freiheit zu fechten; er wurde von den Polen gefangen genommen, und mußte Zeuge der Gräuelthaten sein, deren sich die Russen bei der Eroberung von Warschau schuldig machten. Nach seiner Befreiung kehrte er wieder nach

Leipzig zurück, wo er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Göschen in Grimma übernahm. Die geisttödtende Beschäftigung hatte den größten Nachtheil auf seine Gesundheit; um sich zu stärken, machte er 1801 eine Fußreise, auf welcher er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte, deren Beschreibung er bald darauf unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus“ (2 Bde. Braunschw. u. Leipz. 1802) herausgab; im J. 1805 unternahm er eine zweite Reise über Petersburg, Moskau, zurück durch Finnland und Schweden; sie bildet den Inhalt des Buchs „Mein Sommer im J. 1805“ (Hamb. 1806). Nach seiner Rückkehr ins Vaterland, dessen Erniedrigung ihn mit dem bittersten Schmerz erfüllte, lebte er meist in Sachsen. Nach langen und schweren Leiden starb er in Teplitz am 13. Juni 1810.

Haben wir bei den Romantikern mehr das Talent der Dichter, als den Gehalt ihrer Dichtungen zu bewundern, so tritt bei Seume gerade der umgekehrte Fall ein. Seine Poesien bieten wenig wahrhaft Dichterisches, und auch ihre äußere Form entbehrt der Eigenschaften, welche uns schon an sich erfreuen, denn sie sind weder in schwungvoller, noch wohllautender Sprache geschrieben, dieselbe ist vielmehr sogar herb und hart; und dennoch erfreuen Seume's „Gedichte“ (Riga 1801), weil sie der Ausdruck eines edlen, kernhaften und wahrhaft männlichen Charakters sind. Seume verband mit der liebenswürdigsten Menschenliebe den glühendsten Haß gegen alles Schlechte und Unwürdige, die wahrste Frömmigkeit mit dem entschiedensten Abscheu gegen alles heuchlerische Wesen, er war von der innigsten Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterland und seinem Volke durchdrungen, und haßte eben deswegen die Tyrannei und die Unterdrückung, in welcher Gestalt sie sich auch zeigte. Sein unglückliches Schicksal, welches ihn zweimal zwang, gegen die Freiheit der Völker zu kämpfen, hatte seine Liebe für dieselbe nur noch gekräftigt, es mußte ihn daher mit den bittersten Gefühlen erfüllen, als er auch sein geliebtes Vaterland von dem fremden Eroberer geknechtet, von dessen Kriegern mißhandelt und verheert sah. Besonders wurde sein Zorn durch das selbstsüchtige Benehmen der Fürsten erregt, die das Wohl des Vaterlandes für eigennützige Zwecke, ja oft selbst nur zur Fröhnung einer kleinlichen Eitelkeit aufopferten („An das deutsche Volk 1810“). Wie diese Gesinnungen und Gedanken sein ganzes Herz erfüllten, so bilden sie auch den Inhalt des größten Theils seiner Gedichte, die fast sämmtlich eine übermäßige Länge haben, weil er jede Seite der Lebensverhältnisse betrachtete, und jede im Widerspruch mit den Anforderungen seines reinen und edlen Gemüths erblickte.

1. Mein Geburtstag.

1. Dreißigmal ist mir das Jahr entronnen;
Und was hab' ich aus dem Flug gewonnen?
Wie ein Kahn durch Stürme, Fluth und Wogen,
Sind sie adlerschnell dahin geflogen.

2. Aus dem Hinterhalt hat, wenn ich lachte
Und nur Frohgenuß des Lebens dachte,
Oft der Tod mir in den Maientagen
Zu der großen Reise Lärm geschlagen.

3. Von des Meeres tiefem Felsengrunde,
Aus der Kriegsmaschine Feuerschlunde
Gähnte von der Parze schwarzen Wegen
Mir Verderben oft und grell entgegen.

4. Und ich sah' durch die gebrochnen Glieder,
Hingestreckt vom Würger, meine Brüder
In der Sterbestunde letzten Zügen
Blutig, röchelnd, betend, fluchend liegen.

5. Auf der alten und der neuen Erde,
Von dem Fürstensaal zum Bettlerherde,
Hört' ich Menschen über Menschenplagen
Mit des Jammers heißen Thränen klagen.

6. Auf der Wollust seidnem Dunenlager
Saß der Kummer abgehärmt und hager;
Unterm Strohdach auf der Binsenmatte
Weinte stummen Schmerz des Elends Gatte.

7. Himmel, schlagen deiner Strafen Flammen
Alle, alle über uns zusammen?
Hier und hier ist aller Marter Quelle:
Braucht der Frömmler denn noch eine Hölle?

8. Leidenschaften wühlen an den Stützen,
Die den armen Stamm des Lebens schützen;
Und sie wühlen oft in einer Stunde
Ganzer langer Jahre Werk zu Grunde.

9. Und die himmlische Natur zu rächen,
Kocht ihr Busen herrliche Verbrechen,
Die in Fluch verwandeln Gottes Segen,
Und durch Elend Keim zu Elend legen.

10. Bosheit gießet zu dem Thränenmahle
Schleichend Gift noch in die Wermuthsschale;
Und die Thorheit, ihre Schwester, bietet
Fertig ihre Hände, wenn sie wüthet.

11. Aus dem alten, orthodoxen Mantel
Sticht des Unsinns giftige Tarantel;
Aus der Irrphilosophie Gewimmel
Fliegen Zweifel über Gott und Himmel.

12. Götterliebe sinkt zu feilen Lüsten,
Unser schönes Eden zu verwüsten:
Tiefer Groll durchbrütet seine Galle
Zu des sichern Bruders nahem Falle.

13. Einer zehret kühn mit hohem Muthe
Von gepeitschter tausend Sklaven Gute,
Die ihr letztes Bißchen armes Leben
Seiner Schwelgerei zur Beute geben.

14. Und wenn sie sodann vom Schlaf erwachen,
Gleicht ihr Wüthen dem Hyänenrachen,
Der mit ungezähmtem Grimme schlachtet,
Und den künft'gen Augenblick verachtet.

15. Vater, wird zur Rettung hier auf Erden
Nicht Vernunft einst Herrscherin noch werden,
Und die Ungerechtigkeit verbannen?
Jetzo giebt's nur Sklaven und Tyrannen.

16. Wird Asträa nicht, uns Heil zu geben,
Noch einmal herab vom Himmel schweben,
Und, das göttliche Geschenk zu rächen,
Einst des Treibers Eisenstecken brechen?

17. Daß ein Jeder in dem Abendrothe
Psalmen singe, nicht bei Gnadenbrote;
Daß sich unter ihrer Väter Buchen
Nicht Bedrücker und Bedrückte fluchen;

18. Daß man ohne Furcht vor Blutgesinde
Froh für sich die Weizengarben binde;
Daß der Sohn des Vaters Segen erbe,
Und ein Jeder, wo er wünschet, sterbe.

19. Werd' ich noch den Göttertag erleben,
Wo nur Brüdern Brüder Hände geben?
Wo kein Erdensohn den Schöpfer höhnet,
Und als Knecht dem Nebenmenschen fröhnet?

20. Wo Natur ihr großes Werk vollendet,
Einem Jeden seine Spende spendet?
Wo in schönen, neugebornen Tagen
Menschen nur noch ihre Leiden tragen?

21. Wo Tyrannen boshaft nicht die Klauen
In das trockne Mark der Brüder hauen;
Wo kein Mensch hinauf zum Menschen wanket,
Und gegeißelt für die Gnade danket?

22. Wo das Schwert nicht bloß das Recht besiegelt,
Und dem Rechte jeden Weg verriegelt?
Wo nicht Tod und Ketten edlen Bürgern
Heilig drohen von gedungnen Würgern?

23. Vater, gieb mir Muth und laß mich hoffen;
Noch wird einst vielleicht der Punkt getroffen;
Noch lernt man vielleicht einst dich verstehen
Und die Wege deines Lichtes gehen.

24. Vater, gieb mir Kraft, wenn Pflicht mich fodert!
Kraft, so groß wie Feuer in mir lodert,
Daß ich ohne Furcht die Wahrheit sage,
Und für deine Wahrheit alles wage.

25. Wenig hab' ich noch in meinem Leben
Für die gute Sache hingegeben,
Bin vielleicht an meinem Wanderstabe
Nur an Bart ein Mann, an Geist ein Knabe.

26. Durst nach Thaten brennt in meiner Seele,
Thaten, die mein guter Engel zähle:
Werd' ein Held im Blut der Menschheit Ruthe;
Wahre Größe ist nur wahres Gute.

27. Vater, hilf die Stunden mir gewinnen,
Bis der Urne letzte Tropfen rinnen;
Daß ich dann in meines Lebens Buche
Nicht vergebens meine Werke suche.

2. An das deutsche Volk im Jahr 1810.

1. Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha!

2. Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerstörung, als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

3. Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte
Und von ihren Fäusten trieft das Blut;
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo sie handeln,
Mit der Furien entmenschter Wuth.

4. Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht seine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erste König, der erlaubte,
Daß man schändlich so das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron.

5. Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken tiefe Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mild're Menschheit weint und bebt.

6. Unsre Frucht verzehren fremde Rosse,
Unsre Gauen mähen fremde Trosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
Und mit tiefer, stummer Eselstugend
Fördert's links und rechts der edle Duns.

7. Offen stehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
Und wir sind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

8. Frommen sind dieß Gottes Strafgerichte,
Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande seiner Würde,
Wer nur kann, sich losreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag stiehlt.

9. Was mit Blödsinn vor nicht vielen Jahren
Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir selbst nun, und was sie jetzt sind,
Werden wir, gleich wildzerfleischten Heerden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säculum verrinnt.

10. Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Pest.
Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

11. Unsre Edlen suchen fremde Ketten,
Wer soll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt sich gierig in den Raub.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

12. Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten
Stolz auf Knechtschaft, hin in's fremde Land;
Kriechen dort in dem Clienten-Heere,
Haschen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Fesseln wand.

13. Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutsche mit dem Eisenstock.
Spott ist nun des Vaterlandes Weise
Und mit Zähneknirschen sinken Greise,
Zeugen beßrer Zeiten, in das Grab.

14. Werden unsre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder soll das Glück der Vormund sein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
Halt' es fluthend, heilig, heiß und rein!

15. Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.

Johann Peter Hebel.



Nachdem die Mundarten seit langer Zeit beinahe vollständig verdrängt worden waren und sie höchstens nur noch in localen oder Gelegenheitsgedichten erschienen, wurden dieselben am Anfange des Jahrhunderts auf eine glänzende Weise wieder eingeführt und ihre Berechtigung für die poetische Darstellung bald allgemein anerkannt. Der Dichter, welchem wir diesen für die weitere Entwickelung der deutschen Literatur gewiß höchst bedeutungsvollen Vorgang verdanken, ist der treff-

liche Johann Peter Hebel*). Derselbe wurde am 11. Mai 1760 in Basel geboren, wohin sich seine Eltern von ihrem Wohnort Hausen bei Schopfheim für den Sommer begeben hatten. Er verlor seinen Vater schon frühe, und da derselbe, ein armer Weber, Nichts hinterlassen hatte, sah er sich genöthigt, mit seiner Mutter auf der Hausener Eisenhütte seinen Unterhalt kümmerlich zu verdienen. Zugleich besuchte er die Dorfschule, und er zeigte so treffliche Anlagen, daß ihn ein alter Waffengefährte seines Vaters, der Unteroffizier Iselin, zu sich nach Basel nahm und ihn in die dortige Stadtschule schickte. Nach dem Tode seiner Mutter fand er in dem Kirchenrath Preussen in Karlsruhe einen freundlichen Wohlthäter, durch dessen Unterstützung er das Gymnasium in Karlsruhe besuchen konnte, von wo er im J. 1778 nach Erlangen ging, um Theologie zu studiren. Doch mußte er schon im J. 1780 die Universität wieder verlassen; er kehrte in die Heimat zurück, wo er zuerst in einem Dorfe die Kinder unterrichtete und später, als er ordinirt worden war, den Pfarrer in seinen Amtsgeschäften unterstützte. Im Jahr 1783 wurde er am Pädagogium in Lörrach und 1791 am Gymnasium zu Karlsruhe angestellt, und zugleich zum Subdiakon an der Hofkirche ernannt. Nachdem er 1798 zum Professor befördert worden war und 1805 den Titel Kirchenrath erhalten hatte, wurde ihm 1808 die Direction des Gymnasiums übertragen, von der er jedoch 1814 zurücktrat, wofür er neben seinem Lehramte die Stelle eines Mitglieds des Consistoriums übernahm. Im J. 1819 zum evangelischen Prälaten ernannt, wurde er als solcher Mitglied der ersten Kammer. Er starb auf einer Reise zu Schwetzingen im Hause seines alten Freundes Zeyher am 22. Sept. 1826.

Wie Seume, so war auch Hebel deshalb eine für seine Zeit wohlthätige Erscheinung, weil auch er durch seine Dichtungen der schwärmerisch-mystischen Poesie der Romantiker entgegentrat. Freilich that er es auf eine ganz andere Weise, als Seume; denn während es diesem daran liegt, seine ernste und selbst strenge Lebensansicht unmittelbar auszusprechen, und die poetische Form ihm in der That nur ein Mittel ist, seinen Gedanken einen kräftigeren, gehaltvolleren Ausdruck zu geben, ist die Form bei Hebel das Wesentlichste, und wenn Seume durch den Gedanken gewirkt hat, so hat Hebel besonders durch die Darstellung Einfluß erlangt. In dieser zeigt er sich nun als den vollsten Gegensatz der Romantiker; statt wie diese in die verborgenen Geheimnisse der Natur dringen zu wollen, zeigt er uns diese selbst in ihrer unmittelbaren Erscheinung; er faßt sie mit dem reinen, ungetrübten Sinn des Landmanns auf, der in enger Vertraulichkeit mit ihr lebt und sie, um mit Klopstock zu reden, besser versteht, „als der Erweis, der von Folgen triefet". Es haben daher Hebels „Allemannische Gedichte" (Karlsr. 1803) einen volksthümlichen Charakter, und dies ist eine weitere Seite, durch welche er der romantischen Richtung entgegentrat, die sich immer mehr von der Einfachheit und Wahrheit entfernte, und es war, um noch Eines hinzuzufügen, kein geringes Verdienst, daß er durch seine Dichtungen bewies, daß das poetische Leben nicht bloß in der abgestorbenen Vergangenheit zu finden sei, sondern sich überall darbiete, wenn man es nur zu suchen verstehe.

Hebel hat darin Aehnlichkeit mit den Romantikern, daß er die Naturerscheinungen gern personificirt; allein in der Ausführung ist er weit glücklicher, als jene, und bei der Vergleichung seiner hiehergehörigen Gedichte mit denen der Romantiker ergibt es sich bald, daß er dabei weit poetischer verfährt, als diese. Denn die Personificationen der Romantiker sind in der That nur Abstractionen; es mangelt ihnen alle Körperlichkeit; bei Hebel sehen wir dagegen lebensvolle Gestalten, welche nach ihrer äußern Erscheinung, wie nach ihrem ausgeprägten Charakter das anschaulichste Bild gewähren. So ist die „Wiese" (1), ein kleiner Fluß, der auf dem Feldberg entspringt, um Göthe's Worte zu wiederholen, dem wir die erste richtige Beurtheilung Hebels verdanken, „als ein immer fortschreitendes und wachsendes Mädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt." In ähnlicher Weise gibt er auch andern Naturerscheinungen menschliche Gestalt, oder, wenn er es nicht thut, und sie in ihrer eigenen vorführt, wie z. B. den Käfer, die Spinne, den Kirschbaum (2) und die Sonne, so weiß er die ihnen eigenthümliche Thätigkeit mit den einfachsten Mitteln so darzustellen, daß wir ein höheres, wir möchten sagen, geistiges Leben in ihnen erkennen, und wir sie selbst unwillkürlich zu Menschen gestalten. Seine Belebung der Natur hat daher auch nichts Pantheistisches, es ist eine naive Auffassung des Naturlebens, wie wir sie noch bei dem Kinde bemerken, und die auch im Volke nicht ganz untergegangen ist.

Wie hierin, so steht er auch in religiöser Beziehung ganz auf dem Standpunkte des Volks. Er ist fromm und gläubig, aber sein Glaube ist nicht der zum dogmatischen System verhärtete, dem Verstande feindlich entgegentretende Glaube des Orthodoxen, noch der schwärmerisch in mystische Geheimnisse sich verlierende, mit ihnen spielende Glaube der Romantiker; sein Glaube ist der naive Glaube des Volks, der unmittelbar aus dem Gemüthe kommt und auf der Beobachtung der Natur und des Lebens beruht (6).

So hat denn auch außer Jean Paul kein anderer Dichter das Volk in seinem innersten Wesen so gut erkannt, als Hebel, und seine Landleute sind Gestalten und Charaktere, die er unmittelbar dem Leben entnommen hat. Allerdings hat er ihnen die rauhe Hülle abgezogen, welche wir im Leben an ihnen wahrnehmen, aber er mußte es thun, um den Kern ihres Wesens desto wahrer und ungetrübter hervortreten zu lassen. Das äußerlich be-

*) Zwar hatte schon Voß vor ihm in einigen Idyllen die Einführung der Mundarten versucht, aber so günstig sie auch im Norden aufgenommen wurden, so blieben sie doch zunächst ohne weitere Verbreitung und daher auch ohne allgemeinere Wirkung. Eben so verhält es sich mit den in der Mundart geschriebenen Poesien Grübels und Usteri's, auf welche wir in einem spätern Abschnitte zurückkommen werden; auch sie wurden erst allgemeiner bekannt, als die Liebe für die dialektische Dichtung durch Hebel geweckt worden war.

schränkte Leben des Landmanns ist gerade deshalb innerlich so reich, und diesen unerschöpflichen Reichthum entfaltet uns der Dichter mit meisterhafter Kunst, so besonders wenn er das Verhältniß der Eltern („Eine Frage“, „Die Mutter am Christabend“) oder die Liebe zum Gegenstande seiner Dichtung macht. Aecht volksthümlich ist es, daß er dem tiefsten Gefühl oft eine humoristische Einkleidung gibt, wie in dem „Hexlein“ (3); in solchen Gedichten erscheint dann der Humor in seiner wahrsten Natur; es ist der Ausdruck des kräftigen Gemüths, welches sich durch heitere Lebensanschauung vor dem übermächtigen Einfluß des Gefühls sicher stellen will.

Die volksmäßige Auffassung beurkundet sich endlich auch darin, daß Alles sich bei ihm dramatisch gestaltet; selbst das rein Lyrische wird unter seinen Händen zum dramatischen Gemälde, in noch höherem Grade die episch erzählenden Stücke, wie „Der Karfunkel“, oder „Der Statthalter von Schopfheim“, in denen er Volkssagen durch Bauern erzählen läßt, welche „durch lebhafte Prosopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem die Lebendigkeit des Vorgetragenen erhöhen“. (Göthe.)

So volksmäßig Auffassung, Darstellung und Sprache ist, so künstlerisch vollendet ist die Form. Hebel ist wirklich musterhaft in der Wahl des Rhythmus und des Versmaßes, welches er mit großer Gewandtheit und Sicherheit behandelt. Wie die gereimten Stücke, so erfreuen auch die in reimlosen Versen geschriebenen Gedichte und insbesondere diejenigen, in welchen der antike Hexameter angewendet ist, der unter seinen Händen zur vollsten deutschen Form geworden ist (1). Manchmal tritt selbst ein gewisser Humor und glückliche Kühnheit in der Behandlung der metrischen Form, wie in dem „Kirschbaum“ (2), wo er die Strophe plötzlich abbricht, wie der Winter dem Leben in der Natur ein Ende macht.

1. Die Wiese.

Wo der Dengle-Geist in mitternächtige Stunde
ufeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wiese luegt und chek go Todtnau aben ins Thal springt,
schwebt mi munkere Blick, und schwebe mini Gedanke.
Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di jez mit mine Liederen ehre,
und mit Gsang bigleiten auf dine freudige Wege!
Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
An de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlofsch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meidveli do lit
im christalene G'halt und in der silberne Wagle,
und 's het no kei menschlig Ohr si Othmen erlustert,
oder si Stimmli g'hört, si heimli Lächle und Briegge.
Numme stilli Geister, si göhnd uf verborgene Pfade
us und i, si ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und zeige der nützligi Sache,
und 's isch au kei Wort verlohre, was si der sage.
Denn so bald de chaschst uf eigene Füeßlene fortcho,
schliefsch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen isch's hübsch, und gell, so hesch ders nit vorgstellt?
Hörsch, wie's Läubli ruuscht, und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hörs, doch gangi witers und blib nit.
Freudig isch mi Weg, und alliwil schöner, wie witer!“
Nei so lueg me doch, wie cha mi Meidveli springe!
„Chunnsch mi über,“ seits und lacht, „und witt mi, se hol mi!“
All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmers, i sags so, —
hani's denn nit g'seit? — Doch gaukelet's witers und witers,
groblet uf alle Vieren, und stellt si wieder uf d'Beinli,
schlieft in d'Hürst, — jez such mers eis! — dört güggelets use.
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Roth', wo bin i jez!“ — und het si urige Phatest.
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
farbige Blümli do, und d'Immli chömmen und suge.
's Waßerstelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau.
Alles will di bschauen, und alles will di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet, ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!“
Rothet jez, ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz, und zu de lustige Bube?
z'Uzefeld verbi gohts mit biweglige Schritte
zu de schöne Buchen, und hört e heiligi Meß a.
Gut erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seits: „Jez willi mi schicke,
aß i witers chumm.“ — Jez simmer scho vornen an Schönau,
jez am Chastel verbei, und alliwil witers und witers
zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrütz verbei, an menger Kapelle.
Aber wie de gohsch, wirsch alliwil größer und schöner,
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüner rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Blumen an Blumen uf, und geli saftigi Wide!
Vo di'm Othem g'würzt, stöhn rothi Erdbeeri Chöpfli
Millione do, und warten am schattige Thalweg.
Vo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Vo di'm Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
freudig der Hirte-Bueb, und d'Holz-Ax tönet im Buchwald.
's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli vo Zell her.
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;
alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
alles isch im Staat, und will mi Meidveli grüße.
Doch de bisch ke Meidveli meh, jez sag i der Meidli.
Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
chresme d' Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
suchen Engelsüß, und luegen aben und stune.
„Toneli,“ seit der Sepli, „was het echt d'Wiesen im Chöpfli?
Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sitzt,
mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
schießt, und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!“
Feldbergs Tochter, los, de g'falsch mer numme no halben!
's goht mer wie dem Sepli. Was hesch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättsch gern näumis so sag mers!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch,
und schangschiersch den Glauben und wirsch e luthrische Chetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mers echter nit vorgstellt?
Aber jez isch 's so, was hilft jez balgen und schmähle!
Aendere chan i's nit, se willi der lieber gar helfe;
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide,
's schikt si nimme barfis z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wissi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg sie a, wenn d' chasch!) und Schuh und silberni Rinkli;
do ne grüne Rock! Vom breit verbendlete Liibli
fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.

Sizt er recht? Thu d'Häftli i, und nimm do das Brusttuch,
sammet und roseroth. Jez flichtider künstligi Zupfe
us de schöne, sufer g'strehlte, flächsine Hoore.
Obe vom wißen Aecken und biegsem in d'Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der di Chappe,
wasserblaue Damast und g'stickt mit goldene Blume?
Zich der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem G'sicht zu!
Jez e side Fürtuch her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuch!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Frühlig
schwebts der uf der Brust, stigt mit em Othem und senkt si,
wahlet der über d' Achslen, und fallt in prächtige Zipfle
über e Ruken abe, sie ruusche, wenn den im Wind gohsch!
Het me's lang, se laßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D' Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil's Wetter so schön isch,
aß me's Hemd au sieht, und dini gattigen Aermli,
und der Schie-Hut nimmsch in d'Hand am sidene Bendel.
D'Sunne git eim wärmer, und schint eim besser in d'Auge,
weren in de Hände treit, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffirt, as wenn de hofertig stoh wotsch,
und de g'fallsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si jez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es seig d'Frau Vogtene selber,
wie sie's Ghöpfli hebt, und jeden Augeblick z'ruck schielt,
ob me's echt au bschaut, und ob men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch so hübsch, und so du Närli, mer luege,
du Marggröver-Meidle, mit diner goldige Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnur,
mittem vierfach z'semmegsezte flattrige Halstuch!

Aber rothet jez, wo's hofertig Jümpferli hi goht!
Denk wol uffe Platz, denk wol zur schattige Linde,
oder in d' Wesere, und zue de Husemer Chnabe?
Hender gmeint? so wol! Am Bergwerch visperlets abe,
lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Blosbalg schnufe mag, aß d'Fürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d'Husemer Matte
schießt's, und über d'Legi mit große Schritte go Farnau.
Laufsch mer nit, se gilt's mer nit, dur's Schopfemer Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
uf di dar, und git der d'Hand, und fallt der an Buse?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder het's di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennschs! Worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmschs in d'Arm, und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers, und alliwil aben und abe!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
hen sust Fürste gewohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d'Freud isch z'Röttli deheim gsi.
Aber jez isch alles still. Undenkligi Zite
brenne keini Liechter in sine verrissene Stube,
flackret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
goht kei Chrug in Cheller, kei Züber abe an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf moosige Bäume.
Lueg, dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli, und am Berg dört d'Hölstemer Chilche.
Steini lömmer liegen, und fahre duren in d'Matte,
gute Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn's nit nidsi gieng, i weiß nit, öbbi der no chäm.
Unter Steine chunnsch mit dine biweglige Schritte
wider über d'Stroß. Jez wandle mer füre ins Rebland
nebe Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig ufe, wer stoht dört oben am Fenster
in sim neue Chäpple mit sine fründlige Auge?
Neig di hin, zeigwie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarer!"
Jez gohts Thumrige zu, jez witer in d' Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie si riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus?
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gell, de siesch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwizrischem Bode.

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüner rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohni Zahl! De Summer-Vögle thut d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettenebllueme,
Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sonneblume, Habermark, und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitze und Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zu Berg in lange Reviere
feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
Und derzwischen stöhn scharmanti Dörfer und Chilchthürn.
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömmi Lörecher Rößli,
fresse der us der Hand, und springe und tanze vor Freude,
und vo Baum zu Baum, vo Zell bis füre go Rieche
halte d' Vögeli Jude-Schul, und orglen und pfife.
D' Brombecher Linde liit, der Sturmwind het si ins Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Reine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buchewald und dunkleri Eiche!
O 's isch alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
gigs't der Wage, d' Geis'le chlöpft, und d' Sägese ruschet,
und de grüeßisch alli Lüt und schwätzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsemen Arme, mit glenkseme Fingere dure,
hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,
spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzu, und gersch ke Dank „Gott grüßich, Gott bhütich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
chuuchisch e bizzeli duren, und hilfsch der Sunne no bleiche,
aß sie fertig wird, sie isch gar grüselich landsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie's ander,
nu se seig's bikennt! Du hesch au bsunderi Jeste;
's chlage's alli Lüt, und sagen, es sei der nit z'traue,
und wie schön de seisch, wie lieblich dini Gebehrde,
stand der d'Bosget in den Auge, sage si alli.
Eb man umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
oder rupfisch si us, und bahnsch der bsunderi Fußweg,
hohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarblet und gschöchlet,
holsch und treisch's de Nochbere dure Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glücklich im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, aber i glaubs nit.
Mengmol haselierschs, und 's muß der alles us Weg goh;
öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der em Weg stoht.
Wo de gohsch und wo de stohsch, isch Balgen und Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch a Tuged und Fehler
zitig, chunnt's mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstellt hen?
Meinsch, i chenn di Holderstock, di chräftige Brust nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stuuden und Hecke
eis Gangs us de Schwizerberge gumpet er z'Rhineck
aben in Bodesee, und schwimmt bis füre go Chostanz,
seit: „I muß mi Meidli ha, do hilft nüt und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in landseme Schritte
wieder usem See mit sufer gewäschene Füße;
Tiesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe;
furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.

An de Felse seit er: „Und 's Meibli muß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra und Chretzen und Brustuch."
Seit's, und nimmt e Sprung. Jez bruttlet er abe go Rhinau;
trümmlig isch em worde, doch chunnt er witer und witers.
Eglisau und Chaiserstuhl und Zurzi und Waldshut
het er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
jez an Chrenzech abe in schöne breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel gschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?
Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wile schickliche Platz gsi;
's het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestel aben und Basel,
und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Chlei-Hüniger Pfarer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er ischs, er ischs, i hör's am freudige Bruusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwizerhosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfe am perlefarbige Brusttuch,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Basel,
stolz in sine Schritte und schön in sine Gibehrde.
O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi jez in die lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bisch em hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,
und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di nume wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der winde weh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, so gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüt di Gott!" und fallt em freudig an Buse.
Bhüt di Gott der Her, und folg mer, was i der gseit ha.

2. Das Liedlein vom Kirschbaum.

1. Der Liebgott het zum Frühling gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
viel tuusig Blätter, grün und frisch.

2. Und 's Würmli usem Ei verwacht's,
's het gschlofe i sim Winterhuus,
es streckt si, und speert's Müli uf,
und ribt di blöden Augen us.

3. Und druf se het's mit stillem Zahn
am Blättli gnagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut,
mer chunnt schier nümme weg dervo."

4. Und wieder het der Liebgott gseit:
„Deck jez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
viel tuusig Blüethe wiiß und frisch.

5 Und 's Immli sieht's und fliegt druf hi
früeih in der Sunne Morgeschin.
Es denkt: „Das wird mi Kaffe si,
sie hend doch chosper Porzelin.

6. Wie sufer sin di Chächli gschwenkt!
Es streckt si troche Züngli dri,
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß!
Do mueß der Zucker wohlfel si."

7. Der Liebgott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
viel tuusig Chriese roth und frisch.

8. Und 's Spätzli seit: „Isch das der Bricht?
Do sitzt me zue und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei,
und stärkt mer d'Stimm zu neuem Gsang."

9. Der Liebgott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!"
Druf het er chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chline Riife gha.

10. Und d'Blättli werde gel und roth
und fallen eis em andre no;
und was vom Boden obsi chunnt,
muß au zum Bode nid si goh.

11. Der Liebgott het zun Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig isch!"
Druf het der Winter Flocke gstreut.

3. Das Herlein.

1. Und woni ufem Schnidstuhl sitz
für Basseltang und Liechtspöhn schnitz,
se chunnt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Haut's Messer guet?"

2. Und seit mer frei no Guete Tag!
und woni lueq und woni sag:
„'s chönnt besser goh und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

3. Und uf und furt enanderno,
und woni lueg, isch nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so git's mer scho kei Antwort meh.

4. Und sider schmeckt mer's Esse nit;
stell numme, was de hesch und witt,
und wenn en andre schlofe cha,
se höri alli Stundi schlah.

5. Und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt
se chunnt mim Sinn das Herli für
und was i schwätz, isch hinterfür.

6. 's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Mueth,
so lieb und süeß: „Haut's Messer guet?"

7. Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbei,
und witers über Stock und Stei.

8. Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

9. I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
so würdi ebe nümme gsund.

Clemens Brentano.

Je mehr die Ideen der Romantiker sich entwickelten und verbreiteten, desto entschiedener mußte es sich zeigen, daß die romantische Dichtung der Phantasie auf Kosten der künstlerischen Gestaltung einen unermeßlichen Einfluß gestatte. War dies schon in den Erzeugnissen der Führer der neuen Schule sichtbar, so hatten diese doch in ihrer gründlichen Bildung, sowie in ihrer ursprünglichen Anlehnung an Göthe einen gewissen Halt, der sie zunächst vor übermäßiger Zerfahrenheit sicher stellte; dies war jedoch bei ihren jüngeren Anhängern nicht der Fall, die sich daher ganz der im Wesen der Romantik liegenden Willkür hingaben und Dichtungen schufen, welche, in phantastischer und mystischer Schwärmerei sich bewegend, aller innern Klarheit und aller äußern Kunstgestaltung entbehrten. Namentlich waren es die zwei Freunde Brentano und Arnim, in deren Schriften die Willkür der Romantik den höchsten Gipfel erreichte.

Clemens Brentano, geb. am 8. Sept. 1778 zu Ehrenbreitstein im Hause seiner Großmutter Sophie de la Roche, der bekannten Freundin Wielands, verlebte seine Jugendjahre theils bei derselben, theils bei einem Oheim in Coblenz, wo er auch das Gymnasium besuchte. Von da berief ihn sein Vater nach Frankfurt, um ihn dem Handels-



stande zu widmen; da er jedoch gegen denselben die entschiedenste Abneigung hatte, wurde ihm endlich gestattet, zu studiren. Er bezog zuerst die Universität Bonn, dann Marburg, Leipzig, Halle und Jena, wo er sich an die Schlegel anschloß, die bald einen mächtigen Einfluß auf seine Entwickelung gewannen und seine künftige Richtung bestimmten. Später setzte er seine Studien in Wien, Berlin und Heidelberg fort. Im J. 1805 verheirathete er sich mit der als Schriftstellerin bekannten Sophie Mereau, geb. Schubert, die von ihrem ersten Manne geschieden war. Ob sie gleich 10 Jahre älter war, als er, war er ihr doch mit der innigsten Liebe zugethan, daher ihn ihr früher Tod (sie starb 1806 an den Folgen ihrer Entbindung von einem todten Kinde) mit nie geheiltem Schmerz erfüllte. Von nun an lebte er unstät abwechselnd in Frankfurt, Marburg, Koblenz, Berlin, Heidelberg, München, Wien und Prag. Die Freiheitskriege rissen ihn eine Zeitlang aus dem beschaulichen Leben, in das er sich versenkt hatte, aber mit dem Frieden kehrte die Neigung zur Einsamkeit in verstärktem Grade wieder, und er ging im J. 1818 in ein Kloster zu Dülmen, in welchem seine religiösen Gesinnungen eine noch entschiedenere Färbung annahmen und er sich entschloß, sein Leben der Verbreitung des katholischen Glaubens zu widmen. Er ging deshalb 1822 nach Rom, wo er ein thätiges Mitglied der Propaganda war*). Später kehrte er nach Deutschland zurück, lebte dann in Regensburg und München, zuletzt in Aschaffenburg, wo er am 28. Juni 1842 starb.

Unter allen Dichtern der romantischen Schule findet sich bei keinem das in ihr liegende Element der Willkür so vollkommen ausgesprochen, als bei Brentano, weil sie sein eigenes Element war, wie er sich selbst nach Mittheilung seines Freundes Görres den größten Dichter des Augenblickes nannte. Es ergibt sich schon daraus, daß es schwer ist, eine erschöpfende Charakteristik desselben zu geben, zudem die neue Ausgabe seiner Schriften (7 Bde. Ff. 1852) nicht nur unvollständig, sondern auch in unverzeihlicher Willkür angeordnet ist, so daß sie keinen Blick in die allmähliche Entwickelung des Dichters gewährt. Nächst jenem Zug zum Willkürlichen finden wir noch einen andern diesem nahe verwandten, den nämlich, daß in ihm die schroffsten Gegensätze lebten, welche er nie zu versöhnen und zur künstlerischen Einheit zu verbinden wußte. Vielleicht hätte er es vermocht, wenn er eine gründliche ästhetische Bildung gehabt hätte, aber da er sich schon frühe den Romantikern anschloß und ihre ästhetischen Grundsätze annahm, verschloß er sich hiedurch selbst den Weg zu einem tieferen Eindringen in das Wesen der Kunst. Wie alle Nachahmer, fiel er in die Uebertreibung, so daß ihn selbst Tieck deshalb in seinem poetischen Journal lächerlich machte, wie wir aus einem Briefe der Frau Herder an Knebel (2, 336) erfahren. Später scheint die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Volksliede (er gab, wie schon berichtet, mit Achim von Arnim das „Wunderhorn" heraus) sehr wohlthätig auf ihn eingewirkt zu haben, und seine Gedichte, die aus jener Zeit stammen, erfreuen nicht nur durch ihre reine volksthümliche Haltung und Auffassung, sie gehören überhaupt zu dem Besten, was er hervorgebracht hat. Sie zeichnen sich vor seinen übrigen Liedern durch Einfachheit und Schönheit der Gedanken, sowie durch wahres Gefühl aus, während seine andern Gedichte (und diese bilden freilich weitaus die größte Anzahl) in Gedanken und Darstellung gleich gesucht sind. Solcher Art sind namentlich diejenigen, in welchen er, Tieck nachahmend, leblose Gegenstände personificirt, um ihre innere Bedeutung lyrisch darzustellen; aber wenn Tieck mit richtigem Gefühl nur solche Dinge personificirt hat, die an dem allgemeinen Leben der Natur Theil nehmen, so hat Brentano, sein Vorbild mißverstehend und übertreibend, auch Dinge, die von der Menschenhand gebildet sind, in der nämlichen Weise behandelt, und z. B. musikalische Instrumente, wie die Flöte, die Clarinette, das Waldhorn und das Fagott, personificirt, was schon deshalb nicht thunlich erscheint, weil diese Gegenstände nicht an sich Bedeutung haben, wie die Blumen oder der Wald und der Fluß, sondern nur in sofern Bedeutung gewinnen, als das Spielende ihnen solche zu geben vermag.

Wie sehr er die wahrhaft volksthümliche Auffassung der Poesie, die einen Theil seiner Lieder so anziehend macht, mit der Zeit verloren hat, sehen wir an den Vaterlandsgesängen, die er zur Zeit der Freiheitskriege gedichtet hat. Diese sind

*) Nach Brühl, „Gesch. d. kathol. Literatur Deutschlands" (Lpz. 1854) ist er nicht nach Rom gegangen, sondern bis Febr. 1824 in Dülmen gewesen, wo er die durch ihre Entzückungen großes Aufsehen erregende Nonne Anna Katharina Emmerich auf ihrem Krankenlager bis zu ihrem Tode pflegte.

beinahe ohne Ausnahme gänzlich verfehlt, und ihre abschreckende Länge (so hat der „Rheinübergang" nicht weniger als 43 Strophen) ist nicht ihr größter Fehler, obgleich ein Lied schon dadurch seinen Zweck verfehlt, weil es doch nicht gesungen wird. Sie sind zudem in Gedanken und Form als durchaus roh zu bezeichnen, und bewegen sich meistens in geschmacklosen Ausfällen gegen die Franzosen, welche witzig sein sollen, es aber nicht sind. Solche Lieder sind auf den Pöbel (den vornehmen wie den gemeinen) berechnet, nicht aber auf das Volk. Wie wenig überhaupt Brentano verstand, die nächsten Lebensverhältnisse poetisch aufzufassen, zeigt das unten mitgetheilte „Soldatenlied", das eher für Räuber bestimmt zu sein scheint, als für Soldaten, wie es denn auch ohne Zweifel eine verfehlte Nachahmung des bekannten Räuberliedes von Schiller ist.

In seinen spätern Jahren wendete er sich vornehmlich dem geistlichen Liede zu, welches er freilich ganz in jesuitisch-mystischem Sinne behandelte, indem er weniger das Verhältniß der Menschen zu Gott und zu dem Heilande besingt, als sich mit dem blutenden Herzen Jesu und ähnlichen Dingen beschäftigt. Selten tritt das religiöse Gefühl schlicht und einfach, aber doch kräftig, wie bei den alten Dichtern des Kirchenlieds, in die Erscheinung; er überläßt sich auch hier seiner immer regen und schrankenlosen Phantasie; der Gedanke wird in einer Fülle von Bildern vergraben, welche die Tiefe der Empfindung beurkunden sollen, die Klarheit und Kraft derselben aber vernichten. Ja nicht selten verfällt er in das Spielende, wie selbst in dem Lied „An eine Kranke", das allerdings manchen schönen Gedanken enthält und in einzelnen Stellen von tiefem Gefühl und wahrhaft frommer Gesinnung zeugt, aber in vielen andern durch die gesuchten Beziehungen und offenbare Spielerei mit den Worten unangenehm berührt.

1. An eine Kranke.

1. Bleib' nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja auserseh'n!
Alle Armuth, alle Fülle,
Wird auch dir vorübergeh'n!

2. Bleib' nur innig,
Treu und sinnig,
Wie dich auch der Engel grüßt.
Spreche: Deine Magd, Herr! bin ich,
Die dir nie ihr Herz verschließt!

3. Bleib' nur heiter,
Blick' nicht weiter
Als zum Hirten, der dich führt.
Sorge bricht die Himmelsleiter,
Weil sie aus der Erde rührt!

4. Bleib' vertrauend,
Aufwärts schauend,
Nimm nur fremde Noth an's Herz,
Und auf die Verheißung bauend,
Trag' die Erde himmelwärts!

5. Bleib' nur selig,
Ach allmählich
Wird die Nacht vorübergeh'n.
Denk', nur wen'ge Stunden zähl' ich,
Schlafengeh'n wird Aufersteh'n!

6. Bleib' nur liebend,
Wenn betrübend
Alles Leben treulos scheint.
Stirb du Allen Liebe übend,
Dann stirbst du dem Herrn vereint!

7. Bleib' in Frieden,
Ungeschieden,
Eng' getraut dem einz'gen Gut.
Der die Arm' ausstreckt hienieden,
Bis die Braut am Herz ihm ruht!

8. Bleib' nur betend,
Wenig redend,
Sorge für dein Gartenbeet:
Säend, pflanzend, stützend, jätend,
Bis es reif zur Erndte steht!

9. Bleib' nur kindlich,
Unverbindlich
Dieser lügenvollen Welt.
So bleibst du unüberwindlich,
Eine Braut, dem Herrn gesellt.

10. Bleib' nur leise,
In dem Gleise
Wird zum Ernste einst das Spiel,
Und die wirre, bunte Reise
Kommt zum lichtgeschmückten Ziel!

11. Bleib' nicht, allen
Zu gefallen,
Wählend auf dem Scheideweg:
Soll ich rechts, soll links ich wallen?
Segnend dich zur Seite leg!

12. Bleib' nur hüpfend
Und entschlüpfend
Allen ab- und zugewandt,
Alle Schleifen, hier verknüpfend,
Führen nicht in's Vaterland!

13. Bleib' lebendig,
Ganz abwendig
Werd' mir nie, o sei mir fromm!
Mit dir leb' ich, mit dir end' ich —
Fleh', daß uns sein Reich zukomm!

14. Bleib' demüthig,
Einstens blüht' ich,
War doch nie so froh wie du:
Arm war ich und übermüthig,
Lange sah' mein Gott mir zu.

15. Bleib' geduldig,
Denn ich huldig'
Aller Huld allein in dir:
Strafe, Lohn, was all verschuld' ich?
Gib stumm Kind, ach gib es mir!

16. Bleib', wie üblich,
Fein und lieblich,
Zäh' und kraus das arme Kind,
Dessen Fesseln nie verschieblich.
Nimmer ich mein Herz entwind'!

17. Bleib' nicht länger
Aus, denn enger,
Immer enger wird die Brust
Deinem armen kranken Sänger —
Dessen Herz du stimmen mußt!

18. Bleib' nur bleibend,
Blüthen treibend,
Bis der Herr zur Erndte geht,
Für mich Aermsten dieses schreibend,
Opfre Früchte im Gebet!

19. Bleib' das süße
Ziel der Grüße,
Grüß' dich Gott viel tausendmal,
Auf dem Baum im Paradiese
Liebe kranke Nachtigall!

2. Soldatenlied.

1. Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden:
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

2. Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeten müssen blasen:
Guten Morgen, gute Nacht!
Daß man mit Lust erwacht.

3. Ihr Wirthsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl' ist der Mond,
Der in der Sternschanz' wohnt.

4. Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst;
Drum Schildwach' sei getröst.

5. Wir richten mit dem Schwerdte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

6. Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat Recht,
Wer fortläuft, der ist schlecht.

7. Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl;
Der Teufel ist neutral.

8. Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer;
Doch ist's ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz!

3. Wenn die Sonne weggegangen!

1. Wenn die Sonne weggegangen,
Kommt die Dunkelheit heran,
Abendroth hat goldne Wangen
Und die Nacht hat Trauer an.

2. Seit die Liebe weggegangen.
Bin ich nun ein Mohrenkind,
Und die rothen frohen Wangen
Dunkel und verloren sind.

3. Dunkelheit muß tief verschweigen
Alles Wehe, alle Lust;
Aber Mond und Sterne zeigen,
Was mir wohnet in der Brust.

4. Wenn die Lippen dir verschweigen
Meines Herzens stille Gluth,
Müssen Blick und Thränen zeigen,
Wie die Liebe nimmer ruht!

4. Ich wollt ein Sträußlein binden.

1. Ich wollt' ein Sträußlein binden,
Da kam die dunkle Nacht,
Kein Blümlein war zu finden,
Sonst hätt' ich dir's gebracht.

2. Da flossen von den Wangen
Mir Thränen in den Klee,
Ein Blümlein aufgegangen
Ich nun im Garten seh.

3. Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunklen Klee,
Doch fing es an zu sprechen:
„Ach, thue mir nicht weh!

4. Sei freundlich in dem Herzen,
Betracht' dein eigen Leid,
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit!"

5. Und hätt's nicht so gesprochen,
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dir's gebrochen,
Nun aber darf's nicht sein.

6. Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein.
Im Lieben wohnt Betrüben,
Und kann nicht anders sein.

5. Die lustigen Musikanten.

1. Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsren Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
„Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!"

2. Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammen stellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
„Es brauset und sauset 2c."

3. An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
„Es brauset und sauset 2c."

4. Schlug zwölfmal schon des Thurmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster 'raus.
„Es brauset und sauset 2c."

5. Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut,
Und glaubens ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
„Es brauset und sauset 2c."

6. Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
„Es brauset und sauset 2c."

7. Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
„Es brauset und sauset 2c."

Die Tochter.

8. Ich habe meinen Freund verloren
Und meinen Vater schoß man todt,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brod!
„Es brauset und sauset 2c."

Die Mutter.

9. Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind!
„Es brauset und sauset 2c."

Die beiden Brüder.

10. Ich muß die lust'gen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein!
„Es brauset und sauset 2c."

Der Knabe.

11. Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm! —
„Es brauset und sauset
Das Tambourin;
Es prasseln und rasseln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz."

Ludwig Achim von Arnim.

Ludwig Achim v. Arnim, geb. am 26. Januar 1780 zu Berlin, bezog nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien die Universität Göttingen, wo er sich den Naturwissenschaften widmete. Obgleich er viel Talent für dieselben zeigte, und er auch als Schriftsteller in diesem Gebiete sich Anerkennung erwarb, zog ihn doch die Liebe zur Dichtkunst allmählich von diesen Studien ab, und selbst auf seinen Reisen, die er zuerst wohl im Interesse der Naturwissenschaften unternahm, traten diese immer mehr in den Hintergrund, während die Poesie ihn immer entschiedener ausschließlich beschäftigte. Insbesondere hatte die Volkspoesie seine Aufmerksamkeit erregt, und er benutzte seine Wanderungen vorzugsweise zur Sammlung von Volksliedern, welche er später unter Mitwirkung seines Freundes Clemens Brentano bekannt machte („Des Knaben Wunderhorn", 3 Thle. Heidelb. 1806—1808). Mit diesem lebte er längere Zeit in Heidelberg, wo er die „Einsiedlerzeitung" her-



ausgab (Heidelb. 1806), welche zu ihrer Zeit das einflußreichste Organ der romantischen Schule war. Hierauf wandte er sich mit seinem Freunde nach Frankfurt, wo er sich mit dessen Schwester Elisabeth vermählte, die in der neueren Zeit unter dem Namen Bettina bekannt wurde. Später hielt er sich abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mittelmark auf. Die traurigen Verhältnisse, in welchen Deutschland damals schmachtete, hatten nicht allein den Nachtheil, daß seine Schriften beinahe unbemerkt blieben, ein Nachtheil, der vielleicht bei ihm hoch anzuschlagen ist, weil eine regere Theilnahme ihn ohne Zweifel auch auf die Gebrechen seiner Werke aufmerksam gemacht hätte; er blieb auch als Grundbesitzer und Landwirth von den schweren Drangsalen nicht verschont, welche das Vaterland heimsuchten. Nach den Freiheitskriegen, an denen Theil zu nehmen ihn ein besonderes Mißgeschick verhinderte, verbesserten sich seine Verhältnisse wieder. Er führte von nun an ein ruhiges und glückliches Familienleben, dem er am 21. Januar 1831 durch einen Nervenschlag plötzlich entrissen wurde.

In Achim von Arnim, welcher nach Novalis und Tieck unstreitig das bedeutendste Talent der romantischen Schule war, tritt es recht anschaulich hervor, wie nachtheilig dieselbe wirkte, denn es ist ohne Zweifel hauptsächlich ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß er seine hohe dichterische Befähigung nicht zu der Höhe entwickelte, die ihn bei freier Entwickelung unter die ersten deutschen Dichter gestellt hätte. Mit einer reichen und fruchtbaren Phantasie begabt, besaß er zugleich eine scharfe und richtige Beobachtungsgabe, welche durch seine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nicht wenig ausgebildet worden war, und eben so war ihm die Kunst, das Beobachtete sicher, wahr und lebensvoll darzustellen, in hohem Grade eigen. Allein er ließ sich durch den Vorgang der Romantiker und besonders wohl auch durch den Einfluß seines phantastischen Freundes Clemens Brentano verleiten, sich in die dunkeln Regionen der Mystik zu vertiefen, und nach geheimnißvollen Beziehungen zu haschen, mit welchen er meist seine schönsten, lebenswahren Gemälde unterbricht. Er versenkte sich, wie jene, in das Reich der Ahnungen, der unbefriedigten und nicht selten gegenstandlosen Sehnsucht, und verlor deshalb allen Halt und allen Boden. Es fehlt ihm vor Allem an der künstlerischen Mäßigung (und dies ist die Erbsünde der romantischen Schule); statt ruhig und besonnen zu gestalten, überläßt er sich daher den Eingebungen seiner immer thätigen, unerschöpflichen Phantasie, und häuft so eine Masse von Anschauungen, die durch kein festes Band zusammengehalten werden. Wir werden später sehen, wie sehr dies seine besten erzählenden Dichtungen verunstaltete, und auch auf seine dramatischen Werke einen höchst nachtheiligen Einfluß ausübte. Für jetzt haben wir diesen allgemeinen Bemerkungen nur noch die hinzuzufügen, daß Arnim von glühender Vaterlandsliebe erfüllt war, weshalb er sich während der schweren und traurigen Zeit, die er erlebte, gern in die glänzenden Zeiten der deutschen Geschichte zurückversetzte, und in sich, wie bei den übrigen Romantikern, jene Sehnsucht nach dem Mittelalter ausbildete, die jedoch seinen Blick nie so trübte, daß er, wie jene, das Verständniß der Gegenwart verloren hätte. Auch war seine Natur zu fest und kräftig, als daß er sich bei aller Vorliebe zum Mystischen und zur Vergangenheit der katholisirenden Richtung seiner Freunde hätte hingeben können.

Arnim hatte zwar ein großes Talent für das Lyrische, doch hat er nur wenige selbstständige Lieder gedichtet; bei weitem die meisten sind seinen Romanen und Novellen einverleibt, was ihnen denn auch einen höchst inviduellen Charakter aufdrückt. Weil sie aus den besondern Verhältnissen hervorgegangen sind, welche in jenen Erzählungen dargestellt werden, und er es liebt, die allerbesondersten, eigenthümlichen Stimmungen und Gefühle seiner Personen in die Gestalt des Liedes zu bringen, weil er stets darnach strebt, der leisesten, flüchtigsten Empfindung lyrischen Ausdruck zu geben, werden seine Lieder oft beinahe unverständlich. Zudem fehlt es ihm auch hier, wie in seinen übrigen Dichtungen, an der künstlerischen Mäßigung; er läßt sich von seiner Phantasie, wie von seinem Gedankenreichthum hinreißen, und häuft so Anschauungen und Gedanken in solcher Ueberfülle, daß auch dadurch oft alle Deutlichkeit verloren geht und wir vergebens den innern Zusammenhang seiner Gedichte zu enträthseln suchen. Ja selbst die Stimmung wechselt oft plötzlich, wodurch es noch unmöglicher wird, ihm zu folgen. Es ist diese romantische Abirrung um so mehr zu bedauern, als manche treffliche Lieder, namentlich diejenigen, die er in den „Kronenwächtern" dem Sänger Grünewald in den Mund legt, sein hohes lyrisches Talent beurkunden. („Sämmtliche Werke" Bd. 1—12 herausg. v. W. Grimm, Bd. 13—22 herausg. von Bettina v. Arnim. Berlin 1839—1856.)

1. Die arme Schönheit.

1. Mir gegenüber das schöne Kind
Strickt sonst fleißig um's liebe Brod,

Barfuß doch lief sie bei Regen und Wind,
Schwarz war ihr Kopftuch, ihr Röckchen war roth;
Wenn ich sie grüßte, dankte sie schön,
Und ich mochte gerne in's Auge ihr sehn.

2. Mir gegenüber sitzt nun das Kind
Müßig am Fenster, daß Jeder sie schaut,
Hat sich gelocket die Haare geschwind,
Putzt sich in Seide wie eine Braut;
Wenn ich sie sehe, winket sie mir,
Wenn Du sie grüßest, winket sie Dir.

3. Hör' gegenüber, Du armes Kind!
Schande macht reich und die Schönheit ist arm,
Schande die tauscht mit der Schönheit geschwind,
Daß sich doch Gott nur der Schönheit erbarm.
Siehst Du zum Himmel, Gott siehet Dich nicht,
Sieht kein geschminketes Angesicht.

2. Die Uhr der Liebe.

1. Wie die Stunden rennen
Mir an Liebchens Seit',
Auf der Zunge brennen
Lieb' und Heimlichkeit;
Soll ich ihr bekennen,
Was im Herzen brennt?
Und wie soll ich nennen,
Was sie noch nicht kennt?

2. Herz, sei doch zufrieden,
Sie still anzusehn,
Würden wir geschieden,
Müßtest du vergehn;
Schweige, noch hienieden
Ward es nicht so schön,
Daß im sel'gen Frieden
Zweie sich ansehn.

3. Wie die Stunden schleichen
Fern von ihm verbracht,
Gieb ein einzig Zeichen,
Sternenhelle Nacht!
Gieb ein einzig Zeichen,
Ob er wieder liebt,
Frühling will verstreichen
Und kein Zeichen giebt.

4. Und die Sterne lachen
Mich zum Hohne an,
Und der Mondennachen
Mir nicht helfen kann;
Ruhlos treibt der Nachen
Durch die Sterne hin,
Herz, auch du mußt wachen,
Schlafen wär' Gewinn.

5. Herz, du könntest träumen
Eine Fahrt so schön,
Sähst zu sel'gen Räumen
In der Nacht Getön;
Nachtigall auf Bäumen,
Dich versteh ich nun,
Willst das Feld nicht räumen,
Kannst darin nicht ruhn.

3. Gebet.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr der Erde, thue kund;
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

4. Ermunterung.

1. Thue doch die Augen auf,
Liebe Seele, aus dem Ueberdrusse!
Sieh den Fluß im schnellen Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse:
Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

2. Weinet auch die Rebe heut —
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Lass' der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte Anfangs zagen —
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen;
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
Wie's ihr geht, so ging's zu aller Welt;
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

5. Kriegslied des Mais.

1. Wenn des Frühlings Wachen ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt,
Ach! dann möchte ich mitziehen,
Ach! da werd' ich bald verführt,
Handgeld, Druck und Kuß zu nehmen,
Und ich kann mich gar nicht schämen.

2. Wie die Waffen helle blinken,
Helle Knospen brechen auf,
Und die Federbüsche winken
Von Kastanien oben auf,
Blühen, duften, wehen, fallen,
Und ich muß so lockend schallen.

3. Wie gefährlich sind die Zeiten,
Wenn die Bäume schlagen aus!
Und ich warne euch bei Zeiten,
Eh' Salat auch schießet aus;
Kinder, ihr müßt ihn bestehen,
Die im Grünen sich ergehen.

4. Schwinge nur die bunten Fahnen,
Apfelblüth' in Morgenluft!
Ja, ich schwör' dir, und wir bahnen
Gleichen Weg in freier Brust:
Was im Frühling treu verbunden,
Wächst zusamm' für alle Stunden.

6. Jung und Alt im Frühlinge.

1.

1. Aus der Berge dunklen Klüften
Braust nicht mehr die kalte Fluth,
Fenster öffne ich den Lüften
Und das Thor dem Jugendmuth;
Springend gehts zum Thale nieder,
Leicht beflügelt ist das Herz,
Frühling breitet das Gefieder,
Luft erklingt wie edles Erz.

2. Neue Vögel sind erschienen,
Fort ins Freie, in die Luft!
Neues Schauspiel grüne Bühnen,
Nachtigall so sehnlich ruft:
Seht das Schauspielhaus geschmücket
Mit dem Dach aus Himmelsblau,
Wolken-Schäflein sehn entzücket
Nach dem hocherhabnen Bau.

3. Alle schweben im Verlangen
Nach des Tages Neuigkeit:
Ist der Vorhang aufgegangen?
Welches Schauspiel giebt man heut?
Soll ein Heldenspiel beginnen,
Rüstet sich die frische Kraft?
Soll die Lieb' in Lieb' zerrinnen,
Daß sich neues Volk erschafft?

4. Alles drängt sich noch zusammen,
Herz an Herz und Baum an Baum,
All aus einer Erde stammen,
Flammend einer Liebe Traum:
Himmlisch Spiel, die frischen Kränze
Decken all mit gleichem Grün,
Jenen, daß er siegend glänze,
Diesen, daß sie drunter blühn.

2.

1. Eine bange Reiselust
Weht in Frühlingstagen,
Füllt mit Wehmuth unsre Brust,
Will zum Himmel tragen,
Wo die ganze Seligkeit
Schimmert in dem Lichte
Und ein Bild der Ewigkeit
Wird des Jahrs Geschichte.

2. Erste Jugend stellt sich dar
Mit verwirrtem Leiden
In den Blättern, die so klar
Alles erst umkleiden,
Wie wir aus verschloßner Haft
In die Welt gedrungen,

Wie in neuer Schöpfungskraft
Vieles uns gelungen.

3. Oeffnet dann die Blüthenzeit
Des Triumphes Pforte,
Wird ihr Fall in Luft geweiht
Durch die schönsten Worte;
Jedes Wort, es dringt hinauf,
Eh' wir es noch meinen,
Aufwärts zu dem Sonnenlauf,
Daß wir strahlend scheinen.

4. Ja dies ist die Himmelfahrt,
Die wir heute feiern,
Bis die Wolken golden zart
Uns die Welt verschleiern:
Ach dann fraget wohl die Welt
Wo sind wir geblieben?
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt sie lieben.

Jens Baggesen.



Die Auswüchse der romantischen Poesie mußten, je greller und schroffer sie sich zeigten, um so entschiedenern Gegensatz hervorrufen; und es ist begreiflich, daß die Gegner der neuen Schule sich vorzugsweise an die Hauptgestalten der vorigen Periode und der Gegenwart anschlossen, namentlich an Klopstock und dessen Schule, deren ernstes Bestreben um die Form sich mit der formlosen Willkür der Romantiker nicht versöhnen konnte. Unter diesen Gegnern nimmt **Jens Baggesen**, der sich Kant zu Ehren auch den Namen Immanuel beilegte, eine der ersten Stellen ein. Derselbe, seiner Herkunft nach ein Däne, war am 15. Febr. 1764 zu Korsör auf Seeland geboren; er war schon als Kind äußerst reizbar und von leidenschaftlicher Heftigkeit, die er nie ganz bemeistern konnte, und die sowohl auf sein Leben als auf seine Dichtungen einen ungünstigen Einfluß ausübte. Er erhielt eine gründliche wissenschaftliche Bildung, und war mit den Sprachen und den Meisterwerken der Alten, wie mit der neueren Philosophie wohl vertraut. Schon im 20. Jahre trat er mit einer Sammlung von komischen Erzählungen in dänischer Sprache hervor, durch welche er seinen Dichterruhm begründete. Er hatte darin Wieland zu seinem Muster genommen, wie er sich später in der religiösen Poesie nach Klopstock bildete. Im J. 1789 machte er auf Kosten der dänischen Regierung eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, und benutzte namentlich dieselbe, mit den bedeutendsten Männern jener Länder Bekanntschaft zu schließen, so mit Voß in Eutin, der sein Lehrer in der Metrik und sein Vorbild in der Ode wurde, mit Klopstock, Gerstenberg und Knigge. Von Pyrmont, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, reiste er mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Moltke, in die Schweiz, wo er sich mit Sophie, der Enkelin des großen Haller, verlobte, die er im folgenden Jahre heirathete, nachdem er sich einige Monate in Paris aufgehalten hatte. Von Bern reiste er mit seiner jungen Gattin über Weimar und Jena, wo er seinen Freundschaftsbund mit Reinhold befestigte und mit Wieland und Schiller bekannt wurde, in die Heimat; da diese jedoch das nördliche Klima nicht ertragen konnte, entschloß er sich, mit ihr und ihren zwei Söhnen nach Bern zurückzukehren, von wo er mit Fernow über Wien nach Rom reiste. Nach kurzem Aufenthalte in Italien kehrte er in die Schweiz zurück, deren schönste Gegenden er durchwanderte, und da sich die Gesundheit seiner Gattin gekräftigt zu haben schien, führte er sie wieder in seine Heimat. Als er jedoch nach Weimar gekommen war, erhielt er von seinem Beschützer, dem Herzog von Holstein-Augustenburg, demselben, der Schiller so großmüthig unterstützte*), den Auftrag, nach Paris zurückzureisen, um ihm über den Gang der Revolution, deren Ideen Baggesen mit großem Feuer ergriffen hatte, regelmäßigen und treuen Bericht zu erstatten. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten holte er die Seinigen wieder ab und reiste mit ihnen nach Kopenhagen, wo er 1796 eine Anstellung als Probst der Communität und Regens der Stipendiaten erhielt. Bald aber zwang ihn die Kränklichkeit seiner geliebten Gattin, Kopenhagen wieder zu verlassen; er wollte sie nach Italien führen, aber sie starb schon auf der Reise in Kiel. Nun brachte er seine Kinder zu der Großmutter nach Bern, reiste wieder nach Paris, von wo er, nachdem er sich zum zweitenmale mit einer Genferin vermählt hatte, nach Kopenhagen zurückkehrte. Doch auch diese konnte das Klima nicht ertragen, und so sah er sich nochmals gezwungen, die Heimat zu verlassen, wo er zwei Jahre lang als Schulpräpositus und Theaterdirector gewirkt hatte. Er weilte seit 1800 eine Zeitlang in Paris, wo er seine ersten Dichtungen in deutscher

*) Aus Reinholds Briefwechsel mit Baggesen ist es bekannt geworden, daß dieser wesentlich dazu beitrug, den Herzog für Schiller zu gewinnen, welchen er auf seiner ersten Reise durch Deutschland hatte kennen lernen.

Sprache bearbeitete, ging hierauf nach Deutschland, hielt sich in den Jahren 1808 u. 1809 in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart auf, bis er 1811 als Professor nach Kiel berufen wurde, von wo er jedoch schon 1812 mit dem Titel eines Justizraths nach Kopenhagen übersiedelte. Dort gerieth er mit Oehlenschläger in einen lebhaften Streit, in dessen Folge er sich veranlaßt sah, wieder nach Paris zu gehen, wo er sich durch eine geistreiche Satyre gegen die Ultras Ansehen erwarb. Doch hatte er dort mit vielerlei Unglück zu kämpfen, und als er im J. 1820 seine Gattin und einen Sohn durch den Tod verloren hatte, wendete er sich wieder nach Bern, wo er mehrere Jahre blieb. Wegen seiner stark angegriffenen Gesundheit ging er 1825 nach Karlsbad, im Winter nach Dresden, von wo er im folgenden Jahre die böhmischen Bäder wieder besuchte, ohne die gesuchte Heilung zu finden. Da erfaßte ihn mächtige Sehnsucht nach dem Vaterlande; aber er starb nach langen Leiden, ehe er es erreichte, zu Hamburg am 2. October 1826.

Baggesen, dem wir bei dem Epos und dem Drama wieder begegnen werden, nimmt als Lyriker nur einen untergeordneten Rang ein. Es fehlt ihm zwar nicht an Talent, allein wie im Leben, so fehlte es ihm auch in der Ausübung der Dichtkunst an der nöthigen Ruhe und Besonnenheit, was er selbst in seinen Gedichten zu wiederholten Malen beklagt (1). Es zeigt sich dies theils darin, daß er sich bald diesem, bald jenem Vorbilde hingab, von Wieland zu Klopstock, von Schiller wieder zu Voß überging, dem er es an Härte der Satzfügungen noch zuvorthat (2), und daß er selbst Ramlersche Formen und Ideen nachahmte („Fratimalga's Begeisterung"), theils aber und vornehmlich darin, daß er sich von seiner Begeisterung allzusehr hinreißen ließ, so daß es ihm unmöglich wurde, seine Stoffe zu beherrschen. Denn Baggesen hatte beinahe bis zu seinem Tode einen jugendlich erregbaren Geist, der alles Gute und Edle mit feurigem Ungestüm und mit derselben Leidenschaft ergriff, mit welcher er Alles bekämpfte, was ihm falsch oder bös zr sein schien. Daher erklärt es sich, warum sein vertrautester Freund Reinhold von ihm sagen konnte: „Dem Armen ist nicht zu helfen! Die Gemüthskräfte, über die er herrschen soll, sind zu groß und zu viel, und das äußere Schicksal scheint ihn selbst daran zu hindern, mündig zu werden" (Dorow's Denkschriften 5, 159).

Seine lyrischen Gedichte *), die sich in den mannigfaltigsten Formen bewegen, bald in antiken Maßen, bald in den verschiedenartigsten Reimverschlingungen, sind beinahe ohne Ausnahme gedankenreich, und es fehlt ihnen nicht an schönen poetischen Einzelnheiten, wie auch die Grundidee gewöhnlich tüchtig ist, aber selten weiß er dieselbe zur harmonischen Einheit zu gestalten, und wenn wir uns auch über seine edle Gesinnung freuen, uns freuen, daß er für die in Frankreich neuerwachende Freiheit begeistert ist („Der jüngste Tag"), uns freuen, daß er sich weder durch die Gräuel der Revolution („An die Furien"), noch durch Napoleons Feldherrngröße, so sehr er diese auch bewunderte („An Bonaparte"; „Napoleon") verleiten ließ, der frühern Gesinnung untreu zu werden („An Alexander. Bei Napoleons Kaiserkrönung"), und der ihr auch später treu blieb, als die Legitimität wieder zur Herrschaft gelangt war, so vermag dies Alles doch nicht, in uns eine poetische Stimmung zu erzeugen. Dies gelingt ihm überhaupt meist nur dann, wenn er die verkehrten Richtungen, die er bekämpft, mit freierem Geiste anschaut und er sie in heiterer Weise verspottet, wie z. B. die Wissenschaftslehre von Fichte in der trefflichen „Trinklehre" (3), in der schon die Wahl der Melodie („Es hatt' ein Bauer ein junges Weib") äußerst glücklich ist.

*) Sie stehen im 2. u. 4. Bde. seiner „Poetischen Werke in deutscher Sprache." Herausg. v. s. Söhnen Carl u. Aug. Baggesen. 5 Bde. Lpz. 1836.

Wir haben oben und schon früher erwähnt, daß Baggesen einer der entschiedensten Gegner der romantischen Schule war, an der ihm weder die mystische Richtung, noch die Behandlung der Form behagen konnte, welche er mit dem strengen Blicke seiner Meister Klopstock und Voß anzuschauen gewohnt war. Es mußte ihn mit Widerwillen erfüllen, daß man nicht der Gedanken, sondern der Form wegen zu dichten begann, wie dies bei den späteren Anhängern der romantischen Schule nur zu häufig der Fall war. Insbesondere reizte ihn der Unfug, der im Anfang des zweiten Jahrzehends mit der Sonettenform gemacht wurde, zu leidenschaftlicher Bekämpfung desselben. Sein „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810. Herausgegeben von Baggesen." (Tübingen) ist ausschließlich diesem Zwecke gewidmet. Da das Büchlein sehr selten zu sein scheint *), mag es nicht unzweckmäßig sein, dasselbe näher zu besprechen. Heidelberg, sagt er, war eine Zeitlang der Vereinigungsort einer zahllosen Menge äußerst seltener, originaler, ächt poetischer Dichter aus Westphalen, der Mark Brandenburg u. s. w. **), die den Zweck hatten, die romantisch-mystische und mystisch-romantische Poesie auf die höchste Stufe der Vollendung in der allgemein anerkannten, der deutschen Sprache zugleich fremdesten und angemessensten Form der Sonette zu treiben, und überall hin in die große, weite Welt zu verbreiten, zu welchem Behufe sie eine „Zeitung für Einsiedler", später „Trösteinsamkeit" genannt, herausgaben, in welcher oft bis siebenzig Sonette von einem einzigen Mitarbeiter in einer Woche erschienen. Dahin sei auch ein sonderbarer Bursche, mit Namen Faust (Baggesen selbst), gekommen, der sich mißbeliebig über ihre Dichtungsmanier geäußert habe, worauf er von jenen auf Sonette gefordert worden sei. Nun stiftete er mit vier Freunden, Orlando Furioso (Voß), Pseudo-Isidorus (Aloys Schreiber), Sirius (Martens) und Dannwaller, (der wiederum Baggesen selbst ist) eine Gesellschaft zu dem Zwecke, Sonette zu fabriciren, und es gelang ihnen bald die eigentliche Kunst derselben herauszufinden, welche in Nichts anderm bestehe, als zuvörderst schöne, kräftig klingende, seltsame

*) Wir selbst haben es nur durch die Güte eines Sohnes des Dichters, des Herrn Pfarrers Baggesen in Bern, benutzen können, welchem wir daher hiermit unsern Dank aussprechen.

**) Wir wissen, daß sich Brentano und Arnim eine Zeitlang in Heidelberg aufhielten.

Reime aufzusuchen und die Zeilen alsdann mit hochtrabenden Worten und Phrasen auszufüllen. Die Sache stellte sich so leicht heraus, daß sie es bald mit den geübtesten Sonettisten aufzunehmen im Stande waren, ja selbst nach und nach vollendete Romantiker wurden. Wir erfahren, wie zuerst ihre angeborne Genialität mit der angebornen Philisterei zu ringen hatte (Genialische Periode), wie dann durch eine wunderbare und doch natürliche Wendung der Sache sowohl die Materie als die Form der Produkte vervollkommnet wurde und die Freunde allmählich reine Romantiker wurden (Romantische Periode), wie endlich während der sonettirenden Manipulation ein vollkommenes Durchbrechen der karfunkelirenden Gnade Statt fand, „Indische, theils östliche, theils westliche, Verklärung der Gesellschaft, Andacht, Liebe, Glaube — Seligkeit" (Mystische Periode). Aus allen diesen Perioden werden zahlreiche Proben von Sonetten — alle nach Endreimen — vorgelegt, welche, an Unsinn sich überbietend, den Unfug, welcher mit der schönen Form getrieben wurde, recht anschaulich und zugleich durch ihre oft witzigen Beziehungen lächerlich machen. Von besonders komischer Wirkung ist hiebei die Anwendung der seltsamen Wortformen und Satzbildungen, welche den Romantikern so geläufig waren, sowie er auch ihre mystische Sprache glücklich nachzuahmen weiß, in welcher sich unter dem Schein der Tiefe gar zu oft nur Gedankenleere oder selbst baarer Unsinn verbirgt. Und wenn auch trotz des Aufsehens, den der Almanach bei seinem Erscheinen machte, derselbe im Ganzen keine große Wirkung hatte, so ist er doch deshalb schon von historischer Wichtigkeit, weil Baggesen darin, einer der Ersten, die im Vollgenusse ihrer Herrschaft siegsstolze Schule anzugreifen wagte, und seine Bemühungen, wenn auch erst nach Jahren, vollkommen gekrönt wurden.

1. Am Gestade.

1. Ich wandle her, ich wandle hin
Am Pilgerstab
Wohl ohne Ruh und Lust,
Mit wildem Blick, mit trübem Sinn
Bergauf, bergab —
Ach! mit beklommner Brust.

2. Erlöscht ist schon des Tages Strahl;
Die Gegend graut
In schwarzem Dämmrungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
Mein Auge schaut,
Steigt Finsterniß empor.

3. Und immer hohler wird der Klang,
Beim dumpfen Tritt
Am hallenden Gestad' —
Und immer bebender der Gang
Mit bangem Schritt
Auf immer engrem Pfad.

4. Und dennoch muß ich weiter fort;
Stets weiter fort;
Es kann nicht anders seyn —
Mein Weg geht durch das Dickicht dort
Zum düstren Ort;
Und, ach! ich muß hinein.

2. Die alte und neue Sehnsucht.

(An Adam Grafen v. Moltke.)

1. Der Du Schicksal theilend mit mir, an Herz Herz
Arm in Arm, gleichschlängelndes Pfads, voll Andacht,
Bald des Gotthards Gipfel erklommst, bald tief ab
Stiegst in den Abgrund

2. Der im Sturz dumpfdonnernden Aar', o Felsfreund!
Dir vertraut', aufseufzend, mein Herz die Sehnsucht
Nach der Heimath schöneren Blumen, ach! und
Höheren Wonnen:

3. Wie verlangt', hinsterbend, mein Geist nach Rückkehr
In das Hochland, ach! an den Busen Thunas,
Wo, der Jungfrau nah, mir erschien der Jungfrau
Schönste Gespielin:

4. Möchtest dort Du, trautester Freund des Dulders!
In dem Nußbaumwald, wo Sophia's Schatten
Von der Jungfrau Schimmer umglänzt noch wandelt,
Kränzen ein Grab mir!

5. Also seufzt' ich einst, und den Tod begehrt' ich.
Aber sieh! holdlächelnd erschien, o Wunder!
Mir die längst entschwebete jüngst, zur Seit' ihr
Rosiges Aufblühns.

6. Diese ganz ihr ähnliche Braut, geträumt wie
Jen' in Sehnsuchtsstunden, wie jen' im Traumbild,
Mild mir Trost zulächelnd, und sanftes Duldens
Süße Belohnung;

7. Und sie ward mir, länger nicht Traum! noch eigner
Als die gar zu himmlische, die mich Lieb' ihr
Lehrt', als ich sie Liebe dem Seraph lehrte,
Den sie nun dort liebt.

8. Und doch liebt' unendlich ich sie; doch weint noch
Meine Seel' ihr nach! Wer erforscht die Tiefen
Jener All-Urkraft, die das Höchst' erhöht, Unendliches mehrend?

9. Neubelebt wünscht jetzo mein Herz, der Alpen
Stets gedenk, was Froheres. Dir vertraut's noch
Seiner Sehnsucht Schwung, und des neuen Heimwehs
Sanftere Thränen:

10. Möcht' ich bald — ach bald! (denn es löscht der Nord sonst
Diese neuauflodernde Glut des Dichters)
Hingepflanzt dort werden, wozu Natur mich
Bildete! Möcht' ich

11. Dort, wo Montblancs glühende Stirn am Abend
In des Sees Halbmonde sich kühlt, ein Altar
Unsrer Freundschaft weihn in der Hütt' erneuter
Ehlicher Liebe!

12. Oder, wehrt feindseliger Parzen Spindel
Dies mir, o! möcht' endlich ich doch mit Ihr, die
Jen' ersetzt, noch rosig, der schnell verblühten
Blühenden Schwester,

13. An der Elb' Ausfluß, in der Näh' Jacobi's,
Neben Voß, treudienend den Musen Hellas,
Meinem Reinhold nah, und mit Dir an Herz Herz
Selig mich preisen!

3. Die gesammte Trinklehre.

(Rundgesang.)

1. Seit Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt jeder ehrliche Tischgenoß;
Doch keiner weiß, was er thut.
Man trinkt, wie man existirt!
Als wenn sich von selbst so verstünde, was Trinken und Daseyn heißt!
Des Trinkers Geist
Hat Niemand noch deducirt.

Chor.

Ja! wenn sich von selbst so verstünde, was Trinken und Daseyn heißt!
Den wahren Geist
Hat Niemand noch deducirt!

2. Die Dichter sangen zwar weit und breit:
„Ich klinge, du klingest, er klingt"
Und ahneten etwas von Göttlichkeit
Im „Trinkt, ihr Brüderchen! trinkt!"
Sie gaben dem Denker den Wink:
Doch keiner benutzt' ihn, um's Eine, was noth ist, zu finden drin,
Den großen Sinn
Im „Trinkt, ihr Brüderchen! trinkt!"

Chor.

Nein! Keiner benutzt' ihn, um's Eine, was noth ist, zu finden drin,
Den tiefen Sinn
Im „Trinkt, ihr Brüderchen! trinkt!"

3. Ich hab' ihn errungen den hohen Geist,
Gefaßt den göttlichen Sinn;
Ich weiß, ihr Trinker, was Trinken heißt,
Und alles, was noth ist darin.
Merkt auf! und trinket hernach;
Damit nach Principien ordentlich heut' in dem Trinken sey
Philosophei,
Hört meine Lehre gemach!

Chor.

Damit nach Principien ordentlich in unsrem Trinken sey
Philosophei,
Hört seine Lehre gemach!

4. Ich setze mich hier an den Tisch voll Wein;
Ihr andern setzt euch herum!
Gesetzt muß jeder Selbsttrinker seyn,
Sonst purzelt am End' er noch um.
So sind wir denn alle gesetzt!
Nun setz' ich mir richtig Gesetztem entgegen das volle Glas;
Thut ihr auch das!
Jetzt kömmt das Beste zuletzt.

Chor.

Wir setzen uns richtig Gesetzten entgegen das volle Glas;
Gethan ist das!
Nun kömmt das Beste zuletzt.

5. Das bloße Setzen ist Theorie;
Man dürstet immer dabei:
Die Praxis ist eben die wahre Sophie
In unsrer Philosophei.
Und nun wie machen wir das?
Ich schlürf' aus dem Glase den d'rin mir entgegengesetzten Wein
In mich hinein!
Ein Jeder leere sein Glas.

Chor.

Er schlürft aus dem Glase den d'rin ihm entgegengesetzten Wein
In sich hinein!
Und Jeder leeret sein Glas.

6. Ihr merkt, ihr Freunde, beim ersten Trunk,
Die Lehre führet zu was;
Ich philosophire nicht bloß zum Prunk,
Docire nicht bloß zum Spaß!
Zwar trunken sind wir noch nicht;
Doch führt uns allmälig das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,
Wenn Jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.

Chor.

Doch führt uns allmälig das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,
Wenn Jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.

7. Drum mach' ein jeder so oft als ich
Den Wein im Glase kapott!
Am Ende findet er sich, wie mich,
Den wahren sophischen Gott!
Dann ist verschlungen der Wein!
Und gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang, sitzt man trunken da:
Halleluja!
Drum heisa! juchheisa! schenkt ein!

Chor.

Ja, gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang, sitzt man trunken da:
Halleluja!
Das wahre Nicht-Ich ist Wein!

4. Aus dem „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach“.

I. Aufgabe der Endreime zu einem vierfachen Sonett.

Orlando sprach: der erste Reim sey: knarren!
Pseud' Isidorus drauf versetzte: knurren!
Und Sirius führ fort, ich wähle: schnurren!
Das erste Glied schließ ich, schloß Faust, mit: Karren.
Das zweite fang' ich an, sprach Or—, mit: Farren:
Und Pseud'—: ich füge jetzt zu diesem: murren;
Drauf Si— wenn's euch gefällt, beliebt mir purren.
Das zweite Glied, schloß Faust, schließ' ich mit: Narren.
Der erste Zwilling jetzt zum Steiß sey: Knorren!
Sprach Or—, und Pseud'—: es sey der zweyte: Zerren!
Der dritte, raunte leise Si—, sey: Irren!
Des ersten Bruder sey, rief Or—: verworren!
Des zweyten, sagte Pseudo—, heiße: plärren!
Und ich, schloß Faust, will enden jetzt mit: Klirren.

II. Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Der Strand empfängt sie. Hinter ihnen knarren
Die Wagen Pharaos; es hilft kein Knurren;
Sie müssen durch die Wogen oder schnurren,
Entweder füllen den bespießten Karren.
Es bäumen viele sich wie wilde Farren
Rückwärts in dem Gedräng'; und viele murren;
Vergebens sucht sie Moses anzupurren;
Schilt er sie Feige, schelten sie ihn Narren.
Der Meerdurchführer hebt des Stabes Knorren,
Als widerspenstig sie zu grob ihn zerren,
Und spricht: „Hier geht der Weg! Gott kann nicht irren!
Mir nach!“ Die Fische staunen ganz verworren,
Als, trotz der vieler Juden-Weiber Plärren,
Er geht — und all' ihm nach mit Zungen klirren.

Faust der jüngere.

III. Seligkeit des mystischen Sängers.

Was starrt in grauser Untertiefen Grunden
Und schwirrt in licht'gen Höhn, weiß er zu kiesen;
Sein Herz ist, wie die Hölle, mit neun Flüssen,
Tiefschauerlich, voll heil'ger Angst, umwunden.
Sein hohes Haupt ist von der Wuth entzunden,
Die griech'sch' und röm'sche Dichter kältlich priesen;
Sein Inn'res hat dieselbe Hand zerrissen,
Die Gott von Welt und Nachwelt hat entbunden.
Drum ist ihm auch so all- und urgemüthlich:
Er wandelt keuschlich, mit vielhohem Zoren,
Im bloßen Hemd, das d' Ewigkeit gesponnen.
Lieb, Glaub und Andacht sind ihm dreigeblüthlich:
Er trägt, und bläst, und leert sein Wunderhoren
Im Wunderwald der drei Blutwunderbronnen.

Faust-Dannwaller.

Luise Karoline Brachmann.

Luise Karoline Brachmann, geb. am 9. Febr. 1777 zu Rochlitz in Sachsen, zeigte schon früh lebhafte Einbildungskraft und Neigung zur Dichtkunst. Als ihr Vater im J. 1787 nach Weißenfels versetzt und sie daselbst in dem Hause des Freiherrn von Hardenberg bekannt wurde, wuchs diese Neigung durch den Umgang mit dessen Sohne Friedrich (Novalis) zur Leidenschaft, da sie von ihm nicht bloß Belehrung erhielt, sondern auch ermuthigende Anerkennung fand. So machte er Schiller mit ihren Versuchen bekannt, der einige ihrer Gedichte in die Horen und den Musenalmanach aufnahm. Während eines Besuchs bei ihrem Bruder in Dresden erfuhr sie eine so ehrverletzende Kränkung, daß sie, nach Weißenfels zurückgekehrt, aus Gram darüber in eine schwere Krankheit verfiel und sich, als sie halb genesen war, am 7. Sept. 1800 von einem zwei Stocke hohen Gange des väterlichen Hauses in den Hof hinabstürzte. Obgleich gefährlich verwundet, wurde sie doch gerettet, und es kehrte auch die Ruhe wieder in ihre Brust zurück. Doch konnte sie sich derselben nicht lange erfreuen; sie verlor nach und nach in kurzer Zeit beinahe alle ihre Geliebten, zuerst den treuen Freund Novalis, dem bald seine treffliche Schwester, ihre heißgeliebte Jugendfreundin Sidonie und ihre eigene Schwester folgte. Im J. 1802 starb ihre Mutter, 1804 ihr Vater, so daß sie ganz verlassen da stand und sie sich gezwungen sah, für ihren Lebensunterhalt zu schreiben. Als sie nach der Schlacht bei Leipzig die Verwundeten und Kranken in den Spitälern von Weißenfels pflegte, wurde

sie selbst von einem bösartigen Nervenfieber ergriffen, das sie nebst dem Gram über den Tod eines französischen Officiers an den Rand des Grabes brachte. Im J. 1820 lernte sie einen pensionirten preußischen Officier, einen 23jährigen Jüngling, kennen, zu dem sie eine heftige Leidenschaft faßte, und mit dem sie sich verlobte, ob sie gleich damals schon 43 J. alt war. Um ihm eine Anstellung zu verschaffen, reiste sie im Mai 1821 mit ihm nach Wien, wo sie jedoch trotz der Theilnahme, die sie fand, ihren Zweck nicht erreichte. Nach Weißenfels zurückgekehrt, entschloß sie sich in romantischer Schwärmerei, den Geliebten zu prüfen, und da dieser sich hiebei zwar redlich und untadelhaft, aber doch nicht so benahm, wie sie es gewünscht hatte, verfiel sie in einen so tiefen Gram, daß auch die Zerstreuung, die sie bei einigen Freunden in Halle suchte, denselben nicht besiegen konnte und sie voll Verzweiflung am 17. Sept. 1822 den Tod in den Fluthen der Saale suchte und fand.

Luise Brachmann besaß ein nicht gewöhnliches Talent namentlich für die lyrische Dichtkunst, und wir müssen dasselbe um so mehr anerkennen, als sie, obgleich ihre Gedichte stets von tiefer Empfindung zeugen, und ein unverkennbarer Zug von Wehmuth sie durchzieht, doch nur selten Spuren von der krankhaften Schwärmerei darbieten, welche sie im Leben unglücklich machte. Denn wenn sie auch oft den Schmerz unglücklicher Liebe, den tiefen Gram ihres zerrissenen Lebens besingt, so weiß sie denselben doch meist poetisch zu mildern, wodurch die Wahrheit der geschilderten Gefühle um so lebendiger zur Erscheinung gelangt. Ihre Gedichte gefallen sowohl durch die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die meistens glückliche Auffassung und Behandlung derselben, sowie durch eine reine Sprache und leichten Versbau. Außer den rein lyrischen Gedichten hat sie auch eine Reihe von kleineren lyrisch-epischen Dichtungen verfaßt, unter welchen mehrere, wie „Columbus", „Elwire" und „Roccafride" großen Beifall erhalten haben. „Auserlesene Dichtungen. Herausg. u. mit einer Biographie u. Charakteristik der Dichterin begleitet v. Prof. Schütz". 6 Bde. Lpz. 1824—1826).

1. Ergebung.

1. Kinder sind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tausend Sterne,
Gießen Licht auf unsre Bahn.

2. Und auch ird'sche Blumen blühen
Hier als Zeichen seiner Huld,
Uns für Jenseits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

3. Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, seid Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege scheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch,

4. Ewig nah dem Vaterherzen
Seid Ihr auch im dunkeln Thal,
Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

5. Seht! auch Felsen am Gestade
Thürmen sich zu steilen Höhn,
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimath gehn!

6. Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

2. Das Lied des Ritters von der festen Treue.

1. Laß stürmen hin, laß stürmen her,
Mein Herz, und zage nicht:
Sei ruhig wie der Fels im Meer,
An dem die Woge bricht.

2. Zwar trennt von ihr, für die du schlägst,
Dich grausam das Geschick;
Sey dennoch ruhig, Herz, du trägst
In dir dein Leid und Glück.

3. Sie bleibt dein Theil, sie bleibt dein Gut,
So weit, so fern sie ist;
Wer raubte, was mit Felsenmuth
Ein liebend Herz umschließt?

4. So wahr' es denn in tiefer Brust
Dies Kleinod, fest und rein:
Wenn alles du verlassen mußt,
Bleibt treue Lieb' allein.

5. Sie ist dir Trost, sie ist dir Licht,
Wenn alles dich verläßt;
Wenn alles weicht und stürzt und bricht,
Steht sie doch ewig fest.

3. Gemilderter Schmerz.

1. Ach leben laß, nur leben den Geliebten!
Mein Gott! Ob dann auch Trennungsschauer wehn,
Dann darf der Blick des sehnenden Betrübten
Dasselbe Licht, denselben Tag doch sehn. —

2. So lang das dunkle Thor noch nicht geschlossen,
Ist auch der Hoffnung kühner Flug noch frei;
In Thäler, wo Erinn'rungsblumen sprossen,
Trägt sie das Herz in holder Schwärmerei,

3. Und sagt: Sie kann, sie wird dir wiederkehren
Die seel'ge Zeit, wo dir sein Blick gestrahlt!
Gemildert sind der Trennung bittre Zähren,
Wenn drin sich Morgenroth der Hoffnung mahlt.

4. Ach wohl! noch trinkt desselben Lichtes Quelle
Mit ihm mein Aug'; ihn hüllt dieselbe Nacht;
Uns beid' umspielt des ird'schen Lufthauchs Welle,
Uns beid' entzückt desselben Frühlings Pracht.

5. Wenn hier der Morgen glänzt, so ruf ich: „Eile!
Und bring' ihm Rosen mit dem Flügelschritt!"
Senkt sich die Sonn' in's Meer, so fleh ich: „Weile
Noch lang bei ihm und leuchte seinem Tritt!

6. Und glüh' noch lang um seiner Berge Gipfel
Verheißend, wenn sein Herz verwaist sich fühlt!
Indeß um meiner stillen Haine Wipfel
Der Schimmer nur noch matt und scheidend spielt."

7. Wo weilt er jetzt? Wo bringt er muthbeflügelt
Zu fernen Höhn? Welch Thal durchstreift sein Blick?
Und welches glückliche Gewässer spiegelt
In fremdem Land sein schönes Bild zurück?

8. In schwärmerischer Mondnacht hehrem Schweigen,
Wenn sehnender das Herz den Busen hebt,
Dann sag ich mir: „Noch ist das Glück mein eigen,
Weilt er auch fern, er ist noch mein, er lebt!

9. Und zieht nun erst das Heer der ew'gen Sterne
Am Himmel auf und trennt der Wolken Flor,
O dann entweicht die kleine Erdenferne,
Dorthin vereint fliebt unser Blick empor."

10. Ja, in der Seelen stillem Zug begegnen
Auf jener Welten Bahn sich Blick und Blick;
Mit lichten Strahlen, die hernieder regnen,
Kömmt Wonn' in des Getrennten Herz zurück.

11. Und Treue lispelt aus dem Glanz der Sterne:
Dies war ein Blick von ihm, der in dein Herz
Süß strahlend drang. — Vernichtet ist die Ferne
Und höchstes Lieben weiht ja erst der Schmerz.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué.

Eine eigenthümliche Ausbildung gewann die Romantik dadurch, daß die Dichter nunmehr versuchten, sie auf das Leben und die Zeitverhältnisse zu beziehen, während sie sich bis dahin mit aller Entschiedenheit vom Leben fern gehalten, und man so wenig an eine Versöhnung des romantischen Ele-



ments mit den Bedürfnissen der Zeit gedacht hatte, daß diejenigen Romantiker, welche, von dem Drang der Verhältnisse getrieben, die Erscheinungen der Gegenwart zum Gegenstande einzelner Dichtungen machten, wie z. B. Fr. Schlegel, in denselben mehr oder weniger von ihren Grundansichten abwichen. Der Erste, welcher dem romantischen Element einen realeren Grund zu geben suchte, war der Dichter, von dem wir jetzt zu sprechen haben.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué, geb. am 12. Febr. 1777 zu Brandenburg an der Havel, erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer. Schon als Knabe zeigte er eine lebhafte Einbildungskraft, ja er versuchte sich schon damals in Erzählungen und Dramen. Als sein Vater das neugekaufte Landgut Latzka, sechs Meilen von Potsdam, bezog und der Knabe durch diese Veränderung seine bisherigen Jugendgespielen verlor, zog er sich immer tiefer in seine Traum- und Phantasiewelt zurück; noch trüber wurde seine Stimmung, als er im J. 1788 die geliebte Mutter verlor. Dies hatte selbst nachtheiligen Einfluß auf seine Studien. Dagegen wurde seine Liebe zur Poesie immer größer und schon damals gewann er durch Klopstock und Gerstenberg für die altnordische Sagenwelt ein lebhaftes Interesse. Der Ausbruch der französischen Revolution zog ihn in die Wirklichkeit zurück. Durch Geburt und Bildung den politischen Neuerungen abhold, erfüllte ihn das Schicksal des Königs und die ungünstigen Erfolge der preußischen Einmischung mit tiefem Schmerz, welcher noch dadurch vermehrt wurde, daß er die Universität Halle beziehen sollte, um sich der Jurisprudenz zu widmen, während alle seine Wünsche auf eine kriegerische Laufbahn gerichtet waren. Diese wurden im J. 1794 erfüllt, indem er als Cornet in das Cuirassierregiment Herzog von Weimar eintrat, das damals am Rheine stand. Nach beendigtem Feldzuge, in welchem er mehrere Beweise seiner Tapferkeit und Intelligenz gab, kam er mit seinem Regiment nach Aschersleben in Garnison, wo er sich vorzüglich mit der deutschen Literatur beschäftigte. Dort heirathete er auch, doch ward diese Ehe bald, und wie Fouqué selbst gestand, einzig und allein durch seine Schuld, wieder getrennt. Auch in Bückeburg, wohin er später, als er schon zum Lieutenant befördert worden war, mit seinem Regimente zog, widmete er seine Mußestunden dem Studium der vaterländischen Literatur; besonders zogen ihn Jean Paul und Schiller an. Ein Besuch in Weimar im J. 1802, wo er Schiller und Göthe kennen lernte, war für ihn höchst einflußreich, noch mehr der Brief eines Freundes, den er bei der Rückkehr fand, und in welchem ihm dieser berichtete, daß die Gebrüder Schlegel ihre vollste Anerkennung seines dichterischen Talents ausgesprochen hätten. Da er sich um diese Zeit mit der verwittweten Frau von Rochow vermählte, die später unter dem Namen Karoline Baronin de la Motte Fouqué durch ihre Romane bekannt wurde, und er sich mit ihr nach Nennhausen, einem Familiengute derselben, zurückzog, widmete er sich ausschließlich der Dichtkunst. Wie er sich immermehr den Romantikern ganz angeschlossen hatte, zeigten die „Dramatischen Spiele von Pellegrin“, welche A. W. Schlegel 1804 herausgab. Bis zum J. 1810 dichtete er fast nur Dramatisches, später auch Romane, die ihm auch bei dem großen Publikum Beifall erwarben, wie denn Fouqué wohl der einzige Romantiker war, der sich eines ausgedehntern Kreises von Freunden und Lesern erfreute. Im J. 1813 trat er als Lieutenant unter die freiwilligen Jäger, mußte aber schon bald darauf seine Entlassung nehmen, weil eine heftige Erkältung seine Gesundheit ganz zerrüttet hatte. Seitdem lebte er, unabläßig mit neuen Schöpfungen im Gebiete des Romans und Dramas beschäftigt, mit wenigen Unterbrechungen in Nennhausen, das er erst nach dem Tode seiner Gattin (1831) verließ. Er zog nun nach Halle, wo er Vorlesungen über die Geschichte der Poesie und der neuern Zeit hielt. Dort verheirathete er sich zum drittenmale. Im J. 1842 übersiedelte er nach Berlin, wo er in ähnlicher Weise thätig war, als ihn am 23. Januar 1843 der Tod in Folge eines Schlagflusses überraschte.

Wir haben oben angedeutet, daß Fouqué der erste unter denen war, welche das romantische Element mit der Gegenwart zu versöhnen suchten, was freilich erst später namentlich durch Uhland in größerer Entschiedenheit und mit größerem Erfolge geschah. Aber wenn Fouqué diesen Zweck nur in untergeordneter Weise erreichte, so bleibt ihm doch das Verdienst, eine Ansichtsweise in der Poesie angebahnt zu haben, die später so schöne Früchte trug. Daß er einen solchen Weg einschlug, das zeugt schon von der großen Kraft seines dichterischen Talents: wenn auch ganz von den Ideen der romantischen Schule durchdrungen, und ihrer mystischen Richtung hingegeben, und ob sich gleich seine Phantasie gern in die ahnungsvollen Träumereien versenkte, welche die romantische Schule charakterisiren, drängte ihn doch sein poetisches Talent, Gestalten zu bilden und Begebenheiten zu erfinden, die auch ein äußeres, lebendi-

ges Interesse gewährten. Wie den andern Romantikern, war auch ihm das Mittelalter und die Wiederkehr desselben das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche. Aber während sich jene meistens dem kirchlichen Leben und eben dadurch dem Katholicismus zuwandten, blieb Fouqué bei aller seiner mystischen Frömmigkeit nicht nur dem Protestantismus getreu und überwand die innern und äußern Aufforderungen, zur römischen Kirche überzutreten; es war auch vorzugsweise das thatkräftige Leben jener Zeit, welches ihn ansprach, und das er in seinen Dichtungen verherrlichte. Aber indem er dieses that, verlor er doch auch die Gegenwart nicht aus dem Auge, vielmehr war es ganz hauptsächlich der Hinblick auf die traurige Lage des Vaterlands, der Schmerz über dessen Rath- und Thatlosigkeit, welcher ihn zur Darstellung jener alten Heldengestalten in seinen Dramen und Romanen begeisterte. Er wollte durch die Hinweisung auf die heldenmüthige Vergangenheit sein Volk zu neuer Thatkraft entflammen. So erhielten seine Dichtungen einen bestimmten, in der Gegenwart wurzelnden Zweck, und daß er diesen in hohem Maße erreichte, davon gibt die außerordentliche Theilnahme Zeugniß, welche sich seine Werke bei dem ganzen Volke erwarben.

Allein wie die früheren Romantiker durch ihre Auffassung des kirchlichen Lebens im Mittelalter zum Katholicismus geführt worden waren, so wurde er durch seine Auffassung des Ritterthums zur politischen Reaction und insbesondere zur ausschließlichen Verehrung des Adels gebracht, in welchem er die einzige Grundlage des gesunden Staatslebens erblickte, weshalb sich ihm der Bürgerstand in jeder Weise unterordnen müsse. Dieses Mißverständniß des Entwickelungsganges der Menschheit mußte zu einer Zeit um so mehr auffallen, in welcher der Adel in den wichtigsten Beziehungen dem Bürgerstande weit nachsteht, sie mußte diesen mit Mißmuth gegen den frühern Lieblingsdichter erfüllen, ja dieser fiel so sehr in Mißachtung, daß sich schon im J. 1818 ein Buchhändler nur unter der Bedingung bereit erklärte, einen Roman von Fouqué zu verlegen, daß er ohne dessen Namen erscheine. Er hatte sich den Boden, auf welchem er gewirkt hatte, selbst unterhöhlt; und wenn er früher dadurch bei dem Volke Liebe und Bedeutung gewonnen hatte, daß er ihm als muthiger Führer und Lehrer vorangegangen war, mußte er jetzt allen Einfluß verlieren, weil er sich als hartnäckigen Gegner desselben zeigte. Diese Umwandlung der Gesinnung konnte aber auch nicht ohne nachtheilige Wirkung auf seine Dichtungen bleiben; denn während seine früheren Werke als der reinste Erguß seiner poetischen Schöpfungskraft erschienen, deren Wirkung zwar nothwendig und unwiderstehlich, aber doch nicht beabsichtigt war, trat die Tendenz in den späteren Schriften unverholen hervor und vernichtete daher alle Poesie.

Was bisher von Fouqué's poetischem Charakter und von seiner allmählichen Entwickelung im Allgemeinen gesagt wurde, gilt auch von seinen lyrischen Dichtungen insbesondere („Gedichte", 5 Bde. Stuttg. 1816—1827). Im Ganzen ist sein poetisches Talent unverkennbar, und manche seiner Lieder sind aus dem tiefsten Gefühl entsprossen: sie sind voll tiefer und wahrer Empfindung, welche durch die klare und sichere Darstellung zur lebendigsten Erscheinung gelangt. So oft er sich in dem rein Menschlichen bewegt, gehören seine Lieder zu den besten der ganzen Zeit; wenn er sich aber in das mystische Dunkel der Romantik verliert, tritt auch das Seltsame und Wunderliche, das Gezwungene und Willkürliche hervor, welches wir so oft schon als das Wesen der romantischen Poesie erkannt und bezeichnet haben. Wie den übrigen Romantikern, so gelang übrigens auch ihm die volksthümliche Darstellung nicht, wie wir uns am sichersten aus seinen Zeitgedichten überzeugen können. Unter seinen „Gedichten vor und während dem Kriege 1813." (Berl. 1813) und den „Jägerliedern" (Hamb. 1818) sind nur wenige wirklich gesungen worden, und kaum eines hat sich später im Volke erhalten, obgleich sie nicht bloß zu seinen besten Gedichten gehören, sondern auch, wenn man von den Anforderungen absieht, die man an volksthümliche Gedichte zu machen berechtigt ist, meist als wirklich gelungen zu bezeichnen sind.

In der letzten Zeit hat er vorzüglich „geistliche Lieder" gedichtet, welche nach seinem Tode von seiner Wittwe herausgegeben wurden (Berl. 1846). Dieselben sind zwar allerdings meist von tiefem Gefühl eingegeben, doch stehen sie seinen bessern weltlichen Liedern nach, unter welchen sich übrigens auch manche mit religiösem Inhalt befinden. Viele dieser geistlichen Gedichte sind nur kurze Sprüche und diese sind bei weitem die besten; die längeren tragen ein entschieden mystisches Gepräge und bewegen sich meist nur um den Einen Gedanken, daß Alles von Gott komme, und daß der Mensch nach inniger Verschmelzung mit ihm streben müsse.

1. Die Mutter.

1. „Wie, willst du nun weg
In die weite Welt,
Von Island unsrer lieben Insel fort?
Ach Kind, mir klopft
In klagender Brust
Das Mutterherz, das arme Mutterherz!"

2. „„Laß du mich nur los,
Lieb Mütterlein,
Da draußen in das deutsche Land hinaus;
Sind Sänger dort
Hochseltner Art,
Auf Rheinischen Bergen rauscht ihr Heldengesang!""

3. „Was soll dir der Sang,
Wenn du siehst nicht mehr
Der Heimath Wald und Anger und Heerdesrauch?
Und ich arme, allein
Auf dem Abendberg,
Soll weinend sehn, wie Sonne zur Ruhe geht."

4. „„Wirst weinen nicht lang,
Wirst lächeln gar lieb,
Wenn kunstreich, kühn und frisch der Sohn dir kehrt.
Der Himmel ist hell,
Der Frühling haucht;
O weine dir nicht die holden Augen weh.""

5. Und er schritt in's Schiff,
Und es schwankte fort,
Und die Mutter ging hinein und schloß ihr Gemach.
Und sie weinte sehr,
Bis die sanfte Nacht
Des Schlafes Hülle über das Haupt ihr zog.

6. Kam da die Königin
Gekrönter Götter,
Kam da die Frigga im Traum zur edlen Frau:
„Mußt nicht weinen, Mutter,
Du Menschenmutter;
Ich schütze sorgend dir den holden Sohn."

7. „„Du hohe Herrin,
Ich habe das Weinen
Mir nicht erkoren; doch muß ich weinen, ich muß.
Nimm Opfer und Dank du
Für deinen Schutz an;
Mir laß das Weinen: es läßt ja doch nicht nach.““

8. „Wehvolles Weinen
War mir geziemend,
Als Baldur lag, mein göttlich Kind, erblaßt.
Du darfst nicht weinen:
Dir kehrt er wieder,
Dein lieber Sohn, in leuchtender Jugendluft.“ —

9. Und der tröstende Traum
Im Morgenthau
Entschwand, und wachend sah die Mutter umher.
Hell blieb in der Brust
Der Göttin Bild:
Aber der Sohn war fern, und die Mutter weinte doch.

2. Thurmwächterlied.

1. Am gewaltigen Meer
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb einen Sang
Aus starker Brust
Und mische den Klang
In die wilde Luft,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

2. Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht:

3. Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

4. Wer auf Wogen schwebt,
Sehe leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das milde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich.

3. An die Ueberlebenden.

1. Aus meiner trauten Heimat Arm
Riß es mich fort, das wilde Leben;
Viel hat's genommen, viel gegeben,
Reich schoß in Saaten Freud und Harm.

2. Die Saaten werden bald verblühn,
Bald dieß mein krankes Dasein welken:
Mir ahnt's, ich seh nicht oft die Nelken
Und Rosen mehr aus Knospen glühn.

3. Dann, die ihr's gut mit mir gemeint,
Bergt mich in heimatliche Erde:
Der arme müde Pilger werde
Den lieben Eltern so vereint.

4. Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

1. Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

2. Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

3. Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die liebsten sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Muth gewinnt.

4. Die mehrsten ziehn einst wieder
Zurück in Sieger-Reihn;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glühn davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kanns verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

5. Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

5. Der Todtenkopf.

Grabbewohner, Todverkünder,
Bleicher Lebensüberrest!
Zitternd schaut dich an der Sünder,
Dich der Fromme still und fest,
Weil ja jenem nur die Sonne,
Diesem ihr Erschaffer lacht;
Jener Nacht sich pflückt aus Wonne,
Dieser Wonne sich aus Nacht.

6. Scherz und Thräne.

Liegt schuldlos dir ein Spaß im Wege,
O wende nicht den stolzen Tritt!
Nein, zu des wunden Herzens Pflege
Nimm kindlich ihn und dankend mit.
Du darfst ihn öffentlich genießen,
Vor aller Welt im Sonnenschein;
Doch wenn die Sehnsuchtsthränen fließen,
Dann, Freund, verschleuß dein Kämmerlein.

Franz Anton Joseph Ignatz Maria Freiherr von Sonnenberg.

Mitten im Getriebe der romantischen Poesie und während ihrer höchsten Blüthe werden wir auf einmal durch einen bedeutenden Nachklang der Klopstockschen Poesie überrascht, und der Dichter, der uns die beinahe vergessene Zeit wieder ins Gedächtniß zurückruft, verdient um so mehr Beachtung, als man ihn nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit in den Reihen der romantischen Schule hätte finden sollen.

Franz Anton Joseph Ignatz Maria Freiherr v. Sonnenberg, geb. am 5. Sept. 1779 zu Münster, zeigte schon in der Kindheit tiefes Gefühl und lebendigen Sinn für Freiheit und Recht, sowie eine innige, beinahe schwärmerische Frömmigkeit. Seinen ersten Unterricht erhielt er von Hauslehrern, später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er, erst 15 Jahre alt, den Plan zu einem großen Epos in Klopstocks Weise entwarf, dessen ersten Theil er später unter dem Titel „Das Weltende“ (Wien 1801) veröffentlichte. Vorher hatte er die Universität Jena

besucht, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; zwar scheint er keine Liebe, eher Abneigung gegen dieselbe gehabt zu haben, auch widmete er den größten Theil seiner Zeit dem Studium anderer Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, Geschichte und Philosophie; allein er entwickelte einen so unermüdlichen Fleiß, daß er seine Rechtsstudien schon im 19. Jahre vollendet hatte. Hierauf machte er eine große Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, auf welcher er mannigfache, für den Menschen, wie für den Dichter bedeutende Erfahrungen machte, insbesondere sich tiefere Einsichten in das Staatsleben erwarb. In die Heimat zurückgekehrt, konnte er sich bei seinen freisinnigen Ansichten dort nicht glücklich fühlen, namentlich widerte ihn das jesuitische und mönchische Unwesen an, und als er endlich auch durch ein herzloses Mädchen, das er mit glühender Leidenschaft liebte, in seinem tiefsten Innern verletzt wurde, entschloß er sich, das Land seiner Geburt zu verlassen. Er siedelte sich in Drakendorf bei Jena an, wo er sein großes Epos „Donatoa" im ersten Entwurf vollendete. Später zog er nach Jena, und auch dort nahm sein Gedicht, das er umarbeitete, so sehr alle seine Lebenskraft in Anspruch, daß er mit der Vollendung der Arbeit auch vollkommen gebrochen war. Denn er hatte nicht bloß seinen Körper übermäßig geschwächt, indem er der Arbeit Schlaf und Speise, jeden Umgang und jede Lebensfreude aufopferte, es hatte auch der Stoff, den er bearbeitete, alle Kraft seiner Seele aufgezehrt. Zudem tobte die Leidenschaft für die Geliebte immer noch in seinem Innern, er hatte nur noch Eine Hoffnung, die, einst für das Vaterland zu wirken. Um diese Zeit gelangte die Nachricht von der Schlacht bei Ulm (17. October 1805) zu ihm, und als er dadurch auch die letzte Hoffnung vernichtet sah, ward es ihm unmöglich, das Leben ferner zu ertragen; er stürzte sich am 22. November 1805 aus dem Fenster seiner Wohnung und fand so, erst 26 Jahre alt, seinen frühen Tod.

Wir werden bei dem Epos auf Sonnenberg zurückkommen müssen; hier haben wir ihn nur als Lyriker zu betrachten. Wie bei Klopstock, so bildete auch bei ihm das Vaterland und die Religion den Mittelpunkt seines dichterischen Strebens; allein so sehr beide Dichter hierin zusammentreffen und so wenig zu verkennen ist, daß Sonnenberg seinen großen Vorgänger zum Vorbild, namentlich in Sprache und Darstellung, genommen hatte, so war er doch keineswegs ein bloßer Nachahmer desselben; er hatte in Klopstock gefunden, was sein eignes Herz erfüllte, und so mußte er mit ihm den gleichen Weg gehen, aber stets behielt er seine Selbstständigkeit. Er besaß eine eben so lebhafte, als schöpferische Phantasie, die er nicht zu bewältigen vermochte. Daher fehlt seinen Gedichten mit der künstlerischen Ruhe und Mäßigung auch die Klarheit. Dagegen sind sie voll kräftiger Gedanken und einer, wir möchten sagen, titanenhaften Kraft des Gefühls, weshalb auch sein Ausdruck immer mächtig und beinahe schneidend ist. Seine vaterländischen Gedichte gehören zu seinen besten lyrischen Erzeugnissen, und insbesondere verdienen die beiden großen Oden „Frankreich und Deutschland" (welche er in Paris dichtete) und „Deutschlands Auferstehung" volle Anerkennung, so sehr jene oben erwähnten Mängel auch hervortreten. Wir können nur dem beistimmen, was sein Freund und Biograph Gruber schon bald nach seinem Tode von ihm sagte: Sonnenberg wäre bei harmonischer Ausbildung seiner gewaltigen Eigenschaften einer der bedeutendsten Dichter Deutschlands geworden.

1. Vaterland.

(An die Wieneruniversität bei ihrem Aufgebote.)

1. Des Krieges Nacht umschleiert dein Strahlenhaupt,
O Donaufürstin! Flammengesäugete
Verderber werfen an der Ems schon
Eherne Donnergebärerinnen.

2. Die hohe tausendjährige weinet nicht
Jetzt ihre Todten, furchtbar im Blute noch;
Sie fühlt's! — und junges Heldenlächeln
Schrecket hervor in der Wange Schamroth!

3. Ha! glühen fühlt sie, glühn sie vom Edelstolz
Der alten Größe; wölkt auf der Stirne Schlacht!
O, schön' im Blut, in deiner Schamröth
Schönere, schreckende, Kränze wehn Dir!

4. Euch, Junggelockte, ruft sie mit Mutterlaut
An eure Lieben brüderlich euch zu reihn!
Ins dunkle Kriegsgewühl mit hohem
Waffengesange zu Vorweltthat Euch!

5. Schön glüht von edler, feuriger Ruhmbegier
Mein Vaterland! Die Seele der Jünglinge,
Und ihres Athems enge Schwüle
Kündet die Wetter in ihrem Innern.

6. Wild fliegt die Jugendlock' um die heiße Stirn,
Wo Schlachten drohen;... traure nicht, Vaterland!
Nach Herrmanns Thaten schwillt ihr Busen
Auf in dem Sturme der Ehrbegierde.

7. Sie strömt empor, empor in der Stirne, Gluth
Zu Todesschlacht lustbebender Ungestüm,
Und sieh, ein Morgenroth Walhalla's
Schimmert hervor auf der Blüthenwange.

8. Ihr Adler schattet schon um der Reihen Stolz, ...
Cheruska's Jugend stand so im Winfeld einst!
O, Brüder Einer Mutterheldin!
Winket! mir zittert des Herzens Seele.

9. Dem Tod für's Vaterland, dem erhabenen,
Dem wollustvollen jauchz' ich! — Für's Vaterland
Mein Jünglingsblut mit Euch zu bluten,
Beb' ich mit schauernder Lust entgegen!

10. Und rauscht es nun hinab in die Todesschlacht,
Nicht Thränen rieseln dann in des Jünglings Blut,
In bleicher Sterbeschöne lächl' ich,
Weine nicht; — weint ja das Vaterland nicht!

11. Auf, Jugend Wiens, es zürnt ja dein Auge schon
Zum schönen Tanz, zu welchem der Donner spielt!
Zu ihm hervorgewogt! zur Schlachten-
Größe, da noch uns die Mailock' wehet!

12. Ein Unbezwungner, Jüngling wie wir, und — Held!
Der Löwe Stockachs schüttelt der Mähnen Zorn,
Dein Herrmann, Wien! Der Edelgroße
Ruft in den Kampf uns, — die Schlacht ist unser!

13. Sie kommt, der Tod, ihr Kind, an der Hand daher,
Der Wüthrin Stockachs schreckliche Enkelin!
Herauf, du Hehre!... Ha, wie rauschet,
Flieget dein Blitz mit der Waffen Sturm fort!

14. Gewittersturm! — Wie drängt sich's! Wie trübt die Flucht
Staub himmelan! Wie stürzet der Tod ihr nach! —
Sie kommt! Wie weht ihr Blitz! Sie röthet
Rings mit geärnteter Flucht die Felder!

15. Im Strahl des Spätlichts wallen auf Nebeln uns
Walhalla's Große wolkenbekleidet zu,
Und ihrer hohen Schlachtbardiete
Genien tanzen des Siegs Triumphe!

16. Und Nachweltlorbeer krönt uns die Heldenstirn!
Und Thatgefühl im Busen! — Es thürme sich
Kein Marmor; blüht uns doch ein Denkmal
Schon in der Thräne des Vaterlandes! — —

17. Ich hub mein Auge über die Zukunft auf;
Die Hand am Herzen; bebte!... Mein heißes Herz!
Dem Väter-Tag ein Heldenkind nie? —
Warum erstarb denn die Thrän' im Auge? —

18. Hoch weht der Adler! Wehe den Schlachtenflug!
Die Seele strömt uns über! — Wir Jünglinge,
O Vaterland, wir Brüder lernten
Für dich zu bluten der Tode schönsten.

2. Natur und Schönheit.

1. Im Abendrothe, wann es den Niedergang
Mit Rosenflammen purpur umteppichte,
Und Wies' und Bach mit Gold umflorte,
Lag ich als Knab' in des Hügels Blumen,

2. Und weinte Thränen jungen Gefühles dir,
Natur! und suchte kindlich dich überall,
Um deiner Einfalt hohe Lehren
Von dir zu hören im Heiligthume.

3. Und deiner Schöne Hoheit entzündete
Mein ganzes Innre; liebend sucht' ich dich,
Wie seine Mutter sucht ein Säugling;
Fand dich, und hing wie ein Kind nun an dir.

4. „Bleib meine Mutter immer durch's Leben, mir!"
Sie nahm mit warmen Muttergefühlen mich
An ihren Busen, ließ mir reichen,
Was sie den Lieblingen Holdes darreicht.

5. Gefühl des Schönen pflanzte sie tief ins Herz,
Und hing ihr Bildniß mir an dem Herzen auf!
Die Schönheit nahte sich, und rief mir,
Leise, wie Stimme der Geister, dieses:

6. „In diesem Bildniß siehst du mich wieder ganz,
Umarmst du dies, umarmst du mich wieder selbst,
Nichts ist in ihm, was nicht in mir ist,
Hieran erkenne mich und die Mutter.

7. So bin ich bei dir, wenn du mich auch nicht siehst;
Ich bin dir näher, wie ich es andern bin,
Und wenn du selbst mich nicht erblickest,
Siehst du mich immerdar doch im Bilde."

Siegfried August Mahlmann.

Mit einem weit beschränkteren Talente als Sonnenberg hat der Dichter, welchen wir jenem anreihen, doch eine weit größere Wirksamkeit gehabt. Konnte er auch die höhern Anforderungen derer nicht befriedigen, welche ihre ästhetische Bildung bei Göthe und Schiller gewonnen hatten, konnte er noch weniger den Freunden der romantischen Schule genügen, welche die wahre Poesie in ungewöhnlichen Gedanken und eben so ungewöhnlichen Formen suchten, denen klare Einfachheit für oberflächliche Gedankenlosigkeit galt, so wurden dagegen seine Dichtungen von allen denen mit Beifall aufgenommen, welche wir den Mittelstand der Bildung und geistigen Entwickelung nennen können. Wenn aber ein solcher Dichter auch keinen Einfluß auf den Gang der Literatur gewinnen kann, so hat er dagegen einen nicht unbedeutenden auf die allgemeine Bildung des Volks und er verdient schon deshalb, weil er den Stand dieser Bildung bezeichnet, nähere Erwägung.

Siegfried August Mahlmann, geb. den 13. März 1771 zu Leipzig, besuchte nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern die Fürstenschule zu Grimma, wo er sich an Seume und den als Reisebeschreiber vortheilhaft bekannten, aber auch als Verfasser unzüchtiger Schriften*) mit Recht verachteten Chr. Aug. Fischer anschloß. Im Jahr 1789 ging er in seine Vaterstadt zurück, um die Rechte zu studiren, worauf er Erzieher in der Nähe von Riga wurde. Nach gehöriger Vorbereitung seines Zöglings begleitete er denselben auf die Hochschule, zunächst nach Leipzig, dann nach Göttingen, und benutzte den Aufenthalt in diesen Städten zur Vollendung seiner eigenen Bildung. Nachdem er sodann mit seinem jungen Freund im J. 1797 den Norden Europas besucht und sich insbesondere in Petersburg längere Zeit aufgehalten hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, um als Privatgelehrter ganz den Wissenschaften und der Kunst zu leben. Nach dem Tode seines Schwagers Spazier übernahm er im J. 1805 die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt", welche er zuerst allein und von 1810 bis 1816 in Verbindung mit K. L. Methusalem Müller herausgab. Es wurde dieselbe unter seiner Redaction das Vorbild aller übrigen belletristischen Zeitschriften, welche seitdem in reicher Zahl erschienen, und lange war sie auch unstreitig die beste. Im J. 1810 erhielt Mahlmann den Pacht und die Administration der „Leipziger (politischen) Zeitung", welche ihm reichen Gewinn und Ehrenbezeigungen*) brachte, aber auch die Veranlassung wurde, daß ihn die Franzosen im J. 1813 nach der Citadelle von Erfurt abführten, wo er jedoch nur kurze Zeit gefangen blieb. Im J. 1818 gab Mahlmann die Administration der Zeitung auf und zog sich auf seine Besitzungen zurück, wo er sich mit den Naturwissenschaften und besonders mit dem Landbau beschäftigte. Er starb am 16. Dec. 1826.

Mahlmann war, wie im Leben, so auch als Dichter praktisch, d. h. wenn ihm auch keineswegs Gemüth und lebendiges Gefühl abzusprechen ist, so war in ihm doch stets der Verstand und die verständige Auffassung des Lebens vorherrschend. Es fehlte ihm an schöpferischer Einbildungskraft und an Tiefe der Empfindung; seine Dichtungen zeichnen sich weder durch Neuheit oder Größe der Gedanken, noch durch Pracht und Reichthum der Bilder oder Schwung des Ausdrucks aus. Aber wenn sie sich auch in den gewöhnlichen Kreisen des Lebens und in gewöhnlichen Anschauungen bewegen, so erfreuen sie dagegen durch gesunde und wahre Gedanken, durch Wohlklang und geschickte Behandlung der Sprache und des Versmaßes; sie erscheinen um so werthvoller, als sie den überreizten und phantastischen Gebilden der Romantiker gegenüber eine gesunde und kräftige Geistesnahrung gewährten. Von diesem Standpunkte aus verdienen namentlich seine religiösen Lieder alle Beachtung, welche von ungeheuchelter und inniger Frömmigkeit zeugen und durch die trostvolle Hoffnung eines künftigen Lebens, die er mit lebendiger Ueberzeugung ausspricht, einen höchst wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth machen. Wenn auch weit entfernt von der religiösen Gefühlsschwärmerei der Romantiker, sind sie doch von jenem festen Glauben durchdrungen, der den Menschen auch in Zeiten der Trübsal nicht verläßt und ihn dieselben mit Ergebung in den Willen Gottes ertragen lehrt (1. 4). Auch das Gesellschaftslied gelang ihm, und manches derselben wurde und wird noch häufig gesungen (3), wie denn seine Lieder sich ganz zum Gesange eigneten, daher von den besten Componisten der Zeit, Himmel, Reichardt und

*) Er gab dieselben unter dem Namen Althing heraus.

*) Er wurde nach und nach Königl. Sächsischer und Herzogl. Sachsen-Gothaischer Hofrath, sowie Ritter des Russischen St. Wladimirordens.

a. m. in Musik gesetzt wurden und sich schnell über das gesammte deutsche Land verbreiteten. Eben so hat er sich endlich nicht ohne Glück im volksmäßigen Liede versucht; denn wenn er auch die Unmittelbarkeit des Volkstons nicht ganz trifft, so hält er sich dagegen doch von allem frei, was zu demselben im Widerspruche steht (2).

1. Lied des Trostes.

1. Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du dich?

2. Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränen-Tropfen,
Er stillt des Herzens Klopfen,
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

3. Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne!
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

2. Der Jäger.

1. Es ritt ein Jägers-Mann über die Flur,
Hinab zu dem dunkeln Wald;
Er folgte kundig des Wildes Spur,
Seine Beute ward es bald:
Drauf kehrt' er nach Hause mit Jagd-Gesang,
Mit lautem, fröhlichem Hörner-Klang!
Trarah! Trarah! :|:
Zu Liebchen kehrt' er heim.

2. Herz-Liebchen hat ihn von fern erblickt,
Bereitet stand das Mahl;
Das Tischchen war mit Blumen geschmückt,
Mit Weine gefüllt der Pokal.
Da schloß sie an's Herze den Jägers-Mann,
Und schlief, wenn der Nachtigall Lied begann —
Trarah! Trarah! :|:
An Liebchens warmer Brust.

3. Und wenn sich die Lerche vom Felde hob,
Ergriff er sein Jagd-Geschoß;
Und wieder mit ihm nach dem Walde schnob
Hinaus sein treues Roß.
Da flog die Jagd durch Forst und Flur,
Da folgte der Jäger des Wildes Spur —
Trarah! Trarah! :|:
Und dacht' an Liebchen fein.

4. Und als er einst nach Hause ritt,
Da ward's ihm im Herzen so schwer;
Es war ihm, als säh' er sein Liebchen nit,
Als fänd' er sein Liebchen nit mehr.
Wohl ließ er erschallen den Jagd-Gesang,
Wohl tönte der fröhliche Hörner-Klang,
Trarah! Trarah! :|:
Doch Liebchen hört' ihn nicht.

5. Der Jägersmann trat ins Hüttchen fein,
Da stand kein Mahl bereit!
Da fand er keinen Becher Wein,
Kein Tischchen mit Blumen bestreut!
Ach, draußen im Garten, vom Thaue naß,
Da lag unter Blumen Herz-Liebchen blaß,
O weh! O weh! :|:
Herz-Liebchen fein war todt!

6. Da zäumt er ab sein treues Roß,
Und ließ es laufen frei,
Und nahm von der Wand sein Jagd-Geschoß,
Und lud es mit tödtlichem Blei.
Drauf stimmt' er an den Jagd-Gesang,
Den lauten, fröhlichen Hörner-Klang:
Trarah! Trarah! :|:
Und ging zu Herz-Liebchen fein.

3. Das Reich der Freude.

1. Mein Lebens-Lauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Lieder-Sang;
Ein frischer Muth in heitrer Brust
Macht frohen Lebens-Gang;
Man geht Berg an, man geht Berg ein,
Heut' grad' und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders sein:
Was kümmr' ich mich darum!

2. Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So giebt es Most, wird freudenreich,
Und feiert manches Fest!
Drum zag' ich nicht, engt mir die Brust
Des Schicksals Unmuth ein;
Bald braus' ich auf in Lieb' und Lust,
Und werde reiner Wein!

3. Die Zeit ist schlecht, mit Sorgen trägt
Sich Mancher ohne Muth;
Doch, wo ein Herz voll Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut.
Herein, herein, du lieber Gast,
Du Freude! komm zum Mahl!
Würz' uns, was du bescheeret hast!
Kredenze den Pokal!

4. Fort, Grillen, wie's in Zukunft geht,
Und wer den Scepter führt!
Das Glück auf einer Kugel steht,
Und wunderbar regiert.
Die Krone nehme Bacchus hin!
Nur er soll König sein!
Und Freude sei die Königin!
Die Residenz am Rhein!

5. Beim großen Faß zu Heidelberg
Berathe der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der hochwohlweise Rath!
Der Herr'n Minister Regiment
Sei beim Burgunder-Wein!
Der Kriegs-Rath und das Parlament
Soll in Champagne sein!

6. So sind die Rollen ausgetheilt
Und alles wohl bestellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt.
Es lebe hoch das neue Reich!
Stoßt an und trinket aus!
Denn Freud' und Wein macht frei und gleich
Und würzt des Lebens Schmauß!

4. Lied.

1. Meine Seel' ist stille,
Denn mein Vater lebt,
Dessen heil'ger Wille
Mein Verhängniß webt.
Soll ich Schmerz erleiden,
Soll mir Freude blühn:
Ruhig blickt in beiden
Mein Vertrau'n auf ihn.

2. Seine Gnade waltet,
Seine Liebe wacht,
Wo sich auch gestaltet,
Was mir Kummer macht.
Reift nicht in Gewittern
Und im Sturm die Saat?
Herz, du darfst nicht zittern,
Wenn sich Trübsal naht.

3. Nicht die Luft der Erde
Schließt mein Dasein ein;
Ich bin sein, und werde
Mit ihm seelig sein!
Himmels-Wolken ziehen
Still durch meine Nacht;
Dort empor zu blühen,
Ist mir zugedacht.

4. Strahl der ew'gen Gnade,
Glaubens-Zuversicht,
Heil'ge meine Pfade
Durch dein göttlich Licht,
Daß auf dunkeln Wegen
Mich der Trost umschwebt
Wie, zu Heil und Seegen,
Mein Erlöser lebt!

Karl Ludwig von Knebel.



Während Mahlmann mehr durch seinen verständigen, praktischen Sinn von den Abwegen frei gehalten wurde, auf welche die Romantik so viele seiner Zeitgenossen führte, bewahrte die ächt klassisch-philosophische Bildung den Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, vor jenen Irrthümern, ja sie erfüllte ihn sogar mit einem oft bis zur Bitterkeit steigenden Mißmuth gegen die ganze romantische Schule und ihre spätesten Anhänger.

Karl Ludwig v. Knebel, geb. am 30. Nov. 1744 auf dem Schlosse Wallerstein in Franken, erhielt seinen ersten Unterricht in Anspach, wohin sein Vater versetzt worden war. Unter seinen Lehrern griffen besonders der nachherige Generalsuperintendent Junkheim, der ihm Privatunterricht ertheilte, und der liebenswürdige Uz mit Erfolg in die Bildung des Knaben ein. Mit gründlicher Vorbildung ausgerüstet, bezog er 1762 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren; er selbst hatte sich der Theologie widmen wollen, allein sein älterer Bruder, welcher Officier war, hatte sich dem entgegengesetzt, indem er es der Würde der ganzen Familie für nachtheilig hielt, daß einer der Ihrigen Pfarrer werde. Weil aber das Studium der Jurisprudenz gegen seine eigene Neigung war, und ihm das Studentenleben nicht behagte, besuchte er weder Vorlesungen, noch hatte er Gemeinschaft mit den Studenten, sondern lebte abgesondert und ohne bestimmte Thätigkeit. Bald darauf entschloß er sich, in Kriegsdienste zu treten, da sich ihm in Preußen gute Aussichten eröffneten. Er reiste nach Potsdam, wo er als Fähndrich in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat, und bald darauf zum Officier befördert wurde. Er schloß sich dort einem Kreise junger Officiere an, welche die Neigung zur Poesie, sowie eine ernstere Lebensansicht zusammengeführt hatte, und deren Bund auf Sittlichkeit und Frömmigkeit gegründet war. Während seines Aufenthaltes in Potsdam kam Knebel öfters nach Berlin, wo er mit Ramler bekannt wurde, dessen ernste und oft verkannte Bemühungen um die Hebung der deutschen Poesie seinem Geschmack eine entschiedene Richtung gaben. Des unerquicklichen Garnisonslebens müde, verließ er 1773 die Militärdienste und begab sich nach Weimar, wo er von der Herzogin Amalia wohlwollend aufgenommen wurde. Nach kurzem Aufenthalte begab er sich nach Nürnberg, wo sein Vater damals weilte; aber bald darauf schon erhielt er den Antrag, die Erziehung des zweiten Sohnes der Herzogin Amalia zu leiten, wozu er sich erst nach langem Widerstreben entschloß; er erhielt zugleich den Titel eines Hauptmanns. Im December 1774 machte er mit den beiden Prinzen eine Reise nach Frankreich, auf welcher er in Frankfurt den jungen Göthe kennen lernte, welchen er auch den Prinzen vorstellte, was dessen Berufung nach Weimar zur Folge hatte. In Karlsruhe wurde er mit Klopstock, in Paris mit Villoison u. a. berühmten Gelehrten bekannt. Als die Reisenden im Frühling in die Heimat zurückgekehrt waren, zog er sich mit dem schwächlichen Prinzen Constantin nach dem durch die Herzogin Amalia berühmt gewordenen Tiefurt zurück; nach vollendeter Erziehung des Prinzen wurde er im J. 1778 pensionirt. Er machte bald darauf eine Reise in die Schweiz, und lebte nach seiner Rückkehr abwechselnd in Jena, Ansbach, Nürnberg und Weimar, wo er sich vorzüglich an Herder anschloß, aber auch am Hofe gern gesehen war, wo er meist das Amt des Vorlesers übernahm. Im J. 1798 verheirathete er sich, und zog nach Ilmenau; von 1805 an erwählte er Jena zu seinem beständigen Wohnsitz, wo er, beinahe 90 Jahre alt, am 18. Febr. 1834 starb.

Knebel ist besonders durch seine Uebersetzungen bekannt geworden (S. o. S. 10), aber auch seine selbstständigen Poesien verdienen Anerkennung, wenn er auch nicht zu den Dichtern zu zählen ist, welche auf den Gang und die Entwickelung der Literatur Einfluß gehabt haben. Seine ersten Versuche fallen in die frühesten Zeiten des Zeitraums, ja selbst noch in die vorige Periode, mit welcher er durch Ramler zusammenhängt. Dieser hatte eine sehr vortheilhafte Meinung von dem jungen Dichter, den er seinen zweiten Kleist nannte (Voß, Briefe I, 88), freilich wohl nur aus dem äußern Grund, daß er wie Kleist dem Kriegerstand angehörte. Durch Ramler wurde Knebel auch mit Boie bekannt, dem er Mehreres für den Musenalmanach schickte; auch stand er mit diesem in freundschaftlichem Briefwechsel, welcher sich meist um die literarischen Fragen der damaligen Zeit oder um die eigenen Dichtungen bewegte. Boie erkannte das eigenthümliche Talent seines Freundes bald und mit richtigem Takte. „Ich glaube, Sie sind bestimmt", schrieb er ihm im J. 1772, „in unserer lyrischen Poesie einen Mittelweg zwischen Ramler und Klopstock zu finden. Von dem Einen werden Sie Sich die fein ausge-

suchte Sprache nehmen, von dem Andern die Bewegung." (Knebel, Nachlaß 2, 122.) Und in der That, wenn man noch hinzufügt, daß die späteren großen Bewegungen in der deutschen Literatur keineswegs an Knebel spurlos vorübergegangen sind, so läßt er sich kaum besser charakterisiren. Wie Klopstock dichtete er Alles in reimlosen Versen, aber freilich behandelte er die antiken Versmaße, namentlich den Hexameter und das elegische Distichon, mit weit größerer Gewandtheit und gebildeterem Geschmack, als jener, und zugleich mit mehr Natürlichkeit als Voß.

Unter seinen Dichtungen zeichnen sich die Hymnen und die Elegien vortheilhaft aus; sie athmen wirkliche Begeisterung, ohne in jene hohle Schwärmerei auszuarten, der er überhaupt immer abhold war, weshalb er auch die Romantiker nicht leiden mochte. Er wollte nicht durch den Schein des Großen und Poetischen täuschen, sondern dieses unmittelbar und möglichst schmucklos hervortreten lassen; daher erfreuen seine Dichtungen durch Kraft und Fülle der Gedanken, so wie durch ihren schönen menschlichen Sinn.

Die Stunden.

Stunden hat der Tag nicht allein; den Morgen, den Abend,
Und den heißen Mittag, und die verschwiegene Nacht:
Stunden hat auch das Jahr; das Leben selber hat Stunden,
Und mit der Stunde des Tags eilt es auf Flügeln davon.

Als Aurora, die goldne, von ewigen Flammen entzündet,
Sie, die Unsterblicke, sich ihrem Gemahle verlobt,
Bat sie die Götter, auch ihm unsterbliches Leben zu schenken;
Und sie gewährten den Wunsch, ewiges Leben ward ihm;
Aber nicht ewiges Glück; denn dieß vergaß sie zu bitten.
Memnons Erzeuger, im Arm rosiger Liebe gepflegt,
Wird ein alternder Gott: Was nützt die Dauer der Jahre,
Ohne der Jahre Genuß? Ewig verzehrt er sich selbst.
Aehnlich ist unser Loos; der Zeit verheerende Sichel,
Was sie an Jahren läßt, mäht sie an Freuden uns ab.
Träume vergangener Zeit, wohin doch seid ihr entflohen?
Die ihr den dürren Sand mir oft mit Blumen bedeckt;
Oft, in Wolken gemalt, mit süßen Bildern mich täuschtet,
Wann ich, vergnügt mit dem Tag, froher den kommenden sah.
Ist es der Dinge wahre Gestalt, wenn nackt und entblättert
Nur ein trauriger Dorn unserem Auge sich zeigt?
Nichts kann ewig bestehn; auch dieß, was Leben wir nennen,
Ist ein wechselndes Rad immer erneuter Gestalt.
Unreif noch zur Geburt, liegt tief im Schooße der Mutter
Eingeschlossen das Kind, fast einem Wurme noch gleich;
Drängt es sich dann hervor zum glänzenden Lichte des Tages,
Schmachtet und dämmert es auf, unter Gewimmer und Schlaf.
Fröhlicher hüpft der Knab' und führt sein gaukelndes Leben,
Von dem Momente beglückt, von dem Momente betrübt:
Aber der rasche Jüngling vertauscht sein eigenes Dasein
Gegen fremdes Geschick, wenn ihn die Liebe bethört.
Ist nun das Alter des Manns zur hohen Reife gestiegen,
Drücket des Geistes Spur tiefer den Dingen er ein;
Ehre täuscht ihn und Namen; ein immer wachsend Verlangen
Treibet ihn hin nach dem Ziel, welches er nimmer erreicht.
Nach und nach entblättert sich nun der Stamm, und die Zweige
Sinken; matt und entstellt, endet der zitternde Greis.
Auch mir eilet die Stunde mit schnellerem Fittig vorüber;
Meinen Schläfen entsproßt Blüthe des Alters bereits.
Mit den Locken des Hauptes entfallen Freuden und Freunde;
Nur dem schattigen Baum eilet der Wanderer zu;
Geht an dem hohen Stamm der trockenen Fichte vorüber,
Die sich im goldenen Strahl wärmender Sonne noch letzt.
Sei mir indessen vergönnt, am steilen Hange des Felsen,
Fernhin horchend des Pans göttlichbezauberndem Lied,
Meine Seele zu weiden; wenn ringsum schweigen die Hügel,
Und, mithorchend, der Hain leise die Wipfel nur regt.
Auch sei mir es vergönnt, zu besuchen die lieblichen Gründe,
Wo der schellende Klang weidender Rinder mich lockt;
Dort am Falle des Stroms, der zwischen Blumen herabstürzt,
Schöpf ich das Leben aus ihm, wie er sich lebend ergießt.
Immer verjüngt wie er, von der Abendsonne vergoldet,
Fließe mein Leben noch hin, unter der Büsche Gesang.

Ernst Moritz Arndt.



Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, die Verdienste der romantischen Literatur um die Hebung des Sinns für Nationalität und Vaterland anzuerkennen; wir haben aber ebenfalls angedeutet, wie die Wirkung ihrer patriotischen Poesien dadurch bedeutend geschwächt wurde, daß sie ohne Rücksicht auf die Gegenwart ihre Blicke unablässig nach der Vergangenheit richteten. Erst als das nationale Bewußtsein tiefere Wurzeln im Volke selbst schlug, und sich dasselbe während der Freiheitskriege zu einer seit Jahrhunderten nie mehr

gekannten Kraft erhob, nahm auch die vaterländische Poesie eine kräftigere Gestaltung. Denn ob sie gleich meist immer noch auf der Romantik begründet war und deren mystisch-schwärmerisches Element keineswegs überwunden wurde, es vielmehr in der unklaren Idee einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich vielfache Nahrung fand, so wurde sie durch die Anforderungen der Zeit auf einen realen Boden gedrängt, auf dem sie sich auch trotz jener Neigung zur Schwärmerei lebenskräftig entwickeln konnte. Wie nach den Freiheitskriegen eine traurige Zeit der Reaction einbrach, durch welche die Kraft des Volks vernichtet wurde, so trat auch in der Poesie eine solche ein, und das Ende des zweiten, wie der Anfang des dritten Jahrzehents gehören zu den traurigsten Zeiten der deutschen Literatur. Allein wie man das allgemeinere Erwachen des Nationalbewußtseins doch immer von jenen Freiheitskriegen zu beginnen hat, und jegliche nachfolgende Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland auf sie zurückzuführen ist, so wird die politische Poesie aus jener Zeit immerhin als der Ausgangspunkt einer in der Zukunft hoffentlich sich bildenden Nationalpoesie angesehen werden müssen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Bedeutsamkeit der Dichtung zur Zeit der Freiheitskriege können wir zur Darstellung der einzelnen hervorragenden Dichter übergehen.

Ernst Moritz Arndt, geb. am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, bezog 1787 das Gymnasium in Stralsund, das er 1789 wieder verließ; er lebte nun zwei Jahre lang bei seinen Eltern, die schon seit längerer Zeit auf dem Gute Löbnitz wohnten, worauf er von 1791 bis 1794 die Theologie und Philosophie auf den Hochschulen zu Greifswalde und Jena studirte. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er in die Heimat zurück, wo er wiederum zwei Jahre verblieb, indem er seine jüngeren Geschwister unterrichtete, auch wohl von Zeit zu Zeit predigte. Doch verlor er allmählich die Lust, sich der praktischen Theologie zu widmen, und so entschloß er sich, ehe er sich für einen andern Beruf bestimmt entscheide, die Welt zu sehen: er bereiste während anderthalb Jahren Schweden, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, die Schweiz, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr wurde er Privatdocent in Greifswalde, wo er Vorlesungen über Geschichte hielt, und erhielt 1806 die Ernennung zum außerordentlichen Professor. Sein kühner, von der feurigsten Vaterlandsliebe beseelter Geist konnte die Schmach nicht ertragen, welche damals Völker und Fürsten über sich ergehen ließen; Arndt war einer der Ersten, der Napoleon anzugreifen wagte: sein „Geist der Zeit" (dessen erster Theil 1806 erschien) brachte eine ungeheuere Wirkung hervor, erfüllte aber auch Napoleon mit dem heftigsten Zorn gegen den freimüthigen Mann, so daß er sich nach der Schlacht bei Jena flüchten mußte. Er ging nach Schweden, von wo er 1810 unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin zurückkehrte. In demselben Jahre trat er wieder in seine Stelle zu Greifswalde ein. Als Napoleon 1812 den verhängnißvollen Feldzug nach Rußland unternahm, ging Arndt nach Breslau, um sich mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau zu besprechen, welche schon damals im Stillen für die Abschüttelung des französischen Joches wirkten, und von da nach Rußland, wo er den Minister von Stein kennen lernte, den er später nach Frankreich begleitete. Als er 1813 in das Vaterland zurückkehrte, war er unabläßig bemüht, den Haß gegen den Feind und den Sinn für des Vaterlandes Größe und Unabhängigkeit zu entflammen. Seine zahlreichen Flugschriften, sowie seine kräftigen Kriegs- und Vaterlandslieder brachten die außerordentlichste Wirkung hervor. Von 1815 an hielt er sich in den Rheinlanden auf, gab von 1815—1816 in Köln die Zeitschrift „Der Wächter" heraus, und ging 1817 nach Bonn, wo er die Professur der Geschichte erhielt. Da er seine Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge in Deutschland nicht verbergen konnte, wurde er im J. 1819 wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung gezogen, in seinem Amte eingestellt und endlich, obgleich freigesprochen, unter Beibehaltung seines Gehalts abgesetzt. Erst 1840 wurde ihm seine Professur wieder übertragen, und er ward sogar im folgenden Jahre zum Rector ernannt, wie er im J. 1842 den rothen Adlerorden erhielt. Als er im J. 1848 als Mitglied des Frankfurter Parlaments wieder in das politische Leben eintrat, zeigte er sich den Verhältnissen nicht mehr gewachsen, und wenn man auch die Energie des Greises freudig anerkennen mußte, konnte man die beschränkten Ansichten, die er vertheidigte, unmöglich billigen.

Wie Arndt einer der Ersten war, welcher die Idee der Nationalunabhängigkeit und der Nationaleinheit aussprach, so ist er auch der gewaltigste Träger dieser Idee. In allen seinen Schriften, in seinen Gedichten, wie in den Prosawerken bildet das Vaterland den Grundton, denn es ist das Vaterland auch sein einziges Lebenselement. Und wie die tiefste, der edelsten Aufopferung fähige Liebe für das Vaterland jeden Schritt seines Lebens leitete, wie diese Liebe ihn mit dem kühnsten Muth erfüllte, wie sie ihn zum gewaltigen Redner bildete (denn was ist sein „Geist der Zeit" anders, als eine begeisterte Rede gegen den Feind des Vaterlands), so hat sie ihn auch zum Dichter gemacht. Wenn er auch schon früher Gedichte geschrieben hat, ehe er zum Bewußtsein seiner Lebensaufgabe gelangte, so ist die rechte Dichterweihe doch erst über ihn gekommen, als er für das Vaterland zu dichten begann, und er zuerst in seine „Lieder für Deutsche" (o. O. 1813) und dann in seine „Kriegs- und Wehrlieder" (Kf. 1815) den ganzen glühenden Haß gegen die Feinde seines Landes und die ganze glühende Liebe zu demselben niederlegte, als er darin seinen Wünschen und Hoffnungen, seinem Zorn über des Volkes stummes Dulden der Knechtschaft*), seiner Freude über dessen Erhebung, seinem kühnen Muth und seiner leidenschaftlichen Begeisterung den gewaltigsten Ausdruck lieh. Seine Kriegslieder waren der vollste Erguß seines Wesens, aber sie waren zugleich der Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung, die freilich

*) „O Teutsche, nicht mehr Teutsche!
Nicht Männer, eitel Weiber!
Was krümmt ihr tief die Leiber
Dem Schlag der Sklavenpeitsche?
Was kriecht ihr, gleich dem Hunde,
Vor Henkern und Banditen
Und lernt die Worte hüten
Des Zorns vom freyen Munde?"

zum Theil durch ihn selbst angeregt worden war; und weil er diese Stimmung in volksmäßigem, keckem Ton aussprach, weil diese Lieder zugleich von den trefflichsten Melodien begleitet waren, von denen er manche selbst erdacht hatte, brachten sie auch die großartigste Wirkung hervor. Jedes Lied, das er in jener sturmbewegten Zeit unter das Volk warf, war ein schneidendes Schwert, das dem Feinde neue unheilbare Wunden schlug; denn sie erfüllten alle Herzen mit dem Muth, der ihn selbst beseelte, und mit der vertrauensvollen Hoffnung auf Gott, von der er selbst durchdrungen war, wie denn alle diese Lieder von einem gläubigen und frommen Sinn getragen sind. Das Volk lernte überdies aus ihnen, daß es nächst Gott nur auf sich selbst zu bauen habe; denn es ist nicht zu übersehen, daß er selten oder nie der Fürsten erwähnte, oder, wo es geschieht, wie im „Lied von Schill", er mit einer gewissen Mißachtung von ihnen spricht und als ob ihre Sache von der des Vaterlands getrennt sei („Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus, Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus"). Freilich sind nicht alle Lieder von gleicher Bedeutsamkeit, namentlich haben diejenigen keinen besondern Werth, welche untergeordnete Persönlichkeiten betreffen, aber es waren selbst diese damals voller Wirkung, weil sich an diese Persönlichkeiten wenigstens vorübergehend ein höheres Interesse knüpfte. Die größere Zahl aber mit ihrer Kraft und ihrem frischen Muth, ihrem heiligen Zorn gegen das Schlechte und Gemeine werden ihre ursprüngliche Wirkung stets behalten, wenn auch die Verhältnisse, aus denen sie entsprungen sind, längst nicht mehr im frischen Bewußtsein des Volkes leben; noch sicherer ist es bei denen der Fall, welche unvergängliche Beziehungen darstellen, wie das Lied „Des Deutschen Vaterland", welches wir eben deshalb nicht mitgetheilt haben, weil wir voraussetzen dürfen, daß es allgemein bekannt ist.

Von seinen übrigen Liedern („Gedichte", Lpz. 1840) tragen viele den Stempel der überwallenden Kraft, welche seine Kriegs- und Siegsgesänge charakterisiren, obwohl auch manche voll lieblicher und zarter Gedanken sind. Mit Ausnahme einiger besonders trefflichen aber (z. B. „das Weinlied", „das Feuerlied"), die man noch häufig singen hört, können sie seinen vaterländischen Liedern in keiner Weise an die Seite gesetzt werden.

1. Vaterlandslied.
1813.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwerdt und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann!
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

2. Das Lied vom Schill.

1. Es zog aus Berlin ein tapfrer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

3. So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmen-Franzosen hinaus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose kein Kiwi mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauren und Thürme tief.

8. O weh euch Franzosen — wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

9. O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt."

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

15. Da schläft nun der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

16. Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwerdt,
So rufet er zornig: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

3. Der feste Mann.

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr trügt nimmermehr
Die bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Gluth gibt hohen Muth
Und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Dieß ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

5. Dieß ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Muth däucht Alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dieß ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg!

4. Vor der Schlacht.

1. Frischauf, ihr deutschen Schaaren!
Frischauf zum heiligen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg.

2. Mit Gott, dem Frommen, Starken,
Seid fröhlich und geschwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Eltern, Weib und Kind.

3. Frischauf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut!
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmuth,

4. Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Christus hat geschenkt.

5. Drum auf für deutsche Ehre,
Du tapfres Teutschgeschlecht!
Der beste Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht;

6. Als schönste Losung klinget
Die Freiheit in das Feld,
Wo sie die Fahne schwinget
Wird jedes Kind ein Held.

7. Drum auf, ihr deutschen Schaaren!
Frischauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg;

8. Und wenn die ganze Hölle
Sich gösse über euch,
Ihr spült sie, wie die Welle
Den Fels, zurück von euch.

5. Bundeslied.

1. Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker, deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel.

2. Wem soll der Erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

3. Wem soll der Zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

4. Das Dritte, deutscher Männer Weihe,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

5. Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

6. Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt.

Karl Theodor Körner.

Noch bedeutender als die Kriegslieder des gesinnungstüchtigen und sprachgewaltigen Arndt sind die des jungen Helden, der die Erhebung des deutschen Volks und seine Schlachten nicht bloß besang, sondern auch mitkämpfte. **Karl Theodor Körner**, geb. den 23. Sept. 1791 zu Dresden, war der Sohn des uns durch seine innige und werkthätige Freundschaft zu Schiller schon bekannten Oberappellationsraths Körner, der ihm eine verständige Erziehung gab und nicht bloß für die Entwickelung seines Geistes und Herzens, sondern auch für tüchtige Ausbildung seines Körpers sorgte. Im J. 1808 besuchte Körner die Bergakademie in Freiberg, wo er unter der Leitung des berühmten Werner rasche Fortschritte machte. Zwei Jahre darauf bezog er die Universität zu Leipzig, wo er sich vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigte; doch mußte er diese Stadt bald wieder verlassen, da er bei seinem raschen und zu jugendlichem Muthwillen, auch wohl zu jugendlichem Uebermuth geneigten Charakter mit der akademischen Behörde in Verwickelungen gerieth. Er wandte sich 1811 nach Berlin, von wo er sich nach einer langen Krankheit nach Wien begab. Dort fand er bei Wilhelm von Humboldt und Fr. Schlegel freundliche Aufnahme und zugleich Muße, sich seiner Neigung zur Poesie zu überlassen. Er dichtete und veröffentlichte eine Reihe von Dramen, welche ihm die Ernennung zum Hoftheaterdichter erwarb. So befand er sich



in unabhängiger Lage, er ward von den bedeutendsten Männern geachtet, sowie er der Liebling des Publikums wurde, und als es ihm gelang, die Liebe einer edlen Jungfrau zu erwerben, mit welcher er sich verlobte, wurde sein Glück nur durch den Schmerz über die Unterjochung und Schmach des Vaterlandes getrübt. Als daher im J. 1813 das preußische Volk sich gegen die fremden Bedränger erhob, riß er sich aus den Armen der geliebten Braut, um in die Lützow'sche Freischaar zu treten. Nach der feierlichen Einsegnung in Zobten zog er über Dresden, wo er die Seinigen zum letzten Male sah, nach Leipzig, und wurde durch die Stimmen seiner Kriegsgefährten zum Lieutenant erwählt. Bald darauf ernannte ihn der Major von Lützow zum Adjutanten, als welcher er mit einer kleinen Abtheilung Reiter unter dem Befehle Lützows einen kühnen Streifzug nach Thüringen machte. Als die Schaar sich darauf wieder nach Leipzig wandte, um sich mit dem Fußvolke zu vereinigen, gerieth sie in einen Hinterhalt; Körner wurde nebst vielen Andern schwer verwundet, er verbarg sich in einen Wald, aus welchem es ihm gelang, Leipzig zu erreichen und sich nach fünftägiger Pflege nach Karlsbad zu flüchten, wo er an Elise von der Recke eine treue mütterliche Pflegerin fand. Sobald er sich wieder kräftig fühlte, eilte er durch Schlesien über Berlin zur Freischaar zurück, welche damals oberhalb Hamburgs auf dem rechten Elbeufer stand, und seit dem 17. August beinahe täglich Gefechte zu bestehen hatte. Am frühen Morgen des 26. August dichtete Körner sein letztes Lied, das „Schwertlied"; kaum hatte er es einem Freunde vorgelesen, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Es kam in der Nähe von Gadebusch zum Gefecht: der Feind wurde in die Flucht geschlagen und verfolgt; Körner, der unter den Verfolgenden war, wurde von der Kugel eines im Gebüsch versteckten feindlichen Jägers in den Unterleib getroffen und starb am folgenden Tage, den 27. Aug. 1813. Seine Waffenbrüder begruben ihn bei dem Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust unter einer schönen Eiche, unter welcher später auch sein Vater und seine Schwester beigesetzt wurden. Die Grabstätte ist jetzt mit einer Mauer umgeben und mit einem in Eisen gegossenen Denkmale geschmückt.

Körner hatte schon früh Neigung und Anlage zur Dichtkunst gezeigt, zu deren Entwickelung das vertraute Verhältniß seines Vaters zu Schiller nicht wenig beigetragen haben mochte. Denn wenn er auch diesen großen Dichter nur als Knabe, als derselbe im J. 1801 zum Besuch nach Dresden kam, gesehen hatte, so blieb der Eindruck, den er auf ihn gemacht, schon deshalb stets frisch und belebend, weil er durch des Vaters Briefwechsel mit dem großen Dichter immer wieder an dessen Erscheinung erinnert wurde. Schiller wurde auch sein Vorbild, als er sich später selbst in dichterischen Versuchen übte; unverkennbar ist dies in seinen Dramen, aber auch seine lyrischen Gedichte zeugen von diesem Einflusse. Doch sind unter diesen nur seine vaterländischen Lieder von wirklicher Bedeutsamkeit; die übrigen würden ohne jene kaum zu erwähnen sein, wenn auch einzelne, die ernsten wie die heiteren, als gelungen zu bezeichnen sind und überhaupt dichterisches Talent nicht zu verkennen ist. Allein dieses hatte noch weder die Reife, noch die Ausbildung, welche allein Bleibendes zu schaffen vermag. Wenn sich in seinen Kriegs- und Wehrliedern, die sein Vater bald nach dem Heldentode des Sohnes unter dem bezeichnenden Titel „Leier und Schwert" (Berl. 1814) herausgab, eine weit größere Reife zeigt, als in seinen übrigen Dichtungen, so vergesse man nicht, daß das Kriegsleben mit seinen Gefahren und seinen Erfahrungen den Jüngling schnell zum Manne heranbilden mußte. Man sieht es diesen Liedern an, daß sie mitten unter den wechselvollen Erscheinungen des Kriegs entstanden sind, sie haben daher eine tiefe Wahrheit, welche bei der freilich oft schwärmerischen Begeisterung des Dichters die tiefste Wirkung auf seine Waffenbrüder, ja auf das ganze Volk machen mußten. Sie sind aus tiefem, regen Gefühl entsprungen, und sprechen dieses Gefühl leicht und frei aus: muntere Kampfeslust, Liebe zur Freiheit und zum Vaterland sind die stets wiederkehrenden Grundtöne, die sich mannigfaltig, aber immer neu und immer lebendig zum Liede gestalten. Einige derselben sind von hinreißender Kraft und von einer Vollendung in Form und Ausdruck, die ihnen auch die Bewunderung der späten Nachwelt sichert.

1. Die Eichen.

1. Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

2. Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

3. Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth;
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
Denn, verwesend, werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

4. Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut.
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

2. Letzter Trost.

Beim Zurückzug der vereinigten Heere über die Elbe.

1. Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braus't das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

2. Die Hölle braus't auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

3. Und galt es früherhin Muth und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!

4. Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

5. Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten.

6. Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn,
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

3. Lützow's wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

3. Wo die Reben dort glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

4. Was braus't dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

6. Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

4. Männer und Buben.

1. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

2. Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht:
Kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

3. Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang:
Magst du im Theater die Nase wetzen,
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

4. Wenn die Gluth des Tages versengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt:
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

5. Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Magst du zu deinen Maitressen laufen,
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann.

6. Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saus't,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraus't:
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.

Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

7\. Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!
Du verkriechst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken,
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann!

5. Trinklied vor der Schlacht.

1\. Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
Laut nach germanischer Weise.
Brüder, heran!

2\. Noch perlt der Wein;
Eh' die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen.
Brüder, schenkt ein!

3\. Gott Vater hört,
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen.
Brüder, ihr schwört!

4\. Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten
Todt oder siegend erretten. —
Handschlag und Wort!

5\. Hört ihr sie nah'n?
Liebe und Freuden und Leiden,
Tod! du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

6\. Schlacht ruft! Hinaus!
Horch, die Trompeten werben!
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

Friedrich August von Stägemann.

Neben den Sängern des Volks haben wir auch einen Dichter im Sinne der fürstlichen Gewalt zu erwähnen.

Friedrich August Stägemann, geb. den 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, kam, nachdem er seine Eltern schon früh verloren hatte, im 10. Jahre nach Berlin in das Schindler'sche Waisenhaus, besuchte dann bis 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster, worauf er in Halle die Rechte studirte. Nach Vollendung seiner Studien wurde er 1785 Auscultator in Königsberg, dann Criminalrath, Landschaftssyndicus und 1806 Geh. Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirectoriums und Hauptbancocommissarius in Berlin. Im Jahr 1809 wurde er Staatsrath; und als Hardenberg 1810 das Ministerium wieder übernommen hatte, wurde er von diesem mit den bedeutendsten Geschäften beauftragt. So begleitete er ihn 1815 nach Paris, nach London und nach Wien zum Congreß. Seine Thätigkeit wurde 1816 durch die Erhebung in den Adelstand belohnt; 1819 wurde ihm die oberste Leitung der damals gegründeten „Preußischen Staatszeitung" übertragen, doch gab er sie 1821 wieder auf. Nachdem er im J. 1835 sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert, starb er am 17. December 1840.

Wir haben angedeutet, daß Stägemanns Kriegslieder einen ganz andern Standpunkt einnehmen, als die der vorher genannten Dichter; ihn bekümmert weniger das Volk, als der Staat, und namentlich dessen oberste Spitze, der Fürst (dies erhellt selbst aus dem mitgetheilten Gedichte); es ist daher natürlich, daß sich seine Begeisterung weniger auf das gesammte Deutschland, als auf Preußen und insbesondere dessen König bezog*). Mußte dies schon den Einfluß und die Wirksamkeit seiner Dichtungen beschränken, so geschah dies noch mehr durch die Form, welche er hiebei wählte, da er sich meist antiker Versmaße bediente. Diese behandelt er allerdings mit Geschick, aber doch nicht in dem Maße, daß die Begeisterung, die ihm nicht abzusprechen ist, in lebendiger Frische durchdränge. Zudem fehlt es seinen Gesängen an Klarheit, und die Begeisterung geht oft in rhetorischer Breite unter. Dies ist namentlich der Fall in den gereimten Liedern, in welchen er Gleim zu seinem Vorbild genommen zu haben scheint, obgleich sich auch Züge eindrängen, die, dem lebendigeren Volkslied entlehnt, die Einheit der Darstellung stören. Diese Gedichte, welche er zuerst in Zeitschriften oder in kleineren Sammlungen herausgab („Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1813." Halle 1814; 2. Aufl. „Kriegsges. a. d. J. 1806—1815." Ebd. 1816; „Erinnerungen an die Preußischen Kriegsthaten 1813—1815. Ebd. 1818), sammelte er später unter dem Titel „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berl. 1828).

Außerdem dichtete Stägemann noch eine Reihe von Sonetten, in welchen er seine geliebte Gattin besang („Erinnerungen an Elisabeth." Berlin 1835); es mögen dieselben im Privatkreise ihre gute und selbst segensreiche Wirkung gehabt haben, für die Oeffentlichkeit passen sie jedoch nicht, da man ihnen nur zu deutlich ansieht, daß nicht der Dichter die Form, sondern diese ihn beherrscht, und Gedanken und Bilder von dem Reime herbeigeführt werden.

Als die Friedensunterhandlungen in Chatillon abgebrochen wurden.

Im März 1814.

1\. Jetzt, Gold von Hochheim! fülle die Becher; jetzt,
Trompeten, dreimal schallet ein schmetternd Hoch!
Wenn „Heil der Krone!" wenn „dem König
Heil!" von begeisterten Lippen ausströmt.

2\. Bisher, Genossen fröhlicher Tafel! ward
Der Wein gemißbraucht, ward der Gesang entweiht,
So lang', ein Weltmeer, das der Länder
Segnende Ströme gewaltig einschluckt,

3\. Napoleons Begierd', unersättiget,
Den dunkeln Abgrund noch mit verblutenden
Schlachtfeldern anfüllt, noch nach Königs-
Kronen die lechzenden Zungen ausstreckt.

4\. Nicht euer Arm, ihr Fürsten! erniedrigte
Des Nackens Hochmuth. Welcher des Weltgerichts
Wagschaale senkt und hebt, verlieh euch
Heiliges, strafendes Amt, und wehe,

5\. Wenn ihr es mißkennt, wer die Beresina
Mit Untergangs-Entsetzen bewaffnete,
Wer euern Feldherrn jüngst von Wachau's
Hügel erscholl wie mit Donnern Horebs.

6\. In Stücke hieb der Seher den Agag einst,
Denn Gott gebot ihm. Jegliches Pergament,
Befleckt mit Bonapartens Siegeln,
Nicht in den Tagen der Noth den Rathschlag,

7\. Der hinterlistig statt des geschuppten Stahls,
Des Friedens Sammtkleid euch um die Schultern
wirft.

*) Wie wenig er für das Volk fühlte, zeigte sich später während des polnischen Freiheitskampfes, gegen den er sich in eben so beschränkter als herzloser Weise aussprach.

In giftig Blut gewaschen, schlägt es
Gräßlich in Flammen um euern Thron auf.

8. Laßt Blüchers Schwert antworten und Gneisenau's!
Litthauens Roß zertrete mit Brandenburgs
Die Saat, die aus der Basilisken
Zähnen entsproß, ein verpestend Unkraut!

9. Stürzt um, ihr Feldherrn! jegliches Götzenbild,
Vor dem ihr Knie verworfene Zeit gebeugt,
Und auf dem gottentweihten Boden
Schüttet den Fluch, ein verödend Salz, aus:

10. Damit Erforscher ferner Begebenheit
Das todte Meer, das über Napoleons
Versunknen Freveln schwarz sich hinwälzt,
Nur in den Wundern der Fabel suchen.

11. Und nur der Metzger, wenn er den Dänenhund
Bei Namen ruft, den Schergen verewige,
Der jetzt die Geißel noch auf Hamburgs
Rücken erhebt, und die Sieger dulden's.

Friedrich Ferdinand Gottfried Max Schenk von Schenkendorf.

Haben wir in den Liedern Arndts und Körners Freiheit und Nationalunabhängigkeit, in Stägemanns Oden die Wiederherstellung der unbeschränkten Herrschergewalt als deren Grundtöne kennen lernen, so tritt uns nunmehr ein Dichter entgegen, dem bei dem Kampf vorzüglich die Wiederherstellung des Reichs in seiner frühern Herrlichkeit vorschwebte.

Friedrich Ferdinand Gottfried Max Schenk v. Schenkendorf, am 11. Dec. 1783 oder nach Andern am 11. Dec. 1784 zu Königsberg geboren, hatte wegen ungünstiger Familienverhältnisse schon früh das elterliche Haus verlassen müssen; doch hatte er bei mehreren angesehenen Familien der Provinz Preußen freundliche Theilnahme gefunden, und hatte im Umgang mit edlen Männern und Frauen Geist und Gemüth zu schöner Sittlichkeit herangebildet. Von großem Einfluß auf seine Entwickelung wurde die Bekanntschaft mit den Dichtungen der romantischen Schule, namentlich des seinem eigenen Wesen verwandten Novalis, und später der persönliche Umgang mit Jung-Stilling, durch welchen seine religiösen Anschauungen eine ganz entschieden romantisch-mystische Richtung erhielten. Nachdem er in Königsberg die Cameralwissenschaften studirt und 1805 die Landwirthschaft praktisch erlernt hatte, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein, wo er jede Gelegenheit benutzte, seinen Geist und seine Kenntnisse zu erweitern, wie er denn in den Jahren 1811 u. 12 die Vorlesungen Delbrücks über Aesthetik besuchte. Um diese Zeit lernte er die bekannte Frau v. Krüdener kennen, die auf ihn nicht geringen Einfluß übte, so wie auf seine Braut, welche sie sogar Ende 1811 mit sich nach Karlsruhe nahm. Im folgenden Jahre folgte er ihnen und vermählte sich mit der Geliebten, mit welcher er im Hause Jung-Stillings glückliche Tage zubrachte. Als sich jedoch das preußische Volk gegen Napoleons Herrschaft erhob, riß er sich aus den Armen seiner jungen Gattin und folgte dem preußischen Heere. Obgleich er wegen einer Lähmung an der Hand unfähig war, die Waffen zu tragen, nahm er doch theils im Feld, theils bei dem Generalstab an dem Feldzuge Theil. Nach dem Frieden wurde er zum Regierungsrathe in Koblenz ernannt; er starb aber in Folge eines alten Brustübels schon am 11. December 1817.

Schenkendorf war eine weiche, zur stillen Beschaulichkeit geneigte Natur; er war zudem von der mystisch-schwärmerischen Richtung der romantischen Schule ergriffen worden, welche durch den Umgang mit Jung-Stilling und der Frau v. Krüdener einen vorwiegend religiösen Charakter angenommen hatte. Doch besaß er zugleich eine nicht geringe Thatkraft und er war der Begeisterung und der Aufopferung fähig. Diese eigenthümliche Mischung tritt auch in seinen Dichtungen hervor, welche bald das Gefühl in kräftiger klarer Weise aussprechen, bald es in mystisch-schwärmerisches Hell-Dunkel verhüllen. Dieses Schweben zwischen klarer, praktischer und schwärmerisch-mystischer Auffassung trat auch darin zur Erscheinung, daß er sich zwar bewußt war, wie die Aufgabe der Zeit in der Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joche bestehe, daß er aber auch zugleich die Idee der Wiederherstellung von Kaiser und Reich damit verband, eine Idee, welche er aus den Dichtern der romantischen Schule geschöpft hatte. Ja diese bildet den eigentlichen Kern seiner vaterländischen Lieder, weshalb ihn Rückert in dem Gedichte „Die vier Namen" den „Kaiserherold" nennt. Freilich hatte er eben so wenig, als die meisten Zeitgenossen, einen klaren Begriff von dem, was und wie es geschehen solle; was ihn begeisterte, war mehr eine dunkle Sehnsucht nach der großen Vergangenheit, als ein bewußtes Streben nach einer großen Zukunft, und so stand er allerdings auf dem nämlichen Standpunkte, wie die Romantiker; allein seine Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit des Mittelalters war doch weniger beschränkt, als die der Romantiker. Wenn auch gläubig und fromm, ließ er sich doch nie verleiten, die kirchlichen Formen des Mittelalters für das Wesen der Religion zu halten; wenn auch durch seine Geburt dem Adel angehörig und demselben mit Vorliebe zugethan, ja sogar stolz auf seine „Wappenzier", verkannte er doch nie die hohe Bedeutung des Bürger- und des Bauernstandes, wie seine schönen Lieder „Die deutschen Städte" und „Der Bauernstand" in so herzlichen Tönen beurkunden. Eben so wenig als die Sehnsucht nach dem Kaiserthum war ihm die Idee der Freiheit zur Klarheit erwachsen; sein berühmtes und vielgesungenes Lied „Freiheit, die ich meine," gibt davon Zeugniß. So oft seine Gedichte diese allgemeinen Ideen behandeln, verfällt er in das nebelhaft schwärmerische Wesen der Romantiker, und solche Lieder können uns keineswegs erfreuen, wenn wir auch den Wohllaut ihrer Darstellung und eine gewisse weiche Lieblichkeit in der Haltung nicht verkennen dürfen. Wenn er aber Stoffe behandelt, die zu einer klaren Auffassung drängen, und er die Neigung zum romantischen Hell-Dunkel überwindet, gelingen ihm wahrhaft schöne Lieder, deren selbst im höchsten Schwung der Begeisterung milder, elegischer Charakter einen überaus glücklichen Eindruck macht.

Wir stehen jedoch nicht an, seinen religiösen Gedichten weitaus den Vorzug zu geben. Sie sind der reinste Erguß seiner frommen Seele und sprechen sein gläubiges Gottvertrauen mit so herzlicher Innigkeit, mit einer solchen Wärme und in einer so reinen, einfachen und doch ächt poetischen Sprache aus, daß wir sie unbedingt zu den besten der Gattung rechnen dürfen.

1. Schill. Eine Geisterstimme.

1. Klaget nicht, daß ich gefallen!
Lasset mich hinüberziehn
Zu der Väter Wolkenhallen,
Wo die ew'gen Freuden blühn.

2. Nur der Freiheit galt mein Streben,
In der Freiheit leb' ich nun;
Und vollendet ist mein Leben,
Und ich wag' es, auszuruhn.

3. Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht,
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die wälsche Lehre nicht.

4. Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut,
Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

5 Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

6. Haltet darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut.
„Für die Freiheit eine Gasse",
Dacht' ein Held in Todesmuth.

7. Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht,
Von den Thürmen hört' ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.

8. Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
Ruh' in Frieden, treuer Schill!

2. Das Lied vom Rhein.

1. Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen,
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

2. Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt;
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das hohe Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

3. Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen;
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

4. Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied!
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht.
Von Treuen los, und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! verstorbenes Geschlecht,
Und mein gebroch'nes deutsches Recht?

5. O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag,
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adlichen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwerdt.

6. Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth
Und mild als eine Maid:
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen,
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

7. Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll!
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wenn meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

8. Erfüllt ist jenes Wort!
Der König ist nun frei!
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Rhein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

9. Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein,
Die Freiheit sei der Stern;
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr·
Er fließe frei in Gottes Meer!

3. Erneuter Schwur.
1814.

1 Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu,
Daß immer noch auf Erden
Für euch ein Streiter sei.
Gefährten meiner Jugend,
Ihr Bilder beff'rer Zeit,
Die mich zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

2. Wollt nimmer von mir weichen,
Mir immer nahe sein,
Sein wie die deutschen Eichen,
Wie Mond- und Sonnenschein.
Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Reue hin.

3. Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Uebt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit.

4. Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun;
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.

4. Der Bauernstand.

1. O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen;
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

2. Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

3. Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde;

4. Hast Gotteslust und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

5. Was unsre blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Wovon im alten Testament
Die heil'gen Männer schreiben:

6. Das soll noch oft wie Morgenwind
Um meinen Busen wehen:
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen:

7. Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke.

8. Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
Zu würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit
Bescheiden in den Kräften.

9. Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauerring
Die Hälfte nicht verstehen.

10. Vom Bauernstand, von unten aus,
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben.

11. Doch Eines, lieber ältster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen;
Nie müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

12. Der scharfe Speer, das gute Schwert
Muß öfter dich begleiten,
Um fröhlich für Gesetz und Heerd
Und für das Heil zu streiten.

13. Zieh fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen,
Und wirf ein heißes, blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

14. Die Siegessaat, die Freiheitsaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du Bauer, sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen.

15. Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, von Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

16. Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von Allen!
Dein Erbtheil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

5. Sonntagsfrühe.

1. Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele, wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth.

2. Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erschallt?

3. Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brod mich theilen,
Das er seinen Jüngern brach.

4. O, dann nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr, gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt!

5. Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Gluth
Zu dem frommen Lebenswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenfluth.

6. Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken,
In dem kleinen stillen Haus.

7. Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel drüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

8 Laß die Flamme stets mir brennen,
O mein Heiland Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen,
Daß mein Herz dein Altar ist.

Friedrich Rückert.



Wenn die bisher genannten Dichter vaterländischer Gesänge, selbst diejenigen, welche die Freiheitskriege längst überlebten, ganz und ausschließlich in jener Zeit wurzeln, so haben wir jetzt einen zu betrachten, der, so groß er auch als Dichter vaterländischer Gesänge ist, durch seine späteren Erzeugnisse seinen Ruhm nicht bloß erweiterte, sondern auch auf den weiteren Gang der Poesie von bedeutsamem Einflusse wurde.

Friedrich Rückert, geb. am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und hierauf die Universität zu Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die er aber schon bald vernachlässigte, um seiner Neigung zu folgen, die ihn zum Studium der Sprachen und ihrer Literaturen drängte. Schon als Student von der glühendsten Vaterlandsliebe durchdrungen, faßte er im J. 1809 den Entschluß, in das österreichische Heer einzutreten; und er war deshalb schon nach Dresden gegangen, als er dort die Nachricht von dem Abschluß des Friedens erhielt. Er kehrte nach Jena zurück und wurde 1811 Privatdocent; doch verließ er diese Laufbahn und Jena sehr bald, er hielt sich an verschiedenen Orten auf, bis er endlich 1815 durch Vermittlung des Ministers von Wangenheim die Redaction des in Stuttgart erscheinenden „Morgenblattes“ übernahm. Als das deutsche Volk sich gegen die französische Unterdrückung erhob, wollte auch er am Kampfe Theil nehmen; doch mußte er endlich den Bitten seiner Eltern nachgeben, die bei seiner durch übermäßiges Studiren geschwächten Gesundheit mit Recht befürchteten, daß er die Anstrengungen eines Feldzugs nicht würde ertragen können. Daß er für die Befreiung seines Vaterlandes in anderer Weise und mit größerem Erfolg als mit dem Schwert kämpfte, werden wir sogleich erwähnen. Im Jahr 1817 reiste er nach

Italien und brachte den größten Theil des folgenden Jahres in Rom und Aricia zu, wo er die italienische Dichtkunst und insbesondere die Volkspoesie zum Gegenstande seiner Studien machte. Nach seiner Rückkehr wählte er Koburg zu seinem Aufenthalte, wo er sich dem Studium der arabischen und persischen Sprache mit solchem Eifer und Erfolg widmete, daß er schon im J. 1826 die ihm angebotene Professur der orientalischen Sprachen in Erlangen annehmen konnte. Im J. 1841 wurde er als Professor und mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes nach Berlin berufen, wo es ihm jedoch wenig zu behagen scheint. Auch bringt er die schöne Jahreszeit gewöhnlich in Neuseß bei Koburg zu, was er übrigens schon während seines Aufenthalts in Erlangen gethan hatte.

Rückert begann seine poetische Laufbahn mit den „Deutschen Gedichten" (Heidelb. 1814), welche er unter dem Namen Freimund Raimar herausgab. Er zeigte sich in diesen schon als ein hervorragendes Talent, und er würde schon eine bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie einnehmen, wenn er nur diese Sammlung herausgegeben hätte; er würde als der weitaus größte Dichter aus den Zeiten der Freiheitskriege genannt werden müssen. Es enthält dieselbe nämlich nebst andern Gedichten die „Geharnischten Sonette" (10), welche wir unbedenklich als eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte der deutschen Poesie bezeichnen dürfen, da sie sowohl in Bezug auf die Form, als rücksichtlich ihres Inhalts vollendete Kunstwerke sind. Obgleich jedes einzelne Sonett ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganze ist, so gewinnen sie doch wiederum in ihrer Vereinigung eine größere, bedeutsame Einheit (eine Erscheinung, die übrigens bei Rückert öfters wiederkehrt, wie wir uns im Verlaufe der Darstellung überzeugen werden); es ist jedes eine werthvolle Perle, welche durch einen unsichtbaren Faden zu einem reichen Perlenkranz verbunden werden. Die „Geharnischten Sonette", in denen der Dichter, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, „seines Volks Schande und Sieg in Glutbuchstaben niedergeschrieben hat", geben uns eine poetisch durchaus vollständige Darstellung der Freiheitskriege von dem ersten Auftauchen des Nationalbewußtseins bis zur Vertreibung der Franzosen aus dem deutschen Lande. Sie zeigen uns den Zorn der besseren Männer über die Rath- und Thatlosigkeit des Volks und seiner Führer, die der Dichter durch den schneidendsten Hohn aus ihrer feigen Gleichgültigkeit aufrüttelt (I); sie erzählen von dem Tugendbunde, den selbst vaterländische Regierungen für hochverrätherisch erklärten; sie trauern und zürnen über die Verblendung der deutschen Stämme, welche noch mit in den Reihen der Feinde kämpften (III), als schon die Preußen die Fahne der Befreiung erhoben hatten (II); sie berichten von der Hülfe, die den Deutschen aus Norden geworden (V); sie rühmen die Begeisterung der Jünglinge, welche „der Musen stille Stuben verließen", um das Schwert zu ergreifen; sie besingen den Kriegertod des Heldendichters Körner, und preisen die Aufopferung der deutschen Frauen, die all ihr Geschmeide auf den Altar des Vaterlands niederlegten; sie führen uns nach Leipzig, wo die Entscheidungsschlacht geliefert werden soll, und brechen nach derselben in begeisterten Siegsjubel aus. Aber der Dichter fühlt, daß der Sieg nur in der gänzlichen Vernichtung des Feinds bestehe; daher erinnert er die Kämpfer an jene Siegessäule, welche in Paris zur Verewigung der deutschen Schmach aufgestellt worden, sie zur Vernichtung dieses Denkmals anfeuernd (IV). Und alles dies wird in so kurzen, scharfen, bald zermalmenden, bald von der feurigsten Begeisterung durchglühten Tönen geschildert, daß die außerordentlichste Wirkung nicht ausbleiben könnte. Namentlich mußte der männliche Zorn, mit welchem er die feige Unterwerfung unter das fremde Joch geißelte, die Gemüther zur Thatkraft entzünden, sie mit Kampfesglut und Vertrauen erfüllen.

Außer den „Sonetten" enthielten die „Deutschen Gedichte" auch eine Reihe von „Spott-.und Ehrenliedern"; allein es sind dieselben, auch wenn man volle Rücksicht auf die populäre Behandlung nimmt, den Sonetten in keiner Weise gleich zu setzen; sie treffen den ächten Volkston nur in einzelnen Stellen, fallen oft in das gemein Niedrige, was auch dem Spottliede nicht erlaubt sein kann, und enthalten zudem zu viele inhaltsleere Zeilen. Zu den gelungeneren rechnen wir unbedingt das „Spottlied auf den Marschall Ney" und das „Auf die Schlacht an der Katzbach" (11), ob gleich auch diese doch eigentlich nicht recht befriedigen.

Unvergleichlich schöner sind dagegen viele von den Liedern, welche Rückert in einer zweiten Sammlung „Kranz der Zeit" (Stuttg. 1817) veröffentlichte, und es sind namentlich diejenigen herauszuheben, in welchen er seine Entrüstung über die getäuschten Hoffnungen nach der Vertreibung der Franzosen in bald mehr, bald minder entschiedener Weise ausspricht oder seine Sehnsucht nach der Einheit des Vaterlands und nach dessen Freiheit tiefgefühlte Worte gibt. Denn Rückert gehörte keineswegs zu den beschränkten Geistern, die da wähnten, es sei mit der Erkämpfung der äußern Unabhängigkeit Alles gewonnen; aber er sah auch schon bald ein, daß für das Volk Nichts zu erwarten sei, weshalb er denn auch in einem trefflichen Sonett sein Volk mit den aus der ägyptischen Knechtschaft befreiten Juden verglich, die „Nicht selbst anlangten im verheißnen Land, Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten."

Von nun an wendete sich Rückert ganz von der politischen Poesie ab, in der er so Großes geleistet hatte: aber wie und was hätte er auch in den Zwanziger Jahren singen sollen? Erst später finden wir einzelne Klänge, die von seiner fortdauernden Vaterlands- und Freiheitsliebe zeugen; doch stehen diese Gedichte so vereinzelt da, daß wir sie nicht näher zu betrachten haben.

Eine schöne Frucht seines Aufenthalts in Italien, wo er, wie wir bereits erwähnt haben, die italienische Literatur und insbesondere das Volkslied zum Gegenstande sorgfältiger Studien machte, war eine Reihe von Gedichten, die in italienischen Formen bildeten, „Sicilianen" (13), „Ritornelle" (14), „Octaven" (12), Sestinen, die er alle mit der nämlichen Meisterschaft behandelte, wie früher das Sonett. In allen diesen Gedichten besingt er die Liebe und die Natur, und entwickelt eine Gedankenfülle, die um so bewundernswürdiger ist,

als der enge Raum dieser Formen die Entfaltung eines bedeutenden Gedankens geradezu unmöglich zu machen scheint. Denn auch die „Octaven" behandelt er in der nämlichen Weise, wie die „Sicilianen" und „Ritornelle", d. h. obgleich die ganze Reihe derselben in einem lebendigen inneren Zusammenhange stehen, und sie daher auch in ihrer Vereinigung ein ganzes Gemälde bilden, so ist doch wieder jede einzelne ein für sich abgeschlossenes Ganzes, in welchem irgend ein Gedanke oder eine Anschauung zur vollsten poetischen Entfaltung gelangt. Doch auch dem Sonette wurde er nicht untreu; aber wie er es früher zur Darstellung der gewaltigsten Ideen und der glühendsten Empfindungen gebraucht und er ihm eine vor ihm ungekannte Kraft eingehaucht hatte, so benutzte er es nunmehr zur Darstellung zarter und lieblicher Gefühle, wie in der „Amaryllis" (Ff. 1825), einer Reihe von siebenzig Sonetten, in welcher er die idyllische Liebe zu einem Landmädchen besingt. Doch werden diese beinahe noch von einem andern Sonettencyklus übertroffen, der zu seinen frühesten Dichtungen gehört: es ist dies „Agnes Todtenfeier" (1812), die so schön und ideal empfunden ist, daß sie an Zartheit und Innigkeit nur den berühmten Sonetten Petrarca's nachstehen. Außer diesen dichtete er übrigens noch eine große Anzahl einzelner Sonette, die sich an Tiefe des Inhalts und Vollendung der Form an die trefflichsten Dichtungen dieser Gattung anschließen (z. B. „Der Himmel", „Die Welt", „Frühling und Dichter" u. a. m.), so daß wir Platen gern beistimmen, der in einem bekannten Sonette Rückert neben Petrarca und Camoens stellt. Aus der nämlichen Zeit stammen auch seine Versuche in der „Terzine", in welcher er einige Gedichte geschrieben hat, die, wie „Edelstein und Perle", „Die Fackelträger", in Form und Inhalt gleich trefflich sind.

Die Beschäftigung mit der orientalischen Literatur, sowie Göthe's westöstlicher Divan begeisterte ihn zu seinen „Oestlichen Rosen" (Lpz. 1822), in welchen er zuerst eine Bahn betrat, auf der er sich später so unvergänglichen Ruhm erwarb. Es athmen diese Gedichte, deren Hauptinhalt Wein und Liebe ist, ungemein viel Liebliches, und zeichnen sich durch Reichthum der Gedanken, wie durch Mannigfaltigkeit der Formen aus. Unter diesen ist hauptsächlich das Gasel zu nennen, eine poetische Form, die er mit großer Meisterschaft behandelte. Die „Oestlichen Rosen" enthalten deren zwar nur eine beschränkte Anzahl; aber später eröffnete sich ihm die poetische Bedeutsamkeit dieser eigenthümlichen Form immer mehr und er wurde ihrer eben so mächtig, als früher des Sonetts. Seine „Gaselen" (15—19), von denen übrigens viele orientalischen Dichtern nachgebildet sind, haben meist einen ruhigen, beschaulichen Charakter, und bewegen sich vorzugsweise in religiösen Anschauungen oder in Lehren höherer Sittlichkeit.

Die ganze Fülle seines poetischen Reichthums tritt jedoch am entschiedensten in seinem „Liebesfrühling" (1821) hervor, welches in beinahe dreihundert Gedichten die innigste und zarteste Liebe nach allen ihren äußern und innern Verhältnissen besingt (3—9). Auch diese bilden in ihrer Vereinigung ein Ganzes, obwohl auch jedes einzelne selbstständiges Leben hat; es enthalten diese überaus herrlichen „fünf Sträuße" die poetische Verherrlichung seiner Liebe, die in dem schon gereiften Mann die ganze Glut, aber auch die ganze Zartheit des Gefühls erweckte, wie sie nur dem Jünglingsalter eigen ist. Es wäre vergebliche Mühe, die reiche Mannigfaltigkeit des „Liebesfrühlings" darstellen zu wollen, denn es liegt Rückerts Größe eben darin, daß er den von so viel tausend Dichtern schon besungenen Gefühlen und Empfindungen neue, fruchtbare Seiten abzugewinnen weiß und die reichste Fülle von neuen Gedanken entfaltet. Es hatte sich ihm nicht nur sein eigenes Herz, es hatte sich ihm auch das Herz der Geliebten in seinen geheimsten Tiefen erschlossen, und mit ächter Schöpfungskraft erfaßte er selbst die leisesten Ahnungen, die zartesten Regungen des beseligenden Gefühles, und entfaltete sie zu poetischen Gebilden, die bald durch ihre Tiefe und Innigkeit, bald durch ihre unendliche Zartheit, dann wieder durch ihre stets wärmende, nie versengende Glut, hier durch ihre liebliche Anmuth, dort durch ihre Heiterkeit und selbst durch gemüthliche Neckerei erfreuen. Jedes einzelne Gedicht ist aus dem Leben und dem wahren Gefühl hervorgegangen, und eben deshalb sind alle, selbst die dürftigsten, wenn ich mich so ausdrücken darf, von der lebensvollsten Wahrheit.

Es liegt überhaupt Rückerts Eigenthümlichkeit darin, daß ihm sich Alles zum Gedicht gestaltet, die poetische Form ist ihm so ganz zur Natur geworden, daß er selbst das Alltägliche, Unpoetische in diese zu zwingen sucht, weshalb sich denn unter der kaum übersehbaren Masse von Gedichten, die er verfaßt (seine „Gesammelten Gedichte" füllen 6 Bände — Erlangen 1834—1838), gar manche vorfinden, welche auf den Namen poetischer Schöpfung keinen Anspruch machen können. Aber sehr oft gelingt es ihm doch, für die gewöhnlichsten Gedanken und Verhältnisse, ja selbst für grammatische und etymologische Erörterungen solchen Ausdruck und solche Form zu finden, wodurch sie beinahe zur poetischen Gestaltung gelangen.

Mag auch die Anzahl jener ungenügenden Gedichte ziemlich groß sein, so treten sie bei der Masse des Vortrefflichen doch ganz zurück, und wenn wir sie auch erwähnen mußten, um ein getreues Bild des Dichters zu geben, so dürfen wir doch kein allzugroßes Gewicht auf dieselben legen. Wir sehen zwar hieraus, daß Rückert keine so entschieden poetische, und noch weniger eine so durchgebildete künstlerische Natur ist, als Göthe, bei welchem auch das Geringfügigste poetischen und künstlerischen Werth hat; es darf uns aber das Gesammtbild des Dichters nicht herabdrücken. Wenn auch, um an den alten Spruch zu erinnern, Homer zuweilen schläft, so bleibt er doch nichts desto weniger der große Homer.

Und daß Rückert den großen Dichtern beizuzählen ist, wird nach der obigen Ausführung von Niemanden bezweifelt werden wollen; und doch haben wir seine ganze Bedeutsamkeit noch lange nicht genug hervortreten lassen. Die Sammlungen und Reihen von Gedichten, die wir bis jetzt besprochen haben, bilden nur einen Theil, und nicht einmal den größeren seiner sämmtlichen lyrischen Dichtungen; wir haben noch seine „Jugendlieder" (20—22), seine „Haus- und Jahrslieder" (24. 25) und eine große Anzahl vermischter Gedichte

nicht erwähnt, die er unter der Ueberschrift „Bausteine zu einem Pantheon" (1. 2) und „Wanderungen" in den „Gesammelten Gedichten" bekannt gemacht hat, unter welchen sich zum großen Theil Vortreffliches befindet, und die um so weniger übersehen werden dürfen, als sich aus ihnen der Reichthum seiner poetischen Gedanken erst recht sicher erkennen läßt. Denn wenn wir auch z. B. aus dem „Liebesfrühling" ersehen haben, daß er einen einzelnen Stoff in einer bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit zu entfalten vermag, so sehen wir aus den zuletzt genannten Dichtungen, daß er auch einen unerschöpflichen Reichthum an Stoffen selbst besitzt. Diese hat er zum Theil in sich selbst und in seiner Beobachtung des Lebens und der Natur gefunden, theils hat er sich dieselben aus der Fremde angeeignet. Denn da ihm „die Poesie in allen ihren Zungen nur Eine Sprache" ist, „Die Sprache, die im Paradies erklungen, Eh sie verwildert auf der wilden Flur" (1), da sich in der Poesie überall der Geist des Herrn und der Geist der Welt ausspricht, da sie sich daher nur in ihrer Gesammtanschauung richtig erkennen läßt, und „die Weltpoesie allein ihm auch die Weltversöhnung ist", so mußte es ihn drängen, die poetischen Schätze der Fremde auf deutschen Boden zu verpflanzen, und er that es nicht bloß, indem er eine Reihe von fremden, namentlich orientalischen, Dichtungen in das Deutsche übertrug, „Die Makamen des Hariri" (Stuttg. 1826), „Nal und Damajanti" (Frankf. 1828), der „Schi-King" (Altona 1833), „Amarilkais Lieder" (Stuttg. 1843), „Hamasa, die ältesten arabischen Volkslieder" (2 Thle. Stuttg. 1846), sondern auch eine große Menge von poetischen Gedanken, die er in der ausländischen Dichtkunst fand, in selbstständiger Weise auf deutschen Boden verpflanzte. Was seine Uebersetzungen betrifft, so sind diese nicht bloß meisterhaft in der Form, sie sind auch poetisch von der höchsten Bedeutung, da sie die fremden Dichtungen bei aller Freiheit der Behandlung in ihrem tiefsten und innersten Wesen erfassen. So ist die Uebersetzung der im „Schi-King" gesammelten chinesischen Volkslieder ein bewundernswürdiges Meisterwerk; denn obgleich Rückert das Chinesische nicht verstand, und er nur eine zum Theil ziemlich steife und nur äußerlich richtige Uebersetzung in lateinischer Sprache vor sich hatte, so gelang es ihm doch, die poetische Eigenthümlichkeit der schönen Dichtungen in ihrer ganzen Wahrheit hervorzuzaubern und uns eine neue, unbekannte poetische Welt mit ächter Schöpfungskraft zu eröffnen.

Die poetische Größe Rückerts ist oft verkannt worden, man hat seine tiefe Gemüthlichkeit, seine Anmuth, seinen Reichthum, die ihm eigenthümliche allegorische Belebung der Natur übersehen, man hat ihm nicht angerechnet, daß er sich von der oft gedankenleeren Ueberschwenglichkeit der neuesten Lyrik frei, von dem Grellen, Unheimlichen und der übertriebenen Farbengebung fern gehalten hat, daß er selbst in seinen tiefsten Erzeugnissen natürlich und wahr geblieben ist, weil man sich vorzugsweise an das Formelle seiner Erscheinung hielt, worin er allerdings eine hervorragende Stellung einnimmt, wie er denn in dieser Beziehung von großem Einfluß wurde. Er hat nämlich nicht nur die mannigfaltigsten Formen, die einfachsten wie die kunstvollsten, die nächstliegenden wie die fremdesten und entferntesten, mit wirklicher Meisterschaft behandelt, er hat sie auch durch seine vollendete Kunst zum Eigenthum der deutschen Poesie gemacht. Dies konnte ihm aber nur gelingen, weil er die deutsche Sprache in ihrem vollsten Umfange beherrschte und er in ihr alle Formen, Wendungen, Ausdrücke fand, durch welche er den fremdartigsten Bildungen deutsche Gestalt und deutsches Wesen einzuhauchen vermochte, und wenn ihm dies nicht gelang, so ist dies mehr dem Umstande beizumessen, daß unsere Sprache die jugendliche Bildungskraft nicht mehr besitzt, die sie noch zur Zeit der Reformation und Fischarts hatte (Vgl. II, 158), und daß er der deutschen Sprache manche ihr fremde Wortformen aufzudringen suchte, wie im „Nal und Damajanti". Meist hat er aber dies nicht gethan, sondern, wie gesagt, seinen Bedarf aus dem unerschöpflichen Quell der Muttersprache selbst geschöpft. Und eben darin ist er wahrhaft wunderbar, und setzt durch die sich nie verläugnende Herrschaft über die Sprache in fortgesetzte Bewunderung. So ist er namentlich in der Behandlung des Reims unübertrefflich und unübertroffen, nicht zwar sowohl darin, daß er, wie Göthe, den Reim in die innigste Wechselverbindung mit dem Gedanken gebracht hätte, sondern darin, daß er eines Theils die glücklichsten Reimverschlingungen eingeführt und andern Theils eine Fülle neuer Reime entdeckt und manche Reimverbindungen mit Glück und aller Ungezwungenheit gebraucht hat, welche man bis dahin für rein unmöglich hielt. Uebrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß ihn seine wunderbare Herrschaft über die Sprache und die Leichtigkeit, mit welcher er sich in den schwierigsten Formen bewegt, oft verleiten, das Unmögliche zu wagen, und die Kunst nicht selten zur Künstelei ausartet, wobei, wie es beinahe nicht anders sein kann, der Inhalt zur leersten Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Und eben so oft scheint er gar kein Gewicht auf die Schönheit der Form zu legen, und er wirft Dutzende von Gedichten hin, die man für die baarste Prosa halten könnte, wenn nicht der Reim an die poetische Form erinnerte; aber auch dieser ist dann beinahe nur äußerlich und wir möchten sagen, roh behandelt, so daß er in der That nicht dem Ohr, sondern nur dem Auge wahrnehmbar ist.

So glücklich endlich Rückert in der Behandlung der ursprünglich deutschen, dann der südlichen und morgenländischen Form ist, so wenig gelingen ihm dagegen die antiken Maße; so fehlt seinen Gedichten im elegischen Metrum die edle antike Haltung und Bewegung, und doch hat er ihm auch nicht, wie Göthe, einen mehr deutschen Charakter aufzuprägen verstanden.

1. Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa, einer Sammlung alt-arabischer Volkslieder.

1. Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

2. Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
Bei durst'gen Heerden im entbrannten Sand,

Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgraun Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben.

3. Wer aber soll die nord'sche Nacht erheitern
Mit solchem Abglanz von des Südens Glut?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Daß seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freilich geht zu scheitern,
Jemehr hereinströmt diese Geisterflut;
Doch, soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heran zu bringen?

4. Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
Den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
Das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europäische Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Stral der Sonnen.

5. Und laß dich nicht im edlen Tagwerk irren
Von Schülern, die nur meistern meisterlich,
Die in des Worts zerrütteten Geschirren
Den Geist verschütten, aber trau auf mich,
Zu sammeln rein den Hauch arab'scher Mirren,
Geweiht zu meinem Priester hab' ich dich,
Komm, mir im deutschen Pantheon zu räuchern,
Und laß die trockne Spreu den trocknen Keuchern!

2. Lüfteleben.

1. Wär' ich die Luft, um die Flügel zu schlagen,
Wolken zu jagen,
Ueber die Gipfel der Berge zu streben,
Das wär' ein Leben!

2. Tannen zu wiegen und Eichen zu schaukeln,
Weiter zu gaukeln,
Seele den flüsternden Schatten zu geben,
Das wär' ein Leben!

3. Echo, die schlummernde, neckend zu wecken,
Nymfen zu schrecken,
Ueber die schauernden Fluren zu beben,
Das wär' ein Leben!

4. Rosen mit Schmeicheln entkosen ein Lächeln,
Nelkenglut fächeln,
Duftige Lilienschleier zu heben,
Das wär' ein Leben!

5. Bräuten an ihrem Gewande zu säuseln,
Locken zu kräuseln,
Düfte von beiden als Steuer erheben,
Das wär' ein Leben!

6. Myrrhen und Weihrauch zum Opfer zu tragen,
Sel'ges Behagen,
Heiligen Flammen den Athem zu geben,
Das wär' ein Leben!

7. Schwellende Fülle zu schütteln von Zweigen,
Aehren zu neigen,
Trauben zu küssen im Schooße der Reben,
Das wär' ein Leben!

8. Morgens dem Reh' und der Blum' auf dem Rasen
Wache zu blasen,
Abends die Träume der Schöpfung zu weben,
Das wär' ein Leben!

9. Kühl bei des Mittags versengenden Gluten
Tauchen in Fluten,
Auen mit träufelnder Schwinge beschweben,
Das wär' ein Leben!

10. Rosen, aus euern verschlossenen Thüren
Düfte entführen,
Und sie in Freimunds Lieder zu weben,
Das wär' ein Leben!

3. Ich hab' in mich gesogen.

1. Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

2. Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühnde Rosenzaun.

3. Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liebesach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

4. Sie lehnt sich an, zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

5. Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

6. Und wie sie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt ein Frühlingstraum.

4. Ich sehe, wie in einem Spiegel.

1. Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

2. Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.

3. So wie durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

4. Die Welten drehn sich all' um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.

5. Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.

6. Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Lust, du gib mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe dein.

5. Wann ich dich nicht zu küssen habe.

1. Wann ich dich nicht zu küssen habe,
Dann will ich singen von dem Kuß.
O wie ich diese Liedergabe
Dann segne, die mich trösten muß.

2. Entweder küssen oder dichten,
Am schönsten beides alzugleich.
Doch muß ich schon auf eins verzichten,
So macht mich auch das andre reich.

3. Nur wann er kommt, uns zu umringen,
Der ungelegne Menschenschwarm,
Daß ich nicht küssen darf noch singen,
Dann fühl' ich mich verwirrt und arm.

6. In diesem Walde möcht' ich wohnen.

1. In diesem Walde möcht' ich wohnen,
Der freie Jäger möcht' ich sein,
Der in die dunklen Laubeskronen
Sich hat gepflanzt sein Haus hinein.

2. Der erste Stral der Sonne schauet
Durch Tannengrün in's Schlafgemach,
Wo ihm der Schlaf im Aug' zerthauet,
In Liebchens Armen wird er wach.

3. Sogleich mit seinen treuen Hunden
Zieht er hinaus durch Wald und Flur,
Und hat im Morgenthau gefunden
Des Hirsches und des Rehes Spur.

4. Der Schütze jauchzt, die Hunde bellen,
Das scharfe Rohr gibt seinen Knall,
Und Jägerruf und Waldhorngellen
Erweckt im Forst den Widerhall.

5. Doch drinnen sitzt im Morgenhäubchen
Feinsliebchen, athmet Waldesduft,
Und horcht, wie Amsel, Fink und Täubchen
Den Morgengruß in's Fenster ruft.

6. Sie hört im Forst die Zweige flistern,
Daß sie ein süßes Grausen spürt,
Und auf dem Herd die Flamme knistern,
Die sie mit duft'gem Kien geschürt.

7. Wie lange mag der Liebste säumen
Bei seiner luft'gen Jägerei?
Der stille Strom mit Silberschäumen
Fließt an des Gärtchens Zaun vorbei.

8. Sie schürzt sich auf als Fischermädchen
Und sitzt an Waldstroms grünem Rand;
Die Angel schwebt am leisen Fädchen,
Dann spielt der Fisch in ihrer Hand.

9. Und wann der Jäger kommt nach Hause
Und bringt das Wildbrät für den Tisch,
Wird erst das Mahl zum leckern Schmause,
Den Jäger überrascht der Fisch.

10. Es haben sich die müden Rüden
Im hohen Gras zur Ruh gelegt,
Weil auch den Jägersmann, den müden,
Die Laub' in kühlem Schatten hegt.

11. Er horcht, entschlummernd, auf das Gleiten
Des Stroms, der leis' hinunter zieht.
Die Liebste schmiegt sich ihm zur Seiten
Und wiegt ihn ein mit einem Lied:

12. „Ihr Hirsch' im grünen Wald, ihr Rehe,
Nun lagert euch an kühler Flut,
Und sorget nicht, daß euch geschehe
Ein Leid, denn euer Schütze ruht!

13. Du schau mir, hohe Mittagssonne,
Nicht durch die laub'ge Nacht herein;
Und was du spähst von unsrer Wonne,
Das laß der Welt verschwiegen sein!

14. Ihr Stromeswellen, die ihr rauschet
Hinaus in's Land vom grünen Wald,
Sagt's keinem, daß ihr habt belauschet
Hier unsrer Freuden Aufenthalt!"

7. Wer in der Liebsten Auge blickt.

1. Wer in der Liebsten Auge blickt,
Der hat die Welt vergessen.
Der kann nicht, wen ihr Arm umstrickt,
Was draußen liegt, ermessen.

2. Ich halt' in meinem Arm ein Glück;
Wer kann es mir entziehen?
Und nähm' es morgen Gott zurück,
War's heut mir doch geliehen.

3. Verlangen kann ein Menschenherz
Nichts Besseres auf Erden,
Als fühlen Liebeslust und Schmerz,
Und dann begraben werden.

8. Mir ist, nun ich dich habe.

1. Mir ist, nun ich dich habe,
Als müßt' ich sterben.
Was könnt' ich, das mich labe,
Noch sonst erwerben?

2. Mir ist, nun ich dich habe,
Ich sei gestorben.
Mir ist zum stillen Grabe
Dein Herz erworben.

9. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß.

1. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß;
Ich liebe dich, weil ich nichts anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelschluß;
Ich liebe dich durch einen Zauberbann.

2. Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch;
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil du bist mein Lebenshauch;
Dich lieb' ich, weil dich lieben ist mein Seyn!

10. Aus den „Geharnischten Sonetten".

I. (An den Adel.)

Ihr Ritter, die ihr haus't in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht, den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muths zerborsten?
Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Unthier nicht mit seinen Borsten?
Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler;
Er wühlt, er droht, voll Gier nach schnödem Futter,
Stürzt er den Stamm, nicht blos des Stammes Blätter.
Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter; wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

II. (Friedrichs Geist.)

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben.
Er steigt empor aus seines Grabes Maale,
Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schaale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm gieng unter in der Saale.
Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.
Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen."

III. (Die schlimmsten Feinde.)

Nicht schelt' ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sinds, geschaffen uns zum Leide;
Wenn sie uns tödten, wissen sie weswegen.
Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland, sie hebt dagegen!
Ihr Franken und ihr Bayern und ihr Schwaben!
Ihr, Fremdlingen verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtheit haben?
Eu'r Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten.

IV. (Die Siegessäule in Paris.)

Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande,
(Haßt ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?
Von jenem Obelisk, an dessen Stande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?
Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr, mit wüthendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?
Schwingt wie die alten Väter eure Keule,
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!

V. (Die nordische Hülfe.)

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf dessen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.
Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandelnd gieng an den kristallnen Wogen,
Sah's und erschrak, und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.
Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben,
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben.
Nun auf, o Freiheit, deutsche Jungfrau, schaue
Getrost du wieder, wie vordem nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

VI. (An die Franzosen.)

Du Volk des Zorns, das du hast unterm Beile
Erst lassen deinen eignen König bluten,
Dann deine Heilande, die unbeschuhten,
Ausgehen über uns wie gift'ge Pfeile.
Wir mußtens fühlen eine feine Weile,
Wie du kannst zücht'gen, und mit was für Ruthen;
Doch nimmer konnten wir uns deß vermuthen,
Daß werden sollt' uns diese Zucht zum Heile.
Verkündet hast du zwar von Anbeginne,
Daß du berufen seist uns zu beglücken,
Wir aber sah'ns nur nicht mit dumpfem Sinne.
Ja, ja, berufen warst du, zu zerdrücken
Die schlaffe Zeit, damit sie Kraft gewinne
Durch Druck, zu stehn von neuem ohne Krücken.

11. Auf die Schlacht an der Katzbach.

1. Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,

Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach! dort bei Roßbach!
Dort von eueren Rossen
Hat man euch einst geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

2. Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach! An der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen;
Kein Hieb gieng flach!

12. Aus den „Octaven".

I.

Ein Fisch, vom Angel einmal schon betrogen,
Er hütet sich am zweiten anzubeißen;
Die Taube, die dem Habicht erst entflogen,
Scheut jeden Schnabel, der sie kann zerreißen;
Ein Schäfchen, das der Hirt' dem Wolf entzogen,
Mag gern im Stall zu bleiben sich befleißen:
Ein Herz, das doch Erfahrung sollte warnen,
Läßt stets von neuem sich die Lieb' umgarnen.

II.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu zürnen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben;
Und alles das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben;
Wie sollt' ich nicht, zum Trotz den Splitterrichtern,
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

13. Aus den „Sicilianen".

I.

In Sturm und Wogen gieng ein Schiff zu Scheiter;
Und als den letzten Rest die Flut verschlang,
Ward still die See, und ward der Himmel heiter,
Und Galatea, Wogen glättend, sang:
„Die ihr noch lebt, ihr lebt! was wollt ihr weiter?
Und die im Meer ruhn ohne Lebensdrang.
Baut neu das Schiff, und nehmet zum Geleiter
Der Hoffnung Wind auf eurem neuen Gang!"

II.

Wenn Rosen pflücken geht die süße Rose,
Die meines Lebens Rosenkränze flicht,
Ruft jede Ros' am Strauche mit Gekose:
„Geh, süße Rose, mir vorüber nicht!
Warum entblättert soll ich ruhn im Mose,
Statt auszublühn vor deinem Angesicht?
Am Strauche jede Rose welkt; die Rose
Verwelkt allein nicht, die dein Finger bricht."

III.

Ich habe durch der ird'schen Dorne Land
Still in der Brust getragen meine Rose.
Drauf hab' ich, als ich Ruh im Grabe fand,
Im Herzen mitgenommen meine Rose.
Und als mich auferwecket Engelshand,
Hab' ich empor gehoben meine Rose;
Und rings der Himmel stand in Stralenbrand,
Als ich ihm trug entgegen meine Rose.

IV.

Ihr seid ganz Schnee, und ich, ich bin ganz Feuer;
Und zwei Extreme bilden Feu'r und Schnee.
Verschmölze dieser Schnee sich diesem Feuer,
Temperatur entständ' aus Feu'r und Schnee.
Doch, überlasset Ihr mich meinem Feuer,
Und bleibt beharrend Ihr bei Eurem Schnee;
So werde sterben ich vor Glut im Feuer,
Und sterben werdet Ihr vor Frost im Schnee.

14. Aus den „Ritornellen".

I.

O Herrin unbegränzter Schönheitsreiche!
Ich messe meiner Liebe Himmelstriche,
Und fürchte nicht, daß ich an Macht dir weiche.

II.

Ich bin ihr treu, die meines Lebens waltet,
Die mit dem Lächeln mir die Seele schmelzet,
Und mit dem Blicke mir den Busen spaltet.

III.

Ein Quell des Lebens fließt in deinem Auge;
Ich bitte Gott, daß er da nie versiege,
Ob ich aus ihm auch meinen Tod nur sauge.

IV.

O Schönheit aus des Himmels höchstem Kreise!
Du bist ein Vogel aus dem Paradiese;
Wie findest du auf Erden Trank und Speise?

V.

Mein Liebchen kann nicht lesen und nicht schreiben.
Weiß nicht, wie sie's mag angefangen haben,
Die Liebe so als Wissenschaft zu treiben.

VI.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus, und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.

VII.

Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.

VIII.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

IX.

O Myrtenkrone!
Dein Looß ist schön; du dienst der Lieb' im Leben
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

X.

O Lorbeerzweige!
Ihr wachst auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

15. Der Baum des Lebens.

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn;
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
Und Israel in der ägypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüthen giengen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich, jemehr ihm Stürme drohn.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

16. Rein gehalten dein Gewand.

1. Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.

2. Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand.

3. Rein von Erdentrutz das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand.

4. Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand;

5. Daß einsprechen könn' im Haus
Keiner Gast aus Himmelsland.

6. Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.

7. Sohn! die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.

8. Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand.

17. Heim.

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!
Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer, um am Stabe zu wanken heim.
Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim.
Alle Triebe, dem dunklen Schooße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.
Alle duftigen Blüthenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.
Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim.

18. Im Sonnenschein.

Noch eine Stunde laßt mich hier verweilen im Sonnenschein,
Mit Blumen Lust und Gram des Lebens theilen im Sonnenschein!
Der Frühling kam und schrieb auf Rosenblättern ein Traumgedicht
Vom Paradies, ich las die goldnen Zeilen im Sonnenschein.
Der Sommer kam, das Ird'sche zu verzehren im Himmelbrand,
Ich sah die Ros' erliegen seinen Pfeilen im Sonnenschein.
Es kam der Herbst, das Leben heimzuholen; ich sah ihn nahn,
Und mit der Ros' in seiner Hand enteilen im Sonnenschein.
Seid mir gegrüßt, ihr Bilder all des Lebens, die hier ich sah
Um mich verweilen, mir vorüber eilen im Sonnenschein.
Seid mir gegrüßt, ihr Wanderer des Lebens! die ohne mich
Und die mit mir gewandert ein'ge Meilen im Sonnenschein.
Zurück ich blick' und seh die Blumenthäler so leicht durchwallt,
Und selbst der Berg' einst schwer erstiegne Steilen im Sonnenschein.
Ich geh, die süße Müdigkeit des Lebens nun auszuruhn,
Die Lust, den Gram der Erde auszuheilen im Sonnenschein.

19. Schlußlied.

Du Duft, der meine Seele speiset, verlaß mich nicht!
Traum, der mit mir durch's Leben reiset, verlaß mich nicht!
Du Paradieses Vogel, dessen Schwing' ungesehn
Mit leisem Säuseln mich umkreiset, verlaß mich nicht!
Du Amme mir und Ammenmährchen der Kindheit einst!
Du fehlst, und ich bin noch verwaiset, verlaß mich nicht!
Du statt der Jugend mir geblieben, da sie mir floh:
Wo du mir fliehst, bin ich ergreiset, verlaß mich nicht!
O du mein Frühling! sieh wie draußen der Herbst nun braust;
Komm, daß nicht Winter mich umeiset, verlaß mich nicht!
O Hauch des Friedens! horch, wie draußen das Leben tobt;
Wer ist, der still hindurch mich weiset? Verlaß mich nicht!
O du mein Rausch! du meine Liebe! o du mein Lied!
Das hier durch mich selber preiset, verlaß mich nicht!

20. Die Allgegenwärtige.

1. Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe!
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du bist überall, überall,
Wo Windeshauch und Wogenschall,
Und wo sie nicht sind, da bist du.

2. Und wollte gehn in den grünen Wald,
Und wollte die Vögelein fragen:
Sie konnten mit Stimmen tausendfalt
Von nichts doch, als Liebe, mir sagen.
Die Nachtigall statt aller sprach,
Aber ihr Sprechen war nichts als ein Ach,
Das Ach war nichts als Liebe.

3. Drauf wollt' ich gehn an des Flusses Rand,
Und sehn die stürmende Welle;
Aber die Liebe auch dorthin sich fand,
Sie machte den Sturm so helle;
Sie rief die Blumen an's Ufer hinan,
Die schauten den Strom mit Liebe an,
Und tauchten sich unter in Liebe.

4. Dann wollt' ich mich wenden zum Himmelsblau,
Um der Liebe dort zu entfliehen;
Da fühlt' ich ihren Odem lau
Von dort entgegen mir ziehen;
Ein Liebesblick die Sonne war,
Und als sie versank, zersprühte sie gar
In tausend liebfunkelnde Sterne.

5. Da sah ich wieder zum Erdenrund,
Da sah ich die Liebe wieder;
Still auf der Erde ein Mägdlein stund,
Zog alle Himmel hernieder.
All Liebesleben im Busen ihr schlug,
Alle Liebessonnen im Auge sie trug,
Die schlugen in meines flammend.

6. Da mußt' ich das Auge schließen vor Lust,
Um nicht vor Lieb' zu erblinden;
Da staunt' ich, inwendig in meiner Brust
Nicht minder die Liebe zu finden;
Ja was ich sonst einzeln von Liebe nur sah
In Erd' und Himmel hie und da,
Sah ich hier liebend beisammen.

7. Drum möcht' ich wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe!
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe,
Da wohnend in meines Busens Haus
Ich dich mittrag' in die Welt hinaus,
Dich trag' ich zu Grab' und zu Himmel.

21. An die Sterne.

1. Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Stralen beßrer Welt
Ihr die Erdendämm'rung hellt;
Schau'n nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
In's umwölkte Herz?

2. Sterne,
In des Himmels Ferne!
Träumt sich auch in jenem Raum
Eines Lebens flücht'ger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenseits unsrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

3. Sterne,
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht schon Himmelsruh
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einst dem Müden
Auf den goldnen Au'n
Ungetrübter Frieden
In die Seele thau'n?

4. Sterne,
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geist den Fittig hebt
Und zu eurem Frieden schwebt,
Hang' an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubevoll!
O, ihr holden, schönen,
Könnt ihr täuschen wol?

22. Weltkrieg.

1. Vier Elemente liegen
Wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen
Sich wechselnd immerdar.

2. Es blitzt das rothe Feuer
Aus Wolkenwall mit Macht,
Und donnert ungeheuer,
Als wie zu rechter Schlacht.

3. Es schüttelt sich die Erde,
Die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgeberde
Gestein ans Firmament.

4. Das Meer daneben bäumet
Als ein unbändig Roß
Zum Kampfe sich, und schäumet
Auf Erd' und Himmel los.

5. Der Sturmwind schnaubt dazwischen
Mit allgemeinem Braus,
Luft, Erd' und Meer zu mischen
In eines Chaos Graus.

6. Der Mensch, das schwache Leben,
Steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben
Der rohen Kämpfer Hand.

7. Da wird's ihm wild zu Sinnen;
Am großen Weltgefecht
Auch Antheil zu gewinnen,
Erwürgt er sein Geschlecht.

8. Und bald so ungeheuer
Beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd' und Feuer
Den Vorrang lassen muß.

23. Erhebung.

1. Ich stand auf Bergen hoch
Und übersah die Erde,
Die so gedrückt vom Joch,
Geschlagen so vom Schwerde.

2. Ich sah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

3. Ich sprach: „O wär' ich doch
All dieser Noth entrücket!“
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

4. Aufschwebt' ich durch die Luft,
Und hört' und sah noch immer.
Zuletzt verschwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

5. Und als ich niedersah
Aus allerhöchster Ferne,
Da sah ich schimmern da
Den schönsten aller Sterne.

6. Was dort im hellen Licht
Ist das für eine Sfäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

7. Der Engel sprach zu mir:
„Es ist dir hier verschwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

8. Du hast die Höh' erreicht,
Wo dir erscheint das Ganze;
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

9. Die Erd', in ihrem Kern
Von Wunden so durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie sich genesen fühlet.

10. Der Ruf des Wehs verschwimmt;
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied stimmt
In ihrer Schwestern Chöre.“

24. Den Gärtnern.

1. Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

2. Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umsonst mich mühte;
Nicht was ich angebunden,
War, was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

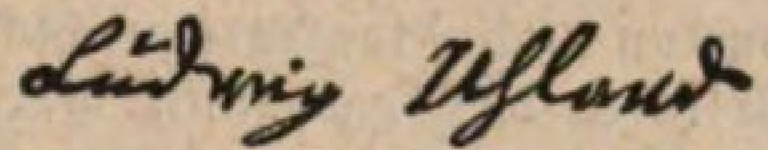
25. Herbsthauch.

1. Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
Hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbst dir noch tragen!

2. Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu kosen.
Rosen entfaltet am Morgen sein Hauch,
Abends verstreut er die Rosen.

3. Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, ist ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Johann Ludwig Uhland.



Obgleich Rückert eine weit umfangreichere Thätigkeit entwickelt hat, als sein großer Zeitgenosse, von dem wir jetzt zu berichten haben, und er diesen an ungleich größerer Mannigfaltigkeit der Formen, wie des Stoffs übertrifft, so ist Uhlands Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie doch bedeutend größer, und er ist insbesondere sichtbarer geworden, weil sich nach und nach eine große Reihe von Dichtern an ihm heranbildete, und sich eine ganze Dichterschule entwickelte, welche ihn für ihren Meister und ihr Vorbild anerkannt, ja sich vielfältig dessen poetischen Charakter angeeignet hat, während Rückerts Einfluß sich mehr auf die Gesammtheit der deutschen Poesie verbreitete und sich dieser Einfluß weniger auf Inhalt, Stoff und Anschauungsweise, als auf Sprache und Form geltend machte.

Johann Ludwig Uhland, geb. am 26. Apr. 1787 zu Tübingen, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, worauf er 1805 die dortige Universität bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach glücklich bestandener Prüfung wurde er 1808 Advocat und im Jahr 1810 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Rechte. Durch die Romantiker auf die Poesie des Mittelalters aufmerksam gemacht, reiste er bald darauf nach Paris, um die Handschriften altfranzösischer und altdeutscher Dichtungen zu studiren. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er eine Zeitlang im Justizministerium beschäftigt, worauf er als Advocat prakticirte. Wie Rückert, besang auch er die Erhebung des deutschen Volks, wenn auch weder in dem Umfange, noch mit der Kraft, als jener; dagegen nahm er an den späteren Bewegungen in seinem engern Vaterlande lebendigen Antheil; als im J. 1815 der König von Würtemberg eine neue Verfassung einzuführen suchte, durch welche die alten Freiheiten und Gerechtsame des Landes vernichtet werden sollten, erhob sich Uhland für das alte Recht; seine begeisterten Gedichte, in denen er dasselbe verfocht, wurden mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen und trugen wohl nicht wenig dazu bei, daß die neue Verfassung doch einige Rücksicht auf die Rechte und Bedürfnisse des Volkes nahm. Im J. 1819 wurde er in die Ständeversammlung und von dieser in den weiteren ständischen Ausschuß gewählt, nachdem er die Wahl in den engern abgelehnt hatte. Ohne sich besonders bemerklich zu machen, wirkte

er in dieser Stellung mit aller Liebe und Kraft zum Besten des Landes, und er erhielt auch Gelegenheit zu zeigen, daß er demselben Opfer zu bringen fähig sei. Er legte nämlich im J. 1833 die ihm im J. 1830 übertragene Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen nieder, als ihm die Regierung den Urlaub behufs des Eintritts in die Ständeversammlung versagte. Als er aber sah, daß sich unter den gegebenen Verhältnissen bei aller Thätigkeit und dem besten Willen nichts Bedeutendes und Bleibendes erreichen lasse, lehnte er im Jahr 1839 die Wiederwahl ab. Das J. 1848 rief ihn jedoch wieder ins öffentliche Leben zurück. Er wurde vom würtembergischen Ministerium als Vertrauensmann nach Frankfurt geschickt und später vom Volke in das sogenannte Parlament gewählt, in welchem er bis zum letzten Augenblicke seinem Eide und seiner Ueberzeugung treu blieb. Er folgte dem „Rumpfe" nach Stuttgart, wo er, der herrliche deutsche Dichter, von der rohen Soldateska Mißhandlungen erfahren mußte, als die letzten Reste der Nationalversammlung mit Waffengewalt auseinander gesprengt wurden. Seitdem lebt er, wie vor 1848, in stiller Zurückgezogenheit nur seinen Lieblingsstudien, namentlich der Geschichte des deutschen Volksliedes.

Während Rückerts Größe vorzüglich in seinen lyrischen Dichtungen liegt, so gründet sich Uhlands Ruhm dagegen auf seine epischen Dichtungen. Nichts desto weniger ist er aber auch im Lyrischen höchst bedeutend, und es würden ihm seine Lieder auch an sich schon bleibende Anerkennung erwerben.

Was zunächst deren Form betrifft, so hat er allerdings auch mancherlei südliche Formen, und zwar mit entschiedenem Glück behandelt, so das Sonett (16), die Glosse (17), die italienische Stanze, aber im Ganzen treten doch diese in der Masse seiner lyrischen Dichtungen zurück. Von Natur der volksmäßigen Einfachheit zugeneigt, wurde Göthe in der Behandlung der lyrischen Formen sein Muster und Vorbild; und ohne daß er je seine Selbstständigkeit aufgeopfert hätte, gelang es ihm, den Meister, wenn auch nicht zu erreichen, doch ihm sehr nahe zu kommen. Es zeigt sich daher bei Uhland weder die glänzende Pracht, noch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Formen, die wir bei Rückert bewundert haben, aber eben so wenig sinkt er jemals zu der Gleichgültigkeit herab, die bei jenem so oft verletzt.

Uhlands erstes Auftreten als Dichter fällt in die Blüthezeit der romantischen Poesie, und es konnte dieselbe daher auch nicht spurlos an ihm vorübergehen; vielmehr lehnte er sich ursprünglich an dieselbe an, wie er denn einen Theil seiner ersten Versuche in den von den Romantikern herausgegebenen oder zum Theil unter ihrem Einfluß stehenden Zeitschriften oder Almanachen bekannt machte *). Aber schon bald darauf, ja noch vor den Freiheitskriegen, entwickelte er seine eigenthümliche Auffassung des Romantischen, durch welche er demselben einen neuen lebenskräftigen Charakter aufdrückte, ja es eigentlich vernichtete, weil er eine der wesentlichsten Seiten desselben, das Versenken in das Ahnungsvolle und Mystische, nach und nach vollständig besiegte, und nur dessen wahrhaft poetischen Elemente beibehielt. Doch wurde diese Wendung in seiner poetischen Anschauung erst recht sichtbar, als die Erhebung des deutschen Volks für die Erkämpfung der Unabhängigkeit und die oben erwähnten freisinnigen Bewegungen in seinem engern Vaterlande ihn mitten in das Leben und dessen Forderungen rissen. Die wenigen Lieder, die er während der Freiheitskriege sang, unterscheiden sich schon wesentlich von denen der Romantiker; statt jener dunklen Ahnungen und mystischen Schwärmereien nach dem „Heiligen Römischen Reich" erfüllt Eines nur sein ganzes Herz: Kampf und Sieg („Vorwärts!", „Die Siegsbotschaft", „Lied eines deutschen Sängers"). Noch entschiedener wendet er sich in der nachfolgenden „ernsten Zeit" (12) der Gegenwart zu; Nichts, sagt er, „Weckt mich so zum Liederstreit, Als wenn du mit Schwert und Wage, Themis, thronst in deiner Kraft, Und die Völker rufst zur Klage, Könige zur Rechenschaft!" (13) Er erhebt seine Stimme für „das alte, gute Recht", das allein seinem schönen Vaterlande fehlt (14). Sein klarer, praktischer Sinn hält ihn von jenem systematischen Unwesen entfernt, welches das Entfernteste ins Auge faßt und das Nächste übersieht, und am Ende doch nur Liebe für seine eigenen schöngedrechselten Phrasen, für das Volk aber in der That kein Herz hat" (15).

Uhland ist unstreitig einer der größten politischen Dichter, die Deutschland aufzuweisen hat; aber auch seine übrigen lyrischen Dichtungen gehören zu den vortrefflichsten Erzeugnissen der deutschen Poesie. Seine Stoffe sind einfach und liegen nahe: er besingt vorzugsweise die Natur und der Liebe Lust und Schmerz, und seine poetische Auffassung zeugt durchgängig von selbstbewußter Klarheit. Wenn auch oft ein wehmüthiger oder ahnungsvoller Ton erklingt, der an die Romantik erinnert (1), so hat doch bei weitem die größte Zahl seiner Lieder den Charakter der lebensfrohen Heiterkeit und der Wahrheit. Er hat ein so tiefes Gefühl für die Herrlichkeit der Natur, wie nur je ein Romantiker gehabt hat; aber statt sich in ihre unergründlichen Geheimnisse zu versenken und sie zur Abstraction zu machen, läßt er sie unbefangen auf sich wirken, und weiß diese Wirkung in ihrer ganzen Unmittelbarkeit wieder darzustellen. Und eben dadurch weiß er die Natur zur sinnlichen Anschaulichkeit zu bringen, denn er malt oder schildert immer nur so viel, als gerade nöthig ist, um der Phantasie des Lesers einen Anhaltepunkt zu geben (7. 8). Auch er liebt es, die Natur zu personificiren, aber statt in das Allegorische zu verfallen, wie die Romantiker, erstehen die Naturerscheinungen durch seine Darstellung zu unmittelbarem Leben, und sie machen auf uns ungefähr die nämliche Wirkung, wie die lebensvollen Personificationen der griechischen Mythologie (10). Seine Liebeslieder sind tief gefühlt und voll Zartheit, und sie beurkunden eine wunderbare Kindlichkeit des Gemüths (4. 5), zuweilen bricht auch schalkhafter Humor durch (6), der durchaus volksthümlicher Natur ist und der sich auch in andern

*) In der „Zeitung für Einsiedler" 1808; in Fouqué's „Musen" 1812; dann im „Taschenbuch für Damen" 1809; in „Seckendorff's Musenalmanach" 1808; im „Frauentaschenbuch" 1815 u. s. w. Auch der von Kerner, Fouqué und ihm herausgegebene „Deutsche Dichterwald" (Tüb. 1813) fußt noch ganz auf der romantischen Poesie.

Liedern kund gibt (11). Die volksthümliche Ader der Uhlandischen Lyrik beurkundet sich besonders darin, daß er dem Liede eine epische oder dramatische Unterlage zu geben liebt, wodurch sie eine Objectivität erhalten, welche den Romantikern gänzlich unbekannt ist, dagegen an Göthe erinnert, wie denn manche dieser Lieder beinahe Göthe'sches Gepräge haben (18. 19).

Wir haben schon oben angedeutet, daß Uhland aus der romantischen Schule hervorgegangen ist, dem Wesen derselben aber eine neue lebenskräftige Richtung gegeben hat. Obgleich dies namentlich aus seinen epischen Dichtungen klar wird, so hat es auch auf seine Lyrik Einfluß gehabt, und wir müssen es daher schon jetzt näher begründen. Wie die Romantiker, lehnte sich nämlich Uhland auch an das Mittelalter und dessen Kunst; aber während jene die verschwundene Zeit und Poesie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wieder ins Leben zurückrufen wollten und ihre Bestrebungen als ein Rückgehen in die Vergangenheit mit völligem Aufgeben der Gegenwart erschien, hat Uhland dagegen das Mittelalter und seine Poesie dadurch wieder zu beleben gesucht, daß er es in die Gegenwart herbeizog, und es mit derselben in Uebereinstimmung brachte. Er hat es daher nicht sowohl modernisirt, als vielmehr zur höheren poetischen Erscheinung gehoben, indem er Alles hinwegnahm, was nur vorübergehend, zufällig oder in der Zeit begründet lag, dagegen alles rein Menschliche und rein Deutsche in Inhalt und Form beibehielt. So gelang es ihm, uns jene in so vielfacher Beziehung große Zeit näher zu bringen, und uns mit derselben zu versöhnen, während sie uns durch die Romantiker verhaßt oder lächerlich gemacht worden war. Eben deswegen konnte er aber auch erst dann recht in das Leben dringen, als die Romantik völlig besiegt war und man seine poetische Stellung von der der Romantiker zu scheiden vermochte. Es ist bedeutsam für die Erkenntniß des Volks und seiner Bildung, daß, während Uhlands Gedichte seit 1833 beinahe in jährlichen Ausgaben erscheinen (im J. 1834 u. 1840 sogar in zwei), zwischen der ersten (Stuttg. 1815) und zweiten (1820) fünf Jahre, zwischen dieser und der dritten (1826) sechs Jahre verflossen.

1. Der König auf dem Thurme.

1. Da liegen sie alle, die grauen Höh'n,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte weh'n
Keinen Laut der Klage mir zu.

2. Für alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreu'n.

3. O du goldne Schrift durch den Sterneraum!
Zu dir ja schau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

4. Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt,
Wann darf ich rasten einmal?

5. O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein,
Und höre volleren Klang!

2. Lied eines Armen.

1. Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes seyn.

2. In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
Ich seh' die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

5. O reicher Gott! Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

3. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

4. Entschluß.

1. Sie kommt in diese stillen Gründe,
Ich wag' es heut' mit kühnem Muth.
Was soll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

2. Es grüßen Alle sie so gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerschönsten Sterne
Erheb' ich nie mein Angesicht.

3. Die Blumen, die nach ihr sich beugen,
Die Vögel mit dem Lustgesang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum ist mir allein so bang?

4. Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe Dich!

5. Ich will mich lagern unter'm Baume,
Da wandelt täglich sie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie sie mein süßes Leben sey.

6. Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

5. Waldlied.

1. Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz ist all mein Gut,
Das sucht kein Bösewicht.

2. Was rauscht, was raschelt durch den Busch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt gesprungen, husch!
Und herzt mich fast zu Tod.

6. Jägerlied.

1. Kein' bess're Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Drossel singt und Habicht schreit,
Wo Hirsch' und Rehe springen.

2. O säß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Drossel schlagen!
O spräng es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

7. Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sey nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

8. Frühlingsruhe.

1. O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

2. In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

9. Abreise.

1. So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

2. Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

3. Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

10. Einkehr.

1. Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

11. Trinklied.

1. Was ist das für ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.
Ich bin ein Fisch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland;
O schafft mir, schafft mir Wein!

2. Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink' im allertiefsten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

3. Was herrscht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich sey verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebste seyn.

4. Und wenn es euch, wie mir, ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, schaff' uns Trost!
Gieb heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich benedei'n!

12. Ernst der Zeit.

1. Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das lose Pfänderspiel?

2. Ach! wohl! in fernen, fernen Tagen,
Die unsern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen
Und bald der inn're Zank erwacht.

13. Die neue Muse.

1. Als ich mich des Rechts beflissen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich halb nur losgerissen
Von dem lockenden Gesang:
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals, dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

2. Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit,
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft,
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft!

14. Würtemberg.

1. Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

2. Man sagt, du seyst ein Garten,
Du seyst ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

3. Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

4. Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

5. Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzureich?

6. Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

7. Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Golds?

8. Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

9. Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

10. Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

15. Gespräch.

1. „Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist!"
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

2. „Das Beſſ're, nicht das Gute nur,
Zu rühmen, sei dir Pflicht!"
Vom Guten hab' ich ſich're Spur,
Vom Beſſ'ren, leider! nicht.

3. „Wenn ich dir's aber weiſen kann,
So merk' und trau' auf mich!"
Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

4. „Iſt weiſer Rath dir kein Gewinn,
Wo zündeſt du dein Licht?"
Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht.

5. „Ich ſehe, daß du wenig weißt
Von Schwung und Schöpferkraft."
Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mäßig wirkt und ſchafft.

6. „Der ächte Geiſt ſchwingt ſich empor
Und rafft die Zeit ſich nach."
Was nicht von innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach.

7. „Du haſt das Ganze nicht erfaßt,
Der Menſchheit großen Schmerz."
Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz.

16. An die Bundſchmecker.

1816.

Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert
Viel höchſt gefährlicher, geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!
Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert.
Doch Andres weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verrathen,
Der ſich in ſtillen Nächten angeſponnen:
Es iſt der große Bund zahlloſer Sterne,
Und wie mir Späher jüngſt zu wiſſen thaten,
So ſteckt dahinter ſelbſt das Licht der Sonnen.

17. Der Recenſent.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſteh'n zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.
Tieck.

1. Schönſte, du haſt mir befohlen,
Dieſes Thema zu gloſſiren;
Doch ich ſag' es unverhohlen:
Dieſes heißt die Zeit verlieren,
Und ich ſitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, ſtolze Schönen!
Selbſt die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweiſen wagen,
Daß es Unſinn iſt, zu ſagen:
Süße Liebe denkt in Tönen.

2. Zwar verſteh' ich wohl das Schema
Dieſer abgeſchmackten Gloſſen,
Aber ſolch verzwicktes Thema,
Solche räthſelhafte Poſſen
Sind ein gordiſches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern!
Dieſe Freude gar zu gern.
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken ſteh'n zu fern.

3. Laß, mein Kind! die ſpan'ſche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälſche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib' bei deiner ſapph'ſchen Ode!
Bleib' der Aftermuſe fern
Der romantiſch ſüßen Herrn!
Duftig ſchwebeln, luftig tänzeln
Nur in Reimchen, Aſſonänzeln,
Nur in Tönen mag ſie gern.

4. Nicht in Tönen ſolcher Gloſſen
Kann die Poeſie ſich zeigen;
In antiken Verskoloſſen
Stampft ſie beſſer ihren Reigen
Mit Spondeen und Moloſſen.
Nur im Hammerſchlag und Dröhnen
Deutſchhelleniſcher Kamönen
Kann ſie ſelbſt die alten, kranken,
Allerhäßlichſten Gedanken,
Alles, was ſie will, verſchönen.

18. Das Ständchen.

1. Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſein,
In ſpäter Stunde noch?

2. „Ich höre nichts, ich ſehe nichts;
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!"

3. Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

19. Das Schifflein.

1. Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den Andern.

2. Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer widerhallet.

3. Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

4. Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

5. Die Rudrer auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

6. Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

20. Der gute Kamerad.

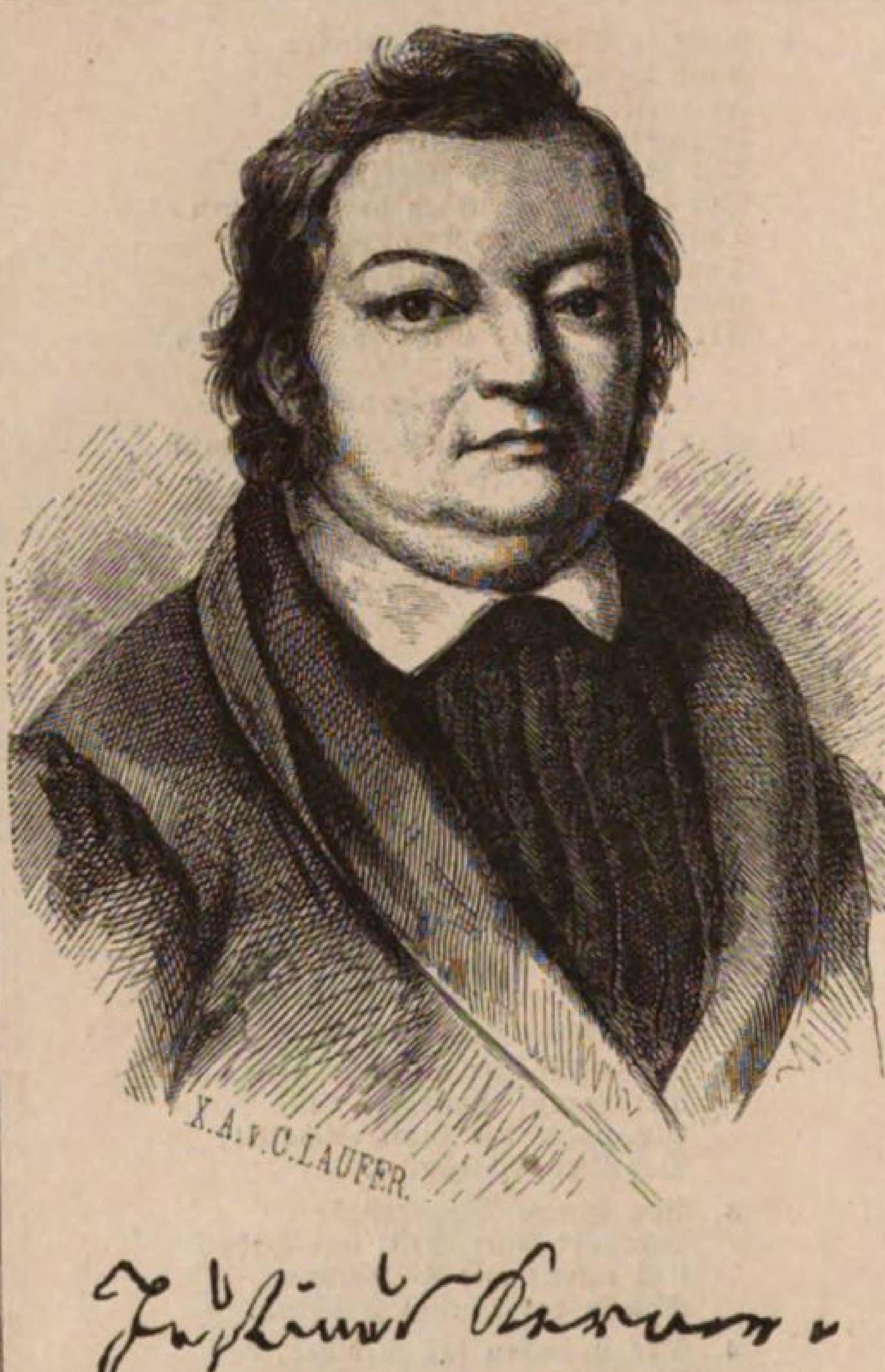
1. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad.

Juſtinus Andreas Chriſtian Kerner.

Juſtinus Andreas Chriſtian Kerner, geb. zu Ludwigsburg am 18. Sept. 1786, erhielt ſeinen erſten Unterricht in der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt, ſpäter im Kloſter Maulbronn, wohin ſein Vater ſeit 1795 verſetzt worden war. Um dieſe Zeit verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die deshalb einflußreich auf ſein ganzes Leben wurde, weil er in derſelben von einem Magnetiſeur behandelt wurde, und er von da an, wie er ſelbſt



berichtet, voraussagende Träume hatte, die sein Leben nicht wenig verbitterten. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1799 zog die Mutter mit ihren Kindern wieder nach Ludwigsburg, wo er nebst der Schule auch die Werkstätte eines Schreiners besuchte, und dessen Handwerk so weit erlernte, daß er die gewöhnlichsten Arbeiten machen konnte. Später sollte er sich ganz einem Handwerke widmen, da die Mutter nicht mehr im Stande war, ihm eine bessere Erziehung geben zu lassen. Er sollte Conditor werden; auf Zureden des Dichters Conz brachte man ihn jedoch zu einem Kaufmann in die Lehre, wo er Zeit fand, sich mit Poesie und den Naturwissenschaften zu beschäftigen. Eben dadurch aber verleidete ihm der Kaufmannsstand immer mehr, und so entschloß er sich, da auch sein väterlicher Freund Conz ihm dazu rieth, die Universität Tübingen zu beziehen, wo er von 1804 bis 1809 die Medicin studirte. Dort lernte er Ludwig Uhland und später Gustav Schwab, sowie Varnhagen von Ense kennen, an die er sich mit der ganzen Innigkeit seines Gemüths anschloß. Nach Vollendung seiner Studien ging er in die bedeutendsten Städte Deutschlands, um an den dortigen medicinischen Anstalten seine wissenschaftliche und praktische Bildung zu vollenden. Hierauf ließ er sich als praktischer Arzt im Wildbad, dann in Gailsdorf nieder; 1818 wurde er zum Oberamtsarzt in Weinsberg ernannt, wo er sich am Fuße der Burg Weibertreu anbaute, deren Ruinen er vom Schutt reinigen und mit hübschen Anlagen umgeben ließ. Sein anmuthig gelegenes Haus wurde bald in ganz Deutschland durch die seltene Gastfreundschaft des trefflichen Dichters berühmt. Seit einigen Jahren ist er fast ganz erblindet, so daß er seinen Beruf nicht mehr ausüben kann; nichts desto weniger aber ist er noch geistig rüstig und thätig, und hat noch im J. 1852 eine Sammlung von Gedichten „Der letzte Blüthenstrauß“ herausgegeben.

Wir haben uns hier nicht mit Kerners mystisch-wissenschaftlichen Studien, seinen vielfachen Erörterungen über das Dasein der Geisterwelt und ihre Beziehungen zu den Menschen zu befassen*); doch haben wir sie wenigstens andeuten müssen, weil sich in seinen Dichtungen („Gedichte“, Stuttgart 1834) auch die Neigung zum Ahnungsvollen kund gibt, aus welcher jene Studien zunächst hervorgingen, ja dieser Zug sein ganzes Wesen charakterisirt. Wehmüthige Sehnsucht und geheimnißvolle Ahnung bildet den Grundton seiner Dichtungen, wodurch er sich den Romantikern anschließt; aber diese Sehnsucht ist bei ihm nicht nach der Vergangenheit gerichtet, wie bei jenen, sondern nach der Zukunft, aber freilich nach einer Zukunft, welche hienieden nicht mehr erlebt werden kann. Es ist die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, doch auch nicht jene mystische Sehnsucht, welche sich auf Erden in das Göttliche versenken will; seine Sehnsucht ist nach dem Tod gerichtet (3. 9), weil nur in diesem der Schmerz des Lebens zu Ende geht; denn der Schmerz ist der stete Begleiter des Lebens, das Erbe und Eigenthum der Menschen, und wo man auch hinschauen mag, „nicht Ein Herz findest Du, das keine Narbe trägt.“ Und so ist es auch der Lebensschmerz, der ihm seine Lieder entlockt. Aber freilich ist das menschliche Herz auch zum Ertragen der Schmerzen geschaffen (1). Selbst der Anblick der Natur, der Frühling, wie der Herbst, erinnert ihn an den Tod (5), und so liebt er es, den Tod dem Leben entgegenzusetzen (4), ja selbst die heiterste Lust erweckt in ihm düstere Todesgedanken (9). Dies ist das Thema einer großen Anzahl von Kerners Liedern, in welchen er die nämlichen Gedanken in mannigfaltigen Variationen darstellt.

Wenn aus dem Vorhergehenden schon die große Verschiedenheit zwischen Kerner und den Romantikern erhellt, so tritt dieselbe noch in anderer Weise und ebenfalls zu seinem Vortheile hervor. Er übertrifft diese nämlich in hohem Grade auch in der künstlerischen Gestaltung; seine Lieder schweifen nicht in das Unendliche, wie die der Romantiker; sie sind meist kurz, sogar gedrängt, und drücken den Gedanken scharf, bestimmt und klar aus. Hierin erkennt man den Einfluß seines Freundes Uhland, der bei seinem eben so klaren als tiefen Blick in das Wesen der Poesie allem Ueberschwenglichen und Maßlosen in Form und Inhalt von jeher abgeneigt war; es zeigt sich aber auch der belebende Einfluß des Volksliedes, das Kerner schon auf der Universität mit Vorliebe und tiefem Verständniß studirte, und in dessen Natur er so lebendig eingedrungen war, daß mehrere seiner Gedichte das ganze Gepräge des Volksliedes tragen, so daß sogar Arnim und Brentano eines seiner Lieder für ein wirkliches Volkslied hielten und als solches in ihrer Sammlung aufnahmen (14).

*) „Geschichte zweier Somnambulen“, Karlsr. 1824; „Die Seherin von Prevorst“, 2 Bde. Stuttg. 1829; „Blätter aus Prevorst“, 5 Samml. Karlsr. 1831–1834, die er mit Eschenmayer herausgab, u. A. m.

Eine Seite, welche Kerner mit Uhland gemein hat, ist die Freude an der Natur; aber seltener als dieser überläßt er sich unbefangen dem Eindruck und dem Genuß ihrer Herrlichkeit; er liebt sie, weil er in ihr seinen Schmerz vergißt, weil er in ihrem Umgang nicht an den kalten und liebesarmen Menschen erinnert wird (13) und er sich seinen stillen Träumen hingeben kann (2); auch wird ihm die Natur selbst nach dem Tode treu bleiben, wenn ihn Alles vergessen hat (7). Wie den Romantikern, ist auch ihm die Natur lebens- und bedeutungsvoll; aber weit entfernt, ihre Bedeutung durch Abstraction erklären zu wollen, erkennt er dieselbe in ihrer äußern Erscheinung, welche ihm nicht bloß Bild und Symbol, sondern der vollste und lebendigste Ausdruck ihrer geistigen Bedeutung ist.

Einen merkwürdigen Gegensatz gegen alle diese Lieder bildet eine freilich kleine Reihe, in welchen sich die heiterste Lebenslust (10), oft ein kräftiger, überraschender Humor und wahrhaft gesunder und körniger Witz ausspricht, und sich auch keine Spur von dem Schmerze findet, der seine meisten Dichtungen durchzieht. Aber freilich besiegt er die überreizte und, wir müssen es uns eingestehen, selbst krankhafte Stimmung des Gemüthes nur selten, und es ist daher begreiflich, daß er das größere, politisch bewegte Menschenleben entweder der Beachtung gar nicht werth hält, oder es von einem durchaus beschränkten Standpunkte auffaßt, und hierin zu seinem Freunde Uhland den entschiedensten Gegensatz bildet. Zwar hat auch ihn in früheren Jahren die Bewegung in seinem Vaterlande und das Beispiel Uhlands zu zwei oder drei tief empfundenen Liedern über die politischen Zustände begeistert („Der Bürgerwall", „Vorwärts"), aber in der neuern Zeit sind ihm die Volksbestrebungen vollständig unverstanden geblieben, wie nur zu klar aus seinem „Letzten Blüthenstrauß" (Stuttg. 1852) erhellt, in welchem er den Aufschwung des J. 1848 in oft beinahe unwürdiger Weise bekämpft, und die blutigen Unterdrücker desselben preist. Es macht aber Nichts einen traurigeren Eindruck auf das Gemüth, als wenn ein trefflicher Mann die eigne Sclaverei besingt.

1. Dauer des Herzens.

1. Ein Saumthier träget still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Rast.

2. Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch so schwer,
Trägt seine Last sie leicht.

3. Doch all' die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und nicht bricht.

2. Der Einsame.

1. Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein übersel'ger Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

2. Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Auen Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In alter Wälder Nacht.

3. Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebend'ger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer,
Und leichter Vögel Flug.

4. Du ruhst im zarten Frauenarm,
Am Rosenmund voll Duft;
Einsam geh' ich, im Mantel spielt
Die kühle Abendluft.

5. Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum;
Ich schreite durch die düstre Nacht,
In mir den hellsten Traum.

3. Alte Heimat.

1. In einem dunklen Thal
Lag jüngst ich träumend nieder,
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

2. Auf morgenrother Au'
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

3. Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

4. Da irrt' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

4. Lob des Flachses.

1. Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber, Flachs, die mildste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

2. Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart geschaffnen Frauen.

3. Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
Leis' vom Westhauch angerühret
Wogt sie sanft in blauer Welle.

4. Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

5. Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar wie Mondschein anzuschauen,
Bist du theuer ihrem Herzen.

6. In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis' berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

7. Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

8. Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

9. Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

10. Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

5. Herbstgefühl.

1. Wie mit Gold die Wälder prangen,
Rosen gleich die Bäum' erblühn!
Erde will wie Himmel glühn,
Eh' sie starr liegt und vergangen.

2. Goldne Himmelsburgen tragen
Die Gebirg' in stolzer Pracht,
Drinnen wandeln, längst erwacht,
Ritter und Frau'n aus alten Tagen.

3. Der verklärten Erde Wonne
Füllt mit Licht auch meine Brust,
Und das Herz hüpft auf in Lust,
Wie ein Vöglein in der Sonne.

4. Solche Lust, Herz! währt nicht lange,
Herz! das ist nur ein Erglühn
Vor dem gänzlichen Verblühn
Unter'm Hügel kalt und bange!

6. Guter Rath.

1. Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust;

2. Blick' ihm in's Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab' Acht! du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

3. Dann drück' es fester an das Herz,
Wo's anschlägt bang und laut:
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz
Recht wie ein heilend Kraut.

4. Dann leg' es ganz in's Herz hinein,
Und schließ' das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab' Acht! — so heilest du.

7. Sängers Trost.

1. Weint auch einst kein Liebchen
Thränen auf mein Grab,
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab;

2. Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberlauf,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond darauf.

3. Denkt auf diesen Fluren
Bald kein Erdner mein,
Denkt doch mein die Aue
Und der stille Hain.

4. Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich sang, vergessen
Ihres Sängers nicht.

8. Das Lied.

1. In Gram durchschiffet leise
Der Schwan die blaue Flut,
Still eines Liedes Weise
In seinem Busen ruht.

2. Er singt's nicht in den Tagen
Des Leids, noch so beraubt;
Wenn beß're Stern' ihm tagen,
Singt er's und neigt das Haupt.

3. Der Sänger, der mit Schmerzen
Erstorben sieht sein Glück,
Dem bleibt das Lied im Herzen,
Die Thrän' im Aug' zurück.

4. Doch wird der Gram zum Sehnen,
Das süß die Brust durchglüht,
Entquell'n dem Auge Thränen,
Springt aus der Brust das Lied.

5. So ist auch mir entsprungen
Dies Lied bei mildrem Schmerz;
Doch kaum ist es verklungen,
Kehrt starrer Gram in's Herz.

6. Im Busen steigt es nieder,
Die Thräne stockt im Blick.
Ihr Freunde singet Lieder,
Mir hält's der Gram zurück.

9. Herbstjubel.

1831.

1. Ich kam in jüngster Mondennacht
In eines Kirchhofs Mauern,
Kein Schläfer unterm Hügel wacht,
Ringsum herrscht Tod und Schauern.

2. Doch plötzlich vom Gebirge schallt's
Gleichwie bacchant'scher Reigen,
An hohlen Gräbern widerhallt's
Und bricht ihr todtes Schweigen.

3. Ein lust'ger Chor von Zechern ruft
Ein Lebehoch den Schönen,
Raketen schwirren durch die Luft
Und die Gebirge dröhnen.

4. Der Hügel aber, wo ich steh',
Im Innersten erbebet
Und ein Gerippe sich zur Höh'
Aus seinen Tiefen hebet.

5. Im Mondenscheine schreitet's vor,
Schwingt halb sich auf die Mauer
Und ruft in den bacchant'schen Chor
Also hinaus, ein Schauer:

6. „Ihr dort im Fleische, störet nicht
Der Todten Ruhestätte!
Bricht neu die Blum' an's Sonnenlicht,
Schlaft ihr im gleichen Bette!"

7. Der Mond erlischt am Himmelszelt,
Hört keinen Laut mehr schallen.
Mir ist der Tod, der durch die Welt
Jetzt schreitet, beigefallen.

10. Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

5. Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das fernste Land.

11. Auf der Wanderung.

1. Morgen kommt mit lichtem Gruße
Und Natur beginnt ein Fest.
Mancher noch mit heißem Kusse
An das Herz was Liebes preßt.

2. Aber irre und verlassen
Treibt es mich durch Land und Meer;
Was ich innig möcht' umfassen,
Führt nicht Mond, nicht Sonne her.

3. In der Blume seh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallensang,
Mit den Sternen seh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

4. Doch umsonst blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts;
Ungestillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz.

12. Zuruf.

1. Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so lust'ger Schein,
Heut wandelst du im Morgenroth
Und morgen in der Schatten Pein.

2. Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Ob fällt die Frucht unreif vom Baum.

3. Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

4. Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut;
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

5. Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

6. Schlag an! schlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist;
Noch mehr thut der Hölle Glut,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.

13. Trost in der Natur.

1. Das Schicksal hat verschlagen
Mich an so manchen Ort,
Wo andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

2. Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

3. Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch gesunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

4. Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,
Die Menschen ließ ich schalten,
Gott! — die sind kalt und arm.

14. (Handwerksburschenlied.)

1. Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.

2. Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
„Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind."

3. Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.

4. Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

5. Und Morgens muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwankt' ich in freier Luft.

Adalbert von Chamisso.

Die deutsche Literatur hat manche Schriftsteller zu nennen, welche auch in fremden Sprachen Ausgezeichnetes geleistet und sich sogar eine Stelle unter den Klassikern jener Völker erworben haben, in deren Sprachen sie schrieben (S. 7), erst in der neuern Zeit finden wir auch Ausländer, die sich an unserer Literatur betheiligen; unter ihnen nimmt Chamisso unzweifelhaft den ersten Rang ein.

Adalbert oder, wie er eigentlich hieß, Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, geb. am 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, mußte schon im neunten Jahre das Vaterland verlassen, als die Revolution den französischen Adel zur Auswanderung zwang. Seine Eltern flüchteten mit den Ihrigen zuerst in die Niederlande, wendeten sich dann 1795 nach Würzburg, 1796 nach Baireuth und 1797 nach Berlin, wo Adalbert unter die Pagen der Königin aufgenommen wurde, als welcher er auch das französische Gymnasium besuchte. Im J. 1798 trat er als Fähndrich in Kriegsdienste, und wurde 1801 zum Lieutenant befördert. Zwar kehrten seine Eltern bald darauf nach Frankreich zurück, er dagegen blieb in Deutschland, und benutzte die ihm durch seine Stellung gewährte reichliche Muße zum tieferen Studium der deutschen Sprache und Literatur; ja er machte schon damals dichterische Versuche in dieser Sprache. Seine eifrigen Bestrebungen, sowie sein auch trotz der Schwierigkeiten, welche ihm die Sprache in den Weg legte, immer entschiedener hervortretendes Talent und nicht weniger sein liebenswürdiger Charakter und seine geistreiche Unterhaltung erwarben ihm die nähere Bekanntschaft mehrerer strebender und bedeutender jungen Männer, unter denen wir besonders Varnhagen von Ense und dessen Freunde nennen, mit denen er 1804 einen Musenalmanach herausgab. Der Umgang mit diesen wissenschaftlich gebildeten Männern ließ ihn die Mangelhaftigkeit seiner bisherigen Bildung erkennen, und er bemühte sich nun auf das Eifrigste, diese nur zu fühlbaren Lücken auszufüllen. So lernte er Griechisch und später Lateinisch. Im J. 1805 ging er mit seinem Regimente in das Hannöversche, und 1806 nach Hameln. Nach Uebergabe dieser Festung reiste er Ende des Jahres nach Frankreich, kehrte jedoch, da er sich vereinsamt fühlte (seine Eltern waren schon früher gestorben), nach Berlin zurück, wo er bis 1810 verblieb. Er erhielt nämlich damals einen Ruf als Professor an das Lyceum in Napoleonville; allein als er hinkam, war keine Stelle erledigt. Er blieb den Winter dort, und reiste im folgenden Frühling mit Frau von Staël nach Coppet, von wo er im Jahre 1812 nach Berlin zurückkehrte, und sich von nun an mit rüstigem Eifer den Naturwissenschaften widmete. Die Zeit der Freiheitskriege war für ihn traurig, da er weder gegen sein Geburtsland, noch gegen seine zweite Heimat kämpfen wollte; er zog sich auf das Gut eines Freundes zurück, und schrieb damals seinen berühmten Schlemihl, um sich zu zerstreuen, wie er sich überhaupt vor dem Kummer und dem Elend des Lebens gern zur Dichtkunst flüchtete (3). Im Jahr 1815 begleitete er als Naturforscher den russischen Capitain von Krusenstern auf seiner großen Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt. Als er im J. 1818 nach Berlin zurückgekehrt war, fand er endlich die lang ersehnte Ruhe; er wurde zum Custos des botanischen Gartens ernannt. Seit 1831 immer mehr und mehr kränkelnd, wurde sein Brustleiden im J. 1838 so bedenklich, daß er seine Stelle niederlegen mußte; aber schon wenige Wochen nachher erlag er nach vielen Leiden; er starb am 21. Aug. 1838.

Wir haben gesehen, daß Chamisso schon früh in deutscher Sprache zu dichten anfing; doch hat er aus der frühern Zeit nur Weniges in seine ge-

sammelten „Werke" (6 Bde. Lpz. 1836—1839) aufgenommen, und auch dieses Wenige, obgleich immerhin schätzbar als Zeugniß seines aufkeimenden Talents und seines erfolgreichen Ringens mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprache, ist nur von untergeordnetem Werth. Sein großes Talent entfaltete sich überhaupt in seinem ganzen Umfang und in seiner ganzen Tiefe erst, als er sich ganz an die deutsche Nationalität angeschlossen hatte. Es war dies aber während der Zeit, da Deutschland und Frankreich sich befehdeten und haßten, nicht möglich, weil der volle Anschluß an jenes zugleich eine Feindschaftserklärung gegen dieses hätte sein müssen. Es war daher jene Zeit, in der der feindliche Gegensatz zwischen den beiden Ländern sich immer entschiedener zum bitteren Hasse steigerte, für ihn höchst traurig; Perthes zeichnet in einem Briefe an Fouqué den damaligen Zustand des Dichters sehr treffend. „Ein wunderbarer und wunderlicher Mann!" schreibt er. „Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich und sehr verstandvoll gefunden. Aber höchst unglücklich ist der Mann: er hat **kein** Vaterland! seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an, und er kann **davon** sich nicht trennen, und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort wachsen." Erst als die Kriege geendet und der gegenseitige Haß verraucht war, konnte sich Chamisso mit voller Hingebung an die deutsche Nationalität anschließen; aber es trug auch seine große Reise um die Welt wesentlich dazu bei; denn da er eine so lange Zeit von allen Verhältnissen gelöst gewesen war, konnte er nach seiner Rückkehr leicht gleichsam ein neues Leben beginnen. Diese Reise war überhaupt für ihn höchst wohlthätig, und insbesondere war sie von wesentlichem Einfluß auf seine dichterische Anschauungsweise, auf seine Welt- und Menschenkenntniß. Seine ersten dichterischen Versuche waren ganz im Geist der romantischen Schule; seine späteren Dichtungen lassen dagegen die frühere Richtung kaum mehr vermuthen, eine Richtung, die ihm übrigens nicht natürlich war, vielmehr seinem klaren Sinn widerstreben mußte. Später wurden Uhland und Béranger seine Vorbilder, und man könnte seine Dichtungen, besonders seine lyrischen, beinahe als eine eigenthümliche Mischung des Charakters jener zwei Dichter bezeichnen, wenn nicht seine große und unverkennbare Selbstständigkeit einer solchen Bezeichnung widerstrebte. Seine Eigenthümlichkeit besteht aber darin, daß er sich die deutsche Gefühls- und Anschauungsweise im vollsten Maße aneignete, ohne daß das ursprünglich in ihm liegende französische Element ganz verwischt wurde. Aber es ist merkwürdig, daß die äußern Züge des französischen Nationalcharakters, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Feinheit und Eleganz, die Leichtigkeit der äußern Erscheinung, der geistreiche Witz, bei ihm gar nicht oder nur unmerklich und selten hervortreten, während die innern Eigenthümlichkeiten desselben, die Klarheit des Gedankens und die Liebe zur Freiheit und Gleichheit den Grundzug seines Wesens bilden.

Chamisso, dessen schaffendes Talent namentlich in seinen epischen Dichtungen unverkennbar hervortritt, gehört zu den besseren Lyrikern der neuern Zeit; Tiefe und Zartheit der Empfindung, edle Gesinnung und gesunde Lebensansicht, sowie eine meist einfache, aber immer schöne Form verleihen seinen Liedern einen stets frischen Reiz. Zudem ist er auch als Lyriker durchaus objectiv, und er liebt es daher, eine Reihe von Liedern an einander zu knüpfen, welche in ihrer Vereinigung ein reiches episches oder, wenn man lieber will, dramatisches Gemälde geben, indem er die bedeutsamsten Situationen desselben in lyrischen Monologen darstellt. Solcher Art sind „Die Blinde", „Der Klapperstorch", vor Allem das herrliche Lied „Frauen-Liebe und Leben" (1), in der er uns die Geschichte des weiblichen Lebens von dem ersten Erwachen der jungfräulichen Liebe bis zur Liebe der Großmutter in meisterhaften Zügen zur Anschauung bringt: es ist eine treffliche Ausführung des Satzes, daß das Leben des Weibes eine ununterbrochene Liebe voll Hingebung und Aufopferung ist. Nicht weniger trefflich sind die „Lebens-Lieder und Bilder", die in wohlgelungenen Gemälden zuerst den Knaben und das Mädchen vorführen, welche sich dann allmählich zum Jüngling und zur Jungfrau entfalten. Es ist diese schöne Jugendzeit in mehreren Bildern wunderbar schön dargestellt; wir sehen, wie sich der Jüngling und die Jungfrau zuerst selbst genügen, wie dieser nach äußerer Thätigkeit strebt, diese sich in ihr Inneres zurückzieht, bis endlich das Bewußtsein in ihnen erwacht, daß ihr Lebenszweck nur durch ihre innige Vereinigung erreicht werden kann. Der Brautstand, die Ehe, das Familienleben, das Elternglück bilden den Gegenstand der folgenden Gemälde; das Ganze schließt mit der Klage des treuen Weibes um den geliebten Gatten, der zur Vertheidigung des Landes in die Schlacht gezogen war und in derselben den Heldentod gefunden hatte.

Auch in kleineren Gemälden ist er glücklich, und in diesen namentlich zeigt sich der Einfluß des großen französischen Dichters Béranger, in dessen Geist er diese schönen Dichtungen geschaffen, und dem er auch die schöne, höchst wirkungsreiche Form glücklich abgelauscht hat (2).

Obgleich Chamisso durch die französische Revolution viel zu leiden gehabt und er namentlich die glänzende Stellung verloren hatte, die ihm durch seine Geburt bestimmt zu sein schien, so hatte er doch deren Grundsätze vollständig in sich aufgenommen und ihre glücklichen Folgen auf die Entwickelung der Menschheit dankbar anerkannt. Es ist wirklich rührend, wie er dies in dem schönen Gedichte „Das Schloß Boncourt" (3) ausspricht: obwohl von wehmüthiger Empfindung erfüllt, segnet er den Landmann, welcher nunmehr den Boden pflügt, auf dem einst das Schloß seiner Väter stand, denn er ist ja der Verkündiger des neuen Lebens, das aus den Ruinen der Vergangenheit entstand. Es ist begreiflich, daß der Dichter die Julirevolution, überhaupt jeden Aufschwung der Freiheit mit Begeisterung begrüßte, und es ist nicht zu verkennen, daß seine Dichterkraft mit jener großen Begebenheit einen neuen, lebenskräftigen Schwung nahm, wie denn die meisten und schönsten seiner Gedichte aus den Jahren stammen, welche der Julirevolution unmittelbar vorangingen, oder ihr nachfolgten. Viele seiner besten Lieder besingen die Freiheit in ernsten oder heiteren Tönen, manche andere sind gegen deren Feinde und Verfolger gerichtet, und es kann das Bestre-

den der politischen und religiösen Finsterlinge nicht besser, als durch die inhaltsreiche Zeile „Lichter aus und Feuer an!" (5) charakterisirt werden, welche mit einem kräftigen Zuge die Geschichte des Obscurantismus bezeichnet, unter welcher Gestalt diese auch erscheinen mag.

Wie in allen seinen Gedichten sich eine große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache beurkundet, so zeigt sich sein tiefes Erfassen derselben namentlich in seinen Nachbildungen aus fremden Sprachen (dem Französischen, Litthauischen, Neugriechischen, Dänischen), besonders in der mit Franz Gaudy unternommenen „freien Bearbeitung einer Liederauswahl von Béranger" (Lpz. 1838). Auch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er fremde Formen, namentlich die Terzine, mit Glück behandelte, und selbst eine „Malaiische Form" in gelungener Behandlung nachbildete (6).

1. Frauen-Liebe und Leben.

1. Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein,
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

2. Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her;
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

2. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

3. Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schütt'le mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o theurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

4. Frisch gesungen!

1. Hab' oft im Kreise der Lieben
In duft'gem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

2. Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

3. Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

4. Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

5. Nachtwächterlied.

Éteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

1. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

2. Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute;
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

3. Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!

4. Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus, und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

5. Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren,
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

6. Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

6. Genug gewandert.

1. Es schwingt in der Sonne sich auf
Ein Bienchen in guldiger Pracht. —
Bin müde vom irren Lauf,
Erstarrt von der Kälte der Nacht.

2. Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Reih'n —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.

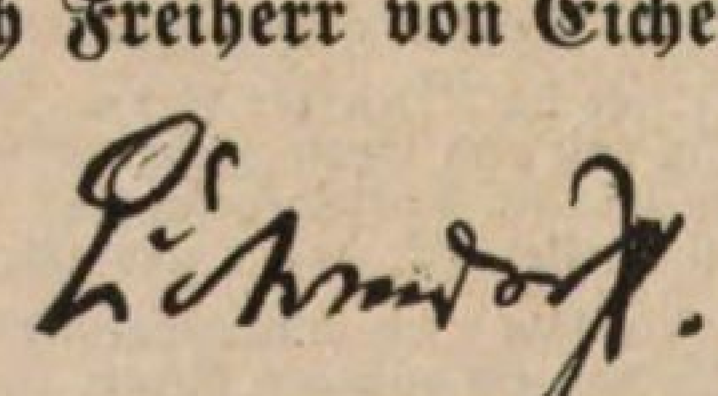
3. In würziger Blumen Reih'n
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

4. Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr! —
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schaar?

5. Die Sonne der Sterne, fürwahr,
Die Rose, entfaltete sich, —
Aus der rosigen Mädchen Schaar
Umfängt die lieblichste mich.

6. Die Rose entfaltete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr geseh'n. —
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder um's Wandern geschehn.

Joseph Freiherr von Eichendorff.



Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. am 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, erhielt seinen ersten Unterricht von Hauslehrern, worauf er das katholische Gymnasium in Breslau besuchte, und nach vollendeter Vorbildung von 1805 bis 1808 die Rechtswissenschaft in Halle und später in Heidelberg studirte, wo er mit Arnim, Brentano und Görres in nahe Verbindung trat. Nachdem er das nördliche und südliche Deutschland bereist, Paris besucht und sich mehrere Jahre in Wien aufgehalten hatte, kehrte er bei Ausbruch des Kriegs 1813 in die Heimat zurück, trat als freiwilliger Jäger in das preußische Heer und machte die Feldzüge von 1813—1815 als Officier mit. Er blieb bis Anfangs 1816 in Paris, worauf er als Referendarius bei der Regierung in Breslau angestellt, im Jahr 1821 zum Regierungsrath in Danzig und 1824 zum Regierungs- und Oberpräsidialrath in Königsberg befördert wurde. Im J. 1841 wurde er als Geh. Regierungsrath bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten nach Berlin berufen, verließ aber 1840 den öffentlichen Dienst, und lebt seitdem in seinem Geburtsorte Lubowitz.

Eichendorff, der Anfangs seine Dichtungen unter dem Namen Florenz veröffentlichte, ist nicht nur der letzte Dichter aus der romantischen Schule, er ist auch der einzige, der das romantische Element bis in die neueste Zeit hereingetragen und sich trotz der Mißachtung, in welche die romantische Poesie gefallen war, fortwährende Anerkennung erworben hat. Es ist diese auffallende Erscheinung aber nicht bloß seinem großen Talente, sondern auch und ganz vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich, so wenig er es selbst anerkennen will, theils an Göthe, theils aber an Uhland herangebildet und durch sie zu einer Einheit gelangt ist, die wir eben vornämlich an den Romantikern vermissen. Er hat die Zerfahrenheit besiegt, die bei jenen so widrigen Eindruck macht, und wenn er auch ganz auf dem nämlichen Boden steht wie sie, die nämlichen Anschauungen hat, die nämlichen Stoffe behandelt, wenn auch ihn die Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach dem Unerforschlichen erfüllt, wenn er auch in die Geheimnisse der Natur sich zu versenken sucht, wie seine Vorbilder, so gewinnt dagegen bei ihm Alles einen festen, abgeschlossenen Ausdruck, der seinen Empfindungen oft die Kraft und das Leben der objectiven Anschauung gewährt. Dazu kommt endlich noch, daß er als Katholik geboren in seiner religiösen Anschauung schon aus- und durchgebildet fand, was die ersten Romantiker erst suchten oder ahnten, und daher der Widerspruch zwischen dem früheren und dem späteren Leben, der bei jenen doch immer durchbricht, unmöglich war. So ist Eichendorff in sich abgeschlossen und abgerundet, und macht eben deshalb, wie jede ganze Erscheinung, eine erfreuliche Wirkung, und es wird diese keineswegs dadurch gestört, daß der Kreis seiner poetischen Anschauungen eng und beschränkt ist; vielmehr wird sie dadurch nur desto mehr erhöht, weil er sich in dieser Beschränktheit beinahe zur Vollendung erhoben hat.

Wie die übrigen Romantiker, steht auch er im vollsten Gegensatz zum Leben, und er baut sich aus den Erinnerungen der Vergangenheit eine eigene Welt, die er mit allem Zauber der Phantasie ausstattet. Es zeigt sich aber Göthe's und Uhlands Einfluß eben darin, daß er sich nicht in allgemeine poetische Abstractionen verliert, sondern sich aus der Vergangenheit wirkliche Gestalten hervorholt und diese mit seinen Empfindungen, seiner Sehnsucht und seiner Poesie beseelt. Daß er aber zu seinen Personen vorzugsweise wandernde Musikanten, Zigeuner, Landsknechte, herumstreifende Studenten, Matrosen, Jäger und dergleichen mehr wählte, beweist, daß auch das Volkslied und die Volksbücher seine poetische Entwickelung bestimmten, und in der That tragen seine Lieder die bestimmtesten Spuren von der Einwirkung des Volksliedes, dessen Ton er hie und da so überraschend gut traf, daß einzelne Gedichte wirklich in den Mund des Volkes übergingen.

Wir haben schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Romantiker mit Vorliebe Reise- und Wanderlieder dichten, denn in dem Zug nach der

Ferne liegt ja eigentlich das Charakteristische des Romantischen; daß Eichendorff eine große Zahl solcher Lieder gedichtet hat, liegt aber nicht bloß in dem Wesen seiner Poesie überhaupt, sondern auch darin, daß er, wie gesagt, seine Gefühle als die Empfindungen wandernder Burschen aller Art darstellt. Obgleich in diesen Liedern nicht selten der Ton der Wehmuth und der unbefriedigten Sehnsucht durchbricht (1), so weiß der Dichter doch den Charakter seiner Personen mit großer Wahrheit zu erfassen, und die frische Lebenslust, den kecken Wandermuth mit glücklichen Farben darzustellen (3).

Eine zweite Reihe von Liedern führt den Titel „Sängerleben"; denn Eichendorff liebte es, wie die Romantiker überhaupt, die Poesie, den Dichter und selbst die poetische Stimmung zum Gegenstande seiner Gedichte zu machen. In diesen Liedern, die in der That auf Reflexion beruhen, indem sich der Dichter sich selbst entgegenstellt, und in die Geheimnisse seines eigenen Wesens einzudringen sucht, findet sich freilich viel Ueberschwängliches und Mystisches, aber wir begegnen auch manchen Liedern, die sich über das rein Subjective erheben; und wenn wir auch mit seinen Klagen über den Verfall des Glaubens und aller poetischen Herrlichkeit nicht übereinstimmen können, so stimmen wir ihm dagegen aus vollem Herzen bei, wenn er das Wesen des Dichters im Gegensatz zur ungenügenden Wirklichkeit darstellt (4). In den „Zeitgedichten", welche meistentheils vor und nach den Befreiungskriegen entstanden sind, spricht sich die edelste Begeisterung für Freiheit und Vaterland aus. Von besonderer Frische und Schönheit sind die Lieder, welche unter dem Titel „Frühling und Liebe" den vierten Abschnitt der Gedichte bilden. Seine Begeisterung für die Natur ist wahr und ächt, und wenn er auch von mystischen Ahnungen nicht ganz frei ist, so ist der Eindruck, den der Frühling mit allen seinen Erscheinungen auf ihn macht, doch zu kräftig, und er für die Herrlichkeiten der Natur zu empfänglich, als daß diese Ahnung und Sehnsucht krankhaft werden könnte. In den Liebesliedern herrscht die wahrste Empfindung und doch auch der bunteste Wechsel der Stimmung; zwar ist Wehmuth der Grundton dieser Lieder (5); aber wir begegnen auch manchem Gedicht, das bei aller Tiefe des Gefühls von glücklich heiterer Stimmung (6) oder vom liebenswürdigsten Humor zeugt. Der Abschnitt „Todtenopfer" ist vorzüglich durch die schöne Reihe von Liedern „Auf den Tod meines Kindes" bekannt geworden, die voll Tiefe und von ächter Frömmigkeit durchdrungen sind (7), und so sind auch seine „Geistlichen Gedichte" von tief religiösem Sinn eingegeben; es spricht sich in ihnen die lebendigste Glaubensfülle und wahrhaft kindliche Ergebung in den Willen Gottes aus (8). Eichendorff's Gedichte erschienen zuerst in Berlin 1837 und bilden den ersten Theil seiner „Werke" (4 Bde. Berl. 1843).

1. Abschied.

1. O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

2. Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

3. Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

4. Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf bunt bewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

2. Der wandernde Musikant.

1. Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!

2. Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit!

3. Die Lerch', als Morgenbote,
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom!
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

3. Wandernder Dichter.

1. Ich weiß nicht, was ich sagen will!
Kaum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubilirt durch's Blau vorauf.

2. Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwelen und Perl'n im Haar,
Die schlanken Pappeln, Busch' und Saat
Verneigen sich im größten Staat.

3. Als Bot voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel theilt,
Die Au' verstohlen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

4. Ja, komm' ich müd' in's Nachtquartier,
Die Nachtigall noch vor der Thür
Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen bald
Illuminiren rings den Wald.

5. Umsonst! das ist nun einmal so,
Kein Dichter reis't incognito,
Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König ist in seinem Reich.

4. An die Dichter.

1. Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

2. Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört ist alte Herrlichkeit.
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

3. O Einfalt, gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

4. Wo find'st du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Thun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

5. Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenroth, den frischen Wind?

6. Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie steh'st so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

7. Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn Alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

8. Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

9. Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die Keiner kennt.

10. Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Noth auf Gott vertraun;
Daß Aller Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge schaun.

11. Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er in's Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

12. Vor Eitelkeit soll er vor Allen
Streng hüten sein unschuld'ges Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

13. O, laßt unedle Mühe fahren!
O klingelt, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

14. Den lieben Gott, laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

15. Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — Die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich All' aus Herzensgrund.

5. Der letzte Gruß.

1. Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder,
Wie sonst, zum Fenster heraus.

2. Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär' wieder erst Krieg!

3. Am Wege da spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!" —

4. Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.

5. Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

6. Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr!

6. Die Nachtigallen.

1. Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

2. Und die Wolken, sie reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald über's Gras.

3. Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

4. Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Gesicht.

5. Und daß sie Niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumte sie von mir.

7. Auf meines Kindes Tod.

1. Freuden wollt' ich dir bereiten,
Zwischen Kämpfen Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

2. Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste, dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

3. Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

4. Und so fröhlich glänzt der Morgen,
's war als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

8. Morgengebet.

1. O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durch's stille Feld.

2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

4. Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Karl Bernhard Garve.

Karl Bernhard Garve, geb. am 24. Jan. 1764 zu Jeinsen bei Hannover, erhielt seine Bildung in den Anstalten der evangelischen Brüdergemeinde, zuerst im Pädagogium zu Nisky, dann im Seminar zu Barby. Nach vollendeten Studien wurde er an den nämlichen Anstalten als Lehrer angestellt, 1784 am Pädagogium zu Nisky und 1789 am Seminar, das um diese Zeit eben dahin verlegt wurde. Im J. 1797 erhielt er das Predigtamt bei der Brüdergemeine in Amsterdam, 1801 das in Ebersdorf und 1809 das in Norden, von wo er 1810 nach Berlin berufen wurde. Im Jahr 1816 wurde er nach Neusalz an der Oder versetzt,

wo er 20 Jahre lang lebte und wirkte. Seine angegriffene Gesundheit zwang ihn 1836, sein Amt niederzulegen; er ging nach Herrnhut, wo er am 21. Juni 1841 starb.

Daß die Herrnhuter das geistliche Lied während des vorliegenden Zeitraums am häufigsten bearbeitet haben, sowie daß Garve einer ihrer trefflichsten Dichter ist, haben wir schon in den einleitenden Bemerkungen (S. 44) erwähnt; wir fügen hinzu, daß er überhaupt den vorzüglichsten Dichtern des geistlichen Liedes beizuzählen ist, wie denn auch die neuen Gesangbücher manches Lied von ihm aufgenommen haben. Es war aber dieses nur deshalb möglich, weil er die eigenthümliche Anschauungs- und Redeweise der Herrnhuter weit weniger schroff hervortreten läßt, als andre Dichter der Brüdergemeine, und es ihm mehr darum zu thun ist, die allgemeine christliche Empfindung auszudrücken, als die besondere Gestaltung derselben, wie sie sich bei den Herrnhutern ausgebildet hat. Ohne die Kindlichkeit der Anschauung und des Ausdrucks zu verlieren, welche den Grundcharakter der herrnhutischen Liederdichtung bildet, vermeidet er das Spielende und selbst Kindische, sowie die geschmacklose Bilderfülle der meisten übrigen Dichter seiner Religionsgenossen; vielmehr sind seine Lieder von dem edelsten Ernst und einer schönen Mäßigung durchdrungen, welche der Tiefe und Innigkeit der Empfindung in keiner Weise zum Schaden gereicht, da diese vielmehr gerade hiedurch unmittelbarer und kräftiger zur Erscheinung gelangt. Ein wesentlicher Vorzug seiner Lieder besteht ferner darin, daß er nach der möglichsten Vollendung in der Form, namentlich im Versbau, gestrebt und dem Wohlklang besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, wie wir ihm denn auch ein eben so reiches als scharfsinniges Werk über den „deutschen Versbau" (Berlin 1827) verdanken. Garve war übrigens nicht bloß ein fruchtbarer Liederdichter (die beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen „Christliche Gesänge" (Görlitz 1825) und „Brüdergesänge" (Gnadau 1827) enthalten beinahe 400 Lieder, die weitaus zum größten Theil von ihm selbst gedichtet sind), er hat sich auch in andern Gebieten versucht, und die „Oden des Q. Horatius Flaccus" (Berl. 1831) mit nicht geringem Glücke in das Deutsche übersetzt.

1. Friede im Herrn.

1. O sel'ges Loos hienieden,
Wenn still in Gottes Frieden
Die Seel' im Herrn beruht!
Dem Glaubenskampf zum Lohne
Blüht diese Siegerkrone,
Und kränzt den festen Jüngermut.

2. Da sterben Sorg' und Schmerzen.
Es fühlt an Gottes Herzen
Das Herz sein reines Glück.
Ihm ist das ew'ge Leben
In diesem Bund gegeben:
Und Himmel liegt vor seinem Blick.

3. Zur Lust wird's allen Kräften,
Mit Eifer in Geschäften
Sich Gottes Ruhm zu weihn;
Und dennoch unverrücklich
Und ohne Störung glücklich
Im Umgang mit dem Herrn zu sein.

4. Was sonst die Seelen naget,
Mit Furcht und Lockung plaget,
Wirft Christi Freund dahin.
Was sein Gepräge führet,
Den Stand des Jüngers zieret,
Das reizt den freien Jüngersinn.

5. Es wirkt der lautre Wille
Und brennt in heitrer Stille,
Die keine Weltlust regt.
Dem Herrn in allen Dingen
Sein Opfer darzubringen,
Der Trieb ist's, der im Herzen schlägt.

6. O werd' es ganz das meine,
Dies auserkorne, reine,
Dies edle Friedensloos!
Weg Welt und ihre Fülle!
Mein Thun sei Gottes Wille,
Mein Ruheplatz sein Vaterschoos!

2. Die christliche Gemeine.

1. Weit durch die Lande
Und durch die Inseln weit,
Ja bis zum Strande
Des Mittags ausgestreut,
Singt unser Bund in vielen Zungen
Psalmen dem Meister und Huldigungen.

2. Weit ausgebreitet
Ist unser Streiterfeld;
Und mit uns streitet
Der starke Gottesheld,
Der, siegreich bis ins Land der Todten,
Löf't mit dem Schwerte der Hölle Knoten.

3. Ein Herr und Meister
Ist unser Haupt und Hort.
Er prüft die Geister
Und braucht sie da und dort.
Doch Alle, fest auf ihn verbunden,
Stehen vor ihm in geweihten Stunden.

4. Er Herr, wir Brüder!
So ruft der ganze Bund.
Er Haupt, wir Glieder!
So tönt durch's Erdenrund
Des freien Bundes Volksgemeine.
Eine nur ist es und ewig Seine.

5. Schnell einverstanden
Sind, die sich nimmer sahn.
Mit Geistesbanden
Schließt Herz an Herz sich an:
Weil Brüderseelen, Brüderaugen
Zeichen der Seele zu lesen taugen.

6. Wo wir auch wohnen,
Verknüpft uns seine Hand.
Durch alle Zonen
Reicht unser Bruderband.
In ihm und seines Geistes Frieden
Bleiben Entfernte noch ungeschieden.

7. Grüß' euch, ihr Lieben,
Dort über Land und See!
Theil nehmt ihr drüben
An unserm Wohl und Weh!
O dankt dem Herrn! in seinen Händen
Ruhn wir getrost an den Erdenenden.

8. Zieht ihr in Frieden,
Die ihr zu scheiden scheint;
In Norden, Süden,
Fühlt euch mit uns vereint!
Mit Blicken und mit Herzensflammen
Treffen wir immer in Ihm zusammen.

Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz.

Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz, geb. am 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannesberg in Oesterreichisch-Schlesien, besuchte die Schulen zu Breslau, und sollte sich dem geistlichen Stande widmen, trat aber schon im Jahr 1806 in das österreichische Heer, nahm an den Schlachten bei Regensburg, Agram und Wagram Theil, sowie an dem Treffen bei Hausen (1809), in welchem er sich so auszeichnete, daß er zum Oberlieutenant ernannt wurde, nachdem er erst zwei Monate früher Unterlieutenant geworden war. Im J. 1810 erhielt er den Titel eines k. k. Kammerherrn; 1811 verheirathete er sich, verließ den Kriegsdienst und lebte bis zum Tode seiner Gat-



tin (1836) theils in Wien, theils auf einem Gute in Ungarn. Um den Schmerz über den Verlust, der ihn betroffen, zu besiegen, trat er wieder in Staatsdienste und wurde bei der Staatskanzlei bethätigt. Seit der Märzrevolution lebt er zurückgezogen auf einem Gute in Steyermark.

Zedlitz, dessen letzte Gedichte aus der neuesten Zeit stammen, begann seine poetische Laufbahn schon im J. 1816; auch hat er ziemlich alle Wendungen und besondern Gestaltungen durchgemacht, welche die Poesie von der Zeit seines ersten Auftretens bis jetzt erfahren hat. Wie er seine dichterische Bildung aus den Romantikern geschöpft hatte, so waren seine ersten Erzeugnisse auch im Sinne und Geiste derselben gehalten, aber auch seine späteren Dichtungen tragen mehr oder weniger Spuren dieser Richtung. Diese zeigte sich noch in ihrem vollen Einfluß, als er sich später der Schicksalstragödie zuwandte und hierauf Dramen in Calderonscher Manier schrieb. Eben so sind seine „Todtenkränze" im Geiste der romantischen Schule gedichtet; aber später tritt der Einfluß Uhlands und selbst Heine's unverkennbar hervor.

Unter allen seinen lyrischen Dichtungen nehmen die „Todtenkränze" (Wien 1828) unbestreitbar den ersten Rang ein; denn wenn auch seine „Gedichte" (Stuttg. 1832) manche schöne Gabe enthalten und die Lieder insbesondere oft gute Gedanken in schöner Form enthalten, eines derselben sogar („Die nächtliche Heerschau") durch den glücklich gewählten Stoff, wie durch die gelungene Ausführung sich eines großen Beifalls und einer seltenen Verbreitung zu erfreuen gehabt hat, so nehmen sie im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stellung ein, und es besteht ihr größter Werth meist nur in der glatten und wohllautenden Form. Dagegen haben die „Todtenkränze" eine tiefer eingreifende Bedeutung, und wenn auch an ihnen die Form (sie sind in Canzonen gedichtet) als gelungen bezeichnet werden muß, so ist dies doch keineswegs die hervorragende Seite der Dichtung. Wir finden diese vielmehr in dem glücklichen Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, und in der schönen, ächt poetischen Entwickelung desselben. Als der Dichter, dies ist in Kurzem der Gedankengang des trefflichen Gedichts, in seinen Betrachtungen über das menschliche Leben zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Begeisterung „der Born ist, aus dem alles Leben quillet", daß ohne sie „die Welt im Gemeinen zerfallen wäre", erscheint ihm der Geist des Grabes und führt ihn an die Gräber „der Thoren, die einst, wie er, Lichtgedanken träumten," um ihn zu überzeugen, daß er sich vom Scheine täuschen lasse. An den Gräbern Wallensteins und Napoleons, an denen Petrarca's und der von diesem gefeierten Laura, in der Gruft, wo Romeo und Julia vereinigt liegen, bei den Gräbern Tasso's und Byrons muß er bekennen, daß weder der Kriegsruhm und die Macht, noch die Liebe oder die Kunst der Menschen wahrhaft beglücken. Aber an den Gräbern derer, die für das Wohl der Menschheit wirkten, kämpften und litten, an den Gräbern Cannings, Josephs II. findet er Beruhigung, das Andenken an Shakspeare und Göthe erfüllt ihn mit der trostvollen Ueberzeugung, daß das wahre Glück in der begeisterten Hingebung für das Wohl der Menschheit liege, und daß dieser eine schöne Zukunft bevorstehe.

Die Anlage des Gedichts ist, wie wir aus dem kurzen Ueberblick seines Inhalts haben ersehen können, zwar höchst einfach, aber von großer Wirksamkeit, weil das Ganze höchst überschaulich ist, das Einzelne ungesucht und doch glücklich motivirt sich an einander reiht und der Dichter die vortrefflichste Gelegenheit erhält, sein großes Talent in Schilderung der mannigfaltigsten Gegenden und Darstellung von großen Charakteren in reicher Abwechselung zu entfalten. Ob er den mächtigen Kriegshelden mit seiner schrankenlosen Ehrsucht, die treue Liebe, den in seinem eigenen Feuer sich verzehrenden Dichter, oder den Menschenfreund im Cabinette des Staatsmanns oder auf dem Kaiserthrone vor uns erscheinen läßt, immer tritt das individuelle Charakterbild lebendig hervor, ohne daß der Dichter die Schranken des lyrischen Gedichts überschritten hätte. Und darin liegt eben die Bedeutsamkeit des Dichters, daß er die epischen, ja selbst dramatischen Elemente seines Stoffs in die Form und die Anschauungsweise der Lyrik zu bannen versteht. Er hat sich ferner nicht nur durch die glückliche Wahl der Charaktere als ächten Dichter bewiesen, da er in denselben die höchsten, sowie die nach Innen und Außen bedeutsamsten Leidenschaften des menschlichen Herzens hat hervortreten lassen, sondern auch darin, daß er nicht mehr und nicht weniger Charaktere dargestellt hat; bei einer geringeren Anzahl hätte der Zweck des Gedichts nicht erreicht werden können; bei einer größeren wäre die Einheit des Ganzen verloren gegangen. Man muß aber die weise

Mäßigung des Dichters um so mehr anerkennen, als seine Kunst in der poetischen Charakterzeichnung ihn leicht verleiten hätte können, hier ins Uebermaß zu verfallen.

Aus den „Todtenkränzen".

(Strophe 77—89.)

„Willst Du ein and'res Dichterbild betrachten,
Komm' über's Meer, das Englands Strand bespühlet,
Und jene weißen Klippen, die es schirmen,
Erzürnt, in ew'ger Brandung, rings umwühlet. —
Sieh grau Gewölk' die Landschaft dort umnachten,
Dort, wo die Burg mit ihren alten Thürmen
Die Felsenbrust den Stürmen
Preis gibt, und kühn empor die Riesenglieder
Zum finstern, sternenlosen Himmel strecket! —
Horch, wie es saust! Die Krähen flieh'n erschrecket!—
Die Wetterfahne rasselt hin und wieder
Im Zug der Winde, die der grauen Eichen
Verworr'ne Wipfel schauerlich durchstreichen!" —

„Tritt ein! — Leer sind die unbewohnten Hallen
Und einsam die Gemächer! Tiefes Schweigen
Herrscht in dem öden Hause, ernst und strenge!
Kein Diener will sich zum Empfange zeigen,
Und nur die eignen Tritte hört man schallen,
Lang tönend durch die hochgewölbten Gänge!" —
Warum, Strahl der Gesänge,
Bist du entfloh'n aus diesen würd'gen Mauern?
Du Mund des Lieds, warum bist du verschlossen?
Gewalt'ger Quell, wo bist du hin geflossen? —
Euch, Genien des Orts, frag' ich mit Trauern:
Wo ist die hohe Seele, die hier hauste,
Die auf Orkanen fuhr, in Wettern brauste?

Ja, ein Gewalt'ger war sonst hier zu schauen! —
Sein Athem war nicht Weh'n der Sommerlüfte,
Die fächelnd aus den Lindenwipfeln dringen,
Vom Blütenhauch gewürzt anmuth'ger Düfte!
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen,
Wenn es daher gefegt, auf mächt'gen Schwingen,
Die raschen Stürme bringen,
Und schwere Wolken, schauernd, sich entladen
Vom Hagel, den ihr dunkler Schooß getragen! —
Der Erndte Segen seh'n wir rings zerschlagen,
Und Regenströme die Gefilde baden;
Nur wo der Schleier des Gewölks zerrissen,
Lacht blauer Himmel aus den Finsternissen!

So wie die grausen Lieder der Dämonen
Zum Wahnsinn treiben, durch die wilden Klänge,
So fühlen wir das tiefste Mark erbeben,
Vernimmt das Ohr die furchtbaren Gesänge;
Und wie in den verdünnten Regionen
Des höchsten Luftraums denen, die d'rin schweben,
Oft Athem stockt und Leben,
Und Blut entquillet den gepreßten Lungen:
So strebt die Seele, angstvoll zu entrinnen
Dem Zauberliede, mit betäubten Sinnen;
Bis daß der Magus, der den Kreis geschlungen,
Wenn's ihm genehm ist, Eure Angst zu enden,
Hohnlachend hebt den Stab, den Bann zu wenden! —

Wohl löst der Schmerz sich in gerechte Klagen,
Wenn uns're Seele weilt vor solchem Bilde!
Nicht ein sangreicher Schwan, der über Auen
Hinschwebt, und grüne lachende Gefilde,
Seh'n wir durch heit're Lüfte dich getragen;
Gleich dem einsamen Aar bist du zu schauen
In öder Wüste Grauen,
Der sich vom Fels, auf dem er horstet, schwinget,
Und hoch und höher steigt, bis unser'n Blicken
Die weit gedehnten Flügel ihn entrücken,
Hin, wo das Auge, das ihm folgt, nicht dringet!
Doch nicht die Sonne strebt er zu erreichen,
Er späht mit scharfem Blick umher — nach Leichen.

Unglückliches Gemüth, deß' trüber Spiegel
So graß entstellt die Bilder wiederstrahlet,
Die Leben und Natur, mit holden Zeichen,
In hellen Farben lieblich hat gemalet! —
Wohl auf der Stirne glänzt das Meistersiegel,
Dem Macht gegeben in den Geisterreichen;
Doch freut es dich, im bleichen,
Unsichern Schein die Seele zu beirren! —
Nicht mehr dich selbst vermag ich zu erkennen!
Prometheus Bild scheint vor dem Blick zu brennen,
Doch seltsam wechselnd, seh ich's sich verwirren!
Bist du Prometheus, der die Wunden fühlet,
Bist du der Geier, der sein Herz durchwühlet? —

Aus Newstead Abbey war er ausgezogen,
Aus seiner Ahnen altem, stillem Hause,
Wo theure Pfänder ihm zurückgeblieben,
Der Möve gleich, die unstät im Gebrause
Des Sturms den Schaum abstreifet von den Wogen!
Wie Ahasverus ward er fortgetrieben
Vom Dache seiner Lieben!
Wie diesem, war ihm nicht vergönnt zu rasten! —
Vergebens irrt er durch die weite Erde,
Das Glück im Kampf zu suchen und Gefährde;
Der dunkle Bann bleibt auf der Seele lasten,
Mag dicht am Abgrund er den Fels erklimmen,
Die kalte Fluth des Hellesponts durchschwimmen!

Und bald am goldbespülten Tajostrande,
Bald an der felsumragten Uferspitze,
Wo das Atlantenmeer, als Länderscheide,
Europa trennend von der Mauren Sitze,
Dem Mittelmeer sich eint mit schmalem Bande;
Wo dann, vermischt, hinrauschen stolz, voll Freude,
Die Nachbarfluthen beide;
Bald auf den Pyrenä'n, den sonnenhellen,
Zu deren Höhen aus dem Baskenthale
Der Felsensteg, der unwegsame, schmale,
Hinauf sich schlingt, dort, wo die jungen Wellen
Ausströmet der Adour — sieht man ihn ziehen,
Und vor sich selbst, so scheint's, voll Unruh' fliehen! —

Bald mit den Todten, die im Kugelregen
Auf jenem blutgetränkten Feld in Flandern,
Für gold'ne Meinung, und für Ehr' und Treue
Verhaucht die Seelen, sehen wir ihn wandern! —
Ein Wehn der Geister säuselt mir entgegen!
O theure Erde, Platz der Todesweihe.
Mit frommer, heil'ger Scheue
Tritt dich der Fuß! Dich, mit dem edlen Staube
Gemischt, von jenen tausend, tausend Herzen,
Die hier verblutet in dem Brand der Schmerzen,
Dem Schmerz der Schlachten, dem Geschoß zum Raube!
Von Gluten würdiger Begeist'rung trunken,
Sind sie im freud'gen Glauben hingesunken! —

Bald auf der Gletscher Scheitel steht er sinnend,
Wo Wasserfälle tobend niedersausen,
Zum Abgrund, den der Blick nur kann erreichen,
Indeß das Ohr kaum mehr das ferne Brausen
Des Stroms vernimmt, dem engen Thal entrinnend! —
So sehn von Land zu Land wir ihn entweichen,
Bis wo das bleiche Zeichen
Des Halbmonds schimmert von den Minaretten,
Jetzt in des Bosphorus treulose Wellen
Stürzt er, durchschwimmt den Paß der Dardanellen
Zu Asiens Küste — sucht die alten Stätten
Verschwund'ner Größ' — und sieht aus edlen Trümmern
Athen, Akrokorinth, Mycenä schimmern.

Bis er erreicht die Burg, die wallumthürmte,
Fern an der Schwelle vom Helenenlande,
Aus jenes Inselmeers Lagunen steigend.
Ach! wüster Schutt, zerstört von Mord und Brande,
Ist nun die hohe, hundert Mal bestürmte,
Ihr edles Haupt gesenkt zur Erde neigend! —
Es schweben, ernst und schweigend,
Im düstern Nachtgrau'n bleiche Geisterschaaren
Gefallner Helden, Kummer in den Mienen,
Um die geweihten, heiligen Ruinen,
Den ew'gen Lorber in den blut'gen Haaren! —
Hier fand sein Ziel des edlen Sängers Leben;
Kein würd'ger Grab konnt' ihm das Schicksal geben! —

Und überall, im gleichen wüsten Tone,
Ergießt die finst're Brust sich wohl in Lieder;
Der Zauberstab haucht Leben in Gestalten,
Doch nur Dämonen steigen furchtbar nieder
In trotz'ger Wildheit, die mit kaltem Hohne
Ruhlos die Herzen quälen und zerspalten.
Die seligen Gewalten,
Die durch die Schmerzen reinen und belohnen,
Sind fremd dem Manne, dessen Zauberworte
Den Vorhang heben von dem grausen Orte,
Wo die Verdammniß und das Laster wohnen!
Und nirgends blinkt ein Strahl vom Friedenslichte,
Und Höll' ist nur, kein Himmel im Gedichte! —

„Und jenen Wiederschein von Qual und Gluten,
Hat ihn die Brust des Glücklichen geboren?
War's ein beseligt Herz, in dessen Grunde
So lebentödtende Gebilde gohren?
Wann gab, getränkt von milder Sehnsucht Fluten,

Es je von Lieb' und Vaterfreuden Kunde,
Von segenvollem Bunde
Beglückter Häuslichkeit, von Gott und Frieden?
Wann sang es Trost, wann sang es edle Schmerzen?
Zermalmt hat es — wann hob es andre Herzen? —
Beneid' es, wenn du kannst! — Und doch beschieden
War jenem Mann der Kranz! Wohlan, bekenne,
Ob man in Wahrheit wohl ihn glücklich nenne?" —

Wilhelm Müller.



So langsam sich Uhlands Einfluß geltend machte, so bedeutend und weitgreifend wurde er, als die Trefflichkeit und insbesondere die überaus glückliche Grundlage seiner Dichtung anerkannt wurde. Nachdem dieselbe lange Zeit auf seine nächste Umgebung beschränkt gewesen war, verbreitete sie sich gleichmäßig über den Norden und den katholischen Süden, und es blieben selbst Dichter von ihrem Einfluß nicht ausgeschlossen, welche sich, wie Heine, dagegen wehren wollten und sich sogar in ein feindseliges Verhältniß zu ihr setzten. Unter den ersten und bedeutendsten nordischen Dichtern, die sich an Uhland anschlossen, haben wir zunächst den liebenswürdigen Wilhelm Müller zu nennen. Derselbe war am 7. Oct. 1794 zu Dessau geboren, wo sein Vater ein wohlhabender und allgemein geachteter Handwerker war. Da ihn seine Eltern von sechs Kindern allein behalten hatten, gewährten sie ihm aus Liebe und Aengstlichkeit die grenzenloseste Freiheit, wodurch das Gefühl von Unabhängigkeit in ihm geweckt und genährt wurde, das ihn durch das ganze Leben begleitete. Einige Reisen, die er als Knabe machen durfte, dienten nicht nur zur freieren Ausbildung seiner Anlagen, sondern sie weckten zugleich auch in ihm jene Wanderlust, die ihn späterhin nie verließ und ein Hauptelement seiner Poesie wurde. Seine ersten dichterischen Versuche fallen in sein vierzehntes Lebensjahr, wo er einen ganzen Band Elegien, Oden, Lieder und selbst ein Trauerspiel wie zum Druck ordnete. Im J. 1812 bezog er, 18 Jahre alt, die Universität zu Berlin, wo er sich unter F. A. Wolf's Einfluß und unter der besondern Leitung von Böckh, Buttmann, Solger, Rühs und Uhden philologischen und historischen Studien widmete. Diese wurden jedoch bald durch den Krieg unterbrochen; er trat im März 1813 als Freiwilliger in das preußische Heer, mit welchem er an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm Antheil nahm und nach den Niederlanden zog. Im J. 1814 kehrte er über Dessau nach Berlin zurück, um seine Studien wieder aufzunehmen, die er nun auch auf die altdeutsche Literatur ausdehnte; eine Frucht dieser Beschäftigung war die „Blumenlese aus den Minnesingern" (Berl. 1816), mit einer Vorrede über den deutschen Minnegesang. Einige junge Männer, welche einen poetischen Bund geschlossen hatten, zogen ihn bald an sich und er wurde, obgleich der jüngste, doch wegen seines hervorragenden Talents zum „Ordner" ernannt; es ward eine Sammlung von Dichtungen der Freunde („Bundesblüthen", Berl. 1815) veranstaltet, in welchen auch Müllers erste lyrische Versuche erschienen. Später ward er auch mit Fouqué, Müllner und Arnim bekannt. Im J. 1817 machte er eine Reise über Wien nach Italien, wo er bis Ende 1818 verblieb. Bei seiner reichen Beobachtungsgabe wurde der Aufenthalt in diesem schönen Lande höchst einflußreich auf seine poetische, wie auf seine wissenschaftliche Entwickelung; eine große Anzahl von Liedern sind auf dieser Reise entstanden oder waren die spätere Frucht derselben; seine dort gewonnenen Erfahrungen und Lebensanschauungen legte er in dem Werke „Rom, Römer und Römerinnen" (2 Bde. Berl. 1820) nieder. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin wurde er 1819 zum Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an die Gelehrtenschule in Dessau berufen, bald darauf aber zum Bibliothekar ernannt, als welcher er jedoch einige Stunden Unterricht an den höhern Klassen des Gymnasiums beibehielt. Er lebte nunmehr in den angenehmsten Verhältnissen, deren Glück durch eine treffliche Gattin und ein schönes Familienleben noch erhöht wurde. Seine Berufsgeschäfte ließen ihm hinlängliche Muße zu dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, unter welchen seine kritischen Aufsätze, die er in verschiedenen Zeitschriften bekannt machte, durch ihre schöne Form wie durch die geschmackvolle und richtige Auffassung ihres Gegenstandes von nicht geringem Einfluß auf die ästhetische Bildung wurden. In der „Homerischen Vorschule" (Leipz. 1824) zeigte er sich als einen wackern Zögling des großen Wolf, dessen Ideen er nicht ohne eigenthümliche Ansichten einem größern Kreise von Lesern genießbar zu machen verstand. Auch machte er sich durch die „Bibliothek der Dichter des 17. Jahrh." (10 Bde. Lpz. 1822—1827, Bd. 11—14 fortgesetzt von Förster) um die deutsche Literatur verdient. Nach wiederholter Krankheit, von der er sich erholt zu haben schien, machte er eine Reise an den Rhein und nach Schwaben, wo er mit

G. Schwab, Uhland, Kerner u. A. glückliche Stunden verlebte. Heiter und scheinbar gestärkt, kam er am 25. Sept. 1827 wieder nach Dessau, wo er in der Nacht vom 30. Sept. an einer Herzausdehnung plötzlich den Seinigen und der Kunst entrissen wurde.

Müllers Gedichte, welche erst nach seinem Tode von G. Schwab, in den „Vermischten Schriften" (5 Bdchn. Lpz. 1830 und dann in besonderer Ausgabe (2 Bde. Lpz. 1837) gesammelt wurden, erschienen zuerst in verschiedenen Taschenbüchern, dann in kleineren Sammlungen, und sowohl die „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (2 Bdchn. Dessau 1821—1824), als die „Lyrischen Reisen und epigrammatischen Spaziergänge" (Lpz. 1827) erwarben sich sogleich bei ihrem Erscheinen ungetheilten Beifall. Die Ueberschriften einer großen Zahl der darin veröffentlichten Lieder erinnern sogleich an Eichendorff, denn, wie dieser, liebt auch Müller verschiedene Stände zu Trägern seiner lyrischen Empfindungen zu machen; bald sind es Musikanten oder Postillone, bald Pagen, Müller, überhaupt Handwerksburschen oder Matrosen, denen er seine Lieder in den Mund legt. Aber während Eichendorff seine Gestalten im Mittelalter, überhaupt in der Vergangenheit suchte, oder, wenn er sie auch nicht geradezu als solche bezeichnete, ihnen doch wenigstens in Sprache und Anschauung den Charakter jener Zeiten aufprägte, sind Müllers Personen aus der nächsten Gegenwart entnommen, und haben schon deshalb mehr Frische, Leben und Wahrheit. Man hat ihm von mancher Seite den Vorwurf gemacht, daß durch seine Lieder die Lyrik der erfundenen, gemachten Situationen zuerst wieder eingeführt worden sei; er habe, sagt man, nüchternen Muthes den Zecher gespielt oder sich in die Verhältnisse des Müllers, des Postillons u. s. w. versetzt und aus deren Herzen Empfindungen gesungen, die er darin vorausgesetzt habe. So häufig dieser Vorwurf wiederholt worden ist, so ist er doch gewiß vollkommen ungegründet, und diejenigen, die ihn ausgesprochen, würden es wahrscheinlich nicht gethan haben, wenn sie an Göthe's und Uhlands ähnliche Lieder gedacht hätten. Denn wie jene große Männer Schäfer, Jäger, Künstler u. s. w. zu Trägern einzelner Lieder machen konnten, so war es dem jüngeren Dichter nicht weniger gestattet, in ähnlicher Weise zu verfahren. Wollte man es dem Dichter verbieten, sich in fremde Zustände und Situationen zu denken, so wäre ja die ganze dramatische Poesie vernichtet. Wenn aber der Dramatiker nicht bloß eine größere Anzahl bestimmter Charaktere, sondern diese auch in den mannigfaltigsten Situationen und Lebensverhältnissen darstellen darf, warum soll der Lyriker nicht einzelne Charaktere, einzelne Zustände und Situationen herausgreifen und sie lyrisch darstellen dürfen? Er kann nur dann getadelt werden, wenn die dargestellten Empfindungen nicht zu seinen Charakteren passen, wenn die Individualität derselben nicht scharf und bestimmt hervortritt; wenn, wie bei so vielen Dichtern des 17. und des beginnenden 18. Jahrh., die dargestellten Empfindungen ohne Beziehung zu den Personen stehen, denen sie zugeschrieben werden. So oft ihm dies aber gelingt — und wer wollte es bei Müller verkennen? — ist er nicht nur in seinem Rechte, er zeigt sich vielmehr gerade dadurch als ächter Künstler. Es braucht der Dichter nicht eben ein Müller oder Jäger zu sein, um treffliche Lieder im Sinne eines Müllers (2) oder Jägers (6) zu dichten; er braucht nicht verliebt zu sein, um das wahrste Liebesgefühl darzustellen (3); er braucht nicht berauscht zu sein, um gute Trinklieder zu schaffen: er kann dies auch nüchternen Muthes (11).

Diese objective Seite der Müllerschen Lyrik ist es gerade, wodurch sie so viel Reiz, so viel Wahrheit erhält, und was ihm einen hohen Rang unter den deutschen Lyrikern sichert. Obwohl man darin den Einfluß Göthe's und Uhlands nicht verkennen kann, so ist Müller doch keineswegs ein bloßer Nachahmer, er hat sich nach jenen Meistern gebildet, und er verdankt ihnen namentlich die schöne, wohllautende, dem Gesang sich leicht fügende Darstellung, sowie die schöne Mäßigung in der Entwickelung seiner Gedanken; aber diese selbst und die besondere Gestaltung derselben ist sein volles, unbestrittenes Eigenthum. Liebenswürdige Heiterkeit und seelenvolle Lebensfreudigkeit, sowie der leichte Sinn, der mit tieferer Lebensanschauung gar wohl verträglich ist, bildet den Grundzug seiner Lieder, die durch ihre Innigkeit und die Unmittelbarkeit der Empfindung, sowie durch die Einfachheit der Darstellung oft an das Volkslied erinnern, wie denn einige derselben glückliche Copien von Volksliedern zu sein scheinen (4. 6). Zu seinen besten Dichtungen gehören diejenigen, welche er unter dem Titel „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde" vereinigt hat; kaum ist die Lust an der Herrlichkeit des Frühlings jemals mit so großer Innigkeit und Begeisterung besungen worden; man fühlt es den Liedern an, daß der Dichter von der allgemeinen Jugendfrische und Jugendlust ergriffen ist, welche im Frühling die ganze Natur durchdringt (7. 8).

Die objective Auffassung des Dichters zeigt sich in seinen „Muscheln von der Insel Rügen", die er zuerst in der „Urania" für 1827 veröffentlichte, in ihrer ganzen Kraft; die Bilder, die er uns von dem Volksleben in dem merkwürdigen Ländchen gibt, sind durchaus vortrefflich und von der größten Wahrheit (9), wie ihm auch die lyrische Darstellung der Sage vortrefflich gelingt (10). Aehnlicher Art und nicht weniger glücklich sind die „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno".

Wenn auch poetisch keineswegs bedeutender, so haben doch die „Lieder der Griechen" (2 Bde. Dessau 1822), denen bald darauf „Neue Lieder der Griechen" (2 Bde. Lpz. 1823) und „Neueste Lieder der Griechen" (Lpz. 1824) folgten, weitaus größeres Aufsehn erregt. Waren sie doch nach den Gesängen aus den Befreiungskriegen die ersten Aeußerungen des Gefühls für Freiheit und Unabhängigkeit, das sich zwar nur in Beziehung auf ein fremdes Volk aussprach, aber in sofern auch von politischer Bedeutung für die Deutschen selbst waren, als sich darin nicht bloß die begeisterte Theilnahme ausdrückte, die das ganze Volk für die um ihre Freiheit ringenden Griechen erfüllte, sondern weil sie in der That auch eine Aeußerung der im deutschen Volke lebenden Sehnsucht nach Freiheit waren, ja sogar als eine kühne Stimme freisinniger Opposition erschienen, weil ja die deutschen Fürsten sich nicht entblödeten,

den Heldenkampf des griechischen Volks gegen seine barbarischen Unterdrücker für eine verbrecherische Empörung gegen den gesetzmäßigen Herrscher zu erklären. Auch haben die Griechenlieder nicht wenig zur Kräftigung des Nationalbewußtseins und der Freiheitsbestrebungen mitgewirkt, und mancher Deutsche hat beim Lesen derselben an sein eigenes Vaterland gedacht.

1. Wanderschaft.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser!

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich im Frieden weiter ziehn
Und wandern.

2. Wohin?

1. Ich hör' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

2. Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

3. Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte,
Und immer heller der Bach.

4. Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

5. Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

6. Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

3. Ungeduld.

1. Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben.

2. Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch' die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißen Drang;
Dann säng' er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben.

3. Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es säuseln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenstern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah' und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben.

4. Ich meint', es müßt' in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen sehn,
Zu lesen wär's auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und sie merkt Nichts von all' dem bangen Treiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben!

4. Der Lindenbaum.

1. Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum:

2. Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

3. Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht:

4. Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh'!

5. Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

6. Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

5. Heimkehr.

1. Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab.
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

2. Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

3. Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

4. Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach.

5. Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm!

6. Jägers Lust.

1. Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!

2. Wie lustig ist's im Grünen,
Wenn's helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch und Rehe springen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt!

3. Ich hab' mir schwarz gesenget
Das rechte Augenlid:
Was thut's, da mich mein Dirnel
So schwarz auch gerne sieht?

4. Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu' ich weiter fragen
Nach Welt und Klerisei?

5. Im Walde bin ich König,
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.

6. Ein Wildschütz will ich bleiben,
So lang die Tannen grün;
Mein Mädchen will ich küssen,
So lang die Lippen glühn.

7. Komm, Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau' ich ein Hüttchen dir.

8. Dann steig' ich nimmer wieder
In's graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab.

9. Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild soll drüber springen,
Kein Kreuz im Wege stehn.

7. Kinderlust.

1. Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein schwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

2. Die erste weiße Blüthe flog
Mir heut' in's Angesicht.
Willkommen, Lenz! Ich lebe noch
Und weiß von Leide nicht,

3. Und schaue hell, wie du, hinein
In Gottes schöne Welt,
Und möcht' ein kleiner Bube sein
Und kollern durch das Feld.

4. O seht, da plätschern schon am See
Die lieben Kindelein,
Und ziehn die Hemdchen in die Höh',
Und wollen gern hinein.

5. Wie lockt der warme Sonnenschein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da ist kein Fuß zu weich, zu klein,
Er probt, wie's Wasser thut.

6. Er sitz' und seh' dem Spiele zu
Und spiel' im Herzen auch:
Du lieber Lenz, ein Kind bist du,
Und übest Kinderbrauch.

7. Wie viel du hast, du weißt es kaum
Und schüttest alles aus.
Nehmt, Kinder, nehmt! Es ist kein Traum!
Es kommt aus Gottes Haus.

8. Und wenn du nun ganz fertig bist,
Hast keine Blume mehr;
Dann gehst du wieder ohne Frist,
Kein Abschied wird dir schwer;

9. Und rufst dem Bruder Sommer zu:
Bringst du die Früchte her?
Was ich versprach, das halte du!
Ei, ei, dein Korb ist schwer!

8. Die Brautnacht.

1. Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerspieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen;

2. Und nieder sank es tief und schwer
Mit ahnungsvoller Schwüle,
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und sprach von ferner Kühle.

3. Da fielen Tropfen warm und mild
Wie lang erstickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungestillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

4. Und sieh, der Morgen steigt empor —
Welch Wunder ist geschehen?
In ihrem vollen Blüthenflor
Seh' ich die Erde stehen.

5. O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen spröde Hülle,
Wer brach sie auf in einer Nacht
Zu solcher Liebesfülle?

6. O still, o still und merket doch
Der Blüthen scheues Bangen!
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre frischen Wangen.

7. O still, und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
Der diese Nacht zur Erde kam,
Nach ihrer Hochzeitfeier!

9. Einkleidung. (Mönkgut.)

1. Sie stand im Kinderröckchen
Noch gestern vor der Thür,
Heut sitzt sie hinterm Fenster
Und stellt ein Mädchen für.

2. Erst gestern ging ich fischen
Und bot ihr meinen Gruß,
Da kam sie mir entgegen
Und gab mir einen Kuß.

3. Heut kehr' ich heim vom Fange —
Kaum nickt' sie mit dem Kinn,
Als wollte sie mir sagen,
Sieh nur, wie groß ich bin!

4. Was doch die Kleider machen
Kaum käm's mir selber an
Sie heute so zu küssen,
Wie gestern ich gethan.

5. Das macht die hohe Mütze,
Die lange steife Brust —
Da hat sie eingeschnüret
Die kleine freie Lust.

6. Sie ist ein Mädchen worden,
Und ich, ich werd' ein Kind
Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenster blind.

10. Vineta.

1. Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

2. In der Fluthen Schooß hinabgesunken,
Blieben unten ihre Trümmer stehn;
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

3. Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

4. Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir, wie Glocken, dumpf und matt.
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

5. Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

6. Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

11. Die schönsten Töne.

1. Von allen Tönen in der Welt
Ist keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläser Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen springen.

2. Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätschernd in die Flaschen ein,
Der Klang ist zum Betäuben.

3. Hoch springt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge schallen,
Verkündend gute Erndtezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

4. Wer's also meint, der stoße an,
Und wer nicht mit mir singen kann,
Sein Glas, das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer sich ohne Schmerz betrübt,
Dem soll'n die Kauze singen!

12. Der Phanariot.

Meinen Vater, meine Mutter haben sie in's Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift,
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauschen, ist es mir, als ob's mich ruft;
Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich schleudre Türkenköpfe in die Flut,
Bis gesättigt ist die Rache, bis die wilde Woge ruht.
Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach, sie seufzen in die Ohren mir wie leises, banges Flehn;
Ach, es sind der Schwester Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
Bruder, mache deine Schwester aus den schnöden Banden frei!
Ach, daß ich ein Adler wäre, könnte schweben in den Höhn
Und mit schnellen, scharfen Blicken durch die Städt' und Lande spähn,
Bis ich meine Schwester fände und sie aus der Feinde Hand
Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

13. Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heil'ge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr' und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!
Ihr Mütter der Mainotten, kommt, laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Sparta's Trümmern wir eine Spur erspähn;
Da woll'n wir Steine sammeln, für unsre Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Herd.

Johann Baptist von Albertini.

Ein zweiter höchst bedeutender Dichter der Brüdergemeinde war Johann Baptist von Albertini, der, aus einem Bündtnerischen Geschlecht stammend, am 17. Febr. 1769 zu Neuwied geboren wurde. Wie Garve, erhielt auch er seine wissenschaftliche Bildung in den gelehrten Anstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, an denen er selbst schon in seinem 20. Jahre als Lehrer angestellt wurde. Von 1804 an widmete er sich jedoch ausschließlich der praktischen Theologie und erwarb sich als Prediger in den Gemeinden Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei die vollste Liebe und Anerkennung seiner Zuhörer. Im Jahr 1814 wurde er zum Bischof der Gemeinde, 1821 zum Mitglied und 1824 zum Vorsitzer der Unitätsdirection gewählt. Er starb, von Allen, die ihn persönlich oder aus seinen Schriften kannten, tief betrauert, am 6. Dec. 1831 zu Berthelsdorf.

Von reicherem Talente und größerer Tiefe als Garve, gelangte Albertini doch nicht zu der allgemeinen Anerkennung, wie jener. Es ist dies vorzüglich aus dem Umstande zu erklären, daß er sich von der eigenthümlichen Anschauungs- und Darstellungsweise der Brüdergemeinde weit weniger frei hielt, als Garve und seine „Geistlichen Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde" (Bunzl. 1821) sich eben deshalb nur für den beschränkteren Kreis seiner Religionsgenossen eignen, weshalb auch nur wenige in die Gesangbücher anderer reformirten Confessionen aufgenommen werden konnten. Was aber ihre größere Verbreitung für den Gebrauch der Kirche verhinderte und zum Theil unmöglich machte, kann keinen Einfluß auf die Beurtheilung ihres poetischen Werths ausüben. Dieser ist sehr groß und wir stehen nicht an, uns der Meinung derjenigen anzuschließen, welche ihn nächst Novalis als den bedeutendsten geistlichen Dichter unserer Zeit bezeichnen. Er ist dies sowohl in Bezug auf den Inhalt seiner Lieder, welche von dem tiefgläubigsten Sinn und einer wahrhaft kindlichen Frömmigkeit eingegeben sind, als auch rücksichtlich der Form, die sich in großer Mannigfaltigkeit bewegt, und offenbar nach künstlerischer Schönheit strebt, ja diese in den meisten Fällen erreicht, ohne daß hiedurch weder der religiöse Gehalt noch der besondere Zweck des Kirchengesangs irgend eine Beeinträchtigung erlitten. Als besondere Eigenthümlichkeit seiner Darstellung müssen wir noch erwähnen, daß er gern von einem aus der Natur gezogenen Bilde ausgeht, und an diesem den religiösen Gedanken zur Anschauung bringt.

1. Erdenthränen.

1. Geh' und säe Thränensaat —
Streu' ihn aus den edeln Saamen!
In das Buch der Mutterstadt
Zeichnet Jesus deinen Namen
Mit der Thränen Perlen ein;
Treuer Dulder, geh' und wein'!

2. Jedes Zährlein, hier geweint,
Wird zum Edelstein der Krone,
Die am Wonnetag vom Freund
Dir gereicht wird dort am Throne,
Wenn du Priester einst und Fürst
Ueber Himmelsheere wirst.

3. Alle Seufzer, hier entflohn
Deinem Busen, dem gepreßten,
Steigen auf — und Gottes Sohn
Sammelt dort sie zu den Festen,
Wo sie einst als Luft der Luft
Wieder athmet deine Brust.

4. Sieh! die Saat der Trauer sprießt
Fröhlich auf, und grünt und blühet:
Süßen Arbeitslohn genießt
Hier schon, wer sich redlich mühet:
Sieh die Flur zur Ernte weiß!
Lohnt sie Mühe nicht und Schweiß?

5. Aber welche Seligkeit
Harrt erst dein am Tag der Garben!
Aus ist dann des Kummers Zeit;
In des Morgenrothes Farben,
Um die Stirn den Erntekranz,
Schwebst du auf zu ew'gem Glanz.

6. Deine Garben bringest du:
Herr, sieh mich und meine Kinder!
„Komm!" ruft Er, „geh ein zur Ruh',
Treuer Knecht! Der Ueberwinder
Palm' und Krone seyen dein!
Komm, bei mir dich ewig freu'n!"

2. Heilslied.

1. Zur Perlenmuschel wähle,
Du Eine Perle Du,
Mein Herz! in meine Seele
Tritt ein, und schließe zu!
Erscheinst Du gleich darinne
Als Tröpflein sichtbar kaum,
Doch werd' ich Dein schon inne,
Und heil'ge Dir den Raum.

2. Ach! unauflösbar hefte
Dich fest! mach selbst Dir Bahn!
Wohl walten kleine Kräfte,

Und langsam schwillst du an:
Doch innerlich gediegen
Gestaltst Du Dich in mir;
Mein inn'rer Mensch verschwiegen
Lebt himmlisch froh mit Dir.

3. Kostbares Kleinod, habe
Ich Dich nur erst im Schrein,
Dann ist mir Himmelsgabe
Der kleinste Wachsthum Dein:
Er hebt um Millionen
Im Herzen deinen Werth.
Womit wärst du zu lohnen,
Schatz, der sich ewig mehrt?

3. Liebelied.

1. Von Ewigkeit bestimmt zum Lieben,
Sonst eiskalt, jetzt der Liebe Heiligthum,
O Herz, wie lang' ist's ausgeblieben,
Das Freudenlied zu deines Retters Ruhm?
Er kam, sah, siegte, trieb die Wechsler aus,
Stieß um den Kram, und reinigte sein Haus.

2. „Wie ist's zur Mördergrub entweihet!
Der Liebe Bethaus soll es wieder seyn!"
Rief Er, der Herzen Kraft verleihet,
Sich frei der Liebe heil'gem Dienst zu weihn.
Nur Glut der Herzen zündet Herzen an:
Kommt seinem Herzen nah, so ist's gethan.

3. So tretet in des Tempels Hallen
Zu schauen seine stille Herrlichkeit.
Im Vorhof seht ihr Menschen wallen
Aus allem Volk und Sprache weit und breit;
Der Dulder, der Bedrängten reiche Zahl
Vorzüglich füllt ringsum den weiten Saal.

4. Im Heil'gen wohnen die Gestalten
Der Lieben, die dem Herzen näher sind:
Für Freunde bleibt es aufbehalten,
Für Vater, Mutter, Mann und Weib und Kind.
Im Allerheiligsten, wer thront darin?
Du fühlst es, Herz, und zitterst nach Ihm hin.

5. Komm, laß uns durch den Vorhang gehen,
Und schweigend knieen vor dem blut'gen Bild!
In's Licht der Wunden laß uns sehen,
In's offne Herz, in's Auge klar und mild!
Ach, ewig soll es fest verschlossen sein,
Dieß Heiligthum: kein Abgott dring' hinein!

6. Soll je des Herzens Schöpfer theilen
Mit dem Geschöpf, dem Werke Seiner Hand?
Wer kann so trösten, segnen, heilen?
In wessen Brust flammt so der Liebe Brand?
So wandl' im Vorhof, lindre Noth und Schmerz,
Erfreu' wie Er manch banges, trübes Herz.

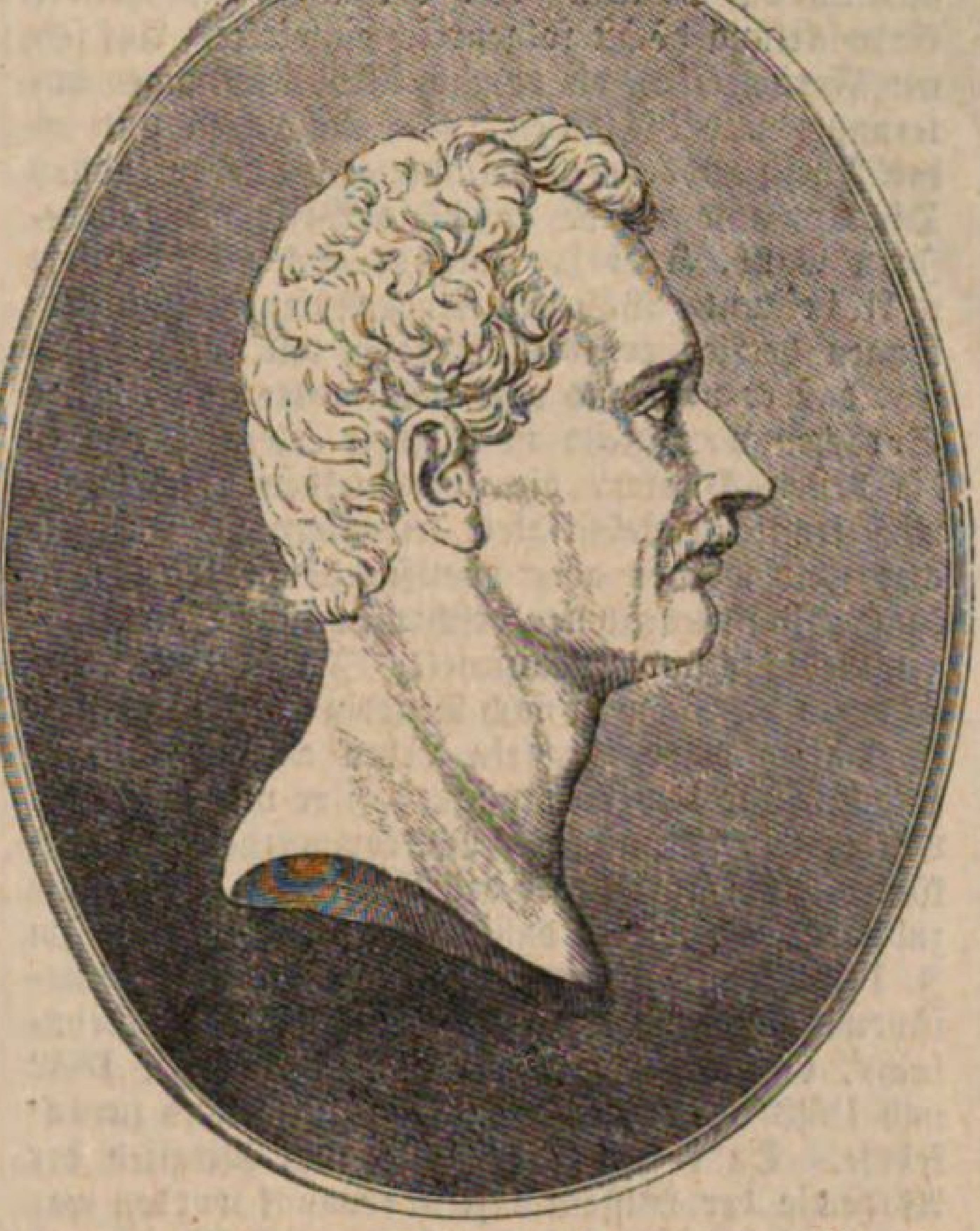
7. Umarm' im Heil'gen deine Lieben
Herzinniglich: mit ihrer theuren Schaar
Im Liebeswettstreit dich zu üben
Bring treu und freudig manches Opfer dar.
Doch auf des Tempels großem Brandaltar
Gebührt's nur Ihm: denn Er, Er ist es gar.

8. Ihm opfre deines Lebens Blüte!
Bet' oft im Innersten des Heiligthums!
Vor Ihm erstarke dein Gemüthe
Zu reicher Frucht, zu Thaten Seines Ruhms,
Zu laufen wie ein Held der Liebe Bahn:
Denn Lieb' allein schafft Werk' in Gott gethan.

9. An Seinen Busen hingesunken,
Vergiß dich selbst und was hienieden ist!
Wer aus der Liebe Quell getrunken,
Langt himmelwärts, wo du, mein Heiland, bist.
Dort füllt der ew'gen Sonne Glut und Schein
Erst durch und durch des heil'gen Herzens Schrein.

Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde.

So mancherlei Widerspruch auch Rückert und Heine, ja selbst Uhland erfahren haben, so hat sich die allgemeine Stimme doch dahin geeinigt, ihre Bedeutsamkeit anzuerkennen, und selbst ihre entschiedensten Widersacher haben wenigstens zugegeben, daß ihre Dichtungen verschiedene Seiten darbieten, durch welche sie eine ehrenvolle Stellung



unter den neuern Dichtern einnehmen. Eine so allgemeine, wenn auch nur bedingte Anerkennung hat der Dichter nicht gefunden, den wir jetzt zu besprechen haben, vielmehr schwankt das Urtheil über denselben noch immer, und es läßt sich noch jetzt manche gewichtige Stimme vernehmen, welche ihm die poetische Begabung abspricht, einen glücklichen Einfluß desselben auf die neuere Dichtung in keiner Weise zugeben will. Es ist daher um so mehr Pflicht, ihn einer unparteiischen, aber eindringlichen Würdigung zu unterwerfen.

Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oct. 1796 zu Ansbach und zwar in demselben Jahre geboren, in welchem der liebenswürdige Dichter Uz dort verstarb. Auf seine erste Erziehung wirkte vornämlich seine treffliche Mutter wohlthätig ein. Da ihn sein Vater zum Militärdienste bestimmte, trat er schon im 10. Jahre in das Cadettencorps zu München ein, aus welchem er vier Jahre später in das Pageninstitut überging, das ihm größere Muße zu wissenschaftlicher Bildung gewährte. Im J. 1814 wurde er Lieutenant im Leibregiment, mit welchem er den Feldzug von 1815 mitmachte. Der Anblick neuer Gegenden und Länder hatte die Reiselust um so lebendiger in ihm erweckt, als er in seiner militärischen Stellung keine Gelegenheit hatte, die durchzogenen Länder genauer kennen zu lernen; als er daher nach dem Frieden in die Heimat zurückgekehrt war, verließ er dieselbe alsbald wieder und machte eine große Fußreise durch das südliche Deutschland und die Schweiz. Doch fühlte er, daß er noch weiterer Ausbildung bedürfe, er bezog daher im J. 1818 die Universität Würzburg, wo er sich mit dem größten Eifer dem Studium der alten und neuen Sprachen und ihrer Literaturen, so wie dem der Kunst und der Philosophie widmete. Im folgenden Jahre ging er nach Erlangen, und wie in Würzburg an den Philo-

sophen Wagner, so schloß er sich in Erlangen vornämlich an Schelling an, der auf seine weitere Entwickelung höchst folgenreich einwirkte. Auf seinen Ferienreisen, die er nach allen Richtungen unternahm und bis Wien, nach Schwaben und an den Rhein ausdehnte, besuchte er die bedeutendsten Dichter, und wurde auf diese Weise mit Göthe, Jean Paul, Knebel, Uhland, Schwab, Rückert u. A. bekannt. Während seines Aufenthalts in Erlangen betrieb er seine Studien mit solchem Eifer, daß er nach und nach zwölf todte und lebende Sprachen wenigstens in so weit erlernte, daß er die besten Dichter, die in denselben geschrieben, mit ziemlicher Leichtigkeit lesen lernte. Zu gleicher Zeit war er aber poetisch höchst thätig; in kurzen Zwischenräumen erschienen fünf Sammlungen Gedichte und Schauspiele. Im J. 1824 reiste er durch die Schweiz nach Venedig; der Aufenthalt in Italien ward für sein Leben entscheidend, er gelangte zur Ueberzeugung, daß er nur in diesem Lande seine Kunst zur Vollkommenheit bringen könne, und faßte daher den Entschluß, Alles aufzubieten, um wieder dahin reisen zu können. Im J. 1826 konnte er endlich seinen Wunsch zur Ausführung bringen; er zog in das Land seiner Sehnsucht, von wo er zweimal in den Wintern 1832 und 1833 auf kurze Zeit nach Deutschland zurückkehrte. Da er im Jahr 1828 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war und zugleich einen Jahrgehalt vom König von Bayern erhalten hatte, konnte er nun ruhig im Lande seiner Vorliebe bleiben, das er nach allen Richtungen durchkreuzte, ohne sich je lang an einem und demselben Orte aufzuhalten, was ihn jedoch keineswegs hinderte, sich dem Studium der Kunst und der Geschichte mit Eifer und Erfolg hinzugeben. Am längsten verweilte er in Rom und Neapel. Aber in Rom, dessen ewiges Leben nur zu sehr an jene Nymphe erinnert, welche, mit Unsterblichkeit begabt, nicht auch, wie die Götter, der ewigen Jugend theilhaftig war und zum unkennbaren Gerippe wurde, oder an jene Gestalten der Sage, welche, zwischen Tod und Leben schwebend, nicht sterben können, fühlte er sich stets gedrückt und unmuthig, wogegen ihn Neapel mit seiner wunderbarschönen Natur heiter und glücklich stimmte, wozu freilich der Umgang mit A. Kopisch wesentlich beitrug, in welchem er einen gleichgesinnten und treuen Freund gefunden hatte. Im J. 1835 hatte ihn die Furcht vor der Cholera bewogen, von Neapel, wo er sich eben damals aufhielt, nach Sicilien zu fliehen. In Syrakus erkrankte er an einem heftigen Fieber; da er es für die Cholera hielt, und Mittel gegen diese Krankheit anwandte, wurde es entzündlich und unheilbar; er starb am 5. Dec. 1835.

Platens dichterische Wirksamkeit zerfällt in zwei sehr scharf getrennte Perioden, in die Zeit des Suchens und Strebens und in die der abgeschlossenen Vollendung. Wir tragen kein Bedenken, seine zweite Periode mit diesen Worten zu bezeichnen; denn wenn er auch schon in der vollsten Kraft des Mannesalters gestorben ist, so glauben wir doch nicht, daß er noch Höheres erreicht haben würde, wie sich aus der weiteren Entwickelung ergeben wird. Was die erste Periode seiner poetischen Thätigkeit betrifft, so läßt sich allerdings eine Zeit des Suchens und Strebens bei jedem, auch dem bedeutendsten Talente nachweisen; doch paßt diese Bezeichnung ganz vorzugsweise auf Platen. Die meisten Dichter haben nämlich schon in den ersten Jahren ihrer Entwickelung eine bestimmte Richtung eingeschlagen, sich einer bestimmten, ihrem Talent entsprechenden Dichtungsart und Form zugewendet; Göthe und Schiller beurkundeten sich schon bei ihrem Auftreten als Dramatiker und Lyriker, und ihre Lyrik hatte schon gleich Anfangs den bestimmten Charakter, der sich auch in ihren spätern Erzeugnissen forterhielt, wenn er sich auch fortwährend zu größerem Umfang und zu größerer Vollendung entwickelte. Bei Platen stellt sich das Verhältniß ganz anders: wenn er auch von der lebendigsten Ueberzeugung durchdrungen war, daß er zum Dichter geboren sei, und der Trieb zu poetischen Schöpfungen sich schon in früher Jugend mit großer Kraft entfaltete, so war er doch keineswegs zum Bewußtsein weder seines eigenthümlichen Talents, noch seiner besondern Aufgabe gelangt; nur davon war er lebendig überzeugt, daß ihm eine solche angewiesen sei, und eben deshalb ist die erste Periode seines Wirkens ein fortgesetztes Suchen und Streben. Von der romantischen Poesie ausgehend, zum Theil ans Volkslied sich anschließend, dichtete er zuerst eine Reihe von Liedern, die zwar schon poetische Befähigung beurkundeten, sich auch zum Theil in tiefen und geistreichen Gedanken bewegten, noch aber von der künftigen Entfaltung seines Talents nichts ahnen ließen; denn daß in der schon sichtlich hervortretenden Strenge und Glätte der Form der Keim seiner spätern Größe lag, läßt sich jetzt zwar leicht nachweisen, konnte aber damals nicht erkannt werden. Einen bedeutenden Schritt in seiner Entwickelung machte er in den „Gaselen", die er, durch Göthe's Divan und Rückerts Oestliche Rosen angeregt, zuerst in ihrer reinsten Form in die deutsche Literatur einführte. Wenn auch eine solche Form, die ganz aus einer besondern Nationalität hervorgegangen ist und auf ihr beruht, für die Dauer nicht in eine andere Poesie eingeführt werden kann, weil sie zu eigenthümlicher Natur ist, als daß man ihr den Stempel ihres Ursprungs nehmen und ihr das Gepräge eines andern Volkes aufdrücken könnte, was z. B. bei den antiken Formen möglich ist, weil sie auf den menschlichen Gesetzen der Schönheit beruhen; so war doch Platens Versuch, das Gasel für die deutsche Poesie zu gewinnen, von hoher Bedeutung, theils für die Poesie selbst, als für ihn insbesondere. Diese poetische Form verlangt, wie Göthe sehr richtig bemerkte, „eine große Fülle von Gehalt; der stets wiederkehrende Reim will immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden". (Gespräche mit Eckermann 1, 95.) So lag in der Einführung dieser Form, ob sie gleich in mancher Beziehung mit der romantischen Poesie verwandt zu sein schien, in der That doch ein Gegensatz zu dieser Richtung. Denn während diese ihrem Charakter gemäß die Zerfahrenheit der Gedanken begünstigte, ja forderte, und die Dichtungen der Romantiker recht eigentlich mit Raketen zu vergleichen waren, welche sich in der Luft in tausend zwar glänzende, aber bald zerplatzende Sternchen auflösen, zwang das Gasel, den Einen Gedanken, von dem der Dichter ausging, festzuhalten, und ihn nach allen seinen innern und äußern Beziehungen hin zu be-

trachten und poetisch zu entfalten. So wurde die Poesie durch diese Form einerseits zur innern Gedankenfülle, andrerseits aber zur Strenge der Form zurückgeführt, und Platen insbesondere gewann durch seine Versuche im Gasel Beides, einen unerschöpflichen Reichthum an Gedanken und Anschauungen, so wie eine stets wachsende Herrschaft über die Sprache. Wie wahr dies ist, wird aus der Vergleichung seiner ersten Versuche in dieser Form mit den späteren ersichtlich. Die früheren „Gaselen" (Erl. 1821) waren durchweg in streng orientalischem Sinne gehalten; es waren orientalische Gedanken und Anschauungen, orientalische Ausdrucksweisen und Bilder, die nur in das Deutsche übersetzt zu sein schienen (6). Noch mehr war dies im „Spiegel des Hafis" der Fall, welcher im folgenden Jahr in den „Vermischten Schriften" (Erl. 1822) erschien; diese hatten nämlich die Eigenthümlichkeit, daß der Name des persischen Dichters Hafis stets in den beiden letzten Zeilen genannt und dieser somit zu dem jedesmaligen Inhalte in Beziehung gebracht war (8). Dagegen bezeichneten die „Neuen Gaselen" (Eb. 1823) einen höchst bedeutenden Fortschritt, da in ihnen nichts Orientalisches mehr sichtbar war, als die Form, welche er mit wahrer Meisterschaft behandelte, und in der er nun mit bewundernswürdigem Glück und Geschick allgemein poetische Verhältnisse behandelte oder seine Ansichten über die Kunst und seine persönlichen Beziehungen zu derselben poetisch darstellte.

Bald darauf wendete er sich vorzüglich der Sonettenform zu, was ohne Zweifel eine Wirkung seines Aufenthalts in Venedig war, das er in einer Reihe von trefflichen Sonetten besang, indem er uns in meisterhaften Bildern bald die Lagunenstadt in ihrer Gesammterscheinung darstellt (14), bald das rege Leben in derselben beschreibt (15) oder uns an dessen ehemalige Größe erinnert (16) oder uns endlich die herrlichen Kunstwerke vorüberführt, die von großen Venetianern geschaffen wurden (17). Dieser schönen Form blieb er übrigens auch später getreu, und seine zahlreichen Sonette zeichnen sich durch Rundung und Lieblichkeit der Form, seltene Beweglichkeit und Fülle von Gedanken und Anschauungen aus (13—21). Nun aber gelangte er zu immer entschiedenerem Bewußtsein, daß die deutsche Poesie durch die Romantik auf klägliche Abwege gerathen sei, und indem er dieselben zu bekämpfen unternahm, nahm seine dichterische Thätigkeit eine entschieden polemische Richtung, welcher wir zunächst „die verhängnißvolle Gabel" (Stuttg. 1826) verdanken, ein im Aristophanischen Geist gedichtetes Lustspiel, das sich zur Aufgabe machte, jene verderblichen Irrthümer und insbesondere die sogenannten Schicksalstragödien in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darzustellen. Bald darauf verließ er Deutschland, theils aus Unmuth darüber, daß seine Dichtungen so kalt aufgenommen wurden, sein redliches Streben so wenig Anerkennung fand, ja sogar Spott und Hohn einerntete, theils aber, weil er die zur Ueberzeugung gewordene Ahnung hatte, daß sein Talent nur in Italien zur vollen Entwickelung kommen würde. Und es hatte ihn diese Ahnung nicht getäuscht; der Anblick der wunderbar schönen Natur und der herrlichen Kunstwerke des Alterthums brachten die schon lang in ihm keimende Ansicht zur Reife, daß das Wesen aller Kunst in der Schönheit beruhe und das Streben des Dichters vor Allem auf schöne Form gerichtet sein müsse, daß diese aber nur durch Entfernung alles äußerlichen, nur auf Täuschung beruhenden Prunkes erreicht werden könne. Diese in strenger Einfachheit sich äußernde Schönheit fand er vorzugsweise bei den Griechen, deren metrische Formen er in dem Epigramme „Baukunst" so treffend mit einem architektonischen Kunstwerke verglich; daher wandte er sich nunmehr vorzugsweise den antiken Formen zu, und er schuf seine meisterhaften Oden und Hymnen, welche an äußerer Vollendung noch unerreicht geblieben sind. Wir sagen, daß er sich diesen Formen vorzugsweise, aber nicht ausschließlich zugewendet hat; denn Platen hatte ein zu feines Gefühl, als daß er nicht erkannt hätte, daß die Form zu dem Inhalte der Dichtung in lebensvoller Einheit stehen müsse, und selbst der Zweck eines Gedichts dessen äußere Gestaltung bedingen müsse. Daher beschränkt er sich mit sicherem Kunstgefühl bei dem Gebrauch der antiken Maße auf die Darstellung von poetischen Gedanken, welche bei ihrer innern Bedeutsamkeit eines weiteren Schmuckes entbehren konnten, deren einfache Erhabenheit mit der strengen, hauptsächlich auf rhythmischer Schönheit beruhenden antiken Form in schönem Einklange stand. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß sein durch das eindringliche Studium der Griechen und ihrer Meisterwerke in der Poesie wie in der bildenden Kunst zur höchsten Kraft ausgebildeter Sinn für die Schönheit der rhythmischen Bewegung, so wie zugleich die hohe Meisterschaft in der Behandlung der Sprache ihn zu einem schädlichen Irrthume verleitete, zu dem nämlich, daß er der deutschen Sprache die nämliche Kraft und Fülle der rhythmischen Bewegung zutraute, wie der griechischen und sich daher in rhythmischen Formen versuchte, welche dem deutschen Ohr unverständlich bleiben mußten. Es sind nur wenige antike Maße, welche sich die deutsche Sprache vollkommen aneignen kann, diejenigen nämlich, in welchen sich der Rhythmus scharf, streng und in hoher Einfachheit bewegt, daher leicht und sicher wahrgenommen werden kann; es sind dies aber zugleich auch diejenigen, welche sich den Tonverhältnissen der deutschen Sprache am natürlichsten anschließen. War es aber schon ein großer Irrthum, solche antike Maße einführen zu wollen, deren rhythmische Bewegung z. B. wegen der Anhäufung von Kürzen und Längen mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in Widerspruch stand, da diese einen vorzugsweise jambischen oder trochäischen Gang hat, so beging Platen einen noch größeren, als er es versuchte, neue metrische Formen im Sinne der Griechen zu schaffen. Denn diese Formen tragen ganz das Gepräge des griechischen Volks, sie sind ganz aus dessen Wesen, Charakter und Bildung hervorgegangen, was nicht bloß von den einfacheren und allgemeineren gilt, die man, wie den Hexameter, das elegische Versmaß und etwa noch die alkäische, sapphische und asklepiadische Strophe, volksmäßig nennen könnte, sondern selbst von den Strophengebäuden Pindars und der Tragiker. Nun läßt sich aber eine Form, die aus dem innersten Wesen eines besondern Volks hervorgegangen ist, von Fremden wohl aneignen und mit neuer eigenthüm-

licher Färbung auf eine andere Sprache übertragen, aber es wird immer unmöglich bleiben, Aehnliches selbstständig hervorzubringen, weil hiezu alle Vorbedingungen fehlen, die in der Geschichte, im Charakter, in der eigenthümlichen Bildung des Volks, ja selbst in seinen klimatischen und Bodenverhältnissen liegen. Daher stehen aber auch jene Dichtungen Platens, in denen er sich den einfachen Strophenformen der Griechen anschloß, formell unbedingt am höchsten, wenn in den übrigen auch der Kunst, mit welcher er die Muttersprache und die fremde Form behandelte, die höchste Anerkennung nicht versagt werden kann.

Man hat Platen oft den Vorwurf gemacht, daß er die Form einseitig hervorhebe, und ihm daher bloß das Verdienst der Formvollendung zugestehen wollen; allein abgesehen davon, daß er mit der Zurückführung zur strengen Kunst die Poesie noch zum würdigen Ernst und zur Klarheit zurückgeführt hat, die unter der Herrschaft der romantischen Poesie beinahe verschwunden war, so hat er sich auch dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben, daß er aussprach und durch sein eigenes Beispiel zeigte, wie die schöne Form nur bei reichem Gedankengehalt bestehen könne. Die Poesie ist ihm nicht bloß ein Spiel, er will nicht bloß seine individuellen Empfindungen darstellen, sondern vor Allem höhere Kunst- und Lebensansichten aussprechen, ob er gleich auch in Darstellung individueller Gefühle durch die Wahrheit, Kraft und Mäßigung des Ausdrucks ausgezeichnet ist, sei es, daß er die Empfindungen als seine eigenen darstellt (4) oder sie andern Personen in den Mund legt (1).

Eine beträchtliche Anzahl Gedichte ist der Betrachtung der Poesie gewidmet, von der er die höchste und edelste Ansicht hat; denn selbst die Natur, sagt er, bedarf des Dichters, „damit im Lenze sie sich selbst genieße" (9). Seiner hohen Aufgabe sich bewußt, das Schöne zu verkündigen (11), hat er der Kunst sein ganzes Leben gewidmet, der frohen Ueberzeugung, daß seine Dichtungen, auch wenn er längst gestorben, „ein sicheres Eigenthum der deutschen Ehre" sein würden (8). Denn dies gibt eben dem Dichter seine Weihe, daß er ihr sein ganzes Selbst widme (10), ihr sein Leben zum Opfer bringe, und seine Bahn ruhig verfolge, wenn ihn auch Neid und Haß bestürmen oder er sich verkannt sieht, ein Schicksal, welches vor Allen den lyrischen Dichter trifft („Loos des Lyrikers"), weil nur Wenige sich zu dessen Höhe erheben können. Diese Ueberzeugung erfüllt ihn oft mit Trübsinn und er wünscht sich daher den Tod (19); doch erfüllt ihn das Bewußtsein seiner hohen Aufgabe, die Schönheit darzustellen, „deren Athem den Leib der Zeit beseelt, der ohne sie ein Haufe von todten Sachen ist" (12), stets mit neuem Muthe.

Wir haben schon erwähnt, daß die geringe Anerkennung, welche Platen in Deutschland fand, ihn mit bestimmte, eine andere Heimat aufzusuchen, so schwer es auch ist, ein zweites Vaterland zu finden (21); aber es waren auch die politischen Zustände, die ihn mit Ekel erfüllten (20), und oft sprach sich dieser in der herbsten Weise aus („Du weißt es längst, man kann hienieden Nichts Schlechtres als ein Deutscher sein"); allein selbst mitten in den bittersten Aeußerungen bricht die mächtigste Vaterlandsliebe durch und sie erscheint um so rührender, als der Dichter von seinem Vaterlande Nichts hoffte, Nichts erwartete (2). Schon früh, und selbst noch als er Soldat war, für die Freiheit begeistert (5), erfüllte es ihn mit Trauer, Deutschland so tief herabgewürdigt und im Solde Rußlands zu sehen (6). Die Pariser Revolution von 1830 machte den mächtigsten Eindruck auf sein Gemüth und erfüllte ihn mit den schönsten Hoffnungen, denn er sah in der schönen Mäßigung, mit welcher das Volk seinen Sieg benutzt hatte, die Gewähr, daß es der Freiheit würdig sei, und er glaubte ebenfalls, daß die Zeit der Freiheit herangebrochen sei („An Karl den Zehnten"). Zwar mußte ihm bald darauf die Vernichtung Polens seinen schönen Irrthum benehmen; allein nichts desto weniger blieb er seiner Gesinnung getreu, und er erhob seine Stimme um so gewaltiger gegen die Tyrannei und insbesondere gegen die Barbareien Rußlands. Er schuf in diesem Sinne eine Reihe von Oden, die zu den herrlichsten Erzeugnissen deutscher Poesie gehören, in denen sich männliche Kraft und Erhabenheit der Gesinnung mit Tiefe der Empfindung zu schöner Einheit paart: „Herrscher und Volk" (25), „Der künftige Held", „Kassandra" und „An Franz II.", in welchen er besonders die falsche, dem Vaterland verderbliche Politik der deutschen Fürsten mit staatsmännischem Blicke beleuchtete, mit poetischer Erhabenheit geißelte. Aus dieser Zeit stammten auch seine „Polenlieder", in welchen jedoch der Schmerz über das Schicksal des unglücklichen Volkes den Dichter zu gewaltig ergriff, als daß er ihn mit dichterischer Freiheit hätte behandeln können, daher sie auch, einzelne wahrhaft herrliche und gewaltige Züge ausgenommen, mehr rhetorisches Gepräge haben und daher auch oft allzugedehnt sind, ein Fehler, in den viele deutsche Dichter verfallen sind, von dem sich aber gerade Platen am meisten freigehalten hat, weil er durch die Behandlung der Sonettenform sich daran gewöhnt hatte, jeden poetischen Gedanken auf seinen einfachsten und bestimmtesten Ausdruck zurückzuführen, und zugleich nur seinen wesentlichen Inhalt auszusprechen. Darin waren ihm aber auch die griechischen und römischen Lyriker vielstudirte Muster, denen er namentlich das Geheimniß der Composition in den Oden und Hymnen ablauschte. Das Eigenthümliche dieser Dichtungen besteht nämlich darin, daß sie die lyrische Empfindung nicht unmittelbar darstellen, wie das Lied, sondern dieselbe in den Kreis der Anschauung emporheben und sie überhaupt zu versinnlichen trachten, wodurch sie nicht bloß das Gemüth, sondern auch die Einbildungskraft des Lesers und Zuhörers in Anspruch nehmen. So führt er uns in seinen Oden und Hymnen stets eine Reihe der wahrsten und eindruckvollsten Bilder vor, denen er dann oft auf überraschende, aber immer sehr natürliche Weise den Gedanken anschließt (22), aus welchem das Ganze emporgewachsen (24) ist, wie in der vortrefflichen „Hymne an den Kronprinzen von Bayern" (27), wo der Dichter, in dessen Munde „gleich reizend und ewig Heil und Unheil" lebt, in eben so klaren und ergreifenden, als edlen Worten den Fürsten den Spiegel der Geschichte vorhält und die selbst den Thron überragende Stellung des Dichters mit sicherem und doch keines-

wegs verletzendem Selbstbewußtsein zur Anschauung bringt.

So objectiv Platen war, wovon viele seiner Lieder (3) und Oden (23), alle seine Hymnen, besonders seine Eklogen und Idyllen (z. B. „Die Fischer auf Capri" (26), „Bilder Neapels" u. a. m. vollgültiges Zeugniß ablegen, so konnte er doch kein volksthümlicher Dichter werden, wie er auch keiner werden wollte („Loos des Lyrikers"); dem trat die künstlerisch vollendete Form, wie der tiefe Gedankengehalt seiner Dichtungen entgegen; daher war aber auch seine Einwirkung auf die Literatur weit weniger umfassend, als die seines Zeitgenossen Heine: er stand der Nachahmung zu hoch; wer ihm nachzufliegen unternahm, mußte eine Höhe der künstlerischen Bildung und einen Reichthum der Gedanken haben, die selten zu Theil werden; mit einer bloßen Nachahmung der äußern Erscheinung war es hier nicht abgethan. Aber wenn Platens Erscheinung auch weit weniger glänzend war, als die des eben genannten Dichters, so wird sie dagegen unzweifelhaft von längerer Dauer sein, weil Kunst und Wahrheit, deren Apostel er war, unvergänglich sind.

1. Mädchens Nachruf.

1. Schwalben ziehen, Blätter fallen,
Und gesammelt liegt die Frucht:
Ach mit meinen Freuden allen
Nahm auch er die rasche Flucht!

2. Unter niederm Hüttendache
Wohn' ich, jener im Pallast;
Doch aus fürstlichem Gemache
Trieb ihn Mut und Kampfeshast.

3. Als des Frührots erstes Tagen
Mich vom Traume heut erweckt,
War mit Dienern, Rossen, Wagen
Dieser ganze Raum bedeckt.

4. Und er kam im Jugendflore,
Hob sich auf sein Pferd im Nu,
Bebend stand ich unterm Thore,
Sah dem schönen Reiter zu.

5. Und im leichten Morgenkleide
Trat zu ihm die Braut hervor,
Dießmal ohne Gold und Seide,
Doch wie er im Jugendflor.

6. Von der Trennung nicht erschrocken,
Küßt' er noch ihr Stirn und Mund;
Bei den Lippen, bei den Locken
Schwur er den beglückten Bund.

7. Ritt mit Dienern und Vasallen,
Dankte meinem Gruße kaum:
Schwalben ziehen, Blätter fallen,
So zerfließt der Liebe Traum.

2. (Fremde und Heimath.)

1. So hast du reiflich dir's erwogen,
Und dieses ist das letzte Wort?
Dich lockt ein ferner Himmelsbogen,
Es treibt dich in die Fremde fort?

2. Doch wird geliebt, wer liebt und bleibet,
Wer flieht, verkannt; und glaube mir,
Wenn dich die Sehnsucht fürder treibet,
So bleibt die Liebe hinter dir!

3. Und mag umwuchern dich das schöne
Hesperien voll milder Au'n,
Wo findest du die deutschen Töne?
Wo findest du die deutschen Frau'n?

3. (Bilder aus den Alpen.)

1. Wann des Gottes letzter, milder
Schimmer sich vom See verlor,
Steigen mir Gedächtnißbilder
Aus der Welle Nacht empor.

2. Malen mir des Kahnes Schwanken
Den gefurchten Pfad entlang,
Als die Morgenlüfte tranken
Zauberischen Liederklang.

3. Malen mir, von Berges Kuppe
Schweifend, den ergötzten Sinn,
Und die ländlich schöne Gruppe
Um den Herd der Sennerin.

4. Malen mir die Felsgehege,
Wo die Alpenrose hangt,
Welche nicht durch Menschenpflege
In des Thales Gärten prangt.

5. Nächtlich fühl' ich jetzt ein Bangen,
Wann der See gehoben wallt,
Jene Tage sind vergangen,
Jene Stimmen sind verhallt.

6. Frost'ge Nebel steigen, welche
Berg und Kuppe trüb umziehn,
Und die roten Alpenkelche
Werden mit dem Sommer fliehn.

7. Bald, verjagt von Sturm und Flocken,
Zieht die Hirtin froh in's Thal,
Und es tönt der Hall der Glocken
Von der Höh' zum letzten Mal.

4. (In der Nacht.)

1. Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

2. Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht;
Doch wallte nicht eine zurücke.

3. Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht;
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

4. Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

5. Kloster Königsfelden.

1. In der Kapelle Wölbung trat ich ein,
Verödet feiernd nun in Ketzers Land;
Kein Priester opfert mehr hier Brod und Wein,
Kein weißer Knabe geht ihm fromm zur Hand.

2. Schlicht ist die Wand und ohne Schmuck und Gold,
Doch stellt in Bildern sie den tapfern Chor,
Den gegen Sempach führte Leopold,
Und der des Heldentods sich freute, vor.

3. Bei jedem fehlt ihr Wappen, Nam' und Schild,
Und knieend flehn sie hier um Gottes Huld;
In ihrer Mitte hängt des Führers Bild:
Du stolzes Herz, du hast gebüßt die Schuld!

4. Du hast erfahren, was ein Volk vermag,
Das für den eignen Herd die Fahne trägt:
So sterbe Jeder bis auf diesen Tag,
Wer einen freien Mann in Ketten schlägt!

5. Und hier, wo sonst sich ein Altar erhub,
Erlag ein andrer mächtiger Tyrann:
Im falschen Busen seines Ohms begrub
Den vatermörderischen Dolch Johann.

6. Im Tode brach hier Alberts harter Sinn,
Der seinem Volk Freiheit verhielt und Recht;
Allein der Ungarn stolze Königin
Verdarb die Mörder und ihr ganz Geschlecht.

7. Selbst Greis und Säugling unterlag der Wuth;
Es schwur die Königin als wär's im Thau,
Zu baden sich in ihrer Feinde Blut:
Hebt sich so wild der Busen einer Frau?

8. Dieß Kloster bauend, wo der Vater starb,
Belud Altäre sie mit fremdem Raub,
Wo im Gebet sie um den Himmel warb;
Doch solchen Thaten ist der Himmel taub!

6. Der Rubel auf Reisen.

1. Der Rubel reis't im deutschen Land,
Der frommen Leuten frommt,
Und jeder öffnet schnell die Hand,
Sobald der Rubel kommt.

2. Ihn speichert selbst der Pietist,
Und giebt den Armen mehr:
Seit außer Kurs die Tugend ist,
Kursirt der Rubel sehr.

3. Der Tugend wird blos Ruhm zu Theil,
Es ist ein hohler Schall;
Doch wem die Welt um Rubel feil,
Dem klingt ein rein Metall!

4. Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Rubel thut!

5. Des Nordens Sternbild wird bekränzt
Vom Sängerchor des Teut:
Es ist der Rubel, der so glänzt,
Der so das Aug' erfreut!

6. Wohl ist er ein an jedem Strand
Süß angegrinster Gast:
Verkaufe nur dein Vaterland,
Wofern du eines hast!

7. Der Rubel klirrt, der Rubel fällt,
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft!

8. Erst gab's nur Einen Kotzebu,
Jetzt giebt's ein ganzes Schock;
Und schüttelst du das Haubt dazu,
So leg es auf den Block!

9. Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

7. (Gott.)

Entspringen ließest du dem Ei die Welt,
Dein ew'ger Wunderspiegel sei die Welt,
Es schaut nach dir, wiewohl dich keiner schaut,
In liebevoller Schwärmerei die Welt;
Du athmest Leben und du athmest aus
Mit jedem Athemzuge frei die Welt;
Du siehst dich selbst, und dir am Auge geht
In jedem Augenblick vorbei die Welt;
Der einzig Eine bist du, doch du lenkst
Als eine mystischgroße Drei die Welt.

8. (Alles ist gut.)

Die Sterne scheinen, und alles ist gut,
Sie tadeln Keinen, und alles ist gut;
Drum keck, o Schenke, kredenze mir Wein,
Den süßen, reinen, und alles ist gut;
Die Sonnenaugen entflammen den Stern,
Und mich die deinen, und alles ist gut;
Dein Schmeicheln, Zürnen und Trotzen und Flehn,
Dein Lachen, Weinen und alles ist gut;
Die Welt im Großen, und du mir in ihr,
Die Welt im Kleinen, und alles ist gut;
Des Hafis Lieder, ich rühme sie laut:
Du rühmst die meinen, und alles ist gut.

9. (Lenz und Dichter.)

Den Zehnten giebt die Rose von ihrem Golde,
Da bieten Kelch und Fächer die Blüt' und Dolde:
Behalte diesen, fächle die feuchte Stirne,
Für Freunde fülle jenen, für Trunkenbolde!
Der Traubenhyacinthus bewegt die Glocken,
Da schmückt sich weiß die Lilje zum Fest, die holde:
Das Licht verschenkt die Farben, wie Band und Orden,
Daß Tulpe sich verbräme, sich Lack vergolde:
Damit Natur im Lenze sich selbst genieße,
Ernährt sie einen Dichter in ihrem Solde.

10. (Des Dichters Weihe.)

Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe:
Erleuchten soll er klar der Seele tiefste Winkel,
Ob auch ein Tadler ihn verlorner Würde zeihe.
Ihr Halben hofft umsonst mit enger Furcht im Herzen,
Daß euer Lied man einst zu großen Liedern reihe:
Stumpfsinnige, was wähnt ihr rein zu sein? Ich hörte,
Daß keine Schuld so sehr, als solch ein Sinn, entweihe;
Ich fühlte, daß die Schuld, die uns aus Eden bannte,
Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe.
Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte,
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!

11. (Des Dichters Bestimmung.)

Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dieß und das, und das und dieß erstrebt' ich auch,
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher,
Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch;
Verglommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft verzehrte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhabnes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde kein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

12. (Die Schönheit.)

Er, dessen Sinn durch Schönes nicht anzufachen ist,
Er ist's, für den die Erde der Hölle Rachen ist:
Der ew'gen Schönheit Athem beseelt den Leib der Zeit,
Der ohne sie ein Haufen von toten Sachen ist!
Wer, ohne sie, noch möchte bestehn in einer Welt,
Die, wenn auch reich an Schätzen, es auch an Drachen ist.
O selig, wer im Herzen ein schönes Bild erkor,
Bei dem es süß zu schlummern, und süß zu wachen ist!
In dessen Augen Seele, in dessen Gliedern Maß,
Und dessen Thräne lieblich wie dessen Lachen ist!
Mir bleibt das Schöne ferne, der ich es stets besang:
Sprich, Weiser, was in Fällen, wie der, zu machen ist?
Es steuert nach dem Hafen des Glücks mein Herz umsonst,
Das auf dem Meer der Liebe der kleinste Nachen ist!

13. (Die Sonettendichter.)

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette! Petrarca
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.
Und also sang auch manches Abenteuer,
In schmelzend musikalischem Sonette,
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette Camoëns
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.
Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter, Rückert
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.
Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.

14. (Venedig.)

Dieß Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dieß große Räthsel fassen?
Ersteigend erst des Markusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.
Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.
Und sieh', da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Palläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

15. (Leben in Venedig.)

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!
In's Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Pallast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.
Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.
Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

16. (Venedig ehemals und jetzt.)

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.
Die ehrnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.
Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?
Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

17. (St. Johannes von Tizian.)

Zur Wüste fliehend vor dem Menschenschwarme,
Naht hier ein Jüngling, um zu reinern Sphären
Durch Einsamkeit die Seele zu verklären,
Die hohe, großgestimmte, gotteswarme.
Voll von Begeisterung, von heil'gem Harme
Erglänzt sein ew'ger, ernster Blick von Zähren;
Nach Jenem, den Maria soll gebären,
Scheint er zu deuten mit erhobnem Arme.
Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren
Und möchte nicht, mit brünstigen Geberden,
Den Gott im Busen Tizians verehren?
O goldne Zeit, die nicht mehr ist im Werden,
Als noch die Kunst vermocht' die Welt zu lehren,
Und nur das Schöne heilig war auf Erden!

18. (Des Dichters Vaterlandsliebe.)

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie dem Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.
Doch wünscht' ich, daß man Bessere bekröne,
Mich aber ziehen lasse, wo ich neben
Dem Höchsten lernen kann nach Hohem streben,
Ja daß man mir mein Vaterland verpöne!
Ich lieb' es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre,
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.
Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre.

19. (Pindars Tod.)

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen,
Erliegen möcht' ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns vom Pindaros berichten.
Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die schönste der Geschichten!
Er saß im Schauspiel, vom Gesang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget:
Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

20. (Deutschland.)

Dieß Land der Mühe, dieses Land des herben
Entsagens werd' ich ohne Seufzer missen,
Wo man, bedrängt von tausend Hindernissen,
Sich müde quält und dennoch muß verderben.
Zwar mancher Vortheil läßt sich hier erwerben,
Staatswürden, Wohlstand, eine Last von Wissen,
Und unsre Deutschen waren stets beflissen,
Sich abzuplagen und geplagt zu sterben.
Ein Solcher darf zu keiner Zeit ermatten,
Er fördre sich, er schmeichle jeder Mode,
Und sei dabei, wo Glück und Mut sich gatten.
Mir, der ich blos ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Wein im Schatten,
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

21. (Der Dichter und sein Vaterland.)

Es sehnt sich ewig dieser Geist in's Weite,
Und möchte fürder, immer fürder streben:
Nie könnt' ich lang an einer Scholle kleben,
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.
Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.
Doch wer aus voller Seele haßt das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.
Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen.

22. Florenz.

1. Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug dich blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno ragt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft;

2. Nicht weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil des Lustparks hohe Cypressen und
Steineichen, samt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken:

3. Nicht weil Gewerbfleiß oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indeß du stolz
Freiheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit:

4. Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jetzt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Denkmal ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!

5. Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geschehn mag, über den Horizont,
Längst schläft Da Vinci, Buonaroti,
Machiavell und der alte Dante:

6. Allein du blühst durch deine Gestalten fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.

7. Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert:
Wandelt die schönere schon vorüber!

8. Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians, und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?

9. Und deiner Söhne Mütter, o sprich, Florenz:
Ob nie die sehnsuchtsvolleren Blicke sie
Gesenkt vor Benvenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?

10. Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frei spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt, und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn, Adonis!

11. Hier tändle Glück und Jugend, den Dichter nur,
Zum strengen Ernst anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht sein frühres Leben
Unter den Händen, wie Knabenspielzeug.

12. Er rafft sich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entsagen der kalten Mitwelt.

13. Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

23. Die Pyramide des Cestius.

1. Oeder Denkstein, riesig und ernst beschaust du
Trümmer blos, Grabhügel, den Scherbenberg dort,
Hier die weltschuttführende, weg von Rom sich
Wendende Tiber!

2. Stolze Prunksucht thürmte dich einst, o Grabmal,
Als vor zwei'n Jahrtausenden hier Augustus
Sich der Welt aufdrang, der erschreckten, durch die
Leiche des Cäsar.

3. Rom jedoch, kaum neigte dem Untergang sich's,
Als das Saatkorn neuer Gestalt gesä't ward;
Denn es schuf hier jener Apostelfürst zum
Throne den Altar.

4. Aber Deutschlands rauhes Geschlecht, das ehmals
Deinen Kriegsruhm, herrschendes Rom, zerstörte,
Stürmt noch einmal, stürmt, o geweihtes Rom, dein
Heiliges Bollwerk!

5. Allzuschwer fast schwebte der Rachedämon
Ueber Roms Haubt, Rache, daß einst des frechen
Priesters Goldsteigbügel an Hohenstaufens
Eiserne Hand klang.

6. Aber Rom trotzt, doppelt besiegt und doppelt
Unbesiegbar scheint es, gewöhnt an Hoheit,
Seines Dreireichs blitzende Krone wankt zwar,
Aber sie bebt nicht.

7. Wehe, wer nicht spielend, ein Kind der Kirche,
Ihr im Schoos ruht. Wehe, denn jeden Tag drcht
Priestermund ihm, Priestergemüt in Rom ihm
Stäte Verdammniß!

8. Aber huldreich gönnten sie doch des Nordlands
Söhnen gern hier eine geheime Ruhstatt,
Ja, es kühlt dein Schatten, o Bau des Cestius,
Nordische Gräber!

9. Möchten hier einst meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimat,
Wo zu Reif einfriert an der Lippe jeder
Glühende Seufzer.

10. Gern vermißt sei, neben dem Heidengrabstein,
Was so streng Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostels goldner
Schlüssel nur aufthut.

11. Führt mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt oder der lorbermüde
Sophokles ausruht.

12. Aber schweigt jetzt, Sterbegedanken! Blüht nicht
Lebenslust rings unter dem Römervolk noch,
Einem Volk, dem zehrendes Feu'r die Lieb' ist,
Liebe die Freundschaft?

13. Daure, Herz, ausdulde die Zeit des Schicksals,
Wenn auch einsam! Stimme geheim, o stimme
Deinen bergstromähnlichen, echoreichen,
Starken Gesang an!

24. Acqua Paolina.

1. Kein Quell, wie viel auch immer das schöne Rom
Flutspendend ausgießt, ob ein Triton es sprüzt,
Ob sanft es perlt aus Marmorbecken,
Oder gigantischen, alten Schalen:

2. Kein Quell, so weit einst herrschte der Sohn des Mars,
Sei dir vergleichbar, auf dem Janiculum
Mit deinen fünf stromreichen Armen
Zwischen granitene Säulen plätschernd.

3. Dort winkt mir Einsamkeit, die geliebte Braut;
Von dort beschaut, vielfältig ergötzt, der Blick
Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

4. Kühn ragt, ein halbentblätterter Mauerkranz,
Das Colosseum; aber auch dir, wie steigt
Der Trotz der Ewigkeit in jedem
Pfeiler empor, o Pallast Farnese!

5. Wo sonst des finsterlockigen Donnergotts
Siegreicher Aar ausbreitete scharfe Klau'n,
Da hob sich manch Jahrhundert über
Giebel und Zinne das Kreuz und herrschte,

6. Bis jüngst, der Schicksalslaune gewaltig Spiel,
Ein zweiter Cäsar lenkte den Gang der Welt,
Der pflanzte sein dreifarbig Banner
Neben den schönen Koloß des Phidias;

7. Ein Sohn der Freiheit; aber uneingedenk
Des edlen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmütig
Heute vergötterte, morgen preisgab.

8. O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europa's, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst du seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton!

9. Nun ist verpönt dein Name, Musik erhöht
Ihn nicht auf Wohllautsfittigen; nur sobald
Dein Grab ein Schiff umsegelt, singen
Müde Matrosen von dir ein Chorlied.

10. Und Rom? Es fiel nochmaliger Nacht anheim,
Doch schweigt's, und lautlos neben der herrschenden
Sechsrossig aufgezäumten Hoffart
Schleicht der Beherrschten unsäglich Elend.

11. Nicht mehr das Schwert handhaben und nicht den Pflug
Quiriten jetzt, kaum pflegt die entwöhnte Hand
Den süßen Weinstock, wurzelschlagend
Ueber dem Schutte der alten Tugend.

12. Im Flammenblick nur, oder im edlen Bau
Des schönen, freiheitglühenden Angesichts
Zeigt Rom sich noch, am Scheideweg noch,
Aber es folgte dem Wink der Wollust!

25. Herrscher und Volk.

1. Nie sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf:
Er legt an's Schwert kraftvoll die Faust und
Wen er zum Opfer sich wählt und wer ihm

2. Mißfällt und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
Schneefelder zu, der wird geschmiedet
Tief in der Grotte des Felseneilands,

3. Titanenhaft auf eisernen Rost, zu dem
Das Meer emporschlägt. Aber das Volk bedarf,
Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt

4. Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!

5. Sind Schwüre nicht (leicht löst sie der Pabst) ein Spiel
Herzloser Bourbons? Nichtigem, falschem Eid,
Ach, lauschte Frankreich, lauschte Spanien,
Lauschte das Land um Messina's Pharus,

6. Diesseits und jenseits! Einen erblickten wir,
Der seines Zwingherrn blutige Hand geküßt,
Nachdem umsonst sein Volk des Wagens
Stricke zerhau'n, den geliebten König

7. Nicht lassen wollend. Jener entwich, da focht's
Sechs Jahr' um ihn, sechs Jahre, befreit zuletzt
Ihn aus der Haft. Er kommt und liefert
Seine Beschützer dem Blutgerüst aus.

8. War solches Undanks fähig ein Nero selbst?
Dem, der für ihn sich opferte, mindestens
Dem Strang des Henkers ihn entrückend,
Hätt' er ein rühmliches Grab gegönnt ihm!

9. Ihr fürchtet nichts, Tyrannen, allein den Tod
Doch fürchtet ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich euch der verhaßte Chorus

10. All derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft, all der Gequälten Geist,
Die auf Galeeren euch, mit Mördern
Eng an einander gekoppelt, fluchen,

11. All derer, die, weit über die Welt verstreut,
Vom Bild der Heimat ihre Gemüter voll,
An fremder Thür ihr Brod erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems

12. Mildthätigkeit anflehn! Um euer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger stehn,
Durch Kettenlärm euch weckend, oder
Priester und Priestergebet verscheuchend.

26. Die Fischer auf Capri.

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:

Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das öde Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung,
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verriet, ja tötete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück,
Niedrig und platt, in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspühlt und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirtlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehn gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind mutwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, samt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Gränzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dieß Eiland einst vom Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

27. Dem Kronprinzen von Bayern.

1. Es schlummert längst mir im Heiligthum bildender Kraft
An dich, o Fürst, ein Gesang,
Dem vaterländischer Zukunft Bürgschaft verliehn das Geschick,
Der du selbst in der Brust die Glut melodischer Dichtung
Hegst, dem Vater gleich, und der Kunst tiefsinnige Meister liebst,
Die mit holdem Zepter das Volk, den Herrschenden ähnlich,
Lenken; aber Verständniß folgt
Oft erst dem beschwingten Klang zu Fuß nach.

2. Vor Allen foderte mich zu Liedspendungen auf
Das Wort des würdigen Freunds,
Der mir von frühester Kindheit stets hieß der treuste Genoß,
Aber nun an der Seite Dir mit freundlichem Rat steht. —
Offen liegt ein mächtiges Feld vielkundigem Dichter, der
Deines Hauses Glanz und den tausendjährigen Ruhm wälzt;
Denn bereits Diademe trug
Dein Stamm in der sagendunklen Urzeit:

3. Als König waltete Garibald, hohen Geschlechts,
Im reichen Bojergefild
Weitherrschend einst, wo der Inn stolz hinwallt mit reißendem Zug,
Dem zuletzt in der Schlucht sich mischt der stilleren Donau
Ebner Flut entsprudelter Strom. Aufnährte das schönste Pfand
Garibald, der lieblichen Tochter bräutliche Schönheit:
Theudelinden umwarb indeß
Hochsinniger Fürstensöhne Schwarm rings.

4. Es wirbt der fränkische Childebert. Autharis auch,
Der longobardische Fürst,
Hoch ragt er unter der Mehrzahl siegskühner Freier empor,
Der das wehende Banner aufgepflanzt an der Spitze
Rhegiums (getrennt von der fruchtbar'n Wurzel des Aetnabergs
Durch der Scylla Hundegebell und kochendem Meerschwall).
Doch Pavia verläßt der Fürst,
Nordwärts, an der Etsch, den Strom hinaufzieht

5. Er wohlgemut, in der Brust den sehnsüchtigen Wunsch.
Verkappt in Botengestalt
Sieht Bojoarien ihn. Schon tritt aus dem Frauengemach
Theudelinde, geführt von Garibald, und dem Fremdling
Beut sie dar, der Sitte gemäß, Willkomm in dem Festpokal:
Als das Glas empfing der vermummte Fürst von der Jungfrau,
Ihr die Hand mit gelindem Druck
Rührt sanft er und seufzt: O Theudelinde!

6. Geringer scheint die verschwiegene Schmach, Allen entrückt:
Die kluge Schöne verbirgt,
Blaß zwar vor Schrecken, des Gastfreunds Wagstück in's tiefe Gemüt.
König Autharis freit, in Königs Autharis Namen,
Jene nun, und gerne gewährt, huldreich, die erwählte Braut
Garibald. Es giebt das Geleit dem werbenden Fremdling
Schlanke, boische Heldenschaar
Durch's Alpengebürg in's süße Welschland,

7. Wo Phöbus früher die Traube reift, Jünglingen auch
Die Schläfe männlicher bräunt.
Als auf der steinigen Grenzmark abschiedlich boten den Gruß
Wechselseits der Geführte selbst und die, so geführt ihn,
Schwang das Beil der reisige Held kraftvoll in behender Faust;
Tief im Stamme wurzelt' es fest des mächtigen Ahorns:
Solche Streiche, wie der, vermag
Blos Autharis auszutheilen, rief er,

8. Und kenntlich Allen entschwand der gelblockige Fürst.
Es reichte darauf dem Gemahl
Bald Theudelinde den Brautring. Stets trügt jedoch des Geschicks
Gunst die Sterblichen, sei'n sie niedrig oder an Macht groß;
Authars Blume welkte dahin frühzeitig an schnödem Gift,

Das der Nebenbuhler, ein Sohn der tückischen Brunhild,
Jenem sendete, Childebert;
Doch pflegte des Reichs die Bojoarin.

9. Sie trug den seltenen Schatz der Weisheit im Gemüt,
Es dient' Italien ihr.
Oftmals begründeten Frau'n manch herrschaftsgewaltiges Reich,
Weil dem Männergeschlecht an klugem Sinn sie voranstehn:
(Wohl bezeugt's der späteren Zeit England und Elisabeth,
Kämpfe nahm die Tochter des sechsten Karls mit der Welt auf,
Moskowitische Geißel schwang
Siegreich die entmenschte Messalina.)

10. Die longobardische Königin theilte dem Volk
Gerechte Satzungen aus,
(Heilvoll ergänzt des Naturtriebs Wildheit das weise Gesetz,
Das der Blüte des Menschengeistes herbere Frucht ist)
Während rings der Menge sie kundthun ließ des Erlösers Wort:
Endlich schickt Gregorius ihr, der heilige Welthirt,
Jene Krone von Eisen zu,
Nachwachsender Helden höchstes Kleinod.

11. Es fliehn in rascher Geburt die Weltloose dahin,
Es wechselt Leben und Grab.
Uns nächste Zeiten, o Herr, sahn nochmals ein blühendes Weib
Deines Stamms in dem Fürstenstuhl der mächtigen Ahnfrau:
Theudelinden glich sie an Form, reizvoll wie ein Stral des Lichts,
Nicht an Glück. Es fallen des übermütigen Schicksals
Würfel tückisch und ungestüm,
Umwälzenden Tagen stürmt Gefahr nach;

12. Und wird zum Schwerte der Pflug, so bricht Königen selbst
Entzwei der güldene Reif.
Graunvoll zerstört der Gewalt Bergsturz rings die Fülle des Thals:
Wohl erfuhr's die erhabene Frau, des fränkischen Ehbunds
Opfer, ja, die Tochter sogar, jenseitig des Oceans,
Eines Kaisers Braut, an der Palmenschattigen Meerbucht.
Doch im Munde des Dichters lebt
Gleichreizend und ewig Heil und Unheil.

Heinrich Heine.

Wir haben schon manchen Dichter kennen lernen, dessen Talent durch Charakterschwäche getrübt oder sogar bis zu einem gewissen Grade vernichtet wurde, aber weder bei Günther, noch bei Bürger, noch bei irgend einem andern hatte der sittliche Charakter einen so überwiegenden, bedingenden Einfluß auf ihre poetischen Erzeugnisse, als bei dem Dichter, den wir nunmehr zu besprechen haben. Denn wenn sich auch ihre Natur, ihre Zerrissenheit mehr oder weniger in ihren Dichtungen abspiegelte, so ließen sie dieselbe doch nicht mit Absicht, nicht mit Bewußtsein auf sich und ihre poetischen Darstellungen wirken, was dagegen bei jenem in vollem Maße der Fall war. Aber eben dieses Bewußtsein verlieh seinen Schriften eine Macht, welche sich auf seine Zeitgenossen und insbesondere auf die Jugend in größtem Umfange geltend machte, und ihm eine Zeitlang eine hohe Bedeutung in der Literatur verlieh. Doch ehe wir diese betrachten und die Verhältnisse darstellen, welche seine eigenthümliche Richtung begründeten, haben wir zuerst noch einen Blick auf die Geschichte seines Lebens zu werfen, welches zwar sehr bewegt und unruhig war, jedoch durch keine besondern Begebenheiten ausgezeichnet ist.



Heinrich Heine, den 13. Dec. 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren, verlebte daselbst seine erste Jugend und erhielt eine gute Erziehung. Er sollte sich dem Kaufmannsstande widmen und begab sich deshalb nach Hamburg, wo sein Oheim, der durch Reichthum und Mildthätigkeit bekannte Banquier Salomon Heine, lebte; doch wurde ihm dieser Stand bald verhaßt, und es gelang ihm, von den Seinigen die Erlaubniß zu erhalten, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er besuchte zu diesem Zwecke die Universitäten Bonn, Berlin und Göttingen und erwarb sich auf letzterer im Jahr 1825 die Würde eines Doctors der Rechte, nachdem er vorher (am 28. Juni) zum Christenthum übergetreten war. Hierauf lebte er in Hamburg, Berlin und München, machte verschiedene größere Reisen und ging im J. 1831 nach Paris, wo er sich, einige Reisen in das südliche Frankreich und in die Heimat abgerechnet, seitdem beständig aufhielt. Von dort aus wirkte er vielseitig durch Schriften verschiedener Art, und da sein Einfluß, besonders auf die Jugend, immer mehr zunahm, er sich den in Deutschland bestehenden Verhältnissen immer feindseliger zeigte, glaubte der deutsche Bund durch das unbedingte Verbot seiner schon erschienenen und sogar seiner künftigen Schriften (1835) jenen Einfluß vernichten zu können. Daß dieses Verbot gerade umgekehrt wirkte, leuchtet von selbst ein, und wenn Heine's Einfluß später immer entschiedener abnahm, so kam es nur daher, daß man anfing, die politischen Verhältnisse von Tag zu Tag mit größerem Ernste ins Auge zu fassen, und daß die steigende Frivolität Heine's die Gemüther von ihm abzog, die nun nicht mehr mit bloßer Negation zufrieden waren, sondern auch positive Umgestaltungen anstrebten. Heine starb am 16. Febr. 1856 zu Paris in Folge einer vieljährigen, schmerzvollen Krankheit, in welcher seine geistige und Produc-

tionskraft bis zum letzten Augenblick ungeschwächt blieb.

Um Heine und seine Dichtungen in ihrem eigentlichsten Wesen zu verstehen, muß man sich die Elemente klar machen, auf denen seine poetische Bildung beruhte. Zunächst hatte sich sein Talent an der romantischen Schule herangebildet, deren Einfluß er eigentlich nie, und selbst dann nicht ganz überwinden konnte, als er zu ihr in die feindseligste Stellung trat. Der eigenthümliche Charakter der romantischen Poesie, die sehnsuchtsvolle Ahnung, die dunkle unbefriedigte Sehnsucht, bildet einen wesentlichen Charakterzug in Heine's Dichtungen; viele seiner schönsten Lieder, selbst seiner späteren (20), beruhen geradezu auf diesem romantischen Element. Ja er hat dasselbe in eigenthümlicher Weise ausgebildet, indem er häufig seine Gedichte schließt, ohne dessen Hauptgedanken auszusprechen, den er nur vorbereitet und mehr oder weniger klar oft auf geheimnißvolle Weise andeutet, dem Leser es überlassend, denselben zu finden, wodurch er diesen in den Zustand der Ahnung und Erwartung versetzt, den er selbst nicht gehabt hatte. Dies ist allerdings von großer Wirkung; und das fühlte er selbst, weshalb diese Form oft bei ihm wiederkehrt, aber auch je länger je mehr an Wirkung verliert. Diese Eigenthümlichkeit haben ihm seine Nachahmer vor Allem abgelernt, und die neuere deutsche Poesie kann Tausende von Gedichten mit ähnlichem ahnungsvollem Schlusse aufweisen. Aber abgesehen davon, daß hiedurch diese Form zur Manier geworden ist, liegt vielen dieser Gedichte in der That kein Gedanke zum Grunde, und mancher Dichter hat diese Form nur benutzt, um seine Gedankenlosigkeit zu verbergen. Wie tief die romantische Anschauungsweise in Heine gewurzelt hatte, ergibt sich ferner auch daraus, daß er eines seiner letzten Werke, den „Atta Troll", wie er selbst sagt, „in der grillenhaften Traumweise der romantischen Schule" schrieb. Eben so bezeichnend ist folgende Stelle aus seinem „Salon": „Die Ausdrücke „klassisch" und „romantisch" beziehen sich nur auf den Geist der Behandlung. Die Behandlung ist klassisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, wie dieses der Fall ist bei den Kunstwerken der Griechen, wo daher in dieser Identität auch die größte Harmonie zwischen Form und Idee zu finden. Die Behandlung ist romantisch, wenn die Form durch Identität die Idee nicht offenbart, sondern parabolisch die Idee errathen läßt. Die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet" („Salon" II, 84 f.). Es liegt darin vollkommen das, was wir oben ausgesprochen haben.

Bei dieser inneren Verwandtschaft Heine's mit den Romantikern fällt doch sogleich eine mächtige Verschiedenheit in die Augen, die zunächst äußerer Art ist, aber zugleich auf das innerste Leben der Dichtung einen mächtigen Einfluß äußert. Während sich nämlich die Romantiker in endlose Breite verlieren, ist Heine von einer beinahe epigrammatischen Kürze, und es ist diese bei ihm so charakteristisch, daß verschiedene Kritiker seine Lieder geradezu als Epigramme bezeichnen. Diese Kürze hat ihren Grund eines Theils darin, daß er den darzustellenden Gedanken schärfer und klarer auffaßt, daher auch bei demselben bleibt und sich nicht, wie jene, zu unkünstlerischen Abschweifungen verleiten läßt; andern Theils aber und vornehmlich darin, daß er schon bald das Volkslied zum Vorbilde nahm, und sich dessen einfache Weise mit so großem Glück aneignete, daß manche seiner Lieder unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen zu sein scheinen (11) und in manchen auch geradezu Gedanken und Motive des Volksliedes aufgenommen sind (21). Den Einfluß des Volkslieds nimmt man besonders darin wahr, daß er, wie dieses, seine Gedanken an einfache aus der nächsten Natur genommene Bilder anzulehnen liebt. Durch diese volksthümliche Einfachheit stellte er sich nun in den vollsten Gegensatz zur romantischen Schule; aber, wie aus dem Obigen hervorgeht, war dieser Gegensatz vorzüglich formeller Natur, da er ihr in dem wesentlichsten Punkte treu blieb. Und so erscheint seine Dichtung als eine eigenthümliche Mischung der romantischen Poesie und des Volkslieds, und der Charakter seiner Poesie liegt wesentlich darin, daß er diese beiden Elemente zu einer vor ihm kaum denkbaren Einheit zu verbinden wußte. Daß ihm aber dies gelang, hatte er unverkennbar dem Vorgange Uhlands und Göthe's zu verdanken, die auf seine dichterische Entwickelung von hohem Einflusse waren. Daß er sich namentlich nach Göthe gebildet hat, würde sich aber auch dann nicht verkennen lassen, wenn sich auch nicht die sichtlichsten Spuren davon in seinen Gedichten nachweisen ließen, so z. B. wenn er Göthe's „Nachtgesang" nachahmt (15) oder in seinen Hymnen den großen Meister zum Vorbilde nimmt und sich dessen Gang so sehr aneignet, als es ihm bei seiner Natur möglich war (17. 18. 19); und so ist auch das Verhältniß Fausts zu Gretchen in einem seiner schönsten Gedichte, der „Bergidylle", leicht wiederzuerkennen. Eben so könnte man manches Gedicht für ein Uhlandisches halten (14). Ja wir können uns sogar nicht erwehren, selbst in einzelnen Gedichten Nachbildungen der Naturmalerei im Sinne Karl Mayers zu finden, den er oft auf so unwürdige Weise lächerlich macht (13).

Zu diesen Einflüssen gesellten sich noch andere, aus deren Zusammenwirkung sich der Dichter gestaltete, wie er uns in seinen Dichtungen und in seinen prosaischen Schriften erscheint. Seine Entwickelung fiel in die unseligen zwanziger Jahre, deren trauriges Bild wir schon früher entworfen haben (S. 25). Der Geist der Frivolität, der sich immer kund gibt, wenn den Völkern die freie Bewegung geraubt wird und sie von keinen höhern Bestrebungen in Anspruch genommen werden, hatte sich zu jener Zeit in trauriger Weise entwickelt; lüsterne und selbst obscöne Schriften waren keine seltenen Erscheinungen; es gab sich eine Lockerheit in den sittlichen Ansichten kund, welche namentlich auf die jüngeren Männer auf das Verderblichste wirkten. Eben so entfaltete sich eine große Gleichgültigkeit in Bezug auf die Religion, eine Gleichgültigkeit, die immer mehr an die Frivolität streifte. Auch Heine wurde von dieser Richtung ergriffen, ja er versenkte sich so ganz in dieselbe, daß sie bald als eine ursprüngliche Seite seines Wesens erschien; und wie er schon verschiedene Elemente in sich aufgenommen hatte, so verschmolz sich auch dieses mit jenen zur vollsten Einheit. Dazu kam noch die politische Aufregung,

welche sich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre zu entwickeln begann, die in Heine um so lebhafteren Anklang fand, als seine innige Theilnahme an dem Schicksale seiner frühern Glaubensgenossen ihn bei einer Umgestaltung der politischen Verhältnisse auch Verbesserung ihrer Lage und Zustände hoffen ließ.

Diese mannigfaltigen Elemente fanden in Heine's Talent einen fruchtbaren Boden; mit einer reichen und lebhaften Phantasie begabt, die sich leicht in die mannigfaltigsten Verhältnisse versetzen, sich leicht und schnell das Fremde aneignen und sich selbst eine Welt von Empfindungen eröffnen konnte, die seinem Herzen eigentlich fremd waren, verband er eine sichere Beobachtungsgabe und offenen Sinn für die Natur, zu welchem sich in wunderbarer Mischung ein eben so glänzender als richtiger Witz gesellte, der sich bald als heitere Ironie, bald als giftiger Sarkasmus und bittere Spottlust äußerte. Zudem besaß er eine große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, die um so größere Wirkung hervorbringen mußte, als er eine gewisse Nachlässigkeit zur Schau trug, die seinen Dichtungen einen Schein von reiner Natürlichkeit und Unmittelbarkeit gab, die sie keineswegs immer hatten.

Sein Gedankenkreis und der Umfang seiner Anschauungen war nicht groß; eine verfehlte Liebe bildet den größten Theil seines „Buchs der Lieder" (Hamb. 1827), auf welchem sein dichterischer Ruhm vorzüglich beruht. Es sind seine Gedichte beinahe immer nur Variationen eines und desselben Themas, aber ob er gleich bei weitem nicht die große Gedankenfülle besitzt, die wir an Rückerts Liebesliedern bewundert haben, so bewegen sie sich doch in reicher Mannigfaltigkeit, die er theils durch Abwechselung der Situationen, theils durch Verschiedenheit der Behandlung erreichte. Aber hierin liegt zugleich auch das Mangelhafte oder vielmehr das Verletzende in Heine's Dichtung. Denn diese Verschiedenheit der Behandlung ist nicht eine Wirkung künstlerischer Bestrebungen, sondern ein Ergebniß seiner eigenen haltlosen Natur, die wir nicht besser als mit seinen eigenen Worten darstellen können. „Es gibt Herzen", sagt er in den „Reisebildern", „worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten; manchmal war es wieder ein enthusiastisch glühender Vulkan, der plötzlich von einer Schneelawine überschüttet wird." Gerade so verhält es sich mit Heine's Dichtungen; neben Liedern, in welchen das wahrste, innigste Gefühl mit einer oft bewunderswürdigen Zartheit sich ausspricht, wie in dem Sonett an seine Mutter (3) und in manchen kleinen Liedern (14. 15) oder auch in einzelnen Hymnen (19), findet sich eine Unzahl Gedichte, in denen er den Ausdruck der seelenvollsten Empfindung plötzlich durch einen witzigen Einfall unterbricht und sich und seine Empfindung oder den Gegenstand derselben lächerlich macht und, um seine Worte zu wiederholen, den glühenden Vulkan plötzlich mit einer Schneelawine überschüttet. Allerdings liegt diesem Uebergang von einem Gefühle zu seinem Gegensatze oft ein wahrhaft poetischer Humor zum Grunde, wie im „Seegespenst" (18), und wir werden von dem plötzlichen Uebergang aus der phantastischen Träumerei in die Wirklichkeit nicht verletzt, weil es eben nur eine phantastische Träumerei war. Ganz anders aber verhält es sich, wenn er das wirkliche Gefühl verspottet (10); es muß dieses verletzen, es muß sogar Zweifel an der Empfindung des Dichters erregen, selbst dann, wenn er diese nicht durch einen Witz abstumpft.

In seinem „Buch der Lieder" bewahrte er indessen hierin noch eine gewisse Mäßigung; allein der Beifall, den gerade diese Seite seiner Dichtungen erhielt, wie aus der vielfachen Nachahmung hervorging, verleitete ihn, dieselbe weiter auszubilden, so daß er zuletzt alle Gränzen der poetischen, wie der sittlichen Schönheit überschritt. Sein Witz artete zum Cynismus aus, die Frivolität zur Frechheit, und ob er Liebesverhältnisse darstellt, wie in den Liedern an „Verschiedene", oder religiöse Anschauungen bespricht, wie in den „Schöpfungsliedern", sinkt er zur entschiedenen Gemeinheit herab, die nicht bloß Unwillen, sondern selbst Ekel erregt („Neue Gedichte", Hamb. 1844).

Heine hatte ohne Zweifel ein großes poetisches Talent, das uns namentlich zur Bewunderung hinreißt, wenn er mit einer zauberischen Einfachheit der Schilderung, oft nur mit leisem Hinhauchen der Umrisse, die Natur nicht bloß zeichnet, sondern ihr innerstes Leben zur Erscheinung bringt, so daß wir in die Stimmung versetzt werden, welche die unmittelbare Anschauung in uns hervorbringen würde (4. 11 u. a. m.). Ja es gelingt ihm sogar, die Einwirkung der Gemüthsstimmung auf die Erscheinung der Natur mit unübertrefflicher Wahrheit zu schildern (7), und sein „Seegespenst" (18) ist ein unübertreffliches Muster von poetischer Anschaulichkeit. Aber er hat dieses Talent leider nicht gepflegt, weil es ihm, wie überhaupt um Nichts, so auch um die Kunst kein rechter Ernst war, weil er unter den verschiedenen Elementen, die sich in ihm vereinigten, nur das untergeordnetste, den Witz und die Ironie, ausbildete. Und so war es ihm auch weder um die Freiheit, die er vorzüglich in seinen prosaischen Schriften und in späteren Dichtungen, namentlich in „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamb. 1844) besang, noch um das Vaterland ein rechter Ernst. Seine Satyre gegen dasselbe war nicht aus der innigsten Liebe, aus dem Schmerz über die Erniedrigung des Vaterlands, hervorgegangen, wie bei Börne, sondern aus der vollsten Gleichgültigkeit; er liebte sein Vaterland nur in sofern, als es ihm Gelegenheit gab, seinen Witz leuchten zu lassen.

So konnte Heine's Einfluß auf die deutsche Poesie im Ganzen weder günstig, noch andauernd sein, wie er auch diesen nur erhielt, daß er, wie er selbst sagt, sich vom Zeitgeiste hinreißen ließ, den er zudem nur äußerlich auffaßte. Er hat sich großes Verdienst erworben, daß er wieder zur Einfachheit der Darstellung zurückführte; aber er hat dieses Verdienst zugleich dadurch wieder vernichtet, daß er den Grund zur Formlosigkeit und zur oben näher bezeichneten Manier legte, welche sich mit dem Schein des Gefühls und des Gedankens begnügt, eine Manier, welche eine Unzahl von Dichterlingen hervorrief.

1. (Der Stern ein Bild der Geliebten.)

1. Berg' und Burgen schau'n herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

2. Ruhig seh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt:
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

3. Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt sein Inn'res Tod und Nacht.

4. Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

2. Wasserfahrt.

1. Ich stand gelehnet an dem Mast,
Und zählte jede Welle.
Ade, mein schönes Vaterland!
Mein Schiff das segelt schnelle!

2. Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

3. Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzugroßem Wehe.

3. An meine Mutter
B. Heine, geb. von Geldern.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

4. (Nach dem Ganges.)

1. Auf den Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

2. Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

3. Die Veilchen kichern und kosen,
Und schau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Mährchen in's Ohr.

4. Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

5. Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

5. (Die Dichtungsformen.)

Auf meiner Herzliebsten Aeugelein
Mach' ich die schönsten Canzonen.
Auf meiner Herzliebsten Mündlein klein
Mach' ich die besten Terzinen.
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach' ich die herrlichsten Stanzen,
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt'
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

6. (Unmacht des Dichters.)

1. Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist du nicht ein Traumgebild',
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn' des Dichters quillt?

2. Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, süßes Kindchen
Das erschafft der Dichter nicht.

3. Basilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche schlimme Fabelthiere,
Die erschafft des Dichters Feu'r.

4. Aber dich und deine Tücke,
Und dein süßes Angesicht,
Und die falschen, frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht.

7. (Die Trauer der Natur.)

1. Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, meine Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

2. Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

3. Warum scheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

4. Warum bin ich selbst so krank und so trüb',
Mein liebliches Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

8. (Eine alte Geschichte.)

1. Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

2. Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

3. Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

9. (Gleichgültigkeit der Geliebten.)

1. Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

2. Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie goßen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

3. Doch die mich am meisten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaffet,
Die hat mich nie geliebt.

10. (Wenn ich ein Vöglein wäre.)

1. Ich steh' auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

2. Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

3. Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir Nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

4. Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

11. (Stern der Liebe.)

1. Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

2. Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

3. Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend,
Taucht er in's Fluthengrab.

4. Es ist so still und dunkel,
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

12. (Des Dichters Herz.)

1. Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

2. Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

3. Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

13. (Seebilder.)

1. Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen;
Er peitscht die Wellen so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

2. Aus dunkler Höh', mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

3. An den Mastbaum klammert die Möve sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

14. (Des Dichters Glück.)

1. Herz, mein Herz, sey nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

2. Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben.

15. (Des Dichters Gebet.)

1. Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

2. Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

16. (Was willst du mehr?)

1. Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

2. Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

3. Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

17. Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitscht die Well'n,
Und die Wellen, wuthschäumend und bäumend,
Thürmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Fluthabgründe —
O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstige Möve,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Munde,
Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und lechzt nach dem Herzen,
Das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.
Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde:
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.
Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Ueber die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Ueber das weite, stürmende Meer.

18. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhaus',
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unferne, vor langen Häuser-Reih'n
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer;
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten

Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!

So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

19. Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer,
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen, wie Schwäne
Am Rosenbande, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weiß gekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnißinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sey Jesu Christ!

20. (Ungestillte Sehnsucht.)

1. Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

2. Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weichen grünen Klee.

3. Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

21. (Des Dichters Gruß.)

1. Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

2. Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

22. Doctrin.

1. Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

2. Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschire trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

3. Das ist die Hegel'sche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheidt,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

August Heinrich Hoffmann v. Fallersleben.



Hoffmann von Fallersleben.

August Heinrich Hoffmann, geboren am 2. April 1798 zu Fallersleben, einem Dorfe im

Königreich Hannover, nach welchem er sich später nannte, besuchte das Gymnasium zu Helmstädt und das Katharineum zu Braunschweig und bezog hierauf 1816 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, die er jedoch bald aufgab, um sich der Literaturgeschichte und der deutschen Philologie zu widmen. Im J. 1819 ging er nach Bonn, wo er diese Studien fortsetzte, und besonders das Niederländische in den Kreis seiner Forschungen zog, weshalb er sich auch 1821 nach Belgien und Holland begab, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen. Nach seiner Rückkehr lebte er eine Zeitlang in Berlin, bis er im J. 1823 zum Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau berufen wurde; im J. 1830 wurde er daselbst zum außerordentlichen Professor, und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Nachdem er im J. 1838 seine Stelle an der Bibliothek niedergelegt hatte, wurde er im J. 1843 auch als Professor abgesetzt, in Folge seiner freimüthigen Aeußerungen und insbesondere seiner „Unpolitischen Lieder". Er begann nun ein wanderndes Leben, da ihm mehrere Staaten den Aufenthalt verweigerten; in neuester Zeit hat er sich in Weimar niedergelassen, wo er eine Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte herausgibt.

Wir haben hier die großen und vielseitigen Verdienste nicht zu besprechen, welche sich Hoffmann um die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache und Literatur erworben hat, aber auch als Dichter nimmt er eine ehrenvolle Stelle ein. Denn wenn er auch nicht bestimmend und gestaltend auf die deutsche Poesie eingewirkt hat, so gehören seine Lieder zu den wohlthätigsten Erscheinungen der Zeit, indem sie, aus innigem und wahrem Gefühl hervorgegangen, meist in schöner Form sich bewegen und schon dadurch großen Werth erhalten, daß sie sich, wie wenige andere, vortrefflich zum Gesang eignen. Was die Form insbesondere betrifft, so wird an ihnen recht sichtbar, von welchem glücklichen Einfluß das Studium der Minnesinger auf die deutsche Poesie werden kann; denn in der That verdankt Hoffmann zunächst diesem Studium die schöne Mannigfaltigkeit und die glückliche Wahl des Strophenbaues, die anmuthige Beweglichkeit des einzelnen Verses, den Wohllaut der Sprache, so wie die Leichtigkeit und den Reichthum des Reims. Nicht weniger sichtbar ist der Einfluß des Volksliedes, dem er seit dem Beginn seiner Studien die liebevollste Aufmerksamkeit zugewendet hat; ihm hat er die Naivetät und die Treuherzigkeit, ihm die wirkungsvolle Einfachheit und die tiefe Gemüthlichkeit abgelauscht, die seinen Liedern so großen Reiz gewähren; oder vielmehr er hat dem Volkslied den Ton abgelauscht, mit welchem er jene in seinem eigenen Wesen liegenden Eigenschaften zur wirkungsvollsten Erscheinung brachte.

Der Umfang seiner poetischen Anschauungen ist weit größer, als bei Heine; sein reiner kindlicher Sinn ist für alles Schöne in der Natur- und Menschenwelt empfänglich; und was er auch besingen mag, den Frühling (5), die Liebe, die religiöse Empfindung (1), das Vaterland (2. 3), das rauhe Krieger- und Volksleben (6), die unschuldige Kinderwelt (4) oder die jugendlich übermüthige Lebenslust (7), er ist immer so ganz ungetheilt bei seinem Gegenstand, daß man stets glauben möchte, er sei ausschließlich für den geschaffen, den er behandelte. Daß er bei seiner großen Fruchtbarkeit*) auch manches Gedicht hat einfließen lassen, das nach Form und Inhalt ungenügend erscheinen muß, darf zwar nicht verschwiegen werden, aber es kann dies bei der überwiegenden Menge des Guten und Vortrefflichen auf das allgemeine Urtheil keinen Einfluß ausüben.

Dies gilt insbesondere von den „Unpolitischen Liedern", die dem größten Theile nach zu den besten Gedichten der Gattung gehören. Wir finden da Nichts von der Sentimentalität und Schwärmerei, die so viele andere politische Gedichte ungenießbar machen, Nichts von jenen abgedroschenen Phrasen von deutscher Treue und Redlichkeit; aber indem er die krankhaften Zustände des Landes und Volks mit Witz, Humor und oft beißender Schärfe geißelt, zeigt er eine verständigere Vaterlandsliebe als jene Schwärmer, die sich recht absichtlich über eingebildete oder nichtssagende Vorzüge des deutschen Volkes täuschen. Wie in seinen andern Liedern, so hat er auch in diesen das rechte Maß einzuhalten gewußt, und dem Gedanken stets die kürzeste, einfachste und eben deshalb auch wirkungsreichste Fassung gegeben (8—10).

1. Morgenlied.

1. Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem goldnen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen
Der Morgen dringt herein.

2. Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frischbethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

3. Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der überm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

4. Er hat die Nacht vertrieben,
Ihr Kindlein, fürchtet Nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

2. Auf der Wanderung.

1. Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald
Da wachsen unsre Reben.
Grüß' mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

2. Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

3. Ist ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Citronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

*) „Lieder und Romanzen", Köln 1821; „Allemannische Lieder", Fallersleben 1826; „Gedichte", Breslau 1827; „Jägerlieder", Ebd. 1828; „Gedichte", 2 Bde. Lpz. 1834; „Buch der Liebe", Berl. 1836; „Gedichte. Neue Samml." Ebd. 1837; „Unpolitische Lieder", 2 Bde. Hamb. 1840—1841; „Deutsche Lieder aus der Schweiz", Zür. 1843; „Kinderlieder", Lpz. 1843; „Deutsche Gassenlieder", Zür. 1843; „Maitrank", Paris 1843; „Salonlieder", Zür. 1844; „Hoffmann'sche Tropfen", Zür. 1844; „Neue Kinderlieder", Mannh. 1845; „Liebeslieder", Mainz 1850; „Heimatsklänge", Ebd. 1850; „Rheinleben", Ebd. 1851; „Soldatenlieder", Mainz 1851; „Lieder aus Weimar", Hannov. 1855 u. a. Sammlungen mehr.

4. Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnet Freud' und Wonne.

3. Mein Lieben.

1. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

2. Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und, soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich alle Zeit.

3. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

4. Garten der Kindheit.

1. Ein Gärtlein weiß ich hier auf Erden,
Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
Es kann mir nie verwüstet werden,
Es ist von Engeln stets bewacht.

2. Da zeigt sich noch den Augen immer
Der Himmel wolkenleer und blau;
Da äugelt noch, wie Demantschimmer,
An Gras und Blättern Himmelsthau.

3. Da fließen noch die Brünnlein helle,
Nichts hemmt und trübet ihren Lauf;
Da sprießen noch an jeder Stelle
Die schönsten Blumen Morgens auf.

4. Da schwirren noch auf güldnen Schwingen
Die Käfer Freud' und Lust uns zu;
Und aus den dunkeln Büschen singen
Uns Nachtigallen Fried' und Ruh'.

5. Da müssen noch die Klagen schweigen,
Da ist das Herz noch allzeit reich,
Da hangt an immer grünen Zweigen
Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.

6. Da gibt's noch keine finstern Mienen;
Nicht Zank, noch Neid, nicht Haß, noch Zorn;
Da summen stachellos die Bienen,
Und Rosen blühen ohne Dorn.

7. Da lächelt schöner noch die Sonne,
Und heller blinkt uns jeder Stern;
Nur nahe sind uns Freud' und Wonne
Und alle Sorgen bleiben fern.

8. O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah:
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh', gleich ist das Gärtlein da.

5. Frühlingsfeier.

1. Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben bringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort.
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

2. Sollen wir denn jetzt noch trauern
Wie der Winter ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein! wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

3. Auf gen Himmel, alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laß uns wiedergeben,
Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen
Auf des Frühlings Freudenau',
Thun, als wollten wir gleich springen
In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

6. Lied des armen Damastwebers.

1. Ach könnten wir doch leben
Nur einmal sorgenfrei!
Wir weben stets und weben
Und bleiben arm dabei.

2. Blüht Freud' in Dorf und Städtchen,
Im Wald und auf der Flur,
So hängt an einem Fädchen
Doch unsre Freude nur.

3. Wie manches Fädchen schießen
Wir in den Auftrag ein,
Eh' uns daraus will sprießen
Ein farblos Blümelein.

4. Doch wie auf weißem Grunde
Schneeweiß manch Blümchen blüht,
So soll zu jeder Stunde
Auch blühen das Gemüth.

5. Ist farblos unser Leben,
So ohne Frühlingsschein —
Gott wird einst Frühling geben;
Wir alle warten fein.

7. In's Weinhaus treibt mich rc.

1. In's Weinhaus treibt mich Dieß und Das,
Ich weiß nicht Wer, ich weiß nicht Was,
Doch treibt es mich in's Weinhaus.
Da kann ich sitzen stundenlang,
Mir wird nicht weh, mir wird nicht bang,
Ich sitze ja im Weinhaus.

2. Und kommt zu mir ein frohes Herz,
Da hebt sich an Gespräch und Scherz:
„Willkommen hier im Weinhaus!"
Zum Frohen kommt ein Frohrer dann:
Schenkt ein, trinkt aus und stoßet an!
Es ist doch schön im Weinhaus.

3. Wohl weiß ich, was die Hausfrau spricht:
„O lieber Mann, so geh doch nicht,
So geh doch nicht in's Weinhaus!"
Mich aber treibt bald Dieß, bald Das,
Ich weiß nicht Wer, ich weiß nicht Was,
Kurzum, ich geh' in's Weinhaus.

8. Der deutsche Zollverein.

1. Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheeren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettig, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!

2. Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr als unser Bund dieß Band.

9. Häutiges.

1. Ihr habt gehoffet und vertraut:
Im Wechsel sprießt ein Heil empor!

Ihr habt den Wechsel nun geschaut,
Sagt an, was sproß daraus hervor?

2. Personen wechseln Jahr für Jahr,
Wie ihr's in jedem Staate seht;
Er selber bleibt unwandelbar,
So lange sein Prinzip besteht.

3. Wer auf das Drum und Dran nur baut,
Der ist fürwahr ein rechter Thor:
Die Schlange wechselt ihre Haut
Und bleibet Schlange nach wie vor.

10. Auf der Bierbank.

1. Welch ein Leben! welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht!
Auf der Bierbank —
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.

2. Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

3. Alle Lauheit geht zu Nichte,
Und der Freisinn wird gestählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

4. O wie sind wir treu verbunden,
Gutes Muths und gleichgesinnt!
Auf der Bierbank —
O die süßen lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

5. Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist
Auf der Bierbank —
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur welsch und undeutsch heißt,
Auf der Bierbank.

Karl Friedrich Hartmann Mayer.

Karl Friedrich Hartmann Mayer, von dessen Lebensumständen uns nur Ungenügendes bekannt ist, wurde den 22. März 1784 zu Neckar-Bischofsheim geboren. Nach vollendeter Vorbildung bezog er die Universität Tübingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und trat einige Jahre später in Staatsdienste. Er lebt jetzt als Oberjustizrath und Oberamtsrichter in Waiblingen. Am Anfange der dreißiger Jahre war er Mitglied der zweiten Kammer und gehörte, wie sein Freund Uhland, zur Opposition.

Seine Gedichte („Lieder", Stuttg. 1833) tragen zwar den Charakter der Schwäbischen Schule, und namentlich ist Uhlands Einfluß auf dieselben unverkennbar, allein er hat sich dennoch nicht nur selbstständig ausgebildet, sondern er hat selbst eine eigene Gattung der Lyrik geschaffen, die wir als epigrammatische Naturmalerei bezeichnen möchten. Zwar haben schon frühere Dichter und auch Uhland ähnliche Liederchen gebildet, wie er, aber es waren eben nur einzelne, und scheinen ihre eigenthümliche Gestaltung nur zufällig erhalten zu haben. Mayers Gedichte hingegen haben beinahe ohne Ausnahme diese Form und Haltung. Das Charakteristische an ihm ist, daß er fast immer nur einzelne Naturerscheinungen, selbst die kleinsten und unscheinbarsten, zum Gegenstande poetischer Betrachtung wählt, diesen in einfacher, aber meist anschaulicher Weise schildert und daran den Ausdruck der Empfindung knüpft, die deren Betrachtung in ihm erregt, oder er sucht den tieferen Sinn in den Naturerscheinungen zu erforschen und ihn poetisch darzustellen. Und so klein diese Bilder sind, so erscheinen sie stets als ein vollendetes und wohlgebildetes Ganzes, das zwar einer größeren Ausführung fähig wäre, dieselbe aber nicht bedarf. Und wenn es auch nicht möglich ist, eine größere Reihe dieser Lieder unmittelbar hinter einander zu lesen, weil die allzugroße Mannigfaltigkeit der Stoffe bei dem raschen Wechsel derselben nicht zum rechten Genuß kommen läßt, so wird dagegen jedes einzelne Liedchen einen erfreulichen und wohlthätigen Eindruck hinterlassen.

1. An die Lerche.

1. O Lerche, könnt' ich mit dir dringen
In jenes lichte Blau,
So froh, wie du, so innig singen
Zur blüthenvollen Au!

2. Vom Sänger wäre nichts zu schauen,
Man horchte seinem Lied,
Als ob's unsichtbar diesen Auen
Der Himmel selbst beschied.

3. So rein kann, ach! ein Lied nicht klingen,
Beschwert von Erdenschmerz,
Zur lichten Höhe sich nicht schwingen
Ein liebekrankes Herz.

2. Der Geschäftige.

1. Zeitlosen, gerne zeitlos sein
Möcht' ich mit euch am Erlenhain,
Im Sammt der grünen Wiesen
Des Himmels Blau genießen.

2. O selig, wer kein Stundenblatt
Vor seinem freien Auge hat,
Daß er die Rast nicht scheue
In Gottes Himmelsbläue!

3. Am Bache.

1. Von dem Maienregen perlen,
Wie in lachenden Geschmeiden,
Sonnig grün die Eschen, Erlen;
Doch von ernsten Silberweiden
Mischt sich mild ein düstrer Schimmer
In das fröhliche Geflimmer.

2. Widerfährt's nicht so dem Herzen,
Das von sonnig froher Regung
Rings umlächelt, stille Schmerzen
Hegt in innerer Bewegung?
Nicht nach goldner Wonne lüstern,
Weilt es still im Sanften, Düstern.

4. Der Sonne Dank.

Auf grüner Bergwand steht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus;
Drum gibt sie, eh' sie scheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß.

5. Frühlingsrührung.

1. Schon seit frühen Knabenjahren
Bin, Natur, ich liebend dein;
All mein Leben wird bewahren
Unsern freundlichen Verein.

2. Mein ist all dein süßes Blühen
Und dein Welken ist für mich;
Deine Freuden, deine Mühen
Machen mir zu eigen sich.

3. Heute, heute muß ich wähnen,
Sankst du ganz in meine Brust
Und in warmen Frühlingsthränen
Quillt aus mir nur deine Lust.

6. An die Grille.

Erdfarbnes Wesen, kleine Grille,
Laß immer tönen dein Geschrille,
Sing deine Erdenmelodie!
Verströmt das Lied der Nachtigallen,
So muß uns bald auch sie gefallen;
Es stillen Herbst und Grab auch sie.

7. Waldfriede.

1. Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh.

2. O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut's um Waldesfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

8. In Waldes-Dickicht.

1. Faßt mich ein Furchtgefühl,
O Wald, in deinem Kühl,
Weil süßes goldnes Licht
Mir Einsamem gebricht?
Was sagt so hehr, so düster
Unendliches Geflüster?

2. Ist's neuer Ton und Ruf,
Der mir dieß Zagen schuf?
Was zieht, was schreckt mich bald,
Was kommt herangewallt?
Woher, ihr fremden Hauche,
Entwehend Wald und Strauche?

3. Zu Sinn mir etwa fuhr
Die Größe der Natur?
Ha! oder Gottes Geist,
Der sich mir näher weis't?
Und die herein nun brechen
In dich, o Herz voll Schwächen?

9. Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Elisabeth Kulmann.



Elisabeth Kulmann, geb. den 5/17. Juli 1808 in St. Petersburg, war die Tochter eines Officiers, dessen Voreltern im 17. Jahrh. aus dem Elsaß nach Rußland ausgewandert waren; ihre Mutter war eine Deutsche. Nach dem Tode des Gatten gerieth die Wittwe in die bitterste Armuth, aber trotz der drückenden Verhältnisse entwickelte sich Elisabeth, das jüngste ihrer Kinder, in überraschender Weise. Sie gab sich unter den schwersten Entbehrungen schon in ihrem zartesten Alter dem Studium der Wissenschaften mit solchem Eifer und solcher Ausdauer hin, daß sie in ihrem fünfzehnten Jahre eilf Sprachen, darunter lateinisch und griechisch, verstand und acht derselben geläufig sprach, mehrere mit Gewandtheit schrieb und in der russischen, deutschen und italienischen dichtete. Zudem besaß sie zum Theil gründliche Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften, so wie viele Fertigkeit im Zeichnen, in der Musik und im Tanz. Ihre ersten Poesien erschienen in ihrem eilften Jahre; als sie 13 Jahre alt war, hatte ihr Lehrer und späterer Herausgeber ihrer „Sämmtlichen Dichtungen" (6. Aufl. Frf. 1851) eine Anzahl ihrer Versuche Göthen und Jean Paul vorlegen lassen; beide äußerten sich äußerst günstig über ihr Talent, dem sie eine glänzende Zukunft versprachen, und drei Jahre später fällte J. H. Voß folgendes Urtheil über ihre „Poetischen Versuche": „Man ist versucht, dieses Werk für eine meisterhafte Uebersetzung von Gedichten eines bisher unbekannten Dichters aus der glänzendsten Epoche der griechischen Literatur zu halten." Ihr zarter Körper konnte weder die Entbehrungen, die sie sich zum Theil freiwillig auferlegte, noch die übermäßige Anstrengung unausgesetzten Arbeitens und Schaffens ertragen; sie starb an völliger Entkräftung am 19. November (1. Dec.) 1825, noch nicht ganz siebenzehn und ein halbes Jahr alt.

Elisabeth hat, wie schon erwähnt, in drei Sprachen gedichtet, und in allen mit ausgezeichnetem Glück. Viele ihrer Gedichte schrieb sie zuerst in russischer Sprache nieder, und übersetzte sie dann auch deutsch und italienisch, doch ohne sich von der ersten Abfassung beherrschen zu lassen; vielmehr behandelte sie den Gegenstand in sofern selbstständig, als sie sich von dem Geist jener Sprachen und den Eigenthümlichkeiten ihrer Poesie leiten ließ, weshalb sie nach Umständen abkürzte oder weiter ausführte. Doch hat sie das Meiste gleich in deutscher Sprache niedergeschrieben. Den Anakreon übersetzte sie in acht Sprachen.

Wenn man schon über die Masse ihrer Dichtungen erstaunen muß (die deutschen Poesien enthalten allein über 100,000 Verse), so steigert sich bei näherer Betrachtung das Erstaunen zur höchsten Bewunderung, wenn man auch ihre Gedankenfülle und ihren Reichthum an Stoffen, so wie ihre große Meisterschaft kennen lernt, wenn man sieht, welche ungeheure Fortschritte das junge Mädchen von Jahr zu Jahr machte. Denn da der Herausgeber alle ihre Poesien von den ersten kindischen Versuchen an mitgetheilt hat, so können wir ihrer Entwickelung Schritt für Schritt folgen. In ihrer frühsten Kindheit bildeten ihre nächsten, beschränkten Umgebungen den Stoff ihrer Lieder; die Kuh, die ihr Milch gibt, die Katze, die Blumen, Bäume, die Vögel in ihrem Gärtchen, Alles besang sie mit kindlicher Anmuth und oft mit Geist. Später, als sich ihre Kenntnisse mehrten und sie in den Reisebeschreibungen von den Wundern der Natur las, wählte sie diese vorzugsweise zum Ge-

genstand ihrer Dichtungen, und ob ihr gleich die Anschauung fehlte, so hatte sie durch die Beobachtung der engen Welt, die sie umgab, einen so tiefen Blick in die Natur gethan, daß es ihr gelang, selbst die fremdesten Erscheinungen mit einer solchen Sicherheit aufzufassen und poetisch zu gestalten, daß ihre Schilderungen durch ihre tiefe Wahrheit und Anschaulichkeit überraschen. Der „Bogotafall in Amerika", den sie so trefflich ein „vom Himmel hangend Meer" nennt, „Der Missisippi-Strom", in welchem übrigens die Einwirkung von Göthe's „Gesang Mahomets" nicht zu verkennen ist, „Die afrikanische Skizze", „Der Urwald" u. a. m. gehören zu den lebensvollsten Schilderungen, welche die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Als sie die Griechen kennen lernte, versenkte sie sich mit solcher Kraft und Innigkeit in die Meisterwerke derselben, daß ihre Dichtungen in Geist und Form das Gepräge ihrer griechischen Vorbilder annahm. Doch wir können dies nicht besser als mit den Worten ihres Herausgebers ausdrücken: „In ihren Naturpoesien", sagt er, „erblicken wir überall eine seltene Fülle, ja eine Ueberschwänglichkeit der Gedanken und der Sprache, in ihren griechischen Producten aber die größte Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Gedanken und Worte; ja oft sehen wir mehr Gedanken als Worte, immer aber eine Art von Sparsamkeit im Gebrauche der sogenannten Zierathen der Kunst, eine Sparsamkeit, der man es jedoch ansieht, daß sie nicht die Folge der Armuth, sondern eines bereits ausgebildeten Geschmackes ist. Wie ihr Vorbild, Homer, sehen wir sie nicht durch Anhäufung der Bilder, sondern durch Auswahl der treffendsten und hervorstechendsten Züge ihre jedesmaligen Gegenstände schildern und auf diese Art ein unauslöschliches Bild desselben in die Seele ihrer Hörer prägen."

Es lag aber dieser griechische Geist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, schon von Natur in der Dichterin, er wurde nur durch das Studium der großen Meister des Alterthums entwickelt und genährt. Wir finden schon in ihren frühern Gedichten, und bevor sie die Griechen kennen lernte, die hohe Einfachheit des Ausdrucks und der Form neben der reichen Mannigfaltigkeit des dichterischen Colorits, jene schöne Harmonie zwischen Form und Inhalt, die wir an den Griechen bewundern, und es ist schon charakteristisch, daß sie von jeher die reimlosen Verse den gereimten vorzog, weil ihr der Reim wie ein täuschender Schmuck erschien. Sie bediente sich mit Vorliebe der reimlosen dreifüßigen Jamben, und es ist wahrhaft bewundernswürdig, wie sie in diesem Maße, das sich nur für das leichte anakreontische Lied zu eignen scheint, die erhabensten Ideen auszudrücken vermochte. Doch auch im Reim bewegte sie sich besonders in der letzten Zeit leicht und gewandt, und namentlich erscheint er in ihren spätern Gedichten selten oder nie als überflüssige Zierrat.

1. Das Mädchen und das Schicksal.

Das Mädchen.

Sag', weßhalb ließest, Schicksal,
In armer, niedrer Hütte
Du mich geboren werden,
Und legtest in die Seele
Mir dennoch Drang nach Größe?

Das Schicksal.

So ordnete die Macht es,
Die Gegenwart und Zukunft
Mit einem Blick umfasset.
Hätt' ich des Reichthums Händen
Als Kind dich anvertrauet,
Was wär' aus dir geworden?
Sie hätten von der Wieg' an
Dir jeden Wunsch erfüllet
Und dich verwöhnt. Nicht ungleich
Dem Hänfling, der dem Neste,
Von wildem Mohn und Veilchen
Schön überwölbt, entkriechet
An einer Quelle Rande
In üpp'ger Nahrung Schooße,
Und sorgenlos und müh'los
Erwächst und sich begnüget,
Von einem niedern Strauche
Zum anderen zu flattern,
Wär' Kindheit dir und Jugend
Und Alter und das Leben,
Gleich unbemerkt, entflohen.
Soll aber dieses Streben
Nach Größe, das sich rastlos
In deinem Busen reget,
Sich einst, o Kind, entwickeln,
So müssen alle Wünsche
In deiner Seele schlummern,
Dein Aug' muß rastlos aufwärts
Zur Aetherhöhe blicken:
Denn nicht auf Erden wandelt
Das Große und Erhabne.
Der junge Aar, zur Größe
Von der Natur bestimmet,
Weiß nichts von weichem Moose
Und Flaum und Eiderdunen;
Nackt friert auf kalten Felsen,
Von Nebeldunst umschlossen,
Oft Tage lang er darbend;
Dagegen aber steiget,
Sobald die starken Schwingen
Den vollen Wucht erreichet,
Er kühn empor zur Sonne.

2. An die Natur.

1. Natur, des Weltalls Mutter,
Die Leben rings vergießt,
Und alles Todte wieder
In ihren Schooß verschließt!

2. Ich höre schon die Schwingen
Des nahen Todes wehn;
Sag', werd' ich, wenn ich sterbe,
Auf ewig untergeh'n?

3. Bleibt von dem regen Geiste,
Der unermüdet schuf,
Vom Herzen, das nie fühllos
Blieb bei des Armen Ruf,

4. Das jedes Leiden theilte,
Erhöhte jedes Glück,
Sag', bleibt, wenn ich nun sterbe,
Von beiden nichts zurück?

5. Die hingesunkne Blume,
Der Baum, vom Herbst entlaubt,
Sie heben, naht der Frühling,
Auf's neu ihr blühend Haupt.

6. Sieh', die erstarrte Raupe
Sprengt ihres Kerkers Schloß,
Und hebt auf goldnen Schwingen
Sich in der Lüfte Schooß ....

7. Hier liegt des großen Räthsels
Enthüllter klarer Sinn:
Die Hülle stirbt, die Seele
Schwebt froh zur Gottheit hin!

3. Meine Schätze.

Wohl bist du eng und niedrig
Und feucht und kalt, o Hütte!
Und oft, oft herrschen Mangel
Und Noth in deinem Innern;
Doch nie wirst du mich gegen
Mein Schicksal murren hören.
Thät' ich's, mit Rechte würde
Man mich des Undanks zeihen.

Mir ward vom güt'gen Himmel
Beim Eintritt in das Leben
Zur Mitgift eine Gabe,
Die nie vielleicht besessen
Die mächtigste der Feen.
Ist mir die Welt um mich her
Zur Last, mit einem Schritte
Bin ich im Land der Wunder.
So schnell als im Gemüthe
Ein Wunsch dem andern folget,
Seh' ich sie flugs sich alle
In namenloser Schöne
Verwirklichen. Du, Hütte,
Wirst zum Pallast mit hundert
Glanzvollen Prunkgemächern;
Wohin mein Blick sich wendet,
Strahlt Silber ihm entgegen
Und Gold und Edelsteine
Und Tische von Porphyre,
Und Urnen, deren Formen
Das Auge fesseln, Bilder
Von Stein und Farbe, wie sie
Noch nie der Kunst gelungen.
Mit edlen Herrn und Frauen
Sitz' ich, erstaunt, zu Tische,
Geehrt wie ihres Gleichen
Und jedem Gast willkommen.
Nach aufgehobner Tafel
Reicht einer von den Gästen
Mir, bittend, eine Laute,
Und voll Begeist'rung sing' ich
Der lauschenden Umgebung
Von Heldenmuth und Hochsinn.
Der Held, gerührt vom Liede,
Bekennt, es seien Lieder
Unsterblicher als Thaten ...
Mir stehen alle Länder
Und Zeiten zu Gebote.
Schnell, wie in Träumen, wall' ich
Von einer hehren Scene,
Von einem schönen Zeitraum
Entzückensvoll zum andern
Und weid' an allen Wundern
Der Vorwelt und der Mitwelt,
Von allem Edlen, Schönen
Nach Lust mich zur Genüge!
Wie kleinlich scheint dann, Menschen,
Mir euer rastlos Streben
Nach Ehren, Schätzen, Freuden,
Die in dem Augenblicke,
Wo ihr sie nun erreichet,
Gleich nicht'gen Seifenblasen,
All' ihren Reiz verlieren!

4. Aus „Pindar's Fest".

Noch lag er in der Wiege,
Und lächelte süßträumend,
Da stürzten aus den Lüften
Zwei wunderschöne Schwäne.

Sanft faßten mit den Schnäbeln
Die Henkel sie der Wiege,
Und strebten raschen Fluges
Zum Gipfel des Parnasses.
Dort harrtet ihr des Kindes,
O Musen und Apollo!
Und weihtet schon als Säugling
Ihn eurem heil'gen Dienste.

Den Schlummernden nimmt Klio
Auf ihren Schooß, ihm netzet
Apollo selbst die Lippen
Mit dichterischem Wasser,
Und haucht ihm seinen Geist ein.
Indeß umflocht der Musen
Geschäftig Chor die Wiege
Mit Rosenlorbeerzweigen,

Da brachten ihn die Schwäne,
Mit tönendem Gefieder
Die sanften Lüfte theilend,
Zurück an Dircens Ufer.
Wer mag den süßen Schrecken
Der Elternherzen schildern,
Als von des Tages Müh'n sie
Heimkehrend so ihr Kind sah'n!

Denn nicht von Kadmus stammte,
Noch einem der berühmten
Thebanischen Geschlechter
Der ungekannte Pindar.
Die mächt'gen Götter aber
Erheben oder senken
Nach eigenem Gefallen
Das Staubgeschlecht der Menschen.

Zum Herrscher im Gesange
Erwähleten sie Pindarn.
Melodisch war das Lallen
Des Kindes schon; der Knabe,
Nur selten der Genossen
Lärmvolle Spiele theilend,
Vertiefte gern in's Dunkel
Der Haine sich und Grotten.

Hier übt, des Sonnenlaufes
Uneingedenk, abwechselnd
Er Geist und Stimm' und Hände.
Und als er einst zur Leier
Ein ihm genügend Lied sang:
Da sah, so geht die Sage,
Ein Hirt den Gott der Fluren
Zu seinem Liede tanzen.

Der anmuthsvolle Zeisig,
Der sanfte Hänfling horchen,
Wie lieblich auch ihr eigner
Gesang ist, oft den Tönen
Der andern Waldgenossen,
Und ahmen, sie verschönernd,
Und in ihr Lied verwebend,
Sie nach zur Lust der Hörer.

Doch im Gefühl der Schönheit
Und gleichenlosen Fülle
Des eigenen Gesanges
Vermeidet selbst die Spuren
Fremdartiger Bereich'rung
Die Nachtigall, aus tiefer
Und unversiegter Quelle
Stets kühn're Weisen schöpfend.

So Pindars Lied, stets eigen,
Stets neu und unerreichbar;
Dem Könige der Flüsse
Böotiens vergleichbar,
Der auf Citharons Abhang
In dreier Eichen Mitte
Wie eine Demantsäule
Dem Schooß der Erd' entsteiget;

In Thaugestalt vielfarbig
Dann niedersinkt; zum Bach wird
Von Fels zu Fels dann stürzend
In weitgehörten Fällen
Die Ebene erreichet;
Wo andre Bäche, Söhne
Des Schneees oder Regens,
Ihn bald zum Fluß vergrößern.

Hier wirft der kühne Jüngling
Die ungeduld'gen Arme
Um Oerö's sanfte Reize,
Der Huldgöttinnen Insel;
Doch ehrfurchtsvoll beim Anblick
Von Juno's nahem Tempel,
Verläßt die irren Pfad' er
Ihm untersagter Liebe.

Und fließt jetzt leise, daß er
Der Helden sanften Schlummer
Nicht störe, die mit eignem
Und Strömen Perserblutes
Platäens Ruhmgefilde
Getränkt, worauf bald riesig
Der Freiheit Eich' emporstieg,
Ganz Griechenland beschattend.

Schon harren sein Apollo's
Gefei'rter Strom Ismenos,
Und der am Thron Kronions
Entspringende Thermodon,
Und du, an Oel und Trauben
Gesegneter Skamander,
Sein Glanzgefolg zu bilden
Auf seinem Lauf zum Meere.

Jetzt stürmt in Felsenufern
Weithallend er zum rauhen
Orop' und zu des Sehers
Quellreichem Tempelhaine;
Und nun mehr einem Seee
Als einem Strome gleichend

Betritt, der Fluth nicht achtend,
Er das Gebiet des Meeres.

So schrittest, unaufhaltbar,
Und hehr und vielgestaltig
Du stets, gleich einem Gotte,
O Sänger, auf dein Ziel los.
Das Irdische mit Riesen-
Gewalt zu dir erhebend,
Vom Schimmer ungeblendet
Des Himmels, deines Wohnorts.

Albert Knapp.

Albert Knapp, geb. den 25. Juli 1798 in Tübingen, brachte seine Kinderjahre in Alpirsbach und seine Knabenzeit vom 9. Jahre an in Rotweil zu. Vom J. 1814—1816 besuchte er das Seminar zu Maulbronn, worauf er in das theologische Seminar zu Tübingen trat, wohin sein Vater unterdessen wieder versetzt worden war. Nach vollendeten Studien trat er im J. 1820 in das praktische Leben, zuerst als Vicar in Feuerbach, dann in gleicher Eigenschaft in Gaisburg bei Stuttgart, später als Helfer in Sulz a. Neckar und Pfarrer in Holzhausen, von wo er im Jahr 1831 auf den Wunsch der verwittweten Herzogin Henriette von Würtemberg nach Kirchheim unter Teck kam. Im J. 1836 wurde er zum Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart ernannt, 1837 zum Oberhelfer an der Stiftskirche und 1845 zum ersten Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, welche Stelle er jetzt noch bekleidet.

Wenn auch an Tiefe und Innigkeit weder Albertini, noch selbst Garve erreichend, nimmt Albert Knapp doch eine würdige Stellung unter den geistlichen Liederdichtern der neuen Zeit ein. („Geistliche Gedichte“, 2 Bde. Bas. 1829.) Es ist namentlich sein Bestreben anzuerkennen, den einfachen, herzlichen Ton des alten Kirchenlieds wieder anzustimmen, ob er ihn gleich bei seiner vorwiegenden Neigung zum Pietismus nicht erreichen konnte. Das alte Kirchenlied beruhte auf der vollsten Klarheit des religiösen Bewußtseins, und steht daher schon aus diesem Grunde mit den pietistischen Ansichten in Widerspruch. Eben so verdienen Knapps Bemühungen Lob, dem geistlichen Lied eine künstlerisch gebildete Form zu geben; aber die Verschmelzung des künstlerischen Elements mit der Einfalt des alten Kirchengesangs war eine Aufgabe, die sein immerhin schönes Talent in vollem Umfange doch nicht zu bewältigen vermochte.

1. Der Morgenstern.

1. Wenn ich in stiller Frühe
Vom Schlummer aufgewacht,
Blick' ich empor, und sehe,
Des Morgensternes Pracht!
Mit sanftem Glanz begegnet
Sein heitres Auge mir:
So früh bin ich gesegnet!
Mein Gott, ich danke Dir.

2. In Nacht und Schlummer liegen,
Das schufst Du mir nicht an:
Ein Licht ist aufgestiegen,
Da man nicht schlummern kann.
O selig, wer zum Lichte
Durchdrang aus seiner Nacht,
Und vor dem Angesichte
Der ew'gen Sonne wacht!

3. Ich freue mich mit Thränen,
Daß ich geboren bin.
Mich zieht zu Dir ein Sehnen,
Dich Liebe zu mir hin.
Geh' auf nach Gram und Schmerzen,
Und bleibe nimmer fern,
Geh' auf in meinem Herzen,
Du heller Morgenstern!

2. Um ein stilles Herz.

1. Sohn des Vaters, Herr der Ehren,
Eines wollst Du mir gewähren,
Eins, das mir vor Allem fehlt:
Daß aus Deiner Gnadenfülle
Milde Ruhe, sanfte Stille
In das laute Herz mir quille,
Das sich stets mit Eitelm quält.

2. Du ja trachtest aller Orten
Uns mit Deinen Liebesworten
Ueberschwänglich zu erfreun:
Aber vor dem lauten Toben,
Das von unten sich erhoben,
Kann der milde Laut von oben
Nicht in unsre Herzen ein.

3. Wie Maria Dir zu Füßen
Will ich sitzen und genießen,
Was dein Mund von Liebe spricht.
Eitelkeit und Eigenwille,
Leib und Seele, schweiget stille!
Komm, o Seelenfreund, erfülle
Mich mit Deinem heil'gen Licht!

3. Luft von Morgen.

1. Himmelsluft vom Morgenlande,
Die zu uns herüberweht,
Wo am düstern Grabesrande
Mancher arme Pilger steht —
Siechthum hat ihn fast verzehret,
Sünde sein Gebein verheeret,
Wehe lieblich, mild und rein,
Kühlung in sein Herz hinein.

2. Daß der Kranke sich erhebe,
Daß er, von dem Jammer frei,
Grünend stehe, wonnig lebe,
Eine Blume Gottes sei!
Fahre fort ihn anzuhauchen,
Ihn in Balsam einzutauchen!
Ohne dich, o Lebensluft,
Sinkt er welkend in die Gruft.

3. Himmelsluft vom Morgenlande,
Ich bin auch ein krankes Herz:
Weh' an meines Grabes Rande
Mir hinweg der Sünde Schmerz!
Grünen möcht' ich noch auf Erden,
Meinem Gott zur Freude werden:
Du, die Alles heilen kann,
Weh', o Himmelsluft, mich an!

Anton Alexander Maria Graf von Auersperg.

So lang die Oesterreicher auch in wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung hinter den übrigen Volksstämmen zurückgeblieben sind, und so sehr das materielle Leben dieselben überwiegend in Anspruch zu nehmen schien, so daß eine Entfaltung der höheren Geisteskräfte für unmöglich erachtet werden mußte, und man im Norden gewöhnlich mit einem gewissen Stolz auf das heitere, lebenslustige Volk herabzuschauen gewohnt war; so hätte ein geschärfter Blick doch schon vor Jahren wahrnehmen können, daß dieses Volk eine Fülle von Lebenskraft besitze, wie kaum irgend ein anderer deutscher Volksstamm, und daß namentlich das lebendige Nationalbewußtsein und seine unverkümmerte Volksthümlichkeit ihm eine schönere Zukunft verspreche. Denn man mußte sich bald überzeugen, daß gerade die ungebeugte Lebenslust, die man an den Oesterreichern tadelte, sie vor der Verdumpfung unter dem geistlichen und weltlichen Joche sicherstellte, und daß unter der



Hülle des heiteren Leichtsinns Geist und Thatkraft verborgen sei. Die neuere Zeit hat diese Ansicht bestätigt: eine Reihe von trefflichen Gelehrten und Dichtern hat Oesterreich aus der abgeschlossenen Stellung gerissen, in der es sich noch im Anfang der zwanziger Jahre befand; es hat seitdem an der allgemeinen Bewegung des deutschen Volkes Theil genommen, es hat sich in Wissenschaft, Poesie und politischem Leben eine hervorragende Stellung errungen und nach jeder Richtung eine solche Lebenskraft entfaltet, daß es nicht gewagt sein dürfte, zu behaupten, daß die Zukunft des deutschen Volkes in Dichtkunst und Politik an Oesterreich geknüpft ist. Wir haben schon vor Jahren in den neueren österreichischen Dichtern die Verkündigung einer besseren Zeit erblickt, weil sich in ihnen die Bestrebungen der Zeit am entschiedensten aussprachen, weil diese durch sie vorzugsweise ins Bereich der Poesie gezogen wurden*). Die Geschichte der letzten Jahre hat uns trotz aller widerstrebenden Erscheinungen nur in dieser Ansicht bestärken können.

Unter den österreichischen Lyrikern tritt uns zunächst der Graf Anton Alexander Maria von Auersperg entgegen, der sich als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün einen weitverbreiteten Ruhm erworben hat. Derselbe wurde am 11. April 1806 zu Laibach geboren. Von 1813 an wohnte er, mit Ausnahme eines zweijährigen Aufenthalts in Gräz, bis 1824 beständig in Wien, von dieser Zeit an auf seinen Gütern im Herzogthum Krain, von wo aus er jedoch mehrere Reisen durch Frankreich, Italien und das südliche Italien unternahm. Seit 1832 verheirathet und bald darauf zum k. k. Kammerherrn ernannt, lebt er nunmehr abwechselnd in Wien und auf seinen Gütern. Im J. 1848 war er Mitglied des deutschen Parlaments in Frankfurt, wo er zwar keine hervorragende Stellung einnahm, aber doch Gelegenheit erhielt, durch seine Theilnahme jene Gerüchte Lügen zu strafen, nach denen er seinen früheren politischen Ansichten untreu geworden wäre.

Anastasius Grüns erste Poesien („Blätter der Liebe", Stuttg. 1830) blieben beinahe ganz unbeachtet, und allerdings waren die mitgetheilten Dichtungen weder in der Form, noch im Gehalt bemerkenswerth; nur aus einzelnen ließ sich wahrhaft dichterische Begabung erkennen (1), aber man konnte sie eben so gut für Ergebnisse eines glücklichen Augenblicks halten, wie sie wohl Jeder hat, der Verse macht. Erst als bald darauf sein „Letzter Ritter" (Stuttg. 1830) erschien, wurde man um so mehr auf den jungen Dichter aufmerksam, als er einen Ton anschlug, den man weder an Oesterreichern, noch an den Mitgliedern des hohen deutschen Adels zu hören gewohnt war. Die größte Popularität ward ihm aber durch seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (Hamb. 1831) zu Theil, in denen er die Ideen, welche das gesammte Oesterreich erfüllten, in eben so glänzender als freimüthiger Sprache poetisch verklärte. In einer Reihe von trefflichen Gemälden schilderte er die Zustände seines geliebten Oesterreich, dessen Wünsche und Hoffnungen und dessen Rechte; furchtlos und in dem würdigsten Tone geißelte er die Feinde der geistigen Entwickelung seines Volkes, die Staatsmänner, die „Pfaffen", den Adel; er erinnert an die schöneren Zeiten, die das Vaterland gesehen, die ihm aber Bürge sind, daß eine bessere Zukunft erstehen werde. Die „Spaziergänge" werden aber schon deshalb immer Werth behalten, weil sie aus dem Leben hervorgegangen sind und sich nicht in hohlen Phrasen oder leeren Abstractionen ergingen, wie so viele spätere Dichter thaten. Hatte er in denselben die Idee der Freiheit ausschließlich mit Rücksicht auf Oesterreich poetisch behandelt, so nahm er in dem „Schutt" (Lpz. 1835) einen allgemeineren Standpunkt ein, ohne jedoch den realen Boden aufzugeben; vielmehr fußte er auch hier auf der Wirklichkeit. Der „Schutt" besteht aus vier größeren Dichtungen, die selbst wieder in kleinere, nur durch einen allgemeinen Gedanken zusammengehaltene Lieder zerfallen. In dem „Thurm am Strande" schildert er uns die Leiden eines wegen seiner freien Gesinnung im Gefängniß schmachtenden Dichters mit einer Wärme und Wahrheit, die selbst das härteste Herz erschüttern muß. Die zweite Dichtung „Eine Fensterscheibe" ist der Schilderung des Klosterlebens gewidmet; wenn sich im „Thurm" der Geist aller Leiden ungeachtet doch noch frei bewegte, sehen wir ihn hier in den drückenden Fesseln der Hierarchie und der Heuchelei gefangen gehalten, jeder menschlichen und edlen Regung unfähig. In dem „Cincinnatus" stellt der Dichter in lebenswarmen Bildern die alte und neue Welt einander entgegen, die Versunkenheit jener, die er an den italienischen Zuständen veranschaulicht, und die Hoffnungen, welche Amerika erregt. Am höchsten

*) Handbuch der poet. Nationalliteratur 3, 416 ff.

erhebt er sich in den „Fünf Ostern", in denen er, die Sage glücklich benutzend, daß Christus alljährlich am Ostermorgen vom Oelberg auf die Welt niederschaue, bedeutende Epochen der Weltgeschichte vor unsern Augen erscheinen läßt: die Zerstörung Jerusalems, die Eroberung der heiligen Stadt durch die Kreuzfahrer, die Herrschaft der Muhamedaner, die Zeit Napoleons. Zuletzt erblickt er im Geiste das künftige Ostern, in welchem Halbmond und Kreuz in Jerusalem verschwunden sind und Gottes ewiger Frieden das Land und die Menschen beglückt, Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug unbekannte Erscheinungen sind.

In den „Gedichten" (Lpz. 1837) endlich bot Anastasius Grün eine reichere Mannigfaltigkeit von Stoffen; neben der Freiheit, deren Verherrlichung doch sein leitender Gedanke bleibt, besingt er auch die Liebe und die Natur, so wie mannigfache Verhältnisse des äußeren und des Gemüthslebens, er ist besonders in den der Natur gewidmeten Liedern glücklich, wie auch seine andern oben erwähnten Gedichte von der wärmsten Liebe zur Natur und von einer ächt poetischen Auffassung derselben zeugen. Wie er ganz in ihr lebt, wird schon aus dem Reichthum an trefflichen, oft prachtvollen Bildern ersichtlich, die einen wesentlichen Charakterzug seiner Dichtungen bilden. Er weiß mit großem Geschick die Natur zu beleben, und sie eben dadurch in die mannigfaltigsten Beziehungen zu der Menschen- und Ideenwelt zu bringen. Man hat ihm seine Bilderfülle oft zum Vorwurf gemacht, und es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß er durch dieselbe zuweilen die Einheit des Gedankens stört; aber wir möchten dieses Ueberwuchern doch einigermaßen in Schutz nehmen; wir erblicken darin nämlich nicht bloß ein Zeugniß seiner eigenen Bildungskraft, sondern glauben, daß er, wie überhaupt, so auch in diesem Punkt, die jugendliche Rüstigkeit und Lebenskraft seines Volksstamms repräsentirt.

1. Mannesthräne.

1. Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkt
Mir der klare Thau des Himmels,
Der in Blumenkelchen blinkt.

2. Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Thau die Blume
Und ihr Haupt hebt sich verjüngt.

3. Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz auf Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

4. Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

5. Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

6. Mädchen, denk' des wunden Baumes
Auf des Orients fernen Höhn;
Mädchen, denke jenes Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

2. Wandergruß.

1. Dort vom Bergschloß, daß ich raste,
Lädt der Blüthenbaum mich ein;
Freundlich winkt der Vogt zu Gaste
Mit dem vollen Becher Wein.

2. Den Urahn und seine Gäste
Hat dies Kelchglas schon geletzt,
Und an ihrem Hochzeitfeste
Ahnfrau diesen Baum gesetzt.

3. Drum wie seinen Blüthenregen
Ueber mich der Baum jetzt streut,
Dünkt's mich wie ein Ahnensegen
Aus der alten fernen Zeit.

4. Und wie ich, vom Born zu nippen,
Mit dem Glas berührt den Mund,
Ist's als ob des Ahnherrn Lippen
Böten mir den Gruß zum Bund.

5. Die in weiter Welt sich mieden,
Einte dieses Glases Kreis;
Was durch Zeit und Land geschieden,
Drückt hier Lipp' an Lippe leis.

6. Von Geschlechten zu Geschlechten
Schlinge sich der heil'ge Bund!
Fort und fort sein Band zu flechten,
Weiht, o Glas, dich Herz und Mund.

7. Diesen Kuß zu fernen Tagen,
Wenn zu Staube längst ich bin,
Sollst du auf die Lippen tragen
Einer späten Enkelin.

8. Für den Enkel Gruß und Segen
Will ich dir; o Baum, vertrau'n,
Daß du ihn als Blüthenregen
Um sein Haupt magst niederthau'n.

3. Am Strande.

1. Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerrißnen Netzen.

2. Manch rüstig stolz bewimpelt Schiff!
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier, und dort das Riff,
Jetzt Fluth, jetzt Ebb' am Strande.

3. Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;
Die Segel auf und nieder!

4. Zwei Jungfrau'n sitzen am Meeresstrand;
Die Eine weint in die Fluthen,
Die Andre mit dem Kranz in der Hand
Wirft Rosen in die Fluthen.

5. Die Eine, trüber Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

6. Die Andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

7. Fortbraus't das Meer und überklingt
Das Jauchzen wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen wie die Thränen.

4. Das Vaterland.

1. Wir schwebten mit vollen Segeln
Durch grüne Meeresfluth,
Ein Völklein bunt und luftig,
Mit leichtem, frohem Muth;

2. Ein Völklein, wie es heute
Der Wind zusammensä't,
Und wie er's morgen wieder
Flink aus einander weht.

3. Da war ein Mann aus Frankreich,
Vom grünen Rhonestrand;
Goldsaaten, Rebenhügel
Nannt' er sein Vaterland.

4. Ein Andrer pries als Heimath
Des Nordens Felsenwall,
Die Gletscher Skandinaviens,
Die Seeen von Kristall.

5. Dort, wo als ew'ger Leuchtthurm
Vesuv, der hohe, glüht,
Stand eines Dritten Wiege,
Von Lorbern überglüht.

6. In deutscher Eichen Forste,
Auf Berge, hoch und grün,
Zu frischen Au'n der Donau
Zog mich das Heimweh hin.

7. „Laßt hoch die Heimath leben!
Nehmt All' ein Glas zur Hand!
Nicht Jeder hat ein Liebchen,
Doch Jeder ein Vaterland!"

8. Und Jeder trank den Becher
Mit flammendem Antlitz aus;
Nur Einer starrte schweigend
Weit in die See hinaus.

9. Ein Mann war's aus Venedig,
Der sprach in sich hinein:
„Mein Vaterland, o Heimath,
Du bist nur Wasser und Stein!

10. Einst glomm der Freiheit Sonne,
Da lebt' und sprach der Stein,
Und tönte, wie Memnons Säule,
In's Morgenroth hinein!

11. Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf in's Himmelszelt!

12. Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du, o Heimath,
Jetzt Wasser nur und Stein?" —

13. Er schwieg und starrte lange
Auf's Meer hin unverwandt,
Und, unberührt noch, glänzte
Das Glas in seiner Hand.

14. Jetzt, wie zum Todtenopfer,
Goß er's hinab in's Meer;
Wie funkelnde Thränen stoben
Die goldenen Tropfen umher.

5. Salonscene.

1. Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast, und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

2. Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkohrnen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

3. Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

4. Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

5. Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preis't,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkat's Kerker schickt!

6. Könnt Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!

7. Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune bist,
Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh', vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

8. Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Oestreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh', es fleht ganz artig: dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

6. Mauthcordon.

1. Unser Land, wohl ist's ein Garten; doch der Gärtner bang und scheu,
Zog ein starres Eisengitter, daß er rings verschlossen sei!
Doch auch draußen wohnen Leute, die sich gern der Gärten freun;
Wer sich freut an schönen Fluren, kann ein schlimmer Gast nicht sein!

2. Schwarz und gelbe Schranken halten unsre Gränzen rings umspannt,
Schergenwacht und Mauthner hüthen so bei Tag als Nacht das Land,
Sitzen unter Tags vorm Zollhaus, liegen Nachts im feuchten Gras
Still und lauschend auf dem Bauche, spähend rings ohn' Unterlaß.

3. Daß sich ja kein fremder Krämer, fremder Knaster, fremder Wein,
Fremde Seide, fremde Linnen, schleichen in das Land herein!
Daß ein arger Gast vor allen unsern Grund betrete nicht:
Der Gedanke, der entsprossen fremdem Boden, fremdem Licht!

4. Endlich wird's den Wächtern bange, wenn die Geisterstunde kreis't,
Denn in unserm guten Lande graut es Manchem vor dem Geist;
Kalt und schneidend weht die Nachtluft, Mattheit rieselt durchs Gebein,
In die Schenke ziehn die Wächter, Herz und Leib erquickt der Wein!

5. Sieh', da tauchen aus den Büschen, aus den Nebeln rings der Nacht
Männer, schwere Last am Rücken, Karren, schwer von reicher Fracht;
Leise, wie die Nebel, schleichen sie die fahlen Steg' entlang,
Sieh', da wallt auch der Gedanke seiner Sendung heil'gen Gang.

6. Mit den Schmugglern muß er reisen, — er versteckt und hehlt doch nichts!
Mit den dunkeln Nebeln schleichen, — er, der Sohn des Tags und Lichts! —
O heraus, ihr durst'gen Zecher! Müde Wächter, flink herbei!
Stellt euch auf in blanken Waffen, schnurgerad in Glied und Reih'!

7. Präsentiret die Gewehre, senkt die Fahne feierlich!
Laßt die Trommeln fröhlich wirbeln, und die Schranke öffne sich!
Daß mit grüner Palme siegreich, stolz und frei im Lichtgewand,
Leuchtend der Gedanke wandle in das gastlich schöne Land!

7. Unsere Zeit.

1. Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

2. Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,

Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

3. „Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht Ihr sie, so schmäht Ihr Euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

4. Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein,
Wollt des süßen Weins Ihr schlürfen, gießt nicht Eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus,
Freilich, seit Ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

5. Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da Ihr Disteln ausgesä't,
Ei, wie könnt Ihr drob Euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

6. Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein!"

Aus dem „Schutt".

8. (Der gefangene Dichter.)

1. „Ich war bescheidener Sonettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

2. Da lieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwischt die schönsten Keime!

3. Vor'm Thor San Marco's hielt ich Siesta gerne,
Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozession im Weg ich sitzen.

4. Einst in Fenice's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

5. Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf Senatoren
Kein andrer Reim just ein, als: Midasohren!

6. Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau.

Wir schließen unsere Uebersicht der hervorragenden oder die Entwickelung der Poesie bestimmenden Lyriker mit einer eben so erfreulichen als traurigen Erscheinung, mit einem der begabtesten Dichter der Zeit, dessen Talent in der Nacht des Wahnsinns unterging.

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, der seine Dichtungen unter dem Namen Nikolaus Lenau herausgab, wurde am 13. August 1802 zu Csatád, einem Dorfe in der Nähe



von Temeswar, geboren, verlebte aber seine Kinder- und Knabenjahre in Ofen, wohin sich sein Vater begeben hatte, als er wegen Kränklichkeit sein Amt hatte niederlegen müssen. Dort besuchte Lenau die deutsche und lateinische Schule, später die Unterrichtsanstalten zu Tokai, wohin seine Mutter mit ihrem zweiten Gatten (sein Vater war schon früh gestorben) gezogen war. Im 17. Jahr ging er nach Wien, um Philosophie und später die Rechte zu studiren, welches Studium er auch in Presburg fortsetzte, ohne ihm jedoch Freude abgewinnen zu können, weshalb er später zum Studium der Medicin überging. Obgleich auch diese ihm wenig Befriedigung gewährte, arbeitete er doch mit solcher Anstrengung, daß seine Gesundheit darunter litt; um sie wieder herzustellen, begab er sich in die österreichischen Alpen, wo er eine Zeitlang in glücklicher Muße zubrachte. Hierauf ging er nach Heidelberg, um seine medicinischen Studien zu vollenden; auf seiner Durchreise durch Würtemberg wurde er mit Uhland, G. Schwab, J. Kerner, G. Pfizer und dem Grafen Alexander von Würtemberg bekannt, die er denn auch von Heidelberg aus öfters besuchte, was ihm um so mehr zur Nothwendigkeit wurde, als er allein im belebenden Umgange mit diesen Freunden den Trübsinn zu überwältigen vermochte, der ihn schon damals öfters befiel. Im J. 1832 ergriff ihn mächtige Sehnsucht nach Amerika, wo er im Umgange mit der urkräftigen Natur poetische Stoffe und neues Leben zu finden hoffte; nach kurzen Vorbereitungen schiffte er über das Weltmeer. Doch fühlte er sich in den fremden und ungewohnten Lebensverhältnissen nicht glücklich und er kehrte daher schon im folgenden Jahre nach einigen grö-

ßeren Wanderungen durch die Vereinigten Staaten nach Europa zurück. Von nun an lebte er abwechselnd in Wien, Ischl und Stuttgart. In Wien ergriff ihn die tiefste Leidenschaft für die Frau eines theuern Freundes; mit zerrissenem Herzen floh er den geliebten Gegenstand, und es gelang ihm nach und nach, die Melancholie zu überwinden, die sich seiner bemächtigt hatte. Später machte ein junges, eben so liebenswürdiges als edles Mädchen einen großen Eindruck auf ihn, und da sie seine Neigung erwiederte, so daß sie sich verlobten, schien ein neues, ruhigeres Leben für ihn aufzugehen, als er kurze Zeit nachdem er sich verlobt hatte, im J. 1844, plötzlich in unheilbaren Wahnsinn verfiel. Er starb in einer Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien den 22. August 1850 in den Armen seines Schwagers Schurz.

Wir haben oben Lenau eine zugleich erfreuliche und traurige Erscheinung genannt; erfreulich ist sie, weil es eine ächte Dichternatur war, traurig, weil er niemals zu der innern Ruhe und Harmonie gelangen konnte, mit der allein Großes geschaffen werden kann, und die unheilbare Zerrissenheit seines Innern den Grund zu seinem unglücklichen Schicksale legte. Lenau hatte eine edle, aber reizbare Seele, die nicht nur für alles Große und Schöne empfänglich war, sondern auch mit der leidenschaftlichsten Begeisterung die Herrschaft des Guten herbeiwünschte, und daher mit der Wirklichkeit in den lebhaftesten Widerspruch gerathen mußte. Die tagtäglich sich wiederholende Beobachtung, daß im Leben der Sieg so oft dem Bösen zu Theil wird, erschütterte selbst seinen Glauben, und er gerieth in ein Meer von Zweifeln, die je länger je mehr sein Herz der Verzweiflung nahe brachten. So ist unbefriedigte Sehnsucht, Schmerz über die Unzulänglichkeit der menschlichen Bestrebungen und Geschicke der Grundton seiner Lyrik; aber so wahr dieser Schmerz ist, weil er aus seinem innersten Busen hervorströmt, so sehr er sich daher von jenem seit Heine zur Mode gewordenen Weltschmerz unterscheidet, der bei seiner Unwahrheit eher komische Wirkung hervorbrachte; so gelang es ihm doch oft nicht, ihn poetisch zu gestalten, weil er als Dichter desselben nicht Herr werden konnte, und die Dichtungen, die unter der Herrschaft dieses sein ganzes Wesen erfassenden Schmerzgefühls erstanden, werden immer unerquicklich sein, wenn auch alle oder die meisten Einzelnes darbieten, das von seinem hohen poetischen Talent zeugt. Dieses gelangt jedoch oft zur herrlichsten Entfaltung, wenn sich in glücklicheren Stunden der Schmerz zur stillen Wehmuth mäßigte, und er das Leben und die Lebensverhältnisse mit freierem Blicke betrachten konnte, oder wenn die Liebe, sei es zu einem weiblichen Wesen oder zur Natur oder auch zur Freiheit sein Herz mit vollerer Gewalt ergriff und ihm, wie gegen seinen Willen, eine noch so entfernte Hoffnung zeigte, oder ihn sogar in das reine ungetrübte Anschauen der Natur und der Welt versetzte. Solcher Lieder sind freilich nur wenige zu finden, aber diese wenigen, wie „Der Lenz" und die „Liebesfeier", gehören zu den herrlichsten Erscheinungen nicht bloß der neueren Lyrik, sondern der Poesie überhaupt. Von dem reinsten Gefühl für die Natur durchdrungen, erhebt er sich oft zum tiefsten Verständniß derselben; er weiß sie mit einer wahrhaft schöpferischen Kraft zu beleben und uns dadurch selbst in ihr Verständniß zu führen. Wie jedem wahrhaften Dichter ist sie ihm stets gegenwärtig; daher seine Bilder, an denen er einen seltenen Reichthum besitzt, immer aus der lebendigen und reizvollen Natur genommen sind, deren Erscheinungen er mit wenigen meisterhaften Zügen vor die Seele zu zaubern versteht.

Wie für die Natur, so war sein Herz auch von der glühendsten Liebe für das Vaterland, für die Freiheit erfüllt; aber es war diese Liebe auch, eben weil sie so heiß, so sehnsuchtsvoll war, mit dem tiefsten Schmerz verbunden. Mochte er die Blicke auf sein geliebtes Ungarn oder auf Deutschland werfen, das ihm zum zweiten Vaterland geworden war, überall traten ihm die mangelhaftesten Zustände entgegen, nirgends eine Zufluchtstätte der Freiheit. Polens herzzerreißendes Schicksal, dem er manches herrliche Gedicht widmete, mag wohl zum großen Theil seinen Entschluß herbeigeführt haben, nach Amerika zu ziehen, um die Freiheit, die in Europa auf ewig vernichtet zu sein schien, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Aber ihm blieb das ruhige, stille Walten derselben unverstanden, er erkannte sie in ihrem schlichten bürgerlichen Kleide nicht („Der Urwald"), und so kehrte er mit neuen Zweifeln und verstärkter Hoffnungslosigkeit zurück, welche das Glück über die Rückkehr in das Vaterland nur auf kurze Zeit zurückdrängen konnte. Zwar leuchtete ihm von Zeit zu Zeit ein neuer Hoffnungsstrahl, aber es hatte der Zweifel eine solche Gewalt über ihn erhalten, daß er denselben nur schüchtern begrüßte, und auch im Ausdrucke des scheinbar vollsten Glaubens die Hoffnungslosigkeit durchleuchten ließ, die sich seiner von Tag zu Tag mit immer größerer Gewalt bemächtigte („An den Frühling"). Daher bildete sich auch die Sehnsucht nach dem Tode immer mehr aus, die nun in der mannigfaltigsten Gestaltung alle seine Lieder durchzog, bis der lang ersehnte sich endlich seiner bemächtigte, aber freilich in einer Form, welche die vollste Bestätigung seiner Hoffnungslosigkeit war.

1. Schilflied.

1. Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Nieder hangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

2. Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

3. In mein stilles tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2. Waldlied.

1. Abend ist's, die Wipfel wallen
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

2. Kosend schlüpfen durch die Aeste
Muntre Vöglein, andre singen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

3. Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Kein's will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

4. Wie in's dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süßbefriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

5. Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet.

6. Wie vor Nacht zur Fluth sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlaf' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

3. Liebesfeier.

1. An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

2. Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

3. Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

4. Der Lenz.

1. Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;

2. Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

3. Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die er in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

4. Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

5. Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

6. Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

7. In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

8. Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

9. Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

5. Die Ferne.

1. Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

2. Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid;

3. Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

4. Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

5. Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr.

6. Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

6. Herbstklage.

1. Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braus't des Herbstes banges Treiben.

2. Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

3. Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahin geschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

4. Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

7. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder,
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernsten Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!“

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wundersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

8. Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es an fremdem Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen tiefen Wald durchschnitten,
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Kein Windhauch rauschte und kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.
Verwildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Uebermucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt in's alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen?
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Längst sind die Blüten und die Vogel fort,
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als nun der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang,
Und seine Arme ihm entgegenrang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft,
Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

9. Meeresstille.

1. Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht, wie du,
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

2. Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

3. Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

4. Daß im Schutz geschloßnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

10. An den Frühling.

1. Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

2. Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

3. Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

4. Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

5. Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

6. Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

7. Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

8. Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

9. Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

10. Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband?

11. Braus't dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

12. Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

13. Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

II. Didaktische Poesie.

Während die didaktische Poesie im vorigen Zeitraum zu einem großen Umfange und Einfluß gelangt war, dieselbe sogar recht eigentlich den Mittelpunkt der poetischen Bestrebungen bildete, da selbst die andern Dichtungen nicht selten wenig=

stens eine didaktische Grundlage, einen ausgesprochen belehrenden Zweck hatten, trat diese Gattung in der gegenwärtigen Periode je länger je mehr zurück. Es war dies eine nothwendige Folge der tieferen Einsichten, welche man von dem Wesen der Poesie gewonnen hatte, da man nun nicht mehr den sittlichen Nutzen für deren Hauptaufgabe hielt, sondern sich immer mehr bewußt wurde, daß sie, wie jede andere Kunst, nur die Darstellung des Schönen zum Zwecke habe, und sie keineswegs auf den Verstand, sondern auf die Phantasie und das Gemüth zu wirken habe. Es hatte schon Lessing dies in der That schon früh in der trefflichen Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" klar genug ausgesprochen; allein seine Ansicht fand lange keinen Eingang oder blieb ganz unverstanden, und erst als Herder durch die Hinweisung auf das Volkslied die wahre Bedeutung der Poesie zum allgemeinen Bewußtsein gebracht hatte, erst als man durch ihn und Göthe auf die Welt und das Leben als auf den einzig wahren, aber unerschöpflichen Stoff der Poesie hingewiesen worden war, ward man von dem Nützlichkeitsprincip ganz frei und wandte sich entschieden und beinahe ausschließlich den reinen poetischen Gattungen zu.

Trat aber auch die didaktische Poesie in so entschiedener Weise zurück, so ward sie doch keineswegs ganz zurückgedrängt. Wie das Reich der Poesie, so hatte auch das Reich der Gedanken eine unermeßliche Erweiterung gefunden, und es war die Aufgabe des Zeitraums, diese neue Gedankenwelt zum Allgemeingut zu machen, sie, so weit es möglich war, unter alle Schichten des Volkes zu verbreiten. Da aber die Poesie die einzige Form ist, welche allen Bildungsstufen zugänglich ist, die einzige, durch die das Vorgetragene den Zuhörern mit Sicherheit und bleibend eingeprägt werden kann, weshalb man sich schon in den ältesten Zeiten der poetischen Form bediente, um bedeutenden Gedanken und Wahrheiten Eingang und Dauer zu verschaffen; so war es natürlich, daß dieses Mittel auch jetzt wieder ergriffen wurde. Aber die richtigere Einsicht in das Wesen der Poesie selbst mußte auch hier ihren Einfluß kund geben; man suchte daher vor Allem, die Gedankenwelt, welche man zu eröffnen beabsichtigte, in einer solchen Weise darzustellen, daß sie nicht sowohl auf den Verstand, als auf das Gemüth wirkte; man bestrebte sich, die Abstraction in das Gewand des Sinnlichen, des Anschaulichen zu kleiden, und somit die Ideen nicht eigentlich selbst auszusprechen, sondern sie vielmehr durch die Wirkungen erkennen zu lassen, welche sie auf das Gemüth des Menschen üben. So mußte die didaktische Poesie schon äußerlich eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Da es nicht daran liegen konnte, die Wahrheiten, die man verbreiten wollte, in ihrem innern Zusammenhange darzustellen, oder nachzuweisen, wie die Eine sich aus einer andern ergebe, oder selbst wieder die nothwendige Grundlage einer dritten sei; da man endlich nicht die Absicht haben konnte, einen Gedanken in seinem ganzen Umfange zu verfolgen, ihn nach seinen verschiedenen Beziehungen zu zerlegen; da man vielmehr nur darauf ausging, die Wahrheit einer Idee dadurch zum Bewußtsein zu bringen, daß man sie in ihrer sinnlichen Verkörperung erscheinen und ihre Wirkung auf den Menschen und das Leben hervortreten ließ; so mußten vor Allem diejenigen Formen der didaktischen Poesie wenn auch nicht ganz verschwinden, doch bedeutend zurücktreten, welche eine Reihe von Wahrheiten in mehr oder weniger systematischem Gange darstellten, oder eine einzelne in ihrem ganzen Umfange und in ihren wesentlichsten Beziehungen erklärten, also das eigentliche größere **Lehrgedicht** und die **Epistel**. Dagegen finden wir eine große Anzahl von kleineren didaktischen Dichtungen, selbst wenn wir diejenigen nicht herbeiziehen, welche zwar einen ausgesprochen didaktischen Zweck haben, aber ihrer Form nach der lyrischen oder epischen, selbst dramatischen Poesie beigezählt werden müssen.

Als wirklich hervorragende Dichter im Gebiete des eigentlichen **Lehrgedichts** sind nur vier zu nennen: **Neubeck**, **Tiedge**, **Rückert** und **Schefer**; die Leistungen der übrigen haben wir nur in übersichtlicher Darstellung zu besprechen. So genügt es, den preußischen Landrath **Franz Alexander von Kleist** aus Potsdam (24. Dec. 1769 bis 8. Aug. 1797) einfach zu erwähnen, dessen Gedichte „Das Glück der Liebe" (Berl. 1793) und „Das Glück der Ehe" (Ebd. 1796) trotz des glücklichen Versbaues und der wohllautenden Sprache bei ihrer Gehaltlosigkeit bald wieder vergessen wurden. Dagegen bietet „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch" von **K. Ph. Conz** (Stuttg. 1787) bei großer Schwerfälligkeit der Form einen großen Reichthum an schönen Gedanken. Wenn auch im Ganzen nur von untergeordnetem Werth steht der als Philolog und Historiker berühmte Breslauer Professor **Johann Kaspar Friedrich Manso** aus Zella in Thüringen (26. Mai 1759 — 9. Juni 1826) höher als die zwei genannten Dichter. Durch das Studium der Alten gebildet, hat er dieselben in der „Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in 3 Büchern" (Lpz. 1794) so weit nachgebildet, als es bei seinem immerhin beschränkten poetischen Talente nur möglich war. Versbau und Reim sind leicht und fließend und die Sprache ist nicht ohne Gewandtheit. Wenn sich in **Aloys Schreiber**'s Gedicht „Die Malerei" (Dortmund 1804) der Einfluß französischer Vorbilder nicht verkennen läßt, so hat sich dagegen **Christian Schreiber** wohl durch Tiedge's „Urania" zu dem Lehrgedicht „Die Religion" (Gotha 1813) begeistern lassen, so wie Neubecks „Gesundbrunnen" die Veranlassung zu des hessischen Geh. Raths **J. Isaac Freih. v. Gerning** aus Frankfurt a. M. (1763 — 1840) „Heilquellen am Taunus" (Lpz. 1841) gewesen sein mögen.

An **kleineren didaktischen Gedichten** ist, wie schon erwähnt, der Zeitraum außerordentlich reich, und unter der großen Menge verdienen viele ausgezeichnet zu werden. Doch da viele dieser Dichtungen nur einzeln dastehen, die somit weder zur Charakteristik der Dichter beitragen, noch viel weniger auf die Entwickelung der Literatur von irgend einem Einflusse waren, so begnügen wir uns, in dieser Beziehung auf **Herder**, **Göthe** und besonders **Schiller** zu verweisen, deren didaktische Dichtungen unten besonders zu erwähnen sind.

In der **Epistel** haben nur **Göckingk** und besonders **Gotter**, dann auch **C. A. Tiedge** Bedeutendes geleistet; noch höher stehen **Göthe** und **Schiller**, welche diese Gattung jedoch nur selten

bearbeitet haben. Außerdem besitzen wir noch Episteln von L. H. von Nicolay, der diese Form zwar mit Vorliebe behandelte, doch zu wenig Tiefe und Phantasie hatte, als daß er ansprechen könnte; es kann die Leichtigkeit des Styls und des Versbaus jenen Hauptmangel keineswegs ersetzen. Gehaltvoller sind die Episteln von J. B. von Alxinger, die jedoch zum Theil, z. B. die „An Reinhold" über die Verwandtschaft der Philosophie mit der Dichtkunst, von so großem Umfange sind, daß sie füglich zu den Lehrgedichten zu zählen wären. Von eben so großem Umfange ist Joh. Kasp. Fr. Manso's Epistel „Ueber die Verläumdung der Wissenschaften" (Lpz. 1796), welche den Gegenstand mit Ernst, Würde und selbst mit Begeisterung in einer schönen, reinen und fließenden Sprache darstellt. Sie enthält so viele treffliche Gedanken, daß sie nicht vergessen werden sollte. Als einen der fruchtbarsten Bearbeiter der Gattung haben wir den schon früher erwähnten Fr. von Köpken, der in seinen siebenzehn „Episteln" (Magdeb. 1801) die Franzosen Gresset, Chaulieu und Bernis zum Muster nahm und ihre Feinheit, Anmuth und Klarheit zu erreichen strebte. Auch K. Fr. Reinhard und K. Ph. Conz versuchten sich in dieser Gattung; sie gaben ihre „Episteln" vereinigt heraus (Zür. 1785). Von den Dichtern, welche einzelne Episteln geschrieben haben, nennen wir nur G. A. Bürger („An Fr. L. Gr. v. Stolberg"), Fr. L. Stolberg („Antwort an Bürger"), J. G. Seume („An Herrn Falk", „An Herrn Graß in Riga"), Jens Baggesen („An Fr. H. Jacobi") und Ernst Schulze, der die Gattung mit vielem Talent behandelt hat.

Die politische, wie die literarische Bewegung war vorzüglich geeignet, eine vielfache Bearbeitung der Satyre hervorzurufen, und in der That ist die Literatur der Zeit sehr reich an satyrischen Dichtungen; da jedoch die besten und größten meistentheils in lyrischer oder epischer Form („Adam und Eva" von Baggesen), vornämlich aber in dramatischer Form erschienen, z. B. „Der gestiefelte Kater" u. A. von L. Tieck, der „Faust" von Baggesen, die „Verhängnißvolle Gabel" und „Der romantische Oedipus" von Platen), so erscheint die Zahl der reinen Satyren nicht so bedeutend, als man erwarten sollte. Als Hauptschriftsteller in diesem Gebiet ist Joh. Daniel Falk zu nennen, auf welchen wir daher zurückkommen werden. Nächst ihm ist der würtembergische Obersteuerrath Friedrich Christoph Weisser aus Stuttgart (1761—1834) der fruchtbarste Dichter von Satyren während der ganzen Periode. Bei vielem und oft glücklichem Witze und bei seiner großen Belesenheit, die sich in der häufigen Benutzung älterer deutscher wie ausländischer Dichtungen ähnlicher Art kund gibt, die er jedoch nicht ohne Selbstständigkeit verarbeitet, würde er eine bedeutendere Stelle in der Literatur einnehmen, wenn seine Darstellung gehaltener und zum Theil edler wäre („Die gelehrten Weiber. Der Afterpoet. Der reiche Mann. Die Gegner", Stuttg. 1822. „Poetische Satiren und scherzhafte Gedichte in einer Auswahl", Berl. 1823). — Aus den früheren Zeiten des Zeitraums ist besonders Fr. Leopold Graf von Stolberg zu erwähnen, dessen „Jamben" (Lpz. 1784) noch ganz in dem schroffen, übersprudelnden Geist geschrieben sind, den wir schon an seinen ältern Oden kennen gelernt haben. Wir müssen allerdings die edle, menschenfreundliche und für die politische, wie für die geistige Freiheit begeisterte Gesinnung verehren, die sich in diesen Gedichten ausspricht, und uns nicht weniger über sein reines sittliches Gefühl freuen, das sich über die Verdorbenheit der geistlichen und weltlichen Herrscher („Die Schafpelze" — „Der Rath") entsetzt, wenn er die Schlechtigkeit der Höflinge („Das Ungeziefer") oder die Laster und Gebrechen der Zeit überhaupt geißelt; allein so wahr auch Alles sein mag, was er sagt, so machen seine „Jamben" doch vom künstlerischen Standpunkte aus keinen erfreulichen Eindruck. Er erhebt sich nicht zur poetischen Anschauung der Verhältnisse, sondern steht mit persönlichem Antheil mitten unter denselben; er ist nicht bloß leidenschaftlich bewegt, er ist vielmehr ergrimmt, und läßt sich daher zu trivialen Schimpfereien hinreißen, wie selbst seine Bilder oft einen gemeinen Anstrich haben. Auch haben die einzelnen Stücke oft keinen festen Plan.

Einzelne kleine Satyren haben die meisten Dichter des Zeitraums gedichtet; so Göthe und Schiller, von denen auch in dieser Beziehung unten die Rede sein wird. Von literarischer Bedeutung sind „Kotzebue's Ehrenpforte" und „Kotzebue's Reisebeschreibung" von A. W. Schlegel, welche die hiehergehörigen Dichtungen Göthe's und Schillers an dichterischer Bedeutung keineswegs erreichen, aber doch geistreich und witzig durchgeführt sind, was namentlich von der „Reisebeschreibung" zu rühmen ist. Aus der letzten Zeit der Periode ist endlich noch der bekannte K. Friedr. Moritz Saphir (eigentlich Moses) aus Presburg (geb. 1794) zu erwähnen, dem es übrigens in seinen Dichtungen nur um den Witz zu thun ist und der daher Alles, was sich ihm darbietet, in das Lächerliche zieht. Allerdings hat er ein nicht geringes Talent, jedem möglichen Gegenstande eine lächerliche Seite abzugewinnen, ein noch größeres in Wortspielen, die ihm in reicher Fülle zuströmen, und worin auch in der That der größte Werth seiner Dichtungen liegt („Gesammelte Schriften", 4 Bde. Stuttg. 1832).

Unter allen didaktischen Gattungen ist das Epigramm weitaus am häufigsten und zugleich am glücklichsten behandelt worden. Beides ist zunächst dem Umstande zu verdanken, daß der Begriff der Gattung durch Herder eine außerordentliche Erweiterung erhielt. Während man nämlich bis zu ihm in dem Epigramme vorzüglich nur die kurze und wirkungsvolle Darstellung eines witzigen Gedankens begriff, und höchstens auch noch Sinnsprüche jeglicher Art unter den Begriff des Epigramms gestellt wurden, zeigte Herder in einer trefflichen Abhandlung über diese Dichtungsart, daß jeder sinnreiche Gedanke überhaupt, wenn er nur durch seine Wichtigkeit augenblickliche Wirkung hervorbringe, in epigrammatischer Weise dargestellt werden könne. Es war hiedurch dem Epigramme das ganze ungeheure Gebiet der äußeren wie der geistigen Erscheinungen gewonnen, und zugleich der Spruch oder Gnome in das Bereich der Gattung gezogen, in welche sie sich bis dahin ohne Berechtigung eingedrängt hatte. Wie Herder seine Ansicht von dem Wesen des Epigramms

aus dem Studium der Alten gewonnen hatte, so führte er auch die von denselben, zunächst von den Griechen im Epigramm ausschließlich gebrauchte Form des Distichons (Hexameters und Pentameters) ein, welche nun auch zur Darstellung ernster Verhältnisse vorzugsweise angewendet wurden, während sich das bloß witzige Epigramm, welches sich neben jenem fortwährend erhielt, nach altem Herkommen vorzugsweise gereimter Verse bediente.

Unter den Dichtern, welche das Epigramm im griechischen Sinne behandelten, nehmen nebst Herder vorzüglich Göthe und Schiller den ersten Rang ein. Obgleich sich J. H. Voß beinahe ausschließlich mit griechischer Literatur beschäftige, haben seine Epigramme wenig von der sinnreichen Feinheit, die wir an den griechischen bewundern. Seine derbe, stets zum Kampf aufgelegte Natur zeigte sich auch in diesen kleinen Gedichten, die zum größeren Theil scharf und selbst bissig sind. So neigt er sich mehr zum witzigen als zum beschaulichen Epigramm, und viele sind deshalb auch in gereimten Versen gedichtet. Fr. Leop. Stolbergs Natur war zu brausend, als daß er für diese Gattung besondere Neigung hätte haben können, doch hat er einige recht hübsche Epigramme theils in Distichen, theils in Reimen gedichtet, unter welchen wir eines in der Note anführen, weil es den Gegensatz zwischen seinen frühern und spätern religiösen Ansichten scharf hervortreten läßt*). Wie in allen seinen Dichtungen, so ist Christian Adolf Overbeck auch in seinen Epigrammen liebenswürdig. Die gelungensten enthalten Lehren ernster Lebensweisheit in heiterer, nicht aber witziger oder komischer Darstellung. Sie stehen in den Musenalmanachen zerstreut. K. Fr. Manso's hiehergehörige Dichtungen werden wir später bei Gelegenheit der Xenien von Göthe und Schiller erwähnen. Unter den ältern Romantikern hat allein A. W. Schlegel im Epigramme Bedeutenderes geleistet, und besonders ist er glücklich, wenn er im Sinne des ältesten Epigramms einen äußern Gegenstand zum Stoffe nimmt („Das Grab der Medicis", „Göthe's Bildniß") oder auch wenn er im Geiste der Xenien die falschen literarischen Richtungen geißelt, wie in „Kotzebue's Ehrenpforte", in welcher er einzelne Dramen dieses Dichters mit Geist und schneidendem Witze charakterisirt. Dagegen zeugen die „Literarischen Scherze", welche er in Wendts „Musenalmanach" 1832 veröffentlichte, weniger von Witz als von beleidigter Eitelkeit; die gemeine Beschimpfung Schillers wird ihm stets zur Schmach gereichen. Die epigrammenartigen Gedichte Fr. Schlegels und Fouqué's haben wir schon oben erwähnt (S. 154 u. 188). Zu den besseren Erscheinungen in diesem Gebiete gehören die Epigramme Matthissons, der übrigens seine Neigung zur Schilderung auch in seinen Epigrammen nicht verläugnet. Viele derselben haben jedoch einen solchen Umfang, daß sie eher den Elegien beigezählt werden könnten. J. Gaudenz Freiherr v. Salis hat nur wenige Epigramme gedichtet, aber es sind dieselben in Form und Inhalt als gelungen zu bezeichnen. Im Sinne der griechischen Anthologie dichtete K. Ph. Conz eine größere Reihe von Epigrammen, die seinen übrigen Dichtungen weit vorzuziehen sind. Oft wird Schillers Einfluß sichtbar, besonders wenn er Lebensverhältnisse betrachtet („Jugend und Alter", „Das Kind"); auch gelingt ihm die Darstellung allgemeiner Lehren der Weisheit, so wie die Schilderung oder Charakterisirung von Kunstwerken. Auch Jens Baggesen ist im antiken Epigramm ziemlich glücklich und fruchtbar, häufiger hat er das satyrische im Sinne der Xenien behandelt; diejenigen, die er gegen Lavater gerichtet hat, zeichnen die Schwächen des großen Mannes, durch welche er Aergerniß gab, meist scharf und sicher. Die Epigramme des geschmackvollen Philologen Friedrich Jacobs („Tempe", Lpz. 1803) sind der griechischen Anthologie nachgebildet oder aus ihr übersetzt; diese Uebersetzungen sind jedoch so vortrefflich, daß sie den Meisterwerken eines Voß und A. W. Schlegel unbedenklich an die Seite gesetzt werden können. Zu den trefflichsten Erscheinungen in diesem Gebiete gehören die Epigramme des uns schon bekannten Schweden K. Gustav von Brinkmann, der in seinen „Arabesken" (Berl. 1820) nicht nur eine reiche Fülle tiefer und geistreicher Gedanken in schöner und edler Sprache entfaltet, sondern auch die streng epigrammatische Form mit ihrer Kürze und ihrem wirkungsreichen Schluß stets einzuhalten weiß. Vieles Gute enthalten die in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen zerstreuten Epigramme des Oldenburgers Gerh. Ant. Herm. Gramberg, und auch Louise Brachmann ist in dieser Gattung zuweilen recht glücklich. Ernst und sinnig, wie immer, sind L. Uhland und Justinus Kerner auch in ihren nicht sehr zahlreichen Epigrammen, dagegen gehört W. Müller zu den fruchtbarsten Dichtern der Gattung. Obgleich sich seine Epigramme zum größten Theil dem Wesen und der Haltung nach an die griechische Richtung anschließen, so hat er sich doch durchgehends gereimter Verse bedient, besonders der achtfüßigen Trochäen und Jamben, deren Länge schon eine ernste, würdige Haltung gebietet. Viele sind einfache Sprüche und Gnomen, die in kurzen Reimpaaren den Gedanken scharf und klar ausdrücken, manche bewegen sich mit großem Glück in der Weise der alten Priameln („Epigrammatische Spaziergänge", Lpz. 1827). Fr. Rückert hat im Ganzen nur wenig Epigramme in antiker Form gedichtet; andere, die er „Vierzeilen" nennt, sind ganz in beschaulicher Weise gehalten, eben so die „Persischen Vierzeilen", eine dem Gasel ähnliche Form, die er mit großem Glück benutzt, um einen bedeutsamen Gedanken lebendig hervortreten zu lassen. Der Graf August von Platen ist nicht bloß viel fruchtbarer, er hat das Wesen des Epigramms auch viel tiefer erfaßt, als die meisten seiner Zeitgenossen. Die Gegenstände, die er behandelt, sind sehr mannigfaltig; am liebsten besprich er jedoch Künstler und Kunstwerke, so wie er auch häufig seine Ansichten über Poesie und poetische Formen auszusprechen liebt. Aber auch die Natur und

*) Gespräch.

Der Katholik.

Auf unsern Bergen wächst der Wein;
Wir müssen Gottes Kinder sein!

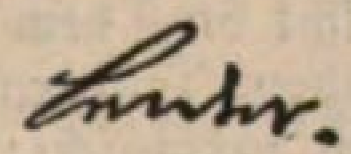
Der Lutheraner.

Auch wir. Der Vater liebt uns gleich,
Gab Wahrheit uns, und Reben Euch!

das Leben, die Geschichte und die Wissenschaft gaben ihm glücklichen Stoff, den er mit großem Takt und in einer meist schönen Sprache epigrammatisch darstellt. Wir heben namentlich seine äußerst treffenden Charakteristiken deutscher und ausländischer Dichter und Dichtungen hervor, welche in kurzen Zügen das klarste und richtigste Bild gewähren. Gegen ihn sind meistens die Xenien Immermanns gerichtet, welche in Heine's „Reisebildern" aufgenommen sind; sie haben zwar die Schärfe und Bitterkeit der Göthe-Schillerschen, stehen ihnen aber an poetischer Wahrheit unendlich nach, und zeigen viel zu viel persönliche Reizbarkeit.

Der Hauptdichter im witzigen Epigramm ist ohne Zweifel Joh. Christoph Friedrich Haug, den wir deshalb auch näher zu betrachten haben. Wenn ihn auch kein anderer weder an Fruchtbarkeit, noch an Fülle des Witzes erreicht, verdienen doch mehrere nach ihm genannt zu werden. Die bedeutendsten gehören in die erste Hälfte des Zeitraums; denn je mehr sich die Auffassung im griechischen Sinne Bahn brach, desto mehr trat die frühere Behandlungsweise zurück. Das Epigramm wurde von den Göttinger Dichtern zwar nicht mit besonderer Vorliebe bearbeitet, doch haben sich beinahe alle darin versucht, so Boje, der zwar wenig Witz oder Schärfe, aber desto mehr heitere Anmuth entfaltet. Dagegen sind Bürgers Epigramme schneidend und hart; auch hat er sie meist in seinen letzten Jahren gedichtet, die ihm, wie wir wissen, durch harte Beurtheilungen seines Talents mehr als billig getrübt wurden. Matthias Claudius hat nur wenige Epigramme gedichtet; sie sind in dem ihm eigenthümlichen Humor gehalten, der freilich oft in das Kindische verfällt. Von Göckingk und Gotter wird später nochmals die Rede sein. Unter den Dichtern, welche ihre Epigramme in den Musenalmanachen veröffentlichten, erwähnen wir den uns schon bekannten H. Wilh. v. Stamford, Joh. Aug. Weppen („Sinngedichte und Episteln", Hannov. 1798), Peter Wilh. Hensler aus Preez im Holsteinischen (1747—1779), der reich an glücklichen Einfällen ist und sie wirkungsvoll darzustellen weiß („Gedichte", Altona 1782), Gerhard Anton von Gramberg, Gerhard Anton von Halem, Brückner u. a. m. Auch Joach. Christian Blum, M. A. von Thümmel und Sam. Bürde sind im witzigen und feinen Epigramm nicht unglücklich, während der bekannte Satyriker Lichtenberg auch in dieser Gattung scharf und beißend ist. Von größerer Bedeutung ist Ephr. Moses Kuh, dessen Epigramme nicht nur das Beste sind, was er gedichtet hat, sondern auch an sich durch ihren treffenden Witz und ihre leichte und gewandte Darstellung gefallen. Eben so verdient Georg Schatz aus Gotha (1763—1795) Beachtung; er ist reich an neuen und meist glücklichen Einfällen, die er recht geschickt darzustellen weiß („Blumen auf den Altar der Grazien", Lpz. 1787). Von Chr. Daniel Schubart ist große Feinheit eben nicht zu rühmen; auch liebt er nur allzusehr lüsterne Stoffe. Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir nebst L. H. v. Nicolay auch die Oesterreicher Jos. v. Retzer, J. v. Alxinger, Al. Blumauer und Joseph Franz v. Ratschky. Hervorzuheben ist dagegen Friedrich Christoph Weisser, der das Epigramm ungefähr in demselben Sinne wie sein Freund Haug behandelt hat, dem er oft nahe kommt, ohne ihn an Fruchtbarkeit, noch an Fülle des Witzes zu erreichen („Sinngedichte", 2 Bdchn. Zürich 1805—1806). Endlich hat auch K. Müchler viele Epigramme gedichtet, doch zeichnen sich dieselben keineswegs durch Neuheit oder überraschenden Witz aus; es sind meist alte Gedanken in neuer, oft recht guter Form („Epigramme, Fabeln und Erzählungen", Berl. 1808). In der neueren Zeit ist das rein witzige Epigramm immer seltener bearbeitet worden, und es ist wohl nur der Oesterreicher Ign. Fr. Castelli zu nennen, dem leichter, heiterer Witz nicht abzusprechen ist.

Johann Gottfried von Herder.



Wir haben schon oben (S. 51) gesagt, daß Herder kein eigentlich schaffendes Talent hatte und daß seine Dichtungen wesentlich auf der Reflexion beruhten; aber wir haben zugleich hinzugefügt, daß er stets beflissen war, seine Gedanken in ein poetisches Gewand zu kleiden, und sie in allegorischer Weise darzustellen liebte. Es sind daher seine Dichtungen, wenn auch im Wesen zur didaktischen Poesie gehörend, formell nicht dieser Gattung beizuzählen. Doch finden sich auch einige Gedichte, in denen er die allegorische Einkleidung verschmähte, und es sind diese von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns seine großartigen Ideen über Welt, Menschheit und Gott in engem Raum und mit der ihm möglichsten Klarheit darstellen. Sehr zu bedauern ist, daß er das größere Lehrgedicht „Das Schicksal der Menschheit" schon am Anfange des zweiten Gesangs abgebrochen und nicht vollendet hat; wir würden darin ohne Zweifel seine Ansichten über Unsterblichkeit, wie über die Beziehungen der Menschen und ihre Aufgabe auf Erden in vollständiger Entwickelung erhalten haben. Doch können die kleinen Dichtungen „Gott", „Das Ich", „Das Selbst" und „Arist am Felsen", das wir wegen seiner innern Verwandtschaft herbeiziehen, jenes größere einigermaßen ersetzen, welches wohl keine andere Idee ausgesprochen haben würde, als die, welche wir in diesen finden, die Idee nämlich, daß das ganze Weltall ein Ganzes sei, in welchem jede einzelne Erscheinung, auch die unbedeutendste, auch der Mensch, ein wesentliches, nothwendiges Glied bilde. Alles habe Bedeutung und Selbstständigkeit, und die Veränderungen, welche wir an den Erscheinungen wahrnehmen, seien nicht als Vernichtung derselben anzusehen, sondern als nothwendige Uebergänge zu höherer Gestaltung.

Auch seine Epigramme enthalten eine Reihe von Gedanken, aus denen sich seine Ansichten über die wichtigsten Fragen, welche den Menschen berühren, im Zusammenhange darstellen ließen; doch kann dies unsere Aufgabe nicht sein, wir haben dieselben vielmehr zunächst nur von ihrer literarhistorischen Seite zu betrachten. Wir haben schon erwähnt, daß Herder das Gebiet des Epigramms erweitert hat; es war dies eine Folge seines ein-

dringlichen Studiums der griechischen Anthologie, dessen Ergebniß er in einer geist= und inhaltsreichen Abhandlung „über das griechische Epigramm" mittheilte. Seine Ansicht erhielt aber vorzüglich dadurch Unterstützung und Werth, daß er in den „Blumen aus der griechischen Anthologie" (zuerst in den „Zerstreuten Blättern". Erste und zweite Sammlung. Gotha 1785—1786) eine große Zahl von Nachbildungen griechischer Epigramme mittheilte, aus denen man den Umfang dieser Dichtungsgattung bei den Alten und deren Darstellungsweise erkennen konnte. Diese „Blumen" waren aber keine bloßen Uebersetzungen, und eben dadurch erhalten sie den Werth selbstständiger Dichtungen; Herder ist mit seinen Vorbildern ungefähr so verfahren, wie die deutschen Dichter des Mittelalters mit den ihrigen, ja er hat den Text wohl noch selbstständiger, noch freier behandelt, als jene: er hat nicht bloß dem Gedanken eine andere Wendung gegeben, sondern ihn oft mit einem andern, passenderen vertauscht; häufig hat er das Bild des Originals verändert oder erweitert, dem Ausdruck größere Schärfe gegeben oder ihn veredelt.

In nämlicher Weise verfuhr Herder mit Sentenzen und Sprüchen morgenländischer Dichter, die er ebenfalls in den „Zerstreuten Blättern" (Vierte Sammlung) veröffentlichte, oder vielmehr er behandelte sie noch mit weit größerer Freiheit, wozu schon der Umstand zwang, daß er sie mit wenigen Ausnahmen in die Form von Distichen brachte, die ihm durch die griechische Anthologie so lieb geworden war. Es enthalten sowohl „Das Rosenthal", das er größtentheils aus Sadis gleichnamiger Dichtung, als die „Gedanken einiger Bramanen" und die „Vermischten Stücke aus verschiedenen morgenländischen Dichtern", welche meist erst nach seinem Tode in den „Gesammelten Werken" (Bd. 9) gedruckt wurden, einen großen Reichthum an trefflichen Gedanken, welche durch die geistvolle Behandlung einen unvergänglichen Werth erhalten.

Aber neben diesen hat er auch eine Reihe eigener Epigramme gedichtet, die sich zum Theil den schönsten der Griechen an die Seite setzen lassen, zwar nicht in Bezug auf die Form, denn er war derselben selten Herr, und er war zu wenig schaffender Dichter, als daß er die lebensvolle Harmonie zwischen Form und Gedanken hätte herstellen können, aber doch rücksichtlich des Inhalts, da seine Epigramme eine Fülle tiefer und geistreicher Gedanken über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft enthalten, Gedanken, in welchen man die Grundlagen seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte" wieder erkannte.

Daß seine Nachbildungen der griechischen Anthologie und seine oben erwähnte Abhandlung, so wie seine eigenen Dichtungen von bestimmendem Einfluß auf die fernere Behandlung des Epigramms wurden, haben wir schon erwähnt; er konnte schon in der zweiten Ausgabe der „Zerstreuten Blätter" in der Vorrede zur zweiten Sammlung (1796) sagen, daß seit der ersten Auflage nicht nur Uebersetzungen, sondern selbst eigene Nachbildungen des griechischen Epigramms in mehreren Sammlungen deutscher Gedichte zu finden seien, die ihm der griechischen Muse werth schienen, und er durfte mit einem tiefen Blick in die Zukunft, der ihn nicht getäuscht hat, hinzufügen: „Irre ich nicht, so wird diese Form des griechischen Epigramms ihrer Reinheit und Wahrheit wegen unserer Sprache bleiben, und ihr auch dann noch angenehm sein, wenn einige andre künstlichere Nachahmungen der Griechen, eben weil sie für uns nicht sind, ihren Werth ziemlich verloren haben möchten. Ich sehe noch mancher schönen Blume dieser Art mit Zuversicht entgegen, so daß, wenn eine günstige Hora es will, vielleicht einmal eine deutsche Anthologie mit der griechischen um den Vorzug streitet."

1. Aus dem „Rosenthal".

I. Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Qualen entfliehn; seine begleiten ihn fort.

II. Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur:
Aber der Weise hilft, wem und worin er es kann.

III. Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Lust; oder du klebest daran.

IV. Die Dornen am Wege.

Viel sind der Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

V. Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kamel;
Tulpen entschließen sich, es entknospet die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt:
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kamele,
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.

VI. Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypresse, sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannst du, so sey ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht seyn,
Sey ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

2. Aus den „Gedanken einiger Bramanen".

I. Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier seyn,
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

II. Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün, hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung ihm quillt.

III. Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So vom Schicksal gebeugt, strebet das Gute empor.

3. Aus den „Vermischten Stücken aus morgenländischen Dichtern".

I. Wahrheit und Recht.

Wie die Strahlen der Sonne, so können des Rechts und der Wahrheit
Strahlen verlöschen nie; prob' es, sie zünden von selbst.

II. Dein Bruder.

Wer ist ein Bruder mir? Der in der Noth mir zu Hülf' kommt.
Wuchsest du denn vom Baum, daß du es andern nicht bist?

III. Unmäßigkeit.

Nähre den Leib zu sehr, so werden die Bande der Seele
Sanft von einander gehn, dünner und dünn wie ein Haar.
Füttere deine Begierden, du nährest hungrige Wölfe,
Reißen sie einst sich los, wirst du ihr Opfer zuerst.

4. Aus den „Blumen aus der griechischen Anthologie".

I. Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich, so trage wieder das Schicksal:
Folg' ihm willig und froh; willt du nicht folgen, du mußt!

II. Der Adler auf dem Grabe.

Göttlicher Adler, warum stehst du, dem Himmel entflogen,
Hier auf dem Grab' und schaust kühn zu den Sternen hinauf?
Plato's Seele bild' ich dir vor: sie flog zu den Sternen,
Nur den heiligen Leib decket das attische Grab.

III. Die badende Venus.

Götter, ich wußt' es nicht, daß hier die reizende Venus
Badet. Siehe, da fließt nieder ihr seidenes Haar
Längs dem Rücken. Verzeih', o Göttin, zürne dem Auge
Des Unschuldigen nicht, der dich im Bade gesehn.
Aber es ist nicht Venus; es ist Rhodoklea; wie reizend
Bist du, Mädchen, du hast, Venus die Schöne geraubt.

IV. Der erstorbene Ulmbaum.

Mich, den erstorbenen Ulm, umkleidet jetzo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie sie.
Jetzt leiht sie mir Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes: er lohnet dich einst noch in dem Grabe mit Dank.

V. Leonidas.

Als der große Leonidas nun, ein williges Opfer,
Unter den Todten erlag, sah ihn der Persermonarch.
Eilig warf er auf ihn den Purpurmantel. — Der Todte
Hob sich murrend und sprach: „Fleuch, und entehre mich nicht
Mit dem Lohn, der Verräthern gebührt. Mich ziert bei den Todten
Dieser Schild nur; ich geh' wie ein Spartaner hinab."

VI. Der warme Quell.

Unter dem Ahorn hier lag einst in lieblichem Schlummer
Amor: die Fackel lag neben die Quelle gesenkt.
Siehe, da sprachen die Nymphen: „Was sollen wir thun mit der Fackel?
Löschen wollen wir sie! kühlen der Sterblichen Herz!"
Und sie tauchten sie nieder; da mischten sich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr strömt selber nun wallende Gluth.

VII. Auf die Bildsäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter zum Stein um;
Aber Praxiteles schuf wieder zum Leben den Stein.

VIII. Zwei Gattungen des Epigramms.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Dornengebüsch Nektar-Erfrischungen haucht.
Laß uns beide sie dann in Einen Garten versammeln,
Hier sind Blumen, o Freund, sende die Bienen dazu.

IX. Die Eitle vor dem Spiegel.

Nein, Kleopatra, nein! Dein Spiegel, glaube mir, trüget;
Sähest du dich, wie du bist, sähest du nimmer hinein.

X. Amor und Bacchus.

Gegen den Amor bin ich in meinem Busen gewaffnet
Durch die Vernunft; ich steh' Einer dem Einen zu Wehr,
Ich, ein Sterblicher, ihm dem Unsterblichen. Aber ist Bacchus
Ihm zur Seite, wer mag gegen zwei Götter bestehn?

XI. Der Tänzer.

„Tanzt' ich die Niobe nicht und die Daphne recht nach dem Leben?"
Wahrlich! Jene wie Stein, diese wie starrendes Holz.

5. Aus den „Gedichten".

I. England und Deutschland.

Stolzes Britannien, du! du raubst von Osten und Westen
Köstlich duftendes Reis, das dich in Flammen verzehrt.
Glänzender Phönix! Wir, die deutsche, fleißige Biene,
Sammeln auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht, wem?

II. Die gepriesene Freiheit.

Hört, ihr Mächtigen, hört! Der Feder größeste Freiheit
Herrschet anjetzt; es schreibt Jede, was Jeder gefällt.
Loben und tadeln dürfen wir laut ohn' alle Besorgniß;
Was Pasquino gedenkt, spricht er und findet Gehör.
Eins nur wagen wir nicht, reinaus zu sagen die Wahrheit.
Weihrauch liebet man wohl, aber kein würziges Salz.
Hört, ihr Mächtigen, hört! Die hochgepriesene Freiheit
Unsrer Feder, sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

III. Das Gesetz der Welten im Menschen.

Schönes Sternengefild', ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir selber entzückt, hang ich mit Blicken an euch,
Schaue die goldene Heerde der himmlischen Schafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe sie führt.
„Suchst du den Hirten der Heerde, die droben sich badet im Aether?
Suchst du das hohe Gesetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick' in dich selbst, du hast die höhere Regel,
Die nicht die Weisen allein, die auch sich selber regiert."

IV. Die Harmonie die Welt.

Siehet das Auge? Höret das Ohr? Dein innerer Sinn sieht;
Er nur höret und weiß, was er von Außen vernahm.
Und du zweifeltest, Freund, am hohen inneren Weltsinn?
Hörst du die Harfe nicht? Willst du auch sehen den Ton?

V. Die fortwährende Täuschung.

Immer heißet es Strom, und trägt von der Quelle zum Ausfluß
Einen Namen, obgleich nie er der nämliche ist.
Wellen folgen auf Wellen, und jede begräbet die andre;
Täuschende Menschheit, du! bist der benamete Strom.
Eins nur bleibet dir treu, des Herzens innere Würde,
Dein Element und Quell, Wellen und Ocean einst.

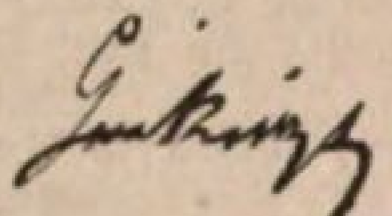
VI. Der Abglanz.

Hinter Wolken die Sonne zu sehn, gibt trügliche Lichter;
Ohne Wolken sie sehn, blendet und stumpft das Gesicht.
Also schaue du sie hienieden im ruhigen Abglanz;
Thaten lehren uns mehr, als ein bezaubernder Blick.

VII. An die Bäume im Winter.

Guten Bäume, die ihr die starren entblätterten Arme
Reckt zum Himmel und fleht wieder den Frühling herab!
Ach, ihr müßt noch harren, ihr armen Söhne der Erde,
Manche stürmige Nacht, manchen erstarrenden Tag!
Aber dann kommt wieder die Sonne mit grünendem Frühling
Euch; nur kehret auch mir Frühling und Sonne zurück?
Harre, geduldig, Herz, und birg in die Wurzel den Saft dir!
Unvermuthet vielleicht treibt ihn das Schicksal empor!

Leopold Friedrich Günther v. Göckingk.



Obgleich die Bewegungen, welche im Laufe der sechziger Jahre die gänzliche Umgestaltung der deutschen Poesie vorbereitet, auf Göckingk keineswegs ohne bestimmenden Einfluß blieben, so gehört er doch zu denjenigen Dichtern, welche den Charakter des vorigen Zeitraums noch weit in den vorliegenden fortführten und ihm im Ganzen bis zuletzt getreu blieben.

Leopold Friedrich Günther v. Göckingk (oder Gökingk) wurde den 13. Juli 1748 zu Grüningen im Halberstädtischen geboren. In seinem zwölften Jahre kam er in das Pädagogium zu Halle, wo er sich vorzüglich an Bürger anschloß, mit dem er sich schon damals in der Dichtkunst übte. Im J. 1765 bezog er die Universität zu Halle, um die Rechte zu studiren, welche ihn jedoch der Poesie keineswegs entfremdeten. Nach vollendeten Studien kam er als Referendar nach Halberstadt, wo er von Gleim mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit aufgenommen wurde. Durch ihn wurde Göckingk auch mit dessen poetischen Freunden bekannt, unter welchen er besonders Michaelis liebgewann, der ihn bestimmte, sich besonders der Bearbeitung der poetischen Epistel zu widmen. Bald nach dem Tode seines geliebten Freundes (1770) wurde er zum Secretär und Kanzleidirector in Ellrich ernannt, wo er sich mit Ferdinandine Vopel verlobte; aus seinem Briefwechsel mit derselben gingen die schon erwähnten „Lieder zweier Liebenden" (S. 30) hervor. Das Glück, welches er in der Ehe mit der Geliebten fand, war von kurzer Dauer. Während einer Reise in die Schweiz starb der jüngere von den zwei Söhnen, die ihm die Gattin geboren hatte, und kurz nach seiner Rückkehr starb auch dieser. Im J. 1776 hatte er mit Bürger die Besorgung des Göttinger Musenalmanachs übernommen, im J. 1784 begründete er das „Journal von und für Deutschland", durch welches er sich große Verdienste um die Literatur und das öffentliche Leben erwarb. Im J. 1786 wurde er als Kriegs- und Domänenrath nach Magdeburg und zwei Jahre darauf als Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt, wo er sich bald die Liebe seiner Untergebenen und die Achtung der Vorgesetzten erwarb. Im J. 1789 wurde er geadelt, und 1793 als geh. Oberfinanzrath nach Berlin versetzt. Seine große Geschäftsgewandtheit veranlaßte den Prinzen von Oranien, ihm 1803 die Einrichtung des ihm als Entschädigung gegebenen Fürstenthums Fulda zu übertragen, welches schwierige Geschäft er zur allseitigen Zufriedenheit zu Ende führte, worauf er in sein früheres Amt nach Berlin zurückkehrte. Seit 1806 aus dem Staatsdienste entlassen, lebte er meistens in Schlesien. Er hatte im J. 1814 das Unglück, seine zweite Gattin, die Schwester der ersten, und 1826 seinen ältesten Sohn durch den Tod zu verlieren. Er selbst starb bald darauf am 18. Febr. 1828.

Göckingk ist vorzüglich durch seine Episteln und seine Sinngedichte berühmt geworden („Gedichte", 3 Thle. Ff. u. Lpz. 1780—1782). In den ersten nahm er nächst den Franzosen den Horaz zum Vorbild, den er deshalb auch in einer diesem trefflichen römischen Dichter gewidmeten Epistel seinen „Freund und großen Lehrer" nennt; doch war es weniger die äußere Erscheinung desselben, die er sich anzueignen suchte, als der Geist, die Gesinnung und der Ton, in so weit er sich auf die modernen Verhältnisse übertragen ließ. Wie jener trägt er Lehren einer milden Lebensweisheit vor, die, auf Unabhängigkeit der Gesinnung und auf Zufriedenheit mit dem ihm von der Gottheit zugetheilten Loose beruhend, in den Lesern das nämliche Gefühl zu erwecken sucht. Er ist nicht gerade reich an neuen und überraschenden Gedanken, aber er versteht es in hohem Maße, das, was vor ihm schon vielfach ausgesprochen worden war, in einer gewählten, fließenden Sprache und bald mit einer solchen Tiefe der Empfindung, bald mit einem so heitern Humor darzustellen, daß er trotz der redseligen Breite wohlgefällt. Einige derselben zeichnen sich durch Kraft der Satyre und durch gelungene Gemälde der damaligen Zeitverhältnisse aus, so die Epistel „An einen jungen Dichter", in welcher er die Fürsten und Großen wegen ihrer schnöden Verachtung der Kunst und Wissenschaft in verdienter Weise züchtigt.

Im Epigramm hat Göckingk, wie in der Epistel, den frühern Standpunkt bewahrt; er hat nur das witzige Sinngedicht behandelt; aber in dieser Gattung nimmt er ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein. Er weiß das Lächerliche mit sicherem Blicke aufzugreifen und es in kurzen, lebendigen Zügen in seiner Nichtigkeit darzustellen. Es ist zu bedauern, daß er auf die Form dieser kleinen Gedichte nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit gewendet hat, und es wird oft recht sichtbar, wie gerade der Mangel an Ausarbeitung Sprache und Reim als gesucht und unnatürlich erscheinen läßt.

1. An seinen Fritz.

(An seinem Geburtstag, den 18. Junius 1780.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dieß itzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dieß Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Mit den Vergißmeinnicht und Veilchen
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wenn erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge, setz' ein Weilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt: O so umschweb' ich dich,
Wenn du dieß Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut' dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut' dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrod halb nach dem Käfig trug,
Und warlich war's kaum ganz für dich genug.
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt, daß sie den kleinen Schwaben
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen! brach,
Als deine Tante scherzend sprach,
Du sollst mein Erbe seyn, wenn sie mich einst begraben!

Ich schrieb dieß auf; nicht, Kind! um dich zu preisen,
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen.
Doch könntest du dereinst dieß Herz,

Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen.
Denn wisse: daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakain
Gern für sich machte, selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knieen
Dich horchend stehen hatt': und alles dieß,
Zum braven Mann dich zu erziehen.
Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen,
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn! werde was du willst im Staat!
Sey seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!
Und bist du dieß, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dieß, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand,
Und o vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dieß! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn.
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn,
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich denn der Schlaf die Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn,
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

2. Aus den „Sinngedichten".

I. Die Ahnen.

Lucillo rechnet uns ein Dutzend Ahnen her,
Spricht, dem war die, dem jene Tugend eigen.
Sein Enkel thut das wohl einst auch von ohngefähr,
Nur Einen, ist er klug, wird er gewiß verschweigen.

II. Auf das Fräulein von **

Sie ist an Geist und Herzen ohne Tadel,
Verbindlich gegen Jedermann,
Und (was man fast nicht glauben kann)
Bey allem dem von altem deutschen Adel.

III. Auf Aretin.

Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette könnt' ich's auch wohl bringen,
Nur möchte sie von Eisen seyn.

IV. Die vielen Freunde.

Wer hätte das gemeint?
Zwey hundert Freunde hat Alcist!
Denn jeden, dem er schuldig ist,
Nennt er: Mein lieber Freund!

V. Die Statüen.

Statüen will für seinen Garten
Arant erstehen?
Warum stellt er nicht seine Töchter
In die Alleen?

VI. Beym Tode eines Höflings.

So ist er todt, der Mann von blauem Dunst,
Der große Held
In der Verstellungskunst?
Ach! wenn er sich nur diesmal nicht verstellt.

VII. Kritik über ein Drama.

Herr Tragiscribax wähnt,
Sein Drama hab' uns sehr gefallen;
„Denn", spricht er, „keiner pfiff von allen!"
Doch, wer kann pfeifen, wenn er gähnt?

VIII. Star.

Sehr ordentlich lebt Star; denn mit dem Glockenschlage
Vier Uhr betrinkt er sich schier alle Nachmittage.

IX. Reliquien.

Der Prior ließ von da uns weiter
Zu einem Schranke gehn,
Und zeigt' uns drinn ein Stückchen von der Leiter,
Die Jacob einst im Traum gesehn.

X. Furcht vor dem Abschied.

Morgen wird der Tag erscheinen,
Wo Philint von Phyllis Abschied nehmen soll.
Beyde sind von Furcht jetzt voll:
Er, er möchte weibisch weinen;
Sie, woher sie Thränen nehmen soll.

XI. Schluß einer Predigt. (Keine Erdichtung.)

Erhebt, Geliebte, noch zuletzt
Dankbar mit mir zu Gott die Hände,
Daß er den Tod an's Ende
Des Menschen-Lebens hat gesetzt!

XII. Die Hasenhetze.

An den tapfern Thoaso.

O kennte nur der Hase dich!
Er setzte, traun! zur Wehre sich.

XIII. Auf den *** von ***

Von seines Landes Gold ein Räuber,
Held im Serail, staatsklug im Kartenspiel!
Ihn lobt kein Unterthan!
Doch halt! das war zu viel!
Ein Unterthan ist ja sein Zeitungsschreiber!

Friedrich Wilhelm Gotter.

Friedrich Wilhelm Gotter, geboren am 3. Sept. 1746 zu Gotha, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, der die Seinigen um so mehr die größte Aufmerksamkeit widmeten, als er bei sehr schwächlicher Gesundheit die größten Fähigkeiten entwickelte. Schon als Knabe mit dem Französischen vertraut, schrieb er kleine dramatische Versuche in dieser Sprache, für welche er stets eine große Vorliebe bewahrte, wie er denn auch als Jüngling die großen Schriftsteller, die in derselben geschrieben, mit unabläßigem Eifer studirte. Zwar lernte er auch die alten Sprachen und Italienisch, doch beruhte seine ästhetische Bildung doch ganz vorzüglich auf den Franzosen. Siebenzehn Jahre alt, bezog er 1763 die Hochschule Göttingen, um die Rechte zu studiren. Seine Muße widmete er vorzugsweise der Dichtkunst. Während seines Aufenthalts in Göttingen machte er die Bekanntschaft des großen Schauspielers Eckhof, wodurch seine Neigung für das Theater noch gesteigert wurde. Als die Schauspielergesellschaft, bei welcher sich Eckhof befand, Göttingen verlassen hatte, stiftete Gotter ein kleines gesellschaftliches Theater, durch dessen Leitung er mit der Bühne und ihren Anforderungen vertraut wurde. Im J. 1766 ging er nach Gotha zurück, wo er bald zum zweiten Geh. Archivar ernannt wurde; im folgenden Jahre ward er als Legationssecretär nach Wetzlar gesandt; doch gab er schon 1768 seine Stelle auf, um zwei junge Adelige auf die Universität Göttingen zu begleiten, wo er, wie wir wissen, mit Boje den „Musenalmanach" gründete

(S. 15). Nachdem er seinen dortigen Aufenthalt zu seiner weitern Ausbildung auf das Beste benutzt hatte, kehrte er 1769 in die Heimat zurück, wo er wieder in die früheren Verhältnisse eintrat. Doch schon nach einem Jahre wurde er zum zweitenmale nach Wetzlar geschickt, wo er mit Göthe und mit dem jungen Jerusalem bekannt wurde, dessen Tod die Veranlassung zu der berühmten Epistel „Ueber die Starkgeisterei" wurde, welche Gotters dichterischen Ruhm begründete. Im Jahr 1772 kehrte er als Geh. Secretär nach Gotha zurück, worauf er 1774 zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit eine Reise nach Lyon machte, wo er die Gelegenheit benutzte, sich mit dem französischen Theater genauer bekannt zu machen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wendete er sich der dramatischen Poesie zu, vorzüglich durch das treffliche Theater angeregt, das in Gotha gegründet worden war und an welchem die besten Schauspieler der Zeit angestellt waren. Er selbst hatte ein großes Talent für theatralische Darstellung, wie er auch die seltene Gabe des Improvisirens in einem seltenen Grade besaß. In den letzten Jahren seines Lebens nahmen seine Gesundheit und Kräfte mit schnellen Schritten ab und er starb am 18. März 1797.

Mitten unter der Umwälzung des Geschmacks und der ästhetischen Ansichten, welche den Beginn des Zeitraums bezeichnet, blieb Gotter der früheren Richtung getreu; insbesondre hielt er fest an den Franzosen und ihrer Kunst, als Alles um ihn den Stab über sie brach, und das Streben nach unmittelbarer Nachahmung der Natur als das einzige Gesetz galt, dem sich der Dichter zu fügen habe. Wir wissen, daß er sich eben deshalb von der Redaction des „Musenalmanachs" zurückzog, weil er glaubte, daß man den neuen Ansichten zu viel Rechnung trage. Sein Geschmack hatte durch das schon früh begonnene und unablässige Studium der französischen Dichtkunst eine so feste und entschiedene Richtung gewonnen, daß er sich durch das Treiben der Originalgenies in seinem Innersten verletzt fühlte; und wenn er auch das große Talent in einzelnen Schöpfungen derselben nicht verkannte, und ihm nicht verborgen blieb, daß die freiere Bewegung des Dichters demselben gestatte, sein Talent in reicher Fülle hervortreten zu lassen, fühlte er doch lebendig und klar, daß durch die allzu große Willkür und Regellosigkeit die Kunst vernichtet werden müsse. Sein Widerstreben gegen die neue Richtung zeigte sich am Entschiedensten in seinen dramatischen Arbeiten, von denen erst später die Rede sein kann; aber auch in seinen didaktischen, wie seinen lyrischen Dichtungen tritt seine Neigung für die Correctheit, Eleganz und Anmuth der Darstellung, wie er sie bei den Franzosen hatte kennen und lieben lernen, unverkennbar hervor. Er hat sich alle die Eigenschaften in hohem Grade angeeignet, welche die Franzosen an ihren Dichtern rühmen, und kaum hat ein anderer Deutscher den feinen Ton, die leichte Gewandtheit, die Klarheit in Gedanken und Darstellung so gut getroffen, als er; und Niemand vor und nach ihm hat es so gut verstanden, diesen fremden Ton und diese fremde Auffassungsweise des Lebens und der Kunst der deutschen Sprache anzupassen. Er wird deshalb oft und zum Theil sogar bitter getadelt; allein gewiß mit höchstem Unrecht, und Gotter nimmt in dieser Beziehung die nämliche Stellung wie Voß oder Rückert ein, und er verdient gerade die nämliche Anerkennung wie jene und aus dem nämlichen Grunde.

Er ist durch seine Episteln am berühmtesten geworden, von welchen seine erste „Ueber die Starkgeisterei" schon genannt ist und außer ihr noch die „Ueber die Flucht der Jugend", so wie „Der Trost" Erwähnung verdienen. Alle zeichnen sich durch die edelste und zugleich liebenswürdigste Gesinnung, durch ihren herzlichen Ton, die Wahrheit der Empfindung und eine große Vollendung der Sprache, insbesondere durch eine seltene Leichtigkeit der Versification aus. Nicht weniger Lob verdienen seine didaktischen Gedichte im engern Sinn, welche die nämlichen Vorzüge darbieten. Freilich gewährt seine Darstellung nicht die Farbenpracht, welche später so sehr Mode wurde, er überrascht nicht durch neue oder kühne Wortbildungen, durch auffallende Gedanken und Ideenverbindungen, aber er reizt auch nicht bloß die Phantasie, und seine Dichtungen lassen daher auch immer einen wohlthätigen und bleibenden Eindruck zurück.

Aus dem Gedicht „Die Freundschaft".

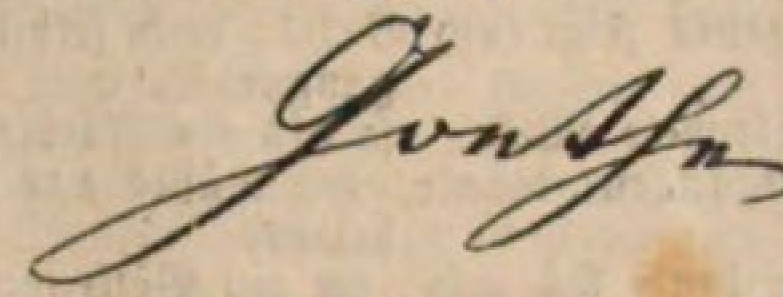
Ein guter Gott hat nicht vergebens
Gestreuet Freuden ohne Zahl
Auf die bedornte Bahn des Lebens;
Er läßt von allen uns die Wahl.
Hier beugt der Reichthum seine Schätze;
Dort zeigt der Ruhm uns goldne Plätze,
Noch unerfüllt im Götterchor;
Auch steigt im lachenden Gefilde
Der Tempel Amors dort hervor.
Daß er sein rohes Herz zur Milde,
Zur Anmuth seine Sitten bilde,
Eilt flatternd ihm der Jüngling zu;
Ihn suchet lächelnd selbst der Weise,
Und sammlet hier, durch kurze Ruh,
Sich neue Kräfte zu der Reise.

Ruhm, Liebe, Reichthum weicht zurück!
Erhabne, sanfte Seelen finden,
Sich sehen, — Sympathie empfinden,
In Einem heitern Augenblick
Auf Ewigkeiten sich verbinden;
Dieß ist der Menschheit erstes Glück,
Und dieses nur kann mich entzünden!
Es ist so reizend, seinem Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren;
So reizend, mit geschlungner Hand,
An einer gähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen sich zu führen;
Dem Dürstenden, aus hohler Hand,
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Und Wanderern Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen
Und in dem schauervollsten Hain,
Wo Räuber lauern, Wölfe heulen,
Beim Mittagsstral, bei Mondenschein,
Durch Unschuld sicher zu verweilen;
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Mit der Musik des Hains zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen;
Bei jedem müherfüllten Gang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und, unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebohrnes Kind
Des liebevollesten der Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen
Dem hoffnungslosen Kranken sind'
O, dieses Lebens Labyrinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,

Geh' ich, wohin du führest, mit.
Als Knaben hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt;
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.
Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust;
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust;
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.
 Ihr, meiner Wallfahrt erste Wonne,
Ihr Edlen, die mein Arm umschloß,
Als noch auf uns die Morgensonne
Ihr allbelebend Feuer goß,
Vergebens grüßet euch mein Segen,
Vergebens wallt euch meine Brust,
Streckt sich, zur süßgewohnten Lust,
Mein Arm dem eurigen entgegen!
Ihr seyd zerstreut! Auf fernen Wegen
Muß ich, ein Spiel des Schicksals, gehn!
O, werd' ich in den dunklen Gründen,
Durch die sich meine Schritte winden,
Nicht Einen von euch wiedersehn? —

Johann Wolfgang von Göthe.



Aus dem poetischen Charakter Göthe's, wie wir ihn oben haben kennen lernen (S. 98), ergibt es sich von selbst, daß die didaktische Gattung seiner Natur widerstrebte. Auch findet sich unter seinen zahlreichen Gedichten keines, das derselben unbedingt beigezählt werden könnte. Denn selbst diejenigen, welche unzweifelhaft eine didaktische Grundlage haben, wie „Die Metamorphose der Pflanzen", „Die Metamorphose der Thiere", in denen er das Resultat seiner wissenschaftlichen Forschungen niederlegte, sind so ganz aus dem Gebiete des reflectirenden Verstandes in das des Gemüths und der Anschauung gehoben, daß sie eine durchaus elegische Wirkung hervorbringen. Mit der Epistel hat es dieselbe Bewandtniß. Seine zwei trefflichen Gedichte dieser Gattung bilden schon formell zu den Episteln des vorigen Jahrhunderts einen bedeutsamen Gegensatz, da sie im elegischen Versmaße abgefaßt sind, während man sich früher ohne Ausnahme gereimter Verse bediente. Noch größer ist die innere Verschiedenheit: der Dichter hat, wie immer, den allgemeinen abstracten Gedanken auf ein Besonderes zurückgeführt und ihn somit auch hier in das Bereich der Anschauung gezogen. Sie handeln vom Lesen. Es hat dieses, sagt der Dichter, weit geringeren Einfluß, als man gewöhnlich glaubt; die Bücher können wohl den Menschen in seiner Meinung bestärken, nicht aber seine entschiedene Neigung wenden; es gefällt nur der, der dieser Neigung schmeichelt, was er durch eine vortrefflich erzählte Geschichte vom Schlaraffenland und deren Wirkung auf die Zuhörer nachdrücklich beweist. In der zweiten Epistel empfiehlt er für Mädchen und Frauen häusliche Thätigkeit als das beste Mittel gegen das verderbliche Lesen. Es hätte sich zwar noch eine dritte anschließen sollen, allein auch ohne diese machen die beiden, ja selbst jede einzeln, den Eindruck eines vollständigen Ganzen, und erregen durch ihre gemüthliche Leichtigkeit, ihren heiteren Humor, unter welchem sich der tiefste Ernst verbirgt, durch ihre vortreffliche Darstellung mit ihrer liebenswürdigen Geschwätzigkeit, die hier so ganz am Orte ist, das lebhafteste Wohlgefallen.

Auch in der Satyre wußte Göthe das didaktische Element zurückzuhalten; weshalb seine Satyren auch stets eine bestimmte poetische Gestaltung haben und daher formell zu andern Gattungen gehören, namentlich zur dramatischen, so in der berühmten Satyre „Helden, Götter und Wieland", in dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Bahrdts", in dem „Neuesten aus Plundersweilen". Eine der trefflichsten Satyren, welche die deutsche Poesie überhaupt aufzuweisen vermag, enthält die Scene im „Faust" über die vier Facultäten. Eine lyrische Form haben die „Musen und Grazien in der Mark", in welchen er den Werneucher Schmidt (S. 137) dadurch überaus trefflich verhöhnt, daß er dessen Dichtungsweise nachahmt.

Vor Allem aber haben wir Göthen hier als Dichter von Epigrammen zu besprechen, deren Anzahl außerordentlich groß ist, besonders wenn wir auch die Gnomen, Sprüche, Sentenzen u. s. w. hinzurechnen. Viele derselben bilden in ihrer Vereinigung ein Ganzes, und es sind diese auch im Allgemeinen weitaus die besten. Unter diesen treten uns zuerst die „Epigramme aus Venedig" (1) entgegen, welche im J. 1790 während seines Aufenthalts in der Lagunenstadt entstanden. Sie stellen uns in einer Reihe von trefflichen kleinen Gemälden dar, was der Dichter dort unter Menschen von eigenthümlicher Sitte und eigenthümlichem Charakter bei den mannigfaltigsten äußern und innern Veranlassungen empfand und dachte. Sie enthalten die treffendsten Züge aus dem Leben der Einwohner, die glücklichsten Schilderungen ihrer Lebensweise, an welche sich die heitersten Betrachtungen und feinsten Spöttereien über das Dichten und Trachten der Menschen überhaupt, die geistreichsten Bemerkungen über Poesie, Kunst und Sprache anreihen. Manche mögen darunter sein, welche, für sich betrachtet, keine besondere Bedeutung haben; allein sie erhalten in ihrer Verbindung mit den übrigen dadurch Werth, daß sie einen Gedanken mehr hervorheben, ihn von einer neuen, oft überraschenden Seite darstellen, meistens aber dadurch, daß sie geschickte Uebergänge bilden und somit die einzelnen Theile zu einem ganzen Gemälde verbinden.

Eigenthümlicher Art sind die „Weissagungen des Bakis" (2), von denen uns Riemer in seinen „Mittheilungen über Göthe" (II, 528) berichtet, daß der Dichter die Absicht hatte, ein solches Epigramm auf jeden Tag im Jahr und daraus eine Art „Stechbüchlein" zu machen. Sie sollten ein Versuch sibyllinischer Räthselsprüche sein; doch ist in ihnen nicht Alles Weissagung und Räthsel, sondern es ist Vieles nur räthselhaft ausgedrückt, und viele enthalten in diesem Gewande Sentenzen praktischer Welt- und Lebensweisheit. Als solche haben wir auch die Reihe von Epigrammen anzusehen, welche Göthe unter dem Titel „Vier Jahreszeiten" zusammenstellte, und die zum Theil zu den „Xenien" gehörten, von denen erst später die Rede sein kann. Wie vortrefflich er aber das

Epigramm im ächtesten Sinne zu behandeln verstand, ersehen wir am lebendigsten aus denjenigen, welche in dem Abschnitt „Antiker Form sich nähernd" dem zweiten Theile seiner Gedichte beigegeben sind und von denen wir drei unten mitgetheilt haben (2—5).

Göthe's tiefe Menschen- und Weltkenntniß, seine reichen Beobachtungen im Gebiete des geistigen, bürgerlichen und politischen, so wie des literarischen Lebens hat er in einer großen Reihe von kleinen epigrammatischen Gedichten niedergelegt, die zum Theil in seinen übrigen lyrischen Gedichten zerstreut, theils unter den Ueberschriften „Gott, Gemüth und Welt", und „Sprüchwörtlich" vereinigt sind (6). Wenn diese kleinen zwei- und vierzeiligen Gedichtchen auch gegen die großen und zahlreichen Meisterwerke, die er geschaffen, ganz zurücktreten, so verdienen sie doch die größte Beachtung, wie sie denn hinreichen würden, den Ruhm eines Dichters zu begründen, der sonst Nichts hervorgebracht hätte. Aber freilich wäre noch zu untersuchen, ob Jemand sie hätte dichten können, der sonst Nichts geschrieben hätte; denn wenn sie bei Göthe auch nur als Abfälle erscheinen, so sind es eben Abfälle eines großen, eines mächtigen Geistes, eines bewegten innern Lebens und einer langjährigen, fruchtbaren Thätigkeit. Aehnlicher Art sind die „Zahmen Xenien" (7), an denen jedoch schon das höhere Alter des Dichters wahrzunehmen ist; sie bieten im Ganzen nicht mehr die Frische weder des Gedankens noch der Darstellung, wie die oben erwähnten Sprüche, und haben zudem oft etwas Trockenes, ja selbst Gesuchtes in Auffassung und Ausdruck, was bei Göthe um so unangenehmer berührt, als es unbegreiflich erscheint.

1. Aus den „Epigrammen von Venedig".

I. (Die Gondel.)

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durchs Leben dahin.

II. (Die Pfaffen.)

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut.

III. (Herrscher und Volk.)

Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

IV. (Göthe über sich selbst.)

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah,
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

V. (Die französische Sprache.)

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken:
Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, geschieht.

VI. (Die Lacerten.)

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich; doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

VII. (Venetianische Mädchen.)

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; sobald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

2. Aus den „Weissagungen des Bakis".

I. (Die Vergangenheit, ein Bild der Zukunft.)

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.

II. (Verschiedene Wirkung.)

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich;
Kehrt die Sonne zurück, so verdampft vom Steine die Wohlthat,
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

III. (Bild des Lebens.)

Hast du die Welle geseh'n, die über das Ufer einher schlug?
Siehe, die zweite, sie kommt, rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut ruhig zu Füßen dir legt.

IV. (Lebensklugheit.)

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los", so sagte der Gärtner,
„Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?"
Laß sie nur alle, so frißt Einer den Anderen auf!

V. (Wesen der Kunst.)

Ewig wird er euch sein, der Eine, der sich in Viele
Theilt und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

3. Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhig Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

4. Zeitmaß.

Eros, wie seh ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? leichtsinniger Gott, missest du doppelt die Zeit?

Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.

5. Schweizeralpe.

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Die sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

6. Gnomen und Sprichwörtliches.

1. Willst du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

2. Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

3. Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

4. Willst lustig leben,
Geh in zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzustecken.

5. Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das Andre wird sich von selber machen.

6. Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

7. Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

8. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

9. Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

10. Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

11. Eigenheiten, die werden schon haften,
Cultivire deine Eigenschaften.

12. Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

7. Aus den „Zahmen Xenien".

1. Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten.

2. In's Sichere willst du dich betten?
Ich liebe mir inneren Streit;
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre dann frohe Gewißheit?

3. Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

4. Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

5. Trage dein Uebel, wie du magst,
Klage Niemand dein Mißgeschick;
Wie du dem Freunde ein Unglück klagst,
Gibt er dir gleich ein Dutzend zurück!

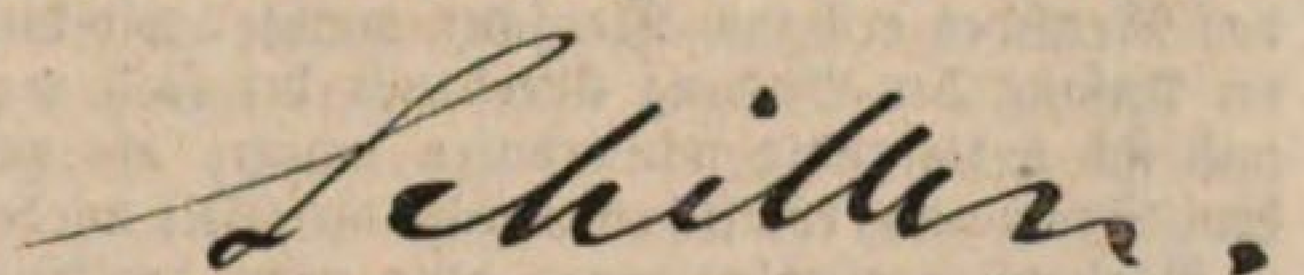
6. Die geschichtlichen Symbole —
Thöricht, wer sie wichtig hält;
Immer forschet er in's Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

7. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

8. Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist nun an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Johann Christoph Friedrich v. Schiller.



Aus dem allgemeinen Charakter der Schiller'schen Dichtungen, den wir oben darzustellen versucht haben (S. 112 ff.), ergibt sich schon von selbst, daß Schiller den didaktischen Dichtern beigezählt werden müsse, und da er, wie wir gesehen haben, zunächst von der Idee ausging und diese zum Bewußtsein zu bringen suchte, so würde ein großer Theil seiner lyrischen Dichtungen hieher gehören, wenn nicht ihre tiefpoetische Ausführung und ihre entschieden lyrische Form sie dem rein didaktischen Gebiete entzöge. Zwar hat Schiller auch einige Gedichte geschaffen, die wir unbedingt dieser Gattung beizählen müssen; aber er hat durch sie dem Lehrgedicht eine ganz neue Gestaltung gegeben, durch welche es sich von dem früheren wesentlich unterscheidet. Bei den früheren didaktischen Dichtern ist es unverkennbar, daß sie ihren Stoff zuerst mit aller Nüchternheit des Verstandes bedachten und zurecht legten; sie machten eine Disposition, wie wenn sie eine philosophische Abhandlung schreiben wollten, und erst wenn das System von Ideen, das sie darzustellen beabsichtigten, nach allen Forderungen der Logik festgestellt war, suchten sie das Einzelne aus dem Gebiet der Abstraction in das der Anschauung zu ziehen. Die poetische Behandlung war somit erst hineingetragen und durchaus äußerlich, sie war nur ein meist täuschendes Gewand, mit dem der Dichter seine Reflexionen bekleidete. Wenn dagegen bei Schiller die Gedankenwelt, die er darstellte, ebenfalls ein Ergebniß tiefen Nachdenkens war, so hatte sein Verstand doch keineswegs den einzigen Antheil an seinen Forschungen. Wie seine Ideen zunächst aus dem lebhaft erregten Gemüth hervorgegangen waren und ihn bei ihrer Großartigkeit mit Begeisterung erfüllten, so begleitete ihn diese Begeisterung auch bei der vollsten Thätigkeit des reflectirenden Verstandes, und wenn er einerseits die größte Tiefe der Gedanken entfaltete, erhielten seine Ideen andrerseits eine so anschauliche Klarheit, wie sie nur der dichtende Geist zu erreichen vermag. Die Begeisterung des Dichters muß aber auch den Leser um so entschiedener ergreifen, als sie wahr und ungesucht ist, und er wird es nicht gewahr, daß ihn der Dichter belehren, ihm eine neue Gedankenwelt eröffnen wollte, da auch er die ihm mitgetheilten Ideen nicht sowohl mit dem reflectirenden Verstande, als mit dem zur Begeisterung gestimmten Gemüthe in sich aufnimmt. Durch diese Eigenthümlichkeit erhielt Schiller vorzugsweise mächtigen Einfluß auf die ganze Entwickelung des deutschen Volks, das durch ihn zu einer höhern Anschauung des Lebens geführt, moralisch gehoben und zu der Kraftentfal-

tung fähig gemacht wurde, durch die es eine Zeitlang selbst politische Größe wieder erlangte.

In den „Künstlern“, seinem größten didaktischen Gedichte, behandelt der Dichter in der That den nämlichen Stoff, wie in der Ode „Das Ideal und das Leben“ oder in den „Briefen über die ästhetische Erziehung“; nur hat er den Gegenstand hier hauptsächlich vom historischen Standpunkt betrachtet, indem er entwickelt, wie die Kunst den Menschen erst zum Menschen machte, wie dies im Anfang der Bildung überhaupt der Fall war und sich nothwendig wiederholen mußte, als mit dem Sturze des römischen Reichs die Welt wieder in Barbarei versunken war; denn nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst ist die edlere Gestaltung des europäischen Lebens zu verdanken.

Die **Epistel** hat Schiller nur vorübergehend bearbeitet, zuerst in der „Berühmten Frau“, in welcher er einen ihm sonst ganz fremden Ton, den der satyrischen Laune, mit entschiedenem Glück anschlägt. Von großem historischen Werth ist das treffliche Gedicht „An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“, da es in lebenswarmen Zügen die charakteristische Verschiedenheit des französischen und deutschen Dramas darstellt, und zeigt, wie dieses durch das Bestreben nach Naturwahrheit in den alle Kunst vernichtenden Irrthum verfallen ist, daß alles Natürliche auch schön und der künstlerischen Gestaltung fähig sei, einen Irrthum, von dem das Zurückgehen auf die strenge Form der französischen Tragödie befreien könne, wenn diese auch nicht als ewig bleibendes Muster gelten dürfe.

Aehnlichen Inhalts ist die vortreffliche **Satyre** „Shakspears Schatten“, die er zuerst in den „Xenien“ bekannt machte, die wir aber schon hier des Inhalts wegen erwähnen, abgesehen davon, daß sie ihrem ganzen Wesen nach nicht zu jenen einzelnen Epigrammen gehört, wenn es im Musenalmanach auch in Monodistichen aufgelöst war. Schiller stellt darin die ganze Gemeinheit, in welche das deutsche Drama gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts versunken war, als Iffland, Kotzebue u. a. m. das Theater beherrschten, um so lebendiger und anschaulicher dar, als er demselben die griechische und zum Theil auch die englische Tragödie mit ihren großartigen Stoffen und Personen entgegenstellt.

An **Epigrammen**, auf welche er wohl durch Göthe's Vorgang in seinen „Epigrammen aus Venedig“ geleitet wurde, ist Schiller außerordentlich reich, ob er gleich diese Form nur in den Jahren 1795 und 1796 bearbeitete, und weder früher noch später dergleichen dichtete. Wir erwähnen hier diejenigen nicht, welche aus der gemeinschaftlichen Thätigkeit mit Göthe hervorgingen, weil diese in selbstständigem Abschnitt behandelt werden sollen; aber auch, wenn diese unberücksichtigt bleiben, ist sein Reichthum an solchen Gedichten noch groß. Doch ist nicht nur der Reichthum, es ist auch die Trefflichkeit derselben zu bewundern, und wir müssen in Schillers Epigrammen eine der trefflichsten Früchte von Herders Hinweisung auf die Griechen erkennen. Auch war wohl keine dichterische Natur geeigneter, diese poetische Gattung auszubilden, als Schiller, der bei seinem unerschöpflichen Ideenreichthum die seltene Gabe besaß, für den abstracten Gedanken die passende poetische Form zu finden. Wie er große Gedankenreihen in umfangreicheren Gedichten niedergelegt hatte, so stellte er nunmehr auch einzelne bedeutende Ideen in selbstständiger poetischer Auffassung dar, ja es gelang ihm sogar, den Hauptgedanken größerer Aufsätze auf ein Epigramm zurückzuführen, das bei aller seiner Inhaltsfülle doch die Klarheit und Anschaulichkeit gewährt, z. B. in den „Führern des Lebens“, in welchen wir die leitende Idee der Abhandlung „Ueber das Schöne und Erhabene“ leicht wieder erkennen. Aber eben deshalb, weil er die Ideen, die ihn nicht bloß in den Jahren der Epigrammendichtung, sondern auch vorher und später vorzugsweise beschäftigten, in seinen Epigrammen darstellte, sind dieselben für die tiefere Erkenntniß des Dichters von hoher Bedeutung; sie sind beinahe ohne Ausnahme, und wie überhaupt seine Dichtungen, „Fleisch von seinem Fleisch, und Blut von seinem Blut“.

1. Shakspears Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst war leider nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden,
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen in's Grab?“
Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei Euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.“ —
Ja, ein derber und trockener Spaß; nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von Beiden! Uns kann nur das Christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“ —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?' —
Der Poet ist der Wirth, und der letzte Actus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

2. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen,
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

3. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aïdäs Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

4. Kolumbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand;
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

5. Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien sind's, die dich durch's Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie, vereint, helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem Ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

6. Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Göthe und Schiller.

Wenn in andern Literaturen, namentlich in der französischen, die gemeinsame Thätigkeit zweier oder mehrerer Dichter bei der Bearbeitung eines und desselben Werks gar nichts Ungewöhnliches ist, haben wir dies dagegen in der deutschen als eine sehr seltene Erscheinung zu bezeichnen; um so auffallender und merkwürdiger ist es, daß unsere zwei größten Dichter sich zu einer solchen gemeinsamen Thätigkeit vereinigten. Als nämlich in der Mitte der neunziger Jahre die Gemeinheit in der Literatur immer herrschender wurde und die besseren Bestrebungen gänzlich zurückzudrängen drohte, die schönsten Schöpfungen Göthe's mit einer auffallenden Kälte, die mittelmäßigsten Producte dagegen mit der auffallendsten Gunst aufgenommen wurden, und zuletzt die mißgünstigen Urtheile über die von Schiller herausgegebenen „Horen" sich mehrten, mußte sich ihnen die Ueberzeugung aufdringen, daß der überwuchernden schlechten Literatur, die den Geschmack und den edlern Sinn des Volks täglich mehr untergrub, mit allem Ernst entgegengetreten werden müsse, wenn anders die deutsche Poesie nicht in die entschiedenste Barbarei zurückfallen solle. Daß es nicht hinlänglich sei, dem Schlechten Treffliches entgegenzusetzen, hatte die Erfahrung eben zur Genüge gezeigt; es mußte daher ein anderes Mittel aufgefunden werden, das mit Sicherheit zum Ziele führe. Da die damaligen Zeitschriften, die von Nicolai herausgegebene „Allgemeine Bibliothek", „Die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" u. a. m., welche von früher her noch ein großes Ansehen hatten, einen großen Theil der Schuld an dem Unwesen in der Literatur trugen, weil sie, statt dem neuen Aufschwunge zu folgen, den die Poesie durch Göthe und Schiller genommen hatte, an den alten Ansichten klebten, die neuen Erscheinungen nach denselben beurtheilten und daher eine mehr oder weniger offene Opposition gegen jene Dichter bildeten, gerieth Göthe auf den Einfall, dieselben durch eine Reihe von Epigrammen in der Weise des Römers Martial zu züchtigen. Schiller, dem er den Gedanken mittheilte, ergriff ihn mit allem Feuer, dessen er fähig war, und erweiterte ihn sogleich, indem er vorschlug, die Geißel auch gegen einzelne Werke zu schwingen, womit Göthe denn auch gern einverstanden war. Die Freunde machten sich ohne Zögern an die Arbeit, nachdem sie noch übereingekommen waren, daß jedes Epigramm aus einem einzigen Distichon bestehen solle, und schon nach Verlauf eines Monats konnte Schiller seinem Freunde Körner berichten, daß der Epigramme schon über zwei hundert fertig seien. Eben so theilte er ihm mit, daß sie beabsichtigten, wenn der Vorrath hinlänglich gewachsen sei, denselben mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit auszuscheiden und zu überarbeiten, um einerlei Ton zu erhalten; es würde, fügte er hinzu, Jeder von seiner eigenen Manier Etwas aufzuopfern suchen, um sich dem Andern mehr anzunähern, und deshalb hätten sie auch beschlossen, ihr Eigenthumsrecht an die einzelnen Theile niemals auseinander zu setzen; vielmehr sollte ein Jeder von ihnen bei einer künftigen Sammlung seiner Gedichte diese Epigramme ganz abdrucken lassen. Zwar geschah dies in der Folge nicht, vielmehr nahmen beide nur eine Anzahl derselben in ihre Gedichte auf, Schiller eine größere, Göthe eine kleinere, als wenn eben diese ihr Eigenthum gewesen wären. Allein da einzelne von beiden zugleich weggelassen, andere von beiden zugleich aufgenommen wurden, so ergibt sich daraus mit ziemlicher Gewißheit, daß sie nicht immer ganz im Klaren waren, wer der Urheber der einzelnen Epigramme war, und eine Aeußerung Göthe's bei Eckermann läßt dies als sehr wahrscheinlich erscheinen. „Oft hatte ich den Gedanken," sagt er, „und Schiller machte die Verse; oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den

einen Vers und ich den andern."*) Da wir durchaus nicht berechtigt sind, diese Mittheilung für falsch zu halten, ihre Richtigkeit vielmehr aus den Umständen hervorgeht, unter welchen die Xenien verfertigt wurden (viele entstanden nämlich bei den persönlichen Zusammenkünften der beiden Dichter), so ist es gewiß am passendsten, sie als eine gemeinschaftliche Arbeit der Dichter anzusehen. Allerdings hat sich ein Exemplar des „Musenalmanachs für 1797" erhalten, in welchem Schillers Gattin bei einer Anzahl der einzelnen Epigramme den Verfasser bezeichnet hatte; allein theils ist diese Bezeichnung sehr unvollständig, theils lassen sich entschiedene Irrthümer nachweisen, so daß diese Urkunde keineswegs Sicherheit gewährt. Und wenn sich auch bei vielen, ja vielleicht bei den meisten aus mancherlei Gründen der Verfasser mit einer an die Gewißheit gränzenden Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt, so ist es doch nicht bei allen der Fall, und es ist eine Täuschung selbst da noch möglich, wo die Gewißheit unbestreitbar erscheint, weil die Dichter, um die Leser um so sicherer irre zu führen (was sie in der That beabsichtigten, wie wir bestimmt wissen), nicht bloß ihre Manier oft aufgeopfert haben, sondern gewiß auch Jeder die Manier des Andern nachgeahmt haben wird**).

Wenn man aber auch den Verfasser eines jeden Epigramms mit unzweifelhafter Gewißheit bestimmen könnte, so würde es doch ungeeignet sein, dieselben zu trennen, weil sie nur in ihrer Gesammtheit die volle Bedeutung haben, die ihnen die Dichter geben wollten, weil sie nur in ihrer Gesammtheit als Kunstwerk erscheinen. Daß sie aber in der That ein solches sind, das ergibt sich leicht aus ihrer Anschauung; denn obgleich jedes einzelne Epigramm ein selbstständiges Ganzes für sich bildet, so sind sie nicht nur durch den Hauptgedanken, ein Strafgericht über die damalige Literatur zu halten, zusammengehalten, man kann auch leicht einzelne Haupttheile unterscheiden und erkennen, wie die Dichter gesucht haben, sie durch passende Uebergänge mit einander zu verbinden. Endlich ersehen wir aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, daß die Dichter wirklich die bestimmte Absicht hatten, ein Kunstwerk aus ihnen zu bilden.

Wir haben schon erwähnt, wie es ihre ursprüngliche Absicht war, sie, sobald sie eine „raisonable" Anzahl fertig hätten, „mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit zu sortiren und zu überarbeiten". Aus einem spätern Briefe Schillers erfahren wir, daß sie den ursprünglichen Gedanken aufgaben, weil sich nach der von Schiller übernommenen Redaction ergeben hatte, daß noch eine „erstaunliche Menge Xenien nöthig sei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte". Bei näherer Ueberlegung zeigte es sich jedoch, daß die ursprüngliche Idee gerettet werden könne. Auf Schillers Anregung wurde beschlossen, die philosophischen und rein poetischen, kurz die „unschuldigen" Xenien, diejenigen also, welche die Redaction zu einem Ganzen unmöglich gemacht hatten, auszuscheiden, und sie vereinigt unter der Ueberschrift „Tabulae votivae" in den ernsten Theil des Almanachs einzurücken, die „lustigen", polemischen dagegen als Anhang beizufügen. „Auf einem Haufen beisammen", schrieb Schiller an Göthe (1. Aug. 1796), „und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie viel von ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen."

Und in der That sind die „Votivtafeln" eine der herrlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und wir können sie nicht besser charakterisiren, als mit den Worten Körners; denn ob er gleich von allen Epigrammen zugleich spricht, hat er doch jene vorzugsweise im Auge. „Für mich ist es ein herrlicher Genuß", schreibt er am 11. Oct. 1796 an Schiller, „eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen, die Eure geistige Heirat zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit Eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, dort üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfindlichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Idealen. Was ich bei diesen Producten vorzüglich ehre, ist das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke Nichts an seinem Gehalte, der Stachel der Satyre Nichts an Schärfe." Die Votivtafeln haben, wie Boas trefflich bemerkt, einen hohen Werth für die Culturgeschichte ihrer Zeit, deren treue Spiegelbilder sie sind; sie haben aber auch einen hohen Werth nicht bloß wegen der unerschöpflichen Fülle von tiefen, in der schönsten Form ausgedrückten Gedanken, sondern auch weil sie ein vollkommenes Ganzes bilden, in welchem das ästhetische System der Dichter in ächt poetischer Weise dargestellt wird. Wir können hier in das Einzelne nicht eingehen, aber es wird schon aus der unten mitgetheilten Epigrammenreihe, in welcher das Wesen des Dichters dargestellt ist, von selbst hervorgehen, wie innig diese Epigramme zusammenhängen und wie leicht sich, wenn man die Zwischengedanken ergänzt, ein sogar logisch zusammenhängendes Ganzes daraus bilden läßt.

*) Daß auch Körner, der die Verhältnisse, unter welchen die Xenien entstanden, genau kannte (er hatte während dieser Zeit Schiller besucht und war in die Sache ganz eingeweiht worden), die Xenien für ein gemeinschaftliches Erzeugniß der beiden Dichter ansah, werden wir aus einer später anzuführenden Stelle aus einem seiner Briefe ersehen.

**) Um auch diejenigen unter unsern Lesern zu befriedigen, welche die Stimme der Kritik über die Urheberschaft der einzelnen Distichen zu kennen wünschten, haben wir in den unten folgenden Mittheilungen die Epigramme mit den Anfangsbuchstaben der Dichter bezeichnet, denen sie von Schäfer („Zur Kritik der Göthe-Schillerschen Epigramme von 1796" in Prutz' Taschenbuch 1846) und Boas („Schiller und Göthe im Xenienkampf", 2 Thle. Stuttg. 1851) oder von Düntzer („Die Xenien und der Xeniensturm" in Herrigs Archiv 5, 172 ff., 382 ff., 10, 73 ff.) zugeschrieben werden. Wenn ein Epigramm sich in den Gedichten der beiden Dichter findet, ist es mit G. und Sch. bezeichnet; findet sich eines weder bei dem Einen noch bei dem Andern, ist der Anfangsbuchstabe in einer Klammer.

Auch an den eigentlichen „Xenien" ist ein allgemein leitender Gedanke nicht zu verkennen; sie gehen von den besondern Erscheinungen aus und endigen mit Darstellung der allgemeinen literarischen Zustände. Nach einigen einleitenden Distichen wird die Schlacht gleichsam mit Kleingewehrfeuer eröffnet; es folgen nämlich Angriffe auf einzelne Personen ohne bestimmte Ordnung, auf Nicolai, Manso, Lavater, Stolberg, Reichardt, dann erst kommen die Angriffe in Masse, zunächst gegen Manso, dann gegen die Kantianer, worauf der „Literarische Zodiakus" folgt, in welchem einzelne Personen mit den Sternbildern des Thierkreises geistreich zusammengestellt werden. Eine fernere Gruppe von Distichen bilden die deutschen Flüsse, mit trefflich humoristischen Charakteristiken der einzelnen Volksstämme in Bezug auf ihre literarische und wissenschaftliche Bildung; dann werden die Journale nebst den Taschenbüchern und Almanachen vorübergeführt, und später die namentlich gegen Göthe und Schiller gerichteten Klagen der Anhänger der alten Schule über die neuen Bestrebungen mit prächtiger Laune persiflirt. Nach einer Reihe von Distichen gegen Fr. Schlegel werden verstorbene Dichter beurtheilt, worauf die Philosophen mit ihren Systemen charakterisirt werden und das Gespräch mit Shakspeare über den Zustand der deutschen Bühne folgt (S. 274). Zwischen diesen größeren Gruppen erscheinen wiederum Angriffe auf einzelne Persönlichkeiten, und jene werden eben dadurch oder durch andere passende Uebergänge äußerst glücklich zu einem Ganzen verbunden. Diese Anordnung der Epigramme, welche von Schiller herrührt, kostete diesem unsägliche Mühe, aber eben dadurch ward erst das Ganze zu einem wahren Kunstwerk, und es ist begreiflich, daß eben deshalb gar viele Distichen ausgeschieden werden mußten, unter denen sich ohne Zweifel manche treffliche befanden. So hat freilich Schiller den wesentlichsten Antheil an den Xenien, und es ist auch unzweifelhaft, daß er bei weitem die meisten derselben gedichtet hat, so wie auch, daß die seinigen, selbst nach Göthe's Ausspruch, im Allgemeinen die gelungensten waren. Sie sind nicht bloß an ihrer größern Schärfe und Bitterkeit, sondern vorzüglich daran zu erkennen, daß sie den wesentlichsten Punkt stets mit voller Sicherheit aufgreifen und ein abgeschlossenes Ganzes bilden.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Xenien gar oft tief verletzten und auch Manchem Unrecht thaten; wir können nicht einmal Alles billigen, was gegen Nicolai gesagt wird, noch weniger sind die Ausfälle gegen Manso und Andere zu rechtfertigen. Allein die Xenien dürfen auch nicht im Einzelnen, sondern nur in ihrer Gesammterscheinung aufgefaßt und beurtheilt werden. Mögen sie Einzelnen auch noch so großes Unrecht zugefügt haben, es kann dieses neben der allgemeinen eben so großartigen als einflußreichen Wirkung nicht in Anschlag gebracht werden; denn es ist kein Zweifel, daß sie außerordentlich viel dazu beitrugen, das Publikum über die damaligen literarischen Zustände aufzuklären, ihm über die mittelmäßigen und schwachen Producte, die es bis dahin begünstigt hatte, die Augen zu öffnen, es für eine höhere Anschauung der Kunst empfänglich zu machen. Freilich war diese Wirkung nicht sogleich sichtbar, denn im Ganzen waren es nur Wenige, welche die höhere Bedeutung der Xenien erkannten; und die Getroffenen erhoben mit ihren Freunden einen so argen Sturm gegen die Xeniendichter*), daß auch die Gleichgültigen Partei gegen sie nahmen und man sie allgemein wegen Verletzung des literarischen Anstandes tadelte. Als sich aber dieser Sturm einigermaßen gelegt hatte und die meisten gegen sie ausgesendeten Schmähschriften wegen ihrer Bedeutungslosigkeit verraucht und vergessen waren, ging der ausgesäete Same unmerklich auf, und wir tragen kein Bedenken, es zum Theil für eine Wirkung der Xenien nebst den Votivtafeln zu halten, daß Schiller mit seinen dramatischen Meisterstücken, welche in den folgenden Jahren erschienen, eine günstigere Aufnahme bei dem Publikum fand.

Viele, ja die meisten Xenien sind wegen der versteckten oder jetzt weniger bekannten Beziehungen ohne ausführlichen Commentar nicht leicht verständlich, so z. B. der „Literarische Zodiakus", der beinahe ganz von Schiller herrührt und von dem Göthe später zu Eckermann sagte, daß er ihn stets mit Bewunderung lese, daher wir außer der Gruppe über die deutschen Flüsse nur einzelne herausnehmen, deren Verständniß sich leichter darbietet oder nur kurzer Andeutungen bedarf, die wir der Ueberschrift in Parenthese beigegeben haben.

1. Aus den „Tabulae votivae".

I. Das Göttliche.

Wäre sie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte Nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahndet, ein Höchstes schafft die Vernunft sich;
In der schönen Gestalt lebt es dem Herzen, dem Blick.
(Sch.)

II. Verstand.

Bilden kann wohl der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur. (Sch.)

III. Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.
(Sch.)

IV. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.
(Sch.)

V. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.
Sch.

VI. Die Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jeder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst das Gebildete ist Stoff nur dem denkenden Geist.
Sch.

---

*) Es erschienen nicht bloß eine Menge von tadelnden Anzeigen und zum Theil leidenschaftlichen Recensionen in verschiedenen Zeitschriften, sondern auch mehrere Gegenschriften, unter denen sich Manso's „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar" (Lpz. 1797) durch Grobheit auszeichnen.

VII. Genialität.

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether, und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim. Sch.

VIII. Witz und Verstand.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein. (Sch.)

IX. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich. (G.)

X. Der Unterschied.

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln,
Aber auf ernstlichem Seil wer mag den Schwindelnden sehn? (G.)

XI. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum. G. Sch.

XII. Correctheit.

Frey von Tadel zu seyn, ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu. Sch.

XIII. Lehre an die Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh! (G.)

XIV. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab. (Sch.)

XV. Das Privilegium.

Blößen giebt nur der Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nicht zu sehn. (G.)

XVI. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher. (G.)

XVII. Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben. Die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg. Sch.

XVIII. Vergebliches Geschwätz.

Fortzupflanzen die Welt, sind alle vernünft'gen Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor. G.

XIX. Genialische Kraft.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft. G.

2. Aus den „Xenien".

I. Das Verbindungsmittel. (Lavater.)

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. G. (Sch.)

II. Das Amalgama. (Lavater.)

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt. (G.)

III. Jamben. (Fr. L. v. Stolberg.)

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk. (Sch.)

IV. Die Kunst zu lieben. (Manso.)

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan! (Sch.)

V. Jean Paul Friedrich Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth. (Sch.)

VI. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt. (Sch.)

VII. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun. Sch.

VIII. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück. (G.)

IX. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf. Sch.

X. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus. G.

XI. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom. Sch.

XII. Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut. Sch.

XIII. Donau in B*** (Bayern).

Bacchus, der lustige, führt mich und Komus, der fette, durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück. Sch.

XIV. Donau in O*** (Oestreich).

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß. Sch.

XV. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht. Sch.

XVI. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei. Sch.

XVII. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied. Sch.

XVIII. Pleiße.

Flach ist mein Ufer, und seicht mein Bächlein; es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus. Sch.

XIX. Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutsch. Sch.

XX. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem. Sch.

XXI. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muse nicht Stoff. Sch.

XXII. Gesundbrunnen zu C*** (Carlsbad).

Seltsames Land! hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen:
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt. Sch.

XXIII. P** bei N** (Pegnitz bei Nürnberg).

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist. Sch.

XXIV. Die *** Flüsse
(in den Ländern geistlicher Herren).

Unser einer hat's halter gut in ***cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht. Sch.

XXV. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Eile dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht. Sch.

XXVI. Der Ersatz. (Fr. L. v. Stolberg.)

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein. (Sch.)

XXVII. Literaturbriefe.

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk. (Sch.)

XXVIII. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn? (G.)

XXIX. A. d. B. (Allgemeine deutsche Bibliothek.)

Zehnmal geles'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz. (G.)

XXX. Menschenhaß und Reue (von Kotzebue).

Menschenhaß! Nein davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt. (Sch.)

XXXI. Achilles. (Lessing.)

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrschst über die Geister der Geist. (Sch.)

XXXII. Frage. (Joh. Elias Schlegel spricht.)

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie? (Sch.)

XXXIII. Antwort. (A. W. u. Fr. Schlegel.)

Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein. (Sch.)

XXXIV. Der junge Werther. (Nicolai.)

„Worauf lauerst du hier?" Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut. (Sch.)

Valerius Wilhelm Neubeck.

Valerius Wilhelm Neubeck wurde am 21. Januar 1765 zu Arnstadt in Thüringen geboren, wo er auch seine erste Bildung genoß. Später kam er auf die Ritterakademie nach Liegnitz, wo der als lyrischer Dichter bekannte Professor Friedrich Schmit den belebendsten Einfluß auf ihn gewann und namentlich seine Liebe für die Poesie weckte. Nach einem beinahe vierjährigen Aufenthalte in Liegnitz bezog er die Universität Göttingen, wo er sich vorzüglich philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien widmete; zwei Jahre später ging er nach Jena, wo die Medicin seine ausschließliche Beschäftigung wurde. Nachdem er 1788 Doctor der Medicin geworden war, wendete er sich nach Liegnitz, wo er sich als praktischer Arzt niederließ; im Jahr 1793 wurde er Kreisarzt in Steinau. Als ihm sein hohes Alter nicht mehr erlaubte, seine Stelle mit der ihm zur Natur gewordenen Gewissenhaftigkeit zu versehen, legte er sie nieder; als Zeichen der Anerkennung für seine langjährigen Dienste erhielt er den Titel eines königl. Hofraths. Bald darauf begab er sich nach Altwasser, wo er am 20. September 1850 im 86. Jahre starb.

Neubeck, den wir schon als begabten Dichter von Hymnen und Elegien haben kennen lernen (S. 46 u. 47), nimmt als didaktischer Dichter um so mehr eine hervorragende Stellung ein, als er einer der Wenigen ist, welche im vorliegenden Zeitraum das eigentliche Lehrgedicht bearbeiteten, und er unter diesen Wenigen ohne Vergleich das Bedeutendste geleistet hat. Sein in vielfacher Beziehung treffliches Gedicht „Die Gesundbrunnen" (Bresl. 1795) blieb längere Zeit ganz unbeachtet, bis endlich A. W. Schlegel durch eine Anzeige in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung (1797) auf dasselbe aufmerksam machte und ihm eine Zeitlang einen größern Kreis von Lesern gewann, so daß schon im folgenden Jahre (1798) eine neue Auflage erscheinen konnte, der im J. 1809 eine dritte folgte. Allein später gerieth es, scheint es, wieder in Vergessenheit, so daß selbst umfassendere Geschichten unserer Literatur es nicht erwähnen. Wir erklären uns diese Vergessenheit nicht bloß aus der allgemeinen Abneigung, die sich gegen das Lehrgedicht überhaupt je länger je mehr kund gab, sondern auch und vorzugsweise aus der besondern Art desselben, zu welcher „Die Gesundbrunnen" gehören, da es nicht allgemeine philosophische Wahrheiten behandelt, die am Ende Jeden berühren, sondern sich auf besondere Kenntnisse und Anschauungen beschränkt, die vielen Lesern allzu weit abliegen. Wenn aber der Dichter einen solchen Stoff so aufzufassen und zu behandeln versteht, daß er auch allgemeines Interesse gewinnt und er den Gegenstand zudem mit großer Kunst in das Gebiet der Poesie zu versetzen weiß, so gebührt ihm um so größere Anerkennung. Daß es sich mit Neubecks Dichtung wirklich so verhält, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Die Anlage des Gedichts ist an sich ganz ein-

fach, ja man könnte sogar sagen logisch genau. Nachdem nämlich der Dichter im ersten Gesang von dem Ursprung der Gesundbrunnen gesprochen, schildert er im zweiten diejenigen, welche sich in Deutschland finden, und entwickelt in dem dritten und vierten die Vorschriften, welche bei dem Gebrauche derselben zu befolgen seien. So prosaisch dieses klingt, so sehr ist es dem Dichter gelungen, das prosaische Element zu besiegen. Wir führen nur an, wie er z. B. die naturhistorischen Betrachtungen des ersten Gesangs behandelt. Unter dem Geleit der Nymphe des Flusses Gera, der bei seiner Geburtsstadt vorbeifließt, dringt er in die Tiefen der Erde, und gelangt in das Reich der Quellen, deren Geheimnisse er nun in edler und gewählter Sprache und mit glücklichen Bildern darstellt. Von großer und mannigfaltiger Schönheit ist namentlich der zweite Gesang mit seinen Schilderungen der verschiedenartigsten Landschaften, in denen er wahrhaftes Talent entfaltet, da er die charakteristischen Merkmale meist in wenigen, glücklichen Zügen zusammenzufassen versteht. „In diesem Theile des Gedichts", sagt A. W. Schlegel, „hat Neubeck seine erfinderische Gewandtheit bewährt. Er ist unerschöpflich an charakteristischen Zügen, Gemälden, Wendungen, Anspielungen, episodischen Verzierungen, und wo durchaus etwas Aehnliches wiederkommen mußte, an anders schattierten Farben des Ausdrucks, so daß er unter der großen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preiset." Noch größer erscheinen die Schwierigkeiten bei den zwei letzten Gesängen, in denen er die bei dem Gebrauch des Mineralwassers zu beobachtenden Vorschriften entwickelt; er weiß sie mit der nämlichen Kunst zu besiegen, indem er uns mitten in das Treiben des Badelebens führt und jene Vorschriften an die epische Darstellung desselben knüpft.

Endlich verdient das Gedicht auch formell alles Lob. Die Sprache ist rein, correct, edel und mannigfaltig, der Hexameter mit großem Glück behandelt; man bemerkt leicht, daß ihm Voß zum Vorbild gedient hat, daß er aber den Forderungen des deutschen Rhythmus mehr Rechnung trägt, als jener.

Aus den „Gesundbrunnen".

Anfang des ersten Gesanges.

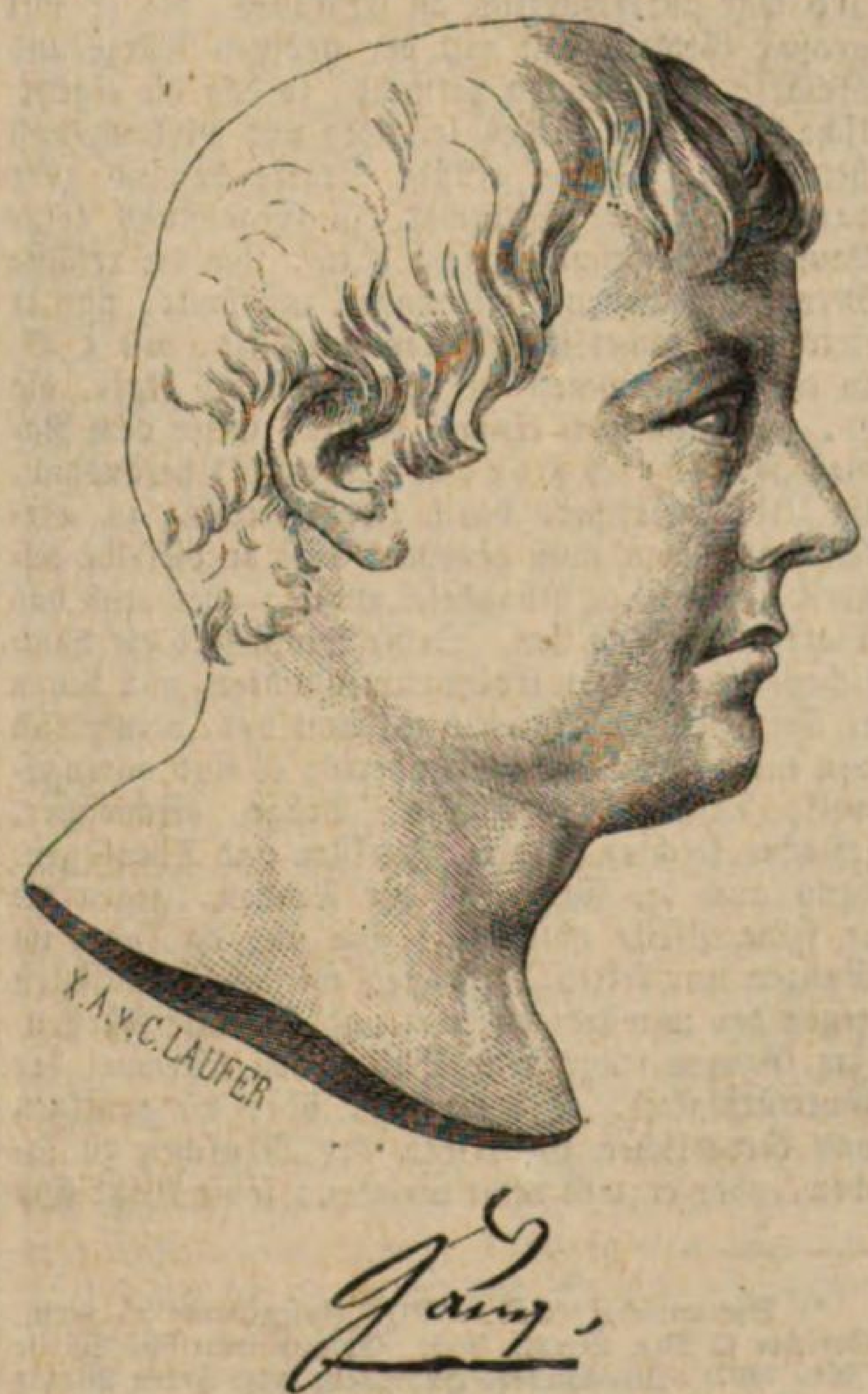
Steig, Hygiea, vom Himmel herab in die Thale der Erde,
Reiche die Lebensschale, gefüllt mit dem Quelle der Jugend,
Der durch Goldkies rollt die krystallene Fluth im Olympus,
Reiche dem Sänger sie dar, daraus Begeist'rung zu trinken!
Ohne dich singt kein Dichter, du mußt den Geist ihm entwölken,
Daß er schön und frei sich aufzuschwingen vermöge.
Komm! mein Genius streut Weihrauch auf deinen Altar dir,
Wo du die göttliche Kunst des koischen Weisen mich lehrtest.
Dein Geschenk ist mein Lied. Hinab in die felsigen Grotten
Will ich steigen, wo du den jungen Quellen der Erde
Heilende Kräfte verleihst; ich will den schmachtenden, armen,
Hülfe verlangenden Kranken zu deinen heiligen Urnen
Führen, damit er hier die goldene Flut der Genesung
Schöpf' und trinke, den Rettungsdank in deinem gefei'rten
Tempel zum Opfer dir bring', und dich Lebenserhalterin nenne!

Doch wer leitet mich hin in das Reich der heilsamen Quellen?
Wer in das Inn're der stillen Behausungen junger Najaden?
O wer zeigt in der Erd' Abgründen mir jeden verborgnen
Hohlen, umnachteten Gang der Natur, wo die werdende Quelle
Aus den Adern des Bergs, mit Heilkraft schwanger, hervorrauscht?
Komm, und führe du mich, o vaterländische Nais,
Durch der Erde Geklüft hinab, wo deine Geschwister
Tanzen mit schwebendem Silberfuß in kristallenen Hallen,
Unter Tritonengesang, mit Perlengürteln geschmücket.
Einst erschienst du ja schon, jungfräuliche Nymfe der Gera,
Mir im heiligen Dunkel des Hains, der deine durchblümten
Kräuterwiesen umschirmt, und ihnen erfrischende Lüfte
Zuweht. Mittag war's, und des Sommers glühender Odem
Hauchte mir über die vollere Wange des brennenden Fiebers
Flammende Röthe. Mit Eile verließ ich den sonnigen Heerweg
Voll Staubwolken, und suchte mit lechzendem Auge die Kühlung
Deines einsamen Stroms. Da sah ich über die Wellen,
Wie ein blühend Rosengewölk in der thauenden Frühe,
Dich hinschweben im zarten, ambrosischen Aethergewande.
War der Erscheinung der Knab' einst werth, o so neige dem Mann auch
Nun dein Ohr — Ha! welch ein Gesäusel im tieferen Walde! —
Heil! mein Genius flüstert: die Göttin winkt dir Gewährung.

Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aare den Namen
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge des Stromthals.
Hier fließt, kühler im Schatten die silberblinkende Gera
Ueber gelblichen Kies. Um die Wurzeln alternder Bäume
Spielen und drehn sich die Wellen in kleinen Strudeln, und rauschen
Schnell durch die Schilfe dahin. Allein mit gehaltener Eile
Wallet der Strom in Plauens arkadischen Hirtengefilden.
Auf der Natur kunstlosem Altar stehn Schönheit und Einfalt,
Gleich den Grazien, hier in liebenswürdiger Eintracht.
Von dem großen Altar dampft jeglichen Morgen der Weihrauch
Würziger Blumen und Kräuter und fröhlich reifender Saaten
Blüthengehäuft zum Opfergeruch den Töchtern des Himmels
Festlich empor, bestrahlt vom erhellenden Schimmer der Frühe.
Anzuflehn die Nymfe des Stroms trat ich in des ernsten
Waldes Umschattung, und stand nicht fern von der Grotte der Göttin.
Feierlich schwieg der Hain; die ringsumherrschende Stille
Machte mich lange verstummen; der Ehrfurcht heilige Schauer
Zitterten durch mein Gebein; doch endlich begann ich zu reden:
„Hör'! untadlige Nymfe, den Bittenden! Leite den Sänger
Durch das nächtliche Reich der Gesundheit gebenden Quellen
Hin in die Tiefen, wo sich die ersten Tropfen zur Welle
Sammeln, und wo die jungen Gewässer in lallender Kindheit
Noch mit wankendem Lauf hinmurmeln! Schärfe den Blick mir,
Hohe Najade, verklär' in der Erde kimerischen Schlünden
Du dem sterblichen Auge die Finsterniß! Dumpfiger Klüfte
Kalten betäubenden Dunst schafft dein ambrosischer Odem
Zum elysischen Ambragewölk, und die tödtenden Lüfte
Werden zu Frühlingswinden, zum linden Säuseln der Mainacht.
Komm und leite mich denn! Mit des Waldes frischestem Moose
Will ich in deiner Grotte die Felswand schmücken, mit Eichen
Dein Stromufer im Thal, wo der Fels nur schattet, umpflanzen,
Daß in der grünen Umwölbung hinfort anmuthige Kühle
Dich frisch athmend umweh' in des Sommers gewaltiger Glut selbst."

Also rief ich flehend der Göttin, und nahte der Felskluft,
Kühn durch hohes Vertraun. In Thüringens dunkelstem Forste
Bilden zerrüttete Felsen die Grotte der reinen Najade.
Wild und romantisch umwebet den Eingang rankender Efeu;
Ueber ihm wehn zwo Fichten mit kahlen, verwitterten Wipfeln,
Von den Gewitterorkanen gebeugt, und drohen den Umsturz.
Hohl ist ihr Stamm, und der Erde beraubt, umhangen die krummen,
Alternden Wurzeln den nackten Granitfels über der Höhle.
Aus dem grauen Gestein thränt stets inwendig vom rauhen,
Feuchten Gewölbe der Kluft ein erfrischender Thau zu den grünen
Felsensitzen herab, mit Flechten umwachsen und Steinmoos.
Tiefer im Dunkel der Halle, von Marmorblöcken gewölbet,
Träuft mit melodischem Rieseln, wie Silber ein ewiger Regen
Auf den werdenden Quell, der süß und rein sich beständig
Ueber dem grünlichen Sand in ruhigen Wallungen kräuselt.
Also bildete Mutter Natur, und schmückt in der Wildniß
Selbst mit schaffender Hand die dämmernde Wohnung der Göttin.
Heilige Schauer umwehn den Wanderer, der dem geweihten
Eingang naht; sie selber verbirgt ein umschattender Nebel,
Undurchdringlich dem Blick. Allein der hohen Begeistrung
Trunkenes Auge schauet entzückt in dem Innern der Mooskluft,
Auf die Urne gelehnt, die ruhende Nymfe. Sie lauscht hier
Lächelnd und halbentschlummernd dem Silbergelispel der Quelle.
Blitzender Thau, wie der Lenz ihn träuft auf knospende Rosen,
Perlet ihr um die Stirn, und hängt in den lockigen Haaren.
Gleich wie fliegendes Wassergewölk um den stürzenden Schaumquell
Zwischen den hallenden Felsen emporstäubt, über dem Ufer
Wallend schwebt, so umfloß der Schleier den Liliennacken.
So wie der Hesperus hinter dem weißlichen Abendgewölke
Lieblich funkelt, so strahlt hervor das Auge der Göttin
Unter dem bläulichen Schleier. So kam sie jetzo mit sanfter
Anmuth, Huld im Blick und himmlisches Lächeln im Antlitz,
Schwebend und leicht, wie getragen vom West, hervor. Die geweihte
Stille des Hains, zuweilen nur unterbrochen vom Säuseln
Einer gelinderen Luft, das heilige Dunkel der Eichen,
Alles erhöhte die Feierlichkeit des bezaubernden Anblicks.
Selbst du, große Natur, sahst, schauernd von holder Entzückung,
Dieser Erscheinung Wonnegebild, und feiertest schweigend
Deiner unsterblichen Tochter Heraufkunft. Aber der Göttin
Lippen entflossen, wie Harfengesang, die lieblichen Worte:
„Kühn, o Sterblicher, ist der Wunsch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erschaffener jemals
Wandelte; doch dir sei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu schauen,
Aber den schönen Wunsch, hülfreich und tröstlich den Menschen,
Gleich den ewigen Göttern, zu seyn, erblick ich im Innern
Deiner unsterblichen Seele. Du hast mir vertraut und ich wähle
Dich aus unter der Menge, zum hohen Berufe dich weihend,
Von den Geschenken der Nymfen ein Lied, und ihrem Geburtsland
Deinem Volke zu singen; geleiten will ich dich selber
In die verborgnere Welt, und in's heilige Dunkel der Werkstatt,
Wo die Natur still wirket und schafft zum Segen der Menschen.
Doch bevor wir hinab in die dunkeln Höhlen der Urnacht
Steigen, so lerne vor allem, woher die Quellen den Reichthum
Ihrer Gewässer empfahn. Zum Himmel steigen, vom Himmel
Sinken im ewigen Wechsel die Wasser der künftigen Quelle.
Regenschauer im Frühling, im Sommer des hohen Gewitters
Dicht herstürzende Fluth, und die weinenden Wolken des Herbstes
Senden des Quells Urstoff in den Schoß der waldigen Berge.
Auf den wolkenberührenden Alpen verweilet der Winter
Ewig. Erstarrt liegt er im tiefen, eisernen Schlafe,
Weit hinübergestreckt auf ihren unnahbaren Felshöhn.
Seit der Schöpfung trieft aus seinen silberbereiften
Haaren zerschmolzenes Eis in großen Tropfen, die schlüpfen
Durch der Berge Geklüft in die Wasserbehälter der Erde.
Fern am luftigen Haupte der dunkelblauen Gebirge
Siehst du ruhige Wolken herunterwallen, und langsam
Ueber dem Tannenforst hinziehn. Oft lagert ein kaltes
Nebelgewölk, wie ein Kranz, sich dort um die Riesenschultern
Unseres Brocken. Dem Schooß der thauenden Wolken entträufelt
Unablässig ein zarter, befeuchtender Regen, und diesen
Saugt mit tausendmaltausend offenen Adern der Berg ein.
Lauter und rein, wie der Thau vom jungen Blatte der Birke
Zitternd herabhängt, sinkt, und im Sande leise versieget,
Trieft die Feuchte herab zu den Quellengebirgen der Erde.
Jetzo folge mir nach. Auf kalten umnachtenden Pfaden
Will ich tief hinab in die schaurigen Grotten dich führen,
Wo die Natur den Brunnen der lebensfrohen Genesung
Herzuströmen gebeut aus unerschöpflichen Urnen."

Johann Christoph Friedrich Haug.



Der fruchtbarste Dichter witziger Epigramme ist auch zugleich einer der letzten in dieser Gattung, die in der neuern Zeit kaum mehr einen nennenswerthen Bearbeiter findet.

Johann Christoph Friedrich Haug, geb. am 19. März 1761 zu Niederstotzingen in Würtemberg, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, besuchte dann die Schule in Ludwigsburg, später das Gymnasium in Stuttgart und hierauf die Karlsschule (wo er mit Schiller bekannt wurde), um die Rechte zu studiren. Sein großer Fleiß und seine ausgezeichneten Fortschritte erwarben ihm die Gunst des Herzogs in so hohem Maße, daß er sogleich nach seinem Abgange von der Anstalt (1783) zum Secretär bei dem Geheimen Cabinet ernannt wurde. Im J. 1791 erhielt er den Titel eines Kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen, und 1794 das Amt eines herzoglichen Geheimsecretärs, welches er bis zum J. 1817 versah, wo er zum Hofrath und Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart ernannt wurde. Er starb am 30. Januar 1829.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit Haugs ergibt sich schon aus der Zahl seiner verschiedenen Schriften, von denen wir unten die hiehergehörigen anführen*), denn wie wir schon wissen, hat er außer Epigrammen auch noch viele lyrische Gedichte, dann Balladen, Fabeln, Charaden, Räthsel u. a. m. verfaßt. Ist er auch in allen diesen keineswegs unglücklich, so hat er seinen größern Ruf doch hauptsächlich seinen Epigrammen zu verdanken. Und in der That verdienen sie alle Beachtung. Haug besaß eine reiche Fülle von Witz, und war unerschöpflich an Einfällen, die er mit großer Gewandtheit mit der größten Kürze und Schärfe auszudrücken verstand, so daß die eigentliche Spitze des Witzes lebendig und wirkungsvoll hervortrat. Seine größte Stärke bestand aber darin, daß, wenn einmal ein Gegenstand seine Laune in Bewegung gesetzt hatte, ihm die reichste Menge von neuen Beziehungen zuströmte, und er stets neue lächerliche Seiten entdeckte, wie z. B. in den Epigrammen auf Herrn Wahls Nase, die er, wie auch noch einiges Andre, unter dem Namen Friedrich Hophthalmos**) herausgab. Er liebte besonders durch Uebertreibung zu wirken, und man muß gestehen, daß er dieselbe äußerst geschickt zu behandeln wußte; aber auch das Wortspiel gelang ihm. Seine Stoffe sind die nämlichen der früheren Epigrammendichter, von denen er übrigens gar Manches entlehnt hat, namentlich von denen des 17. Jahrhunderts; es sind vorzugsweise Trinker, Geizhälse, Träge, Schwätzer, schlechte Dichter, Aerzte, Juristen und Theologen, dann auch die Gebrechen der Frauen, gegen die er seine Pfeile abschießt. Hie und da, aber im Ganzen nur selten, begegnen wir auch Ausfällen gegen den unwürdigen Adel und schlechte Fürsten. Im Ganzen trägt seine Satyre den Stempel der Gutmüthigkeit, es freut ihn, über die geistigen und körperlichen Gebrechen der Menschen zu lachen, aber er will nicht verletzen; seine Witze sind von der Art, daß selbst der, auf den sie sich beziehen, darüber lachen könnte.

*) Sinngedichte (Tüb. 1791), Epigramme u. verm. Gedichte (2 Bde. Bresl. 1805), Epigrammatische Spiele (Zür. 1807), Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase (2. Aufl. Brünn 1822; die 1. Aufl., Stuttg. 1804, enthielt nur 100 Epigramme).

**) Schon der Name ist ein lustiger Einfall. Ophthalmos ist griechisch und bedeutet Aug; da er aber Haug heißt, so hat er dem griechischen Wort, schnurrig genug, noch ein H vorgesetzt.

1. Auf die geschminkte Marie.

Noch endigte die Zeit der Wunder nicht,
Hier lächelt ein Marienbild und spricht.

2. Weiberzungen.

Weiberzungen! O gesteht,
Schweigen könnt ihr nicht.
Eher glaub' ich, daß ein Weib
Ohne Zunge spricht.

3. Wortspiel bei Valut's Gante.

Valut, der Prediger,
Schuf in der Furcht des Herrn
Sein Häuflein Gläubiger
Zu seinen Gläubigern.

4. Wortspiel in der Verzweiflung.

Du flogst ja Hymens Tempel zu —
Jetzt ringest du die Hände:
Zu welchem Ende freytest du?
„Ach Gott! Zu meinem Ende!"

5. Als Tom eine Feuersbrunst zu besingen beschloß.

Wie klug, die Feuersbrunst zu wählen!
Hier darf es nicht an Wasser fehlen.

6. Potor.

Morgens rühmt der Freunde Kreis,
Potor sagt nicht, was er weiß;
Ach, und Abends wird geklagt,
Potor weiß nicht, was er sagt.

7. Grabschrift.

Lies, Wandrer, eines Ehmanns Schmerzen!
Schön war mein Weib, und jung! O blicke her!
Jetzt liegt ein Stein auf ihrem Herzen,
Auf meinem keiner mehr!

8. Auf Harpagons Einladung.

Dank, Harpagon! — Ich faste
Nicht gern zu Gaste.

9. Grab.

Das Grab ist eine Brück' ins bessre Leben:
Den Brückenzoll müßt ihr dem Arzte geben.

10. Ueber Vibus.

Er hat zum Symbolon
Das Wort der Passion:
„Mich dürstet!" auserseben,
Und hält nach eignen Proben
Den Vers für unterschoben
„Laß diesen Kelch vorübergehn!"

11. Die Homere.

Schnell gewann die Poesie,
Wolf beweist ja schon:
Ein Homerus lebte nie,
Sondern acht bis zehn.

12. Wer ist mehr zu beklagen?

Ein Schurke stahl mir heut —
„Beklagenswerther Veit!"
Was ich seit Jahren schrieb! —
„Beklagenswerther Dieb!"

13. An Julien.

Ich hätte den Apfel von Dir
Als Eva genommen;
Du hättest den Apfel von mir
Als Paris bekommen.

14. Verdeutschtes Recept.

Krankst du, ich weiß nicht woran? Nimm ein Kräutchen, nur weiß ich nicht, welches?
Brauch es, ich weiß nicht, wie? Traun! Du genesest — vielleicht.

15. Lehr-, Wehr-, Nähr- und Zehrstand.

Für alle fleht der Priester himmelan;
Für alle streitet der Soldat;
Für alle pflügt der Ackermann,
Doch alle frißt der Advokat.

16. Piger.

Des dummen Wanderns ist auf Erden schon genung;
Bewahre mich, mein Gott, vor Seelenwanderung.

17. An Dancourt.

Dein Trauerspiel gefällt nur wenig.
Warum? Dein Held ist ein Tyrann,
Nur seinen Lüsten unterthänig,
Dumm, boshaft, eitel — kurz ein König,
Wie man sie täglich finden kann.

18. Billige Forderung.

Zur Messung der stattlichen Nase
(Vergieb die verkleinernde Phrase!)
Sind Feldgeometer von Nöthen;
Allein sie verlangen Diäten.

19. Ueber Wahls große Nase.

Wer ungesehn, wer ungescheut
Dich ärgern will, mein Lieber!
Entfernt sich heimlich meilenweit,
Und giebt Dir Nasenstüber.

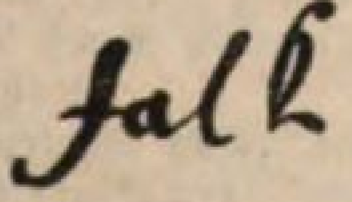
20. Geruchsfülle. An Wahl.

Deine Wohlgeruchsextase
Muß beneidenswürdig seyn:
Denn du schnüffelst mit der Nase
Husch! den ganzen Frühling ein.

21. Optischer Betrug.

Als du jüngsthin schlummertest im Grase,
Ragte himmelan die Wundernase,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten einen Kirchthurm mehr.

Johann Daniel Falk.



Seit Rabener war die Satyre nur vorübergehend bearbeitet worden, oder wenn auch einzelne Dichter größere Gedichte dieser Gattung schrieben, so waren es doch immer nur vereinzelte Erscheinungen, auf welche sie kein besonderes Gewicht legten, und die daher hinter ihre andern Erzeugnisse zurücktraten. Erst der Dichter, von dem wir jetzt zu sprechen haben, behandelte die Satyre wieder in größerem Umfang und machte sie zum Mittelpunkt seiner poetischen Bestrebungen.

Johann Daniel Falk, geb. zu Danzig „am Tage Simon und Judä" 1770, wie er selbst berichtet, hatte schon als Knabe mit vielen Widrigkeiten zu kämpfen. Sein Vater, ein armer Perückenmacher, wollte ihn zu seinem Geschäft erziehen, während er eine unüberwindliche Sehnsucht nach Büchern und ernsthaften Studien empfand; oft wurde er gestraft, wenn ihn sein Vater beim Lesen ertappte. Doch lernte er von seinem mütterlichen Großvater, einem gebornen Genfer, französisch, und englisch bei einem Sprachlehrer, den seine unerschütterliche Wißbegierde erfreute; auch in der Musik erhielt er unentgeltlichen Unterricht, und machte große Fortschritte. Endlich erhielt er die Erlaubniß zu studiren; Ostern 1783 trat er in die St. Petrischule; trotzdem daß er täglich bis sieben Stunden Privatunterricht ertheilen mußte, um die Ausgaben für Bücher und dergl. bestreiten zu können, zeichnete er sich fortwährend unter seinen Mitschülern aus, und nach fünf Jahren war er so weit vorbereitet, daß er die Universität zu Halle beziehen konnte. Das Studium der Theologie, dem er sich Anfangs widmen wollte, gab er jedoch bald auf, er beschäftigte sich vorzugsweise mit den Griechen und Römern, so wie mit der Dichtkunst, in der er schon als Schüler Versuche gemacht hatte; ja er entschloß sich sogar aus Abneigung gegen jedes Amt, sich ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Berlin ging er 1797 nach Weimar, wohin ihn namentlich Wieland zog, der seine ersten Dichtungen mit Beifall aufgenommen und angezeigt hatte. Dort gab er das „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre" heraus (Lpz. 1797—1803), das zwar zum großen Theil seine Erwerbsquelle bildete, ihm aber auch viele Feinde und Widerwärtigkeiten zuzog. Im J. 1806 gab er eine Zeitschrift heraus „Elysium und Tartarus", in welcher er die öffentlichen Zustände mit Geist und Unerschrockenheit beleuchtete, die aber eben deshalb schon mit dem ersten Jahrgange wieder aufhören mußte. Als um diese Zeit die Franzosen in Deutschland hausten, verschaffte ihm seine Kenntniß der französischen Sprache und die Empfehlung Wielands eine Anstellung als Secretär bei der französischen Contributions-Commission, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich durch Redlichkeit und Unerschrockenheit große Verdienste um das Land zu erwerben, welche der Großherzog von Weimar dadurch anerkannte, daß er ihm den Titel Legationsrath und einen Jahrgehalt gab. Auch im J. 1813 machte er sich vielfach verdient, indem er, von einem verständigen französischen General unterstützt, der ihm zwei Compagnien zu seiner Disposition stellte, den Plünderungen des feindlichen Heeres an vielen Orten zuvorkam oder ihnen ein Ende machte. Um diese Zeit hatte er das Unglück, vier Kinder am herrschenden Fieber zu verlieren; sein Schmerz darüber war so gränzenlos, daß er nach seinem eigenen Geständnisse nur in der Idee, ein Vater und Versorger der durch den Krieg verlassenen und verwilderten Kinder zu werden, Trost und Beruhigung finden konnte. Er stiftete die „Gesellschaft der Freunde in der Noth", der er nun seine ganze Thätigkeit widmete. Sie hatte den Zweck, verlassenen Knaben zur Erlernung nützlicher Geschäfte behülflich zu sein, und erreichte diesen Zweck trotz der großen, mannigfaltigen Schwierigkeiten, mit denen der treffliche Mann zu kämpfen hatte, in ausgedehntem Maße; es gelang ihm sogar, ein Bet- und Schulhaus herzustellen, das er nach dem Lieblingsschüler Christi „Johanneum" nannte. Aber noch ehe es vollendet war, starb er nach längerer Krankheit am 14. Febr. 1826. Die von ihm gegründete Anstalt wurde im J. 1829 in eine öffentliche Erziehungsanstalt unter dem Namen „Falk'sches Institut" verwandelt.

So weit auch Falks Dichtungen, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, von seiner öffentlichen Wirksamkeit der Zeit nach entfernt liegen, und seine dichterische Thätigkeit eigentlich da aufhört, wo die öffentliche beginnt, zu welcher wir natürlich seine pädagogischen Bestrebungen zählen,

so daß sein Leben in zwei ganz getrennte Hälften zerfällt; so gelangen seine Poesien doch erst dann zum richtigen Verständniß, wenn man sich bei ihrer Beurtheilung seiner menschenfreundlichen Thätigkeit recht bewußt wird. Denn in der That liegt seinen Dichtungen die nämliche unverwüstliche Menschenliebe zum Grunde, wie seinem spätern an Aufopferungen so reichen Leben; er entwickelt in ihnen dasselbe kräftige Gefühl für Recht, Wahrheit, Sittlichkeit, die nämliche Kraft und Unerschrockenheit des Charakters, den nämlichen unabhängigen Sinn, und es müssen uns seine Dichtungen deshalb schon werth und lieb sein. Allein wir haben es bei ihrer Beurtheilung nicht bloß mit dem Geist zu thun, der sie beseelt, sondern auch mit der Form und der künstlerischen Ausbildung; und von diesem Standpunkte betrachtet, nehmen seine Poesien freilich nicht den hohen Rang ein, den wir ihnen mit Rücksicht auf ihre Absicht zugestehen möchten. Jedoch müssen wir zwischen den frühern und den spätern unterscheiden; denn es ist offenbar, daß, je lebendiger sich der praktische Sinn in ihm entwickelte, die freie poetische Auffassung um so mehr zurücktrat; und daher sind seine ersten Dichtungen den späteren in poetischer Rücksicht weit überlegen.

Daß er vorzugsweise die Satyre behandelte, ja die Bearbeitung derselben eine Zeitlang sogar zu seiner Lebensaufgabe machte, war eine Folge seiner Lebensansicht und seines edlen Charakters, der sich von allem Bösen verletzt fühlte; aber weil er nicht sowohl das Lächerliche, als das Hassenswerthe in den tadelnswürdigen Handlungen der Menschen bemerkte, so nahm er schon in seinen früheren Satyren einen zu persönlichen Antheil an der Darstellung, und seine Schilderungen erhielten einen Charakter von Bitterkeit, der der reinen Satyre nicht angemessen ist.

Falk eröffnete seine poetische Laufbahn mit der Nachbildung der achten Satyre des Boileau, welche er unter dem Titel „Der Mensch" (Lpz. 1795) herausgab; bald folgte ihr ein selbstständiger Versuch, „Die Helden" (1796), in welchem er das Verderben schilderte, welches der Krieg über die Menschen bringt. Einzelne Stellen sind als gelungen zu bezeichnen, namentlich die Schilderung des Schlachtfeldes und des unglücklichen Knaben, der bei dem Leichname seines erschlagenen Vaters über die Grausamkeit der wilden Krieger jammert; allein es fehlt dem Ganzen an Klarheit und Einheit. Denselben Mangel haben auch „Die heiligen Gräber zu Rom" (Lpz. 1796), deren Hauptzweck die Rechtfertigung der Wege der Vorsehung ist. Das Ganze ist zwar in das Gewand einer Erzählung eingekleidet, aus welcher sich ergibt, daß der Mensch die Wege der Vorsehung zu begreifen unfähig ist; allein die Erzählung ist durch eine große Zahl von Episoden unterbrochen, in denen die Fehler und Gebrechen der Zeit geschildert werden, ohne daß diese Gemälde jedoch als nothwendige Theile des Ganzen erschienen; es sind dieselben daher durchaus störend, wenn man ihnen an sich große Kraft und Lebendigkeit der Darstellung auch keineswegs absprechen kann. Mit den „Gräbern" erschien zugleich eine zweite Satyre „Die Gebete", welche einen verwandten Stoff, die Thorheit, Kurzsichtigkeit und den Widerspruch der menschlichen Wünsche behandeln. Falk hat diese Satyre, die zu seinen besten gehört, ob er sie gleich in einer spätern Sammlung („Auserlesene Werke", 3 Bde. Lpz. 1819) ausgelassen hat, in seinen „Satiren" (3 Bde. Lpz. 1800) bedeutend verkürzt, wodurch sie gegen die erste Bearbeitung nicht wenig gewonnen und namentlich eine größere Einheit erlangt hat. Er zeigt namentlich an zwei Beispielen, an dem eines lebenssatten Greises und an dem des Königs Lear, wie thöricht die Wünsche der Menschen meistentheils sind, so wie er in dem Eingang gezeigt hat, daß Gott die Gebete der Menschen schon deshalb nicht erhören kann, weil sie sich stets und nothwendig widersprechen. Wir wünschten, daß Falk alle seine Satyren auf denselben kleineren Umfang zurückgeführt hätte, wie die „Gebete", sie würden weniger in Vergessenheit gerathen sein. Wie wenig er für größere Compositionen geschaffen war, wird aus seiner dramatischen Satyre „Die Uhu'" („Taschenbuch für Satyre" 1797) recht ersichtlich, in welcher er die pfäffischen Umtriebe eines Wöllner und Consorten persifliren wollte; allein es tritt dieser Hauptzweck kaum hervor, vielmehr scheint es, daß es seine eigentliche Absicht sei, die damaligen Dichterlinge, so wie die Abwege, auf welche die Philosophen gerathen waren, ins Lächerliche zu ziehen. Es fehlte ihm überhaupt an Erfindungsgabe, und die beste Stelle des Stücks ist geradezu dem Amphitryon des Molière abgeborgt, dessen Stoff er später selbstständig bearbeitete, wobei er freilich bei seinem gänzlichen Mangel an dramatischem Talent unendlich weit hinter seinem Vorbilde zurückblieb.

Aus den „Gebeten".

Bootsknechte! Heda! Heda! Steuermann!
Halloh, Matrosen! lustig d'rauf und d'ran!
Zu Schiff! Frisch, stecht in See! Der Sturm hat ausgetobet;
Ich habe St. Pankratz zwey Kerzen angelobet;
Die Segel aufgespannt! der Nordwind weht.
Flugs tummelt euch! die Anker aufgedreht!
B. St. Görg', verschließ den Nord in Aeols Grotte,
Und schenk' uns West für unsre Silberflotte!
D. God dam! was schwatzt ihr da von Nord und West?
Nein Südwind! Südwind! denn ich muß nach Brest!
F. Maria Joseph, gebt uns Ost zum Häringsfange! — —
„Genug, genug! Ihr seyd längst reif zum Untergange!"
Ruft Gott, und winkt dem donnernden Orkan.
Die Sonn' erlischt; der Sturm peitscht himmelan
Zerrißne Segel und zerbrochne Masten;
Das Meer ist rund mit Ruderbänken, Kasten,
Mit Kaufmannsballen, Tonnen, Schiffsgeräth,
Und halbversunknem Seevolk übersä't.
Doch welch ein Jubel, mitten im Gewinsel
Der Sterbenden, ertönt von jener Insel?
Ein frommes Volk jauchzt dort mit Mund und Hand
Dein Lob, o Gott: du segnetest den Strand.
Nicht Sturm, nicht Nacht wird im Beruf es hindern,
Die Scheiternden zu retten und — zu plündern.
Schon wimmelt auf der Höhe Boot an Boot,
Was diesem Unterhalt, bringt jenem Tod.
In jeder Tempelhall' und Betkapelle,
An jeder Wundernisch' und Altarschwelle
Fleht Theophron: „Ihr Heiligen verleiht
Dem armen Theophron Unsterblichkeit.
O ihr, allmächtig, Segen auszuspenden
Und Fluch, den Tod von einem abzuwenden,
Wie leicht gewährt ist diese Kleinigkeit!"
Thor, harre nur! Vielleicht daß dir ihr Zorn verleiht,
Was ihre Huld versagt! Sprich! Kennst du die Gebrechen
Des Alters? — Sieh den Greis! Er hustet statt zu sprechen;
Die Nas' ist spitz; sein Gaumen abgestumpft;

Sein Kiefer zahnlos; Wang' und Kinn verschrumpft;
Sein Rücken tief gekrümmt; verblüht die Lippe;
Ein karg mit Haut bekleidetes Gerippe.
Es starrt sein Blut von ew'gem Fieberfrost;
Ein fremder Löffel reicht ihm seine Kost:
Die Brill' ist nun sein Aug', sein Fuß ist eine Krücke;
Und kaum vernimmt sein Ohr den Donner der Geſtücke.
Dumpf summt ihm und entfernt das Thurmgeläut,
Und ach! er alterte im Trauerkleid'.
Ihm tönt nicht mehr der Freundschaft süß Geflüster;
Schon längst begrub er Weib, Kind und Geschwister.
Er schluchzte längst ein ewig Lebewohl
An ihrer Gruft. „Was tönt so dumpf und hohl
Die Straß' herauf?" so fragt er seinen Knaben.
„„Sie singen, Herr: Laßt uns den Leib begraben!""
„Ist Jemand todt?" — „„Ja, Herr, der Nachbar Just!""
„Hilf mir an's Fenster hin! Ach Gott, die Brust!
Die Brust! — Der Krampf zerbricht die morschen Glieder.
Laß leise mich auf diesen Armstuhl nieder!
So! so! — O weh! — Wem, sprachst du, war der Sarg?" —
„„Dem Nachbar Just."" „Ach Gott! schon Manchen barg
Vor mir das Grab! Du machst mit mir zu lange!
O trügen sie mich schon, bey'm Glockenklange,
Zum Kirchhofthor, wie Nachbar Just, hinein! —
Das Auge schmerzt mir so vom Fackelschein! —
Mein Augenschirm! — Mir wird's so schwarz! — Wo bleibt denn Klare?
Ich will sie segnen, eh ich in die Grube fahre.
O rufe mir mein Weib!" — „„Ach lieber Herr, bedenkt,
Seit zwanzig Jahren schon liegt sie, in's Grab versenkt!""
„Wohl ihr! wohl ihr, mein Kind! O selig sind die Frommen!
So rufe mir denn Karl!" — „„Auch den hat Gott genommen!""
„Todt? alles todt! — ich armer alter Greis!
Mein Kopf! mein Kopf! — — O wisch' den Todesschweiß
Mir, Fremdling, ab von dieser kalten Stirne!
Ich bin so schwach im Kopf und im Gehirne!
Todt, alles todt! — Ich weiß nicht, was ich sprach. —
Die Welt ist bös', o Fremdling, sprich's nicht nach! —
Man sagt, es sey ihr Bett zehn Klafter tief gewesen.
Sie rufen mich! Horch! horch! — — In einer Gruft verwesen
Mein Weib und Sohn. — Siehst du den Fackelglanz?
Der Hochzeitwagen kommt! Juchhey zum Tanz! —
Was weinest du? Juchheysa! lustig, Knabe!
Geh, pflücke Tausendschön von Klarens Grabe
Und Rosmarin in meinen Hochzeitstrauß!
Kommt, leuchtet mir hinab in Nacht und Graus,
Ihr Fackeln! — Düster ist's in meinem Hochzeitbette!"
O Unbesonnener, schau diesen Jammer! — Hätte
Ein Leben Reiz für dich, erkauft um diesen Preis,
Um Wahnwitz, Theophron? — Betrachte jeden Greis!
Mehr oder weniger harrt Blödsinn ihrer Aller.
Vor Spiegeln lächelt Swift, vor Teufeln zittert Haller,
Hughen vor Sonn' und Feu'r; A. lernt das Alphabet,
Indeß sich Newton selbst als Greis nicht mehr versteht.
Du sprichst: „verlängert mir ein Gott das Erdenleben,
So kann er leicht mich auch der Leiden überheben." —
Es sey! Zertrümmert denn, ihr Räder der Natur,
Verliert nur Theophron im Herbste seine — Ruhr.
Ihn schmerzt ein Zahn! Laß gleich den Erdball — wie bescheiden! —
Mit einem andern Mond und Dunstkreis Gott umkleiden!
Vesuve, speit nicht mehr! Erlösche, Aetna's Feu'r!
Und wandelt Theophron bey nickendem Gemäu'r,
Und unter'm Ueberhang der Alpen und der Brocken;
So sey so gut, Gesetz der Schwere, gleich zu stocken!
Bist du nun glücklich? Fühlst du keine Erdennoth?
Schaff' erst die Menschen um! — Gesegnet seyst du, Tod,
Auf diesem Sammelplatz so tief gefallner Wesen!
Thor, du erwürgst den Arzt, und willst doch gern genesen!
Unglücklicher, der du des Daseyns Trost verkennst!
Sey nochmals mir gegrüßt, nicht gothisches Gespenst,
Nein, Friedensbothe mir! Die Leiden von der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer ertrüge
Nur hundert Jahre sie? Und ewig, ewig so
Die Sidney am Schaffot, die Kepler auf dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und Belisar auf Krücken: —
Ein solch Tollhäuslerspiel Jahrtausende erblicken,
Wie, unterläg' ihm nicht das arme Menschenherz?
O süße Hoffnung du, einst allen Gram und Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freundlich stillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu verschlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Lebensmeer;
Der Scheiternden Geschrey, ihr kläglich: rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus seinem stillen Bette
Von Staub und Moos empor. Ja wisse, Theophron,
Und böte Gott mir selbst, umstrahlt auf seinem Thron,
Von aller Glorie der morgenländ'schen Dichtung,
In einem Kelche Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweyten, hier Unsterblichkeit:
Ich griff' zum Kelche der Vergessenheit.
Doch, Heil uns, Heil! — Uns winkt die Heimath in der Ferne;
Nur Staub empfängt der Staub; den Geist erwarten Sterne.

Christoph August Tiedge.



Anfänglich an Gleim und den Halberstädtischen Dichterkreis sich anschließend, bearbeitete Tiedge auch zunächst die Gattung, welche sich jenen Freunden naturgemäß ergab; denn da sie auch in der Entfernung das gesellige und freundschaftliche Zusammenleben nicht aufgeben wollten, sie sich nur in der Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen glücklich fühlten, war die Epistel die Form, der sie sich vor allen andern zuwenden mußten. Auch Tiedge schrieb „Episteln" (Gött. 1796), die wegen ihrer leichten fließenden Sprache und ihres glücklichen Versbaues zu ihrer Zeit vielen Beifall gewannen. Zwar ist er auch, wie seine Freunde, breit und redselig, aber seine Episteln haben doch im Ganzen mehr Inhalt, als die meisten der übrigen Dichter dieser Gattung, und in manchen herrscht ein mit anmuthigem Humor gemischter elegischer Ton, der nie ohne Wirkung bleiben wird („An meinen alten Ueberrock"), wenn man auch die höhere poetische Einheit der Auffassung und des Gedankens vermißt.

Den höchsten Ruhm hat aber Tiedge durch sein größeres Lehrgedicht „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit, ein lyrisch-didaktisches Gedicht in 6 Gesängen" (Halle 1801), erworben, welches lange Zeit die Lieblingslectüre namentlich der Frauen und der erwachsenen Jugend bildete. Wenn wir die große Menge der Ausgaben bedenken, die das Gedicht erlebte (den Abdruck in den „Gesammelten Werken", 8 Bde. Halle 1823, mitgerechnet wohl an die zwanzig), so scheint es nothwendig, daß die „Urania" Etwas darbieten müsse, was diese große Verbreitung erklärt, zugleich muß uns aber auch das mehr oder weniger wegwerfende Urtheil auffallen, das jetzt beinahe allgemein über das Gedicht gefällt wird.

Schon der erste Blick belehrt uns, daß Schiller den größten Einfluß auf das Gedicht gehabt hat; wir erkennen im Ganzen die Sprache, die uns in den „Künstlern" entgegentritt; selbst Bilder und Uebergänge sind offenbar aus dem Studium des größern Dichters hervorgegangen. Der Einfluß erscheint aber noch entschiedener, wenn wir den Inhalt und die Entwickelung des Gedichts, namentlich in den letzten Gesängen, und ganz besonders in dem sechsten, genauer prüfen. Es ist zur allgemeinen Redensart geworden, die „Urania" als eine poetische Darstellung der Ansichten Kants über Gott und Unsterblichkeit zu charakterisiren; dies ist aber nur in so weit richtig, als auch Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" oder seine Abhandlungen „über das Schöne und Erhabne" u. a. m. aus dem Studium der Kantischen Philosophie hervorgegangen sind, denn Schiller ist doch unstreitig die Hauptquelle, aus welcher Tiedge geschöpft hat, und so finden wir z. B. in dem sechsten Gesange jenes Dichters großartige Ansichten über sittliche Freiheit u. s. w. beinahe in ihrer ganzen Reinheit ausgesprochen*). Wir wissen nicht, ob dies zur Zeit, als die Urania zuerst erschien, schon bemerkt wurde, denn es war uns nicht möglich, öffentliche Urtheile aus jener Zeit zu vergleichen; allein wenn es auch nicht ausgesprochen worden ist, so wurde es gewiß gefühlt, und so erklären wir uns die günstige Aufnahme des Gedichts schon daraus, daß es an den Lieblingsdichter erinnerte und sich an dessen Gedankenwelt anschloß. Zwar kann die „Urania" in keiner Weise sich mit Schillers didaktischen Poesien vergleichen lassen, es fehlt ihr das tief poetische Element, welches jene Dichtungen beseelt, es fehlt Tiedgen an der schaffenden Kraft, durch welche es Schiller gelang, die Welt der Ideen zur sinnlichen Anschauung zu gestalten; aber wenn er auch noch so tief unter jenem steht, verdient er doch keineswegs die verachtenden Urtheile, die sich jetzt allgemein hören lassen. Denn hat er auch nicht seine Gedankenwelt in das Gebiet der sinnlichen Anschauung zu erheben verstanden, so hat er sie dagegen in das des lyrischen Gefühls gezogen, und das Gemüth, die Empfindung in reichem Maße in Anspruch zu nehmen gewußt. Daß dies auch seine Absicht war, geht schon daraus hervor, daß er die „Urania" ein lyrisch-didaktisches Gedicht nannte. So ist allerdings eine Zwitterform von Dichtung entstanden, welcher eines der ersten Erfordernisse, die künstlerische Einheit, fehlt; aber wollten wir an jedes Gedicht den höchsten Maßstab anlegen, wie viele würden noch Lob verdienen?

*) Auch einzelne Ideen Herders sind benutzt, so besonders im dritten Gesang.

Man wirft der „Urania" Mangel an Tiefe der christlichen Anschauung und an Ueberzeugung vor. Daß der letzte Vorwurf völlig unbegründet ist, geht aus jeder Zeile des Gedichts hervor; und was den ersten betrifft, so ist dies ein Vorwurf, der die „Urania" als Gedicht nicht berühren würde, wenn er auch begründet wäre, da der Dichter nicht eben an eine besondere Art der religiösen Anschauung gebunden ist und gebunden sein kann. Aber er ist auch nicht einmal begründet, weil in der That die „allerchristlichste" Anschauungsweise, wenn ich mich so ausdrücken darf, dem Gedicht zum Grunde liegt. Nur ergeht sich der Dichter nicht in mystischen oder pietistischen Redensarten, wie es die Mode eine Zeitlang verlangte und zum Theil noch verlangt, sondern der Dichter bedient sich überall einer klaren, Allen verständlichen Sprache, und er sucht überhaupt mehr auf das reine, ungetrübte Gefühl zu wirken, als daß er die Phantasie reizen oder den Leser mit bloßen Ahnungen und unklaren Schwärmereien zu erfüllen trachtete. Tiedge bespricht in seinem Gedichte die wichtigsten Verhältnisse, welche den Menschen berühren, Gott, Unsterblichkeit, Wahrheit, Tugend und Freiheit; er bespricht sie in einer solchen Weise, daß er uns dieselben, wenn auch nicht zur philosophischen, doch zur gemüthlichen Ueberzeugung bringt und, was noch mehr werth ist, daß er unsre Liebe dafür zu gewinnen weiß — wir glauben aber, daß wenn sein Gedicht keinen andern Werth hätte, daß wenn sich von demselben auch nichts Anderes rühmen ließe, als daß es schon mancher Seele Trost, manchem Herzen Beruhigung gebracht hat, es schon darum alle Anerkennung verdiente.

Aber es hat noch ein weitres Verdienst, ein Verdienst, das man gewöhnlich viel zu wenig würdigt, und in unseren Tagen doch vor Allem geschätzt werden sollte: es ist das der reinen, schönen und wohllautenden Sprache, die bei aller Correctheit stets würdevoll und keineswegs ohne poetischen Schwung ist. Die „Urania" würde schon deshalb in Frankreich und Italien zu den klassischen Schöpfungen gerechnet werden; warum sollten wir Deutsche nicht endlich auch dazu kommen, der schönen Darstellung an sich ihr Recht widerfahren zu lassen?

Aus der „Urania".

(Anfang des sechsten Gesanges.)

So wie der Wandrer einer Pyrenäe
Hinunter blickt nach zwo bekränzten Au'n:
So laß uns hier, o Freund, auf dieser breitern Höhe
Das Dießseit und das schönre Jenseit schau'n!

Sieh, mitten durch den Menschen streifen
Die Gränzen zwoer Welten hin:
Der Welt des Sinnenreichs, für unsern Erdensinn,
Der Welt des Götterthums, dem wir entgegen reifen;
Und diese bricht aus jener mild hervor,
Wie Blütengeist aus grünem Knospenschleier;
Durch Ewigkeiten reift sie frei und immer freier,
Und heiliger und seliger empor.

Wir sind nicht, um zu seyn, wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad;
Dort waltet die Natur; im Menschen lebt ein Wille;

Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht und seine Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt; der Mensch durch seine
That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüthen überstreut:
Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier, — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom: hienieden heißt die Zeit,
Des Stromes tausend Arme rieseln
Mit Lebenskraft und Lebenssinn
Durch Weltenreiche, die, gleich ausgeworfnen Kieseln,
An seinen Ufern schimmern, hin.
In ihm geht nichts, was Kraft und Leben war, verloren;
Es flutet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Wer Daseyn nur begehrt, verschmäht den Lebenssinn,
Ihn ruft der Stundenschlag vergebens
Zu ihrem heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub durch Raum und Zeit;
Nur Thätigkeit! entschloßne Thätigkeit,
Die holde freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entflohn;
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluten
Der heiligen Unsterblichkeit;
Sie rettet sterbende Minuten,
Und macht zur Ewigkeit die Zeit.

So laß denn, Freund, die Zukunft uns besitzen!
Sie blüht schon in der Gegenwart,
Umrankt so freundlich schon die Ritzen
Des Kerkers, wo die Seele harrt,
Der Freiheit harrt, zu welcher sie berufen,
Durch einen innern Trieb so hoch berufen ist;
Der Freiheit, welche sie auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft, ach, nur zu oft vermißt!
Und welcher sie auch dann nur näher ist,
Wann, mächtiger und glänzender beflügelt,
Sie eine neue Gegenwart durchfliegt;
Worin sich eine neue Zukunft spiegelt,
Die größer, tiefer noch im Schooß der Zukunft liegt,
Und dich — wie hoch du auch empor gedrungen
Zur reinen Seelenwürde seyst —
Mit deinen größern Foderungen,
An die Unendlichkeit verweist.

Je mehr sich hier die Willenskraft erweitert;
Je mehr sich hier durch Druck und Last,
Durch Kampf und Gegenkampf empor die Seele läutert:
Je mehr sie Freiheit dort umfaßt.

Hier offenbart uns manche Blume,
Die um die Freiheit sproß, die Spur
Zu ihrem fernen Heiligthume;
Hier ist ihr Himmel nicht, hier ist ihr Tempel nur:
Dort leuchtet sie herab, wie eine Morgenjugend,
Und strahlt den Freiheitstrieb in unsern Seelen an.
Was groß und heilig ist: Vernunft und Tugend
Zieht mächtig ihr Vergöttrungsstrahl hinan.

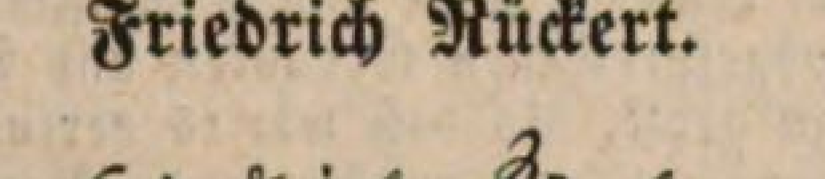
Sie leuchtet dort aus hoher Stille,
Wie auf ein weites Meer die Sonn' herab:
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das mit dem azurnen Schleier
Umwebte Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schoos herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf, um Heil und Unheil auszusä'n.
Sie rauschen hin, bald wie die Todesgötter,
Die Saaten vor der Ernte niedermäh'n;
Bald säuseln sie hin durch Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederweh'n.

Ich schau' hinaus — und ach von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, hinunter weis't.
Dort weis't es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horch' hinaus, und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Da, da, wo mitten unter Waitzenhalmen,
Umruht von Hütten, sich ein Tempel Gottes hob:
Da keine Ruhe mehr! und keine Feierpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob.

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! Der Mensch — sein Wahn schuf diese Wü-
steneien.
Der Mensch! — o Gott! wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft vom tollen Wahn befrei'n?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich du mir die Engelhand
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn,
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg' der Menschenhuld mich sehn!
Laß mich es sehn, wie sie das Wetter dunkler Stunden
Mit ihrem Sonnenblick zertheilt
Und lindernd zwischen Seufzern weilt,
Die Unschuld küßt, die Tugend ehrt und Wunden
Verhüllter Klagen liebend heilt!
Gerechtigkeit, zertritt die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Erscheine, Zeit des Lichts; daß jenes Mordgewerbe,
Samt der verworfnen Heldenzunft,
In einem finstern Winkel sterbe!
Laß mich es sehn, das Leben der Vernunft,
Die Zeit, die meinen schönsten Traum erfüllet;
Die sanft, wie Frühlingswiederkunft,
Den Geist der bessern Welt enthüllet,
Den Geist der waltenden Vernunft!

Durch sie nur kann und soll der Mensch sich von den
Ketten
Der Leidenschaftentyrannei
Durch Selbstgewalt hinüber retten:
Um frei zu werden, ward er frei.
Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Der Weise nur ist frei, der unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen und nicht wollen,
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.
Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln:
Doch leichter ist es groß vor dem Gejauchz der Welt,
Als tief im Dunkel, recht zu handeln;
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.

Friedrich Rückert.



Haben wir schon bei Rückerts lyrischen Poesien die Bemerkung machen können, daß sich ihm Alles zum Gedichte gestalte, so findet dieselbe noch eine vollere Anwendung, wenn wir seine didaktischen Dichtungen betrachten. Unter diesen haben wir vorzüglich die größern hervorzuheben, welche er unter dem Titel „Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken" (6 Bde. Lpz. 1836—1839) herausgegeben hat. Der Titel belehrt uns schon, daß wir kein zusammenhängendes Ganzes zu erwarten haben, also auch kein Kunstwerk im engern Sinne des Worts; die Einleitung macht uns mit dem Standpunkt bekannt, den der Dichter eingenommen hat. Er hat immer nur Einzelnes, dieses Einzelne jedoch immer als Ganzes, als eine selbstständige Erscheinung be-

trachtet (1), und so bildet denn auch jeder noch so kleine Abschnitt des Gedichts ein Ganzes für sich, und die zahlreiche Reihe derselben stehen nur dadurch mit einander in Verbindung, daß sie alle den Menschen und sein Verhältniß zu Gott, zum Leben oder zu sich selbst zum Gegenstande haben. Es ist kein Gedicht, wie er ebenfalls sagt, „ein Ganzes, das besteht aus tausend kleinen Ganzen". So kann es freilich nicht fehlen, daß die einzelnen Gedanken öfters im Widerspruch mit einander stehen, denn da, wie der Dichter uns selbst belehrt (16), keine Wahrheit auf unbedingte Geltung Anspruch machen kann, sondern nur in den besondern Verhältnissen wahr ist, in welchen sie ausgesprochen wird, so mag wohl in andern Verhältnissen gerade ihr Gegensatz das Richtige sein. „Die Weisheit des Brahmanen" ist also nur uneigentlich ein Lehrgedicht zu nennen; sie ist eine Sammlung von kleineren Gedichten verwandten Inhalts, in welchen der Dichter seine Beobachtungen und seine Ansichten in der Reihenfolge niedergelegt hat, wie Leben und Studien sie hervorriefen, meist in kurzer, beinahe epigrammatischer Form, und eine große Anzahl derselben können geradezu als Epigramme, Gnomen, Sentenzen bezeichnet werden (2—5). Viele sind Bilder oder Gleichnisse, die geistreich erfunden und glücklich ausgeführt sind (6—9); oft kleidet er auch den Gedanken in Erzählungen und Parabeln, die meist einen orientalischen Charakter tragen (10. 11).

Alle diese kleinen Gedichte sind in Alexandrinern geschrieben, welche bald meisterhaft, bald wieder mit der größten Nachlässigkeit behandelt sind, was auch von der Sprache gilt, die sich in vielen Stellen zur höchsten Vollendung erhebt und in andern wieder zur bloßen Reimerei herabsinkt. Während sie hier durch hohe Einfachheit bezaubert, dort durch die kühnsten Wendungen fesselt, sind dagegen andre Stellen so holprig, daß die Verse kaum ausgesprochen werden können; und manchmal wieder schafft sich der Dichter die größten Schwierigkeiten, um uns zu zeigen, wie leicht er dieselben besiegt (22).

Wir haben oben schon angedeutet, was den Inhalt der „Weisheit" bildet; es würde kaum möglich sein, eine erschöpfende Darstellung desselben zu geben, denn die Fülle und Mannigfaltigkeit der darin ausgesprochenen Gedanken und Anschauungen ist zu groß, als daß wir es versuchen könnten, einen auch nur annähernden Begriff davon zu geben. Doch müssen wir wenigstens die hauptsächlichsten Punkte bezeichnen, die den Dichter beschäftigen. Zunächst sind es Gott und die göttlichen Dinge, die er nach den mannigfaltigsten Seiten hin betrachtet, die Verhältnisse Gottes zu den Menschen oder der Menschen zu Gott, wobei hie und da auch die mystischen Ansichten des Orients sich geltend machen, die Offenbarung, der Glaube, die Religion und die verschiedenen Bekenntnisse, das Wesen der Andacht und des Gebets, Tod und Unsterblichkeit, Christenthum und Heidenthum (12—15). Die größte Anzahl der Gedichte ist aber der Betrachtung des menschlichen Lebens in seinen unzähligen Beziehungen gewidmet. Es wird die Menschheit in ihrer Gesammtheit und in ihrer geschichtlichen Entwickelung vorübergeführt, und es nehmen hie und da auch die bestehenden Zeitverhältnisse seine Aufmerksamkeit in Anspruch, die er mit gesundem, freiem Sinne auffaßt und mit furchtloser Aufrichtigkeit darstellt (20. 21), vorzüglich aber wird der einzelne Mensch in seinen innern und äußern Verhältnissen dargestellt, Jugend und Alter, das Kind, der Mann und der Greis, Mann und Weib, mit einem Worte alle Lebensbeziehungen werden nach und nach betrachtet und so begegnen wir einem reichen Schatz von Beobachtungen, von Lehren der reinsten Weisheit (16. 17), so wie der praktischen Lebensklugheit. Auch das geistige Leben bildet häufig den Inhalt der „Bruchstücke"; die wahre und falsche Gelehrsamkeit, das Wesen der Wissenschaft im Allgemeinen und der einzelnen Zweige derselben, z. B. die Sprachkunde (19); die Kunst, die Poesie, die Natur des Dichters (18), alles Dies gibt dem Dichter Stoff zu den fruchtbarsten Bemerkungen, die oft nur angedeutet sind und den Leser zu weiterem Nachdenken auffordern. Und so ist das Gedicht in der That ein Buch der Weisheit, das sich gerade deshalb, daß es aus lauter einzelnen, nur innerlich zusammenhängenden kleinen Gedichten besteht, vortrefflich zu einem Hand- und Hausbuch eignet, in welchem jeder reifere Geist Belehrung und, wenn man will, auch die tüchtigste Unterhaltung finden wird.

Von Rückerts Epigrammen und epigrammenartigen Dichtungen ist schon oben (S. 264) die Rede gewesen.

Aus der „Weisheit des Brahmanen".

1. (Der Dichter über sein Buch.)

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda der Natur;

Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sichs klar zu machen,
Von ihn angehnden halb, halb nicht angehnden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

2. (Jeder thue, was er kann.)

Dem Manne steht es an, zu thun, so viel er kann;
Was zuthun mag das Glück, das liegt nicht an dem Mann.

Wenn er das Glück besiegt, wird seinem Muth gehuldigt,
Und wenn er unterliegt, so ist er wohl entschuldigt.

3. (Das schönste Streben.)

Ein schönes Streben ist's, den Guten ähnlich werden,
Die hier vom höchsten Gut Abbilder sind auf Erden.

Doch immer wird das nur ein Bild vom Bilde sein;
Du bilde deinem Geist das Urbild selber ein.

4. (Der Mensch kann, was er will.)

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann;
Ist wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll,
Zu diesem ist das Maß der Mannestugend voll.

Das ist der Zauberbann, womit du Alles stillst:
Wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst.

5. (Ewiger Irrthum.)

Oft dient ein Irrthum nur, den andern wegzuräumen;
Wir sehn der Wahrheit Spur: wo mag sie selber säumen?

Ein neues Vorurtheil muß uns von alten heilen:
Wer aber macht uns rein von neuen Vorurtheilen?

6. (Macht der Unschuld.)

Der Sonne kannst du nicht ins Feuerauge schaun,
Zum sanften Monde nur hast du ein solch Vertraun;

Die Blumen aber thun vorm Mond ihr Auge zu,
Und auf vorm Sonnenblick; den Blumen gleichst nicht du.

Wenn deine Unschuld erst ist Blumen gleich vollendet,
Wirst du die Sonne, wie den Mond, sehn ungeblendet.

7. (Das Feuer ein Bild des Herzens.)

Die Flamme wächst vom Zug und mehrt den Zug,
So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Zug.

Das Feuer schürt der Wind, und löscht das Feuer wieder,
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft darnieder.

Wie still die Lampe brennt am windbeschirmten Ort,
So ein beruhigt Herz in Andacht fort und fort.

8. (Verzage nicht!)

Verzage nicht, o Herz! die Lust entspringt aus Trauer;
Dem Sonnenaufgang geht voraus ein Morgenschauer.

In diesem Schauer wird, was gestern blühte, sterben:
Was heute soll erblühn, wird davon Kraft erwerben.

Verzage nicht, wenn ab die welke Hoffnung fiel;
Die neue schon erhebt sich jung auf frischem Stiel.

9. (Das Menschenherz.)

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

10. (Gottes Allgegenwart.)

Bei einem Lehrer ist von Schülern eine Gilde,
Die unterweiset er in Gottesfurcht und Milde.

Er weist zu Gottesfurcht und Milde nur sie an:
Doch einer eilt voraus den andern auf der Bahn.

Am allerjüngsten hat der Meister Wohlgefallen,
Weil er ihn sieht im Geist voran den andern wallen.

Die andern aber, die voran im Alter gehn,
Sie fragen sich, warum ihr Meister vorzieht den.

„Warum uns ältern ihn, den jüngsten, ziehst du vor?"
Er sprach: „Ich sag' es euch: doch thut mir dieß zuvor.

Von diesen Vögelein" — er nahm sie aus dem Neste —
„Nehmt jeder eins zur Hand, und geht damit aufs beste

Hinaus an einen Ort, da wo euch sieht kein Blick:
Erwürgt die Vögel dort, und bringt sie her zurück."

Sie gehn und bringen dann die todten ohne Beben,
Als sollt', ein Wundermann, der Meister sie beleben.

Der jüngste aber bringt sein Vögelein lebendig.
„Was würgtest du es nicht?" Er sprach darauf verständig:

„Weil ich den Ort nicht fand, o Meister, welchen du
Mich suchen hießest, da kein Blick mir sähe zu.

Ein Blick sieht überall, er sieht aufs Leben nieder,
Wie meins, des Vögeleins. Drum bring ichs lebend wieder."

Der Meister sah sich um: die Schüler waren stumm;
Den jüngsten zog er vor: nun wußten sie, warum.

Die todten Vögelein setzt er zurück ins Nest
Ums lebende herum und drückte sanft sie fest.

Vom Wunderhauch der Huld sind sie lebendig worden.
Beleben kann der Herr: doch soll der Mensch nicht morden.

11. (Der Sterne Bedeutung.)

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimath nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten Nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

12. (Der Urquell.)

Es strömt ein Quell aus Gott und strömt in Gott zurück,
Der Einstrom hohe Lust, der Ausstrom höchstes Glück.

Er strömet in dich ein durchs offne Thor der Sinnen,
Und strömet aus dadurch, und nimmt dich mit von hinnen.

Durchs Auge strömt er ein als Licht, daß er verkläre
Dein Innres, und entströmt verklärt als Freudenzähre.

Den Geist zu wecken strömt er ein als Ton durchs Ohr,
Und strömt aus deinem Mund als Dankgebet hervor.

Einströmt er dem Geruch als Lenzduft, Sehnsuchtshauch,
Und strömt im Athem aus als Seufzeropferrauch.

Er strömt durch den Geschmack ins Mark und ins Gehirne,
Und als Gedanke tritt er leuchtend aus der Stirne.

Er strömt als irdischer Empfindungen Gewühle
Ins Herz, und aus der Brust als himmlische Gefühle.

Du fühlest: Was du bist, ist er in dir, nicht du,
Und strömst in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.

13. (Verschiedenes Gebet.)

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.

Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.

Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.

14. (Offenbarung.)

Die Seele, die herab ist in den Leib gestiegen,
Hat halb, dem Vogel gleich, im Bau'r verlernt das Fliegen;

Nahm Schwere an und gab dem Leibe Schwungeskraft,
Daß sie halb leibhaft ward, der Leib halb seelenhaft.

Sie hat ein dunkles Haus mit ihrem Licht erhellt,
Deswegen aber selbst ins Dunkle sich gestellt.

Sie hat dem todten Leib sein Leben eingegeben,
Aufgebend selbst um Tod ein Theil von ihrem Leben.

Die Liebe war's, die sie zu ihm herniederzog,
Mit ihm in Staub zu geh'n, die ohn' ihn droben flog.

So wie dem Glauben auch herab sich hat gelassen
Die Gottheit menschlich, daß sie Menschenherzen fassen.

Und wie ein Weiser aus der Weisheit hellen Sphären
Herabsteigt, um die Nacht der Blödheit aufzuklären:

Er will sich eines Theils der Weisheit gern begeben,
Um die Unwissenheit zum Wissen zu erheben.

In jeder Lebenssphär', in jedem Wirkungskreise
Läßt sich der höhre Geist herab auf solche Weise.

Mit Demuth, Dienstbarkeit, Lieb' und Aufopferung
Sucht er das Niedre stets, und giebt ihm höhern Schwung.

Mit Tugend, Kraft und That, mit Anmuth, Scherz und Witz,
Wie Sonnenschein und Thau, wie Regensturm und Blitz:

So mannigfaltig steigt der Himmel stets zur Erde,
Damit das Irdische des Himmels theilhaft werde;

Damit das Leben so sich mit dem Tod versöhne,
Und aus dem Staub erblüh' die Lust der Welt, das Schöne.

15. (Zum Himmel blick' empor!)

Zum Himmel blick' empor, er ist voll heller Kerzen;
Kind! freudig habe Gott vor Augen und im Herzen.

In jedem Augenblick sollst du ihm angehören,
Das will er, doch nicht dich in deiner Freude stören.

Er will nicht, daß du sollst in stetem Bangen schweben,
Denn er ist nicht der Tod, er ist das ew'ge Leben.

Verschließest du dich ihm, er dringet doch herein,
Und macht mit seinem Blitz zunicht den falschen Schein.

Doch nimmst du selbst ihn ein, wird er mit Lust dich nähren,
Und nicht dein Irdisches vernichten, nur verklären.

Entweichen kannst du nicht, er wird dich überschleichen;
Vergleichen mußt du dich, die Hand zum Bund ihm reichen.

Mit ihm im Kampfe bist du nie mit dir im Frieden;
Im Frieden sei mit ihm, so ist der Kampf geschieden.

16. (Keine Wahrheit ist unbedingt.)

Ich denke, daß auch dich zu Zeiten noch verwirret,
Was in der Jugend mich so mannigfach geirret;

Wenn den Aussprüchen ich den Weisen aller Zeiten
Gieng gläubig nach und mich von ihnen gern ließ leiten,

Da stellt' ich jeden mir als einen Leitstern vor,
Und jede Perle nahm ich freudig in mein Ohr.

Wenn meine Sprüche nun, die goldnen, ich verglich,
Mit Staunen nahm ich wahr: sie widersprachen sich.

Und weil ich konnte nun nicht alle mehr zusammen
Annehmen, hatt' ich Lust, sie alle zu verdammen.

Denn welchen hätt' ich Recht den andern vorzuziehn,
Da mir an seinem Platz jeder der Rechte schien?

Bis mir die Einsicht kam, daß alle Weisheit bringt
Bedingte Wahrheit nur, nicht Wahrheit unbedingt;

Daß alles, was ist wahr in eigener Verbindung,
Und wie hervor es gieng aus eigener Empfindung,

Falsch wird, sobald man der Verbindung es entzieht,
Und mit veränderter Empfindung es besieht.

Seitdem ließ ich gestellt, und so magst du's auch lassen,
Jedes an seinem Ort, und sah ein jedes passen,

Dankbar den Weisen all für ihre Weisheitsspendung,
Und vorbehaltend mir die eigne Nutzanwendung.

Ich räume gleiches Recht dir ein auf dieses Buch:
So widerspricht sich nicht der Sprüche Widerspruch.

17. (Wer ist unglücklich?)

Unglücklich ist nicht, wer der Erde Glück verlor,
Und Himmlisches dafür im Glauben sich erkor,

Unglücklich auch nicht, wer zufrieden sich behagt
An dieser Welt, und nicht nach einer andern fragt.

Unglücklich ist nur, wer die Lust sich sieht geraubt
Am Irdischen, und nicht an Ueberird'sches glaubt.

18. (Der Dichter.)

Der Pflanzenkund'ge, der die Pflanzen will erklären,
Weiß doch nicht, wie ein Dorn kann Rosengluth gebären.

Das weiß ein Dichter nur, der stille sein Gemüth
Belauschet, wenn aus ihm ein neues Lied erblüht.

19. (Sprachkunde.)

Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag allem Wissen;
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.

Einleitung nicht allein und eine Vorbereitung
Zur Wissenschaft ist sie, und Mittel zur Bestreitung;

Vorübung nicht der Kraft, um sie geschickt zu machen
Durch Ringen mit dem Wort zum Kampfe mit den Sachen:

Sie ist die Sache selbst im weitsten Wissenskreise,
Der Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise.

In jeder räumlichen und zeitlichen Entfernung
Den Menschen zu verstehn, dient seiner Sprach Erlernung.

Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung:
Drum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung!

Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst, befreist
Du einen bis daher in dir gebundnen Geist,

Der jetzo thätig wird mit eigner Denkverbindung,
Der aufschließt unbekannt gewesne Weltempfindung,

Empfindung, wie ein Volk sich in der Welt empfunden:
Nun diese Menschheitsform hast du in dir gefunden.

Ein alter Dichter, der nur dreier Sprachen Gaben
Besessen, rühmte sich, der Seelen drei zu haben.

Und wirklich hätt' in sich nur alle Menschengeister
Der Geist vereint, der recht wär' aller Sprachen Meister.

20. (Wahre Unsterblichkeit.)

Bedachtet ihr einmal, was die Unsterblichkeit,
Nach der ihr trachtet, ist, ihr Könige der Zeit!

Denkmale stiftet ihr, Denkmale, Riesenmauern;
Die Nachwelt staunt sie an, und dankt nicht den Erbauern.

Und wenn man fraget nach dem Namen, wird man sagen:
Hoch kam zu Ehren Stein und Erz in dessen Tagen.

War auch so wohl befugt des Landes Lust und Glück
Wie Stein und Erz, so ganz aus einem Guß und Stück?

Er hat die Ewigkeit gesucht in Stein und Erzen,
Und nach dem Denkmal nicht gefragt im Menschenherzen.

So sei auf ewig denn der Namen eingeschrieben
In Stein und Erz, anstatt in Herzen, welche lieben.

21. (Die Fürsten.)

Die leichtste Kunst für dich ist, Fürst, geliebt zu werden;
Nur liebreich brauchst du dich, nur menschlich zu geberden.

Viel schwerer fällt es euch, daß ihr verhaßt euch macht;
Und doch in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht.

22. (Maß.)

Ich lehre dich, mein Sohn: Nie übe das, was über
Das Maß ist! Ueberall vom Uebel ist das Ueber.

Ich überliefr' es dir, wie's mir ist übermacht:
Nicht gut ist Ueberfluß, nicht gut ist Uebermacht.

Denn hast du's überdacht, wie oft die Uebermacht
Und Ueberpracht der Welt vergangen über Nacht?

Und wie den Ueberfluß Uebergenuß verschlingt,
Und wie der Ueberdruß aus Ueberfluß entspringt?

Wie Drang zu Ueberdrang, Schwung wird zu Ueberschwang,
Und schnell zum Bösen ist des Besten Uebergang?

Leicht stumpf wird überfein, leicht thöricht überklug,
Weil stets ein Gegentheil ins andre überschlug.

Schön sei nicht überschön, und hold nicht überhold!
Denn Uebergoldung ist im Werth nicht über Gold.

Um wirklich gut zu sein, sei selbst nicht übergut;
Und wenn der Muth ist dein, werd' er nicht Uebermuth.

Denn jeder Trieb verdirbt, wann er wird übertrieben;
Auch überschätzen sollst du nichts, noch überlieben.

Bei Ueberlegung nur darfst du was überlegen,
Denn Ueberlegenheit entspringt aus Ueberlegen.

Die Ueberlegung doch ist unnütz auch. Worüber?
Mein Söhnchen, über das, was einmal ist vorüber.

Leopold Schefer.

Leopold Schefer, geb. am 30. Juli 1784 zu Muskau, erhielt im väterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung, die sich besonders auf alte und neue Sprachen, so wie auf Musik erstreckte. Hierauf besuchte er das Gymnasium zu Bautzen, mußte aber wegen des Todes seiner Mutter nach Hause zurückkehren, ehe er alle Klassen durchgemacht hatte. Doch war ihm das Studium der Wissenschaften zu lieb geworden, als daß er sich von demselben hätte trennen können; er entwickelte einen seltenen Fleiß und studirte mit großer Ausdauer Mathematik, Philosophie und las die besten Dichter aller Zeiten und Völker; besonders zogen ihn die Griechen und die orientalischen Dichter an. Bald darauf zog ihn der Fürst, damals noch Graf Pückler-Muskau in seine Nähe, mit welchem er mehrere Reisen machte. Im J. 1813 ernannte ihn der Fürst, der an dem Kriege Theil nahm, zu seinem Generalbevollmächtigten, als welcher er große Thätigkeit und Einsicht entwickelte. Seine Muße benutzte er vorzüglich zu dichterischen Arbeiten, zu welchen er nicht wenig durch Clemens Brentano und den als Novellendichter bekannten Weisflog angeregt wurde. Um sich in der Musik auszubilden, machte er mit Unterstützung des Fürsten größere Reisen, hielt sich längere Zeit in England, dann besonders in Wien auf, begab sich von dort nach Italien, das er ganz bereiste,

worauf er noch Griechenland, die Türkei und die Levante besuchte. Seit seiner Rückkehr (1820) hält er sich in Muskau auf, wo er in glücklichem Familienkreise den Seinigen und der Kunst mit ungetheilter Liebe lebt.

Schefer war schon seit geraumer Zeit als Lyriker aufgetreten und hatte sich als Novellendichter einen nicht unbedeutenden Ruf erworben, als er sein „Laienbrevier" (Berl. 1834) veröffentlichte, mit dem er eine neue Bahn betrat, und das so großen Beifall erwarb, daß schon im Jahr 1856 die 10. Auflage erscheinen konnte. Das „Laienbrevier" ist wohl durch Rückerts „Weisheit des Brahmanen" hervorgerufen oder veranlaßt worden, mit welchem es auch in der Behandlung Aehnlichkeit hat; wie jenes, besteht es aus einer großen Reihe von einzelnen Gedichten, die an sich als selbstständige Ganze erscheinen und nur durch die allgemeine Verwandtschaft des Inhalts verbunden sind. Wie die „Weisheit", enthält auch das „Laienbrevier" des Dichters Ansichten über Gott, Welt, Menschen und menschliches Leben; sie sind, einem Brevier ähnlich, auf alle Tage des Jahres vertheilt, so daß für jeden Tag ein besonderes Gedicht bestimmt ist. Daß ebendeshalb der Wechsel der Jahrszeiten einigermaßen den Inhalt bestimmt, ist eine natürliche Folge dieser Einrichtung, doch findet dies nur in großen, allgemeinen Zügen Statt. Durch den Titel hat endlich der Dichter noch bezeichnen wollen, daß er sein Werk nur für Laien bestimme, das heißt nur für solche, die keiner bestimmten philosophischen Schule und keiner bestimmten religiösen Richtung angehören; es ist daher unrichtig, in dem „Laienbrevier" einen durchgreifenden Einfluß der Hegel'schen Philosophie erkennen zu wollen, wenn man auch einzelne Spuren dieses Einflusses nicht verkennen kann.

Das „Laienbrevier" hat freilich die Zeloten jeglicher Art bedeutend geärgert, denen nur, um Schillers Worte zu gebrauchen, das „Christlich-moralische" oder vielmehr das Christlichdogmatische gefällt, welche ein Kunstwerk nur darnach beurtheilen, ob der Name Christi darin vorkommt und ob die Vernunft dem blinden Glauben unterworfen wird. Man zögerte nicht, den Dichter des crassesten Pantheismus zu beschuldigen, weil er in der Natur die Aeußerungen des göttlichen Geistes erkannte, weil ihm auch die Natur eine Offenbarung Gottes ist. „Und Gott sah, daß es gut war." In diesen Worten der Genesis liegt der ganze Inhalt von Schefers „Laienbrevier"; er betrachtet jegliche Erscheinung der sichtbaren und geistigen Welt als eine That Gottes, und sucht, wie Herder, ihre wahre Bedeutung zu erforschen, er sucht den Menschen für dieselbe empfänglich zu machen, in ihm das Bewußtsein seiner göttlichen Abkunft zu beleben, und ihn dadurch zur Tugend und Weisheit zu leiten. Schefer besitzt nicht nur eine ächtpoetische Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur, er versteht auch ihre Sprache, ihr Verhältniß zum Menschen. Mit tiefem und reichem Gemüth begabt, eröffnen sich ihm die geheimnißvollsten Tiefen der Menschenbrust, und wie Jean Paul, dem er überhaupt die eigenthümliche Entfaltung seines Wesens verdankt, weiß er im Kind, im Armen, im Unglücklichen den wahren Menschen zu entdecken, gerade hierin den ächtesten Christensinn beurkundend. Und eben weil er von diesem Sinn durchdrungen ist, enthalten seine Sprüche Lehren der lautersten Weisheit, des unbedingtesten Gottvertrauens, der edelsten Menschenliebe. Oefters hat seine Darstellung allerdings eine gewisse orientalische Färbung, und entbehrt eben deshalb hie und da der vollen Klarheit; doch können diese vereinzelten Mängel der Tüchtigkeit des Ganzen nicht schaden.

Das „Laienbrevier" ist auch formell hochzuschätzen; die Sprache ist bei allem poetischen Schwung und ihrem Bilderreichthum doch einfach und leicht; die Bilder sind meist äußerst glücklich gewählt, die Gemälde des innern, wie des äußern Lebens sind voll Wahrheit und Kraft.

Aehnlicher Art sind noch zwei spätere Dichtungen, die „Vigilien" (Guben 1843) und „Der Weltpriester" (Nürnb. 1846), doch stehen sie dem „Laienbrevier" an äußerer und innerer Klarheit weit nach, und haben auch weder die nämliche Tiefe, noch die nämliche Kindlichkeit der Gesinnung, die einen wesentlichen Zug des „Laienbreviers" bildet.

Aus dem „Laienbrevier".

1. (Einheit des Weltalls.)

Nur wer die Stimme der Natur
Heraushört, dem wird sie zur Harmonie.
Hier noch vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel;
Dort morschet eine altbejahrte Eiche —
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben;
Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh, und durch den Spalt
Zwei kleine blüh'nde Kinder still sich wundern,
Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen All's ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

2. (Gott.)

Du hörst von einem Gott, du sprichst von ihm,
Die ganze Welt ist voll von ihm — und Niemand
Weiß nur, woher der Name Gottes stammt!
Die große schöne Welt lehrt dich ihn nicht,
Nicht ihre Ordnung, Dauer, noch Verwandlung;
Und dennoch ahnest du, daß jener Name
Kein leerer Hall, nein, inhaltschwerer Ausdruck
Vom Urgrund der unzähl'gen Wesen sei.
Ja, du hast recht geahnet, frommes Herz;
Im Herzen kündet sich die Gottheit an,
So still, so leis, so heimlich, wie ein Geist.
Sie führt dich sanft zu schöner Sittlichkeit,
Sie thut das Auge deiner Seele auf,
Und prägt allmälig Handlungen sich ein,
Sie wird in dir Gedanke, wird der Inhalt
Des Guten, Wahren und des Schönen allen,
Was heimlich wie ein Saatkorn in dir selbst
Nun aufgegangen, und was außer dir
Davon in dieser großen Welt erscheint,
Was rings das menschliche Geschlecht bewegt!
Und hast du lang das Gute ausgeübt,
Dann hast du selbst in dir den Gott erfahren,
Erfahren jenes heilige Gesetz,
Das dieses große All beherrscht, wie dich,
Das fort im menschlichen Geschlechte webet,
Wie auch die sterblichen Gebilde wechseln.
Du trägst des Vaters Bild, das in dir leuchtet,
Dann über die Gestirne hoch hinauf!
Dann über alle Zeiten weit voraus!
Du trägst in alle Zeiten es zurück,
Und knüpfst die schöne Welt und dich an ihn;

Du leitest Alles von ihm her, und führest
Auch Alles wiederum zu ihm zurück.
Er war es, der sich selbst in dir gefunden.
Und nur der Mensch, der Gutes nie geübt,
Nie Wahres sehnte, Schönes nie geschaut,
Nur der wär' ohne Gott, und Gott ohn' ihn.

3. (Lebe rein!)

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

4. (Das Kind.)

Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Urseyn
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntniß
Des Göttlichen und Wiederkennen mit.
Das Höchste, Herrlichste begreift's am leicht'sten,
Sich eng, und bang und klein zu fühlen, findet
Gelegenheit und Zeit es auf der Erde!
Frühzeitig ehr' es! Halt' es wie den Engel!
Zertritt es Eine seiner schönen Blumen —
Bestraf' es, wie man Kinder straft, um Mord;
Hat es den Rosenstock verdursten lassen,
Die arme Mutter vieler armen Kinder, —
Verweigre ihm den Becher klaren Wassers;
Hat es der jungen Vögel Nest gestört —
Laß es auf harter Erde hungrig schlafen,
Von Mutter, Vater und Geschwistern fern.
Und hat dein Kind so früh, so göttlich-ernst
Für fälschlich Leicht-Verziehenes gebüßt,
Dann tritt dereinst es aus dem Jugendhain
Mit heiligem Gefühl der schönen Welt,
Und ungefallen wohnt's im Paradiese
Auf Erden; und die schweren Fehle alle,
Die Menschen um das Glück des Menschen bringen,
Die hast du ihm erspart, als Keim gebrochen.
Denn wer den Tropfen Thau am Grase schont,
Wird Thränen nicht aus Menschenauge pressen,
Die Phantasie beschützt ein rein Gemüth.
O halte die ganz früh so leichte Zucht,
Am zarten gläub'gen Kinde auch die sichre,
Ja nicht für Spiel! Die zarte, schöne Welt
Schön anschau'n, zart empfinden ist das Glück —
Und Glück im Herzen schützt vor allem Unglück.

5. (Macht und Unmacht der Natur.)

An Alles leget die Natur die leise,
Doch unabwehrbar starke Hand; sie legt sie
An eines Kindes liebliches Gebild,
Wie an die Rosenknospe, und sie schafft
Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst!
Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne,
Und pflückt sie wie ein Tausendschön vom Himmel;
Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
An jedes Jahr, an Alles, was den Menschen
Von Kindheit an umgab und mit ihm ward,
Sie legt sie an den Greis, sein Silberhaar,
Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß,
Und macht ihr moderndes Gebein zu Staub —
Mehr kann man nicht erfahren von dem Aergsten!
An Eines aber legt Natur die Hand nicht:
Sie legt sie nicht an unsres Herzens Neigung!
Sie legt sie nicht an unsres Geistes Güter:
An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein Schönes,
An diese legt sie nur der freche Mensch
Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
Und löst Natur und Helles auf in Heller's
Und schafft sie für ein Schönes uns noch Schöner's —
Wir können unsre Neigung treu bewahren
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht, wie mit über uns Erwachs'ne
Erstaunten großen Augen! Wie vielmehr
Bleibt uns die Liebe! Liebe für die Freiheit,
Das Wahre, Schöne, was wir je erblickt. —
Mehr kann man nicht verlangen von dem Besten!
Das ist die große Lehre für den Menschen.

6. (Die Schöpfung ist ewig.)

Ein großes Wort tönt durch die Himmelshallen
Und Tag und Werke, Sonne, Mond und Erde,
Sie sprechen aus das lebensfrohe Wort:
„Das Schaffen hat nur Werth, nicht das Geschaffne;
Was wird, das lebt! Gewordenes ist todt."
So glaubt der Mensch: Das All ist nicht geschaffen,
Sonst wär' es todt. Es lebt und wirkt und währt;
So ist denn keine Schöpfung; ein Erschaffen
Ein unaufhörlich Schöpfen ohn' Erschöpfen
Nur ist: es gibt nur eine große Werkstatt,
Drin alle Hämmer leben, alle Zangen,
Die Blasebälge, Feuer, Wasser, Amboss',
Und mit dem einen großen Meister leben
Die kleinen Künstler; aber ihre Werke
Vollenden sie, und fertig sind sie todt,
Sie werden Staub — und mit der Welt vergessen.
Der große Meister aber endet nie,
Und Alles, was er macht, wird nimmer fertig.
Schon Millionen Jahre schafft er — und
Noch keine Blume hat er fertig! nicht
Das Veilchen, nicht die Rose, nicht den Klee,
Die Palme, nicht den kleinen Gundermann!
Den Mond, das Gras, nicht das Johanniswürmchen!
In jedem Jahre schafft er eifrig dran.
So schafft er eifrig auch am Menschen fort;
Und da er götterhaft zu seinen Werken
Geworden, sie mit seinem Geist beseelt,
Sich in die Heil'gen heilig sich verwandelt,
Um Alles selbst zu sein und selbst zu kennen,
So helfen alle Werke hold ihm schaffen,
Ein jedes Veilchen hilft am Veilchen schaffen,
Ein jeder Oelbaum hilft am Oelbaum schaffen,
Die Nelken helfen an der Nelke schaffen,
Die Menschen helfen an dem Menschen schaffen,
Jedwedes hilft an seinem eig'nen Werden,
Die Muschel und die Bäume — und das Meer!
Denn auch die Werkstatt hilft die Werkstatt selbst
Erschaffen, neu ihm machen, blank erhalten,
Als wär' sie erst heut' Morgen aufgethan.
So hilft das Eine treu das Andre schaffen!
Das Meer die Wolken, und der Wind den Regen,
Der Regen Gras, das Gras die Lämmer — und
So wird er selbst nicht fertig, selbst die Werkstatt
Wird nimmer fertig, nicht die schöne Aster,
Die Abendröthe nicht, und nicht der Herbst,
Die Traube! nicht der Mensch und seine Freude,
Und in dem ew'gen Werden wird er ewig,
Und ruhig und verständig spricht er selbst:
„Das Schaffen hat nur Werth, nicht das Geschaffne;
Was wird, das lebt; Gewordenes ist todt!" —
Das große Wort tönt durch des Himmels Hallen.

III. Epische Poesie.

Der bedeutende Aufschwung, welchen die epische Poesie im vorigen Zeitraum genommen hatte (II, 559), nahm in dem vorliegenden nicht ab, obgleich neben dieser Gattung auch das Drama an Umfang und innerer Bedeutsamkeit eine außerordentliche Entfaltung gewann, und es eine Zeitlang, namentlich im Beginn der Periode, jede andre Dichtungsform zurückzudrängen schien. Die Gründe, welche die vielfache und vielseitige Behandlung der epischen Poesie bedingten, sind zum Theil noch dieselben, wie im vorigen Zeitraume; doch kamen auch neue hinzu, und unter diesen ist die mehr oder weniger wissenschaftliche Beschäftigung mit der Volkssage, und die Liebe für dieselbe, welche sich namentlich in der zweiten Hälfte des Zeitraums allgemein verbreitete, keiner der unwichtigsten. Auch die ernstere Beschäftigung mit der Geschichte, so wie mit den fremden Literaturen und insbesondere mit der deutschen Poesie des Mittelalters blieb nicht ohne wesentlichen Einfluß, weil man auf diesem Wege einen großen Reichthum an

Stoffen erhielt, an welchen es im vorigen Zeitraum in so auffallender Weise gefehlt hatte. Aus diesen Gründen, welche den Sinn für die epische Poesie nährten und kräftigten, ergibt sich aber auch zugleich, daß dieselbe einen wesentlich andern Charakter gewann, als sie im vorigen Zeitraum gehabt hatte. Während die Dichter früher eben aus Mangel an gegebenen Stoffen im Durchschnitt den Gegenstand ihrer Dichtungen selbst erdachten, wird derselbe nunmehr aus der Geschichte, der Sage oder dem Leben entnommen, und die Dichtungen erhalten eben dadurch mehr Wahrheit und Realität, wie aber auch, weil die Stoffe von Jahr zu Jahr mehr zuströmen, eine beinahe unübersehbare Menge von epischen Gedichten aufschießt. Dies gilt freilich vorzugsweise von den kleineren Gattungen der epischen Poesie, weil die größeren immerhin einen verhältnißmäßig größeren Aufwand von Kunst oder auch nur von Ueberlegung verlangen, der sehr vielen Dichtern entweder zu beschwerlich oder unerreichbar war.

Wir erinnern uns, daß die Fabel und die ihr verwandte Erzählung in der ersten Hälfte des vorigen Zeitraums den Mittelpunkt der dichterischen Thätigkeit bildete, daß sie dagegen in der zweiten immer mehr abnahm, je mehr man sich der neuen Periode näherte, und daß gerade hiedurch schon das Anbrechen derselben verkündigt wurde. Unter den nicht sehr zahlreichen Fabeldichtern der vorliegenden Periode sind nur wenige zu nennen, und diese fallen meist entweder in die siebenziger oder achtziger Jahre des vorigen oder in die zwanziger Jahre des jetzigen Jahrhunderts, was charakteristisch genug ist. Von den früheren Dichtern erwähnen wir den uns schon bekannten Klamer Eberhard Karl Schmidt, dessen „Fabeln und Erzählungen“ (Lpz. 1776) den Charakter der vorigen Periode vollständig bewahren; unbedeutender sind die „Neuen Fabeln“ von J. Friedr. Aug. Kazner (Berl. 1775), während die von Heinr. Gottfr. v. Bretschneider (1739—1810) aus Krzimitz in Böhmen („Fabeln, Romanzen u. Sinngedichte“, Lpz. 1781) geistreicher erfunden sind, die des schon erwähnten Liegnitzer Friedrich Schmit („Erzählungen, Fabeln und Romanzen“, Leipz. 1781) durch schönen Versbau und leichte Sprache sich auszeichnen. Zu den besten Schöpfungen in diesem Gebiete gehören die „Fabeln und Erzählungen“ von J. H. Merck, welche freilich erst lange nach seinem Tode bekannt wurden; das Verdienst, zuerst auf sie aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem Darmstädter Professor Karl Wagner, der eine Auswahl derselben in den „Briefen an J. H. Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen“ (Darmstadt 1835) veröffentlichte. Im Ganzen erinnert ihre Haltung und Darstellung an die Gellert'schen Fabeln, dagegen hat Merck mehr die höhern Lebensverhältnisse im Auge, den Staat, die Kirche, die er mit Klarheit, Schärfe und Entschiedenheit beurtheilte und das Wesentliche in kräftigen Zügen hervortreten läßt*). Einzelne zum Theil gelungene Fabeln finden sich in den Werken von Matthias Claudius, in den Gedichten von A. F. Langbein, Ephr. Moses Kuh (Zür. 1792), von J. A. Weppen (2 Thle. Lpz. 1783) und in denen von L. H. v. Nicolay. Von den neuern Fabelndichtern hat nebst Göthe, der freilich nur einige wenige Fabeln gedichtet hat, und J. Adf. Krummacher („Apologen und Paramythien“, Duisb. 1809), auf den wir bei der Prosadichtung zurückkommen werden, nur Abraham Emanuel Fröhlich Anspruch auf nähere Erwähnung; die übrigen, wie F. W. Lomke („Fabeln in 4 Büchern“, Halberst. 1822), J. F. Castelli („Hundert vierversige Fabeln“ (Wien 1822), Christoph Fr. Haug („Zweihundert Fabeln. Freie Nachahmungen französischer, englischer und spanischer Originale“, Ulm 1823, und „Fabeln für Jung und Alt in 6 Büchern“, Heidelb. 1828) und K. Müchler („Fabeln und Erzählungen“, Berlin 1828) dürfen nur vorübergehend erwähnt werden.

Die verwandte Parabel und die Paramythie werden nur in prosaischer Darstellung in umfassenderer Weise behandelt, weshalb erst später davon die Rede sein kann. In metrischer Darstellung findet sich nur Einzelnes, aber freilich darunter manches Vortreffliche; unter den frühern Dichtern von L. H. v. Nicolay („Die Säcke des Schicksals“), dann von Herder, Göthe, Schiller, A. W. Schlegel („Parabel von Eulenspiegel und den Schneidern“), Krummacher („Der Sturmvogel und die Schiffenden“), Uhland, Rückert („Es ging ein Mann vom Syrerland“), Kerner („Preis der Tanne“) und Chamisso „Die Kreuzschau“). Die Allegorie hat ihren Hauptrepräsentanten in Herder, aber auch andere Dichter haben hie und da vortreffliche Gedichte dieser Gattung geschaffen, wie z. B. Bürger („Das Blümchen Wunderhold“), Göthe („Zueignung“, „Nektartropfen“), Schiller („Das Mädchen aus der Fremde“), A. W. Schlegel („Der Bund der Kirche mit den Künsten“) u. a. m.

Die poetische Erzählung nimmt im vorliegenden Zeitraum im Ganzen einen andern Charakter an, als in der vorigen Periode; es tritt nämlich die belehrende Absicht immer entschiedener zurück (nur die frühern Dichter sind dieser treu geblieben): der Stoff wird nicht bloß als Mittel zu einem didaktischen Zweck behandelt, vielmehr geht das Bestreben der Dichter dahin, den Stoff

---

*) Da die obenerwähnten „Briefe“ nicht allen unsern Lesern zugänglich sind, theilen wir eine von diesen Fabeln mit.

Der Adler und die Taube.

Nach Speise flog der Adler aus,
Und sah im sichern Taubenhaus
Die Täubin ihre Jungen brüten.
Er rief mit stolzem Angesicht:
„Gib, Blutvergießen zu verhüten,
Von deinen Jungen eins heraus.
Du siehst, ich bin mit Wenigem zufrieden.
Drum mache bald und säume nicht,
Sonst wird mein Zorn nicht lange schlafen,
Den Ungehorsam zu bestrafen.“
„Ich“, fing die Täubin herzhaft an,
„Ich soll dir eins von meinen Jungen geben,
Da ich dir sie versagen kann?
Nein, eher ließ ich selbst mein Leben!“
„Gut, doch dem großen Zeus wirst du sie sicher geben;
Weißt du, daß ich sein Liebling bin?
Sein Donner wird nicht lang verziehn,
Um meine Rache zu vollstrecken.“ —
„O,“ rief die Täubin lachend aus,
„In diesem meinem sichern Haus
Wirst du mich nie gebietrisch schrecken.
Hier spott' ich über all dein Drohn.
Um deinen Magen anzufüllen,
Bewaffnest du der Götter Willen!
O die bequeme Religion!“

nach seiner Eigenthümlichkeit künstlerisch zu gestalten, oder durch dessen Behandlung eine komische oder tragische Wirkung hervorzubringen. Freilich sind unter den vielen Dichtern, welche die Erzählung bearbeiteten, verhältnißmäßig nur wenige, deren Dichtungen höhern Anforderungen genügen. Die meisten haben keine andre Absicht, als die Leser zu unterhalten, und haben daher weder der Composition, noch der Sprache und dem Versmaße oder dem Reim die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Im Anfang der Periode finden wir hauptsächlich Anlehnung an Wieland und Vorliebe zu frivolen, lüsternen Stoffen. Solcher Art sind Aug. Moritz v. Thümmels „Inoculation der Liebe" (Lpz. 1771), welche man zuerst, da sie ohne Namen des Verfassers erschien, für eine Arbeit Wielands hielt, und die allerdings dessen Leichtigkeit und Eleganz besitzt. Erst nach Thümmels Tode erschien eine ähnliche, doch weniger gelungene Erzählung „Das Erdbeben von Messina", welche zuerst unter dem Titel „Der heilige Kilian und das Liebespaar" (Lpz. 1818) herausgegeben wurde. Nebst Bürger versuchte sich auch Wilh. Heinse in ähnlichen Dichtungen, für welche er allerdings ein besondres Talent hatte („Die Kirschen nach Dorat", Berl. 1773). L. H. v. Nicolay nähert sich öfters der Gellert'schen Weise, in seinen bessern Erzählungen aber ist auch Wieland sein Vorbild („Griselde"), was auch von J. Bapt. v. Alxinger gilt („Feenmärchen"), während Fr. W. Gotter vorzüglich einer didaktischen Tendenz huldigte („Der Genuß").

Am häufigsten wurde die komische Erzählung behandelt, doch haben nur wenige Dichter Bedeutenderes darin geleistet. Aeltere Dichter nehmen mit Vorliebe einen bänkelsängerischen Ton an, wie Bürger, der als satyrischer Schriftsteller mit Recht berühmte G. Christoph Lichtenberg („Relation von den schwimmenden Batterien bei Gibraltar") und Schubart. Andere behandelten die komische Erzählung mehr im Geschmack des vorigen Zeitraums, so J. D. Hartmann („Komische Erzählungen", Berl. 1785), J. A. Weppen („Erzählungen, Sinngedichte und Episteln", Hann. 1796), und der schon mehrmals genannte Weisser. Als Hauptrepräsentant der Gattung ist aber August Friedrich Ernst Langbein aus Radeberg bei Dresden (1757—1835) zu nennen, der sich lange Zeit des größten Beifalls erfreute. Er hatte diesen vornämlich der reichen Mannigfaltigkeit und der guten Wahl seiner Stoffe zu verdanken, die er freilich meist bloß in Verse und Reime brachte, denn eine wirklich poetische Behandlung ist nur bei wenigen seiner Erzählungen („Schwänke", 2 Bde. Dresd. 1794 u. öfter) sichtbar („Das Hemd des Glücklichen"). Langbein besaß allerdings auch eine gewisse Leichtigkeit im Reim- und Versbau, aber er war auch mit dem ersten besten Reim zufrieden, der ihm in den Sinn kam, und eben deshalb scheinen seine Reime oft gesucht und der Ausdruck wird schief oder unklar. Unter seinen Erzählungen sind viele, welche frivole oder lüsterne Stoffe behandeln, die er meist älteren italienischen Novellen oder den französischen Fabliaux entlehnte. Auch diese mögen bei einem gewissen Theile des Publicums zu der Gunst beigetragen haben, deren er sich erfreute; allein es sind gerade diese, abgesehen von dem Inhalt, gerade die schlechtesten unter seinen Erzählungen; es fehlt ihnen die Natürlichkeit und Anmuth ihrer Vorbilder; sie sind im Durchschnitt steif und roh. Man wird sich nach den frühern Bemerkungen nicht wundern, daß Langbeins Dichtungen ihre größte Verbreitung während der zwanziger Jahre fanden („Gedichte". Neue Ausg. 2 Thle. Lpz. 1820; „Neuere Ged.". 2 Thle. Tüb. 1812—1823); wie sehr sie damals gefielen, geht schon daraus hervor, daß ein gewisser R. Meyer unter Langbeins Namen eine Sammlung ähnlicher Dichtungen herausgab („Neue Schwänke und Erzählungen", Lpz. 1823), die ihr Vorbild in der Freude am Lüsternen noch überbieten. Unvergleichlich reiner ist Karl Gottlieb Prätzel aus Halbau in der Niederlausitz, der ebenfalls eine Zeitlang ein Liebling des Publicums war, wenn auch nicht in so reichem Maße als Langbein. Seine Erzählungen sind nicht ohne heitern Humor geschrieben, und im Ganzen mit Fleiß bearbeitet, wenn auch ein wahrer poetischer Sinn in ihnen nicht wahrzunehmen ist („Vermischte Gedichte", Hamb. 1820; „Gedichte", Leipz. 1820). Doch steht er immer noch höher als der allzeitfertige Karl Müchler, dessen „Fabeln und Erzählungen" (Berl. 1828) meist unbedeutend sind. Unter den neueren Dichtern sind vorzüglich A. v. Chamisso und der Maler Aug. Kopisch zu nennen, dessen Gedichte jedoch erst in neuester Zeit gesammelt erschienen. Dieselben zeichnen sich vorzüglich durch die glückliche Behandlung der Sprache und des Versmaßes aus. Neben diesen haben sich auch Karl Friedr. Saphir (geb. 1794) aus Pesth („Gesammelte Schriften", 4 Bde. Stuttg. 1832) und Ign. Fr. Castelli („Gedichte", 6 Bdchn. Berl. 1835) durch ihre komischen Erzählungen und versificirten Anekdoten Beifall erworben, welcher freilich nur auf dem komischen Stoff und dem leichten oder witzigen Ausdruck beruht, denn viele sind, namentlich bei Castelli, ohne Plan, so daß er oft den Gedanken nicht einmal zum befriedigenden Abschluß bringt; andre haben einen guten Anfang, verlieren sich aber im Verlauf in Bedeutungslosigkeit. Die kleineren sind am besten gelungen; manche derselben sind einfach und natürlich naiv, doch auch oft fade und trivial, namentlich wenn er andere Dichter, besonders Blumauer, nachahmen will („Nettchens Aussteuer"). Größere Auszeichnung verdient der Nürnberger J. Konr. Grübel, der, wie schon berichtet wurde, in der Mundart seiner Vaterstadt dichtete. Wir werden auf ihn zurückkommen.

Die ernste Erzählung fand nicht so viele Bearbeiter, weil die meisten Dichter die Stoffe zu kunstmäßigeren Balladen oder Romanzen zu verarbeiten suchten. Wir nennen nur J. G. Seume („Der Wilde", „Das Opfer"), J. Falk („Der arme Thoms"), H. J. v. Collin („Kaiser Max auf der Martinswand") und Luise Brachmann („Columbus"). Auch der Philosoph F. W. J. v. Schelling gehört wegen seiner in Terzinen gedichteten „Letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" hieher. Der gemüthliche K. Lappe hat mehrere Stoffe aus Tausend und einer Nacht zwar etwas breit, aber doch nicht unglücklich behandelt („Die neunte Bildsäule"; „Der Hocknack"). Unter den schwäbischen Dichtern haben K. Uhland, G. Schwab und J. Kerner

einzelne treffliche Erzählungen gedichtet, so wie auch A. v. Chamisso. Endlich nennen wir noch den talentvollen W. Waiblinger mit seinen größern schaurigen „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" („Gesammelte Werke", Bd. 6).

Indem wir jetzt zur Uebersicht der Dichter im Gebiete der Ballade und Romanze übergehen, haben wir die Bemerkung voranzuschicken, daß die wenigsten Dichter zwischen diesen einzelnen Gattungen scharf unterscheiden und ihre hiehergehörigen Poesien willkürlich bald mit diesem, bald mit jenem Namen bezeichnen; weshalb wir denn auch in der folgenden Darstellung die beiden Gattungen, so wie die verwandte Rhapsodie nebst der poetischen Behandlung der Sage und des Märchens zusammenfassen. Auch würde eine Trennung dieser verschiedenen Arten, selbst wenn sie sich leichter durchführen ließe, als es der Fall ist, die Uebersicht allzusehr zerspalten.

Wir erinnern uns, daß die Romanze und Ballade im vorigen Zeitraum durchgehends einen bänkelsängerischen Ton hatten und daß eine gewisse ironische Auffassung vorherrschte, die man selbst bei tragischen Gegenständen durchführte (S. II, 561). In diesem Sinne werden diese Gattungen auch noch am Anfang der vorliegenden Periode behandelt, und die Dichter wählen zu Stoffen mit Vorliebe mythologische Gegenstände und Volkssagen oder sagenähnliche Erzählungen. Freilich sind es meist nur untergeordnete Dichter, welche dergleichen Romanzen geschrieben haben, doch hat sich selbst ein bedeutendes Talent wie L. H. Chph. Hölty durch die Mode zu Dichtungen dieser Art verleiten lassen („Adelstan und Röschen" u. a. m.). Von den übrigen erwähnen wir den schon genannten Joh. Aug. Weppen („Gedichte", 2 Thle. 1785), den noch älteren Geißler, von dem weder die Heimat, noch das Geburts- und Sterbejahr, ja nicht einmal die Vornamen bekannt sind, obgleich seine dreizehn „Romanzen" (Mietau 1774) zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommen wurden; K. Ferd. Schmid aus Eisleben (1750—1809), dessen „Leyerlieder" (Eisenach 1780) den Ton schon bezeichnen, in welchem sie gedichtet sind, und Gottfried v. Bretschneider, der jedoch weniger wegen seiner „Fabeln, Romanzen und Sinngedichte" (Leipzig 1781) zu nennen ist, als weil er der erste war, der in der neuern Zeit auf Fischart aufmerksam machte, wie er denn eine neue Ausgabe desselben zu veranstalten gesonnen war. L. H. v. Nicolay blieb auch in seinen spätern Balladen seiner frühern Weise getreu („Balladen", Berl. 1810). Einzelne Romanzen haben wir ferner von Philippine Engelhard, Peter Wilh. Hensler dem Jüngern („Gedichte", Altona 1782), Georg Schatz (1763—1795) aus Gotha („Blumen auf dem Altar der Grazien", Lpz. 1787) und G. W. C. Starke („Gedichte", Bernb. 1788). Fr. W. Gotter hat die Romanze im französischen Sinne und meist auch nach französischen Vorbildern bearbeitet. Unter den spätern Dichtern steht Fr. Chph. Weisser noch ganz auf dem Standpunkte des vorigen Zeitraums, auch er wählt mit Vorliebe mythologische Stoffe („Die Geburt der Minerva").

Eine neue Epoche für die kleinern lyrisch-epischen Gedichte brach an, als Herder auf die Volkspoesie aufmerksam machte, die an dergleichen Dichtungen eben so reich oder noch reicher ist, als an eigentlichen Liedern, und da um die nämliche Zeit Percy's altenglische Balladen auch durch Uebersetzungen größere Verbreitung erhielten („Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, übers. v. A. F. Ursinus", Berlin 1777), so verdrängte auch der Name Ballade die bisherige Bezeichnung Romanze immer mehr. Einer der ersten und zugleich der bedeutendste, welche die volksthümliche Ballade behandelten, war Gottfried Aug. Bürger. Auch die übrigen Göttinger Dichter versuchten sich in dieser Gattung, ohne jenen aber auch nur entfernt zu erreichen; namentlich gelang es ihnen nicht, das volksthümliche Element in seiner Reinheit aufzufassen, und es bilden ihre hiehergehörigen Dichtungen ein Mittel zwischen der Romanze im Sinne des vorigen Zeitraums und der neuern Auffassung. Am auffallendsten ist dies bei Christian von Stolberg („Ida", „Die Heldinnen vor Zürich", „Die weiße Frau" in 7 Balladen. Berl. 1824) und seinem Bruder Friedrich Leopold („Romanze", „Die Büßende"), welche daher ihre lyrisch-epischen Gedichte auch noch Romanzen nannten. Dagegen waren J. Mt. Millers wenig zahlreiche Dichtungen dieser Gattung, deren beste in seinem „Siegwart" stehen („Der Gärtner") volksmäßiger gehalten, und H. Chr. Boje ahmte in den seinigen die Engländer nach, wenn er sie nicht geradezu übersetzte („Zwei Seestücke"). Matthias Claudius bewahrte auch hier seine Eigenthümlichkeit („Phidila"); auf J. H. Voß werden wir weiter unten zurückkommen.

Das Höchste in der volksthümlichen Ballade hat Göthe erreicht, so wie Schiller in der Romanze unübertroffen und unübertrefflich ist. Mit Ausnahme des Malers Friedrich Müller, der eine Sammlung von „Balladen" (Mannh. 1776) herausgab, unter welchen einige recht gut sind („Das braune Fräulein"), andere an die „Bardiete" erinnern („Der rasende Geldar"), haben die übrigen Dichter der Zeit nur Gewöhnliches geleistet. Wir begnügen uns daher auch, die bekanntesten zu nennen: Fr. Andr. Gallisch ist nicht ohne Talent der Darstellung („Die Wanderer"), Aloys Blumauer hat im „Graf von Lauzun" eines seiner besten Gedichte geliefert; Langbein ist in seinen Balladen am unglücklichsten, obgleich auch in diesen die gute Wahl des Stoffs zu loben ist; aber da es ihm an aller Kunst der Composition und an der Gabe fehlt, das Bedeutendere lebendig hervortreten zu lassen, so bleiben seine Gedichte dieser Gattung ohne bleibende Wirkung („Das blinde Roß", „Der Vatermörder"). Christian K. Ernst W. Buri überhäuft seine Balladen zu sehr mit fremdartigen Elementen, so daß die Einheit der Darstellung beinahe vollständig vernichtet wird („Der deutsche Scipio").

Eine eigene Reihe bilden auch hier die sentimentalen Dichter, die sich mit Vorliebe zur Beschreibung neigen. Fr. v. Matthisson, der ein einziges hiehergehöriges Gedicht geschrieben hat („Das Fräulein im Thurme"), kann weder die Charaktere, noch die Begebenheit zu objectiver Anschaulichkeit gestalten; und auch C. A. Tiedge läßt das epische Element zu wenig hervortreten („Die Blume der Lauenburg"), daher unter seinen er-

zählenden Gedichten die am besten sind, in denen das lyrische oder didaktische Element ihrer Natur nach vorherrschen muß („Herkules“ in der „Urania“; „Romanze“). Friderike Brun hat in einigen Stücken („Frau Ellen“) mehr plastische Darstellungsgabe beurkundet; dagegen sind die Balladen des Werneucher Schmidt geistlos und ohne poetischen Gehalt („Graf Wolf von Hohenkrähen“).

Es haben sich auch die meisten Romantiker in der Ballade und Romanze versucht, allein im Ganzen nicht mit Glück, wie es bei dem Charakter ihrer Dichtung auch nicht anders sein konnte. Die epische Poesie verlangt selbst in den kleinsten Gattungen Klarheit der Anschauung und lebensvolle Gestaltung, Forderungen, welche mit dem Wesen der romantischen Dichtung im vollsten Widerspruche stehen. A. W. Schlegel hat mehrere Romanzen und Balladen gedichtet, welche oft bewundert wurden; allein wenn man der schönen und höchst wohllautenden Darstellung auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so wird man sich doch auch bald überzeugen, daß ihr höchster, ja ihr ganzer Werth in der Sprache, dem Versbau und dem Reime besteht, obgleich auch in dieser Beziehung nicht Alles vollendet genannt werden kann. Was die Composition, die künstlerische Anordnung des Stoffes und die Ausführung des Einzelnen betrifft, so erhebt sich der Dichter kaum über die Mittelmäßigkeit. Es treten die Mängel aber um so lebendiger hervor, als er meist vortreffliche Stoffe gewählt hat („Arion“, „Ariadne“, „Pygmalion“), deren poetische Belebung ihm nicht gelingt. Man wird bald gewahr, daß es dem Dichter an schöpferischer Phantasie gebricht, welchen Mangel er hie und da durch Anhäufung von poetischen Phrasen zu verdecken sucht. Nicht glücklicher ist Friedrich Schlegel, auch ihm geht die Gabe der epischen Gestaltung ab, und so ist z. B. in seiner besten Ballade („Das versunkene Schloß“) die Composition ganz mißlungen, wie auch in der Ausführung das mystische Helldunkel vorherrscht, das seine Poesie überhaupt bezeichnet. Ihr Freund L. Tieck behandelte am liebsten volksmäßige Stoffe, aber keineswegs in volksmäßiger Weise, von der die Romantiker überhaupt keine Ahnung hatten. Nebst einzelnen Erinnerungen an die höfische Poesie des Mittelalters tritt in diesen Dichtungen, z. B. in denen, welche den Helden Siegfried behandeln, der Einfluß der spanischen Romanze hervor, wodurch die ganze Behandlung etwas Fremdartiges erhält. Ueberhaupt war dem Dichter bei seinen Romanzen die Form immer der Hauptzweck, dem sich alles Uebrige unterordnete, was in den assonirenden „Zeichen im Walde“ recht klar wird. Fr. v. Hardenberg hat die Ballade nur vorübergehend bearbeitet, was um so weniger zu bedauern ist, als auch ihm die Gabe der Gestaltung fehlt, und in den Versuchen, welche im „Heinrich von Ofterdingen“ eingestreut sind („Der Sänger“), das epische Element im lyrischen ganz untergeht. Zahlreicher sind die Balladen von Fr. de la Motte Fouqué, der auch unvergleichlich mehr wahrhaft episches Talent hatte, als die bisher genannten Romantiker, wie denn das rege Leben, in welchem er sich lange Zeit befand, seinen Sinn für das Lebendige wecken mußte. Er hätte in diesen kleinen Dichtungen auch offenbar mehr geleistet, wenn die Romantik nicht allzugroßen Einfluß auf ihn ausgeübt und er nicht zum großen Theile solche Stoffe gewählt hätte, die nur bei einer kunstvollendeten Bearbeitung das Fremdartige verlieren können, das in ihrem Wesen liegt („Die Stimme des Grabes“, „Die zwei Wächter“). Unter allen Romantikern hatte wohl Cl. Brentano das wenigste Talent zur epischen Poesie; seine zerrissene Natur, seine in den willkürlichsten Sprüngen sich gefallende Phantasie machte jede künstlerische Einheit und Harmonie durchaus unmöglich; er erreichte dieselbe nur in seltenen Fällen, nur wenn der Stoff ihn bewältigte („Lore-Lay“, „Die Gottesmauer“). Achim von Arnims Balladen finden sich, wie seine Lieder, in seinen Romanen zerstreut; sie tragen alle die eigenthümliche romantische Färbung, d. h. sie sprechen mehr eine dunkle Ahnung aus, als daß sie lebensvolle Bilder anschaulich gestalteten („Das Münster zu Straßburg“).

So wenig A. W. Schlegels epische Dichtungen genügen können, so riefen sie durch ihre äußeren Vorzüge doch mancherlei Nachahmungen hervor; den ersten Rang nehmen ohne Zweifel die von J. D. Gries ein, der zudem, wie Schlegel, meist mythologische Stoffe behandelte („Die Danaiden“, „Phaethon“). Auch bei dem Dänen Adam Oehlenschläger ist der Einfluß der Romantiker und besonders des ältern Schlegel sichtbar („Die Rosenbüsche“). Otto Heinrich von Loeben ist viel zu subjectiv, daher ihm weder anschauliche Gestaltung der Personen, noch klar fortschreitende Entwickelung der Begebenheiten gelingt. Zudem wird der Einfluß der südlichen, namentlich spanischen Poesie bei ihm so mächtig, daß seine Romanzen oft beinahe fremdartig klingen („Romanze von der weißen Rose“, „Der Bergknapp“). Wenn Wilh. von Schütz in der „Zauberei der Nacht“ von einem Mädchen singt, „Die Worte fielen Sternen gleich Ins goldne Mondenlicht; Die Rede klang so zart und weich, Doch ich verstand sie nicht“, so charakterisirt er seine Dichtungen selbst auf das Beste. Joseph von Eichendorff bleibt auch in seinen Romanzen seinem dichterischen Charakter treu (S. 223); es finden sich in denselben zwar mancherlei Anklänge der volksthümlichen Ballade, allein wenn sie auch eben deshalb in einzelnen Stellen Wohlgefallen erregen, so wird die Wirkung meist dadurch geschwächt, daß der Dichter seine eigenen Empfindungen zu scharf hervortreten läßt; uns scheint es, als ob er in seinen Liedern, die er seinen wandernden Gesellen in den Mund legt, objectiver sei, als in diesen epischen Dichtungen („Das zerbrochene Ringlein“, „Der zauberische Spielmann“).

Auch die Dichter aus den Zeiten der Freiheitskriege haben sich in Balladen versucht. E. M. Arndt ist am glücklichsten in der poetischen Behandlung der nordischen Sage („Der Stromgeiger auf Starkodburs Grabe“, „Harald Schönhaar“); weit weniger von epischem Geiste durchdrungen sind die lyrisch-epischen Gedichte Max v. Schenkendorfs; er vermag die epischen Elemente nicht festzuhalten, sondern verfällt immer in rein lyrische Auffassung, wobei er weniger die Empfindungen seiner Personen, als die seinigen darstellt („Das Bild zu Gelnhausen“, „Andreas Hofer“). Gelungener sind die Balladen von Th. Körner, in denen man freilich eine allzu sichtbare Anleh-

nung an Schiller wahrnimmt („Harras, der kühne Springer“).

Unter den Zeitgenossen der Romantiker und der zuletzt genannten Dichter haben wir zunächst die Dichter zu erwähnen, welche sich in ihren Poesien der Mundarten bedient haben. Die meisten derjenigen, welche in den einleitenden Bemerkungen besprochen worden sind (S. 30), haben nicht bloß Lieder und überhaupt Lyrisches, sie haben auch kleinere epische Gedichte verfaßt, so namentlich Al. Wilh. Schreiber, der übrigens auch eine nicht kleine Anzahl von Balladen und Sagen in hochdeutscher Sprache gedichtet hat, Jos. Ant. Henne, Gottl. Jak. Kuhn, J. Rud. Wyß u. a. m.; da jedoch an der angeführten Stelle ihr poetischer Charakter überhaupt geschildert ist, brauchen wir hier auf dieselben nicht wieder zurückzukommen. Auch von dem größeren Jos. Pet. Hebel haben wir zu dem, was oben (S. 173) gesagt worden ist, Nichts beizufügen, da er nur wenig rein Episches gedichtet hat („Der Bettler“), und dieses ganz in demselben Charakter gehalten ist, wie seine lyrischen Dichtungen. Dagegen werden wir den Zürcher Usteri weiter unten näher besprechen.

Außer diesen verdienen noch einige andere Dichter der Zeit erwähnt zu werden. Von dem schon genannten K. Fr. Gottlob Wetzel besitzen wir mehrere Sagen, die mit tief vaterländischem Sinne gedichtet sind („Der Spielmann“). J. Ch. Fr. Haug hat in seinen „Gedichten“ (2 Thle. Lpz. 1827) manche Balladen und Romanzen mitgetheilt, welche zwar kein besonderes Talent beurkunden, aber doch leicht und gewandt versificirt sind. Meist sieht man ihnen den Einfluß an, den bald dieser, bald jener Dichter auf den Verfasser ausgeübt hat („Adelstan“). Auch sein Freund K. Ph. Conz ist von Nachahmung anderer Dichter nicht frei zu sprechen; und daß es ihm an wahrhaft schaffendem Talente gebrach, zeigt sich schon darin, daß er bald die Romantiker, bald die altenglischen Balladen zu Vorbildern nahm. Bei manchen einzelnen Schönheiten lassen seine epischen Dichtungen hauptsächlich wegen der fehlerhaften Composition keine bleibende Wirkung zurück, wie auch der oft gesuchte oder, was immer auf dasselbe zurückkommt, unbeholfene Reim einen üblen Eindruck macht („Gesanges Macht“). Unter den zahlreichen erzählenden Gedichten des als Mitredacteur der „Abendzeitung“ bekannten Joh. Fr. Kind (1768—1843) aus Leipzig sind mehrere als gelungen zu bezeichnen, namentlich wenn er sich an Schiller anschließt („Die Seeräuber“, Georg Neumark und die Gambe“, vgl. II, 277); doch fehlt auch seinen Schöpfungen die ächte poetische Belebung („Gedichte“, Lpz. 1808) und sein größtes Verdienst besteht in der gewandten Darstellung, was auch von Fr. Aug. Schulz (geb. 1770) aus Dresden gilt („Gedichte“, Lpz. 1824), der als Romanenschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt ist. An diese beiden reiht sich der geist- und kenntnißvollere Joh. Aug. Apel (1771—1816) aus Leipzig, der sich in seinen Romanzen („Cikaden“, 3 Bde. Berl. 1810 f., „Zeitlosen“, ebd. 1817), in denen er vorzüglich antike Stoffe behandelt, als einen der glücklichsten Nachahmer Schillers beurkundet („Curtius“). Der Ungar Georg v. Gaal ist in der Wahl seiner Stoffe glücklich; in der Darstellung fehlt es ihm bei unverkennbarem Talent doch an künstlerischer Einheit. G. Ph. Schmidt von Lübeck ist in seinen erzählenden Gedichten weit weniger glücklich, als in seinen lyrischen; es berührt schon unangenehm, daß viele derselben in ihren Anfangszeilen an irgend ein bekanntes Gedicht dieses oder jenes Dichters erinnern („Der Klosterbruder“ an Bürger, die „Kinderwelt“ an Göthe) und andere nur Parodien anderer Dichtungen sind („Die Hand Gottes“ von Schillers „Ring des Polykrates“). Am bekanntesten und auch wohl am gelungensten ist das Gedicht „Paul Gerhardt“, in welchem er die früher (II, 295) erwähnte Sage erzählt. Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir aus dieser Zeit noch den Erzbischof Pyrker, von welchem ausführlicher die Rede sein wird, den als Dichter von Romanen und Schauspielen bekannt gewordenen Christian Jak. Salice-Contessa („Der Schiffsbrand“), den Historiker K. L. v. Woltmann („Die Rache der Elfen“), so wie die Elsässer A. Lamey und Ehrenfried Stöber, die in der Behandlung der Sage nicht unglücklich sind. K. Lappe wählte vorzugsweise Stoffe aus der nordischen Sage, und bearbeitete zudem manche Ballade nach englischen, dänischen und andern nordischen Vorbildern („König Hakon“, „Die Tochter von Hiddensee“ nach dem Dänischen von Baggesen). Der als Uebersetzer verdiente Adolf Fr. K. Streckfuß hatte zu wenig schöpferisches Talent, als daß er die guten Stoffe, die ihm seine reiche Lectüre darbot, zu poetischem Leben hätte gestalten können („Gedichte“, 1811). Einzelne gute Romanzen dichtete ferner Amalia von Helvig, geb. von Imhof, so wie die unglückliche Luise Brachmann („Elwire“) und die Vielschreiberin Karoline Pichler, welche ihre Stoffe mit Vorliebe aus der österreichischen Geschichte wählte („Philippine Welserin“), die aber an Talent der bekannten Helmina v. Chezy weit nachsteht („Der Tannhäuser“). Bedeutender als die meisten unter den eben Genannten ist Hölderlins Freund J. Freiherr von Sinclair (1776—1815), der, aus einem alten Geschlechte in Schottland stammend, mit vielem Glück Balladen im Geiste der altenglischen und schottischen Poesie dichtete („Die Rache der Schwester“). Wie in allen seinen Dichtungen, beurkundet der Freiherr Ignaz Heinr. von Wessenberg auch in seinen Romanzen einen edlen Sinn und gebildeten Geist; aber eben so wenig ist die Anlehnung an andre Dichter, namentlich Göthe und Schiller, zu verkennen („Des Königs Erheiterung“). Auch Fr. Adolf Kuhn („Der frohe Greis“) und K. Gottfr. Theod. Winkler („Biton und Kleobis“) verdienen wegen einzelner, der antiken Sage entnommenen Romanzen Erwähnung. Fr. Albr. Franz Krug von Nidda (1776—1843) aus Querfurt gehört zu den Dichtern, welche mehr durch den Stoff und den einzelnen Ausdruck, als durch künstlerische Behandlung zu wirken suchen („Der Wunderbrunnen“). Sam. Christian Pape erfreut durch die gefühlvolle Kürze seiner Dichtungen, die öfters vom Geiste des Volkslieds getragen sind („Die Trauung“), während sich der als Dramatiker besonders berühmte Ernst Benj. Sal. Raupach meist in allzugroße Breite verliert („Die Hostie“). Nicht ohne Geschick behandelte Wilh. Gerhard aus Weimar (geb. 1780),

dem wir eine gute metrische Bearbeitung des indischen Dramas Sakontala verdanken, mannigfaltige Stoffe in glücklich gewählten Rhythmen („Gedichte", 2 Thle. Lpz. 1826); noch erfreulicher aber sind die „Neugriechischen Volkspoesien, in deutsche Dichtungen umgebildet" (Braunschw. 1827) von Konr. Fr. von Schmidt, gen. Phiseldeck, aus Braunschweig (1770—1832). Großen Beifall erwarb sich Karl Geib aus Lambsheim in der Pfalz (geb. 1777) durch seine „Volkssagen des Rheinlandes" (2 Bdchn. Heidelb. 1828 f.), ob ihm gleich das Talent lebendiger Gestaltung fehlt, ein Mangel, den wir auch in den erzählenden Gedichten von K. Förster (1784—1841) aus Naumburg wahrnehmen.

Unter den neueren Dichtern ragt vor Allen der treffliche Uhland hervor, der eine neue Epoche in der Behandlung der Ballade begründete, indem er das volksthümliche Element mit großartiger künstlerischer Behandlung verband; zudem war er der Erste, der den rechten epischen Ausdruck für die Darstellung bedeutsamer Begebenheiten fand und dadurch eine neue Gattung schuf, die man in der neueren Zeit mit dem Namen „Rhapsodie" bezeichnete. Durch ihn endlich wurde das Nibelungenversmaß für die Behandlung volksthümlicher Stoffe eingeführt, ein Verdienst, das nicht gering anzuschlagen ist, da gerade der Mangel an einem volksthümlichen Metrum der freien Entwickelung der Ballade und der Rhapsodie vorzüglich hinderlich war. Ihm schließen sich sein Freund G. Schwab und der liebenswürdige Chamisso an. Sind diese später ausführlicher zu besprechen, weil ihre Hauptbedeutung in der lyrisch-epischen Dichtung liegt, so können wir einige andere ausgezeichnete Dichter schon hier anführen, welche diese Gattung zum Theil zwar mit hohem Glück, aber nur vorübergehend bearbeitet haben. Von diesen Dichtern hat Rückert das geringste epische Talent, oder vielmehr er hat es am wenigsten ausgebildet. Die Romanze und Ballade verlangen vor Allem künstlerische Behandlung und Anordnung des Stoffes; und hierin liegt Rückerts größte Schwäche, er verliert sich meist in zu großes Detail, so wie es ihm überhaupt nicht gelingt, die Begebenheiten zur Einheit zu bringen oder seinen Personen individuelle Gestaltung zu geben („Kind Horn", „Der Blinde"). Doch sind ihm einige Balladen, deren Stoff weniger schwer zu bewältigen war, oder der schon an sich die nöthige Einheit darbot, vortrefflich gelungen („Barbarossa", „Die Nixen" u. a. m.). Am besten gerathen ihm die Märchen, die er mit wahrhaft kindlichem Sinn auffaßte („Vom Bäumlein, das andre Blätter gewollt"). Dagegen bewährt sich der Graf v. Platen auch in seinen nicht zahlreichen Balladen als ächten Künstler; es wirken dieselben nicht bloß durch die vortreffliche Sprache und die eben so vortreffliche Behandlung des wohlgewählten Rhythmus, sondern auch durch die glückliche Composition und die weise Mäßigung in der Ausführung. Während sich Rückert gern in epische Breite verliert, die bei der Ballade am wenigsten angemessen erscheint, ist bei Platen die Ausführung streng und beinahe knapp, ohne daß jedoch das Bedeutsame zurückträte oder an Schärfe verlöre. Was durch die enge Begränzung verloren gehen könnte, wird durch die glückliche Anordnung des Stoffs und den poetisch lebendigen Ausdruck mehr als hinreichend ersetzt („Das Grab des Busento"; „Der Pilgrim von St. Just"; „Der Tod des Carus"). Den vollsten Gegensatz zu Platens Balladen bilden die von Heine, welche gerade dadurch von großer Wirkung sind, daß sich jedes künstlerische Bestreben sorgfältig zu verbergen sucht, und sie sich in der einfachen, leichten Form des Volksgesangs bewegen („Loreley"; „Die Wallfahrt nach Kevlaar").

Nächst Uhland und Schwab haben auch andere schwäbische Dichter das lyrisch-epische Gedicht bearbeitet; am glücklichsten nach ihnen wohl Justinus Kerner. Viele Romanzen desselben sind schauerlich und geisterhaft („Die vier wahnsinnigen Brüder"), und suchen das Ahnungsvolle objectiv darzustellen, welches er in seinen Liedern lyrisch entfaltet; daher bildet auch in ihnen der Tod einen häufig wiederkehrenden Gegenstand („Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe"). Doch hat er auch manche Romanzen und Balladen gedichtet, in denen er sich von diesem schauerlichen Zuge freihält; ja es gelingt ihm sogar, die ernste Grundstimmung mit einem leichten Anflug von Humor zu erheitern, ohne die Einheit der Auffassung zu vernichten, die er vielmehr gerade dadurch zu erreichen weiß („Der Geiger zu Gmünd"). Häufig und mit Glück hat er auch die vaterländische Geschichte und Sage poetisch bearbeitet („Der reichste Fürst"), nur hat oft das Bestreben, alterthümlich in Sprache und Darstellung zu erscheinen, seinen Dichtungen eine gewisse Fremdartigkeit aufgeprägt, welche die volle Wirkung stört („Der heilige Regiswind von Laufen"). Die reiche Geschichte Schwabens im Mittelalter besangen Karl Grüneisen (geb. 1802) aus Stuttgart („Gedichte", Stuttg. 1827) und Alb. Knapp in den „Hohenstaufen, einem Cyklus von Liedern und Gedichten" (Stuttg. u. Tüb. 1839), nicht ohne Talent, der Letztgenannte aber mit zu entschieden theologischer Färbung, die sich auch da breit macht, wo sie von keinem innern Grund gefordert wird. Dagegen behandelten die Brüder Paul Achaz Pfizer (geb. 1801) und Gustav Pfizer (geb. 1807) aus Stuttgart, der erste in etwas harter Sprache, der zweite mit vorwaltend didaktischer Tendenz, die lyrisch-epische Gattung. Auch der schon als Lyriker genannte Wilh. Zimmermann ist wegen seiner von patriotischer Gesinnung erfüllten Balladen zu nennen.

Außer Eduard von Schenk und dem König Ludwig, welche einzelne Balladen schrieben, ist aus Bayern kein Dichter zu erwähnen; häufiger wurde dagegen die lyrisch-epische Gattung von Thüringern behandelt. Phil. Heinr. Welcker (geb. 1794) aus Gotha hat die Sagenwelt seiner Heimat mit Liebe und nicht ohne Glück dichterisch zu gestalten gesucht („Thüringer Lieder", Gotha 1831). Auch L. Bechstein verdient wegen seiner thüringischen Sagen ehrenvolle Erwähnung („Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes", 4 Thle. Hildburgh. 1835—1838), und ihm reiht sich Adolf Bube (geb. 1802) aus Gotha durch seine poetische Behandlung der griechischen Mythologie und der deutschen Sage würdig an („Gedichte", Gotha 1825. 2. Aufl. 1836). Unter den sächsischen Dichtern haben wir besonders Julius Mosen zu erwähnen, der besonders in der Behandlung historischer und sagenhafter Stoffe glücklich ist („Andreas Hofer", „Der Schafhirt").

Aus dem Norden sind ebenfalls nur wenige Dichter zu erwähnen; aber es sind dieselben meist ausgezeichnet. Vor Allen tritt uns der treffliche Wilhelm Müller entgegen, der zwar nur wenig Episches gedichtet hat, aber in diesem Wenigen meisterhaft erscheint, mag er ernste Sagen behandeln („Der Glockenguß zu Breslau") oder heitere Stoffe in Liederform darstellen („Est! Est!"). Heinr. Hoffmann von Fallersleben hat manche schöne Ballade in volksthümlichem Tone gedichtet, den er, wie wir wissen, mit großer Meisterschaft behandelte („Die schönste Blume"). Auch die „Unpolitischen Lieder" enthalten mehrere Romanzen, die voll heiteren, aber zugleich scharf einschneidenden Humors sind. Nicht geringere Auszeichnung verdient L. Aug. Follen, der in der Ballade, namentlich aber in der Rhapsodie, Vorzügliches leistete und sich als einen talentvollen Nachahmer Uhlands erwies. Seine historischen Gedichte aus der Schweizergeschichte („Die Schlacht am Morgarten", „Arnold von Winkelried" u. a. m.), seine Sagen „Der Edelstein von Zürich" „Die Nordischen Schwimmer") zeichnen sich durch ächt poetische Auffassung und kräftige, markige Sprache aus, die nur zu oft nach alterthümlichen Ausdrücken hascht. Von Sam. Chr. Pape besitzen wir einige Balladen und Romanzen, die sich durch Klarheit der Anschauung auszeichnen („Der kühne Schiffer"). Wie in der poetischen Erzählung, so ist August Kopisch (geb. 1799) aus Breslau auch in der Ballade vortrefflich; seine Darstellung ist immer neu und voll Wirkung, besonders weiß er das komische Element mit seltenem Glück hervortreten zu lassen („Die Heinzelmännchen", „Der Hexenritt"). Endlich hat auch Otto Fr. Gruppe (geb. 1804) aus Danzig, von dem bald wieder die Rede sein wird, ein schönes Talent für die Ballade an den Tag gelegt („Gedichte", Berl. 1835).

Von den rheinischen Dichtern zeichnen sich einige in der Ballade höchst vortheilhaft aus. Wir nennen den phantasiereichen Wilh. Smets, dessen Balladen und Volkssagen durch Selbstständigkeit der Auffassung und Darstelluug gefallen, und dem der volksthümliche Ton oft trefflich gelingt („Der Schmidt von Aachen", „Das Mädchen von Saragossa"). Glücklicher als im Liede ist K. Lebrecht Immermann in der Ballade, da ihn sein Talent überhaupt mehr zur objectiven Gestaltung, als zur Darstellung des Gemüthslebens befähigte. Doch ist er auch in seinen Balladen nicht selbstständig genug; wie bei seinen lyrischen Gedichten, bricht die Nachahmung anderer Meister durch und wir erkennen bald den Einfluß Göthe's, bald wieder den neuerer Dichter, wie Chamisso und Heine („Der Fischfang"). Zu den bessern Erscheinungen endlich gehören die Balladen von Karl Jos. Simrock, der in der Darstellung der geschichtlichen und der Volkssage ein nicht gewöhnliches Talent entwickelt („Der versenkte Hort", „Drei Bitten", „Die Beichte").

Wie bei der Lyrik, schließen wir die Uebersicht der Balladen- und Romanzendichtung mit den Oestreichern, welche die Gattung sehr häufig und zum Theil mit großem Glück bearbeitet haben. Der Freih. Jos. Christ. von Zedlitz hat nur wenige Balladen gedichtet, aber die meisten derselben dürfen als vollkommen gelungen bezeichnet werden; sie erfreuen durch klare plastische Anschauung und dramatische Lebendigkeit („Das Weib des Räubers"). Auf den talentvollen K. Egon Ebert werden wir später zurückkommen. Auch Ign. Fr. Castelli hat sich, aber ohne Glück, in dieser Gattung versucht; er wird meist zu breit. Ein nicht gewöhnliches Talent besaß der zu früh hingeschiedene L. Halirsch („Balladen und lyr. Gedichte", Lpz. 1829), der den von Bürger angeschlagenen Ton mit Glück wieder einzuführen suchte („Die Nesselhemden"). Fruchtbarer, aber weniger begabt, ist Joh. Nepom. Vogl, der zwar gut zu erzählen, den Stoff aber nicht künstlerisch zu gestalten weiß. Von größerem Werth, namentlich in Behandlung der Sprache und durch poetischen Schmuck sind die Romanzen und Balladen des Grafen von Auersperg, obgleich sie nur zu sehr ins Lyrische verfallen. Wie in seinen Liedern, liebt er auch in dieser Gattung durch Bilder und Contraste zu wirken („Der gefangene Räuber", „Der Deserteur"). Meist düster und schwermüthig sind die lyrisch-epischen Dichtungen des unglücklichen Nikolaus Lenau, deren beste jedoch mehr episch-schildernd als erzählend sind („Die Haideschenke"). Von wahrem epischen Talente zeugen dagegen die Balladen von J. Gabr. Seidl, unter dessen Händen sich der Stoff zur höchsten Anschaulichkeit und dramatischen Lebendigkeit gestaltet. Er darf als einer der glücklichsten Nachfolger Uhlands bezeichnet werden („Hans Euler", „Das Glöcklein des Glücks"). K. Dräxler-Manfred ist reich an Erfindung, und erzählt mit großer Gewandtheit; doch fehlt es seinen Balladen an wirkungsvoller Composition, und Eduard Duller endlich zeigt in den seinigen eine erfreuliche Fertigkeit in der Behandlung der Sprache und der rhythmischen Form.

Die Legende, die seit dem 16. Jahrh. kaum hie und da in einzelnen Beispielen vorkommt, wurde endlich durch Herder wieder in ihre Rechte eingesetzt und von mehrern Dichtern mit entschiedenem Glück bearbeitet. Nach Herder hat vorzüglich Ludw. Theobul Kosegarten aus Grevesmühlen (1. Febr. 1758—26. Oct. 1818) der Legende große Thätigkeit zugewendet; aber freilich hat er seinen großen Vorgänger lange nicht erreicht. Er steht ihm schon in der Wahl der Stoffe nach; denn statt sich, wie Herder, auf solche zu beschränken, welche eine höhere Idee zur Anschauung bringen und sittlich-religiöse Bedeutsamkeit haben, behandelt er auch solche, die keinen andern Zweck haben, als die Wunderkraft dieses oder jenes Heiligen zu preisen. Haben aber dergleichen Erzählungen keinen religiösen Werth, so ist ihr poetischer noch viel geringer, und es zeugt von Mangel an ächt poetischem Sinn, sie dichterisch behandeln zu wollen. Aber selbst die guten Stoffe gedeihen nur selten unter seiner Hand; die tieferen Beziehungen treten zu wenig lebendig hervor und werden oft nur durch die reflectirenden Bemerkungen erkannt, die er der Erzählung nachfolgen läßt oder voranschickt („Legenden", 2 Bde. Berl. 1804 u. 1816). Am gelungensten ist das größere Gedicht „Die Jungfrau von Nikomedien", dessen Hauptgedanke jedoch auch nicht genugsam zur Erscheinung gelangt. Göthe dichtete nur Eine Legende (St. Peter und das Hufeisen); aber sie wiegt durch ihren naiven, ächt alterthümlichen Humor

bei dem tiefen Ernst, der sie beseelt, alle die von Kosegarten und Anderen auf; und eben so darf auch „St. Stephan" von Bürger Anspruch auf Anerkennung machen. Unter die besten Erzeugnisse der Gattung gehört ferner Chr. Dan. Schubarts großartige Schöpfung „Der ewige Jude". Nicht ohne Glück versuchten sich noch mehrere Dichter in der Legende, so A. Apel („St. Johannes und seine Katze"), Chr. Dan. Falk („Der heilige Martin"), Amalia von Helvig („Das Gebet der heiligen Scholastika", „Das Grab des heil. Clemens"), Langbein, dessen „Gastfreund" zu seinen besten Gedichten gehört, Fr. Kind („Der große Christoph"). Unter den Romantikern haben A. W. Schlegel („Der heil. Lukas"), Fr. Schlegel („St. Reinold"), Tieck u. A. einzelne Legenden gedichtet. Von neueren Dichtern erwähnen wir den Dänen Oehlenschläger und den Berner J. R. Wyß, vorzüglich aber Leop. Schefer, dessen Legenden zu dem Besten gehören, was er gedichtet, und der sowohl in der ernsten („Der Gast"), als in der heiteren („St. Peter und der Pudel") den gemüthlich-naiven Ton vollkommen getroffen hat, der der Legende so angemessen ist. Auch Uhland, G. Schwab und Just. Kerner haben treffliche und selbst der Oestreicher J. F. Castelli hat einige gute Legenden gedichtet, darunter die besten, welche er unter dem Titel „Orientalische Granaten" zusammengefaßt hat („Der gesattelte Wessir").

Die Idylle wurde in den ersten Zeiten der Periode in Nachahmung Geßners beinahe ausschließlich in Prosa gedichtet, und es wurde dies so ganz als die einzige der Idylle angemessene Darstellung angesehen, daß damalige Kritiker derartige Dichtungen schon deshalb für verfehlt erklärten, weil sie in Versen abgefaßt waren. Joach. Chr. Blum war der erste, welcher sich mit Erfolg der metrischen Darstellung bediente, auch war eher Ew. von Kleist, als Geßner, sein Vorbild. Es sind seine Idyllen freilich nicht von höherem poetischen Geiste durchdrungen, auch haben sie eine zu absichtliche moralische Tendenz; dennoch sind sie nicht ohne Werth, besonders ist die leichte und durchweg correcte Sprache an ihnen zu rühmen („Idyllen", Berl. 1773). Eine neue Bahn in der Behandlung der Idylle brach J. H. Voß, von dem unten ausführlicher die Rede sein wird; von nun an verschwindet die frühere Auffassungsweise ganz oder zeigt sich nur in einzelnen ganz untergeordneten Erscheinungen. Durch Voß wurde auch Göthe von Idyllen angeregt, der, wie immer, so auch in dieser Gattung, Meisterwerke schuf, z. B. „Alexis und Dora", „Der neue Pausias"*). In antikem Versmaße und in Nachahmung der Alten dichtete A. W. Schlegel („Nikon und Heliodora"). Außerdem haben noch viele Dichter einzelne Idyllen verfaßt, doch ohne Hervorragendes zu leisten, so Apel, Fr. Kind, Fouqué, der Graf von Loeben, selbst der sonst dem rein Komischen zugewandte K. G. Prätzel. Eine größere Sammlung gab Karoline Pichler heraus („Idyllen", Wien 1803), und auch J. Rud. Wyß d. J. dichtete eine größere Anzahl, die sich der Geßner'schen Auffassung zuneigen, doch nach größerer Objectivität streben, und meist das schweizerische Hirten- oder Landleben zum Gegenstande haben.

Das größere Epos wurde nicht weniger mit großer Vorliebe bearbeitet. Zwar sind unter den zahlreichen Erscheinungen gar manche, welche kaum vorübergehende Erwähnung verdienen, aber es finden sich auch darunter einzelne Meisterwerke. In Nachahmung von Klopstock wurde auch in diesem Zeitraum das religiöse Epos bearbeitet; am talentvollsten von dem Freiherrn Jos. Maria von Sonnenberg. Wir werden auf diesen zurückkommen. Bei großer Begabung und einer unverkennbar tief poetischen Stimmung vermochte Joh. Caspar Lavater doch kein wahres Kunstwerk zu schaffen. Dazu fehlte ihm die erforderliche Ruhe, noch mehr aber die Gabe der Gestaltung und der objectiven Auffassung; und bei diesem Mangel konnte er wohl einzelne vortreffliche Stellen dichten, wenn der Stoff gerade seiner eigenen Natur und Stimmung entsprach; aber es war ihm nicht möglich, einen umfangreichen Stoff zu poetischer Einheit zu erheben und die Einzelnheiten je nach ihrer Eigenthümlichkeit dichterisch auszubilden. So oft die poetische Anschauung nicht schon von Natur in ihm liegt, sinkt er zur baarsten Prosa herab. Sein erstes Epos „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn" (o. O. u. J.) ist in der That Nichts als in Hexametern abgefaßte freie Paraphrase der Offenbarung Johannis, deren größte Wirkung in dem Wörterpomp liegt; denn Lavater war unerschöpflich in der Bildung neuer Wörter, besonders neuer Zusammensetzungen, welche, wie „Odemzäumendes Schweigen", „Gotthohnsprechende Frechheit" für den Augenblick durch ihre Kühnheit eine gewisse Wirkung nicht verfehlen. Ueberhaupt liebte Lavater, die Farben stark und grell aufzutragen; dies zeigt sich namentlich auch in seiner Anhäufung von Bildern, Gleichnissen und Metaphern, an denen er einen unerschöpflichen Reichthum besaß. Die nämliche glühende Einbildungskraft, dieselbe Kraft des Ausdrucks und die nämliche Trefflichkeit in einzelnen Schilderungen zeigt sich auch in dem „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" (4 Bde. o. O. 1783—1786), aber es leidet dieses Gedicht nicht weniger an den Schwächen, welche wir bei dem ersten bemerkt haben. Lavaters Unfähigkeit, einen Stoff poetisch zu entfalten, tritt namentlich darin hervor, daß er gar Manches aufnahm, was der dichterischen Behandlung widerstrebte. Ein drittes Epos „Joseph von Arimathia in sieben Gesängen" (Hamb. 1794) ist noch weniger gelungen, da der Stoff an sich zu unbedeutend ist und er nur durch eine Ueberfülle von Episoden und Schilderungen größern Umfang erhalten konnte, weshalb denn auch der eigentliche Gegenstand von den Nebendingen vollkommen erdrückt wird. Von den Dichtern des 19. Jahrh., welche das religiöse Epos behandelt haben, erwähnen wir, außer dem Erzbischof Pyrker, auf den wir später zurückkommen, noch folgende: Joh. Fr. v. Meyer legte in sein Epos „Tobias" (Ff. 1800) die pietistisch-mystische Anschauungsweise nieder, die den Grundzug seines Wesens bildet; während Gerhard Anton v. Halem in dem seinigen, „Jesus, der Stifter des

*) Wir haben sie schon oben (S. 101) unter den „Elegien" erwähnt, weil Göthe sie als solche bezeichnet hat, allein sie gehören offenbar zu den Idyllen.

Gottesreichs, 12 Gesänge" (Hann. 1810) das rein Menschliche in der Erscheinung des Heilandes zur Anschauung zu bringen suchte. „Die Geburt des Erlösers" (Ff. 1818) von Aloys Schreiber ist nicht ohne einzelne ächtpoetische Stellen. In den letzten Jahren des Zeitraums haben sich auch J. J. Göpp („Der Erlöser", Lpz. 1827), Christiane Sengel, geb. Gestenhofer („Die heilige Familie", Heidelb. 1828) und G. Schöll („Paulus", Stuttg. 1830) im religiösen Epos versucht. Doch werden sie alle von Aug. Gottlob Eberhard (1769—1845) aus Belzig übertroffen, dessen Gedicht: „Der erste Mensch und die Erde" (Halle 1828) die Geschichte der Schöpfung in einfach würdiger Weise darstellt.

Das historische und romantische Epos wurde während des vorliegenden Zeitraums sehr häufig bearbeitet, doch haben wir im Ganzen nur sehr wenige Dichter hervorzuheben, und unter diesen haben kaum einer oder zwei wirklich umfassendern Einfluß auf die Entwickelung der epischen Poesie gehabt. Von großem Nachtheil für die künstlerische Entfaltung des Epos war, daß namentlich in der neueren Zeit die Dichter, und darunter selbst hochbegabte, auf die künstlerische Gestaltung desselben verzichteten, und statt ein zusammenhängendes, in allen seinen Theilen engverbundenes Gebilde zu schaffen, sich damit begnügten, das Ganze in einzelne Gemälde oder Rhapsodien aufzulösen, die sie Romanzen oder Balladen nannten, wodurch ihre Dichtungen, so vortrefflich die einzelnen Theile sein mögen, doch keinen Anspruch auf den Namen von Kunstwerken haben und in dieser Beziehung selbst solchen nachstehen, die im Einzelnen weit weniger poetischen Werth haben.

Bei der nachfolgenden Uebersicht könnten wir füglich die sämmtlichen Erscheinungen im Gebiete des weltlichen Epos nach ihrer Auffassungsweise betrachten und diejenigen Dichter zusammenstellen, welche das altklassische Epos nachzubilden strebten, wie Boguławsky und Pyrker, dann die erwähnen, welche das romantische Epos im Sinne Wielands bearbeiteten, wie Nicolay, Alxinger und F. A. Müller, hierauf die spätern Dichter betrachten, welche das romantische Element als die einzig wahre Grundlage der epischen Poesie betrachteten, und theils das altdeutsche, theils das südliche Epos auf sie wirken ließen, wie Fouqué, zum Theil Ernst Schulze und überhaupt die meisten Dichter der neuern Zeit, denen sich endlich diejenigen anschließen, welche das Epos in Balladen und Romanzen aufgelöst haben, wie Fr. Schlegel, Anastasius Grün, Fröhlich u. A. m. Doch halten wir es für zweckmäßiger, die zahlreichen epischen Gedichte dieser Zeit nach den Stoffen zusammenzustellen, welche sie behandelt haben, weil dadurch die Uebersicht wesentlich erleichtert wird.

Unter den Dichtern, welche ihren Stoff aus dem Alterthum entnommen und denselben im Sinne des klassischen Epos behandelt haben, tritt uns nach Göthe („Achilleis") und diesem freilich unendlich nachstehend, doch als weitaus der bedeutendste, der General Karl Andreas von Boguławsky (4. Nov. 1759—21. Sept. 1781) aus Muschlitz bei Goschütz entgegen, der auch schon deshalb zu nennen wäre, weil wir in ihm einen Dichter der alten Schule erkennen, der seine ästhetische Bildung seinem Lehrer Ramler und dem großen Lessing zu verdanken hatte. Sein episches Gedicht „Xanthippus in 10 Gesängen" (2 Thle. Berl. 1811) stellt uns den großartigen Kampf Karthagos mit Rom in wohlgebildeten Hexametern dar; es ist ernst und würdig gehalten, und erfreut durch treffliche Schilderungen mannigfaltiger Art, wie durch die gelungene Zeichnung der Charaktere, unter denen Xanthippus selbst und der Römer Regulus besonders hervorragen. Nicht weniger Anerkennung verdienen seine andern Dichtungen, die wir, um den Gesammtüberblick seiner poetischen Thätigkeit nicht zu zerreißen, sogleich hier erwähnen: die zu epischer Breite ausgeführte Legende „Diokles" (Berl. 1814) und den erst nach des Dichters Tod veröffentlichten „Thassilo oder die deutschen Argonauten" (2 Bde. Berl. 1821), in welchem er den Gründer des Hauses Hohenzollern und dieses selbst zu verherrlichen suchte. Zu den ältesten Erscheinungen in diesem Gebiete gehört die „Nereis" von J. Ch. L. Fresenius (Ff. u. Lpz. 1776). Nicht ohne Phantasie und dichterischen Schwung ist „Die Zerstörung von Tantalis" (Ff. 1815) von Fr. v. Kurowsky-Eichen (geb. 1780) aus Eichen in Ostpreußen. Nur zu erwähnen sind ferner A. Sigism. Block („Die Bürger Athens", Hamb. 1810), K. Baron von Nordeck („Bacchus", 1. Bd. Berlin 1827) und Heidelberg („Orpheus und Eurydice. 12 Ges." Braunschw. 1827).

Zahlreiche Epen behandeln das Alterthum, die historische Sage und die Geschichte der Deutschen, so wie der verwandten nordischen Völker. So wurde der Kampf der Germanen mit den Römern von Jos. von Hinsberg (1764—1836) besungen, in dessen Gedicht „Armin, der Cheruskerfürst" (Münch. 1814) sich mancherlei Anklänge an das Nibelungenlied finden, von dem er eine hochdeutsche Uebersetzung herausgab. Den nämlichen Stoff behandelt G. Chr. Braun (1785—1835) aus Weilburg in dem Epos „Hermann der Cherusker" (Mainz 1819). Ohne der Frage vorgreifen zu wollen, ob die Kelten zu den Germanen oder zu den Galen zu zählen seien, erwähnen wir hier den „Diviko und das Wunderhorn, oder die Lemanschlacht" von Jos. Anton Henne aus Sargans (2 Bde. Stuttg. 1827 f.), in welchem sich eine nicht geringe poetische Begabung, aber wenig episch gestaltendes Talent zeigt. Die Völkerwanderung, die Geschichte und der Sagenkreis Karls des Großen, so wie die Kreuzzüge bilden den Stoff einer großen Anzahl von epischen Gedichten. Zu den bessern Erscheinungen in diesem Gebiet gehört das Gedicht „Alboin, König der Longobarden", von Otto Fried. Gruppe (Berl. 1830). Fr. de la Motte Fouqué dichtete „Karls des Großen Geburt und Jugendjahre" (Nbg. 1816) im Versmaß des Titurel nach einer damals aufgefundenen Handschrift. Wir erwähnen sogleich seine zwei andern Epen „Corona" (Tüb. 1814) und „Bertrand du Guesclin" (3 Thle. Lpz. 1821), die, wie seine meisten Dichtungen, das Leben im Mittelalter zu verherrlichen suchen. Doch beschränkt sich seine Auffassung meist auf das rein Aeußerliche, und seine Darstellung sinkt oft zur bloßen Manier herab, indem er vorzüglich durch Aufnahme einzelner altdeutscher Sprachformen und Ausdrücke zu wirken sucht. Unbedeutend ist

J. Sutners (geb. 1784) „Karl der Große in 3 Balladen“ (München 1823), während dessen „Theodo“ in 6 Gesängen (Ebd. 1826) von einigem Fortschritte zeugt. Ein nur mittelmäßiges Talent hatte Stanisl. Schmitt (geb. 1766) in Kreuznach, der in „Hildegard, Gemahlin Karls d. Gr.“ (3 Bde. Kreuznach 1811) und „Zenobia, oder der Triumph des Kreuzes“ (Ebd. 1810) hinter seinem Vorbild Wieland weit zurückblieb. Die Helden aus dem Sagenkreise Karls des Großen wurden ziemlich häufig poetisch behandelt. Fr. Schlegel dichtete den „Roland“ in 15 Romanzen, wodurch er selbst auf die höhere epische Einheit verzichtete. Es ist das Gedicht in Assonanzen geschrieben, was ihm einen fremdartigen Charakter aufprägt, da diese Form, namentlich bei längeren Gedichten, dem deutschen Ohre nicht zusagen kann. Zudem erhält die Darstellung dadurch eine gewisse Einförmigkeit, welche selbst von der lebendigsten Farbengebung in den einzelnen Schilderungen nicht überwunden werden kann. Theils der Assonanz zu Liebe, theils durch die Sucht, der Sprache alterthümliches Gepräge aufzudrücken, hat Schlegel auch oft veraltete oder selbst nur in Mundarten vorkommende Wortformen gebraucht, welche den Eindruck des Fremdartigen noch steigern, oft auch gesucht und geschmacklos erscheinen. Später dichtete K. Teinlich „Roland, ein Gedicht nach dem Ariost in 4 Ges.“ (Wien 1813). Andere Stoffe aus dem nämlichen Sagenkreise besangen L. Bechstein: „Die Haimonskinder“ (Lpz. 1830), mit zu großer Neigung zur Schilderung, die freilich oft wahrhaft schön ist; Sophie Knorring, geb. Tieck aus Berlin (1775—1830) „Flore und Blanchefleur“ (Berl. 1822), welche den schönen Stoff nicht eben unglücklich behandelte. Hieher gehören auch die Hauptdichtungen von L. H. von Nicolay und J. B. von Alxinger, auf die wir zurückkommen. Von den Dichtern, welche die Kreuzzüge und die Verbreitung des Christenthums im Norden besangen, erwähnen wir außer F. A. Müller, den wir ausführlicher besprechen, den Pfarrer Christ. Fr. Gottf. Teuscher aus Delitzsch (geb. 1791), dessen „Saladdin“ (Lpz. 1819) den von den Herausgebern der „Urania“ ausgesetzten Preis für das beste romantische Epos gewann, den auch als Dramatiker nicht unbekannten J. G. Götsch, welcher in dem Epos „Der Zug der Normannen nach Jerusalem“ (Lpz. 1819) einen interessanten Stoff nicht ohne Erfindungsgabe behandelte. Von reicher Phantasie und kräftiger Zeichnung zeugt das größere romantisch-religiöse Epos „St. Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern“ (Greifsw. 1826) von Isidor Wilh. Meinhold, und so sind auch die Heldengedichte des Predigers Adolf Fr. Furchau aus Stralsund (geb. 1788), „Arkona“ (Berl. 1828) und „Adalbert, der Preußen Apostel“ (Ebd. 1831) reich an schönen Gemälden. Die späteren Kämpfe mit den Türken, die wir hier sogleich herbeiziehen, besangen Fr. X. Huber: „Rüdiger von Stahremberg oder die zweite Belagerung Wiens“ (Salzb. 1788) in nicht sehr gelungenen Hexametern, und Andr. Casp. Lindenhan: „Das gerettete Malta. 22 Ges.“ (2 Thle. Altona 1829), welchen sich der „Skanderberg“ von Fr. Albr. Franz Krug von Nidda anreiht, der ohne Zweifel dessen beste Schöpfung ist. Wir erwähnen noch den „Szapary und Batthyany. Heldengedicht aus dem ungarischen Türkenkriege“ von dem Abenteurer Harro Harring (Münch. 1828), der auch einige größere poetische Erzählungen („Der Psariot“, „Der Khan“ (Lpz. 1825) geschrieben hat.

Wir fügen hier sogleich diejenigen Gedichte an, welche zwar deutsche Verhältnisse des Mittelalters zum Grunde legen, namentlich das Ritterthum zu verherrlichen streben, doch sich hiebei nicht an bestimmte historische Begebenheiten und Personen lehnen, oder dies nur vorübergehend thun; auch reihen wir die Dichter an, welche die nordische Sagenwelt zum Stoffe ihrer Dichtungen wählten. Unter diesen nimmt der talentvolle Ernst Schulze unbedingt den ersten Rang ein, weshalb wir auch später auf ihn zurückkommen, während die übrigen nur einfach zu erwähnen sind. Nicht ohne einzelne gute Stellen ist das „Gottesurtheil“ von L. Brachmann (Lpz. 1818); im Geiste der romantischen Dichtung ist „Der Pilger und die Pfalzgräfin“ des schon mehrmals erwähnten Grafen Otto H. v. Loeben. In ähnlichem Sinne dichtete H. Helmuth „Die Himmelsrose oder Ludwig der Springer“ (Halle 1826). Endlich erwähnen wir noch „Die Häuptlinge Ostfrieslands“ von H. Suur (Hann. 1826) und den unvollendeten Romanzenkranz „Tristan und Isolde“ von K. L. Immermann (Düsseld. 1841), nach Gottfried von Straßburg. Das Gedicht ist voll lebenswarmer Phantasie, und zeichnet sich insbesondere durch die herrlichsten Schilderungen aus, in denen er eine seltene Fülle von Beobachtungen und unübertreffliche Anschaulichkeit entfaltet. Daß auch er die Form des „Romanzenkranzes“ wählte, lag freilich vor Allem in der den höfischen Dichtern des Mittelalters eigenthümlichen Behandlungsweise seines Vorbilds (I, 381); allein sie läßt sich dadurch keineswegs entschuldigen und noch weniger ist zu rechtfertigen, daß er die einzelnen Abschnitte durch Vor- und Nachspiele ganz subjectiven und lyrischen Inhalts von einander geschieden hat, wodurch die epische Bewegung allzusehr gestört wird. Mögen diese Stellen auch noch so schön, noch so poetisch gedacht und ausgeführt sein, sie werden doch immer als Auswüchse betrachtet werden müssen. Eben so wenig können wir uns damit versöhnen, daß er nach Art der Romantiker, denen er sich überhaupt nur zu sehr anschmiegt, das zu Grunde liegende metrische Versmaß, das er doch trefflich behandelt, durch fremdartige Formen unterbricht, z. B. in der sonst so ergötzlichen „Geschichte vom steinernen Fingerzeig“, die er in Octaven erzählt.

Unter den übrigen Bearbeitern von Stoffen aus der deutschen Geschichte ist vor Allen der Erzbischof Ladislas Pyrker zu erwähnen. Einer der frühesten ist J. Aug. Weppen, dessen „Heinrich der Lange“ (o. O. 1778) gut erzählt und fließend versificirt ist. In der „Borussias“ (2 Thle. Berl. 1794) versuchte Dan. Jenisch Friedrich den Großen zu verherrlichen; so sehr er sich aber auch bemüht, Klopstocks Sprache und großartige Weise nachzuahmen, bleibt er doch weit hinter seinem Vorbild zurück. Nicht bedeutender, obgleich von gebildeterer Darstellung, ist die „Tataris, oder das befreite Schlesien“ (Berl. 1811) von Pt. F. Kannegießer; während sich H. Steph. Kunze (geb. 1772) aus dem Halberstädtischen in seinem

Gedicht „Heinrich der Löwe" (Quedl. 1817) als einen der glücklichern Nachahmer Wielands zeigte. Weitaus am bedeutendsten ist unter diesen Dichtern der Graf Alexander von Auersperg, dessen „Letzter Ritter" (Stuttg. 1830) in einer Reihe von Romanzen das Leben des Kaisers Maximilian I. darstellt. Es hat dieses Gedicht viele und große Schönheiten, weshalb wir um so mehr bedauern müssen, daß der Dichter sich mit dieser die Kunst vernichtenden Form begnügt hat; denn wenn auch die einzelnen Romanzen überaus frisch und lebensvoll, in Sprache, Vers und Gestaltung als durchaus gelungen bezeichnet werden müssen, so ist doch wegen der mangelnden künstlerischen Einheit der Gesammteindruck nicht befriedigend. Wir zweifeln aber keineswegs, daß der Dichter fähig gewesen wäre, den Stoff zu einem künstlerischen Ganzen zu bilden; diese Fähigkeit spricht sich in dem Gedichte selbst aus, in der schöpferischen Gewandtheit, mit welcher er die im Stoffe liegenden Schwierigkeiten überwand. Wir erwähnen nur Eines, um unsere Ansicht zu begründen. Der Geschichte gemäß mußte der Dichter den großartigen Kampf darstellen, welchen die Schweizer gegen das deutsche Reich zu führen hatten, und es mußte ihn sowohl seine Freiheitsliebe, so wie der Stoff selbst, der nur auf Seiten der Schweizer Großartiges darbietet, zwingen, diese zum eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung zu machen. Eben dadurch mußte der eigentliche Held des Gedichts an Bedeutsamkeit verlieren; er mußte nicht nur als der Besiegte erscheinen und zwar unter Verhältnissen, die ihm selbst den Schein der Größe und der Tüchtigkeit rauben; der Kaiser mußte sogar durch seine Bekämpfung eines freien Volks mit sich selbst und seiner ganzen Natur in Widerspruch gerathen. Diesem Uebelstand, welcher das ganze Gedicht hätte vernichten müssen, begegnete aber der Dichter mit weiser Benutzung der Verhältnisse dadurch, daß er seinen Helden während des ganzen Kampfes in den Hintergrund drängte, ihn nicht nur nicht an dem Kriege persönlich Antheil nehmen ließ, sondern sogar durch leise Andeutungen die Ueberzeugung erweckte, daß der Kampf gegen die Schweizer eigentlich ohne sein Zuthun begonnen worden sei, und wir in dem Sieg der Eidgenossen auch den Sieg seiner eigentlichen Meinung erblicken. So erscheint der Schwabenkrieg als eine Episode im Leben des Kaisers, welche mit Glück benutzt ist, die edleren Bestrebungen desselben anzudeuten, und in uns die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Kampf gegen die Schweiz in der That auch gegen ihn selbst und seine hohen Absichten gerichtet war. Und eben dadurch ist der Abschnitt „Ritter und Freie", in welchem der Freiheitskampf der Eidgenossen dargestellt ist, zu einem der schönsten im ganzen Gedicht geworden, wie er einer der besten Erzeugnisse der neuern deutschen Poesie ist. Anastasius Grün hatte, nachdem er seine trefflichen Dichtungen bekannt gemacht hatte, eine Zeitlang geschwiegen, und da er um diese Zeit zum Kammerherrn erhoben worden war und dergleichen mehr, hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei seiner Gesinnung untreu geworden. Da dieses Gerücht immer mehr Glauben fand, hielt er es für nöthig, demselben zu widersprechen. Er that es in dem humoristischen Epos „Die Nibelungen im Frack" (Lpz. 1843), in deren Einleitung er sich mit eben so viel Geist als Entschiedenheit gegen die verläumderischen Zumuthungen vernehmen ließ, die man so geschäftig verbreitet hatte. Das Gedicht selbst kann aber nicht befriedigen, obschon das Versmaß (es ist in der Nibelungenstrophe gedichtet) mit großer Gewandtheit behandelt ist. Zunächst ist der Stoff doch gar zu unbedeutend. Das Gedicht erzählt uns nämlich von der seltsamen Leidenschaft des Fürsten Christian Moritz von Merseburg zu den Geigen und Geigenspielern und von dessen Glück, als er einst einen Zwerg fand, der klein genug war, die Violine als Baßgeige, und einen Soldaten der Potsdamer Garde, der groß genug war, die Baßgeige als Violine zu behandeln. Der allerdings oft köstliche Humor, mit welchem der Dichter einzelne Situationen darstellt, genügt doch nicht, um das Ganze poetisch zu beleben. Einige Jahre später veröffentlichte Anastasius Grün noch ein drittes episches oder, wie er es selbst nennt, „ländliches" Gedicht: „Der Pfaffe von Kahlenberg" (Lpz. 1850), dessen Hauptgestalten, der Minnesinger „Nithart" (I, 69) und der possenreiche Pfaff, der dem Ganzen den Namen gegeben hat (I, 667), dem Dichter allerdings einen reichen Stoff darboten. Es hat dieses alle Vorzüge seiner früheren Dichtungen, namentlich entfaltet es, wie jene, einen unerschöpflichen Reichthum an Bildern, die sowohl wegen ihrer oft reizenden Neuheit, als wegen ihrer anmuthigen und doch dabei körnigen Einfachheit Bewunderung erregen. Die Sprache ist frisch, lebendig und von poetischem Hauche durchdrungen; die einzelnen Situationen sind mit unverkennbarem Talent durchgeführt; so ist die Schilderung des alten Kärntnerlandes, die Bräuche, Sprüche, Kleidung bei der Belehnung äußerst anziehend und malerisch, aber dem Ganzen fehlt es noch weit mehr als dem „Letzten Ritter" an epischer Einheit, und so sehr uns auch die trefflichen Einzelnheiten gefallen, so sehr uns die herrlichen Gedanken erfreuen, die das Gedicht vom Anfang bis zum Ende durchziehen, und so sehr wir uns endlich durch die männliche Gesinnung erhoben und durch die begeisterte Hoffnungsfülle neu belebt fühlen, mit der uns der Dichter eine schöne Zukunft für Deutschland ahnen läßt, so bleibt doch das Gedicht als Ganzes ohne Wirkung, ja es ist kaum möglich, sich dasselbe als Ganzes zu denken.

Der „Pfaffe von Kahlenberg" ist dem Freunde des Dichters, dem unglücklichen Nikolaus Lenau, gewidmet, den wir hier um so füglicher sogleich besprechen, als uns seine Dichtungen auf eine andere Reihe von epischen Gedichten leiten, welche eine für die ganze Menschheit wichtige Epoche der deutschen Geschichte, die Reformation, behandeln. Lenau hat nämlich zwei epische Dichtungen veröffentlicht, welche die reformatorischen Bestrebungen vor der Reformation zum Gegenstande haben, den „Savonarola" (Stuttg. 1837) und „Die Albigenser" (Ebd. 1842). In diesen Dichtungen tritt das epische Element noch weit weniger lebendig hervor, als bei Anast. Grün, der zwar, wie wir gesehen haben, nicht zur künstlerischen Einheit gelangt, aber die einzelnen Abschnitte doch episch zu gestalten vermag. Bei Lenau überwiegt das lyrische Element, wie denn schon die Form rein lyrisch ist, und auch vorzüglich die Stellen von hoher poetischer Wirkung sind, in welchen der

Dichter seine eigenen Empfindungen und Gefühle darstellt So große Schönheiten der „Savonarola“ auch darbietet, so erscheint schon die Wahl des Stoffs als verfehlt, weil es an Handlung mangelt, indem sich die Thätigkeit der Hauptperson mehr in Reden als in Thaten beurkundet, und weil zudem der leidende Muth des Märtyrers, so hoch er auch, vom sittlichen Standpunkt betrachtet, über dem thätigen Muthe des Helden steht, poetisch doch unbrauchbar ist. Einen weitaus besseren Stoff bot die Geschichte der „Albigenser“ dar; aber der Dichter benutzte diese nur als Mittel, um die Idee der Freiheit im religiösen Gebiet, einer Idee, welcher auch der „Savonarola“ gewidmet ist, zu verherrlichen, um zu zeigen, daß die wahre Religion mit dem Glaubenszwang und dem Despotismus der Hierarchie sich nie versöhnen könne. Beide Dichtungen Lenau's haben gerade in unserer Zeit wieder hohe Bedeutung erlangt, und wir müssen es geradezu für ein Unglück erachten, daß sie nicht künstlerisch vollendet sind, weil sie nur so die lebendige Wirkung hervorbringen könnten, welche sie so sehr verdienen.

Eben so wenig als die reformatorischen Bestrebungen des Mittelalters, ja vielleicht in noch geringerem Maße, bietet aus den oben angedeuteten Gründen die Reformation des 16. Jahrh. wahrhaft epischen Stoff dar; und es ist daher auch erklärlich, daß diese so bedeutende Erscheinung im Ganzen nur so selten, und erst in der neueren Zeit episch behandelt worden ist. Auch sind die wenigen Gedichte, welche diese große Bewegung zum Gegenstande haben, meist erst durch das große Reformationsfest im J. 1817 hervorgerufen worden, weshalb sie denn auch mehr die Bedeutung von Gelegenheitsschriften haben, als daß sie wirklich poetischen Werth hätten. Wir nennen nur den „Luther. Vier Gesänge“ von Gotth. Friedrich (Ffk. 1818) und den „Luther, oder den Sieg des Glaubens. Zwei Gesänge“ von L. Hyneck (Nbg. 1818). Später erschien der „Luther“ von Bechstein, den wir seiner Form wegen schon früher erwähnt haben (S. 48); von A. E. Fröhlich besitzen wir zwei hiehergehörige Dichtungen, „Zwingli“ und „Ulrich von Hutten“, auf welche wir unten zurückkommen.

Endlich haben wir aus den epischen Bearbeitungen der deutschen Geschichte noch diejenigen Dichtungen zu erwähnen, welche die sogenannten Freiheitskriege behandeln. Auch diese haben zunächst nur den Werth von Gelegenheitsgedichten, ob sie gleich den neuesten Versuchen der Art von C. F. Scherenberg vorzuziehen sind. E. Th. Mehring dichtete den „Kampf der Freiheit oder das J. 1813. Vier Gesänge nebst Epilog“ (Berlin 1814), H. Schmidt „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ (Ebd. 1814) und „Die großen Tage des Junius 1815“ (Ebd. 1816). Werthvoller als diese ist das spätere Gedicht von K. Gli. E. Weber „Die Völkerschlacht. 26 Gesänge“ (Berl. 1827).

Die Geschichte und Sage fremder Völker wurde von mehrern Dichtern mit Glück behandelt. Nächst Egon Ebert, den wir ausführlicher zu besprechen haben, haben wir zuvörderst den verdienten Staatsmann Aug. Adam Fr. v. Hennings aus Pinneberg (1746—1826) zu erwähnen, dessen „Olavides“ (Kopenh. 1778) den menschenfreundlichen Geist beurkundet, der ihn in seinem Leben und Wirken leitete. Zu den besten Erscheinungen gehören unbedingt „Die Abassiden. Ein Gedicht in 9 Gesängen“ (Stuttg. u. Tüb. 1835) des Grafen von Platen, in welchen er die Abenteuer der Söhne des großen Khalifen Harun al Raschid besingt. Der Stoff, den er aus Tausend und Einer Nacht entlehnte, ist überaus glücklich gewählt, weil er dem Dichter einen großen Reichthum an interessanten und mannigfaltigen Begebenheiten darbot, aber es gelang ihm nicht, diesen Reichthum zu voller epischer Einheit zu gestalten, und es besteht der größte Werth des Gedichts in den trefflichen, mit den größten Reizen der Poesie ausgestatteten Einzelnheiten, so wie in der wunderbar schönen, an Glätte und Rundung kaum übertroffenen Sprache. Nur scheint uns die Wahl des Metrums (das Gedicht ist in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben) verfehlt; denn so vortrefflich es auch behandelt ist, so fehlt es ihm doch an lebendiger Mannigfaltigkeit, es steht der Sprache des Umgangs zu nahe, als daß es für ein längeres episches Gedicht angemessen scheinen könnte. So sehr sich dieses Versmaß für die dramatische Poesie eignet, so wenig paßt es für das Epos, am wenigsten für eine solche Dichtung, wie die „Abassiden“, deren märchenhafter Inhalt mit seiner phantasiereichen Entwickelung eine lebendigere, wir möchten sogar sagen glühendere Form unbedingt zu erheischen scheint. Noch unglücklicher ist Fr. Rückert in der Wahl des Versmaßes gewesen, als er sich in seinem epischen Gedicht „Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte in 12 Büchern“ (Erl. 1838) für den Alexandriner entschied. Wir sind keineswegs der Meinung, daß diese metrische Form vollständig verbannt werden solle, vielmehr glauben wir, daß sie sich, gut behandelt, für mancherlei Dichtungen, namentlich für das kleinere Lustspiel, vortrefflich eignet; allein für ein größeres Epos erscheint sie viel zu einförmig und steif, und zudem hat Rückert dieses Versmaß nicht mit der Freiheit behandelt, die es allein bei längeren Gedichten genießbar machen könnte; oder wenn er sich Freiheiten erlaubt, so sind es meist solche, welche dieses Metrum am wenigsten vertragen kann. Der unglücklichen Form ist es auch meist zuzuschreiben, wenn das Gedicht keinen besondern Eingang fand, während es doch so viel Schönes, ja Vortreffliches darbietet, und der Dichter seine ganze Kraft in der Darstellung des Anmuthigen, wie des Großartigen beurkundet. Uebrigens hat auch ohne Zweifel der Stoff (es behandelt eine Episode aus dem Heldengedicht „Schahnamah“ des persischen Dichters Firdusi) mit dazu beigetragen, daß das Gedicht weniger Beifall fand; es steht uns der Inhalt zu weit entfernt, und wir können uns oft selbst bei den schönsten Stellen eines gewissen fremdartigen Eindrucks nicht erwehren, der dadurch noch gesteigert wird, weil wir uns doch bewußt sind, daß uns keine persische Luft aus dem Gedicht anweht. Wenn wir aber in diesem Gedicht immerhin großen poetischen Werth nicht verkennen können, so ist sein „Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede“ (Stuttg. 1839) als durchaus mißlungen zu bezeichnen; es ist eine schale Reimerei, in welcher das tiefpoetische Element der Evangelien unwiederbringlich verloren geht.

Das letztgenannte Gedicht Rückerts führt uns auf die in epischer Breite dargestellten Legenden und christlichen Sagen, von denen übrigens schon mehrere im Lauf der Darstellung erwähnt werden mußten. Außer den hiehergehörigen „Heiligen drei Königen" von Gust. Schwab ist vornämlich der „Ahasver" (Dresd. u. Leipz. 1838) von J. Mosen zu erwähnen, in welchem er die Sage vom ewigen Juden in eigenthümlicher Weise darstellt. Die Wahl des Stoffs ist in der That äußerst glücklich, da sie dem Dichter den unermeßlichsten Spielraum darbietet, den er auch mit großem Geschick benutzt, wie er denn einzelne Begebenheiten, z. B. die Zerstörung Jerusalems u. a. m. mit wahrhaft epischem Talente vorüberführt. Aber dieser große Spielraum hat den Dichter auch auf der andern Seite überwältigt; er hat ihn selbst in das Endlose geführt, weshalb denn das Gedicht auch in der That ohne Schluß abbricht. Dann ist auch bei ihm die Wahl des Metrums verfehlt. Die Terzine ist an sich für ein größeres Gedicht nicht geeignet; sie hat im Deutschen eine Einförmigkeit und eine lyrische Bewegung, die der beste Dichter nicht zu überwinden vermöchte. Mosen fühlte dies und suchte dem Uebelstand dadurch abzuhelfen, daß er die mittlere Zeile reimlos ließ. Aber nicht zu erwähnen, daß dadurch das Ebenmaß und die Reimfülle, worin gerade die Schönheit dieser Form besteht, vollständig vernichtet wird, entsteht dadurch eine gewisse Leere, die das Gefühl der Nichtbefriedigung erweckt, ein Gefühl, das auch im Fortgange des Gedichts nicht überwunden, vielmehr nur immer stärker wird. In der nämlichen Form hat er auch sein früheres Epos „Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uraltitalische Sage in 24 Abenteuern" (Lpz. 1831) gedichtet, zu dem ihm die italienische Volksdichtung „Istoria di Senso che cerca di non morir mai" den Stoff gegeben hat. Es bildet dieses Gedicht gewissermaßen einen Gegensatz zum „Ahasver", indem der ewige Jude nicht sterben kann, der Ritter Wahn nicht sterben will; es zeugt nicht weniger von großer poetischer Begabung und von seltener Gedankentiefe, als der „Ahasver". Als einen weiteren Versuch, die Legende episch zu gestalten, erwähnen wir noch „Die Bekehrten" des Barons W. v. Wimpffen (Berl. 1826).

Endlich haben wir noch einige wenige Gedichte zu nennen, die sich nicht füglich in die obige Uebersicht bringen ließen. Zu den bessern gehört „Miranda" in 3 Gesängen" von K. Lappe (Rostock 1809) und die „Irene" von Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf, die in gutgehaltenen Octaven geschrieben ist. Auch „Die Wunderblume" von Elise Charlotte Rächler (1789—1828) aus Nordhausen, welche im J. 1820 in der „Urania" erschien, verdient wegen ihrer Lieblichkeit Anerkennung, und nicht weniger das romantische Gedicht „Otfried und Lisena" (Königsb. 1820) von Ernst Aug. Hagen aus Königsberg, der sich jedoch größern Ruf durch seine „Künstlergeschichten" erwarb. Von weit größerem poetischen Werth ist „Das Waldfräulein" von J. Chr. Freih. von Zedlitz (Stuttg. und Tüb. 1843), das von frischer, lebendiger Phantasie zeugt, und das romantische Märchen in lieblicher Heiterkeit, oft mit gewagtem Humor zu einem lebensvollen Bilde gestaltet.

Der neueren Zeit eigenthümlich ist die besondere Gattung des Epos, welche man gewöhnlich als idyllisches Epos bezeichnet, weil es die Darstellung beschränkterer und meist auch unserer Zeit angehörigen Verhältnisse zum Gegenstande wählte. Das idyllische Epos wurde durch J. H. Voß geschaffen, aber erst von Göthe zur Kunstvollendung gehoben. Beide fanden zahlreiche Nachahmer, aber selbst Voß wurde von den späteren Dichtern, mit Ausnahme Eberhards und Usteri's, kaum erreicht. Am glücklichsten eiferte ihm zuerst Chn. L. Neuffer nach, dessen Gedicht „Der Tag auf dem Lande" (Lpz. 1800) sogar unter Vossens Namen nachgedruckt wurde. Er dichtete später ein zweites Epos: „Günther, oder Schicksal und Gemüth" (Heidelb. 1817), das dem ersten jedoch nicht gleichkommt. Erfreulich sind die hiehergehörigen Dichtungen der Amalie von Helvig, geb. von Imhof: „Die Schwestern von Lesbos" (Ff. 1801), und „Die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte in 4 Idyllen" (Amst. u. Lpz. 1812); man erkennt namentlich in dem ersten den Einfluß Schillers und Göthe's, die sich ihrer poetischen Bildung angenommen hatten. Auch L. Theobul Kosegarten ist im idyllischen Epos nicht unglücklich gewesen; ja seine „Jukunde, eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen" (Berl. 1803), ist unzweifelhaft sein bestes Werk, dem die „Inselfahrt, oder Aloysius und Agnes, ländliche Dichtung in 6 Eklogen" (Berl. 1804) nachsteht. In selbstständigerer Weise behandelte Jens Baggesen das idyllische Epos, und seine „Parthenais, oder die Alpenreise" trug zu ihrer Zeit viel dazu bei, seinen Namen bekannt zu machen. Er bearbeitete sie dreimal (zuerst 1803) und beabsichtigte sogar, sie zum viertenmale umzugestalten, um namentlich die Anlehnung an die griechische Mythologie zu beseitigen, welche allerdings bei den durchweg modernen, wenn auch idealisirten Verhältnissen, die darin behandelt werden, einen seltsamen Eindruck macht und den Dichter hie und da selbst zu muthwilliger Auffassung der Götterwelt drängt. Dieses, so wie die oft harte und ungefüge Sprache, der nachläßige und doch wieder gesuchte Bau des Hexameters werden stets eine größere Verbreitung des Gedichts hindern, das doch so viele Schönheiten und wahre Vorzüge darbietet, unter welchen wir des Dichters lebendigen Sinn für das Schöne hervorheben, der sich besonders in seiner poetischen Auffassung der Natur beurkundet. Ein zweites episches Gedicht „Oceania" blieb unvollendet. „Es sollte", wie der Herausgeber der sämmtlichen Werke des Dichters sagt, „nicht bloß seinen Helden Cook und seine Weltumsegluug verherrlichen, sondern in einem großen Gemälde die ganze neuere Cultur-, Länder- und Völkerkunde umfassen. Doch scheiterte das Unternehmen an einer doppelten Schwierigkeit. Der Verfasser hielt das Wunderbare für unentbehrlich und den epischen Hexameter für unerläßlich; aber eine passende Mythologie wollte sich für einen christlichen Helden und einen ganz modernen Gegenstand nicht finden lassen, und der Zwang des alten epischen Versmaßes erlaubte die Mannigfaltigkeit und naturgemäße Wahrheit nicht, welche das große Gemälde verlangte." Die letzte Bemerkung, welche ohne Zweifel von dem Dichter selbst herrührt, beweist, daß er selbst fühlte, wie

wenig er den Hexameter zu behandeln fähig war. Biblische Idyllen dichteten Caroline Pichler („Ruth", Wien 1805) und K. Streckfuß („Ruth" Wien 1805), so wie später F. L. Mayer („Naemi und Ruth", Augsb. 1823). Weniger wegen des Stoffs als wegen der vorwiegend idyllischen Haltung erwähnen wir an dieser Stelle auch die epischen Gedichte des edlen Freiherrn Ign. H. v. Wessenberg, in denen sich sein frommer Sinn in aller Liebenswürdigkeit und Tiefe ausspricht. In ihrer ganzen Fülle entfaltet sich diese herrliche Gesinnung in dem „Fenelon" (Zür. 1812) und in der That konnte der große, von Rom verketzerte Bischof und Redner keinen würdigeren Sänger finden, als Wessenberg, der selbst ein Opfer der römischen Anmaßung wurde. Im „Franz und Paul" wird die beseligende Wahrheit des reinen und unverfälschten Christenthums der Trostlosigkeit einer falschen Aufklärung glücklich entgegengesetzt. „Julius, oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" (Stuttg. u. Tüb.) ist allen Jünglingen als ein sicherer Wegweiser durch die Irrgänge des Lebens anzuempfehlen; die „Irene" endlich, in welcher er die „letzten Kämpfe des siegenden Christenthums" besingt, und die schon früher hätte erwähnt werden können, läßt uns tiefe Blicke in seine wahrhaft apostolische Auffassung des Christenthums werfen. In das Gebiet des idyllischen Epos gehören auch „Die nordischen Gäste oder der 9. Januar des J. 1814" (Wien 1819). Zu den besten Bearbeitern der Gattung gehört Chn. A. Glo. Eberhard, und wir stehen nicht an, seinem schönen Gedicht „Hannchen und die Küchlein" (Halle 1822) die nächste Stelle nach Göthe's „Hermann und Dorothea" anzuweisen. Nicht zwar als ob wir es diesem an die Seite setzen oder ihm für ebenbürtig erklären wollten, aber so groß der Abstand zwischen beiden Dichtungen auch ist, da sich „Hannchen und die Küchlein" zu „Hermann und Dorothea" ungefähr so verhält, wie ein gelungenes Genrebild aus der niederländischen Schule zu einem Gemälde Raphaels, so kennen wir doch, mit Ausnahme der Usteri'schen Dichtungen, kein Gedicht der Gattung, das dem Göthe'schen näher käme, als das von Eberhard, und wir geben ihm unbedingt den Vorzug selbst vor der „Luise" von Voß, die es in der Composition, in der Lebendigkeit der Darstellung, selbst in der Wahrheit der Charaktere und vorzüglich an tiefer Gemüthlichkeit weit übertrifft. Wir wundern uns daher nicht, sondern freuen uns vielmehr, daß das Gedicht, die Nachdrücke abgerechnet, schon an zwölf Auflagen erlebt hat; es ist ein erfreuliches Zeugniß, daß auch jetzt noch im größeren Publikum der Sinn für das einfach Gemüthliche und ächt deutsche Familienleben nicht verschwunden ist. Von G. Chn. Braun (1785—1835) aus Weilburg besitzen wir zwei idyllische Gedichte „Die Rheinfahrt" (Mainz 1824) und „Das Rheinthal" (Ebd. 1828), welche das Leben am Rhein nicht unglücklich schildern. Auch „Die Thäler" von Sam. Ch. Pape (Gött. 1821) verdienen wegen ihrer anmuthigen Darstellung erwähnt zu werden, und Aug. Kahlert (geb. 1801) aus Breslau hat sich schon in seinem ersten poetischen Versuche, dem idyllischen Epos „Ewald und Bertha" (Lpz. 1829) als geschmackvollen Dichter beurkundet. Einfach anzuführen sind als Dichter dieser Gattung noch K. Vogel („Der Verlobungstag", Neust. a. d. O. 1827), J. F. Dietrich („Die Vorjagd oder des Amtmanns Geburtstag", Meißen 1829) und der blinde F. W. Kramnitz („Die Entstehung der Blumen", Danzig 1830). Auf die in allemannischem Dialekt gedichteten Idyllen von J. M. Usteri werden wir unten zurückkommen.

Im komischen Epos ist während des vorliegenden Zeitraums wenig oder nichts Ausgezeichnetes geleistet worden; es ist dies auch begreiflich, da weder die ästhetischen Bestrebungen im Beginne der Periode, noch die vorwiegend romantische Richtung in der Mitte derselben und die Zeitverhältnisse seit dem Anfang des Jahrhunderts geeignet waren, dieser Gattung Eingang zu verschaffen. Im Beginne der Periode finden wir einige hiehergehörige Dichtungen, die sich noch ganz im Geist und Sinn des komischen Epos im vorigen Zeitraum bewegen. Unter diesen sind die Gedichte des schon öfters genannten J. Aug. Weppen hervorzuheben, der sich jedoch bestrebt, sich die freiere Beweglichkeit Wielands anzueignen. Sowohl „Der Liebesbrief" (Gött. 1778) als „Die Kirchenvisitation" (Lpz. 1781) und „Das städtische Patronat" (Gött. 1787) sind mit Laune und die letztern mit glücklicher Benutzung der Zeitverhältnisse geschrieben, wobei ihm freilich Thümmels „Wilhelmine" vorgeschwebt haben mag. Joh. K. Wezel, dem wir als Romanendichter wieder begegnen werden, hat eine komische Erzählung „Prinz Edmund" (Leipz. 1784) geschrieben, die an Erfindung schwach, in der Ausführung nicht ohne einige glückliche, von lebendiger Laune erfüllte Stellen ist. Hieher können wir auch die berühmten „Abenteuer des frommen Helden Aeneas, oder Virgils Aeneis travestirt" (Wien 1784—1788), von Aloys Blumauer ziehen, welche zwar die Travestie des Franzosen Scarron an Fülle und Gediegenheit des Witzes nicht erreicht, doch alle bisherigen Versuche der Art in Deutschland weit übertrifft. Die komische Kraft liegt bei Blumauer vornämlich in dem Gegensatz der modernen Verhältnisse zu denen des Alterthums, weniger in einzelnen Zügen, ob sich gleich auch solche finden, die nicht ohne wahre komische Kraft sind. Besonders glücklich ist Blumauer in komischen Vergleichen, doch liegt das größte Verdienst seiner Travestie in der Tendenz derselben, in dem wohlüberlegten Spott und in der scharfen Satyre gegen die Auswüchse der modernen Welt, besonders aber des Pabstthums. Die Charakteristik einzelner Päbste ist als durchaus gelungen zu bezeichnen. Leider fehlt es dem Dichter an feinem und edlem Geschmack, und er verirrt sich oft in allzu triviale Derbheiten, ja selbst in Zoten, wodurch seiner Dichtung der Stempel der Gemeinheit aufgedrückt wird. Sein Landsmann Jos. Fr. Ratschky schrieb den „Melchior Striegel, ein heroisch-episches Gedicht für Freunde der Freyheit und Gleichheit in 6 Gesängen" (Wien 1794) mit dem Motto: „Fehde dem Schloß, das Wohlstand verkündet, Friede der Hütte, wo man Nichts findet", aus dem sich schon ergibt, daß das Gedicht gegen die französische Revolution gerichtet ist, sich aber auch in den damals und jetzt noch gewöhnlichen Witzen gegen jene großartige Zeit bewegt. Großen Beifall fand und findet noch das Gedicht

„Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs, dem Candidaten, oder die Jobsiade“ (Münster 1784) von K. Arnold Kortüm (1745—1824) aus Mühlheim an der Ruhr, und zwar mit vollem Recht. Denn wenn sich die „Jobsiade“ auch nur im niedrigsten Grade des Niedrigkomischen bewegt, so hat auch dieses seine volle Berechtigung, wenn der Dichter es nur mit vollem Bewußtsein beherrscht und durchführt. Und daß dieses hier der Fall ist, wird Niemand bezweifeln wollen, der das Gedicht gelesen hat. Die „Jobsiade“ verdient schon deshalb Anerkennung, weil in ihr Alles zusammenklingt: Charaktere, Begebenheiten, Darstellung, Sprache, Versmaß, Alles bewegt sich in gleichem Gebiete des Niedrigkomischen; nirgends wird der allgemeine Charakter unterbrochen oder zerstört. Aber was der „Jobsiade“ noch größeren, wahrhaft poetischen Werth gibt, das ist die Wahrheit, die ihr zu Grunde liegt; wenn auch in burleskem Gewande, ist das Leben der deutschen Spießbürger und Philister, der deutschen Gelehrten und Pedanten, und besonders der Theologen in einer noch gar nicht so lang verschwundenen Zeit meisterhaft und in der vollsten Wahrheit geschildert; ja selbst das burleske Gewand ist keine Andichtung des Verfassers, sondern dem Leben abgelauscht. Es ist freilich Schade, daß der Dichter noch einen Theil hinzufügte, in welchem Jobs, der scheintodt im Grabe gelegen, ins Leben zurückgerufen wird, nun ein neues Dasein beginnt und ein Muster von einem Pastor wird; allein abgesehen davon, daß man diesen Theil als selbstständiges Ganzes betrachten muß, und die poetische Einheit und Wahrheit des ersten Theils dadurch also nicht beeinträchtigt wird, so möchten wir darin eine treffliche Satyre auf die damaligen Dramen erblicken, in denen das Tragische durch einen unpoetischen Umschwung zu glücklichem Ende geführt wurde. Wie der erste Theil, so ist übrigens der zweite reich an glücklichen Einzelnheiten, und wenn auch keine dem in seiner Art klassischen Examen oder dem eben so trefflichen Brief des Candidaten Jobs gleichkommt, so sind doch manche Stellen äußerst glücklich, so z. B. die Verspottungen der damals herrschenden Empfindsamkeit. Andere ähnliche Gedichte des nämlichen Verfassers „Die magische Laterne“ (Wesel 1784 ff.), „Adams Hochzeitfeier“ (Ebd. 1788) und „Elsab. Schlunz, ein Anhängsel zur Jobsiade“ (Hamm 1819) sind unbedeutend. Der Beifall, mit welchem die „Jobsiade“ aufgenommen wurde, veranlaßte mehrere Nachahmungen; z. B. „Die Töffeliade“ (Nordh. 1836) von Fr. Hallensleben, aber diese, wie andere, sind gänzlich mißlungen. Karl Gottlieb Prätzel (geb. 1791) aus Halbau in der Niederlausitz erwarb sich durch seine „Feldherrnränke“ (Lpz. 1815) großen Beifall; doch sind sie der „Jobsiade“ in keiner Weise gleichzustellen. Sie behandeln zwar einen ergiebigen Stoff, den er wohl dem Volksbuch der sieben Schwaben entnommen hat, auch fehlt es nicht an guten, komischen Zügen, aber das Ganze ist doch nicht im Stande, zu fesseln. Von ganz untergeordnetem poetischen Werth, aber nicht ohne Werth für die Kenntniß der damaligen Studentenverhältnisse, ist „Der Burschen-Auszug“ (o. O. u. J.) des pseudonymen Fritz Harmlos. Ohne Vergleich gehaltvoller, als alle die zuletzt Genannten ist Jens Baggesen in seinem humoristischen Epos „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls“ (Lpz. 1826). Allein seine Aufgabe als episches Gedicht erfüllt es nicht, theils dadurch, daß ein großer Theil ohne alle Handlung ist, theils dadurch, daß es aus der epischen in die dramatische Darstellung verfällt. Es fehlt nicht an glücklichen Zügen und Einfällen, aus welchen wir den besonders hervorheben, daß der Dichter die ersten Menschen zu Personen unserer Zeit, die Eva zu einer Coquette, den Adam zu einem speculirenden Philosophen macht, der eben dadurch leicht in die Fallen geht, welche ihm die Schlange legt, wie diese die Eva durch Schmeicheleien, durch Erweckung ihrer Eitelkeit fängt. Vorzüglich gelungen ist die Unterredung der Schlange mit Eva, wobei sich der Dichter die französischen Romane des vorigen Jahrhunderts mit großem Glück zum Vorbild genommen hat, wie er denn auch die Schlange französisch reden und die Eva in dieser Sprache unterrichten, ihr von dem himmlischen Paris erzählen läßt, um sie desto sicherer zu gewinnen. Wir begnügen uns, einige andere Dichtungen nur zu erwähnen, so die „Schelmenstreiche“ (Hamb. 1828) von D. Koch, der auch zwei romantische Gedichte „Die St. Gotthardsblume“ (Schlesw. 1825) und „Nureddin“ (Hamb. 1826) geschrieben hat, und „Till Eulenspiegels Geniestreiche in Knittelversen“ (Crefeld 1830) von dem Freih. Fr. v. Hallberg-Broich. Immermann's „Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Gesängen“ (Hamb. 1830) soll eine Satyre auf Platen sein, den er als eine Art von Däumchen darstellt. Wie sich es aber auch damit verhalte, so ist Immermann auch hier mehr oder weniger Nachahmer. Endlich haben wir noch einige hiehergehörige Gedichte von H. Heine zu erwähnen. „Deutschland, ein Wintermärchen“, welches er in seinen „Neuen Gedichten“ (Hamb. 1844) veröffentlichte, schildert in Form einer Reisebeschreibung die deutschen Zustände mit all der beißenden Ironie, mit all der höhnenden Satyre seiner früheren prosaischen Schriften, nur noch in höherer Potenz; der Humor, der das Gedicht durchzieht, hat eine gewisse Wildheit, die nur der Hoffnungslosigkeit entquellen konnte, mit welcher er das Leben in Deutschland betrachtete. Manche Stellen sind ganz vortrefflich und sind sogar von einem höheren Sinne getragen, als man an Heine gewöhnt ist, z. B. seine Anrede an die Wölfe im Teutoburger Wald, in welcher er das Gerücht zurückweist, als sei er seinen früheren Ansichten untreu geworden, oder, wie er sich ausdrückt, als sei er „unter die Hunde gegangen“. Der allmähliche Uebergang von der humoristischen Darstellung zum tiefsten Ernst ist ungesucht und natürlich, und es macht die Stelle eben dadurch einen tiefen, bleibenden Eindruck. Aber diese und einige andere ausgenommen, in denen sich sein Witz in unerschöpflicher Fülle zeigt, hat das Ganze keinen Werth, am wenigsten einen künstlerischen, und die Sprache bietet bei großen Schönheiten eine große Menge von Nachlässigkeiten, von denen nur wenige komische Wirkung haben. Von einem andern hiehergehörigen Gedicht, dem „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“ (Hamb. 1847), sagt er selbst, er habe es „zu seiner eigenen Lust und Freude in

der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule geschrieben, in der er seine angenehmsten Jugendjahre verlebt, und deren Schulmeister er zuletzt ausgeprügelt habe". Offenbar ist der „Atta Troll" ein allegorisches Gedicht im Sinne und Geist der romantischen Poesie, und eben so sicher ist es, daß er in demselben bestimmte Zustände verspotten will — er müßte denn aufgehört haben, Heine zu sein — aber er hat zu tief poetisches Gefühl, als daß die Allegorie, wie bei so vielen andern Dichtern, zur Abstraction würde; er weiß dieselbe so zu gestalten, daß die Personen selbstständiges Leben gewinnen und auch ohne Rücksicht auf das, was sie bedeuten sollen, Wohlgefallen erregen. Was sie aber bedeuten sollen, ist leicht einzusehen. Der Bär Atta Troll ist Niemand anders als das personificirte Germanenthum der Freiheitskriege, das noch in der neuesten Zeit so viel Unheil gebracht, und das im Liberalismus und Communismus unserer Tage nur eine andere Livrée angenommen hat. Köstlich ist der Abschnitt mit der Hexenküche, wo er die neuere deutsche Poesie persiflirt; doch spielt ihm hier die Eitelkeit manchen Streich, da er offenbar diesen oder jenen Dichter nur aus einer kleinlichen Eifersucht dem Gespött Preis zu geben sucht.

Was endlich das **Thierepos** betrifft, so wurde dieses nur ein einziges Mal, und zwar von **Göthe** bearbeitet — denn die verkürzende Bearbeitung des Froschmäuslers von Rollenhagen durch K. Lappe (Stralſ. 1816) kann nicht in Betracht kommen, da sie beinahe spurlos vorüberging.

Johann Gottfried von Herder.

Wir haben den vorigen Zeitraum vornämlich als eine Periode der Erziehung charakterisirt (II, 462), wir hätten füglich **Herder** als den letzten großen Lehrer des deutschen Volks, als den bezeichnen können, welcher die von Gottsched und den Schweizern begonnene Erziehung nebst Lessing zum Abschluß gebracht hat. Es ist schon gezeigt worden, wie mächtig er dadurch auf die Entwickelung der deutschen Poesie wirkte, daß er ihr nicht bloß neue Bahnen eröffnete, ihr eine ungeahnte Fülle von neuen Stoffen darbot, sondern auch und vorzüglich dadurch, daß er das eigentlichste Wesen der Poesie zum allgemeinen Bewußtsein brachte. Wir finden in seinen Leistungen im Gebiete der epischen Poesie ein neues, glänzendes Zeugniß, daß er seine hohe Aufgabe tief erfaßt hatte und sie in hohem Grade erfüllte. Er hat in denselben theils seine großartigen Ansichten über Welt und Menschen, über religiöse und sittliche Verhältnisse, über Kunst und Wissenschaft niedergelegt, theils neue Bahnen der poetischen Darstellung eröffnet, theils endlich große Schöpfungen des Auslands auf deutschen Boden verpflanzt.

Das erste erreichte er dadurch, daß er seine Ideen in Form von **Allegorien** darstellte, also auch im Epischen den Weg einschlug, den er in seinen lyrischen Dichtungen verfolgt (S. 53). Da es ihm an selbstständig schaffendem Talente fehlte, und da ihm zugleich mehr daran lag, seinen Ideen Eingang zu verschaffen, als künstlerische Gebilde zu entwerfen, so konnte er kein besseres Mittel für seinen Zweck wählen. Dadurch, daß er den abstracten Gedanken eine anschauliche Gestaltung gab, und er ihrer Darstellung den Schein des poetischen Lebens verlieh, gelang es ihm, vermittelst der Phantasie und des aufgeregten Gemüths auf den Verstand zu wirken. So wenig diese Allegorien auf höheren poetischen oder künstlerischen Werth Anspruch machen können, so erhalten sie doch durch den tiefen, belebenden Sinn, der in ihnen liegt, eine hohe Bedeutung, und werden stets jedes reine und unverdorbene Herz freundlich ansprechen.

Vielleicht haben seine **Legenden** ein noch geringeres poetisches Verdienst, und es tritt in ihnen der Mangel an poetischer Schöpfungskraft oft recht lebendig hervor. Die meisten sind nur versificirte Mittheilungen des Stoffs, den er ohne alle selbstständige Verarbeitung wiedergegeben hat, und dem er dadurch oft die in ihm liegende poetische Schönheit entzog, daß er die sittliche Bedeutung übermäßig hervorhob, und einige dadurch sogar zu bloßen Allegorien oder zu Parabeln werden („Die Ameise"). Aber bei alle dem haben Herders Legenden das große Verdienst, wozu freilich auch die ihnen vorangeschickte Abhandlung über Geschichte und Wesen der Legende wesentlich beitrug, daß sie die Gattung wieder hervorriefen, welche seit der Reformation in völlige Vergessenheit, oder vielmehr in Mißachtung gerathen war. Und dies konnte am Ende nur auf dem Wege geschehen, den er einschlug. Er mußte zeigen, daß in diesen Geschichten noch etwas Andres liege, als das bloße Wunderbare, das sich nicht selten in abgeschmackte Abenteuerlichkeiten verlor; daß die Heiligen und Märtyrer nicht durch ihre Wunderthaten, sondern dadurch unsere Liebe und Verehrung verdienten, daß sie die Träger erhabener Ideen waren, welche in ihren Thaten wie in ihren Leiden zur Erscheinung gelangten. Hiezu war seine Darstellung vortrefflich geeignet, die in ihrer schlichten, schmucklosen Bewegung den großartigen Charakter der Personen um so lebendiger zur Anschauung brachte.

Hatte sich Herder schon durch seine Volkslieder, unter welchen sich viele Balladen befinden (S. 52), und durch seine Uebersetzungen aus den alten und orientalischen Sprachen (S. 151) als Meister in der Kunst, sich das Fremde anzueignen, bewiesen, so erreichte er in dem „Cid" eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit. Dieses treffliche Werk, von dem er im 9. und 10. Stücke der Adrastea Proben gegeben hatte, das aber vollständig erst nach seinem Tode erschien, ist aus der Bearbeitung alter spanischer Romanzen entstanden, welche den Nationalhelden Don Rodrigo Diaz von Vivar besingen. Sie stammen aus der Zeit vom 13. bis 15. Jahrh., sind an Gehalt und Bedeutung sehr verschieden, und stehen natürlich in keinem andern Zusammenhang zu einander, als daß sie den nämlichen Gegenstand behandeln. Aus diesem so verschiedenartigen und spröden Stoff bildete Herder eine Art Epos, welchem freilich durch die Auflösung in einzelne Romanzen die höhere epische Einheit abgeht, das aber doch durch die Größe des Inhalts und die treffliche Darstellung vom Anfang bis zum Ende fesselt. Der feine Sinn Herders gibt sich darin zu erkennen, daß er die spanische Form der Originale nur in so weit beibehielt, als sie sich leicht mit den Anforderungen der deutschen Sprache vereinigen ließ,

dagegen sie verließ, wo das Fremdartige hätte stören müssen. Daher bewegt sich zwar das Ganze in den vierfüßigen spanischen Trochäen, dagegen fehlt die Assonanz, die bei einem längeren Gedicht dem deutschen Ohr unangenehm wird, weil sie ihm zu gleicher Zeit zu viel und zu wenig bietet. Das größte Verdienst des „Cid" besteht aber darin, daß Herder den Geist des Volks und des Zeitalters, welchem er ursprünglich gehört, mit aller Treue dargestellt, dabei aber der Sprache und Darstellung ein so vollendet deutsches Gepräge aufgedrückt hat, daß es ursprünglich in derselben gedichtet zu sein scheint. Den Herder'schen Geist erkennen wir aber darin, daß er den „Cid" als den Träger seiner eigenen hohen Idee der Humanität darstellt; und vielleicht hat er gerade darin am meisten poetisches Talent entfaltet, weil es ihm in anerkennenswerther Weise gelingt, ohne den Charakter der Zeit oder des Helden im Mindesten zu verletzen.

1. Tödten und Lebendigmachen.

„Ertödten will ich diesen wilden Stier
Mit Einem Wort, das leise ich in's Ohr
Ihm sage." Also sprach der Zaubrer Jambres
Vor einem Heidenrichter. „Dieses sey
Beweis für meinen Glauben, gegen jenen,
Der mir vorübersteht." Er holte muthig
Den wilden Stier herbei, der bäumte sich
Und stieß mit seinen Hörnern. Leise sprach
Der Zauberer sein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen sank das Thier danieder.
Ihm gegenüber stand der Christ und sprach:
„Ertödten konntest du mit gift'gem Hauch;
Doch kannst du auch, was todt ist, auferwecken?
Denn also steht geschrieben: „Der bin Ich,
Der tödten und lebendigmachen kann!"
Noch mehr als dieß; er kann das Wilde zähmen." —
Danieder fiel er betend: „Höre, Herr,
Nicht Wunder fleh' ich; deine heilige
Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete um das innre Zeichen,
Wozu sie ist? Ertheil' es gnädig mir."
Auf stand er froh, getrost und heiter, sprach
Den heil'gen Namen laut hin über'm Todten;
Der regte sich. Geschwind ergoß der Strom
Des Lebens sich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Erstand gezähmt und schaute mild umher,
Er nahte sich dem Christen, seinem Herrn,
Ihm willig folgend. Nicht ertödten soll
Religion; das Todte neu beleben,
Das Wilde zähmen, soll und kann nur sie.
Dieß ist das innere, fortwährende,
Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

2. Aus dem „Cid".

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,

Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzer;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam;
Frisch und schön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn' und Arme;
Unbewegt auf seinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Bieça
Grad' und fest den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug,
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung, ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hieng sein Schild.
Von gemahltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der Rechten die Tizona.

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jeronimo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Castilien führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wüthend stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrinn, die aus türk'schem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber, streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dieß gesehn, erschraken alle
Sechsunddreißig Mohrenkön'ge;
Furchterblasset stand Bukar.
Wohl sechshunderttausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee,
Und der Schrecklichste vor allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand ein' weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbicht Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich in's Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voran ging,
Cid: gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten nach dem Willen
Cids die freundlichen Begleiter
Nach San-Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reise fort.

Gottfried August Bürger.



Wenn wir nicht aus Bürgers eigenen Berichten wüßten, daß Herders Vorgang und Lehre den entschiedensten Einfluß auf dessen Entwickelung gehabt hat, wir würden es aus seinen Dichtungen selbst entnehmen können; denn erst nachdem er durch Herder auf das Volkslied und dessen Bedeutung aufmerksam gemacht worden war, wendete er sich der Bearbeitung volksmäßiger Stoffe zu, worin er so Großes leistete. Nächst Herders Abhandlung in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" war es die Sammlung von Percy, die seinen Ansichten über Ballade und Romanze eine neue Richtung gab*); an den Vorbildern, die er in derselben fand, lernte er die bis dahin übliche bänkelsängerische Sprache überwinden und sie mit einer volksmäßigen und doch poetischen und würdigen zu vertauschen. Mit welchem Fleiße, mit welcher Hingebung er die altenglischen Balladen in Percy's Sammlung studirte, wie glücklich er dieselben in sich aufnahm und sie zu seinem Eigenthum machte, ersehen wir am besten aus denjenigen, welche er nachbildete oder überarbeitete, unter welchen wir nur die allbekannten und beliebten Stücke „Der Kaiser und der Abt", „Bruder Graurock", „Die Entführung" nennen. Sie sprechen uns wie unmittelbare Erzeugnisse des Dichters an, es weht uns aus ihnen ein ursprünglich deutscher Hauch entgegen, wie aus den schönsten Volksliedern. Daraus wird es aber klar, daß diese volksthümliche Auffassung der Ballade nicht erst angelernt war; sie lag schon in seinem innersten Wesen, Herder und Percy brachten sie nur zum Bewußtsein des Dichters**).

Bürgers Balladen haben einen kräftig ausgesprochenen Charakter, der sie aus allen andern leicht erkennen läßt. Sie sind von einer seltenen Jugendfrische und Kraft, wie sie außerdem nur in den ächtesten Volksliedern gefunden wird, aber wie in diesen artet die Kraft oft in Derbheit aus, ja sie gränzt oft an das Rohe, was in der bei ihm zuweilen durchblickenden Vermengung des Volksthümlichen mit dem Pöbelhaften seine Erklärung findet. Dies tritt namentlich in der Sprache hervor, und wir müssen in dieser Hinsicht lebhaft bedauern, daß er so wenige ältere deutsche Volkslieder kannte, die ihn vor der Ausartung bewahrt hätten, in welche er nicht selten verfiel. Eben daraus ist auch zu erklären, daß er hauptsächlich durch starke Farben zu wirken suchte, und darin oft die Gränze der Schönheit überschritt. Aber abgesehen von diesen Mängeln ist seine Sprache und Darstellung nicht bloß untadelhaft, sie kann als trefflich bezeichnet werden. Mit einem für Wohllaut äußerst empfänglichen Gefühl begabt, verwandte er den größten Fleiß auf die Ausarbeitung seiner Dichtungen, und erwägte mit bewundernswürdiger Gewissenhaftigkeit alle Ausdrücke, alle Sprachformen, alle Satzbildungen, bis ihm die Darstellung dem Gedanken oder der

*) Auch er hat die Romanze im bänkelsängerischen Ton behandelt, wie in dem „Raub der Europa".

**) Als Bürger mit der Bearbeitung der „Lenore" beschäftigt war, schrieb er im Juni 1773 an Boie: „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte." (Morgenblatt 1809. October. Nr. 241.)

besondern Situation seiner Personen vollkommen zu entsprechen schien. Und eben deshalb, weil seine Darstellung sich mit bewundernswürdiger Kunst an den Inhalt anschmiegt, erscheint sie in solcher Lebendigkeit und Frische, in solcher Naturwahrheit, daß sie die Wirkung macht, als wäre sie zugleich mit dem Gedanken geboren.

Die Stoffe, welche Bürger zu seinen Balladen wählte, sind meist von der größten Einfachheit, wie bei dem Volkslied, und, wie dieses, reiht er die Begebenheiten einfach an einander an. Künstlerische Anordnung ist bei ihm nicht zu suchen, daher auch die Balladen, bei denen eine solche unerläßlich war, zu seinen schwächsten gehören, wie z. B. „Lenardo und Blandine". Seine Kunst beruht vornämlich auf der Darstellung des Einzelnen, sowohl der Situationen als der Charaktere. Und hierin ist er in der That noch unübertroffen; ja es erreicht ihn kein anderer Dichter in der Wahrheit und der Natur der Gemälde, keiner an Stärke aller auch noch so kleinen Züge, keiner an dramatischer Lebendigkeit der Darstellung. Daher ist die Wirkung seiner Balladen auch geradezu unwiderstehlich, und wenn wir bei manchem andern Dichter erst die rechte Stimmung abwarten müssen, um seine Schöpfungen vollständig genießen zu können, rufen Bürgers Balladen diese Stimmung selbst hervor. Man erzählt, daß Fritz Stolberg voll Schrecken aufgesprungen sei, als Bürger die Lenore zum erstenmale vorgelesen und bei der Stelle „Mit schwanker Gert' ein Schlag davor" mit einer Ruthe auf den Tisch geschlagen habe. Mag dies auch nur eine Erdichtung sein, so macht es doch recht anschaulich, welche ungeheuere Wirkung man dem Gedichte zuschrieb. Und in der That, als die „Lenore" erschien, wurde ganz Deutschland von der höchsten Bewunderung hingerissen, durch sie wurde Herders Lehre vom Volksliede in glänzender Weise gerechtfertigt und zum allgemeinen Bewußtsein gebracht. Die „Lenore" bezeichnet die gänzliche Umgestaltung der Balladenpoesie in Deutschland, wie Göthe's „Götz von Berlichingen" die Umgestaltung des Dramas. Man hat viel darüber gestritten, ob Bürger bei der Bearbeitung seiner „Lenore" englische Vorbilder benutzt habe, oder nicht; wir halten dies für sehr gleichgültig; wie es sich auch damit verhalte, so ist sie sein vollstes Eigenthum, „Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut". Wenn auch die übrigen Balladen Bürgers diese erste an Großartigkeit nicht erreichen, so sind viele derselben doch vollkommene Meisterwerke, und insbesondre werden „Der wilde Jäger" durch die ächt volksmäßige Behandlung, „Die Kuh" durch die dem Dichter sonst nicht eigene kunstvolle Composition, „Der Kaiser und der Abt" durch den trefflichen Humor immer gefallen und nur mit der deutschen Literatur selbst vergehen.

1. Lenore.

1. Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!" manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen:
Doch keiner war, der Kundschaft gab.
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?" —
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

6. „Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen." —

7. „Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben." —

8. „Hör', Kind! wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

9. „O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!"

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht,
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

11. „O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden."

12. So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,

Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Ritter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du?.. So spät bei Nacht?..
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

15. „Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!" —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen!" —

17. „Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette."

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier!.. Still, kühl und klein!..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm', schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop, hop, hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken
Wie flogen Anger, Heid' und Land! —
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein!.. Doch laß die Todten!"

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?..
Horch, Glockenklang! — Horch, Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit mit zum Brautgelage!
Komm', Küster, hier! Komm' mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm', Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —

23. Still Klang und Sang... Die Bahre schwand...
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop, hop, hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach! Laß sie ruhn, die Todten." —

25. Sieh da, sieh da, am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm' hier!
Gesindel, komm' und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!"

26. Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop, hop, hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„O weh! Laß ruhn die Todten!" — —

28. „Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn schon ruft...
Bald wird der Sand verrinnen..
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft..
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf,
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf,
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig!
Gott sei der Seele gnädig!"

2. Der Kaiser und der Abt.

1. Ich will Euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;

Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade, sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser dem Pfäfflein oft Haber.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit.
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

9. Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen:
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'versitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf;
Doch lös'te kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt", sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sirchen! Es muß Euch was angethan sein!"

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum dritten, ich Aermster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen:
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

22. „Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendix mit Lachen.
„Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?" —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein." —

27. „Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst Du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist Dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan." —

30. „Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum Dritten, nun nimm Dich zusammen!
Sonst muß ich Dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus." —

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen." —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst Du von nun an es sein!

34. Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe
Und lerne fortan erst quid Juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

36. „Ach guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergetzet Dein lustiger Schwank;
Drum soll Dich auch wieder ergetzen mein Dank." —

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben Nichts nöthig!
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

38. „Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.

Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein Dir ein Panis-Brief beschert?

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod."

Johann Heinrich Voß.



Zwar hat sich Voß auch in der Ballade versucht, aber ohne darin Hervorragendes zu leisten. Mehrere Stücke sind dem Englischen nachgeahmt, ohne daß er das poetische Leben seiner Vorbilder vollständig erfaßt hätte („Der Knecht Robert"; „Der Flaußrock"); andere, in denen er sich mehr an das deutsche Volkslied hielt (z. B. „Der Freier") sind ihm besser gelungen. Doch sagte diese poetische Gattung weder seinem Bildungsgange noch seiner Natur zu. Obgleich ein Freund der Natur und des einfachen Lebens in derselben, hatte er doch keinen Sinn für das wahrhaft Volksmäßige, es erschien ihm dieses nur in der beschränktern Auffassung des Bürgerlichen, wie es sich in seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit vorzüglich in Deutschland entwickelt hatte. Dies tritt schon in seinen lyrischen Dichtungen hervor, noch mehr in seinen Idyllen. Voß hat das Verdienst, diese Gattung zur Wahrheit und Natur zurückgeführt zu haben; allein so sehr Recht er auch hatte, die arkadische Schäferwelt Geßners und seiner Nachahmer zu verlassen, und uns dagegen das Leben des deutschen Landvolks und Bürgers darzustellen, geht doch seinen Idyllen der belebende Hauch der Poesie ab. Es sind vortreffliche Daguerreotype, in denen Alles richtig und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit der Natur nachgebildet ist; aber wie in diesen, so fehlt auch ihnen die schaffende Hand des Künstlers, der nicht bloß die äußern Umrisse, sondern auch die Seele zur Erscheinung zu bringen vermag. Indem Voß den Irrthum vermied, eine idealische Welt zu schaffen, statt die wirkliche zu schildern, verfiel er in den entgegengesetzten, und gab uns die baare Natur, statt sie zu idealisiren. Wenn er dabei nicht so tief sank, als der Warneucher Schmidt, so hat er es zum Theil bloß seiner höhern Bildung, namentlich seiner Kenntniß der Griechen, zu verdanken, die er sich zum Muster nahm, zum Theil aber auch dem Umstand, daß er ein unvergleichlich besserer Beobachter war, als jener, mehr Gemüth und mehr wahres Gefühl für das Schöne hatte.

Unter allen Idyllen von Voß hat „Der siebenzigste Geburtstag" den größten Beifall und die größte Verbreitung gefunden, und in der That nimmt sie unter ihnen auch den ersten Rang ein. Wir finden in ihr zwar auch jene kleinliche Detailmalerei, namentlich in den späteren Umarbeitungen, die gerade deswegen an poetischer Wirkung verloren haben, aber es sind die Thätigkeiten der Personen doch so gut gewählt, daß ihr Charakter aus denselben lebendig und anschaulich hervortritt. Diesem stehen der „Frühlingsmorgen" und „Die Freigelassenen" am nächsten; in andern dagegen wird durch übermäßiges Streben nach Natürlichkeit der idyllische Charakter ganz verwischt; auch begegnen wir nicht selten Ausdrücken, Bildern und Gleichnissen, die an das Niedrige und beinahe an das Gemeine gränzen, was nur dann gerechtfertigt erscheinen könnte, wenn der Stoff es unbedingt verlangte, was jedoch keineswegs der Fall ist. Zwei von diesen Idyllen sind in niederdeutscher Mundart geschrieben („De Winterawend" und „De Geldhapers"); wir halten es für kein geringes Verdienst, daß Voß durch dieselben den Gebrauch der Dialekte für poetische Zwecke einzuführen begonnen hat.

Ebenso verdanken wir ihm die Schöpfung einer neuen poetischen Gattung, des idyllischen Epos, und schon dies allein müßte ihm die Anerkennung der Nachwelt zusichern. Freilich können wir das auf ihn anwenden, und zwar mit noch weit besserem Rechte, was Voltaire von Homer sagte. Wenn es wahr ist, äußerte er, daß Homer den Virgil hervorgebracht hat, so ist dieser ohne Zweifel sein bestes Werk. Und in diesem Sinne dürfen wir auch Göthe's „Hermann und Dorothea", die bekanntlich durch Vossens Vorgang angeregt wurde, ohne Vergleich als dessen beste Schöpfung bezeichnen. Voß war zwar nicht dieser Meinung, er war so sehr von der Vortrefflichkeit seiner „Luise" überzeugt, so sehr überzeugt, daß jenes Meisterwerk sich nicht mit ihr messen könne, daß er bald nach Veröffentlichung des Göthe'schen Gedichts an Gleim schrieb: „Mag Dorothea gefallen, wem sie wolle, Luise ist sie nicht." Und das ist allerdings wahr, nur in einem andern Sinne, als er es meinte. Doch haben wir hier keine Vergleichung zwischen den beiden Dichtungen anzustellen; sie wird sich übrigens aus den Andeutungen, die wir jetzt über Vossens, später über Göthe's Gedicht zu machen haben, von selbst ergeben.

In der „Luise" schildert uns Voß Scenen aus dem Leben einer Predigerfamilie. Der Gegenstand ist gewiß gut gewählt, und eignet sich vorzüglich gut zur Idylle, da sich im Familienleben eines Landgeistlichen das Einfache, Natürliche, Ländliche mit einer höheren Bildungsstufe in harmonischer Weise verbindet. Daß die dargestellten

Begebenheiten und Verhältnisse einfach sind, entspricht dem Wesen der Dichtung, aber es hätte auch bei dieser Einfachheit der Inhalt doch bedeutsamer sein können und sein sollen. Das Gedicht zerfällt in drei Idyllen. Die erste, „Das Fest im Walde", schildert die Geburtstagsfeier Luisens, der Tochter des Pfarrers von Grünau. Nach dem Mittagessen geht die Mutter nebst Luisen, dem Hofmeister Walter und dessen Zögling Karl in den nahen Wald; der Vater, der nach dem Essen ein Schläfchen zu machen gewohnt ist, fährt in einem Kahne auf dem See nach. Unterdessen haben die Andern Feuer angemacht und Kaffee gekocht, der dann nach Ankunft des Vaters unter fröhlichen Gesprächen getrunken wird, worauf sie an den See wandeln und dort auf dem Rasen gelagert, ein ländliches Mahl einnehmen. Als es kühl geworden, fahren alle auf dem See in das Pfarrhaus zurück. Die einzige Thatsache von Bedeutung, die aus der ziemlich langen Idylle hervorgeht, ist, daß Walter und Luise sich lieben. — In der zweiten Idylle, „Der Besuch", erzählt uns der Dichter, daß Walter, der unterdessen Pfarrer in Seldorf geworden und sich mit Luisen verlobt hatte, nach Grünau zum Besuche kommt. Bald nach ihm erscheint auch Luisens Freundin, die Gräfin Amalia; dagegen hat sich die Braut verschlafen und muß von der Mutter aus dem Bette geholt werden; sie hatte, von Gedanken an den Bräutigam erfüllt, lange nicht einschlummern können. Die dritte Idylle, „Die Vermählung", welche in zwei Gesänge zerfällt, zeigt in dem ersten die bekannten Personen nebst der Gräfin Mutter und dem neuen Hofmeister theils am Theetisch und darauf als die Lichter angezündet wurden, bei dem Abendessen. Luise geht mit Amalien in ihr Kämmerlein und zeigt ihr den Brautschmuck; muthwillig neckend legt ihr Amalia denselben an, um zu sehen, wie er ihr stehe. Als sie mit dem bräutlichen Schmuck angethan ist, überrascht sie der Bräutigam, der sie voll Entzücken über die Schönheit der Braut zu den Eltern führt. Wie die Beiden vor dem alten Pfarrer stehen, vollzieht derselbe, sie überraschend, sogleich die Trauung. Glückwünsche und Vorbereitungen zum Hochzeitmal beschließen den Gesang. Der zweite Gesang schildert das Gesindezimmer, in welchem Knechte und Mägde bei dem ihnen bereiteten Schmause sitzen. Der Knecht Hans geht zum Organisten und bestellt Musiker, welche die Schmausenden überrascht. Nachdem sie mancherlei gespielt, geht die Mutter ab, das Brautbett zu bereiten. Als Alles in Ordnung ist, meldet sie es dem Bräutigam, die Gläser werden nochmals gefüllt und unter dem Klingen derselben, dem Hochrufen der Anwesenden und dem Schmettern der Instrumente

> — — rasch in dem Aufruhr
> Flog mit der Braut aus der Thüre der Bräutigam, lautes Gelächter
> Schallte den Fliehenden nach, und Händeklatschen und Jubeln."

In diesen freilich dürren Umrissen haben wir den ganzen Inhalt des Gedichts; er ist, wie schon gesagt, unbedeutend, aber die Gehaltlosigkeit des Ganzen tritt noch mehr aus den Wechselreden der Personen hervor, die sich meist nur um das Allergewöhnlichste bewegen. Ueberhaupt bleibt der Dichter überall auf der Oberfläche; er hat seine ganze Kraft auf die Schilderung der Localitäten und der äußern Zustände gewendet, dagegen das innere Leben derselben viel zu wenig hervortreten lassen. Dies ist namentlich bei dem Bräutigam Walter der Fall, von dessen Charakter und Eigenthümlichkeit wir kaum die nothwendigste Anschauung erhalten. Aber auch die andern Personen, welche sorgfältiger gezeichnet sind, haben keine individuelle Gestaltung; der Dichter hat allgemeine Charaktere geschildert, aber keine Individuen mit besondern Eigenthümlichkeiten, die nicht ihrem Berufe oder ihrer Stellung, sondern ihrer speciellen Persönlichkeit zukommen. Die Frau des Pfarrers von Grünau ist durchaus dieselbe Persönlichkeit, wie die Mutter im „Siebenzigsten Geburtstag"; Luise mahnt uns an die Tochter des Schulmeisters in dem nämlichen Gedicht, oder an Selma im „Frühlingsmorgen"; ja, obgleich der alte Tamm im „Geburtstag" nur wenig hervortritt und wir kein Wort von ihm hören, so sind wir doch überzeugt, daß er gerade so sprechen würde wie der Pfarrer von Grünau, wenn ihm der Dichter Reden in den Mund gelegt hätte.

Auch die Composition des Gedichts ist nicht befriedigend; die drei Hauptabschnitte stehen ohne allen nothwendigen oder innern Zusammenhang; es sind in der That drei Gedichte, welche willkürlich an einander gereiht sind; denn daß in allen drei die nämlichen Personen vorkommen, bildet sie nicht zu einem einigen Ganzen. Auch sind sie zuerst als einzelne Idyllen erschienen, und es scheint nicht, daß der Dichter bei der ersten schon die Absicht hatte, die andern hinzuzufügen. Aber nichtsdestoweniger würden wir die erste Redaction, wie sie im „Musenalmanach von 1783 u. 1784" und im „Deutschen Merkur von 1784" vorliegt, der späteren (Luise. Ein ländl. Gedicht. Königsb. 1795) unbedingt vorziehen; denn wie andre Idyllen, namentlich „Der 70. Geburtstag", so ist auch die „Luise" in der spätern Bearbeitung zu ihrem Nachtheile bedeutend vergrößert, indem der Dichter alle Einzelnheiten noch mehr ausgemalt, zu den früheren noch andere hinzugefügt hat, wodurch die ganze Schwere der Dichtung auf diese Detailmalerei gewälzt wird.

Die Gesinnung, die der „Luise" zum Grunde liegt, ist durchaus löblich, und wir erfreuen uns dieses stillen, ruhigen, ächt patriarchalischen Familienlebens, das uns der Dichter schildert; allein wir müssen gestehen, daß uns das Ende widerlich erscheint. Das Gelächter der Gäste, als die Brautleute in die Kammer eilen, hat etwas Gemeines, das mit dem Ganzen im Widerspruche steht, obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch an andern Stellen eine gewisse Lüsternheit durchbricht, die wir gern vermieden sähen.

Aus der ersten Idylle der „Luise".

> Als sie, das Linsenfeld und die bärtige Gerste durchwandelnd,
> Jetzo dem Hügel am See sich näherten, welcher mit dunkeln
> Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war;
> Blickte zum buschigen Ufer Luis' hinhorchend, und sagte:
> „Still! es tönte mir dumpf, wie ein Ruderschlag, von dem Ufer!"
> Aber der muthige Karl, der voranlief, wandte sich rufend:
> „Hurtig! da seh' ich den Kahn! Nun gleitet er hinter das Schilfrohr!"

Und mit geflügelten Schritten enteilten sie; kühlenden Seewind
Hauchte zurück das Gewand, das die trippelnden Füße des Mägdleins
Rauschend umwallt', und es weht ihr geringeltes Haar von den Schultern.
Laut nun rief, und winkt' aus dem schwebenden Kahne der Pfarrer:
„Ehrbar, Kinder, und sacht! Ihr lauft ja so rasch, wie die Hühnlein
Ueber den Hof, wenn die Magd an der Hausthür Futter umherstreut!
Heida! wie saus't das Gesindel herab von dem hochrichten Abhang!
Töchterchen, geh vorsichtig, und strauchle mir nicht an den Wurzeln!"
Also rief er, umsonst; sie entflohn unhemmbares Schwunges.
Athmender harrten sie nun, bis der rauschende Kahn an dem Ufer
Landete, und: „Willkommen!" erscholl's, „willkommen im Grünen!"
Hinten hemmte der Knecht, an der Erl' im Wasser sich haltend.
Aber gestützt von der Hand des Jünglings traten die Eltern
Ueber den wankenden Bord, auf den Sand voll Kiesel und Muscheln,
Wellig gestriemt von der Fluth, und umhüpft mit gehügeltem Seeschaum.
Hans auch entstieg, und knüpfte das hemmende Seil um den Baumstumpf.
Schmeichelnd küßte den Greis die blühende Tochter, und fragte:
„Väterchen kommt ja so frühe vom Schlaf. Hat der häßliche Kater
Wieder gemaut? ein Hühnchen beim Eierlegen gekakelt?
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert?"
Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
„Soll ich dieses genau dir verkündigen, wie es geschehn ist?
Weder gemaut hat ein Kater, mein Kind, noch ein Hühnchen gekakelt,
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert.
Unser Gespräch, und die Freude, mein Töchterchen, deines Geburtstags
Machte mein Herz unruhig. Wohlauf nun, Feuer gezündet!
Flink! und Kaffee gekocht! Die trautesten Kinder sind durstig!"
Jener sprach's; und in Eile gebot die verständige Hausfrau:
„Trage mir, Hans, aus dem Kahne sogleich die Geräthe des Kochens
Neben den blühenden Genst. Dort zünden wir, denk' ich, das Feuer;
Daß uns nicht anwehe der Rauch. Hier aber am Vorland
Lagern wir uns im Schatten der alten Familienbuche,
Die vorlängst uns bekennt mit schon auswachsenden Namen.
Hier ist polsterndes Moos, hier sanft anathmende Kühlung;
Hier im Geräusche der Well' und des Schilfrohrs labt uns die Aussicht
Ueber den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer.
Holz nun, Kinder, gesucht! Wer fischen will, scheue kein Wasser!"
Also die Frau: und sie selbst nicht thatlos samt dem Gemahle
Ging zum gepriesenen Quelle, der nachbarlich unten am Waldberg
Rieselte, lauter und frisch, wie am Lilienblatte der Frühthau:
Elfenborn in der Sag' umwohnender Hirten benamet;
Denn rings fabelte man, mit Elfinnen tanze der Bergelf
Dort nach leiser Musik im sprossenden Grase der Mainacht.
Doch seit Hans vor dem Jahre, das Fest der Luise zu feiern,
Heimlich den Sprudel getieft, und mit höherem Rasen umbordet,
Nennt ihn Born der Luise das Haus und die Freunde des Hauses.
Hieher kamen sie beid', und fülleten; diese des Kessels
Ehernen Bauch, und der Vater ein Glas mit erfrischendem Labsal.
Als nun jene den Hügel ereileten, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war,
Fanden sie Kien und Reiser, und sammelten; dann zu dem Buchhain
Eilten sie, links im Thal, wo der Aest' ein unendlicher Abfall
Lag in Laub und Gesträuch, dem Hüttener Feurung des Winters.
Froh nun kehrten zum See die Beladenen. Aber der Hausknecht
Fing die sprühenden Funken des Stahls in schwammigen Zunder,
Faßt' ihn in trockenes Laub, und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte; häufte geschickt dann
Reiser und Kien, daß die Flamme das Holz durch, fröhlich des Harzes,
Knatterte, finstern Rauch seitwärts aufdampfend zum Himmel.
Jetzt, wo der Wind in die Gluth einsausete, stellt' er den Dreifuß,
Und den verschlossenen Kessel darauf, mit der Quelle des Waldes.
Wehend umleckt' ihn die Loh', und es braus't ausfiedend der Kessel.
Aber das Mütterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffee
Aus der papierenen Tute, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Strömte die Quelle darauf, und stellt auf Kohlen die Kanne,
Hingekniet, bis steigend die farbige Blase geplatzt war.
Schleunig anjetzt rief jene, das Haupt um die Achsel gewendet:
„Setze die Tassen zurecht, mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
Gar. Die Gesellschaft nimmt ja mit unserem täglichen Steinzeug
Gern im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kaffee.
Vater verbat Umständ; und dem Weibe geziemt der Gehorsam."
Also Mama; doch Luise, die rasch mit dem Knaben sich umschwang,
Hörte den Ruf, und enthüllt' aus dem Deckelkorbe die Tassen,
Auch die Flasche mit Rahm, und die blecherne Dose mit Zucker,
Ordnend umher auf dem Rasen; und jetzt, sie da alles durchwühlet,
Neigte das blühende Mädchen sich hold, und lächelte schalkhaft:
„Nehmen sie mir's nicht übel, Mama hat die Löffel vergessen."
Also sagte Luis'; und des Mütterchens lachten sie alle,
Schadenfroh; auch lachte sie selbst, die gütige Mutter,
Welche die dampfende Kanne dahertrug. Aber der Jüngling
Sprang zu der Birke behende, der hangenden, und von den Zweiglein
Glättet' er zierliche Stäb', und vertheilte sie rings der Gesellschaft.
Jetzo dem lieben Papa und dem Jünglinge reichte die Jungfrau
Pfeifen dar, und Taback in der fleckigen Hülle des Seehunds;
Und mit des Löschbrands Ende, dem glimmenden, zündete Hans an.
So auf Moose nunmehr die gelagerten: neben dem Vater
Rechts mit dem Knaben Mama, die den lauteren Trank in die Tassen
Rühmend goß; links aber Luis', und nahe der Jüngling.
Sie zwar kostete selten des hitzigen Mohrengetränkes;
Doch heut' nahm sie ein wenig, und russischen Thee mit dem Kleinen.
Nun war jegliches Auge verklärt, nun laut des Gespräches
Herzlichkeit, nun das Gesicht den leisesten Regungen folgsam;
Folgsamer noch war dein zartfühlendes Antlitz, o Jungfrau:
Wie wenn duftiges Schimmergewölk an der Bläue des Himmels

Immer veränderlich folgt der Zephyre launischem Anhauch,
Hell umsäumt vom Glanze des Abendes, oder des Vollmonds.
Als bei treffenden Worten nunmehr des gemüthlichen Vaters
Aufmerksam sich Luise mit trunkenen Blicken ihm anschloß;
Liebreich klopft ihr der Vater die rosige Wang', und begann so:
„Kind, dir brennt ja die Wange wie Gluth! Zwar ist es nicht übel
Anzusehn; doch nimm dir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft,
Etwas mehr um den Hals. Man erkältet sich leicht in der Hitze."
Jenem küßte die Hand, und erwiederte freundlich die Tochter:
„Zugluft nennst du die Kühlung, die sanft durch Erlen des Ufers
Athmet, und kaum mir ein Bändchen bewegt? Scherz liebest du wahrlich!
Gar nicht brennt mich die Hitze; mit Fleiß ja gingen wir langsam,
Ruhten auch oft im Schatten. Ich bin nur so fröhlich, mein Vater!"
Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
„Ja, du trauteste Tochter, ich bin auch fröhlich, so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald' hier, oder das Eichhorn,
Welches die luftigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager!
Achtzehn Jahr sind es heut', da schenkte mir Gott mein geliebtes,
Jetzt mein einziges Kind, so verständig und fromm und gehorsam!
Wie doch die Zeiten entflieh'n! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt sich der Raum vor uns, und wie schwindet er, wenn wir zurücksehn!"
Gestern war's, wie mir däucht, da ich unruhvoll in dem Garten
Irrete, Blätter zerpflückt', und betete; bis nun mit einmal
Fröhlich die Botschaft kam: Ein Töchterchen ist uns geboren!
Manches beschied seitdem der Allmächtige, Gutes und Böses,
Auch das Böse war gut! Denn im Wohlsein lenkt er des Schicksals
Dunkelen Gang, und es blüht aus bitterer Wurzel das Heil auf.
Weißt Du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit dir in der Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem farbigen Bogen emporgriff,
Und mich küßte: „Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!
Streut die der liebe Gott uns Kinderchen, daß wir sie sammeln?" —
Ja, der den Bogen der Huld ausspannete, streuet vom Himmel
Blumen und Früchte herab, ein allversorgender Vater;
Daß wir mit Dank einsammeln und Kindlichkeit! Denk' ich des Vaters,
O dann hebt sich mein Herz, und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings umwohnen das Erdreich:
Zwar vielartig an Kraft und Verstand; doch desselbigen Vaters
Kindlein alle, wie wir! von einerlei Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht in der Dämmerung eins nach dem andern
Müde zur Ruh', vom Vater im heimlichen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwacht am Morgen gestärkt und helleres Sinnes.
Wonne dereinst, wann alle der heilige Morgen uns aufweckt!
„Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
„Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Angenehm dem Vergelter"! O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!"
Ihm antwortete drauf der edle bescheidene Walter:
„Er nicht! Doch es bedräu'n noch Pfäfflinge, heute wie vormals,
Wen Gott rief, zu erlösen den Geist aus Banden der Willkür.
Traun! es empört, wenn ein Kind, das der bildlichen Rede des Vaters,
Weniger dumpf, aufmerkt im dämmernden Licht der Erkenntniß,
Sich das erwähltere dünkt, das einzige! wenn es die Brüder,
Die um Sokrates einst der Menschlichkeit Höhen erstrebet,
Neidisch entehrt in der Gruft; und den noch unmündigen Anwachs,
Oder wer, kundiger schon, die geheimnißvolle Belehrung
Faßte mit anderem Sinn und ahndete, diesen gewaltsam
Schilt und martert und würgt! Man erzählte mir neulich ein Mährlein.
Einsmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: „Macht auf!" Da schaute der heilige Petrus,
Leise die Thür' aufschließend, hervor, und fragte: „Wer bist du?"
Trotzig erwiederte jener, den Ablaßzettel erhebend:
„Ich? ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!"
„Setze dich dort auf die Bank!" antwortete Petrus verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Zürich an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: „Macht auf!" „Wer bist du?" fragte der Jünger.
„Ich? ein kalvinischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!"
„Dort auf die Bank!" rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Poltert' und rief: „Macht auf!" „Wer bist du?" fragte der Jünger.
„Ich? ein lutherischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens!"
„Dort auf die Bank!" rief Petrus, und schloß. Nun saßen die Gegner
Friedsam neben einander, und sahn, voll stiller Bewundrung,
Sonnen und Mond' und Gestirn' aus scheinender Irre geordnet
Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisch,
Im viellautigen Chore, der seligen Völker und Engel
Hallelujagesäng', und athmeten Blüthe des Lebens.
Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst;
Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir glauben
All' an Einen Gott!" Da mit Einmal sprangen die Flügel
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Aether
Leuchtete. Petrus erschien, und sprach mit freundlichem Lächeln:
„Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!"
Also redeten beid' in traulicher Herzenergießung,
Unter dem heitern Blau des allumfassenden Himmels;
Gottes lebende Wind' umwehten sie. Aber der Alte
Senkte den Blick tiefsinnig, und saß in starrer Betäubung,
Wie wenn er predigen sollte, das Herz voll Worte des Himmels;
Ernstvoll regt' er das Haupt; ihm bebte die Thrän' an den Wimpern.
Alle zugleich nun schwiegen, und schaueten jenen bestürzt an.
Und mit erhabener Stimme begann der Verkündiger Gottes:
„Liebt euch! redet der Herr; und brüderlich duldet einander!
Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund."

Johann Wolfgang von Göthe.



Göthe's Standbild zu Frankfurt a. M.

Groß im Epischen wie im Lyrischen zeigt Göthe in jenem wo möglich noch eine reichere Vielseitigkeit als in diesem, denn es ist kaum eine Gattung der epischen Poesie, die er nicht behandelt hätte, wenn auch manche nur in einzelnen Stücken, wie die Fabel („Der Adler und die Taube"), die Parabel („Nektartropfen"), die Erzählung („Johanna Sebus", „Amor als Landschaftsmaler"), die Legende („Das Hufeisen"). Alle diese einzelnen Gedichte sind vollendete Muster ihrer Gattung und wurden zum Theil sogar einflußreich auf die Ausbildung derselben, wie die „Legende", durch welche der eigentliche Charakter dieser Dichtungsart, die gemüthliche Naivetät, erst zum Bewußtsein gebracht wurde. Noch entschiedener tritt sein Einfluß in den Gattungen hervor, die er in größerem Maße bearbeitete, wie in der Ballade, von der schon das Nöthige gesagt wurde, oder im Epos. Ehe wir aber zur Betrachtung dieser Dichtungen übergehen, müssen wir noch eine Bemerkung voranschicken, welche die oben entwickelte Charakteristik des Dichters (S. 93 ff.) vervollständigt. Göthe zeigt sich nämlich auch darin groß, ja unübertroffen, daß er bei aller ureigenthümlichen Originalität die seltene Gabe besitzt, fremde Art und Kunst auf das Täuschendste nachzuahmen, oder vielmehr sich dieselbe in so lebendiger Weise anzueignen, daß sie in seinem eignen Wesen ursprünglich zu liegen scheinen. Er hat nicht bloß, wie Herder, fremde Vorbilder in ihrer ganzen poetischen Fülle reproducirt (S. 52), sondern er hat selbst im Sinne und Geiste der größten Dichter des Alterthums und der neuen Zeit Gebilde geschaffen, wie nur jene sie hätten hervorbringen können, wenn sie zu Göthe's Zeit gelebt, zu seinem Volke gehört hätten. So erkennen wir im „Götz" den Shakspeare, in der „Iphigenia" den Sophokles, in den „Vögeln" den Aristophanes, und doch ist es wieder der ganze reine Göthe, der sich in diesen Dichtungen offenbart. Wer könnte in dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" den trefflichen alten Meister verkennen, dessen ganze poetische Eigenthümlichkeit mit seiner gemüthvollen Naivetät, mit seiner reichsstädtischen Weltanschauung uns aus jeder Zeile, aus jedem Worte in lebensvoller Klarheit entgegentritt, dessen kernhafte Sprache sogar in Ausdrücken und Wendungen mit unübertrefflicher Kunst nachgeahmt ist, und doch hätte Hans Sachs dieses Gedicht nie und nimmermehr schaffen können, denn so sehr es auch in seinem Geiste gehalten ist, so ist es doch wieder ganz von dem eigenen höheren Geiste Göthe's durchhaucht, und wir bewundern nicht bloß die Kunst, mit welcher er den ehrwürdigen Meister in seiner ganzen Eigenthümlichkeit gleichsam wieder ins Leben hervorgerufen hat; wir erkennen auch, daß in dem Gedicht ein höherer Geist waltet, als der des Nürnberger Dichters. Manchen Dichtungen Göthe's liegen mehr oder weniger bekannte Poesien, besonders Volkslieder zum Grunde, wie dem „Veilchen", dem „Haidenröslein" u. a. m., und es hat Leute gegeben, die ihn deshalb beschuldigt haben, daß er sich Fremdes angeeignet habe; allein wer diese Dichtungen mit ihren Originalen unparteiischen Auges oder, besser gesagt, mit ästhetischem Sinne vergleicht, wird sich leicht überzeugen, daß Göthe auch in solchen Fällen ein wahrer, selbstständiger Dichter gewesen ist. Jene Dichtungnen waren allerdings aus tief poetischem Sinn hervorgegangen, aber es war derselbe nur höchst unvollkommen zur Erscheinung gelangt; Göthe aber versetzte sich in die Seele jener Dichter, erfaßte ihren Gedanken in seiner ganzen Fülle und Innigkeit, und entfaltete ihn mit der vollendetsten Kunst, daß er uns nunmehr in der vollsten Klarheit so entgegentritt, wie jene ihn gedacht, aber nicht hatten darstellen können*).

Diese Bemerkungen beziehen sich vorab auf Göthe's frühere Balladen, welche zum Theil aus älteren Volksliedern in der eben dargestellten Weise entstanden sind. Bei mehreren liegt zwar auch ein solches Lied zum Grunde, der Dichter hat aber den Stoff in größerer Freiheit behandelt, so beim „Erlkönig"; von andern endlich ist eine Quelle nicht bekannt, so vom „Fischer". In allen zeigt

*) Dem pedantischen Vorwurf, daß Göthe von Andern entlehnt habe, antwortet er selbst in einem heitern Gedichte (Werke Bd. 3. S. 77):

Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt.
„Ich habe niemals darnach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.
So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemahls bestohlen, immer genossen."

sich aber des Dichters tiefes Verständniß des volksthümlichen Gesangs, den er zu künstlerischer Vollendung erhoben hat. Aber so reich er auch an poetischen Mitteln ist, so gebraucht er doch nur diejenigen, welche dem Volksgesang eigenthümlich sind, die Alliteration, die Assonanz, überhaupt die musikalischen Figuren, welche so sehr auf das Gemüth, wie auf das Ohr wirken. Endlich haben diese Balladen, wie die des Volksgesangs, etwas Düsteres, Geheimnißvolles, und wie die Volkspoesie, weiß Göthe diese Seite bis zur höchsten Wirkung auszuführen; er scheint in Naturlauten zu reden, die bei all ihrer Einfachheit doch das Gemüth so tief erschüttern, wie namentlich im „Erlkönig" und im „Fischer". Göthe hatte seine frühern Balladen meist für seine Dramen gedichtet, so „Das Veilchen" für „Erwin und Elmire", den „Erlkönig" für das Singspiel „Die Fischerin", den „König von Thule" für den „Faust" u. s. w.; erst während seines Zusammenlebens mit Schiller wurde er auch angeregt, selbstständige Balladen zu dichten, und es ist auch der Einfluß seines großen Freundes auf diese Schöpfungen nicht zu verkennen. Denn wenn er auch noch immer volksmäßige oder sagenhafte Stoffe behandelte und diese nach seiner Weise erfaßte, so verließ er dagegen die einfachere, volksmäßige Darstellung, er gab seinen Dichtungen eine kunstmäßigere Form, und entfaltete sie zu größerer Breite, während er früher stets den allerknappsten Ausdruck gesucht und gefunden hatte. Es tritt dies schon, obgleich weniger stark, in der Reihe von Balladen hervor, welche „Die schöne Müllerin" besingen; schon entschiedener im „Zauberlehrling" und ganz bestimmt in der „Braut von Corinth" und in dem „Gott und die Bajadere". Auch hat Göthe in diesen Balladen, was bei den früheren der Fall nicht war, eine bestimmte Idee zur Anschauung bringen wollen*), wie Schiller in den seinigen. Aber so unverkennbar dieses Alles ist, so wird es auch hier klar, daß Göthe, auch wenn er sich einmal einem Einfluß hingab, doch zugleich seine ganze Selbstständigkeit bewahrte; denn es tragen diese Dichtungen ganz das Gepräge seines Geistes und insbesondere ist die plastische Vollendung der Darstellung, welche diese Gedichte auszeichnet, nur bei Göthe zu finden.

Wir haben schon erwähnt, daß Göthe durch die „Luise" von Voß zu seinem idyllischen Epos „Hermann und Dorothea" angeregt wurde; es wird sich aus dem Folgenden von selbst ergeben, wie unendlich er seinen Vorgänger überragt. Den Stoff zu seinem Gedichte entnahm Göthe aus der einfachen Erzählung einer wahren Begebenheit, die sich im J. 1731 zugetragen hatte, als die wegen der Religion vertriebenen Salzburger durch das Oettingische Gebiet kamen. So fruchtbar und interessant die Vergleichung der Quelle mit dem Gedichte ist, weil sich gerade daraus die Schöpfungskraft und die Kunst des Dichters am lebendigsten erschauen läßt, so können wir doch nicht darauf eingehen*). Auch den Inhalt des Gedichts können wir nur in den einfachsten Umrissen angeben. Es besteht aus neun Gesängen, von denen jedes den Namen einer Muse und eine dem Inhalt angemessene Ueberschrift führt. (I) Der Wirth zum goldenen Löwen in einem Landstädtchen in der Nähe des Rheins sitzt mit seiner Frau vor dem Hause, und bespricht mit ihr die Angelegenheiten des Tages. Es waren nämlich Schaaren von Flüchtlingen in der Nähe vorübergezogen, welche vor den republikanischen Franzosen geflüchtet waren. Beinahe alle Bewohner des Städtchens waren ausgezogen, um den Zug zu sehen und den Vertriebenen Hülfe aller Art zu bringen, so auch Hermann, der Sohn des Wirths, der auf seinem Wagen Kleider und Lebensmittel mitgenommen hatte. Nach und nach kehren die Leute zurück, unter ihnen der Pfarrer und der Apotheker, welche sich zum Wirthe setzen und das Gesehene mittheilen. Darauf gehen sie in das Haus, um sich in der kühlen Stube an einem Glas Wein zu erfrischen. Während der Wirth seine Hoffnung auf baldigen Frieden und zugleich den Wunsch ausspricht, daß sein Sohn bald eine Gattin wählen möge, kommt dieser angefahren. (II) Bei dessen Eintritt erkennt der scharfblickende Pfarrer sogleich, daß irgend Etwas sein Gemüth beschäftige, ja sein ganzes Wesen verändert habe. Hermann erzählt nun, wie er die mitgenommenen Gaben angewendet; er habe sie alle einem Mädchen gegeben, das einen Wagen geleitet habe, auf welchem sich eine Wöchnerin mit dem neugebornen Kind befunden. Der Apotheker ergreift die Gelegenheit, um das Glück des unverheiratheten Mannes zu preisen, worauf Hermann erwidert, daß er sich gerade jetzt am leichtesten entschließen könnte, eine Gattin zu nehmen, da so manches Mädchen des Schutzes bedürfe. Diese Aeußerung erfreut den Vater, er ermahnt ihn, eine Tochter des reichen Nachbars zu wählen; Hermann hält sie für herzlos und erzürnt durch seine Weigerung den Vater. (III) Die Mutter nimmt den Sohn in Schutz, der sich unterdessen entfernt hatte, und eilt ihm nach; der Apotheker aber billigt die Ansicht des Vaters, da jeder bei zunehmender Theuerung auf die Zukunft denken müsse. (IV) Die Mutter findet Hermann nach langem Suchen auf seinem Lieblingsplatz, unter einem Birnbaum auf einem nahen Hügel; es gelingt ihr, ihn zum Geständniß zu bringen, daß er entschlossen sei, nur jenes Mädchen zu heirathen, das er unter den Flüchtlingen gesehen. Die Mutter verspricht ihm ihren Beistand und sie gehen Beide ins Haus zurück. (V) Die drei Freunde saßen noch im Gespräche beisammen, als Mutter und Sohn eintraten. Die Mutter theilt Hermanns Wunsch mit; und nachdem auch der Prediger zu dessen Gunsten gesprochen, gibt er, wenn auch zögernd, seine Einwilligung, daß die beiden Freunde sich nach dem Mädchen erkundigen. Hermann fährt mit ih-

*) Im „Zauberlehrling" will Göthe den Gedanken zur Anschauung bringen, den er im „Winter" etwas modificirt also ausspricht:

„Willst du schon zierlich erscheinen, und bist noch nicht sicher? Vergebens.
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor."

Die „Braut von Corinth" stellt das plastisch dar, was Schiller in den „Göttern Griechenlands" elegisch entwickelt hatte; der rein christliche, aber auch den Indern nicht unbekannte Gedanke, welchen der „Gott und die Bajadere" darstellt, ist in den letzten Zeilen des Gedichts deutlich genug ausgesprochen.

*) Man findet die ursprüngliche Erzählung in der Schrift: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten u. s. w." Lpz. 1732, und wieder abgedruckt in „Viehoffs Archiv" 2. Jahrg. 3. Heft. S. 39.

nen nach dem Dorf, wo die Vertriebenen rasteten; doch läßt er die Freunde allein in das Dorf gehen, wo sie den Richter der Auswanderer treffen. (VI) Während der Apotheker das Mädchen aufsucht, erzählt der Richter von dem Unglück, das seine Mitbürger betroffen, und berichtet von einer Jungfrau, die sich und andre Mädchen durch Muth und Geistesgegenwart aus drohender Gefahr gerettet habe. Es ist die nämliche, die Hermann gesehen hatte. Sie eilen zu diesem zurück, welcher sich entschließt, selbst mit dem Mädchen zu sprechen. Die Freunde entfernen sich. (VII) Bald darauf kommt Dorothea, um Wasser am Brunnen zu schöpfen; auf ihre Frage, wie er dahin komme, versetzt er, die Mutter wünsche ein braves Mädchen, das ihr in der Haushaltung beistehe. Dorothea glaubt zwar, er wolle sie als Magd dingen, doch erklärt sie sich bereit, ihm zu folgen. Sie gehen in das Dorf, wo Dorothea von ihren Begleitern Abschied nimmt. (VIII) Auf dem Wege in das Städtchen schildert ihr Hermann der Eltern Gemüthsart. Als sie nach kurzer Ruhe unter dem Birnbaum die Stufen des Weinbergs herabsteigen, tritt Dorothea fehl und verrenkt sich den Fuß; Hermann nimmt die Sinkende in die Arme auf, aber er wagt nicht, sie näher an die Brust zu schließen. (IX) Nachdem Hermann die Jungfrau seinen Eltern vorgestellt, vertraut er dem Pfarrer, daß Dorothea als Magd ins Haus gekommen zu sein glaube, und bittet ihn, den Irrthum klug zu lösen. Unterdessen hatte sie der Vater aber schon als Braut des Sohnes begrüßt, was sie für Spott halten mußte. Der Pfarrer benutzt die Gelegenheit, um das Herz der Jungfrau zu prüfen, und indem sie gesteht, daß Hermann ihre Neigung gewonnen habe, erklärt sie, daß sie nun nicht mehr im Hause bleiben könne. Doch gelingt es Hermann, das Mißverständniß zu lösen, Dorothea erzählt von ihren früheren Schicksalen und das Ganze schließt, indem Hermann in edler, fester Rede ausspricht, was des Mannes Pflicht in stürmischen Zeiten sei.

So gedrängt und mager diese Uebersicht auch ist, so läßt sie doch den Reichthum des Inhalts durchblicken, der sich jedoch weniger in einer reichen Handlung, ob es gleich auch an dieser nicht fehlt, als in Reichthum und Mannigfaltigkeit von Zuständen darstellt. Es ist ferner ersichtlich, mit welcher Kunst der Dichter den Stoff zu epischem Leben entfaltet, wie er alle bedeutenden Züge desselben glücklich benutzt, die unpoetischen beseitigt hat. Doch sind noch mancherlei Punkte hervorzuheben, um die ganze Bedeutsamkeit des Gedichts wenigstens anzudeuten. Zunächst haben wir die Kunst zu bewundern, mit welcher er alle Vorgänge und Begebenheiten aus dem Charakter der Personen entwickelt hat; nicht weniger groß erscheint er in der kräftigen und durchaus wahren Zeichnung der Charaktere, über welche wir einige Bemerkungen machen müssen. In den Personen treten uns nicht bloß allgemeine Charaktere entgegen, wie in der „Luise", vielmehr sind dieselben zugleich höchst individuell gehalten; sie können nur mit und in den Verhältnissen gedacht werden, in denen sie sich bewegen, in denen sie erwachsen sind, die sie aber auch wiederum durch ihre Eigenthümlichkeit hervorgerufen haben. Und nicht bloß die untergeordneten Persönlichkeiten wie der Apotheker, der Richter, selbst die Wöchnerin und deren Kinder erscheinen in lebenswarmer Gestaltung, es ist dies sogar bei denen der Fall, von denen nur erzählend berichtet wird, wie bei dem Kaufmann nebst dessen Töchtern und dem früheren Bräutigam Dorothea's. In keinem Gedichte ist vielleicht die perspectivische Zeichnung der Charaktere, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, so trefflich gehalten, als in diesem. Im Vordergrund stehen Dorothea und Hermann, die erste beinahe noch etwas hervorragend, nicht bloß durch ihr Schicksal, ihre jungfräuliche Größe, sondern vornämlich, weil sie es ja ist, welche den schönen Familienkreis abzurunden bestimmt ist, weil sie den Jüngling Hermann schon durch ihr bloßes Erscheinen zum Mann heranbildet, weil auf ihr überhaupt die ganze Schwere der Dichtung ruht. An die beiden schließen sich Vater und Mutter an, welche, obgleich die Hauptpersonen in der Familie, und als solche auch stets hervortretend, sich poetisch wie gemüthlich dem Sohne und der Jungfrau unterordnen, weil ihr höchster Lebenszweck ja nunmehr allein darin besteht, den geliebten Sohn dem Glück entgegenzuführen. Als Verbindungsglieder der Familie mit der übrigen äußeren Welt reihen sich die beiden Freunde, der Pfarrer und der Apotheker, jeder in eigenthümlicher Weise, an; der erste durch seine Stellung und seine höhere Bildung, durch weisen Rath auf die Entwickelung der Handlung wirkend, der zweite durch seinen bei allem Egoismus freundlichen und gefälligen Charakter, seine Geschäftigkeit, mit welcher er sich um so lieber in fremde Angelegenheiten mischt, als er selbst allein in der Welt dasteht. In größerer Entfernung steht der Richter, und doch wie bedeutend erscheint er wiederum als Mittelpunkt des vielbewegten Lebens der Auswanderer, deren Leiter, Ordner und Rathgeber er ist. Noch weiter zurück tritt die Wöchnerin nebst ihren Kindern, und im entferntesten Hintergrund, die Gruppe vollständig abschließend, zeigen sich in allgemeineren, aber doch bestimmten Umrissen hier der Kaufmann mit seinen Töchtern, dort der erste Bräutigam Dorothea's, durch welche die Vergangenheit der Beiden so bedeutungsvoll an die Gegenwart angeschlossen wird, wie sie auch wiederum die Hauptverhältnisse abschließen, in denen sich die Handlung entwickelt, einerseits das kleinstädtische Leben, andrerseits die große, welterschütternde Begebenheit, in deren Folge auch die beiden Hauptpersonen zusammenkommen.

Der Dichter hat die Personen nicht durch Schilderung ihrer äußern oder innern Eigenthümlichkeiten gezeichnet, sondern durch ihre Handlungen und Reden charakterisirt; aber er versteht dies so meisterhaft, daß sich jedem Leser ein vollständiges, lebenswarmes Bild der einzelnen Personen entfaltet; alle treten uns in der höchsten Anschaulichkeit entgegen: der Wirth als ein behaglicher Mann, der sich seiner früheren Thätigkeit erfreut, dessen Gattin als eine besorgliche, auch in ihrem Alter noch rüstige Hausfrau und liebende Mutter; Hermann als ein guter Sohn und tüchtiger Jüngling, den die Liebe plötzlich und doch in höchst natürlicher, seinem Charakter angemeßner Weise zum Mann heranbildet. Im Pfarrer erblicken wir den ächt evangelischen Seelsorger, dessen höhere

geistige Bildung die Erfahrung im vollsten Maße ersetzt, die ihm bei seiner Jugend noch abgehen möchte. Und endlich, wie klar und trefflich erscheint uns nicht die edle Jungfrau, die sich zu den übrigen Personen ungefähr so verhält, wie Iphigenia im Schauspiel gleichen Namens. Sie ist die einzige Person, die der Dichter auch nach ihrer äußern Erscheinung schildert; und auch dies bewährt den hohen Künstler. Denn es ist nicht bloß bedeutend, daß er es gethan hat, sondern auch wie er es gethan hat. Dadurch, daß er von ihr allein eine Schilderung entwirft, läßt er sie aus allen übrigen Personen bedeutsam hervortreten; aber diese Absicht weiß der Dichter mit bewundernswürdiger Kunst zu verdecken, da er sich wohl bewußt ist, daß jeder absichtliche Effect die Wirkung geradezu schwächt. Die Schilderung Dorothea's erscheint nämlich als durch die Umstände nothwendig herbeigeführt, als dem Dichter gleichsam wider seinen Willen abgezwungen. Der Pfarrer und der Apotheker sollen die Jungfrau aufsuchen; wie sollten sie dieselbe auffinden, da sie sie noch nicht gesehen haben? So muß Hermann sie ihnen beschreiben. Aber die Beschreibung selbst zeigt uns wiederum den vollendeten Künstler; er beschreibt nicht ihre Gestalt, sondern ihre Kleidung und läßt eben dadurch ihre Gestalt zur lebendigsten Anschauung gelangen, was er nicht hätte erreichen können, wenn er die einzelnen Glieder, das Gesicht u. s. w. geschildert hätte, weil auf diesem Wege, wie schon Lessing im Laokoon bemerkt hat, eine Gesammtanschauung nicht hervorgebracht werden kann*). In dem Charakter Dorothea's erscheint auf den ersten Anblick ein Zug beinahe als unweiblich, und er ist in der That dem Dichter zum Vorwurf gemacht worden, der nämlich, daß sie bei Vertheidigung ihrer Ehre gegen die Franzosen dieselben mit kräftigem Arme niederschlägt. Allein erstens darf man nicht vergessen, daß Dorothea ein rüstiges Landmädchen ist, deren Arm durch die Landarbeit gekräftigt ist, und es ist ferner nicht zu übersehen, daß es Lagen gibt, in denen der Mensch eine ihm selbst ungeahnte körperliche wie geistige Kraft entwickeln kann, weil sich das ganze Leben, die ganze Seele auf einen einzigen Punkt concentrirt, und eben deshalb eine Thatkraft möglich wird, die unter allen übrigen Verhältnissen ganz undenkbar wäre. Aehnliche Beispiele sind selbst von solchen Frauen und Jungfrauen bekannt, die zarten Körpers und furchtsamen Gemüths waren; um wie viel denkbarer ist also solcher Heldenmuth bei einem kräftigen Landmädchen**).

Es ist unmöglich, alles Vortreffliche in der schönen Dichtung auch nur anzudeuten; wir begnügen uns, noch darauf aufmerksam zu machen, daß kein Vorgang, keine Begebenheit eintritt, ohne daß sie vorher, manchmal schon lange voraus, motivirt worden wäre; daß Göthe, im Gegensatz zu Voß, in bloßen Schilderungen außerordentlich mäßig ist, und er dieselben, wo sie nothwendig sind, in die Handlung so einfügt, daß sie als Theile dieser selbst erscheinen, z. B. in dem mitgetheilten Gesang die Schilderung des Gartens und Weinbergs, die er uns dadurch anschaulich macht, daß er den Gang der Mutter durch dieselben und ihre häusliche Thätigkeit erzählt. Und so erwähnen wir noch, daß das ganze Gedicht nicht bloß einen bürgerlich ländlichen Charakter trägt, wie er den Personen und Localitäten angemessen ist, sondern daß auch, was schon Hegel in der „Aesthetik" bemerkt hat, Alles die entschiedenste deutsche Localfarbe hat, und jeder einzelne Zug so gehalten ist, daß er rein deutsches Gepräge gewährt, so daß das Gedicht bei seiner rein menschlichen Höhe auch zugleich durch und durch deutsch volksthümliche Färbung hat, wie kein andres.

Einer der größten Vorzüge des Gedichts liegt darin, daß Göthe der einfachen idyllischen Handlung einen großartigen Hintergrund gegeben und jene mit der Begebenheit in Verbindung gebracht hat, welche damals die Welt erschütterte und namentlich auch auf Deutschland die ungeheuerste Wirkung ausübte. Es war freilich eine große Kühnheit, die Handlung des Gedichts in die Gegenwart zu versetzen; Göthe gesteht es selbst in einem Briefe an seinen Freund Heinr. Meyer, und fügt hinzu, er habe die Kühnheit seines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden gewesen sei. Hierin hat ihn die Kraft seines poetischen Gefühls besser geleitet, als die von den gewöhnlichen ästhetischen Regeln bestimmte Ueberlegung; denn hätte er die Beziehung zu den Weltverhältnissen gemieden, so wäre das Interesse um ein Bedeutendes geschwächt worden, und er hätte zudem keinen so fruchtbaren Boden zur Entwickelung seiner Charaktere gehabt. Hätte er die Handlung in eine frühere Zeit, etwa in die des siebenjährigen oder des dreißigjährigen Kriegs versetzt, so würde er die Zerrissenheit des deutschen Volks haben erwähnen müssen und dadurch einen unangenehmen, ja peinlichen Eindruck hervorgebracht haben, während hier diese Zerrissenheit, die freilich damals in eben so hohem Maße Statt fand, leicht unberührt bleiben konnte. Der unübertrefflichen Kunst des Dichters ist es aber gelungen, die Zeitverhältnisse mit so großer Objectivität darzustellen, als ob er persönlich von denselben nicht im Mindesten berührt wäre, und insbesondere bewundern wir die tiefe Mäßigung, mit welcher die französische Revolution beurtheilt wird, deren große Ideen der Dichter scharf und anerkennend hervortreten läßt, während er zugleich die Belebung und Kräftigung des Na-

---

*) „Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel."

**) Wir wissen nicht, ob Göthe vielleicht auch hier eine bestimmte Thatsache im Sinne hatte; bei seiner Neigung, stets nach der Natur zu zeichnen, halten wir es für sehr wahrscheinlich. War es aber nicht der Fall, so hat er dann in prophetischem Geiste gedichtet, denn im J. 1798 hat ein Solothurner Mädchen in Vertheidigung ihrer Ehre 4 Franzosen niedergestreckt und mehrere schwer verwundet in die Flucht gejagt, und sich auch dann noch gegen Angriffe vertheidigt, als sie schon von vielen Wunden erschöpft zu Boden gesunken war.

tionalbewußtseins anstrebt. Der Dichter hat endlich auch darin große künstlerische Ueberlegung beurkundet, daß er die Handlung in eine kleine Stadt versetzt, deren Bewohner mit den städtischen Beschäftigungen auch den Landbau verbinden. Dadurch wurde einerseits die idyllische Haltung möglich, welche geradezu unerreichbar gewesen wäre, wenn die Handlung in einer größeren, volkreichen Stadt vorginge, und auf der andern Seite konnte er seinen Personen eine bedeutendere, wenn auch nicht wissenschaftliche, doch geistige Bildung zuschreiben*); und ihre Theilnahme an den großen Weltbegebenheiten, ihr Sinn für Gleichheit und Freiheit, überhaupt für politische Bildung, erscheint vollkommen gerechtfertigt, da die Verfassung der Stadt mit ihrem eigenen Rath, ihrer selbstständigen Verwaltung (wodurch sie, auch ohne daß es gesagt wird, als freie Reichsstadt erscheint) die Bürger der höheren Auffassung des politischen Lebens fähig gemacht haben mußte.

Die günstige Aufnahme des „Hermann und Dorothea", in welchem es Göthen gelungen war, das griechische Epos in einer seiner Zeit und seinem Volke angemessenen Weise wieder ins Leben zu rufen, ermuthigte ihn, dem großen Vorbilde in noch entschiedenerer Weise nachzustreben. „Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyssee gehalten," schrieb er an Knebel, „so möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern." Er entwarf den Plan zu einer Fortsetzung dieses großen Gedichts, in der er den Tod des Achilles darstellen wollte. Schiller, dem er seinen Gedanken mittheilte, ermunterte ihn, denselben auszuführen; auch vollendete er den ersten Gesang der „Achilleïs". Aber die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, selbst für ein so außerordentliches Talent, wie das seinige, das seit Jahrtausenden abgestorbene Leben wieder so hervorzuzaubern, daß sein Gedicht neben der unsterblichen Schöpfung Homers bestehen könne, trat ihm von Tag zu Tag klarer entgegen. Er unterließ die Fortsetzung, und, wir müssen es gestehen, mit vollem Recht; denn so bewundernswürdig auch das uns vorliegende Fragment ist, so weht uns daraus doch ein moderner Hauch entgegen, und es fehlt ihm die Frische und Natur, die uns in jeder Zeile Homers mit unwiderstehlicher Wirkung erfaßt. Es verhält sich mit der „Achilleïs" ganz anders, als mit der „Iphigenie". In dieser hat er uns zwar auch Gestalten und Verhältnisse des Alterthums vorgeführt; aber die äußern Verhältnisse erscheinen als untergeordnet, der Dichter hat uns in erster Linie reinmenschliche Zustände, Charaktere und Gemüthslagen dargestellt, die sich ewig gleich bleiben und es konnte einem schöpferischen und künstlerisch hohen Talente wohl gelingen, diese allgemeinen Verhältnisse und Zustände in antikem Gewand erscheinen zu lassen. Ganz anders war es bei der „Achilleïs", wo die Darstellung der äußern Verhältnisse, des äußern Lebens zur Hauptsache werden mußte, und dem Dichter das selbstständige Schaffen in der That versagt war, weil er das längst verschwundene Leben nur mit und durch Homer auffassen durfte. Dies war insbesondre bei Darstellung der Götter unbedingt nothwendig, wenn er nicht moderne Anschauung wollte durchblicken lassen, was er doch nicht ganz vermeiden konnte.

Weit glücklicher ist die Bearbeitung des „Reinecke Fuchs", den er dem niederdeutschen „Reinke Voß" (I, 693) nachgebildet hat. Es ist freilich, wenn man will, eine Uebersetzung, da er seinem Vorbilde genau folgt, und er im Ganzen nur wenige Abweichungen und Zusätze sich erlaubt hat. Aber selbst als Uebersetzung betrachtet, ist das Gedicht von hohem Werth und hat die Bedeutung einer selbstständigen Schöpfung, da der Dichter mit der höchsten Treue in Darstellung des Sinns und Geistes alle Freiheit der Worte und Wendungen verbindet. Doch ist der „Reinecke Fuchs" keineswegs eine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht einmal in dem Sinne einer Herder'schen Uebersetzung; denn Göthe hat das ursprüngliche Gedicht schon formell umgestaltet, indem er die mittelalterliche Darstellungsweise mit ihren kurzen Reimpaaren mit der antiken epischen Form vertauscht und dem Gedicht dadurch schon nicht bloß ein mehr künstlerisches, sondern auch das Gepräge größerer Allgemeinheit gegeben hat. Und eben dadurch war es ihm auch möglich, die Beziehung auf seine Zeit mehr im Auge zu behalten und der herrlichen Dichtung eine auch für uns große Bedeutsamkeit zu geben, wie sie denn durch seine Erneuerung auch nach langer Vergessenheit wieder zum Volkseigenthum geworden ist.

1. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch bunte Blumen sind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

4. Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6. Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

2. Der Fischer.

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll
Kühl bis ans Herz hinan.

*) Zwar sind Dorothea und der Richter Landleute, aber der Richter ist ein Greis von reicher Lebenserfahrung und gesundem, kräftigem Geiste, wodurch die mangelnde Bildung reichlich ersetzt wird; und Dorothea hat schon als Weib ein klares, sicheres Urtheil, das übrigens durch das Leben schon gereift worden war.

Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

3. Der König in Thule.

1. Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

2. Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus!
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

3. Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

4. Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

5. Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

6. Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

4. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind das denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind, im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Capelle.

7. Und jeden Sonn- und Feyertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

5. Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

1. Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

2. Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er mit gemahlten Wangen
Ein verlornes, schönes Kind.
„Grüß' dich, Jungfrau!" — „Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —"
„Und wer bist du?" — „Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus."
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

3. Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
„Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd, ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz."
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

4. Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

5. Und er küßt die bunten Wangen
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feyer
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

6. Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
„Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?"

7. Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft.
„Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!"
Es singen die Priester: „Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

8. Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch."

9. So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

6. Aus „Hermann und Dorothea".

Vierter Gesang.

Euterpe. — Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer, sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft, und die er Niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: „Er ist in den Garten gegangen."
Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch, und freute sich jegliches Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube, mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg, er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.
„Mutter," sagt' er betroffen, „Ihr überrascht mich!" Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
„Wie? Du weinest, mein Sohn?" versetzte die Mutter betroffen:
„Daran kenn' ich Dich nicht! ich hab' das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt Dir das Herz? was treibt Dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt Dir Thränen ins Auge?"
Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:
„Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherschlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber, ach! wie nah ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt, in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt', als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe.
Aber wär' ich nicht besser zu widerstehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden, —

O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieses Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!"

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:
„Sohn, was hat sich in Dir verändert und Deinem Gemüthe,
Daß Du zu Deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was Deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter Dich reden, er würde fürwahr Dich
Höchlich loben, und Deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch Dein Wort verführt und Deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle Dich nur; denn sieh, ich kenne Dich besser.
Du verbirgst Dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, Dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst Du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist Deine Bestimmung, so wacker und brav Du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus, und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was bringt Dich zu dieser Entschließung?"

Ernsthaft sagte der Sohn: „Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser, im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingibt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben."

„Fahre nur fort," so sagte darauf die verständige Mutter,
„Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum Du so heftig bewegt bist,
Wie ich Dich niemals gesehn, und das Blut Dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen."

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet:
„Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich, fürwahr, von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen;
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Kollegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber Manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe; die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte;
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir, ich entbehre der Gattin."

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
„Sohn, mehr wünschest Du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß Dir werde die Nacht zur schönern Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags Dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben Dir immer
Zugeredet, ja Dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am meisten.
Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, ich glaube, gewählet;

Denn Dein Herz ist getroffen und mehr, als gewöhnlich, empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die Du gewählt hast."
„Liebe Mutter, Ihr sagts!" versetzte lebhaft der Sohn drauf.
„Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn,
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß Nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte, davon ziehn.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre."
Da versetzte behend die gute verständige Mutter:
„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte dem ersten die Zunge bewegen.
Darum sag' ich Dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie Dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen,
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht, und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen."
Also sprach sie behende, und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

Ludwig Heinrich von Nicolay.

Die epische Richtung, welche durch Wieland angeschlagen worden war, hatte einen zu großen Beifall und zu große Verbreitung erhalten, sie hatte zudem eine zu tiefe Berechtigung, als daß sie nicht hätte Nachahmung finden sollen. Wir haben namentlich drei Dichter zu erwähnen, welche dem großen Meister nacheiferten; und manches Beachtenswerthe hervorbrachten, wenn sie auch weit hinter



ihrem Vorbilde zurückblieben, den sie weder an Schöpfungs- und Erfindungskraft, noch an Kenntniß des Lebens und des menschlichen Herzens, noch an Schönheit und Wohllaut der Darstellung erreichten.

Ludwig Heinrich Nicolay wurde am 29. December 1737 in Straßburg geboren, wo er auch seine Bildung begann und vollendete. Nachdem er die Rechte und die Philosophie studirt hatte, wurde er von der französischen Regierung als Gesandtschaftssecretair angestellt, welche Stelle er jedoch später mit der eines Professors der Logik an der Universität seiner Vaterstadt vertauschte. Im J. 1769 erhielt er den Ruf als Erzieher des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul, von Rußland, der ihn 1770 zu seinem Cabinetssecretär und Bibliothekar ernannte und 1782 in den Adelstand erhob. Als Paul 1796 den Thron bestieg, wurde Nicolay zum kaiserlichen Staatsrath, 1798 zum Director der Akademie der Wissenschaften und 1801 zum Geheimen Rath, so wie zum Mitglied des Cabinets ernannt. Als aber kurze Zeit darauf der Kaiser ermordet wurde, zog sich Nicolay von allen Geschäften und öffentlichen Beamtungen zurück und begab sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finnland, wo er am 18. Novbr. 1820 starb.

Wir haben Nicolay schon als lyrischen und didaktischen Dichter, als Dichter von Elegien (S. 47), von Episteln (S. 263) und von Epigrammen (S. 265) kennen lernen; sein Ruf gründet sich jedoch vorzüglich auf seine epischen Poesien und wenn er auch in den verschiedenen Gattungen derselben, welche er bearbeitete, früheren und späteren Dichtern nachsteht, so glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß er die Mißachtung nicht verdient, die ihm in der neueren Zeit zu Theil geworden ist, wie denn von gar viel Kritikern und Literarhistorikern das Ueberschwängliche in Gedanken und Aus-

druck für das ausschließliche Kennzeichen ächter Poesie gehalten wird, selbst von denen, die es nicht sagen und die Romantiker dieser Eigenthümlichkeit wegen tadeln.

Schon als Fabeldichter verdient Nicolay ehrenvolle Erwähnung; er ist glücklich sowohl in der Erfindung neuer, als in der Behandlung älterer Stoffe, und zudem ist seine Darstellung, in der er sich offenbar den großen Lafontaine zum Muster genommen hat, durch Lebhaftigkeit des Vortrags und liebenswürdige Laune erfreulich. Es gelingen ihm namentlich heitere und selbst komische Gemälde, die er in seine Fabeln einzuflechten weiß, ohne die Einheit derselben zu zerstören („Die Affen auf dem Schiffe", „Der Käse"). In derselben Weise behandelt er die Erzählung und die Parabel („Die Säcke des Schicksals"). Den Stoff zu vielen seiner Erzählungen und Märchen hat er aus den altfranzösischen Fabliaux entnommen, diese jedoch mit großer Selbstständigkeit bearbeitet, und sie mit manchem neuen und schönen Zug bereichert („Griselde", „Die Buckligen"). — Wielands Vorgang regte ihn schon früh an, auch das größere romantische Epos zu bearbeiten, und er mußte sich um so mehr dazu hingezogen fühlen, als das Studium der italienischen Epiker, namentlich Ariost's und Bojardo's, ihn mit allen Mitteln der romantisch-epischen Kunst vertraut gemacht hatte. Auch hat er seine Stoffe meist aus den Meisterwerken dieser Dichter entnommen; und zwar hat er einzelne bedeutende Episoden, die sich in seinen Vorbildern meist durch viele Gesänge hindurchziehen und von andern Episoden vielfältig unterbrochen werden, herausgehoben und zu einem einzigen, zusammenhängenden Ganzen gestaltet. Allerdings liegt gerade in diesem Abbrechen und Wiederanknüpfen ein großer Reiz der Ariostischen Composition (I, 366), aber es haben diese einzelnen Episoden so viel poetisches Leben, daß sie auch füglich für sich als Ganzes betrachtet werden können. Dies hat denn auch Nicolay, und zwar mit großem Glück und anerkennenswerther Selbstständigkeit gethan; er hat mit geschickter Ueberlegung Alles aus ihnen entfernt gehalten, was Ariosto ihnen zur harmonischen Verbindung mit den übrigen Theilen seines Gedichts beifügen mußte, aber bei vorgenommener Trennung als überflüssig, wenigstens nicht mehr als nothwendig erscheinen mußte; er hat dagegen einzelne Verhältnisse, die bei Ariosto in Folge der bezeichneten Behandlung seines Stoffs nur angedeutet werden konnten, mit reicher Erfindungsgabe und künstlerischem Bewußtsein entwickelt. In diesen Entwickelungen zeigt sich vornämlich Wielands Einfluß auf Nicolay; er hat es diesem abgelauscht, seinen Vortrag durch witzige oder besser launige Gemälde zu beleben, Charaktere und Situationen durch glücklich gewählte und eben so glücklich dargestellte Züge lebensvolle Frische und Wahrheit zu verleihen. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß er ihn auch in der selbst bei Wieland oft störenden humoristischen Redseligkeit nachahmt, und insbesondere in den Anfängen seiner Gesänge in eine breite Geschwätzigkeit ausartet. Endlich ist auch Wieland sein Muster in der Behandlung des Verses und Reims gewesen, und man muß gestehen, daß er sein Vorbild oft erreicht; seine Verse sind meist wohllautend und oft mit großer Kunst gebildet. Die bedeutendsten in den „Vermischten Gedichten" (9 Thle. Berl. u. Stettin 1778—1786) gesammelten Dichtungen Nicolay's sind „Galwine", die zuerst 1773 in St. Petersburg erschien, „Richard und Melisse", die, wie Wieland vortrefflich sagt, „dem Ariost mit einer hinreißenden Wärme und Lebhaftigkeit (eher an einigen Stellen zu warm!) nacherzählt ist", „Alcinens Insel", in der sich namentlich die Kunst des Dichters kund gibt, die einzelnen zerstückelten Schilderungen des Originals in ein wohlgeordnetes und fortschreitendes Ganzes umzugestalten, so daß er in manchen Schilderungen nicht ohne Glück mit dem großen Vorbild wetteifert. Reich an humoristischer, oft wahrhaft ariostischer Laune ist „Gryphon und Orille". „Anselm und Lilla", einen Stoff, den auch Lafontaine bearbeitet hat, hat der Dichter zu einem lieblichen Märchen entfaltet. In „Zerbin und Bella", einer hübschen Erzählung, die, wie alle übrigen, nach Wielandischer Weise in freien Versen gedichtet ist, finden sich häufig sechsfüßige Jamben ohne den Einschnitt, der ihn zum Alexandriner gestaltet, noch mehr ist dies in „Reinhold und Angelica" der Fall, und so gebührt auch Nicolay das Verdienst, den griechischen Trimeter zuerst in die Poesie eingeführt zu haben. Letzteres Gedicht ist das größte von allen, und zeugt von der lebendigen Phantasie des Dichters, so wie von seiner Gewandtheit in anmuthigen Schilderungen. Alle diese Gedichte sind aus Ariosto entlehnt, dagegen ist der Stoff zu „Morganens Grotte" aus Bojardo gezogen. Wir dürfen endlich nicht unerwähnt lassen, daß Nicolay, von dem künstlerischen Gefühl durchdrungen, daß der Dichter nach größtmöglichster Vollendung selbst in der Darstellung des Einzelnen seine Dichtungen in einer spätern Prachtausgabe (8 Thle. Berl. u. Stettin 1792—1810) einer gewissenhaften Prüfung unterworfen und durch glückliche Veränderungen jeglicher Art wesentlich verbessert hat.

Aus „Morganens Grotte".

Der Paladin läßt die Versammlung ungestöhret;
Dem Hauptwerk eilends nachzugehn, verschiebt
Er es, den Jüngling, den er zärtlich liebt,
Der Feye zu entreißen, bis er wiederkehret.
Kaum geht er hundert Schritte weit,
So rauscht vor ihm ein Strom, der, wenig Faden breit,
Doch unergründlich tief, Morganens Sitz umfließet,
Und mit des Pfeiles Schnelle schießet.
Er ist es, der, wenn er den unterird'schen Strand
Verläßt, zum Ganges wird, berühmt durch reichen Sand,
Den er dem hießigen Gestad' entwandt.
Der Ritter sieht mit scharfem Blicke
Umher. Es hänget aufgezogen eine Brücke
Am andern Ufer, doch durch Schloß und Kette fest,
Und niemand ist zu sehen, der sie sinken läßt.
Er sieht sich um nach einer Stelle,
An der Ein Strand dem andern nah entgegen ragt,
Und wo die dicht gepreßte Welle
Mit lautem Murmeln beide nagt,
Da hohlt er aus, und setzt mit Einem Sprung hinüber,
Und springt noch sieben Schuhe drüber.
Was er von Schätzen und von Seltenheit
Bisher zerstreut gesehn, verschwindet
Vor denen, die er hier versammelt findet.
Es liegen unter sich im Streit
Natur und Kunst, wer mehr ersinne,
Und es an Pracht dem andern abgewinne.
Ein großer Garten ist das rund umfloßne Land,
Symmetrisch abgetheilt, durchkreuzt von breiten Gängen.
Balsam'sche Bäum' umziehn den Rand,
Zur rechten und zur linken Hand,
Auf deren Aesten sich Rubin und Diamant,
Topas und Amethyst, wie sie der Frucht verwandt
An Farbe sind, smaragdnen Blättern untermengen;

Granaten, Perlen sind der Sand,
Von gleichem Stoffe sproßt der Blumen bunte Heerde
Mit künstlichem Geruch aus ambrareicher Erde.
Hier steiget, hochgezielt, ein dichter Hain empor,
Ein enges Haus der Nacht, wann Licht umher regieret,
Worin der langgeschweiften Vögel goldner Chor
Dem Laube bald entschlüpft, bald sich ins Laub verlieret.
Dort dränget sich, geschwängert mit der Rose Duft,
Mit ihrem Roth gefärbt, ein Strom durch enge Röhren
So hoch in die erfrischte Luft,
Als wollt' er selbst der Sonne Gluth zerstören;
Fällt, seiner Ohnmacht murrend, in sich selbst herab,
Und plätschernd rinnet er durch sieben Becken ab.
Des Meißels alabasterne Geschöpfe leben
In dunkeln Büschen, die dem Umriß Schärfe geben.
Was nur die Baukunst je mit heißer Phantasie
Erfand, steht hier zerstreut, gepaart durch Symmetrie;
Allein der Punkt, auf den sich jeder Theil beziehet,
Aus dem der Blick den Riß des Ganzen übersiehet,
Ist der Palast, dem noch an Pracht kein andrer glich,
Der aus dem Nebel einer sanften Höhe steiget,
Wo er dem freyen Auge sich
In seiner ganzen Größe zeiget.
Zum langen Viereck hat der Meister ihn gedehnt,
Das sich an einen Thurm mit jedem Winkel lehnt.
Die Steine, die wir hier in stolze Ringe fassen,
Stehn dort in ungeheuren Massen
Zu dichten Mauren aufgesetzt.
So häufig und so lebhaft funkelt
Der Diamant, daß er den kühnsten Blick verletzt,
Und durch den Ueberfluß der Strahlen sich verdunkelt.
So neu der Anblick ist, so wundert Roland sich
Darüber doch nicht halb so sehr, als ich.
Kaltsinnig, eilend, läßt er das Gebäude liegen,
Den bäumereichen Saum der Wiese zu ersliegen,
Wo er bereits die Zauberinn entdeckt,
Die auf ein Rasenbett nachlässig hingestreckt,
Beym Murmeln einer Quelle, durch den Schlaf besieget,
Mit hinter sich gesenktem Haupte lieget.
Ein günst'ger Augenblick, fürwahr!
So schlafend biethet sie (denn sie zu fangen
Hat Roland diesen Rath empfangen)
Das auf der Stirne nur gepflanzte Haar,
(Kahl ist ihr Hinterhaupt) der Hand des Helden dar,
Und das Geräusch der Fluth verschlinget
Den Lauf des doppeln Sporns, der ihm am Fuße klinget.
Indem er sich vorsichtig näher schleicht,
Hat aus dem Thurme, der nach dieser Ecke stehet,
Ein lauter Zuruf: „Roland! Roland!" ihn erreicht.
Er stehet still, den Blick dahin gedrehet,
Woher die Stimme kam. Am Fuß des Thurmes läßt
Ein rundes Loch, durch goldne Gitter fest,
Ihn zwey Gefangne sehn, mit durchgestreckten Armen
Ihm winkend. Ungern läßt er zwar
Vom Unternehmen ab; doch bringt ihn das Erbarmen,
Und stellet ihm der kurzen Zögerung Gefahr
Als unerheblich dar.
Er schreitet vor, und ob sich gleich ihm die Gestalten
Im Nähertreten deutlicher entfalten,
So sinnt er doch vergebens nach,
Wer diese beiden seyn und wie sie heißen mögen?
Erst da sie schon die Hand in seine Rechte legen,
Ruft er mit frohem Schrecken: „Dudo! Reinhold! ach!
Seyd ihrs? wie hager, bleich und schwach,
Ihr Stützen Galliens! In den entstellten Zügen
Erkennt mein Blick kaum jetzo noch
Die theuren Bilder, die mir doch
So lebhaft im Gedächtniß liegen."
„Bewohne, so wie wir, drey Monde lang dieß Loch,
Erdulde, was wir dulden, Hunger, Durst und Wachen,
(Erwiedern ihm die Zwey)
Auch dich wird solch ein Leben mürbe machen.
Doch sprich, wie bist du hier so frey?
Und wie behieltest du die harte Rüstung bey?"
Mit überhüpfender Erzählung macht er ihnen
Den Teich, die Fahrt, den Felsen, Tychen, Sophrosynen,
Und ihren Rath bekannt, zeigt, was er schon gethan,
Zeigt ihnen seinen Endzweck, ihre Freyheit, an.
„Den Schlüssel, der die Pforten öffnet und verschließet,
Muß ich Morganen mit Gewalt entziehn.
Doch sie zu fassen, ist der Punkt. Sie soll im Fliehn
So hurtig seyn, daß kaum ein Pfeil sie überschießet.
Jetzt winkt mir die Gelegenheit.
Ihr seht, sie schläft. Laßt mich nicht lange zaudern.
In kurzem, hoff' ich, habt ihr Zeit
Und Stoff genug, euch mit mir satt zu plaudern."
Er geht. Ihr Wunsch begleitet ihn.
Er hat noch wenig Schritte bis zur Feye hin,
Da fährt sie plötzlich auf, sieht um sich, und erkennet
(Denn Feyen kennen gleich, auch wen sie nie gesehn)
Den Paladin, der ihren Stricken zu entgehn
Und ihrer Macht zu widerstehn
Der Obern Rath — doch noch vielleicht umsonst — ernennet.
So wie das scheue Reh, von Hunden aufgespürt,
Des Grases Spitzen kaum im leichten Lauf berührt,
In stetem Sprunge schwebt, gedehnt den Busch zerreißet,
Durch schroffe Höhen stürzt, von Klipp' auf Klippe fährt,
Und immer hinter sich den Laut des Hundes hört,
Den Zahn zu fühlen glaubt, der ihm die Ferse beißet;
Dann, wann es seinen Feind durch schnelle Wendung triegt,
Steht, schnaufet, lauscht, ihn plötzlich wieder merket,
Zusammenfährt, die Knie biegt,
Und, kurz erfrischt, den Lauf verstärket:
So fliegt Morgane nun, so fliegt der Paladin
Ihr nach. Die letzte Stapfe, die ihr Fuß verlassen,
Drückt gleich sein größrer Fuß. Oft lehnt er, sie zu fassen,
Sich vor, wirft schon die Arme hin,
Erhascht ihr Kleid, und abgerißne Stücke
Läßt es, sie rettend, ihm zurücke.
Auch ihren nackten Arm ergriff er schon einmahl;
Glatt aber, öhlicht wie der Ahl,
Entschlüpft er ihm. Sie bey der Locke zu ergreifen
Ist zwar sein Wunsch; doch ihn erfüllt zu sehn,
Verhindert stets dienstbarer Weste Wehn,
Die weidlich ihnen um die Schultern pfeifen,
Und ihr der Haare Gold zur Stirn hinüberstreifen.
Erst spät nimmt Roland wahr, (so sehr
Ist er auf seinen Zweck erpicht) daß er nicht mehr
Des Gartens sanfte Wege drücket.
Rauh ist der Boden unter ihm; wohin er blicket,
Drohn Felsen, gähnen Schlünde, deren tiefes Grab
Mit Grausen jede Brust erfüllet;
Zu Wolken jagt ein Wirbelwind den Sand; herab
Vom Himmel stürzt ein Meer; und links und rechts umbrüllet
Den unerschrocknen Paladin
Der hohle Donner, krachen die von Schwefelkeilen
Zerschmetterten bejahrten Eichen, heulen
Die wilden Thiere laut vor Angst, und fliehn.
Nichts stöhrt den Helden, der entschlossen ist, das Leben
Weit lieber, als den Vorsatz aufzugeben.
Der Weg, den er verfolget, leitet ihn
Zum Eingang einer düstern Höhle.
Auf ihrer Schwelle sitzt, sich geißelnd, Metamele,
Ein hagres Weib, das sich zur Einsamkeit
Verdammt, und wo nicht andre, sich kasteyt.
Da sie den Ritter im Vorüberjagen
Erblicket, steht sie auf, und ruft ihm bitter zu:
„Unkluger! was versäumtest du
Den günst'gen Augenblick, der sich dir angetragen?
Empfange nun der Thorheit Lohn!"
So spricht sie, läuft ihm nach, und schwingt die Peitsche schon.
Der Ritter, der dem harten Panzer trauet,
Verächtlich auf die Schwäzerinn zurücke schauet,
Und seinen Lauf nicht unterbrechen will,
Rennt fort, und schweigt anstatt der Antwort still.
Doch da der erste Streich den Rückgrad niederfähret,
Dringt ihm ein so lebhafter Schmerz
Durch Stahl und Koller bis ins Herz,
Daß ihm ein lautes Ach! entfähret.
Er dreht sich zornig um nach ihr:
„Was soll dies tolle Spiel? und was hab' ich mit dir
Zu schaffen?" „Diesen Auftrag," spricht sie, „gaben mir
Die Obern, mit der Geißel die zu quälen,
Die, so wie du, Morganens Fang verfehlen."
„Ich dächte", gibt der Graf zurück, „es sey
Der Strafe wohl genug für mein Versehen,
Ihr durch dieß Land, bey diesem Wetter nachzugehen.
Wohnt Menschlichkeit in dir, so steh mir lieber bey!"
Sie aber: „Nichts! ich thue hier das Meine,
Und bist du klug, so thu das Deine!"
Der Graf, der diesen neuen Zuwachs von Verdruß
Tief fühlt, entschließt sich, ihn geduldig zu verbeißen,
Und sich mit desto schnellerm Fuß
Der strengen Geißel zu entreißen.
Die Macht verdoppelnd, rennet er.
Umsonst! Dem Körper folgt nicht unablässiger
Sein Schatten nach, als sie dem Ritter. Ihre Zehe

Hängt stets an seiner Ferse. Kaum gesunken, blinkt
Die stahlbeschlagne Geißel wieder in der Höhe,
Und jedes Mahl murrt Roland heimlich, wenn sie sinkt.
Von Ungeduld und Mißmuth übernommen,
Kehrt er sich um, entblößt das Schwert,
Und schwingt es links und rechts. Doch leere Luft durchfährt
Der Stahl und kann auf keine Haut, noch Knochen kommen.
Zweymahl durchhaut er sie, und sie steht unversehrt.
„Kömmt dies vom bösen Feinde? kömmt's vom lieben Gotte?"
Denkt Roland: „ist es Wahrheit? ist es falscher Schein?
Bin ich Sankt Anton in der Grotte? —
Sankt Anton, den Gedanken gabst du selbst mir ein!
Du sollst ein Muster der Geduld mir seyn."
Entschlossen, alles zu ertragen,
Kehrt er von neuem um, Morganen nachzujagen.
Allein ihm weit aus dem Gesicht
Hat sie bereits der schnelle Fuß getragen.
Er blickt umher: umsonst! er lauscht und hört sie nicht,
Und immer wühlet ihm die Geißel in dem Fleische.
Auf einer Höhe steht er itzt, und sieht
Trübsinnig in das Thal. Hier merkt er ein Geräusche,
Das sich vom andern Berg' herunter zieht.
Sie kömmt durchs junge Holz geflogen,
Es überragend. Er beurtheilt ihren Lauf,
Bemerkt den Punkt, wohin sein Bogen
Sie bringen muß, eilt vor, paßt ihr verborgen auf.
Sie kömmt. Er springt im rechten Augenblicke
Hervor. Erschrocken schreit sie, will zurücke
Sich wenden, stolpert, fällt, schlägt mit dem Hinterkopf
Auf einen Stock, und er ergreift den goldnen Schopf.
So bald er um die Hand die lange Locke windet,
Verändert sich die Scene rings umher.
Kein Regenguß, kein Wirbelwind, kein Donner mehr;
Wald, Fels und Felsenschlund verschwindet.
Ein heitrer Himmel strahlt, ein blühend Land
Lacht Rolands Aug' entgegen; seine Sohlen fühlen
Des sanften Rasens sanften Widerstand,
Und Weste wehen nur, ihn schmeichelnd abzukühlen.
Auch ruht die Geißel nun, und hinterläßt
Von Schmerz auch nicht den kleinsten Ueberrest
An dem so hart gestrichnen Leibe;
Im Gegentheil, fühlt sich der Graf
Erquickt, und frischer als nach einem süßen Schlaf,
Und dankt für diese Wollust dem wohlthät'gen Weibe.
Wie wenn das nächtliche Gewölk den Himmel dicht
Verschleiert hat, der Wind das dicke
Gewand zerreißt, das durch die rege Lücke
Des vollen Mondes Angesicht
Auf einmal freundlich niederblinket,
Und seinen Silberstrahl der Rand der Oeffnung trinket,
Doch diese schnell sich wieder fügt,
Und nun die Finsterniß ununterbrochen siegt:
So heitert sich zu einem güt'gen Blicke
Des Weibes Aug' auf, und ein süßes Lächeln blinkt
Auf ihrem Munde; doch in Ernst und Strenge sinkt
Ihr Mund, ihr Auge schnell zurücke:
„Fest halte du", spricht sie zum Paladin,
„Den Raub, den dir ein guter Stern verliehn.
Je zahmer die verschmitzte Feye,
Je ruhiger sie sich zu stellen sucht,
Je sichrer sinnt sie auf die Flucht.
In ihr ist kein Bestand, in ihr ist keine Treue."
Sie sagt's, kehrt langsam um, und sucht aufs neue,
Sich geißelnd, ihr verlaßnes Loch, den Sitz der Reue.

Johann Baptist von Alxinger.



Eben so vergessen als Nicolay, verdient Alxinger eben so sehr als jener nähere Beachtung, ja vielleicht in noch höherem Grade, weil er zu den Dichtern gehört, welche das von Denis und Mastelier begonnene Werk, Oestreich geistig mit dem übrigen Deutschland wieder zu verbinden, mit Glück fortsetzten und recht eigentlich begründeten. Die Dichtungsweise der Bardensänger und ihres Vorbilds Klopstock hätte immerhin nur einen kleinen Theil des östreichischen Volks fesseln und bei dem eigenthümlichen Charakter jener Poesie hätte ihr Einfluß nicht dauerhaft sein können; es mußte daher eine neue, dem östreichischen Charakter angemessenere Richtung eingeschlagen werden, wenn die bisherigen Ergebnisse nicht fruchtlos verschwinden sollten. Daß das Wesen der Wielandischen Poesie den Verhältnissen vorzüglich entsprach, und diese daher auch auf die Entwickelung des geistigen Lebens von hohem Einflusse war, haben wir schon angedeutet (z. B. II, 592); aber damit diese Richtung wirklich Wurzel fasse, war es nöthig, daß auch ein Dichter aus den Reihen des östreichischen Volks selbst hervorgehe, um sie zum wahren Eigenthume desselben zu machen. Dies war Alxingers Aufgabe, und da er sie mit Talent und Geist erfüllt hat, kann ihm die Literaturgeschichte ihre bleibende Anerkennung nicht versagen.

Johann Baptist von Alxinger, geb. zu Wien am 24. Jan. 1755, zeigte schon frühe nicht gewöhnliche Talente, die durch die treffliche Leitung seines Lehrers, des berühmten Numismatikers Ekhels zu glücklicher Entwickelung gediehen. Durch diesen wurde er mit der klassischen Literatur der Alten vertraut gemacht, die den erfreulichsten Einfluß auf seinen Geist und seinen Geschmack ausübte. Nachdem er später auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie und Jurisprudenz studirt und sich die Würde eines Doctors der Rechte erworben hatte, wurde er zum K. K. Hofagenten ernannt, in welcher Stellung er sich um die leidende und unterdrückte Menschheit vielfache Verdienste erwarb, da ihm sein Vermögen erlaubte, von Gelderwerb abzusehen und er seine Zeit und seine Talente den Dürftigen widmete, die sich um Hülfe an ihn wandten. Im J. 1794 wurde er Secretair bei der Direction des Hoftheaters. Früher schon war er Mitglied der Akademie in Mann-

heim geworden, und arbeitete seit 1791 an der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung. Er stand mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern Deutschlands in reger Verbindung, so mit Wieland, Geßner, Uz, Ramler, Gleim, Göckingk, Fr. Nikolai, L. H. v. Nicolay u. A. m. Leider starb er schon am 1. Mai 1797.

Ohne zu den bedeutenderen Talenten zu gehören, hatte Alxinger gerade diejenigen Anlagen, die ihn geeignet machten, sich das Verdienst zu erwerben, das wir oben bezeichnet haben; insbesondre hatte er die glückliche Gabe, sich das Fremde leicht anzueignen, oder sich in dasselbe zu versetzen. Daher beschäftigte er sich auch gern mit Uebersetzungen, namentlich aus den alten, doch auch aus den modernen Sprachen, und seine Arbeiten dieser Art gehören unstreitig zu den bessern Erscheinungen in diesem Gebiete. Aber er hatte zudem so viel productive Kraft, daß er es wagen durfte, seinen Vorbildern nachzustreben. Mit richtigem Gefühl und Erkenntniß dessen, was seine Zeit und sein Volk insbesondere verlange, schloß er sich in seinen größeren epischen Arbeiten nicht an die Alten, so sehr er diese auch verehrte und liebte, sondern an Wieland an, dessen glücklichen Einfluß auf seine Landsleute er wahrgenommen hatte. So entstanden die zwei großen Rittergedichte, die ihm einen achtungswerthen Rang in der Literatur zusichern, „Doolin von Mainz (Lpz. 1787) und „Bliomberis" (Lpz. 1791). Freilich stehen beide Gedichte tief unter den Meisterwerken seines Vorbilds Wieland, den Alxinger weder an Reichthum der Phantasie, noch an künstlerischer Bildungskraft erreichte; er weiß es nicht, wie jener, aus dem unscheinbaren Erz das Gold herauszuschlagen, das sich in ihm vorfindet, oder, um ein besseres Bild zu gebrauchen, den Keim, den ihm der Stoff liefert, zu einem blühenden, fruchttragenden Baum zu entfalten. Es fehlt daher seinen Gedichten an Mannigfaltigkeit, so wie an lebenswarmer Einheit, es fehlt oft den Begebenheiten an poetischem Interesse, den Charakteren an Tiefe und Wahrheit; aber bei allen diesen Mängeln besitzen diese Gedichte noch manchen Vorzug, der ihnen eine bleibende Bedeutung zusichert. Wir erwähnen zunächst die reine und im Ganzen wohllautende, mit dem treuesten Fleiß ausgearbeitete Sprache, ein Verdienst, das um so mehr anzuerkennen ist, als der Dichter damals in seinem Vaterland noch große Unbeholfenheit und von gewisser Seite absichtlich festgehaltene Rohheit vorfand, die mit solchem Glück zu überwinden, als ihm in der That gelang, von eben so viel Geschmack als Festigkeit zeugt. Und wenn Alxinger kein anderes Verdienst hätte, als das, zur Veredlung der Sprache in seinem Vaterlande wesentlich beigetragen und einen Rückfall in die frühere Barbarei unmöglich gemacht zu haben, so würde dies schon hinreichen, ihm unsre vollste Anerkennung zuzuwenden. Zudem bieten die beiden Rittergedichte Alxingers, wenn sie auch im Ganzen wegen ihrer mangelhaften Composition auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen können, wenn ihnen auch der Reiz der Mannigfaltigkeit abgeht, da sich beinahe die ganze Handlung um Kämpfe und Gefechte dreht, im Einzelnen doch manche gelungene Stellen, namentlich viele glückliche Beschreibungen dar, und endlich, was wir nie gering achten sollten, es spricht sich in ihnen ein edles, reines, für alles Gute und Schöne, namentlich für die menschliche Würde begeistertes Gefühl aus, das einen glücklichen Eindruck auf den Leser nie verfehlen und ihn mit Liebe, wenn nicht zum Gedicht, doch zum Dichter erfüllen wird.

Der „Doolin von Mainz", von welchem im J. 1797 eine durchgängig verbesserte Auflage erschien, ist nach einem alten französischen Romane bearbeitet. Doch hat der Dichter der schon inhaltsreichen Handlung noch eine Episode von eigener Erfindung, die Geschichte Bertrands und Gloriandens, hinzugefügt. Der größte Mangel des Gedichts besteht darin, daß es eine doppelte Handlung hat, nämlich die Befreiung von Doolins Mutter und Geliebten, wodurch es in zwei Theile zerfällt, die dadurch noch nicht zur Einheit werden, daß der Befreier in beiden Fällen der nämliche Held, nämlich Doolin, ist. Das zweite Rittergedicht Alxingers „Bliomberis", welches Seume im J. 1802 mit vielfachen Verbesserungen, die jedoch nur die Sprache berühren, in neuer Auflage herausgab, beurkundet allerdings keinen Fortschritt des Dichters, ja es steht in gewisser Hinsicht sogar unter dem „Doolin", da es ihm noch weitaus mehr an Mannigfaltigkeit der Ausführung fehlt, und es nur aus der Anreihung ziemlich gleichartiger Abenteuer besteht, welche der Held bestehen mußte, um die Tochter des Frankenkönigs Pharamund zu erwerben.

Später bearbeitete Alxinger auch den bekannten Roman „Numa Pompilius" von Florian in Versen (Lpz. 1792); doch so interessant diese Arbeit auch ist, weil man aus ihr die politische Bildung des Verfassers ermessen kann, so unbedeutend ist sie dagegen als Dichtungswerk betrachtet.

Aus „Doolin von Mainz".

(1. Ges. Str. 1—15.)

1. Wer ist der Mann, der tief in diesem finstern Wald,
Wo Dickicht überall das scheue Wild beschützet,
Und selten nur das krumme Jagdhorn schallt,
Vor einer Klause betend sitzet?
Sein himmelwärts gekehrter Blick,
Sein härnes Kleid, sein hänfner Knotenstrick
Und die Sandal' am nackten Fuße
Zeigt einen Heiligen in überstrenger Buße.

2. Doch eingegraben steht auf seinem Angesicht,
Daß er den größern Theil des schönen Lebens nicht
In dieser frommen Ruh und thatenlos durchlebet.
Kraft schwellt ihm jeden Nerv, und jeden Zug erhebet
Ein Selbstgefühl, das Helden angestammt
Und unvertilgbar ist; sein tiefes Auge flammt.
Kaum kann des Beters Stirn den edlen Trotz verhehlen,
Noch immer scheinet sie zu schrecken, zu befehlen.

3. Graf Guido, Frankens Stolz, der erste Paladin
Am Hofe seines Freunds, des mächtigen Pipin,
Der Damen Augenmerk, der Held, der Aire's Mauern,
Pavia's Wall erstürmt, hat sich hierher verbannt,
Der Tage Rest als Klausner zu vertrauern.
Kein Eisenhandschuh deckt die sehnenvolle Hand
Des tapfern Mannes mehr, denn mit dem Rosenkranze
Vertauschte sie das Schlachtschwert und die Lanze.

4. Als Knappe dient' er einst dem kriegrischen Martell,
Verbrüderte sich dann mit dessen älterm Sohne
Und ebnet' ihm den Weg zum Frankenthrone.
In dem Entschlusse klug, in der Vollführung schnell,
Erfocht der Held; als Gryphon sich empörte,
Und als Aistulph Italien verheerte,
Der Siege viel; auch war Pipin,
Wiewohl ein Fürst, doch dankbar gegen ihn.

5. Er lohnt' ihm mit der Hand der schönen Kunigunde.
Die Grafschaft Mainz und jede Tugend war
Ein Brautschatz, Guido's werth, und hochbeglückt das Paar.
Nach Jahren liebt' es sich, wie in der Trauungsstunde.
Zwar Einen Sohn gab Kunigunde nur
Dem zärtlichen Gemahl; doch sparte die Natur
Nur desto liebender, wie gute Mütter pflegen,
Für diesen Einzigen all ihren reichen Segen.

6. Der kleine Doolin, so hieß Guido seinen Sohn,
Wuchs bald empor zum hoffnungsvollen Knaben.
Da trieben ritterliche Gaben
Und Geist und Kraft die ersten Blüthen schon.
Der Spielgenossen Schaar schien nur auf ihn zu achten.
Was Doolin vorschlug, das gefiel;
Doch meistens schlug er vor ein kriegerisches Spiel,
Turniere, Kämpfe, Stürme, Schlachten.

7. Und wies er sich in junger Mädchen Kreis,
Dann war ein Blick von ihm der allerhöchste Preis,
Und jede strebt' ihn zu verdienen.
Man sah das ganze Weib schon in der Kinder Mienen,
Sah, daß schon Leidenschaft im zarten Busen gohr.
Wie manche bargen sich, wenn bei dem Pfänderspiele
Ein Zwist entstand, vor ihm scheinzornig hinter Stühle;
Doch immer sahen sie, gesehn zu sein, hervor.

8. Acht Jahre waren so im Kindheitstraum verschwunden.
Zum Edelknabendienst rief jtzt des Vaters Rang
Ihn nach Paris, noch mehr sein eigner Hang.
Der kluge Guido selbst entdeckt es Kunigunden.
Sie seufzt und willigt ein; als von des Königs Tod
Die Nachricht kommt samt einem Aufgebot
Von dessen Sohne Karl. Er lässet vor die Stufen
Des neuen Throns die Reichsvasallen rufen.

9. Graf Guido säumet nicht, mit Doolin hinzuziehn.
Der weise Karl empfängt und unterscheidet ihn
Als einen alten Freund, der auf den Pfad der Ehre
Ihn früh gelenkt durch Beispiel und durch Lehre,
Verleihet ihm zum Lohn für die geprüfte Treu
Noch neue zu den alten Lehen,
Kann sich nicht satt am kleinen Doolin sehen,
Und wünschet, daß er bald ein zweiter Guido sei.

10. Einst sagt er ihm: „Da schau'", und hebt zugleich den Knaben
Vom Boden auf, „da schau' und wähl' ein Kleinod, Kind!
Dein Vater war so treu stets gegen uns gesinnt,
Du mußt dafür von Karln ein Angedenken haben."
Der Knabe nickt ihm Dank und schaut umher im Saal,
Sieht manchen goldenen Pokal,
Voll köstlichen Gesteins, manch schön getriebnes Becken,
Manch seidnes Waffenkleid und manche reiche Decken.

11. Sein prüfend Auge weilt auf jedem Gegenstand;
Doch plötzlich schreit er auf, die Hände freudig hebend,
Und, ungeduldig niederstrebend,
Läuft er dem Winkel zu. Hier unter prächt'gem Tand
Steht, wie ein grauer Held im goldnen Hofgedränge
Ein kaum bemerktes Schwert, von nicht gemeiner Länge,
Doch alt und prunklos; dieß hat Doolin schon gefaßt,
Und mühsam schleppt er her die angenehme Last.

12. „Herr König, gebt mir das; es ist zwar nur von Eisen,
Doch ist es lang und groß." Karl staunt den Knaben an,
Der Vater weint, die Richter alle preisen
Ihn hochbeglückt. „Fürwahr," beginnt Turpin, „als Mann,
Als Held hat euer Sohn gewählet."
„Das hat er!" rufet Karl mit der Entzückung Ton,
„Und früher Trefflichkeit gebühret früher Lohn:
Weh dem, der Jahre nur und nicht Verdienste zählet!"

13 Er sagt's, besteigt den Thron, ruft Doolin, lässet ihn
Auf die mit rothem Sammt bedeckten Stufen knien,
Gibt ihm den Ritterschlag mit dem gewählten Schwerte,
Und schenkt es ihm und küsset ihn und spricht:
„Der neue Ritter weiß es nicht,
Welch großes Kleinod er von seinem Freund begehrte.
Nach Durandaln ist Euch, bei meinem Rittereid!
Ein Schwert, wie dieß, nicht in der Christenheit.

14. Ich selbst erhielt es einst aus Stephans heil'gen Händen.
Vor böser Zauberei Gewaltsamkeit beschützt
Des Schwertes Weihe den, in dessen Faust es blitzt,
Ihn kann die Hölle selbst nie täuschen, nie verblenden.
Ich gönnt' es Wenigen, doch dir,
Dir gönn' ich's, Sohn! O Edle, glaubet mir,"
Setzt Karl hinzu, im Auge Freudenthränen.
„Die Stunde kostet einst viel Blut den Sarazenen."

15. Am Hofe Karls entflohn schnell, wie ein Augenblick,
Acht Tage bei Bankett, bei Ritterspiel und Tanze;
Doch mit des neunten Morgens Glanze
Zeucht Guido und sein Sohn nach ihrem Mainz zurück.
Die Gräfin sieht mit innigem Vergnügen,
Daß auch ihr Doolin schon vom Hofe wiederkehrt;
Er aber eilet, sich an ihre Brust zu schmiegen,
Erzählet, was geschehn, und weiset ihr sein Schwert.

Friedrich August Müller.

Von größerem Talent als J. B. von Alxinger und selbst als Nicolay ist **Friedrich August Müller** derselben Vergessenheit anheimgefallen, wie jene, deren Bestrebungen er theilte. Derselbe war am 16. Sept. 1767 zu Wien*) geboren. Da seine Eltern protestantischer Religion waren, schickten sie ihn im J. 1776 in das Basedow'sche Philanthropin zu Dessau, wo er bis 1785 verblieb. Hierauf brachte er ungefähr fünf Jahre auf den Universitäten zu Halle und Göttingen zu, ohne sich jedoch mit einem bestimmten Fachstudium zu beschäftigen, da er bei seinen günstigen Vermögensumständen nicht nöthig hatte, sich um eine Anstellung zu bewerben. Dagegen studirte er mit dem größten Eifer die Literatur der Alten und Neueren, und so auch die Philosophie nach Kant. Wohin er sich wendete, als er die Universität verließ, ist unbekannt, wie wir denn überhaupt nur sehr Mangelhaftes von seinen Lebensverhältnissen wissen. Gegen das J. 1793 ging er nach Erlangen, wo er sich 1797 als Privatdocent habilitirte. Als jedoch seine dortigen Freunde, Pfarrer Abegg und Professor Isenflamm, diese Stadt verließen, entschloß auch er sich, 1804 in die Heimat zurückzukehren. Auf der Reise scheint er sich einige Monate in Regensburg bei einem Freunde aufgehalten zu haben, von dem er das Schwedische erlernte; die neuerworbene Kenntniß benutzte er zu einer Uebersetzung der Tragödie „Oden, oder die Auswanderung der Asen" von Leopold (Lpz. 1805). In Wien führte er im Kreise seines Bruders und Oheims, so wie einiger Freunde und unter steter Beschäftigung mit Literatur und Poesie ein friedliches und glückliches Leben; aber in Folge unheilbarer Schlaflosigkeit starb er schon am 31. Januar 1807 im 40. Jahre seines Alters.

Noch während seines Aufenthalts auf der Universität schrieb F. A. Müller zwei große epische Gedichte, „Richard Löwenherz" (Berl. u. Stettin 1790) und „Alfonso" (Gött. 1790), drei Jahre später ein drittes, „Adalbert der Wilde" (Leipz. 1793); außerdem hat er noch Manches in Jour-

*) Daß er ein Schweizer gewesen, wie Einige behaupten, ist unbegründet, möglich aber, daß er von Schweizern abstammte.

nalen und Almanachen drucken lassen, aber da seine Beiträge in Folge seiner beinahe übergroßen Bescheidenheit (wie auch die beiden erstgenannten Gedichte) ohne seinen Namen erschienen, so ist es nicht möglich, dieselben zu bezeichnen. Was die Dichtungen betrifft, über welche wir allein urtheilen können, so erscheint er in denselben als einer der talentvollsten Nachahmer Wielands, und manche Stellen sind des großen Meisters würdig. Seine Gedichte ragen allerdings nicht, wie die seines Vorbilds, durch Reichthum der Erfindung und künstlerische Größe der Composition hervor, vielmehr liegt seine Schwäche gerade in diesen Seiten; auch hat er zu häufig Begebenheiten und Situationen den Dichtungen Wielands, wenn auch nicht geradezu entlehnt, doch nachgebildet; aber bei alledem sind seine Schöpfungen doch immer bemerkenswerth. Namentlich ist er in der Schilderung der Seelenzustände, wie überhaupt in jeder Art von Gemälden, sehr glücklich; sie sind eben so gut entworfen als ausgeführt, ja die Ausführung ist bei dem lebendigen, warmen Colorit, das er über sie zu verbreiten weiß, oft des größten Dichters würdig; sie sind tief empfunden und von wirkungsvoller Anschaulichkeit. Seine Sprache, in welcher Wielands Einfluß unverkennbar ist, zeugt von gebildetem Geschmack und lebendiger Phantasie; die Versification ist wohllautend, und erreicht oft die liebliche Anmuth Wielands.

Unter den drei genannten Gedichten sind die beiden ersten ohne Zweifel am gelungensten, und sie gefallen auch bei ihren unverkennbaren Mängeln. Im „Richard Löwenherz“, der in freien gereimten Jamben gedichtet ist, während er in den beiden andern die Wielandische Strophe gebraucht hat, ist der Stoff zwar an sich gut gewählt, theils weil der Held eine wirklich großartige ächt poetische Figur ist, theils weil er uns in die lebensvollen Zeiten der Kreuzzüge versetzt; allein die Ausführung ist schon deshalb verfehlt, weil er uns den Helden beinahe nur in der Gefangenschaft zeigt, wodurch er in einer mit dem Begriff einer Hauptperson unverträglichen Unthätigkeit erscheint. Der „Alfonso“, dessen Stoff der Dichter selbst erfunden hat, erinnert in seiner ganzen Anlage allzusehr an den schönsten Abschnitt im „Oberon“. Auch werden in demselben zu viele Knoten geschürzt, aber nicht gelöst, sondern willkürlich zerschnitten, so daß jeder künstlerische Eindruck zerstört wird. Aber in beiden Gedichten ist das Einzelne vortrefflich, die vielen schönen Beschreibungen und Gleichnisse beurkunden des Dichters beobachtenden Blick, eine tiefe Empfindung und ein reines, für das Schöne und Wahre begeistertes Herz. Im „Alfonso“ ist, obgleich derselbe bald nach dem „Richard“ erschien, ein großer Fortschritt in Behandlung und Sprache sichtbar, leider ist dies nicht auch bei „Adalbert dem Wilden“ der Fall, und insbesondere ist in diesem die künstlerische Anordnung noch viel mangelhafter als bei den ersten. Der Dichter hat eine Menge von Begebenheiten und Personen angehäuft, welche, da sie für die Haupthandlung keineswegs nöthig sind, die Einheit stören. Auch ist er oft in der Schilderung von Zuständen und Charakteren überladen, so z. B. in dem Abt Gregor, dessen Gemeinheit er zum Nachtheile des Ganzen viel zu grell hervortreten läßt. Aber eben darin erkennt man wiederum die tüchtige Gesinnung des Dichters, der sich von seinem Abscheu gegen das Schlechte zu diesen Uebertreibungen hinreißen ließ. Uebrigens sind auch im „Adalbert“ manche gelungene Stellen, unter denen auch hier die Schilderungen, z. B. der Turniere und Zweikämpfe, sich auszeichnen.

Aus „Alfonso“.

Einst lag der Jüngling schlummerlos
Im Mondenschein auf seiner Hüttenmatte.
Die Ruhe floh sein Herz: er sah und fühlte blos,
Was er noch kurz zuvor, gesehn, empfunden hatte.
So schön, so reizend war sie nie
Die Göttliche; so hatte sie in Küssen
Der Liebe nie sein Herz zur Wonne hingerissen!
Wohin sein Auge fiel, da fand, da sah er sie.

Berauscht vom Nachgenuß, kann er dem Drang nicht wehren
Zu jenem Ort noch einmal hinzukehren,
Der Zeuge ihrer Freuden war.
Es ist um Mitternacht; der Mond hat schon die Mitte
Des stillen Laufs erreicht mit seiner Sternenschaar.
Ganz leise stiehlt er sich aus seiner Hütte,
Wo sie, so schmeichelt ihm sein Herz, in sanfter Ruh
Auch träumend sein gedenkt, und eilt dem Walde zu.

Süß weht der Duft des Haines ihm entgegen.
Bey jedem Lüftchen, das mit buntem Blüthenregen
Sein Haupt bestreut, scheint ihm der Geist
Der Liebe sich durch Laub und Aeste zu bewegen,
Und ein geheimer Zauber reißt
Ihn tiefer in den Hain. Er wandelt mit Entzücken
Durch sein Gewinde fort, das den getäuschten Blicken,
Wohin er sieht, ein Bild des schönen Mädchens weis't.

Bald wird er sie, im Glanz der Mondenhelle,
Am fernen Rosenbusch gewahr;
Bald sucht er sie an einer theuern Stelle,
Die Zeuge manches Schwurs und stiller Freude war;
Bleibt oft beym Murmeln einer Quelle,
Und wenn der West sein Lockenhaar
Bewegt, und wenn ein Reh durch die Gebüsche rauschet,
Voll süßer Ahndung stehn und blickt und lauschet.

Und als er so, dem schönsten Traum zum Raube,
Von Täuschungen gelockt, im Dunkeln weiter geht:
Wie wird ihm, als er nun auf einmal vor der Laube,
Vor der geliebten Laube steht,
Wo er, vor wenig Augenblicken,
An ihrer Seite saß, mit trunkenem Entzücken
Ihr schlagend Herz an seinen Busen schloß,
Und Amors reinstes Glück ihr gab — durch sie genoß.

Nicht mehr von grauer Nacht umschattet,
Im zauberischen Dunkelhell,
Wie Tag und Nacht zur Dämmerung sich gattet,
Steht sie verborgen da. Der Mond beleuchtet grell
Der Zweige grünes Netz, das sich auf lauen Lüften
Sanft lispelnd wiegt, und aus der heimlichstillen Ruh
Des Innern weht ein Geist von Balsamdüften
Auf den entzückten Jüngling zu.

Ein Vorgefühl von heimlichem Vergnügen
Bezaubert, reißt ihn fort. Er tritt hinein
Und sieht — o welch Gesicht! kann etwas schöner seyn: —
Und sieht Malwinen selbst entschlummert vor sich liegen.
Sie hatte, so wie er von Leidenschaft gequält,
Dem Lager sich entwandt und diesen Weg gewählt,
Und war, von Blüthenduft und süßern Bildern trunken,
Allmählig in den Arm des Schlummergotts gesunken.

Schön liegt sie, wie ein Bild von einer Meisterhand,
Auf grünen Sammt von Rasen hingegossen,
Und von dem dünnen Nachtgewand
So leicht, so malerisch umflossen,
Daß es den reizenden Contur
Der Glieder kaum, wie dünne Nebel, decket,
Und was sein Faltenwurf verrätherisch verstecket,
Befeurt die Phantasie zu schönern Bildern nur.

Das lächelnde Gesicht, des Busens rege Hügel
Sind malerisch vom Mondenschein erhellt,
Wie auf ein Venusbild, vom angestrahlten Spiegel
Ein grelles Licht in dunkle Schatten fällt.
Der Hüften sanft gehobne Wellen,
Und was der keusche Flor verhüllt,

Umdämmert nur das Licht, das durch die einzeln Stellen,
Wo sich das Laub verdünnt, verstohlen niederquillt.

Sanft ruht ihr Haupt auf einer von den Händen,
Die die Natur zum Ideal
Erschuf; die andre scheint dem keuschen Strahl
Des Mondes manchen Reiz entwenden
Zu wollen, den das dünne Weiß
Des Flors zu treulos deckt. Ein schmachtendes Verlangen
Schwellt ihren halbgeschloßnen Mund, und heiß,
Wie Amors Glut, entbrennt der Purpur ihrer Wangen.

Berauscht, verzaubert bleibt der Ueberraschte stehn
Vor diesem Götterbild, und wünscht sich tausend Augen,
Um jeden Reiz der Schönheit einzusaugen,
Die nie sein Jünglingsblick so unverhüllt gesehn.
Ein lüsternes, wollüstiges Entzücken,
Das Flammen gleich in seinen Busen schlich,
Durchzittert sein Gebein, die Arme öffnen sich,
Die schöne Schläferinn an seine Brust zu drücken.

Doch plötzlich starrt sein Blut, das rasche Lust
In schnellern Kreisen trieb, wie Eis in seiner Brust;
Er bebt, als hab' er ein Verbrechen schon begangen,
Und seine Arme, jetzt zum glühenden Umfangen
Geöffnet, sinken schwach zurück. —
Ach! nur noch einen, einen Blick:
Dann will er tugendhaft den Lockungen entfliehen,
Die ihn so zauberisch in Wollustnetze ziehen.

Auf einmal scheint ein holder Traum
Die Schlafende, die, kurz vorher noch kaum
Zu athmen schien, von neuem zu beleben;
Die Brust beginnt sich stürmischer zu heben;
Sie streckt den Arm so liebevoll, so schwach
Nach einem Traumbild aus, und horch! ein leises Ach!
Ein zärtliches Alfonso! tönet
Aus ihrer Brust herauf, wie Sehnsucht girrend stöhnet.

Zu viel, zu viel für sein bestürmtes Herz!
Ein kalter Weiser nur, dem sinnliches Vergnügen
Die Seele nie umwölkt, kann hier — vielleicht noch siegen;
Alfonso — kann es nicht: die Wonne wird zu Schmerz,
Und unaufhaltbar hingerissen
Von Zärtlichkeit, von angsterfüllter Lust,
Sinkt er berauscht an ihre Schwanenbrust,
Und weckt die Träumende mit langen Sehnsuchtsküssen.

Christoph Friedrich v. Schiller.

Als sich Schiller nach langer Unterbrechung wieder zu poetischen Productionen gedrängt fühlte, übersetzte er, um sich wieder mit der dichterischen Sprache vertraut zu machen, zwei Bücher, das zweite und dritte, aus Virgils „Aeneide". Außer den schon oben (S. 115) bemerkten glücklichen Ergebnissen hatte diese Beschäftigung noch die weitere Folge, daß sie ihm die Idee eingab, ein größeres episches Gedicht zu unternehmen, und sein Briefwechsel mit Körner zeigt uns, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftigte, und zugleich, wie tief und wahr seine Ansichten vom Epos waren. Er hatte die Ueberzeugung, daß ein solches Gedicht einen nationalen Stoff behandeln müsse. Es lag allerdings nahe, Friedrich II. zum Gegenstande einer größeren epischen Dichtung zu machen und es hatte ihn sein Freund Körner schon im J. 1788 dazu aufgefordert, allein damals fühlte Schiller noch nicht die Kraft, an eine solche Arbeit zu gehen. „Deine Idee", schrieb er an Körner, „ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh." Doch hatte der Gedanke zu großen Reiz, als daß er ihn ganz hätte fallen lassen können; aus einem Briefe an Körner vom J. 1789 ersehen wir, daß er sich sogar schon für das Versmaß, die italienische Stanze, entschieden, und über die Epoche aus Friedrichs Leben nachgedacht hatte, die er zum Mittelpunkt des Ganzen zu wählen gedenke; auch enthält der Brief mancherlei Andeutungen über Anlage, Composition und Entfaltung des großen Gemäldes. Al-



Schiller lesend.

lein längeres Nachdenken überzeugte ihn, daß dieser Stoff nicht für ihn passe. „Ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen," schrieb er am 28. Nov. 1791 an seinen Freund; „er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen." Dagegen glaubte er in Gustav Adolf einen fruchtbaren Stoff gefunden zu haben, er zog ihn deshalb um so mehr an, als er die poetische Darstellung der Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen daran knüpfen zu können hoffte. Doch trat auch dieser Gedanke vor den dramatischen Arbeiten zurück, die ihn nun entschiedener zu beschäftigen begannen. Zwar kehrte später die Lust zur epischen Dichtung wieder zurück, aber er scheint den Gedanken, ein größeres Epos zu dichten, ganz aufgegeben zu haben, und er beschränkte sich auf kleinere epische Dichtungen, worin er freilich außerordentlich Großes leistete und in der That eine ganz neue Gattung schuf. Ob er gleich die hieher gehörigen Gedichte bald Balladen und bald Romanzen, auch wohl Erzählungen nannte, unterscheiden sie sich doch wesentlich von allen andern Dichtungen, welche man bis zu ihm mit diesen Namen bezeichnet hatte. Wie Allem, was er dichtete, so drückte er auch der lyrisch-epischen Poesie den Stempel seines Geistes auf, indem er ihr eine höhere geistige Bedeutung unterlegte. Es lag ihm nicht sowohl daran, irgend eine interessante Begebenheit zu erzählen, vielmehr wollte er in derselben eine hohe und bedeutsame Wahrheit zur Anschauung bringen. Aber es waren damals, als er diese Dichtungen verfaßte, seine Ansichten über das Wesen der Poesie schon so sehr geläutert und gekräftigt, daß er die Idee, die er darstellen wollte, mit der größten

Kunst und Sicherheit in den erzählten Begebenheiten aufgeben ließ, und die Dichtung keineswegs als eine solche erscheint, die einen außerhalb der Begebenheit liegenden Zweck hat. Dies fühlte Göthe sogleich recht lebendig, und er, dessen poetische Richtung so durchaus objectiv war, sagte ausdrücklich, daß er die Darstellung der Ideen, wie sie in Schillers Balladen behandelt würden, für kein Dehors der Poesie halte und er dergleichen Gedichte nicht mit denjenigen wolle verwechselt wissen, welche abstracte Gedanken symbolisirten*). In der That hat Schiller in seinen Romanzen**) die Begebenheit so dargestellt, daß sie auch dann die größte poetische Wirkung hervorbringt, wenn man sich der in ihr liegenden Idee nicht bewußt wird, und sie machen daher, wie alle Kunstwerke, einen unmittelbaren Eindruck auf das Gemüth und die Phantasie des Lesers. Dies konnte der Dichter nur dadurch erreichen, daß er die größte Kunst auf die Entfaltung der erzählten Begebenheit verwendete, und theils durch die poetische Entwickelung des Stoffs, theils durch die Anordnung desselben, theils durch die Darstellung der einzelnen Verhältnisse und endlich durch die Wahl des Versmaßes das Gemüth des Lesers in eine solche Lage oder Thätigkeit versetzte, daß die zu Grunde liegende Idee in ihm zum lebendigen Bewußtsein erwachen mußte. Es hat Schiller in seinen Romanzen, um diese Seite sogleich hervorzuheben, einen überraschenden Reichthum an Vers- und Strophenformen entwickelt. Alle bewegen sich in verschiedenen, glücklich gebildeten Formen, die sich wie von selbst an den Inhalt anschmiegen. Die längeren und ungleichartigen Strophen im „Handschuh" passen vortrefflich zur Darstellung der mannigfaltigen Situationen und Erscheinungen, die er besonders hervorheben will, um die letzte, die muthige That des Ritters und dessen empörtes Gefühl gegen die herzlose Dame desto lebendiger zur Anschauung zu bringen. Im „Taucher" würde eine solche Form den Gang der Erzählung aufgehalten haben, dagegen geben die mit Jamben vermischten Anapästen dem Verse oft eine raschere Bewegung, die dem Inhalt durchaus angemessen sind, während der ruhige, gehaltene Rhythmus im „Ring des Polykrates" vortrefflich zum Tone des Ganzen paßt. Im „Kampf mit dem Drachen" ist die lange Strophe mit ihren kurzen Zeilen und ihren Anfangs gepaarten Reimen, die am Schluß in verschränkte übergehen, für den einfach feierlichen Gang der Erzählung vorzüglich geeignet, die ohne äußern Prunk mit ruhigem Ernst einherschreitet. Aehnlich ist die Strophe in den „Kranichen des Ibycus", aber sie ist bedeutend kürzer, weil die Erzählung rascher ist, und die einzelnen Situationen lebendiger hervortreten. Und so hat jede Romanze einen andern, wahrhaft charakteristischen Strophenbau. Nicht weniger groß ist die Mannigfaltigkeit, der Reichthum und der Wohllaut der Sprache, und um sich der ganzen Kunst bewußt zu werden, die der Dichter in dieser Beziehung entwickelt, darf man nur die Schilderung des Strudels im „Taucher" mit der der Eumeniden in den „Kranichen" oder mit den einzelnen Schilderungen in der „Bürgschaft" vergleichen. Eben so großartig ist die Anordnung des Stoffs und es hat Schiller darin die höchste künstlerische Meisterschaft beurkundet, ob er eine Reihefolge von Begebenheiten in einen einzigen Punkt vereinigt, wie im „Kampf mit dem Drachen" und dem „Grafen von Habsburg" oder sie in zwei Haupttheile zerlegt, wie in den „Kranichen", oder endlich sie einfach an einander reiht, wie in der „Bürgschaft"; denn überall war nur die eben gewählte Anordnung des Stoffs gerade diejenige, durch welche der Dichter die beabsichtigte Wirkung vollkommen erreichen und die zu Grund liegende Idee zur höchsten Anschauung bringen konnte. Die Ideen aber, die er zu versinnlichen suchte, waren immer solche, die seiner großartigen und rein sittlichen Lebensansicht entsprachen. „Der Mensch versuche die Götter nicht, Und begehre nimmer und nimmer zu schauen, Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen," ruft uns der Taucher zu. In den „Kranichen" ist, wie im „Grafen von Habsburg", die Macht des Gesanges zur Anschauung gebracht, aber wie verschieden in beiden! Denn während im ersten Gedicht die Dichtkunst als rächende Gewalt erscheint („Vom Eumenidenchor geschrecket, sucht sich der Mord, auch nie entdecket, Das Loos des Todes aus dem Lied," heißt es schon in den „Künstlern"), wird sie im zweiten als belohnende Göttin dargestellt, indem sie die fromme Handlung verkündigt, welche bei der Bescheidenheit des Kaisers verborgen geblieben wäre. „Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn," ruft uns in der Bürgschaft der erschütterte Tyrann zu; und im „Kampf mit dem Drachen" bringt uns der Dichter zum Bewußtsein, daß es noch etwas Höheres gebe, als den persönlichen Heldenmuth; daß die freiwillige Unterordnung der Persönlichkeit unter das höhere Gesetz den wahren Christen bilde, und im „Gang nach dem Eisenhammer" wird der Sieg des einfältigen frommen Sinns über die Bosheiten der Welt zur lebendigen Anschauung gebracht. So gehören denn Schillers Romanzen, man möge sie nach ihrer künstlerischen Entfaltung oder nach ihrer Sprache und Darstellung oder endlich nach der ihnen zum Grunde liegenden Idee beurtheilen, zu den köstlichsten Erscheinungen unserer Literatur, und sie eignen sich aus allen diesen Gründen auch vorzüglich zu Zwecken der Jugendbildung.

Ehe Schiller seine Romanzen dichtete, hatte er schon einige andre Versuche in epischen Darstellungen gemacht, und auch diese sind in ihrer Art trefflich. Aber damals herrschte bei ihm die didaktische Richtung noch so überwiegend vor, daß es uns keinen Augenblick verborgen bleiben kann, daß der Dichter sie wegen der Idee schuf. Es sind daher wahre Parabeln, unter welchen das „Verschleierte Bild zu Sais" die so tief liegende Idee versinnlicht, daß der Mensch auf sündhaftem Wege nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann, während „Die Theilung der Erde" und „Pegasus im Joch", wie Hofmeister sehr treffend bemerkt, „das Mißverhältniß verbildlichen, in welchem der Dichter zur Wirklichkeit steht".

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 4, 74.

**) Nach Echtermeyers scharfsinniger Untersuchung stellt die Ballade den epischen Stoff vom Standpunkt der unmittelbaren Volksanschauung dar, wogegen ihn die Romanze vom Standpunkt des idealen Selbstbewußtseins auffaßt.

1. Die Kraniche des Ibykus.

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll.
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her; nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich Euch;
Mein Loos, es ist dem Euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach:
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!'"

4. Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

5. Er ruft die Menschen an, die Götter;
Sein Flehen dringt zu keinem Retter:
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

6. Und schwer getroffen sinkt er nieder:
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört — schon kann er nicht mehr sehn —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von Euch, Ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so Dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste:
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht;
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen:
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

13. Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

15. Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

17. Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

18. So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

20. Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen.
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

21. „Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,

Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?"

22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

2. Der Taucher.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

4. Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor.
Und ein Edelknecht sanft und keck
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg:
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

5. Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab:
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

6. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7. Doch endlich da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

10. Und würfst Du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn;
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13. Und sieh! aus dem finster fluthenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's! und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

14. Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

15. Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

16. „Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

17. Es riß mich hinunter blitzesschnell:
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um; ich konnte nicht widerstehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten, schrecklichsten Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod:
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

20. Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

21. Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

22. Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23. Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist Dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich Dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst Du's noch einmal und bringest mir Kunde,
Was Du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel,
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

25. Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein;
„Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Franz Anton Joseph Ignatz Maria Freiherr von Sonnenberg.

Sonnenbergs erster Versuch im Epos, das schon oben (S. 189) angeführte „Weltende" ist uns nicht bekannt; es scheint aber, daß es nichts Anderes ist, als der erste Entwurf zu seinem spätern Gedichte „Donatoa" (2 Thle. Halle 1806) oder daß wenigstens die Hauptidee und wohl auch die bedeutendsten Einzelnheiten aus jenem in dieses übergegangen sind. Wenn es daher kaum störend ist, daß uns das „Weltende" unbekannt geblieben ist, so müssen wir dagegen lebhaft bedauern, daß er nicht dazu kam, ein andres Epos zu dichten, mit dessen Idee er sich eine Zeitlang beschäftigt zu haben scheint. Er berichtet uns nämlich, daß er die Absicht hatte, „die große Freiheitsschlacht der Schweizer (sein Geschlecht stammte ursprünglich aus der Schweiz) in einer Epopöe zu besingen, deren Ausarbeitung er wenigstens sein halbes Leben zu widmen gedenke". Mit einem solchen Stoffe, der seiner großartigen Phantasie und Darstellungsgabe, seinem für Freiheit und jede sittliche Größe begeisterten Gemüth so sehr entsprach, würde er gewiß eine Dichtung geschaffen haben, die den besten Erscheinungen im Gebiete des Epos hätte an die Seite gesetzt werden können. Denn er besaß eine solche Kraft der Erfindung und künstlerischen Bildung, daß er den reichen Stoff ohne Zweifel bewältigt hätte. Es erscheinen diese Gaben in seinem „Donatoa" sämmtlich in reichem Maße, und wenn dasselbe doch im Ganzen keine erfreuliche Wirkung macht, so liegt es vor Allem an dem Stoffe, welcher alle die Mängel herbeiführte, der das Gedicht bis zu einem gewissen Grade ungenießbar macht. Denn der Dichter führt uns in eine übersinnliche Welt, und zwar in eine solche, die aller sinnlichen Anschauung widerstrebt. Gott, die Engel des Himmels und der Hölle und die Ausübung der diesen von Gott überlassenen Gewalt, die Entfaltung ihrer dem menschlichen Geist unfaßbaren, übernatürlichen Kräfte, alle diese Personen und Begebenheiten können bei allem Talent und aller Kunst des Dichters keinen Gegenstand für das Epos bilden, dessen Hauptaufgabe gerade in der objectiv klaren Darlegung der von ihm behandelten Verhältnisse besteht. Allerdings hat Sonnenberg Alles geleistet, was bei einem solchen Stoff zu leisten möglich war, und namentlich hat er durch glückliche Erfindungen denselben oft zu verbessern gesucht. So hat er die Ueberirdischen zu wahren Gestalten oder, wie er sich ausdrückt, zu Charakteren geschaffen, indem er sie frei in den Weltgang eingreifen läßt. Da er sie aber nicht durch ihre Natur unabhängig von Jehovah darstellen konnte, wie die Götter der Griechen es von Zeus waren, weil dies der Christusreligion widerspricht, so hat er vorausgesetzt, daß Jehovah ihnen eine gewisse Freiheit und einen gewissen Raum zu unabhängiger Thätigkeit angewiesen habe, für deren Erfolg sie jedoch Gott verantwortlich sind, wie sie denn bei aller ihrer Macht und geistigen Größe doch nach beiden Richtungen hin Beschränkungen unterworfen sind, die in ihrer Natur selbst liegen. Denn sie sind zwar Engel, aber keine Götter. Dadurch konnte ihnen der Dichter auch bestimmte Charaktere zutheilen, und er hat dies mit großer Kunst und Ueberlegung gethan; sie unterscheiden sich sämmtlich in Sprache und Handlungsweise, so daß jeder Einzelne sich daraus leicht wieder erkennen läßt. Ja der Dichter hat seinen Geistern auch Körper gegeben, die nur unsern Augen nicht stets sichtbar sind; es sind dieselben weit weniger luftartig gehalten, als bei Klopstock; selbst Bekleidung aller Art hat er ihnen gegeben*). Und doch können seine Engel trotz aller dieser glücklichen Mittel nicht zur festen sinnlichen Erscheinung gelangen. Wir haben wiederum den Beweis, daß der Dichter zwar einen gegebenen Stoff zur höchsten Vollendung zu entfalten und zu gestalten vermag, nicht aber im Stande ist, aus Nichts Etwas zu schaffen: dazu gehört göttliche Schöpfungskraft, die dem Menschen nicht gegeben ist. Zwar scheint die griechische, überhaupt jede Mythologie, jede Sagenwelt dem zu widersprechen, denn in diesen begegnen uns feste Gestalten mit entschieden ausgeprägtem geistigem und körperlichem Charakter, und es sind dieselben eben so gut rein erfunden, als die Engelwelt Klopstocks oder Sonnenbergs. Allein wir bemerken sogleich einen tiefgreifenden Unterschied zwischen beiden Welten. Erstlich hat nicht ein einzelner Mensch die Gestalten der Mythologien und Sagen geschaffen, sondern ein ganzes Volk, und wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß das Volk, wie in der Sprache, so auch in poetischen Dingen, eine Schöpfungskraft besitzt, wie sie auch der begabteste Dichter niemals erreichen kann. Zweitens dürfen wir nicht vergessen, daß das Volk diese Schöpfungskraft auch nur in seiner Jugendzeit im vollsten Umfang besitzt, daß es aber dann bei seinen Schöpfungen in naiver Weise zu Werke geht, indem es die Götter und überirdischen Wesen nach seinem eigenen Bilde schafft, und dadurch auch wiederum die den Menschen nähergelegte Be-

*) So heißt es einmal:
„Orion, Adonalla, Libaniel, Ildi und Silpho
Schürzten ihr Aethergewand mit Abendstrahl an dem Knie auf,
Banden mit Silberschnur an die Füße sich rosigen Fittig,
Schwangen sich dann in die Lüft' und empor an Olendenda's Schulter
Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze."

schränkung kund gibt. Nun hat aber ein Dichter, wie schon gesagt, weder diese dem Volke allein zustehende Schöpfungskraft, noch hat ein moderner Dichter jene Naivetät, die ihm gestattete, göttliche Wesen nach seinem, oder, wenn man lieber will, nach dem Bilde der Menschen zu gestalten, deshalb sie aus seinen Händen immer als willkürliche, unfaßbare Luftgebilde hervorgehen werden, die niemals zur wahren sinnlichen Anschauung gelangen. Oder wenn man es doch unternimmt, ihnen menschliche Bildung und menschlichen Charakter zu geben, so wird sich sogleich der eigene Unglaube an seine Gestaltungen kund geben, und diese werden in Folge dieses Widerspruchs einen komischen Charakter annehmen.

Wenn der Dichter in der Darstellung der übersinnlichen Welt scheitern mußte, weil er Etwas unternahm, das die seiner menschlichen Natur gesteckten Gränzen überschritt, und wir bei aller Anerkennung seines Talents und seiner künstlerischen Ueberlegung von seiner Dichtung nicht befriedigt werden, so reiht er sich in der Darstellung der sinnlichen Welt den größten Dichtern an; sein Werk enthält in dieser Beziehung eine Fülle der herrlichsten Schöpfungen. Der Dichter ist groß in Zeichnungen der Charaktere, der guten, z. B. des weisen Eliora, des Jünglings Heroal und der Jungfrau Herkla, wie der bösen, z. B. des Weltmanns Atheor, des Kriegsfürsten Abdul u. a. m.; er ist groß in der epischen Schilderung der mannigfaltigsten Zustände und Begebenheiten, des Schlachtgetümmels und des idyllischen Lebens, der schönen oder großartigen Natur und der furchtbaren Umwälzungen, welche die Erde zertrümmern; er ist groß endlich in der Darstellung der Leidenschaften, des Ehrgeizes, der Sinnlichkeit, der edlen Liebe, und er entwickelt überall eine Kenntniß des menschlichen Herzens, eine Tiefe des Gefühls, eine Größe der Gedanken, eine Kunst der Darstellung, die seinen Dichterberuf glänzend beurkunden. So ist er auch ein Meister im Versbau. Sein Hexameter ist kunstvoll gebildet; man würde, auch ohne seine Andeutungen in der Vorrede, leicht bemerken, daß er Klopstock, Voß und die Alten sorgfältig studirt und sich im Versbau nach ihnen gebildet habe. In der rhythmischen Malerei ist er oft vortrefflich, und es könnten Hunderte von Versen als Muster hiefür angeführt werden*).

Alle diese und noch viele andere Schönheiten verschwinden aber in dem großen Gedichte; denn außer dem schon angeführten Hauptmangel haben wir noch den nicht minder wesentlichen zu erwähnen, daß das Gedicht an einer Ueberfülle von Begebenheiten leidet, unter denen sich sogar manche Wiederholungen finden, die immerhin unangenehm berühren, wenn sie auch Gelegenheiten geben, des Dichters Kunst in der Darstellung zu bewundern da er gerade in solchen Stellen eine seltene Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und der Anschauung entfaltet. Diese Fülle von Begebenheiten erschwert aber den Ueberblick des Ganzen um so mehr, als der Dichter die einzelnen Vorgänge stets wieder unterbricht, um neue an sie zu knüpfen. So ist es uns unmöglich, einen gedrängten Ueberblick des Gedichts zu geben; wir müssen uns darauf beschränken, den Inhalt desselben nur in seinen allgemeinsten Zügen darzustellen.

Auf Erden herrscht solche Verachtung des Ewigen und Heiligen, daß der Weltschutzgeist sie nicht mehr zu leiten vermag; er legte sie wieder in die Hände Gottes, der sie nun dem ersten der Todesengel, Donatoa, anvertraut. Dieser läßt einen Stern auf die Erde herabstürzen, um an die Vernichtung zu erinnern. Er versammelt die Schutzgeister der Menschen, um von ihnen den Zustand des Menschengeschlechts zu erfahren. Die meisten stimmen für den Weltuntergang; Michael will Schonung, weil noch zwei Reine auf Erden leben, der Greis Eliora und der Jüngling Heroal, welche Mittler zwischen Gott und den Menschen werden können. Donatoa gibt dem Menschengeschlecht weitere Frist, doch soll es sich ganz überlassen werden, und die Schutzengel, wie die höllischen Geister müssen sich von der Erde entfernen. Da bereitet Satan neues Verderben; er reizt zum Kriege, zur Wollust, zur Selbstüberhebung. Zwar durchzieht Eliora die Welt, ihr den Gottmenschen verkündend, aber Alles verhöhnt ihn; das Volk horcht lieber auf Atheors verführerische Lehren. Auch Heroal, der in Eliora's Tochter Herkla die Geliebte gefunden, sucht die Welt zu bekehren, aber eben so vergeblich. Die Verhältnisse der beiden Liebenden gestalten sich mannigfaltig; es gelingt dem weltklugen Evol, sie zu trennen. Nach dem Tode Eliora's setzt Heroal seine Aufgabe fort, die Menschen zu belehren, und hatte oft glänzenden Erfolg; aber endlich unterliegt er im Kampfe gegen den Kriegsfürsten Abdul. Nach verlorner Schlacht findet er Herkla wieder, und beide sterben in der Wonne des Wiedersehens. Da beschließt Donatoa den Untergang der Welt. Nun ruft Jehovah zum Gericht, und es erscheinen nebst den Menschen auch die Welten und die Engel, und Keiner kann vor dem Richter bestehen. Aber Donatoa, der Todesengel, ist der Engel der Liebe, und Jehovah ist der Gott der Liebe: aus der zerstörten Welt entquillt eine neue bessere, vom Geiste Gottes durchdrungene Welt, und in ihr finden sich alle Guten und Bösen der ehemaligen Welt wieder, alle aber sind gut und wahr, und Satan verschwindet ins Nichts.

Aus dem „Donatoa".

(Fünfter Gesang, V. 191—344.)

Weiter schritt das Erobererheer, von Veste zu Veste
Herrscht' es voran, und trat von Schlachten in Schlachten hinunter;
Könige wurden entthront; und weit hinab durch den Welttheil
Neigten sich mächtige Völker zum Joch vor dem Scepter des Abdul.
Sturmgleich wütet' im Vaterlande Heroals sein Heer setzt;

---

*) Nur einige zum Beweis: (Satan)
„Kam vor das Thor und rollt' jetzt hohl durch des Thores Gewölb fort,
Dumpf hinschmetternden Donnergepolters heran auf des Abgrunds
Eisenrasselnder Brück', umprallt von des Ocean's Fluthen". —
„Flötend tönte des Frühlings Königin hell den Gesang dann,
Schmetternd hinab den Gesang, wie er klang, und erklang von dem Himmel,
Und vertönt' im Wehmuthgeflöt um die Kinder der Liebe."
Und wieder heißt es von dem Gaukler mit der Drehorgel:
(Er dreht.) „Leyernd sein bleiernes Einerley."

Und das Gewinsel des Elends scholl zu dem Herzen Heroals,
Schöll, wie er nie es noch hörte, und nah, wie's nie noch ihm nah war,
„Vaterland!!" rief er, und stand verstummend, jetzt traurig und freudig
Zwischen Herkla und Vaterland; irrete zweifelnd am See dann.
Hier noch lacheten Friede und Fest; der Name des Allwil
Prangt' ihm überall vor, laut rief's im Jubel des Volks schon:
„Gebt ihm das Scepter!" er lacht' im Stillen des nahen Triumphs da,
Türmte Plan' auf Planen empor, und häufte die Feste;
Wilder lärmt' es immer: „Ihn wält, ihn wälet zum Herrscher!"
Finster schaut Heroal ihm zu, ernst blickt' er das Volk an;
Folgt' ihm in's Festgewühl nach, sah's in den niedrigsten Lastern,
Ueberall Wollust und Mahl, dann las er im Angesicht Allwils
Seines Herzens Geschichte; da ward er heiß in der Seele.
Aber als Abdul näher den Sturm des Krieges itzt wollte,
Allwil, lauten Gelärms, dann Boten sandt' an den Sieger,
Freiheit des Volks durch unermeßlichen Schatz zu erwirken;
Als sich das Volk itzt rüstete, selbst auf den Thron ihn zu führen;
Da schoß lichtere Glut empor im Herzen Heroals;
Und er sehnte sich heiß, mit Allwils Sturz nun die Laufbahn
Hier sich zu öffnen, durch Allwils Sturz das Volk zu erwecken.
Aber ihn quälte die dunkele Unruh, Herkla nicht folge,
Quält ihn, sänk' er nun selbst und umsonst; der furchtbare Lüstling,
Ha, er entehre vielleicht noch die Braut Heroals; so ging er,
Herkla's Herz zu erspähn, ob auch in den Tod sie ihm folge!
Jetzo kam er zu Herkla; „Mir glühet die Seele", so sprach er,
„Siehst du den Allwil? sieh um ihn her den Jubel des Volkes!
Ha, ich durchblick' ihn! Herkla, er wälzt sich in schrecklichen Planen;
Feste gebend dem Volk, ist hier der schwärz'ste Tirann er. —
Jegliche Sitt' erst tödtend durch Sie, will itzt er der Kriege
Nahe Gefahren dem Volk ablenken durch niedrige Wege;
Ha, deß freut sich das Volk, um frei im Fest nur zu schwelgen,
Krönt als Retter zum Herrscher ihn bald; dann, sicher vom Throne,
Peitscht er aufs träggewöhnete Volk mit eiserner Rute,
Ueberall Joch, türmt's Ihm nur den Schatz, erdrückt es das Joch dann;
Aber er treibt es schon wieder empor, und reicher Geschenk stets
Häufend vor Abdul, daß er die Freiheit des Raubs ihm nicht raube,
Kommt doch der Sieger zuletzt, erfindet noch anderes Joch dann!
Siehe das Volk, millionenarmig, erschrickt's dem Gedanken:
„Selbst sich zu retten!" Wer rettet es dann, Wer jetzt es von Allwil?"

Herkla gab ihm zurück, sich traut an den Busen ihm schmiegend:
„Oft schon sagtest du: Allwil drohe der Freiheit; die Freiheit
Ist ein so Heiliges! Denken nicht kann ich: er tödte die Freiheit!...
Und warum stehen die Männer nicht auf, warum nicht des Landes
Alle Mädchen mit ihnen! auch mir wird's warm, und das Herz schlägt
Hoch empor mir auch in der Brust! ja, sieh nur ein Mädchen
Bin ich; doch, dir an der Hand, Heroal auch Zeton am Busen,
Würd' ich Kriegerin; ... stolz in der Schlacht würd' Herkla dahergehn,
Nicht die blitzende Waff', und das Roß, so wild es auch herbraust,
Schreckt mich zurück, die Lieder der Helden erhoben des Mädchens
Busen schon früh, oft sang ich auch selbst ein eigenes Sieglied.
Ja, ich ergötzte mich oft, wenn ich einsam stand auf dem Söller,
Altes Heldenschwert um mich schwenkt', es so licht um mich blitzte,
Schnallte den kleineren Kriegeshelm mir oft um die Locken,
Schlich dann leis' mich hinweg, ging ernst, im Bach mich zu spiegeln:
O, dann gefiel ich mir selbst, trug gern den Schmuck in der Helmform.
Herkla, dacht' ich, den Schild erschüttelnd, geneigt nach dem Quell zu,
Warum kamest du nicht, ein deutsches Mädchen der Vorwelt!
Damals wärest du, so geschmückt, durch die Länder gezogen!
O, und wenn wir nun all' herzögen zum Schutze des Landes,
Ja, so würden dann traut Heroal und Herkla dahergehn!
Eilet' ich jetzt, dir dort in der Hütte dein Mahl zu bereiten,
Hier bei der Eiche, mit Mädchen, die Kriegerinnen auch wären,
Deinen Helm zu belorbern; vor allen Mädchen und Kriegern
Küßt' ich dich stolz, dich Männlichen drückt' ich fest an den Busen!
Neidisch schielten die Mädchen auf mich und meinen Heroal;
Denn noch inniger hätt' ich vor allen an's Herz dich geschlossen;
Und wenn die jüngeren Kriegerinnen mich leise gefraget:
Wer bist du? laut hätt' ich gesagt: Die Geliebte Heroals!
Hätte sie alle geküßt; und traut, wie du mit den Männern,
Neben dir traut mit den Mädchen geschlagen den herzlichen Handschlag;
Kehrte dann froh, Mitsiegerin, heim auf die häusliche Insel."

Während Herkla es sprach, war überall Röte ihr Antlitz,
Oft der reine jugendfräuliche Blick gesenkt auf die Erde.
„Heldenmädchen der Unschuldswelt!" rief liebend Heroal...
„Kriege nicht freu'n, zu retten gesunkene Völker vom Elend!
Darum allein sehnt ewig mein Herz nach That für die Welt sich.
Schritt des Kriegers zertritt die Paradiese zu Wüsten;
Um ihn dampfen die Hütten des Friedens, die Linden, worum uns
Einst die Jugend der Hirten, den Reigen zu öffnen, herbeirief;
Herkla! wo Du ganz Frühling warst, und um uns sich die Alten
Traulich versammelten, und in der Jugend Freude verjüngten.
Herkla, sieh noch die Linden, sie stürzt der eiserne Krieger;
Sieh sie nun flammen, ihr sitzen herum die Eisernen, wärmen
Sich an der Glut; erzählen sich wild von veraschten Dörfern,
Herkla! dort bei der brennenden Linde, wo vormals der Dörfer
Frohe Jugend so gern zu Frühlingsfesten heranlief!
Ha, schon seh' ich überall Dampf, rot lodern die Hütten,
Rot die Linden hervor im schwarzen Dampfe, gen Himmel,
Wenn nicht Allwil, weh, wenn er jetzt nicht für immer gestürzt wird."

Herkla erwiedert' ihm warm: „Nein diese Linden zu schirmen,
Wär' ich ja Kriegerin! weh, der sich wagt an diese, ihn könnte
Herkla .. tödten! .. zu retten die Unschuld, würd' ich nur ausziehn,
Schäferhütten zum Schutz, ihr kleines Eden zu retten,
Daß die Blumen, womit er die Unschuld kränzet, die Blumen
Friedlich erblühn zum ewigen Frühlingsfest in der Hütte.
Solche Kriege nur sind für Herkla! o siehe, die schöne
Erde Gottes soll bleiben die Gottes-Erde! warum denn
Stehn hier die Mädchen des Landes nicht alle vereinet zum Schutz auf?"

„Göttliches Heldenmädchen!" erwiedert' Heroal, „das Weib ist
Nicht für Schlachten gemacht, jetzt nur für den Lorber des Hirten!
Zeiten doch waren, da konnte das Weib noch mehr, als des Kriegers
Bahn mit Blumen bestreun; doch jetzt, jetzt kann es nicht Thaten mehr,
Macht nur bereiten, die Rose nur pflücken, ist groß es ... lieben!" —
Schwer fiel's nieder auf Herkla's Herz, tief schwieg sie, zur Erde
Senkend den Blick; dann hob sie das Auge voll Seel' auf Heroal,
Alles, was weibliche Kraft in ihr war, erwachte mit einmal:
„Liebt auch das Mädchen die Blume, sie liebt ein Höheres in ihr!
Konnt' ich doch nie den tändelnden Mann sehn, dacht: er soll Mann sein!
Kamen die Tändler, ich blieb in Blumen; „sie spielt mit den Blumen!"
Hört' ich im Fernen sie lächeln, ich lacht' im Fernen der Kleinen,
Ja, der Kleinen, sie wußten ja nicht die Blume zu lieben;
Sieh, da ahndet' ich dich, du kamst, und war ich nicht.. gleich Dein!..
Herkla das Mädchen, erzogen am Heerd und in Hirtenidillen,
Hängt an den Bildern und Spielen der Jugend, Herkla die Männin
Kennt ein Höheres auch, als Blume, Mahl und Siegslied,
Kennt auch die Vaterlands-Liebe der Aria, fühlt auch die Korda."
Staunend sah Heroal sie an, tief schwieg er mit Herkla;
Seine Seele war groß, die Seelengröße der Jungfrau
Faßt' ihn ganz und sein Herz gieng über, er drückte die Hand ihr:
„Männin!!!... ich liebe dich wie mein Vaterland!" sprachs und verstummte.
Beide verstummten; der Jungfrau glänzte die Thrän' an der Wange.
Endlich sprach er mit höherem Ernst: „Und wenn ich nun stürzte,
Wenn der Eroberer dann sich vergriff an der Braut Heroals?"
Da mit funkelndem Aug' und hocherglühender Wange
Sagte die Männin mit warm hinströmender Stimme: „Als Kind ja
Spielt' ich schon oft mit dem Feuerrohr, ein Schwung, und was wär' es,
Sieh, nur ein kleines Ach, und das Mädchen wär' wiederum bei dir!"
„Nun, du Einzige mir in der Welt, so wiss' es denn, Herkla!
Ha, erlistet sich Allwil das Scepter, gelingt's dem Tirannen,
Sieben Tage nicht herrscht er, du kennst den Arm, der ihn stürzet!"
Kraftvoll sprach's, und mit schwül vorwallendem Odem, Heroal.
Tief anstarrte den Kühnen die Jungfrau, liebende Angst flog,
Bebt' in ihr auf, sie errötet', erblaßte; dann drängte sie eng sich,
Enger sich noch an die Brust Heroals, sie bebte, dann sprach sie:
„Ach noch nicht den blutigen Schritt! Heroal, nicht wag' ihn!"..
Und sie faßte sich wieder, dann sprach sie: „Du weißt, wie das Volk ihn,
Wie es ihn liebt, Heroal, dich tödtet das Volk .. o Geliebter!...
Schrecklich siehst du mich an, .. ach warte, bis auch ihn das Volk haßt!
Gott, Heroal, ... nicht jetzt"... sie hielt ihn eng in den Armen.
„Herkla!" sagte mit Würde Heroal, sie sah ihn, verstand es;
„Haßt ihn das Volk erst," sprach er itzt weiter, „dann komm' ich zu spät ihm,
Hat er schon eisernen Käficht siebenfach um sich getürmet."
Herkla erwiederte jetzt: „So lang er nicht das Gesetz stürzt,
Darf ihn keiner auch stürzen, Heroal, ach .. tödte dich selbst nicht! —
Wird er Tirann, Heroal, dann geh, nimm mit dir Herkla!"
„Großes Mädchen! wer bist du, du heilige Große, wer bist du?"
Heißen Herzens sprach er's, wie nie, lang schwiegen die Beiden;
„Herkla", sagt' er darauf, „mein Wort, ich warte! dein Wort nun,
Herkla, du folgst!.. nicht Wort, ich glaub' an dich, und unendlich!"

Johann Martin Usteri.



Johann Martin Usteri, geb. im April 1763 zu Zürich, zeigte schon früh ungewöhnliche Anlagen zur Zeichenkunst, an der er überhaupt so viele Freude fand, daß er sich in der Schule nur mit Zeichnen beschäftigte und Alles abconterfeite, was ihm vor die Augen kam, Lehrer, Schüler und wer sich sonst darbot. Auch war er von Klasse zu Klasse der Unterste auf der untersten Bank. Dagegen las und studirte er zu Hause fleißig Alles, was ihn besonders anzog und nicht mit der Schule in Verbindung stand, namentlich Geschichte. Früh versuchte er sich auch in Dichtungen. Nachdem er die öffentlichen Schulen verlassen, nahm ihn sein Vater, welcher Kaufmann war, auf sein Comptoir; aber weder er, noch sein Bruder Paul fanden Freude an dieser Beschäftigung, und beide brachten einen großen Theil des Tags mit Zeichnungen von Carricaturen zu. Martin übte sich zudem im Schönschreiben, und brachte es mit der Zeit zu einer solchen Vollkommenheit, daß seine zierliche, wie in Kupfer gestochene Schrift allgemeine Bewunderung erregte. Im J. 1783 machte er mit einigen Freunden eine große Reise über Berlin und die Hansestädte nach Brüssel, wo sie den Winter zubrachten; von dort bereisten sie im folgenden Frühling Holland und begaben sich dann

nach Paris, wo Usteri jede Gelegenheit ergriff, sich in Zeichnung und Malerei zu vervollkommnen. Nach einigen Monaten kehrte er über Lyon nach Zürich zurück. Auf seiner Reise hatte er, mit Lavaters Empfehlungen versehen, die bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt, so Claudius, Klopstock, Göthe, Ramler, Chodowiecky u. a. m.; auch hatte er Alles so trefflich beobachtet und sich so tief eingeprägt, daß er noch nach Jahren von Trachten, Bauwerken und selbst Nationalphysiognomien Zeichnungen entwerfen konnte, als ob er alles dies erst gesehen hätte. In Zürich mußte er zwar an den Geschäften des Hauses Theil nehmen, doch ekelten ihn diese so sehr an, daß er sie bloß mechanisch betrieb und alle Stunden, die er ihnen entziehen konnte, der Kunst und seinen Lieblingswissenschaften, besonders dem Studium der Geschichte, widmete. Nach mehreren Unglücksfällen, die sein Geschäft betrafen, entsagte er mit Aufopferung eines großen Theils seines Vermögens auf immer dem bisherigen Beruf. Dagegen widmete er sich jetzt immer mehr den öffentlichen Geschäften; so wurde er im J. 1803 in den großen Rath, 1810 in den Stadtrath und 1815 in die Regierung gewählt, in welcher er eine eben so große als glückliche Thätigkeit entwickelte. Nach längerer Krankheit starb er am 29. Juli 1827 zu Rapperschwyl, wohin er sich begeben hatte, um Erholung zu suchen.

Ohne ein Dichter ersten Ranges zu sein, gehört Usteri zu den interessantesten und liebenswürdigsten Erscheinungen der neuern Literatur der Deutschen, und er reiht sich dem trefflichen Hebel würdig an, mit dem er das Verdienst theilt, die Mundart wieder in ihre Rechte als Sprache der Poesie eingesetzt zu haben. Zwar hat er auch in hochdeutscher Sprache gedichtet, aber was er darin geschrieben, steht beinahe ohne Ausnahme den im Dialekt verfaßten Poesien bedeutend nach, und es tritt schon darin sein eigenthümlicher Charakter hervor. Bei allen seinen umfassenden Kenntnissen und seinem vielseitigen Geiste hatte er doch eine ausgesprochene Vorliebe für das Einfache und äußerlich Beschränkte; in der Malerei wie in der Dichtkunst schuf er am liebsten Genrebilder, für welche er denn auch ein unerschöpfliches Talent hatte. Diesen entspricht die Mundart aber ganz vorzüglich; sie drückt den geschilderten Personen und Empfindungen schon den Charakter der äußeren Beschränkung auf, wie sie auf der andern Seite den Dichter nöthigt, seine Gestalten und Gefühle in der Wirklichkeit zu suchen. Daraus ergibt sich schon, daß Geßner seine Idyllen unmöglich in der Mundart hätte schreiben können, Hebel, Usteri und Grübel ihre Dichtungen vorzugsweise in derselben verfassen mußten. Und doch wie verschieden sind diese drei wieder unter sich. Während Hebel der Sänger der Natur und des Landvolks ist, dessen tief poetische Natur er lebendig erkannte und darstellte, ohne sich durch die äußere Unbeholfenheit und selbst Rohheit irre führen zu lassen, sind die beiden andern vorzugsweise die Dichter des Stadtlebens und des Bürgerthums. Aber Usteri ist ein vielseitig gebildeter Mann und gehört zu den höhern Ständen der Bürgerschaft, während Grübel aus den mittleren Klassen hervorgegangen ist, was denn auch ihre Dichtungen charakterisirt. Zudem hat Usteri größere Lebenserfahrung, er kennt die Welt nach allen ihren Beziehungen, und endlich ist er eine künstlerische Natur, die nicht damit zufrieden ist, die Erscheinungen des Lebens einfach zu copiren, sondern sich bestrebt, sie selbstständig zu gestalten, um ihre innere Bedeutung desto lebendiger hervortreten zu lassen. Grübel beschränkt sich darauf, einzelne Situationen zu schildern, wie sie ihm das ihm zunächst liegende Leben darbietet, oder Begebenheiten in all der Schmucklosigkeit und Einfachheit zu erzählen, wie sie sich begeben, und er ist so weit davon entfernt, durch die Behandlung das Interesse zu erhöhen, daß er sogar nur selten einen guten Schluß zu finden weiß; das Ende seiner Erzählungen ist vielmehr meist so bedeutungslos, daß man bald bemerkt, es fehle ihm an gestaltender Phantasie. Bei Usteri ist dagegen die Form von hohem Werth, und seine größeren wie seine kleineren Dichtungen zeugen von großer Kunst der Anordnung und Entwickelung des Stoffs. Man erkennt, wie schon angedeutet, in seinen Poesien den darstellenden Künstler, der es gewohnt ist, die Charaktere der Personen aus ihrer äußern Erscheinung zum Bewußtsein zu bringen. Den Dichtungen Usteri's gibt dies endlich noch einen besondern Reiz, daß seine vielfache Beschäftigung mit dem Mittelalter und insbesondere mit den Chronisten jener Zeit ihn mit ihrer Sprache vollständig vertraut gemacht hat; er hat nicht bloß größere und kleine Stücke in Versen und in Prosa in dieser naiven und lebensvollen Sprache geschrieben, unter welchen wir hier nur das unübertrefflich schöne Gedicht „Der armen Frow Zwinglin Klag" erwähnen; es ist ihm diese naive Darstellungsweise so zur Natur geworden, daß sie auch die Poesien belebt, die in der neuern Mundart abgefaßt sind.

Außer einigen Balladen und Erzählungen („'S arm Elseli uf der Ysefluh") sind es vorzüglich seine zwei größern Gedichte „De Vikari" und „De Herr Heiri", welche ihm eine bedeutende Stellung in der Geschichte der Poesie erwerben. „De Vikari" nennt er zwar eine ländliche Idylle, allein da die Hauptpersonen doch Städter sind und städtische Bildung haben, wenn auch einige derselben, der Pfarrer mit Frau und Tochter, auf dem Lande leben, und der größte Theil der Handlung in einem Dorfe vorgeht, so wird dadurch die obige Bemerkung nicht umgestoßen, daß er vorzugsweise das Stadtleben schildert. Was aber die Wahl des Stoffs im „Vikari" betrifft, so können wir in dieser Beziehung nur das wiederholen, was wir bei Gelegenheit von Vossens „Luise" gesagt haben, daß sich keiner so gut zum idyllischen Epos eigne, als die Darstellung des Lebens eines Landgeistlichen. Aber Usteri hat diesen Stoff unvergleichlich besser behandelt, als Voß, und zwar nicht bloß darin, daß die Handlung weit reicher und interessanter ist, sondern auch darin, daß die Charaktere weit anschaulicher und wahrer gezeichnet, die einzelnen Situationen viel lebendiger und eindrucksvoller geschildert sind, als in der „Luise". Es sind nicht bloß allgemeine Charaktere, wie bei Voß, sondern vollkommene Individualitäten; selbst die untergeordnetsten Persönlichkeiten haben einen vollständig ausgeprägten Charakter. Und während Voß in der Schilderung der Seelenzustände meist auf der Oberfläche bleibt, weiß uns Usteri das innerste Leben seiner Personen zu eröffnen, daß

sie in der anschaulichsten Klarheit vor uns stehen. Es kann nichts Schöneres gedacht werden, als die Darstellung von dem allmählichen Erwachen der Liebe im Busen der neunzehnjährigen Tochter des Pfarrers, die Schilderung ihrer Trostlosigkeit, als der Vater sich mit dem Geliebten entzweit, wodurch sie erst zum Bewußtsein ihrer Liebe gelangt, und als ihr zugemuthet wird, sich einem Andern zu vermählen. Und doch hat sich der Dichter selbst noch übertroffen. Obgleich die Tochter den Bräutigam haßt, ja sogar verachtet, der ihr aufgedrungen werden soll, so faßt sie doch nach schön geschildertem Kampf den Entschluß, dem Wunsche ihres Vaters zu entsprechen; denn sie hat aus einem Gespräche desselben mit ihrer Mutter, das sie zufällig angehört hat, vernommen, daß er den reichen Eidam wünsche, weil er nur bei dieser Verbindung seiner Tochter auf ein sorgenfreies Alter rechnen könne. Nun ist sie entschlossen, sich dem Glücke des Vaters aufzuopfern; und dieser Entschluß gibt ihr eine wunderbare Kraft, daß selbst ihre Mutter, die ihre Liebe zum Vikar kennt, über ihre wahre Stimmung getäuscht wird. Die Wirkung des großen Entschlusses auf die Seele des Mädchens, das dadurch plötzlich vom Kinde zur gereiften Jungfrau wird, ist eben so psychologisch wahr als poetisch schön. Und in ähnlicher Weise entwickelt sich das ganze Gedicht, das an vortrefflichen Schilderungen von Seelenzuständen überaus reich ist, die sämmtlich in wahrhaft künstlerischer Weise aus den Handlungen und Reden der Personen zur lebendigen Anschauung gelangen. Wir wissen, um noch Eines zu erwähnen, daß Voß vorzüglich durch die Malerei der Details zu wirken sucht; Usteri versteht diese nicht weniger, oder vielmehr er versteht sie besser; denn er erreicht mit wenigen Zügen unendlich mehr als Voß mit seinen endlosen Aufzählungen, in welchen die Einheit der Anschauung verloren geht.

Nicht weniger trefflich ist das zweite größere Gedicht, „De Herr Heiri, eine Städtische Idylle", in welchem der Einfluß der sogenannten vornehmen Erziehung auf das weibliche Gemüth und der Gegensatz im freundlichen patriarchalischen Leben Armer und Reicher vortrefflich geschildert wird. Dieses Gedicht ist, wie das erste, von dem köstlichsten Humor durchdrungen, durch welchen die Schilderungen, namentlich aber die Gespräche, eine hohe Lebendigkeit erreichen.

Usteri's Gedichte sind weit weniger bekannt, als sie es zu sein verdienten; zum Theil mag allerdings die Abfassung in der Mundart daran Schuld sein, noch mehr aber der Umstand, daß die wenigsten Literarhistoriker den trefflichen Dichter gebührend zu würdigen wissen.

1. Aus dem „Vikari".

I. (Der Brief.)

Und jetzt chund ja das Glück und die Ehr, als fieled's vom Himmel;
Denn d' Frau Hauptmännin schrybt — — Doch 's ist, i glaub es, am beste,
Daß i de Brief verläs' —, i weiß d' Frau Hauptmännin zürnt 's nüd,
Wenn me ne überal zeiget; sie ist e Spezies Glehrti.
Da ist also das Schrybe, und mit der Frau Pfarerin Glosse:
„Theürste, geliebteste Freundinn!" — potz tusig wie höfli! — „Es sehnt sich
Ach so lang schon mein Herz, die treue Gefährtin der Jugend
Wieder zu sehn, zu umarmen" — das wird mer en gwaltige Drang sy! —
„Mit ihr in den Gefilden der rosigen Jugend zu schwelgen,
O! der goldenen Zeit!" — „Herr Jeeger! Was mueß me nüd ghöre!
Das ist e guldeni Zyt! Tagtägli händ mer ja zangget;
Han i mys Weggli nüd mit ere theilt, so hät si mi klumme,
D' Fäde an Tüntle verzehrt und durenandere g'chranglet,
Oder mer d' Nadle verchrümbt und us der Lismete zoge,
Bis i z'letzt brüelet ha, und sie denn e tüchtige Wüscher
Vo der Frau Pescholié, und mängisch en Wätsch dazu kriegt häd" —
„Ach daß ein feindlich Geschick so früh die blumige Kette
Unerbittlich zerriß, die die verschwisterten Seelen" —
„Ja! en artigi Schwöster! es chund je länger je besser!" —
„Fest und innig umschlang: da irrt' ich auf einsamem Pfade
Scheu und zagend umher" — — — „Um's Himmels Wille! zu—n alle
Tanz- und Schlittenpartheyen ist sie ja glosse, wie rasig,
Häd die Herre kuranzt, bis einer sich ihrer erbärmt häd —
„Manche Dornen zerfleischten den Fuß" — „Es ist villicht 's Herz gmeint?
Ja, das weiß i noch wol, wo sie die Liebschefte gha häd,
Und sie keine häd welle, bis z'letzt noh de Hauptmen is Garn gaht —
'S ist e suberi Gschicht! a Türne häds fryli nüd gmanglet!
Aber was will sie denn z'letzt?" — „Des Lebens Sorgen und Mühen
Hingen, wie schwarzes Gewölk, ob meiner Scheitel; es zuckten" —
„Ach! Das ist ein Gewäsch! sie lies't, schynts, noh eistert Romane:" —
„Röthliche Blitze" — „Aebo! ich lahne das Wetter passiere" — — —
„Oefters dacht' ich an Dich! Sah Dich auf friedlichen Auen" —
„Da chunt 's Gegestuck — Potz tusig" — „Rosen und Veilchen" — —
„Guldeni Sunnen und silberi Bäch' — das spar i zum Kaffi" —
„Deine Tochter, ich muß sie umarmen, das herrliche Mädchen!
Wohl so lieblich wie Du? und sanft, bescheiden und wirthlich —
Aber auch mich erfreut ein rascher Junge, voll Feuer,
Kräftig, gewandt und brav, für Recht und Vaterland glühend.
Ach, gedenk' ich der beyden, dann tritt aus Italischem Himmel
Mir vor die Seele ein liebliches Bild — der kräftige Ulmbaum,
Wie ihn die zartere Rebe umrankt, ihn zierend, sich schützend" — —
„Pscht! Da lyt de Haas! — ja so? — bym Wätti! en Hüürst! —
Richtig, das gaht uf das — so so? — — Ist aber das Herrli — —
Wo ist der Bürger-Etat? — F—M—H—L—S— — da ist er!
Zächni, zwänzgi und vieri — — — So? vierezwänzig? Hät's nüd gemeint!
Und unsers Chind nüünzächni — — Nu, nu! Das ließ sich ja ghöre" —
„Morgen bring' ich Dir ihn" — „Was? Morge? Morge! — Herr Jeses!
Lisebeth! Lisebeth! gschwind! Das ist e vertrakti History!
Han e keis Bitzli im Huus — und die erwart e Mahlzyt!
Lisebeth! Chömmed doch gschwind! Herr Jeses! keis Chrebsli, keis Fischli!
'S Entli hämmer hütt gessen, und euseri Tüübli de Marter —
D' Hüehner leget jetzt nüd — de Karfiol ist nüd grathe —
D' Häckerli sind verby — und d' Böhnli sind noch wie Nadle! — —
Lisebeth! Chömmed doch au!" Um Gotteswille, was git's denn?
Daß Sie so rüefed; — ist öppis bigegnet? — „Du Esel! e Mahlzyt!" —
Was? e Mahlzyt? — „Hä ja! es chunt is morn e Visite,
D' Hauptmännin und ihre Mah, und bringed denn noh ihre Sohn mit. —

„Ach, ich gschlagni Frau! — Das ist es Elend! — e Mahlzyt!“ —
Pho! das hád ja noh Zyt! — „Was Zyt? Mer múend grad a d' Arbet,
Chohe, súúde und brate!“ — Und was, Frau Pfarerin? — „Ebe! —
Ebe was? — ich gschlagni Frau! Keis Krebsli! Keis Fischli!
'S Entli händ mer hútt g'esse — und euseri Túúbli de Marter —
D' Húehner leged jetzt núd — da Karfiol ist nód grathe! —
D' Häckerli sind verby, und d' Böhnli sind noh wie Nadle!
O! ich geschlagni Frau!“ — Asbitti! das wird si wol mache.
Chomed's aber au morn? — „Du Närsch, lies selber, da stahts ja.
Zistig, de und de — — und morn, was hámmer? Da unne
Heißt's noch imme Postcript, — das hanni núd e mahl glese“ —
„Morgen umarme ich Dich; wir sitzen im heimlichen Stúbchen,
Essen ein kräftiges Muß und höchstens ein schmackhaftes Fischchen;
Sonst bei Leib keine Schússel! ich will's, und bitt Dich, gehorche!“
„O! die vertrakte Fisch! das ist ja ebe 's fatalist!
Ach, ich geschlagni Frau! die Fisch! — Was múend mer au mache?“ —
„Já da hilft jetzt núúd“, seit d' Lisebeth, „mag de Herr Pfarer
Schmähle se vil er jetzt will, se mueß de Joos is en“ — — — „Schwyg mer!
Ich will núúd vom Joos, de weisch ja was is passiert ist,
Und was de Heer uf ihn chlagt“ — „Ja fryli weiß i's, doch wend Sie
Wie si's verlangt en Fisch — se mueß de Joos is en“ — — — „Schwyg mer!
Ich will núúd vom Joos, keis Grätli! i has jo versproche!“ —
„Ach, das weiß i ja alls; — was bruuched mirs aber dem Heere
Au uf d' Nase z'binde, es heb de Joos is de“ — — — „Schwyg mer!
Ich will núúd vom Joos! Mueß es denn noh hundert Mahl säge?
Ach, ich gschlagni Frau! e Mahlzyt! Morn scho—n—e Mahlzyt!“
„Bitti das ist au e Sach, sie will ja es Mueß und e Blatte“ —
„Ja du verstahsch's, du Närsch, potz Wetti! blib's bym e Blättli,
Chämed mer artig i d' Rispi; de Heer erzählt es ja eistert
Wie sie so prächtig traktieri, mit Greme, Súlze—n—und Turte —
Und was weiß i mit was — — dahine will i núd blybe!
Fryli, so guet me's cha — denn — — aber keis Krebsli! keis Fischli! — —
Schlaft ächt d' Jumpfer schoh? — Chum, chum, mer múehnd sie ga wecke!“

II. (Der Fischer Joos und die Dose.)

Wahred sie súúded und brated und Chúechli bached, se wend mir
Gschwind zum Fischer Joos; de chann is am beste—n—erzele
Was er gsúndiget heb, daß men im Pfarhuus keis Fischli
Meh von em will. Er wohnet da z'nächst; da gsehnd er sys Hüúsli,
Mit dem Schúúrli derby, und zringsum zieht si sys Wiesli.
Aber sys Bänkli ist leer! Was gilts, dá hád hútt en Fang thah!
Und denn brennt e das Geld i der Täsche, de Wirth mueß em lösche.
War sust by dene Stuude und flickti äppe an Garne,
Nu núd am Wirthscheftsnetz: denn dert vermacht er keis Löchli.
Oder er säß ufem Bank, bym säbe Wydstock, im Schatte,
Und tubakti i d'Luft, und plampti dazue mit de Beine,
Pfiff en lustige Tanz und möhnti drufabe es Liedli;
Oeppis vom Schlampampe, denn das ist eistert sys Thema.
Sust de gfäligist Purscht: er finded wyt umme kei beßre!
Mengist flúúgt em sys Gelt, au eh—n—er zum Wirthhuus mag glange,
Rúbis und Stúbis dervo, dann gaht er mit Pfyffe dur's Dorf ab,
Wússed's die arme Túúfel scho lang, da chóm ihre Tröster,
Tretted em truurig in Weg, und chlaged em denn ihres Unglúck:
Dá hät e chrankni Chueh, und dem chunt 's Frauli i d' Chindbett;
Dem will de Schmid númme warte und dem de Beck kei Credit geh;
Mengem dräut au uf morn de Aschlag oder d' Versilbrig:
Und da lieht er denn uus — uf Nimmerzahle — und gspúhrt er
Denn kei Gelt meh im Sack, so schwenkt er wieder dur's Dorf uuf;
Brummlet zwúsched de Zähne, und sitzt denn dert uf sys Bänkli,
Hungeret zwee, drey Tag, und gnagt da a der Erinn'rig
Bratisbeine und trinkt sys Schlúckli Bränz by der Hoffnig.
Niement im ganze Dorf hätt' glaubt, er wúrdi so öppis
Thue, was de Pfarer jetzt chlagt, und was sie ebe etzweyt hád.
Da mer de Joos núd finded, so mueß i's wohl selber erzele.
'S ist ame Mentig gsy, daß er zum Pfarer ist gange,
Fryli mit schwerem Herzen und wenig Hoffnig — die Pachtzyt
Vo syner Fischeze ruckt, jetzt hätt er gern en Epfehlig
Vom Heer Pfarer i d' Stadt, und denn staht leider de Pachtzeis
Au noh us: — dá möcht er denn au vom Heeren entlehne.
Was das erster bitrifft, se wär das wohl noh z'erhalte,
Aber schwerli das ander: de Pfarer de chert syni Thaler
Zwey und drúú Mahl um, und — bschlúúßt sie denn erst noh i d' Chiste
Und das weiß de Joos, drum hád er gestert dur d' Köchinn
Im ene feiste Aal, en tüchtige Fúrsprech, i's Huus gschickt,
Aber de hád die Gunst's Herr Pfarers nonig erschwänglet:
D' Lisebeth hád's wohl vergesse, villicht au der Jumpfer núd brichtet —
Aemmel de Heer weiß núúd — Drum hád er de Joos e chli uwirsch
Gfraget: was er da well? — Syn Chatzebuggel und syni
Súnderäugli die säged em scho, 's sey öppis im Azug.
Und wo de Joos mit sym Aliege chund, so thuet er em tüchtig
Jetzt de Binätsch erlese und seit: Wenn m—e alles verlumpi
Eim i der Noth núúd úbrig blyb: er heb em so mängist
Wink und Warnige g'geh! er gwahri aber es fruchtid
Wink und Warnige núúd, — drum múeß jetzt d'Noth mit em rede.
Derige Lúúte z'helfe, die 's besser hättid als tuusig
Ander, wenn sie nu wettid, heiß' Schlingel pflanze, dem wahre
Arme sys Brot etzieh — et cetera — Alles mit Mehrerm:
Es Kapitel us der Moral, das hebigi Rychi
Uf der Geisle chlöpfed vom erste Vers bis zum letzte.
Und vergebes probiert's de Joos, e besseri Absicht
Vo sym Thun und Lah dem Pfarer z'zeige, und seit em:
Er heb meh als Recht, er g'stands und wär er nu jünger!
Aber en alte Stock dá bring me númme i d'Ornig.
Me red vil vo sym Trinke, und niement säg vo sym Durste.
Wenn er sys Geltli dem Wirth vor andere gunni, so chlagid
Weder Wyb no Chind — — „Es giengid aber die Arme
Au fúr Wyb und Chind“ — so meint de Pfarer: Diesäbe
Meint de Joos denn wieder, die werdid núd úber ihn chlage.
Suechti er dert syni Schulde, se fund e meh als en Pachtzeis. —
Schön! So soll er denn sueche, wo—n—er öppis z'fordere hebi. —
„Heer, en Fischer hád kei Papier, er schrybt's halt i' Wasser!“
„Nu denn, such au im Wasser dyn Trost!“ so endet de Pfarer,

Und thuet d' Thüren uf und gheißt de Fischer spatziere.
Dá gaht d'Stegen ab und brummlet: „So will i's dert suche!
Find i kei Trost, so find i es Tröstli!" — Er humplet i d' Chuchi:
„Lisebeth, gend mer dá Aal wider zruck, er gfallt dem Herr Pfarer
Nüd." — Ae, das sey au gspässig! so meint sie — er heb doch
I sym Läbe kein schönere gha! da müeß öppis bsunders
Vorgfalle sy? — „Ja allerley bsunders!" seit troche de Fischer,
Faht mit dem Bähre de Fisch, und treit e denn wider zum Hof uus.
Das ist die Gschicht, wie de Joos sie erzelt, de Pfarer setzt aber
Noch en kuriosen Appendix dezue, dá nämli, es seygi
Z' glycher Zyt mit dem Joos sy silberi Toose verschwunde,
Die, als Hochsigpräsent vo syner Frauen, en große
Werth für ihn häd. By 's Joose sym Ytritt da häd er, das weiß er,
Noh en Prise druus gnah, und jetzet findt er sy nümme;
Er mag sueche au wo—n—er nu will, und währed der Zyt ist
Doch kei Seel i sym Stübli gsy! Jetzt rathet wer häd sie?
De Herr Pfarer ist bald us em Wunder; er schickt zum Agente,
Seit em, de Joos sey en Dieb, er soll en schlüünig is Loch thue,
Daß er syn Raub wider geb: Dá meint denn aber, me sötti
Doch vorane probiere, eb's nüd uf güetliche Wege
Ringer noh griekh als eso: de Pfarer soll e doch bschikke;
D' Sach sey jetzig noh neu und er nonig gfasset. De Pfarer
Will z'erst lang nüd dra hi, und seit, by notorische Diebe
Müeß me kei Schonig lah walte; doch laht er si z'letst noh biwege,
Und de Joos wird bschickt; da git's e kuriosi Kumedi,
Denn so bald dá chunt, so fahrt en de Pfarer als Dieb a,
Aber de Joos protestiert und seit: zu dem, was er gnah heb,
Heb er au 's göttli Recht! De Pfarer rüeft, das sey rasig,
Oeppis in Asprach z'neh, das en andere gchauft und bi-zahlt heb'.
Aber de Joos schreit noh lüüter: wie—n—er au vom Chaufe dörft rede,
Da—n—er kein Batzen und Rappe, ja nüd emal Dank derfür geh heb.
Und so gaht's ziemli lang furt; 's lauft alles im Huus goge lose,
Und da chunts denn an Tag, de Pfarer red vo der Toose,
Und de Fischer vom Aal. Jetzt gaht denn en andere Stryt a,
Denn de Joos macht en gwaltige Lärme, wo's heißt, er heb d' Toose
Vom Herr Pfarer gstole; wahrhaftig, me mueß da schier wehre!
Aber 's End ist gsy, daß me de Fischer i's Loch füehrt,
Und uf's Herr Pfarers Instanze wird d' Toose byn ihm und im Huus gsuecht,
Aber da nüd und dert nüd gfunde, drum häd men e hey glah,
Und de Handel a's Gricht überwiese.

2. Aus dem „Herr Heiri".

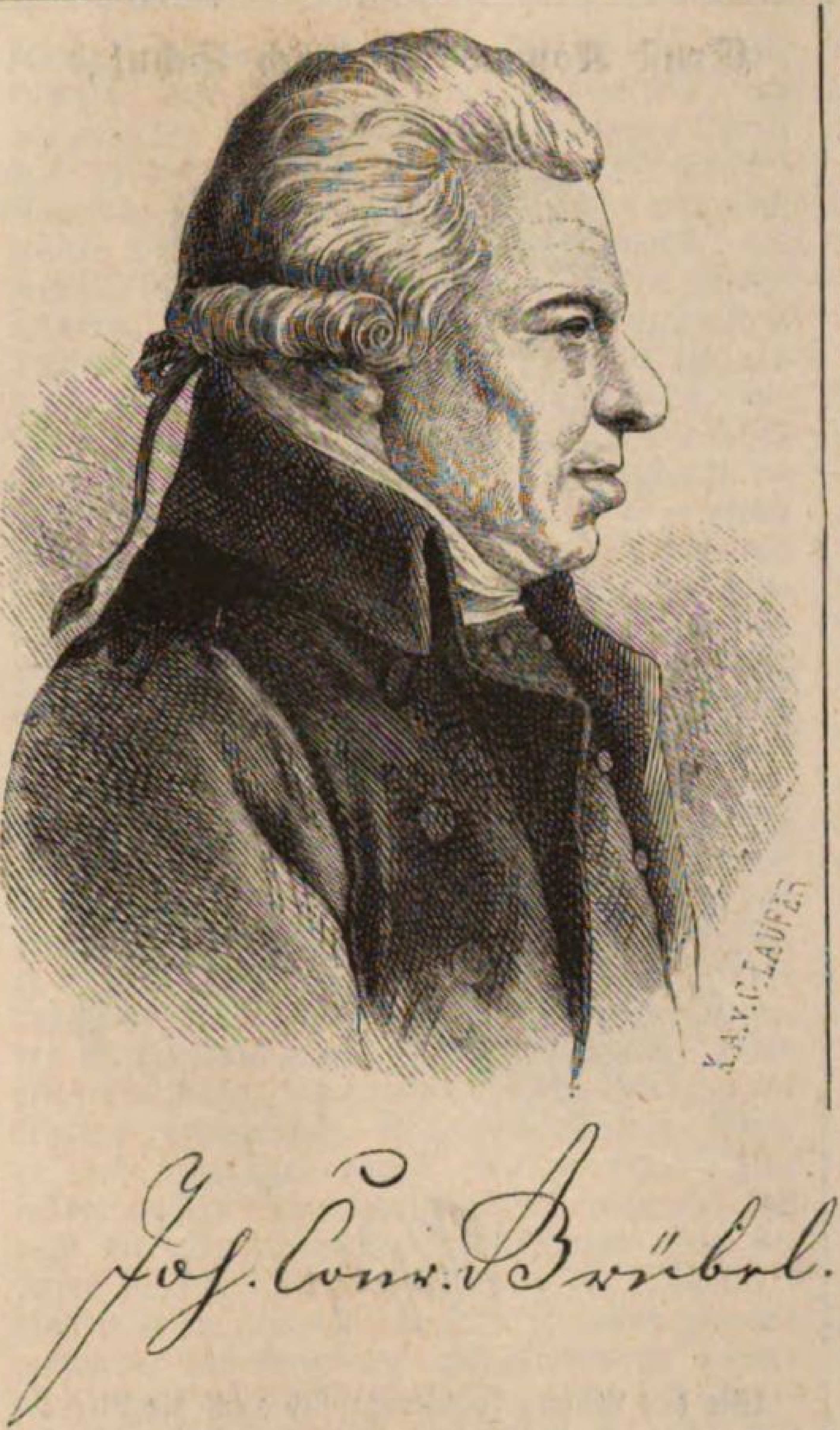
(Die Kaffeevisite.)

Chömed nu nächer, ihr Lüüt! Die Fraue sind ja bym Kaffi
Und da stöhrt si kei Seel: i glaube, rief me: das Huus brünnt!
Griffed si z'erst nah der Tasse, und nah der Tiere die Bsinnt're.
Aber, was säged si denn? Du Närsch! bist nie noh derby gsy?
„Noh e Täßli, Frau Baas?" — „I danke verbindli." — „Me gaht ja
Nüd uf eim Bey, Frau Baas." — „Ha nu, us schul-diger Achtig!"
„Noh e Täßli, Frau Baas?" — „I glaube, Frau Baas, sie vexiered;
Weger i müeßt mi ja schäme." — „I bitte, wozu doch die Umständ?
Aller guete Dinge sind drüü." — „I nimms als Bi-fehl a."
„Noh e Täßli, Frau Baas?" — „Nei weger jetzt müeßti verspringe!" —
„'S git noh wohl en Winkel, si gsehnd wie d' Täßli so chly sind."
„Nei wahrhaftig es thuet's nüd!" — „I lah nüd nahe." „So sey's denn!" —
„Noh e Täßli, Frau Baas?" — „Was denket sie au, Frau Baas Amtme!
Wär me nu es Faß, denn exellentere Kaffi
Trinkt me niene—n als da, das mueß i säge." — „Nu ja denn,
Wenn i n'e glaube darf, so bitti." (abnehmend) „'S ist würkli doch gar z'vil!"
„Inkomidiert er sie öppe?" — „O nei, Frau Baas Amtme, 's Cunträri:
Chopf und Magebschwerde, das mueß i säge, die nimmts mer
Suuber und glatt eweg." — „Drum, wege der schätz-bare Gsundheit,
Noh e Täßli, Frau Baas!" — „Nei, nei! jetzt müeßt' mer's verbitte,
Gnueg ist gnueg." — „I gohne nüd z'ruck." — „I bitte doch höfli!" —
„'S ist der Gsundheit wege." — „Da cha me fryli nüd abschlah!"
„Noh e Täßli, Frau Baas!" — „By Lyb und Läbe! es gaht mer
Wehrli scho bis da ufe." — „Sie spassed, 's ist ja nu Brüehe." —
„Aber chräftigi Brüehe, und Milch, und Zucker, und Murre:
Denked si au, Frau Baas Amtme, i glaube, es chäm zum e Rüüschli!" —
„Drauf wend mer's doch wage: i gsäch sie so gern mit em Rüüschli,
Mached sie mir doch die Freud." — „Uf ihri Gfahr, Frau Baas Amtme!" —
„Noh e Täßli, Frau Baas?" — „Jetzt blyb i fest wie—n—en Felse:
Sibe Tasse ist, mein' i, e Schöns, es möcht's chuum en Tröscher!" —
„Sibe Tasse sind ungrad, das chan i wehrli nüd zugäh,
'S gäb e schlaflosi Nacht! I gwahre aber das Kaffe
Wird es bitzeli trüeb; send, Lisebeth, mached e frisches." —
Wend mer si au noh cho lah, die ander Tiere? I denke
Nei; denn d'Wahret z'gsteh, es geht mer au bis da ufe.

Johann Konrad Grübel.

Johann Konrad Grübel, geb. am 3. Juni 1736 zu Nürnberg, besuchte die Elementarschulen seiner Vaterstadt, und zeigte schon früh Liebe zur Dichtkunst. Freilich war sein erster Versuch nicht geeignet, ihm Freunde zu erwerben, denn er bestand in einer Satyre auf seinen etwas mißgestalteten Lehrer. In Folge der Strafe, die er deshalb erhielt, trat er aus der Schule und ergriff das Handwerk seines Vaters, der ein Flaschner war. Nachdem er 1761 Meister geworden, heirathete er und führte nun ein arbeitsames Leben, das ihm zu einigem Wohlstand verhalf. Seine Geschicklichkeit und sein Fleiß erwarben ihm Titel und Amt eines Stadtflaschners. seine Redlichkeit die Würde eines Gassenhauptmanns, sein poetisches Geschick noch Ende des J. 1808 die Aufnahme in den Blumenorden. Doch starb er bald darauf am 8. März 1809.

Man hat Grübel, weil er ein Nürnberger war und zu dem Handwerkerstande gehörte, oft mit Hans Sachs verglichen, aber freilich mit großem Unrechte, denn es fehlte ihm jener großartige poetische Sinn und die unerschöpfliche Schöpfungskraft, die der alte Meister in so hohem Grade besaß. Aber eben so unrecht ist es, wenn man ihm alle dichterische Gabe absprechen will. Sein Talent ist allerdings beschränkt, aber in dieser Be-



schränkung hat er wirklich Bedeutendes geleistet. Er ist, wie wir oben (S. 341) gesagt haben, der Dichter des Bürgerthums, des reichsstädtischen Lebens, aber freilich des schon abgestorbenen, verknöcherten, das, wie Göthe trefflich bemerkt, in Philisterhaftigkeit versunken ist. Wir haben schon angegeben, wie sehr er sich von Usteri unterscheidet, und eben dadurch seinen Charakter bezeichnet; wir haben daher nur noch wenig hinzuzufügen. Bei seinem Mangel an höherer Bildung einerseits und an schaffender Phantasie andrerseits konnte er freilich nicht daran denken, größere Werke zu dichten; er war weder im Stande, das Leben in seiner Gesammterscheinung zu begreifen, noch eine Reihe von Vorgängen zu einem einheitlichen Gemälde zu verarbeiten. Dagegen faßte er die einzelnen Erscheinungen mit klarem und scharfem Blick auf, und verstand es im hohen Grade, dieselben mit der lebensvollsten Anschaulichkeit und Frische darzustellen. Da ihm nur das Leben bekannt war, wie es sich in Nürnberg und in der Umgegend entfaltet hatte, so beschränkt er sich mit richtiger Einsicht auf die Darstellung desselben, und so sind seine Gedichte beinahe ohne Ausnahme kleine Erzählungen komischer Geschichten und ergötzlicher Anekdoten oder Schilderungen von einzelnen Zuständen aus dem Leben der Nürnberger Bürgerschaft, besonders aber der Klasse, welcher er am nächsten stand. Unter den ersteren ist sein „Peter in der Fremde" allgemein bekannt, ja selbst berühmt geworden, unter den letztern hat schon Göthe das „Kränzchen" gebührend hervorgehoben. In diesem und andern ähnlichen Stücken stellt er uns „die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Diener, in Gesprächen oder Erzählungen auf das Lebhafteste und Anmuthigste vor Augen". Seine Schilderungen und Erzählungen sind von der höchsten dramatischen Lebendigkeit, wie wir sie bei den ungebildeten Ständen in so hohem Maße finden, und wie diese versteht er auch das Einzelne höchst charakteristisch auszumalen, so wie seine Personen sowohl durch ihre Handlungen und Reden, als auch durch einzelne eingestreute Bemerkungen mit der lebendigsten Anschaulichkeit zu zeichnen. Uebrigens fehlt ihm auch der tiefere Blick nicht; obgleich selbst mitten in diesem Leben und Treiben, entgeht ihm der Widerspruch desselben mit den Anforderungen der höheren Bildung oder der höheren Lebensklugheit nicht, was sich in der komischen Auffassung der von ihm dargestellten Lebensverhältnisse kund gibt. Zur komischen Wirkung trägt übrigens auch die Nürnberger Mundart wesentlich bei, deren Breite und Vorliebe für Doppellaute an sich schon komisch wirkt*).

Der Bauer und der Doctor.

1. Es iß amauhl a Bauer g'wöst,
Ih hob'n zwoar niht kennt,
A braver Moh, der g'wiß niht löigt,
Der haut mer'n ober g'nennt,
Der haut aff su an Dörfla g'wohnt,
Vom Stödtla weck a Stund,
Haut g'hat a schöina junge Frau,
Doch meiher kronk als g'sund.

2. Aff amauhl werd döi Frau su kronk,
Su kronk mer wer'n koh.
Deiz huhlt mer g'schwind die Weiber zamm,
Döi seha's halt ner oh;
Haut kana 's Herz und rauthet wos:
Es mouß doch g'fährlich sey;
'n Weibern fällt doch immer sunst
Noh su a Mitt'l ei.

3. Deiz sagt die ah: „Horcht, Nachber, horcht!
I denk, ihr folgt mein Rauth,
Lafft ihr niht bald zon Docter neih,
So iß die Kund'l taud.
Glabt mir, er kummet euch gern 'raus,
Er iß so für dös dau,
Und wenn mer was verdöina ko,
Iß öiz a jedes frau."

4. Deiz läfft der Bauer, wos er ko,
Und läfft zon Docter neih,
(Wöi halt a Bauer laf'n thout,
Dös word so g'schwind niht sey),
Und sagt: Es iß sei Frau su kronk,
Er soll's halt schaua oh,
„Und für'n Louh, Herr! sorg Er niht,
Z' mauhl wenn Er helf'n ko."

5. Kam hots der Bauer noh vermeuth,
So iß der Docter dau.
G'schwind führt er mit der Kapp'n roh,
Und sagt: „Deiz bin ih frauh."
Der fraugt die Frau: su wöi mer fraugt,
Und mahnt: „'S iß heucha Zeit;
Es häit scho sollen eiher sey;
Allah su seyd ihr Leut.

6. No, öiz ner Dint'n, Federn her,
So schreib ih a Recept.
Döß tragt in d'Apotheicken neih,
Und wenn ihrs übergebt" —
„Ja, Herr! ka Schreibwoar hob ih niht."
„Wou kröigt mer denn öiz döi?"

*) „Gedichte in nürnb. Mundart", 3 Bde. Nbg. 1802. „Correspondenz und Briefe in nürnb. Mundart". Ebd. 1808. „Sämmtl. Werke". 4 Bde. Ebd. 1835.

„Ih wüst in unser'n ganz'n Durf
Ka Tröpfla Dint'n höi."

7. „So lafft ner g'schwind ins Schoulhaus hi,
Und laßt euchs göb'n dort."
„O, Herr! dau iß ka Mensch derhamm,
Döi sen öiz alli fort."
„Ja no, so sagt: Wöi schreib ih denn?"
„Ga, Herr! dös was ih niht.
Ih hob halt denkt, döi Woar su,
Döi bringt Er selber mit."

8. „So gebt a weil a Kreid'n her."
„Ha, wenn ih ana häit!"
Doch, wöi er in der gröist'n Angst
Su für'n Docter stäiht,
So sagt er: „No öiz wart Er ner,
Dau fällt's mer grod öiz ei,
Ih laf halt g'schwind in's Wörthshaus num,
Dau wörd scho ana sey." —

9. „No öiz, dau iß die Kreid'n so,
Herr! ih ko nix derfür."
„Dau schreib ih dös Recept a weil
Her oh die Stubenthür;
Und schickt nauh gleih ins Schoulhaus hi,
Und su laß schreib'n af."
„O ja, dös ko der Schoulg'sell thou,
Der ko so schreib'n prav."

10. Kam iß der Docter fort a Weil,
So geiht der Jammer oh.
Deiz werd die Frau erbärmlich kronk,
Und kans des schreib'n ko!
Deiz hebt der Bauer in der Angst
Die Thür von Angl'n aus,
Und rumpelt af an Kar'n mit
Vür's Apotheikers Haus.

11. „G'schwind, Herr! dau geih Er raus a weng,
Dau hob ih a Recept.
Es käihert für mei kranka Frau,
Iß d' Fraug, ob's meiher lebt."
„Wos soll's denn nau dort auß'n thou?
Dau tragt's ner rei zo mir."
„Ja, Herr, wenn's gieng; es geiht jo niht,
'S iß goar a grausse Thür."

12. „Ih woaß jo goar niht, wos ihr wollt?
Ih kon's jo niht versteih."
„No, daß ih a Recept do hob,
Und daß Er raus soll geih.
Doch wenn Er mahnt, daß drinn mouß sey,
Su lauß Er'n G'sell'n her,
Denn ih allah bring's niht dau rei,
Döi Thür, döi iß goar schwer."

13. Wos will der Apotheiker thou?
Er mouß halt naus mit geih:
Dau sieht er af der Stubethür
Das ganz Recept dort steih.
„Deiz aber, häirt, sagt mer ner:
Wöi kummt's denn af die Thür?"
„Der Docter houts halt g'schrib'n su,
Dau kon ih nix dervür.

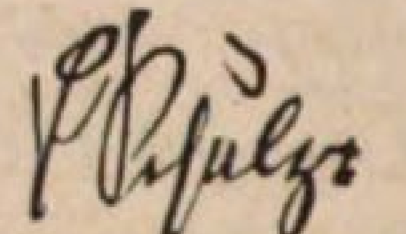
14. Deiz horch Er, fraug Er nimmer lang,
Mach Er die Woar ner zamm,
Und sog er gleih, wos kost'n thout,
So kumm ich widder hamm.
Hob denkt, wenn Er döi Woar á su
Scho ferti hob'n thät,
Denn wenn ih lang draf wart'n mouß,
So kumm ih eppet z'spät."

15. Deiz haut mer's halt g'schwind fekti g'macht.
„Wou thout mer's hi döi Woar?"
„Mer thout's halt in a Schacht'l neih,
Sunst z'brechet Er's jo goar."
Und haut su herrlih g'holf'n nau;
Denn wöi ih g'häiert hob,
So lebt die Frau af d'heuti Stund
No frisch und g'sund, Gott Lob!

16. Dau sicht mer, wos a kronka Frau
Für Lärme mach'n ko;
Wal sunst ka G'schöpf su zärtlich iß,
Su sorgsam wöi a Moh.
Deiz iß dös ner a Bauer g'wöst,
Wer häit sih dös vermouth?
A Moh nauh eierst von der Stodt,
Wos goar a solcher thout!

Ernst Konrad Friedrich Schulze.


X. A. v. C. LAUFER.



Wie das Leben, so bewegt sich auch die Literatur gern in Gegensätzen, und diese bringen eben in jenes, wie diese, frische Bewegung, Mannigfaltigkeit und höhere Bedeutung, ja noch mehr, denn da nur die höchsten Geister, wie etwa Shakspeare und Göthe, diese Gegensätze zur vollendeten Harmonie zu bringen vermögen, so ist es nöthig, daß sie vereinzelt erscheinen, damit alle Richtungen des geistigen Lebens zur Anschauung gelangen und der denkende Beobachter sich aus ihrer Zusammenstellung ein vollständiges Bild der gesammten geistigen Entwickelung gestalten könne. Und da die deutsche Literatur an Gegensätzen der mannigfaltigsten Art einen großen Reichthum besitzt, so ergibt sich auch, daß sie einen großen Umfang von geistigem Leben repräsentirt. Welche andere Literatur vermöchte, um nur Ein Beispiel anzuführen, solche Gegensätze vorzuweisen, wie die zuletzt genannten Dichter Schiller, Sonnenberg, Usteri und Grübel? Und wie contrastiren diese alle wiederum mit dem, welchen wir jetzt zu besprechen haben!

Ernst Konrad Friedrich Schulze, geb. zu Celle am 22. März 1789, wurde lange Zeit für talentlos gehalten, weil er an dem Lernen keine Freude fand und sehr nachläßig war. Dagegen zeigte er viel Liebe und Eifer für Beschäftigungen, die nicht in den Kreis der Schule gehörten, und entwickelte dabei einen nicht gewöhnlichen Verstand. Uebrigens holte er in den höheren Klassen das Versäumte nach, so daß er schon im J. 1806 die Universität Göttingen besuchen

konnte. Anfänglich wollte er sich der Theologie widmen, doch verließ er diese bald wieder, um sich ganz dem Studium der alten und neuen Sprachen zu widmen. In Göttingen wirkte zunächst Bouterweck bildend und fördernd auf ihn ein; doch erhielt sein Leben erst den rechten Schwung, als er mit der liebenswürdigen und geistvollen Cäcilie Tychsen, der Tochter des bekannten Professors Tychsen, bekannt wurde, und sich mit ihr ein Verhältniß entspann, das sein ganzes Herz, wie seinen ganzen Geist in Anspruch nahm. Die Hoffnung auf eine schöne und glückliche Zukunft erfüllte ihn mit ungeahnter Kraft, denn ob er gleich einen großen Theil seiner Zeit der Liebe widmete, setzte er seine Studien mit solchem Eifer und Erfolg fort, daß er sich die Würde eines Doctors der Philosophie erwerben konnte. Aber dieses schöne Glück sollte bald vernichtet werden. Cäcilie wurde krank und starb nach vielen Leiden im Jahre darauf. Schulze fühlte, daß mit ihr sein Lebensglück verschwunden sei, und es hielt ihn nur der Gedanke und der Wunsch aufrecht, sie in einem Gedichte poetisch zu verherrlichen. Er hatte erst zwei Gesänge der großen Dichtung vollendet, die er nach der Geliebten nannte, als er, dem Rufe des Vaterlands folgend, das sich gegen den fremden Unterdrücker erhob, im Frühling 1814 unter die freiwilligen Jäger trat und den Feldzug im Norden mitmachte. Nach dem Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, wo er bald wieder in die vorige Schwermuth verfiel, von der ihn auch die angestrengteste Beschäftigung nicht befreien konnte. Nach Vollendung der „Cäcilie" dichtete er die „Bezauberte Rose"; und er gedachte nunmehr, zur Erholung nach Italien zu reisen; aber eine Brustkrankheit, die ihn schon seit längerer Zeit befallen hatte, griff jetzt so rasch und gefährlich um sich, daß er kaum noch zu seinen Eltern nach Celle reisen konnte, wo er am 26. Juni 1817 in den Armen der Seinigen starb.

Schulze bildete sich zunächst nach Wieland, dessen hohe Vorzüge er lebhaft anerkannte; durch das Studium dieses großen Dichters erwarb er sich die Gewandtheit in Behandlung der Form, die Reinheit und den Wohllaut der Sprache, welche die hervorragendsten Eigenschaften in seinen Dichtungen sind. Neben Wieland studirte er die französischen Dichter mit großem Eifer, und es blieb endlich auch seine fortgesetzte Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum nicht ohne belebenden Einfluß auf die Entwickelung seines eigenen Talents; insbesondere hatte er diesen großen Vorbildern die Klarheit der Anschauung und das Streben nach Vollendung der Form zu verdanken. Dieser Gang seiner Entwickelung macht es begreiflich, daß die romantische Poesie ihn abstoßen mußte; er begrüßte daher Baggesens „Klingklingel-Almanach" freudig als eine meisterhafte Parodie des „mystischen Unsinns und der romantischen Raserei". Zwar näherte er sich später, namentlich als er die Poesie des deutschen Mittelalters kennen lernte, den Romantikern immer mehr; seine schwermüthige Gemüthsstimmung machte ihn für das Ahnungsvolle empfänglich, das einen so wesentlichen Charakterzug der romantischen Poesie bildet; und es mußte die reiche Sagen- und Märchenwelt, die ihm durch die altdeutsche Dichtung und die Romantiker eröffnet worden, seiner lebendigen Phantasie willkommnen Stoff darbieten. Bei alledem war aber sein Geschmack viel zu sehr gebildet, als daß er in die oft bezeichneten Irrthümer der romantischen Poesie hätte verfallen können, und selbst sein letztes Gedicht, auf welches dieselbe am meisten Einfluß gehabt hat, ist gegen ähnliche Dichtungen der Romantiker von der größten Klarheit und Anschaulichkeit.

Schulze's erster Versuch in der epischen Poesie, der, wie alle seine größeren Gedichte, erst nach seinem Tod erschien, „Psyche, ein griechisches Märchen" (Gött. 1819), ist noch ganz im Geiste und in der Weise Wielands gedichtet; wir bemerken sogar hie und da den ironischen Hauch des Meisters, der ursprünglich keineswegs in Schulze's Natur lag. Anordnung des Stoffs, Ausführung, selbst die eigenthümliche Redseligkeit und Neigung zu philosophischen Betrachtungen, mit Einem Worte Alles erinnert an den großen Dichter, dessen Sprache und Versbau er mit großer Kunst nachgeahmt hat. Wenn auch das zweite große Gedicht „Cäcilie, ein romantisches Gedicht" (Gött. 1818), hie und da in der Sprache, vorzüglich aber in dem Bau der Strophe an Wieland erinnert, so hat er sich im Ganzen doch entschieden von ihm losgerissen und einen eignen Weg betreten. Die „Cäcilie" entstand aus dem Verlangen, der verstorbenen Geliebten ein würdiges Denkmal zu setzen. „Ich will ein Werk dichten," schrieb er bald nach ihrem Tode an einen Freund, „worin Cäciliens Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll. Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen. Denn Cäciliens Gemüth war deutsch, wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden, Zauberjungfrauen, Meerfeyen, Nixen, Berggeister, das wüthende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichts sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demüthiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein, aber er soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmüthig soll das ganze Gedicht verhallen, wie Schillers „Ritter Toggenburg" oder „Thekla's Geisterstimme". Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schöneren verbinden und es soll der Wiederschein einer schönern darauf ruhn." Aus diesen Andeutungen, in denen der Dichter sein Werk, wie er es gedacht und ausgeführt, trefflich charakterisirt, erkennen wir schon, daß die ganze Anlage auf Willkür beruht, weshalb es sich denn auch gegen die erste Absicht auf zwanzig Gesänge ausdehnte. War der Dichter aber einmal auf diesen Abweg gerathen, so mußte dies auch auf die Gestaltung der Personen den schlimmsten Einfluß ausüben, und so wurden diese auch zu reinen Gebilden seiner Phantasie; seine Absicht, die Geliebte und sich selbst rein darzustellen, ging in der Ausführung verloren. Wenn aber das Gedicht als Ganzes auch mangelhaft erscheint, wenn es sich namentlich in allzu große Breite verliert, und die Einheit der Handlung ganz verschwindet oder schwer zu erkennen ist, so tritt die Größe des Dichters dagegen im Einzelnen ganz hervor, so oft er sich und seine Stimmung vergißt, und die Darstellung der Begebenheiten seine

ganze Kraft in Anspruch nimmt. Daher sind die Episoden am glücklichsten gerathen, und es sind namentlich seine Schilderungen von Landschaften, seine Schlachtgemälde wahrhaft großartig und erinnern, wie sein Biograph Bouterweck mit vollem Recht bemerkt, selbst an Homer, den er übrigens öfters geflissentlich nachgeahmt hat.

Die „Cäcilie" ist, wie schon erwähnt, in der Wieland'schen Stanze gedichtet; im Verlauf der Arbeit bedauerte Schulze, nicht die regelrechte Octave gewählt zu haben; aber weil es ihm unmöglich schien, die schon vollendeten Gesänge in lebendiger Frische umzuarbeiten, behielt er die einmal gewählte Form auch für die übrigen Gesänge bei. Nur an gehobeneren Stellen ließ er auch die echte Stanze eintreten, wodurch denn diese auch äußerlich eindrucksvoll hervortreten. Es waren ihm diese so überaus gut gelungen, daß er sein nächstes und letztes Gedicht „Die bezauberte Rose" (Gött. 1818) in dieser Form schrieb, und dieselbe mit einer solchen Vollendung, einer solchen Zartheit behandelte, daß die Dichtung schon aus diesem Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog*), und in der That besitzt die deutsche Literatur kein Gedicht von diesem Umfang, in welchem die Form mit solcher Meisterschaft und beinahe ohne allen Flecken durchgeführt wäre. Allerdings steht die „Bezauberte Rose" der „Cäcilie" an lebendiger Mannigfaltigkeit weit nach, aber doch beurkundete sie einen nicht geringen Fortschritt des Dichters in der künstlerischen Behandlung; er hatte sich zu mäßigen gelernt und seiner Dichtung eine schöne Einheit und Abrundung gegeben, die der „Cäcilie" fehlte. Das finnige Märchen, welches der Dichter, wenn wir nicht irren, selbst erfunden hat, ist von einer Anmuth und Zartheit der Behandlung, die kaum von einem andern Gedicht erreicht, geschweige übertroffen wird.

Aus der „Bezauberten Rose".

(2. Gesang. Strophe 53—88.)

53. Auf einer Wies' in einem schönen Garten
Stand eine Burg aus weißem Marmorstein.
Und wenn auch hoch auf Zinnen und auf Warten
Und vor dem Thor in dicht gedrängten Reihn
Viel Ritter dort und edle Knappen harrten,
Sie schienen nicht zum Kämpfen dort zu sein;
So festlich war mit Ketten und mit Spangen
Die helle Schaar bekleidet und behangen.

54. Doch vor dem Schloß, wo schattig, reich und eben
Die Wiesenflur durchs grüne Thal sich wand,
War weit umher aus seidenen Geweben
Ein bunter Kreis von Zelten ausgespannt.
Wie sah man rings die leichten Wimpel schweben,
Wie leuchteten vom Golde Knopf und Rand!
Nach ihrem Schmuck, nach ihren Farben schienen
Drei Fürsten sie zur Sommerlust zu dienen.

55. Und drinnen war ein Wallen und ein Wogen
Und dehnte sich das ganze Thal entlang,
Und schöne Fraun und edle Ritter zogen
Durch Wies' und Wald beim süßen Hörnerklang;
Und wenn auch rings zu manchem Ehrenbogen,
Zu manchem Kranz sich Blüth' und Grün verschlang,
Doch schien das Gold, der Edelsteine Funkeln
Das helle Grün, die Blüthen zu verdunkeln.

56. Als nun schon lang auf dieses bunte Prangen
Vom hohen Berg der Sänger hingeblickt,
Kommt aus dem Wald ein junger Hirt gegangen,
Mit frischem Laub und Kränzen ausgeschmückt.
Ihn fragt Alpin mit staunendem Verlangen,
Welch frohes Fest man dort im Thal beschickt?
Und, um nicht lang den Pfad zu unterbrechen,
Beginnt der Hirt das rasche Wort zu sprechen:

57. „Gefällt es dir mit mir hinabzugehen,
So wirst du leicht noch schönre Dinge schaun,
Und während dann der Pfad uns von den Höhen
Hinunterführt in jene grünen Au'n,
Erzähl' ich dir, was jüngst ich selbst gesehen;
Drum magst du wohl auf meine Worte traun.
Sonst wähnt man leicht, weil seltsam die Geschichte
Dem Hörer klingt, daß sie ein Schalk erdichte."

58. Gern will Alpin das Abenteuer hören,
Und Beide gehn, indeß der Hirt beginnt:
„Der reiche Fürst, den diese Länder ehren,
Erzog ein einz'ges, wunderschönes Kind.
Zwar wollte man in unserm Dorfe schwören,
Ein Jeder werd' in ihrer Nähe blind;
Doch wähn' ich, dies ist so nur zu verstehen:
Wer sie gesehn, der mag nichts andres sehen.

59. Schon war sie wohl ein Kind von achtzehn Jahren,
Als sie nach langer Reis' ihm doppelt werth
Und fromm und klug, wie sie hinweggefahren,
Und schöner noch ins Land zurückgekehrt.
Da kamen nun die großen Herrn in Schaaren,
Weil alle Welt von ihrem Reiz gehört;
Die Könige, ja Kaiser selbst erschienen,
Der holden Jungfrau ritterlich zu dienen.

60. Hätt' ich nur all die hellen Diamanten,
Das lichte Gold, die Perlen groß und schwer,
Die täglich ihr umsonst die Freier sandten —
Denn Gaben bot und nahm sie nimmer mehr —
Wohl giengen mir dann Diener und Trabanten
Und nicht mehr ich der Heerde hinterher.
Doch alles will sich nicht für alle schicken,
Drum kann ich jetzt mit Blumen nur mich schmücken.

61. Wohl wurde viel der Herrscherin zu ehren
Gespielt, getanzt, geritten und turniert,
Bis endlich uns, des Landes Ruh' zu stören,
Ein böses Glück drei Kaiser zugeführt:
Der eine herrscht, wo sich in fernen Meeren
Der Indus hier, der Ganges dort verliert;
Der zweite kam von Taprobana's Strande,
Der dritte war aus Saba's duft'gem Lande.

62. Mit einem Heer von wilden Kriegesleuten
War jeder Fürst zum Schutz und Trutz umringt,
Als meinten sie mit Schwertern zu erstreiten,
Was nie Gewalt, was Liebe nur erzwingt.
Wie weit in's Land die Heerden sich verbreiten,
Wenn uns der Mai die jungen Lämmer bringt,
So glänzte rings in diesem stillen Thale
Der Helm am Helme jetzt, der Stahl am Stahle.

63. Doch wie es ihr schon früher gieng mit Allen,
So wollt' auch jetzt, da diese Werbung kam,
Kein einziger der Kaiser ihr gefallen,
Was minder uns, als diese Wunder nahm.
Sie mochte gern im tiefsten Haine wallen
Und nährte still, so schien's, verborgnen Gram;
Auch sang sie oft halb träumend fremde Lieder,
Und seufzte dann und sang sie immer wieder.

64. Nicht härter ward ihr Herz und nicht gelinder,
Ob jeder auch nach bester Kraft sich müht;
Wie thöricht oft ein Haufen kleiner Kinder
Der Iris folgt, die durch die Wolken flieht.
Das Spiel verdrießt den stolzen Herrn der Inder,
Der heißer noch als seine Zone glüht;
Und was ihm Recht und Sitte nicht erlauben,
Beschließt er bald mit frecher Macht zu rauben.

65. Er hatte sich den Tag dazu ersehen,
Wo jährlich man ihr Wiegenfest begieng.
Man tanzte dann auf jenen Wiesenhöhen,
Man ritt und focht und sprang und stach den Ring;
Auch durfte man im Garten sich ergehen,
Der glänzend dann voll bunter Lampen hing,
Und wo, geschmückt mit einer goldnen Krone,
Die Schöne saß auf reichgewirktem Throne.

66. Allein wie schlau er auch die Zeit erkoren,
Wie alles auch des Räubers Wunsch entspricht,
Er täuschte doch den Taprobaner Mohren,
Den braunen Herrn von Saba's Fluren nicht.
Dem Argwohn dient die Sorge statt der Ohren.

*) Der Buchhändler Brockhaus hatte einen Preis für die beste poetische Erzählung ausgesetzt; Schulze schickte seine „Bezauberte Rose" ein, welcher der Preis einstimmig zuerkannt wurde. Der Dichter erhielt die Nachricht davon wenige Tage vor seinem Tode.

Das Fünkchen wird der Eifersucht ein Licht;
Und jeder denkt: Laß ihn das Spiel beginnen;
Was er gewagt, kannst du vielleicht gewinnen.

67. So rüsten sich nun alle Drei verstohlen,
Und Jeder schleicht auf unbetretnem Pfad
Mit seinem Heer, vom dichten Hain verhohlen,
Sich leis' heran zum schändlichen Verrath.
Da stehn sie nun und glühn wie heiße Kohlen,
Bis endlich sich die Abenddämmrung naht.
Sie alle sind vereint zu einem Werke,
Doch Keiner glaubt, daß ihn der andre merke.

68. Als lieblich nun durch grüne Laubgehänge
Das irre Licht gleich bunten Blumen glüht,
Als spielend schon der Fittig süßer Klänge
Bald rauschend naht und bald verhallend flieht,
Und hier das Volk in freudigem Gedränge,
Und einzeln dort in stillen Paaren zieht —
Denn braucht' die Lieb' auch nicht das Licht zu scheuen,
So mag sie doch im Dunkel gern sich freuen. —

69. Da nahte sich bei lieblichem Gesange
Die Herrscherin dem zauberischen Hain.
Ein wenig trüb' und bleich schien ihre Wange,
Doch mocht' es wohl vom vielen Lichte sein.
Und schön geschmückt, mit sittsam stillem Gange,
Umringten sie viel zarte Jungfräulein;
Dann folgten Knaben, die die Schleppe trugen,
Und Sänger dann, die süß die Laute schlugen.

70. Wohl ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt in Gras und zartem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rothe Beere schaut:
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht wie eine junge Braut,
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß alle jetzt auf sie nur sehn und zeigen.

71. So schien auch sie auf ihrem Thron zu sitzen,
Von Duft und Glanz und Blüthen hold umspielt.
Und wie des Nachts sich um die zarten Spitzen
Der Blumen oft ein leichtes Flämmchen stiehlt:
So sah man hell die goldne Krone blitzen,
Die schön geschweift die krausen Locken hielt;
Ihr fein Gewand war silberhelle Seide,
Ihr Gürtel Gold, und Perlen ihr Geschmeide.

72. Doch während nun mit lieblichem Gesange
Der Sänger Chor die schöne Herrin ehrt,
Wird plötzlich rings von rauhem Waffenklange,
Von wüstem Lärm das holde Fest gestört.
Wie zischend oft die ungeheure Schlange
Mit weitem Schwung vom Baume niederfährt:
So brach, umringt von seiner wilden Horde,
Der Inderfürst hervor zum Raub und Morde.

73. Wie sollten wir, ein wehrlos schwacher Haufen,
Dem blanken Schwert der Krieger widerstehn?
Wir konnten nichts als zittern und entlaufen;
Wer denkt vom Wolf ein Lamm zurückzuflehn?
Schon wähnt der Feind den Sieg um nichts zu kaufen,
Da läßt sich ihm ein kühner Gegner sehn:
Denn plötzlich nahn den hohen Gartenthoren
Zum wilden Kampf die Taprobaner Mohren.

74. Und während kaum die Schaaren nun zum Streite
Das Schwert gezückt, den scharfen Speer gesenkt,
Kommt Saba's Heer von einer andern Seite
Gleich einem Sturm laut rasselnd angesprengt.
So kämpfen nun drei Räuber um die Beute,
Und jeder sieht von zweien sich bedrängt.
Der Waffen Klang, der Stimmen fremdes Schallen
Läßt weit umher Gebirg' und Thal erhallen.

75. Doch plötzlich schwieg das wilde Drohn und Toben,
Der laute Hain ward stiller als ein Grab.
Durch dunkle Nacht schwamm wunderbar von oben,
Wie ein Gewölk ein leichter Kahn herab,
Und drinnen saß, von Mondenglanz umwoben,
Die schönste Fee mit goldnem Zauberstab;
Den schwang sie hoch in ihren zarten Händen,
Und Blitze schien sein Schwung umherzusenden.

76. Wohl kannten wir die freundlichste der Feen,
Weil wir so oft im Wald und Wiesengrün
Sie mit dem Kind des Königs einst gesehen,
Das frühe schon ihr einz'ger Liebling schien.
Drum wagten wir's auch jetzt hinzuzugehen,
Seit ihre Näh' uns neuen Muth verliehn;
Und als wir scheu durch Zweig' und Hecken spähten,
Da war sie grad' aus ihrem Kahn getreten.

77. Nun war es wohl der Mühe werth zu schauen,
Wie irr und wirr hier alles lag und stand:
Der schwang den Speer, ein Andrer schien zu hauen,
Ein Dritter hielt die Bogenschnur gespannt,
Der sprang hervor, und Jenem schien zu grauen,
Den sah man schrein, wenn auch die Stimm' ihm schwand;
Denn so wie grad' ein Jeder sich befunden,
So stand er jetzt, als wär' er festgebunden.

78. Schon hatt' indeß die Fee den Thron bestiegen
Und an ihr Herz das schöne Kind gedrückt,
Das halb betäubt mit leisen Athemzügen
Zu ihr empor und dann zur Erde blickt —
So sah ich oft die zarte Lilie liegen,
Die früh im Hain der feuchte Sturm zerknickt —
Noch konnte sie vom Schreck sich nicht besinnen,
Da hört' ich so die schöne Fee beginnen:

79. „Was stürmt ihr hier so feindlich euch entgegen,
Und füllt mit Haß der Liebe stillen Hain?
Kann euer Stolz den lauen Maienregen,
Den frischen Thau, den hellen Sonnenschein
Durch wildes Drohn und kühnen Zwang bewegen,
Gefild und Wald zu lichten, zu erfreun?
Der Pflicht nur kann das strenge Wort befehlen,
Die freie Gunst will selbst den Pfad sich wählen.

80. Die Freiheit wird im Kampfe wohl erstritten,
Dem Bösen wehrt des Guten tapfres Schwert:
Wer Fesseln liebt, dem ziemen zarte Bitten,
Und Holdes ist dem Frieden nur gewährt.
Drum laßt den Kampf, zu dem ihr hergeschritten,
Ein schönrer wird von euerm Muth begehrt!
Und daß ihr ringt mit treuerem Bemühen,
Soll meine Hand den Preis euch jetzt entziehen.

81. Denn also steht im Schicksalsbuch geschrieben:
Der Rose gleicht dies jungfräuliche Bild,
Die lange schon ihr zartes Laub getrieben,
Bis liebend sich der duft'ge Kelch enthüllt.
Die Rose kann den hellen Strahl nur lieben,
Den leisen Thau, die Lüftchen lau und mild.
Bei solchem Gruß, bei solchem holden Walten
Wird auch dies Kind ihr reiches Herz entfalten.

82. Dies ist der Spruch. Jetzt mögt ihr selbst ergründen,
Auf welchem Pfad ihr euch die Braut gewinnt.
Könnt ihr für sie so schöne Gaben finden,
Als Licht und Thau und leise Lüftchen sind,
So wird von ihr der stille Zauber schwinden,
Der heimlich schon durch ihre Glieder rinnt,
Um wunderbar des Schicksals dunkeln Willen
Zugleich im Sinn und Bilde zu erfüllen."

83. So sprach die Fee. Und was wir jetzt gesehen,
Sah Keiner wohl, so lang die Welt auch stand:
Denn leis' umfloß ein grünes Nebelwehen
Das holde Kind, das nach und nach verschwand;
Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen,
Zu Duft zerrann ihr seidenes Gewand,
Und drinnen schien's zu wirken und zu walten
Mit bunter Schwing' in mancherlei Gestalten.

84. Schon sah man Zweig' und Blätter sich verweben,
Schon blickte scheu die Knosp' aus grünem Laub,
Die Krone, die der Herrin Stirn umgeben,
Umhüllte sich mit goldnem Blüthenstaub;
Und muß als Thau die Perl' auch kürzer leben,
Was uns beseelt, wem schiene das ein Raub?
Nun wurde noch das Haar zum weichen Moose,
Und vor uns stand die schönste Maienrose.

85. Halb war vom Grün die Knospe noch umfangen
Und sah so scheu aus ihrem zarten Flor,
Als strebte sie mit zärtlichem Verlangen
Dem Lichte zu und durfte nicht hervor.
So ist nun heut ein Jahr vorbeigegangen,
Seit nichts an Form und Farbe sie verlor,
Kein Sturm versehrt, kein Frost, kein Hagelwetter
Den duft'gen Kelch, die ewig grünen Blätter.

86. Doch Jene, die sich um den Raub geschlagen,
Sie merkten wohl, als nun ihr Zauber schwand,
Nicht räthlich sei's, das Leben dran zu wagen,
Wo nichts damit sich zu gewinnen fand.
Drum schwuren sie, sich friedlich zu vertragen
Und heim zu ziehn, ein Jeder in sein Land,
Bis sie vielleicht die schönen Gaben fänden,
Die nöthig sind, den Zauberbann zu enden.

87. Und heute grad' ist jene Zeit verschwunden,
Worüber sie beim Scheiden sich vereint,
Ob sie daheim die Gaben aufgefunden,

Das weiß ich nicht, wiewohl es Jeder meint.
Wir werden selbst es sehn nach wenig Stunden,
Weil bald die Zeit der sichern Prob' erscheint:
Wenn diesen Berg die Abendstrahlen röthen,
Dann werden sie den Rosenhain betreten.

88. Dies ist der Grund zu jenem freud'gen Feste,
Zu dem das Volk von allen Seiten zieht.
Auch nahten sich viel edle fremde Gäste,
Die früher selbst sich um den Preis bemüht.
Und unser Fürst bewirthet sie auf's beste
Und zweifelt nicht, daß heut' die Ros' entblüht."
So sprach der Hirt und hatte kaum geschwiegen,
Da waren Beid' auch schon in's Thal gestiegen.

Johann Ladislas Pyrker v. Felsö-Eör.



Ist die Theilnahme der Katholiken an der deutschen Literatur im Ganzen nur untergeordnet (sind doch die bedeutendsten Dichter meist erst katholisch geworden), so ist es um so erfreulicher, auch einmal einen Kirchenfürsten unter den Reihen der deutschen Dichter zu erblicken.

Johann Ladislas Pyrker von Felsö-Eör, geb. am 2. Nov. 1772 zu Langk in Ungarn, kam mit dem achten Jahre auf das Gymnasium nach Stuhlweißenburg, und bezog sodann gut vorbereitet die Akademie zu Fünfkirchen, wo er sich mit Eifer den philosophischen Studien widmete. Als er sich nach Vollendung derselben für den Staatsdienst ausbilden wollte, erhielt er den Antrag, bei einem sicilianischen Grafen als Privatsecretär in Dienste zu treten. Er reiste nach Neapel; ehe er jedoch sich nach Sicilien einschiffte, entschloß er sich, die Stelle nicht anzunehmen. Auf der Rückreise entging das Schiff, auf welchem er sich befand, nur mit Mühe einem maurischen Corsaren. Von Venedig ging er, zum Theil zu Fuß, nach Wien. Auf der Wanderung machte er mit einem Cistercienzer genauere Bekanntschaft, der ihn denn auch bewog, in seinen Orden zu treten. Am 18. Oct. 1792 zog er in das Stift Lilienfeld bei St. Pölten in Unterösterreich, wo er nach Vollendung seiner theologischen Studien im J. 1796 die priesterlichen Weihen empfing. Zwei Jahre später wurde ihm die Verwaltung des Stifts anvertraut, die er mit dem besten Erfolge leitete; noch größere Verdienste erwarb er sich während der Kriege um dasselbe. Im J. 1807 wurde er zum Pfarrer in Dürrnitz, 1812 zum Prior und bald darauf zum Abt des Stifts Lilienfeld erwählt, als welcher er viel zur Hebung desselben beitrug. Doch bald eröffnete sich ihm noch ein größeres Feld der Wirksamkeit: 1818 wurde er zum Bischof von Zips in Ungarn und drei Jahre darauf zum Patriarchen von Venedig ernannt. Seine Bemühungen, versöhnend auf die Stimmung Italiens einzuwirken, wurden mit der Ernennung zum Geheimen Rath und dem Orden der eisernen Krone belohnt. Im J. 1827 kehrte er, zum Erzbischof von Erlau ernannt, in sein Vaterland zurück, wo er 20 Jahre vielseitig und glücklich wirkte. Er vergabte seine kostbare Gemäldesammlung an das neugegründete Nationalmuseum, ließ eine Kunststraße bei Erlau anlegen, gründete mehrere milde Stiftungen, ließ einen herrlichen Dom in Erlau bauen und gründete ebendaselbst ein Seminar für Volksschullehrer und eine Zeichnenschule. Als er im J. 1842 das Jubiläum seiner Einkleidung und seinen 70. Geburtstag feierte, wurde er von mehreren Akademien zum Mitglied ernannt und viele andere gelehrte Körperschaften sandten ihm ihre Diplome zu. Nach längerer Krankheit, während welcher er nach Wien gereist war, um die dortigen Aerzte zu berathen, starb er daselbst am 5. Dec. 1847.

Je mehr das heroische Epos zurücktritt, um desto mehr verdienen die Dichter Beachtung, welche sich an ein so großes Unternehmen wagen, selbst wenn ihre Bestrebungen nicht mit vollständigem Erfolg gekrönt werden. Es sind Versuche, welche wenigstens das Verdienst haben, über die Behandlung der Gattung neues Licht zu werfen, und somit zur weiteren Entwickelung der Poesie beizutragen. Es würde dies schon genügen, ihnen eine Stelle in der Geschichte der Literatur zu sichern, wenn sie sonst kein anderes Verdienst hätten. Dies ist nun aber bei Pyrker nicht der Fall, dessen Gedichte auch aus andern Gründen Beachtung verdienen.

Das erste Epos Pyrkers „Tunisias. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen" (Wien 1819), in welchem er den Zug Karls V. nach Tunis zur Befreiung der Christensklaven darstellt, erregt schon dadurch Interesse, daß der Dichter gesucht hat, neue sogenannte Maschinen zu erfinden. Die Ueberzeugung, daß die Epopöe ohne Wunder, ohne Verknüpfung des Irdischen mit dem Ueberirdischen nicht bestehen könne, aber zugleich auch, daß die Götterwelt Homers für moderne Verhältnisse nicht mehr brauchbar ist, daß die von Milton und Klopstock eingeführten Engel und Teufel eben so wenigen genügten, weil ihnen die nöthige Bestimmt-

heit und Individualität fehle, daß die nordischen Götter uns zu fremd und daß endlich die kalten allegorischen Gebilde ganz verwerflich seien, weil ihnen bestimmte Gestalten fehlten; diese Ueberzeugung regte ihn an, nachzuforschen, ob sich nicht passende Maschinen auffinden lassen könnten, die einerseits uns näher ständen und die andrerseits eines bestimmten Charakters, einer ausgesprochenen Individualität nicht ermangelten. Da kam er auf den Gedanken, die Seelen der Verstorbenen, mit denen er sich den obern Luftraum bevölkert dachte, als Maschinen zu gebrauchen, ihnen Theilnahme an dem Geschick der Menschen beizulegen und sie mithandelnd einzuführen, in so weit sie, als des Leibes Beraubte, sich durch eingehauchten Rath unter den Lebenden thätig erweisen könnten. Dann ergab sich auch von selbst, daß sie, wie die Götter bei Homer, jeder nach ihrem Charakter und ihren früheren Verhältnissen Partei ergriffen und sich sogar unter einander unterstützten oder bekämpften. So werden in der „Tunisias" Rudolf von Habsburg, Mahomed, Alexander der Große, Cäsar, Hannibal, Saladin, Attila, Regulus eingeführt*). Wenn aber kein Zweifel obwaltet, daß diese Gestalten den Engeln und Teufeln Klopstocks, den allegorischen Gebilden ꝛc. weit vorzuziehen sind, so scheint es uns doch, daß der Dichter mit dieser Neuerung das Richtige noch nicht getroffen habe, und daß es einem spätern Genius aufbehalten bleibt, das Ei des Columbus zu finden. Denn so bestimmt der Charakter und die Individualität dieser Verstorbenen ist, so liegt doch die Theilnahme derselben an den menschlichen Verhältnissen unserer Anschauung so fern, sie ist so wenig in dem allgemeinen Volksglauben begründet, daß ihr aller Halt fehlt, und wir uns z. B. das Mitwirken feenähnlicher Wesen, wie des Oberon, weit eher vorstellen können, weil das aus dem Volk hervorgegangene Märchenhafte für uns eine Art von Wirklichkeit gewonnen hat, was bei jenen Gestalten und ihrem Verhältnisse zum Menschenleben nicht der Fall ist. Wenn aber unsere Bemerkung richtig ist, und wir glauben kaum, daß ihr ein gewichtiger Grund entgegengestellt werden könne, so wird das Gedicht in seinem innersten Wesen erschüttert, und zwar um so mehr, als die Einwirkung der übersinnlichen Gestalten nur sehr locker ist, so daß viele Stellen der Art leicht wegfallen könnten, ohne dem Ganzen zu schaden. Abgesehen davon ist aber die „Tunisias" sowohl was die sehr überlegte Anlage und die eben so geschickte Ausführung betrifft, eine durchaus beachtenswerthe Erscheinung. Der Dichter hat die strengste Einheit der Handlung mit der größten Mannigfaltigkeit der Entwickelung geschickt zu verbinden gewußt; die Handlung ist, obgleich von einzelnen schönen Episoden durchflochten, stets im Fortschreiten begriffen, bis sie sich endlich auf eine einfache und geschickte Weise löst. Was die Sprache betrifft, so erkennt man den Einfluß des Verskünstlers Voß nur zu sehr; die dem Griechischen nachgeahmten Wortbildungen und Satzformen geben dem Gedicht oft ein fremdartiges Gepräge, ja zuweilen wird die Darstellung sogar steif.

*) S. Pyrkers „Schlußrede zum „Rudolf" (Wien 1827) S. 356 ff.

Ist die „Tunisias" auch schon deshalb zu rühmen, weil der Dichter einen Stoff wählte, der ohne gerade national zu sein, doch mit der Geschichte des Vaterlandes im nahen Zusammenhange und uns überhaupt nahe steht; so verdient „Rudolf von Habsburg. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen" (Wien 1824) noch größeres Lob, weil der Gegenstand unbedingt national ist und eine höchst wichtige Epoche der deutschen Geschichte zur poetischen Anschauung bringt; nur Schade, daß sie auch in der Darstellung des Dichters nur als ein Kampf persönlichen Ehrgeizes erscheint, den Rudolf führte, um seine Hausmacht zu vergrößern. Was Anlage und Composition des Gedichts betrifft, so ist es der „Tunisias" in so weit überlegen, als die überirdischen Wesen, die er in der nämlichen Weise einführt, wie in seinem ersten Epos, mit den Begebenheiten in näherem Zusammenhange stehen; es wird übrigens unsre oben angedeutete Ansicht über die Maschinen des Dichters dadurch unterstützt, daß unter diesen der Geist der alten Böhmenkönigin Drahomira weitaus am anschaulichsten und poetisch wahrsten erscheint, weil ihr ganzes Wirken, ja selbst ihre Erscheinung auf dem Volksglauben beruht, der dem Dichter unbewußt mächtig zu Hülfe kam.

Nicht weniger Talent in Erfindung, Anordnung und Entfaltung des Stoffs entwickelt Pyrker in den „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1821), in welchen er einzelne epische Bilder aus dem Alten Testamente vorführt. Einige davon sind wirklich sehr bedeutend, namentlich die „Makkabäer", in denen er den schönen und fruchtbaren Stoff mit Liebe und Talent poetisch entfaltet hat. Weniger gelungen sind seine „Bilder aus dem Leben Jesu" (Lpz. 1842) und die „Legenden der Heiligen" (Wien 1842).

Aus „Rudolf von Habsburg".

(10. Gesang. Vers 276—368.)

Stiller wurd' es im Zelt; da rief mit umschallender Stimme
Lichtenstein: — „Was soll uns der Ernst bey der fröhlichen Mahlzeit?"
Morgen ruft uns die Schlacht mit donnerndem Laut, und der Freude
Jubel verhallt! Wer kehrt? Wer nicht? Weß Sitz an dem Tisch hier
Leer ist beym künftigen Mahl, das steht uns, zum Glück, noch verborgen,
D'rum genießet des Augenblicks, eh' er schwindet auf immer!
Soll dies herrliche Fest des Sängers ermangeln? er harret
D'raußen nur eures Winks: der gemeinsamen Freude gedacht' ich." —
„Sage mir an" — sprach Rudolf jetzt — „weß Landes und Volkes
Rühmt sich dein Sänger? Bekannt sind mir die Weisen der Meister;
Denn mir waren sie stets ersehnete Gäste; so Mancher
Wallte zur Habsburg hin, und geehrt ging Jeder von dannen;
Gierig horchte mein Ohr den Zaubergewaltigen; denn mit
Frischerem Grün bekleidet ihr Sang die herbstlichen Matten
Und den entblätterten Wald; er sä't auf dem neb'ligen Himmel
Glänzende Stern' umher, und regt der schöneren Zukunft
Ahnung auf in des Menschen Brust, der unter dem Druck der
Gegenwart erstarrt, nach jener mit Liebe sich sehnet!
Eilt, und führt ihn herein: er sey uns werth bey dem Mahle." —
Jener eilte hinaus; dann kehrt' er wieder, und sprach so:

„Nicht unrühmlich bekannt ist Hornecks Nahme, des Sängers,
Der aus der Steyermark entsproß, und in blühender Jugend
Fort nach Deutschland zog, an den Hof des würdigen Bischofs
Werner von Mainz, wo ihm Rotenburg zum Meister geworden.
Aber ihn drängte das Herz: ein redlicher Hirte der Schäflein
Seines Heilands zu seyn, und er weidete solche mit Liebe
Jahrlang, bis ihm die Sorge der Schrift und des Siegels, der Bischof
Wieder vertraut'. Er starb, und Horneck kehrte zur Heimath.
Erst, sich dem Sänger des Frauenlobs, deß Sohn ich mich rühme,
Weihend zum traulichen Dienst: dann mir, Ihr kennt mich! und lebt nun,
Mit unsäglichem Fleiß, Geschichten in zierliche Reime
Fassend, in Frieden daheim; im Krieg mir folgt er in's Feld nach!"

Sieh', da trat im langen Talare der heilige Sänger
Leise herein: er trug die vielbesaitete Harfe
Unter dem Arm, und grüßte die Schar — vor Allen den Kaiser
Tief — mit innigem Blicke. Erstaunt besann der Beherrscher
Deutschlands sich; ihm schien: als hätt' er ihn vordem gesehen;
Nur vom lastenden Alter gebeugt, und ergraut an dem Haupte,
Stand er ein Fremdling vor ihm. Da ließ er mit schweigendem Ernste
Auf den niedrigen Stuhl, am Zelteingange, sich nieder;
Langte die Harfe hervor, und fuhr mit flüchtigen Fingern
Ueber die goldenen Saiten dahin, die ätherische Laute
Töneten. Still ward's nun in dem Zelt, und es stockte der Odem
Allen umher in der Brust, da er jetzt den feyerlich ernsten,
Heiligen Sang begann, im Klang der bebenden Saiten:

„Laut erbrauset der Sturm, und jagt tiefhangende Wolken
Ueber die finsteren Berge hinaus. Der laubige Hochwald
Trieft, der Gießbach rauscht, vom dauernden Regen geschwollen.
Sieh', da saß ein Ritter am Strand: von der edelen Stirne
Glänzt' ihm der Heldenmuth: aus den bläulichen Augen die Wahrheit,
Liebe und Treu'! Er sah in die Fluthen: sie sausten und brausten,
Eilten im Fluge davon, und er dachte der fliehenden Jahre!
Aber der Rappe scharrt; laut winselt der gierige Schweißhund:
Denn kein Wild auftrieb er im Forst, und der Ritter erhebt sich
Heim zu zieh'n in die Burg, wo sein die Liebenden harren.
Jetzt erreicht Geklingel sein Ohr: von dem finsteren Wald her
Kommt ein Priester des Herrn, gehüllt in den schimmernden Chorrock,
Und mit der goldenen Stola geziert, nach dem Meßner, geschritten,
Hin das Engelsbrot zu dem sterbenden Manne zu tragen.
Aber er schaut voll Angst umher: denn siehe, der Gießbach
Schwemmte den Steg aus dem Grund! Ach! drüben aufjammert die Hausfrau:
Hörbar pochet der Tod an der Thür und es lechzet der Gatte
Heiß nach dem Brot, das ihn auf die Reis' in die Ewigkeit stärke!
Alsbald streifte der Priester, am Strand, die Schuh' von den Füßen,
Dort den rauschenden Bach hinüber zu waten entschlossen.
Solches gewahrte der Ritter kaum, so kam er, und both ihm,
Erst anbethend den Heiland der Welt, das gesattelte Reitroß
An zu heiligem Dienst, und kehrte vergnügt zu den Seinen!
Als der Abend sank, und die Welt im rosigen Schimmer
Glühete, sieh', da führte das Roß der Priester am Zaume
Ueber den Burghof her, und sagt' es dem Ritter mit Dank heim.
Aber er sprach: „Was dünkt Dich? — nein, nicht diene dieß Reitpferd
Fürder zu schnödem Gebrauch, das meinen Erlöser getragen!
Denn es sey der Kirche des Herrn, mit dem Feld an dem Weiher,
Jetzo geschenkt, daß Keiner umsonst nach dem Heiligsten schmachte!"
D'rauf der Priester begann: „So vergelt' es Dir Gott, der Erbarmer,
Edeler Herr! was du mit erbarmendem Sinn an dem Diener
Seiner Kirche gethan: stets mög' es Dir glücklich ergehen!
Ha! mir sagt es der Geist, und ich irre nicht — sey dieß Geheimniß
Dir in den Tiefen des Herzens bewahrt: Dir zieret die Stirn einst
Würdig des heiligen römischen Reichs erhabene Krone!
Herrschen wird Dein Geschlecht auf dem herrlichsten Thron in die Zukunft
Endlos hin! Dein Ruhm erfüllet die Gränzen der Erde!" —
Endete so: da sah'n zugleich die versammelten Helden
Staunend dem Kaiser in's Aug', und erkannten des Grafen von Habsburg
Fromme That enthüllt, die er stets verschwiegen voll Demuth.
Aber er stürzte herbey, und drückte mit heißer Umarmung
Lange den heiligen Greis an die Brust; dann rief er bewegt so:
„Wahrlich Du bist's, Ehrwürdiger, der an des rauschenden Gießbachs
Strand, mit dem Herrn, erschien, mir Segen, die Fülle, zu spenden:
Möge die ewige Huld, hier, dort, Dir reich ihn vergelten!"
Jener beugte die Stirn' auf Rudolfs Hand, ihm die Thräne
Bergend, und wankte hinaus, in dem einsamen Zelte zu ruhen!

Johann Ludwig Uhland.



So groß und bedeutend Ludwig Uhland als Lyriker auch ist, so steht er als epischer Dichter

noch weit höher und er hat in der sogenannten lyrischen Epik das Höchste erreicht, wie er denn auch dieselbe erweitert hat. Denn er hat die Gattung geschaffen, welche man nach Echtermeyers Vorgang am besten mit dem Namen Rhapsodie bezeichnen kann, und die sich zur Aufgabe stellt, geschichtliche Begebenheiten poetisch darzustellen, wobei der Epiker, wie der Dramatiker, die historische Wahrheit zur poetischen zu erheben, und vermöge seiner Schöpfungskraft das Ungenügende oder Mangelhafte in der Erscheinung zu ergänzen sucht, was dem Geschichtschreiber nicht erlaubt sein kann, da dieser an die Ueberlieferung gebunden ist. Uhland wählte mit sicherem Gefühl vorzugsweise nationale Stoffe zu diesen Darstellungen, und so traf er auch den rechten, oder vielmehr den einzig möglichen Ton, nicht bloß darin, daß er die Begebenheiten in der einfachsten, schlichtesten Sprache erzählte, sondern auch dieselbe als historische Thatsache in ruhig fortschreitender Darstellung vortrug. So entfalten sich die vortrefflichsten historischen Bilder vor unsern Augen, die uns Begebenheiten und Personen auf das Anschaulichste vergegenwärtigen. Ja es ist das historische Bewußtsein so groß in ihm, daß er selbst die Sagenwelt mit bewunderswürdiger Schöpfungskraft mit der Geschichte innig zu verknüpfen, ja sie recht eigentlich zur historischen Wahrheit zu erheben versteht, wie z. B. in „König Karls Meerfahrt", überhaupt in allen den Gedichten, die zunächst auf der deutschen Sage fußen. Zwar hatte man schon vor ihm vielfach versucht, geschichtliche Begebenheiten poetisch darzustellen; aber entweder fehlten die Dichter darin, daß sie den Stoff allzusehr aus der historischen Anschauungsweise heraushoben und dadurch in das Balladenmäßige übergingen, oder daß sie zu furchtsam an der Ueberlieferung klebten, und dieselbe nur in gereimter Form wiedergaben. Die innige Verbindung der geschichtlichen Wahrheit mit der poetischen Gestaltung, worin das eigentlichste Wesen der Rhapsodie besteht, findet sich erst bei Uhland. Und so sind „Graf Eberhard, der Rauschebart" (aus welchem wir „Die Döffinger Schlacht" mittheilen), „Der Schenk von Limburg" u. a. m. bei ihrer äußern Einfachheit und ihrem tiefpoetischen Leben vollendete Meisterwerke dieser Gattung. Was aber außer der poetischen Vortrefflichkeit in diesen Dichtungen von dem höchsten Werth ist, das ist die tief vaterländische Gesinnung, von der sie durchdrungen sind, und die um so wirkungsvoller ist, als der Dichter sie nicht eigentlich ausspricht; sie ist die Seele, welche sie belebt, und unsichtbar, wie jede geistige Kraft, jedem Worte ihr Gepräge aufdrückt. Uhland prahlt mit seiner Gesinnung nirgends, wie jene schwärmerischen Deutschthümler früherer und neuerer Zeit, weil sie auf der richtigen Erkenntniß von dem Werthe seines Volks beruht, und diesen nicht in Aeußerlichkeiten jeglicher Art sucht. Deshalb haben aber auch seine Dichtungen so außerordentlich zur Kräftigung des Nationalbewußtseins beigetragen, wie sie auch wiederum immer mehr Eingang fanden, je mehr sich richtiges, besonnenes Nationalgefühl im Volke ausbildete. Die tief vaterländische Richtung Uhlands spricht sich schon mächtig in der volksthümlichen Anschauung und Haltung seiner Dichtungen aus; er ist so tief in das Wesen des Volkslieds gedrungen, oder vielmehr sein eigenes Wesen stimmt so ganz mit dem des Volkslieds überein, daß manche seiner Dichtungen, die epischen wie die lyrischen, unmittelbare Erzeugnisse der Volksdichtung zu sein scheinen, von der sie sich nur durch die kunstvollendete Form unterscheiden, wie denn viele von ihnen (z. B. „Der Wirthin Töchterlein" und noch manche andre) zu wirklichen Volksliedern geworden sind. Diese volksmäßige Anschauung gibt sich namentlich auch darin kund, daß Uhland die breiten Schilderungen vermeidet, diese vielmehr auf die gedrängteste Form zurückführt. Aber er weiß in dieser gedrängten Form, wie das Volkslied, die höchste Wirkung hervorzubringen. Nicht bloß Charaktere von Personen, selbst ganze Landschaften, vermag er mit wenigen Zügen, ja mit nur wenigen Worten, zur lebendigsten Anschauung hervorzuzaubern, weil er ihre innerste Bedeutung erfaßt, und sie mit dem glücklichsten Ausdruck darzustellen weiß. Und so ist ihm auch, um keinen Zug vorüberzugehen, bei allem Ernst, der seine Dichtung im Allgemeinen charakterisirt, der ächt deutsche Humor ganz natürlich, der einen so wesentlichen Zug der volksthümlichen Dichtung bildet („Roland Schildträger", Schwabenstreiche").

Diese volksthümliche Neigung Uhlands, welche sich auch darin kund gibt, daß er am liebsten volksmäßige Vers- und Strophenformen wählt, wie er denn vorzüglich zur Wiedereinführung des Nibelungenversmaßes beitrug, diese Neigung machte es erklärlich, daß er auch die eigentliche Ballade mit Glück bearbeitet hat. Das Wesen der Sage mit ihrem schauerlichen Hintergrund, ihrem Kampf des Menschen mit einer übermächtigen Gewalt, der er unterliegen muß, ist ihm zum vollsten Verständniß aufgegangen, und er weiß sie in Tönen zu schildern, die oft Naturlauten gleich das Herz in seinen innersten Fibern erschüttern („Der schwarze Ritter", „Das Glück von Edenhall", „Die drei Lieder").

Mit nicht weniger Glück hat Uhland endlich auch die Romanze bearbeitet, doch hat dieselbe bei ihm eine ganz eigenthümliche Färbung, wodurch sie sich von denen Schillers wesentlich unterscheidet. Es hat diese Gattung nämlich bei ihm auch einen volksthümlichen Hintergrund, eine volksthümliche Haltung, weshalb er auch meist solche Stoffe wählt, die eine durchaus nationale Bedeutung haben. Und sein Talent ist so reich, so schöpferisch gestaltend, daß er es selbst wagen kann, den Boden des eigenen Volks zu verlassen, und sich in fremde Nationalität zu versenken, wie in der „Sängerliebe", in der er uns die südliche Liebe mit ihrer versengenden Glut in den wirkungsvollsten Bildern vorüberführt. Zu den herrlichsten Schöpfungen gehört „Bertran de Born", eine Romanze, in welcher die Macht des Gesanges auf das menschliche Herz nach den mannigfaltigsten Richtungen zur lebendigsten Anschauung gebracht wird, und welcher nur das herrliche Gedicht „Des Sängers Fluch" an die Seite gesetzt werden kann, welches in eigenthümlicher Weise das Wesen der Rhapsodie, der Ballade und der Romanze zu solcher trefflicher Einheit verschmilzt, daß durch dieses Gedicht eine neue Gattung geschaffen worden wäre, wenn es überhaupt möglich wäre, eine solche Verbindung nochmals zu erreichen. Aber wie es in der Natur Erscheinungen gibt, die sich nicht wie-

derholen, wie es in der darstellenden Kunst Gebilde gibt, die unmöglich nachgeahmt werden können, so steht auch dieses Gedicht einzig in seiner Art da, und wird es bleiben, weil ein so kühner Gedanke nicht zum zweitenmale zur Erscheinung gelangen kann, ohne in die bedeutungsloseste Nachahmung zu verfallen.

1. Das Schloß am Meere.

1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut.
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

4. Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten- und Festgesang?

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört ich mit Thränen zu."

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

8. „Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide.
Die Jungfrau sah ich nicht."

2. Der schwarze Ritter.

1. Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu sprechen:
„Aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!"

2. Trommeln und Trommeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

3. Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr! wie ist Eu'r Nam' und Zeichen?"
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen."

4. Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

5. Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

6. Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

7. Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

8. Bleich die Kinder beide schienen,
Bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch genesen."
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trank gewesen!"

9. An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben.
Wohin der graue,
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

10. „Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudenlosen!"
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech' ich Rosen!"

3. Der Wirthin Töchterlein.

1. Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.

2. „Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

3. „Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

4. Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

5. Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick.

6. „Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

7. Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab, und weinte dazu:

8. „Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebt so manches Jahr."

9. Der dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:

10. „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

4. Bertran de Born.

1. Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Pralerei:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sey?
Nun, der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

3. „Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

4. Deine Tochter saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

5 Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

6. Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollte er die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft:
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft."

8. Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

5. Roland Schildträger.

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Achen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbrät auf und Fisch,
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern,
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4. Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte?
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euren Speer
Sammt Eurem guten Schilde."

5. Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen.

6. Beim Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten.
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Spe r, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herr Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

10. Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

11. Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert
Muß eins dem andern helfen."

12. Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal herunter:
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.

16. Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und ging zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland,
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

18. Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in die Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen;
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,

Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

20. Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern."

21. Zu Achen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzulange.
Doch seh ich recht, auf Königswort,
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

22. Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf in wildem Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

23. Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

24. Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! bairisch Bier ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!"

25. Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will in wildem Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

26. Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

27. Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

28. Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderbaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

29. Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand.
Das Kleinod ihm entrissen."

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland! sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!"

6. Die Döffinger Schlacht.

1. Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein:
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

2. Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab.
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

3. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

4. Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

5. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brannt' ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

6. Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

7. Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich, so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt!

8. Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

9. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht, der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut!
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut!

10. Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

11. Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

12. Im Erntemond geschah' es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

13. Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp' versteckt.

14. Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen, nach diesem harten Strauß!"

15. „Hei!" — spricht der Wolf mit Lachen — „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

16. Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

17. Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt';
„Dem Mann ist trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"

18. „Ich bring' Euch böse Kunde, nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinem grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

19. Sie ritten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

20. „Ich bring' Euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Saamen, dem Herrn sei Dank und Preis!"

7. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drinn sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn,
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl.
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlischhelle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstral hochauf springt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Gustav Benjamin Schwab.

Uhland fand nicht bloß als lyrischer Dichter, sondern auch in seinen epischen Dichtungen vielfache Nachahmung; er hatte mit denselben eine Saite angeschlagen, die, wie bei dem Volke, so auch bei den Dichtern einen mächtigen Anklang finden mußte. Zu den bedeutendsten Bearbeitern der kleineren epischen Gattungen im Sinne Uhlands gehört unbedingt der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben.

Gustav Benjamin Schwab, geb. am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, erhielt seine erste Bildung theils im väterlichen Hause, theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Im J. 1809 bezog er die Universität Tübingen, wo er sich bis 1814 der Philosophie und Theologie widmete. Nach Vollendung seiner Studien machte er eine Reise nach Norddeutschland und hielt sich eine Zeitlang in Berlin auf, wo ihm seine ersten dichterischen Versuche, die er in dem „Schwäbischen Musenalmanach für 1812 und in dem von Uhland und Kerner herausgegebenen „Deutschen Dichterwald" hatte erscheinen lassen, in Fouqué, Chamisso, Franz Horn u. A. Freunde erwarben, die ihn zu weiterer Ausbildung seines poetischen Talents anregten. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, 1817 Professor der alten Literatur am obern Gymnasium zu Stuttgart, als welcher er 1827 eine Reise nach Paris machte. Um diese Zeit übernahm er die Redaction des poetischen Theiles des „Morgenblattes", welches unter seiner verständigen Leitung bald der Sammelplatz aller bessern Erscheinungen wurde. Namentlich machte er sich



dadurch verdient, daß er viele aufkeimende Talente zuerst beim Publikum einführte, so wie es auch manchen jüngeren Dichtern, z. B. Platen, Waiblinger, Lenau, Freiligrath u. a. m. durch seine Theilnahme möglich wurde, ihre gesammelten Poesien erscheinen zu lassen. Nach zwanzigjähriger Wirksamkeit als Lehrer sehnte er sich nach einem ruhigeren und weniger anstrengenden Wirkungskreise; er nahm daher 1837 die ihm angebotene Pfarrei in Gomaringen bei Stuttgart an, von wo er 1842 zum Pfarrer an der St. Leonhardskirche in Stuttgart befördert wurde. Im Jahre vorher hatte er eine Reise nach Schweden gemacht. 1845 erhielt er von der Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Theologie; auch wurde er zum Oberstudienrath und Mitglied des evangelischen Consistoriums ernannt, als welcher er am 3. November 1850 starb.

Gustav Schwab, dessen lyrische Dichtungen wir schon früher besprochen haben (S. 36), hat sich vorzüglich durch seine epischen Poesien ausgezeichnet, durch welche er sich seinem Freunde Uhland würdig anschließt, der auch sein erstes und einflußreichstes Muster war. Zwar haben auch Göthe und die Romantiker, namentlich A. W. Schlegel, Einfluß auf seine poetische Ausbildung gehabt, doch beschränkte sich dieser mehr auf seine lyrischen Dichtungen, und in diesen zunächst auf die Form; im Epischen blieb er der Richtung getreu, welche Uhland eingeschlagen hatte, ohne jedoch seine Selbstständigkeit aufzugeben. Wenn wir mit voller Ueberzeugung aussprechen, daß er kein bloßer Nachahmer des Dichters ist, dessen „ältesten Schüler“ er sich selbst zu nennen liebte, so begründen wir dies nicht, wie es schon oft geschehen ist, darauf, daß er nebst deutschen Stoffen auch fremde bearbeitete, wir ziehen daraus weder den Schluß, daß er weniger Liebe zu seinem Vaterlande hatte, noch daß er einen größeren Gesichtskreis besaß, oder daß er an den Geschicken anderer Völker wärmeren Antheil nahm als Uhland. Den Beweis seiner Selbstständigkeit erblicken wir vielmehr darin, daß er die Rhapsodie zu größerem Umfang, obgleich nicht eben zu ihrem Vortheil, erweiterte, indem er oft solche Begebenheiten zum Gegenstand seiner Dichtung wählte, welche einen längeren Zeitraum umfassen, und sie dann nach ihren wesentlichsten Vorgängen in einzelnen Rhapsodien darstellte, die nur dem Inhalte nach mit einander in Zusammenhang stehen. Allerdings hat auch Uhland in dem „Grafen Eberhard“ Aehnliches; allein wenn dieses Gedicht auch in vier Abschnitte zerfällt, deren jeder eine selbstständige Begebenheit erzählt, so hat sie der Dichter nicht bloß durch eine glückliche Einleitung zu einem Ganzen verbunden, es sind die verschiedenen Begebenheiten auch so gehalten, daß der sie trennende Zeitraum nicht zum Bewußtsein kommt, sie daher als sich unmittelbar an einander anschließend erscheinen. Bei den größeren Dichtungen Schwabs ist dies dagegen nicht der Fall, und sie verfallen daher in den Fehler, den wir früher näher bezeichnet haben, als von den in Romanzen aufgelösten epischen Dichtungen die Rede war. Abgesehen von diesem künstlerischen Mangel sind aber diese Gedichte Schwabs wirklich vortrefflich. Wir nennen namentlich die „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg“ (Stuttg. 1819); die „Legende von den heiligen drei Königen in 12 Romanzen“ (Ebd. 1821); „Die Kammerboten in Schwaben. Geschichtliche Sage in 13 Mähren“ (1821); den „Möringer, schwäbische Sage in 4 Romanzen“ (1824); den „Appenzeller Krieg in 9 Romanzen“ (1825) u. a. m. So vortrefflich diese Dichtungen übrigens auch sind, insbesondere die zuletztgenannte, so stehen sie doch den Rhapsodien Uhlands weit nach. Die Form verleitet den Dichter zu einer gewissen Breite, welche mit dem Wesen der Dichtung in Widerspruch steht. Zn andern vermißt man zudem noch die höhere Anschauungsweise, so daß sie zur bloßen Reimerei herabsinken. Seine Darstellung ist im Ganzen gewandt und frisch; doch erreicht er auch in dieser Beziehung Uhland nicht.

Auch in der Ballade hat er recht Erfreuliches geleistet, ja wir halten seine Sagen und sagenähnliche Dichtungen weitaus für das Beste, was er geschrieben, namentlich in denen, deren Stoff bei seiner äußern Bedeutungslosigkeit ihn gleichsam zwang, seine Schöpfungs- und Bildungskraft zu bethätigen, wie in dem herrlichen Gedicht „Das Gewitter“, das wir unbedingt für eine seiner schönsten Schöpfungen halten. Von großer Wirkung ist die einfache, volksthümliche Sprache, die nur in einzelnen Dichtungen nicht so recht aus dem lebendigen Innern hervorgegangen ist und daher auch hier und da gesucht und selbst gekünstelt erscheint. Endlich ist er auch in der poetischen Erzählung glücklich, wie denn sein „Johannes Kant“ als Muster dieser Gattung gelten kann.

1. Der Hirte von Teinach.

1. Bei Teinach lag ein Hirte
Und schlief im tiefen Gras,
Derweil sein Heerdlein irrte
Und frische Kräuter las;
Den führt' um ein Jahrhundert
Ein selt'ner Traum zurück,
Er stand und warf verwundert
In's Dörflein seinen Blick.

2. Die Häuser, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie standen jung und lachend
Mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt ist zu schauen
Das schöne Gotteshaus,
Fing man erst an zu bauen,
Und hieb den Grundstein aus.

3. Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig
Noch standen sie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

4. Und ohne lang zu fragen,
Ward's ihm im Traume klar,
Daß der im gold'gen Kragen
Der Herzog selber war.
Das Neu'ste drein zu stiften,
Tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften,
Und neuem, edlem Wein.

5. Da wird erst von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu süßer Labe
Der Herr den Durst sich stillt.
Und sieh! da fällt dem Fürsten
Der Hirt in das Gesicht,
Er sieht ihm an sein Dürsten,
Reicht ihm das Glas und spricht:

6. „Trink, Freund! es ist der beste
Aus meinem Neckarthal,
Du kommst zu solchem Feste
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte sich das Glas,
Und eben wollt' er nippen, —
Da wacht er auf im Gras.

7. Er blickt um sich erschrocken,
Er fühlt die Hand sich leer,
Er fühlt den Mund sich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt sich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Ist ihm davon gelaufen
Der Heerde schönster Stier.

8. Er richtet sich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu suchen
Beginnt er seinen Lauf;
Bis wo in Büschen stille
Sich birgt ein alt Gestein
Von dort hört er Gebrülle,
Und mählig dringt er ein.

9. Ihm ist, als träumt' er wieder:
Er steht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl!
Und hinten in der Ecken
Da liegt und schlürft der Stier,
Was mag sich dort verstecken?
Springt eine Quell' herfür?

10. Fürwahr, es ist die Quelle,
Von der du träumtest, Hirt!
Ein Wein ist's, klar und helle,
Der das Gestein durchirrt.
Das Faß ist lang zerstoben,
Er selbst ward rings zum Stein,
Drinn' er sich aufgehoben
Als hundertjähr'gen Wein.

11. Von diesem selben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen,
Daß du erwacht so bald;
Du hättst getrunken Neuen:
Jetzt ist er wunderalt!

2. Der Burgbau.

1. „Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus;
Nicht braucht's zu seyn des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

2. Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht:

3. Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor,
Und Keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

4. Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

5. Und Thürme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

6. Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

7. Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald; —
Sprich, willst du bau'n ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?“

8. Mit Schweigen hört der Meister zu,
Und spricht: „„Ich führ's hinaus;
Ich bau' es fest, habt gute Ruh,
Doch sagt: wie heißt das Haus?““

9. Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus über's Land:
„Mein Haus, das Alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt!“

10. Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „„Daß Gott erbarm!““
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

11. Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„„Geleget ist der erste Stein,
Jetzt schadet, mordet, raubt!““

12. Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland;
Seit half ihm Gott aus aller Noth
Durch seiner Männer Hand.

3. Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne, wie Gold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!“
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“
Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

4. Das Mahl zu Heidelberg.

1. Von Würtemberg und Baden
Die Heere zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen,
Wohl in die Pfalz am Rhein;
Sie stehen da, sie liegen
Im Sommersonnenschein.

2. Umsonst die Regenbluthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

3. Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf Einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald. —

4. Sie wollten seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

5. Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

6. Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Ulz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

7. „Herauf, Ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist Euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum wenn es Euch gelüstet,
Versucht, ob es Euch schmeckt.“

8. Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht,
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

9. Es setzten sich die Fürsten,
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
Es fehlt doch, däucht mir, Nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, Ihr Herrn, gebricht's?

10. Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein:
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert,
Was wollt Ihr heute sparen,
Wo Keiner es Euch wehrt?“

11. Die Fürsten sahn verlegen
Den Andern Jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest Du das Brod?“

12. „Wo ich das Brod gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

13. Sie sprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

14. „Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt Euch wohl gedulden,
Bis Ihr besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet Eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

15. Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch,
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf Euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet Euern Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!“

Adelbert von Chamisso.

Noch reicher an Stoffen als G. Schwab ist Adelbert von Chamisso; er beobachtete auf seiner Weltumsegelung die Welt nicht bloß mit den Augen des Naturforschers, sondern auch mit denen des Dichters, und wie sein empfängliches Gemüth die Erscheinungen des Lebens und der Natur mit aller Frische und Lebendigkeit erfaßte, so stellte er sie später eben so frisch und lebendig in poetischer Form dar. Und diese Sicherheit der Beobachtung machte ihn auch fähig, andere Erscheinungen, die er nur aus Büchern oder mündlichen Erzählungen kannte, mit der ergreifendsten Wahrheit poetisch zu gestalten. Daraus erklärt sich auch, warum sich bei ihm so wenig von ihm Erfundenes findet: selbst da, wo der Stoff nur ungenügend oder fragmentarisch vorlag, hat er denselben nicht sowohl durch eigene Erfindungen erweitert, als vielmehr den im Stoff liegenden Keim mit wahrhaft poetischer Schöpfungskraft lebensvoll entfaltet. Darin steht vielleicht kein Dichter Göthen so nahe als Chamisso; dagegen unterscheidet er sich von ihm, so wie von Uhland, wesentlich dadurch, daß er vorzüglich darauf hin-



ausging, die Charaktere und Seelenzustände seiner Personen hervortreten zu lassen. Wenn ihm aber auch die Begebenheit nur Mittel war, um diesen Zweck zu erreichen, so hatte er doch ein zu tiefes und ächtes Kunstgefühl, als daß er sich in psychologische Malerei verloren hätte, wie z. B. jene Romanendichter, die sich aus lauter Bestreben, die Seelenzustände ihrer Personen zu schildern, in reine Abstractionen verlieren und die äußere Erscheinung derselben bis zum Nebelhaften zurückdrängen und die Darstellung der Begebenheiten nur für ein nothwendiges Uebel ansehen, das man so viel als möglich vermeiden müsse.

In der Wahl seiner Stoffe ist Chamisso äußerst glücklich; sie sind alle bedeutend und ergreifend. Freilich hat man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er eine allzugroße Vorliebe für das Schauerliche, ja selbst für das Entsetzliche hat, und daß er ein gewisses Behagen daran findet, das an sich schon Entsetzliche in der Darstellung bis zum Aeußersten zu steigern, so daß die Wirkung auf den Leser sich nicht als freies Wohlgefallen äußert, was immer, selbst bei dem ergreifendsten tragischen Stoff, der Fall sein muß. Und allerdings werden wir bei dem Lesen dieser Bilder krampfhaft ergriffen, und von dem Entsetzlichen so mächtig durchschauert, daß die Wirkung sogar auf den Körper übergeht, und bei manchen Stellen der Athem seinen Dienst versagt. Ist aber hierin die Macht der Darstellung zu bewundern, durch welche der Dichter eine solche Gewalt über uns erhält, und folgen wir dem Dichter eben deshalb sogar wohl mit Widerstreben bis er uns selbst entläßt, so können wir uns doch nicht verbergen, daß Solches nicht die Aufgabe der Kunst sein kann, die selbst dann „den Menschen erheben soll, wenn sie den Menschen zermalmt“. Allerdings liegt selbst in dem Grausenhaftesten ein tiefer Sinn, so in dem „Krucifix“, in welchem der Dichter erzählt, wie ein Bildhauer, dem die Darstellung des gekreuzigten Heilandes nicht gelingen wollte, einen schönen Jüngling an ein Kreuz nagelte, und nach diesem Vorbilde ein Meisterwerk schuf. Wir erkennen darin, wenn wir den entsetzlichen Eindruck überwunden haben, die alte Lehre, die Idee, welche der Mythe vom Sündenfall, der Sage vom Faust zu Grunde liegt, und welche Schiller im „Verschleierten Bild zu Sais“ so vortrefflich ausspricht, wenn er sagt: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!“ Aber so tief und wahr die Ideen auch sind, die in diesem und andern Gedichten veranschaulicht werden (z. B. in „Vergeltung“, „Mateo Falcone“, „Don Juanito“ u. a. m.), so wird in ihnen das sittliche Gefühl doch zu sehr verletzt, es sind die Farben viel zu grell aufgetragen, der Dichter strebt allzusehr darnach, das Entsetzliche als solches mit allen seinen Gräueln hervortreten zu lassen, als daß die Idee zur vollen Wirksamkeit gelangen könnte.

Doch finden wir unter Chamisso's Gedichten noch eine reiche Anzahl, in welcher das tragische Element rein und unverfälscht zur Erscheinung gelangt, und der Dichter in der Entwickelung seines Stoffs eine gemäßigte Haltung bewahrt, welche durch die klare, ruhige und feste Form noch gehoben wird. Es sind namentlich solche, in denen er uns Bilder aus dem Leben der sogenannten wilden Völker vorführt, deren urkräftige, reine Natur er mit ausgezeichnetem Glück darstellt, wie in dem „Gerichtstag auf Huahire“, in dem „Stein der Mutter“, in der „Rede des alten Kriegers Bunte Schlange“ u. a. m. Selbst „Solas y Gomez“ rechnen wir hieher, weil der Dichter uns wie seinen Helden zu beruhigen weiß, nachdem er uns wie jenen die furchtbarsten Erschütterungen hat erleben lassen. Es ist dieses Gedicht, das wir, wie so manche andre, seines großen Umfangs wegen leider nicht mittheilen können, überhaupt ein wahres Meisterwerk, an dem sich die hohe Bildungskraft des Dichters in ihrer ganzen Fülle kund gibt, da er in demselben aus höchst geringfügigen Andeutungen ein Gemälde entfaltet hat, das nicht nur durch die Wahrheit, sondern auch durch die Fülle des Inhalts um so mehr zur Bewunderung hinreißt, als die Form in ihrer ernsten, würdigen Haltung meisterhaft ist, wie denn überhaupt Chamisso den Bau der Terzine, in welcher diese und die meisten der oben genannten Dichtungen geschrieben sind, in unübertrefflicher Weise versteht.

Wir können diese Reihe der Dichtungen Chamisso's nicht verlassen, ohne die Bemerkung hinzuzufügen, daß er, wie die Begebenheiten vortrefflich zu entwickeln, die Charaktere und Seelenzustände meisterhaft zu zeichnen, so auch die Landschaften mit großer Kunst zu schildern versteht. Mag er uns auf die Inseln des stillen Meeres oder in die Urwälder Amerika's, in die Eissteppen Rußlands oder unter den heitern Himmel Spaniens führen, immer weiß er mit wenigen, aber bedeutungsvollen Zügen die Natur des Landes so treu und anschaulich darzustellen, daß wir mitten in jene Gegenden versetzt werden. Uebrigens tritt diese Kunst der Schilderung und Gestaltung auch in denjenigen Dichtungen, und diese sind nicht in geringer Anzahl, hervor, in welchen er die Welt

und selbst deren Gebrechen in einer mehr heitern, gemüthlichen Weise, wie in der vortrefflichen Erzählung „Abdallah", oder mit vorwiegendem Humor darstellt, wie in der meisterhaften „Vetter Anselmo". Selbst einfache Anekdoten, wie „Böser Markt", „Der rechte Barbier", „Das Urtheil des Schemjaka", erhalten durch seine hohe Gewandtheit in der Darstellung und die glückliche Behandlung des Stoffs einen bleibenden Reiz. Besonders glücklich ist er, wenn er volksthümliche Stoffe behandelt, deren naiven Humor er sich vollkommen aneignet („Hans im Glücke", „Der Szekler Landtag"); aber auch die Volkssage gelingt ihm vollkommen („Der Riesen Spielzeug"), so wie er endlich den Ton der Legende glücklich trifft („Der heilige Martin").

Chamisso ist mit Recht ein Lieblingsdichter unseres Volks geworden; er hat dies aber nicht bloß seinem poetischen Talent zu verdanken, sondern zum großen Theil auch dem trefflichen Sinn, der seine Dichtungen durchdringt. Ueberall tritt uns die heiligste Liebe zur Wahrheit und zum Guten, überall der entschiedenste Haß gegen das Schlechte, namentlich gegen die Heuchelei entgegen, die sein Sittlichkeitsgefühl in so hohem Grade empört, daß er ihr gegenüber oft der Milde vergißt, die ihn sonst beseelt.

1. Das Riesenspielzeug.

1. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesen-Fräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei! artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei."

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Der heilige Martin, Bischof von Tours.

Legende.

1. „Diesen Martin", rief der Satan, —
„Fürchtet nichts, ihr Höllengeister,
Fürchtet nichts und hört den Rath an,
Den geschmiedet euer Meister, —
Diesen Martin, der, geplaget,
Angefochten, — unverzaget,
Unverfährdet, uns zum Hohn,
Wiederbringt die Kreaturen,
Die zu unsern Zeichen schwuren,
Dem verhaßten Menschensohn,
Diesen gilt es zu verderben;
Also will um ihn ich werben,
Zählt ihn zu den Unsern schon."

2. Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen, —
„Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
Fürchtet nichts, wenn euch auf's Neue
Tief verhaßt der Anblick kränkt;
Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
Der, wie er sein Antlitz falte,
Alten Grolles nur gedenkt;
Ihm, den sie den Heil'gen schelten,
Will ich für den Juden gelten,
Bis er seine Seel' uns schenkt."

3. Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolzer Hochmuth die Geberde.
Und die Teufel faßt ein Grauen,
Wie das Schreckenbild sie schauen,
Und ein Weheruf erschallt;
Heulend stürzen sie vonsammen,
Suchen Schutz in ew'gen Flammen
Vor des Rächers Allgewalt;
Und mit Angst erfüllt nicht minder
Auch den argen Trugs-Erfinder
Die erfrevelte Gestalt.

4. Bischof Martin liegt indessen,
Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,
Tief in Demuth, selbstvergessen,
Vor dem Kruzifix im Staube:
„Der du starbst, uns zu erlösen,
Sieh' uns Schwache, von dem Bösen,
Von der Sünde Garn umstellt;
Straf' uns nicht in deinem Zorne,
Wasch' uns rein im Gnadenborne
Von der Schuld, die auf uns fällt."
Und es tritt der Geist der Lüge
Vor ihn hin, er trägt die Züge
Des Erlösers dieser Welt.

5. Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmuth die Geberde:
„Martin, sieh', ich bin der wahre
Christus, und ich offenbare
Dem mich, der zu mir sich neigt;
Und es ist dir anbefohlen,
Anzubeten unverhohlen,
Der sich deinen Augen zeigt."
Martin starrt, die Augen offen,
Schier entrüstet und betroffen,
Den Versucher an und schweigt.

6. Und der Arge redet wieder:
„Christus bin ich und befehle;
Falle betend vor mir nieder
Und ergieb mir deine Seele."
Er darauf: „Der Allerbarmer
War hienieden selbst ein Armer!
Er, die Wahrheit, er das Licht,
Er, mein Christus, starb am Holze;
Aber dich in deinem Stolze,
Dich — entfleuch — dich kenn' ich nicht."
Und es war der Trug zerstoben,
Martin, seinen Gott zu loben,
Liegt im Staube fromm und schlicht.

3. Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Factum nicht verbürgen,
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand,
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen.
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
Gehört des Volkes laut erhob'ne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rath zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben,
Sie kamen gern, entschlossen gut zu tagen,
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst, mit Richten wär' es weise,
Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.
Drum ist mein Antrag, ohne weitzuschweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen,
Die Zeit bringt Rath, sie wird die Sache reifen."
Beschlossen ward, worauf er angetragen,
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rath und Hort,
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht,
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.
Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in uns'res Sinnens düst're Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?
Zur That! ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Deß Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten."
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rath nicht vorenthalten.
Wir seh'n es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! regn' es denn, so lang es will und kann."
Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll.
So schloß ein Szekler-Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
So wie die Väter stolz auf ihre Thaten
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trocknete die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert. —

4. Mateo Falcone, der Corse.

Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es flehet vor sich steh'n den Blut'gen, Bleichen. —
„Du bist, ich kenne dich, Falcone's Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon." —
„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — „Schnell denn und verschlagen,
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind" —
„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
„Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen."
Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen zerlumpten Mann.
Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?" —
„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hatt' zu wecken mein Gewehr geknallt." —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —
„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
Und führst du solche Reden, mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt." —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone." —
„Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne." —
„Ob er es thut, das möchte noch sich fragen." —
„Wo ist dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein,
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."
Und Gamba zu den Untergeb'nen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes,
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein."
Ein Jäger drauf: „So ihr es wollt, so thut es;
Doch solltet ihr's erwägen, Adjudant,
Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes."
Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach in's Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.
Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.
Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde." —
„In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur."
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
„Wo steckt Sampiero?" — „Wird dein Wort auch wahr?" —
Dem Knaben schwur er zu mit theuerm Eide,
Daß sie der schöne Preis des Blutes war.
Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend,
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
Da ließ der Adjudant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.
Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen,
Der blickte stumm, verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her, ich kann nicht gehen,
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
Ihr seid ein Schütz, man muß es euch gestehen;
'S ist aus mit mir; ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt ihr auch, was ich vermag, gesehen."
Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für Einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
Die Münze reicht' ihm Fortunat, er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.
Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da,
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'."
Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen:
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;
Ich meine den Sampiero." — „Was ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl, und scharf geplagt." —

„Er hat gefochten, wie es Keiner glaubt;
Wir haben ihn, und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt."
Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen,
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —
„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen." —
Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftigt und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten,
Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend schrie er: „Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrath!" —
Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib!" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell, von wundersamer Gluth. —
„Und ein Verräther!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
„Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?" —
„Vom Vetter Gamba!" Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einem Stein der That verhaßte Spur.
Dann starrt er vor sich hin, und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand,
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„Mir nach!" Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!"
Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!"
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
„Knie nieder, Fortunato, knie und bete."
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich tödten?" — Und der Vater: „Bete!"
Und weinend, schluchzend stammelt er das Pater;
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!"
Und weinend stammelt er das Ave Mater. —
„Bist du nun fertig?" — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben." —
„Sehr lang ist die; jedoch, in Gottes Namen!"
Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O tödte mich noch nicht!" — „Bist du am Schluß?" —
„Vergieb mir —" „Gott, der möge dir vergeben!"
Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wankend nicht sein Fuß.
Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
Die Mutter stürzt bei'm Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan?" —
„Gerechtigkeit! — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich lass' ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.
Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne."

Abraham Emanuel Fröhlich.



Neben denjenigen Dichtern, welche, wie Göthe und Schiller, die gesammte Poesie nach Gehalt und Form mit neuem Leben beseelten, oder, wie Uhland, neue Gattungen schufen, verdienen auch die unsre vollste Anerkennung, welche abgestorbene Formen und Gattungen wieder erweckten und ihnen durch ihre Behandlungsweise neue, vor ihnen ungeahnte Seiten abgewannen; denn auch sie haben das Gebiet der Poesie erweitert, und ihr neue fruchtbare Bahnen eröffnet. Zu diesen gehört unzweifelhaft der Dichter, dessen poetische Thätigkeit wir jetzt näher zu betrachten haben.

Abraham Emanuel Fröhlich, geb. am 1. Febr. 1796 zu Brugg im Kanton Aargau, erhielt seinen ersten Unterricht theils auf den Schulen seiner Vaterstadt, theils von seinem Vater, der als Lehrer an derselben wirkte. Im J. 1811 besuchte er die Züricher Akademie, wo er sich der Theologie widmete, aber auch philosophische und philologische Collegien hörte. Nachdem er im J. 1817 ordinirt worden war, ward er in Brugg als Lehrer angestellt, als welcher er zugleich die zwei Stunden entfernte Filialpfarrei Mönthal zu versehen hatte. Er versah dieses beschwerliche Amt zehn Jahre lang, worauf er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kantonsschule in Aarau ernannt wurde. Die politischen Umgestaltungen im J. 1830 fanden an ihm einen Gegner, und da er seine Ansichten, welche mit früheren im Widerspruche standen, offen und wohl auch heftig verfocht, wurde er von der damaligen Regierung bei Gelegenheit der allgemeinen Schul-

reorganisation nicht wieder gewählt. Das offenbare Unrecht, das ihm dadurch zugefügt wurde, und das sich nicht einmal formell entschuldigen ließ, suchte die Stadtgemeinde Aarau wieder gut zu machen, indem sie ihn bald darauf zum Lehrer und Rector an der Bezirksschule und zugleich zum Helfer, d. h. zum Hülfsprediger, ernannte, welche beide Stellen er noch jetzt versieht.

Wir haben im Eingang das eigenthümliche Verdienst Fröhlichs angedeutet; die Gattung, die er erneuerte, ist die Fabel. Seit der Wiedergeburt der deutschen Poesie hatte dieselbe, wenn auch von verschiedenen Dichtern mit Talent behandelt, doch stets denselben Charakter behalten, wenn auch nicht in der Behandlung, doch in der Auffassung. Wenn man die frühern Fabeln von Hagedorn, Gellert und Lessing an bis auf Pfeffel herab liest, machen sie bei der großen und unverkennbaren Verschiedenheit der Behandlung doch unzweifelhaft den Eindruck, daß sie der Moral wegen gedichtet wurden, zu deren Veranschaulichung der Dichter irgend eine Begebenheit aus dem Thierleben erdachte, durch welche jene Moral versinnlicht werden konnte. Selbst die besten Fabeln trugen deshalb ein überwiegend didaktisches Gepräge, das ihre Wirkung beeinträchtigte. Da die Fabeln auf diese Weise nicht aus der Anschauung des Thier- oder Pflanzenlebens hervorgegangen waren, konnte es nicht fehlen, daß viele Erfindungen gezwungen, unwahr oder unnatürlich ausfielen; oder die Dichter begnügten sich, alte Fabeln mit neuen Motiven zu bereichern und sie überhaupt nach der Anweisung Lessings umzugestalten, was für Schulen allerdings sehr passend sein mag, bei einem Dichter aber als Mangel an Erfindungskraft erscheint. Fröhlich verfuhr nun auf eine ganz andere, ja entgegengesetzte Weise und beurkundete eben dadurch ein wahres Dichtertalent. Er ging nämlich von der Betrachtung der Natur und ihrer einzelnen Erscheinungen aus; die Beobachtung derselben ließ ihn deren tiefere Bedeutung erkennen, zugleich aber auch die Verwandtschaft der Ideen, welche sich in dem Leben der Natur offenbaren, mit denen sie sich in dem Leben der Menschen kundgeben. Statt aber diese Ideen wie andere Dichter, wie Herder, in ihrer Allgemeinheit darzustellen, machte er sie an einem einzelnen Fall anschaulich, den er ebenfalls der Natur abgelauscht hatte, und den er poetisch belebte, und so näherten sich seine Fabeln einigermaßen der Thiersage, von der sie sich nur dadurch unterschieden, daß der einzelne Fall nicht episch entfaltet wurde. Er sagt selbst in dem einleitenden Gedicht: „Sonnen, Monden, Wolken, Lüfte, Frühlingshügel, Todtengrüfte, Wald und Strom und Blum und Düfte, Und der Thiere bunte Schaaren; Alles hör' ich offenbaren, Und Uraltes neu erwahren.“ Und am Ende schildert er den Gang seiner poetischen Thätigkeit noch entschiedener: „Einsam durch die Au'n zu gehen, Ihre Bilder zu verstehen, Und sich selber drin zu sehen.“ Aus diesem eigenthümlichen Standpunkt ergibt es sich auch, daß seine Fabeln die früheren an poetischer Auffassung, an Wahrheit und Lebendigkeit weit übertreffen, und daß sie selbst dann Wohlgefallen erregen, wenn man von der ihnen inliegenden Moral ganz absieht. Allerdings hat auch er vorzugsweise die Gebrechen der Menschen und vorab seiner Zeit darin zur Anschauung gebracht, aber der große Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern liegt eben darin, daß er nicht von der Moral ausgegangen ist und für diese ein Kleid gesucht hat, in das er sie hüllen könne, sondern daß die Betrachtung der Natur ihn auf verwandte Erscheinungen im Menschenleben geführt hat. Und so liegt denn, wie bei jedem wahren Dichter, sein Verdienst nicht bloß darin, daß er selbst Bedeutendes geschaffen hat, sondern ganz vorzüglich darin, daß er die Gattung erweitert, und eine unerschöpfliche Quelle von Stoffen entdeckt hat.

Außer den „Fabeln“ (Aarau 1825; 2. verm. Aufl. 1829) hat Fröhlich auch manche in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften zerstreute Sagen und Balladen gedichtet, von denen manche, ohne seine Fabeln zu erreichen, durch Auffassung und Behandlung erfreuen. Wichtiger sind seine größeren epischen Gedichte „Ulrich Zwingli. 21 Gesänge“ (Zür. 1840) und „Ulrich von Hutten. 17 Gesänge“ (Zür. 1845). Doch so gern wir erkennen, daß in beiden der Stoff glücklich gewählt und mit Talent behandelt ist, daß beide viele treffliche Einzelnheiten darbieten, so können wir nach der Bemerkung, die wir schon öfters ausgesprochen haben, diese Dichtungen nicht für Kunstwerke im höhern Sinne des Wortes ansehen, weil sich der Dichter begnügt hat, uns in denselben nur eine Reihe von abgesonderten, bloß durch den Inhalt zusammenhängenden Romanzen oder Rhapsodien zu geben, statt den Stoff zu einem großartigen Gesammtbilde zu gestalten. Wie sehr sich der Dichter durch solche unkünstlerische Composition selber schadet, wird aus dem „Zwingli“ recht ersichtlich, in welchem der dritte an sich wohlgelungene Gesang „Die Schlacht zu Marignano“ als ganz überflüssig und somit als ein Auswuchs erscheint, während er bei einer mehr künstlerischen Anlage zu einer Zierde des Ganzen hätte werden können. Zwar ist im „Hutten“ ein strengerer Zusammenhang der einzelnen Gesänge nicht zu verkennen, indem sie der Dichter durch wohlerdachte Uebergänge zu verbinden gesucht hat, allein dies war doch nicht hinreichend, um die einzelnen Bilder zu einem Gesammtgemälde zu gestalten, und es macht der „Hutten“ wie der „Zwingli“ doch nur den Eindruck einer chronologisch gehaltenen Lebensbeschreibung. Bei alledem sind beide Gedichte immerhin lesenswerth, und zeugen von der reichen Begabung des Verfassers, so wie von seinen gründlichen Studien, die ihn befähigt haben, die Charaktere seiner Helden in der lebensvollsten Wahrheit darzustellen.

1. Kunst und Gunst.

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich mir die Hand, und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe:
Gebörn, so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht.
Du bist so groß und mächtig;
Ich mache dich noch prächtig:
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz.“
Die Ulme war gewogen,
Hat sie empor gezogen,
Und prangt vor andern weit.
Darnach als Sturm und Zeit
Den Baum daniedergebogen,

Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang noch Haltung gab.

2. Zucht.

„Nicht laß ich mich zäumen",
Schäumt wüthend das Pferd;
„Ich werde mich bäumen,
Mich wälzen zur Erd';
Und wenn sie mich schlagen,
Zerreiß ich den Wagen,
Und stürze feldein
Durch Klüft' und Gestein;
Denn besser zu sterben
Als knechtisch verderben."
„Gern ließ ich mich zügeln",
Entgegnet der Springer,
„Und Schläge und Stich
Verschoneten mich.
So ward ich ein Ringer
Und lernte beflügeln
Mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
Mir, Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben."

3. Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht;
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.
Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgemein'
Der Fuchs dorthin geschickt.
Doch in der Spur erblickt
Er seines Vetters Fuß,
Der ihm auch hehlen muß:
Drum mit gewandtem Schwanz
Verwedelt er sie ganz.

4. Volksvertreter.

Anerkennung eigner Rechte
Gaben einst die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Erhörten,
Daß er kräftig sie verfechte,
Einen von den Hochgeohrten.
Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflüster
Etwas zu dem Mann gesprochen.
Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben.
Drum er denn auch „Ja" sagte
Zu dem Allen, was man tagte.

5. Gottesgelahrtheit.

Zur Sonne sprach das Schattenzeit:
„Zeig' ich das Zeitmaß deiner Rund'
Dir nicht mit Zuverlässigkeit?"
„Hm", sagt die Sonne, „manche Stund'
Thust du mir immer noch nicht kund!
Doch gut ist's, daß den Herrn der Welt
Dein Zeiger nun in Ordnung hält;
Denn viele Jahre hat er mich
Den Weg geführet ohne dich!"

6. Der Kanzelaff.

Unter den schönen Künsten allen
Hatte einem gewanderten Affen
Jenes Predigen wohlgefallen:
Wie nach dem Einen sich alle kehren
Und ihn mit Schweigen tief verehren.
Aehnlichen Standesruhm anzuschaffen,
Hat er mit brünstigem Eifer drum
Abgeäugelt das Kanzelthum.
Nunmehr gedacht er umzukehren,
Schwestern und Brüder zu belehren,
Und mit dunkelm Blick und Gewand
Langet er an im Vaterland.
Hier besteigt er nach kurzer Rast
Seine Kanzel auf einem Ast,
Und auf die große Verwandtschaft hinunter
Schaut er gar salbungsvoll und munter.
Drauf beginnt er in hohlen Tönen
Gleichsam Gedanken auszustöhnen,
Blickte zum Himmel und zur Erden,
Wechselte rechts und links Geberden.
Und die Gemeinde zeugte laut,
Daß er sie herrlich auferbaut.
Aber ein Freigeist unter den Affen,
Stets gerüstet zu geistlicher Fehde,
Sprach: „Ihr preiset ja leeren Dunst:
Euer Pfarrer gleicht manchem Pfaffen,
Denn es mangelt zur Redekunst
Nichts ihm außer die Kunst der Rede!"

7. Zions-Nachtwächter.

Der Adler sprach von seiner Wonne,
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
In Alpenlüften abzubaden.
Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Eulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
Er würde sonst in unsern Weisen
Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
Des Frommen Wohnung bei der Gruft!"
„Ja", sagt der Aar, „das heißt beweisen!
Ich laß dir deinen Uhuglauben,
Den meinen kannst du mir nicht rauben!"
Und flog empor zur Himmelsluft.

8. Frömmler.

Irrwische hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Haide, und ohne ein Sündchen
Tanzten sie betend wol auf und ab,
Priesen auch: daß in so finstern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad die Welt zu leiten.
Aber die Sterne sangen herab:
„Wer, verirrt in entdunkelten Thalen,
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh,
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrischenden Morgen zu!
Aber in Nacht bleibt Jeder versunken,
Welcher gefolgt, wo jene gewunken!"

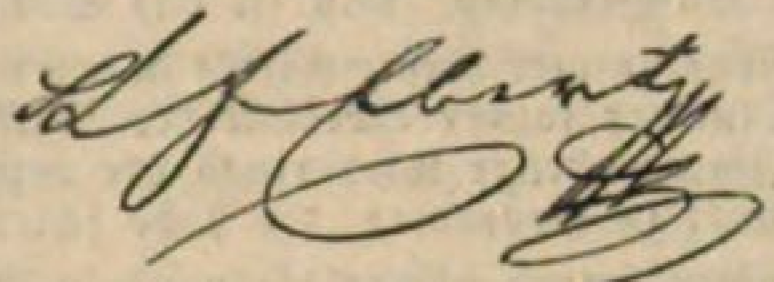
9. Weltordnung.

„Schwing mich auf zu deiner Wonne!"
Ruft die Erde zu der Sonne,
„Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Küsten,
Fluren hier versengt zu Wüsten,
Fluthen dort erstarrt zu Thürmen;
Und du hörest rings ein Stöhnen
Meine Freuden übertönen!"
Und die Sonne mild entgegnet:
„Dennoch bist auch du gesegnet.
Großes hast du schon errungen,
Elemente, wild verschlungen,
Aus dem Chaos losgeschieden.
Wohl erkämpfst du dir noch Frieden.
Doch der Himmel bleibt hier oben;
Denn es müssen die danieden
Ewig sehnen sich nach oben!"

10. Lebenswärme.

Zum Blümchen spricht die Sängerinn:
„Wie kann dir blüh'n so froher Sinn
Hier nächst am Gletscher oben,
Wo die Lauinen toben,
Und aus den Grabeshöhlen stät
Der Todesodem dich umweht?
Ich einmal, fern von Auen,
Könnt' nicht zum Licht erthauen!"
„Ich schaue", sagt das Blümchen drauf,
„Zum Himmel Tag und Nacht hinauf,
Der wunderbar hie oben
Mich an sein Licht gehoben.
Das ist's, was lebenswarm mich hält
In dieser kalten, kalten Welt!"

Karl Egon Ebert.



Es erscheint uns nicht wie ein bloßer Zufall, daß in unsrer Darstellung ein östreichischer Dichter auf einen schweizerischen folgt, daß ein schweizerischer und ein östreichischer die Uebersicht der epischen Poesie schließen. Uns liegt darin die Gewähr dessen, was wir schon öfters, schon beim Beginn unsrer Literatur auszusprechen Gelegenheit hatten, daß wir von diesen beiden Volksstämmen eine großartigere Zukunft für deutsches Leben und deutsche Poesie zu erwarten haben.

Karl Egon Ebert, geb. zu Prag am 5. Juni 1801, besuchte das Piaristeninstitut zu Wien, nachdem er im väterlichen Hause gründliche Vorbildung erhalten hatte, und vollendete sodann seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt. Im J. 1825 ernannte ihn der Fürst von Fürstenberg zum Bibliothekar und Archivar in Donaueschingen, und beförderte ihn 1829 zum Rath und Archivdirector. Gegenwärtig lebt er meist in Prag.

So einfach Eberts äußeres Leben ist, so bewegt und thatenreich ist sein inneres. Schon auf der Schule und Universität drängte es ihn, dasselbe poetisch zu gestalten, und er schrieb um diese Zeit nicht weniger als zwanzig Dramen, die er jedoch, als ungenügende jugendliche Versuche, mit Ausnahme zweier, unterdrückte, obgleich mehrere bei ihrer Aufführung auf der Prager Bühne Beifall erhielten. Erst bei reiferen Jahren erkannte er sein Talent für lyrische und insbesondere für epische Poesie, der er sich nunmehr auch beinahe ausschließlich widmete. In beiden Richtungen wurde Uhland sein Vorbild, dem er namentlich die schöne Mäßigung in seiner Darstellung zu verdanken hatte. Wie Uhland in Schwaben wurzelt, so Ebert in seiner böhmischen Heimat, deren Geschichte und Sage ihm den Stoff zu seinen kleineren und größeren epischen Dichtungen liefert. In der Ballade und den verwandten Gattungen nimmt er einen bedeutenden Rang ein; er zeichnet sich durch wohlüberlegte Composition und treffliche Malerei des Einzelnen aus. Er neigt sich in diesen Dichtungen vorzüglich zum Erhabenen und Schauerlichen, dessen wahre und ergreifende Darstellung ihn auch bei der ihm zu Gebote stehenden Kraft des Worts und der Rhythmen vortrefflich gelingt. Viele dieser Balladen haben sich die größte Anerkennung erworben und sind zum allgemeinen Eigenthum geworden. Wir nennen nur die Gedichte „Schwerting, der Sachsenherzog", eine Ballade, die bei ihrer Kraft, ihrer lebendigen und doch gedrängten Darstellung, ihrer volksthümlichen Einfachheit den besten der deutschen Literatur beizuzählen ist. „Der Sänger im Palast" ist ein würdiges Gegenstück zu Uhlands „Sängers Fluch". „Die Heilung und das Vögelein" zeigen in ergreifender Weise den bewältigenden Einfluß der Natur auf das leidende Herz. Voll ergreifender Wirkung ist „Dalibar", der gefangene Geiger, dem mit seiner Geige das Herz bricht, zum Beweise, daß der Künstler Alles entbehren kann, nur den Trost seiner Kunst nicht. Doch wir könnten alle Balladen nennen, welche das dritte Buch seiner „Gedichte" (3. Aufl. Stuttg. 1845) bilden, wenn wir alles Beachtenswerthe aufzählen wollten. An diese Dichtungen schließen sich einige von größerem Umfange, die nach der beliebten, aber, wie schon öfters bemerkt, eben nicht lobenswerthen Weise in abgesonderte Romanzen zerfallen. Zwar hat er auch hierin recht Erfreuliches geleistet („Der Königstochter Laune"; „Otto der Schütze"), doch sind seine größeren, zusammenhängenden Dichtungen unbedingt vorzuziehen, so der „Schild" in italienischen Octaven, die er mit großer Gewandtheit behandelt. Bemerkenswerth ist sein Versuch im größeren Epos, „Wlasta. Böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern" (Prag 1829), in welchem er die bekannte Sage des böhmischen Mägdekriegs darstellt. Göthe hat in seinen Gesprächen mit Eckermann die Vorzüge und Mängel des Gedichts vortrefflich entwickelt. „Ich habe", sagt Göthe, „das neue Epos von Ebert gelesen, und Sie sollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent; aber diesem neuen Gedichte mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Reellen. Landschaften, Sonnenauf- und untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen. Das Uebrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehört, ist nicht in der gehörigen Wesenheit erschienen, und es mangelt der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für romantisch und poetisch halten, und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passirt. — — Ebert hätte sich sollen an die Ueberlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedichte Etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen Tell schrieb, und wie Shakspeare die Chroniken benutzte, und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch dergleichen zumuthen." (Gespräche mit Eckermann 2, 129). Es fehlt dem Gedicht, um Göthe's Ausspruch in einem Worte zusammenzufassen, an der realen Grundlage, aus der allein eine poetisch wahre Dichtung hervorgehen kann; der Dichter hat sich zu wenig von der Ueberlieferung und nach Art der Romantiker zu viel von seiner Phantasie leiten lassen. Daher sind auch gerade die Hauptcharaktere, und vor Allem die Heldin verzeichnet; auch ist das Ganze von einer gewissen Sentimentalität durchzogen, die mit dem wilden Treiben der Zeit und des Volks im Widerspruche steht. Bei solchen Menschen und in solchen Zuständen kann sich wohl die höchste Leidenschaftlichkeit entfalten, aber weichliches Gefühl, wie es sich hier und da kund gibt, ist ganz undenkbar und daher fehlerhaft. Eben so ist es störend, daß der Dichter öfters die Verhältnisse und Zustände in reflectirenden Abstractionen darstellt, statt sie an individuellen Thatsachen zur Anschauung zu bringen*). Wir müssen diese Män-

*) So schön z. B. die folgende Strophe an sich auch ist:
„Die Liebe war gestorben, die Treue längst schon todt,
Kein Glaube galt dem Weibe, kein heiliges Gebot,

gel um so lebhafter bedauern, als das Gedicht im Uebrigen alles Lob verdient, theils wegen der überlegten Anordnung des Stoffs, theils wegen der trefflichen Sprache, die Nichts zu wünschen übrig ließe, wenn sich der Dichter nicht allzuoft unreine Reime erlaubte. Die zahlreichen Schilderungen sind meist von großer Schönheit, und endlich bewundern wir die große Mäßigung des Dichters in seinen Bildern und Malereien, die um so lobenswerther erscheint, als seine Rede voll Schwung und Kraft ist.

Einige Jahre nach der „Wlasta" dichtete Ebert „Das Kloster, idyllische Erzählung in 5 Gesängen" (Stuttg. 1833), zu welcher ihm theils der frühere Aufenthalt im Piaristenkloster, theils eine Reise durch Süddeutschland und die Schweiz, die er im J. 1829 nach dem Tode seines Vaters machte, Veranlassung und Stoff gab.

1. Schwerting, der Sachsenherzog.

1. Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

2. Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

3. „Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand."

4. „„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

5. Doch, mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch nnd muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen niedre Schmach!""

6. Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal;
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

7. Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

8. Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand:
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!""

9. Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein;
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

10. Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn wüthend auf.

11. „„Schau hin, du stolzer Sieger! erzitt're, feiges Herz;
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!""
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

2. Aus „Wlasta".

Samoslaus Tod.

Die Nacht wird lichter, dünner, das Schwarz verfließt in Grau,
Es rauchen hoch die Berge, es dampfen Feld und Au';
Es wogen zwischen Himmel und Erde trüb und schwer
Zerrißne Wolkenbilder in schwankem Zug umher.

Die mächt'gen Tannenwälder, noch halb in Nacht gewebt,
Errauschen in den Wipfeln, vom Morgenwind belebt,
Seitab nimmt eine Wolke den Mond in's Dunkel auf,
Genüber zieht allmählich die Dämmerung herauf.

Da schreitet rasch durch's Lager der ries'ge Samoslaus,
Und, rasselnd mit den Waffen, ruft er allüb'rall aus:
„Auf, rüstet euch, ihr Männer, die Nacht beginnt zu fliehn,
Wladiken, auf, zum Kampfe, zum Sturme nach Diewin!"

„„Ei,"" spottet Wersch der Reiche, „„wir kommen immer früh,
Die Mägde schlafen lange, das Schlafen lieben sie,
Ach, für die armen Schönen wohl Jammer gnug und Noth,
Wenn wir auch immer kämen im hellen Morgenroth!""

Er sagt's und plötzlich stürzt er auf's Angesicht dahin,
Und ächzt, und gräbt die Finger mit krampfigem Bemühn
In's Gras und in die Erde, und knirscht und will empor,
Und fällt mit mattem Wimmern auf's Antlitz wieder vor.

Auf reißt ihn Samoslaus, doch Schrecken sträubt sein Haar,
Er hält im Arm den Bruder, der schon des Lebens baar,
Ein Pfeil steckt ihm im Leibe, so tief hineingejagt,
Daß kaum die Hand erfasset, was noch nach außen ragt.

Erstaunt stehn rings die Andern — da schlägt's an Krason's Schild —
Ein Pfeil durchdrang die Wehre, das Blut vom Arm ihm quillt;
Ein zweiter, mattern Fluges, an Rohons Panzer klirrt,
Indeß ein dritter sausend an Stosch vorüber schwirrt.

Jetzt, sinnlos vor Erstaunen, eilt Samoslaus zu Pferd,
Und Rohon schnallt den Harnisch, und gürtet sich das Schwerdt,
Und rasch aus hartem Grunde reißt Mlad den langen Speer,
Und Alle nun enteilen in blinder Wuth zum Heer.

Dort starrt schon sterbend Einer, im Haupt den spitzen Pfeil,
Ein Andrer krümmt sich eben mit gräßlichem Geheul,
Schon manche Wunde blutet, schon mancher Arm ist lahm,
Und Niemand denkt und weiß noch, woher die Waffe kam.

Da jagt im wilden Fluge jetzt Samoslaus hervor —
„Dort", schreit er, „dort im Thale, verbirgt sich wohl das Chor
Der hinterlist'gen Mägde im Busch und Nebelgraun,
Und läßt sich, feigen Herzens, im offnen Feld nicht schaun!"

Er schreit's und sprengt in's Freie, doch mitten hält er ein,
Und plötzlich glänzt hernieder der Sonne erster Schein,
Und nah' ihm gegenüber stellt Wlasta's kecke Schaar
Am Rand der Schlucht bei Kuchle in langen Reih'n sich dar.

Der Zartsinn lag begraben, die Sanftmuth war vertrieben,
Nur Haß und Ingrimm waren, und Rachedurst geblieben."

widerstreitet sie als reine Reflexion des Dichters der Natur des Epos, in welchem alle Zustände und Verhältnisse in äußerer Gestaltung erscheinen sollen, der Dichter als solcher nicht hervortreten darf. Denn wenn er auch der Vermittler zwischen der Begebenheit und dem Zuhörer oder Leser ist (worin sich eben das Epos vom Drama unterscheidet), so ist er es doch nur in so fern, als er die außer ihm liegende Welt in objectiv klarer Mittheilung darstellt, und seine Persönlichkeit ohne alle Beziehung zu den dargestellten Begebenheiten bleibt. Hätte irgend eine Person des Epos jene Strophe gesprochen, so wäre sie vollkommen berechtigt, weil sie dann als wesentlicher Theil der Handlung erschiene; im Munde des Dichters wird sie zur unepischen Reflexion.

Voran auf hohem Rosse, umfugt von blankem Erz,
Schwingt Wlastislawa dräuend das Schlachtschwerdt sonnenwärts;
Sie steht wie eine Tanne, voll von gesundem Mark,
So schlank zum Himmel strebend und doch so riesig stark.

An's Schild schlägt Samoslaus und brüllt in grimmer Wuth:
„Ei, Wlasta, Dirnchen, Schade um dein so schönes Blut,
Denn der, den hier du schauest, nicht eh' sich schlafen legt,
Eh' deine Leich' er lachend am Speer nach Hause trägt!"

„„Wohlan,"" ruft Wlasta glühend, „„treibt dich so stolzer Drang,
So thu' mit mir, du Frecher, allein den Todesgang,
Laß ruh'n dein Heer, ich meines, bis Einer von uns fällt,
Bis ich dein Haupt dir, oder du meines mir zerspellt.

Doch glaube mir, du Prahler, du Schreier stets ergrimmt,
Daß so die hohen Götter zum Siege mich bestimmt,
Von keinem deiner Krieger das Land die Kund' erfährt,
Wenn's nicht die Raben schwatzen, vom Aase rückgekehrt.""

Und ihm entgegen sprengt sie, so flüchtig hingetragen,
Daß ihres Rosses Hufe die Brust des seinen schlagen;
Das scheut zurück und bäumt sich, er aber steht empor,
Und über'm Haupt des Rosses haut er nach Wlasta vor.

Die wendet rasch sich seitab — entweicht dem Streich gewandt,
Und starr auf ihren Gegner das Auge hingewandt,
Lenkt flugs sie um, und jagt nun im Kreise rings um ihn,
Und ihre Schläge fallen bald da, bald dortenhin.

Doch jetzt, da sie ihm eben, umkreisend wie ein Rad,
Zu mächt'gem Schlag sich sammelnd, im Rücken wieder naht,
Reißt er das Roß zurücke, lenkt um und schmetternd schlägt
Das Schwerdt der Heldin Schulter, wo sie kein Erz umhegt.

Weit klafft die tiefe Wunde und aus dem Risse warm
Entquillt das Blut der Heldin, und schlotternd sinkt der Arm,
Doch stark den Schmerz bezwingend, dringt sie nun auf den Feind,
Daß sie, statt matt geworden, voll neuer Kräfte scheint.

Sie bringt ihm bis zu Leibe, und trifft ihm Streich auf Streich,
Die Brust, den Arm, die Seite, noch eh' der Ries'ge gleich
Sich deß zu wehren fähig, und schon bald hier bald dorten
Entquillt's ihm dunkelpurpurn aus weitentschloßnen Pforten.

Dem Hagel rasch entweichend, sprengt flugs er jetzt zurück,
Er nimmt den Speer behende, wirft ihn mit sich'rem Blick,
Wirft ihn an's Haupt der Feindin, daß dumpf der Helm erdröhnt,
Und rings der Hall vervielfacht im Walde wiedertönt.

Den Nacken senkt die Kühne, als zög' es sie hinab,
Doch, plötzlich aufgerichtet, wirft sie den Helm herab,
Den Gürtel schlingt sie eilig um's Lockenhaar herum,
Und blickt dann hellern Auges und muthig um und um.

Jetzt faßt auch sie die Lanze, sie trifft des Rosses Stirn,
Der harte Schädel prasselt, heraus dringt das Gehirn,
Es knicken die Gelenke, gerad' im halben Schritt,
Es stürzt, und seinen Reiter begräbt's im Fallen mit.

Vom Rosse schwingt sich Wlasta, und eilt im Fluge hin,
Doch schon entrang der Starke mit kräftigem Bemühn
Der schweren Last sich wieder, und kommt herangestürmt,
Die Brust gedeckt vom Schilde, das Haupt vom Schwerdt geschirmt.

Und nun beginnt von neuem ein fürchterlicher Strauß,
Weit tönt's vom Hall der Panzer, von lautem Schwerdtgesaus;
Ihr Blut entschäumt in Bächen, in Strömen stürzet sein's,
Und noch ermüdet Keines, und noch ergiebt sich Kein's.

Allmählich doch wird matter und matter stets der Streich
Des ries'gen Samoslaus, sein Angesicht wird bleich,
Sein Fuß scheint oft zu schwanken, sein Athem wird Gestöhn,
Und grausig ist sein Auge, das rollende, zu sehn.

Oft, wenn er vorwärts schreitet, zwingt wieder ihn zurück
Der Knieen heftig Schlottern, mit sinkendem Genick
Neigt er sich oft zur Seite, wenn er den Streich geführt,
Der bald nur halb gelinget, bald ganz sein Ziel verliert.

Noch einen Schwerdtschlag thut er — es war sein letzter Schlag —
Vor seinen Blicken flirrt es, zu Nacht wird ihm der Tag,
Das Schwerdt entsinkt den Fingern, hin sinkt er auf die Hand,
Doch die auch, niederknickend, hält solcher Last nicht Stand.

Der ries'ge Körper streckt sich, gedehnt vom kalten Tod,
Und färbt mit dunklem Blute ringsum die Blumen roth,
Und, wie des Sturmes Brausen, wild wüthend durch das Meer,
Ertönt ein freudig Rufen im kühnen Jungfrau'nheer.

Und rasch sich niederbückend, schnallt Wlasta von der Leiche
Den schweren blanken Panzer, zerhau'n von manchem Streiche,
Sie löst vom Leib den Gürtel, den Helm vom starren Kinn,
Und streckt die Beute dankend hoch gegen Himmel hin.

IV. Dramatische Poesie.

Wie in der lyrischen und epischen, so fand auch am Beginn des Zeitraums in der dramatischen Poesie ein bedeutender Umschwung Statt, und wie in jenen Dichtungsarten, so war auch in dieser Herder der, welcher den Umschwung vorbereitete, Göthe der, durch welchen er in die Erscheinung trat. Herder veröffentlichte nämlich im J. 1773, demselben, in welchem Göthe seinen „Götz von Berlichingen" herausgab, in den schon öfters genannten „Blättern von deutscher Art und Kunst" einen Auffatz über „Shakspeare", in welchem er Lessings Ansichten über das Drama erweiterte oder vielmehr auf die Spitze stellte. Während Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" nachgewiesen hatte, daß die Franzosen die Poetik des Aristoteles mißverstanden und deshalb das Drama in einer allzubeschränkten Weise aufgefaßt hätten, zeigte Herder, daß der Ursprung des griechischen und modernen Dramas wesentlich verschieden sei und daß beide sich daher verschieden hätten entwickeln müssen. „Shakspeare fand keinen Chor vor sich, aber wohl Staats- und Marionettenspiele — wohl! er bildete also aus diesen Staats- und Marionettenspielen, dem so schlechten Leim, das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt. Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Bünden, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeit Begebenheit, großes Ereigniß nennen wollen." Die dramatische Kunst der Griechen, heißt es weiter, habe darin bestanden, das Einfache zur höchsten Mannigfaltigkeit zu entwickeln,

die des großen Britten darin, die höchste Mannigfaltigkeit zur Einheit zu gestalten. Beide Wege seien naturgemäß, beide sonach berechtigt, nur liege uns der zweite näher und sei uns angemessener, weil bei uns die nämlichen Grundbedingungen vorlägen, wie bei den Engländern. Da aber die Regeln des Aristoteles sich nur auf die besondere Ausbildung des Dramas bei den Griechen bezögen, so könnten sie für ein Drama, das auf ganz andern Voraussetzungen beruhe, keine Gültigkeit haben. — So richtig dies auf den ersten Anblick zu sein scheint, so liegt in der That ein großer Irrthum darin, denn es gibt Gesetze, die so allgemeiner Natur sind, daß sie auf alle Verhältnisse angewendet werden können und nicht ungestraft übertreten werden dürfen.

Obgleich dieser Aufsatz erst im J. 1773 erschien, so dürfen wir doch voraussetzen, daß die darin ausgesprochenen Ideen schon früher entstanden waren, und daß er sie namentlich schon während seines Straßburger Aufenthalts Göthe'n mitgetheilt haben wird; und so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser, als er später mit Lenz bekannt wurde, sie mit diesem besprach, der schon damals ein eifriger Bewunderer Shakspeare's war; und so ließe sich erklären, wie Lenz in seinen „Anmerkungen über's Theater" (Lpz. 1774) behaupten konnte, daß sie schon zwei Jahre vor Erscheinen der „Blätter von deutscher Art und Kunst" und des „Götz" niedergeschrieben gewesen seien. In diesen Anmerkungen erkennen wir nämlich Herders Ideen über das Drama vollständig wieder, nur verhält sich Lenz darin zu Herder, wie dieser zu Lessing, das heißt er überbietet ihn noch und will die Gesetze des Aristoteles in keiner Weise mehr gelten lassen. „Nicht die Handlung", sagt er, „ist das Wesentliche am Drama, sondern die Darstellung der Charaktere; diese sollten sich nicht in der Handlung und durch diese entwickeln, sondern umgekehrt, die Charaktere sollten die Handlung bestimmen. Vor Allem habe der Dichter die Natur nachzuahmen, und Nichts als die Natur; alle Regeln und Gesetze, welche die Kritik aufstellt und aufgestellt habe, beruheten auf Willkür, es dürfe sich der Dichter daher von ihnen in keiner Weise leiten lassen, er müsse sie vielmehr als Fesseln, die nur den freien Schwung des Dichtergeistes hemmten, entschieden von sich werfen und sich dem innern Drange ungetheilt hingeben.

Wir erkennen in diesen Ansichten freilich den Einfluß Lessings; denn auch er war so für Natur und Wahrheit in die Schranken getreten, auch er hatte gegen Regelnzwang gekämpft; aber wir sehen auch, daß man ihn auf das Einseitigste aufgefaßt hatte. Ihm war Natur und Kunst unzertrennlich gewesen; jene sollte durch diese veredelt, zum ideellen Schönen gehoben, diese durch jene zur Wahrheit geführt werden. Die neue Schule (wir wissen, daß man sie bald mit dem Namen „Original- oder Kraftgenies" und die ganze Zeit als „Sturm- und Drangperiode" bezeichnete) erinnerte sich nur daran, daß er die conventionellen Gesetze, wie sie von den Franzosen überliefert worden waren, bekämpft habe, weil sie mit Natur und Wahrheit in Widerspruch stünden, und wendete diesen Grund auf alle Gesetze der Kunst überhaupt an.

Es ist klar, daß man bei solchen Grundsätzen in den Abgrund verfiel, den man vermeiden wollte; indem man die ewigen Gesetze der Kunst für willkürliche Erfindungen der Kritiker oder höchstens für Resultate specieller und localer Verhältnisse ausgab, wurde die schrankenloseste Willkür des Dichters als das einzige Gesetz aufgestellt, dem er sich zu unterwerfen habe. Zwar hieß es wohl, er solle die Natur nachahmen, aber war er nicht wiederum einzig und allein der Richter, der darüber zu entscheiden habe, was Natur und was Wahrheit sei? So kamen denn die abenteuerlichsten Handlungen, die seltsamsten Charaktere, die absonderlichsten Gespräche und Reden zum Vorschein. Hatte man früher nach dem Vorbild der Franzosen das Drama auf eine einzige Handlung, die Zeit derselben auf einen Zeitraum von vier und zwanzig Stunden, die Scene auf einen einzigen Ort beschränkt, so bemühte man sich jetzt, die größtmöglichste Anzahl von Vorgängen zu erfinden, die ohne allen äußern und oft auch ohne innern Zusammenhang an einander gereiht wurden, und die meist ganz untergeordnete Zwecke hatten, z. B. die Sitten und Gebräuche der Zeit darzustellen, in welcher die Handlung vorging. Die Scene wechselte mit der größten Willkür ab, und man wurde mit der größten Raschheit in die entlegensten Gegenden geführt, wie sich auch der Zuhörer oft über die längsten Zeiträume hinweg denken mußte. Nicht weniger abenteuerlich waren die einzelnen Vorgänge und Situationen, die man um so mehr bewunderte, je mehr sie mit Grausen und Entsetzen erfüllten oder als heftige Ausbrüche wilder Leidenschaften erschienen. Ihnen entsprach die Darstellung. Das Streben, auch hierin zur Naturwahrheit zurückzukehren, verleitete die Dichter zu der rohesten Sprache, sowohl im einzelnen Ausdruck als in den Satzbildungen. Bei dieser Behandlungsweise war es eine unvermeidliche Folge, daß die in diesem Sinne gedichteten Dramen der theatralischen Aufführung widerstrebten, und somit schon die erste Vorbedingung zu einem wahren dramatischen Kunstwerke fehlte.

So häßlich diese Auswüchse auch waren, und so sehr die wahre Kunst dabei zu Grunde gehen mußte, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieses wilde, ungezügelte Treiben seine guten Seiten hatte und nicht wenig dazu beitrug, das Drama einer schöneren Zukunft entgegenzuführen. Es wurden die Dichter auf diesem Wege dazu geleitet, ihren Werken einen reicheren Inhalt zu geben; und da auch das Publikum daran gewöhnt wurde, im Drama eine Fülle von Begebenheiten sich entwickeln zu sehen, so war es von nun an unmöglich, in die frühere Inhaltlosigkeit zu verfallen. Das Bestreben, die Schwere der Dichtung auf die Darstellung und Entwickelung der Charaktere zu legen, nöthigte zur tieferen Beobachtung der Welt und des Lebens, und endlich erhielt die Sprache eine jugendliche Frische und Lebendigkeit, die nicht wieder verloren gehen konnte, selbst wenn man zur kunstmäßigeren Behandlung derselben zurückkehrte.

Göthe war der erste, der das Drama in dieser Weise behandelte; sein „Götz von Berlichingen" erregte durch die Kühnheit seiner Composition die allgemeinste Bewunderung. Die Gebildeteren erstaunten ob der hohen poetischen Kraft, die aus jeder Scene des neuen Werks hervorleuchtete, und erkannten, daß sich in dem jungen Dichter zum

erstenmale jene lebendige Quelle zeige, die Lessing so schmerzlich in sich vermißt hatte; sie ahnten, daß Göthe berufen sei, die deutsche Poesie zur höchsten Vollendung und Reife zu bringen. Das jüngere Geschlecht jauchzte ihm Beifall zu, weil er es zuerst gewagt habe, sich entschieden an Shakspeare zu lehnen und die bisher geltenden Regeln und Gesetze mit Bewußtsein zu verletzen. Freilich übersahen sie in ihrer Begeisterung, daß die Größe der bewunderten Dichtung nicht in der Ungebundenheit der Form liege, sondern daß sie trotz dieser Ungebundenheit groß sei, und so kam es, daß die zahlreichen Nachahmer, welche bald auftauchten, sich vorzüglich von dem äußeren Schein täuschen ließen, und Werke schufen, deren Wesen wir oben charakterisirt haben. Zwar fehlte es Manchem unter diesen Dichtern, einem Lenz, Klinger, Wagner u. s. w. keineswegs an Talent, aber sie besaßen jenes tiefe Kunstgefühl nicht, das Göthe'n eingeboren war, und ihn auch dann nicht verließ, wenn er in jugendlichem Uebermuth der wesentlichsten Gesetze der Kunst zu spotten schien. Endlich trug auch bei „Götz von Berlichingen" der äußerst glücklich gewählte Stoff wesentlich zu der großartigen Wirkung bei, welche das Gedicht hervorbrachte. Durch den „Götz" war die Idee, welche seit Klopstock die deutsche Literatur bewegte, zuerst in lebendiger Weise zur Erscheinung gelangt, die Idee nämlich, eine nationale Literatur und insbesondere ein nationales Drama zu schaffen. Zwar waren schon vorher mehrere Dramen mit nationalem Stoff erschienen; allein weder Schlegels „Hermann" noch Klopstocks „Hermanns Schlacht" konnten bleibende Wirkung hervorbringen, weil der Stoff zu weit ablag und Klopstocks Behandlung zudem allzutrocken und leblos war. Im „Götz" dagegen führte Göthe eine Zeit vor, die, obgleich schon längst verschwunden, doch noch in der Erinnerung und im Bewußtsein des Volks lebte, und als Periode des Uebergangs von dem Mittelalter zur neuern Zeit, des gewaltigen Kampfes, der sich zwischen den einzelnen Ständen erhob, die größte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Charaktere darbot. Weil aber im „Götz" die Eine Gestalt des Hauptbelden die allgemeinste Theilnahme erregt hatte und der Liebling des Publikums geworden war, so glaubten die Nachahmer untergeordneten Rangs, daß die große Wirkung des Stücks vorzüglich davon herrühre, daß der Dichter das ritterliche Leben dargestellt habe, und wie die talentvollen Nachahmer vorzüglich Charakterstücke dichteten, so schrieben jene mit Vorliebe Ritterschauspiele, die während der siebenziger Jahre und auch noch später in beinahe unzähliger Menge erschienen. Aber während im „Götz" das ritterliche Element in der That nur untergeordnet war, und das rein menschliche vorwaltete, oder weil dieses Element nur dadurch Bedeutung erhielt, daß es im Kampfe mit den Intriguen der Pfaffen und der auf den Ruinen des Ritterthums sich erhebenden Fürstengewalt erschien, während Göthe's Drama mit Einem Wort eine hohe historische Bedeutung hatte und einen wichtigen Abschnitt der deutschen Geschichte zur lebendigen Anschauung brachte, begnügten sich die Nachahmer, das Leben des Ritterthums an sich darzustellen, jenes Ritterthums, das auf seinen Felsenburgen hausend, allen Sinn für Höheres verloren hatte und nur in Turnieren, Fehden mit den Nachbarn und Raubzügen gegen die reichen Städte oder gar gegen harmlose Kaufleute die Aufgabe des adeligen Ritters suchte und fand. So arteten diese Ritterschauspiele bald zu bloßen Spectakelstücken aus, die um so größeren Beifall fanden, je gräßlicher die Situationen und die Entwickelung war. Ihnen reihten sich dann, da man an rohes und wüstes Treiben gewöhnt war und des Schauerlichen nicht genug haben konnte, Räuber- und überhaupt Schreckensstücke an, die lange Zeit die Bühne beinahe ausschließlich beherrschten.

So wäre der großartige Keim, den Göthe durch sein bewundertes Drama gelegt hatte, für die deutsche Kunst beinahe spurlos vorübergegangen, wenn es nicht noch auf andere Weise gewirkt hätte. Es gelang nämlich dem großen Schauspieler Schröder, der damals in Hamburg lebte, den „Götz" so glücklich für die Bühne einzurichten, daß er dessen Darstellung wagen konnte, und da der Erfolg über Erwarten günstig ausfiel, so unternahm er es, auch Shakspeare'sche Stücke auf die Bühne zu bringen. Freilich mußte er dieselben, wenn er ihre Aufführung wagen wollte, dem Geschmack und der Bildungsstufe seines Publikums anpassen, er mußte Vieles weglassen, was unverstanden geblieben wäre und sein Unternehmen nothwendig hätte müssen scheitern lassen. Allein er war so tief eingedrungen in die Meisterwerke des Britten, daß dieser trotz der Verkürzungen und Veränderungen, die Schröder mit dessen Dichtungen vornahm, immer noch in seiner ganzen Größe erschien, und außerdem wissen wir, daß er bei jeder neuen Aufführung früher Ausgelassenes wieder hinzufügte und er auf diese Weise das Publikum nach und nach dazu erzog, den großen Dichter ganz zu begreifen. Neben diesen Uebersetzungen Shakspeare's wurden auch zahlreiche andere Dramen vornämlich aus dem Englischen und Französischen, aber auch aus andern Sprachen in das Deutsche übertragen oder mit größerer Freiheit bearbeitet, was zum großen Theil seinen Grund in einem veränderten Verhältnisse des Theaterwesens hatte. Es waren nämlich nicht nur die Schauspielertruppen in den siebenziger und achtziger Jahren viel zahlreicher geworden, die Hauptgesellschaften blieben auch viel länger an einem und demselben Orte, und mußten daher eine weitaus größere Auswahl von Stücken zur Verfügung haben, um ihr Publikum zu befriedigen. So groß die Production der Originalgenies und der Dichter von Ritterschauspielen und dahin einschlagenden Stücken auch war, so konnte sie doch dem Bedürfniß nicht genügen, weshalb sich die Theaterdirectoren gezwungen sahen, den Mangel durch Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu ersetzen. Aber ohne auch diesen Mangel hätten sie sich dazu entschließen müssen, weil ein großer Theil des Publikums sich mit der neuen Richtung noch nicht versöhnen konnte, und ihr das regelmäßigere Drama der Franzosen vorzogen. Ja es hatte sich sogar im Beginn der Periode eine Opposition gegen das shakspearisirende Drama gebildet, welche das kunstmäßigere der Franzosen wieder zu Ehren zu bringen suchte. Unter den hiehergehörigen Dichtern nahm Gotter ohne Vergleich den ersten Rang ein. Wenn auch die frühere Alleinherrschaft des französischen Dramas keineswegs wiederhergestellt wurde, noch

wiederhergestellt werden konnte, und namentlich das sogenannte klassische Drama keinen oder nur unbedeutenden Eingang fand, so erhielt dagegen das von Diderot geschaffene Familiengemälde (II, 613) immer größere Verbreitung, neben welchem sich auch die bürgerliche Tragödie nach Lessings Vorgang fortgesetzten Beifalls erfreute.

Auch Göthe hatte seinerseits die stürmische Richtung überwunden; sein angebornes Kunstgefühl ließ ihn bald erkennen, daß es der Weg nicht sei, auf welchem sich Vollendetes erreichen lasse. Nachdem er im „Clavigo" und in der „Stella" Versuche im bürgerlichen oder Familiendrama gemacht hatte, welche ihn keineswegs befriedigten, versenkte er sich in das Studium des Alterthums, und lernte aus den plastischen, wie aus den poetischen Meisterwerken der Griechen erkennen, wie Natur und Kunst versöhnt und zur schönsten Harmonie verbunden werden könnten. Es entstanden die „Iphigenia", der „Egmont" und der „Tasso", welche jedoch bei ihrem Erscheinen beinahe unbemerkt blieben; denn es war der Geschmack des deutschen Publikums lange noch nicht so ausgebildet, daß es im Stande gewesen wäre, die Trefflichkeit jener herrlichen Schöpfungen zu verstehen; und zudem hatten gerade zu jener Zeit zwei Dichter einen außerordentlichen Einfluß gewonnen, welche das bürgerliche Drama oder das Familiengemälde mit allerdings hervorragendem Talent behandelten, Aug. Wilh. Iffland und August von Kotzebue. Beide übertrafen ihre sämmtlichen Vorgänger auf diesem Gebiete an Talent, Fruchtbarkeit und Kenntniß der Bühne, und verstanden es, durch theatralischen Effect zu wirken und dadurch die Massen für sich zu gewinnen. Insbesondere erwarb sich Iffland den Beifall der Menge vorzüglich dadurch, daß er in seinen aus dem gewöhnlichen Leben entnommenen Stoffen moralische Zwecke verfolgte, und die Tugend aus dem Kampfe mit dem Laster siegreich hervorgehen ließ, Kotzebue aber dadurch, daß er unter dem Schein, Sittlichkeit zu predigen oder gegen alte Vorurtheile anzukämpfen, die frivolsten Ideen aussprach, die leider nicht ohne großen Einfluß auf das Publikum blieben, und zum großen Theil an der sittlichen und politischen Erschlaffung Schuld trugen, in welche das Volk verfiel.

Um die nämliche Zeit aber begann ein neues Talent sich zu entfalten, welches das deutsche Drama zur höchsten Blüthe bringen und die Deutschen fähig machen sollte, auch die Meisterwerke Göthe's zu verstehen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir von Schiller reden wollen. Zwar waren dessen erste Erzeugnisse keineswegs von der Art, daß man ein solches Ergebniß hätte erwarten können, vielmehr schien es, als ob durch sie ein Rückschritt gemacht wurde; denn sein erstes Stück „Die Räuber" war ganz im Sinne und Geiste der Sturm- und Drangperiode verfaßt, und in den folgenden Dramen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" schien der Dichter an dem bürgerlichen Trauerspiele festhalten zu wollen, weshalb denn Göthe diese Dichtungen mit Widerwillen aufnahm, wenn er auch das höhere Talent nicht verkannte, das sich in ihnen glänzend beurkundete. Er fürchtete, daß Schiller eben durch sein Talent die deutsche Kunst zur alten Barbarei zurückführen würde. Freilich hatte er übersehen, daß in jenen Dichtungen ein Element liege, welches fähig sei, das deutsche Drama mit neuem Leben zu erfüllen und ihm einen unermeßlichen Einfluß auf die Entwickelung des Volkes zu geben. Mit großer Kühnheit hatte nämlich Schiller in seinen ersten Dramen die ganze Erbärmlichkeit der politischen und bürgerlichen Verhältnisse aufzudecken und Ideen auszusprechen gewagt, welche im Volke den lebendigsten Widerhall finden mußten. Er war zwar hierin nur dem Vorgange Lessings gefolgt, der schon in der „Emilia Galotti" Aehnliches angestrebt hatte (II, 637), allein theils hatte Schiller mit jugendlichem Uebermuth offen ausgesprochen, was Lessing mit größerer Mäßigung nur angedeutet hatte, theils wurden seine Dichtungen schon dadurch einflußreicher und bedeutsamer, weil er die in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe" dargestellten Begebenheiten nach Deutschland selbst versetzte, während Lessing seine Absicht dadurch einigermaßen zu verdecken gesucht hatte, daß er Italien zum Schauplatz der Handlung wählte.

Wie früher Göthe, so kam jetzt auch Schiller zum Bewußtsein, daß es nicht die Aufgabe der Kunst sein könne, die Natur in ihrer rohen Erscheinung darzustellen; schon sein nächstes Drama, der „Don Carlos", gab davon Zeugniß, indem er von der prosaischen zur metrischen Darstellung überging. Wir erinnern uns, daß Lessing seine Dramen in Prosa geschrieben und diese Form nachdrücklich empfohlen hatte, weil er mit richtigem Gefühl einsah, daß sich nur auf diesem Wege Gewandtheit, leichte Bewegung und Natürlichkeit des Ausdrucks würde gewinnen lassen (II, 613). Die Dichter der Sturm- und Drangperiode, deren Streben ja hauptsächlich dahinging, ihren Werken den Stempel der Naturwahrheit aufzudrücken, erblickten in der metrischen Darstellung nur eine Abweichung von derselben und schrieben ihre Dramen daher ohne Ausnahme in Prosa. Zwar hatten später Lessing im „Nathan" und dann Göthe in der „Iphigenia" und andern kleinen Dramen eine kunstmäßige Form gebraucht, allein es hatte dieselbe unter den angegebenen Verhältnissen nicht durchdringen können; sie gelangte erst zur Anerkennung, als Schiller ihre Nothwendigkeit zum allgemeinen Bewußtsein brachte. Während der Abfassung des „Don Carlos", den er noch unter dem Einfluß der Sturm- und Drangperiode begonnen hatte, trat jener Umschwung in seinen Ansichten ein, von dem wir oben ausführlicher berichtet haben (S. 113 f.); mit seinen bisherigen Erzeugnissen unzufrieden, gab er die Beschäftigung mit der Poesie auf, die er erst nach länger denn zwölf Jahren wieder aufnahm. Aber nun entwickelte er in der kurzen Frist, die ihm noch zu leben und zu wirken vergönnt war, eine außerordentliche Schöpfungskraft; von 1799 bis 1804 dichtete er eine Reihe von Meisterwerken, welche man immer als die eigentliche Grundlage des deutschen Dramas wird ansehen müssen. Ohne daß er in denselben die künstlerische Vollendung Göthe's erreicht hätte, vereinigten sie Alles in sich, was eine großartige und bleibende Wirkung hervorbringen mußte, sie übertrafen an Stoff, Inhalt, dramatischer Entwickelung und Glanz der Sprache Alles, was das deutsche Theater bis dahin dargeboten hatte.

So allgemein die Begeisterung war, mit welcher Schillers Meisterwerke aufgenommen wurden, so war ihre Wirkung doch nicht so groß, daß sie die Ifflandischen und Kotzebue'schen Stücke von der Bühne hätten verdrängen können, was schon deshalb nicht geschehen konnte, weil ihre Zahl gegen jene sehr gering war. Und wie das deutsche Volk erst durch Schiller herangebildet werden mußte, um Göthe's hohe Schöpfungen verstehen zu können, so mußte es erst durch tiefes Leiden gekräftigt werden, ehe es Schillers großartige Weltanschauung erfassen konnte. Schon ehe Schiller seine letzten Tragödien gedichtet, hatten die Romantiker dem Verfall der Bühne entgegenzuarbeiten versucht; allein so manches treffliche Wort die Schlegel, Tieck und Andere in Kritiken und bei andern Gelegenheiten aussprachen, so zeigten sie doch bald ihre Ohnmacht, als sie selbst mit dramatischen Erzeugnissen hervortraten. Statt daß dieselben das Theater vom Verfall gerettet hätten, trugen sie nur noch mehr zu diesem Verfall bei, oder blieben ohne allen Einfluß auf die dramatische Production. Die Kritik der Romantiker war wesentlich negativ, während die Kritik Lessings in höchst positiver Weise aufbauete. So kam es denn, daß während Lessing bei allem Mangel an schöpferischem Talente mit Hülfe seiner Kritik die trefflichsten Dramen componirte, die Romantiker bei weit größerem Talente nichts Bleibendes hervorzubringen vermochten. In der That waren ihre Ansichten über die Poesie und insbesondere über die dramatische Kunst so unsicher, so schwankend, so willkürlich, daß sie ohne festen Halt in ihren Erzeugnissen bald die Griechen, bald Shakspeare, bald Calderon nachzuahmen und auch wohl aus den hervorragenden Eigenthümlichkeiten aller dieser Vorbilder ein abenteuerliches Gemisch zusammenzuschmelzen suchten. Wie nach ihnen die Poesie überhaupt alle Gegensätze versöhnen sollte, so sollte die dramatische Poesie insbesondere, oder vielmehr jedes einzelne Drama ein Bild des gesammten vielgestaltigen innern und äußern Lebens sein, und so kam es, daß sie Alles in die dramatische Form zwängten, mochte es sich in dieselbe fügen oder nicht. Da die historischen Stoffe sich einer solchen abenteuerlichen Entfaltung nicht bequemten, so behandelten sie am liebsten märchenhafte oder selbst erfundene, in denen sie ihre Phantasie mit aller Willkür konnten schalten lassen. Und um das Zerrbild zu vollenden, suchten sie die Formlosigkeit ihrer Compositionen, die oft kaum mit dem Gedanken verfolgt, geschweige auf der Bühne dargestellt werden konnten, dadurch zu verdecken, daß sie in den einzelnen Auftritten, Gesprächen und Monologen die mannigfaltigsten Formen gebrauchten, die Octave, Glosse, Canzone, das Sonett, und wie diese italienischen und spanischen Formen alle heißen mochten, so daß manche Dramen wahre Musterkarten lyrischer Formen waren, was sie übrigens dem großen Calderon abgelernt hatten, der freilich auch in dieser Hinsicht eine weit größere Mäßigung und weit mehr künstlerisches Gefühl beurkundet, als seine Nachahmer. Wie in ihren übrigen Poesien, suchten die Romantiker auch im Drama das innere Leben nicht durch Handlungen und Thaten zur Erscheinung zu bringen, vielmehr suchten sie es in vollster Unmittelbarkeit darzustellen, und vernichteten auf diese Weise das Wesen des Dramas, das unter ihren Händen sich in rein lyrischen Ergüssen auflöste, welche mehr oder weniger das ihnen eigenthümliche mystische Gepräge trugen. Zwar hatten einige von ihnen ein mehr gestaltendes Talent, durch welches sie jene willkürliche Composition und lyrische Auflösung vermieden; allein die romantisch-mystische Anschauung hatte sie zu tief ergriffen, als daß sie das Leben in seiner reinen Erscheinung hätten darstellen können. Sie konnten sich über das einmal angenommene System, daß geheimnißvolle Kräfte die Welt und das Leben der Menschen beherrschten, nicht erheben, und da sie in dem allwaltenden Schicksal der griechischen Tragödie eben eine solche geheimnißvolle Macht zu erkennen glaubten, so machten sie das Schicksal zur bewegenden Kraft ihrer Dramen, deren Personen als willenlose Werkzeuge jener Macht erschienen. Aber während bei den Griechen das Schicksal am Ende nichts Anderes war, als die leitende Hand der Vorsehung, die der Mensch zwar ahnen, aber in ihrem geheimnißvollen Wirken nicht begreifen konnte, übertrugen die Romantiker, die griechische Anschauung mit dem grauenhaften Aberglauben nordischer Sagen vermengend, jene Macht in recht heidnischer Weise auf Fetische, auf Messer, Dolche, Gemälde, gespenstische Erscheinungen u. s. w., deren unbezwinglicher Einwirkung der Mensch und sein Wille hingegeben war. So entstand die sogenannte Schicksalstragödie, eine der häßlichsten Ausgeburten der Poesie, die aber eine nothwendige Folge der romantischen Ansichten war. In diesen Dramen stand nicht Mensch gegen Mensch, sie schilderten nicht den Kampf der Menschen gegen eine höhere Macht, gegen das Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", die Handlungen der Personen waren nicht nothwendige Ergebnisse ihrer guten oder schlechten Leidenschaften, sondern unvermeidliche Wirkungen rein materieller Ursachen. Und wie die ganze Anlage auf unheimlichen, grauenhaften Erfindungen beruhte, so war die Entwickelung eine Reihe von häßlichen, unnatürlichen Vorgängen, in denen sich alle denkbaren Gräuel und Schändlichkeiten häuften. Und wie die Ifflandischen und Kotzebue'schen Stücke das sittliche Gefühl lockern mußten, weil in ihnen die größten Gemeinheiten als das Ergebniß guten Willens und tugendhafter Gesinnung dargestellt wurden, so mußten die Schicksalstragödien noch verderblicher wirken, da sie den freien Willen des Menschen verneinten, und seine Thaten einem Einflusse zuschrieben, der ganz außer ihm lag und dem er sich unter keiner Bedingung entziehen konnte. Es ist charakteristisch genug, daß diese alle Thatkraft vernichtende Gattung des Dramas, die in der Zeit unmittelbar vor den Freiheitskriegen auftauchte, erst nach diesen und vorzüglich im Beginn der zwanziger Jahre ihre höchste Blüthe und ihren größten Einfluß erreichte, welche wir schon oft als die Zeit der größten Entnervung zu bezeichnen Gelegenheit hatten, und es wird daher auch nicht auffallen, daß gerade damals die Kotzebue'schen Stücke, welche eine Zeitlang vor den Freiheitskriegen und während derselben zurückgetreten waren, wieder alle Bühnen und namentlich die der kleineren Städte beherrschten, wie wir uns aus unserer Jugend gar wohl

erinnern. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Vorgang Schillers in der „Jungfrau von Orleans“ und in der „Braut von Messina“ einigermaßen den Grund zur Schicksalstragödie legte, da sich der große Dichter in diesen Dramen dem Einfluß der romantischen Ansichten allzusehr hingegeben hatte. Doch hätte das Drama durch diesen Vorgang kaum zu der geschilderten Ausartung kommen können, wie denn auch eine Reihe von Jahren nach dem Erscheinen der „Braut“ verfloß, ehe sich die eigentliche Schicksalstragödie entwickelte. Der Keim derselben lag, wie oben gesagt, in den ästhetischen Ansichten der Romantiker, und das eigentliche Vorbild war Calderon, in dessen Dramen die Engel, die Heiligen und die Teufel die Rolle des die Menschengeschicke bestimmenden Schicksals übernehmen. Dieser Einfluß Calderons zeigt sich zudem schon äußerlich, indem die meisten Schicksalstragödien in den spanischen vierfüßigen Trochäen gedichtet sind, und die mit Blumen und Bildern jeglicher Art überhäufte Darstellung an die Sprache der spanischen Dichter erinnern.

Wie sich aber mitten in dieser traurigen Zeit nach und nach ein kräftigeres Leben im Geistigen wie im Politischen zu gestalten begann, erhob sich auch eine immer kräftigere Opposition gegen diese Verirrungen, als deren Hauptführer wir den Grafen von Platen zu bezeichnen haben, der jedoch nach Art der Romantiker, die er vorzugsweise bekämpfte, mehr negativ durch seine polemischen Dramen als durch eigene im nationalen Geiste gedichtete Schöpfungen wirkte. Gegen Ende des Zeitraums erstanden einige Dichter, wie Grabbe und Immermann, welche zwar das Drama keineswegs wieder zur künstlerischen Höhe emporhoben, aber dasselbe doch wieder zur nationalen Gestaltung zurückzuführen suchten.

Da die Zahl der dramatischen Dichter außerordentlich groß ist und die meisten sich in den verschiedenen Gattungen des Dramas versucht haben, so wäre es ungeeignet, die Uebersicht der Leistungen im Gebiete der dramatischen Literatur nach diesen Gattungen zu ordnen, weil dadurch theils allzugroße Zersplitterung, theils Wiederholung unvermeidlich wäre. Wir werden daher diese Uebersicht am besten nach den Hauptrichtungen und Epochen und somit nach der chronologischen Entwickelung ordnen; es erscheint deshalb aber nöthig, einige Bemerkungen über die einzelnen Gattungen voranzuschicken.

Was zunächst das Trauerspiel betrifft, so haben wir in den obigen allgemeinen Bemerkungen zum Theil schon dessen allmähliche Uebergänge angegeben; wir brauchen daher nur Weniges hinzuzufügen. Es erscheint Anfangs vorzugsweise als bürgerliches Trauerspiel, wie es durch Lessings Vorgang eingeführt worden war. Es wurde dieses in der ersten Hälfte der Periode vielfältig und selbst von den Dichtern bearbeitet, welche zur shakspearisirenden Richtung gehörten, ob es gleich unter ihren Händen freilich die kunstmäßige Form verlor, die es durch Lessing erhalten hatte. Außer Göthe'n, den man wegen des „Clavigo“ hieherzählen kann, nennen wir als hauptsächliche Bearbeiter der Gattung vorzüglich Lenz, Klinger, H. L. Wagner, Leisewitz und zuletzt Schiller, welcher als der letzte Hauptrepräsentant des bürgerlichen Trauerspiels gelten kann. Uebrigens tragen auch mehrere Stücke von Iffland und Kotzebue diesen Charakter. Durch Göthe's „Götz“ wurde das historische Trauerspiel hervorgerufen, aber so vielfältig dasselbe auch bearbeitet wurde, so gelangte es doch erst durch Schiller zur künstlerischen Vollendung, um bald wieder von seiner Höhe herabzusinken, bis gegen das Ende des Zeitraums neuerdings Versuche gemacht wurden, es wieder auf die Bühne zu bringen. Als bedeutendste Dichter dieser Gattung sind außer Göthe und Schiller vorzugsweise L. Ph. Hahn, Ramdohr, Soden u. a. zu nennen. Als Göthe durch seine „Iphigenia“ zur einfachen Kunstform der griechischen Tragödie zurückkehrte, entstanden mehrfache Versuche, Dramen im griechischen Sinne zu bilden, aber freilich waren die meisten verfehlt, weil die Dichter entweder nur modernes Leben im griechischen Gewande darstellten, oder sich zu einseitig an die antike Form und die antike Anschauungsweise hielten, und es nicht verstanden, wie Göthe, die antiken und modernen Elemente zu lebensvoller Einheit zu gestalten. Zu den frühesten Bearbeitern des Dramas nach griechischen Vorbildern gehören die beiden Brüder Christian und Fr. Leop. von Stolberg; im 19. Jahrh. waren es vorzüglich Herder und A. W. Schlegel, welche diese Richtung einschlugen, nächst welchen auch Jos. v. Collin, Seume, Apel, Braun und Weichselbaumer theils in ihren Stoffen, theils in der Form das klassische Alterthum nachzubilden strebten. Die Schicksalstragödie endlich hatte in Werner, dann in Müllner und Grillparzer ihre Hauptvertreter, denen sich Houwald, Therese v. Artner, Heinrich Schmidt und Frau von Mauritius anschließen.

Unter allen dramatischen Gattungen wurde das eigentliche Schauspiel am häufigsten bearbeitet; auch erscheint es in den mannigfaltigsten Färbungen. Das rein historische Schauspiel, das ebenfalls durch Göthe's „Götz“ hervorgerufen wurde, hat bis in die neueren Zeiten Bearbeiter gefunden, unter welchen wir Babo, Törring, den Grafen von Soden, Jos. v. Auffenberg, Raupach u. s. w. nennen. Daß die Ritterschauspiele lange Zeit die Bühne beinahe ausschließlich beherrschten, haben wir schon oben bemerkt; ihnen schlossen sich die Räuber- und andere Gräuelstücke an, deren Zahl Legion ist, und doch ist kaum ein Dichter zu nennen, der hierin Bedeutendes geleistet hätte. Im 19. Jahrh. waren endlich die Künstlerdramen eine Zeitlang sehr beliebt, d. h. solche Schauspiele, in welchen bedeutendere Begebenheiten aus dem Leben von Künstlern, namentlich Malern, dramatisch dargestellt wurden. Als bedeutendste Dichter in dieser Gattung erscheinen Oehlenschläger, Braun, Fr. Kind, Fr. von Scheele und Deinhardstein.

Auch das Lustspiel erfreute sich vielfältiger Bearbeitung, ohne daß es jedoch zu selbstständiger Entwickelung und erfreulicher Blüthe gelangte. Wenn die Tragödie eines regen, vielbewegten Volkslebens bedarf, welches großartige Erinnerungen und Anschauungen darbietet, um sich frei und lebendig zu entfalten, so kann das Lustspiel ohne Freiheit der Bewegung im politischen und

im gesellschaftlichen Leben nicht gedeihen. Beides aber war in Deutschland nicht zu finden, weil die höheren Stände, bei welchen sich höhere gesellschaftliche Bildung allein entwickeln kann, sich bis auf die letzten Zeiten immer noch zu sehr abschlossen, und an der literarischen Bildung allzuwenig Theil nahmen. Die deutschen Dichter lebten meist in zu großer Abgeschiedenheit von der Welt, als daß sie das Leben in seinem bunten Wechsel und mit seinen mannigfaltigen Erscheinungen hätten beobachten und kennen lernen können. Daher blieb im Ganzen das französische Lustspiel immer die Hauptquelle, aus welcher unsere Dichter schöpften, oder die sie nachzuahmen suchten. Und obgleich die Zahl derjenigen, welche diesen Weg einschlugen, nicht gering war, so reichten ihre Werke doch nicht aus, die Bedürfnisse der Theater zu befriedigen, weshalb vom Anfang des Zeitraums bis zu dessen Ende eine Unzahl Lustspiele aus dem Französischen und aus dem Englischen, ja selbst aus dem Spanischen und Italienischen übersetzt oder für die deutsche Bühne bearbeitet wurden. Aus der früheren Zeit sind in dieser Beziehung die schon genannten Gotter und F. L. Schröder, dann J. J. Bode, J. Gf. Dyck, J. F. Jünger, A. Gli. Meißner, L. Ferd. Huber, Mth. G. Lambrecht, Chr. L. Heyne u. A. zu nennen; aus der neuern Zeit F. L. W. Meyer, ganz vorzüglich Winkler, der unter dem Namen Theod. Hell schrieb, J. F. Castelli, K. Lebrün, Alex. Cosmar u. A. m.

Was die selbstständigen Leistungen im Gebiete des Lustspiels betrifft, so gehörte dieses am Anfange des Zeitraums meist zu der rührenden oder weinerlichen Gattung, oder zu den sogenannten „Familiengemälden", welche oft an das bürgerliche Trauerspiel anstreift, oder vielmehr, es gehen beide Gattungen häufig so ganz in einander über, daß man von manchen Stücken kaum sagen kann, zu welcher sie gehören. Zugleich gewann das Nützlichkeitsprincip immer mehr Einfluß. Während man zuerst nur allgemein auf die Sittlichkeit des Volks hatte wirken wollen, wurde nach und nach das Theater dazu benutzt, die mannigfaltigen Ideen über Erziehung, Religion, bürgerliches und Staatsleben zu verbreiten, die damals die ganze Gesellschaft in Anspruch nahmen. Ganz besonders bildete das Verderbniß der höhern Stände, die niederträchtige Gesinnung der Höflinge oder der höchsten Staatsbeamten, der Druck, unter welchem der Bürgerstand schmachtete, lange Zeit den Lieblingsgegenstand des rührenden Lustspiels, wie des bürgerlichen Trauerspiels. Freilich machte die künstlerische Behandlung bei einer so ganz vorwiegend didaktischen Absicht keine Fortschritte, sie trat vielmehr immer entschiedener in den Hintergrund; dagegen läßt sich nicht verkennen, daß diese Dramen von unberechenbarem Einflusse auf das Volk waren, das durch sie die höhern Stände nicht bloß mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten lernte, sondern auch zu größerem Selbstbewußtsein geleitet wurde, und nach und nach den Muth gewann, auf Anerkennung seines höhern sittlichen Werths Anspruch zu machen. Unter den Dichtern dieser verschiedenen Gattungen des Lustspiels heben wir vornämlich hervor Jac. Mich. Reinhold Lenz, die beiden Stephanie, Bretzner, Großmann, J. K. Wezel, J. Fr. Jünger, Dyck und besonders Schröder und Iffland. Auch Kotzebue schrieb Vieles in diesem Sinn, jedoch machte er sich auch dadurch verdient, daß er das Lustspiel in einer mehr heitern Weise behandelte und es von der didaktischen Tendenz befreite, wobei er freilich oft in das rein Possenhafte verfiel. In freierer Weise wurde das Lustspiel ferner behandelt von Ew. v. Kleist, Müllner, Klingemann, Steigentesch, K. W. Salice-Contessa, F. A. Schulze, Raupach, Theod. Winkler, K. Lebrün, K. Töpfer, Franz v. Elsholtz und in eigenthümlicher und genialer Weise von Ferdinand Raimund. Endlich müssen wir noch die Versuche erwähnen, das aristophanische Lustspiel in die deutsche Literatur einzuführen. Dazu gehören schon die Lustspiele Tiecks, namentlich diejenigen, in welchen er die literarischen Zustände seiner Zeit auf die Bühne bringt. Das Höchste hat jedoch in dieser Beziehung der Graf Platen erreicht, neben welchem auch Gruppe zu nennen ist. An diese Dichter lehnen sich, wenn auch an Talent und insbesondre an Vollendung der Form weit unter ihnen stehend, diejenigen an, welche dem Lustspiel satyrische Zwecke unterlegten, wie J. v. Eichendorff, K. W. Salice-Contessa, Castelli, Mahlmann u. A. m.

Die Posse hat seit Kotzebue mehrfache Bearbeiter gefunden, wir nennen insbesondre den schon erwähnten Castelli, Jul. v. Voß, Schaden, Blum, Bäuerle, Sessa u. s. w.

Endlich müssen wir noch erwähnen, daß hie und da auch die Mundarten für das Lustspiel und die Posse gebraucht wurden, am glücklichsten von dem Elsässer Arnold, dann auch von dem Frankfurter K. Malß und von mehreren östreichischen Dichtern.

Das Schäferspiel fand in diesem Zeitraum wenig oder gar keine Bearbeiter; dagegen gewinnt die Oper und das Singspiel an Umfang, wobei freilich die Musik immer mehr in den Vordergrund trat, so daß die Poesie nur als Dienerin derselben erscheint. Göthe allein ist, wie immer, so auch in dieser Gattung großartig und meisterhaft. Außer ihm erwähnen wir aus der ersten Hälfte des Zeitraums Herder und Gotter, aus der spätern Zeit sind Fr. Kind, Th. Winkler, Oehlenschläger, P. A. Wolff, Frz. Xaver Huber, Ferd. Koreff, K. v. Holtei u. A. zu nennen.

Indem wir nun zur nähern Besprechung der einzelnen Erscheinungen im Gebiete der dramatischen Literatur während des vorliegenden Zeitraums übergehen, haben wir zuerst die sogenannte „Sturm- und Drangperiode" zu betrachten. In dieser treten nächst Göthe vorzüglich diejenigen Dichter, welche mit ihm in näherem Zusammenhang standen, nämlich Klinger und Lenz, hervor, welche, wie auch der Maler Müller, näher zu besprechen sind. Aus demselben Kreise ist aber noch Heinrich Leopold Wagner aus Straßburg (1747—1779) zu erwähnen, der in Straßburg, wie später in Frankfurt zu Göthe's näheren Freunden gehörte. Als Göthe ihm in vertraulicher Besprechung die Idee zu seinem Faust, insbesondere die Katastrophe mit Gretchen mittheilte, ergriff er dieselbe und behandelte sie in eigener Weise unter dem Titel „Die Kindermörderin" (Lpz. 1776).

Es ist dies eines der grausenhaftesten Schauerstücke, welches trotz einiger großartigen Züge, die ihm nicht abzusprechen sind, in künstlerischer, wie in sittlicher Beziehung geradezu Abscheu erregt (denn es fehlt auch nicht an groben Obscönitäten), weshalb denn auch dessen Aufführung von den Behörden verboten wurde, und dieses Verbot allgemeine Billigung fand. Wagner bearbeitete auch den „Macbeth" von Shakspeare und schrieb den „Wohlthätigen Unbekannten, eine Familienscene" (Ff. 1775). Großes Aufsehen erregte er auch durch die besonders gegen Nicolai als Recensenten von „Werthers Leiden" gerichtete Satyre „Prometheus, Deucalion und seine Recensenten" (Gött., eigentl. Lpz. 1775), welche anonym erschien und wegen ihres Inhalts sowohl, als wegen der Sprache, in welcher man Göthe zu erkennen glaubte, diesem zugeschrieben wurde.

Obgleich im Dramatischen nicht mit Göthe zusammenhängend und zum Theil auf einer späteren Bildungsstufe stehend, erwähnen wir doch hier des Zusammenhangs wegen zwei andere Freunde Göthe's, Herder und Lavater, um so mehr, da ihre dramatischen Productionen nur untergeordneter Natur sind. Herder versuchte sich schon in den Jahren 1774 und 1775, als er in Bückeburg weilte, in dramatischen Arbeiten, er schrieb den „Philoktetes" und „Brutus", dramatische Scenen für die musikalische Composition, welche freilich so mangelhaft waren, daß er später sie gänzlich umzuarbeiten beabsichtigte. Später entstand der „Gefesselte Prometheus" (1802), in welchem er die großartige griechische Mythe im modernen, oder vielmehr in seinem Sinne zu behandeln unternahm. Sein bedeutendstes Stück ist „Admetus Haus" (1803). Doch ist dieser Versuch, das griechische Drama auf deutschen Boden zu verpflanzen, keineswegs gelungen, und die Dichtung hat keinen künstlerischen, dagegen hohen sittlichen Werth, indem er die Idee der Aufopferung für theuere Menschen in edler Weise zur Anschauung bringt. J. C. Lavater hatte, wie schon gelegentlich erwähnt, bei hohem poetischen Sinn kein gestaltendes Talent, und so mußte denn sein dramatischer Versuch „Abraham und Isaak, ein religiöses Drama" (Winterth. 1776) vollständig scheitern; es ist zwar voll schöner Gedanken und einzelner tief poetischer Stellen, aber ohne alle Handlung.

Die Göttinger Dichter standen bei ihrer vorzugsweise lyrischen Richtung dem Drama viel zu entfernt, als daß sie demselben größere Aufmerksamkeit hätten schenken können; auch haben sich in der That nur die beiden Grafen Christian und Fr. Leopold von Stolberg in dieser Gattung versucht. Dieselben gaben zusammen „Schauspiele mit Chören" (Lpz. 1787) heraus, die als durchaus verfehlte Nachbildungen des antiken Dramas bezeichnet werden müssen, wenn auch das Bestreben nicht zu verkennen ist, die Einfachheit der Griechen in Plan und Anordnung sowohl als in der Darstellung nachzuahmen. Aber gerade diese Einfachheit setzt eine Fülle poetischen Lebens voraus, welche keiner von den beiden Brüdern besaß, und deren Mangel vorzüglich in den oft bedeutungslosen Chorgesängen auffällt, um so mehr als diese bei ihren antiken lyrischen Formen einen bedeutenden Inhalt unbedingt verlangen. Die Stoffe sind allerdings meist gut gewählt („Theseus", „Timoleon", „Servius Tullius" von Fr. Leopold, „Belsazar", „Otanes" von Christian), allein sehr unglücklich behandelt; es sind in der That nur dialogisirte Erzählungen einzelner Handlungen ohne Zusammenhang, ohne Anfang und Ende. Die Charaktere haben keine innere Wahrheit und haben insbesondere Nichts von jener Großartigkeit, die wir in den Tragödien der Griechen finden; ihre Reden sind hochtrabend, phrasenreich und meist im Sinne der modernen Welt. — Als mit den Göttinger Dichtern zusammenhängend haben wir noch Gotter und Leisewitz zu erwähnen, die beide jedoch näher zu besprechen sind. Auch Vossens Freund, der öfters genannte Ernst Theod. Jos. Brückner ist hier zu nennen. Es hatte derselbe schon als Student in Halle ohne Namen einen Band Dramen drucken lassen, die, wie Voß berichtet (Briefe 1, 48 f.), Lessings Aufmerksamkeit erregten.

Die übrigen Dramatiker der Zeit behandeln entweder nach Göthe's Vorgang das historische Schau- und Trauerspiel, oder sie schließen sich enger an Lessing an, und bearbeiten vorzugsweise das bürgerliche Trauerspiel, auf welches jedoch die Ansichten der „Originalgenies" nicht ohne Einfluß bleiben, was sich schon darin kund gibt, daß die Dichter durch Erfindung auffallender und grausenhafter Situationen Effect zu machen suchen.

Unter den Dichtern der historischen Schau- und Trauerspiele nehmen um diese Zeit ohne Zweifel die beiden Baiern Törring und Babo den ersten Rang ein. Der Graf Jos. August v. Törring aus München (1. Decbr. 1753 — 9. Apr. 1826) erwarb sich durch sein vaterländisches Trauerspiel „Agnes Bernauerin" (Münch. 1780) großen Beifall, der auch seinem historischen Schauspiel „Kaspar der Thoringer" (Klagenf. 1785), weniger dem „Bürgeraufruhr zu Landshut" (Ff. u. Lpz. 1782) zu Theil wurde. Diese Dramen und namentlich das erste, das lange Zeit ein Lieblingsstück des deutschen Publikums war, zeichnen sich durch Lebendigkeit des Dialogs und psychologische Durchführung, so wie durch die richtige und höchst anschauliche Darstellung der mittelalterlichen Zustände aus. Noch größere Anerkennung gewann Franz Maria Joseph Babo aus Ehrenbreitstein (14. Jan. 1756 — 8. Febr. 1822), der später in München in Staatsdiensten war. Sein „Otto von Wittelsbach, ein vaterländisches Trauerspiel" (Münch. 1782) ist ohne Zweifel das beste unter denen, welche durch Göthe's Götz hervorgerufen wurden. Es mußte schon deshalb öfter auf dem Theater erscheinen, als die meisten andern Stücke der Gattung, da es sich wegen der besseren dramatischen Behandlung leichter darstellen ließ; aber es hat auch wirkliche Vorzüge; es ist von großer Wahrheit und Lebendigkeit, der Dialog ist gewandt, die Charaktere sind gut gezeichnet, und die Situationen von großer Wirkung, obgleich der Dichter hierin eine bei den damaligen Dichtern seltene Mäßigung bewiesen hat. Doch würde es wohl bei dem veränderten Geschmack wie die übrigen Ritterstücke von der Bühne verschwunden sein, wenn nicht einige bedeutende Schauspieler, wie Schröder, Eßlair und Kunst, deren Talent die Hauptrolle vorzüglich entsprach, es wieder hervorgezogen hätten. Unter Babo's übrigen Stücken („Die Römer in Deutschland", ein Trauersp.

Münch. 1779; „Dagobert, der Frankenkönig, ein Trauerspiel", Ebd. 1787; „Die Strelitzen, ein heroisches Schauspiel", Ff. u. Lpz. 1790) ist „Arno, ein militärisches Drama" (Ff. u. Lpz. 1777) deshalb merkwürdig, weil darin der Versuch gemacht ist, ein Schauspiel ohne Liebe und ohne Weiber zu dichten. Babo schrieb auch mehrere Lustspiele, unter welchen „Der Maler" (München 1783), „Der Puls" (Eb. 1783) und „Das Bürgerglück" (Berlin 1792) wegen ihrer guten Anlage und ihres Gehalts zu ihrer Zeit Beifall fanden. An die beiden ebengenannten Dichter schließt sich ein dritter Baier an, der Pfälzer Jakob Maier aus Mannheim (1739—1784), dessen „Fust von Stromberg" (Mannh. 1782) wiederholte Auflagen erlebte und selbst Göthe's und Schiller's Aufmerksamkeit erregte. Es stellt, was es auf dem Titel verheißt, die Sitten, Gebräuche und Rechte der Zeit in lebendiger Anschaulichkeit dar, und läßt namentlich lebendig erkennen, wie sehr das spätere Ritterthum und das Wesen der Geistlichkeit auf äußerem Schein beruhte. Ohne daß das Stück von großem dichterischen Talent zeugt, trägt es, weil es aus gründlicher Erforschung und glücklicher Benutzung der Quellen hervorgegangen ist, den Stempel der Wahrheit und Frische. Ein zweites „pfälzisches Nationalschauspiel" desselben, den „Sturm von Boxberg" (Mannh. 1778) brachte Göthe zu Weimar auf die Bühne, doch ohne Erfolg.

Die Zeit der Hohenstaufen, welche später so häufig behandelt wurde, fand um diese Zeit wenige Bearbeiter; es sind nur Klinger („Konradin"), Werthes und K. Ph. Conz („Konradin", Ansp. 1782) zu erwähnen. Ueberhaupt ist die Zahl der rein historischen Dramen aus der deutschen Geschichte im Verhältniß zur Masse derjenigen, welche die Zeit des Ritterthums entweder an ganz untergeordneten oder selbst an nur erdachten Personen veranschaulichen, höchst gering. Nur die schweizerische Geschichte, welche allerdings eine Menge von schönen dramatischen Stoffen darbietet, wurde in größerem Maße für das Theater bearbeitet, doch freilich nur von Dichtern, die bei all ihrer tüchtigen Gesinnung doch bei sehr untergeordnetem Talent ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Jos. Ignaz Zimmermann aus Luzern (1737—1795) schrieb außer andern Trauerspielen „Wilhelm Tell" (Bas. 1777), „Die Schlacht bei Sempach" (Ebd. 1779), „Nicolaus von der Flüe" (Schaffh. 1781), „Erlachs Tod" (Augsb. 1790); von Franz Regis Crauer aus Luzern (1739—1806) haben wir mehrere nationale Trauerspiele, unter Andern „Berthold von Zähringen" (Basel 1778) und „Albrechts Tod" (Eb. 1780); der nur allzufleißige J. L. Ambühl aus Wattwyl im Kanton St. Gallen, der Vieles unter dem Namen Altdorfer herausgab (1750—1800), schrieb „Den Schweizerbund" (Zür. 1779), „Die Mordnacht zu Zürich" (Eb. 1780) und den „Wilhelm Tell, eine Preisschrift" (Eb. 1792) u. a. m. Endlich gehört auch K. Müller von Friedberg aus Näfels im Kanton Glarus (1756—1803) hieher, der „Die Schlacht bei Morgarten (1781), „Die Helvetier zu Cäsars Zeiten" (1782) u. s. w. dramatisch bearbeitete. Obgleich alle diese Dramen höchst ungenügend sind, so werden doch mehrere derselben, namentlich von den zwei zuerst genannten Dichtern, noch heutigen Tages in der Schweiz in kleineren Städten, Flecken und Dörfern von Liebhabergesellschaften vorgestellt.

Von den Dichtern, welche in den beiden ersten Jahrzehnden des Zeitraums Stoffe aus der deutschen Geschichte dramatisch bearbeiteten, sind, wie gesagt, nur wenige zu nennen. Zu den besseren Erscheinungen auf diesem Gebiete gehört wegen der ächt tragischen Wirkung „Otto III." von Fr. W. Basil von Ramdohr aus Dröbber in der Grafschaft Hoya (1752—1822), der wegen seines Werks „Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten" in den „Xenien" verspottet wurde. Der Graf Friedrich Julius Heinrich von Soden aus Anspach (4. Dec. 1754 —13. Juli 1831) besaß zwar eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und eine fruchtbare Phantasie, auch fehlte es ihm nicht an Kenntniß des Theaters, wie er denn nicht bloß das erste stehende Theater in Würzburg errichtete (1804), sondern es auch, wie später das Theater zu Bamberg, auf eigene Kosten dirigirte; dagegen mangelte es ihm an gediegener künstlerischer Durchbildung, weshalb er denn auch mit seinen ersten Entwürfen zufrieden war, und sie ohne gründliche Verarbeitung auf das Theater brachte. Seine historischen Dramen aus der deutschen Geschichte „Leben und Tod Kaiser Heinrich IV." (Dessau 1784), „Franz von Sickingen" (Lpz. 1808) und „Ernst Graf von Gleichen" (Berl. 1791), dann aus dem Alterthum „Kleopatra" (Ebd. 1793), „Virginie" (Ebd. 1805), „Medea" und aus der neuern Geschichte „Ignaz de Castro" (Dessau u. Lpz. 1785), „Anna Boleyn" (Nbg. 1791) u. a. m. gehören nicht nur zu seinen gelungensten Werken, sondern immerhin auch zu den bessern Erscheinungen dieser Art. Uebrigens versuchte er sich auch in andern dramatischen Gattungen; so schrieb er einen „Doctor Faust, Volksschauspiel" (Augsb. 1797), eine Operette „Mit dem Glockenschlag zwölf" (Ansb. 1781), mehrere Lustspiele, von denen wir „Rosalie von Felsheim oder Liliput" (Lpz. 1785) erwähnen, welches mehrfach aufgelegt wurde, dann den „Prozeß" (Berl. 1793) und endlich auch einige Familiengemälde, unter denen „Die deutsche Hausmutter" (Augsb. 1797) vielen Beifall erhielt. Friedrich Aug. Clemens Werthes aus Buttenhausen in Schwaben (1748—1817) schrieb einige gute historische Schau- und Trauerspiele: „Rudolph v. Habsburg" (Wien 1775), „Konradin" (Tüb. 1800), „Nicolaus Zrini" (Wien 1790), doch war er im Singspiele noch glücklicher, von denen sich mehrere langen Beifalls erfreuten, z. B. „Orpheus" (Bonn 1775) und „Das Pfauenfest" (Stuttg. 1800). Außerdem machte er sich durch Bearbeitung einiger Lustspiele von Beaumont und Fletcher, noch mehr aber dadurch verdient, daß er des trefflichen Carlo Gozzi dramatische Märchen durch eine freilich etwas harte Uebersetzung in Deutschland allgemeiner bekannt machte (Bonn 1777 ff.), wodurch er Schiller zu seiner meisterhaften Bearbeitung der „Turandot" veranlaßte.

Auch der durch seine mannigfaltigen, zum Theil verdienstvollen Arbeiten bekannte Aug. Gli. Meißner aus Bautzen (1753—1807) schrieb ein historisches Drama „Johann von Schwaben" (Lpz. 1780); doch fanden seine meist dem Französischen nachgebildeten Operetten „Das Grab des Mufti"

(Lpz. 1776) „Die wüste Insel“ und seine Lustspiele, die er ebenfalls meist nach dem Französischen bearbeitete, größern Beifall. Gerh. Anton von Halem dichtete einen „Wallenstein“ (Gött. 1786), der freilich mehr von historischer Kenntniß als von dichterischer Begabung zeugt. Der Schauspieler Gust. Hagemann aus Oranienburg (geb. 1760), schrieb mehrere gut angelegte und auf Effect berechnete Stücke „Otto der Schütz, Prinz von Hessen“ (Kassel 1791), „Ludwig der Springer“, welche daher zu ihrer Zeit häufig gegeben wurden, so wie auch seine nicht ohne Laune geschriebenen Lustspiele und Possen „Leichtsinn und gutes Herz“ (Schwer. 1791), „Die Martinsgänse“ (Eisen. 1798), „Vetter Paul“ u. a. m. Stoffe aus der brandenburgischen Geschichte wurden mehrmals bearbeitet, so von dem öfters genannten J. Chn. Blum, dessen „Befreytes Rathenau“ (Lpz. 1775) manche gute Stellen und Züge darbietet, dagegen ohne Talent von Fr. Eberh. Rambach aus Quedlinburg (1767—1826): „Der große Churfürst vor Rathenau“ (Berl. 1795), „Otto mit dem Pfeil“ (Ebd. 1797) und „Friedrich von Zollern“ (Ebd. 1798). Derselbe dichtete später auch einen „Hermann“ (Riga 1813), von dem aber nur der erste Theil, „Die Teutoburger Schlacht“, erschien. Der Rechtsgelehrte Bernh. Chr. d'Arien aus Hamburg (1754—1795) brachte den „Claus Störzenbecher“ (Hamb. 1783) auf die Bühne, und schrieb außerdem noch Mehreres, z. B. das Trauerspiel „Maria von Wahlburg“ (Lpz. 1776), in welchem ein „Werthers Leiden“ nachgebildeter Stoff behandelt wird.

Zahlreicher waren die historischen Dramen, welche die Geschichte oder die Zustände fremder Völker behandelten. Einer der frühesten hiehergehörigen Dichter ist Ludw. Phil. Hahn aus Trippstadt in der Pfalz (1746—1813), dessen wir schon oben (S. 14) als eines derjenigen gedacht haben, die sich in ihren Dichtungen an Göthe anschlossen. Wenige Jahre nach dem Erscheinen des „Götz“ gab er sein berühmt gewordenes Trauerspiel „Der Aufruhr zu Pisa“ (Ulm 1776) heraus, welches die Geschichte des Ugolino bis zu dem Augenblicke darstellt, wo Gerstenberg sie aufnimmt. Es zeugt dieses Trauerspiel ohne Zweifel von großem dramatischen Talent, allein der Dichter hat die Freiheit der Behandlung, wie Göthe sie eingeführt hatte, bis zum Uebermaße getrieben, und zugleich in der Erfindung der Situationen, so wie in der Zeichnung der Charaktere, man kann nicht sagen, alle Mäßigung verläugnet, sondern vielmehr nach gränzenloser Uebertreibung gehascht. Wenn ein damaliger Kritiker sagt: „Giannetta, die Gemahlin des Ugolino, rast gut“, so hat er mit wenigen Worten die ganze Haltung des Stücks trefflich charakterisirt. Nicht weniger gräßlich gehalten ist „Graf Karl von Adelsberg“ (Lpz. 1776) von demselben Verfasser, der auch noch ein Ritterstück „Robert von Hohenecken“ (Eb. 1778) und ein mit Glück bearbeitetes Singspiel „Wallrad und Evchen“ (Zweibr. 1782) gedichtet hat. Geschmackvoller und besonders von größerer Mäßigung ist Friedr. Justin Bertuch, der fremde Dramen mit Geschick für das deutsche Theater bearbeitete, so daß sie lange Zeit hindurch Lieblingsstücke des Publikums waren, so nach dem Französischen des De la Motte „Ines de Castro“ (Lpz. 1774) und nach dem Englischen des Mason „Elfride“ (Weimar 1775). Zu den beliebtesten Dramatikern seiner Zeit gehörte Joh. Gottfr. Hagemeister (1762—1807), dessen Richtung sich am besten im Titel seiner „Beyträge zur Darstellung des Enthusiasmus in dramatischen Vorstellungen“ (Berl 1795) ausspricht. Seine besten Stücke „Der Jesuit“ (Ebd. 1787) und „Johann Procida, oder die Sicilische Vesper“ (Ebd. 1792) verdienen wegen ihrer glücklichen Anlage und ihrer gehaltvollen Ausführung, besonders der Charaktere, alles Lob. „Das Gelübde“ (Berl. 1797) gibt eine lebensvolle Darstellung des Lebens und der Sitten im Mittelalter, und auch sein kleines Lustspiel „Das große Loos“ (Berl. 1791) ist gelungen zu nennen. Ferner erwarb sich auch Franz Kratter aus Oberdorf in Schwaben (1758—1838) durch seine aus der russischen Geschichte geschöpften Dramen großen Beifall, theils wegen des damals neuen und durch die Fremdartigkeit der Sitten reizenden Stoffs, theils aber auch wegen der bühnengerechten Behandlung seiner Stücke. Am meisten gefiel eben deshalb „Das Mädchen von Marienburg“ (Ff. 1795), doch auch „Die Verschwörung wider Peter den Großen“ (Ebd. 1794) und „Menzikoff und Natalie“ (Ebd. 1794) fanden Anerkennung, was ihn reizte, noch fremdartigere Verhältnisse und Sitten in der „Sklavin in Surinam“ (Ff. 1804) auf die Bühne zu bringen.

An die historischen Dramen schließen wir am füglichsten diejenigen an, welche zwar die vergangenen Zeiten zu schildern beabsichtigen, sich aber nicht an bestimmte, oder nur ganz untergeordnete Persönlichkeiten halten. Solcher Art sind „Maria von Schwaningen“ (Bresl. 1797) von J. Gli. Kahlert aus Breslau (1756—1831), „Kein Faustrecht mehr“ (Regensb. 1798) von Chr. Fr. Schlenkert aus Dresden (1756—1827) und besonders „Das heimliche Gericht“ (Lpz. 1790) von L. Ferd. Huber, dem Freunde Schillers und Körners (geb. 1764 in Paris, gest. 1804 in Ulm), der außerdem Mehreres dichtete, z. B. ein Lustspiel „Juliane“ (Berl. 1794) und sich besonders durch glückliche Uebersetzungen englischer und namentlich französischer Dramen bekannt machte. Andere hiehergehörige Schauspiele sind schon erwähnt, noch andere werden im Laufe der Darstellung berührt werden. Wir erwähnen hier auch den als Kanzelredner bekannten Hofprediger J. G. Pfranger, der im „Mönch von Libanon“ (Dessau 1782 und umgearbeitet Ebd. 1788) eine Fortsetzung von Lessings „Nathan“ mit der Absicht herausgab, das Christenthum gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die ihm im „Nathan“ zu liegen schienen.

Neben dem historischen Drama wurde vorzüglich das bürgerliche Trauerspiel vielfach bearbeitet, selbst Göthe schlossen sich durch seinen „Clavigo“ und Schiller durch „Kabale und Liebe“ den Dichtern dieser Gattung an, wie auch Klinger, Leisewitz, Gotter und selbst Lenz hieher gehören, obgleich der Letztere seine Dramen als „Komödien“ bezeichnete. Außer den schon im Obigen genannten Dichtern, welche sich im bürgerlichen Trauerspiel versucht haben, wie d'Arien, H. Leop. Wagner, Babo u. a. m., und einigen andern, die erst später erwähnt werden können, weil ihre Hauptthätigkeit sich auf andere Gattungen des Dramas bezog, haben wir

besonders folgende hervorzuheben. Joh. Friedr. Schink aus Magdeburg (1755—1835), der sich besonders durch seine zahlreichen Arbeiten im Gebiete der Dramaturgie einen nicht unrühmlichen Namen erwarb, versuchte sich in vielerlei Gattungen des Dramas. Ohne eigentlich schöpferisches Talent zu haben, besaß er die Gabe, fremde Vorbilder bis zu einem gewissen Grade selbstständig nachzuahmen; zugleich war seine Darstellung gewandt, und da er mit den Anforderungen des Theaters wohl vertraut war, erwarben sich seine Dramen zum Theil den Beifall des Publikums. Das in zwei Tagen hingeworfene Trauerspiel „Adelstan und Röschen, mit Gesang" (Berl. 1776), nach der bekannten Ballade Hölty's, erregte schon die Aufmerksamkeit der damaligen Kritiker; doch gründete er seinen Ruf erst durch „Gianetta Montaldi" (Hamb. Theater 1777), welcher „Lina Waller" (Berl. 1778) und „Die Leidenschaften" (Grätz 1790) folgten. Auch versuchte er sich in der Behandlung historischer Stoffe, wie im „Coriolan" (Lpz. 1790). Aus der frühern Zeit seiner dichterischen Laufbahn verdient auch sein „Marionetten-Theater" (Berlin 1778) erwähnt zu werden, in welchem er die Uebertreibungen und Verirrungen der „Originalgenies", besonders der „kleinen nachklaffenden Hunde", nicht ohne Glück persiflirte. In späterer Zeit konnte er sich jedoch von dem Einfluß der Zeitrichtung nicht frei halten, und so schrieb er ein romantisches Trauerspiel „Ein Grab mit der Geliebten" (Berl. 1821). In anderer Weise huldigte er der Meinung seiner Zeit in dem dramatischen Gemälde „Satans Bastard" (Berl. 1816), worin er, wie er in der Vorrede sagt, eine dichterisch-historische Vorstellung der Zeitereignisse gab, wodurch Deutschland wieder frei und Europa wieder selbstständig wurde. Ohne besonders hervorzuragen, sind seine „Lustspiele" (Halle 1821) mit Laune geschrieben und beruhen meist auf guten Erfindungen („Die heimliche Heirath", „Die Schriftstellerin"). Endlich müssen wir noch bemerken, daß er einen „Johann Faust" (Berl. 1804) gedichtet hat, der freilich weit hinter Göthe's Meisterwerk steht. Noch größeren Beifall erwarb sich Heinr. Ferd. Möller aus Olbersdorf in Schlesien (1745—1798), der als Schauspieler die Bedürfnisse des Theaters und den Geschmack des Publikums kannte, daher vorzüglich auf den Effect hinwirkte, so daß seine Dramen zu rohen Spectakelstücken ausarteten; das beste ist „Der Graf von Waltron, oder die Suborbination" (Prag 1776), welches nicht nur häufig vorgestellt wurde, sondern auch mehrere Auflagen erlebte. Den bedeutendsten Ruf gewann Ant. Matth. Sprickmann, den wir schon oben bei den Göttinger Dichtern erwähnt haben. Seine „Eulalia" (Lpz. 1777) wurde für die beste Nachahmung von Lessings „Emilia Galotti" ausgegeben. Allerdings hat sie mit dieser gar manche Aehnlichkeit in Anlage und Ausführung, allein man vermißt an ihr vor Allem die künstlerische Mäßigung, die sich auch in der leidenschaftlichsten Erregung nicht verläugnen darf. „An Scenen der Raserei fehlt es nicht", sagt ein gleichzeitiger Kritiker; „Eulalia rast, ihr Gemahl rast, noch mehr die Gemahlin des Franzosen", welcher in diesem Stücke dieselbe Rolle spielt, wie Marinelli in der „Emilia", nur noch schamloser und gemeiner ist. Vorher hatte Sprickmann schon ein rührendes Lustspiel „Die natürliche Tochter" (Münster 1774) gedichtet, welches, wie J. Möser an Nicolai schrieb, „wirklich Vorzüge hat, ob es gleich ein Bischen sehr lang und etwas langweilig gerathen ist". Unvergleichlich besser ist das Lustspiel „Der Schmuck" (Münster 1780). Der Freiherr F. G. v. Nesselrode suchte durch seine Stücke moralisch zu wirken, da er die Besserung des Volks und seiner Verhältnisse vornämlich von der Bühne erwartete. In diesem Sinne sind seine bürgerlichen Trauer- und Schauspiele geschrieben, unter welchen wir den „adeligen Tagelöhner" (Ff. u. Lpz. 1774), „den Ahnenstolz auf dem Lande" (Ebd. 1774) und „Karoline" (Offenb. 1775) erwähnen. Einfach zu nennen sind Traugott Benj. Berger aus Wehlen bei Pirna (1754—1810), dessen „Galere von Venedig" (Lpz. 1778) an Gräuelscenen allzureich ist, und der bekannte Aloys Blumauer, dessen „Erwin von Steinheim" (Wien 1780) in Oestreich Beifall fand. Auch der treffliche Helfr. Peter Sturz folgte dem Strome der Zeit und schrieb ein bürgerliches Trauerspiel „Julie" (Ff. u. Lpz. 1782), das jedoch nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen wurde. Nebst J. Gottfried Dyck („Ferdinand Prenau") und Christoph Fr. Bretzner („Der Liederliche"), die jedoch besonders als Lustspieldichter zu nennen sind, erwähnen wir endlich noch den als Erzähler, besonders aber als politischen Schriftsteller mit Recht berühmten Heinrich Zschokke, dessen „Abällino" (Frkf. 1795) reich an theatralischen Effecten, aber ohne höhern poetischen Gehalt ist. Auch seine andern dramatischen Werke „Julius von Sassen" (Zür. 1796), „Barbareyen des aufgeklärten Jahrhunderts" (Prag 1797), „Die Zauberin Sidonia" (Berl. 1798), „Der Marschall von Sachsen" (Bair. 1804), „Die eiserne Larve" (Ebd.), durch welche er sich den Dichtern des historischen Schauspiels anschließt, sind ganz vorzüglich auf den augenblicklichen Effect berechnet. Noch muß erwähnt werden, daß Zschokke „Molière's Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne" zu bearbeiten versuchte (6 Bde. Zür. 1805—1806), welchem schwierigen Unternehmen er jedoch nicht gewachsen war.

Noch während die Ritterschauspiele, die Räuber- und Schauerstücke die Bühne beherrschten, begann, wie schon erwähnt, eine neue Gattung den Beifall des Publikums zu gewinnen, und gegen die Mitte der achtziger Jahre jene beinahe gänzlich zu verbannen. Es sind dies die Familiengemälde und rührenden Lustspiele, als deren Hauptrepräsentanten Iffland und Kotzebue zu nennen sind, die daher näher besprochen werden müssen. Da sich das Lustspiel beinahe ohne Ausnahme dem Familiengemälde nähert, oft ganz in dasselbe übergeht, so läßt sich eine Scheidung nicht durchführen, ohne in Willkür zu verfallen, und eine Trennung dieser zwei Gattungen erscheint um so weniger thunlich, als die nämlichen Dichter meistens zugleich in den beiden sich versucht haben. Wenn diese Gattungen und namentlich das Familiengemälde großen Beifall bei dem Publikum fanden, so hatte dies zum großen Theil seinen Grund darin, daß sie häufig von Schauspielern bearbeitet wurden, welche das Theater gar wohl kannten, mit dessen Bedürfnissen sehr wohl vertraut waren und daher auch mit ihren Erzeugnissen oft größere

Wirkung hervorbrachten als Dichter, welche den Effect der Darstellung nicht so zu berechnen verstanden. Außer den schon genannten Schauspielern, welche sich zugleich in dramatischen Dichtungen versuchten (Möller und Hagemann) sind nebst Iffland noch folgende insbesondere zu bemerken: Joh. Bapt. Bergobzoomer aus Wien (1742—1808) schrieb viele Lustspiele, die zu ihrer Zeit mit Beifall aufgeführt wurden. Noch fruchtbarer waren Chr. Gli. Stephanie der ältere aus Breslau (1738—1798) und Gottlieb Stephanie der jüngere aus Breslau (1741—1800), der sich selbst an eine Bearbeitung von Shakspeare's „Macbeth" wagte. Seine sämmtlichen Schauspiele (Wien 1771—1789) enthalten nur Weniges, das einem gebildeteren Geschmack zusagen kann; die meisten Lustspiele sind allzusehr für die Oertlichkeit berechnet, an der sie aufgeführt wurden; am glücklichsten war er in den Operetten, die er zwar meist dem Französischen, aber mit großer Gewandtheit nachbildete („Der Doctor und der Apotheker" Wien 1786). Noch mehr Glück machte Gust. Fr. Wilh. Großmann (1744—1796), der allerdings auch in der Darstellung von Sitten und Charakteren glücklich war und dessen Familiengemälde daher großen Beifall erhielten, unter denen „Nicht mehr als sechs Schüsseln" (Bonn 1780) zu verbreiteter Berühmtheit gelangte, wozu freilich auch der treffende Witz und die Kühnheit, mit welcher er die vornehme Welt und deren Lächerlichkeit geißelte, nicht wenig beitrug. So wurde auch das Lustspiel „Henriette, oder sie ist schon verheirathet" (Lpz. 1783), in welchem er das Nationalgefühl zu wecken suchte, sehr häufig mit Beifall dargestellt. Ueberhaupt ist bei Großmann vorzüglich die Absicht ins Auge zu fassen, die seinen dramatischen Dichtungen zum Grunde lag; man wird dann nicht verkennen, daß er im Geiste Lessings, der ihn seines Umgangs würdigte, zu arbeiten und zu wirken suchte, was immerhin Anerkennung verdient, zudem er, wie die große Verbreitung seiner Dramen beweist, auf das größere Publikum wirklich erfolgreich einwirkte. Unter allen Schauspielern, welche für das Theater wirkten, nimmt aber, Iffland ausgenommen, Friedr. Ludw. Schröder aus Hamburg (1743—1816) unbedingt den ersten Rang ein. Wir haben schon erwähnt, wie sehr er sich durch zeitgemäße Bearbeitungen Shakspeare's um das deutsche Drama verdient machte (S. 371). Er hat zwar nur wenige selbstständige Stücke gedichtet, die meisten sind Bearbeitungen fremder, namentlich englischer Dramen, aber auch in diesen zeigte er ungemein viel Geschick, indem er die fremden Sitten auf das Glücklichste mit deutschen vertauschte, und überhaupt mit seinen Vorbildern alle die Veränderungen traf, welche für die Darstellung auf deutschen Theatern nothwendig waren, so daß er sie vollständig nationalisirte. Eigentlich schaffendes Talent hatte er freilich nicht, aber, wie Lessing dasselbe durch tiefes Eindringen in das Wesen der Kunst ersetzte, so gelang es ihm, durch seine Kenntniß der Bühne und ihrer Anforderungen den Mangel an poetischer Begabung zu verdecken. Aber er rechnete dabei zu sehr auf den Schauspieler, auf sich, der es in so hohem Maße verstand, die mangelhafte Darstellung des Dichters auf der Bühne durch sein meisterhaftes Spiel nicht bloß zu ergänzen, sondern zu hoher Vollkommenheit zu bringen. Daher sind seine meisten Dramen gleichsam nur Umrisse, welche bei der theatralischen Darstellung zu lebensvoller Gestaltung gebracht werden sollen; daher mußten sie aber auch, so großen Beifall sie auch fanden, wenn sie von ihm und den von ihm angeleiteten Schauspielern dargestellt wurden, mit ihm von der Bühne verschwinden. Unter seinen selbstständigen Werken zeichnen sich „Der Fähndrich", „Der Vetter aus Lissabon" und „Das Portrait der Mutter", unter seinen Nachbildungen „Die heimliche Heirat", „Der Ring" und „Stille Wasser sind tief" durch glückliche Charakterzeichnung, treffende Züge und lebendigen Dialog aus. Seine Dramen sind in verschiedenen Sammlungen zerstreut, zum Theil auch einzeln erschienen; in neuerer Zeit hat sie E. v. Bülow gesammelt (4 Bde. Berl. 1831). Schrödern weder als Schauspieler, noch als dramatischen Dichter erreichend, wußte sich Joh. David Beil aus Chemnitz (1754—1794) doch in beiden Eigenschaften den Beifall des Publikums zu erwerben und lange zu bewahren. Sein „Spieler" (Mannh. 1785) stellt die Leidenschaft lebendig dar, die ihn selbst später ins Verderben stürzte; „Die Schauspielerschule" interessirt weniger wegen der Handlung als wegen der darin ausgesprochenen Ansichten über Theater und theatralische Darstellungen; mehr dramatischen Werth haben die Lustspiele „Armuth und Hoffarth" (Berlin 1789) und „Bettelstolz" (Zür. 1797). Auf Schikaneder werden wir bei der Oper zurückkommen. Der bekannte Vielschreiber Christian Heinr. Spieß aus Freiberg (1755—1799), der durch seine zahlreichen Romane lange Zeit ein Liebling des Publikums war, das seine geistige Nahrung in den Leihbibliotheken aufsucht, versuchte sich ebenfalls im Dramatischen, doch sind seine Ritterschauspiele „Clara von Hoheneichen" und „Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg" (Prag 1794), die sich lange auf der Bühne erhielten, auf den rohesten Effect berechnet. Das Schauspiel „General Schlenzheim und seine Familie" (Regensb. 1786) leidet weniger an Uebertreibung, und ist nicht ohne dramatisches Interesse, was auch von seinen Lustspielen gilt, von denen wir nur „Die drei Töchter" (Wien 1782) und „Liebe und Muth macht Alles gut" (Prag 1793) erwähnen. Zwar strebte Heinrich Beck aus Gotha (1759—1803) nicht weniger nach theatralischem Effect, als Spieß, doch war er weit geschmackvoller und verfiel nicht in das Rohe und Widerwärtige; seine Lustspiele „Alles aus Eigennutz" (Prag 1793), „Das Chamäleon" (Lpz. 1803) sind lebhaft dialogisirt und enthalten manchen ächt komischen Zug. B. H. K. Reinhard (1760—1799) erwarb sich durch das Schauspiel „Der Pasquillant" (Braunschw. 1792), dem eine Anekdote aus dem Leben Friedrichs II. zum Grunde liegt, schnell vorübergehenden Beifall. Von Fr. Wilh. Ziegler aus Braunschweig (1760—1827) haben sich noch bis heute einzelne Stücke auf der Bühne erhalten, was sie ihrer glücklichen dramatischen Entwickelung zu verdanken haben; zu ihrer Zeit waren beinahe alle seine Dramen Lieblingsstücke des Publikums. Aus Neigung und Ueberzeugung dem rührenden Schauspiel zugethan, hat er einige Stücke gedichtet, die sich den besseren der Gattung anschließen; insbesondere ist die „Parteienwuth" durch glückliche Schil-

derung der Zeiten Cromwells und glückliche Auffassung der Charaktere zu nennen. Unter seinen Lustspielen zeichnen sich durch ihre heitere Auffassung des Lebens „Der Hausdoctor" (Wien 1798), „Die vier Temperamente" (Dresden 1821) und vor Allem „Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Person" aus, ein Stück, welches eben so glücklich angelegt, als gut ausgeführt ist. Endlich gehört auch die schon genannte Schauspielerin Sophie Albrecht (S. 40) hieher, deren Dramen sich in überweiche Sentimentalität auflösen, so wie die uns ebenfalls schon bekannte Elise Bürger (S. 41. 63) wegen ihres Familiengemäldes „Die Ueberraschung" (Hann. 1801).

Den Vorzug der Bühnenkenntniß und vermöge derselben die Kunst theatralischen Effect hervorzubringen, theilen mit den Schauspielern die Theaterdichter, von denen schon einige, wie Zschokke, Meißner, Schink, genannt worden sind, und mehrere Dichter, welche die Leitung von Theatern übernommen hatten, wie der Graf von Soden. Wir haben noch einige zu nennen, die hieher gehören. Unter diesen hat sich Joh. Chr. Bock aus Dresden (gest. 1785) vorzüglich durch gelungene Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen („Vermischtes Theater der Ausländer, 4 Bde. Lpz. 1778—1781) verdient gemacht, was auch von Joh. Fr. Jünger aus Leipzig (1759—1797) zu rühmen ist, von dem wir aber auch manche gute eigene Schöpfungen haben. Er hat vorzüglich die Gattung von Lustspielen bearbeitet, die sich zum Zwecke setzte, die neuen Ideen über Leben, Erziehung u. s. w. durch dramatische Veranschaulichung zu verbreiten; doch hat er auch manche geschrieben, die diese Tendenz nicht haben, und in denen sich sein Humor und Witz in aller Freiheit und Frische entfaltet. Unter seinen nur zu zahlreichen Lustspielen nennen wir nur den in Erfindung und Zeichnung der Charaktere gelungenen „offenen Briefwechsel" (Lpz. 1785) und den „doppelten Liebhaber" (Ebd. 1786); von seinen Bearbeitungen fremder Stücke haben zu ihrer Zeit „Maske für Maske" nach Marivaux, „Die Komödie aus dem Stegreif" nach Poisson, und „Die Hochzeit des Figaro", frei nach Beaumarchais, am meisten Beifall erworben. Von großem Talente zeugen die Lustspiele des unglücklichen in Wahnsinn verstorbenen Joh. Karl Wezel aus Sondershausen (1747—1819), der eine Zeitlang Theaterdichter in Wien war. Er weiß nicht nur einen Plan gut anzulegen, sondern ihn auch geschickt durchzuführen; seine Stücke sind voll Handlung im Ganzen und voll trefflicher Züge im Einzelnen; die Charaktere sind gut gezeichnet und der Dialog lebendig und fließend. Von seinen fünfzehn Lustspielen nennen wir nur „Rache für Rache" (Lpz. 1778), „Die seltsame Probe" (Ebd. 1778), „Die komische Familie" (Ebd. 1784) und „Wildheit und Großmuth" (Ebd. 1784), ein Nachspiel, das ins Französische übersetzt und in Paris mit Beifall aufgeführt wurde. Wezel hatte seine Laufbahn als Dramatiker mit einem Trauerspiel, dem „Grafen von Wickham" (Lpz. 1774) begonnen, in welchem er der shakspearisirenden Mode gehuldigt und sich als einen nicht unglücklichen Nachahmer Göthe's gezeigt hatte. Ob Wilh. Heinr. Brömel aus Coburg im Magdeburgischen (1754—1808) eigentlicher Theaterdichter war, wissen wir nicht; da er aber bei dem Hamburgischen Theater angestellt war, so ziehen wir ihn sogleich hieher. Seine Dramen, von denen das Lustspiel „Der Adjudant" (Hamb. 1780) und das Schauspiel „Gerechtigkeit und Rache" (Wien 1784) den vom Wiener Theater eingesetzten Preis erhielten, zeichnen sich durch Wahrheit der Charaktere, Geschmeidigkeit und Rundung des Dialogs aus. Hieher gehört auch der Dessauische Regierungs-Rath Karl Plümicke aus Berlin (1749—1833), der eine Zeitlang Theaterdichter in Berlin war und als solcher manche Stücke anderer Dichter, z. B. Schillers „Räuber", „Fiesko", für die Bühne bearbeitete und mehrere Lustspiele dichtete, unter denen „Miß Jenny Warton" (Berlin 1775) und „Der Volontair" (Eb. 1775) großen Beifall einernteten. Er machte sich übrigens auch durch den „Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin" (Berl. 1781) um die Geschichte der deutschen Schauspielkunst verdient.

An die bisher genannten Dichter haben wir noch einige anzuschließen, die sich in der Bearbeitung von Familiengemälden oder Lustspielen mehr oder weniger Beifall erwarben. Von denselben sind Babo, der Graf Soden, Meißner, Hagemann, Hagemeister, Schink und Spickmann schon bei Gelegenheit ihrer andern dramatischen Dichtungen genannt worden. Unter den noch zu erwähnenden gehört der Kaufmann Christoph Fr. Bretzner aus Leipzig (1748—1807) unzweifelhaft zu den bedeutendsten; er besaß ein großes Talent für das Komische und hätte gewiß Bleibendes hervorgebracht, wenn ihm seine übrigen Beschäftigungen erlaubt hätten, auf die Ausführung seiner Lustspiele, die meist gut angelegt sind, größere Aufmerksamkeit zu verwenden. Ob es gleich allen seinen Stücken an künstlerischer Verarbeitung mangelt, und in ihnen der theatralische Effect den dramatischen zurückdrängt, so haben sich doch einige wegen ächt komischen Situationen und der trefflichen Einfälle, die sich einander drängen, lange Zeit auf der Bühne erhalten, und werden selbst noch jetzt hie und da aufgeführt, so z. B. „Der argwöhnische Liebhaber" (Lpz. 1783), „Das Räuschchen" (Ebd. 1786), „Liebe nach der Mode" (Ebd. 1781), welches sogar drei Auflagen erlebte. Bretzner versuchte sich auch im Singspiel und in der Oper, unter welchen „Belmont und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail" (Lpz. 1781), freilich in der freien Bearbeitung eines Ungenannten (Ff. u. Lpz. 1789) das Glück hatte, von Mozart componirt zu werden. Aber auch andere Operetten gefielen und wurden öfters wiederholt, z. B. „Der Irrwisch", „Der Aepfeldieb" u. a., welche in seinen „Operetten" (Lpz. 1779) gesammelt erschienen. Auch Joh. Rautenstrauch aus Erlangen (1746—1801) erwarb sich durch seine Lustspiele vielen Beifall, den sie theils ihrem lebhaften Dialog, theils ihrer derben Komik zu verdanken hatten, „Der Jurist und der Bauer" (Wien 1773) hat sich sogar noch jetzt auf der Bühne erhalten*). In noch ältere Zeit gehören die Lustspiele des als Romandichter berühmten Theod.

*) In dem Lustspiele „Die Sonette" von Wilib. Alexis heißt es:
„Zwar ist's ein altes Stück, der Bauer und Jurist,
Doch lieb ich's, weil man stets des Beifalls sicher ist."

Gottl. v. Hippel. „Der Mann nach der Uhr“ (Königsb. 1765) und „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler“ (Ebd. 1768) sind allerdings reich an komischen Einfällen, allein man wird durch den steifen Dialog und die allzugewöhnlichen Situationen an die Unbeholfenheit und Beschränktheit des damaligen gesellschaftlichen Lebens gar zu sehr erinnert. Der Leipziger Buchhändler Joh. Gottfr. Dyk (1750—1813), der die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ herausgab, als Weisse von derselben zurücktrat, und sich durch andere ähnliche Unternehmungen einiges Verdienst um die deutsche Literatur erwarb, schrieb mehrere Trauer- und Lustspiele („Coriolan“, „Kaiser Heinrich IV.“; „Lustspiele aus der Brandenburgischen Geschichte“ u. s. w), doch ist er hier vorzüglich wegen des von ihm herausgegebenen „Komischen Theaters der Franzosen“ (10 Thle. Lpz. 1777—1786) zu nennen, für welches er selbst Mehreres bearbeitete. Von größerer Bedeutung ist der Freiherr Otto Heinr. v. Gemmingen aus Heilbronn (1738—1822), dessen „Deutscher Hausvater“ (München 1780) als eines der ersten Familiengemälde aus dem deutschen Leben zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte, aber auch schon den Fehler der meisten Dramen dieser Gattung an sich trug, daß es nämlich den deutschen Nationalcharakter nur in seiner gewöhnlichsten Erscheinung, in oberflächlicher Gutmüthigkeit, darstellte. Außerdem bearbeitete er den „Pygmalion“ von J. J. Rousseau nicht ohne Glück für die deutsche Bühne (Mannh. 1778) und auch sein Lustspiel „Die Erbschaft“ (Ebd. 1779) ist nicht ohne Werth. Ein schönes Talent besaß Chr. Leberecht Heyne aus Leuben oder Burgstädt (1751 od. 1754—1821), der seine Schriften unter dem Namen Anton Wall herausgab. Er machte sich durch manche gute Nachbildungen fremder, namentlich französischer Lustspiele verdient, und war auch in selbstständigen Arbeiten glücklich. So ist sein „Herr im Hause“ (Lpz. 1783) ein recht heiteres Gemälde, doch wird es von dem Lustspiel „Die beiden Billette“ (Lpz. 1780) und deren Fortsetzung „Der Stammbaum“ (Ebd. 1791) weit übertroffen. Die beiden Billette sind allerdings auch nach einem fremden Vorbilde, einem Lustspiel von Florian bearbeitet, aber es ist das Ganze so glücklich nationalisirt, daß es den vollständigen Anspruch auf Selbstständigkeit machen kann. „Die beiden Billette“ und ihre Fortsetzung verdienen aber auch deshalb ausgezeichnet zu werden, weil sie bei ihrem geringen Umfang und ihrer Einfachheit voll ergötzlicher Laune sind und in der Anlage wie in der Zeichnung der Charaktere Nichts zu wünschen übrig lassen. Heyne hatte in Vater Märten, Görge, Röschen und besonders in dem witzigen und intriguanten Barbier Schnaps Personen geschaffen, die sich wegen ihrer Wahrheit, und wenn wir uns so ausdrücken können, wegen ihrer Elasticität vollkommen zu stehenden Personen eigneten, und er hat dadurch den Grund zu einem Volkslustspiel im Sinne der Italiener gelegt. Auch wurden sie in diesem Sinne selbst von Göthe aufgefaßt, der in dem „Bürgergeneral“ (Berl. 1793) eine Fortsetzung der „Beiden Billette“ lieferte, die freilich wegen ihrer allzugrell hervortretenden Tendenz dem Vorbild nicht gleichkommt. Außerdem gaben später auch G. L. Peter Sievers aus Braunschweig (1766—1839) in dem „Schatzgräber“ (Hamb. 1807) und Bened. Jos. Koller aus Bindorf (1761—1817) in dem „Zauberstein“ (Lpz. 1810) Fortsetzungen der „Beiden Billette“; aber es ist nur der erste von einiger Bedeutung, wie denn überhaupt Sievers einer der besseren Lustspieldichter der neueren Zeit ist, und namentlich das Uebertriebene in den Bestrebungen oder im Charakter mit Glück lächerlich zu machen versteht, so in „Lessings Schädel“ (Hamb. o. J.), wo er Galls Schädellehre, und im „Eilfertigen“ (Lpz. 1814), wo er die eingebildeten Dichterlinge heiter und treffend verspottet. — Wie Heyne, so übersetzte auch Wilh. Christhelf Siegm. Mylius mehrere Komödien aus dem Französischen, muß aber vornämlich deshalb erwähnt werden, weil er in der Uebersetzung eines Molière'schen Stückes, die er unter dem Titel „Hanswurst, Doctor nolens volens“ (Ff. u. Lpz. 1777) herausgab, den Hanswurst wieder auf die Bühne zu bringen versuchte. Auch der bekannte Lyriker Fr. v. Matthisson versuchte sich in der dramatischen Poesie; doch ist sein Schauspiel „Die glückliche Familie“ (Dessau 1783) mit Recht unbekannt geblieben. Dagegen zeugen die „Theatralischen Belustigungen“ des Reichsgrafen Fr. Aloysius von Brühl aus Dresden (1739—1793) von nicht geringem Talent, das jedoch bei der Eilfertigkeit, mit welcher der Verfasser arbeitete, nicht zur Reife gelangte; der Mangel an Durcharbeitung wird namentlich in der nachläßigen und oft unedlen Sprache sichtbar. Er schrieb meistens Lustspiele, unter welchen die „Brandschatzung“ und „So zieht man dem Betrüger die Larve ab“ am gelungensten sind, doch auch ein Ritterschauspiel „Der Harfner“, das erst nach seinem Tode gedruckt wurde (Dresd. 1804). Den Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg aus Herrnheim bei Worms (1750—1806) nennen wir weniger wegen seiner dramatischen Arbeiten, als weil er sich als Intendant der Mannheimer Bühne große Verdienste um das deutsche Theater erwarb, wie er es denn war, durch den Schiller zuerst dem Publikum bekannt wurde, der sich freilich später mit Recht über ihn zu beklagen hatte (S. 110). Unter seiner Leitung war das Mannheimer Theater eines der vorzüglichsten in Deutschland, da sich die tüchtigsten Künstler, namentlich Iffland, Beil, Bock u. A. m. an demselben vereinigt fanden. Als dramatischer Dichter hat Dalberg nichts Ausgezeichnetes geleistet, doch wurden seine Bearbeitungen aus dem Englischen, „Julius Cäsar“ nach Shakspeare (Mannh. 1785), und besonders „Der Mönch von Carmel“ (Berl. 1787) und „Der Cholerische“ (Mannh. 1785), beide nach Cumberland, gern gesehen, und auch sein Originalschauspiel „Der weibliche Ehescheue“ (Augsb. 1786) erhielt Beifall, an dem freilich die meisterhafte Darstellung einen sehr großen, wenn nicht den größten Antheil hatte. Der uns schon bekannte Vielschreiber K. Fr. Müchler besaß, wie in der Erzählung, so auch im Drama, viel Gewandtheit, der Dialog ist leicht und fließend, die Handlung nicht ohne Interesse, doch haben selbst seine bessern Lustspiele, wie der „Bildhauer“ und „Das verauctionirte Serail“ in den „Dramatischen Bagatellen“ (2 Bde. Berl. 1794—1795) keinen poetischen Werth.

Noch haben wir aus der Zeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Bestrebungen in der Oper

und das Singspiel zu erwähnen, die jedoch während dieser Zeit im Ganzen nur in sehr untergeordnetem Maße behandelt wurde, wenn auch gerade damals einige bedeutende Componisten wirkten, unter denen der unsterbliche Mozart ohne Vergleich den ersten Rang einnimmt. Von den schon genannten Dichtern haben sich außer Göthe, der auch hierin meisterhaft ist, noch Gotter, Sprickmann, Kotzebue, Nesselrode, Bretzner, Bertuch, Soden, Werthes, Meißner, Stephanie d. jüngere, wie bei Gelegenheit erwähnt wurde, auch als Dichter von Opern und Singspielen mehr oder weniger Ruf erworben. Nebst diesen sind nur noch wenige zu nennen. Der älteste von ihnen, Joh. André aus Offenbach (1741—1799), ist auch der bedeutendste. Er zeichnete sich zwar vorzüglich als Componist aus, und setzte unter andern „Erwin und Elmire" von Göthe, mit dem er in genauer Verbindung stand, auf dessen Bitte in Musik; allein auch als Dichter von Operetten war er nicht unglücklich, und einige derselben, die er natürlich selbst componirte, erhielten viel Beifall, so namentlich „Der Töpfer" (Ff. 1773) und „Der Freier" (Ebd. 1775). Auch als Dichter von Lustspielen war er nicht unglücklich („Lustspiele". Ebd. 1772). Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch glückliche Nachbildungen fremder Muster („Lustspiele und Operetten nach französischen Mustern". 3 Thle. Ff. 1773). Großen Ruf erwarb sich Emanuel Schikaneder aus Regensburg (1751—1812) besonders durch „Die Zauberflöte", welche ihr Glück freilich beinahe ausschließlich der herrlichen Composition Mozarts verdankte. Andere Opern, wie die „Pyramiden von Babylon", „Der Königssohn von Ithaka", gewannen nur vorübergehenden Beifall. Daß er auch Lustspiele dichtete, ist schon oben angedeutet worden; wir nennen nur „Die Lyranten oder das lustige Elend" (Innspr. 1776) und den „Grandprofoß" (Ebd. 1787).

Während Schiller in den letzten Jahren seines Lebens von 1799—1804 die deutsche Bühne mit einer Reihe von Meisterwerken bereicherte, welche die großartige Idee Lessings, ein Nationaldrama zu schaffen, verwirklichten, und durch die das Verständniß der großen Schöpfungen Göthe's dem deutschen Publikum eröffnet wurde, versuchten die Romantiker, zum Theil an Göthe sich anlehnend, wie der Poesie überhaupt, so insbesondere auch dem Drama eine neue Richtung zu geben, die sich namentlich darin aussprach, daß sie einerseits die Form des Dramas zu erweitern suchten, andrerseits sich bestrebten, mehr das innere Leben der Personen darzustellen, als es durch Handlungen zur Anschauung zu bringen. Lag überhaupt der romantischen Poesie die Ansicht zum Grunde, daß sie Alles in Allem sei, daß sich in ihr das Mannigfaltigste, selbst das Widersprechendste verbinde (S. 21), so mußte das Drama von selbst als diejenige Gattung erscheinen, in welcher sie jene Universalität am leichtesten erreichen lasse, und man zögerte um so weniger, den Versuch anzustellen, als man in Shakspeare, welchen die Romantiker allerdings mit großem Fleiße studirten, einen Vorgänger zu finden glaubte. Allein während Shakspeare auch da, wo er am kühnsten schaltet, nie die Rücksicht auf die künstlerische Nothwendigkeit verliert, und die scheinbar ohne innern Grund eingelegten Scenen immer den Zweck haben, uns ein lebendigeres Bild der Zustände, Sitten und selbst der einzelnen Charaktere zu geben, sie also mit dem Ganzen in dem schönsten Zusammenhange stehen, und sie nicht sowohl äußere, als vielmehr innere Erweiterungen sind; verfuhren die Romantiker in dieser Beziehung mit der größten Willkür, und fügten ganze große Abschnitte ein, um irgend ein Verhältniß des innern oder äußern Lebens darzustellen, das ihnen während der Arbeit eingefallen sein mochte, ohne sich zu bekümmern, ob die dadurch gewonnenen Scenen zu der Haupthandlung oder zu den Hauptpersonen in irgend einer nothwendigen Beziehung stünden. Sie wollten ja in ihren Dramen ein Bild alles Lebens überhaupt entfalten, und es mußte daher Raum für alle möglichen Erscheinungen desselben gewonnen werden. Daß auf diese Weise aller künstlerische Organismus verschwinden mußte und die schrankenloseste Willkür an die Stelle des Gesetzes trat, ergibt sich von selbst. War dadurch die größte Formlosigkeit nothwendig geworden, so wurde diese noch weiter dadurch herbeigeführt, daß die Dichter, wie schon erwähnt, vorzüglich das innere Leben darstellen wollten, und dieses in der uns schon bekannten mystischen Innerlichkeit suchten. So mußte die Aufgabe des Dramas, Begebenheiten und Handlungen darzustellen und in ihnen die Charaktere zu entwickeln, immer mehr zurücktreten und das lyrische Element vorherrschend werden. Bei solcher Grundlage, die nicht bloß unkünstlerisch an sich, sondern auch insbesondere das Wesen des Dramas vernichtete, konnte nichts Bleibendes erzeugt werden; wir werden sehen, daß selbst die größten Dichter unter den Romantikern ihre Talente vergeblich an den nach solchen Grundsätzen versuchten Schöpfungen verschwendeten. Unter den Häuptern der Schule hat L. Tieck allein das Drama im größeren Maßstab bearbeitet; wir werden daher ausführlicher auf ihn zurückkommen. Von A. W. Schlegel besitzen wir zwei dramatische Versuche, von denen der eine „Ion" (Hamb. 1803) selbst Göthe's Aufmerksamkeit erregte, der auch dessen Aufführung auf den Theatern zu Weimar und Lauchstädt veranlaßte. Dieses Schauspiel ist zur Beurtheilung A. W. Schlegels sehr wichtig. Der Verfasser steht nämlich auf demselben Boden wie Lessing; auch er hat kein schaffendes Talent, auch er hat sein Werk mehr auf kritischem Wege als durch innere poetische Kraft hervorgebracht, und wir können daher aus dem „Ion" beurtheilen, in welchem Maße sich ihm das Wesen der Kunst eröffnet hatte. Da finden wir nun sehr bald, daß er in dieser Beziehung tief unter Lessing steht. Schon die Wahl des Stoffs ist verfehlt, während sich Lessing gerade in dieser Beziehung stets als tiefdenkenden Kritiker beurkundet. Es ist der „Ion" nämlich dadurch, daß sich die ganze Entwickelung um die Abkunft des Helden von dem Apollo dreht, ein so specifisch antiker Stoff, daß er einer modernen Bearbeitung widerstrebt. Hier tritt uns nicht, wie in Göthe's „Iphigenia", allgemein Menschliches in schöner antiker Form entgegen, es bildet dieses nicht den Mittelpunkt des Ganzen, an welches sich das nationale Element organisch anschmiegt; vielmehr erscheint das allgemein Menschliche nur als untergeordnet, und die besondre religiöse Anschauung als das We-

sentliche, und zwar die religiöse Anschauung, in welcher der Umgang der Götter mit den Töchtern der Menschen in den Vordergrund tritt. Da dieser Umgang aber nur rein sinnlicher Natur ist (und die Frucht desselben ist nicht einmal ein Gott oder Halbgott, kein Herkules oder Bacchus, kein Wohlthäter der Menschheit, sondern eine an sich unbedeutende Persönlichkeit, welche nur für den Griechen wichtig erschien, weil Jon für den Stammvater der Jonier galt), so liegt in dem Stoff an sich für uns nichts Höheres, und Schlegel hat ihm auch durch seine Verarbeitung nichts Höheres zu verleihen gewußt, wie etwa Lord Byron seinem Sardanapal. Wie der Stoff, so ist auch die Ausführung verfehlt. Man sieht es dem Schauspiel in jeder Zeile an, daß es durch Göthe's „Iphigenia" hervorgerufen ist, und daß Schlegel, wie Göthe, mit Euripides wetteifern wollte. Es ist allerdings wahr, daß er den griechischen Dichter in einzelnen Zügen verbessert hat, aber abgesehen davon, daß diese Verbesserungen bei dem Standpunkte, auf welchen Lessing die Kritik gebracht hatte und nach dem großen Vorgang Göthe's nicht eben schwierig waren, so ist im Ganzen doch der Euripides geblieben, das heißt, es hat Schlegel das antike Leben nicht selbstständig dargestellt, sondern seinem griechischen Vorbilde ängstlich nachgebildet, weshalb denn seine Darstellung auch nur äußerlich wahr ist. — Eben so wenig selbstständig erscheint Schlegel in der Posse „Kotzebue's Rettung, oder der lügenhafte Verbannte", in welcher er Tiecks satyrische Dramen augenscheinlich nachahmt. Der Gedanke, alle Personen aus Kotzebue's Dramen nacheinander auftreten zu lassen, ist allerdings gut und höchst ergötzlich durchgeführt, aber der Dichter hat sich im zweiten Act, der in Sibirien spielt, durch seinen persönlichen Haß gegen Kotzebue allzusehr zu Gemeinheiten verleiten lassen, welche die Grenze der Satyre weit überschreiten und jedes künstlerische Wohlgefallen vernichten.

Friedrich Schlegel hatte sich noch früher, als sein Bruder, im Drama versucht, aber sich in seinem Versuch noch weit unfähiger gezeigt, als jener. Sein Trauerspiel „Alarkos" (Berl. 1802) ist formell ein wahres Ungeheuer, das nur Romantikern behagen konnte. Wer, wie Fr. Schlegel, in einem und demselben Werke antike und moderne Formen, griechische Trimeter und spanische Assonanzen, Jamben und Trochäen, reimlose und gereimte Verse so ohne allen innern Grund durch einander mengen kann*), beweist auf das Klarste, daß er kein Gefühl für das Schöne hat. Und die Verse, sowie die Sprache beweisen, daß er keinen Sinn für Wohllaut besitzt. Die Darstellung ist gesucht, hochtrabend, unklar, verliert sich bald weitschweifig in Ausmalungen unbedeutender Zustände und deutet dagegen oft das Wichtigste nur in knapper, beinahe unverständlicher Weise an. Ueberall begegnen uns Reminiscenzen bald aus Göthe's „Iphigenia", sogar aus der „Antigone" des Sophokles, meist aber aus Calderon. Der Dialog ist gänzlich verfehlt; nicht nur daß die Eingänge zu den einzelnen Gesprächen höchst gewöhnlich und inhaltsleer sind, man kann sogar meistens den Grund ihrer Entwickelung nicht begreifen; sie bewegen sich willkürlich und in Sprüngen. Noch schlimmer steht es mit dem Plan — wenn man hier von einem solchen reden kann — und mit der Ausführung. Alles ist unmotivirt, willkürlich hineingeworfen, und wenn der Dichter einmal zu motiviren versucht, so geschieht es gewiß an unrechtem Orte. Alarkos soll seine Gemahlin tödten, so will es der König, denn er soll dessen Tochter heirathen, welcher er früher die Ehe versprochen hatte. Er will nicht, dann stellt er sich, als ob er wolle, dann erklärt er in einem hochtrabenden Selbstgespräche seinen Entschluß, dem Bösen zu widerstehen. Und gleich darauf sehen wir ihn nach seiner Burg ziehen, um den Mord zu vollführen. Woher diese Sinnesänderung kommt, erfahren wir nicht, als ob dies ganz gleichgültig wäre. Er verkündigt seiner Gemahlin den Befehl des Königs; sie verwundet sich und er macht sie dann ganz todt. Unterdessen ist aber des Königs Tochter und der König selbst gestorben; da bleibt dem Alarkos natürlich Nichts übrig, als sich auch umzubringen. Der Anlage und Ausführung entsprechen die Charaktere, wenn man überhaupt dieses Wort von Personen gebrauchen kann, die uns theils wie nebelhafte Gestalten entgegentreten, wie die Gemahlin des Alarkos und deren Mutter, theils nur in einzelnen rohen Zügen vorgeführt werden, wie der alte Dagobert, von dem wir zwar erfahren, daß er im Dienste des Grafen Alarkos ist, ohne daß es aber klar wird, in welchem eigentlichen Verhältniß er zu ihm steht. Am schlechtesten gezeichnet ist der Held selbst, der von den andern Personen des Stücks als ein wahrhaft herrlicher Mann gepriesen wird, in der That aber ein Einfaltspinsel ist, der nicht weiß, was er will, noch was er thut, der lange Jahre von seinem Freunde Don Alvaro zum Besten gehalten wird, ohne daß er es merkt, was freilich auch schwer war, da es sich in der Handlung nicht kund gibt, weshalb wir nicht überrascht werden, als Alarkos ihn plötzlich durchschaut, ohne daß er den entferntesten Grund dazu hat.

Von den andern Romantikern sind nur Heinrich von Kleist und Zach. Werner als dramatische Dichter näher zu besprechen; die übrigen können hier sogleich übersichtlich erwähnt werden. Tiecks Freund F. A. Bernhardi hatte einen nicht geringen Antheil an dessen satyrischem Lustspiel „Die verkehrte Welt", welches er in seinen „Bambocciaden" (2 Thle. Berl. 1797—1799) abdrucken ließ. Außerdem dichtete er noch ein Lustspiel „Die Witzlinge" (Ebd.), das einige recht glückliche Scenen enthält. Um dieselbe Zeit, als Fr. Schlegel seinen „Alarkos" herausgab, ließ Wilh. v. Schütz aus Berlin (1776—1847) sein Trauerspiel „Lacrimas" erscheinen, welches von der Schule ebenfalls mit dem lautesten Jubel aufgenommen wurde, das sich aber in der That in Inhalt und Form eben so willkürlich bewegt, wie der „Alarkos". Es war der erste Versuch, die romantische Sehnsucht, das Unbegreifliche und Ahnungsvolle in dramatischer Form darzustellen. Man kann darin ein schönes poetisches Talent und namentlich eine reiche Phantasie nicht verkennen, aber da der Dichter diese nicht zu mäßigen wußte, er sich vielmehr

*) „Die Verse", schrieb Knebel schon bald nach Erscheinen des „Alarkos" an Böttiger, „sind bald gar nicht, bald halb, bald vier*els gereimt; bald haben sie lauter männliche Endungen, dann lauter weibliche!" (Knebel 3, 49.

allen ihren Launen hingab, gerieth er in Ausführung und Charakterzeichnung in das Abenteuerliche und Ungeheuere. Selbst A. W. Schlegel, der seine Freunde sonst so sehr zu preisen gewohnt war, sagte, daß der „Lacrimas" eines der merkwürdigsten Beispiele des Siegs der Phantasie über das Gefühl sei, daß sich unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte nicht verbergen könne, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen seien", ein Urtheil, das wir um so lieber mittheilen, als es zugleich die ganze romantische Schule vortrefflich charakterisirt. Von den übrigen Stücken nennen wir nur die Trauerspiele „Niobe" (Berl. 1807) und „Der Graf und die Gräfin von Gleichen" (Ebd. 1808), in denen er ohne Glück Chöre einzufügen versuchte. Später wendete er sich zum historischen Drama, aber es hat sich weder sein „Karl der Kühne" (Lpz. 1821) noch sein „Graf von Schwarzenberg" (Ebd. 1821) von der romantischen Willkür befreit, daher ächt dramatisches Leben nicht errungen. Nicht weniger phantastisch sind die dramatischen Arbeiten des geistreichen Achim von Arnim, der mit denselben offenbar die Absicht nicht haben konnte, sie für das Theater zu bestimmen. In allen, den größern, wie den kleinern, finden sich die trefflichsten Züge, die lebensvollsten Bilder, wahrhaft dramatische Situationen, in allen begegnen uns einzelne Stellen, in denen ein wahres dramatisches Talent und die Gabe der Gestaltung nicht zu verkennen ist; aber kaum haben wir uns dem erfreulichen Gefühl überlassen, das uns diese Stellen gewähren, so werden wir plötzlich wieder mit den abenteuerlichsten Wesen und Begebenheiten überschüttet, die sich mit der schneidendsten Willkür eindrängen. So beruht das ganze Drama „Halle und Jerusalem" auf der Verbindung der entschiedensten Widersprüche, dem Ganzen liegt die Geschichte von „Cardenio und Celinde" zum Grunde, die wir aus A. Gryphius kennen (II, 391), die er aber auf das Wunderlichste entwickelt, wie denn dieses Drama oft an das Unsinnige streift. „Der Auerhahn" windet sich mühselig durch eine unübersehbare Menge der verwickeltesten Begebenheiten, in denen selbst die best angelegten Charaktere rettungslos untergehen. In den „Gleichen" führt uns der Dichter das ganze Zeughaus der mittelalterlichen Romantik vor, die uns kaum einen Augenblick zum Bewußtsein gelangen läßt. Am höchsten stehen seine kleinen Dramen, die er als Hanswurstspiele, Puppenspiele, Pickelheringsspiele u. s. w. bezeichnet, und in denen er offenbar die Absicht hatte, das ältere deutsche Drama, wie er es aus Hans Sachs und Ayrer kannte, zu erneuern, wie er denn in „Janns erstem Dienst" einen Stoff von Ayrer entlehnte (Vergl. II, 141), den er freilich viel lebendiger und mannigfaltiger gestaltet. In diesem wie in den andern ähnlichen Stücken („Der wunderthätige Stein", „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies", „Herr Hanrei und Maria vom langen Markt" u. a. m.) finden wir bei mancher matten oder gesuchten Ironie, dieser Erbsünde der Romantiker, eine Fülle von ächtem Humor und treffendem Witz; aber so ernst es ihm auch um die Sache ist, so erscheinen uns diese „Spiele" doch in der That auch als bloße geistreiche Spielerei, und wir müssen tief bedauern, daß sich Arnim, durch die Schule verleitet, dem Spiele seiner Phantasie überlassen hat, statt ein höheres Kunstwerk zu schaffen, wozu ihn sein reiches Talent zu bestimmen schien. — Auch von Arnims Freund Clemens Brentano haben wir mehrere dramatische Dichtungen. Die erste ist das Lustspiel „Ponce de Leon" (Gött. 1804), in welchem er sich zur hauptsächlichsten Aufgabe gestellt hat, den Reichthum der Deutschen an Wortspielen nachzuweisen. Ein solches Haschen ist immer gefährlich; daher schleichen sich unter viele allerdings sehr gute Wortspiele auch eine große Menge gesuchter und abgeschmackter ein, ohne zu erwähnen, daß dieses Bestreben auch auf die Entwickelung der Handlung und Zeichnung der Charaktere den nachtheiligsten Einfluß haben mußte, die übrigens schon an sich seltsam genug sind. Daß bei der allen Romantikern eigenthümlichen Sucht, Humor zu entfalten, auch gar manches Kindische unterläuft, ist ein Unglück, das er mit den übrigen Genossen der Schule theilt; doch dürfte ihn hierin kaum ein Anderer überbieten, z. B. wenn Ponce, der Held des Stücks, sich in die Schwester seines Freundes verliebt, weil dieser ihm erzählt, daß sie im Bett auf der linken Seite ausgestreckt liegt, und auf Gespräche mit ihrem künftigen Gatten sinnt. So wenig sich dieses Lustspiel zur Aufführung eignet, und so wenig es im Ganzen einen wohlthätigen Eindruck macht, so enthält es doch manche wirklich treffliche Stellen, und namentlich einige recht gelungene Lieder, wie das oft gesungene „Nach Sevilla!" u. a. m. Das Singspiel „Die lustigen Musikanten" (Ff. 1803) erwähnen wir nur vorübergehend, da ihm alle dramatische Entwickelung mangelt; eben so „Victoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel", (gedichtet 1813, aber erst 1817 zu Berlin gedruckt), welches seinen Zweck, die Siege der Deutschen über Napoleon zu verherrlichen, gänzlich verfehlt, und außerdem zu seinem großen Nachtheile an „Wallensteins Lager" von Schiller erinnert. Sein bedeutendstes dramatisches Werk ist ohne Zweifel die Tragödie „Die Gründung Prags" (Pesth 1815), aber sie ist freilich nicht von der Bedeutung, die er ihr selbst beilegte, als er einem Freunde schrieb: „Es ist eine Arbeit, wie wenigstens Tieck keine aufweisen kann, und so schwer in ihrem Styl (architektonischem), wie auch keine Schillerische dasteht." Vor Allem fehlt ihr die künstlerische Einheit; es wird uns eine beinahe übermäßige Fülle von Begebenheiten vorübergeführt, aber sie stehen ohne Beziehung zu einander und haben zum Theil keinen Einfluß auf die Entwickelung des Ganzen. Dagegen ist Einzelnes von überraschender Schönheit und zeugen von des Dichters Gabe, die abgestorbene Sagenwelt schöpferisch neu zu gestalten.

Von großer Fruchtbarkeit auch als dramatischer Dichter war der Baron Fr. de la Motte Fouqué, der in ungefähr 20 Jahren nicht weniger als 24 Stücke schrieb, von denen jedoch keines wahres Wohlgefallen erregte. In jedem zeigt sich ein bedeutendes Talent, aus jedem wird aber auch klar, daß die ästhetische Ansicht der Romantiker unbedingt zur Auflösung der Kunst führt. Unter allen Dramen Fouqué's ist auch das erste „Der Held des Nordens in 3 Theilen" (Berlin 1810)

das beste. und von den drei Theilen steht auch wieder der erste am höchsten „Sigurd der Schlangentödter", der schon im J. 1808 allein erschienen war. So verfehlt der Stoff ist, der seiner Natur nach durchaus episch ist, und so wenig die Darstellung jener barbarischen Zeiten und Helden, in denen sich doch beinahe nur äußere Kraft äußert, dem Drama angemessen ist, so hat Fouqué die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, bis zu einem gewissen Grade besiegt, und Manches wäre des größten Dichters würdig, so z. B. die Stelle, wo Sigurd den Zaubertrank trinkt, durch welchen er jegliche Erinnerung an sein früheres Leben verliert, und dann die Stelle, wo die Wirkung des Tranks aufhört, und die Erinnerung an die Vergangenheit nach und nach wieder auftaucht, zuerst nebelhaft und dunkel, dann immer klarer und frischer, bis sie in aller Lebendigkeit vor seinem Geiste steht. Die Absicht des Dichters, die alte nordische Mythologie wieder ins Leben zu rufen, mißlang ihm eben so sehr, als die andere, die er damit verband, die alten poetischen Formen, insbesondere die Alliteration, wieder einzuführen. Wenn er auch in der Behandlung derselben nicht unglücklich war, so ist sie unserer Sprache und unserm Gehör doch viel zu fremd geworden, als daß sie mit Erfolg gebraucht werden könnte. Eben so wenig gelang es ihm, die ältere deutsche Geschichte dramatisch zu behandeln; davon zeugen sein „Alboin" (Lpz. 1813) und noch mehr sein „Hermann" (Nbg. 1818), in welchem er nach dem Vorgange der früheren Romantiker die widersprechendsten Formen zu vereinigen suchte. Wenn er darin die Römer in antiken Trimetern, die Deutschen im Nibelungenversmaß sprechen läßt, so macht es ungefähr denselben Eindruck, als wenn er sie abwechselnd lateinisch und deutsch hätte sprechen lassen, weil es auf derselben unverständigen Nachahmung der Natur beruht. Wir übergehen seine übrigen Helden- und Trauerspiele, „Die Irmensäule", den „Baldur", den „Helgi", den „Sängerkrieg auf der Wartburg", in denen allen sich derselbe Mangel an künstlerischer Gestaltung, dieselbe Formlosigkeit im Ganzen bei ängstlicher Behandlung der Form im Einzelnen wieder findet; wir erwähnen nur noch den „Don Carlos" (Danzig 1823), weil er in diesem im Gegensatz zu Schiller den finstern Menschenhasser Philipp und dessen blutdürstigen Feldherrn Alba im Sinne der katholisirenden Romantiker zu rechtfertigen, ja als treffliche Menschen darzustellen sucht. Obgleich in die neueste Zeit hineinreichend, müssen wir doch hier schon den Freiherrn Jos. von Eichendorff berühren, den wir bereits als einen der letzten Ausläufer der romantischen Poesie haben kennen lernen. Sein erster dramatischer Versuch, „Krieg den Philistern" (Berl. 1824), ist in der Weise von Tiecks satyrischen Dramen gedichtet; es sollen darin die literarischen Zustände der Zeit, in der es erschien, veranschaulicht werden; aber es geschieht dies mit einem solchen Aufwand von Allegorien, daß das Verständniß des Ganzen nur schwer durchbricht. Später versuchte er sich in der historischen Tragödie, aber weder der „Ezzelin von Romano" (Königsb. 1828), noch „Der letzte Held von Marienburg" (Ebd. 1830) erheben sich zu reiner dramatischer Gestaltung, indem das lyrische Element allzusehr vorwiegt.

Unter den Zeitgenossen der Romantiker ragen besonders zwei dramatische Dichter hervor, die wir näher zu besprechen haben, H. Jos. von Collin, der das Drama im antiken Sinne behandelte, und Adam Oehlenschläger, der, zuerst an die Romantiker sich anschließend, später sich immer entschiedener von ihnen abwandte. Die übrigen Dramatiker dieser und der nachfolgenden Zeit werden wir am füglichsten in einer nach den Gattungen abgetheilten Uebersicht besprechen, mit welcher wir die ganze Darstellung schließen, und wir wenden uns daher sogleich zu den Dichtern der sogenannten Schicksalstragödie, welche nicht bloß ihrem Wesen nach, sondern auch äußerlich durch Zach. Werner mit den Romantikern zusammenhängen. Nächst Werner hat sich vorzüglich Amadeus Gottfried Adolf Müllner in dieser Gattung großen Ruf erworben, weshalb wir auch ihn näher zu besprechen haben. Die „Schuld" dieses Dichters regte die schon genannte Marie Therese von Artner an, eine Art Vorspiel zu derselben zu dichten, „Die That, ein Trauerspiel in 5 Akten" (Pesth 1817), in welchem sie den Brudermord darstellt, dessen Folgen den Stoff zu jener Tragödie bilden. Obgleich sie darin der Idee des Fatalismus entgegenarbeiten wollte, hat sie sich doch in dieser hinreißen lassen. Besser ist es ihr im Schauspiel „Stille Größe" (Kaschau 1824) gelungen, das in poetischer Hinsicht jedoch dem ersten Stücke nach steht. Den größten Ruf erwarb sich nächst Werner und Müllner der k. k. Archivdirector Franz Grillparzer aus Wien (geb. 1790), und wenn dieser Ruf schon jetzt, schon seit Jahren verhallt ist, so liegt es nicht an dem Dichter und seinem großen Talent, es liegt an den Stoffen, die er behandelte, an der unglücklichen Richtung, die er einschlug, namentlich aber daran, daß er nicht die Kraft hatte, wie später Anastasius Grün und Andere, die Schranken zu durchbrechen, die ihm die Verhältnisse seines Vaterlandes auferlegten. Er hätte das Talent gehabt, ein nationaler Dichter, ein Lehrer und Bildner seines Volks zu werden; wir müssen bedauern, daß er sich und seine große Begabung nicht verstanden hat. Seine erste dramatische Arbeit „Die Ahnfrau" (Wien 1817) zeigt uns die Schicksalstragödie in ihrer widerlichsten Erscheinung. So sehr wir uns durch Iphigenia's schönes Wort: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch!" gehoben fühlen, so sehr fühlen wir uns durch diese Tragödie herabgedrückt, die das Gegentheil dieses Satzes zur Anschauung bringt und dabei ein Gespenst zum bewegenden Princip der ganzen Handlung macht. In mehrern seiner spätern Dramen hat er Stoffe aus dem griechischen Alterthum gewählt, zum Theil aber solche, wie in der „Sappho" (Wien 1819) und in „Des Meeres und der Liebe Wellen" (Ebd. 1840), die der dramatischen Behandlung widerstreben, weshalb auch nur einzelne Partieen zur höhern Vollendung gelangen konnten. Glücklicher ist die Wahl des Stoffs der Trilogie „Das goldene Vließ" (Stuttg. 1823), wogegen die Ausführung sich allzuweit von der hohen Einfachheit der Griechen entfernt und in romantische Verzerrungen verfällt. Eben so wenig glücklich ist Grillparzer in dem historischen Drama. „König Ottokars Glück und Ende" (Wien 1824) konnte schon deshalb nicht gelingen, weil der Stoff durchaus epischer Natur

ist und „Der treue Diener seines Herrn" (Ebd. 1830) ist ein Tendenzstück der niedrigsten Art; es muß jedes Gemüth empören, wenn wir einen Menschen verherrlichen sehen, der in der That nur eine gemeine Natur war. Die Treue gegen den Fürsten kann etwas Rührendes und selbst Hohes haben, aber sie verliert allen Anspruch auf Achtung, wenn ihr die sittliche Größe zum Opfer gebracht wird. So verfehlt alle diese Stücke Grillparzers sind — und ein anderes „Das Leben ein Traum" (Wien 1840) ist es noch mehr — so geben sie doch alle, wir wiederholen es, Zeugniß von großem Talent. Er hat nicht nur eine reiche, fruchtbare Phantasie, Tiefe und selbst Wahrheit der Empfindung; er besitzt auch die Gabe der Gestaltung in hohem Grade, er hat einen feinen dramatischen Takt, der trotz seiner falschen Richtung immer durchbricht, und endlich ist seine Sprache rein und oft von großer Schönheit und Kraft.

Beinahe eben so großen Ruf als Müllner und Grillparzer gewann zu seiner Zeit der Freiherr Christian Ernst von Houwald aus Straupitz in der Niederlausitz (1778—1845), der Müllner an Süßlichkeit noch überbietet und an die thränenreichen Stücke Kotzebue's und Aehnlicher erinnert. Es mangelt ihm an aller Selbstständigkeit des poetischen Schaffens, wenn dieses Wort überhaupt gebraucht werden kann, denn er ist in der That nur ein Abklatsch von Müllner, dessen theatralisches Talent ihm jedoch gänzlich abgeht. Sein berühmtestes Drama, „Das Bild" (Lpz. 1821), ist in Anlage und Durchführung vollständig verfehlt; die Macht des Zufalls steigt bis zur Widerlichkeit und zum Unsinn. Seine andern Tragödien, „Der Leuchtthurm" und „Die Heimkehr", „Fluch und Segen" (Ebd. 1821) sind in der nämlichen Manier gearbeitet. Der große Beifall, dessen sich die Schicksalstragödie zu erfreuen hatte, und die Leichtigkeit, sich diesen Beifall zu erwerben, lockte natürlich manchen noch Minderbegabten an, dergleichen Ungeheuer zu produciren, so den Brünner Theaterdirector H. Schmidt aus Weimar („Vergeltung", Kiel 1825) und die Frau v. Mauritius, welche ihre „Leonore" (Zerbst 1826) unter dem Namen Isidor herausgab. Wir erwähnen hier auch den Freiherrn Jos. Christ. v. Zedlitz; denn wenn er auch nur in seinem ersten Stücke „Turturell" (Wien 1821) den Dichtern der Schicksalstragödie beizuzählen ist, so reiht er sich ihnen und den Romantikern in seinen späteren Dramen dadurch an, daß sie aus dem Studium der spanischen Dichter und namentlich Calderons hervorgegangen sind. Er ahmt diese allerdings mit großer Virtuosität nach, allein solche Nachbildungen fremder Manier werden niemals auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen können, eher paßt der Name Kunststück. Wenn dem dramatischen Dichter auch Stoffe nicht versagt sein können, die in fremden Ländern und vergangenen Zeiten spielen (obgleich nationale Stoffe stets den Vorzug verdienen werden), so muß er sie doch seinem eigenen Volk und seiner eigenen Zeit anpassen, entweder in naiver Weise, wie Shakspeare, oder mit künstlerischem Bewußtsein, wie Göthe, der die fremden Verhältnisse uns so nahe zu bringen weiß, daß sie uns nicht mehr fremdartig erscheinen, ob er sie gleich in ihrer vollsten und reinsten Wahrheit darstellt. Das eben verstehen die Romantiker und auch Zedlitz nicht; und so trefflich das Trauerspiel „Zwei Nächte zu Valladolid" (Wien 1825), das Lustspiel „Liebe findet ihre Wege" (Ebd. 1827) als Nachahmungen des spanischen Drama's sind, so wenig können uns dieselben auf die Dauer fesseln, weil sie unserer Anschauungsweise zu ferne liegen, und weil wir bei den schönsten Stellen immer unwillkürlich an die Vorbilder erinnert werden, die der Dichter nachzuahmen sucht. Noch weniger genügt „Der Königin Ehre" (Ebd. 1828), das die Kämpfe der Abencerragen und der Zegris darstellt, vorzüglich weil die dramatische Behandlung zu locker ist. „Kerker und Krone" (Ebd. 1833), in welchem uns der Dichter die letzten Lebenstage Tasso's vorüberführt, kann neben Göthe's Tasso keinen bleibenden Eindruck machen. Sehr bedeutend ist dagegen der „Stern von Sevilla" (Ebd. 1829) als durchaus glückliche Bearbeitung des berühmten Drama's des fruchtbaren Lope de Vega.

Ehe wir von den Romantikern und ihren Nachfolgern, den Dichtern der Schicksalstragödie, scheiden, wollen wir einen schnellen Blick auf diejenigen Dramatiker werfen, welche jene beiden Richtungen zum Stoffe satyrischer Lustspiele machten. Zuerst begegnet uns wieder der Däne Jens Baggesen, der in dem „Vollendeten Faust oder Romanien in Jauer" seinem uns schon bekannten Widerwillen gegen die Romantiker den herbsten Ausdruck gab. Dieses dramatische Gedicht, welches auch in der Form die phantastische Willkür der Romantiker glücklich nachahmt, entstand schon im J. 1806, doch wurde es erst nach dem Tode des Dichters veröffentlicht. Er wollte darin die politischen und literarischen Zustände Deutschlands zu jener Zeit in ihrer Nichtigkeit darstellen. Was die ersten betrifft, so ist ihm dies nur in sehr untergeordneter Weise gelungen, glücklicher ist er in der andern Beziehung; das tolle, phantastische Wesen der romantischen Dramen kann nicht besser verhöhnt werden, als es hier geschieht. Daß er zugleich auch die philosophischen Schulen persiflirt, die damals so großen Lärm machten, gibt dem Ganzen einen noch höheren literarischen Werth. Weniger tief aufgefaßt, aber von gutem Effect auf der Bühne, ist „Der Großpapa" des durch sein vielbewegtes Leben und seine zahlreichen Schriften bekannten Joh. Aug. Lewald aus Königsberg (geb. 1793), der darin die mannigfaltigen Uebertreibungen der Romantik mit vieler Laune lächerlich machte. Noch geistreicher sind „Die Verbildeten", eine Nachbildung von Molière's „Gelehrten Frauen" und insbesondere „Kassius und Phantasus, arg romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlung" (Berl. 1825) von Ludwig Robert aus Berlin (1779—1832). Zu den witzigsten dramatischen Satyren überhaupt und gegen die Romantiker insbesondere gehört „Die Karfunkelweihe, ein romantisches Trauerspiel" (Lpz. 1817) von J. L. Casper aus Berlin (geb. 1796). Häufiger bildete die Schicksalstragödie insbesondere den Stoff satyrischer Dramen; den großartigsten Gegner derselben werden wir unten im Grafen von Platen kennen lernen. Ohne höheren poetischen Werth, aber mit viel Witz und Laune geschrieben ist „Der Schicksalsstrumpf, Tragödie in 2 Akten von den Brüdern Fatalis" (Lpz. 1818), von dem schon ge-

nannten östreichischen Dichter J. F. Castelli, der außerdem eine größere Zahl kleinerer, zum Theil dem Französischen nachgebildeten Lustspiele geschrieben hat, die meist angenehme Unterhaltung gewähren („Dramatische Sträußchen für d. Jahr 1809 u. 1817—1835. Wien). Wir erwähnen insbesondre noch „Roderich und Kunigunde, oder der Eremit vom Berge Prazzo, oder die Windmühle auf der Westseite, oder die triumphirende Unschuld, ein dramatisches Gallimathias als Parodie alter Rettungskomödien", dessen Titel schon die Absicht des Dichters deutlich macht. Der unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanschreiber Fr. Aug. Schulz aus Dresden (1770—1849) schrieb auch einige Lustspiele, unter welchen wir das hiehergehörige „Schicksal" erwähnen, das sich munter genug entwickelt. Tiefer erfaßte Anton Richter aus Langendorf bei Weißenfels (1797—1827) das Unwesen in „Eumenides Düster von L. Stahlpanzer, Trauerspiel in Müllners Weise" (Lpz. 1819), welches zu den gelungensten dramatischen Satyren gehört. Mehr die Form als das Wesen der Schicksalstragödie machte Chn. Aug. Glo. Eberhard in seinem „Erdbeben" lächerlich, weshalb die Satyre eher gegen die romantischen Dramen gerichtet ist. Derselbe schrieb übrigens auch mehrere gar nicht üble Schau- und Lustspiele, z. B. „Treue Liebe" und „Die Wittwe" (Halle 1805). Es verdient auch der „Bethlehemische Kindermord" und „Die neue Delila" des Schauspielers L. H. Chr. Geyer aus Eisleben (1780—1821) Erwähnung. Wir erwähnen hier sogleich den uns als Lyriker bekannten Siegfr. Aug. Mahlmann, der in seinem „Herodes vor Bethlehem" (Lpz. 1803) zunächst Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg", zugleich aber die weinerlich-sentimentale Richtung jener Zeit mit Glück lächerlich machte. Ergötzlich ist sein „Marionettentheater" (Ebd. 1806) und auch seine Lustspiele „Der Hausbau", „Der Geburtstag" und „Die Liebesproben" zeugen von Talent für das Dramatische.

Wir haben nun noch eine kurze Uebersicht der übrigen in irgend einer Beziehung nennenswerthen Dramatiker zu geben, welche wir am füglichsten nach den besondern Gattungen vorüberführen, die sie vorzugsweise behandelt haben, und in diesen wiederum die Stoffe zusammenstellen, die sie mit Vorliebe bearbeiteten.

In der Tragödie haben wir zunächst die Dichter zu erwähnen, welche antike Stoffe behandelten und zum Theil auch die antike Form nachzubilden strebten. Unter diesen würde nebst Jos. v. Collin, der ausführlicher zu besprechen ist, und den schon erwähnten A. W. Schlegel und Grillparzer wohl der unglückliche Friedrich Hölderlin die erste Stelle einnehmen, wenn er seinen „Empedokles" hätte vollenden können, von dem wir außer dem Plane, der von künstlerischer Ueberlegung zeugt, nur einzelne, zum Theil treffliche Fragmente haben. Ohne dramatischen, ja selbst poetischen Werth zu haben, zeugt der „Miltiades" von Seume (Lpz. 1808) von der männlich kräftigen Gesinnung des trefflichen Mannes. Auch L. H. v. Nicolay versuchte sich, jedoch ohne Glück, im Drama („Dion", Königsb. 1809); nicht bedeutender ist die „Sophonisbe" von Gerh. Ant. Herm. Gramberg (Oldenb. 1808). Der „Krösus" des Philosophen G. A. F. Ast (Lpz. 1804) ist nur als Studie der antiken Tragödie zu beachten, was auch von den Versuchen des vielseitigen J. Aug. Apel aus Leipzig (1771—1816) gilt, der jedoch in den Geist und die Form der Griechen weit tiefer eindrang. Außer dem „Polyidos" (Lpz. 1805), den „Aetoliern" (Ebd. 1806) und der „Kallirhoe" (Lpz. 1807) schrieb er auch einen „Kunz von Kaufungen" (Dresd. 1809) und einen „Faust", in welchen er das moderne Element mit eben so viel Geschick behandelte, als in jenen das antike. Von großer Fruchtbarkeit war Karl Weichselbaumer aus München (geb. 1795), dessen Tragödien nicht nur meist antike Stoffe behandeln, sondern auch die antike Form nachzubilden streben. Leider hat nicht auch der Ausdruck immer eine antike Haltung; es fehlt seiner Sprache vor Allem an Einfachheit. Unter seinen ziemlich zahlreichen Tragödien ist die „Virginia" („Dramatische Dichtungen", Bd. 2. Ulm 1832) ohne Zweifel am gelungensten, in welcher die Charaktere ächt antikes Gepräge tragen. Von den übrigen erwähnen wir „Mönokeus" und „Oenone" (Dramat. Versuche, Bamb. 1821), „Niobe" (Ebd. 1821) und „Dido" (Ebd. 1821). Im „Fürstenwort" („Dramat. Dicht." Bd. 1. Ebd. 1828) ließ er sich leider zur Nachahmung der Schicksalstragödie verleiten. Dagegen suchte Kurt H. Stever aus Rostock in seinem „Mithridates" (Rost. 1820) die Idee des Schicksals mehr in griechischem Sinne darzustellen. Julius Körner aus Baiersdorf bei Zwickau (geb 1793) dichtete eine „Niobe" (Lpz. 1821) ohne besondern Erfolg. G. Christ. Braun aus Weilburg (1785—1834) stellt im „Aristodemus" (Lpz. 1823) das Opfer für das Vaterland in würdiger Weise dar. Großen Beifall erwarb sich Friedrich von Uechtritz aus Görlitz (geb. 1800) durch seinen „Alexander und Darius" (Berl. 1827) und noch mehr durch seine „Rosamunde" (Düsseld. 1833), in welcher ein schwieriger Gegenstand mit unverkennbarem Talent behandelt ist. Doch leiden diese Dramen, und noch mehr seine frühern, „Chrysostomos" (Brandenb. 1822), „Rom und Spartakus", „Rom und Otto III." (Berl. 1823) an dem Fehler, daß alle Scenen, die wichtigeren, wie die untergeordneten, mit derselben Kraft bearbeitet sind.

Die Beschäftigung mit der älteren deutschen Poesie rief eine nicht geringe Zahl von Dramen hervor, welche die altdeutsche Heldensage meist im Sinne der Romantiker behandelten. So dichtete Franz Rud. Hermann aus Wien (1787—1823) „Die Nibelungen in 3 Theilen" (Lpz. 1819), C. W. Müller „Chriemhild's Rache in 3 Abtheilungen" (Heidelb. 1822), C. F. Eichhorn „Chriemhildens Rache" (Gött. 1824) und der unglückliche Joach. Aug. Christ. Zarnack aus Mehmke in der Altmark (1777—1827) „Siegfrieds Tod" (Berl. 1826), in welchem sich des Dichters trübe Stimmung und sein Schmerz über den Untergang des Großen und Edeln durch Bosheit und Frevel nicht verkennen läßt. Und so wurde auch die Urgeschichte Deutschlands von mehrern Dichtern dramatisch behandelt. Zu den bessern Erscheinungen in diesem Gebiete gehört „Hermanns Tod" (Hamm 1824) von Wilh. Freih. v. Blomberg aus dem Lippischen (1786—1846), der auch die bekannte Geschichte des „Thomas Aniello"

(Hamm 1819) mit Glück dramatisch behandelte. Auch der „Germanikus" (Kitzingen 1826) von Wilh. Häscher verdient wegen seiner guten dramatischen Entwickelung und gelungenen Zeichnung der Charaktere Anerkennung, wie er denn auch bald darauf (1830) eine zweite Auflage erlebte. Joh. Nepom. von Kalchberg aus Steyermark (1765—1827) schrieb einen „Attila" (Grätz 1806), welchen Stoff auch Zach. Werner behandelte; außer Fouqué dichtete auch F. Alb. Gebhard einen „Alboin" (Quedlinb. 1827), und der schon genannte K. Fr. Glo. Wetzel einen „Hermannfried, König von Thüringen" (Berl. 1808), in welchem sich die damalige politische Anschauungsweise und der noch immer glühende Franzosenhaß allzuschroff ausspricht, doch ist große dramatische Kraft nicht zu verkennen. Ein früheres Trauerspiel „Jeanne d'Arc" (Altenb. 1817) sucht den Stoff mit möglichster historischer Treue dramatisch zu entwickeln.

Das historische Drama, Trauer- und Schauspiel wurde überhaupt vielfach behandelt, von einzelnen Dichtern nicht ohne Glück, doch auch ohne daß die dramatische Kunst wesentlich gefördert worden wäre. Nur sehr wenige Dichter entfalten ein höheres Talent. Unter den früheren erwähnen wir Hölderlins edlen Freund, den Freiherrn v. Sinclair, dessen Trilogie „Anfang", „Gipfel" und „Ende des Cevennenkriegs" (Heidelb. 1806) Tiecks Beifall erhielt. Noch vor ihm dichtete Ernst Friedrich Aug. Klingemann aus Braunschweig (31. Aug. 1777—25. Jan. 1831), der aber mit seinen dramatischen Arbeiten bis in die spätere Zeit hineinreicht. Als langjähriger Director der Bühne in seiner Vaterstadt erwarb er sich tiefe Einsicht in die Technik der dramatischen Kunst; auch zeichnen sich seine Arbeiten vorzüglich durch angemessene theatralische Behandlung aus, welcher sie auch vorzüglich ihr Glück auf der Bühne verdanken. Zwar haben seine Dramen viel Gutes im Einzelnen, man sieht es ihnen an, daß er die Meister der dramatischen Kunst mit Ernst und Verstand studirt hat, aber es fehlt ihnen der höhere poetische Geist, der das Einzelne auch zu einem organischen Kunstwerk zu gestalten vermag. Weil er eben deshalb zu äußeren Mitteln seine Zuflucht nehmen, durch theatralischen Effect zu wirken suchen mußte, so hat er im Ganzen einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Theaters gehabt. Unter seinen allzu zahlreichen Stücken sind folgende besonders hervorzuheben: „Heinrich der Löwe" (Stuttg. 1809), „Luther" (Ebd. 1809), „Moses" (Helmst. 1812) und „Deutsche Treue" (Ebd. 1816). Am meisten Aufsehen machte sein „Faust" (Lpz. 1815), der jedoch die Sage viel zu äußerlich auffaßt, als daß er sich bleibenden Beifall hätte erwerben können. Die als lyrische Dichterin schon genannte Christine Westphalen versuchte sich ebenfalls im Drama; ihr Trauerspiel „Charlotte Corday" (Hamb. 1804) zeugt von glücklicher Auffassung des Stoffes und von wahrer Empfindung; nur sind die Chöre unpassend und störend. Bald darauf schrieb sie das dramatische Gedicht „Petrarca" (Ebd. 1805), in welchem das Lyrische vorherrscht, aber auch das Beste ist. Neben ihr erwähnen wir sogleich eine andere Dichterin, die als Hoffräulein der Herzogin von Weimar bekannte Joh. Karol. Amalia Ludekus, geb. v. Kotzebue aus Wolfenbüttel (1757—1825?), welche unter dem Namen Amalia Berg mehrere Romane und ein Trauerspiel „Johanna Gray" (Berl. 1806) schrieb, das manche gute Stellen hat. Karl Theodor Körner ist in seinen lyrischen Dichtungen weit bedeutender als in seinen dramatischen, doch hätte er wohl bei längerem Leben und fortgesetztem Studium der Kunst Bedeutenderes leisten können, denn ohne gerade ein hervorragendes Talent für das Drama zu haben, ist ihm doch die Gabe der dramatischen Gestaltung nicht abzusprechen. Er hatte sich vorzüglich nach Schiller gebildet, in seinen Trauerspielen „Zriny" und „Rosamunde" hat er sich die äußeren Mittel des großen Meisters, die rhetorische Fülle der Darstellung, bis zu einem gewissen Grad angeeignet. Seine Lustspiele und Possen „Der Nachtwächter", „Die Gouvernante" u. a. erheben sich weder in Erfindung, noch in der Entwickelung über das Gewöhnliche, doch sind sie nicht ohne heitere Laune und gefallen auch durch die gewandte Sprache und Versification. Weniger talentvoll als sein Bruder Heinrich Joseph ist Matthäus von Collin aus Wien (3. März 1779—23. Nov. 1824) wegen der tüchtigen Gesinnung zu loben, die sich in seinen Dramen ausspricht. Unter diesen, welche meist vaterländische Stoffe behandeln, sind vorzüglich der „Tod Friedrichs des Streitbaren" und „Die feindlichen Söhne", aber auch „Marius" mit dem tüchtigen Vorspiel „Annius und die Legionen" zu nennen („Dramatische Dichtungen" (4 Bde. Pesth 1815—1817). Franz Fr. Freih. von Maltitz aus Rußland (geb. 1796) machte sich durch eine Fortsetzung des „Demetrius" von Schiller (Karlsr. 1817) nicht unvortheilhaft bekannt; außerdem bearbeitete er die „Athalie" von Racine (Ebd. 1816) und die „Alzire" von Voltaire (Ebd. 1817) mit Geschmack und Glück. Obgleich sein älterer Bruder Apollonius Freiherr von Maltitz (geb. 1795) nur Lustspiele dichtete, erwähnen wir ihn doch sogleich hier. „Der Korb und die Portraits", „Der Dichter und das Mädchen" sind kleine Stücke voll heiterer Laune, die um so besser gefallen, als sie keinen weitern Anspruch machen, als freundlich zu unterhalten. Und so nennen wir auch einen Dritten des Namens Gotthilf Aug. von Maltitz aus Königsberg (1794—1837), der besonders durch das Drama „Der alte Student" (Hamb. 1828) bekannt wurde, in welchem sich eine warme Theilnahme für das unglückliche Polen ausspricht, aber sonst keinen Werth hat, während das Trauerspiel „Hans Kohlhas" (Berl. 1828) gelungener ist. Die Trauerspiele „Schwur und Rache" (Ebd. 1826) und „Olivier Cromwell oder die Republikaner" (Hamb. 1831) haschen zu sehr nach rhetorischem Effect; in letzterem sind politische Beziehungen unverkennbar, nur läßt sich der Dichter von seinem Widerwillen gegen die deutschen Zustände nur allzusehr hinreißen.

Wie in der ersten Hälfte des Zeitraums reizten die großen Gestalten und Begebenheiten in der Schweizergeschichte viele Dichter zur dramatischen Behandlung derselben, aber außer Schiller brachte keiner irgend Bedeutendes hervor. Um dieselbe Zeit, wie jener große Dichter, schrieb auch der unter dem Namen Veit Weber bekannte Romanschreiber G. Ph. Leonh. Wächter aus dem Lüneburgischen (1762—1821) einen „Wilhelm

Tell" (Berl. 1804), der bei einzelnen guten Stellen doch langweilig ist. Der Vollständigkeit wegen tragen wir nach, daß auch der schon genannte Aug. Klingemann in dem „Heinrich von Wolfenschießen" (Lpz. 1806) einen Stoff aus der ältern Schweizergeschichte bearbeitet hat. Adrian Grob aus Appenzell ist in seinen „Dramatischen Bildern" (3 Bde. St. Gallen 1820—1827) nicht immer glücklich. Am gelungensten sind „Abt Cuno von Staufen" und „Albrecht und die Eidgenossen", weniger „Herzog Johann und die Schweizer". Der Bildhauer H. Keller aus Zürich bewies in seinen vaterländischen Schauspielen „Karl der Kühne" (Zürich 1813) und „Hans Waldmann" (Ebd. 1814), in denen er die große Zeit der Burgunderkriege behandelte, daß er auch im Drama Sinn für plastische Gestaltung habe. Die frühern Freiheitsschlachten der Schweizer behandelten mehrere Dichter; so Jac. Pet. Gameter in den „Helden von Laupen" (Bern 1822), der Professor J. J. Hottinger aus Zürich (1750—1819) in „Arnold von Winkelried" (Winterth. 1810), in welchem er den an sich undramatischen Stoff mit großer Geschicklichkeit entwickelt hat, was auch von seinem „Rüdiger Maneß" (Ebd. 1811) zu sagen ist. In beiden, so wie in dem Schauspiel „Heldensinn und Heldenstärke" (Ebd. 1816) lebt eine tüchtige vaterländische Gesinnung. Den „Arnold von Winkelried" behandelte auch L. Christ (Zür. 1821). Von historischer Treue, aber ohne poetischen Werth, ist „Die Schlacht von St. Jacob" (Baf. 1822) von dem durch seine Schicksale bekannten Offizier und Schauspieler Cäsar Max Heigel aus München (1783—1849). Die Reformation und deren größte Gestalt suchte Jos. A. Eckschlager in dem „Ulrich Zwingli" (Zürich 1811) darzustellen. Nicht ohne Interesse ist „Der Fall der Schweiz" (Lpz. 1800) von Fr. Frei, ein Trauerspiel, welches den Heldenkampf der Schweizer gegen die Franzosen veranschaulicht.

Aus der deutschen Geschichte fand die Zeit der Hohenstaufen vielfache, zum Theil gelungene Behandlung. Kaum nennenswerth ist „Konradin" von A. F. Blech (Königsb. 1803), der dieses und andere Trauerspiele unter dem Namen Adolf Bergen herausgab; bedeutender ist der „Konradin" (Berl. 1818) und „Der Kampf der Hohenstaufen" (Lpz. 1828) von Fr. Aug. von Heyden aus Ostpreußen (1789—1851), der die Sprache und den Vers mit Gewandtheit behandelt. Nicht ohne romantische Beimischung ist der „Konradin" von K. J. Alex. Freiherrn von Blomberg (1788—1813), dessen poetische Schriften Fouqué herausgab (Berl. 1820), so wie „Konradins Tod" (Oels 1827) vom Grafen Konrad von Dyhrn aus Schlesien (1751—1826). Zu den bessern Bearbeitungen des Stoffs gehört „Konrad von Schwaben" (Erl. 1816) von J. Ch. Gli. Zimmermann aus dem Baireuthischen (geb. 1788), der schon früher in dem „Achilles auf Scyros" (Hof 1808) einen gutgemeinten Versuch in der Behandlung eines antiken Stoffs gemacht hatte. Von Immermann, der einen „Friedrich II." dichtete, kann erst später die Rede sein. Wilhelm Nienstädt versuchte, die sämmtlichen großen Gestalten des Kaisergeschlechts in den „Hohenstaufen, einem cyclischen Drama in 7 Abtheilungen" (Lpz. 1826) dramatisch vorzuführen, mußte aber an der riesigen Aufgabe scheitern. Großartiger hat sie Dietr. Chr. Grabbe aufgefaßt, von dem ausführlicher zu sprechen ist, weniger talentvoll Raupach, auf den wir weiter unten zurückkommen.

Als Dichter von historischen Trauer- und Schauspielen sind noch folgende zu erwähnen. Eduard Heinr. Gehe aus Dresden (1793—1850) bildete sich nach Schiller; seine Trauerspiele „Gustav Adolph" (Lpz. 1818), „Der Tod Heinrichs IV. von Frankreich" (Dresden 1820), „Dido" (Lpz. 1821) und „Die Malthefer" (Ebd. 1838) zeichnen sich durch glückliche Erfindung und schöne Sprache, so wie durch geschickte Anlage aus. Doch ist er in der Oper noch weit glücklicher, und seine von Spohr componirte „Jessonda", so wie „Maja und Alpino oder die bezauberte Rose" (Lpz. 1826), „Das Schloß Candra" (Dresden 1834), „Prinz Lieschen" u. a. gehören zu dem Besten in dieser Gattung. Wie dieser, so schrieb auch K. Chn. L. Schöne aus Hildesheim (geb. 1779) einen „Gustav Adolph" (Berl. 1818) und ein zweites Trauerspiel „Die Macht der Leidenschaft" (Ebd. 1818), in welchen er die traurige Zeit des 30jährigen Kriegs eben so treu als lebendig schildert. Noch ist er wegen seiner „Fortsetzung des Göthe'schen Faust" (Ebd. 1823) zu nennen, die freilich ein zu kühnes Unternehmen für sein beschränktes Talent war. Georg Chn. Wilh. Asmus Döring aus Kassel (geb. 1789), der sich besonders als Romanendichter Beifall erwarb, schrieb auch mehrere Dramen, unter welchen wir die Trauerspiele „Posa" (Ebd. 1821) und „Der treue Eckart" (Ebd. 1822), so wie das Schauspiel „Cervantes" (Ebd. 1819) erwähnen, in denen er sich der romantischen Auffassung nähert. Hohes Interesse gewährt das historische Schauspiel „Mohamed oder die Eroberung von Mekka" (Berl. 1823) des berühmten Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (1774—1856) aus Grätz (ob es gleich eher eine dialogisirte Geschichte als ein Drama zu nennen ist), weil der Verfasser den großen Religionsstifter mit seinen eigenen, dem Koran oder der Tradition entnommenen Worten darstellt. Wegen der historischen Treue in der Auffassung ist eben so auch dessen historisches Trauerspiel „Dschafer, oder der Sturz der Barmaciden" (Wien 1813) mit Anerkennung zu nennen. Dasselbe Lob der historischen Treue verdient der uns als Verfasser plattdeutscher Gedichte schon bekannte G. Nik. Bärmann in seinem „Alexander von Soltwedel" (Bremen 1817) und „Claus Stoertebecker" (Ebd. 1822); außerdem hat er mehrere hübsche Lustspiele („Charade", „Die Briefe u. s. w.) gedichtet und gegen vierzig Stück aus fremden Sprachen, insbesondere dem Spanischen und Französischen, übersetzt. Der anmuthige Erzähler Christian Jacob Salice-Contessa aus Hirschberg (1767—1825) hatte für das Dramatische weniger Talent, als sein Bruder, von dem unten die Rede sein wird. Doch ist sein historisches Schauspiel „Alfred" (Hirschb. 1809) nicht ohne tüchtige Stellen. Weder in der Auffassung, noch in der dramatischen Behandlung genügt das historische Schauspiel „Heinrich der Finkler" (Lpz. 1818) von dem schon genannten F. A. F. Krug von Nidda, der in beiden Beziehungen von Fr. A. Wolter aus Köln (geb. 1797) weit übertroffen wird, dessen Trauerspiele „Die Dogen" (St. Gallen 1824)

und „König Pedro" (Hamb. 1829) schon wegen des Stoffes interessiren. L. Rellstab aus Berlin (geb. 1799) ist mehr durch seine Romane als durch seine dramatischen Erzeugnisse bekannt geworden, unter denen wir seinen Jugendversuch „Karl der Kühne" (Berl. 1824), die Posse „Die drei Tanzmeister" (1836), so wie die dramatische Bearbeitung von Bulwers bekanntem Romane „Eugen Aram" (1839) nennen. Größeres theatralisches Talent entwickelte der Schauspieler J. Bapt. von Zahlhaas aus Wien (geb. 1787), der jedoch in seinen historischen Dramen „Heinrich von Anjou" (Lpz. 1819), „Thassilo II." (Ebd. 1820) und selbst in seinem besten Stück „Karl von Bourbon" (Darmst. 1833) allzuviel nach bloßem Effect haschte, was um so mehr zu bedauern ist, als Charakterzeichnung und Dialog nur Lob verdient. Auch war er in der Bearbeitung Calderon'scher und Shakspeare'scher Dramen im Ganzen recht glücklich: „Das Leben ein Traum" (Lpz. 1818), „König Lear" (Bremen 1824). Große Gewandtheit in Sprache und Form zeigte der als Lyriker schon genannte Wilh. Gerhard in der „Sophronia, oder der Eroberung des heiligen Grabes" (Magdeburg 1822), doch hat er sich durch seine glückliche Uebersetzung des anmuthigen indischen Dramas „Sakontala" (Lpz. 1819), das er freilich nur nach der englischen Uebersetzung von Jones bearbeitete, noch größeres Verdienst erworben. Wie in seinen lyrischen Dichtungen gelangte Wilh. Waiblinger auch im Dramatischen nicht zur Entfaltung seines Talents; doch enthält seine „Anna Bullen" (Berl. 1829) manche gelungene Stellen; eben so lassen „Die Demetrier" (Lpz. 1821), „Petrarka" (Ebd. 1823), „Der Morgen auf Capri" (Ebd. 1829), „Hans Sachs" (Ebd. 1826) u. a. m. von Fr. L. Halirsch den allzufrühen Tod des Dichters lebhaft bedauern.

Seltener als das historische Trauerspiel wurde das bürgerliche in der letzten Hälfte des Zeitraums behandelt. Gust. Ant. Freih. v. Seckendorf aus dem Altenburgischen (1775—1823), dessen wechselvolle Schicksale hohes Interesse erregen, schrieb eine Art Fortsetzung zu Lessings „Emilia Galotti" unter dem Titel „Orsina" (Braunschw. 1810), die sich, wie sein „Otto III." (Lpz. 1805), durch edle Sprache auszeichnet. Seine Posse „Feuer! Feuer!" (Hildburgh. 1808) beweist, daß er auch ein bedeutendes Talent für das Komische hatte. Unverkennbar hat auch der Schauspieler Heinr. Wagner, dessen Heimat und Geburtsjahr uns unbekannt sind (gest. 1833), in dem Trauerspiele „Erste und letzte Liebe" (Naumb. 1829) eine Nachahmung von Lessings „Emilia", so wie von Schillers „Kabale und Liebe" geliefert, wenn es auch der Verf. in Abrede stellt. Uebrigens ist es doch nicht ohne Werth. Zu den besseren Erscheinungen in der Gattung gehört „Marie Belmonte" (Zeitz 1807) von dem uns als glücklicher Uebersetzer bekannten Adolf Fr. K. Streckfuß, der auch Manzoni's Trauerspiel „Adelgis" (Berl. 1827) und früher schon „Mährchen nach Gozzi" (Ebd. 1805) für die deutsche Bühne bearbeitete.

Als Dichter von Schauspielen sind folgende zu erwähnen. Der durch seine Parabeln mit Recht berühmte Fr. Adolf Krummacher schrieb ein religiöses Drama „Johannes" (Lpz. 1815), das jedoch nur wegen der trefflichen darin niedergelegten Gedanken Erwähnung verdient. Unter den zahlreichen Dramen des schon als Lyriker genannten Joh. Fr. Kind steht wohl „Van Dyks Landleben" (Lpz. 1817) am höchsten, in welchem er das innere Wesen des Künstlers mit Liebe zu entfalten sucht. Den nämlichen idyllischen Charakter tragen „Die Vergeltung" (Züllichau 1801) und „Der Abend am Waldbrunnen" (in Müllners „Almanach für Privatbühnen" 3. Bd.). Am bekanntesten wurde er als Dramatiker jedoch durch das interessante Drama „Das Nachtlager in Granada" („Theaterschriften". 4 Bde. Lpz. 1821—1827) und ganz besonders durch die Oper „Der Freischütz" (Lpz. 1822). Seine Versuche im historischen Schauspiel „Wilhelm der Eroberer" und „Wilhelm der Bastard" (Lpz. 1806) sind schwach, besser sind seine Lustspiele, von welchen „Die beiden Dohlen" (Züllichau 1802) und „Das Lustspiel auf der Treppe" oft gegeben wurden. Eines großen Beifalls erfreute sich eine Zeitlang der Schauspieler H. Cuno aus Pommern, dessen ziemlich zahlreiche Schauspiele zu den Ritter- und Räuberstücken gehören. Am beliebtesten waren darunter „Die Räuber auf Maria Kulm" (Lpz. 1816), nebst diesem aber auch das Lustspiel „Vetter Benjamin aus Polen" (Ebd. 1821). Obgleich die Dramen der als Schauspielerin gefeierten Frau Johanna Franul v. Weissenthurn, geb. Grünberg, aus Koblenz (1773—1847) lange Zeit auf den meisten Bühnen gern gesehen wurden, so hatten sie diesen Beifall doch weniger ihrem poetischen Werth, als äußeren Gründen zu verdanken, dem namentlich, daß die Dichterin die Rührung des Publikums zu erregen und dasselbe durch die moralische Richtung ihrer Stücke zu gewinnen verstand; auch trugen die romanhaften Stoffe, die sie mit Vorliebe wählte, und die romanhafte Entwickelung derselben nicht wenig zu ihrer guten Aufnahme bei. Wir nennen aus ihnen nur „Adelheid von Burgund", „Den Wald bei Herrmannstadt", „Agnes von der Lille" und „Die Bestürmung von Smolensk". Weit glücklicher ist Frau von Weissenthurn in ihren Lustspielen, die sich durch lebendige Handlung, glücklich erfundene und wahrhaft komische Situationen, so wie durch gewandten Dialog auszeichnen. Es verdienen vorzüglich „Liebe und Entsagung", „Die Radikalkur", „Welche ist die Braut?" und „Ein Mann hilft dem andern" lobende Anerkennung („Schauspiele", 13 Bde. (Wien 1804—1831).

Unter den Dichtern, welche seit den Freiheitskriegen durch ihre Leistungen im Gebiete der Lyrik oder der Epik mehr oder weniger von bestimmendem Einfluß auf den Gang der Poesie gewesen sind, haben sich auch mehrere im Drama versucht; wir müssen auch diese erwähnen, wenn auch ihre dramatischen Erzeugnisse wenig oder keinen Antheil an dem Rufe und der Bedeutung haben, die sie sich durch ihre andern Dichtungen errungen haben. Unter diesen steht der treffliche Uhland unbedingt am höchsten. Seine beiden Dramen, das Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" (Heidelb. 1818) und das Schauspiel „Ludwig der Baier" (Berl. 1819) verdienen schon deshalb Anerkennung, weil er darin das Mittelalter ohne die Vorurtheile, so wie ohne die Schwärmerei der Romantiker in seiner wahren historischen Erscheinung darstellte und er überhaupt in der ganzen

Entwickelung eine Ruhe und Mäßigung bewahrte, die gegen die schwülstige Uebertreibung der Romantiker höchst wohlthätig absticht. Dagegen darf man nicht verkennen, daß die Charaktere, insbesondere die mehr untergeordneten, nicht zu individuellen Gestalten ausgebildet sind, und daß es, wenn auch nicht der Sprache, doch der Handlung an dramatischer Wärme und Lebendigkeit mangelt. Noch weniger glücklich sind Rückerts dramatische Versuche; die Gattung scheint geradezu seiner Natur zu widerstreben, die ganz dem Beschaulichen und Lyrischen zugewendet ist. So glücklich er auch in der Wahl der Stoffe ist, wie in „Saul und David" (Erl. 1843), „Herodes der Große" (2 Bde. Stuttg. 1844), „Kaiser Heinrich IV." (2 Bde. Ff. 1845), so unglücklich ist er in der dramatischen Gestaltung, in der Entwickelung der Handlung zu einer künstlerischen Einheit. Oft verfällt er sogar, so namentlich im „Saul und David", in den unverzeihlichen Fehler der Romantiker, die Gattungen zu vermischen und das Drama mit langen lyrischen Ergüssen auszuschmücken, wobei ihn seine Leichtigkeit im Reim zu breiten, selbst nichtssagenden Tiraden verleitet. Noch größeren Mangel an dramatischem Sinn beurkundet Heine in seinen Tragödien „William Ratcliff" und „Almansor" (Berl. 1823), in denen nur einzelne schöne lyrische Stellen von Talent zeugen, während sich Handlung und Charaktere bis zur Verzerrung wild gebärden. Neben diesen erwähnen wir noch die östreichischen Dichter. Weit weniger bekannt, als er zu sein verdiente, ist Ladislav Pyrker, dessen „Historische Schauspiele" (Wien 1810), welche bedeutende Stoffe aus der ungarischen Geschichte behandeln, durch Tüchtigkeit der Anlage, ruhige Mäßigung in der Ausführung und würdige Darstellung sich auszeichnen. Karl Egon Ebert, der sich zuerst der dramatischen Poesie beinahe ausschließlich widmen zu wollen schien (er verfaßte von 1817 bis 1819 gegen 20 Dramen), erkannte später sein eigentliches Talent; zwar versuchte er sich, da sein Ruf als lyrischer und epischer Dichter bereits begründet war, nochmals im Dramatischen, doch konnte sein „Bratislaw und Jutta" (aufgeführt 1828, gedr. Prag 1835) sich keinen Beifall erwerben. Eben so wenig dramatisches Talent beurkundete der als lyrischer und epischer Dichter liebenswürdige J. Gabr. Seidl in seinem Trauerspiel „Propertia Rossi" (1830), wogegen Joh. Ludw. Franz Deinhardstein aus Wien (geb. 1789) sich insbesondre in seinen Künstlerdramen „Das Bild der Danae", „Hans Sachs", „Boccaccio", „Garrick" durch theatralische Gewandtheit, gebildete Sprache und glückliche Charakterzeichnung auch außerhalb Oestreichs einen wohlverdienten Ruf erworben hat. Endlich haben wir noch den unglücklichen Lenau wegen seines „Faust" zu erwähnen, in welchem er sein eigenes Wesen, seine eigene Zerrissenheit, seine eigenen Kämpfe vortrefflich darstellte, dadurch aber der Dichtung ein allzu individuelles Gepräge aufdrückte. Manche Scenen sind allerdings tiefpoetisch, andere stellen uns einzelne Lebensverhältnisse, wenn auch nicht dramatisch anschaulich, doch mit großer Wahrheit dar, das Ganze aber kann weder poetisch noch sittlich befriedigen.

Wir schließen diese Uebersicht der dramatischen Dichter im Gebiete der Tragödie und des Schauspiels mit denjenigen, welche in den fünfzehn oder zwanzig letzten Jahren des Zeitraums die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich gezogen haben oder selbst auf die Entwickelung der dramatischen Poesie von mehr oder weniger Einfluß gewesen sind. Unter diesen müssen wir Raupach, Immermann, Platen und Grabbe einer ausführlicheren Besprechung aufbewahren. Ein nicht geringes Talent, und eine noch größere Fruchtbarkeit entwickelte der Freiherr Joseph von Aufenberg aus Freiburg im Breisgau (geb. 25. Aug. 1788). Er wäre ohne Zweifel einer unserer bedeutendsten dramatischen Dichter, wenn es ihm nicht allzusehr an der künstlerischen Einheit der Composition mangelte, was vor Allem seinem dramatischen Gedicht „Alhambra" (2 Bde. Karlsr. 1829—1830) vorgeworfen werden muß, welches trotz seiner zahlreichen Schönheiten künstlerisch gänzlich verfehlt ist. Wie in diesem, so hat er sich übrigens auch in andern der romantischen Manier allzusehr genähert und die spanischen Vorbilder zu mächtig auf sich wirken lassen. Wenn der Stoff ihn weniger in die romantische Endlosigkeit fortreißt, oder so oft er seiner reichen Phantasie mehr Herr wird, bringen seine Dramen eine wohlthätige, ja selbst großartige Wirkung hervor, wie in den „Spartanern oder Xerxes in Griechenland" (Bamberg 1823), in dem „Opfer des Themistokles" (Bamb. 1821) und in der „Bartholomäusnacht" (Ebd. 1829). Ueberhaupt gehören seine früheren Stücke, ja selbst sein erstes „Pizarro", das 1818 zum erstenmale aufgeführt wurde, zu seinen bessern Erzeugnissen, wenn sie auch in der technischen Behandlung Manches zu wünschen übrig lassen. In seinen spätern Dramen hat er gewöhnlich den Stoff überwuchern und sich von den einzelnen bedeutenden Situationen bewältigen lassen, so in dem „Löwen von Kurdistan" (Würzb. 1827), in „Ludwig XI. in Peronne" (Karlsr. 1827) u. a. m. Eine Zeitlang erregte auch der bayerische Minister Eduard von Schenk, den wir auch schon als lyrischen Dichter erwähnt haben, große Hoffnungen; ja es wollten gewisse Kreise in ihm einen ebenbürtigen Nachfolger Schillers erkennen, was er vorzüglich seiner gewandten wohllautenden Sprache, so wie der rhetorischen Fülle seiner Darstellung zu verdanken hat. Doch konnte die Täuschung nicht lang bestehen, man mußte bald erkennen, daß es ihm an großartiger Weltanschauung und an poetischer Schöpfungskraft fehle. Am höchsten steht er wohl in dem „Belisar", der auch auf der Bühne von großer, wenn auch nicht nachhaltender Wirkung ist. „Kaiser Ludwigs Traum" ist ein bedeutungsloses Tendenzstück; „Henriette von England" bietet oft ächt tragische Motive, doch verliert sich der Dichter auch hier zu oft in rhetorische Breite. Mehr dramatische Kunst entwickelt er in der „Krone von Cypern", und der „Albrecht Dürer" endlich gehört zu den bessern sogenannten Künstlerdramen („Schauspiele", 3 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1829—1835). Schenk erwarb sich noch ein weiteres Verdienst durch die Herausgabe der Werke Michael Beers aus Berlin (19. Aug. 1800—22. März 1833), eines Dichters jüdischer Abkunft, dem es gelang, den Klagen seines noch immer übermäßig zurückgesetzten Volkes eine schöne poetische Gestaltung zu geben, ohne sich, wie Andere, zu freilich leicht erklärlicher und

entschuldbarer Bitterkeit verleiten zu lassen. Er begann seine dramatische Laufbahn mit den Trauerspielen „Klytemnestra" (Lpz. 1823) und „Die Bräute von Arragonien", die freilich noch sehr von unreifer Bildung zeugen. Auch trat er erst nach langer Zeit wieder als dramatischer Dichter auf, aber dies in einer Weise, welche genügend bewies, daß er unterdessen die Kunst mit Eifer und Erfolg studirt habe. Zu dem glänzenden Erfolg, der ihm zu Theil wurde, trug freilich auch der glückliche Stoff wesentlich bei, den er in seinem „Paria" (Stuttg. 1829) behandelt, in welchem er die Unterdrückung einer ganzen Menschenklasse als ein Majestätsverbrechen an der Menschheit darstellte, indem er zur Anschauung brachte, daß auch in solchen Opfern der geistlichen oder weltlichen Tyrannei das rein Menschliche in der höchsten Vollendung zur Erscheinung gelangen könne. Aus einem tiefen und wohlwollenden Gemüth hervorgegangen, muß das treffliche kleine Stück um so größere Wirkung thun, als es von einer lebensvollen Darstellung unterstützt ist. Noch größer erscheint Michael Beer in seinem Trauerspiele „Struensee" (Stuttg. 1829), an welchem ganz vorzüglich die treffliche Anlage und Entwickelung, so wie die treffliche Zeichnung der Charaktere und die glückliche Entgegensetzung derselben hervorzuheben ist.

Das Lustspiel fand zwar auch in den letzten Jahrzehnten des Zeitraums vielseitige Bearbeitung, doch sind die Leistungen im Ganzen nicht sehr bedeutend und stehen denen in der Tragödie und im ernsten Drama sehr nach. Es wirkten auch jetzt noch die oben bezeichneten Gründe, um die selbstständige Entwickelung des Lustspiels zu hemmen; und insbesondre war der Umstand höchst nachtheilig, daß die Theater am liebsten Lustspiele aufführten, die aus dem Französischen übersetzt oder nachgeahmt waren, wodurch die Lust zur selbstständigen Production natürlich sehr zurückgedrängt wurde. Um so mehr sind aber die Dichter zu schätzen, die doch den Muth hatten, — denn es gehörte wirklicher Muth dazu, den Theaterintendanzen oder Directionen deutsche Originallustspiele vorzulegen — sich dieser verderblichen Richtung zu entziehen, und wenn ihre Schöpfungen noch so viel zu wünschen übrig lassen, so gebührt ihnen doch das Lob, die vollständige Vernichtung des deutschen Lustspiels aufgehalten, zum Theil zu seiner weiteren Entwickelung beigetragen zu haben.

Wir haben in der vorhergehenden Uebersicht schon viele Lustspieldichter genannt, von denen mehrere zu den besseren gehören, so Th. Körner, Klingemann, Arnim, Brentano, Eichendorff, Castelli, Fr. Schulz, Bärmann, Seckendorf, Cuno, Frau v. Weissenthurn, Sievers, Zedlitz, A. v. Maltitz, Kind u. a. m. Von Tieck, H. v. Kleist, Müllner, Immermann, Platen, Raupach und Raimund werden wir unten ausführlicher sprechen; die übrigen können hier in übersichtlicher Darstellung besprochen werden.

Zu den bessern Erscheinungen im Gebiete des Lustspiels gehört der als Offizier und Diplomat bekannte Aug. Ernst Freiherr von Steigentesch aus Hildesheim (1774—1826), dessen Lustspiele besonders noch jetzt als Muster im feinen Conversationston anempfohlen werden dürfen. „Er kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß", d. h. er besaß die Eigenschaften, die dem Lustspieldichter vor Allem Noth thun, und die doch so selten gefunden werden. Daher glückte ihm auch die Darstellung der menschlichen Schwächen und Thorheiten, wie sie sich im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben entfalten, in ausgezeichneter Weise, und sie gefallen um so mehr, als der Dichter reich an Erfindung ist, die Handlung seiner Lustspiele sich rasch und in erfreulicher Mannigfaltigkeit bewegt, der Dialog lebendig und geistreich, oft voll glücklichen Humors und auch die Sprache gewandt, correct und gebildet ist. Aus der großen Zahl seiner Lustspiele, welche in mehrern Sammlungen erschienen (2 Thle. Wien 1808; 3 Thle. Lpz. 1817); Ausg. letzter Hand (2 Thle. Darmst. 1820; 2. Ausg. 1823) und lange Zeit großes Glück auf der Bühne machten, erwähnen wir „Die Mißverständnisse", „Liebe neckt sich", den „Briefwechsel" und „Die Zeichen der Ehe", in denen sich die bezeichneten Vorzüge am kräftigsten offenbaren*). Von großer Fruchtbarkeit war der schon genannte K. Winkler (Theod. Hell), der viele Lustspiele mit Glück dem Französischen nachbildete (z. B. „Der Haustyrann" nach Alex. Duval, Lpz. 1805; „Zwei Stationen", Lpz. 1816 und „Die alten Freunde" nach Picard, Augsb. 1822), doch auch mehrere selbstständige Stücke dichtete, die nicht ohne Werth sind, z. B. „Der Feuerlärm", „Das Strudelköpfchen" u. a. („Lustspiele", 2 Bde. Lpz. 1805; „Neue Lustspiele", 5 Bde. Ebd. 1807—1817). Einen nicht eben mißrathenen Versuch, Sprichwörter zu dramatisiren, machte A. W. von Thümmel (1774—1814), der Stiefsohn des berühmteren Moriz von Thümmel, in den „Dramatischen Scenen zum geselligen Vergnügen" (Coburg 1804). Doch fehlt es ihnen an Leichtigkeit der Behandlung und der Sprache, was auch von dem ähnlichen Versuche des Grafen Christian Ernst von Benzel-Sternau zu sagen ist, dessen „Hoftheater von Barataria oder Sprichwortspiele" (4 Bde. Lpz. 1828) die Verkehrtheiten des Lebens zwar scharf und oft witzig, aber dabei in so schwerfälliger Weise geißelt, daß sie weder beim Lesen noch bei der Darstellung Wirkung thun können. Außerdem schrieb er noch einige Lustspiele „Weiß und Schwarz", „Mein ist die Welt", deren Sprache zwar immer noch hart, aber doch nicht so geschmacklos und geziert ist, als in dem „Jüngsten Feigenblatte". Weit ansprechender sind wegen der leichten und gewandten Darstellung die Lustspiele des als gründlichen Kenners der Musik rühmlich bekannten Friedrich Rochlitz aus Leipzig (1770—1842), unter welchen sich die „Liebhabereien oder die neue Zauberflöte", „Es ist der Rechte nicht", „Die Neuvermählten" u. a. m. durch glückliche komische Situationen am meisten auszeichnen. Weniger genügen die Lustspiele von Aug. H. Jul. Lafontaine, der als Romanendichter so lange Zeit ein Liebling des Publikums gewesen ist. Dagegen ist der geniale Schauspieler Friedrich Ludwig Schmidt**) aus

*) Sein Großvater Konrad Steigentesch aus Constanz (1744—1779), einer der besten Komiker des Wiener Nationaltheaters, schrieb ebenfalls einige Lustspiele, die zu ihrer Zeit gern gesehen wurden.

**) Er war der erste, der Lessings „Nathan" (1801 zu Magdeburg) und später Heinrichs von Kleist „Zerbrochenen Krug" auf die Bühne brachte, welchen er übrigens für die theatralische Darstellung bearbeitete (Hamb. 1827).

Hannover (1772—1841) sowohl wegen seiner glücklichen Erfindungen, als wegen der gewandten Entwickelung seiner Lustspiele zu rühmen. „Der leichtsinnige Lügner" (Tüb. 1813), „Die ungleichen Brüder" (Hamb. 1817), „Berg und Thal oder Verwechselungen" (Ebd. 1819) und „Die Theilung der Erde" (Ebd. 1827) gehören zu den besseren Erscheinungen, in denen man das löbliche Streben nicht verkennen kann, den großen Komödiendichtern der Franzosen nachzueifern. Ihm reihen wir noch einige andre Schauspieler an, die sich ebenfalls im Drama und besonders im Lustspiel versuchten. Wilh. Vogel aus Mannheim (geb. 1772) hatte ein nicht unbedeutendes Talent, das durch seine Kenntniß der Bühne allerdings nicht wenig unterstützt wurde. Unter seinen ziemlich zahlreichen Stücken erwähnen wir sein erstes „Gleiches mit Gleichem" und sein letztes „Ein Handbillet Friedrichs II.", so wie den „Letzten Pagenstreich" und die „Proceßvermittlung" („Nachspiele", 2 Bdchn. Ff. 1808—1809; „Kleine dramatische Spiele", Aar. 1818). Bekannter ist Franz Ignaz von Holbein aus Zippersdorf bei Wien (1779—1855), dessen wechselvolles Leben schon das höchste Interesse darbietet. Doch so sehr seine Stücke bei ihrem Erscheinen gefielen, so verschwanden sie doch meist bald wieder von der Bühne, weil ihnen höheres poetisches Leben fehlte. Von seinen Lustspielen sind „Der Wunderschrank" und „Der Verräther" wohl als die gelungensten zu bezeichnen. Am meisten gefiel sein Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn", das jedoch nichts Anderes ist als eine bühnengemäße Bearbeitung des gleichnamigen Stücks von H. v. Kleist. Der Schauspieler F. W. Lembert schrieb mehrere Lustspiele, die mit Beifall aufgenommen wurden, so „Das öffentliche Geheimniß", „Der Ehrgeiz in der Küche" und „Die Brautwahl", alle nach fremden Vorbildern. Wie auf der Bühne, so zeigte K. L. Costenoble aus Herford in Westphalen (1773—1837) auch in seinen kleinen Lustspielen viel Talent für das Komische; doch gelang ihm als Dichter nicht auch, was er als Schauspieler im hohen Grade erreichte, die guten einzelnen Züge zu einem einheitlichen Kunstgebilde zu gestalten. So drängen sich zwar die komischen Situationen, z. B. in dem „Todten Onkel" und in „Amor hilft"; allein sie bringen doch keine Gesammtwirkung hervor. Von höherem Werth sind die Leistungen des auch als Schauspieler weit größeren Pius Alex. Wolff aus Augsburg (1784—1828). Das Lustspiel „Cäsario", in welchem Anlage und Charakterzeichnung gleich trefflich sind, ist von der anmuthigsten Heiterkeit. Auch „Der Mann von 50 Jahren" und „Der Kammerdiener", so wie die Posse „Der Hund des Aubry" wurden gern gesehen. Den größten Beifall fand das Singspiel „Preciosa", das zwar mancherlei Schwächen darbietet, aber auch recht gelungene Einzelnheiten enthält, und bei der trefflichen Musik (es wurde von Weber componirt) sich noch lange auf der Bühne erhalten wird. Ein anderes Singspiel „Adele von Budoy" gefiel weniger, dagegen sind die Dramen „Pflicht um Pflicht" und „Treue siegt in Liebesnetzen" erfreuliche Erscheinungen. Wenn Wolff nach edlerer Komik strebte, so suchte dagegen Louis Angély aus Berlin (1786—1836) mehr durch gewöhnliche Possen die Lachlust zu reizen. Er hatte die Absicht, das Königstädter Theater in Berlin zum Volkstheater zu machen und nahm sich dabei das Wiener Leopoldstädter Theater zum Vorbild; allein er vergaß dabei, daß die Berliner keine Wiener seien, und so hätte seine Absicht, die allerdings Anerkennung verdient, fehlschlagen müssen, wenn er auch größeres Talent gehabt hätte. Dieses ging ihm aber, wir möchten sagen, beinahe vollständig ab, es fehlte ihm an Erfindung und Reichthum der Gedanken, und dieses konnte ihm seine Bühnenkenntniß nicht ersetzen. Daher sind seine selbstständigen Werke ganz ungenügend; dagegen hatte er ein nicht geringes Geschick, fremde Stücke der deutschen Bühne anzupassen. Auch fanden die ersten Lustspiele, Possen und Vaudevilles, die er auf diese Weise auf die Bühne brachte, großen Beifall, am meisten die „Schülerschwänke", „Die Schneidermamsells", „Die sieben Mädchen in Uniform" und „Das Fest der Handwerker" („Vaudevilles und Lustspiele", 3 Bde. Berl. 1828—1834). Unvergleichlich höher steht Karl Töpfer aus Berlin (geb. 1792), obgleich auch er kein schöpferisches Talent hat und es seinen Stücken an tieferem poetischen Gehalt fehlt. Er besitzt große Gewandtheit in der Behandlung des Technischen, wodurch er sich wenigstens den Schein künstlerischer Gestaltung zu geben weiß, und seine Stücke daher auf der Bühne einen gewissen, wenn auch nicht anhaltenden Effect hervorbringen. „Der Tagsbefehl" und „Der beste Ton" gehören, wie zu seinen ersten, so auch zu seinen besten Lustspielen, doch ist auch ein späteres „Der reiche Mann oder die Wasserkur" mit Beifall aufgeführt worden. Noch größeres Glück machten seine Umbildungen ausländischer Dramen, die allerdings in seiner Bearbeitung nicht wenig gewannen, so „Karl XII. auf der Heimkehr", „Gebrüder Forster", „Die Einfalt vom Lande" u. a. m. Dagegen trat der Mangel an schöpferischem Talent recht lebendig hervor, als er Göthe's „Hermann und Dorothea" auf die Bühne brachte, da es ihm durchaus nicht gelang, den epischen Stoff dramatisch zu gestalten. Endlich nennen wir noch den als Schauspieler mit Recht geachteten Carl Aug. Lebrun aus Halberstadt (geb. 1792), der sich als dramatischer Dichter besonders nach Kotzebue bildete. Mehrere von seinen Lustspielen, z. B. „Nummer 777" und „Hans Luft" sind recht heitere Schöpfungen, „Die Drillinge", in welchen der ächte komische Stoff zu sehr übertrieben erscheint, kann eben deshalb nur auf der Bühne und bei ausgezeichnetem Spiel gefallen. Mehrere andere, wie die „Humoristischen Studien", sind als glückliche Bearbeitungen fremder Stücke zu bezeichnen.

Unter den Lustspieldichtern, die nicht Schauspieler waren, haben wir noch folgende zu erwähnen. Der schon genannte J. Stephan Schütze schrieb mehrere Lustspiele und dramatische Kleinigkeiten, die er meist in Kotzebue's „Almanach dramatischer Spiele" bekannt machte. „Die Journalisten" (Lpz. 1806), „Der Allgefällige", „Der König von Gestern" und namentlich „Was doch die Vorstellung thut" erfreuen durch leichte Darstellung und heitere Laune. Der durch seine Leistungen im Gebiete der Holzschneidekunst rühmlich bekannte Fr. Wilh. Gubitz aus Leipzig (geb. 1786) besitzt ein nicht gewöhnliches Talent für das Lustspiel; er ist reich an guten Einfällen und weiß

fremde Gedanken glücklich zu benutzen; der Dialog ist leicht und gewandt, die Sprache gut, ohne originell zu sein. Seine besten Stücke sind „Die Prinzessin" (Berl. 1816), „Die Talentprobe" (Ebd. 1823) und „Hans Sachs", in welchem er die Manier des trefflichen Meistersängers nicht unglücklich nachahmt. — Wenn reicher Witz und beißende Ironie allein zum komischen Dichter hinreichte, würde Theod. Heinr. Friedrich aus Königsberg in der Neumark (1776—1819) einer der besten Lustspieldichter geworden sein; seine Stücke liefern aber den besten Beweis, daß, wenn der Dichter diese Eigenschaften nicht zu beherrschen vermag, er zwar einzelne glückliche Scenen, aber kein erfreuliches Ganze wird hervorbringen können. Zudem erhebt er sich in seinen Lustspielen, von denen wir den „Vetter Kikus" (Berl. 1811) und die „Connexionen oder der Weg zum Amte" (Ebd. 1815) nennen, allzuwenig auf einen idealen Standpunkt, und er erscheint mehr als Partei, denn als Dichter. Viel anspruchsloser, aber eben deshalb auch liebenswürdiger, ist der Porzellanmaler K. Gottfr. Klähr (geb. 1777), unter dessen ziemlich zahlreichen Lustspielen einige recht heiter und launig sind, so z. B. „Das Wachsfigurenkabinet", die „Theaternoth", „Von Sieben die Häßlichste" u. a. m. Gottlob Heinrich Adolf Wagner aus Leipzig (1774—1835), der als Kritiker und Uebersetzer nicht ohne Verdienst ist, versuchte in den „Umwegen" eine italienische Novelle, wenn wir nicht irren, von Bandello, dramatisch zu bearbeiten, scheiterte aber an dem allerdings schwer zu bewältigenden Stoffe, den er nicht selbstständig genug auffaßte. Weit glücklicher sind „Ein Augenblick" und „Liebesnetze", die auch viel klarer und zarter gehalten sind. Obgleich im Ganzen etwas schwerfällig in Anlage und Darstellung, sind die Lustspiele von G. Reinbeck aus Berlin (1766—1849) nicht ohne Werth; die besten sind „Die Doppelwette" und „Der Schuldbrief". Seine Versuche in der Tragödie („Gordon und Monrose") stehen seinen Lustspielen nach („Dramat. Werke", 6 Bde. Heidelb. 1817—1822). Unvergleichlich begabter war Karl Schall aus Breslau (1780—1833, der zudem eine umfassende historische und ästhetische Kenntniß des Theaters besaß. Seine Lustspiele sind eben so gut erfunden als glücklich ausgeführt; sie zeichnen sich durch großen Reichthum an heiteren und wahrhaft komischen Einfällen, als durch reine Sprache und gewandten Dialog aus. „Die Theaterwuth" ist eine treffliche Parodie auf die theatralischen Zustände in den ersten Jahrzehnten des Zeitraums. „Eigne Wahl", Kuß und Ohrfeige", „Trau, schau, wem!" u. a. werden immer mit Beifall gesehen. Karl Gottfr. Sam. Heun aus Dobrilugk (1791—1854), der unter dem Namen Clauren bei dem Publikum der Leihbibliotheken einen großen Ruhm gewann, zeigte in seinen Lustspielen („Das Vogelschießen", „Der Wollmarkt" u. a. m.) die nämliche weichliche, zersetzende Tändelei, wie in seinen Romanen und Erzählungen. Eben so ist auch K. Franz van der Velde vorzüglich durch seine Romane und Erzählungen bekannt geworden; aber wie in diesen, so steht er auch in seinen dramatisirten Märchen: „Die Heilung der Eroberungssucht" weit höher als Clauren, und er verfällt namentlich nicht in jene übertriebene und unwahre Süßlichkeit, die jenen so widerlich macht. Ein dritter Erzähler, der sich ebenfalls im Dramatischen versuchte, ist K. Wilh. Salice-Contessa aus Hirschberg (1777—1825). Seine Lustspiele, unter welchen wir „Das Räthsel", „Ich bin mein Bruder" „Ich bin meine Schwester", „Den Weiberfeind" und „Den Brief ohne Adresse" erwähnen, sind gut angelegt und mit Glück ausgeführt; sie sind reich an komischen Situationen, die Charaktere sind fest gezeichnet und die Sprache ist correct und gebildet. Auch „Der unterbrochene Schwätzer", das er mit dem „Räthsel" herausgab (Berl. 1809), ist eine artige Kleinigkeit, die der verwandten Posse von Th. Hell „Der schwatzt ohne Ende" vorzuziehen ist. Wir nennen endlich noch einen vierten Romanendichter, G. Wilh. H. Häring aus Breslau (geb. 1798), der seine Schriften meist unter dem Namen Wilibald Alexis herausgab. Ist derselbe als Erzähler weit bedeutender als die obengenannten, so steht er dagegen dem zuletzt erwähnten als Dramatiker nach; es fehlt ihm insbesondre an Reichthum und Neuheit der Erfindung, noch mehr an glücklicher Bewegung des Dialogs. Sein erstes Stück ist zugleich sein bestes, „Der verwunschene Schneidergesell", ein Fastnachtsschwank, in welchem er die unbefangene Heiterkeit der östreichischen Dichter beinahe erreicht. In dem Lustspiel „Die Sonette", in welchem er das Treiben der Schauspielerinnen und der Recensenten geißelt, finden wir besonders die erwähnten Mängel. Johann von Plötz besitzt ein recht schönes Talent, so wie er auch in der Wahl der Stoffe recht glücklich ist. Das „Abenteuer einer Neujahrsnacht" nach einer Erzählung von Zschokke zeugt von einem nicht gewöhnlichen Talente dramatischer Gestaltung, „Der Stadtag zu Krähwinkel" (München 1824) und „Die Choleramanen" zeichnen sich durch glückliche Benutzung der Zeitverhältnisse aus, was auch von den „Journalisten" zu rühmen ist. An das höhere Lustspiel, an das, was die Franzosen la haute comédie nennen, und wofür wir eigentlich noch keinen feststehenden Ausdruck haben (denn das Wort „Drama", mit welchem wir Stücke dieser Gattung zu bezeichnen gewohnt sind, ist zu allgemein), hat sich unter den neuern Dichtern keiner mit so entschiedenem Glück gewagt, als Franz von Elsholtz aus Berlin (geb. 1794). Seine „Hofdame" ist wohl allen unsern Lesern bekannt, wenn nicht aus eigener Anschauung, doch aus der Kritik, durch welche sie Göthe einführte, und die die Vorzüge des geistreichen Stückes in lobender Anerkennung erwähnt. Es ist in Alexandrinern geschrieben, die der Dichter recht gut zu behandeln weiß. In demselben Versmaße sind auch die geistreichen Kleinigkeiten „Komm her!" und „Geh hin!" geschrieben, die von dem feinsten Geschmack und tiefer Beobachtungsgabe zeugen. Alle diese und andere Stücke, unter welchen wir noch die erst im J. 1854 erschienene „Procurationsheirath" erwähnen, zeichnen sich durch die wohl überlegte Anlage, die geschmackvolle, lebendige und doch in den Schranken der künstlerischen Mäßigung sich haltende Ausführung und durch feinen, gewandten Dialog aus. Man bemerkt bald, daß der Dichter das höhere gesellschaftliche Leben, und zwar nicht bloß wie es sich in Deutschland darbietet, gründlich kannte und auch die größeren Lustspieldichter des Auslan-

des mit Erfolg studirt hatte. Wir müssen lebhaft bedauern, daß Elsholtz sein Talent beinahe 30 Jahre lang schlummern ließ. Wäre er in seinem jüngeren Alter, da Geist und Phantasie noch beweglich und kräftig genug waren, auf der betretenen Bahn fortgeschritten, würden wir ihn gewiß, wenn nicht neben Molière, denn zu dieser Höhe reichte sein Talent doch nicht aus, doch neben die Lustspieler zweiten Ranges, neben Regnard und Destouches, stellen können („Schauspiele", Stuttgart 1830; 2. Aufl. 2 Thle. Ebd. 1835; 3. Thl. Ebd. 1854). — Zu den erfreulichsten Erscheinungen gehört endlich noch Eduard Bauernfeld aus Wien (geb. 1804), dessen Lustspiele sich zwar nicht durch Reichthum der Erfindung, dagegen aber durch glückliche Entwickelung, vornehmlich durch gewandten und geistreichen, stets lebendigen Dialog auszeichnen, der bei der heiteren unbefangenen Laune, von der er durchdrungen ist, stets eine glückliche Wirkung macht. Als seine besten Stücke sind zu bezeichnen „Die Brautwerber", „Das Liebesprotokoll", „Die Bekenntnisse", „Das letzte Abenteuer" u. a. m., dem „Literarischen Salon" fehlt dagegen die Unbefangenheit, die seinen übrigen Lustspielen so großen Reiz verleiht.

In der eigentlichen Posse, in welcher Kotzebue noch unübertroffen dasteht, ist manches Gute geleistet worden. Unbestreitbar großes Talent hatte Julius von Voß aus Brandenburg (1768—1832), der auch manche anziehende Lustspiele schrieb; doch bricht in diesen, wie in den Possen, eine zu große Lust am Gemeinen durch, das die Gränzen des Schicklichen oft in so hohem Grade überschreitet, daß die Aufführung mancher Stücke unmöglich wird. Er wollte hauptsächlich die niedern Volksklassen darstellen, in deren tieferes Leben er jedoch nicht einzudringen vermochte. Aehnlichen Geistes, doch nicht so reich begabt, war Joh. Nep. Adolf von Schaden aus Oberdorf in Bayern (1791—1840). Beide gaben zusammen „Theaterpossen" heraus (2 Bde. Berl. 1819—1820). Wenn auch oft derb, doch nicht gemein ist J. G. K. Harrys aus Hannover (1781—1838) in seinen Possen und Farcen, unter welchen „Der Sturm von Kopenhagen" und „Der Anekdotenfreund" zu erwähnen sind. Großen Beifall erwarb sich der Breslauer Arzt K. Borromäus Alex. Sessa (1787—1813) durch die Posse „Unser Verkehr" (Berl. 1814), in welcher er dem Judenhaß Ausdruck und Rechtfertigung zu geben suchte. Wenn auch nicht ohne komische Kraft, macht das Stück doch einen widrigen Eindruck, weil es eine pöbelhafte Gesinnung an den Tag legt. Werthvoller sind der „Luftschiffer" und „Die Sonntagsperrücke", in denen sich die komische Laune unbefangen entfaltet. Das klassische Land für die Posse ist aber Oestreich und insbesondere Wien; wenn sie dort auch oft in das Kindische und Hanswurstmäßige verfällt, ist sie doch immer heiter, unbefangen und gutmüthig. K. Meisl aus Laibach (geb. 1775) schrieb mehrere Stücke, wie „Die Entführung der Prinzessin Europa", „Die Arbeiten des Herkules", in denen er die mythologischen Personen in moderner Sprache und Handlungsweise auftreten läßt, und dadurch allerdings komische Wirkung hervorbringt. Auch andere Stücke, „Das Gespenst auf der Bastei", „Der lustige Fritz" u. s. w. sind lustig genug. Ihn übertrifft Adolf Bäuerle aus Wien (geb. 1784), der sich durch die glückliche Auffassung der östreichischen Nationalität und des besondern Charakters der Wiener wirkliches Verdienst erworben hat. Im „Staberl" hat er einen Charakter geschaffen, der sich zur stehenden Figur vorzüglich gut eignet, und in der That als solche vielfach verwendet worden ist. Bäuerle kennt das Volksleben, wie wenige Andere, daher sind seine Stücke, unter denen wir noch „Die falsche Prima-Donna" und die Parodie „Werthers Leiden" erwähnen, reich an Situationen, die er der Wirklichkeit abgelauscht hat („Komisches Theater", 5 Bde. Pesth 1820—1824). Weniger unbefangen ist Jos. Aloys Gleich aus Wien (1772—1841), der jedoch nicht ohne Phantasie ist („Komische Theaterstücke" (Brünn 1819). Ohne Bäuerle an Talent und namentlich an Erfindungsgabe gleich zu stehen, nähert sich ihm der Schauspieler Joh. Nestroy aus Wien (geb. 1801) in der Darstellung des Volkscharakters, nur daß er denselben um einige Stufen tiefer, überhaupt ihn mehr in seiner mehr äußern Erscheinung aufgreift. Er führt uns in seinen Possen allerdings wahre Bilder des östreichischen Lebens vor, wir erkennen die naive Gutmüthigkeit des Wieners, die sich sogar in seinem reichen Witz nicht verläugnet; wir finden in Nestroy's Gestalten die heitere Behaglichkeit des Südländers, aber es tritt das tief poetische und zugleich thatkräftige Element nicht hervor, das in diesem trefflichen Volke lebt und das ihm eine große Zukunft verheißt. Eben deshalb, weil Nestroy diese schönsten Seiten des Wiener Charakters nicht begreift, verfällt er nur zu häufig in Albernheiten und sinkt selbst zur Gemeinheit herab. Seine beliebtesten Stücke sind „Der gefühlvolle Kerkermeister", „Zu ebener Erde und im ersten Stock", „Das Mädl aus der Vorstadt", und „Lumpaci-Vagabundus", in welchem sich alle Vorzüge, aber auch alle Mängel seiner Darstellung in hohem Grade vereinigen. Neben ihm ist endlich der Schauspieler Matthias Stegmeyer aus Wien (geb.? gest. 1820) zu erwähnen, dessen „Rochus Pumpernickel" und „Familie Pumpernickel", so wie mehrere andere ähnliche Stücke durch ihre derbe Komik den Beifall des Publikums erhielten.

An diese Stücke, in welchen der östreichische Dialekt oft zur Anwendung kommt, schließen wir die Lustspiele an, welche entweder ganz oder zum größeren Theil in den verschiedenen Mundarten geschrieben sind. Obgleich die Dialekte erst in den Jahren, welche auf den gegenwärtigen Zeitraum folgen, mit größerer Vorliebe zu dichterischen Darstellungen überhaupt und zu dramatischen insbesondere verwendet wurden, so finden sich doch auch schon in der vorliegenden Periode mancherlei Versuche in dieser Gattung, und einer derselben „Der Pfingstmontag" von G. Dan. Arnold gehört noch jetzt zu dem Besten, was in derselben hervorgebracht wurde. Wir werden auf diesen Dichter unten zurückkommen. Außer ihm hat auch Ehrenfried Stöber, von dem schon oben (S. 39) gesprochen worden ist, die elsässische Mundart zu einer dramatischen Arbeit benutzt „Daniel oder der Straßburger auf der Probe. Ein Lustspiel mit Gesang in 3 Aufzügen" (Straßb. 1823). Im schweizerischen Dialekt hat nur Jak. Stutz (S. 39) einige dramatische Kleinigkeiten geschrieben: sie

finden sich in den „Gemälden aus dem Volksleben" (Zür. 1831) und in den „Winterabenden in Schwellbrunn" (2 Bdchn. St. Gallen 1841). Dagegen ist die schwäbische Mundart reich an dramatischen Erzeugnissen. Am bedeutendsten ist Seb. Sailer (S. 39), dessen Schauspiel „Die Erschaffung der Welt oder der Sündenfall" (1800) reich an ächt komischen Einfällen ist. Ein Ungenannter, dem Laune und Kenntniß des Volks nicht abzusprechen ist, hat mehrere Dramen in schwäbischer Mundart geschrieben, die zum Theil zusammengehören. „Die Schulmeisters-Wahl zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufz." (Tüb. 1824); „Ernennung und Heyrath des Schulmeisters zu Blindheim. Schausp. in 4 Aufz." (Tüb. 1825); „Die Repräsentanten-Wahl zu Dipplisburg. Schausp. in 3 Acten" (Heilbr. 1826); „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf, oder der Bauernstolz. Schausp. in 4 Acten" (Eb. 1827); „Es gibt doch noch eine Hochzeit. Schausp. in 3 Acten" (Ebd. 1827) und „Die Schultheißenwahl zu Blindheim. Schausp. in 3 Aufz." (Tüb. 1841). Sie wurden in Schwaben mit großem Beifall aufgenommen, was schon aus dem Umstand hervorgeht, daß einige Stücke wiederholte Auflagen erlebten; und in der That behandeln sie namentlich die politischen Verhältnisse mit Verstand und Heiterkeit. Dionis Kuen schrieb „Die Gartendiebe. Ein Lustsp. in 3 Aufz." (Buchau 1829). C. Waitzmann bewahrt auch in dem „Weltgericht oder der schwäbische Jupiter in seinem Grimm. Eine tragikomische Bauern-Oper in 2 Aufz." (Ehingen 1826) den oben (S. 39) bezeichneten Charakter. Außer dem pseudonymen Ottmar Heimlieb, der „Die Ohrfeige, oder Herzog Ulrich als Bauernknecht zu Reicheneck. Ein Fastnachtspiel in 3 Aufzügen" (Reutl. 1830) schrieb, erwähnen wir wegen seiner Vortrefflichkeit noch den Tübinger Professor Moritz Rapp, ob er gleich eigentlich erst in eine spätere Zeit fällt. In den „Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen, herausg. von Jovialis" (Stuttg. u. Tüb. 1846) finden sich einige wirklich ausgezeichnete Stücke, z. B. „Der Student fon Coimbra, oder dé ógléíché schwéstre. Ein schwäbischer shnák in fier akt", und so ist auch „Es Aristofanès Acharner, oder der séparàt-fride. Ein atèniché comèdé in dé schwäbisch spràch frèi iberseẓt" gar interessant und lustig. In niederöstreichischer Mundart schrieb Ign. Fr. Castelli „D'Schwoagerin a Kumödigschbül, a so z'soamagsödzd, wia s'in Esdaraich röd'n doan". (1840.) Für die Nürnberger Mundart erwähnen wir außer einigen Gesprächspielen von Grübel „Den Hausherrn in der Klemme. Lustspiel in 1 Act" (Nürnbg. 1817) von J. Wolfg. Weikert (S. 40). In der Frankfurter Mundart, die sich durch ihren gemüthlich-komischen Charakter vorzüglich zur dramatischen Behandlung eignet, erschien schon früh ein Lustspiel „Der Prorektor" (Ff. 1794) von einem Ungenannten. Zu den bessern Erscheinungen in diesem Gebiete gehören die Lustspiele von K. Malß aus Frankfurt (geb. 1792), in welchen er die niedern und mittleren Stände seiner Vaterstadt in höchst ergötzlicher Weise und vollkommen naturgetreu darstellt, wobei er selbst einen ächt Frankfurter Humor entfaltet. Meisterhaft in seiner Art ist namentlich „Die Entführung oder der Borger-Capitain. Frankforter heroisch-borgerlich Lustspiel" (Ffk. 1819), das mehrfache Auflagen erlebte und nicht bloß in Frankfurt gefiel. Seine übrigen Stücke sind weniger bedeutend, sprechen jedoch immer noch recht an: „Das Stelldichein in Tivoli oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler. Localposse mit Gesang (Ebd. 1832), „Die Landparthie nach Königstein" (Ebd. 1833). Von 1834 bis 1840 ließ er eine Reihe von kleinen Stücken erscheinen, welche nach der Hauptperson derselben unter dem Namen „Hampelmanniaden" bekannt sind, und unter welchen sich „Herr Hampelmann sucht ein Logis" durch Witz und Laune auszeichnet. Malß nacheifernd, ließ W. Sauerwein aus Frankfurt (geb. 1807?) mehrere dramatische Kleinigkeiten erscheinen, in denen feiner, lebendiger Witz, gemüthlicher Humor und tiefe Beobachtungsgabe sich nicht verkennen läßt: „Der Gräff, wie er leibt und lebt" (Ff. 1832), „Der Amerikaner" (Ebd. 1836), „Gräff und die Schuljugend im Grünen" (Ebd. 1838). Die niederdeutschen Mundarten bieten weniger dar, als die oberdeutschen; wir haben nur „Die Liebe auf dem Lande" von dem schon genannten Jul. von Voß („Neue dramat. Schwänke", Berl. 1817) zu erwähnen, da die dramatischen Kleinigkeiten von Fr. Beckmann, K. Eichhoff und Glaßbrenner in eine spätere Zeit gehören.

Als eine eigenthümliche Erscheinung der neueren Zeit haben wir endlich noch das aristophanische Lustspiel zu erwähnen, das von dem Grafen August von Platen zuerst eingeführt und mit großer Meisterschaft behandelt wurde. Außerdem ist noch Otto Gruppe aus Danzig (geb. 1804) zu erwähnen, der in der aristophanischen Komödie „Die Winde oder ganz absolute Konstruction der neueren Weltgeschichte durch Oberons Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen. Zauberspiel in 3 Akten" (Lpz. 1831) die Philosophie Hegels und seiner Schule mit Witz und Laune persiflirte. In eine spätere Zeit gehört „Die Politische Wochenstube" von Rob. Prutz („Zürich u. Winterth. 1845), auf die wir ihrer Vortrefflichkeit wegen doch schon hier wenigstens aufmerksam machen wollen.

Wir schließen diese allgemeine Uebersicht mit einigen Bemerkungen über die Oper und das Singspiel. Die eigentliche Oper gelangt, als Dichtungswerk betrachtet, auch in der zweiten Hälfte des Zeitraums nicht zu großer Bedeutung, einen bedeutenden Umfang gewinnt dagegen das Sing- oder Liederspiel in Nachahmung der französischen Vaudevilles, von denen sehr viele theils übersetzt, theils in freien Nachbildungen auf die Bühne gebracht werden. Von den schon genannten Dichtern sind als Bearbeiter von Opern oder Singspielen namentlich Clemens Brentano, Fr. Kind, Th. Winkler, Oehlenschläger, Wolff, Ed. Gehe, K. von Holtei u. a. m. zu erwähnen. Außer ihnen nennen wir noch folgende: Franz Xav. Huber aus Manderfingen in Oestreich (1760 — gest.?) gewann durch seine heroisch-komische Oper: „Das unterbrochene Opferfest" (Ff. u. München 1803) vielen Beifall, den sie freilich zum großen Theil der schönen Musik von Winter zu verdanken hat. Einer der fruchtbarsten Dichter war der Schauspieler G. Fr.

Treitschke aus Leipzig (1776—1842); seine Singspiele, unter welchen wir „Das Rothkäppchen", „Die wandernden Comödianten", „Aline, Königin von Golkonde" nennen, sind freilich meist nach dem Französischen bearbeitet („Singspiele nach dem Französischen", 5 Bde. Wien 1808). Die früher genannte Dichterin Helmina von Chezy schrieb eine große Oper „Euryanthe von Savoyen" (Wien 1824), welche von dem trefflichen Weber in Musik gesetzt wurde. Früher erschienen die lieblichen Opern „Don Tacagno" (Berl. 1819) und „Aucassin und Nicolette" (Ebd. 1820) von dem als Lyriker schon genannten J. Ferd. Koreff.

Johann Wolfgang von Göthe.



Göthe's Geburtshaus.

Es ist in der obigen Uebersicht sowohl der Entwickelungsgang Göthe's als Dramatiker, als auch dessen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Dramas schon im Allgemeinen dargestellt worden; wir haben daher nur noch dessen einzelne dramatische Dichtungen näher zu betrachten und daran die nöthigen Bemerkungen über sein Wesen und seinen Charakter als dramatischer Dichter anzuknüpfen. Die Zahl der Göthe'schen Dramen ist jedoch so groß (es sind ihrer, wenn die Fragmente eingerechnet werden, gegen funfzig), daß wir nur die bedeutendsten und einflußreichsten näher betrachten können; die kleineren oder unbedeutenderen werden wir nur kurz berühren oder gelegentlich andeuten. Der nachfolgenden Betrachtung legen wir die chronologische Ordnung im Allgemeinen zum Grunde, weil sich aus dieser der Entwickelungsgang des Dichters von selbst darstellt; doch werden wir zugleich auch, um die bewundernswürdige Mannigfaltigkeit und den unvergleichlichen Reichthum des Dichters hervortreten zu lassen, seine Dichtungen nach den verschiedenen Gattungen, die er bearbeitet hat, zusammenfassen, so oft es thunlich ist oder räthlich erscheint.

Göthe versuchte sich schon früh im Drama; seine ersten Versuche, „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen" bearbeitete er im J. 1768, als er erst 19 Jahre alt war; sie erschienen im folgenden Jahre ohne seinen Namen. Beide Stücke sind noch im Geiste und in der Art der früheren Dramen gehalten, man erkennt an ihnen noch den Einfluß der Franzosen, wie sie denn auch in Alexandrinern gedichtet sind. Aber sie zeichnen sich vor den Dramen der meisten übrigen Dichter dieser und der vorangehenden Zeit schon durch innere Wahrheit aus, denn wie alle seine Poesien überhaupt waren auch diese aus dem Leben und der Erfahrung hervorgegangen. In der „Laune des Verliebten", einem Schäferspiele, in welchem der besondere Einfluß Gellerts nicht zu verkennen ist, wollte er sein eigenes tadelnswerthes Benehmen gegen ein Mädchen in einem Leipziger Gasthause darstellen, das seine Liebe zwar erwiederte, das er aber mit kindischer Eifersucht quälte (S. o. S. 90). In dem Lustspiel „Die Mitschuldigen", welche zwar etwas später entstanden, als die „Laune des Verliebten", aber zu denen er schon früher angeregt worden war, hatte er die Absicht, die trostlosen bürgerlichen Zustände der Zeit darzustellen, was ihm auch in hohem Grade gelungen ist, weshalb denn auch das Ganze, wie Göthe selbst im „Wahrheit und Dichtung" gesteht, einen bänglichen und düstern Eindruck macht. Aus der Absicht des Dichters wird es aber klar, daß man ihm sehr Unrecht thut, wenn man das Stück wegen des Inhalts tadelt und zu verstehen gibt, als ob er an der Gemeinheit, die sich darin freilich im Uebermaße kund gibt, Freude gehabt hätte; vielmehr erscheint das Stück als eine lebendige Protestation gegen das Verderben, welches damals die Gesellschaft unterwühlte. Wenn es auch auffallen mag, daß ein neunzehnjähriger Jüngling das gemeine Treiben der Welt schon in diesem Umfang durchschaut hatte, so gibt dies noch kein Recht zur Behauptung, als sei er selbst davon ergriffen gewesen; es liegt darin nur der Beweis seiner früh entwickelten Beobachtungsgabe und seines eben so früh entwickelten dichterischen Talents, welches sich übrigens auch in anderer Weise herrlich offenbart. Denn es vereinigen sich in dem Stück alle Eigenschaften, die zu einem dramatischen Kunstwerk erfordert werden. Die Exposition ist wirklich meisterhaft: schon die zwei ersten Scenen eröffnen uns den Charakter der handelnden Personen in so weit, als es nöthig ist, um die daraus folgenden Handlungen begreifen zu können. Auch wissen wir, daß Göthe die Exposition noch einmal durcharbeitete, als das Stück schon fertig war, um ihr größeres Interesse und größere Klarheit zu geben. Und eben so müssen wir auch die Kunst bewundern, durch die es ihm gelingt, die beabsichtigte Wirkung mit so wenig Mitteln als möglich zu erreichen, und hierin namentlich erkennen wir, worauf Göthe selbst schon aufmerksam machte, ein treues und fleißiges Studium des großen Molière. Wie die Erfindung, die Anordnung und Entwickelung der Begebenheit, so ist auch der Dialog vortrefflich und von der größten Beweglichkeit, und endlich ist Sprache und Vers so gewandt und frisch, daß alle früheren in Alexandrinern geschriebenen Dramen vor dem Werke des jungen Dichters zurücktreten müssen.

Bei allen diesen Vorzügen der zwei ersten Stücke Göthe's erheben sich dieselben doch, wie gesagt, nicht über die Richtung der Zeit, ja man möchte beinahe glauben, daß Lessings Vorgang, der ein Jahr vorher seine „Minna von Barnhelm" hatte erscheinen lassen, ohne Eindruck auf den jungen Dichter geblieben wäre. Aber bald wurde es klar,

daß Göthe mit diesen zwei Dramen die erste Periode seiner dichterischen Bildung abgeschlossen hatte. Fünf Jahre später (1773) erschien sein „Götz von Berlichingen", der dem deutschen Drama eine neue fruchtbare Richtung gab. Wir haben schon oben dessen Einfluß erwähnt, es bleibt uns daher nur übrig, darzustellen, wodurch es sich diesen Einfluß gewann. Zunächst hatte „Götz" den allgemeinen Beifall, den es sogleich bei seinem Erscheinen erwarb, dem Umstand zu verdanken, daß es ein wahrhaft nationales Drama in Stoff, Ausführung und Sprache war und darin alle Bestrebungen in meisterhafter Weise vereinigte, die sich seit Jahren schon kundgegeben hatten. Es waren schon Versuche gemacht worden, deutsche Stoffe auf die Bühne zu bringen, aber sie waren entweder ganz mißlungen, oder es waren solche Stoffe gewählt worden, welche dem Volke eben so fremd, ja noch fremder waren, als wenn sie aus der griechischen oder römischen Geschichte entnommen worden wären, wie z. B. der „Hermann" von J. Elias Schlegel. Der „Götz" dagegen stellt eine Zeit dar, die noch keineswegs aus dem Bewußtsein des Volks verschwunden war und daher dessen Interesse lebhaft in Anspruch nehmen konnte. Ja indem es die Zustände des deutschen Reichs zur Zeit der Reformation in seiner Zerrissenheit darstellte, griff es zugleich in die damaligen Verhältnisse ein, die um Nichts besser, ja vielmehr noch trostloser waren, und selbst einzelne Erscheinungen, wie der Bischof von Bamberg und andere Personen, schienen aus dem nächsten Leben gegriffen zu sein. Noch mehr: Im „Götz" war der Kampf zwischen der alten und neuen Zeit zur Anschauung gebracht; schon zu Anfang der siebenziger Jahre aber lebte die Ahnung, daß ein ähnlicher Kampf wieder bevorstehe, und es mußte daher die Darstellung jener Zeit noch um so mehr die Gemüther in lebhaften Anspruch nehmen. Betrachtet man aber „Götz" von der künstlerischen Seite, so ist es wiederum leicht zu begreifen, warum er so allgemeinen Beifall erregt; in ihm waren ja die Bestrebungen, sich von dem Einfluß des französischen Dramas zu befreien, auf das Vollständigste verwirklicht; das Stück athmete nicht nur politische und religiöse, sondern auch künstlerische Freiheit und man jubelte dem jungen Dichter zu, daß er die deutsche Kunst zur Selbstständigkeit gehoben habe. Man übersah freilich dabei, daß der „Götz" nicht sowohl ein Drama, als eine dramatisirte Erzählung sei, aber es war jede einzelne Scene von so mächtigem dramatischem Leben erfüllt, man wurde von der eben so kräftigen als raschen Darstellung so unwiderstehlich hingerissen, es traten bei allen künstlerischen Mängeln die Begebenheiten wie die Charaktere so lebendig hervor, daß man der Mängel sich nicht bewußt wurde. Es ist der „Götz" allerdings weniger ein wahrhaft dramatisches Gebilde als eine Reihe von einzelnen, oft nur ganz äußerlich verbundenen Gemälden, aber diese einzelnen Gemälde sind so wahr, es ist jede einzelne Skizze so richtig und treffend, daß sie in ihrer Vereinigung das lebendigste Bild des beginnenden 16. Jahrhunderts nach allen seinen Richtungen geben. Göthe fühlte zwar selbst, wie wenig der „Götz" ein eigentliches Kunstwerk sei, und er hatte auch die Absicht, ihn umzuarbeiten, um ihm eine mehr künstlerische Gestalt zu geben, allein sein Freund Merk ließ ihn nicht dazu kommen, und drang so lang in ihn, bis er sich entschloß, ihn in dieser Gestalt erscheinen zu lassen, welche übrigens schon die zweite Bearbeitung des Stücks war. Und wir möchten es für ein Glück halten, daß Göthe nicht dazu kam, seine Absicht auszuführen, dem Stück eine kunstgemäßere Gestalt zu geben, weil es dann höchst wahrscheinlich nicht in dem Maße gewirkt hätte, als es in seiner freieren Form der Fall war, denn nur bei dieser konnte es zum allgemeinen Bewußtsein gelangen, daß die ächte Poesie nicht in der Form allein zu suchen sei. Endlich trug die Sprache im „Götz" wesentlich zu dem glänzenden Erfolg bei, dessen er sich erfreute. So Vortreffliches in dieser Beziehung namentlich durch Lessing geleistet worden war, so war dessen Sprache, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, in der That doch auf dem Wege gelehrter Bildung entstanden, und blieb daher dem Volke immerhin fremd. Göthe erfaßte zuerst das volksthümliche Element der Sprache, er schrieb, wie das Volk sprach, und er gab dadurch seiner Darstellung eine solche Wahrheit, eine solche Frische und lebensvolle Wärme, daß sich selbst die Gebildeten wie von einer zauberhaften Erscheinung ergriffen und hingerissen fühlten. Seit Luther war die Sprache noch nie in dieser lebendigen Fülle, in dieser ächt deutschen Form erschienen; da war keine fremde oder gelehrte Wendung, keine geschraubten oder gezierten Sätze: Alles war schlicht, einfach, aber zugleich von der reichsten Mannigfaltigkeit, und erst aus dem Götz kam es zum Bewußtsein, daß die deutsche Sprache, wenn sie nur in ihrem wahren Wesen und ihrer vollen Reinheit aufgefaßt würde, zur Darstellung des reichsten innern und äußern Lebens fähig sei. Wir halten dafür, daß in der Sprache überhaupt der höchste und zugleich der unvergängliche Werth von Göthe's „Götz" liege. Wenn er auch als poetisches Werk stets die Bewunderung erregen wird, so ist er von den späteren Dichtungen weit übertroffen worden: in Bezug auf die Sprache steht er ganz allein da und wird stets ein Muster ächt volksthümlicher Darstellung bleiben.

In späteren Jahren, als Göthe mit Schiller das Weimarer Theater leitete, bearbeitete er dieses riesige Drama für die Bühne; aber abgesehen, daß die ursprüngliche Gestalt Allen so lieb geworden war, daß man von derselben auch nicht den geringsten Zug verlieren mochte, und jede Bearbeitung schon deshalb von vornherein Mißfallen erregen mußte, war die Anlage von der Art, daß sie sich nicht in eine bühnengemäße Form zwängen ließ. Der „Götz" war seinem ganzen Wesen nach, wie schon gesagt, kein Drama im engern Sinne des Worts und konnte daher auch nicht zu einem solchen bearbeitet werden, ohne ihn vollständig umzugestalten, d. h. ein ganz neues Stück zu schaffen. Eine bloße Zurichtung für die Bühne mußte ihm gerade seine hauptsächlichste Schönheit, den herrlichsten Reichthum an einzelnen trefflichen Gemälden rauben. Daher steht die Bearbeitung für die Bühne, die erst im J. 1832 im Druck erschien, der ursprünglichen Gestalt an poetischer Fülle und poetischem Leben weit nach, ohne daß sie doch vom theatralischen Standpunkt Genüge leistete.

Ein Jahr nach dem „Götz" erschien der „Clavigo", den die eben erschienenen Memoiren des

Beaumarchais veranlaßten, aus welchen er ganze Stellen beinahe wörtlich aufnahm, die aber so glücklich in das Ganze hineingearbeitet sind, daß es unmöglich wäre, sie herauszufinden. So stürmisch der Beifall war, mit welchem der „Götz" aufgenommen wurde, so kühl, ja mißbilligend und oft sogar verdammend war die Aufnahme dieses neuen Stücks, und selbst Göthe's nähere Freunde waren mit demselben unzufrieden. Merk sagte zu ihm: „Solch einen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die Andern auch." Das können die Andern freilich nicht; aber es ist doch sehr erklärlich, warum die Urtheile so ausfallen mußten. Man lebte noch in dem Rausch, den der „Götz" allerseits erregt hatte, und erwartete in dem neuen Drama ein Seitenstück zu dem Liebling des gesammten deutschen Publikums. Als man aber statt des großartigen nationalen Stoffs die Darstellung einer an sich gar sehr untergeordneten Begebenheit erhielt, die für die Deutschen ohne alles äußere Interesse war, als man statt der lebendigen Fülle von Vorgängen nur eine beschränkte Reihe von gewöhnlichen Handlungen fand, und statt der jugendlich stürmischen, hinreißenden Darstellung der frischen volksthümlichen Sprache eine Darstellung und Sprache geboten wurde, die sich von der der andern Dichter nicht zu unterscheiden schien, da war es leicht erklärlich, daß man, in seiner Erwartung so bitter getäuscht, die wahren Vorzüge der neuen Schöpfung übersah. Und diese sind nicht gering anzuschlagen. Ohne von der Trefflichkeit des Dialogs, der glücklichen Zeichnung der Charaktere und der gebildeten Sprache zu reden, heben wir nur den Umstand hervor, daß Göthe durch den Clavigo schon ein Jahr nach dem Erscheinen des „Götz" mit der stürmischen Richtung brach, und sich zu einer mehr künstlerischen Gestaltung des Dramas wandte. Es zeugt aber dies von einem unbezwinglichen Kunstgefühl, daß ein junger Dichter, der gerade in jener Richtung so außerordentlichen Beifall erworben hatte, daß er ohne Widerspruch von allen Seiten für das größte poetische Talent seines Volks und seiner Zeit erklärt wurde, einen Weg einschlug, von dem er selbst voraussehen mußte, daß er die Billigung der jüngeren, ja zum Theil auch der älteren Generation nicht finden würde.

Wie schon im „Clavigo" die empfindsame Richtung durchbricht, welcher wir eines der Meisterwerke des Dichters, „Die Leiden des jungen Werthers", verdanken, so ist auch ein späteres Drama, „Stella", aus dieser Richtung hervorgegangen. Doch hatte er das Krankhafte derselben in der ersten Gestalt des Werkes durch den Schluß überwunden, den er später aus äußeren Rücksichten zu ändern für nöthig fand, und zwar zum höchsten Nachtheil des Stücks, das zwar den Schein größerer Moralität erhielt, vom ästhetischen Standpunkt ohne Zweifel viel verlor. Die „Stella" stellt nämlich die Geschichte eines Mannes dar, der seine Gattin seit längerer Zeit verlassen hat und einen neuen Bund mit einem jüngeren Frauenzimmer schließt. Während Beide sich dem Glück der Liebe überlassen, erscheint die Gattin, und wie sie den Ungetreuen stets geliebt hatte, so erwacht in demselben auch die alte Liebe zu derselben wieder, ohne daß er jedoch die Leidenschaft für die neue Geliebte zu besiegen im Stande wäre, so wie auch diese ihr Herz von dem nicht losreißen kann, der sie doch so unwürdig getäuscht hatte. Diese glühende Liebe der beiden Frauen führt zur Auflösung: jede begreift, daß die andere den Geliebten, daß dieser jede von ihnen lieben muß, und mit dem Ausruf: „Wir sind dein" schließt das Stück, indem es das künftige Verhältniß der drei Personen ahnen läßt. Ob Göthe hiebei eine bestimmte Begebenheit vor Augen hatte, wie es sich aus seiner ganzen poetischen Natur beinahe mit Bestimmtheit erwarten läßt, wissen wir nicht; vielleicht hatte ihn nur die bekannte Geschichte vom Grafen von Gleichen, dessen Doppelehe sogar vom Pabst geheiligt worden war, zu diesem Drama angeregt. Wie dem auch sei, so ist in der ganzen Anlage des Stücks der oben erwähnte Ausgang gerechtfertigt, und ist eine nothwendige Folge der Charaktere und der vorangehenden Handlungen. Göthe that daher sehr Unrecht, als er denselben änderte, und die Auflösung durch den Selbstmord des Mannes und der jüngeren Geliebten herbeiführte. Damit diese Auflösung poetisch gerechtfertigt sei, hätte er zugleich auch die ganze Anlage des Stücks und den Charakter der Personen umgestalten, das heißt ein ganz neues Drama schreiben müssen.

Auch „Die Geschwister", die Göthe bald nach der „Stella" dichtete, erinnern an die sentimentale Richtung der Zeit, und der Stoff scheint auf den ersten Anblick zu unbedeutend, um einem poetischen Gebilde zum Grunde gelegt zu werden. Wilhelm, der nicht mehr ganz jung ist, hat ein Mädchen, die Tochter einer frühern Geliebten, die sie ihm sterbend anvertraut hatte, als seine Schwester erzogen; allmählich verwandelt sich die brüderliche Zuneigung in Liebe. Ehe er sich noch entdecken kann, wirbt sein Freund Fabrice um Marianne; diese gibt ihm Gehör, weil sie wirklich für den gefälligen und gutgesinnten Mann freundschaftliche Zuneigung empfindet. Wilhelm, der dadurch vom tiefsten Schmerz ergriffen wird, sucht nun seine Leidenschaft zu verbergen; aber je länger Marianne die Sache überlegt, desto unmöglicher wird es ihr, sich von dem Bruder zu trennen, und so gesteht sie diesem, ohne es selbst zu wissen, daß sie ihn liebt, worauf er ihr das Verhältniß entdeckt. So einfach und unbedeutend der Stoff ist, so wenig Interesse die Handlung an sich gewährt, so gewöhnlich und unbedeutend die Verwickelung ist, so ist das kleine Drama durch die Behandlung doch ein Meisterwerk geworden, indem das innere, reiche Leben der Personen in plastischer Anschaulichkeit hervortritt und das Erwachen und die allmähliche Entwickelung der Leidenschaft in dem unbefangenen Herzen des Mädchens, ihr naives, ihr selbst unbewußtes Geständniß ihrer Liebe zu ihrem vermeintlichen Bruder mit der vollsten Kraft der Wahrheit und bei aller Wärme des Ausdrucks doch in liebenswürdiger Mäßigung dargestellt wird.

Außer dem „Faust" und einigen andern kleineren Stücken, von denen wir weiter unten sprechen werden, bearbeitete Göthe drei größere Dramen, seine größten Meisterwerke, beinahe gleichzeitig, indem er bald dem einen, bald dem andern seine Thätigkeit in vorzüglichem Grade zuwandte, den „Egmont", die „Iphigenie" und den „Tasso". Obgleich der „Egmont" um ein Jahr später erschien, als die „Iphigenie", hatte er

denselben doch geraume Zeit vor derselben begonnen, nämlich schon im J. 1775, während diese erst im J. 1779 angefangen und in der ersten Bearbeitung vollendet wurde. Es ist für die Beurtheilung dieser Dramen nicht unwichtig, die Zeit zu kennen, in welcher sie entstanden, denn während wir in „Iphigenien" und „Tasso" die Richtung zu vollster Entschiedenheit gelangen sehen, welche wir schon bei den „Geschwistern" bemerkt haben, weniger eine mannigfaltige Handlung als vielmehr das innere Leben der Personen darzustellen, lehnt sich „Egmont" in seiner Anlage noch an die frühere Zeit, wo Göthe, wie im „Götz", ein reiches Gemälde des äußern Lebens zu geben beabsichtigte. Aber wir sehen in dem „Egmont" zugleich auch jene spätere Richtung hervortreten, die sich erst im Laufe der Bearbeitung eingedrängt haben mag. Denn ohne Zweifel hatte Göthe ursprünglich die Absicht, den Kampf der Niederlande für ihre Freiheit gegen die Tyrannei des spanischen Königs Philipp II. und den Tod Egmonts als einen unheilbaren Riß zwischen dem Beherrscher und den Beherrschten darzustellen, so daß sich die Freiheit der letztern nothwendig daraus ergeben müsse. Im Laufe der Bearbeitung gewann der Dichter eine so unüberwindliche Liebe zum Verhältniß zwischen Egmont und Clärchen, daß dieses zum Mittelpunkt des Ganzen wurde. Daß dieses aber eintrat, war ohne Zweifel die Folge jener eben bezeichneten Richtung, vorzugsweise das innere Leben der Personen dramatisch zu entwickeln. Doch war die Idee, welche der früheren Anlage zum Grunde lag, zu mächtig hineingearbeitet worden, als daß sie ganz bei Seite hätte gelegt werden dürfen, und so sah sich Göthe zu einem Schluß gezwungen, den Schiller in seiner bekannten Recension des Dramas nicht mit Unrecht „opernmäßig" nennt. Nachdem nämlich dem Egmont das Todesurtheil verkündigt worden war, nachdem Alba's Sohn ihm durch die Versicherung, daß es keine Rettung mehr gebe, alle Kraft und Energie der Seele wiedergegeben, durch den Ausdruck seiner Theilnahme und Bewunderung ihn gleichsam mit der Welt versöhnt hatte, fällt er in einen tiefen Schlaf, in welchem ihm die Freiheit unter den Zügen Clärchens andeutet, daß sein Tod seinem Vaterland die Freiheit verschaffen würde. Wenn auch ein Traum an sich keineswegs dem Wesen des Dramas widerstreitet, so widerstrebt es doch demselben, den Traum in einer außerhalb des Träumenden erscheinenden Gestaltung darzustellen. Will man aber die Erscheinung der Freiheit als eine wirkliche Vision auffassen, die in ihrem geisterhaften Wesen auch von dem Schlafenden wahrgenommen werden kann, so ist wiederum eine solche Erscheinung weder in dem Charakter der Personen noch in dem der Zeit begründet, und was im „Hamlet", im „Macbeth", selbst in der „Jungfrau von Orleans" vollkommen geeignet ist, weil es im innigsten Zusammenhang mit der Anschauungsweise der Personen und des Zeitalters steht, muß beim „Egmont" als ganz unbegründet und im Widerspruch mit allen übrigen Verhältnissen erscheinen.

So groß auch der bezeichnete Mangel ist, so bleibt der „Egmont" auch mit demselben ein herrliches Werk und eines der trefflichsten historischen Trauerspiele, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Da ist Alles voll Leben und Wahrheit, denn wenn der Dichter in wesentlichen Dingen, namentlich bezüglich des Helden selbst von der historischen Ueberlieferung sich entfernt hat, so hat er dagegen in demselben einen Charakter aufgestellt, der von der größten poetischen Wahrheit ist, wie er denn hier, wie überall sonst, die unübertrefflichste Meisterschaft in Anlage und Entwickelung der Personen beurkundet. Wenige Striche genügen ihm, einen Menschen in seiner äußern Erscheinung wie nach seinem innern Wesen so lebendig anschaulich darzustellen, daß wir ihn mitten in seinem Thun und Treiben zu erblicken wähnen und er sich unserm Geist auf immer einprägt. Es gelingt ihm dies nicht bloß bei den hervorragenden Persönlichkeiten, sondern selbst bei den untergeordneten Gestalten, z. B. bei den verschiedenen Bürgern von Brüssel, in denen wir nicht allein den verschiedenen Beruf, sondern selbst die verschiedene Nationalität erkennen, so den bedächtigen Friesen in dem Invaliden Ruysum, den auf seine Freiheiten eifersüchtigen Brabanter im Schreiber Vansen u. s. w. Und so trefflich der Dichter die einzelnen Personen zu charakterisiren versteht, so unübertrefflich weiß er die Massen zu behandeln, und hierin steht ihm kein andrer deutscher Dichter gleich, selbst Schiller nicht, ja Göthe kommt in dieser Beziehung sogar dem großen Shakspeare nahe, den er freilich, wovon gerade „Egmont" wieder den unwidersprechlichsten Beweis gibt, mit der hingebendsten Treue studirt hat.

Wie immer, so ist Göthe auch im „Egmont" ein unübertrefflicher Meister in der Exposition. Schon in der ersten Scene führt er uns mit den leichtesten und unscheinbarsten Mitteln mitten in das Treiben des reichen niederländischen Lebens, er macht uns mit allen damaligen Verhältnissen auf das Genaueste bekannt, mit den neuen religiösen Bestrebungen, die sich so eng an die politischen knüpfen, mit den Absichten Philipps II., der die kirchlichen Bewegungen klug zu benutzen versteht, um das niederländische Volk seiner despotischen Willkür zu unterwerfen, der daher eine scheinbar von ihm unabhängige Gewalt, die Inquisition, einführt, um das Freiheitsgefühl des Volkes zu brechen. Und zugleich zeigt er uns seinen Helden in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, wir kennen ihn auf das Vollständigste, noch ehe er uns persönlich vorgeführt wird, als einen heiteren, sorglosen, lebenslustigen Fürsten, voll Adel der Gesinnung und tapferen Muthes, der sein Volk liebt und von ihm wiedergeliebt wird. Und in Folge der Entwickelung sehen wir, daß eben diese Eigenschaften es sind, die ihn in das Verderben stürzen. Der finstere Philipp fürchtet diese Gunst, in welcher Egmont bei dem Volke steht, und sein grausamer Helfershelfer handelt ganz im Sinne seines tyrannischen Herrn, wenn er ihn, den Liebling des Volkes, herausgreift und vernichtet; er hofft, mit seinem Leben auch die Lebenskraft des Volkes zu vernichten. Daß aber Egmont trotz der Warnungen des klugen und scharfblickenden Oraniens dem Verderben nicht entweicht, das ist eben wiederum eine Folge seines sorglosen Charakters; fern von Mißtrauen und Furcht, auf die Rechtlichkeit seiner Absichten und Handlungen bauend, gibt er selbst dem Feinde Waffen in die Hände, die dieser mit der nichtswürdigsten Schlauheit zu

benutzen versteht, so daß das ungerechte Urtheil sogar einen Anschein des Rechts erhält. So steht Alles, bis auf die letzten Scenen, deren Mangelhaftigkeit wir schon angedeutet haben, in der engsten Wechselbeziehung zu einander und das Drama entwickelt sich mit der vollsten psychologischen und künstlerischen Nothwendigkeit.

Es hat dasselbe aber nicht bloß hohen künstlerischen Werth, es ist auch in politischer Beziehung bedeutsam, und wir haben allen Grund zu bewundern, wie der Dichter schon vor der französischen Revolution Ansichten und Ideen ausspricht, die erst in der Folge zur allgemeineren Geltung gelangten, ja zum Theil erst in viel späterer Zeit, die Ansicht namentlich, daß nur die Staatsverfassung ihrem Zwecke entspreche, welche selbst dem letzten Bürger freie Beweglichkeit und Entwickelung gewähre.

Bei allen Vorzügen des trefflichen Dramas ist es doch nicht für die theatralische Darstellung geeignet, weshalb es auch mit Göthe's Genehmigung von Schiller für die Bühne bearbeitet wurde. Wir kennen diese Bearbeitung nicht, müssen es aber sehr bedauern, weil sie gewiß in hohem Grade dazu beiträgt, das Werk in künstlerischer Hinsicht zu beurtheilen. Nur so viel wissen wir aus Schillers Briefwechsel mit Körner, daß Schiller „mehrere neue Scenen erfand und sich mit den alten manche Freiheiten herausnahm", so daß er diese Bearbeitung „Göthe's und sein gemeinschaftliches Werk" nennen konnte (3, 333). Aus Riemers „Mittheilungen über Göthe" ersehen wir ferner, daß auch mehrere Scenen wegfielen, namentlich die, in welchen die Regentin, Margareta von Parma und Machiavell erscheinen, was allerdings bedenklich erscheint, da diese Scenen nicht bloß an sich vortrefflich sind, sondern auch wesentlich dazu beitragen, die damaligen Verhältnisse, besonders die Beziehungen der Regentin zum König und zu den Ständen in ihrer ganzen Bedeutsamkeit, sowie den Charakter und den eigenthümlichen Einfluß Egmonts noch klarer und entschiedener hervortreten zu lassen. Endlich erfahren wir aus Eckermanns „Gesprächen mit Göthe", daß Schiller die Absicht hatte, in der Gefängnißscene, wo dem Egmont das Urtheil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt, im Hintergrund erscheinen zu lassen, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Es sollte sich hierdurch der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. „Ich protestirte jedoch", fährt Göthe fort, „und die Figur blieb weg."(*)

Göthe's größtes Meisterwerk ist unstreitig die „Iphigenie". Er bearbeitete dieselbe mehremal. Die erste Gestaltung stammt aus dem J. 1779; ohne daß sie der Dichter, wie es scheint, gleich andern Dichtungen vorher lange mit sich herumgetragen habe, wurde sie in der kurzen Zeit vom 14. Februar bis 28. März concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen und am 6. April zum erstenmal auf dem herzoglichen Privattheater aufgeführt (Göthe spielte den Orestes, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades, welche Rolle später der Herzog selbst übernahm). Diese erste Bearbeitung war in Prosa geschrieben. Im J. 1780, oder sogar vielleicht schon früher, nahm er das Drama wieder vor, und gab ihm eine rhythmische Form; doch unterschied sich diese Bearbeitung nicht wesentlich von der ersten, denn da diese schon, obgleich in Prosa, doch einen gewissen rhythmischen Gang hatte, so beschränkte sich die Arbeit außer einigen Abänderungen, die meist durch den strenger eingehaltenen Rhythmus nothwendig geworden waren, eigentlich darauf, daß er die Dichtung einfach abschrieb und sie in Verse von ungleicher Länge theilte. Diese an sich unkünstlerische Form konnte jedoch dem feinen Sinne des Dichters nicht behagen, und als er das Drama im J. 1781 von Neuem durchsah, setzte er es wieder in Prosa um. Aber so wenig ihn jene willkürliche Gestalt befriedigen konnte, eben so wenig konnte ihm das prosaische Gewand gefallen, und zwar um so weniger, als die Sprache des Gedichts schon in der ersten Anlage einen ausgeprägten jambischen Gang hatte, so daß sogar Wieland, der die letzte prosaische Abfassung hatte vorlesen hören, des Glaubens war, es sei die „Iphigenie in Jamben geschrieben".* Als daher Göthe im J. 1786 eine neue Bearbeitung unternahm, „schnitt er sie in Verse", wie er sich selbst ausdrückt, und zwar in regelmäßige fünffüßige Jamben. Durchgreifendere Veränderungen scheint er außerdem damals nicht mit dem Gedicht vorgenommen zu haben. Dagegen nahm er es nach Italien mit und widmete ihm dort schon auf der Reise und später in Rom die größte Sorgfalt, denn er sah wohl ein, daß er sich, um ihm das Siegel der Meisterschaft zu geben, nicht mit der Aenderung weniger Stellen oder der bloßen Umsetzung in reine, harmonische Verse begnügen dürfe.

Wenn wir die Geschichte der Entstehung und Ausbildung, wenn auch nur in raschen Zügen, doch in möglichster Vollständigkeit mitgetheilt haben, so lag uns eben daran, nachzuweisen, mit welcher Hingebung und künstlerischen Bedachtsamkeit Göthe seine Meisterwerke der Vollendung entgegenführte, was sich freilich noch anschaulicher darstellen ließe, wenn es uns vergönnt wäre, die verschiedenen Bearbeitungen gegen einander zu halten, woraus hervorgehen würde, wie er nach und nach zu jener wunderbaren Klarheit und künstlerischen Ruhe gelangt ist, die jetzt das herrliche Gedicht durchdringt. In dieser letzten Umgestaltung erschien es gedruckt im J. 1787. Aber, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, wurde es bei seinem ersten Erscheinen vom Publikum kalt aufgenommen, ja selbst seine näheren Freunde schienen nicht zufrieden zu sein und in ihren Erwartungen getäuscht, was sich übrigens Göthe sehr gut erklärte. „Man war die erste Form so gewohnt," schrieb er am 16. März 1787, „man kannte die Ausdrücke, die man sich beim ersten Hören und Lesen zugeeignet hatte; nun klingt das Alles anders, und ich sehe wohl, daß im Grund mir Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt." Daß „Iphigenie" beim größern Publikum keinen großen Anklang finden würde, hatte Göthe schon während der Arbeit geahnt; „ich hätte Manches verändern müssen," schreibt er am 7. Oct. 1786 aus Venedig, „wenn ich sie unsern Theatern und unserm Publikum hätte nahe bringen wollen". Glücklicherweise ließ er sich durch diese Betrach-

*) Während wir dieses schreiben, ersehen wir aus den öffentlichen Blättern, daß die erwähnte Bearbeitung eben gedruckt werden soll. Wir bedauern sehr, das Erscheinen derselben nicht mehr abwarten zu können.

tung nicht verleiten, jene Rücksicht hervortreten zu lassen, vielmehr hielt er an dem Entschluß unerschütterlich fest, die Arbeit in höherem, großartigem und wahrhaft künstlerischem Sinn zu vollenden. Wenn sie auch, wie beinahe alle Dichtungen Göthe's, bis jetzt dem größeren Publikum fremd geblieben ist, und wohl auch immer bleiben wird, so ist sie dagegen zum vollen Eigenthum der Gebildeten geworden und hat nicht wenig dazu beigetragen, den Geschmack derselben zu veredeln, ihren Sinn für das Schöne zu heben. Denn die Bedeutsamkeit der „Iphigenie" liegt eben darin, daß sie vollendet schön und ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes ist, das heißt, daß sie nicht bloß einzelne Schönheiten darbietet, sondern daß alle Einzelnheiten an sich schön sind und zugleich in ihrer Verbindung das vollkommenste Ebenmaß gewähren, so wie daß sich der Dichter zur Erreichung der höchsten Zwecke der einfachsten Mittel bedient hat, wie es die Griechen thaten, wie es die Natur thut. Mit der „Iphigenie" verließ Göthe die Richtung vollständig, welche er mit seinem „Götz" eingeschlagen hatte, und statt das äußere Leben in seiner mannigfaltigen Erscheinung darzustellen, ging er nun darauf aus, das innere Leben in all seiner Beweglichkeit, in seinem ganzen Reichthum zu entfalten. Aber so ganz geistig die Grundlage des Dramas ist, so hatte Göthe ein zu tiefes Kunstgefühl, als daß er nach Weise der späteren Romantiker das Leben der Seele und des Gemüths als solches in mystisch abstrakter Weise dargestellt hätte; vielmehr hat er, wie er sich selbst ausdrückt, „das innere Leben hervorgekehrt," das heißt zur vollsten sinnlichen Anschauung gebracht, so daß seine Personen auch zur vollständigsten sinnlichen Gestaltung gelangen.

Der Stoff, den Göthe für dieses Drama wählte, bot mannigfache Schwierigkeiten dar, namentlich die, daß derselbe schon von ältern und neueren Dichtern bearbeitet worden war, und dann daß er in eine ferne Zeit und ein fremdes Volk zurückwies. Die Wahl eines schon behandelten Stoffs erscheint schon deswegen bedenklich, weil der Dichter in der Erfindung wie in der Ausführung beschränkt ist, und man zudem etwas Bedeutenderes von ihm erwartet, als seine Vorgänger geleistet hatten. Und so hatte Göthe, wenn auch die modernen Bearbeiter des Stoffs wenig zu beachten waren, doch mit Euripides zu wetteifern, dessen „Iphigenie auf Tauris" bei allen einzelnen Mängeln doch große Schönheiten darbietet. Wenn Göthe den Kampf mit dem großen griechischen Dichter siegreich bestand, so gelang ihm dies deshalb, weil er mit künstlerischer Sicherheit den Stoff und die Form in einer Weise erfaßte, die ihm allein volle Selbstständigkeit gewährte. Was nämlich die Form betrifft, so ist er in den Geist und das Wesen der griechischen Kunst so tief eingedrungen, daß er sich dieselbe zum vollständigsten Eigenthum machte, und mit freier Selbstständigkeit in ihrem Geiste zu erfinden und zu dichten vermochte, daß er in ihrem Sinne einen Plan anlegen, Charaktere darstellen, den Dialog entwickeln, die Sprache behandeln konnte. Hatte er ihnen aber auch ihre Künste abgelauscht, so ahmte er sie doch keineswegs nach, sondern er schuf vielmehr gleichsam eine neue dramatische Kunst, indem er von der griechischen nur das Ewige, Bleibende behielt, Alles absonderte, was nur Eigenthümlichkeit des Volkes und der Zeit war und dieses auf eine Weise ersetzte, wie es seinem Volk und seiner Zeit angemessen war. So gelang es ihm, ein Drama zu schaffen, das die plastische Schönheit der griechischen Kunst in der lebendigsten Weise wieder hervorrief und doch in seiner ganzen Erscheinung rein deutsch und modern war. Und so behandelte er auch den Stoff in ähnlicher Weise. Er blieb der Ueberlieferung im Wesentlichen getreu, und wich von ihr nur in Zügen ab, welche nur für die Griechen von Bedeutung waren, für uns aber, überhaupt für alle übrigen Völker und Zeiten ohne näheres Interesse sind. Nach der Ueberlieferung soll Orestes, um sich von den Furien zu befreien, in Folge eines Orakelspruchs des Delphischen Apoll das Bild seiner Schwester Diana aus Tauris entführen und nach Griechenland bringen. Da sich dieses Bild nach dem allgemein angenommenen Glauben wirklich in Delphi befand, so mußte ein griechischer Dichter, der diesen Stoff bearbeitete, die Entführung des heiligen Bildes als wirklich erfolgt darstellen; er durfte dies nicht unterlassen, ohne mit dem allgemeinen Glauben in Widerspruch zu gerathen, daher denn auch Euripides seinem Drama diesen Ausgang gibt. Aber weil er dies thun mußte und andererseits das Bild auch für die Taurier ein Heiligthum war, diese es daher unter keiner Bedingung freiwillig hergegeben hätten, und ein Kampf unbedingt zum Nachtheil der viel schwächeren Griechen hätte ausfallen müssen, so sah sich der griechische Dichter genöthigt, ein ganz äußerliches Mittel zu ergreifen, um die Griechen in den Besitz des Heiligthums zu setzen: er ließ die Göttin Pallas erscheinen, auf deren ausdrücklichen Befehl die Taurier die Griechen mit ihrem Raub ruhig abziehen ließen. So undramatisch dieser Ausgang ist, so blieb unter den angegebenen Umständen dem griechischen Dichter kein anderer Ausweg übrig. Was aber für diesen eine unbedingte Nothwendigkeit war, das war es für den deutschen Dichter nicht, da es seinem Volk und seiner Zeit etwas ganz Gleichgültiges war, ob das Bild der Diana wirklich nach Griechenland gebracht wurde oder nicht. Wie Göthe nun den dramatischen Fehler des Euripides erkannte, so fand er auch durch eine leichte Veränderung des Orakelspruchs das einfachste und glücklichste Mittel, denselben zu vermeiden. Statt daß dieser nach der Ueberlieferung lautet, daß er das Bild der Diana von Tauris entführen solle, änderte er ihn dahin, daß Orestes die Schwester nach Griechenland bringen solle. Und diese Fassung des Orakels, nach welcher unter der Schwester eben sowohl die des Apollo als die des Orest verstanden werden kann, ist um so glücklicher, als die darin liegende Zweideutigkeit ganz in der Art der Orakelsprüche liegt, die ja eben ihrer Zweideutigkeit wegen meist falsch ausgelegt wurden, bis der Erfolg die richtige Auslegung zum Bewußtsein brachte. Auf diese Weise bedurfte der deutsche Dichter weder eines Kampfes noch einer andern künstlerisch gewaltthätigen Lösung, indem Orestes dem Orakelspruch in seinem ganzen Umfang dadurch entsprach, daß er seine Schwester Iphigenie in die Heimat zurückführte.

Und wie in diesem Falle, so hat Göthe auch in andern alle bloß äußerlichen Motive auf das Glücklichste vermieden; alle Vorgänge entwickeln sich bei

ihm aus dem Charakter der Personen, welchen er denn auch mit der unübertrefflichsten Kunst zur Anschauung gebracht hat. Unter den Personen bildet Iphigenie den schönsten Mittelpunkt, an den sich einerseits die Griechen, ihr Bruder und dessen Freund Pylades, andererseits die Scythen, der König Thoas und dessen Vertrauter Arkas im bewundernswürdigsten Ebenmaß anschließen. In Iphigenien liegt der Schwerpunkt des ganzen Gedichts, dessen Bedeutung Göthe selbst in folgenden Zeilen, die er in ein Exemplar schrieb, trefflich bezeichnet:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Diese „reine Menschlichkeit" findet in Iphigenien ihren herrlichsten Ausdruck; sie erscheint in der edlen Jungfrau in so hoher Vollkommenheit, daß es dieser gelingt, alle Leidenschaften zu bändigen, welche ihre Geliebten und ihre Freunde bestürmen und zu blutigem Ausgange führen könnten; ja selbst daß Orest von den Furien befreit wird, erscheint, wenn auch nicht als unmittelbare, doch als mittelbare Wirkung ihres Einflusses. — So hoch Iphigenie steht, so hat sie der Dichter doch keineswegs als vollkommenes Wesen dargestellt, vielmehr theilt er auch ihr das Loos menschlicher Schwäche zu; Pylades gibt ihr den Rath, den König zu täuschen, und sie geht in seine Absicht ein. Es ist dies ein vortrefflicher Zug, der den Dichter als tiefen Kenner der menschlichen Natur beurkundet. Aber wenn Iphigenie auch schwanken konnte, so erhob sie sich doch bald wieder zu der sittlichen Größe, die sie charakterisirt und die ihre erste und lauterste Quelle in der wahren Frömmigkeit hatte, die sie in allen Verhältnissen kund gibt. So entschließt sie sich, gegen den König, ihren Wohlthäter, wahr zu sein, und eben diese Wahrheit, welche nach allen menschlichen Voraussetzungen ihr und ihres Bruders Verderben hätte herbeiführen müssen, ist es, was die friedliche, glückliche Lösung herbeiführt.

Wenn die „Iphigenie" auch, wie erwähnt, selbst von den Freunden des Dichters kühl aufgenommen wurde, so fühlte er doch zu tief, wie viel er hineingearbeitet hatte, als daß er sich dadurch hätte können irre führen lassen. Er hatte mit diesem Gedicht die Höhe der reinen Kunst erstiegen, von der er nicht mehr herabsinken konnte. Wie er nunmehr in seinen Dramen mit Ausnahme der kleinern Lustspiele fortwährend die edlere metrische Form gebraucht, die er zuerst bei der Iphigenie in so wunderbar glücklicher Weise durchgeführt hatte, so wählte er auch nur solche Stoffe, die mehr eine innere Entwickelung verlangten, als auf Darstellung des wechselvollen äußeren Lebens beruhten. Und so waren es vorzüglich Stoffe aus der griechischen Sage, die ihn jetzt anzogen, weil sich diese der reinen künstlerischen Gestaltung am besten fügten und sich in ihnen bei der Einfachheit der Vorgänge das innere Leben der Personen am klarsten entwickeln ließ. Schon bald nach Vollendung der „Iphigenie" in ihrer ersten Gestalt begann er (1781) den „Elpenor", der ihn lange zugleich mit der Umgestaltung der „Iphigenie" beschäftigte, den er aber später liegen ließ, so daß nur der erste Aufzug und drei Auftritte des zweiten vollendet wurden, aus denen wir nur vermuthen können, daß die Blutrache, welche Elpenor der Antiope schwört, den Mittelpunkt der Handlung bilden würde. Vielleicht war es gerade das Grauenhafte der Entwickelung, welche Göthen abhielt, das Drama zu vollenden, das, soweit es vorliegt, sich unbedingt seinen trefflichsten Schöpfungen anschließt. — Während er in Sicilien war, faßte er den Plan zu einem Drama, in welchem er die Odyssee dramatisch zu behandeln im Sinne hatte; es hatte ihn der Stoff so sehr in Anspruch genommen, daß „er darüber den größten Theil seiner sicilianischen Reise verträumte". Da er aber, wie gewohnt, seine ersten Entwürfe bloß im Kopfe durcharbeitete, ohne Etwas aufzuschreiben, so hat sich, da er später durch andere Arbeiten abgezogen wurde, von der „Nausikaa" nur ein sehr kurzes Fragment erhalten. So beschäftigte ihn endlich auch der Plan, eine „Iphigenie auf Delphi" zu schreiben, in welcher die in der „Iphigenie auf Tauris" begonnene Sühnung des Tantalischen Geschlechts zur Vollendung kommen sollte. Wir kennen von diesem beabsichtigten Drama nur die allgemeinsten Umrisse, die Göthe in der „Italienischen Reise" mittheilt; aber es liegt in diesen Umrissen ein so tief poetisches Leben, daß wir höchlichst bedauern müssen, daß der Dichter sie nicht ausgeführt hat. Er selbst schwankte: „Thät ich nicht besser," schrieb er am 16. Februar 1787, „Iphigenie auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen?" Und wahrlich, wir stehen nicht an es auszusprechen, daß er wirklich besser gethan hätte, „die neuen Gegenstände, an denen er frischeren Antheil nahm, mit frischem Muth und Kräften zu unternehmen". (Ebend. Werke, 27, 275.) Denn wenn es auch wahr ist, daß er, wie er weiter hinzufügt, in den „Tasso" viel von seinem Eigenen hineingelegt hatte, so würde schon des glücklichern Stoffs wegen die „Iphigenie in Delphi" bedeutender geworden sein und sich der „auf Tauris" ebenbürtig angeschlossen haben, was wir vom „Tasso" unmöglich zugeben können, wenn er auch gewöhnlich jenem herrlichen Meisterwerke an die Seite gesetzt wird. Allerdings ist der „Tasso", was die Form betrifft, der „Iphigenie" gleich zu stellen, und wir bewundern in ihm namentlich die herrliche, wahrhaft vollendete Sprache, die höchst gebildete Diction, den ruhig und klar sich entwickelnden Dialog. Eben so ist die äußere Anlage des Dramas, so wie dessen Entwickelung durchaus vortrefflich, in so fern man es nämlich nach dem einmal durchgeführten Plan beurtheilt, es sind die Charaktere mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnet; allein bei allen diesen großen Vorzügen kann uns das Gedicht als Ganzes nicht befriedigen.

Göthe hat den „Tasso" schon im J. 1780 begonnen und 1781 in Prosa vollendet; in Italien hatte er denselben wieder hervorgeholt, um ihn wie die „Iphigenie" in metrische Form zu bringen. Allein wenn bei dieser in der That nur eine vollendetere Gestaltung des Vorhandenen nöthig war, so mußte er dagegen bei dem „Tasso" das Vorhandene ganz zerstören, „denn das hat zu lange gelegen" schrieb er (Rom, 21. Febr. 1787), „und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft". „Tasso" war das einzige Gedicht, das er mit nach Sicilien nahm, ohne daß er jedoch viel daran gearbeitet hätte, da ihn da-

mals die „Nausikaa" beinahe ausschließlich in Anspruch nahm. Dagegen beschäftigte er sich eifriger während seines zweiten Aufenthalts in Rom mit diesem Drama und besonders nachdem er „diese Hauptstadt der Welt" verlassen hatte; denn die Beschäftigung mit „Tasso" ließ ihn das Heimweh nach Rom überwinden. Den größten Theil seines Aufenthalts in Florenz verbrachte er in den dortigen Lust- und Prachtgärten; dort schrieb er die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die ihm in diesem Augenblick zunächst lagen, „dem Zustand dieser Lage", sagte er weiter, „ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise troß aller Zerstreuung und Ablenkung; und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." (Werke 60, 251 f.) Aus diesen eigenen Aeußerungen Göthe's geht schon hervor, daß der „Tasso" ganz unzweifelhaft jener innern Richtung angehört, die wir schon bezeichnet haben, und in welcher er seine „Iphigenie" gedichtet hatte. Aber während er in dieser das „innere Leben hervorgekehrt" hat, und es sich eben in den Handlungen offenbart, so einfach diese auch sind, so ist dieses bei „Tasso" keineswegs der Fall, vielmehr zieht sich durch das Ganze ein lyrisches Gepräge, das der dramatischen Entwickelung widerstrebt. Diese Behauptung steht keineswegs mit der früheren in Widerspruch, daß die Charaktere meisterhaft gezeichnet seien, denn daß sich auch in einem rein lyrischen Gedichte der Charakter der Personen tief ausprägen könne, hat gerade Göthe in zahlreichen Dichtungen bewiesen.

Daß Göthe im „Tasso" den Gegensatz zwischen dem inneren Leben des Dichters und dem Leben des Staatsmannes darstellen wollte, ist oft genug wiederholt worden; wir können uns aber nicht erinnern, daß die weitere Bemerkung hinzugefügt worden sei, er habe zugleich den Gegensatz in seinem eigenen Wesen schildern wollen, der ihn lange Zeit gequält und von dem er sich nur durch die Flucht nach Italien rettete — denn so kann man seine Reise dahin wohl bezeichnen. Seine Stellung als Staatsmann, der er gewissenhaft genügen wollte und genügte, mußte mit seiner dichterischen Natur, die ihn fortwährend zu poetischer Thätigkeit drängte, in Zwiespalt gerathen, und diesen Zwiespalt suchte er in den beiden Charakteren des Tasso und Antonio anschaulich zu machen, so wie er in der Schlußscene die Versöhnung dieser zwei Gegensätze, wie sie nach seiner Rückkehr aus Italien Statt fand, darstellen wollte. Diese Scheidung eines und desselben Charakters in zwei Persönlichkeiten, wie Jean Paul es in den „Flegeljahren" gethan, läßt sich wohl in einem humoristischen Roman ertragen, sie widerstrebt aber dem Begriff des Dramas auf das Vollständigste, weil sie doch eigentlich allegorischer Natur ist. Es gehörte die ganze Schöpfungs- und Gestaltungsgabe Göthe's dazu, um diesen allegorischen Hintergrund so glänzend zu verdecken, aber er bricht doch troß aller Anstrengung durch und zeigt sich namentlich darin, daß dem Drama nicht eigentlich eine Handlung zum Grunde liegt, dasselbe vielmehr nur eine Reihe von einzelnen dramatischen Scenen und Situationen sind, die an sich höchst vortrefflich, aber zu keiner Verbindung gelangen, weil es dem Ganzen an einem klaren, befriedigenden Schlusse fehlt und nach der allegorischen Anlage auch fehlen mußte.

Erst lange Zeit nach dem Erscheinen des „Tasso" trat Göthe wieder mit einem größeren dramatischen Werke, der „Natürlichen Tochter" hervor (die in diese Zeit fallenden kleineren und untergeordneteren Stücke werden wir später anführen); den Plan zu diesem Drama faßte Göthe im J. 1799; die Veranlassung zu demselben waren die eben erschienenen Memoiren der Bourbon-Conti, deren abenteuerliche Geschichte zu Grunde gelegt ist. Das Ganze sollte eine Trilogie bilden, von welcher der Dichter jedoch nur den ersten Theil bearbeitete, von den zwei andern liegt nur ein Schema vor und kann daher nicht in den Bereich unserer Betrachtung gezogen werden. Obgleich das Vorliegende nach Göthe's eigenem Ausspruch nur die Exposition zum Ganzen bildet, so ist dieser Theil doch selbst so eng in sich abgeschlossen, daß es auch ohne Rücksicht auf die fehlenden Theile als selbstständiges Ganzes betrachtet werden kann. „In dem Plane", sagt Göthe (Werke 31, 84) „bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich Alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, in geziemendem Ernste niederzulegen hoffte." Wenn sich auch diese Bemerkung in ihrem ganzen Umfang nur auf das Ganze beziehen kann, wie er es zu dichten im Sinne hatte, und sie auf den vorliegenden Theil am wenigsten Anwendung findet, so ist doch auch in diesem die beabsichtigte Grundlage nicht zu verkennen. Es gibt uns derselbe nämlich ein Bild von den Zuständen vor der französischen Revolution, ein Bild, das zwar nur in den allgemeinsten Zügen gehalten ist, aber doch vollkommen hinreicht, um die Ahnung von einer bevorstehenden Umwälzung zu rechtfertigen, die sich im Verlaufe des Dramas immer entschiedener ausspricht. So unverkennbar die besondere Grundlage der Dichtung ist, so hat sie Göthe mit der ihm eigenthümlichen Meisterschaft so ganz zum Allgemeinen emporgehoben, daß sich das Besondere darin vollkommen verliert; ja es lag ihm so ganz daran, dieses zu erreichen, daß er sogar die einzelnen Personen nicht als besondere Individuen, sondern gleichsam als Repräsentanten ganzer Stände darstellte. Aber wenn uns das Personenverzeichniß auch nur einen König, Herzog, Graf, Gerichtsrath, Weltgeistlichen u. s. w. vorführt, so hat ihnen der Dichter doch im Verlauf der Entwickelung einen so ausgeprägten Charakter gegeben, daß sie feste Gestalt gewinnen und als bestimmte Individuen erscheinen. Ja man dürfte sogar in den Personen einzelne historische Züge erkennen, und namentlich ist es nicht zu verkennen, daß Göthe in dem König den unglücklichen Ludwig XVI. vor Augen hatte, der seine Neigung, zum Wohl des Volks zu leben, durch seine nächsten Blutsver-

wandten so oft gehemmt sah. Aber selbst wenn der Dichter in seinen Personen nicht bloß Individuen, sondern wirklich ganze Stände, ja selbst die ganze geschichtliche Entwickelung darstellen wollte, wie es bei dem Weltgeistlichen unverkennbar der Fall ist, hat er dieses Allgemeine wiederum mit wunderbarer Kunst zu concreter Anschaulichkeit gebracht, so daß die allegorische Anlage vollkommen verschwindet und uns eine fest ausgeprägte lebensvolle Individualität entgegentritt. So allgemein die „Natürliche Tochter" dem „Tasso" nachgesetzt wird, so stehen wir nicht an, sie ihm weit vorzuziehen; es sind nicht bloß dramatische Scenen, es ist ein wahres Drama, in welchem sich das innere und äußere Leben gleichmäßig vor uns entwickelt, und wenn auch die großen, das Schicksal der Heldin bestimmenden Verhältnisse nur im Hintergrunde erscheinen, so sind sie doch so sicher und fest dargestellt, daß wir ihre nothwendige Wirkung vollkommen begreifen. Nur Eines läßt sich nicht läugnen, daß es dem Ganzen am dramatischen Effekte mangelt, aber es ist dies lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß sich der Dichter im Einzelnen in allzugroße Ausführlichkeit verlor, und der Darstellung der innern Seelenzustände einen zu großen Raum gestattete, wodurch das ebenmäßige Verhältniß derselben zur äußern Handlung gestört wurde. Dies war zunächst eine Folge der weiter oben bezeichneten Richtung, zum Theil aber auch eine Folge der Anlage des Ganzen als Trilogie, wodurch der Dichter gezwungen wurde, diesem ersten Theil einen den folgenden entsprechenden Umfang zu geben. Wenn die „Natürliche Tochter" schon deshalb auf dem Theater wohl nur dann eine bedeutende Wirkung hervorbringen kann, wenn jede einzelne Person von wirklichen Künstlern dargestellt wird, welche das reiche innere Leben zur vollkommensten sinnlichen Anschauung zu bringen verstehen, so wird sie dagegen beim Lesen stets den höchsten Genuß darbieten, und sowohl wegen ihrer vollen Gedankenfülle, als ihrer unübertrefflich schönen Sprache stets das reinste Wohlgefallen erregen.

Wir haben von den größern dramatischen Werken Göthe's nur noch den „Faust" zu betrachten, der in seinen Anfängen weit in die erste Periode des Dichters hinaufreicht und dessen Ende beinahe mit dem Tode desselben zusammenfällt, so daß es allein schon den ganzen Gang der Entwickelung des Dichters, wenn auch nicht in allen seinen Einzelnheiten, doch in seinen Hauptzügen darstellt. Die erste, wenn auch noch ganz allgemeine Idee zu dieser Dichtung faßte Göthe schon in Straßburg, wo ihn das poetische Leben des Volkes so sehr beschäftigte; „das bedeutende Puppenspiel klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." (Werke 25, 314). Wenn ihn aber der „Faust" auch fortwährend beschäftigte, so hat er doch die eigentliche Bearbeitung nicht eher als im J. 1773 oder 1774 begonnen, die er auch im folgenden Jahre rüstig fortsetzte, so daß der erste Theil in seinen Hauptscenen schon damals beendigt wurde. Doch fügte er später noch manches Bedeutende hinzu und ließ es dann, so weit es vollendet war, im J. 1790 als „Fragment" erscheinen. Während Göthe gewöhnlich an den Dichtungen, die er in Bruchstücken herausgab, die Lust verlor, beschäftigte ihn der „Faust" auch nach Erscheinen des Fragments fortwährend, und so arbeitete er besonders in den Jahren 1797—1800 thätig an der Fortsetzung des herrlichen Werkes. Um diese Zeit schloß er den ersten Theil, der jedoch erst 1807 durch den Druck bekannt gemacht wurde. Einzelne Stücke des zweiten Theils hatte er schon früher gedichtet, so namentlich die „Helena", an der er schon in Frankfurt gearbeitet hatte, die er jedoch erst 1826 vollendete. Sie erschien zuerst in den sämmtlichen Werken im J. 1828 als Zwischenspiel zu „Faust" und erst 1832 bei dem vollständigen Abdruck des zweiten Theils dieser Dichtung als vierter Akt desselben. An den übrigen Abschnitten des zweiten Theils so wie an der schließlichen Redaction des Ganzen arbeitete Göthe vorzüglich von 1825 bis 1831.

Es ist natürlich, daß eine Dichtung, zwischen deren Anfängen und Abschluß über ein halbes Jahrhundert liegt, große Verschiedenheit der Behandlung zeigen muß, und daß dieser Umstand selbst auf den Plan und dessen Ausführung von wesentlichem Einflusse sein mußte, wenn ihn der Dichter auch schon früh festgestellt hatte und ihm im Allgemeinen auch treu blieb. Namentlich mußte dies bei einem Dichter geschehen, der wie Göthe gewöhnt war, seine Erfahrungen und die Ergebnisse seines äußern und innern Lebens poetisch zu gestalten. Wenn aber die Dichtung eben dadurch an Reichthum und Tiefe der Ideen gewann, so ist es eben so natürlich, daß sie an Einheit der Auffassung verlieren mußte, da mit der Zeit neue Ansichten in den Vordergrund traten und die frühern zurückdrängten. So ist es gewiß unzweifelhaft, daß die „Helena", an welcher er, wie gesagt, schon in Frankfurt gearbeitet hatte, etwas ganz Anderes hätte werden müssen, wenn sie schon damals oder in der nächstfolgenden Zeit abgeschlossen worden wäre, als sie nunmehr geworden ist, da er sie erst seit Anfang des Jahrhunderts ernstlicher wieder vornahm und sie sogar erst 1826 vollendete. Denn es ist klar, daß sie in den siebenziger und selbst in den achtziger Jahren nicht die Absicht hätte haben können, die Versöhnung der klassischen und romantischen Poesie allegorisch darzustellen, wie es jetzt der Fall ist.

So scheidet sich der „Faust" nicht bloß durch die Anlage, sondern auch hinsichtlich der Bearbeitung in zwei vollständig geschiedene Theile, die man kaum einem und demselben Dichter zuschreiben würde, wenn man es nicht wüßte. Denn während sich der erste mit Ausnahme einer oder der andern später eingeschobenen Scene, namentlich der „Walpurgisnacht" in der größten Klarheit und sinnlichen Anschaulichkeit bewegt, und selbst die tiefsten Resultate des menschlichen Nachdenkens, die geheimsten Regungen der Seele plastisch gestaltet, versenkt sich der zweite in das dunkle Reich der Allegorie und der romantisch-mystischen Behandlung. Der erste Theil ist, selbst in seiner unvollendeten Gestalt, ein hohes Kunstwerk, der zweite ist nur eine Reihe von mehr oder weniger schönen Dichtungen. Man hat die beiden Theile des „Faust" mit der „Hölle" und dem „Paradies" des Dante verglichen, wir möchten sie eher

mit dem „verlornen“ und dem „wiedergewonnenen Paradies“ von Milton zusammenstellen, mit denen sie nicht nur in der Idee, sondern auch äußerlich darin ähnlich sind, daß die zweite Dichtung der ersten weit nachsteht.

Es gibt kaum ein poetisches Werk, das so häufig und so eindringlich erläutert worden ist, als der „Faust“, und allerdings gibt auch keine andere Dichtung solchen Anlaß zu breiten Erklärungen, der erste Theil wegen seiner tief poetischen Auffassung und Gestaltung des Lebens, der zweite wegen seiner Gedankenfülle und seiner mystischen Auffassungsweise, die allerdings der Dunkelheiten viele darbietet; und doch ist die ihm zu Grunde liegende Idee so klar, daß sie sich von selbst darbietet. Der erste Theil will nichts Andres darstellen als die ewige Wahrheit, die schon in der Geschichte vom Sündenfall so lebendig ausgesprochen ist, daß der Mensch dem Bösen, dem Teufel, dem Tod, oder wie man es auch immer nennen mag, verfalle, wenn er das Gute auf unrechtem Wege zu erreichen strebt; der zweite Theil entwickelt dagegen die Idee, die der Dichter selbst in der Schlußscene mit den Worten ausspricht: „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen.“

Im ersten Theil hat Göthe zwar die bekannte Sage zum Grund gelegt, dieselbe aber mit der freiesten Selbstständigkeit entwickelt; er hat ihren tieferen Sinn, der in der Ueberlieferung nicht zur Klarheit gelangt, mit poetischer Schöpfungskraft zur reichsten Entfaltung gebracht. Sein „Faust“ ist nicht mehr die beschränkte Gestalt der Sage, er hat aus diesem einen Repräsentanten des Menschen überhaupt gebildet und dessen ungezügeltes Streben nach einer höhern, dem Sterblichen verschlossenen Erkenntniß dargestellt, und gezeigt, wie er in diesem Streben untergeht. Denn aus ihm erzeugt sich, eben weil es keine Befriedigung findet, der Skepticismus, den der Dichter im Mephistopheles personificirt, in dem „Geist, der stets verneint“. Mit dem Zweifel erwacht die Selbstsucht, die denjenigen, der noch so eben mit der wahrsten Begeisterung nach dem Unendlichen strebte, unerwartet auf die Bahn des schroffsten Materialismus führt, und ihm das Glück der Sinnlichkeit als das höchste erscheinen läßt. Ohne daß Faust eigentlich lasterhaft wird, verliert er die innere Kraft, die ihn allein unter den Verhältnissen, die sich allmählich um ihn bilden, hätte aufrecht halten können. Unter dem Scheine der Nothwehr wird er zum Mörder; er muß entfliehen, und weil er dadurch das arme verführte Gretchen ihrem Schicksal überlassen muß, wird er die Ursache, daß das unglückliche Mädchen, das der drohenden Schande nicht entgegenzutreten vermag, in wahnsinniger Verzweiflung ihr Kind erwürgt und den Tod auf dem Blutgerüste erleiden muß. Die Scenen, in welchen Gretchen erscheint, gehören von der ersten bis zur letzten zu dem Trefflichsten, was die Poesie jemals geschaffen hat. Wir wollen nicht ins Einzelne eintreten, und die herrlichen Scenen bezeichnen, die sich einander drängen, stets neue und stets meisterhafte Gemälde vorführen, wie der Monolog Faust's, sein Gespräch mit Wagner, die Scene vor den Thoren, die Unterredung mit Gretchen über die Religion, und vor Allem die unübertreffliche Scene im Dom, die an Tiefe der Empfindung und Größe der Wirkung bei so einfachen Mitteln wohl ihres Gleichen nicht hat; wir wollen nicht auseinandersetzen, mit welcher Kunst der Dichter das Erwachen der Liebe in der unschuldigen Jungfrau darstellt, und wie dieselbe sie so bewältigt, daß sie sich endlich dem Verführer hingibt; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, wie herrlich es dem Dichter gelingt, es dem Leser zum vollen Bewußtsein zu bringen, daß sie, auch nachdem sie gefallen, nachdem sie unfreiwillig ihre Mutter getödtet, nachdem sie im Wahnsinn ihr Kind erwürgt, doch den höchsten sittlichen Adel, die vollste Reinheit der Seele bewahrt hat, so daß die Stimme, die ihr das ewige Heil verkündigt, nur die Ueberzeugung des Lesers ausspricht. So tritt im ersten Theil der Gegensatz zwischen dem gebildeten Menschen, der trotz seiner höhern Erkenntniß dem Bösen in die Hände fällt, und dem naiv ungebildeten, der selbst in der Verirrung seine Herzensunschuld zu bewahren weiß, in der schönsten Klarheit hervor.

Solcher Gegensätze gibt uns der Dichter noch manche; doch begnügen wir uns nur, sie anzudeuten. Den Einen, der im Faust einerseits und im Mephistopheles andrerseits personificirt ist, haben wir schon erwähnt; nicht weniger bedeutend ist der zwischen Faust und seinem Famulus Wagner, zwischen dem rastlosen Forscher, dem die Erkenntniß zur Qual wird, weil jede neue Eroberung im Gebiete des Wissens ihm die unerreichbare Unendlichkeit desselben zum Bewußtsein bringt, und dem pedantischen Gelehrten, der sich umgekehrt in seinem beschränkten Wissen den Göttern gleich dünkt, weil er sich bewußt oder unbewußt mit den Ungelehrten vergleicht, deren auf Erfahrung und naive Anschauung des Lebens beruhende Geistesbildung er nicht zu beurtheilen, nicht zu ahnen vermag. Endlich erwähnen wir noch den Gegensatz zwischen Faust und den Studenten, die an gemeiner roher Lust als solcher Freude finden, während jener auch in sinnlichen Vergnügungen einen Ausdruck der höhern Menschheit sucht.

So tief Faust gefallen war, so war seine Seele doch niemals von der Gemeinheit angegriffen worden, in die ihn Mephistopheles immer tiefer zu reißen suchte. Dies bürgt dafür, daß auch er nicht unrettbar verloren ist. Der Ausgang seines Verhältnisses mit Gretchen mußte auf ihn, namentlich nachdem sich Mephistopheles in den letzten Scenen zum erstenmale in seiner wahren Gestalt gezeigt hatte, einen erschütternden Eindruck machen, der ihn wieder zu sich selbst bringen und ihn zum Kampf gegen das böse Prinzip auffordern mußte. Dies war die Aufgabe des zweiten Theils. Wir haben schon angedeutet, daß dieser dem ersten weit nachsteht, wie Göthe selbst fühlte, als er an seinen Freund Zelter schrieb: „Ich habe gar zu vielerlei Bauwerk angelegt, welches zu vollführen doch am Ende Kraft und Vermögen fehlen.“ (1. Juni 1831). Und in diesen Worten hat Göthe selbst den Grundfehler dieser Dichtung ausgesprochen.

Noch ein andrer, nicht minder wesentlicher Fehler ist der, daß der zweite Theil, um uns so auszudrücken, in der That nur eine Paraphrase des ersten ist, wenn auch zum Theil mit andern Figuren und andern Verhältnissen. Daher ist er auch wie jede Paraphrase breit und weitschweifig, daher finden sich sogar eigentliche Wiederholungen, wie z. B. in den Scenen mit dem Famulus, dem Bac-

calaureus. Während der erste Theil ein vollständiges Weltgemälde vor unsern Augen entwickelt, dies aber in künstlicher Auffassung thut, so daß viele Verhältnisse nur angedeutet, untergeordnete kaum berührt werden, führt uns der zweite diese ausführlich vor, wodurch das große Gemälde in Einzelnheiten verschwimmt, abgesehen, daß die die ganze Dichtung erfüllende allegorische und mystische Auffassung Klarheit und sinnliche Anschaulichkeit vollkommen unmöglich macht.

Um dieselbe Zeit, als „Faust" den Dichter zu beschäftigen begann, faßte er den Plan zu zwei andern dramatischen Werken, die er jedoch nicht ausführte. Im „Prometheus", dessen vorhandene Fragmente schon in den J. 1773—1774 gedichtet wurden, stellte er ungefähr die nämliche Idee dar, wie im „Faust"; auch hier finden wir ein unbefugtes Eindringen in die göttlichen Geheimnisse, und der ganze Unterschied besteht eigentlich nur darin, daß der „Prometheus" auf antiker Sage beruht, im „Faust" sich die moderne Anschauungsweise abspiegelt. Später (1801) dichtete er eine „Pandora", die sich an den „Prometheus" anschloß, und in welcher er „die Versöhnung der Menschheit mit den Göttern" auf dem Wege des Fortschritts zur wahren Humanität darstellen wollte, die sich also zum „Prometheus" verhält, wie der zweite Theil des „Faust" zum ersten; allein abgesehen, daß dieses Drama nicht vollendet ist, hat in demselben das allegorische Element ebenfalls überwuchert. Den Plan zum „Mahomet" theilt er in „Wahrheit und Dichtung" mit (Werke 26, 296 ff.), und wir ersehen daraus auch, daß das Gedicht sich mehr der regelmäßigen Form näherte, zu der er sich schon damals wieder hinneigte. Der Gedanke, den Mahomet zum Gegenstand eines Dramas zu machen, war in Folge seiner vertrauten Bekanntschaft mit Lavater und Basedow in ihm entstanden; er hatte bemerkt, daß sich dieselben zur Erreichung ihrer höheren Zwecke wohl auch solcher Mittel bedienten, die sich nicht immer sittlich rechtfertigen ließen. Denn der vorzügliche Mensch, der das Göttliche in ihm auch außer sich verbreiten möchte, treffe auf die rohe Welt und müsse sich ihr gleichstellen, um auf sie zu wirken. So werde das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. In diesem Licht erschien ihm nun auch Mahomet, den er nie für einen Betrüger habe halten können, und es drängte ihn, „die an ihm in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen". So lange er sich aber auch im Geiste mit der Ausführung des Entwurfs beschäftigt, so schrieb er doch nur einige Gesänge nieder, die bei passenden Gelegenheiten eingeschaltet werden sollten; doch haben sich auch von diesen nur zwei erhalten, die „Hymne", welche das Drama eröffnen sollte, und die erst nach Göthe's Tod wieder aufgefunden wurde, und das Gedicht, welches unter dem Titel „Mahomets Gesang" bekannt ist.

Zum Theil aus Vorliebe für den Stoff übersetzte Göthe in spätern Jahren den „Mahomet" von Voltaire (1799), der freilich an Tiefe der Auffassung tief unter dem Göthe'schen Entwurf steht, dagegen aber ein Muster dramatischer Anlage und Entwickelung ist, wie denn dieser Umstand Göthen ebenfalls zur Uebersetzung dieser Tragödie, so wie bald darauf (1800) des „Tankred" von dem nämlichen Dichter bewog, indem er der immer mehr überwuchernden Regellosigkeit in der Behandlung des Dramas Muster regelmäßiger Behandlung entgegensetzen wollte. Und von diesem Standpunkte aus konnte Göthe allerdings keine bessere Wahl treffen, so wie anderseits diese Dichtungen keinen trefflichern Uebersetzer finden konnten. Der Vollständigkeit wegen führen wir noch an, daß Göthe auch Shakspeare's „Romeo und Julie" frei für das Theater bearbeitete.

Wir haben nun noch über die kleineren oder untergeordneteren Dramen Göthe's zu berichten; wir stellen sie nach ihren Formen zusammen, um auch die Mannigfaltigkeit derselben hervortreten zu lassen.

Was das Lustspiel insbesondere betrifft, so dürfen wir wohl die Bemerkung vorausschicken, daß diese Gattung dem eigentlichen Talente Göthe's weniger entsprach. In dem Lustspiel bildet die Handlung, die Intrigue den Mittelpunkt, die Zeichnung der Charaktere erscheint ihr gegenüber nur untergeordnet. Nun drängte es aber Göthen vor Allem, die Charaktere plastisch hervortreten zu lassen und die Hauptmotive der Handlung in diese und ihre Entwickelung zu legen. Dadurch wurde die Handlung aber allzusehr zurückgedrängt, und sie gelangte nicht zu der Breite und Mannigfaltigkeit, die das Wesen der Komödie bildet. Die poetisch bedeutendsten Productionen Göthe's in dieser Gattung stammen aus seiner frühern Zeit; die meisten aus dem J. 1774. In diesem entstand die Farce „Götter, Helden und Wieland", in welcher er die schwächliche Auffassung des griechischen Alterthums, wie sie sich in Wielands Alceste kund gibt, mit derbem Spotte lächerlich macht. Während diese Satyre in Prosa abgefaßt ist, wählte er zu andern kleinen satyrischen Stücken den sogenannten Knittelvers, den er mit großer Meisterschaft und überaus komischer Wirkung zu behandeln verstand; auch nannte er diese Dramen sowohl wegen ihrer Form als ihrer Haltung „Fastnachts-" oder „Puppenspiele". „Hanswursts Hochzeit" ist in so fern mit „Götter, Helden und Wieland" verwandt, als auch darin die Rechte der Natur gegen allen Zwang und allen Schein in Schutz genommen werden, was freilich mit einer Derbheit geschieht, die sich nur aus dem jugendlichen Uebermuth des Dichters erklären läßt. Nicht weniger keck ist der „Pater Brey", in welchem er die süßlichen Schwärmer geißelt, die namentlich bei Weibern ihr Glück zu machen suchen. Wie in diesem, so hat Göthe auch im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" einzelne Personen aus seiner Umgebung in satyrischer Weise dargestellt, indem er sie selbst ihre Eigenheiten in treffenden und entscheidenden Zügen aussprechen ließ, so daß das kleine Stück eigentlich aus einer Reihe von Epigrammen besteht, die gleichsam in Handlung gesetzt werden. In dem eingeschobenen Stück „Esther" wird die Form der französischen Tragödie mit Glück und Laune lächerlich gemacht. Der „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" endlich ist die köstlichste, aber auch bitterste Satyre gegen die Erziehungsmethode, welche die gemeine Natur der Bildung entgegensetzen wollte.

Hatte er in den erwähnten Stücken dritte Personen lächerlich gemacht, so verschonte er sich selbst nicht in dem „*Triumph der Empfindsamkeit*“ (1777). Dieses Drama führte zuerst den Titel „*Die Empfindsamen oder die geflickte Braut*“, und war, wenn wir Riemers Mittheilungen glauben dürfen, in seiner frühern Gestalt kürzer, einfacher, ländlicher, idyllischer und zugleich auch wieder sarkastischer durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals im Tempel des Orakels. Die spätere Bearbeitung ist reicher, als jene, allein sie hat durch die willkürliche Einschaltung des Melodramas „Proserpina“ Einheit und Zusammenhang verloren. Das Stück ist gegen die Empfindelei gerichtet, zu deren Ueberwuchern Göthe selbst durch seinen „Werther“ so mächtig beigetragen hatte, weshalb er denselben denn auch als Beförderer dieser Krankheit erwähnte. Obgleich dieses Drama reich an treffendem Witze und glücklicher Laune ist, so fehlt es ihm doch bei aller phantastischen Erfindung an der hinreißenden Keckheit, die Göthe's eben erwähnten satyrischen Dramen so auszeichnen; überhaupt würde sich das Stück bei seiner ganzen Anlage eher zu einer Oper eignen, als zu einem Lustspiele; und in der That besitzt es auch in der Gestalt, die ihm der Dichter gegeben, alle Eigenschaften, welche das Wesen der Oper bilden, so daß man es nur in singbare Reime zu bringen hätte, um es zur vollständigen Oper umzugestalten, was sich übrigens ohne große Mühe bewerkstelligen ließe, da die Gedanken schon in ihrer prosaischen Form sich zur musikalischen Behandlung eignen. Dieses Schwanken in der Form, worin eigentlich der größte Mangel des Stückes liegt, hat gerade dessen Glück gemacht, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Göthe ist eben dadurch den Romantikern zuvorgekommen, und es kann der „Triumph der Empfindsamkeit“ als der Vorläufer des romantischen Dramas angesehen werden; namentlich enthielt es den ersten Versuch die Personen des Stücks über das Stück selbst reflectiren zu lassen, was ja eine Hauptquelle der romantischen Komik wurde.

In den „*Vögeln*“, welche 1780 gedichtet wurden, und worin Göthe die kecke Manier des Aristophanes mit entschiedenem Glücke nachahmte, hatte er offenbar zunächst die Absicht, die schlechten Schriftsteller und deren Bewunderer zu züchtigen, und in so fern erscheint das Stück als eine dramatische Behandlung des „Lobs der schlechten Scribenten“ von Liscow; aber wir glauben auch, daß ihm die Idee nicht fern war, zugleich die damals auftauchenden Ansichten von den ewigen unveräußerlichen Menschenrechten gegenüber dem Rechte des Besitzes zu persifliren, und in so fern mag man es allerdings zu der Reihe der politischen Dramen rechnen, welche wir zunächst zu betrachten haben, die es aber ohne Ausnahme an freiem, frischem Humor und kecker Entwickelung weit übertrifft. Er hat sich darin die Manier seines großen Musters Aristophanes vollkommen zu eigen gemacht und denselben in der Lebhaftigkeit und komischen Kraft der Darstellung oft erreicht. Der schönste und witzigste Theil des Stücks ist ohne Zweifel Treufreunds Rede, in welcher er der Versammlung der Vögel beweist, daß sie das älteste Geschlecht lebender Wesen, älter als selbst die Götter und daher allein die Welt zu regieren berechtigt seien, in welcher Rede auch der Mittelpunkt des Ganzen liegt.

Die bekannte Halsbandgeschichte, welche den Ruf der unglücklichen Königin Marie Antoinette unwiederbringlich vernichtete, und daher auch für ihr nachheriges Schicksal bedeutsam wurde, gab Göthen die Idee zu seinem „*Groß-Cophtha*“ ein (1789), den er zuerst als Oper zu behandeln beabsichtigte, welche Form ohne Zweifel auch dem Stoff angemessener gewesen wäre, indem sie ihn eher aus der drückenden Wirklichkeit in das Reich der heitern Dichtung gehoben hätte. Und daß ihm dies nicht gelungen, daß das Stück vielmehr an die Erscheinung des Tags fesselt, macht es drückend, ja sogar widrig. Aber es ist nicht nur historisch bedeutend, weil es die Versunkenheit der sittlichen Zustände unter dem französischen Adel mit der größten Wahrheit zeichnet, wodurch es sich zum Theil an die „Natürliche Tochter“ anschließt, sondern auch weil es uns auch einen Blick in das Innere des Dichters werfen läßt, den die Verdorbenheit seiner Zeit und namentlich der höhern Stände mit Entsetzen erfüllte, und diesen eben deshalb einen warnenden Spiegel vorhalten wollte.

Hatte er in dem „Groß-Cophtha“ die Zustände vor der französischen Revolution und darin die Ursachen derselben dargestellt, so zeichnete er in dem „*Bürgergeneral*“ die Wirkungen dieser außerordentlichen Begebenheit, aber freilich in einem beschränkten Sinn. Mit diesem Worte wollen wir die Vorwürfe, die dem Dichter so oft gemacht wurden, nicht wiederholen, als ob er die hohe Bedeutsamkeit des welterschütternden Ereignisses verkannt hätte; es soll nur damit gesagt sein, daß er erstens nur den nächsten Einfluß der Revolution auf Deutschland darzustellen beabsichtigte, ohne sich um ihre tiefer eingreifende Wirksamkeit in Frankreich selbst zu bekümmern, was ihm allerdings als Dichter vollkommen erlaubt war, und zweitens daß er ihren Einfluß auf Deutschland nur in einer einzigen und zwar sehr untergeordneten Wirkung dramatisch zu entfalten suchte. Es ist nicht zu läugnen, daß viele Deutsche, namentlich aus den ungebildeten Ständen, die französische Revolution ganz äußerlich auffaßten und sie für ein Spiel ansahen, in welchem Freiheitsbäume und Freiheitsmützen, Kokarden und Uniformen die Hauptrolle hatten, ungefähr wie im J. 1848, daß ferner gar mancher Schalk die Aufregung zu benutzen suchte, um seine eigenen nächsten Interessen zu befriedigen, und wäre es nur das, einmal ein tüchtiges Frühstück einzunehmen. Diese gemeine Wirkung, die sich öfter bemerkbar machte, als man zu glauben scheint, suchte nun Göthe im „Bürgergeneral“ in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, und es ist nicht zu läugnen, daß ihm seine Absicht vollkommen gelungen ist. Allein das Stück kann doch kein Wohlgefallen erregen, weil man sich dabei des Gedankens an die eigentliche Bedeutung der Revolution nicht erwehren kann, und dieser Gedanke den Leser und Zuschauer unfähig macht, den komischen Gehalt auf sich wirken zu lassen. Man könnte gewiß im Leben großer Menschen, wie Friedrich II., Napoleon u. s. w. einzelne Züge finden, in denen sie abgeschmackt und lächerlich erscheinen, und doch wäre es ein vergebliches Unternehmen, sie zum Gegenstand eines Lustspiels

zu machen, in welchem sie zur Zielscheibe des Witzes und Spotts würden. Daher konnten gewiß auch nur von Haß erfüllte Gegner der Revolution Freude am „Bürgergeneral" finden, aber das Wohlgefallen, das sie empfanden, war eben kein ästhetisches, sondern nur ein politisches, das in ihrem Hasse seine Quelle hatte. Es hat sich aber Göthe in diesem Lustspiel nicht bloß im Stoff vergriffen, er hat auch in der Entwickelung gar zu viele abgenützte Motive gebraucht und endlich fehlt dem Dichter offenbar die naive Auffassung der Handlung und der Charaktere, die allein dem Stück poetischen Werth geben könnte. Man fühlt es nur zu deutlich, daß es nicht „Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein ist", wie z. B. in seinem „Jahrmarktsfest." Weit höher stehen „die Aufgeregten", deren Bedeutung Göthe selbst in einer schon oben (S. 97) angeführten Stelle ausgesprochen hat. Man hat übrigens dieses Stück oft genug falsch verstanden, und Göthe's volksfeindliche Gesinnung daraus zu beweisen versucht, weil man nicht beachtet hat, wie nachdrücklich er die Rechte der Unterdrückten gewahrt und gezeigt hatte, daß die Hauptquelle der Revolutionen das Beamtenthum sei, in dessen Händen doch eigentlich die Gewalt liege und das unter dem Schein und Vorwand, die Legitimität der Herrschaft zu wahren, das Mark des Volkes aufzehre, es auch wohl bloß deshalb bedrücke, um seine Gewalt zu zeigen. Es ist dieses Drama von tief politischer Bedeutung, ist aber gleichmäßig von den Machthabern und den sogenannten Liberalen mißverstanden worden, weil der Schluß im Interesse der historischen Gewalt zu liegen scheint.

Wir erwähnen endlich noch ein erst nach Göthe's Tod bekannt gewordenes Lustspiel „die Wette", welches auf Verlangen der Kaiserin Luise von Oesterreich (1812) gedichtet wurde. Die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden darzustellen; es ist dieselbe jedoch keineswegs glücklich gelöst; die hauptsächlichsten Verhältnisse werden nur erzählt, und nicht in lebendiger Anschaulichkeit vorgeführt, weshalb sich denn auch der Dichter genöthigt sah, eine Person, Förster, einzuführen, die bloß vorhanden ist, um das Erzählte anzuhören.

Weit bedeutender als die Lustspiele sind die Operetten und Singspiele. Die ältesten hiehergehörigen Stücke „Claudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire" (beide aus dem J. 1775) waren zuerst als Schauspiele mit eingelegten Gesängen bearbeitet; doch fühlte er bald selbst, daß die Form dem Stoffe nicht entspreche, und so nahm er sie mit nach Italien, wo er sie gänzlich umgestaltete, und nicht bloß den prosaischen Dialog mit der metrischen Form vertauschte, sondern auch eine größere Anzahl von Gesängen einfügte, so daß sie zu wirklichen Singspielen wurden. Uebrigens haben sie auch durch die Umarbeitung weit mehr Leben und Interesse erhalten, und sind in der That ganz liebliche Stücke geworden. Wir bemerken nur noch, daß in „Erwin und Elmire" der nämliche Stoff behandelt ist, den Bürger in dem „Grauroct und der Pilgerin" episch dargestellt hat. Im J. 1778 dichtete er die „Lila", die er aber schon im folgenden Jahre umarbeitete. Kaum läßt sich ein glücklicherer Stoff zu einer heitern (nicht komischen) Oper denken; und vielleicht dürfte man eben deshalb wünschen, daß Göthe dem Gesang noch mehr Raum gestattet hätte. Vortrefflich ist es aber, wie der Dichter das Wunderbare eingeführt hat, das es zwar für den Zuschauer nicht ist, durch die Behandlung aber, und weil ein Theil der Personen selbst es als Wunderbares anschauen, doch auf den Zuschauer die vollste Wirkung macht. Die „Fischerin", die im Freien auf einem natürlichen Theater aufgeführt wurde, ist eine artige Kleinigkeit, bei der freilich die Gesänge, darunter der „Erlkönig" weitaus das Bedeutendste sind. Obgleich nur von beschränktem Umfang gehört „Jery und Bätely" doch zu den köstlichsten Arbeiten Göthe's. Hier ist die ächteste Dichtung mit der vollsten Wahrheit verbunden, hier ist die treueste Schilderung schweizerischen Gebirgslebens, aber wie sie nur der wahre Dichter aufzufassen vermag. Denn wenn auch jeder Zug im Charakter der Personen aus der Natur gegriffen ist, und jede, auch die geringfügigste Handlung nebst ihren Motiven der Wirklichkeit abgelauscht zu sein scheint, so hat der Dichter doch Alles der gemeinen Wirklichkeit so ganz entzogen, und die Personen, wie deren Handlungen so ganz in das Reich des Ideellen gehoben, daß wir leicht erkennen, wie er die edlere Natur von ihrer ungenügenden, ja selbst oft widersprechenden äußern Erscheinung befreit und ihr die ihr entsprechende Gestaltung gegeben hat. Man kann die Trefflichkeit dieser herrlichen Dichtung nicht besser verstehen lernen, als wenn man die Romane von Jeremias Gotthelf dagegen hält, der natürlich und wahr zu sein glaubte, weil er die gemeine Wirklichkeit mit der größten Lebendigkeit und Wahrheit darstellte. Die bedeutendste Production Göthe's in dieser Gattung ist jedoch ohne Zweifel „Scherz, List und Rache", (1785) gegen welches Göthe selbst ungerecht gewesen ist (Werke 31, 9), indem er dem Stück Mangel an Gemüth vorwirft, und wir erkennen in diesem Vorwurf, den er sich selbst macht, den Einfluß der Zeit (er schrieb es im J. 1819), wo Alles nur von deutschem Gemüth sprach. Es kann uns in der That wenig daran liegen, ob die Personen, welche den geizigen Pedanten betrügen, selbst auf der größten sittlichen Höhe stehen oder nicht; sie haben übrigens eine vollkommene Entschuldigung zu ihrem Betrug, da sie sich durch denselben nur das wieder aneignen, was jener ihnen durch heuchlerische List entzogen hatte, und so sehen wir in ihnen nichts Anderes als Menschen, wie sie täglich anzutreffen sind, die nicht gut und edel, aber in der That auch nicht schlecht sind. Wir finden aber an ihrer List eben so viel Vergnügen als an den Streichen des Reinecke Fuchs, und ist dieser poetisch berechtigt, so sind es Scapin und Scapine auch. Sie sind es aber vollkommen durch die Kunst des Dichters, der hier in einem engen Kreis eine außerordentliche Fülle von poetischer Kraft, von Erfindung und Leben und zugleich von heiterer, selbst muthwilliger Laune entfaltet. Die Sprache und Darstellung ist unübertrefflich schön, sie bietet sich selbst der Musik und dem Gesang dar und gewährt dem Tonkünstler die Möglichkeit, den größten Reichthum von musikalischen Ideen zu entfalten.

Wenn wir nun auf die große Zahl der dramatischen Erzeugnisse Göthe's, denen wir noch die „Festspiele" hätten anreihen können, einen

Rückblick werfen, finden wir, daß er als heranreifender Jüngling mit Nachbildung der französischen Komödie beginnt, und darin nicht bloß großes dramatisches Talent entfaltet, sondern sich auch mit bewundernswürdiger Gewandtheit in Sprache und Reim bewegt. Doch zeigt sich sein reicher und fruchtbarer Geist erst im „Götz von Berlichingen" in seiner ganzen Größe, in welchem er sich von der bis dahin allgemein anerkannten Kunstform auf das Entschiedenste trennte, und seine ganze Kraft darauf verwendete, das Leben in seiner reinsten Wirklichkeit darzustellen, und die Charaktere der Personen aus ihren Handlungen zu entwickeln. Zugleich griff er mit Kühnheit und wunderbarem Geschick in die Volkssprache, deren glückliche Behandlung seiner Darstellung einen bis dahin unbekannten Reiz gab und die wunderbarste Fülle des reichsten Lebens über sie ausgoß. Unmittelbar darauf verlor er sich in das beschränkte bürgerliche Drama, durch welches er sich einen Uebergang zur gehalteneren Kunstform bildete*), der er sich immer entschiedener zuneigte, indem er zugleich immer mehr dahin strebte, das innere Leben seiner Personen darzustellen und im Gegensatz zu der im „Götz" vorherrschenden Richtung nunmehr die Handlungen aus dem Charakter zu entwickeln, und die Entfaltung desselben zum Mittel- und Brennpunkt des Dramas zu machen. In diesem Sinne ist die „Iphigenie" gedichtet, während der „Egmont" zwischen beiden Richtungen schwankte. Während aber der Dichter in der „Iphigenie" Handlung und Charakterentwickelung im schönsten Ebenmaße behandelte, verschwindet diese Harmonie im „Tasso", und wird auch in der „Natürlichen Tochter" nicht wieder erreicht, und es zeigen sich schon in diesen beiden Dramen die Neigung zur Allegorie, welche im zweiten Theil des „Faust" bis zur romantischen Willkür ausartet, während der erste Theil, der bis auf einzelne spätere Einschiebungen aus frühern Zeiten stammt, das lebendigste Gemälde des Welt- und Menschenlebens entfaltete.

Die Dramen Göthe's sind, was die künstlerische Behandlung betrifft, muster- und meisterhaft; allein sie eignen sich doch weit weniger zur theatralischen Darstellung als die Schiller'schen. Bei seinem ersten großartigen Versuch, dem „Götz", ist dies aus der Art der Behandlung zu erklären; der Stoff ist zu breit entwickelt, er wird allzusehr in seine einzelnen Theile aufgelöst; bei den spätern Dramen liegt der Grund in der oft berührten Auffassungsweise, in der nämlich, daß er die Handlung auf das Allernothdürftigste beschränkt, während die theatralische Darstellung vorzugsweise lebendige und mannigfaltige Handlung verlangt. Göthe kennt die Menschen besser, als Schiller, er faßt sie objectiver, vielseitiger auf, daher sind seine Personen auch ohne Vergleich wahrer als die in Schillers Dramen. Namentlich kennt er die weibliche Natur besser, als mancher andere große Dichter, auch sind seine Frauengestalten von unnachahmlicher Schönheit und Wahrheit, sie mögen in niedrigeren oder in höheren Lebensverhältnissen sich bewegen. Jene gefallen durch ihre einfache Naivetät, diese durch Geistesgröße. Jene werden durch die Macht der Leidenschaft groß, die in ihrer reinen und unschuldigen Seele sich unaufhaltsam zur höchsten Höhe steigert, ohne daß durch sie ihr Charakter getrübt wurde; diese werden durch den Kampf mit der Leidenschaft groß, der durch ihre höhere Geistesbildung hervorgerufen wird.

Wegen dieser unverkennbaren Wahrheit der Charaktere in den Göthe'schen Dramen hat man in seinen Personen wirkliche Gestalten aus seiner nächsten Umgebung erkennen wollen. Gewiß hat Göthe seine reichen Beobachtungen benutzt und die bedeutenden Menschen, mit denen er in vertrauten Verhältnissen lebte, haben ihm ohne Zweifel bei seinen dichterischen Conceptionen oft vorgeschwebt. Allein da er ganz Dichter war, so hat er die Charaktere und Gestalten, die ihm der poetischen Behandlung fähig schienen, vollkommen so behandelt, wie die besondern Veranlassungen, die ihm Stoff zu seinen lyrischen Gedichten gaben. Diese Gedichte sind zum großen Theil ganz aus der Wirklichkeit und dem einzelnen Fall erwachsen, aber man vermag denselben nicht mehr zu erkennen, weil der Dichter ihn zu allgemeiner Bedeutsamkeit gehoben hat; so z. B. im „Bundeslied". So hat er es auch mit den Personen gehalten, die er zu seinen Dramen benutzte; er hat sie aus der Besonderheit gehoben, und indem er das Ungenügende in der Erscheinung abstreifte, hat er sie zu poetisch schönen und wahren Gestalten gebildet, in denen die ursprünglichen Vorbilder eben deshalb nicht mehr zu erkennen sind, wenn man auch zugeben wollte, daß eine bestimmte Person in seinen Dramen aus einer bestimmten Person in seiner Umgebung hervorgegangen sei, was wir übrigens nicht glauben. Denn gerade wie jener griechische Bildhauer seine Venus nicht nach einem einzelnen Weibe gestaltete, sondern die schönsten Frauen um sich versammelte, und von der einen diese, von der andern jene Schönheit nachbildete, je nachdem ihm dieser oder jener Theil des weiblichen Körpers in vollendeter Form erschien; und wie er dann alle diese schönen Einzelnheiten zu einem schönen Ganzen verband, an dem die Entstehungsweise nicht bemerkbar wurde, weil er das Einzelne mit Rücksicht auf das in seinem Innern lebende Ideal gestaltete, und so die höchste Harmonie gewann; so hat Göthe zu seinen Personen gewiß auch nicht bloß einzelne, sondern mehrere, oft vielleicht sogar viele Personen aus seiner Bekanntschaft benutzt. Daß er aber in seinen Dramen in der That nicht bestimmte Personen aus seiner Bekanntschaft darstellen wollte, oder wenn er sie wirklich zum Vorbild gebrauchte, diese auf die angegebene Weise aus der Beschränktheit der wirklichen Erscheinung in die höhere des poetischen Ideals gehoben hat, davon liegt wohl der beste Beweis darin, daß man bei Erscheinen seiner dramatischen Dichtungen in seiner nächsten Umgebung nicht auf den Einfall gekommen ist, in seiner Iphigenie, seinem Tasso, seiner Prinzessin u. s. w. wirkliche Personen zu entdecken. Es ist dies erst der neuern Zeit vorbehalten gewesen. So wenig dies an sich zu tadeln ist, da es jedenfalls von Interesse und selbst von Wichtigkeit sein mag, nachzuforschen, wie der Dichter die wirkliche Erscheinung zur poetischen umgeschaffen hat, so wird es doch oft und wohl von den meisten Fällen nutzlos sein, eben so nutz-

*) „Jetzt arbeite ich an einem Roman (Werther). Und ein Drama fürs Aufführen, damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt, Regeln zu beobachten, und Sittlichkeit, Empfindlichkeit darzustellen." (Göthe an Kästner S. 182.)

los, als wenn man untersuchen wollte, wie der Marmorblock ausgesehen hat, aus welchem der Künstler einen Apollo oder eine Venus gebildet hat.

1. Aus „Götz von Berlichingen". (1. Aufzug.)

Herberge im Wald.

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel sein soll, Augustin mit meinem Klosternamen, doch hör' ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig! (Der Bub kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Wasser. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht versteht. Essen und Trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegessen und getrunken habt, seyd ihr wie neu geboren; seyd stärker, muthiger, geschickter zu euerm Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit Wasser).

Götz (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg' dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegessen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir seyn sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausstehen; und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in den Garten, das ist nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzenslust! und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa!

Götz. Das ist also eure Sache nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! Ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh' zum Bischof von Constanz.

Götz. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wär' euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen miteinander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche sein, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat!

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtsein eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum Erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bett streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurückkehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh' er schießen konnte, und den rannt' ich sammt dem Pferd nieder, und dann reitet ihr zu euerm Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine!

Götz. Ein edles vortreffliches Weib

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (gesprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es sind sie gewiß!

Götz. Führ' mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit' euch! Seid muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um euern Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seid ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr' und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu sein, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen.

2. Aus „Iphigenie".

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Unglücklicher, ich löse Deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß Ihr verloren seid! Wie könnt ich Euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es sei, darf Euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er Eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein Euch beizustehn.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie soll ich Euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die Ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

O. Verbirgst Du Deinen Namen, Deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?

J. Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur halb von Deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes, unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor Allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?

O. Du sagst's!

J. Weh Dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesät!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede Deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

O. Sie leben.

J. Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

O. Bist Du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist Du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie Deine schöne Freude mir verräth:
So bändige Dein Herz und halt es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

J. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

O. Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

J. Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

O. Und fürchtest Du für Klytemnestren Nichts?

J. Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

O. Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

J. Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

O. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

J. Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

O. So haben mich die Götter ausersehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich Dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin, sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten;
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytemnestra fiel durch Sohnes Hand.

J. Unsterbliche, die Ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt Ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah'
Bei Euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele,
Der Flamme gleich, in ew'ger frommer Klarheit
Zu Euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest! —

O. O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben, nur um neu zu schrecken, Rast.

J. Unseliger, Du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!

O. Was sagst Du mir? Was wähnst Du gleichen Fall?

J. Dich drückt ein Brudermord, wie jenen; mir
Vertraute dies Dein jüngster Bruder schon.

O. Ich kann nicht leiden, daß Du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.

Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen!
Wer Du auch seist, so wünsch' ich Rettung Dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht Ihr, daheim im schönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt sich.)

J. So steigst Du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht Dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick Dir an die Hände, die,
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man Euch, Ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber Eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

O. (der wieder zu ihr tritt). Rufst Du die Götter an
für Dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit Euerm.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du Dich gesellst, und theilest Fluch und Noth.

J. Mein Schicksal ist an Deines fest gebunden.

O. Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest Du
In Deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der immer Wachen,
Und Deine Gegenwart, Du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlass' ich diesen Hain
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend, auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

J. Kannst Du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

O. Spar' es für einen Freund der Götter auf.

J. Sie geben Dir zu neuer Hoffnung Licht.

O. Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten
Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

J. Hast Du Elektren, Eine Schwester nur?

O. Die Eine kannt' ich; doch die Aeltste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß Dein Fragen, und geselle Dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

J. Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe Dir
Die Glut des Busens, leise wehend, kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd Dir ein Zauber durch die Glieder?
Und wenn vergoßnes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

O. Es ruft! es ruft! So willst Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

J. Es zeigt sich Dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! sieh Iphigenien!
Ich lebe!

O. Du!

J. Mein Bruder!

O. Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! wie Herkules will ich, Unwürd'ger,
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

J. Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von Dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

O. Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Priesterin?

J. O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, Dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels in's gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder!

O. Schöne Nymphe,
Ich traue Dir und Deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne Deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn Du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst;
So wende meinem Freunde Dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irr't umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

J. Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist Du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

O. Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste!
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. Und laß Dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm', folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm' kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytemnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen!

Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, Ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das Ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich Nichts
Geliebt, wie ich Dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge Deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg.
(Er sinkt in Ermattung.)
J. Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist Du, Pylades?
Wo find' ich Deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt sich suchend.)

Zweiter Auftritt.

Orest
aus seiner Betäubung erwachend und sich aufrichtend.

Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fließet still mein Geist,
Der Quelle des Vergessens hingegeben,
Zu Euch, Ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in Eurer Ruhe sich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben! —
Welch' ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
Welch' ein Geräusch aus jener Dämm'rung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schar, die herrlich mit einander,
Wie ein versammelt Fürstenhaus, sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
Die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
Die Ahnherrn meines Hauses! — Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
Die Knaben schlüpfen scherzend um ihn her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter Euch?
Verlosch die Rache, wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euern feierlichen Zug mich mischen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
Von Euerm Stamme der letzte Mann!
Was Ihr gesä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in Euern Kreis! —
Dich, Atreus, ehr' ich, auch Dich, Thyesten;
Wir sind hier alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben sah! — Bist Du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit Dir?
Darf Klytemnestra die Hand Dir reichen;
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh Deinen Sohn!
Seht Euern Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe!
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe saß.
Ihr scheint zu zaudern, Euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehernen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Orest. Iphigenie. Pylades.

Orest. Seid Ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, Dir! Noch fehlt Elektra
Ein güt'ger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen auch schnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm' mit! Komm' mit! zu Pluto's Thron
Als neue Gäste den Wirth zu grüßen.
J. Geschwister, die Ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet, und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!
Du liebst, Diane, Deinen holden Bruder
Vor Allem, was Dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest Dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.
O laß den einz'gen spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist Dein Wille, da Du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst Du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben,
So lös' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde.
Pylades. Erkennst Du uns und diesen heil'gen Hain,
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst Du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die Dich noch fest, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an: wir sind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe Dich
Zusammen! Jeder Augenblick ist theuer,
Und unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.
O. (zu Iphigenien). Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In Deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig ernst den lang' erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet;
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was Ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löset sich der Fluch; mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.
P. Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist!
Der Wind, der unsre Segel schwellt, er bringe
Erst unsre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier schnellen Rath und Schluß.

3. Aus „Egmont".

Fünfter Aufzug.

Gefängniß durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Hintergrund.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter, und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? Was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest? — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich ent-

gegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, so bald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt vor ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärst du Mann; so säh ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

4. Aus „Tasso".

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Prinzessin.

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! dieser Pfad
Verleitet uns durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fort zu wandern, mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth, und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von Außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

Tasso.

O welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist was gefällt.

Prinzessin.

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.

Tasso.

O wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiede,
Was sich denn ziemt! anstatt daß jeder glaubt,
Es sey auch schicklich was ihm nützlich ist;
Wir sehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt sich alles.

Prinzessin.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Tasso.

Du nennst uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzessin.

Nicht das! Allein ihr strebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam seyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bleibe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feyerten dann unsre goldne Zeit.

Tasso.

Du sagst mir Worte, die in meiner Brust
Halb schon entschlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzessin.

Was meinst du, Tasso? Rede frei mit mir.

Tasso.

Oft hört ich schon, und diese Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürsten streben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müssen,
Das fürchten wir und möchten schier verzweifeln.
Verlassen wirst du uns, es ist natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzessin.

Für diesen Augenblick seyd unbesorgt!
Fast möcht' ich sagen: unbesorgt für immer.

Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mich durch Eintracht sehn, und schafft
Euch selbst ein glücklich Leben, mir durch euch.

Tasso.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet sind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
Das reinne Glück, das Menschen fühlen können;
Das göttlichste erfuhr ich nur in dir.
So unterscheiden sich die Erdengötter
Vor andern Menschen, wie das hohe Schicksal
Vom Rath und Willen selbst der klügsten Männer
Sich unterscheidet. Vieles lassen sie,
Wenn wir gewaltsam Wog' auf Woge sehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauschen, hören nicht
Den Sturm, der uns umsaus't und niederwirft,
Vernehmen unser Flehen kaum, und lassen,
Wie wir beschränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geschrei die Luft uns füllen.
Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzessin.

Es ist sehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichste begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weise das Geschlecht.
Zart oder tapfer, hast du stets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzustellen;
Und wenn Armide hassenswerth erscheint,
Versöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Tasso.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens stille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessin.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Prinzessin.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

5. Aus „Faust".

I. Prolog im Himmel. Der Herr, die himmlischen Heerschaaren, nachher Mephistopheles.

Die drei Engel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Helle
Mit tiefer schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drey.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Mephistopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst;
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephistopheles.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr.

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephistopheles.

Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen!

Der Herr.

So lang er auf der Erde lebt,

So lange sey dir's nicht verboten,
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen:
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es sey dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.
Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich.)

Mephistopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

II. Mephistopheles und ein Schüler.

Schüler.

Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephistopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch sonst schon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hieraußen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh ihr weiter geht.
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeyertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz' und Quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweis't euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweyte so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweyt' nicht wär,
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig classificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der heilig' Geist!

Schüler.

Das sollt ihr mir nicht zweymal sagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Mephistopheles.
Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.
Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephistopheles.
Ich kann es euch so sehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um diese Lehre steht.
Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.
Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.
Ich wünsche nicht, euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.
Doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn.

Mephistopheles.
Schon gut, nur muß man sich nicht allzuängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Schüler.
Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drey Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit.
Wenn man seinen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles (für sich).
Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.
(Laut.)
Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, wie fest geschnürt sie sey.

Schüler.
Das sieht schon besser aus! man sieht doch wo und wie?

Mephistopheles.
Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.
Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beschweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephistopheles.
Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.
Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.
Sehr wohl.

(Er schreibt und lies't.)

Schüler (lies't):
Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt sich.)

Mephistopheles.
Folg nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

III. Dom, Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.
Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen,
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.
Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.
Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

(Orgelton.)

Böser Geist.
Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wiederaufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.
Wär' ich hier weg!
Mir ist's, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten lös'te.

Chor.
Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.
Mir wird so eng!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.
Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böser Geist.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

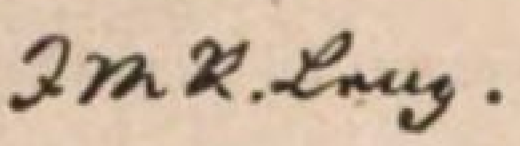
Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläschchen!
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Jakob Michael Reinhold Lenz.



Unter den deutschen Dichtern, deren Talent in Folge unglücklicher Umstände nicht zur Entfaltung kam, ist der, von dem wir jetzt zu berichten haben, ohne Zweifel einer der talentvollsten, wie denn einige seiner Erzeugnisse bei ihrem Erscheinen Göthen zugeschrieben wurden, was freilich nur unter Verkennung des ohne Vergleich größeren Göthe geschehen konnte.

Jakob Michael Reinhold Lenz, geb. am 12. Jan. 1750 zu Seßwigen in Liefland, erhielt seine erste Bildung in Dorpat, wohin sein Vater im J. 1759 als Prediger berufen worden war. Als er im 18. Jahre die Universität Königsberg bezog, hatte er sich schon vielfältig in poetischen Arbeiten versucht und soll sogar schon ein Drama, „Der verwundete Bräutigam“, verfaßt haben. Auch in Königsberg, wo er sich der Theologie widmete, beschäftigte er sich fortwährend mit poetischen Versuchen; 1769 erschien daselbst sein in Hexametern geschriebenes Gedicht „Die Landplagen“. Nach vollendeten Studien und nachdem er ein halbes Jahr lang Hofmeister gewesen war, begleitete er zwei junge kurländische Edelleute nach Straßburg, jedoch nicht als Hofmeister, sondern als Freund und Gesellschafter; der Aufenthalt in dieser Stadt wurde für ihn höchst einflußreich, da er mit Göthe bekannt wurde, in dessen Umgang sich sein Talent erst in höherem Grade entwickelte. Im J. 1772 verließ er Straßburg und begleitete einen Herrn von Kleist nach Fort-Louis, von wo er das nahe Sesenheim besuchte und mit Friederike Bion bekannt wurde. Da seine leidenschaftliche Liebe nicht erwiedert wurde, trennte er sich von ihr und zog zuerst nach Landau, dann nach Straßburg, wo er bis März 1776 blieb. Er ging nach Weimar, wo er von Göthe und Wieland freundschaftlich aufgenommen wurde. Doch mußte er dasselbe bald wieder verlassen, weil er sich gegen eine Hofdame der Herzogin Louise, wahrscheinlich Fräulein von Waldner, für die er schon seit längerer Zeit mit leidenschaftlicher Liebe erfüllt, die aber mit einem Andern verlobt war, unentschuldbares Betragen zu Schulden hatte kommen lassen*). Er zog wieder an den Rhein, besuchte die Schweiz und hielt sich unter Anderm in Zürich auf, wo er an Lavater einen theilnehmenden Freund hatte. Um diese Zeit zeigten sich schon Anfälle von Wahnsinn, als dessen Grund seine unglückliche Liebe zu bezeichnen ist; die Krankheit kam im J. 1778 zum vollständigen Ausbruch, als er sich in Emmendingen bei J. G. Schlosser befand, der ihn bei einem Schuhmacher unterbrachte, wo er wenigstens ruhiger wurde. Im J. 1779 holte ihn sein älterer Bruder in die Heimat, von wo er nach Petersburg und später nach Moskau kam. Er scheint eine Zeitlang wieder gesund gewesen zu sein, wenigstens lieferte er im J. 1790 eine Uebersetzung des statistischen Werks von Pugatschew über Rußland. Dagegen mag er später wieder in Wahnsinn verfallen sein; wenigstens befand er sich im tiefsten äußern und innern Elend, als er am 24. Mai 1792 zu Moskau starb.

Das erste Drama, das wir von Lenz besitzen, der schon oben erwähnte „Verwundete Bräutigam“ ist ein Gelegenheitsstück, das er im 16. J. zur Feier einer Hochzeit verfaßte und das eine Begebenheit aus dem Leben des Bräutigams dramatisch darstellt. Der Stoff ist unangenehm, die Behandlung noch schwach und im Geschmack der Familiengemälde gehalten, auch findet man keine Spur von dem späteren dramatischen Talent des Dichters; dagegen ist die Sprache auffallend leicht und gewandt und zeugt, daß der Jüngling die Literatur seiner Zeit mit Erfolg studirt hatte. Ein ganz anderer Geist spricht aus den nachfolgenden Stücken, die er während seines Aufenthalts in Straßburg dichtete. Wir wissen schon, daß er durch Göthe's Umgang zur Herderschen Anschauung des Dramas herangebildet wurde, und daß er diese sogar in einem eigenen Aufsatze entwickelte (S. 370). Dieser Anschauung entsprach sein excentrischer Geist auf das Vollkommenste, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er in seinen Dramen nicht nur die Freiheit der Behandlung, sondern auch das Streben nach Wahrheit und ungetrübter Darstellung der Natur bis zum Uebermaße steigerte. In letzterer Beziehung gehen seine Dramen sogar weit über die Gränzen, wir wollen nicht sagen des Anstands, sondern sogar der Sittlichkeit hinaus, abgesehen davon, daß Begebenheiten und Charaktere überladen und in Folge des Strebens nach Naturwahrheit oft gerade in Unnatur ausarten. Während bei Göthe selbst da, wo er der Regeln und Gesetze der Poesie spottet und sie absichtlich verletzt, doch immer noch poetische Schönheit und Wahrheit das Ganze beseelt, gelangen sie bei Lenz nur in getrübter Weise zur Erscheinung. Er befand sich, wie Göthe, in einem Zustand der Gährung, aber während diesen das angeborne Gefühl für Schönheit in diesem Chaos leitete, war Lenz ohne solchen Leitstern. Daher war er auch nicht im Stande, das Wesen des Komischen und Tragischen zu scheiden, so daß Beides in seinen Dramen in einer merkwürdigen Mischung erscheint. Offenbar hatte er hierbei Shakspeare im Auge, aber während bei diesem in seinen ernsten Dramen das Komische nur als Episode erscheint, die, wie im Leben selbst, das tragische Element zeitweise unterbricht, so ist bei Lenz die tragische Grundlage seiner Dramen mit komischen Elementen versetzt, und es macht die Entwickelung beinahe den Eindruck, als ob Komisches und Tragisches mit

*) Vgl. „J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausg. v. L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff“, Baden 1857. S. 169 ff.

einander im Kampfe lägen. So tragen seine Werke das Gepräge einer gewissen Wildheit, deren er sich später selbst bewußt wurde.

Bei allen diesen wesentlichen Mängeln, welche den Lenzischen Dramen allen Anspruch auf den Namen von poetischen Kunstwerken rauben, haben dieselben nicht geringe Vorzüge. Dieselben sind so blendend, daß man eine Zeitlang seinen „Hofmeister" für ein Erzeugniß Göthe's hielt*). Zunächst ist seine Sprache kräftig und wirkungsvoll; er hat sie offenbar Göthen nachgebildet, und dessen volksthümliche Richtung nicht ohne Glück ergriffen. Dann besitzt er einen reichen Humor und viele Phantasie, und ein nicht geringes Talent in der Zeichnung der Charaktere, wobei er sich, wie schon gesagt, nur zu oft in das Uebertriebene verirrt. Uebrigens haben seine Dramen auch wegen ihrer Tendenz zu ihrer Zeit Beifall finden müssen, da er in ihnen die Schattenseiten der bürgerlichen und politischen Zustände in kecker Weise aufdeckte, so namentlich in seinem „Hofmeister" (1774), in welchem er das Unwesen der Privaterziehung bei den Adeligen jener Zeit geißelt, die ihre Kinder sorglos den unwürdigsten Geschöpfen zur Leitung übergaben, wenn diese sich nur mit geringem Lohn und schlechter Behandlung begnügten, eine Erbärmlichkeit, die schon Rabener gezüchtigt hatte. Im „Neuen Menoza" (1774) schildert er die Verdorbenheit der sittlichen und bürgerlichen Zustände, und zeigt, wie wenig die bisherigen Verbesserungsvorschläge genützt hatten und nützen konnten. In diesem Stücke ist die Willkür der dramatischen Composition noch weit größer als in dem „Hofmeister", dem es außerdem an Lebendigkeit der Handlung und Kraft der Charakterzeichnung nachsteht. „Die Soldaten" (1776) stellen das sittenlose Leben des Kriegerstandes in den Garnisonen auf anschauliche Weise dar, und es hat dieses Drama Bedeutung für die Kenntniß der damaligen Zustände. Aber wir müssen freilich gestehen, daß er die Zustände seiner Zeit hier wie in den vorigen Dramen in so nackter Weise darstellt, daß sie wie in moralischer, so auch in ästhetischer Beziehung Bedenken erregen mußten. Wir erwähnen noch die „Lustspiele nach dem Plautus für das deutsche Theater", die Lenz auf Göthe's Antrieb bearbeitete. Es sind im Ganzen die Stoffe und die Situationen des römischen Dichters beibehalten, die nur auf moderne Verhältnisse angewendet sind. Doch hat der Dichter manche neue Einfälle hinzugefügt, die sich an die Anlage des Plautus glücklich anschließen.

Aus dem „Hofmeister".

Erster Akt. Dritte Scene.

Der Frau Majorin Zimmer. Frau Majorin (auf einem Kanapee). Läuffer (in sehr demüthiger Stellung neben ihr sitzend). Leopold (steht).

Majorin. Ich habe mit Ihrem Herrn Vater gesprochen, und von den dreihundert Dukaten stehenden Gehalts sind wir bis auf hundert und fünfzig einig geworden. Dafür verlang' ich aber auch, Herr — wie heißen Sie? — Herr Läuffer, daß Sie sich in Kleidern sauber halten, und unserm Hause keine Schande machen. Ich weiß, daß Sie Geschmack haben; ich habe von Ihnen gehört, als Sie noch in Leipzig waren. Sie wissen, daß man heut zu Tage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.

Läuffer. Ich hoff', Euer Gnaden werden mit mir zufrieden seyn. Wenigstens hab' ich in Leipzig keinen Ball ausgelassen, und wohl über die funfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt.

Majorin. So? lassen Sie doch sehen. (Läuffer steht auf.) Nicht furchtsam, Herr . . Läuffer! nicht furchtsam! Mein Sohn ist buschscheu genug; wenn er einen blöden Hofmeister bekommt, so ist's aus mit ihm. Versuchen Sie doch einmal, mir ein Kompliment aus der Menuet zu machen; zur Probe nur, damit ich doch sehe. — Nun, nun, das geht schon an! Mein Sohn braucht vor der Hand keinen Tanzmeister! Auch einen Pas, wenn's Ihnen beliebt. — Es wird schon gehen; das wird sich alles geben, wenn Sie einmal einer unsrer Assembleen werden beigewohnt haben . . . Sind Sie musikalisch?

Läuffer. Ich spiele die Geige, und das Klavier zur Noth.

Majorin. Desto besser. wenn wir auf's Land gehen, und Fräulein Milchzan besuchen uns einmal; ich habe bisher ihnen immer was vorsingen müssen, wenn die guten Kinder Lust bekamen zu tanzen: aber besser ist besser.

Läuffer. Euer Gnaden setzen mich außer mich: wo wäre ein Virtuos auf der Welt, der auf seinem Instrument Euer Gnaden Stimme zu erreichen hoffen dürfte?

Majorin. Ha ha ha, Sie haben mich ja noch nicht gehört . . . Warten Sie; ist Ihnen die Menuet bekannt? (singt).

Läuffer. O . . o . . verzeihen Sie dem Entzücken, dem Enthusiasmus, der mich hinreißt (küßt ihr die Hand).

Majorin. Und ich bin doch enrhumirt dazu; ich muß heut krähen wie ein Rabe. Vous parlez français, sans doute?

Läuffer. Un peu, Madame.

Majorin. Avez-vous déjà fait vôtre tour de France?

Läuffer. Non, Madame . . . Oui, Madame.

Majorin. Vous devez donc savoir, qu'en France on ne baise pas les mains, mon cher . . .

Bedienter (tritt herein). Der Graf Wermuth . . .

(Graf Wermuth tritt herein.)

Graf (nach einigen stummen Komplimenten setzt sich zur Majorin aufs Kanapee. Läuffer bleibt verlegen stehen). Haben Euer Gnaden den neuen Tanzmeister schon gesehen, der aus Dresden angekommen? Er ist ein Marchese aus Florenz, und heißt . . . Aufrichtig: ich habe nur zwei auf meinen Reisen angetroffen, die ihm vorzuziehen waren.

Majorin. Das gesteh' ich, nur zwei! In der That Sie machen mich neugierig; ich weiß, welchen verzärtelten Geschmack der Graf Wermuth hat.

Läuffer. Pintinello . . . nicht wahr? ich hab' ihn in Leipzig auf dem Theater tanzen sehen; er tanzt nicht sonderlich . . .

Graf. Er tanzt — on ne peut pas mieux. — Wie ich Ihnen sage, gnädige Frau, in Petersburg hab' ich einen Beluzzi gesehen, der ihm vorzuziehen war: aber dieser hat eine Leichtigkeit in seinen Füßen, so etwas freies, göttlich nachläßiges in seiner Stellung, in seinen Armen, in seinen Wendungen — —

Läuffer. Auf dem Kochischen Theater ward er ausgepfiffen, als er sich das letztemal sehen ließ.

Majorin. Merk Er sich, mein Freund! daß Domestiken in Gesellschaften von Standespersonen nicht mit reden. Geh Er auf sein Zimmer. Wer hat Ihn gefragt? (Läuffer tritt einige Schritte zurück.)

Graf. Vermuthlich der Hofmeister, den Sie dem jungen Herrn bestimmt? . . .

*) Lessing schätzte ihn sogar höher als Klinger; auch glaubte er, daß Wagners „Kindermörderin", welche sein Bruder umarbeitete, von Lenz sei, so wie dieser und wahrscheinlich auch Lessing selbst Klingers „Neue Arria" Lenzen zuschrieb.

Majorin. Er kommt ganz frisch von der hohen Schule. — Geh' Er nur! Er hört ja, daß man von Ihm spricht; desto weniger schickt es sich, stehen zu bleiben. (Läuffer geht mit einem steifen Kompliment ab.) Es ist was unerträgliches, daß man für sein Geld keinen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann. Mein Mann hat wohl dreimal an einen dasigen Professor geschrieben, und dies soll doch noch der galanteste Mensch auf der ganzen Akademie gewesen seyn. Sie sehens auch wohl an seinem links bordirten Kleide. Stellen Sie sich vor, von Leipzig bis Insterburg zweihundert Dukaten Reisegeld und jährliches Gehalt fünfhundert Dukaten, ist das nicht erschrecklich?

Graf. Ich glaube, sein Vater ist der Prediger hier aus dem Ort . . .

Majorin. Ich weiß nicht — es kann seyn — ich habe nicht darnach gefragt, ja doch, ich glaub es fast: er heißt ja auch Läuffer: nun denn ist es freilich noch artig genug. Denn das ist ein rechter Bär, wenigstens hat er mich ein für allemal aus der Kirche gebrüllt.

Graf. Ists ein Katholik?

Majorin. Nein doch, Sie wissen ja, daß in Insterburg keine katholische Kirche ist: er ist lutherisch, oder protestantisch wollt' ich sagen; er ist protestantisch.

Graf. Pintinello tanzt . . . Es ist wahr, ich habe mir mein Tanzen einige dreißig tausend Gulden kosten lassen, aber noch einmal so viel gäb ich drum, wenn ...

Friedrich Wilhelm Gotter.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, Gotters eigenthümliche Richtung zu schildern. Wir erinnern uns, daß er durch praktische Ausübung der Schauspielkunst mit den Bedürfnissen und Forderungen der Bühne genau vertraut war, und dieses auf seine dramatischen Productionen wesentlichen Einfluß ausübte, indem sie, was bei den meisten Erzeugnissen seiner jüngern Zeitgenossen nicht der Fall war, sich der theatralischen Darstellung leicht fügten. Wir wissen ferner, daß er schon früh gegen die übersprudelnde, willkürliche Manier der „Originalgenies“ sich erklärte, und wenn er auch deren Streben nach Naturwahrheit billigte und anerkannte, auf künstlerische Form das größte Gewicht legte, und in dieser Beziehung sich den Franzosen anschloß, deren Meisterwerke er gründlich und mit Liebe studirt hatte. Um der drohenden Vernichtung der dramatischen Kunst entgegenzuarbeiten, schlug er denselben Weg ein, den später Göthe selbst betrat, er übersetzte einige der vorzüglichsten Tragödien Voltaire's, und zwar dessen „Orest“ (Gotha 1774), „Merope“ (Eb. 1774) und „Alzire“, die dann nebst dem Melodrama „Medea“ im 2. Band seiner Gedichte (Gotha 1788) vereinigt erschienen. In diesen Uebersetzungen bewährte sich Gotter als Meister in Sprache und Versification, die man bei ihrer Leichtigkeit, Gewandtheit und Anmuth beinahe vollendet nennen möchte, und wenigstens zu ihrer Zeit die höchste Bewunderung verdienten, die ihnen gewiß auch im reichen Maß zu Theil geworden wäre, wenn nicht die ganze Zeitrichtung sie zurückgedrängt hätte. Uebrigens hat Gotter nicht eigentlich Uebersetzungen, sondern wirkliche Bearbeitungen geliefert, in denen er die Mängel des Originals auf das Glücklichste verbessert und wobei er eine tiefe Einsicht in das Wesen der dramatischen Kunst an den Tag gelegt hat. Außerdem übersetzte Gotter noch eine große Zahl Lustspiele, meist aus dem Französischen, einige aus dem Englischen, in denen er dasselbe Talent der Sprache entwickelte, und namentlich den feinern Gesellschaftston sehr glücklich traf. Zu den besten Arbeiten dieser Art gehört „Der schöne Geist oder das poetische Schloß“ nach Destouches, in welchem Gotter die französischen Verhältnisse mit deutschen vertauschte, welches er überhaupt äußerst glücklich umgestaltete und insbesondere mit einer Menge ächt komischer Züge bereicherte.

Eigenthümlich sind die „Schauspiele“ (Lpz. 1795), die besser Lustspiele oder Parodien heißen sollten. „Die Basen“ besprechen wir nicht, da sie nach einem französischen Vorbilde bearbeitet sind, dagegen machen wir auf „Die stolze Vaßthi“ und „Esther“ aufmerksam, zwei Lustspiele in Alexandrinern, in denen er den antiken Stoff mit unverkennbarem Glück modernisirt hat, so daß schon dadurch ein ächt komischer Effect gewonnen wird. Noch größeres Interesse gewinnen sie dadurch, daß sie eigentlich neuere Verhältnisse darstellen, so die „Vaßthi“ das Leben und Treiben an den Höfen der damaligen Zeit.

Obgleich die „Mariane, ein Trauerspiel in 3 Akten“ (Gotha 1776), ebenfalls nach einem französischen Vorbild bearbeitet ist, so hat Gotter dieses doch so wesentlich umgestaltet, daß es füglich für seine eigene Schöpfung gelten kann. Es zeichnet sich durch glückliche Erfindung, fortschreitendes Interesse und kräftige Zeichnung der Charaktere aus.

Bedeutend sind endlich seine „Singspiele“ (Lpz. 1779), die zu ihrer Zeit vielfältig aufgeführt wurden; am wenigsten gelungen sind diejenigen, welche er nach Shakspeare'schen Dramen bearbeitete („Romeo und Julia“, „Die Geisterinsel“); es fehlte ihm zu sehr an Reichthum der Phantasie, um diese Stoffe glücklich behandeln zu können. Durch natürliche Leichtigkeit, Feinheit und Anmuth zeichnen sich insbesondere „Die Dorfgala“ und „Der Jahrmarkt“ aus.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Friedrich Maximilian Klinger, geb. am 18. Febr. 1752 (nach Andern 1753) zu Frankfurt am Main, war der Sohn armer Eltern, woher es kommt, daß er während seiner frühen Jugend mit seinem großen Landsmann Göthe nicht bekannt wurde. Sein Vater starb, als der Knabe erst 6 oder 7 Jahre alt war und ließ seine Familie in den dürftigsten Umständen zurück, welche die thatkräftige Mutter nur durch die größte Aufopferung zu besiegen vermochte. Als Klinger 10 bis 12 Jahre alt war, bemerkte ihn zufällig ein Lehrer am Gymnasium auf der Straße, und da diesem sein Aeußeres viel versprach, wirkte er dafür, daß er unentgeldlich in das Gymnasium aufgenommen wurde. Bei seinem unermüdlichen Fleiß und seinen vortrefflichen Anlagen machte er sehr bedeutende Fortschritte; er war schon bald fähig, jüngeren Knaben Unterricht zu ertheilen und hatte dadurch das Glück, seine heißgeliebte Mutter unterstützen zu können. Seine bedrängte Lage, der er schon so früh durch eigene Thätigkeit begegnen mußte, kräftigte seinen Charakter und legte den Grund zu der festen und edlen Gesinnung, die ihn bis an seinen Tod beseelte, aber zugleich auch zu



der bitteren Lebensanschauung, die seine Schriften erfüllt. Seine Studien auf der Schule beschränkten sich nicht auf die gebotenen Unterrichtsstunden, er las auch die besten englischen und französischen Schriftsteller, unter welchen besonders Rousseau und Shakspeare den entschiedensten Einfluß auf seine moralische und ästhetische Entwickelung gewannen. Im J. 1772, vielleicht auch etwas früher, ging er nach Gießen, um die Rechte zu studiren, doch beschäftigte er sich mehr mit Literatur als mit der Jurisprudenz. Wie er sich schon auf der Schule in poetischen Arbeiten versucht hatte (das „leidende Weib" soll schon damals entstanden sein), so fuhr er auch in Gießen mit diesen Bestrebungen fort, und schrieb das Trauerspiel „Otto". Auf einem Besuche, den er in der Heimat machte (wahrscheinlich im J. 1774), lernte er Göthe kennen, den er 1775 auf seiner Schweizerreise begleitete. Im J. 1776 gewann er mit seinen „Zwillingen" den von Schröder auf das beste Trauerspiel gesetzten Preis; doch hatte er dieses Drama schon früher geschrieben, und nicht erst, wie oft behauptet wurde, in Folge von Schröders Aufforderung. Da seine Bewerbung um eine Anstellung in seiner Vaterstadt keinen Erfolg hatte, ging er wieder nach Gießen, und bald darauf nach Weimar, wo ihn Göthe herzlich aufnahm. Da dort jedoch auch keine feste Stellung zu gewinnen war, wendete er sich nach Leipzig, wo er Theaterdichter bei der Seilerschen Gesellschaft wurde. Beim Ausbruch des bayerischen Erbfolgekriegs trat er in östreichische Dienste als Lieutenant; da der Krieg aber nur kurze Zeit dauerte, legte er seine Stelle nieder und begab sich zu J. G. Schlosser nach Emmendingen, wo er bis 1780 geblieben zu sein scheint. Da sein Wunsch, in amerikanische Dienste zu treten, nicht erfüllt wurde, wendete er sich, mit Empfehlungen versehen, nach Petersburg, wo er bald nach seiner Ankunft als Lieutenant in das Marinebataillon eintrat, und zugleich als Ordonnanz und Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde, mit welchem er eine vierzehnmonatliche Reise nach der Schweiz, Italien und Frankreich machte. Nach seiner Rückkehr wollte er den Krieg gegen die Türken mitmachen, aber da derselbe unterblieb, nahm er an dem Zuge gegen Polen Theil. Im J. 1785 erhielt er eine Anstellung bei dem Cadettencorps in Petersburg, dessen Director er später wurde. In den folgenden Jahren wurde er zum Director des Pagencorps, dann auch zum Curator der Universität ernannt, und zuletzt zum Generallieutenant befördert. Nachdem er im J. 1822 seine meisten Aemter niedergelegt hatte, starb er am 25. Februar 1831.

In so fern man Klingers Werke als den Ausdruck seiner Gesinnung und seines Strebens betrachtet, sind die ältesten, wie die spätesten von dem nämlichen Geiste durchdrungen, der glühenden Liebe für Tugend und Wahrheit, Freiheit, Unabhängigkeit, Recht, und einem eben so glühenden Haß gegen Lüge und Heuchelei, in welchem Gewande sie auch erscheine, so wie gegen Unterdrückung und Tyrannei. Und weil er die Welt von diesen Lastern erfüllt, weil er nur allzu oft den Sieg derselben sah, weil er unter den Menschen so viel Bosheit erblickte, und wahrnahm, daß ihr Unschuld, Tugend und die bessere Gesinnung unterlag, so erfüllte ihn eine gewisse Bitterkeit, die man leicht für Menschenhaß und Menschenverachtung nehmen könnte; wer ihn aber näher kennen lernt, muß sich bald überzeugen, daß er von der innigsten Liebe zu den Menschen durchdrungen war und daß sein Herz auch in der Fremde warm für sein Volk schlug.

Klingers größte Bedeutung liegt ohne Zweifel in seinen Romanen, von denen wir zu seiner Zeit reden werden; aber auch seine Dramen verdienen aus mehr als einer Rücksicht alle Beachtung. Schon sein erster Versuch „Das leidende Weib", das er nicht in die später von ihm veranstaltete Sammlung („Theater", 4 Thle. Riga 1786—1787) aufnahm, erregte bei seinem Erscheinen ein solches Aufsehen, daß sogar ein Gegenstück „Die frohe Frau" von H. L. Wagner (Offenb. u. Fkf. 1775) dagegen erschien und der Verfasser sich genöthigt sah, sich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1775, 11. Aug.) gegen Mißdeutung zu rechtfertigen, und den Zweck seines Trauerspiels anzudeuten: „Ich wollte", sagt er, „den Werth der Unschuld, das Heiligthum des Orts eines andern, meinen Lesern durch Beispiel und Handlung, nicht durch Geschwätz anschaulich machen. Ich wollte, daß sie das fühlen sollten, und diese Lehre daraus ziehen, wie sehr sich Verlust desselben und Beschimpfung desselben durch Reue und Strafe räche." Wie dieses Trauerspiel, so sind auch „Otto", „Der neue Orpheus" und „Oriantes" von der erwähnten Sammlung ausgeschlossen; der

Dichter erklärt in der Vorrede ausdrücklich, daß er nur die aufgenommenen anerkenne. Er habe, fügt er hinzu, noch einige andere Stücke mitgetheilt, welchen gewisse Regeln und seine gegenwärtige Denkungsart einen Platz in der Sammlung versagen möchten. Es seien Gemälde einer jugendlichen Phantasie, die allerdings in das Reich der Träume gehörten; allein „wer gar kein Licht in diesen Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmuths sehe, sei auch nie in dem Fall gewesen, Etwas davon in sich selbst zu fühlen". — „Wie Erfahrung und Kampf", fährt er fort, „uns von diesen überspannten Idealen heilen, so reinigen sie auch den Geschmack, sie lehren den Dichter und Künstler, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz des Menschen schlagen müsse, wenn es eintönen solle." Wenn Klinger aber schon vor Erscheinen der „Iphigenie" auf einen höheren künstlerischen Standpunkt gelangt war (denn diese Vorrede ist vom J. 1785), so war er doch gegen seine und seiner Freunde Bestrebungen im Anfang der siebenziger Jahre nicht ungerecht geworden; er begriff die Nothwendigkeit dieser Uebergangsperiode vollkommen. Seine Ansicht hierüber ist so wahr und zugleich so eigenthümlich, daß wir sie hier mit seinen eigenen Worten mittheilen. „Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Produkte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt und besonders fürs Theater erscheinen. — — So viel ist indessen gewiß, daß wir Deutsche durch diese Verzerrung gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagts dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung. Gewiß sind die kalten, beschränkten Regeln des französischen Theaters mit seiner Deklamation dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug; aber eben so gewiß ist er nicht muthwillig, launig und besonder genug, um's allgemein mit dem englischen Humor und seinen Sprüngen zu halten. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu suchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden, denn es läßt sich wohl mit Gewißheit sagen, daß in diesem Fall die Wissenschaften bei uns mit unsern Nachbarn gleich fortgegangen wären."

Aus diesen Bemerkungen geht denn zunächst hervor, daß er jene „wilden" Stücke aus historischen Gründen in seine Sammlung aufnahm, und sie sind allerdings für die Geschichte des deutschen Dramas von wesentlicher Bedeutung, indem sich in Klinger das Wesen der „Sturm- und Drangperiode" wohl am vollständigsten und klarsten offenbart, mehr als in Göthe, weil diesen sein angeborenes Kunstgefühl von allzugroßer Willkür in formeller und materieller Behandlung bewahrte, mehr als in Lenz, weil diesem die höhere sittliche Kraft fehlte, die Klingern ursprünglich innewohnte und sein Ankämpfen gegen die Zustände in Literatur und Leben nicht eine nothwendige Aeußerung seiner Natur war, sondern erst durch den Umgang mit Göthe geweckt wurde, während bei Klinger dieser Kampf in seinem innersten Wesen lag und er zudem eine weit umfassendere Anschauung des Lebens besaß. Es ist daher zu bedauern, daß er bei der letzten Sammlung seiner sämmtlichen Werke (Königsberg 1809—1816) jene früher so gut entwickelte Rücksicht vergaß und mehrere Dramen ausschloß, die ihre geschichtliche Bedeutung keineswegs verloren haben*). Wir dürfen sie in unsrer Betrachtung nicht übergehen.

Das erste Drama, durch welches Klinger die Aufmerksamkeit auf sich zog, ist das schon erwähnte Trauerspiel „Die Zwillinge" (1774), das schon den ganzen Dichter und den ganzen Menschen erkennen läßt; denn wie er hier erscheint, erscheint er den wesentlichen Zügen nach auch in seinen spätern Erzeugnissen. Er ist zwar nach und nach künstlerisch und sittlich mäßiger und ruhiger, sein Urtheil sicherer und wahrer, sein Gesichtskreis weiter geworden, aber die Grundlage seines Wesens als Mensch und Dichter ist vollständig dieselbe geblieben. Es ist zu vermuthen, daß Shakspeare's „König Lear" ihm den Stoff zu den „Zwillingen" gegeben hat; aber wenn es auch der Fall sein sollte, so hat er diesen ewigen Stoff der tragischen Poesie in höchst selbstständiger Weise aufgefaßt; wir erkennen darin den leidenschaftlichsten Widerspruch gegen die bestehenden Verhältnisse, der den Grundzug jener Periode bildete, denn wenn der Kampf gegen die damalige bürgerliche Ordnung, nach welcher dem Erstgebornen Alles zukam, dem jüngeren Bruder Nichts, nur angedeutet ist, und dieser Kampf durch die angeborne Wildheit des jüngern Guelfo verdunkelt wird, so bildet er doch recht eigentlich den Hebel und Mittelpunkt des Ganzen. Aber wenn dieser Kampf nicht vollständig zur Erscheinung gelangt, so verhält es sich damit, wie mit dem ganzen Drama überhaupt, dessen einzelne Handlungen wegen der allzugroßen Leidenschaftlichkeit der Darstellung nicht zur Entwickelung kommen. Diese Leidenschaftlichkeit ist aber so sehr Eigenthum des Dichters, daß sie sich gleichmäßig über alle Personen verbreitet und das Ganze daher an einer gewissen Einförmigkeit leidet. Aus demselben Grunde ist es auch zu erklären, daß das leidenschaftliche Element gleich im Anfang so stark hervortritt, daß es keiner Steigerung mehr fähig ist. Dennoch sind einzelne Scenen und einzelne Charaktere vortrefflich aufgefaßt und durchgeführt, vor Allem aber der Charakter der Mutter, deren hingebende, aller Aufopferung fähige Liebe zu dem wilden Sohn voll Wahrheit und Tiefe ist. Die politische Tendenz tritt in der „Neuen Arria" (1775) und im „Stilpo und seine Kinder" (1777) schon entschiedener auf; beide aber sind weniger selbstständig bearbeitet, als „Die Zwillinge"; in den einzelnen Charakteren zeigt sich zu entschiedenes Anlehnen an Shakspeare. „Sturm und Drang", ein Schauspiel, das der Periode den Namen gegeben hat, hat ganz die Anlage zu einer Tragödie, schlägt aber plötzlich um, da durch einen glücklichen Zufall der Grund, der die Familien mit gegenseitigem Haß erfüllte, wegfällt. Es würde dieser Wechsel nicht zu rechtfertigen sein, wenn der Dichter nicht einen glücklichen Griff gethan, und das Aufhören der gegenseitigen Verfolgung dadurch mo-

*) Es sind dies „Die neue Arria", Sturm und Drang", „Der Derwisch", „Stilpo und seine Kinder", „Samsone Griseldo", „Roderico" und „Die Zwo Freundinnen", nebst zwei Fragmenten aus einem Trauerspiel „Pyrrhus" und dem „verbannten Göttersohn". Auch die neueste Ausgabe der sämmtlichen Werke (Stuttg. u. Tüb. 1841—1842) enthält diese Stücke nicht.

tivirt hätte, daß der ausbrechende Krieg gegen die Unterdrücker (die Scene spielt in Amerika um die Zeit des Befreiungskampfes) aller Privatleidenschaft ein Ende macht und sich Alle zur Bekämpfung der Feinde vereinigen. Wenn die Erfindung guter Situationen und einzelner ächt tragischer Motive zu einem guten Trauerspiele hinreichten, so könnten die „Medea zu Korinth" und die „Medea auf dem Kaukasus" Anspruch auf diese Bezeichnung haben; allein es ist die Haltung derselben zu grell und schroff. „Konradin" ist Klingers einzige Tragödie, die einen nationalen Stoff behandelt; der Dichter hat in dieser Tragödie seiner innigen Liebe für sein Volk, so wie zur politischen und religiösen Freiheit den kräftigsten und edelsten Ausdruck gegeben, vorzüglich aber seinen Abscheu gegen die Anmaßung und die heuchlerische Hinterlist des Papstthums in beinahe leidenschaftlicher Weise dargestellt.

Die späteren Dramen Klingers, die er in seinem „Neuen Theater" (St. Petersb. und Lpz. 1790. 2 Bde.) gesammelt herausgab, sind weit gemäßigter gehalten, als seine frühern; wenn aber die Sprache das kecke, übermüthige und leidenschaftliche Gepräge jener erstern nicht mehr hat, so sind seine Ideen und Lebensansichten um so entschiedener und zugleich richtiger geworden. Sie haben daher auch eine ganz ausgesprochene politische Tendenz. Es ist begreiflich, daß das größere poetische Talent Schillers, der sich um diese Zeit zu entfalten begonnen hatte, auf Klinger, der ihm in so vielen Dingen ähnlich war, großen Eindruck machen mußte; auch läßt sich dessen Einfluß auf Klingers spätere Dramen nicht verkennen. Schon ist er im „Günstling" sichtbar, noch mehr im „Roderico", den der Dichter selbst als Gegenstück zum ersten bezeichnet. In beiden, vorzüglich aber im zweiten drängt, wie im „Don Carlos" das rhetorische Element das dramatische zurück, und es erscheint daher dieses Stück als der vollkommenste Gegensatz zu den frühern Dramen des Dichters, in welchen das hastige Fortschreiten der Klarheit der Entwickelung schadete. Am entschiedensten und vielseitigsten spricht Klinger seine Ansichten im „Damokles" aus. Herrschsucht der geistlichen und weltlichen Macht, schnöder Egoismus des Adels, Wankelmuth des großen Haufens, das Unterliegen der Tugend sind die Elemente dieses Stücks, das wie die oben genannten großartig ist und treffliche einzelne Situationen enthält, aber im Ganzen doch zu wenig verarbeitet ist, als daß es eine wohlthuende Wirkung hervorbringen könnte.

Wir müssen noch einige Worte über Klingers Lustspiele hinzufügen. Das früheste, „Der Derwisch", ist wohl auch das beste. Es ist von einer heitern Laune erfüllt, welche sich in den andern nicht wieder findet, und die überhaupt nicht in des Dichters Charakter lag. Uebrigens ergreift er auch hier die Gelegenheit, das auf Heuchelei und Selbstsucht beruhende Leben an den Höfen und die Abhängigkeit der Fürsten von denen, welche ihren Schwächen schmeicheln und ihren Lüsten fröhnen, anschaulich darzustellen. Ihm am nächsten stehen „Die Spieler", ein Stück, das sich einfach, natürlich und rasch entwickelt, und die weibliche Liebe gemüthvoll auffaßt. „Der Schwur", den er in der späteren Bearbeitung den „Schwur gegen die Ehe" nannte, hat die Absicht, den deutschen Adel mit seiner fremden Bildung lächerlich zu machen; doch ist es dem Dichter zu ernst dabei, als daß er die Thorheiten, die ihn anekeln, belächeln könnte. „Die zwei Freundinnen" können zum Theil als Gegenstück zu dem „Schwur" betrachtet werden: während in diesem ein Vater, der von seiner Frau betrogen worden war, wie alle seine Vorfahren von den ihrigen, seinen Sohn schwören läßt, sich nie zu verheirathen, aber selbst sich mit der Geliebten seines Sohnes vermählt; so sind es hier zwei Freundinnen, die der Liebe abgesagt haben, um stets bei einander zu sein, endlich aber, von Leidenschaft zu edlen Männern ergriffen, sich selbst gestehen müssen, daß „die Liebe zu dem Manne über alle Verbindungen geht, die das Weib eingehen könne".

Klinger besaß kein eigentliches dramatisches Talent und er verstand namentlich die Kunst nicht, einen Plan wirkungsvoll anzulegen und zu entwickeln. In seinen frühern Dramen hemmt ihn allzugroße Leidenschaftlichkeit, in den spätern zu große Neigung zur Reflexion. Bei alle dem aber enthalten seine Dramen treffliche Scenen, der Dialog ist oft meisterhaft, die Sprache in den ältern Stücken leidenschaftlich kühn, in den spätern klar und gebildet, was aber am höchsten zu schätzen ist und Klingers Dramen auch jetzt noch des Lesens werth machen, das ist die edle, kernhafte Gesinnung, die alle ohne Ausnahme durchdringt.

Aus „Roderico".

Erster Akt. Erste Scene.

Herzog Alcante. Senor Agricola.

Herzog Alcante. Nun was macht der König von Navarra, mein lieber Doctor?

Senor Agricola. Fragt Ihr mich, edler Herzog?

Herzog Alcante. Wen soll ich anders um seine Krankheit fragen als den Arzt?

Senor Agricola. Sein Fieber, Don, schreibt sich von vielen Jahren her, und wenn Ihr's aus seinem Blute rotten wollt, so raubt ihm sein Gedächtniß, und nehmt aus seinem Herzen alles das, was ihn in dieser Veste eingeschlossen hält.

Herzog Alcante. Ich versteh Euch nicht.

Senor Agricola. Der Puls eines Königs und seines Freunds (denn so nennt Ihr Euch am liebsten) liegt deutlich auf der Stirne, wenn einmal die Natur über die Verstellung siegt. Ich seh Euch Eure Krankheit ab, ohne auf den Schlag Eures Bluts zu lauschen. — Luft, Freiheit des Geists, Zutraun, Liebe zu den Menschen, mischt dies mit festem Willen, den tückischen Hofmann, auszuziehen, so steh' ich für des Königs, wie für Eure Genesung.

Herzog Alcante. Senor Agricola; die Heilkräuter, die Ihr da zusammensetzt, wachsen nicht am Hofe.

Senor Agricola. Nun so verpfuscht Eure Politik mein Handwerk, und ich kann hier nichts anders thun, als allenfalls bemerken —

Herzog Alcante. Wie? Was?

Senor Agricola. Daß Ihr nicht gesund, und nicht zu heilen seyd.

Herzog Alcante. Und Euch bereichern, lieber Doctor.

Senor Agricola. Das ich nur Eurer Schwäche danke!

Herzog Alcante. Gut, gut Senor! Ihr nutzt die Freyheit wacker, mit Worten zu verwunden, weil Ihr uns, die Heilung unsrer Uebel in der Ferne zeigt. Es sey! Ich weiß ja wohl, der König selbst nimmt alles gütig auf, was Ihr in Eurer Laune aussprudelt.

Senor Agricola. Herr Herzog, so sind wir Florentiner! Am freyen Arno wachsen wir grad und derb empor! Ein König muß ein ganzer Mann seyn, wenn unser einer anders von ihm denken sollte, und wir glauben, der Beste sey doch noch König.

Herzog Alcante. Sagt mir indessen, wie brachte der unsre die Nacht zu?

Senor Agricola. Ohne Schlaf.

Herzog Alcante. Es ist erstaunend.

Senor Agricola. Schlaft Ihr besser?

Herzog Alcante. Wie sollt ich, da er leidet!

Senor Agricola. Ha, es ist wahr; an dem schwachen Rad, um das sich sein gepeinigt Leben dreht, dreht sich zugleich Eure Macht mit um. Doch faßt nur immer Muth! Auch des alten Löwen Murren ist noch furchtbar, besonders, wenn die Pfade zu seiner Höhle, mit so viel Blut bezeichnet sind. Wenn Ihr ihn nun abermals mit Politik aufschraubt, wird's schon ferner gehen; in der Ausübung des alten Spiels, findet er neuen Stoff zum Leben.

Herzog Alcante. Pfui, Doctor! wenn Ihr seine Leiden nicht lindern könnt, so schämt Euch Eures kalten Spotts. Ihr seyd verpflichtet, den zu lieben, der Euch Gutes thut.

Senor Agricola. Ihn? — der keinen Menschen liebt? Seine Gemahlin, seinen Sohn, den edlen Prinz nicht liebt? — Liebt Ihr den König?

Herzog Alcante. Wahrhaftig, Ihr mißbraucht die Gewalt, die Euch des Königs Zutrauen, und Eure Wissenschaft über ihn gegeben haben!

Senor Agricola. Topp! Don Alcante! Euer Fall wie meiner; des Lieblings und des Doctors Fall, und aller derer, die das Schicksal auserlesen hat, der unumschränkten Macht zu zeigen, daß sie dem Loos der Menschheit nie entgeht, und eben in dem Grad abhängt, als sie Mißbrauch treibt. Und nun das Ding mit einem Gemeinspruch — ich weiß am Hofe nimmt man sie für Weisheit — um es nun mit einem Gemeinspruch zu enden — so sag ich: Je eigenmächtiger der Herr seyn will, je mehr macht er sich zum Sklaven. Werdet nicht zu ernst! Um alles wiederum zwischen uns gut zu machen, so hört! — Hüthet Euch vor allen Dingen, dem König von Navarra etwas von seiner Krankheit vorzusagen; er will gesund seyn! Außerdem spricht in diesen Umständen die von Eurer Seite, ihm vorgeschlagene Vermählung Eurer Nichte mit Don Roderico, des Infanten Freund, nicht zu Eurer Gunst. Ihr wißt, daß wir diesen Don nun gar nicht leiden können, denn eisern ist des Mannes Nacken, und sein Thun und Leben ein Spiegel, der uns so häßlich zeigt, als wir es wirklich sind.

Herzog Alcante. Nun — — —

Senor Agricola. Nun der König glaubt, daß, in den schwächlichen Umständen, die er sich, er wolle oder nicht, insgeheim gestehen muß, sein treuer Freund, einen bedeutenden Schritt zur Gunst des künftigen Königs machen wolle. — Doch an Eurem Lächeln seh ich, daß diese Vermählung von Eurer Seite nicht so grad gemeint ist.

Herzog Alcante. Warum nicht?

Senor Agricola. Weil Ihr, das Muster eines Hofmanns, nie etwas grad gethan habt.

Herzog Alcante. Man sollte sagen, Ihr bekümmert Euch mehr um des Menschen Geist, als um seinen Körper.

Senor Agricola. Wer mag diesen heilen, ohne das zu kennen, woron er abhängt!

Herzog Alcante. Sener, ich mag es leiden, daß man mich faßt.

Senor Agricola. Euch fassen, ist noch nicht, Euch zu kennen!

Herzog Alcante. Abermals?

Senor Agricola. Euch, oder den König ganz zu kennen, hieße: des wilden Tygers Flecken auf seinem Felle zählen wollen. Vielleicht auch könnt Ihr die allzunahe Bekanntschaft mit Eurem Selbst nicht wohl vertragen; und dieß mag wohl der Fall aller derer seyn, die den Werth des Menschen blos in Verstand setzen! Denn dieser, sagt man, bläst den Menschen so auf, verkältet hier um die Brust so sehr, daß von dem ganzen Menschen weiter nichts mehr übrig bleibt, als nur eben das, was ihn eigentlich nicht mehr zum Menschen macht. Und alsdann merkelt der Mann mit seines Gleichen, wie der Töpfer mit dem Thon, der in einem von seiner Hand zerbrochenen Topf blos ein Ding von Thon zerbrechen sieht. Antwortet mir darauf!

Herzog Alcante. Mit einem Rittergut, wie es Euer scharfer Blick verdient.

Senor Agricola. Und meine Dienste verdienen sollen.

Herzog Alcante. Was sprach der König diese Nacht über?

Senor Agricola. Seine Worte haben einen schauervollen Sinn, den ich um alle Rittergüter dieses Königreichs in meiner Seele nicht möchte klingen hören. Nachdem er lange mit sich selbst gefabelt, und endlich sicher war, daß die Königin, der Infant, und der gehaßte Roderico in ihren Zimmern ruhig wären, rief ich die Gräfin Eleonora mit dem kleinen Bastard. Wahrlich, nur bei des unmündigen Knabens Blick thaut sein felsenhartes Herz in etwas auf. Obs Gefühl der Menschheit ist, oder der geheime Wunsch den Infanten noch so in der Wiege zu sehen; oder was es sey — kurz! man sieht etwas vom Vater durch den König schimmern. Eleonora ward geliebkost, dann mißhandelt, lächelte unter Thränen, und war im selben Fall, wie mein Mann, der des Tygers Flecken zählen möchte, wenn er nur keinen Rachen und keine Tatzen hätte. —

Ich geh' zum König, denn ich sehe, Ihr sondert so eben die Fäden zu einem Gewebe ab, dessen Umfang ich begreife, und eben so gern verschweige; so nur kommt der Kleine bey den Großen durch.

Johann Anton Leisewitz.

Wenn auch der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, nur ein einziges Drama geschrieben hat, so ist dasselbe doch von so großer Bedeutung, daß es eine nähere Betrachtung verdient.

Johann Anton Leisewitz, geb. zu Hannover am 9. Mai 1752, erhielt seine erste Bildung in Celle, wohin sein Vater, ein wohlhabender Weinhändler, einige Zeit nach des Sohnes Geburt seinen Aufenthalt verlegt hatte. Mit guten Kenntnissen ausgerüstet, bezog er im J. 1770 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Dort wurde er zunächst mit Hölty bekannt, durch welchen er auch zu den übrigen Mitgliedern des Hainbundes in ein näheres Verhältniß trat, doch erst im Winter 1773; auch wurde er erst am 2. Juli 1774, am Geburtstage Klopstocks, der ihm selbst seine Stimme gegeben hatte, in den Bund aufgenommen. Aber er verließ Göttingen noch im Herbst des nämlichen Jahres, er machte die Prüfung als Advocat, und ging nach kurzem Aufenthalt in Celle und in seiner Vaterstadt Ende 1775 nach Braunschweig, wo er als Anwalt auftrat und durch Eschenburg mit Lessing bekannt wurde. Im J. 1778 wurde er Secretär der Landschaft in Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei und zugleich Lehrer des Erbprinzen für Geschichte und Landesverfassung; bald darauf erhielt er eine Pfründe als Canonicus am St. Blasiusdom, wurde zum Mitglied der Regierung, dann zum Secretär der geheimen Kanzlei



und 1801 zum Geheimen Justizrath und Referenten am Geheimen Rathscollegium ernannt. Er widmete sich in dieser Stellung vornämlich der Verbesserung des Armenwesens, wodurch er sich große und bleibende Verdienste erwarb; eine noch jetzt brauchbare Schrift „Ueber Einrichtung öffentlicher Armenanstalten" stammt aus dieser Zeit. Früher schon hatte er sich mit der Bearbeitung einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs beschäftigt; er hatte nicht nur reiche Materialien dazu gesammelt, sondern auch schon einzelne Abschnitte ausgeführt, welche Jerusalem, der sie in seiner Schrift „Ueber deutsche Sprache und Literatur" erwähnt, als höchst gelungen bezeichnete*). Leider wurden sie nebst andern Schriften, unter denen sich auch Entwürfe und Scenen von Schauspielen befanden, auf sein ausdrückliches Verlangen nach seinem Tode verbrannt. Im J. 1805 war er zum Präsidenten des Obersanitätscollegiums ernannt worden, aber seit längerer Zeit schon kränklich, starb er am 10. Sept. 1806 an der Brustwassersucht.

Leisewitz ist durch sein Trauerspiel „Julius von Tarent" berühmt geworden, mit welchem er sich um den von Schröder ausgesetzten Preis beworben hatte. Zwar erkannten die Richter den „Zwillingen" von Klinger den Preis zu; allein sie hatten sich offenbar durch die leidenschaftliche Sprache und die allerdings oft hinreißende Darstellung, sowie durch einige vortreffliche Scenen blenden lassen, denn „Die Zwillinge" stehen dem „Julius von Tarent" (Lpz. 1776) als dramatisches Kunstwerk offenbar nach. Beide behandeln den nämlichen Gegenstand, einen Brudermord*). Schon damals erhoben sich gewichtige Stimmen gegen das Urtheil des Preisgerichts, und Lessing hielt es sogar für ein Werk Göthe's, dessen „Werther" allerdings nicht ohne Einfluß auf Leisewitz geblieben war. Es erscheint nun freilich dieses Urtheil eben so wenig gerechtfertigt als jenes andre, da dem „Julius von Tarent" jene plastische Anschaulichkeit fehlt, die schon Göthe's erste Versuche so entschieden charakterisirten, und da sich in ihm eine gewisse rhetorische Breite kund gibt, die übrigens mehr aus dem Gefühl als aus der Reflexion entspringt, weshalb sich auch der Jüngling Schiller so sehr von diesem Drama angezogen fand, daß er es beinahe auswendig konnte und es ihm nebst Klingers „Spielern" bei seinen „Räubern" als Vorbild vorschwebte.

Die Anlage des Stücks ist überlegt, und auch die Ausführung ist, einzelne Breiten ausgenommen, als gelungen zu bezeichnen. Der größte Vorzug besteht aber in der Zeichnung der Charaktere, nicht bloß der beiden Brüder, sondern selbst der Nebenpersonen, die mit aller Schärfe und Wahrheit aufgefaßt sind. Wir machen in dieser Beziehung namentlich auf den Charakter der Aebtissin aufmerksam, der sich in wenigen kurzen Scenen zur lebendigsten Objectivität gestaltet.

Aus „Julius von Tarent".

Dritter Aufzug.

Dritter Auftritt.

Guido. Julius.

Guido. Julius, kannst du die Thränen eines Vaters ertragen? ich kanns nicht.

Julius. Ach, Bruder, wie könnt' ich!

Guido. Meine ganze Seele ist aus ihrer Faßung, ich möchte mir das Gewühl einer Schlacht wünschen, um wieder zu mir selbst zu kommen. — Und das kann eine Thräne? Ach was ist der Muth für ein wunderbares Ding? Fast möcht' ich sagen, keine Stärke der Seele, bloß Bekanntschaft mit einem Gegenstande — und wenn das ist, ich bitte dich, was hat der Held, den eine Thräne außer sich bringt, an innerer Würde vor dem Weibe voraus, das vor einer Spinne auffährt!

Julius. Bruder, wie sehr gefällt mir dieser dein Ton!

Guido. Mir nicht, wie kann mir meine Schwäche gefallen! Ich fühle, daß ich nicht Guido bin. Wahrhaftig, ich zittre — o wenn das ist, so werd' ich bald auf die rechte Spur kommen — ich hab' ein Fieber.

Julius. Seltsam — daß sich ein Mensch schämt, daß sein Temperament stärker ist, als seine Grundsätze.

Guido. Laßt uns nicht weiter davon reden — meine jezige Laune könnte darüber verfliegen, und ich will sie nuzen, man muß gewiße Entschlüße in diesem Augenblick ausführen, aus Furcht, sie möchten uns in dem künftigen gereuen. Du weißt es, Bruder, ich liebe Blankan, und habe meine Ehre zum Pfand gegeben, daß ich

*) Leisewitz hatte in Göttingen angefangen, sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zu beschäftigen; Klopstock hatte dagegen gewünscht, daß er die schlesischen Kriege beschreiben möchte. (Voß, Briefe 1, 169.)

*) Dieser Umstand gab zu der lang angenommenen Meinung Anlaß, als ob Schröder bei der Preisaufgabe diesen Stoff schon bestimmt hätte, was jedoch nicht richtig ist; es war nur ein freilich merkwürdiger Zufall, daß beide Dichter den nämlichen Stoff wählten. Uebrigens hatte Klinger seine „Zwillinge" schon gedichtet, bevor die Preisaufgabe gestellt wurde.

sie besitzen wollte. — Aber diese Thränen machen mich wankend.

Julius. Du setzest mich in Erstaunen.

Guido. Ich glaube meiner Ehre genug gethan zu haben, wenn sie niemand anders besitzt, wenn sie bleibt, was sie ist — denn wer kann auf den Himmel eifersüchtig sein? Aber du siehst, wenn ich meine Ansprüche aufgebe, so mußt du auch die deinigen mit allen den Entwürfen, sie jemals in Freiheit zu setzen, aufgeben. — Laß uns das thun, und wieder Brüder und Söhne sein. — Wie wird sich unser Vater freuen, wenn er uns beide zu gleicher Zeit am Ziel sieht, wenn wir beide aus dem Kampfe mit einander als Sieger zurückkommen, und keiner überwunden — und noch heute muß das geschehn, heut an seinem Geburtstage.

Julius. Ach Guido.

Guido. Eine entscheidende Antwort!

Julius. Ich kann nicht.

Guido. Du willst nicht? so kann ich auch nicht. Aber von nun an bin ich unschuldig an diesen väterlichen Thränen, ich schwör' es, ich bin unschuldig. Auch ich bekäme meinen Antheil davon, sagte er. Siehe, ich wälze ihn hiemit auf dich. Dein ist die ganze Erbschaft von Thränen und Flüchen!

Julius. Du bist ungerecht — glaubst du denn, daß sich eine Leidenschaft so leicht ablegen laße, wie eine Grille, und daß man die Liebe an- und ausziehen könne, wie einen Harnisch. — Ob ich will — ob ich will — wer liebt, will lieben und weiter nichts. — Liebe ist die große Feder in dieser Maschine; und hast du je eine so widersinnig künstliche Maschine gesehn, die selbst ein Rad treibt, um sich zu zerstören, und doch noch eine Maschine bleibt?

Guido. Ungemein fein, ungemein gründlich — aber unser armer Vater wird sterben!

Julius. Wenn das geschieht, so bist du sein Mörder — deine Eifersucht wird ihn tödten, und hast du nicht eben gesagt, du könntest deine Ansprüche aufgeben, wenn du wolltest — heißt das nicht gestehn, daß du sie nicht liebst, und doch bleibst du halsstarrig? Dein Aufgeben wär nicht Tugend gewesen, aber dein Beharren ist Laster.

Guido. Bravo! bravo! das war unerwartet.

Julius. Und was meinst du denn?

Guido. Ich will mich erst ausfreuen, daß die Weisheit eben so eine schlanke, geschmeidige Nymphe ist, als die Gerechtigkeit, eben so gut ihre Fälle für einen guten Freund hat. Ich könnte meine Ansprüche aufgeben, wenn ich wollte — wenn die Ehre will. — Das ist die Feder in meiner Maschine. — Du kannst nichts thun, ohne die Liebe zu fragen, ich nichts ohne die Ehre — wir können also beide für uns selbst nichts, was, denk' ich, ist doch wohl Ein Fall.

Julius. Hat man etwas so unbilliges gehört, die erste Triebfeder der menschlichen Natur, mit der Grille einiger Thoren zu vergleichen!

Guido. Einiger Thoren — du rasest — ich verachte dich, wie tief stehst du unter mir! Ich halte meine Rührung durch Thränen für Schwachheit — aber zu diesem Grade meiner Schwachheit ist deine Tugend noch nicht einmal gestiegen.

Julius. Es ist immer dein Fehler gewesen, über Empfindungen zu urtheilen, die du nicht kennst.

Guido. Und dabei immer ums dritte Wort von Tugend zu schwatzen — ich glaube, wenn du nun am Ziel deiner Wünsche bist, und deinen Vater auf der Bahre siehst, so wirst du anstatt nach gethaner Arbeit zu ruhen, noch die Leichenträger unterrichten, was Tugend sei, oder was sie nicht sei. —

Julius. Wie hab ich mich geirrt! Bist du nicht schon wieder in deinem gewöhnlichen Tone?

Guido. Siehe, du hoffest auf seinen Tod, kannst du das leugnen? Glaubst du, daß ich es nicht sehe, daß du alsdann das Mädchen aus dem Kloster entführen willst? — Es ist wahr, alsdann bist du Fürst von Tarent, und ich bin nichts — als ein Mann. Aber dein zartes Gehirnchen könnte zerreißen, wenn du das alles lebhaft dächtest, was ein Mann kann. — Gott sei Dank, es giebt Schwerter und ich hab einen Arm — einen Arm, der noch allenfalls ein Mädchen aus den weichen Armen eines Zärtlings reißen kann — ruhig sollst du sie nicht besitzen, ich will einen Bund mit dem Geiste unsers Vaters machen, der an deinem Bette winseln wird.

Julius. Ich mag so wenig, als unser Vater, von dir im Affekt hören, was du thun willst. (ab.)

Vierter Auftritt.

Guido. Gut, wenn du ewigen Krieg haben willst, kannst du ihn finden, bleibt doch mein Plan dabei, wie er ist — ich bin zum Kriege geboren. Nichts wird anders, als daß ich Blankas Namen zum Feldgeschrei nehme. — Aber dein Plan, Julius, wird verändert werden, du wirst mit ihr dein Leben nicht ruhig hintändeln — die Furcht vor deinem Nebenbuhler soll dich immer verfolgen — ich will dir eine Erinnerung in die Seele setzen, die dir stets Guido zurufen soll, heller Guido rufen soll, als das Gewißen eines Vatermörders, Mörder. — Jeden Gedanken in dir will ich mit meinem Namen stempeln, und wenn du Blankan siehst, sollst du nicht an sie, sondern an mich denken. — Mitten in euren Umarmungen soll plötzlich mein Bild in eurer Seele aufsteigen, die Küße werden auf euren Lippen zittern, wie Tauben, über denen ein Adler hängt. Des Nachts sollst du im Traume sehn, wie ich sie dir entführe, und so erschrocken auffahren, daß Blanka aus deinen Armen gleiten, erwachen und schreien soll, Guido! (Ab.)

Friedrich Müller.

Friedrich Müller, bekannt unter dem Namen Maler Müller, geb. 1750 zu Kreuznach, zeigte schon früh großes Talent für die zeichnende Kunst; so gab er schon in seinem 18. Jahre einige Sammlungen radirter Blätter heraus, die geistreich aufgefaßt und schön ausgeführt sind; es sind meist Thierstücke. Er war eine Zeitlang in den Diensten des Herzogs von Zweibrücken, doch scheinen die Verhältnisse, in denen er sich befand, drückend gewesen zu sein, so daß er gern die Gelegenheit ergriff, dieselben aufzulösen. Durch Göthe's Theilnahme und Einfluß wurde es ihm möglich, im J. 1778 nach Rom zu gehen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Im J. 1781 wurde er von einer schweren Krankheit überfallen, in welcher man ihn überredete, zur katholischen Kirche überzutreten. Als Maler hatte er sich vorzüglich nach Michel Angelo gebildet; allein seine überspannten Compositionen, welche Sal. Geßner geradezu Carricaturen nannte, gefielen nicht, und so widmete er sich vorzugsweise der Theorie der Kunst und des Alterthums, was ihn vorzüglich befähigte, dem Fremden als Führer zu dienen. Der König von Bayern ernannte ihn, um seine Verdienste als Künstler und Dichter anzuerkennen, zum Hofmaler, ohne jedoch damit, so viel wir wissen, eine Besoldung zu verbinden. Er starb am 20. (23?) April 1825. Er hatte sich selbst folgende Grabschrift gedichtet:

„Wenig gekannt und wenig geschätzt, hab' ich beim Wirken
Nach dem Wahren gestrebt, und mein höchster Genuß
War die Erkenntniß des Schönen und Großen — ich habe gelebet!
Daß Fortuna nie mich liebte, verzeih' ich ihr gern.“

Beinahe Alles, was Fr. Müller gedichtet hat, stammt aus der Zeit vor seiner Reise nach Rom;

zwar dichtete er auch dort Mehreres, doch war seine schriftstellerische Thätigkeit mehr auf die Kunst gewendet, über welche er manchen schätzenswerthen Aufsatz, z. B. in Schillers „Horen" verfaßte. Seine Hauptwerke sind mit Ausnahme von „Golo und Genovefa" in dem kurzen Zeitraum von 1774 bis 1778 erschienen, und auch dieses war um jene Zeit wenigstens begonnen. Er hat sich durch seine lyrischen Gedichte, vorzüglich aber durch seine Idyllen, von denen erst später die Rede sein wird, und durch seine Dramen bekannt gemacht. Von den letztern sind mehrere verloren gegangen, so das Trauerspiel „Nina", aus welchem sich ein Fragment: „Der rasende Geldar" erhalten hat, „Kaiser Heinrich IV." und selbst ein Theil des „Faust".

Müllers Dramen sind aus der Zeit der „Originalgenies" erwachsen, und stehen mit den Werken der übrigen Dichter jener Periode in naher Verwandtschaft. Wir finden in ihnen das nämliche Streben nach ungefälschter Natur, zugleich aber auch das Excentrische, Wilde und Rohe, in welches jene Dichter so leicht und so gern verfielen. Doch müssen wir hinzufügen, daß Müller jene Auswüchse schon bald zu besiegen suchte, ob er sich gleich niemals ganz von ihnen befreien konnte, weil das Excentrische in seiner Natur lag. Und so ist es auch dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens zuzuschreiben, daß er in der Form nichts Höheres erreicht, obgleich sein Beruf als Künstler und seine Beschäftigung mit der bildenden Kunst hätte erwarten lassen, daß er gerade auf die Form größeres Gewicht gelegt hätte. Aber waren ja seine Malereien selbst formlos! Sein „Faust", der unvollendet geblieben ist — er sollte aus vier Theilen bestehen — gehört zu den wildesten und widerlichsten Erzeugnissen jener Zeit; er ist schon darin charakterisirt, daß ihn nicht das Streben nach höheren Dingen, sondern der Hang nach Sinnenlust und die Unmöglichkeit, ihr zu fröhnen, weil er tief in Schulden steckt, dem Teufel in die Hände liefert. Im Einzelnen sind einige Scenen wohl gut, dramatisch lebendig, und die darin vorkommenden Personen glücklich charakterisirt, so die Studenten, die Juden; das wilde, wüste Treiben der rohen Jugend ist voll Wahrheit dargestellt, aber leider mit Farben, die selbst wüst und roh sind.

Weit höher steht die „Niobe", in welcher sich der Einfluß seiner künstlerischen Bestrebungen am meisten kund gibt. Es fehlt ihr zwar auch die höchste Vollendung in der Form, besonders hat der Dichter die nöthige Ruhe und Mäßigung nicht, die bei einem antiken Gegenstande vorzüglich nothwendig erscheint; er läßt sich zuweilen allzusehr zu pochender Leidenschaftlichkeit hinreißen, es sind bei den Gefühlen und ihrem Ausdruck öfters Uebertreibungen sichtbar, auch ist die Sprache nicht so rein, als sie bei solchem Stoffe nothwendig sein sollte; aber alle diese Mängel sind gleichsam nur äußerer Art, man erkennt leicht, daß der Dichter sie leicht hätte beseitigen können, wenn er sein Werk mit Liebe und Hingebung hätte durchsehen und bearbeiten wollen. Aber neben diesen Fehlern wie viele und große Schönheiten! Trefflich sind die Charaktere Apollo und Diana, Niobe und ihre Kinder gezeichnet, der Stolz der Mutter über ihre blühenden Söhne und Töchter und ihr namenloser Schmerz sind mit einer Kraft und Wahrheit gezeichnet, die nur einem wahren Dichter zu Gebote stehen.

Während in „Niobe" die Composition einfach und streng ist, erscheint sie in „Golo und Genovefa" zu überfüllt und schwerfällig. Müller reiht sich mit diesem Gedicht an die Romantiker, wenn es auch wenigstens zum Theil entstand, ehe die Schlegel und Tieck mit ihren ästhetischen Ansichten hervorgetreten waren*). Merkwürdig und sogar auffallend ist es gewiß, daß Müllers Schauspiel mit Tiecks Genovefa mancherlei Aehnlichkeiten hat, aus denen man geneigt sein möchte, den Schluß zu ziehen, daß einer das Werk des Andern gekannt habe, ohne daß es sich jedoch beweisen läßt. Das Ganze läßt keinen befriedigenden Eindruck zurück, es ist zu viel romantische Willkür darin, wenn sie auch weniger unangenehm berührt als bei den eigentlichen Romantikern, und zugleich tritt auch hier öfters die Wildheit der frühern Periode hervor. Dagegen sind einzelne Stellen und Charaktere wahrhaft schön und zeugen von ächtem Dichtertalent, dem nur Selbstbeherrschung und größere Beachtung der schönen Form fehlte, um Vollendetes hervorzubringen.

Aus „Niobe" (Schluß).

Niobe. Nimmer, nimmer ehr' ich Dich! Diana!
Segnung diese Flüche mir,
Herab all' auf mein Haupt!
Niobe vermag zu tragen,
Vermag des Anblicks dieser
Todeserndte. Herrlich
Sind gestorben Alle, herrlich
Ziehen sie hinab in's Schattenreich,
Verkündigend drunten
Niobens Ruhm. Niobe drunten
Wird steigen mit ihren Kindern.
Du, verzweifle jetzt, daß Du
Mich nicht beugen kannst! Diana, verzweifle!
Ich habe keine Kinder mehr.

Diana. Ha fühlen sollst Du
Meine Rache
Siebenfach!

Laide (hinterm Altar). O Mutter!
Bin ich denn nicht Dein Kind?

Niobe. Nicht Mutter, wer Du bist,
Stimme! Nicht Mutter; kann nicht mehr
Den Namen ertragen.
Zerreißest mir die Seele! Nicht Mutter;
Will nicht mehr Mutter sein!

Laide. Aber doch bin ich
Deine Laide, Mutter!

Niobe. Laide, Deine Stimme, Deine Stimme!
Wo bist Du? Komm'.

(Sie kommt zu ihr.)

Laide. Du hast mich von Dir gestoßen
Ach! Liebst Du Deine
Laide nicht mehr?

Niobe. Ah stirb, stirb! Ich liebe Dich,
Laide!
Kannst Du noch gehn?
Wo ist Deine Wunde?

Laide. Ich lebe ja noch, Mutter! Drücke
Deine süßen Wangen noch!

Niobe (fühlt an ihr). Bist Du nicht geschossen?
Kein Pfeil in Deinem Herzen?
Keine Wunde? Bin blind von Thränen.

Laide. Nein Mutter, ich bin noch
Bei Dir, ganz lebendig.

---

*) Er hatte Scenen dieses Dramas schon im J. 1789 in (Bertrams) Ephemeriden der Literatur und des Theaters, Th. 5 u. 6, mitgetheilt; wir können jedoch nicht bestimmen, ob dieselben unverändert in die Gesammtausgabe der Werke (3 Bde. Heidelb. 1811), wo das Schauspiel zuerst vollständig erschien, übergegangen sind.

Niobe. Ha schon wähnt' ich mich frei,
Wie ein Adler in den Wolken:
Nun bin ich hingeschmettert
An Deine Kette, Jupiter! Jupiter!

Laide. Warum seufzest so schwer, Mutter?

Niobe. O Diana! Diana!
Jetzt erkenn' ich Deine Tücke. Götter!
Ach Ihr Götter! Jetzt kann ich nicht mehr!
Weiter kann ich nicht.
Jetzt meine Kraft dahin!
O Du meine einzig Letzte,
Auf der alle Mutterliebe haftet:
Erweiche nicht so sehr mein Herz!
Ach Du bist zum tiefsten Jammer
Mir nur aufgespart.

Laide. Werd' ich denn wie meine
Schwestern auch erschossen, Mutter,
Weil Du über mir weinest?

Niobe. Ach Diana, schieße doch gleich
Mit Deinem Pfeil sie darnieder,
Ehe sie weiter spricht.

Laide. O geliebte Mutter,
Willst Du, daß ich sterben soll?

Niobe. Ach!

Laide. O Du blickst mich wieder an;
Mutter, liebe Mutter,
Laß mich leben.

Niobe (sie küssend). Lebe, leb' hinaus
In alle Ewigkeit,
Bis die Götter
Auf ihren Stühlen altern!
O stünd' es in meiner Macht!
Verwachs' an mein Herz, sei eins mit mir!

Laide. O so wirst Du mich auch retten!
Sieh' Diana dort:
Fürchterlich mit ihrem Bogen
Winkt sie. O verbirg —
Sie spannet auf mich, Mutter!
O! verbirg, verbirg!

Niobe. Wo soll ich, wo?
Kriech' in die Erde, mein Kind!
O! o! fall' herunter, Nacht, begrabe
Auf ewig diese Welt!

Laide. Hörst Du, Mutter,
Den schrecklich schrecklichen Klang?
Mutter, bitte für mich!
Bitt' um mein junges Leben!

Niobe. Wie soll ich denn bitten?
Diana, laß ab, laß ab!
Hast Dich genug gerächet.
Laß mir die Einzige,
Ich bitte Dich! Daß mir noch
Ueberbleibt zu drücken an meinen
Mütterlichen Busen, daß ich noch
Sagen kann: so waren
Meine Kinder!

Dianens Stimme. Wolltest Du das, Stolze?

Laide. Wehe! Mutter!
Sie lächelt, daß ich
Die Letzte bin!

Niobe. Hast gesiegt, Latona!
Diana, hier knie' ich im Staube
Vor Euch Göttern,
Halte mein Kind in diesen
Flehenden Armen!
Umfasse dieß Gestell mit Deinen
Unschuldigen Händen, Laide!
Fleh' auf!
Mit Deinen unschuldigen Blicken
Zwinge die Götter zum Erbarmen.
Ach! Ich kann nicht mehr! Kann nicht mehr!

(Laide fällt niedergeschlagen vom Pfeil zu ihrer Mutter Füßen.)

Dianens Stimme. Zu spät Deine Reue!
Ha, an meiner Säule
Sollt' ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!

Niobe. Nein! Ich bin nicht vor Dir erlegen.
Diesen Kniefall stahlst Du mit Betrug.
Steinernes Herz, das kein Lallen
Sanfter Unschuld bewegt!
Barbarische Jungfrau, die nie
Mütterlichen Liebesschlag gefühlt:
Werd' einst Mutter, Alles zu leiden,
Mutter, wie ich!
Stürz' ein, Tempel,
Wo Menschen und Götter sich vergessen!
Künftigen Jahren zeige
Nicht mehr die Spur!

(Der Tempel fällt im Blitzschlag zusammen.)

Ha, Jupiter erkennt mich wieder!
Im Dulden will ich noch überwinden!
Königin der Mütter einst —
Nun der Schmerzen Königin!
Ha, mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung,
Trotz' ich der Zeit.
Jahrtausende
Werden die weinende
Niobe sehn!
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde?
Ich war's, ich war's!
Königin der Mütter einst —
Nun Schmerzenkönigin!
Schon wälzt sich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl!
Die Adern erstarren, erstarren in mir.
Es fliehen von hinnen die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie.
Sie scheuen zu schauen
Die Mutter im Kampfe;
Des Mutterherzens gebundene Qual!
Ha, weint nicht, Ihr Kinder!
Gesiegt! Gesiegt! Ich habe gesiegt!
Sie fliehn, sie fliehn, die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie.
Zu weit sie trieben
Der Rache Wonne.
Die Götter schaudern!
Niobens stummes Beben
Erschrecket sie.
Sie binden ihr Leben,
Sie halten mein Herz, ach!

(Es blitzt immer auf Niobens Schulter herunter.)

Wohl, ach wohl!
Die Adern erfrieren; kalt!
Kalt mein Busen!
Ruhig mein Herz.
Wie süß, süß
Die Lüfte weichen,
Mein Ohr sich schließt,
Das Aug' erlischt,
Die Zung' gebricht.

Christoph Friedrich von Schiller.



Geburtshaus in Marbach.

Als Schiller sich auf der Karlsschule befand, wurde er nach und nach mit dem „Ugolino" von Gerstenberg, dem „Götz von Berlichingen" von Göthe, mit Shakspeare, mit Lessings Dramen und mit dem „Julius von Tarent" von Leisewitz

bekannt. Dies hatte zunächst die Wirkung, daß Klopstock und die religiöse Dichtung, die ihn bis dahin gefesselt hatten, in den Hintergrund zurücktraten, und sich die lebendigste Neigung für das Drama in ihm entwickelte. Bei seiner glühenden Phantasie und dem unwiderstehlichsten Schöpfungsdrang konnte es nicht fehlen, daß er sich bald in dieser Gattung zu versuchen begann. Er verfaßte bald nach einander zwei Trauerspiele, den „Studenten von Nassau“ und „Cosmus von Medicis“. Das letztere Stück war durch Leisewitzens „Julius von Tarent“ hervorgerufen worden, dessen rhetorische Weise seine ganze Neigung gewonnen hatte, wie denn sein Drama in Inhalt und Behandlung jenem Stück sich nahe angeschlossen haben soll. Ob er gleich mit jenen ersten Versuchen selbst unzufrieden war, so daß er sie bald nach ihrer Vollendung wieder vernichtete, so war dadurch weder die Liebe zur dramatischen Poesie noch der Drang zu eigenen Schöpfungen erkaltet; vielmehr ging diese Unzufriedenheit aus seiner rasch fortschreitenden Bildung und dem sichern Bewußtsein hervor, daß er Besseres schaffen könne. Und so begann er schon im J. 1778 wieder an einem neuen Trauerspiel zu arbeiten, das er im J. 1780, noch ehe er die Karlsschule verließ, beinahe ganz vollendete. Es waren dies „Die Räuber“, welche über das Schicksal des jungen Dichters entschieden (S. 109 ff.) und sein Talent zur dramatischen Poesie außer allen Zweifel setzten. Wenn auch das Stück viele und zwar sehr wesentliche Mängel hatte, so zeigte sich zugleich in demselben ein so reiches Talent, eine so große Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen, eine so frische Kraft der Darstellung, daß das ganze deutsche Volk die Erstlingsgabe des jungen Dichters mit der lebhaftesten Begeisterung begrüßte und über diesen Vorzügen die zahlreichen Mängel vergaß, die das Werk entstellten. Unter diesen ist nicht der geringste, daß der junge Dichter, wie er sich später selbst ausdrückte, Menschen zu schildern unternahm, während er noch die geringste Menschenkenntniß hatte, die er sich freilich in der Karlsschule nicht hatte erwerben können. Die Gestalten, die er uns vorführt, sind nicht aus der Wirklichkeit entnommen, es sind Geschöpfe seiner jugendlich schwärmerischen Phantasie, die er zum Theil mit mancherlei Reminiscenzen seiner Lectüre ausgeschmückt hatte; wir haben schon erwähnt, daß Klingers „Spieler“ und namentlich „Julius von Tarent“ von Leisewitz von großem Einfluß auf die Entwickelung der „Räuber“ waren; und so hat auch „König Lear“ von Shakspeare ihm mancherlei Farben zur Darstellung seines Franz Moor gegeben.

Wenn aber auch die einzelnen Personen mit Ausnahme weniger untergeordneten, z. B. des Pfarrers Moser, in welchem er seinem frühern Lehrer, dem Diakonus Moser in Lorch (S. 109), ein Denkmal setzte, Wesen ohne Realität sind; wenn es auch der Handlung, die im Ganzen nicht hinlänglich motivirt ist, an Wahrheit fehlt; so liegt dagegen in der Idee des Ganzen die tiefgefühlteste Wahrheit, die sich mit einer begeisterten Kraft ausspricht, daß wir leicht begreifen, wie das deutsche Volk so mächtig davon ergriffen wurde. Und darin liegt auch der große Unterschied zwischen Schiller und den Originalgenies, welchen man ihn wegen seiner stürmischen Darstellung und kühnen Sprache von mancher Seite zuzählen wollte. Denn hatten jene auch nach objectiver Wahrheit in ihren Darstellungen gestrebt, hatten sie sich auch zum Theil mit lobenswerthem Drang bemüht, die Menschen und die menschlichen Verhältnisse so zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit erschienen, so hatte sie dabei doch nur ein poetisches oder künstlerisches Streben geleitet, nicht aber eine höhere Idee, und selbst dann nicht, wenn sie in ihren Dramen gegen die Zustände der damaligen Zeit polemisirten. Wenn sie, wie Lenz, die Nachtheile der Privaterziehung in abschreckendem Beispiel zur Anschauung brachten, so war ihre Ansicht von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Zustände nur ein Ergebniß verständiger Ueberlegung, und wenn sie hierbei eine gewisse Begeisterung an den Tag legten, so war diese rein poetischer Natur. Bei Schiller war das Verhältniß durchaus anders. Die Idee, die den „Räubern“ zu Grunde lag, war aus seinem tiefsten Innern hervorgegangen; sie war sein eigenes Selbst, und so legte er auch seine ganze Kraft in die Darstellung derselben. Die Handlung, die Vorgänge in derselben, die Charaktere, Alles war ihm nur Mittel zu dem höheren, bewußten Zweck. Er hatte die schönste Jugendzeit in der vollendetsten Sklaverei zubringen müssen, die sich nicht bloß eine Leitung seiner Studien, seines Betragens, seines äußern Lebens anmaßte, sondern selbst seine innerste Natur, seine Gedankenwelt, sein Talent in die härtesten Fesseln schlug. Gegen diese Sklaverei waren die „Räuber“ gerichtet, sie waren der lebendigste Ausdruck seines empörten Gefühls, seiner beleidigten Menschenwürde, und darin eben lag die Wahrheit, die Alles mächtig ergriff, und den Mangel an Wahrheit in den Charakteren und Handlungen vergessen ließ. Denn das deutsche Volk befand sich damals in dem nämlichen Zustande, wie Schiller selbst; war dieser von den engen Fesseln einer erdrückenden Schuldisciplin eingeschnürt, so war das Volk von den noch drückenderen Fesseln der damaligen bürgerlichen Ordnung seiner äußern, wie seiner innern Freiheit auf das Vollständigste beraubt; was Tausende schon lebendig gefühlt hatten, das wurde in den „Räubern“ mit einer großherzigen Kühnheit und in der wirkungsvollsten Weise ausgesprochen. Denn wenn auch Schiller zunächst seine Zustände, seine Gefühle hatte aussprechen wollen, so hatte er sie doch auf allgemeinere Verhältnisse übergetragen, und die ganze bürgerliche Ordnung angeklagt, er hatte zum lebendigsten Bewußtsein gebracht, daß unter einer solchen Ordnung das Laster allein siegen, die Tugend unterdrückt werden müsse; er hatte anzudeuten gewagt, daß nur eine allgemeine Empörung gegen solche Zustände zum Besseren führen könne. Es hätte aber die ganze fürchterliche Erbärmlichkeit dieser Zustände nicht besser geschildert werden können als dadurch, daß er darthat, daß man sich ihrer sogar nur auf Wegen entledigen könne, die nothwendig zum Verbrechen führen mußten. Sein Karl Moor wurde zum Räuber, weil ihm nur dieses Mittel gegeben war, um die verderbliche gesellschaftliche Ordnung zu bekämpfen, und die Wunden zu heilen, welche diese geschlagen hatte, um das Böse zu verhindern, was mit ihr nothwendig verbunden war. Aber das höhere sittliche Gefühl, das mit Schiller geboren und erwachsen

war, ließ ihn auch die ewige Lehre erkennen, daß das Gute auf dem Wege des Verbrechens nicht erreicht werden könne; Karl Moor war nicht bloß mit der gesellschaftlichen Ordnung, er war auch mit der Sittlichkeit in Kampf gerathen, und deshalb mußte er zu Grunde gehen. Er kommt selbst zur Ansicht, daß er Frevelhaftes begonnen; aber es ist dabei ja nicht zu übersehen, daß ihm nicht sein Auflehnen gegen die bürgerliche Ordnung als tadelnswerth erscheint; er hält sich nur deshalb für strafbar, weil er in die Thätigkeit der Vorsehung hatte eingreifen wollen*), und wenn er auch von den beleidigten Gesetzen des Staates spricht, so erscheint dies immer nur in sehr untergeordneter Weise, und nur nebenbei, ja gleichsam gezwungen, um sich vor möglichen Anschuldigungen sicher zu stellen. Aber wenn dies auch entschiedener geschehen wäre, so würde ein solcher Schluß doch den Hauptinhalt des Stückes nicht entkräftet haben, in welchem die unheilbaren Mängel der gesellschaftlichen Zustände mit den glühendsten Farben geschildert werden. Und so tritt die Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, auf das Lebendigste hervor; sie läßt sich auf folgenden Satz zurückführen: die gesellschaftlichen Zustände sind bis auf das innerste Mark verfault, sie bedürfen einer völligen Umgestaltung, wodurch es dem Einzelnen möglich wird, das Pfund, das ihm die Gottheit gegeben, zu verwerthen, ohne dadurch mit der bürgerlichen Ordnung in Zwiespalt zu gerathen.

Zu zeigen, wie dies geschehen könne, ist die Aufgabe des zweiten Trauerspiels, welches Schiller bald nach den „Räubern" begann. Die einzige Verfassung, welche dem Menschen zur allseitigen Entwickelung seiner Kräfte Gelegenheit gibt, ihm die hierzu nöthige Freiheit gewährt, ohne daß er mit den Gesetzen des Staats in Widerspruch und Kampf gerathe, ist die republikanische; das ist die Idee, welche dem „Fiesco" zum Grunde liegt. Wie er in den „Räubern" die Erbärmlichkeit der gesellschaftlichen Zustände zur Anschauung gebracht hatte, so mußte er hier die Schattenseiten der Monarchie darstellen, und dies hat er auf höchst glückliche Weise gethan. In Genua herrscht Andreas Doria, ein Mann, der zwar die Freiheit seiner Mutterstadt vernichtet, aber sich vor und nach die höchsten Verdienste um dieselbe erworben hat, ein Mann, der als Mensch und Herrscher die ungetheilteste Achtung verdient. Aber ihm wird sein Neffe Gianottino folgen, ein gemeiner Wüstling, der Schandthat auf Schandthat häuft, der sogar verbrecherische Unterhandlungen mit dem Auslande einleitet, um sich die Herrschaft noch bei Lebzeiten seines edlen Oheims zu erwerben. Die Furcht vor dem Nachfolger des Andreas ruft eine Verschwörung hervor, deren Zweck es ist, Genua wieder frei zu machen und die Republik wieder herzustellen. An die Spitze der Verschwörung tritt der Graf Fiesco, den jedoch Ehrgeiz und Herrschsucht verleiten, die Gelegenheit zu benutzen, um an des Doria Stelle als Herzog zu treten. Doch sollte er sich nicht der mit List errungenen Krone erfreuen; Verrina, einer der Verschworenen, ein eifriger Republikaner, stürzt ihn ins Meer. Aber statt für die Herstellung der Republik weiter zu wirken, schließt er sich wieder an Doria an, und das ganze Unternehmen fällt in sich selbst zusammen. Diesen Schluß hat der Dichter sicherlich nicht herbeigeführt, um sein Drama mit der historischen Wahrheit in Uebereinstimmung zu bringen, sondern um die Fürsten und ihre Diener zu beruhigen, die in einem solchen Ausgang den Sieg der Monarchie erblickten. Dem Dichter aber genügte es, die Grundfesten derselben erschüttert zu haben, wie er in den „Räubern" die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt erschüttert hatte. Jedoch sah er selbst später ein, daß er dadurch dem Drama den Boden untergraben hatte; als er es zum Behuf der Aufführung umarbeitete, ließ er in Fiesco die ursprüngliche Liebe zur Freiheit über Ehrgeiz und Herrschsucht siegen, und seinen Tod als eine Fügung des Schicksals erscheinen, wodurch zwar der Charakter seines Helden nicht gewann, da diese Veränderung zur ganzen Anlage desselben nicht paßte, wodurch aber die Einheit des Dramas selbst mächtig gehoben wurde.

Im „Fiesco" ist ein Fortschritt des Dichters in künstlerischer Beziehung nicht zu verkennen. Nicht nur, daß das Wilde, Ungezügelte, ja Rohe, das in den „Räubern" so stark hervortritt, wenn auch nicht ganz, doch in hohem Grade verschwindet, ist das Drama mit größerer Ueberlegung angelegt, die Handlung hat größere Wahrscheinlichkeit, die Charaktere haben zum Theil mehr innere Wahrheit, und das Ganze, obgleich immerhin noch von stürmischer Leidenschaftlichkeit durchzogen, hat, gegen sein erstes Drama gehalten, doch unvergleichlich mehr Ruhe und Milde. Der größte Fehler der Composition beruht augenscheinlich darin, daß er im Verrina die reinste Bestrebung nach der Freiheit mit der Rache um die entehrte Tochter verschmolz; offenbar hatte ihn die Geschichte der römischen Virginia, die er eigentlich nur wiederholte, dazu verleitet, aber er hatte übersehen, daß die Verhältnisse und Personen so wesentlich verschieden waren, daß dadurch der Charakter Verrina's vollständig zerstört wurde.

In noch entschiedenerer Weise als selbst in den „Räubern" erhob sich Schiller in seinem nächstfolgenden Drama gegen die bestehenden Verhältnisse. Denn während er in jenem Trauerspiel die politischen und bürgerlichen Zustände nur ganz allgemein in ihrer Erbärmlichkeit dargestellt hatte, griff er in „Kabale und Liebe" ganz besondere Verhältnisse auf, wie sie ihm die Zeit und die nächsten Umgebungen darboten. „Kabale und Liebe" war die härteste, kühnste Anklage gegen die damaligen politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands. Es wird uns von einem Fürsten erzählt, der, um seine Lüste zu befriedigen, seine Unterthanen an England verkauft, um sie gegen die Amerikaner zu führen; der Dichter schildert mit kecken und blutigen Zügen die unselige Maitressenwirthschaft, die damals so viele deutsche Länder zu Grunde richtete; er zeigt uns den deut-

*) „O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern, und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei! da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte, dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand."

schen Adel in seiner tiefsten Erniedrigung, den Beamtenstand in seiner entsetzlichen Verworfenheit. Diesen höheren Klassen der Gesellschaft setzt er den zwar beschränkten, jedoch sittenreinen, treuherzigen Bürgerstand entgegen, aber zeigt uns zugleich, wie derselbe von den Machthabern auf die frechste Weise mit Füßen getreten wurde. So hatte Schiller dem empörten Gefühl des Bürgerstandes zuerst in Deutschland Ausdruck gegeben; er hatte das auszusprechen, in ungefärbten, kühnen Worten auszusprechen gewagt, was Tausende dachten, aber aus Furcht vor den willkürlichen Mißhandlungen in ihrem tiefsten Busen verschlossen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß „Kabale und Liebe" von dem gesammten Publikum mit dem begeistertsten Beifall aufgenommen wurde, und man, von dem Inhalt hingerissen, die mannigfaltigen Mängel des Stücks übersah, das an Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen allerdings reich ist, dessen Charaktere zum großen Theil verzeichnet, und in welchem die einzelnen Vorgänge entweder falsch oder gar nicht motivirt sind.

Schon während seines Aufenthaltes in Braubach hatte er die Idee zu einem neuen Drama, dem „Don Carlos" gefaßt, welchem er die Novelle gleichen Namens von St. Real zu Grunde legte; er ging an die Ausarbeitung, als er wieder nach Mannheim gezogen war (1784), doch vollendete er es erst in Golitz und Loschwitz. Es erschien zuerst fragmentarisch in der Thalia, und Schiller erklärte schon damals, daß es kein Theaterstück sein solle, er habe nur die dramatische Einkleidung gewählt, weil sie ihm am geeignetsten schien, seinen Ideen äußere Gestaltung zu geben; es sei, sagte er, ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause, und er wünsche daher, daß es auch nicht als Drama beurtheilt werde. Die drei ersten Acte, welche in der Thalia erschienen, und die er später bei der Gesammtausgabe bedeutend veränderte, bezeugen schon, daß der Dichter kein eigentliches Drama zu geben beabsichtigte. Dieselben sind nämlich von einem so außerordentlich großen Umfang, daß, wenn das Ganze in dieser Weise fortgeführt worden wäre, es alle Uebersichtlichkeit hätte verlieren müssen. Während er sich aber auf diese Weise von der künstlerischen Form entschieden entfernte, näherte er sich ihr in anderer Beziehung, indem er sein neues Drama in Versen, und zwar nach dem Vorgange Lessings in reimlosen Jamben schrieb.

„Don Carlos" schließt sich seiner Absicht nach vollkommen an die drei früheren Stücke; er verhält sich zu ihnen, wie sein Biograph Hofmeister vortrefflich bemerkt, „wie das Ziel zum Weg". Hatte er in jenen ersten Dramen die bestehenden Verhältnisse bekämpft, so setzte er in diesem seine eigenen Ideen auseinander, auf welchem das politische und bürgerliche Leben beruhen sollte. Daher mußte es sich auch in der ganzen Haltung von den andern Stücken, so eng es mit ihnen zusammenhing, wesentlich unterscheiden. In jenen sprach sich der Schmerz über die entsetzlichen Zustände der Welt aus, dieses durchzieht die lebendige Hoffnung auf eine schönere Zeit, und es wird von der damit verbundenen Begeisterung erfüllt, die auch von dem unglücklichen Ausgang der menschenfreundlichen Bestrebungen nicht vernichtet werden kann. Die Ideen aber, welche Schiller in seinem Carlos zur poetischen Anschauung bringen wollte, sind zunächst reine Menschlichkeit und dann die Freiheit, ohne welche die reine Menschlichkeit nicht zur Erscheinung gelangen kann. Diese Ideen werden, die erste durch Don Carlos, der in seinem Fürstenstand den Menschen nicht verläugnet, vielmehr für alles wahrhaft Menschliche jugendlich begeistert ist, die zweite durch den Marquis Posa repräsentirt, dessen Lebenszweck es ist, den Unterdrückten die politische und religiöse Freiheit zu verschaffen. Daß Schiller die religiöse Freiheit, welche bis dahin von ihm ganz übersehen worden war, in den Kreis seiner Dichtung zog, dies zeugt von bedeutsamen Fortschritten in seiner Anschauung der Welt und des Lebens; er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß politische Freiheit ohne religiöse nicht denkbar sei, wie umgekehrt die letztere ohne die erste ohne bedeutende Wirkung auf die Bildung und die Zustände der Menschen bleibe.

Nach den obigen Andeutungen über die Form des „Don Carlos" wäre es ungeeignet, dasselbe vom künstlerischen Standpunkte aus beurtheilen zu wollen; es kann billiger Weise nur nach seinem Zweck, Inhalt und Darstellung beurtheilt werden. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist er aber eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Literatur, ausgezeichnet durch die Fülle erhabener Ideen, die mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung in einer Sprache vorgetragen werden, welche durch ihren Glanz, ihren Reichthum und ihren Wohllaut selbst den kühlsten Leser bezaubern muß.

So groß die Fortschritte waren, die sich im „Don Carlos" trotz der verfehlten Anlage und andrer Mängel zeigen, so erkannte Schiller doch, daß er in diesem Stück künstlerisch auf Abwege gerathen war, er erkannte, daß es ihm an gründlicher ästhetischer Bildung und vor Allem an richtiger und klarer Anschauung des Lebens fehle, ohne welche ein dramatisches Kunstwerk unmöglich sei. Er wendete sich dem Studium der Geschichte und der Philosophie zu, und erst als er durch die erste eine tiefere Einsicht in die Welt- und Menschenverhältnisse gewonnen hatte, und er durch die zweite zu festeren Kunstansichten gelangt war, regte sich der Drang zu dramatischer Production mit erneuter Kraft in ihm. Schon während er an der „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" arbeitete, entstand der Gedanke in ihm, den größten Helden dieser Zeit, den Wallenstein, dramatisch zu bearbeiten. Seit dem Jahre 1790 beschäftigte ihn dieser Gedanke, ohne daß er jedoch schon an die Ausführung desselben gegangen wäre. Im J. 1792 warf er einige Scenen hin, doch blieb dies ohne weitere Folgen, und erst im März 1796, nachdem er lange im Zweifel gewesen war, ob er sich für die „Malteser" oder den „Wallenstein" entscheiden sollte, entschloß er sich für diesen, und ging sogleich mit frischem Muth an die Arbeit. Die historisch-philosophische Bildung, die er gewonnen hatte, der Umgang mit Göthe, der so einflußreich auf ihn gewesen war, die nähere Kenntniß der Alten, mit denen er erst seit der Abfassung des „Don Carlos" vertrauter geworden war, hatten seine Ansicht vom Drama wesentlich umgestaltet, er war zur Ueberzeugung gelangt, daß es nicht die Aufgabe der dramatischen Poesie sei und sein könne, die eigne Idee des Dichters zur Anschauung

zu bringen, sondern daß ihre Aufgabe sei, die Welt und das Leben objectiv aufzufassen und darzustellen. Die idealistische Auffassung war jedoch mit seinem ganzen Wesen so verwachsen, daß es ihm eine unsägliche Mühe kostete, dieselbe in den Hintergrund zu drängen und den Stoff künstlerisch zu bewältigen. Sein Briefwechsel mit Göthe, Körner und Humboldt gibt hierüber den klarsten Aufschluß, so daß wir mit der allmählichen Ausbildung des Werks vollkommen bekannt werden. Mit dem „Wallenstein" betrat Schiller die Bahn des historischen Dramas, in welchem er so Großes leisten, ja unübertroffen bleiben sollte. Zwar hatte er in „Fiesko" und „Don Carlos" schon historische Stoffe zum Grunde gelegt, aber es war durch die Art der Behandlung das Historische so vollkommen zurückgedrängt worden, daß von demselben eigentlich Nichts zurückblieb, als die Namen der Personen. Wir müssen jedoch schon hier die Bemerkung machen, daß Schiller auch in seinen historischen Dramen die ideale Auffassung des Lebens keineswegs gänzlich aufgab, und das Princip der höheren Sittlichkeit, so wie das der Freiheit, das seinem ganzen Leben und schriftstellerischen Wirken zum Grunde lag, in seinen geschichtlichen Stücken nicht weniger zur Erscheinung gelangt, als in seinen frühern. Nur drängte es sich nicht so entschieden hervor, der Dichter suchte vielmehr, es aus dem Gang der Handlung zur Anschauung zu bringen. Wir werden uns im Laufe der Darstellung noch näher davon überzeugen.

Der Stoff zum „Wallenstein" wuchs bei der Bearbeitung allmählich so sehr an, daß der Dichter sich gezwungen sah, den ursprünglichen Plan in so weit zu verändern, daß er aus der Einen Tragödie, die er anfänglich beabsichtigt hatte, drei Stücke machte: „Wallensteins Lager", die „Piccolomini" und „Wallensteins Tod". Nun war dies allerdings durch den Vorgang der Griechen gerechtfertigt; allein Schiller blieb darin hinter seinen Vorbildern zurück, daß es ihm nicht gelang, den Theilen seiner Trilogie eine solche Selbstständigkeit zu ertheilen, daß jeder auch als unabhängiges Ganze vollkommen verständlich und künstlerisch abgerundet war. Bei dieser fast unübersehbaren Fülle des Stoffs fand Schiller doch Nichts, wodurch er ihm, wie er sich selbst ausdrückt, nach seiner gewohnten Art hätte beikommen können; aber es war dies eben ein Glück, weil der Dichter dadurch gezwungen wurde, die Verhältnisse ganz objectiv aufzufassen, was ihm gewiß nicht in dem Maße gelungen wäre, wenn der Stoff sich der idealistischen Auffassung leichter gefügt hätte, da diese ihn ohne Zweifel auch wider Willen hingerissen hätte. Er erkannte es selbst mit aller Klarheit. „Gerade so ein Stoff mußte es sein", schreibt er an Körner (28. Nov. 1796), „an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge; denn ich tractire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen (Max und Thekla), an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und besonders den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers." Und so kommen im Verlaufe seiner Correspondenz mit Körner, so wie auch in seinen Briefen an Göthe noch mancherlei ähnliche Aeußerungen, aus denen sich der nunmehrige künstlerische Standpunkt des Dichters auf das Unzweifelhafteste ergibt, der übrigens in der Dichtung selbst klar genug hervortritt. Man erkennt bald, daß sie auf dem gründlichsten Studium der Quellen beruht, daß er „die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhang der Begebenheiten geschöpft hat" (a. a. O.). Wir wissen aus Schillers Briefwechsel mit Göthe, daß des Letzteren „Herrmann und Dorothea", welches zu der Zeit erschien, als Schiller am „Wallenstein" arbeitete, auf dessen Ansichten über poetische Kunst, über Epos und Drama wesentlichen Einfluß ausübte; es mußte dies daher auch auf den „Wallenstein" zurückwirken, indem es den Dichter veranlaßte, in der objectiven Auffassung des Stoffes noch entschiedener zu sein und namentlich auch die einzelnen Vorgänge sicherer zu motiviren.

Wenn wir oben gesagt haben, daß die einzelnen Theile „Wallensteins" keine in sich abgeschlossene, selbstständige Stücke bilden, so gilt dies in der That nur von dem mittleren, dem „Piccolomini", der erste und letzte Theil dagegen sind vollkommen in sich abgeschlossen, so daß sie auch ohne Verbindung mit den übrigen Stücken als selbstständige Ganze erscheinen, wenn auch ihre Bedeutsamkeit durch die Verbindung mit den andern Theilen wesentlich gesteigert wird.

„Wallensteins Lager" gehört zu den besten Erzeugnissen des Dichters, und erscheint seinem Gehalte wie seiner Form nach als ein vollkommenes Meisterwerk. Hier hat sich des Dichters großartigste Schöpfungskraft auf das Herrlichste bewährt; es erscheint dieselbe um so bedeutsamer, als er das vielbewegte Leben nicht aus eigener Anschauung kannte, sondern sich aus unzusammenhängenden Berichten und Schilderungen erst construiren mußte. Die einzelnen Figuren sind nicht bloß vollständige Individualitäten mit sicher und kräftig ausgesprochenem Charakter, sie sind auch zugleich vortrefflich als Repräsentanten der einzelnen Heeresabtheilungen aufgefaßt, zu denen sie gehören. Auch tritt uns nicht bloß der Hauch der Zeit aus jedem Worte lebendig entgegen, so daß wir uns mitten in die damaligen Verhältnisse versetzt fühlen; der Dichter hat den mannigfaltigen, beinahe stürmisch wechselnden Bildern, die er uns vorführt, und die uns die lebendigste Anschauung von den Zuständen im ganzen heiligen römischen Reich geben, er hat diesem bunten Treiben, das ohne allen Zusammenhang, ohne alle Absicht zu stehen scheint, dadurch Einheit gegeben, daß Alles von dem Geist des Feldherrn beseelt ist, daß sich im Grunde jegliche Aeußerung dieses bewegten Lebens um ihn dreht, und jede einzelne Persönlichkeit von seinem mächtigen Willen getragen und geleitet wird. Ferner hat der Dichter auch in höchst glücklicher Weise durch die unübertreffliche Figur des Kapuziners den Widerspruch angedeutet, der sich im Schooße des Heeres selbst gegen den allgewaltigen Feldherrn erheben sollte.

Und endlich eröffnet es die Handlung des Ganzen, indem uns berichtet wird, wie der kaiserliche Hof damit umgehe, das Heer zu trennen und die dem Feldherrn gewährte Macht allmählich zu untergraben. So ist das „Lager" nicht bloß eine äußerst glückliche Darstellung des Wallensteinischen Heeres in seiner Zusammensetzung und seinem Treiben, sondern zugleich eine treffliche Exposition der allgemeinen Verhältnisse bei dem Beginn der Handlung in den „Piccolomini", und es ist dieses Stück daher nicht nur als selbstständiges Ganzes, sondern auch als Theil des großen Ganzen wahrhaft kunstvollendet. Der Dichter hat sich im „Lager" des gereimten Verses von vier Hebungen mit willkürlich abwechselnden Senkungen bedient, vielleicht in Nachahmung des Göthe'schen „Faust", und gewiß hätte er keine passendere Form wählen können, da keine andere so ganz geeignet ist, den freien, heiteren, oft humoristischen Charakter des Stücks auszusprechen.

Es ist schon erwähnt worden, daß es dem Dichter große Mühe kostete, den allzureichen und zudem widerstrebenden Stoff zu beherrschen, so daß er selbst die Composition des Dramas mehrmals änderte. Anfänglich sollte das Ganze in ein einziges Stück zusammengedrängt werden; dann legte er es in drei auseinander, aber die beiden letzten waren zuerst ganz anders angeordnet, als in der letzten Bearbeitung. Die „Piccolomini" umfaßten nämlich nicht bloß das Stück, wie es uns jetzt vorliegt, sondern auch die zwei ersten Aufzüge von „Wallensteins Tod", also im Ganzen sieben Akte der jetzt vorliegenden Redaction, während „Wallensteins Tod" nur aus den letzten zwei Aufzügen der letzten Bearbeitung bestand, die jedoch in fünf Acte vertheilt waren. Diese Einrichtung war zwar für die „Piccolomini" äußerst vortheilhaft, da sie nicht bloß viel bedeutsamer schlossen, als jetzt, sondern auch die sämmtlichen Motive, welche den Wallenstein zur Empörung trieben, in wirkungsvoller Weise vereinigten, so daß sie ein wirkungsreiches, in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Dagegen war „Wallensteins Tod", weil ihm eigentlich alle Exposition fehlte, weil er mit dem Umschwung selbst begann und er zudem einen viel zu kurzen Umfang hatte, weit weniger genügend als jetzt, weshalb sich denn auch Schiller entschloß, die ganze Oekonomie der beiden Stücke zu verändern. Indem er aber die ganze Partie, welche jetzt die beiden Acte von „Wallensteins Tod" bilden, aus den „Piccolomini" in dieses Stück herüberzog, wurden jene so sehr verkürzt, sie verloren zudem so sehr an Gehalt, daß der Dichter den Verlust durch bedeutende Erweiterungen zu ersetzen suchen mußte. So gehaltreich diese auch sind, so tragen sie doch nur wenig zur Entwickelung der Handlung bei, und es erhalten „die Piccolomini" dadurch eine Breite, die der dramatischen Entwickelung nichts weniger als günstig ist. So sind denn „die Piccolomini", wie sie jetzt erscheinen, nur Exposition" und sie endigen, wie Körner sich ganz bezeichnend ausdrückt, mit einer unaufgelösten Dissonanz. Daher konnten sie sich auch nicht auf dem Theater halten, während „Wallensteins Tod" stets die größte Wirkung hervorbringen wird.

Schiller nennt in seinen Briefen an Körner den „Wallenstein" oft eine Staatsaction, aber wenn der Stoff in der That auch eine solche ist, so hat ihn Schiller durch die seiner Natur entsprechende Behandlungsweise weit über den dürren Begriff einer solchen hinausgehoben, und bei aller rein objectiven Auffassung sehen wir doch überall die sittlich-politischen Grundansichten des Dichters durchleuchten. Wallenstein erscheint allerdings als von dem schrankenlosesten Ehrgeiz erfüllt; alle seine Handlungen sind von dieser Leidenschaft eingegeben, allein er ist zugleich ursprünglich edel und aller höheren Anschauungen fähig. Die Stellung, die er dem Kaiser und dem Hof gegenüber einnahm, ließ dies schon klar genug hervortreten. Ihm lag es zunächst nicht daran, die Macht des Kaisers auf Kosten der übrigen Fürsten zu vergrößern, noch weniger erscheint er als ein Feind der Protestanten, vielmehr weiß er die Bestrebungen derselben zu schätzen, daher in seinem Heere auch die confessionelle Richtung keinen Ausdruck, ja im Gegentheil sogar die Idee der Toleranz Eingang fand, weshalb er auch von den „Pfaffen" hart geschmäht wurde. Wallenstein widmete dem Kaiser, oder vielmehr dem Reich seine Dienste, um zunächst die Schweden, diese Eindringlinge, zurückzuwerfen, und selbst als er sich mit ihnen verband, konnte er diesen Gedanken nicht unterdrücken. Als er aber nach langen Unterhandlungen, in denen er in der That nur mit den Schweden gespielt hatte, endlich mit denselben einen Vertrag schloß, so wurde er durch zwei gleich mächtige Gründe dazu bewogen: erstens sah er sich vom Kaiser verlassen, ja feindlich behandelt, und er glaubte, nur in offenbarem Abfall Sicherheit für sich finden zu können, zweitens hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Triumph Ferdinands II. nur zum Unglück des ganzen Vaterlandes gereichen könne, und dieser Gedanke, Deutschland vor Pfaffenherrschaft zu bewahren, hatte nicht weniger Antheil an seiner Empörung als die Befriedigung seines Ehrgeizes. Dadurch gelang es dem Dichter, auch höhere Theilnahme für seinen Helden zu erregen, ja sogar den Wunsch zu erwecken, es möchte dessen Unternehmen gelingen. Allein so hoch die Idee der Liebe für das gesammte Vaterland, für politische und religiöse Freiheit steht, so war sie doch von einer noch höheren überwogen, der nämlichen, welche schon den „Räubern" zum Grunde lag, und die sich wie ein rother Faden durch die ganze Dichtung Schillers zieht; durch die Idee nämlich, daß das Gute auf diesem Wege nicht erreicht werden darf. Und so muß denn auch Wallenstein fallen, weil er das höchste Sittengesetz verletzt hatte. So sehr sich der Dichter auch bemüht, den Fall des Helden als eine Wirkung des ihn erdrückenden Schicksals darzustellen, und eine reiche Zahl von Motiven dieser Anschauung ihren Ursprung verdanken, so bricht doch jenes Element seiner Dichtung auch hier siegreich durch, und wir müssen gestehen, zum Vortheil der Tragödie, da die antike Schicksalsidee durch eine weit höhere ersetzt wird*).

*) Ohne Zweifel hat Napoleon, der gerade zur Zeit, als Schiller den „Wallenstein" dichtete, die Augen von ganz Europa auf sich zog, dem Dichter bei der Charakteristik öfters vorgeschwebt; sollte dies aber nicht der Fall sein, so hat er im „Prolog" den Helden des 19. Jahrhunderts mit wahrhaft prophetischem Geiste charakterisirt;

Mit dem „Wallenstein“ hatte Schiller das längst verlassene Gebiet des Dramatischen nicht bloß wieder betreten, sondern im vollen Sinne des Worts recht eigentlich erobert. Während ihn dieser Jahre lang beschäftigt hatte, weil sich erst im Verlauf der Arbeit seine Ansichten über dramatische Kunst klar und fest entwickelten, so überraschte er von nun an mit einer außerordentlichen Productionskraft. Schon bald nach Abschluß des „Wallenstein“ ging er an die Vorarbeiten zu „Maria Stuart“, einem Stoff, der ihn schon während seines Aufenthaltes in Braubach (1783) angezogen hatte, und nur dem „Don Carlos“ hatte weichen müssen. Er machte zunächst historische Studien, um sich die englischen Verhältnisse ganz klar zu machen, und die ganze Tragödie wäre wohl noch in dem nämlichen Jahre (1799) zum Abschluß gebracht worden, wenn nicht mehrere Umstände, der Umzug nach Weimar und eine lebensgefährliche Krankheit hindernd eingetreten wären, wozu noch die Bearbeitung des „Macbeth“ von Shakspeare kam, durch welche die Arbeit ebenfalls unterbrochen wurde.

Obgleich die „Maria Stuart“ unmittelbar nach dem „Wallenstein“ begonnen wurde, so zeigt dieselbe doch einen außerordentlichen Fortschritt des Dichters; er konnte nun die tiefere Einsicht in das Drama, die er sich mit unsäglicher Mühe im „Wallenstein“ erworben hatte, mit der größten Freiheit wirken lassen, und so durfte er auch zu Stoffen und Charakteren, zu denen er persönliche, nicht bloß künstlerische Liebe fühlte, übergehen, ohne befürchten zu dürfen, in die rein idealistische Manier der frühern Jahre zu verfallen, und die objective Anschauung des Gegenstandes zu verlieren. „Maria Stuart“ zeichnet sich vor allen bisherigen Werken des Dichters durch tief psychologische Entwickelung der Charaktere und zugleich dadurch aus, daß sich aus diesen die Handlung mit voller Naturnothwendigkeit entwickelt. Man hat Schiller oft vorgeworfen, daß er keine wirklichen Charaktere zu zeichnen verstehe. Allein dies kann doch nur von seinen Jugendwerken gelten. Als er diese bearbeitete, fehlte es ihm noch an aller Menschenkenntniß, an aller Objectivität der Anschauung, und der Vorwurf fehlerhafter Charakterzeichnung trifft nicht bloß die weiblichen, sondern auch die männlichen Charaktere. In seinen spätern Dramen erscheint er aber auch in dieser Beziehung als ein ganz anderer. Schon im „Wallenstein“ treten die meisten Charaktere, auch die weiblichen, in lebendiger Individualität hervor, Thekla ausgenommen, welche eher ein allgemeines Bild deutscher Jungfräulichkeit gewährt, als daß sie ein bestimmtes Individuum darstellte. In „Maria Stuart“ dagegen ist die Schilderung der Charaktere, auch der weiblichen, durchaus gelungen. Die Heldin, die in ihrer Jugend bei aller geistigen Bildung und großer Liebenswürdigkeit des Charakters sinnlich leidenschaftlich war, die sich eben dadurch zu den unverzeihlichsten Handlungen, selbst zu Verbrechen hatte verleiten lassen, deren Grund übrigens auch in ihrer Stellung als Königin gesucht werden muß, da sie, von Schmeichlern umlagert, die auch ihre schlechten Handlungen zu entschuldigen, ja selbst zu loben verstanden, in ihren sittlichen Anschauungen verwirrt wurde, die Heldin, sagen wir, erscheint im Beginn der Handlung durch das Unglück, das sie ereilt hatte, sittlich geläutert. Ihr bessere Natur ist in ihr wieder erwacht; sie bereut ihre Vergehen mit der vollsten Aufrichtigkeit, und hat gleichsam dadurch die ursprüngliche Unschuld ihrer Seele wieder gefunden. Gerade dies schützt sie vor Verzweiflung und gibt ihr nebst dem tief religiösen Gefühl, das sie nie verloren hat, die Kraft, selbst dem Unglück muthig entgegenzutreten. Der Dichter hat den Umstand, daß Maria katholisch ist, vortrefflich benutzt, um ihr die Beruhigung zu geben, die sie allein fähig machen kann, ein neues Leben zu beginnen. Denn die äußern Heilmittel, welche die katholische Kirche gewährt, gestatten dem Sünder, sich von seinen Sünden zu befreien, sie durch Absolution gleichsam zu vernichten, und wie vor Gott so auch vor sich selbst gereinigt zu erscheinen. Je mehr Maria leidet, desto mehr glaubt sie ihre frühern Vergehen abzubüßen, und da sie zugleich in der That moralisch sich immer läutert, ihre bessere Natur immer kräftiger sich kund gibt, so wird das Mitgefühl für die Unglückliche von Scene zu Scene lebendiger, und auch der Zuschauer ist mit ihr versöhnt, besonders weil sie für eine That gerichtet wird, an der sie als vollkommen unschuldig erscheint. Was uns aber am entschiedensten an sie fesselt, das ist die Aufrichtigkeit und Wahrheit ihres Charakters, die sie nie verläugnet, und wodurch sie einen so erfreulichen Gegensatz zu ihrer „königlichen Schwester“ bildet. Obgleich auch Königin, obgleich ihres hohen Ranges sich bewußt, tritt uns Maria doch immer vor allem als Weib entgegen; ihre Vergehen waren die eines liebenden leidenschaftlich erregten Weibes; auch ihre Reue, ihre Frömmigkeit, ihre Kraft im Unglück ist durchaus weiblich; und so beruhen auch die Motive der Handlung im Drama, so wie die Entwickelung desselben, darauf, daß Maria ein Weib im vollen Sinn des Wortes ist. Ihre Schönheit, so wie das allgemeine Bewußtsein, daß sie der leidenschaftlichen Liebe fähig ist, reizen eben so viel und noch mehr, sie zu befreien, als der Umstand, daß sie eine Königin ist.

Elisabeth ist nicht weniger ein Weib, als Maria; allein sie will es nicht sein, wenigstens nicht scheinen, und darin unterscheidet sie sich wesentlich von jener. Ihr Charakter ist dadurch schon vorgeschrieben; er beruht auf Heuchelei und Verstellung, die sich über alle ihre Handlungen verbreitet. „Was man scheint, hat Jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen“, sagt sie selbst, ihr innerstes Wesen trefflich bezeichnend. Während sie überall und vor Allem die Hinrichtung Maria's als eine durch die Wohlfahrt des Staates begründete Nothwendigkeit will erscheinen lassen, ist es in der That doch nur ihre beleidigte weibliche Eitelkeit, die ihr die Feder zur Unterzeichnung des Bluturtheils in die Hand gibt.

Wie diese beiden Charaktere, so sind auch alle

denn man möchte glauben, daß folgende Zeilen eher auf Napoleon, als auf Wallenstein zielen:

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.“

übrigen trefflich und wahr gezeichnet, und Schiller hat, wie in den erwähnten, so auch in den andern vorzüglich durch den Contrast zu wirken gesucht; die Staatsmänner Burleigh und Talbot, von denen der Eine das ganze Leben nur von dem Standpunkt des Politikers beurtheilt, der Andere das menschliche Gefühl auch im politischen Treiben rein bewahrt hat; die zwei Liebhaber der Königin Maria, Leicester, dessen erste Triebfeder der Ehrgeiz ist, und Mortimer, den die Liebe zur schönen und unglücklichen Königin über alle Schranken des Lebens emporreißt; alle diese Hauptpersonen sind mit meisterhafter Sicherheit und Wahrheit gezeichnet.

Nicht weniger trefflich ist die Anlage des Dramas; der Stoff, der an sich beschränkt ist, hat durch die Kunst des Dichters die breiteste Entfaltung gewonnen, und es ist ihm namentlich im hohen Grade gelungen, solche Motive zu wählen, die alle zur Befreiung der Königin führen zu müssen scheinen, während sie in der That zu ihrem Verderben gereichen. Die Sprache endlich ist von der größten Schönheit und bei allem Feuer doch immer würdig und dem hohen Range der dargestellten Personen angemessen. Mit bewundernswürdigem Geschick hat der Dichter den Jambus, den er zudem mit Meisterschaft behandelt, an schicklicher Stelle, in der Scene nämlich, wo Maria nach langer Gefangenschaft endlich wieder der freien Luft sich erfreuen darf (3. Aufz., 1. Scene), mit andern Versmaßen vertauscht und den Reim angewendet, wodurch die gesteigerte lyrische Stimmung der Königin den trefflichsten Ausdruck erhält.

Schiller hat in der „Maria Stuart" die historische Grundlage des Stoffs durch eine freie, aus seinem Innern entsprungene Behandlung verdrängt; weder die Charaktere, noch die Vorgänge entsprechen der historischen Wahrheit; das politische Element tritt vor dem persönlichen beinahe ganz zurück, und es ist dieses eigentlich nur durch Burleigh und zum Theil durch Sir Paulet, den Hüter der Königin Maria, repräsentirt. Die politischen Verhältnisse konnten ihm keine Neigung abgewinnen, weil sich in ihnen kein höherer Sinn aussprach. Nur Eine Seite hat er mit größerer Bedeutsamkeit hervortreten lassen, und darin erkennen wir wieder den Dichter der Freiheit. Der Dichter hat nämlich die religiöse Frage hervortreten lassen; neben dem besondern Verhältnisse, in welchem die beiden Königinnen zu einander stehen, wird es dem Zuschauer klar, daß es sich in der That noch um etwas Anderes handelt, darum nämlich, ob der Katholicismus in England herrschen soll; er weiß, dies zum Bewußtsein zu bringen, obgleich die beiden Hauptpersonen an dieser Frage keinen directen Antheil nehmen. Und obgleich er einerseits den tiefern Glauben in Maria Stuart dem Unglauben in Elisabeth entgegenstellt, ob er gleich die äußere Erscheinung des Katholicismus in so hinreißender Weise darstellt, daß man ihn sogar einer geheimen Neigung für denselben beschuldigte, ob er gleich endlich die Nüchternheit des Protestantismus gegen die schwärmerische Gluth des Katholicismus tief herabdrückt, so kann doch eine eindringlichere Betrachtung nicht im Zweifel lassen, daß er im Protestantismus die Religion der Freiheit und Wahrheit erblickt, was der Katholicismus in seinen Augen nicht war. Noch mehr, er unterscheidet scharf zwischen dem Katholicismus und Pabstthum, obgleich beide Erscheinungen sich im Glauben der Maria oft verschmelzen. Was ist Mortimer anders als der lebendige Ausdruck des Jesuitismus? Im Jesuitencollegium zu Rheims hat er seine Bekehrung vollendet, der Cardinal von Guise, sagt er selbst, „hat ihn der Verstellung schwere Kunst gelehrt", und es bleibt uns kein Geheimniß mehr, daß alle Verschwörungen gegen Elisabeth vom Jesuitismus geleitet sind, und daß sie nicht sowohl den Zweck haben, die unglückliche Maria zu befreien, als vielmehr durch sie das Pabstthum in England wieder siegreich zu erheben. So erblicken wir in sämmtlichen katholischen Personen, mit Ausnahme Maria's und etwa Melvils, nicht bloß Werkzeuge des Jesuitismus, sondern auch jesuitisch handelnde Menschen, bei denen der Zweck die Mittel heiligt; selbst der Gesandte von Frankreich ist davon nicht frei. Und so wenig dies Alles in der Darstellung hervorgehoben ist, so wenig der Dichter Gewicht darauf zu legen scheint, so hat er es doch mit solcher Kunst behandelt, daß es bei näherer Prüfung der Entwickelung klar zur Erscheinung gelangt und uns zuletzt die Heuchelei der Elisabeth, eben weil sie nur persönlicher Natur ist, unendlich weniger verletzt, als die des Jesuitismus, weil dieser das Heiligste mißbraucht und gegen die freie Entwickelung des Menschengeschlechts gerichtet ist. Die „Maria Stuart" lehnt sich daher in dieser Beziehung an „Don Carlos", wo eine andere Seite des entarteten Katholicismus, die Inquisition, in ihrer ganzen Verderblichkeit dargestellt wird, und sie ist, wie jener, der Ausdruck von Schillers auf die Religion bezogenen Freiheitsidee.

In der „Maria Stuart" finden sich zwar auch Andeutungen von einem Gegensatz der Völker, doch sind diese nur vorübergehend, ohne Einfluß auf die Handlung und selbst ohne wesentlichen Einfluß auf die Anschauungen der Personen. Die beiden Königinnen erscheinen nicht als Repräsentanten ihrer Nationen, sondern als in sich abgeschlossene Individuen, die sich aus bloß persönlichen Rücksichten feindlich gegen einander verhalten. Doch war durch die „Maria Stuart" wohl die Idee, den Kampf zweier Völker in großartigerem Maßstabe dramatisch darzustellen, in dem Dichter angeregt, und durch die großen Kämpfe der Zeit bekräftigt worden. Schiller führte diesen Gedanken in der „Jungfrau von Orleans" aus, in welcher er den Kampf des französischen Volks um seine Unabhängigkeit von England dramatisch entfaltet. Zwar konnten die damaligen Zustände Deutschlands weder auf die Wahl des Stoffs noch auf die Ausführung desselben irgend einen Einfluß ausüben, aber wir möchten beinahe in der „Jungfrau von Orleans" wiederum den prophetischen Geist des Dichters erkennen, der die spätere Unterjochung seines Vaterlands durch eben die Franzosen, die er in seiner Tragödie verherrlicht hatte, gleichsam ahnte, und seinem Volke an den Feinden selbst ein Vorbild zeigte, daraus es Hoffnung für künftige Befreiung schöpfen konnte. Jedenfalls hat dies herrliche, von dem lebendigsten Gefühl für Unabhängigkeit beseelte Drama zur Kräftigung des Nationalbewußtseins der Deutschen wesentlich beigetragen und wie der spätere

„Wilhelm Tell" das Volk mit Hoffnung und Muth erfüllt.

Wir haben schon oben (S. 24) erwähnt, daß die Romantiker, so wenig Schiller Behagen an der im Ganzen doch krankhaften Erscheinung finden konnte, nicht ohne Einfluß auf ihn blieben; er schien sich sogar zu der Schule bekennen zu wollen, als er seine „Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie" nannte. Aber freilich hielt ihn sein guter Geist oder vielmehr sein klarer Sinn und sein gesundes Urtheil ab, in die Verirrungen der eigentlichen Romantiker zu verfallen. Wenn er auch in die Welt des Wunderbaren einführt, so erscheint diese doch keineswegs im Gegensatz zur Wirklichkeit und hebt dieselbe nicht auf. Der eigentlichen Wunder, welche im Verlauf der Handlung sich ereignen, sind erstens nur sehr wenige, zweitens haben sie im Ganzen keinen oder nur geringen Einfluß auf die Entwickelung der Begebenheiten, und endlich lassen sich mehrere sogar auf natürliche Weise erklären, so daß sie in der That nur den Schein des Wunderbaren haben. Endlich wollte Schiller die Geschichte der Jungfrau im Geiste ihrer Zeit selbst darstellen, für welche das Wunderbare auch wirklich war, und er hatte eben deshalb gerade so gut Recht, einen Geist einzuführen, als Shakspeare im „Macbeth". Es sind die verschiedenen wunderbaren Erscheinungen, welche der Dichter nach und nach berichtet, in der That nur äußere Mittel, um den Charakter der Zeit lebendig zur Anschauung zu bringen, und sie verhalten sich zur ganzen Tragödie nicht anders, als die Lieder und Gespräche der Schweizerischen Landleute in der ersten Scene des „Wilhelm Tell" zu diesem Schauspiel.

Das höchste und das ganze Drama beherrschende Wunder ist die Jungfrau selbst, die, ein einfaches, in der größten Abgeschiedenheit aufgewachsenes Landmädchen, ihr ganzes Volk, König, Feldherrn, Krieger, Bürger und Bauern, aus dem verzweifelnden Stumpfsinn reißt, in den Alles verfallen war, die die ganze Nation mit neuem Muthe, mit lebendiger Hoffnung erfüllt, das entmuthigte Heer in den Kampf und zum entscheidenden Siege führt. So wunderbar dies auch ist, so hat es der Dichter doch tief psychologisch entwickelt. Die Jungfrau ist eine fromme Schwärmerin, die, von ihrer Kindheit an als Schäferin in der Einsamkeit lebend, ihr Gemüth fortwährend zu Gott und Maria gewendet und deren lebhafte Einbildungskraft sie zu dem Glauben geführt hatte, daß sie persönlicher Mittheilungen der heiligen Jungfrau gewürdigt worden war. Dieser Glaube, der sich ihrer mit unwiderstehlicher Kraft bemächtigt hatte, hatte ihre ganze Natur verändert; er hatte die schüchterne Jungfrau mit männlichem Geiste, mit unbezwinglichem Muth, mit unerschütterlichem Selbstvertrauen erfüllt; er hatte ihrer schwärmerischen Begeisterung einen so mächtigen Ausdruck gegeben, daß Alle, die ihr nahten, von derselben ergriffen wurden und, wie sie selbst, an ihre göttliche Sendung glaubten. Dies Alles hat der Dichter eben so klar als meisterhaft dargestellt; er entwickelt diesen Charakter der Jungfrau so glücklich und wahr, daß selbst der Zuschauer unwillkürlich zu dem Glauben an ihre göttliche Sendung hingerissen wird, und er daher die Wirkung von der Erscheinung der Jungfrau auf das französische Volk vollkommen begreift. Und doch hat der Dichter, um auf das Bestimmteste zur Anschauung zu bringen, daß er die Jungfrau als gottbegeisterte Schwärmerin aufgefaßt wissen wollte, den Zweifel an ihre göttliche Sendung von zwei Personen des Dramas selbst aussprechen lassen, von dem Engländer Talbot und dem Grafen Dunois.

Eben so tief psychologisch ist das spätere Verhalten der Jungfrau motivirt. Sie wird von plötzlicher Liebe ergriffen, von Liebe zu einem Feinde ihres Volkes*); und die Leidenschaft bemächtigt sich ihrer mit solcher Gewalt, daß sie dem Geliebten gegenüber wieder zum schwachen Weibe wird, daß die schwärmerische Begeisterung, die sie bis dahin über ihr Geschlecht hinaus gehoben hatte, wie mit Einem Schlage verschwindet. Sie verliert alle ihre bisherige Thatkraft, denn ihre Gedanken sind nur nach dem Gegenstande ihrer Liebe gerichtet. Aber im Geiste der Zeit und ihrer eigenen Schwärmerei hält sie diese Umgestaltung ihres Wesens für eine ihr von der Himmelskönigin auferlegte Strafe, daß sie ihrer Sendung untreu geworden sei, und so wähnt sie sich von derselben verlassen und verstoßen. Daher läßt sie auch alles Unglück, das sie nunmehr betrifft, demüthig über sich ergehen. Aber eben dasselbe führt sie auch wieder zu ihrer früheren Kraft; nach langem Kampfe mit sich selbst besiegt sie ihre weltliche Liebe, und das Bewußtsein, daß sie die sündhafte Empfindung überwunden, daß sie dieselbe hart und mit Ergebung gebüßt, die Ueberzeugung, daß die Himmelskönigin ihr wieder schützend und leitend zur Seite stehe, erfüllt sie von Neuem mit der früheren schwärmerisch-leidenschaftlichen Begeisterung, mit der früheren unüberwindlichen Thatkraft, der auch jetzt wieder Alles weichen muß.

Und so, obgleich der Dichter die ganze Handlung in das Gebiet des Wunderbaren rückt, ist dies in der That mehr nur äußerlich und scheinbar, im Grund beruht Alles auf tief psychologischer Entwickelung des menschlichen und vorab des weiblichen Charakters, welcher der an das Wunderbare gränzenden Erhebung fähig ist.

An diese Entwickelung des Charakters der Jungfrau lehnt sich die ganze Handlung und wird von ihr geleitet; alle übrigen Personen reihen sich um die Heldin in mannigfaltiger Beziehung, um das Wesen derselben in seiner ganzen Fülle und Schönheit erscheinen zu lassen. Doch hat der Dichter jeder von ihnen eine so ausgesprochene und meistens bedeutende Individualität ertheilt, daß sie nichts weniger als bloße Nebengestalten und Mittel erscheinen, sondern vielmehr ein durchaus selbstständiges Leben entfalten, wodurch sie die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Zuschauers im höchsten Maße auf sich ziehen. Eben so hat der Dichter eine bewundernswürdige Erfindungskraft in der Herbeiziehung der Situationen bewiesen, die bei ihrer reichen Mannigfaltigkeit doch alle nach Einem und demselben Ziele gehen, die Herrlichkeit der Jungfrau zur Anschauung zu bringen. Denn selbst in den Scenen, wo sie von ihrer

*) Man hat eben dieses Plötzliche getadelt; allein auch dies ist ein durchaus richtiger Zug, der seine Erklärung nicht bloß in der Natur dieser Leidenschaft, sondern zugleich auch in dem eigenthümlichen Wesen der Jungfrau findet, die ja von der höchsten Erregbarkeit war.

Höhe herabgesunken ist, wo die frühere Begeisterung ihrer Umgebungen sich in Abscheu verwandelt, tritt ihre menschliche Hoheit in voller Kraft hervor, und wenn sie uns früher bewundernswerth und erhaben erschien, gewinnt sie jetzt unsre vollste Liebe, die ihr auch später bleibt; denn wenn sie auch ihre ehemalige Größe wieder erreicht hat, so hat sie zugleich das tiefmenschliche Gefühl bewahrt, das in ihr durch die Liebe zur Entfaltung gelangt war.

In der „Braut von Messina“, welche ein Jahr nach der „Jungfrau von Orleans“ erschien (1803), wählte Schiller einen Stoff, der im Alterthum von Euripides, in der neueren Zeit von zwei deutschen Dichtern, Klinger („Die Zwillinge“) und Leisewitz („Julius von Tarent“) behandelt worden war. Aber Schiller hat nicht nur eine ganz neue Fabel erfunden, er hat den Stoff auch in einer Weise behandelt, die seine Tragödie innerlich und formell von den genannten wesentlich unterscheidet. In der das Ganze beherrschenden Idee nähert sich die „Braut“ allerdings der antiken Tragödie, denn wie in jener, so ist auch hier des Schicksals geheimnißvolle Macht, welche die Handlungen der Menschen und ihre Wirkungen bestimmt. Allein so sehr der Dichter von dieser Idee erfüllt war, die ihm schon im „Wallenstein“ vorschwebte, so offenbar es ist, daß seine nächste Absicht darauf hinaus geht, sie zur sinnlichen Anschauung gelangen zu lassen, so sehen wir doch zugleich auch, daß die ideale Weltansicht, die sonst seinen Dramen, wie überhaupt seinen Dichtungen zum Grunde liegt, ihn auch hier nicht verlassen hat. Wir finden daher in der „Braut“ eine ähnliche Erscheinung wie in der „Jungfrau“. Wie in dieser nämlich die ganze Handlung auf dem Wunderbaren zu beruhen scheint, sie aber in der That auf der psychologischen Entwickelung der Charaktere gegründet ist, so ist es auch hier der Fall: wenn auch Alles darauf angelegt ist, die geheimnißvolle Macht des Schicksals in ihrer Allgewalt erscheinen zu lassen, so sind die Hauptvorgänge doch nothwendige Wirkungen des Charakters der handelnden Personen. Und wie in der „Jungfrau“ das Wunderbare vor Allem in dem Glauben an dasselbe liegt, von dem die Heldin und ihre Umgebungen durchdrungen sind; so spricht sich auch in der „Braut“ die unvermeidliche Macht des Schicksals vorzüglich in der Ueberzeugung der Königin, ihrer Söhne und der übrigen Personen aus, daß der Mensch dem ihm bestimmten Verhängnisse nicht entgehen könne. Wie daher die „Jungfrau“ nur äußerlich eine romantische Tragödie ist, so ist auch die „Braut von Messina“ nur äußerlich eine Schicksalstragödie. Hat ja der Dichter selbst durch die Schlußverse: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, Der Uebel größtes aber ist die Schuld“, in denen er die Bedeutung des Ganzen zusammenfaßt, die Handlungen auf den freien Willen des Menschen zurückgeführt und eben dadurch die beschränktere Idee der Allmacht des Schicksals zurückgedrängt. Wenn daher auch nicht geläugnet werden kann, daß die „Braut“ die Schicksalstragödie hervorrief, so geschah es nur, weil die schöne Dichtung nicht oder nur oberflächlich verstanden worden war.

Die Absicht, eine Tragödie im Sinne und Geiste der Alten zu dichten, bewog ihn auch, die antike Kunstform nachzubilden und insbesondre den Chor einzuführen. Er spricht sich in seinem Vorwort zur „Braut“ weitläufig darüber aus, und sucht namentlich darzuthun, daß die Tragödie nur durch die Einführung zur rein idealen Schönheit gehoben werden könne. So geistreich dieser Aufsatz aber auch ist, so wenig kann er überzeugen, und wir müssen hinzufügen, der Dichter hat sich selbst nicht überzeugt, denn sein Chor ist eben nicht der Chor der Alten. Er selbst spricht es deutlich genug aus, sowohl in dem erwähnten Vorwort, als in einem Briefe an Körner (vom 10. März 1803). „Wegen des Chors“, schreibt er seinem Freunde, „bemerke ich noch, daß ich in ihm einen doppelten Charakter darzustellen hatte, einen allgemeinen menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustand der ruhigen Reflexion befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft geräth, und zur handelnden Person wird. In der ersten Qualität ist er gleichsam außer dem Stücke und bezieht sich also mehr auf die Zuschauer. Er hat als solcher eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen, aber bloß diejenige, welche der Ruhige über den Passionirten hat; er steht am sicheren Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Qualität als selbsthandelnde Person soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben.“ Da aber nur die erste Eigenschaft, die er seinem Chor beilegt, das Wesen des antiken Chors ist, so wird dieses durch die zweite verletzt, und der Chor hört in der That auf, ein wirklicher Chor zu sein. Zudem tritt diese Scheidung im Stücke keineswegs hervor, das heißt, der Zuschauer wird sich eine solche nie denken können; sie ist daher für ihn nicht vorhanden. Und da die zweite Eigenschaft ihrer Natur nach auffallender ist, so wird diese als die eigentliche, wesentliche aufgefaßt werden. Noch mehr: Schiller trennt den Chor noch in andrer Weise in zwei Theile, indem die eine Hälfte aus den Anhängern Don Manuels, die andre aus denen Don Cäsars besteht. Schon dadurch hat er ihnen wieder die Allgemeinheit genommen, die das Wesen des griechischen Chors bildete; sie stehen eben deshalb nicht über der Handlung, sondern mitten in ihr, nicht über den handelnden Personen, sondern erscheinen ihnen untergeordnet. Endlich hat der Dichter die einzelnen Reden des Chors unter einzelne Personen desselben vertheilt, so daß der Chor als Masse nur selten und nur dann erscheint, wenn er bedeutsame Reden des Chorführers wiederholt. Dadurch ist das ursprüngliche Wesen des Chors noch mehr zurückgedrängt, und wir können daher sogar sagen, daß er denselben eigentlich nur in der Idee gehabt, aber nicht zur Ausführung gebracht hat, und zwar zum Vortheil des Stücks, wie es ihm zum Vortheil gereichte, daß die Schicksalsidee sich nur äußerlich offenbarte, wie es der „Jungfrau“ zum Vortheil gereichte, daß die Idee des Wunderbaren von der psychologischen Motivirung zurückgedrängt wurde.

Aber wir dürfen freilich nicht verbergen, daß dieser Zwiespalt zwischen der ursprünglichen Idee des Dichters, die ein Ergebniß seiner Reflexion war, und der wirklichen Ausführung, in der ihn sein tief poetischer Geist leitete, auf das Ganze

doch von wesentlichem Nachtheil war, weil sich dieser Zwiespalt in der Ausführung doch nicht verwischen ließ und der Chor „einen Anstrich von jener charakterlosen Figur eines Vertrauten in der französischen Tragödie erhielt, deren Schiller in seiner Vorerinnerung zur „Braut" erwähnt".

Betrachten wir den Chor dagegen an sich, ohne Rücksicht auf die dramatische Verknüpfung, so finden wir in demselben die herrlichsten lyrischen Ergüsse, die sich dem Trefflichsten anreihen, was Schiller je gedichtet; und wie ihr Inhalt von wunderbarer Tiefe ist und die ganze Seele ergreift, so ist auch ihre Form durchaus meisterhaft, von einer vollendeten Schönheit des Rhythmus und Wohllauts, worin Schiller immer unübertrefflich ist, wenn er von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. So einfach die Handlung auch erscheint, da sie, wie Hofmeister schon richtig bemerkte, eigentlich nur die Katastrophe umfaßt, und Alles, was dieser vorangeht, in die Exposition gebracht ist; so ist sie doch durch den Reichthum der Ausführung zu einem großartigen Gemälde entfaltet, das sich in rascher Folge und eben deswegen mit hinreißender Gewalt vor unsern Augen entfaltet*). W. v. Humboldt faßte die hohe poetische Bedeutung dieses Dramas vortrefflich auf, als er an Schiller Folgendes schrieb: „Ich habe bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einem Stoff, für den Nichts im Gemüth des Dichters vorbereitet liegt, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist, und bei minder guter Behandlung hätte spielend ausfallen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form und bedarf Nichts außer ihr."

So sehr Schiller auch Grund hatte, mit der Aufnahme der „Braut" zufrieden zu sein, so bedeutend und ungewöhnlich stark der Eindruck war, den sie bei der Vorstellung auf das Publikum hervorbrachte und der ihn selbst zu der Aeußerung veranlaßte, „er habe zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen" (Brief an Körner vom 23. März 1803); so gelangte er doch bald zur Ueberzeugung, daß weder die dramatische Form, die er zu erneuern gesucht hatte, noch die Schicksalsidee, die er dem Stück zum Grunde hatte legen wollen, den Anforderungen seiner Zeit und seines Volks entspreche. Er ging daher wieder zur rein historischen Tragödie zurück. Der Stoff, den er zunächst wählte, war der „Wilhelm Tell". Man nimmt gewöhnlich an, daß er durch Göthe auf diesen Stoff aufmerksam gemacht worden sei, wozu dieser freilich den Anlaß gegeben hat, da er ausdrücklich berichtet, er habe den Stoff, den er allerdings in früheren Jahren nach Beendigung von „Hermann und Dorothea" hatte episch bearbeiten wollen, oft mit Schiller besprochen, und ihn mit seiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. „Auch er", fährt Göthe fort, „machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entbehrte Nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem andern Thema gethan hatte." (Tags- und Jahrsheft zum J. 1804. Werke 31, 187.). So entschieden dies auch lautet, so ist Göthe hier doch ohne Zweifel in einen unwillkürlichen, leicht begreiflichen Irrthum verfallen. Da er nämlich diese biographischen Aufzeichnungen erst mit dem J. 1819 begann, und die mitgetheilte Stelle ohne Zweifel noch ein oder mehrere Jahre später niedergeschrieben wurde, so konnte es leicht geschehen, daß er seine im J. 1797 gehaltenen Gespräche mit Schiller über den Wilhelm Tell mit den späteren über den nämlichen Gegenstand vermengte und daher zu dem Glauben kam, daß sie seinem Freund Veranlassung zu der Wahl des Stoffs gegeben hätten. Da sich aber außer den Briefen der beiden Freunde aus dem J. 1797 und 1798 und einem Brief Göthe's an Meyer v. 23. März 1798 keine weitere Andeutung über diesen Gegenstand findet, und Göthe den Stoff ganz bei Seite gelegt zu haben scheint, nachdem er seinem Freunde am 30. Juni geschrieben hatte, daß er die ersten Gesänge des „Tell" näher motivirt habe, so müssen wir einer Aeußerung Schillers vollen Glauben beimessen, die sich in einem Briefe an Körner findet und aus der Zeit stammt, in welcher er sich zur Bearbeitung des „Tell" entschloß. „Wilhelm Tell", sagt er in diesem Brief am 9. Sept. 1802, „ist das Stück, von dem ich Dir schrieb, daß es mich lebhaft anziehe. Du hast schon vielleicht im vorigen Jahre davon reden hören, daß ich einen W. Tell bearbeite; denn selbst vor meiner Dresdner Reise wurde deshalb aus Berlin und Hamburg bei mir angefragt. Es war mir niemals in den Sinn gekommen. Weil aber die Nachfrage nach diesem Stück immer wiederholt wurde, so wurde ich aufmerksam darauf, und fing an, Tschudi's schweizerische Geschichte zu studiren. Nun ging mir ein Licht auf," (wir setzen auch die folgende Stelle her, weil sie uns klar darlegt, was Schiller erreichen wollte und wirklich erreichte) „denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er Einen poetisch zu stimmen im Stande ist. Obgleich nun der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut aus einander liegt, und (das Märchen mit dem Hut und dem Apfel ausgenommen) der Darstellung widerstrebt; so habe ich doch bis jetzt so viele poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich Dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoff mitbringt, wie billig abstrahire, so bleibt mir doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen — weil hier ein ganzes, localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß ste-

*) Ursprünglich ist „Die Braut von Messina" nicht in Acte getheilt; Schiller hat jedoch selbst zum Behuf der theatralischen Aufführung eine Vertheilung in vier Acte und dieser in Scenen vorgenommen.

ben schon die Säulen des Gebäudes fest und ich hoffe, einen soliden Bau zu Stande zu bringen." (Schiller an Körner v. 9. Sept. 1802.)

Aus diesem Brief geht nun unwiderleglich hervor, daß Schiller nicht unmittelbar durch Göthe zur Wahl des Tell veranlaßt wurde; dagegen hat er sich, wie wir aus Eckermanns Gesprächen wissen, als er sich für den Stoff entschieden hatte, den Göthe schon längst aufgegeben hatte, mit demselben nach gewohnter Weise besprochen, er wird ohne Zweifel damals die Anregung erhalten haben, von der Göthe in seinen biographischen Aufzeichnungen spricht.

Einige Dramen Schillers mögen einzelne Vorzüge vor dem „Wilhelm Tell" haben, so z. B. die „Jungfrau von Orleans" in der Anlage, die „Braut von Messina" in der Ideenfülle, aber doch ist „Wilhelm Tell" ohne Zweifel, wie das letzte, so auch das trefflichste Werk, das Schiller gedichtet. In diesem hat er das, wornach er unablässig strebte, seitdem er sich wieder dem Drama zugewendet hatte, in größter Vollendung erreicht, nämlich die rein objective Auffassung seines Gegenstandes, was ihm gelungen ist, ohne daß er seine eigene große Natur verläugnet oder in den Hintergrund zurückgedrängt hätte; vielmehr hat er diese mit seinem Stoff zur schönsten Einheit verschmolzen. In „Wilhelm Tell" kommt der reiche Dichtergeist Schillers mit seiner wahrhaft unvergleichlichen Schöpferkraft in seinem ganzen Umfang zur Erscheinung. Denn ob er gleich von dem ganzen Leben, das er darstellte, von der Natur des Landes, von dem Wesen des Volks keine persönliche Anschauung gehabt hatte, so gelang es ihm doch, alles dies in seiner Gesammtheit wie in den einzelsten Erscheinungen aus den mündlichen Berichten Göthe's und den schriftlichen Quellen, die er mit der größten Sorgfalt studirt hatte*), mit einer solchen Wahrheit und Lebendigkeit zu zeichnen, daß man mitten in das Land und das Volk sich gezaubert wähnt, und man selbst beim Lesen nicht dazu kommt, einzelne topographische Fehler zu bemerken. Schon der Anfang macht uns in höchst anschaulicher Weise mit dem Volke und dessen verschiedenen Berufsarten bekannt; die erste Scene ist eine reizende Idylle, die schon an sich ein selbstständiges Ganzes bildet, und dies läßt sich von jedem einzelnen Act, von jeder einzelnen Scene sagen, wie denn schon Göthe dem Dichter schrieb, als er den ersten Aufzug gelesen hatte: „Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches" (Göthe an Schiller v. 13. Jan. 1804). Und demungeachtet, wie hängt wieder Alles so herrlich zusammen, so daß jede Scene eine nothwendige Folge einer vorhergehenden, die nothwendige Begründung einer späteren ist, bis sich alle Fäden zu dem schönen, ergreifenden Schlusse vereinigen. Mit welcher Kunst weiß uns der Dichter nicht die grausame Tyrannei der Vögte zu schildern, welche die drei Länder im Namen des Kaisers beherrschten: zuerst in der Geschichte Baumgartens, dann im Gespräch Stauffachers mit seiner Hausfrau Gertrud, in der Scene in Altdorf, wo die Burg eben gebaut wird, die das Volk im Zaum halten soll, und wo der Befehl, das Knie vor dem herzoglichen Hut Oestreichs zu beugen, verkündigt wird; endlich in der Erzählung von der grausamen Behandlung des alten Arnold von Melchthal. Und wie er schon bei Gelegenheit von Baumgartens Flucht und Rettung den Tell in seiner ganzen eigenthümlichen Größe, als einen Mann der Entschlossenheit und That und zugleich als einen edlen Charakter darstellt, so gibt ihm das Gespräch Stauffachers mit seiner Gattin Gelegenheit, den Geßler in wenigen Zügen als den furchtbarsten Feind der angeerbten Freiheit des Volks zu schildern. Der Wolfenschießen war ein Wüstling, der Landenberger fand seine Freude an grausamen Handlungen, aber wenn sie das Volk bedrückten, so war es nur um den eigenen Leidenschaften zu fröhnen. Ganz anders Geßler: er läßt seine gewaltige Hand fühlen, um den freien Sinn des Volks zu beugen, um die Freiheit zu vernichten. Nur er konnte auf den Gedanken kommen, das Volk in solcher Weise zu demüthigen, wie er es mit seinem Befehl, den Herzogshut von Oestreich zu verehren, that, nur ihm konnte es beifallen, den Tell zu zwingen, auf das Haupt seines Kindes zu schießen. Nebst Geßler war der Theil des Adels, der aus selbstsüchtigen Zwecken zu Oestreich hielt, und dessen Absichten unterstützte, der gefährlichste Feind der Freiheit; Schiller zeigt uns auch dieses Verhältniß im Gespräche des Rudenz mit seinem Oheim, dem edlen Freiherrn von Attinghausen, der den Theil des Adels würdig repräsentirt, welchem das Vaterland und dessen Freiheit höher stand, als der vom Hof erborgte Glanz. Nach dieser vortrefflichen Exposition beginnt die Handlung mit dem Schwur auf dem Rütli, der die erste Wirkung des von Walther Fürst, Stauffacher und Arnold von Melchthal geschwornen Bundes ist. Wir können nicht auseinandersetzen, wie auch hier Alles, die Charaktere, die Handlung selbst, die Localität wahr und treu dargestellt ist; wir begnügen uns zu bemerken, daß es schon an sich ein vortrefflicher Gedanke war, eine Landesgemeinde in ihrer freien und doch stets fort vom lebendigsten Sinn der Gesetzlichkeit, diesem wesentlichen Charakterzug eines in der Freiheit erwachsenen Volks, durchdrungenen Entwickelung darzustellen. Im dritten Aufzug wird Tell zum Mittelpunkt der Handlung, und diese selbst erreicht den Punkt, von welchem aus eine Entscheidung unumgänglich nothwendig wird. Tell, dessen häusliche Verhältnisse, so wie dessen frühere Begegnung mit Geßler in der ersten Scene dargestellt werden, kommt nach Altdorf, wo er dem Hut „die Reverenz" nicht erweist, weshalb er von den Wächtern festgenommen wird. Geßler, der dazu kommt, ergreift die Gelegenheit, dem Volke seine Macht unmittelbar fühlen zu lassen, und zugleich den Tell, den er persönlich fürchtet und haßt, wo möglich unschädlich zu machen; er zwingt ihn, einen Apfel vom Kopf seines Knaben zu schießen. Der Schuß gelingt, aber von den Versprechungen des Landvogts getäuscht, läßt sich Tell verleiten, ihm zu sagen, daß er ihn durchbohrt hätte, wenn er sein Kind getroffen. Die gewünschte Gelegenheit benutzend, läßt ihn Geßler

*) Namentlich die schweizerischen Chronisten Tschudi, Etterlin, Stumpf; dann J. v. Müller, Scheuchzer, „Naturgeschichte des Schweizerlandes", Ebel „Gebirgsvölker der Schweiz" u. m. a.

gefesselt auf sein Schiff führen, um ihn in die Gefängnisse seiner Veste Küßnacht zu bringen. Mit der Gefangennehmung Tells scheint Alles verloren: „O nun ist Alles, Alles hin," ruft Stauffacher aus. „Mit Euch Sind wir gefesselt Alle und gebunden." Denn Alle fühlten es tief, daß Tell der Mann der That sei. Allein gerade der Umstand, der die Befreiung unmöglich zu machen oder wenigstens weit hinaus zu rücken schien, führt dieselbe unaufhaltsam herbei. Als Tell sich mit dem Landvogt auf dem See befindet, bricht ein fürchterlicher Sturm los, dem die Steuerleute nicht gewachsen sind; Tell allein, der auch in der Leitung des Schiffs ein Meister ist, vermag aus der Noth zu helfen. Er wird seiner Fesseln entledigt; er leitet das Schiff gegen eine Felsenplatte; aber sobald er nahe genug daran ist, ergreift er seine Armbrust, schwingt sich auf die Platte und mit gewaltigem Fußstoß schleudert er das Schifflein in die Wellen zurück. Er hat zwar seine Freiheit wieder erlangt, aber er fühlt es tief, daß für ihn keine Sicherheit mehr möglich ist, so lang der Vogt noch lebt. Der Monolog, in welchem er sich von diesen Verhältnissen Rechenschaft gibt, und sein Entschluß, den Tyrannen zu tödten, zur Reife gelangt, gehört zu den größten Meisterwerken der Poesie durch die innere Wahrheit, die Ruhe und Klarheit der Darstellung. Bald erscheint der Vogt in der hohlen Gasse, wo ihn Tell erwartet hatte. Mit weiser Ueberlegung zeigt ihn uns der Dichter, bevor er ihn durch Tells Pfeil erlegen läßt, noch einmal in seiner ganzen Furchtbarkeit, um uns zur vollen Ueberzeugung zu bringen, daß die Befreiung des Landes von der Willkürherrschaft nicht denkbar ist, so lang er lebt. Seine letzten Worte drücken, wie schon unmittelbar vorher sein kurzes Gespräch mit Rudolf dem Harras, in scharfen Zügen seine Absichten für die Zukunft aus.

„Ein allzumilder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt.
Doch es soll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen!
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — ich will — "

Hier ereilt ihn Tells Pfeil. Mit Geßlers Tod fühlt sich das Volk frei. „Der Tyrann des Landes ist gefallen", ruft es Rudolf dem Harras zu, als dieser das Schwert gegen die Weiber zieht, welche die Leiche des Vogts umgeben. „Wir erdulden keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen!"

Oberflächliche Prüfung könnte leicht zum Glauben verleiten, als habe das Drama hier seinen nothwendigen Schluß, und man hat es dem Dichter wirklich zum Vorwurf gemacht, daß er noch einen fünften Act hinzugefügt habe. Er habe, sagen Manche, denselben nur deshalb hinzugedichtet, um sich wegen des Tyrannenmords zu entschuldigen, indem er die Ermordung des Kaisers durch den Herzog Johann der That des Tell entgegengestellt und diesen veranlaßt habe, sich voll Abscheu über den Mord des Kaisers auszusprechen. Allerdings hat Schiller den Gegensatz der That Tells, als einer That der Nothwehr, durch welche er sich, sein Weib, seine Kinder vor der Wuth des rachgierigen Landvogts sicher stellte, und die Freiheit seines Volks begründete, zu der That des Herzogs Johann hervorheben wollen, der nur aus ungenügenden und rein persönlichen Gründen seinen Kaiser und Oheim ermordet hatte, um jene in ihr wahres Licht zu stellen; allein so richtig und gut dies an sich ist, hätte er doch bloß deshalb einen fünften Act nicht hinzugefügt, am allerwenigsten aber hätte er es gethan, um die Gewalthaber seiner Zeit mit dem Tell zu versöhnen. Der versteht diese und Schiller nicht, wer Solches glauben kann. So wenig er sich in seiner Dichtung durch die Polizeigewalt irren ließ, so sehr mußte er dagegen bei der theatralischen Aufführung Rücksicht auf sie nehmen, wenn sie überhaupt möglich sein sollte. Und er hat es auch gethan, aber in einer Weise, welche die Unrichtigkeit jener Behauptung auf das Vollständigste beweist. Er hatte nämlich eine Bearbeitung für das Theater gemacht; über diese schreibt er an Körner (10. Dec. 1804): „Sie ist wesentlich verkürzt und z. B. der ganze fünfte Act weggelassen, weil wir des Kaisermordes nicht erwähnen wollten"*). Die Ermordung eines untergeordneten Landvogts war den Gewalthabern an sich auch ganz gleichgültig, und Schiller hätte deshalb nicht nöthig gehabt, sich zu entschuldigen. Die Rechtfertigung mußte aber mißfallen, weil sie die Erzählung eines Kaisermords einflocht, wenn dieser auch auf das Entschiedenste mißbilligt, ja als verabscheuungswerth dargestellt wurde. Wenn diese Rechtfertigung aber der Grund nicht sein kann, weshalb Schiller das Stück nicht mit Geßlers Fall schloß, so kann es kein andrer sein, als daß das Drama mit dieser Begebenheit nicht abgeschlossen war. Tells That ist nur der wichtigste Vorgang in der Handlung, aber nicht die Handlung selbst. Der Dichter wollte uns die Befreiung der Schweiz zur Anschauung bringen. Mit Geßlers Tod war aber diese keineswegs errungen, und hätte der Dichter sein Drama bei diesem Vorgang abgeschlossen, hätte er uns in vollkommenem Zweifel über den Ausgang erhalten: er hätte die Handlung nicht zu Ende geführt. Noch stand Zwing Uri; er mußte uns zeigen, wie das Volk diese Burg zerstörte; noch standen die Burgen Sarnen und Roßberg, er mußte uns erzählen, daß auch diese gebrochen seien; noch war der Landenberg mächtig im Lande, er mußte berichten, daß er aus dem Lande verjagt sei. Aber mit allen diesen Siegen war die Freiheit noch nicht fest gegründet. Würde der mächtige Kaiser nicht mit gewaltiger Heeresmacht in die Länder gedrungen, sie erdrückt haben, so bald er von der Empörung derselben gehört hätte? Daher mußte uns der Dichter berichten, daß dessen Tod die Länder vor seiner Rache sicher stelle. Jetzt erst, nachdem alles dies geschehen, war die Freiheit gesichert, die Handlung wahrhaft geschlossen. Aus dieser Darstellung geht aber auch zugleich hervor, daß der „Wilhelm Tell" keineswegs auf zweifacher Handlung beruhe, wie mehrere Kritiker behauptet haben; denn Tells That ist nicht ein für sich stehender Vorgang, sondern nur eine, wenn auch die bedeutendste Begebenheit in der gesammten Handlung.

Schon hatte Schiller ein neues Trauerspiel

*) Somit hat Frau von Stael Recht, wenn sie in ihrem bekannten Werke über Deutschland anführt, daß der fünfte Act auf den deutschen Bühnen damals nicht gegeben wurde, und Hofmeister, Schillers Leben" ꝛc. 5, 198, hat Unrecht, das Gegentheil zu behaupten.

„Demetrius" zu dichten begonnen, als ihn der Tod von dieser Erde und seiner selbst bei zunehmender Kränklichkeit immer steigenden poetischen Thätigkeit abrief. Ob er gleich nur Fragmente von diesem Stück hinterlassen hat, so sind doch auch diese von der höchsten Bedeutung und reihen sich an das Trefflichste, was er überhaupt gedichtet; ja nach dem hinterlassenen Plan und den Bruchstücken, die er bearbeitet, zu urtheilen, wäre der „Demetrius" ein neuer Beweis geworden, daß der Dichter mit jedem neuen Schritt, den er that, größer wurde. Vortrefflich und äußerst fruchtbar war namentlich die Idee, zu zeigen, wie sich der Charakter des Helden durch den Einfluß der Verhältnisse im Verlaufe der Handlung umgestalte. Demetrius hält sich selbst für den rechtmäßigen Beherrscher Rußlands und ist, so lang er von diesem Bewußtsein getragen wird, ein durchaus trefflicher und seiner Stellung würdiger Mensch; als er aber zur Ueberzeugung gelangen muß, daß er nicht der rechtmäßige Thronerbe ist, daß er vielmehr nur Andern zum Werkzeug ihrer selbstsüchtigen Absichten gedient hat, da wird er, weil er auf die Herrschaft nicht verzichten will, zuerst mißtrauisch und in schneller Entwickelung zum wirklichen Tyrannen, wodurch er sein Verderben vorbereitet und herbeiführt. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, die glückliche psychologische Entwickelung der Charaktere in Schillers Dramen kennen zu lernen; in diesem letzten hätte er aber ohne Zweifel in dieser Beziehung alle früheren übertroffen*).

Andre Entwürfe, die zum Theil schon aus früherer Zeit stammten, „Die Maltheser", „Warbeck", „Der Menschenfeind", „Die Kinder des Hauses", „Die Pariser Polizei", von denen sich theils Fragmente, theils Vorarbeiten erhalten haben, die uns tief bedauern lassen, daß sie nicht ausgeführt wurden, können wir nicht einläßlicher betrachten. Dagegen haben wir noch einige andere Seiten seiner dramatischen Thätigkeit zu erwähnen, die zwar untergeordneter Art sind, nichts desto weniger aber wesentlich dazu beitragen, das Bild von Schillers Charakter als dramatischem Dichter in seinem ganzen Umfang hervortreten zu lassen. Von diesen Stücken ist nur „Die Huldigung der Künste" ganz selbstständige Arbeit, die übrigen sind Uebersetzungen oder Nachbildungen. „Die Huldigung der Künste", nebst dem Lied „An den Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste", die einzigen Gelegenheitsgedichte Schillers seit seiner Flucht aus Stuttgart, sind in ihrer Art von hoher Bedeutung. Sie wurden gedichtet, um die Ankunft der jungen Erbprinzessin, einer russischen Großfürstin, zu feiern. Göthe, der damals die rechte Stimmung zu einer solchen Dichtung nicht finden konnte, und der wohl auch dem Freunde die Gelegenheit geben wollte, sich um das herzogliche Haus verdient zu machen, veranlaßte ihn zu dieser Dichtung, die Schiller in dem kurzen Zeitraum von vier Tagen abfaßte. Die Erwartungen Göthe's wurden nicht getäuscht; ja wir glauben, daß seine ähnlichen Dichtungen dieser nicht an die Seite gesetzt werden können: sie haben alle mehr oder weniger eine gewisse Kälte, welche von dem Reichthum der Gedanken und der Schönheit der Darstellung nicht überwunden wird. „Die Huldigung" ist von unübertrefflicher Zartheit in Anlage und Ausführung, und der Dichter wußte selbst bei einer solchen Gelegenheit seine erhabene Weltanschauung zur Grundlage des Stückes zu machen. So sehr Alles auch auf die Fürstin Bezug hat, und ihrem edlen Sinn fortwährend gehuldigt wird, so sinkt das kleine Drama doch nirgends zur Schmeichelei herab, denn in der That ist die Fürstin doch nicht der Mittelpunkt des Ganzen, vielmehr sind es die Künste, deren Wesen in hoher poetischer Weise geschildert wird. Wenn sie auch dem Scheine nach als der Fürstin huldigend dargestellt werden, so wird es doch bald klar, daß sie eigentlich die höheren Wesen sind, und daß die Größe der Fürstin nur darin besteht, daß sie zu denselben emporschaut, und ihr Glück in ihrem Umgange sucht.

Wie uns Schillers Dramen beinahe durch die ganze europäische Welt führen, indem er uns in den „Räubern", in „Kabale und Liebe" und im „Wallenstein" deutsche Zustände darstellt, im „Fiesko" nach Italien, im „Don Carlos" nach Spanien, in der „Maria Stuart" nach England, in der „Jungfrau von Orleans" nach Frankreich, in der „Braut von Messina" nach Sicilien und zwar zu einer Zeit führt, wo die mannigfaltigsten Volkselemente sich dort verschmelzen, im „Wilhelm Tell" nach der Schweiz, und im „Demetrius" endlich nach Rußland führt, so umfassen seine Uebersetzungen und Nachbildungen auch beinahe den ganzen Kreis der Literatur; er hat nach und nach griechische, italienische, englische und französische Stücke auf deutschen Boden verpflanzt, und aus der französischen Literatur sowohl Muster der classischen Tragödie als des leichteren Lustspiels auf die Bühne gebracht.

Seine ersten Versuche dieser Art waren Uebersetzungen aus dem Griechischen. Als er in Rudolstadt weilte, hatte er das griechische Drama in französischer Uebersetzung kennen lernen; er hatte sich, er so wie seine Freundinnen, vorzüglich von Euripides angezogen gefühlt, so daß er der Bitte seiner Freundinnen, mit denen er jene Uebersetzung gemeinschaftlich las, ihnen denselben durch eine deutsche Bearbeitung noch näher zu bringen, gern entsprach (1780). Daß er zunächst die „Iphigenia in Aulis" wählte, hatte wohl darin seinen Grund, daß gerade um diese Zeit Göthe's „Iphigenia in Tauris" erschienen war. Da Schiller nicht so viel Griechisch verstand, daß er unmittelbar aus dem Original hätte übersetzen können, so legte er seiner Arbeit eine wortgetreue lateinische Uebersetzung zum Grunde, mit welcher er französische Uebertragungen, aber auch den griechischen Text verglich. Seine Uebersetzung ist nun keineswegs eine treue Durchzeichnung des Originals, vielmehr hat er die im Euripides schon durchscheinende moderne Auffassung des Lebens noch mehr entwickelt, und das fremde Kunstwerk in unsere Anschauungsweise übertragen. Er verfuhr damit also in der That wie die Franzosen, welche die fremden Zustände von ihrem Standpunkte aus darstellen, und seine Uebersetzung kann, wie Göthe's „Iphigenia", wie Göthe's „Mahomet" und „Tankred", und wie später seine „Phädra", als eine Vermittlung zwischen

*) Nach dem hinterlassenen Entwurf hat Fr. v. Maltitz den „Demetrius" ausgeführt (Karlsr. 1817); auch Göthe hatte die Absicht, denselben zu vollenden.

dem deutschen und französischen Drama erscheinen. Er selbst betrachtete übrigens diese Arbeit mehr als eine Studie, um Simplicität in Plan und Styl daraus zu lernen. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er einige Scenen aus den „Phönizierinnen" des Euripides, die in demselben Geiste gehalten sind, aber einen nicht unmerklichen Fortschritt in der Uebersetzungskunst bezeugen. Aber auch in diesen läßt er seinen eigenen Geist frei walten, und er that von dem Seinigen hinzu, wo die lateinische Uebersetzung das Original nur unvollkommen wiedergab und seine mangelhafte Kenntniß des Griechischen ihm keinen sicheren Blick in den Text gestattete. „Ich hatte", schrieb er an Körner, „einen großen Grad von Begeisterung nöthig, und mußte von dem Meinigen sehr zusetzen, um eine leidliche Uebersetzung zu liefern; ich mußte mein Original errathen, oder vielmehr ich mußte mir eines erschaffen." Dies war namentlich in der Uebersetzung der Chöre der Fall, die er in freien Rhythmen, aber mit Anwendung des Reimes wiedergab, wodurch er das musikalische Element derselben rettete, das sonst für uns verloren gegangen wäre.

Durch diese Uebersetzungen hatte Schiller zugleich auch seinem immer noch lebendigen Drang nach dramatischer Thätigkeit Genüge zu leisten gesucht; aber von nun an trat derselbe vor seinen historischen und philosophischen Arbeiten ganz zurück, so daß er sich nicht einmal mehr zu Uebersetzungen geneigt fühlte. Erst als mit dem „Wallenstein" die Lust zu dramatischer Thätigkeit mit neuer unwiderstehlicher Kraft in ihm erwachte, und sie durch das langsame Vorrücken seines Trauerspiels nicht hinlänglich befriedigt wurde, faßte er den Gedanken, mit andern Dichtern bedeutende Stücke des Auslandes für das Theater zu bearbeiten. Zwar kam derselbe nicht zur Ausführung; doch haben wir ihm die Bearbeitung von Shakspeare's „Macbeth" zu verdanken*). In dieser verfuhr er mit der größten Freiheit, indem er ganze Stellen ausließ, den Wechsel der Scenen verminderte, die prosaischen Abschnitte in Jamben umsetzte u. s. w. Aber bei allem diesem scheinbar willkürlichen Verfahren gelang es ihm auf das Trefflichste, den Geist des Originals in seiner ganzen Größe zu bewahren.

Am Ende des folgenden Jahres (1801) übersetzte Schiller die „Turandot" des trefflichen Gozzi, welche er als tragikomisches Märchen bezeichnete. Er hatte damit die Absicht, eine neue dramatische Gattung einzuführen, welche zwar auf dem Phantastischen beruht, wie die romantische Poesie, aber wahrer ist, als diese, weil sie das phantastische Element sogleich als solches erkennen läßt, und das freie humoristische Spiel der Phantasie nicht als etwas Reelles darstellen will. Seine Absicht wurde jedoch durchaus nicht verstanden und man machte ihm sogar Vorwürfe, daß er sein hohes Talent zu Solchem mißbraucht habe*); und doch hatte Schiller in seiner Bearbeitung das tragische Element vielleicht noch zu sehr hervorgehoben, was der heiteren Wirkung offenbar schadet. Uebrigens ist seine Bearbeitung durchaus vortrefflich, und den Bedürfnissen des deutschen Theaters angemessen. Bekanntlich enthalten die italienischen Komödien ganze Scenen, deren Gedankengang der Dichter nur im Allgemeinen andeutet, es den Schauspielern überlassend, die Gespräche nach Zeit und Umständen auszuführen. Solches war den deutschen Schauspielern, bei welchen das Improvisiren nicht geübt wird, in keiner Weise zuzumuthen, daher führte Schiller diese Scenen ganz aus und zwar in meisterhafter Weise. Er dichtete auch neue Räthsel, da die des Originals für ein deutsches Publikum theils unverstanden, theils wirkungslos geblieben wären, und diese können als Muster bezeichnet werden, ja mit wenigen derselben gründete er eigentlich eine neue poetische Gattung, indem er das Räthsel in das Gebiet der Parabel erhob. Da die ersten Räthsel allgemeines Wohlgefallen erregt hatten, dichtete Schiller für jede spätere Aufführung neue hinzu, die um so größere Wirkung hervorbrachten, als man sie nicht erwartete.

Zwei Jahre später (1803) übersetzte Schiller zwei Lustspiele des französischen Dichters Picard, den „Parasit" und den „Neffen als Onkel". Das erste ist im Original in Versen abgefaßt, aber Schiller übersetzte beide in Prosa, das erste freier, das andere wörtlicher, ohne sich jedoch diejenigen Abweichungen zu versagen, welche ihm für die Durchführung der Charaktere nothwendig schienen. Die Wahl dieser Stücke war durchaus glücklich, da sie lebendig und frisch sind und dabei viel komische Kraft haben.

Die letzte größere Arbeit, die er vollendete, war die Uebersetzung der „Phädra" von Racine. Diese Tragödie ist mit Recht berühmt, und es hat sich Schiller daher ein wahres Verdienst um das deutsche Theater und Drama erworben, daß er dieselbe nationalisirte. Die Uebersetzung ist im Ganzen, namentlich in den schwierigeren Stellen, von einer bewundernswürdigen Treue, und es hat Schil-

---

*) So berichtet Göthe (Werke 31, 83. 45, 20). Aus dem Briefwechsel Schillers mit Körner scheint dagegen dieser jenen Gedanken in seinem Freunde erweckt zu haben, und zwar erst nach dem Erscheinen des Macbeth. „Ich wünschte (schreibt er am 26. Juni 1800), daß Dir diese Arbeit Lust gemacht hätte, auf eine ähnliche Art andere Stücke von Shakspeare oder andern ältern dramatischen Dichtern zu behandeln. Dies gäbe nach und nach eine treffliche Acquisition für die deutsche Bühne." Drei Jahre später kam er auf denselben Gedanken zurück und sprach ihn noch entschiedener aus. Bei Gelegenheit des „Neffen als Onkel" und des „Parasiten" schrieb er an Schiller: „Uebrigens ist mir dabei eingefallen, daß Du in Deinen Nebenstunden Dich um das deutsche Theater sehr verdient machen könntest, wenn Du den ganzen Vorrath von französischen, englischen und ältern deutschen Stücken mustertest, um zu sehen, was man in einer bessern Gestalt dem jetzigen Publikum anbieten könnte, um ihm nach und nach die Plattheiten von Iffland zu verleiden. Einsiedel könnte dabei behülflich sein. Es müßten sich mehrere verbinden, die wenigstens den Dialog in der Gewalt hätten, und Du hättest die Direction des Ganzen und die Revision. In der Folge könnten auch spanische Stücke bearbeitet werden. So würde nach und nach ein neues deutsches Theater entstehen, wodurch das Publikum für das Bessere empfänglich gemacht würde." (Brief vom 24. Oct. 1803.)

*) Körner hatte dies mit seinem sicheren Gefühl vorausgesehen. „Ich erwarte", schrieb er an Schiller, „wenig Empfänglichkeit für Turandot. Man wird von Dir nur Madonnen sehen wollen, und wird es übel nehmen, daß Du auch Arabesken machst. Der leichte Uebergang vom Ernst zum Scherz wird von Wenigen geschätzt werden, und viele werden durch langes Nachdenken herausbringen, daß die Jungfrau von Orleans ein weit interessanterer Charakter ist, als Turandot." (Brief vom 15. Febr. 1802.)

ler dadurch seine Achtung vor dem großen französischen Dichter in einer Weise beurkundet, die ihn wie sein Vorbild ehrt. Wo er von diesem abweicht, hatte er gewichtige Gründe: entweder wollte er den französischen Typus verwischen, oder er suchte Alles zu vermeiden, was an die französische Form erinnern konnte, die er in eine rein deutsche umzugießen strebte. Und so ist die Uebersetzung des großen Vorbilds durchaus würdig; sie erreicht ihn in der Schönheit und dem Wohllaut der Sprache, so wie in dem glücklichen Versbau auf das Vollkommenste.

Schillers poetisches Talent war zwar keineswegs auf eine oder die andere Gattung beschränkt, vielmehr haben wir gesehen, daß er im Lyrischen wie im Epischen höchst Bedeutendes leistete, ja die beiden Gattungen in eigenthümlicher Weise erweiterte, aber es ist doch unverkennbar, daß sein Talent für das Drama geschaffen war. Wir erkennen es nicht nur darin, daß er eben in dieser Gattung weitaus das Meiste und Bedeutendste hervorgebracht hat, es liegt auch darin ausgesprochen, daß es ihn schon als heranreifender Jüngling drängte, diese Form zu wählen, welche doch wegen ihres Umfangs und ihrer mannigfaltigen Schwierigkeit außerhalb der Kräfte eines sich erst entwickelnden und bildenden Geistes zu liegen scheint. Rasch hinter einander schuf er drei, ja man kann sogar sagen vier Tragödien, die zwar vielseitige Mängel darbieten, aber ein großartiges dramatisches Talent auf das Glänzendste beurkunden. Dieses tritt schon in den „Räubern" mächtig hervor, denn wenn auch die Personen dieses Stücks der Wahrheit ermangeln, wenn sie auch keineswegs dem Leben und der Wirklichkeit entnommen, sondern in der That nur Geschöpfe seiner Phantasie sind; wenn auch die Handlung eben so ohne innere Wahrheit ist, so entspricht sie doch vollkommen dem Charakter der Personen, wie er ihn einmal festgestellt hatte und die Charaktere sind in ihrer Art sicher durchgeführt; sie zeigen keine innern Widersprüche, so sehr sie auch mit der Wirklichkeit im Widerspruche stehen. Ein weiterer Beweis, daß Schillers Talent vorzüglich dramatischer Natur war, liegt ferner in seinem eigenen Bewußtsein, das sich selbst zu der Zeit mächtig äußerte, als er die Unzulänglichkeit seiner ersten Schöpfungen erkannt und sich von dem Drama gänzlich abgewendet zu haben schien. Höchst interessant und lesenswerth ist in dieser Beziehung der Brief, den er am 25. Febr. 1789 an seinen Freund Körner schrieb, der nur zu groß ist, als daß wir ihn mittheilen könnten. Indem er sich darin mit Göthe vergleicht und ob er gleich erklärt, daß er sich mit diesem nicht messen könne, fühlt er doch tief, daß er zum dramatischen Dichter geboren sei und beweist es vortrefflich an seinen bisherigen Leistungen, denn, sagt er, ohne ein großes Talent hätte er so große Mängel, wie sie seine ersten Stücke darböten, nicht verdecken, es überhaupt nicht so weit bringen können, auf Köpfe zu wirken. Und so erinnert uns dieser Brief lebhaft an das „Auch ich bin ein Maler" des herrlichen Coreggio.

Aus der bisherigen Entwickelung geht hervor, daß sich in Schillers dramatischer Thätigkeit zwei Perioden unterscheiden lassen, die durch einen mehr als zehnjährigen Zeitraum getrennt sind, woraus sich denn schon ihre wesentliche Verschiedenheit ergibt. Die Dramen der ersten Periode sind nicht aus dem künstlerischen Streben hervorgegangen, die Welt und das Leben poetisch darzustellen, sondern sie haben ihr Entstehen dem unwiderstehlichen Drange des Dichters zu verdanken, der Fülle von Ideen, die ihn bestürmten, Gestalt und Ausdruck zu geben, seine Ansichten über die politischen, bürgerlichen und sittlichen Zustände auszusprechen und gegen die Unterdrückung des Rechts und der Freiheit zu protestiren. So fehlte ihnen das Wesentlichste, was zu einem Drama erforderlich ist, Wahrheit der Charaktere und der Handlung; dagegen glänzten sie durch Fülle, Neuheit und Wahrheit der Ideen und durch Adel der Gesinnung. Die Sprache war zwar schwülstig, mit Bildern überfüllt, oft sogar roh, aber zugleich von einer hinreißenden Kraft und wahrhaft stürmischer Beredtsamkeit. „Don Carlos" bildet den Uebergang zur zweiten Periode. Zwar haben wir auch in diesem Drama ein rein subjectives Gemälde, es ist sogar noch entschiedener der Abdruck seines eigenen Wesens, und was die verschiedenen Personen aussprechen, ist in der That nichts Anderes als das, was er denkt und fühlt. Allein man bemerkt schon das Streben nach größerer künstlerischer Gestaltung; die Sprache ist, wenn auch oft noch zu bilderreich und leidenschaftlich, doch viel edler und selbst natürlicher als in den frühern Stücken. Der unverkennbare Fortschritt, den Schiller mit dem „Don Carlos" gemacht hatte, läßt auch begreifen, warum er sich nun vom Drama abwendete. Er hatte durch denselben erst recht lebhaft einsehen lernen, was ihm fehle, um ein wahres Kunstwerk zu schaffen.

Wir wiederholen hier nicht, was schon oben (S. 112 ff.) über den Gang seiner Entwickelung gesagt wurde, sondern gehen sogleich zur Charakteristik der zweiten Periode seiner dramatischen Thätigkeit über. Er hatte durch seine historischen und philosophischen Studien tiefere Einsicht in die Kunst, in die Menschen- und Lebenskenntniß gewonnen, und seinen Hang zum Abstracten, Allgemeinern überwunden, daher seine Dramen von nun an, mit Ausnahme eines einzigen, der Geschichte entlehnt sind und er sich für ihre Bearbeitung durch gründliche Studien vorbereitet. Ob er gleich aber immer entschiedener zur Objectivität der Darstellung gelangte, seine Personen immer bestimmter, individueller, wahrer wurden, so gab er nicht zugleich auch seine hohe Weltanschauung auf, die sich übrigens durch seine historischen und philosophischen Studien wesentlich geläutert hatte und reicher geworden war. Vielmehr verstand er es, seine Dramen, ohne daß sie an objectiver Wahrheit einbüßten, mit derselben zu durchdringen und zu beleben, so daß sie neben ihrem hohen künstlerischen Werth auch eine Fülle des Gehalts, eine Tiefe der Gedanken und, was noch höher zu schätzen ist, einen sittlichen Adel und eine Erhabenheit der Gesinnung darbieten, wie wir sie bei keinem andern Dichter antreffen. Dadurch ist Schiller auch, wie kein anderer Dichter, der Erzieher seines Volks geworden, auf dessen sittliche und politische Entwickelung er den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß gehabt hat.

In künstlerischer Beziehung hat er zwar Göthe's wunderbare Höhe nicht erreicht; was er von sich

und Göthen zu einer Zeit sagte, wo er seine Meisterwerke noch nicht geschaffen hatte, behielt auch dann seine volle Richtigkeit, als diese gedichtet waren. „Mit Göthe messe ich mich nicht", schrieb er am 25. Febr. 1789 an Körner, „wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnisse aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn." Aber demungeachtet steht Schiller als Dramatiker höher als Göthe, wenn wir das Drama mit Rücksicht auf seinen obersten Zweck, den der theatralischen Darstellung, betrachten. Göthe kennt Natur und Menschen besser als Schiller, er faßt sie objectiver, vielseitiger auf, er dringt bis in die verborgensten Tiefen ihrer Seele, und weiß diese ihre innerste Eigenthümlichkeit plastisch darzustellen. Schiller dagegen kennt die Menschheit besser als Göthe, die Menschheit, die überall und immer als die nämliche sich beurkundet, und im ungebildeten Landmann eben so tiefe, ja noch tiefere Wurzeln geschlagen hat, als in dem überbildeten Städter und den sogenannten höheren Ständen. Er weiß daher Saiten anzuschlagen, die überall wiederklingen, und den Menschen, zu welchem Stande er auch gehöre, auf seine höhere Natur aufmerksam machen, dieselbe in ihm zum Bewußtsein bringen. Eben deshalb hat er auch solche Verhältnisse auf die Bühne gebracht, die von Jeglichem verstanden wurden, wenn sie auch noch so tief poetisch, noch in so erhabener Sprache ausgedrückt waren. Die Liebe zur Freiheit, die Begeisterung für Völkerglück, der Haß gegen die Tyrannei, die edle, menschenfreundliche Gesinnung, die alle seine Dramen beseelten, müssen in jeder unverdorbenen Menschenbrust ungetheilten Anklang finden. Wie durch seine Stoffe und seine Gesinnung steht Schiller auch durch die Behandlung dem Volke näher. Selbst das rhetorische Element, das seinen Dramen so oft zum Vorwurf gemacht wurde, mußte ihm größere Popularität erwerben, weil er durch dasselbe unmittelbar und sicher auf das Gemüth wirkte. Noch bedeutender aber ist, daß seine Dramen eine reiche Handlung enthalten, die mit der größten Kunst nach allen ihren Seiten entwickelt wird, wodurch allerdings ein „stoffliches Interesse", wie Göthe es nennt, erregt wird, was aber das Mittel ist, auf die Massen zu wirken und ihr Gemüth für höhere Empfindungen zu öffnen.

1. Aus „Kabale und Liebe".

Zweiter Act. Zweite Scene.

Lady. Kammerdiener.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Milady zu Gnaden, und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen so eben erst aus Venedig!

Lady (hat das Kästchen geöffnet und fährt erschrocken zurück). Mensch! was bezahlt der Herzog für diese Steine?

Kammerd. (mit finsterm Gesicht). Sie kosten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Bist du rasend? Nichts! — und (indem sie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfst mir so einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest — Nichts kosten ihn diese unermeßlich kostbaren Steine?

Kammerd. Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles!

Lady (setzt den Schmuck plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal; nach einer Pause zum Kammerdiener). Mann! Was ist dir? Ich glaube, du weinst?

Kammerd. (wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd). Edelsteine, wie diese da — ich habe auch ein paar Söhne darunter.

Lady (wendet sich bebend weg, seine Hand fassend). Doch keinen gezwungenen?

Kammerd. (lacht fürchterlich). O Gott! Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Front heraus, und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren, und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entsetzen in den Sopha). Gott! Gott! Und ich hörte nichts? Und merkte nichts?

Kammerd. Ja, gnädige Frau! — Warum mußtet Ihr denn mit unserm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärm zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wüthende Mutter lief, ihr säugendes Kind an Bajonetten zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da standen, und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören —

Lady (steht auf, heftig bewegt). Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz! (Sanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen.

Kammerd. (warm und voll). Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadtthor drehten sie sich um, und schrieen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!" —

Lady (mit starkem Schritt auf- und niedergehend). Abscheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet die Thränen des Landes — Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf — Geh' du — Sag' deinem Herrn — Ich werd' ihm persönlich danken! (Kammerdiener will gehen, sie wirft ihm ihre Geldbörse in den Hut.) Und das nimm, weil du mir Wahrheit sagtest. —

2. Aus „Wallensteins Tod".

Zweiter Aufzug. Zweiter Auftritt.

Wallenstein. Max Piccolomini.

Max (nähert sich ihm).

Mein General — Wall. Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaisers Offizier dich nennst.
Max. So bleibt's dabei, du willst das Heer verlassen?
Wall. Ich hab' des Kaisers Dienst entsagt.
Max. Und willst das Heer verlassen?
Wall. Vielmehr hoff' ich
Mir's enger noch und fester zu verbinden.
(Er setzt sich.)
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde schlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude ist's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu lösen ist.
Doch, wo von zwei gewissen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo sich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da ist es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunst ist die Nothwendigkeit.
— Die ist vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.

— Der Hof hat meinen Untergang beschlossen;
Drum bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute sind's und gute Freunde.

(Hält ein, Piccolomini's Antwort erwartend.)

— Ich hab' dich überrascht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

(Er steht auf, und geht nach hinten. Max steht lange unbeweglich, in den heftigsten Schmerz versetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenstein zurück und stellt sich vor ihn hin.)

Max. Mein General! — Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,
Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu sehn und war des rechten Pfad's gewiß,
Zum ersten Male heut' verweisest du
Mich an mich selbst und zwingst mich eine Wahl
Zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

Wall. Sanft wiegte dich bis heute dein Geschick;
Du konntest spielend deine Pflichten üben,
Jedwedem schönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich scheiden
Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
Sich jetzt entzündet. Max. Krieg! Ist das der Name?
Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen;
Doch ist er gut, ist ein Geschick, wie sie.
Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was ist das für eine
Veränderung! Ziemt solche Sprache mir
Mit dir, der wie der feste Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeschienen!
O welchen Riß erregst du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachsnen Trieb
Und des Gehorsams heilige Gewohnheit
Soll ich versagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angesicht von mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreit!

Wall. Max, hör' mich an! Max. O! thu' es nicht!
Thu's nicht!
Sieh! deine reinen, edeln Züge wissen
Noch nichts von dieser unglücksel'gen That.
Blos deine Einbildung befleckte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner hoheitblickenden Gestalt.
Wirf ihn heraus, den schwarzen Fleck, den Feind.
Ein böser Traum blos ist es dann gewesen,
Der jede sich're Tugend warnt. Es mag
Die Menschheit solche Augenblicke haben;
Doch siegen muß das glückliche Gefühl.
Nein, du wirst so nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menschen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen,
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht sich vertrauen mag.

Wall. Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Mir selbst schon sagt' ich, was du sagen kannst.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Aeußerste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So steht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

Max. Sey's denn! Behaupte dich in deinem Posten
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,
Wenn's sein muß, treib's zur offenen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Ist ausgesprochen, zum Verräther nicht!
Das ist kein überschrittnes Maß! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in seiner Kraft.
O! das ist ganz was Anders — das ist schwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wall. (mit finsterm Stirnfalten, doch gemäßigt).
Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr Alles schändlich oder würdig,
Bös' oder gut — und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.
Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken.
Wer nicht vertrieben seyn will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.
— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter!
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Bedeutung). O! fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß! du kannst's!
Schick mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
Er kennt dich nicht; ich aber kenne dich;
Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wall. Es ist zu spät. Du weißt nicht was geschehn.

Max. Und wär's zu spät — und wär' es auch so weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du standst.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannst's mit Glanze thu's mit Unschuld auch.
— Du hast für Andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir selber! Ich begleite dich;
Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wall. Es ist zu spät. Indem du deine Worte
Verlierst, ist schon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen. —
— Ergib dich drein! Wir handeln, wie wir müssen.
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit festem Schritte thun — Was thu' ich Schlimm'res,
Als jener Cäsar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geist,
Gib mir sein Glück! Das Andre will ich tragen.

3. Aus „Maria Stuart".

Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.

Maria. Graf Schrewsbury. Kennedy. Elisabeth. Graf Leicester. Gefolge.

Elis. (zu Leicester). Wie heißt der Landsitz? Leicest. Fotheringhayschloß.

Elis. (zu Schrewsbury). Schickt unser Jagdgefolg' voraus nach London.
Das Volk dringt allzuheftig in den Straßen,
Wir suchen Schutz in diesem stillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem sie zu Paulet weiter spricht.)

Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmäßig,
Abgöttisch sind die Zeichen seiner Freude:
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

Maria (welche diese Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt sich jetzt, und ihr Auge begegnet dem gespannten Blick der Elisabeth. Sie schau-

dert zusammen und wirft sich wieder an der Amme Brust.)
O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!
Elis. Wer ist die Lady? (Ein allgemeines Schweigen.)
Leicest. Du bist zu Fotheringhay, Königinn.
Elis. Wer hat mir das gethan? Lord Lester!
Leicest. Es ist geschehen, Königin — und, nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid siegen.
Schrewsb. Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.
Elis. Wie, Mylords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geschmeidigt. Mar. Sey's!
Ich will mich auch noch diesem unterwerfen.
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergessen, wer ich bin, und was
Ich litt; ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in diese Schmach herunterstieß.
Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester!
Gekrönt vom Sieg ist Euer glücklich Haupt:
Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!
(Sie fällt vor ihr nieder.)
Doch seyd auch Ihr nun edelmüthig, Schwester!
Laßt mich nicht schmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!
Elis. Ihr seyd an Eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu Euren Füßen
So liegen sollte, wie Ihr jetzt zu meinen.
Mar. Denkt an den Wechsel alles Menschlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet sie, die schrecklichen,
Die mich zu Euren Füßen niederstürzen —
Um dieser fremden Zeugen willen, ehrt
In mir Euch selbst! entweihet, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den Euren, fließt — O Gott im Himmel:
Steht nicht da, schroff und unzugänglich, wie
Die Felsenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend, zu erfassen strebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft;
Löst mir das Herz, daß ich das Eure rühre!
Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick,
Schließt sich das Herz mir schaudernd zu, der Strom
Der Thränen stockt, und kaltes Grausen fesselt
Die Flehensworte mir im Busen an.
Elis. Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse
Die Königin, die schwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,
Und meines Anblicks Trost gewähr' ich Euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, setze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich so weit
Heruntersteige — denn Ihr wißt,
Daß Ihr mich habt ermorden lassen wollen.
Mar. Womit soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich stellen, daß sie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne Euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist,
Denn ich bin eine Königin, wie Ihr,
Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu Euch als eine Bittende,
Und Ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grausam mir entrissen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man stellt mich vor ein schimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke, was ich Grausames erlitt.
— Seht! Ich will Alles eine Schickung nennen;
Ihr seyd nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig,
Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unsern Herzen zu entzünden,
Der unsre zarte Jugend schon entzweit.
Er wuchs mit uns, und böse Menschen fachten
Der unglücksel'gen Flamme Athem zu.
Wahnsinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —
Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen,
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln,
— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns,
Wir stehn einander selbst nun gegenüber.
Jetzt, Schwester, redet! Nennt mir meine Schuld;
Ich will Euch völliges Genüge leisten.
Ach, daß Ihr damals mir Gehör geschenkt,
Als ich so dringend Euer Auge suchte!
Es wäre nie so weit gekommen, nicht
An diesem traur'gen Ort geschähe jetzt
Die unglückselig traurige Begegnung.
Elis. Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Busen mir zu legen.
— Nicht die Geschicke, Euer schwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrsucht Eures Hauses.
Nichts Feindliches war zwischen uns geschehn,
Da kündigte mir Euer Ohm, der stolze
Herrschwüth'ge Priester, der die freche Hand
Nach allen Kronen streckt, die Fehde an,
Bethörte Euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Priester Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen;
Hier selbst, im Friedenssitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flamme an —
Doch Gott ist mit mir, und der stolze Priester
Behält das Feld nicht — meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das Eure fällt!
Maria. Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch
So blutig Eurer Macht nicht überheben —
Elis. Wer soll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beispiel allen Königen der Welt,
Wie man mit seinen Feinden Frieden macht.
Die Sanct Barthelemi sey meine Schule!
Was ist mir Blutverwandtschaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord;
Ich übe nur, was Eure Priester lehren.
Sagt! Welches Pfand gewährte mir für Euch,
Wenn ich großmüthig Eure Bande löste?
Mit welchem Schloß verwahr' ich Eure Treue,
Das nicht Sanct Peters Schlüssel öffnen kann?
Gewalt nur ist die einz'ge Sicherheit.
Kein Bündniß ist mit dem Gezücht der Schlangen.
Maria. O, das ist Euer traurig finstrer Argwohn!
Ihr habt mich stets als eine Feindin nur
Und Fremdlingin betrachtet. Hättet Ihr
Zu Eurer Erbin mich erklärt, wie mir
Gebührt, so hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Verwandte
In mir erhalten. Elis. Draußen, Lady Stuart,
Ist Eure Freundschaft, Euer Haus das Papstthum,
Der Mönch ist Euer Bruder — Euch zur Erbin
Erklären! Der verrätherische Fallstrick!
Daß Ihr bey meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine listige Armida
Die edle Jugend meines Königreichs
In Eurem Buhlernetze schlau verstricktet —
Daß Alles sich der neuaufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich — Maria. Regiert in Frieden!
Jedwedem Anspruch auf dies Reich entsag' ich.
Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt:
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist in langer Kerkerschmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerste an mir
Gethan, habt mich zerstört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schwester! Sprecht es aus
Das Wort, um dessentwillen Ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß Ihr kamt,
Um Euer Opfer grausam zu verhöhnen.
Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: „Ihr seyd frei,
„Maria! Meine Macht habt Ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren."
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geschenk aus Eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht Alles ungeschehn. Ich warte
Darauf. O, laßt mich's nicht zu lang erharren!
Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!
Denn wenn Ihr jetzt nicht segenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit, von mir 'cheidet — Schwester!

Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!
Elis. Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? Ist kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für Euch die traur'ge Ritterschaft mehr wagen?
— Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüstet Keinen, Euer — vierter Mann
Zu werden, denn Ihr tödtet Eure Freier,
Wie Eure Männer! Maria. Schwester! Schwester!
O Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!
Elis. Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu seyn, als die gemeine seyn für Alle!
Maria. Das ist zu viel! Elis. Jetzt zeigt Ihr Euer
wahres
Gesicht; bis jetzt war's nur die Larve.
Maria. Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.
Weh Euch, wenn sie von Euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boleyn das Schaffot bestiegen.
Schrewsb. (tritt zwischen beide Königinnen).
O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria? Maria. Mäßigung! Ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhalt'ner Groll!
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil — Schrewsb. O sie ist außer sich!
Verzeih der Rasenden, der schwer Gereizten! Leic. Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von diesem unglücksel'gen Ort!
Maria. Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.
(Elisabeth geht schnell ab, die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung.)

4. Aus der „Jungfrau von Orleans".

Fünfter Aufzug. Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Joh. (gefaßt und sanft). Du siehst, mir folgt der Fluch,
und Alles flieht mich;
Sorg' für Dich selber und verlaß mich auch.
Raim. Ich Euch verlassen! Jetzt! Und wer soll Euer
Begleiter seyn? Joh. Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört,
Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht; ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's suche.
Raim. Wo wollt Ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die Euch ausgestoßen,
Verbannt — Joh. Mich wird nichts treffen, als was
seyn muß.
Raim. Wer soll Euch Nahrung suchen? Wer Euch
schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?
Joh. Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig, und an Leben reich
Ist die Natur. Raim. Wollt Ihr nicht in Euch gehn?
Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?
Joh. Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?
Raim. Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständniß —
Joh. Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstieß, du hältst mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entsagt — O, das ist hart!
Raim. Ihr wäret wirklich keine Zauberin?
Joh. Ich eine Zauberin? Raim. Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen? Joh. Mit welcher sonst?
Raim. Und Ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!
Joh. Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.
Raim. Ihr konntet Eurem Vater nichts erwiedern!
Joh. Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung seyn.
Raim. Der Himmel selbst bezeugte Eure Schuld!
Joh. Der Himmel sprach; drum schwieg ich.
Raim. Wie? Ihr konntet
Mit Einem Wort Euch reinigen und ließt
Die Welt in diesem unglücksel'gen Irrthum?
Joh. Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.
Raim. Ihr littet alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!
— Ich staune über Euch, ich steh' erschüttert!
Im tiefsten Busen kehrt sich mir das Herz!
O, gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit;
Denn schwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz
Das Ungeheure schweigend würde tragen!
Joh. Verdient' ich's, die Gesendete zu seyn,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte!
Und ich bin nicht so elend als du glaubst,
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig;
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!
Raim. O kommt, kommt, laßt uns eilen, Eure Un-
schuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!
Joh. Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!
Nur, wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.
Raim. Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —
Joh. (ihn sanft bei der Hand fassend).
Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

5. Aus der „Braut von Messina".

Erster Chor. (Cajetan.)

Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrscher
Fürstliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach!
Tief in der Scheide
Ruhe das Schwere!
Vor den Thoren gefesselt
Liege des Streits schlangenhaariges Scheusal!
Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!

Zweiter Chor. (Bohemund.)
Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen;
Zu dem Kampf ist die Faust geballt.
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhaßte Gestalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erster Chor. (Cajetan.)
Weisere Fassung
Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüße zuerst.
(Zu dem zweiten Chor.)
Sey mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieses Palastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrst!
Weil sich die Fürsten gütlich besprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut;
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber, treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Der ganze Chor.
Aber, treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Erster Chor. (Berengar.)
Dich nicht haß' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber, wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist Ordnung, so will es das Recht.

Zweiter Chor. (Bohemund.)
Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor. (Berengar.)
Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müßig dahergezogen
Durch des Korns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brausende Blut.
Sind sie nicht unser, diese Saaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,
Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen,
Von der Sonne röthlichem Untergang;
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unsre Väter — die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns als Knechte,
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Ein Zweiter. (Manfred.)
Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Corsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst, in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erster Chor. (Cajetan.)
Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken, und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme,
Doch nur der Augenblick hat sie geboren;
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

6. Aus „Wilhelm Tell".

Dritter Aufzug. Erste Scene.

Hof vor Tells Hause. Er ist mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe, spielen mit einer kleinen Armbrust.

Walther (singt).
Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

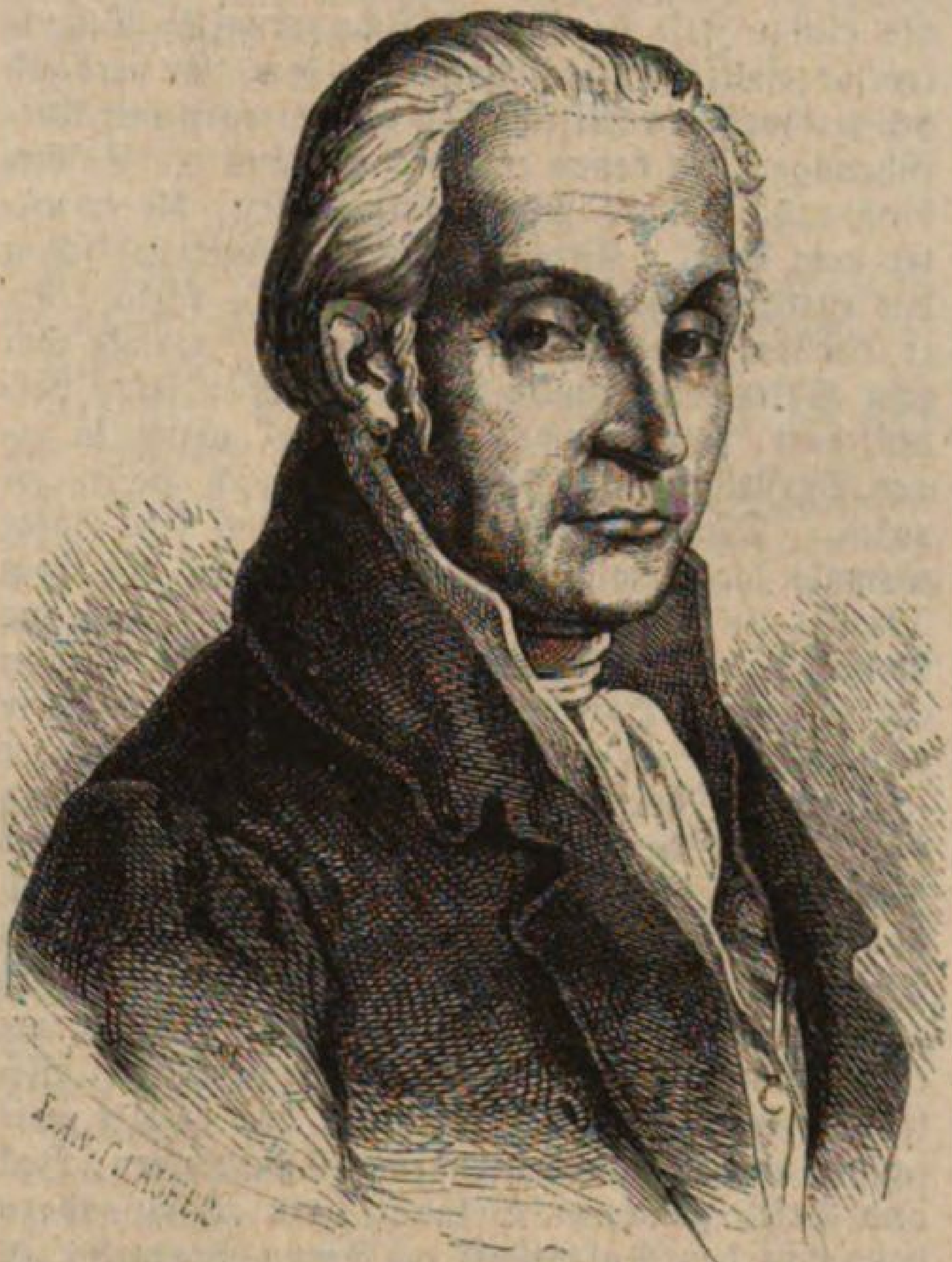
Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

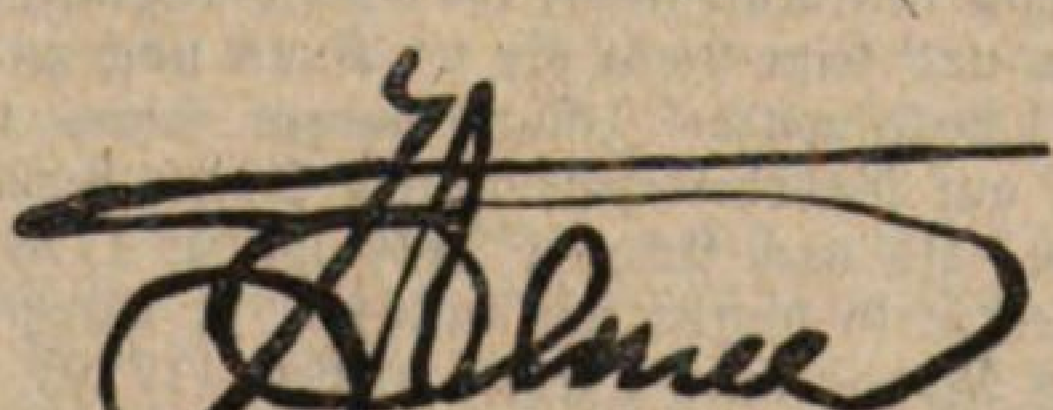
Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt gesprungen.)
Der Strang ist mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.
T. Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.
(Knaben entfernen sich.)
H. Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.
T. Früh übt sich, was ein Meister werden will.
H. Ach wollte Gott, sie lernten's nie.
T. Sie sollen Alles lernen. Wer durch's Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.
H. Ach, es wird keiner seine Ruh'
Zu Hause finden.
T. Mutter, ich kann's auch nicht;
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu' erbeute.
H. Und an die Angst der Hausfrau denkst Du nicht,
Die sich indessen, Deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte
Von Euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß Du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe Dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse Dich

Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine Dich verschüttet,
Wie unter Dir der trügerische Firn
Einbricht und Du herabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft. —
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!
T. Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.
(Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.
(Nimmt den Hut.)
H. Wo gehst Du hin?
T. Nach Altdorf, zu dem Vater.
H. Sinnst Du auch nichts Gefährliches? Gesteh' mir's!
T. Wie kommst Du darauf, Frau?
H. Es spinnt sich Etwas
Gegen die Vögte. — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und Du bist auch im Bunde.
T. Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.
H. Sie werden Dich hinstellen, wo Gefahr ist;
Das Schwerste wird Dein Antheil sein, wie immer.
T. Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen.
H. Den Unterwaldner hast Du auch im Sturme
Ueber den See geschafft. — Ein Wunder war's,
Daß Ihr entkommen. — Dachtest Du denn gar nicht
An Kind und Weib?
T. Lieb Weib, ich dacht' an Euch;
Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.
H. Zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott versuchen.
T. Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.
H. Ja, Du bist gut und hülfreich, dienest Allen,
Und wenn Du selbst in Noth kommst, hilft Dir Keiner.
T. Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche.
(Er nimmt die Armbrust und Pfeile.)
H. Was willst Du mit der Armbrust? Laß sie hier!
T. Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.
(Die Knaben kommen zurück.)
W. Vater, wo gehst Du hin?
T. Nach Altdorf, Knabe,
Zum Aehni. — Willst Du mit?
Wal. Ja, freilich will ich.
H. Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib' weg von Altdorf!
T. Er geht, noch heute.
H. Drum laß ihn erst fort sein.
Gemahn' ihn nicht an Dich, Du weißt, er grollt uns.
T. Mir soll sein böser Wille nicht viel schaden.
Ich thue recht und scheue keinen Feind.
H. Die recht thun, eben die haßt er am meisten.
T. Weil er nicht an sie kommen kann. — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden lassen, mein' ich.
H. So, weißt Du das?
T. Es ist nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menschenleerer Spur,
Und da ich einsam einen Felsensteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing schroff die Felswand her,
Und unten rauschte fürchterlich der Schächen,
(Die Knaben drängen sich rechts und links an ihn und sehen mit gespannter Neugier an ihm hinauf.)
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Blos Mensch zu Mensch, und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein ansichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Ursach' willen schwer gebüßt,
Und sah mich mit dem stattlichen Gewehr
Daher geschritten kommen, da erblaßt' er,
Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken.
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidentlich und sprach: Ich bins, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen armen Laut
Aus seinem Munde geben. — Mit der Hand nur
Winkt' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und sandt' ihm sein Gefolge.
H. Er hat vor Dir gezittert. — Wehe Dir!
Daß Du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.
T. Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht suchen.
H. Bleib' heute nur dort weg! Geh' lieber jagen!
T. Was fällt Dir ein?
H. Mich ängstigts. Bleibe weg!
T. Wie kannst Du Dich so ohne Ursach quälen?
H. Weils keine Ursach' hat. — Tell, bleibe hier!
T. Ich hab's versprochen, liebes Weib, zu kommen.
H. Mußt Du, so geh — nur lasse mir den Knaben!
Wal. Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.
H. Wälty, verlassen willst Du Deine Mutter?
Wal. Ich bring' Dir auch was Hübsches mit vom Aehni.
(Geht mit dem Vater.)
Wilh. Mutter, ich bleibe bei Dir!
H. (umarmt ihn). Ja, Du bist
Mein liebes Kind; Du bleibst mir noch allein!
(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

August Wilhelm Iffland.





Um dieselbe Zeit, als Göthe und Schiller das deutsche Drama der herrlichsten Blüthe zuführten, der Eine dasselbe zur höchsten Kunstvollendung entwickelte, der Andere durch tiefen Ideengehalt veredelte, traten zwei Männer auf, welchen es vornämlich dadurch gelang, die beinahe unbestrittene Herrschaft über das Theater auf eine lange Zeit an sich zu reißen, daß sie die gemeine Wirklichkeit und Natürlichkeit zur Grundlage ihrer dramatischen Darstellungen machten. Dieß waren Iffland und Kotzebue, von denen wir auf den nachfolgenden Seiten zu berichten haben.

August Wilhelm Iffland, geb. zu Hanno-

ver den 19. April*) 1759, war der Sohn wohlhabender und angesehener Eltern, welche ihn zuerst durch Hauslehrer, dann in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt bilden ließen. Als er fünf Jahre alt war, sah er die erste theatralische Aufführung, die schon einen unvergänglichen Eindruck auf ihn machte; noch gewaltiger war die Wirkung, welche zwei Jahre später die Vorstellungen der Seylerschen Gesellschaft auf sein ganzes Wesen hervorbrachten; seit dieser Zeit lebte er nur in der Theaterwelt, all sein Treiben und Spielen stand mit derselben in Beziehung. Als er später die Predigten J. A. Schlegels besuchte, ergriff die Beredtsamkeit desselben sein Gemüth mit solcher Macht, daß er sich dem geistlichen Stand zu widmen entschloß. Freilich war es wiederum der Vortrag, das öffentliche Auftreten, was ihn eigentlich begeisterte, und so ist es begreiflich, daß seine Liebe für das Theater mit neuer Macht erwachte, als einige Zeit darauf die Ackermannsche Schauspielergesellschaft nach Hannover kam. Er verband sich mit mehrern Mitschülern zu theatralischen Aufführungen, in denen er, wie wir aus der Selbstbiographie von K. Ph. Moritz wissen, die er unter dem Titel „Anton Reiser" herausgab, schon das entschiedenste Talent an den Tag legte. Da er darüber seine Arbeiten versäumte, machte ihm sein Vater wiederholte Vorwürfe über seine Leidenschaft, ja er wurde sogar einmal mitten in einer Vorstellung aus dem Theater nach Hause gerufen. Die Ueberzeugung, daß ihm sein Vater niemals die Bewilligung geben würde, sich dem Theater zu widmen, brachte den Entschluß zur Reife, das väterliche Haus zu verlassen. Schon am folgenden Tage, am 22. Febr. 1777, führte er ihn aus; er wendete sich nach Gotha, wo er sogleich am herzoglichen Theater eine Anstellung fand. Der große Eckhof, der das Talent des Jünglings erkannte, nahm sich seiner freundlich an, und stand ihm in seiner neuen Laufbahn mit That und Rath bei. Von noch größerm Einfluß auf seine künstlerische Ausbildung war Gotter, wie er selbst in seiner Selbstbiographie berichtet. Wesentlich trug ferner der Umstand, daß er mit zwei jungen und schon bedeutenden Schauspielern, Beck und Beil, genauere Bekanntschaft schloß, dazu bei, ihm den Aufenthalt in Gotha angenehm zu machen und seine Liebe für die Kunst noch zu steigern. Bald wurde Iffland wegen seines trefflichen, auf Wahrheit gegründeten Spiels berühmt, so daß, als nach Eckhofs Tode im J. 1778 das Hoftheater in Gotha sich auflöste, er einen Ruf an das Mannheimer Theater erhielt (1779), wohin ihn auch seine beiden jungen Freunde begleiteten. Dort entwickelte er sein Talent in seinem ganzen Umfange, und sein Ruf verbreitete sich über ganz Deutschland, wozu auch seine Gastspiele in Frankfurt und im nördlichen Deutschland nicht wenig beitrugen. Obgleich Mannheim ihm zur zweiten Heimat geworden war, sah er sich doch gezwungen, es in Folge der Revolutionskriege zu verlassen; er nahm 1796 den Ruf als Director des Berliner Nationaltheaters an, wo er sich in dieser Eigenschaft und als Schauspieler die größten Verdienste erwarb, so daß er im J. 1811 einen Orden erhielt (er war, wenn wir nicht irren, der erste Schauspieler, der auf diese Weise ausgezeichnet wurde) und zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele ernannt wurde. Er starb am 15. Sept. 1814.

*) Göthe (Werke 45, 77) bezeichnet den 26. April als Ifflands Geburtstag.

Ifflands Ruhm beruht allerdings vorzüglich auf seinem großartigen Schauspielertalent; aber er verdient auch als dramatischer Dichter Beachtung. Denn wenn es ihm auch an eigentlicher Dichterkraft und an poetischer Begeisterung fehlte, so haben seine Dramen doch mancherlei Vorzüge, die nicht gering angeschlagen werden dürfen, und zwar um so weniger, als er ihnen den großen und dauernden Beifall verdankte, den seine Schauspiele in ganz Deutschland fanden. Denn dieser Beifall gründete sich keineswegs bloß darauf, daß seine Dramen, in denen er das beschränktere bürgerliche Leben darstellte, einen willkommenen Gegensatz zu den Spectakelstücken bildeten, die in den siebenziger Jahren die Bühne beherrscht hatten, obgleich dieser Umstand allerdings nicht wenig dazu beitrug, das Publikum zu gewinnen. Schon sein erster Versuch, das Trauerspiel „Albert von Thurneisen" (Mannh. 1781), bezeichnete die Richtung, die er in den nachfolgenden Stücken ganz entschieden einschlug. Iffland hatte nämlich bei seinen dramatischen Arbeiten vorzüglich zwei Absichten, erstlich das Theater zu einer Bildungsanstalt für Gemüth und Herz zu erheben und zweitens nachzuweisen, daß das wahre Glück in den beschränkten Lebensverhältnissen zu finden sei. So sehr er eben deshalb unsere vollste Achtung als Mensch verdient, so hat er doch zugleich dadurch das rein poetische Element allzusehr zurückgedrängt und seinen Dramen eine zu ausgesprochene didaktische Richtung gegeben, welche das freie Wohlgefallen an dem Kunstwerk vernichtet. Um seine Absicht zu erreichen, stellte er meistens die Unschuld und das Laster im Gegensatz dar, zeichnete das Laster mit den widrigsten, die Tugend mit den schönsten Farben; er zeigte diese im Kampfe mit jenem, zeigte, wie sie von der Bosheit unterdrückt werde, und ließ überhaupt alles mögliche Unglück über sie ergehen, um ihre Hoheit und unbesiegbare Kraft darzuthun, um zu beweisen, daß der gute Mensch in seinem Innern doch ein Glück bewahre, dessen der Lasterhafte unfähig sei. Zuletzt aber ließ er die Tugend siegreich aus dem Kampf hervorgehen, um die Menschen dadurch anzuspornen, in ähnlichen Verhältnissen die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang nicht zu verlieren, sondern bei der Tugend zu verharren, auch wenn das unabänderlichste Unglück zu drohen scheine. So trefflich diese Absicht ist, so wenig Billigung kann sie finden, wenn man sie vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet. Iffland hat dadurch oft die poetische Wahrheit vollständig verletzt, weil diese nach der Anlage der Stücke und Charaktere den Untergang der kämpfenden Personen unbedingt erheischte.

Wenn er in andern Stücken das Glück der beschränkten Lebensverhältnisse darstellen will, so faßt er diese nicht an sich und in ihrer naiven Erscheinung auf, sondern im Gegensatze zu dem Leben der höhern Stände; und sucht also auch hier durch den Contrast zu wirken. Wenn er dies nun auch ganz füglich thun konnte, so irrte er doch darin, daß er, wie schon Göthe bemerkt hat, die Bildung als die Quelle der moralischen Verdor-

benheit der höhern Klassen der Gesellschaft, und den Mangel an Bildung als den Grund der edlen und tugendhaften Gesinnung in den niedern Ständen darstellte. „Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem alle Cultur verunglimpft wird, da es vielmehr das Geschäft des Schauspieldichters sein sollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne.“*)

Ein weiterer Mangel in Ifflands Dramen liegt darin, daß er bei ihrer Abfassung nur an die theatralische Darstellung dachte, und daher vor Allem auf Effect hinarbeitete, daher theils nach starken, wirkungsvollen und rührenden Scenen haschte, theils gegen das Ende seiner Stücke, um die Wirkung zu steigern, recht eigentliche Theaterstreiche auf einander häufte. Während er in seinen ersten Dramen in dieser Beziehung noch eine gewisse Mäßigung beobachtet, vergißt er diese in den spätern immer mehr, so daß viele ganz widerlich werden. Dies weist schon darauf hin, daß Iffland in der Anlage seiner Stücke nicht glücklich ist; ja es ist irgendwo, wir erinnern uns nicht mehr von wem, wohl mit Recht behauptet worden, daß er seine Stücke ohne vorgängigen Plan bearbeitet und am Anfang selbst nicht gewußt habe, wie die weitere Entwickelung erfolgen werde. Daher spielt der Zufall eine nicht geringe Rolle in seinen meisten Stücken und die Vorgänge sind nur zu häufig nicht gehörig motivirt.

Wie schon gesagt, haben Ifflands Dramen aber auch bedeutende Vorzüge. Zunächst ist er ein trefflicher Sittenmaler: er hat die Sitten der verschiedenen Stände seines Volks und seiner Zeit mit der größten Wahrheit aufgefaßt und dargestellt. Eben so versteht er die Kunst, Charaktere zu zeichnen, in hohem Grade; seine Personen sind meist frisch, lebendig und wahr. Doch ist der Kreis seiner Charaktere wie der seiner Stoffe beschränkt; er wiederholt sich in beider Hinsicht nur zu oft. Aus jenen beiden Vorzügen ergibt sich aber auch, daß er namentlich in der Schilderung idyllisch-häuslicher Scenen glücklich ist, und es ist beinahe kein einziges Stück, das nicht wenigstens eine solche darböte. Trotz dieser anerkennenswerthen Vorzüge hatten Ifflands Dramen eine unglückliche Wirkung, die aus den frühern Bemerkungen schon hervorgeht. Weil er seine Stoffe beinahe nur aus der nächsten Wirklichkeit entnahm, und seine Motive in der gemeinen Erfahrung schöpfte, gewöhnte er das Publikum an die Darstellung alltäglicher Lebensverhältnisse und Charaktere, so daß es nach und nach immer unfähiger wurde, an den höheren Kunstwerken ein reines Wohlgefallen zu finden, in denen sich tieferes Geistes- und Gemüthsleben entfaltet, und denen die praktische Tendenz weit abliegt.

Iffland war äußerst fruchtbar, mehrmals schrieb er vier große Schauspiele in einem und demselben Jahre**), doch sind seine ersten Dramen, wie schon oben erwähnt wurde, ohne Vergleich auch seine besten. „Der Verbrecher aus Ehrsucht“ (Mannh. 1784), welchem er zwei Fortsetzungen, „Bewußtsein“ und „Reue versöhnt“, folgen ließ, gründete seinen Ruf, der durch „Die Mündel“ (Berl. 1785), besonders aber durch „Die Jäger“ (Ebd. 1785) noch mehr befestigt wurde. Diesen reihen sich „Die Hagestolzen“ (Lpz. 1793) an, zu welchen Göthe mit Peucer ein Nachspiel dichtete (Göthe's Werke 45, 80), nebst welchen „Der Herbsttag“, „Die Advokaten“, „Dienstpflicht“, „Das Vermächtniß“ und „Die Hausfreunde“ zu nennen sind.

*) Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen I, 98.

**) „Dramatische Werke“. 18 Bde. Lpz. 1798—1809.

Aus den „Hausfreunden“ (3. Aufz. 4. Auftr.).

Hauptmann. Hauptmännin. Hofrath (ihr Sohn). Hofräthin.

Hofr. Auf dem Wege von dir zu mir ist ein furchtbarer Feind — gewaltiger als ich ihn bisher gekannt habe.

Hofräth. Nenne ihn!

Hofr. — Eitelkeit!

Hofräth. (sieht vor sich nieder, die Hand auf das Herz gelegt, mit Rührung). Wie, bist du so fremd in deiner Heimath geworden?

Hofr. (mit innigem Schmerz, indem er auf die andere Seite geht). Sophie! Es ist unter uns nicht wie es war! (er seufzt.)

Hofräth. Ja, es fehlt etwas.

Hofr. Nicht seit heute.

Hofräth. (wehmüthig). Nicht seit heute! (Beide sehen sich an, und reden zu gleicher Zeit nach kurzer Pause.)

Hofr. Glauben!

Hofräth. Vertrauen! (Sie trennen sich und jedes geht nach einer besondern Seite.)

Hauptmänn. (holt den Hofrath von der Schwelle der Thüre, wo er hinausgehen wollte, und führt ihn vor). Ey, was soll das werden? Der Glaube kommt nicht von außen!

Hauptm. (führt die Hofräthin vor). Das Vertrauen findet sich nur, wenn beyde eine Straße ziehen.

(Der Hauptmann und seine Frau stehen in der Mitte. Hofrath und Hofräthin an beyden Enden.)

Hauptm. Sieh, liebe Frau, hier ist es, wie es einst mit uns war. (Mit humoristischer Feyerlichkeit.) Als ich das Gut verkaufen wollte, warst du bitterböse, du hast mir deine Meinung ohne allen Rückhalt gesagt.

Hauptmänn. Wie kommt das daher? (Mit gutartigem Krittel.) Hier muß ein ander Wort mit den beyden Leuten gesprochen werden.

Hauptm. Als ich das Gut verkaufen wollte —

Hauptmänn. Lieber Mann, da hattest du Unrecht; das Gut mußte nicht verkauft werden, da hatte ich recht. Es ist auch Gottlob nicht verkauft. Aber hier muß in Gottesnamen den Leuten die Wahrheit gesagt werden.

Hauptm. Daran bin ich. (Mit komischem Pathos.) Als ich das Gut verkaufen wollte —

Hauptmänn. Nun denn — (ihn, doch mit Anstand, parodirend) Als du das Gut verkaufen wolltest — nur zu! Es ist ein Elend!

Hauptm. (der in der Stellung, worin er unterbrochen worden, geblieben ist) — haben wir uns, wie es bei ganz entgegengesetzten Meinungen wohl zu gehen pflegt, lebhaft besprochen und widersprochen. Meine Frau sagte, ich wäre leichtsinnig, und ich nannte sie eigensinnig.

Hauptmänn. Ja! (sie seufzt) Es war eine schwere Zeit! Aber Gott hat geholfen, daß —

Hauptm. (der allmählig in einen herzlichen, väterlichen, liebevollen Ton übergeht). Da sie mich leichtsinnig nannte, stutzte ich, und als ich sie einen Eigensinn schalt, ward sie sehr heftig, zankte mich aus, und wollte im Zorn an mir vorüber, grade zur Thüre hinausfahren. Ich — griff zu, verrannte ihr den Paß, und schloß die Thüre ab. Da standen wir, ich trotzig, sie zornig! Nun gingen wir aneinander vorbey, herüber und hinüber. Wir sahen aus dem Fenster, an die Wand, auf den Boden. Allmählig legten sich die wilden Wellen! Ich pfiff

dem Vogel ein Trompeterstück, sie kehrte den Staub von den Rahmen an meinem Bilde. Paff, fiel das Bild herab, sie konnte es nicht wieder in die Höhe bringen, ich mußte helfen. Da standen wir, jedes auf einem Stuhl, und hingen den gemahlten Eheherrn an die Wand.

Hauptmänn. (zwischen Lächeln und Rührung). Es ist gut — ja doch, ja, es ist gut — laß nur das andere weg!

Hauptm. Auf dem Bilde hat der Mahler dem weiland jungen Lieutenant ein viktoriöses Lächeln gegeben. Das haben wir gleich nach der Hausbataille mit Verwunderung angesehen. Sie steigt dann von ihrer Stuhlhöhe herab, ich gebe ihr dabey die Hand — sie nennt mich in brummender Gutherzigkeit einen fatalen Leichtsinn, da lacht' ich, da lacht' sie — (mit Thränen, die er aber nicht merken lassen will) und ich konnte und konnte nicht anders, ich mußte ihr um den Hals fallen. Nun schloß ich auf, wir gingen einträchtig in den Garten, machten unser Geschäft freundlich ab, weil — (Pause) ich die Thüre abgeschlossen, und Niemand hatte zwischen uns treten lassen.

(Hofrath und Hofräthin umarmen sich herzlich.)

Hauptm. (seine Frau an sich ziehend). Da sieh hin — das sind die Erklärungen, wie ich sie liebe.

(Hofrath und Hofräthin umarmen Onkel und Tante lebhaft.)

Hauptm. Ja! (treuherzig) Bedenkt auch, daß wir euch nicht herausgelassen haben. Eine Frau Muhme draußen vor der Thür, und der Sturm fuhr in die Masse, daß die Flamme gen Himmel gelodert wäre.

Hauptmänn. Jetzt laß sie reden; wir sind überflüssig!

Hauptm. Nichts reden. Wir gehen zu Tische. (Er öffnet seine Arme.) Lieber, alter Eigensinn, umarme mich!

Hauptmänn. Ich dächte gar —

Hauptm. (umarmt sie). Als ich mein Gut verkaufen wollte — (Geht Arm in Arm mit ihr.)

Hauptmänn. So ein Leichtsinn! Es ist unerhört!

Hauptm. (der sich an der Thüre wendet). Kinder, tiefer laßt den Mißverstand nie greifen, als er unter uns alten Liebesleuten besteht! (Alle vier umarmen sich.)

Vierter Aufzug. Sechzehnter Auftritt.

(Die nämlichen Personen.*)

Hauptm. Ist denn der böse Geist auf einmal in die Menschen gefahren?

Hauptmänn. Gehn wir zu der Nichte!

Hauptm. Jetzt nicht. Ich bin ärgerlich.

Hauptmänn. Ich soll gar keine Meinung haben, das letzte Wort nicht behalten, und das erste nicht sprechen.

Hauptm. Du sollst keine Freunde in den Rath ziehen. Adieu, Frau Muhme! (Geht.)

Hofr. Nun ist es an mir, sie zurückzuführen. (Er führt den Hauptmann vor.) Soll ich die Thüre verschließen?

Hauptmänn. (launig) Hm!

Hauptm. Wir sind gleich in Ordnung — erkläre dich, daß du diesmal Unrecht hast.

Hauptmänn. Kann nicht. Es ist nicht möglich.

Hauptm. Sieh, Neffe, was über eine Frau der Staats-Ehrenteufel vermag! Recht eigentlich haben wir uns noch nicht gezankt. Nicht um Geld, nicht um Gästebitten, nicht wegen des Forstjunkers, der ihr die Cour machte — nicht einmal um unser Testament! Aber da fährt ihr ein Titel zu Herzen, und der böse Dämon zieht ein! Willst du Haus und Hof und Herz bewahrt haben, — Freude haben und eine Hausfrau behalten, so schließe dich hochherzig an, wo es Ehre giebt, und fleuch, wo die Hoheit lockt! (Geht.)

Hauptmänn. Ich — will Unrecht haben —

*) Zum Verständniß diene folgende Bemerkung: Der Hofrath hat seine Entlassung gegeben; seine Mutter dringt darauf, daß er sich wenigstens einen Titel geben lasse.

Hauptm. (bleibt stehen).

Hauptmänn. Aber mit einem innerlichen Vorbehalt!

Hauptm. (einen Schritt näher). Ohne Vorbehalt.

Hauptmänn. (fest). Mit Vorbehalt!

Hauptm. Die arme Frau! Es ist über ihr Vermögen. (Lächelt.) Ich schenke es dir um Gotteswillen.

Hauptmänn. Bewahre! (Sie holt ihn.) Ich verlange nichts geschenkt. Ich — habe — Unrecht!

Hauptm. (umarmt sie). Bedanke mich!

Hauptmänn. (schnell). Weil — du nicht verstehst, was Recht ist. (Geht.)

Hauptm. Meinetwegen! (Folgt.)

Hofr. Ja, ja! Gut sind die Frauen und herzlich, lieblich und des Lebens Trost! Aber — (seufzt) ohne Vorbehalt — ist keine!

August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue.



Der große Beifall, den sich Iffland errungen hatte, ging bald auf einen andern Dichter über, der ihn an Talent und selbst an Fruchtbarkeit übertraf, aber noch weit ungünstiger wirkte, weil ihm der sittliche Ernst fehlte, der jenen erfüllte, und die künstlerischen Mängel seiner Werke bis auf einen gewissen Grad vergessen läßt.

August Friedrich Ferdinand Kotzebue wurde den 3. Mai 1761 zu Weimar geboren. Sein Vater starb bald nach seiner Geburt, er erhielt aber von seiner geistreichen Mutter eine sorgfältige Erziehung; dagegen war der Unterricht, den er von Hauslehrern erhielt, nicht von der Art, daß er den lebhaften Knaben hätte fesseln können. Desto eifriger folgte er dem von seiner Mutter geweckten Hang zur Lectüre. Sein Talent offenbarte sich schon früh; er fing schon an Verse zu machen, als er kaum 6 Jahre alt war. Wie bei Iffland, machte die erste theatralische Aufführung, der er

beiwohnte, den lebhaftesten Eindruck auf ihn; seine Leidenschaft für das Theater erhielt vielfache Nahrung, als im J. 1771 Weimar auf einige Jahre eine stehende Bühne erhielt. Später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt; unter seinen Lehrern hatte Musäus, von dem er auch Privatunterricht erhielt, den größten Einfluß auf seine weitere Bildung, namentlich auf die Entwickelung seines poetischen Talents. Auch mit Göthe und Klinger kam er in Berührung. Noch nicht 16 Jahre alt, bezog er die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studiren; doch beschäftigte er sich dort, wo er zwei Jahre blieb, so wie dann in Duisburg mehr mit der schönen Literatur und mit poetischen Versuchen, am leidenschaftlichsten aber mit theatralischen Darstellungen, denn er hatte an beiden Orten Liebhabertheater errichtet, für welche er mancherlei Versuche schrieb. Im J. 1779 kehrte er nach Jena zurück, wo er seinem Studium mit größerem Fleiße oblag, ohne jedoch seine dramatische Schriftstellerei aufzugeben. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Advokat in Weimar, wo er sich wieder hauptsächlich an Musäus anschloß. Im Herbst 1781 ging er nach Petersburg, wo er an Lenzens Stelle Secretair des Generalingenieurs von Bawr wurde, der zugleich die Direction des deutschen Theaters hatte, welche er Kotzebue bald ganz allein überließ. Nach Bawrs Tode wurde er Assessor am Oberappellationstribunal zu Reval und 1785 Präsident des Gouvernementsmagistrats von Esthland. Da mit dieser Stelle der Adel verbunden war, schrieb er sich von nun an A. von Kotzebue. Im J. 1795 nahm er seine Entlassung und lebte auf einem Landgute bei Narva, bis er im Herbst 1797 als Hoftheaterdichter nach Wien berufen wurde. Doch gefielen ihm die dortigen Verhältnisse so wenig, daß er schon nach zwei Jahren um Entlassung bat, die ihm auch mit lebenslänglicher Pension gewährt wurde. Er zog nun nach Weimar. Als er bald darauf in Familiengeschäften eine Reise nach Rußland machte, wurde er, weil er wegen seiner Schriftstellerei dem Kaiser Paul verdächtig geworden war, schon an der Grenze arretirt und nach Sibirien gebracht, wo er vier Monate lang verblieb. Unterdessen war Paul von seiner Unschuld überzeugt worden, und da ihn zudem ein Drama von Kotzebue, „Der alte Leibkutscher Peters des Dritten", für den Dichter gewonnen hatte, rief er ihn zurück, schenkte ihm ein Gut und ernannte ihn zum Director des deutschen Hoftheaters mit ansehnlichem Gehalt und dem Hofrathstitel. Nach Pauls Ermordung erhielt er auf seinen Wunsch die Entlassung mit dem Titel eines Collegienraths; er zog nach Weimar und 1802 nach Berlin, wo er den „Freimüthigen" herausgab, und dort verblieb, bis ihn die Ankunft Napoleons zur Flucht nach Riga bewog. Im J. 1813 wurde er zum russischen Staatsrath ernannt, im folgenden Jahre als Generalconsul nach Königsberg und 1816 mit einem Jahrgehalt von 15,000 Rubeln nach Deutschland gesandt, um über die dortigen Zustände, namentlich „über alle neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kämen", unmittelbar an den Kaiser zu berichten. Er lebte zuerst in Berlin, dann in Weimar, seit 1818 in Mannheim. Da er in der That nichts Andres war, als ein russischer Spion, zog er sich dadurch, so wie durch seine feindseligen Gesinnungen gegen die liberalen Bestrebungen der Zeit Haß und Verachtung zu, die sich auf blutige Weise äußern sollte. Er wurde am 23. März 1819 von einem schwärmerischen Jüngling, dem Studenten Karl Sand aus Wunsiedel, ermordet.

Kotzebue war einer der größten Vielschreiber, die es jemals gegeben, er hat nicht bloß Dramen geschrieben, deren Zahl sich auf 210 und mehr beläuft*), sondern auch Romane, Novellen, Erzählungen in Prosa und in Versen, satyrische und lyrische Gedichte, historische und biographische Werke, Reisebeschreibungen und didaktische Schriften mancherlei Art; er hat zudem belletristische, literarische und politische Zeitschriften herausgegeben und zum großen Theil selbst geschrieben, so daß es wirklich fast unglaublich erscheint, daß ein einziger Mann so Vieles und so Mannigfaltiges produciren konnte, zumal er sich viele Jahre seines Lebens in Stellungen befand, die eine nicht geringe Geschäftsthätigkeit erforderten. Wir haben hier nur seine dramatischen Werke zu betrachten, die ohne Vergleich auch das Bedeutendste sind, was er hervorgebracht, obgleich auch seine übrigen Schriften in mancher Beziehung Beachtung verdienen, wie sich später ergeben wird. Hier können wir nur im Allgemeinen die Bemerkung machen, daß derselbe Geist, der seine Schauspiele erfüllt, auch seine andern Werke durchzieht.

Dieser Geist aber war einerseits die ausgeprägteste Eitelkeit: Kotzebue wollte glänzen, er wollte als Schriftsteller, als Staatsmann, durch Reichthum sich einen berühmten Namen erwerben, um welchen Preis und durch welche Mittel es auch sei. Denn da ihm aller sittliche Halt fehlte, da Tugend, Wahrheit, Wissenschaft, Kunst, Vaterland, Religion, mit Einem Worte, Alles, was das edle Gemüth zu fesseln vermag, für ihn ohne allen innern Werth war, so mußte jedes Mittel, das ihn zu seinem Zwecke führte, ihm auch willkommen sein, und in der That, er schauderte vor dem Schändlichsten nicht zurück, wenn er sich nur vor den Folgen sicher glaubte. Wir haben schon erwähnt, wie leicht es ihm ward, um Rang, äußere Ehre und Geld sein Vaterland zu verrathen; um das Bild seines Charakters zu vollenden, wollen wir auch mittheilen, wie weit er die Schändlichkeit in Privatverhältnissen zu treiben fähig war. Als J. G. Zimmermann mit einer großen Zahl Schriftsteller in Fehde gerathen war, gab Kotzebue ein Pasquill heraus unter dem Titel: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, vom Freiherrn von Knigge" (o. O. 1790). Die Frechheit, den Namen eines andern bekannten Schriftstellers auf den Titel zu setzen, verschwindet gegen die Unfläthigkeit des Inhalts, welche alle Begriffe übersteigt, und die man nicht einmal andeuten darf. Biester, Gedike, Büsching, Campe, Boje, Lichtenberg, Ebeling, Nicolai, Kästner, Leuchsenring, Mauvillon, Blankenburg u. a. m. vereinigen sich mit Bahrdt, um in Gemeinschaft eine

*) „Schauspiele". 5 Bde. Lpz. 1797. — „Neue Schauspiele". 23 Bde. Ebend. 1798—1819. — „Almanach dramatischer Spiele". 18 Bde. Berl. 1803—1820.

Schrift gegen Zimmermann zu verfassen, die ihn bei Groß und Klein vernichten solle. Dabei zeigt er diese Männer als im Pfuhl des Lasters und der Sünde sich wälzend, und der Verfasser hat sich in diese Schändlichkeit so verfangen, daß die ganze 76 Seiten lange Schrift auch nicht einen einzigen Witz, einen einzigen guten oder komischen Einfall enthält, woran Kotzebue doch nicht arm war. Alles vom Anfang bis zum Ende bewegt sich in bodenloser Gemeinheit, die sogar den nicht unberührt läßt, in dessen Interesse das Pasquill geschrieben sein sollte. Obgleich Kotzebue alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, um unerkannt zu bleiben, gelang es doch der gerichtlichen Untersuchung trotz aller Winkelzüge und ehrlosen Mittel, die er dabei spielen ließ, den wahren Verfasser zu entdecken, der eine Zeitlang nachher die Unverschämtheit hatte, in einer besondern Flugschrift das „deutsche Publikum" wegen seiner „Unbesonnenheit" um Verzeihung zu bitten.

Als Kotzebue, der bis zum J. 1788 vorzüglich Romane und Novellen geschrieben hatte, welche ihm den erwarteten Ruhm nicht brachten, sich dem Drama zuwandte, worin er sich übrigens, wie schon erwähnt, schon seit seinen Jünglingsjahren versucht hatte, war Iffland der Liebling des Publikums; so konnte er nicht lange zweifelhaft sein, in welchem Sinn er schreiben sollte, um ebenfalls das Publikum zu gewinnen. Bürgerliche und rührende Familiengemälde waren daher die Gattung, in der er sich versuchte. Aber Kotzebue kannte die Menschen; er wußte, daß sie auch etwas Neues haben wollten, er wußte, daß man sie am sichersten gewinnen konnte, wenn man ihre Fehler und Gebrechen, sogar ihre Laster als verzeiblich, ja selbst als liebenswürdig darstellt. So lockerte er das Gefühl für Anstand und Sittlichkeit und reizte sogar zur Unmoralität. In dem ersten Stücke, das seinen Ruhm gründete, „Menschenhaß und Reue" (Berlin 1789), wird eine Ehebrecherin wieder in die Arme ihres Mannes geführt und dieser dadurch von seinem Menschenhaß geheilt. Gefallene Mädchen erscheinen in vielen Dramen, aber überall verbinden sie mit großer Bildung oder edlem Charakter eine große Sittenreinheit und Herzensunschuld; so im „Kind der Liebe" (Lpz. 1791), in der „Sonnenjungfrau" (Ebd. 1791), im „Bruder Moriz" (Ebd. 1791); ja in diesem treibt Kotzebue die Frechheit so weit, daß er seinen Helden behaupten läßt, ein gefallenes Mädchen sei tugendhafter, als ein nicht verführtes, weil die Unschuld eines solchen nur auf Unwissenheit und Gewohnheit beruhe. Ja selbst dann, wenn er die Tugend den ihr gestellten Netzen entgehen läßt, wie in den „Verwandten" oder in der „Versöhnung", welche übrigens zu seinen besten Stücken gehört, thut er dies auf eine Weise, daß man glauben möchte, es thue ihm leid, daß die Lüsternheit nicht gesiegt habe. Schon bald nach dem Erscheinen der genannten Schauspiele wurde er wegen der Tendenz derselben hart angegriffen; aber er hatte das Publikum für sich, und ließ sich nicht irren; er hatte vielmehr sogar die Stirne, zu behaupten, daß er der wahrste Tugendprediger sei. „Man würdigt Alles herab, was ich schreibe," sagt er in der Vorrede zum „Kind der Liebe", „man dichtet mir Sittenlosigkeit und Unmoralität an, obgleich in dem dicksten Bande Predigten nicht mehr Moral enthalten ist, als in meinen Schauspielen, die überdieß nicht so langweilig sind, als jene."

Kotzebue's gemeine Gesinnung zeigt sich aber nicht nur in der Behandlung des Geschlechtsverhältnisses, sondern auch in den meisten andern, vor der ein edles Gemüth Ehrfurcht oder wenigstens bescheidene Nachsicht hat. In den „Pagenstreichen" u. m. a. Stücken macht er das Alter lächerlich; in der Posse „Die schlaue Wittwe", in welcher die Frau von Rosenhof doch als liebenswürdig dargestellt werden soll, spricht diese gleich am Anfang des Stückes ihre Freude über den Tod ihres alten Mannes in so gemeiner und widriger Weise aus, daß man das Gefühl der Verachtung gegen dieses Weib bis ans Ende nicht los werden kann. Und so könnte beinahe jedes Stück Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen geben.

Eine Folge seiner Eitelkeit war, daß er, wie Göthe sagt, „nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden konnte", und jeden Ruhm zu verkleinern trachtete. Seine Dramen geben hinlängliche Beweise davon. Im „Besuch oder die Sucht zu glänzen", einem Stücke, das übrigens zu seinen reinsten gehört und mehrere interessante und wahrhaft rührende Situationen hat, sucht er Kant und dessen Moral lächerlich zu machen; das „Incognito" enthält bittre Ausfälle gegen Göthe, „Don Ranudo de Colibrados" gegen Fichte. Am meisten verfolgt er die Romantiker. Wir würden ihm hierin vollkommen beistimmen, wenn er es nur mit Witz und Humor gethan hätte, aber statt dessen finden wir überall nur bittere Galle. Verzeihlich sind noch die einzelnen Ausfälle gegen die Schlegel in verschiedenen Stücken, wie im „Incognito"*); dagegen ist der „Hyperboreische Esel", der ausschließlich zum Zweck hat, die beiden Schlegel und ihre Anhänger lächerlich zu machen, ganz widerlich. Der Witz beschränkt sich darauf, daß er einem verschrobenen Kopf Stellen aus der „Lucinde" und dem „Athenäum" in den Mund legt, wodurch er seine Mutter, den Fürsten und andere verständige Leute ärgert. Es sind diese Stellen aber so gehäuft, sie werden, aus ihrem Zusammenhang gerissen, so unverständlich, daß es wirklich eine Aufgabe ist, das kleine Stück zu Ende zu lesen, und daß man bei dem besten Willen, auf Kosten der Romantiker zu lachen, nicht dazu kommen kann.

Kotzebue hat Trauerspiele, Ritterstücke und Opern geschrieben, die zum Werthlosesten gehören, was er gedichtet hat; die größte Zahl seiner Dramen gehört jedoch zu den rührenden Familiengemälden oder sie sind Lustspiele und Possen. In allen beweist er eine seltene Bühnenkenntniß und die Kunst, Effect hervorzubringen, wozu er jedoch rein äußerliche Mittel anwendet. Er versteht es keineswegs, einen künstlerisch schönen Plan anzulegen, die Vorgänge zu motiviren, die späteren als nothwendige Folge der früheren erscheinen zu lassen; bei Kotzebue spielt der Zufall noch mehr als bei Iffland die wichtigste Rolle. Aber er ist äußerst glücklich in Erfindung von Situationen, die er mit großem Geschick so an einander zu reihen versteht,

---

*) „Ignorant, was ist Bier gegen Opium? Eine Göckingsche Epistel gegen ein Schlegelsches Sonett? — — „wißt Ihr nicht, daß wir unsre glorreichsten Producte, unsere Lucinde, unsern Alarkos einzig und allein dem Opium verdanken?"

daß man bei der Schnelligkeit, mit welcher sie auf einander folgen, leicht übersieht, wie sie eigentlich nur willkürlich herbeigeführt worden sind. Freilich hat er gar häufig Fremdes entlehnt, nicht bloß in den Stücken, in denen er seine Vorbilder nennt, sondern auch in andern, wie im „Todten Neffen", in der „Mädchenfreundschaft", im „Trunkenbold", in welchem er das Vorspiel zu Shakspeare's „Zähmung der Widerspenstigen" ins Rohe bearbeitet hat. Wie die Entwickelung seiner Dramen vorzüglich auf Ueberhäufung effectvoller Situationen beruht, so beruht auch seine Charakterzeichnung auf Ueberladung; er trägt immer die grellsten Farben auf, wodurch er freilich das ungebildete Publikum am leichtesten gewinnen konnte; wir geben ein Beispiel davon in dem unten mitgetheilten Bruchstück aus dem Lustspiel „Das Epigramm", das durch die Mannigfaltigkeit der Situationen und der Charaktere und den sorgfältiger überdachten Plan sich auszeichnet, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß er auch in diesem Stücke Fremdes benutzt hat, denn es ist wohl kein Zweifel, daß er den Blinden und dessen Heilung durch einen Freund, der zu dem Zwecke dieser Heilung Medicin studirt hatte, obgleich er seines Berufs ein Jurist war, dem „Hesperus" von Jean Paul nachgebildet hat. Diesen Charakter der Ueberladung tragen namentlich seine Possen, wo sie freilich am rechten Orte ist. Berühmt sind unter diesen die „Deutschen Kleinstädter", „Die Zerstreuten", „Die Pagenstreiche", „Der Wirrwarr", „Das Intermezzo" u. a. m. Aechten Witz wird man jedoch auch in diesen Stücken vermissen, die nur durch Anhäufung von allerdings gut erdachten und niedrig komischen Situationen und Uebertreibung der Charaktere gefallen können. Wie wenig Humor und gesunden Witz er in der That hatte, ersehen wir am besten aus denjenigen Possen, in denen er nach Blumauers Vorgang, aber ohne dessen Witz, antike Verhältnisse in modernes Gewand kleidete, z. B. in der „Kleopatra", „Ariadne auf Naxos", „Das Urtheil des Paris" u. s. w.

Aus dem „Epigramm. Lustspiel."

Erster Aufzug. Vierte Scene.

Kammer-Rath Hippeldanz. Madame Löwe. Caroline, ihre Tochter.

Hipp. Bon jour, bon jour! Na, was hab' ich gesagt? erinnern Sie sich noch meiner Worte?

M. Löwe. Welcher?

Hipp. Sie auch nicht, schöne Braut?

Car. Nein.

Hipp. Als vor sechs Wochen von unsrer Verlobung die Rede war, was sagt' ich da? wie?

Car. Nichts was der Mühe werth gewesen wäre, sechs Wochen lang daran zu denken.

M. Löwe (strenge). Caroline!

Hipp. Hä! hä! hä! vergessen, rein vergessen. Holde Braut, sagte ich, mit unserer Verlobung kann es so schnell nicht gehen. —

Car. Und das hätte ich vergessen?

Hipp. Sie müssen Geduld haben.

Car. Von Herzen gern.

Hipp. Bis ich frischen Kaviar aus Rußland, und ein Paté de Périgord aus Frankreich erhalte.

M. Löwe. Ich dächte, Herr Kammer-Rath —

Car. Sie haben ganz recht, mein Herr. Eine Verlobung ohne Kaviar, das geht nimmermehr. Und Rußland ist weit, nicht wahr?

Hipp. Weit! weit! aber hören Sie nur! was geschieht? Gestern Abend — ich komme nach Hause. Mein Ambrosius schließt die Thüre auf — der Kerl ist ein Schalk, er schmunzelt. Ich trete hinein, was duftet mir da entgegen? ich schnuppere, es riecht so lieblich, so pikant. Ich folge meinem Instinct, und stehe plötzlich vor einer großen Pastete! Da sind perdrix rouges, Trüffeln, ach! da ist alles! alles! ich alterirte mich, mein Blut kam in Wallung, ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Car. Armer Mann!

Hipp. Reicher Mann, reicher Mann. Nur reiche Leute können so schöne schlaflose Nächte bezahlen. Bedenken Sie nur, meine Damen, nur ein wenig darüber nachgedacht: Ich komme nach Hause und finde die Pastete.

Car. (ungeduldig). Nun ja, wir haben das alles schon gehört.

Hipp. Alles? Hä! hä! hä! bei Leibe noch nicht alles. Was geschieht weiter? Diesen Morgen klopft es an meiner Thür, poch! poch! — Herein! — ich denke es ist die Wäscherinn und sage Herein! Aber nichts weniger! rathen Sie einmahl? wie? (Er sieht sie beide wechselsweise an.) Der leibhaftige Postbothe bringt mir den Kaviar aus Rußland.

Car. Ey, wirklich?

Hipp. Da machte ich meine Reflexionen.

Car. Reflexionen? Sie?

Hipp. Hier, dachte ich, hier ist Gottes Finger. Gestern kam die Pastete, diesen Morgen der Kaviar, und folglich ist heute Abend unsere Verlobung.

Car. Die Pastete, der Kaviar und ich. Ein allerliebstes Kleeblatt!

Hipp. Nicht wahr? Hä! hä! hä!

M. Löwe. Sie haben Recht, Herr Kammer-Rath, der Verlobung steht nun nichts weiter im Wege.

Hipp. Nichts, gar nichts.

M. Löwe. Und wenn es Ihnen daher gefällig ist —

Hipp. Vollkommen gefällig.

Car. Aber, mein Herr, Sie, der Sie so reich sind — und für Ihr Geld alles verschreiben können —

Hipp. Das kann ich.

Car. Warum verschreiben Sie sich nicht auch eine Frau?

Hipp. Bin Patriot, will keine Fremde glücklich machen.

M. Löwe. Caroline! Keine Sottisen.

Hipp. Scherz, Muthwille, Amor neckt, hat nichts zu bedeuten. Kommen Sie nur erst in mein Haus —

Car. O weh! .

Hipp. Sehen Sie mein Silber, meine Möbeln.

Car. Alles, alles, nur Sie selbst nicht.

M. Löwe. Du wirst unverschämt.

Hipp. Und dann: Frau Kammer-Räthinn! Nicht wahr, das kitzelt?

Car. Zum Todtlachen.

Hipp. Und was meinen Sie? Vielleicht bald gar: Frau Geheim-Kammer-Räthin!

M. Löwe. Wirklich? Haben Sie Aussichten?

Hipp. Aussichten aus allen Fenstern. Freylich muß man es sich sauer werden lassen, blutsauer.

Car. Bei der Pastete?

Hipp. Nein, nein, hier ist von ganz andern Pasteten die Rede., Se. Durchlaucht haben befohlen — jeder Kammer-Rath muß einen Plan ausarbeiten — verstehen Sie? einen Plan —

Car. Um eine fürstliche Tafel zu arrangiren?

Hipp. Nichts, nichts, man ist Kammer-Rath, man arrangirt den Staat.

Car. O weh!

M. Löwe. Und dieser Plan?

Hipp. Ja, sehen Sie nur, ich kann das nicht so von mir geben. Vier Wochen habe ich daran gearbeitet, täglich eine Stunde. Man ist reich, man konnte es bezah-

len, aber nein, man hat Gewissen! Alles selbst gemacht, ipse feci!

M. Löwe. Da hörst du nun.

Hipp. Heute wird es übergeben. Ist schon in's Reine geschrieben.

M. Löwe. So kommen Sie, Herr Geheimer Kammer-Rath —

Hipp. (schmunzelnd). Unterthänigster —

M. Löwe. Damit auch wir unsre Sachen vollends ins Reine bringen.

Hipp. Nein, alles rein, die Pastete, der Kaviar — was fehlt noch?

Car. Eine Kleinigkeit, die Braut.

Hipp. Werden diesen Abend schon anders sprechen.

Car. Diesen Abend werde ich nur ein einziges Wort sagen.

Hipp. Und das wäre?

Car. Nein!

Hipp. Nein?

Car. Nein!

Hipp. (stemmt voll Verwunderung die Arme in die Seite, sieht wechselsweis bald auf die Mutter, bald auf die Tochter, will etwas sagen, stottert und schweigt endlich.)

M. Löwe. Du wirst Ja sagen. (Sie ergreift seinen Arm.) Kommen Sie, mein Herr, ich muß allein mit Ihnen reden. (Im Abgehen.) Hörst du, Caroline? Du wirst Ja sagen.

Hipp. (im Abgehen). Nun freilich, freilich — nur Geduld — ich schicke einen Ring, einen kostbaren Ring — verstanden? he?

Ludwig Tieck.

Kotzebue hatte bei seinen dramatischen Arbeiten vor Allem den theatralischen Effect und das schaulustige Publikum vor Augen; diesem wollte er gefallen, und alle seine Mittel waren für diesen Zweck berechnet. Wie wir schon wissen, haben die Romantiker die Bedürfnisse der Bühne, der Aufführung und des Publikums dagegen nicht im Mindesten berücksichtigt, was freilich mit ihrer Absicht, auf die Entwickelung des Dramas zu wirken, in grellem Widerspruche stand. Wir haben schon oben (S. 373 u. 383) den Charakter der dramatischen Arbeiten der Romantiker bezeichnet und die Werke derselben besprochen; es bleibt uns nur noch übrig, die Leistungen desjenigen Dichters zu beleuchten, der wie überhaupt das größte poetische Talent dieser Schule ist, so auch zuerst und in größerem Umfange das romantische Drama bearbeitet hat. Ludwig Tieck wendete sich schon früh zur dramatischen Form; seine ersten Versuche bewegten sich jedoch in dem althergebrachten Gleise, sie fallen in die erste Periode des Dichters (S. 161). Dahin gehören „Alla-Moddin, Schauspiel“ (geschrieben 1790 und gedruckt Lpz. 1798), „Der Abschied, ein Trauerspiel (1792), „Karl v. Berneck, ein Trauerspiel“ (1795), „Die Theegesellschaft, ein Lustspiel“ (1796) und das Lustspiel „Herr von Fuchs“ (1793) nach Ben Jonson, von dem er später (1800) ein zweites Lustspiel „Epicoene, oder das stille Frauenzimmer“ übersetzte. Erst mit dem „Ritter Blaubart“ (1796, gedruckt Berl. 1798) begannen die Dramen im romantischen Sinn. Doch ist das romantische Element in diesem „Ammenmärchen“ noch mit großer Mäßigung angebracht, und das Ganze so gehalten, daß es nicht einmal der theatralischen Aufführung entschieden widerstrebt, wie seine übrigen Dramen. Man sieht, es ist der Dichter noch im Uebergange zur reinen Romantik begriffen. Der Neigung zu derselben ist schon die Wahl des Stoffs zuzuschreiben: es ist der erste Versuch, einzudringen in die „Mondbeglänzte Zaubernacht, Die den Sinn gefangen hält“, und in die wundervolle „Märchenwelt“, die jedoch den Romantikern nicht in „der alten Pracht aufgestiegen ist“. Eben so findet sich die „Ironie“, dieses Schooßkind der Romantiker, im Blaubart schon angedeutet, theils in dem Charakter Simons, theils in den beiden Gestalten des Narren und des Rathgebers, in denen der Dichter den Gegensatz des reinen Verstandesmenschen und des poetischen Gemüths darstellen wollte, eine Lieblingsidee, die sich noch oft in seinen Dramen wiederholt, namentlich in denjenigen, welche man als satyrische oder polemische bezeichnen kann.

Diese Stücke, welche zu ihrer Zeit sehr überschätzt wurden, enthalten allerdings vortreffliche Einzelnheiten, aber sie beruhen doch im Ganzen auf einem forcirten Witz, der eine Zeitlang belustigen kann, nach und nach aber allen Reiz verliert und selbst widerlich wird. Auch sind sie sich in Plan, Anlage und Charakteren gar sehr ähnlich, und es ist ohne Zweifel ein Zeichen von Mangel an Schöpfungskraft, wenn die nämlichen Mittel immer wiederkehren. Ein solches Mittel ist z. B. das Einschachteln eines Schauspiels in das andere, wie im „Gestiefelten Kater“, oder gar in der „Verkehrten Welt“, wo ein drittes in das zweite eingeschachtelt wird*). So liebt Tieck es auch, dasselbe durch die Personen des Dramas (und als solche finden wir die Schauspieler, den Dichter, die Zuschauer) über das Stück selbst reflectiren zu lassen, was allerdings komisch genug ist, aber durch die zu häufige Wiederholung langweilig wird.

Unter diesen Dramen ist das erste, „Der gestiefelte Kater“ (Berl. 1797), noch das beste, weil es noch am wenigsten in abenteuerliche Willkür verfällt, und die polemische Tendenz nicht bloß allgemein gehalten ist, sondern bestimmte Personen berührt, obgleich alle, mit einer einzigen Ausnahme, so ungenügend charakterisirt sind, daß man sie nicht zu erkennen vermag. Dagegen ist der bekannte Archäolog und Kunstrichter Böttcher glücklich gezeichnet, den er als Hofrath Semmelziege im „Däumchen“ (1811) noch einmal vorführt. Der „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“ (1796—1798) ist eine der abenteuerlichsten Compositionen, die jemals erdacht worden sind, und die dadurch, daß Alles ins Allegorische gezogen ist, einen noch unangenehmeren Eindruck macht. Im „Zerbino“ sind, wie in den übrigen satyrischen Dramen, allerdings viele schöne Einzelnheiten, aber im Ganzen sind es doch keine wahren poetischen Gebilde. Im Grunde beruht Alles auf der Reflexion, und nicht auf der freien poetischen Anschauung. Wenn man sagt, daß Tieck in diesen Stücken die Märchenwelt glücklich mit den modernen Zuständen verschmolzen hat, so ist dies durchaus unrichtig, wie es schon aus der Tendenz dieser Stücke hervorgeht, in denen er ja die moderne Welt, ihre Bildung und ihre Poesie als den vollsten Gegensatz zur poetischen Märchenwelt darstellen wollte

*) Daß Bernhardi Antheil an diesem Stücke hatte, ist schon oben (S. 384) berichtet worden.

Wenn diese Dramen polemisch und ihrer Natur nach nur negativ sind, so wollte Tieck in andern Productionen das romantische Drama in positiver Weise begründen. Aber nun zeigte sich auch sogleich, wie wenig die romantische Aesthetik geeignet war, ein wahres Kunstwerk hervorzubringen. Die „Genovefa“ (1799), die den Stoff des bekannten Volksbuchs dramatisch behandelt, bewies dies auf das Augenscheinlichste. Von dem Grundsatze geleitet, daß die romantische Poesie Alles in sich fasse, daß sie Alles darstellen könne und Alles darstellen müsse, gibt uns der Dichter in diesem Trauerspiel nicht bloß eine unübersehliche Masse von Situationen und Vorgängen, die oft kaum in entferntem Zusammenhange zu einander stehen; er wirft auch alle nur denkbaren Dichtungsformen bunt durcheinander. Der Dichter will uns ein vollständiges Bild des Mittelalters in dem engen Rahmen eines Dramas vorführen; er will auch keine Seite unbeachtet lassen; aber statt, wie ein wahrer Künstler, Alles, was sich nicht unmittelbar auf die Handlung bezieht, durch kurze, aber hinreichende Andeutungen zum Bewußtsein zu bringen, werden auch die entferntesten Verhältnisse mit der größten Breite entwickelt. Aehnlich ist „Kaiser Octavianus, ein Lustspiel in zwei Theilen“ (Jena 1804), in welchem freilich, wie in der „Genovefa“, eine bewegliche Phantasie, große Gewandtheit in Sprache und Versbau, und Reichthum an poetischen Gedanken nicht zu verkennen ist, der sich aber, wie jene, zu einem Ungeheuer von Composition ausbreitet, was denn auch zur Folge hat, daß neben den schönsten Stellen viel Leeres, Gesuchtes und recht eigentlich Geschwätziges zu finden ist. Dies wird auch dem größten Talent stets begegnen, das sich nicht zu mäßigen und zu begrenzen versteht. Mit dem „Fortunat“ (1815) beschloß Tieck seine dramatische Laufbahn, wie er sich überhaupt von nun an mehr und mehr von dem romantischen Alp zu befreien suchte. Es ist dieses Stück in derselben breiten Weise gehalten, wie die beiden vorhergehenden. Wie im „Octavian“ finden sich auch in diesem eine Menge wirklich trefflicher Einzelnheiten, aber, abgesehen vom Mangel an künstlerischer Verbindung und Gestaltung, macht auch hier das Zusammenschweißen Shakspeare'scher, Calderon'scher, Gozzischer*), Göthe'scher und noch anderer Formen und Motive einen widrigen Eindruck, so gut dieselben auch nachgeahmt sein mögen.

Tieck hatte ohne Zweifel ein nicht unbedeutendes Talent; er hatte Phantasie und Erfindungsgabe, er besaß die Kunst, objectiv zu gestalten, wie man an vielen Personen seiner dramatischen Arbeiten sich überzeugen kann, z. B. am Golo in der „Genovefa“, am Simon im „Blaubart“, am Bauern Hornvilla im „Kaiser Octavianus“; allein alle diese großen Vorzüge kommen bei ihm nicht zur gesunden Entfaltung, weil er, von den romantischen Grillen befangen, in das Gesetzlose, Willkürliche, Abenteuerliche verfiel, und durch das übertriebene Lob der Schlegel und der ganzen Schule verführt, schon das Höchste erreicht zu haben glaubte.

*) Gozzi hat er in dem musikalischen Märchen „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald“ (1798) am glücklichsten nachgebildet, obgleich auch hier die zwei Gegensätze, Mystik und Reflexion, die freie Dichterkraft oft beschränken.

Aus dem „Prinzen Zerbino“. (5. Aufz.)

Scene: Der Garten der Poesie.

Nestor (tritt auf). Hab' ich in meinem Leben so was gesehn! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch, wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgängen, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dichtgeflochtner Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentliche Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald.

Der frische Morgenwind
Durch unsre Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art zu rauschen? Ich habe doch nun, so lang ich denken kann, schon manchen Wald gesehn, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald.

Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein:
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend:
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend. —

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär' ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald.

Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
Doch fließt der mannichfalt'ge Klang
In einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen,
Die verschieden von Einem nur stammen
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Licht zu steigen.
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,

Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel' die Toleranz troß dem Besten unter uns. Nur ein Bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen.

Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stehn geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammen neigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen.

Küsse sind verschönte Rosen,
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut't der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen.

Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe,
Roth steigt nieder jede Nacht;
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten flammt die Röthe,
Brennt in Purpurs voller Pracht,
Deuten uns den innigsten Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe.

Lilien.

Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien.

Unser Lieben, unser Dichten
Liebe, dichte Dämm'rung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab' ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien.

Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht:
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mag die stille Sehnsucht seiner warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche.

Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt Dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben Dich,
Trag' uns Dein Herz entgegen,
Was verschmähst Du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch was Rechts!

Der Wald.

Wandl' im Grünen,
Willst Du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist Dir erschienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magst Du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald.

Grün ist das erste Geheimniß,
In das die Natur dich weiht,
Grün schmückt rings die Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Das alles froh umgießt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen.

Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's, mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten,
Als daß in uns der Schein, von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
Glanz-Pokal, aus dessen Blinken
Sonne, Licht und Bienen trinken.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen.

In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht, uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister,
Ueber uns Buschgeflüster:
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht.

Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein;
Möchten wir größer sein!

Feldblumen.

Du gehst vorüber,
O Lieber!

Und siehst nicht.
Fühlst nicht.
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne;
Mußt Du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang.

Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt! ·
O herrliche Welt!

Das Himmelsblau.

Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größerm Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroths heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammen wogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zuckender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehn, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll.

Heinrich Joseph von Collin.

Heinrich Joseph Collin, geb. zu Wien den 26. Dec. 1772, wurde nach dem Tode seines Vaters, der schon früh starb, dem Löwenburgischen Collegium übergeben, wo er bald durch seinen Fleiß und seine Fortschritte unter seinen Mitschülern hervorragte. So eifrig er die Sprachen und Meisterwerke des Alterthums studirte, vernachläßigte er doch auch das Studium der vaterländischen Dichter nicht, wodurch er selbst zu poetischen Versuchen angeregt wurde. Von großem Einfluß auf seine geistige Entwickelung waren Lessings Schriften, worunter vorzüglich die Hamburgische Dramaturgie, die er mit stets wachsender Liebe studirte. Im Herbste 1790 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich mit rastlosem Fleiß dem Studium der Rechte widmete; namentlich erwarb er sich eine umfassende Kenntniß der Gesetze seines Vaterlands, die ihn später in den Stand setzte, die wichtigsten Geschäfte zu übernehmen. Im J. 1795 trat er als Praktikant bei der Hofkanzlei in den Staatsdienst, und bekleidete längere Zeit mehrere untergeordnete Stellen, in denen er jedoch mit seltener Aufopferung höchst verdienstvoll wirkte. Er wurde in Anerkennung seiner Dienste 1809 zum Secretär bei der Credits-Hofcommission und bald darauf zum Hofrath und Ritter des Leopoldsordens ernannt. Die Liebe zur Dichtkunst führte seinen frühen Tod herbei. Da er den ganzen Tag mit großer Gewissenhaftigkeit ausschließlich seinen Amtsgeschäften und nur die Nacht seiner Lieblingsbeschäftigung widmete, so zog ihm die übermäßige Anstrengung ein Nervenfieber zu, dem er am 28. Juli 1811 erlag. Man errichtete ihm ein Denkmal in der Karlskirche zu Wien aus freiwilligen Beiträgen, die bei der allgemeinen Liebe, die der Mann sich während seines kurzen, aber thätigen und verdienstvollen Lebens erworben hatte, so zahlreich eingingen, daß aus dem Ueberschusse ein Stipendium für arme Studenten der Rechte gestiftet werden konnte.

Das erste Trauerspiel Collins, der „Regulus“, wurde vor dem Druck in Wien aufgeführt, und erwarb sich überaus großen Beifall; man sprach von einem jungen Dichter, der Göthe und Schiller übertreffe. Als das Drama gedruckt erschien (Berl. 1802), mußte man sich bald überzeugen, daß Collin, weit entfernt, an jene großen Männer zu reichen, nicht einmal genial genannt werden könne. Und so kehrte sich denn bald das übermäßige Lob in eben so übermäßigen Tadel, der so feste Wurzel faßte, daß auch die spätern Dichtungen Collins kaum vorübergehender Aufmerksamkeit gewürdigt wurden. Es ist dies eigentlich noch jetzt der Fall, besonders seit man weiß, daß die scharfe Beurtheilung des „Regulus“ in der Jenaischen Literatur-Zeitung von Göthe, die in der Zeitung für die elegante Welt von A. W. Schlegel stammt. Und doch verdient Collin wegen seiner Dramen wirklich Anerkennung. Er verdient sie, weil er zu einer Zeit, wo die Romantik das Kunstdrama zu vernichten drohte, den Muth hatte, antike Stoffe mit antiker Einfachheit zu behandeln; er verdient sie, weil seine Trauerspiele gut und verständig angelegt, die Charaktere in denselben glücklich gezeichnet sind, weil sich in ihnen eine edle, freie und vaterländische Gesinnung ausspricht, welche in Oestreich während der Jahre der Bedrängung nicht ohne Wirkung blieb; er verdient Anerkennung endlich, weil seine Sprache edel, würdig, kräftig und gebildet ist. Allerdings sind seine Dramen keine Kunstwerke im höheren Sinne des Worts, allerdings bieten sie Anlaß zu mancherlei Tadel, insbesondre kann man ihnen öfters rhetorische Breite vorwerfen; allein dies hebt die erwähnten Vorzüge keineswegs auf.

Was den „Regulus“ insbesondre betrifft, so hat man dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß Atilia, die Frau des Helden, keine Römerin sei, das heißt, daß ihr Leben nicht in dem Vaterlande aufgehe. Allein mußte denn jede Römerin nothwendig alle nähern Empfindungen, die Liebe zum Gatten und zu den Kindern, der Vaterlandsliebe nachsetzen? konnte eine Römerin nicht auch ganz Mutter und Gattin sein? Hier zumal durfte sie es sein, da die Aufopferung des Regulus nur von verwickelten Staatsrücksichten gefordert wurde, die das einfache Weib nicht begreifen konnte. Der Dichter hat aber vollkommen Recht gehabt, die Frau des Regulus vom rein menschlichen Standpunkte aufzufassen, weil der Kampf des Helden dadurch erschwert und dessen Erscheinung somit mächtig gehoben wurde. Die ächte Römerseele konnte nur auf diesem Wege zur vollständigen Anschauung gebracht werden. Eines großen Dichters würdig ist, wie Göthe und Schlegel anerkennen, der zweite Act, in welchem Regulus mit den karthagischen Gesandten vor dem versammelten Senat erscheint; es zeugt von nicht geringem Talent, daß Collin, der in Oestreich keine Gelegenheit

gehabt hatte, große parlamentarische Versammlungen zu sehen, eine solche so glücklich, mit so festem Tact und historischem Sinn durchgeführt hat. Dem „Regulus“ folgte der „Coriolan“ (Berl. 1804), der freilich in Vergleich zu Shakspeare's gleichnamigem Stück außerordentlich verliert, aber doch manche Situationen hat, die ganz im römischen Geiste gehalten sind, was auch von den „Horatiern und Curiatiern“ zu rühmen ist, die außerdem durch eine dem Dichter sonst nicht eigene äußere Lebhaftigkeit gehoben werden. Seine andern Dramen (Polyxena, Mäon, Bianca della Porta u. a.) übergehen wir und bemerken nur noch, daß sein von dem Studium der Griechen und Römer genährter Geist, seine, wir möchten beinahe sagen antike Gesinnung ihm die Behandlung moderner und namentlich romantischer Stoffe unmöglich machte.

Aus dem „Regulus“.

Zweiter Act. Zweite Scene.

Metellus. Valerius. Appius. Manlius. Publius. Regulus. Bodostor. Senatoren.

Reg. Drohst du noch hier, du Burgeroberin,
Du starke Heerbezwingerin, Bellona?
Erschüttre deinen Schild, heb' auf den Speer,
Dann sieget Rom, dann stürzt Karthago hin!
Sieh' deinen Sohn, er liegt ein Sklav' im Staube!
Val. (zu Manlius). Vermagst Du's, hinzusehn?
Manl. Den Helden hüllet
Ein schlechtes Sklavenkleid. Publ. Ihr Götter! Ach,
Mein armer Vater! Val. (zu Manlius). Muth gefaßt!
Metell,
Der Consul scheinet mir gerührt.
Lictor (zu Bodostorn). Tritt vor!
Met. Was sucht Karthago's Abgesandter hier
Vor dem Senate Roms? Bod. Erhabener
Senat! Karthago sandte mich hierher,
Den Frieden Euch zu bringen. Friede sey!
Wenn anders Rom sich selbst den Frieden gönnt.
Met. Beschlossen ist es vom Senat und Volk:
Karthago wird der Friede nur gegönnt —
Bod. Vergiß nicht, Consul! daß Karthago sich
Erfechten kann, was Ihr nur gönnen wollt.
Met. Der wünscht den Frieden nicht, der trotzend naht.
Bod. Der kriechend naht, ist nicht des Friedens werth.
Met. Wenn Ihr Sicilien uns räumt, wohlan!
Dann magst Du auch sogleich Karthago's Volke
Des süßen Friedens froher Bote seyn.
Bod. Das nennst Du, Consul, frohe Botschaft? Wahrlich!
Die frohe Botschaft würd' an's Kreuz mich bringen.
Met. So sehr wird dort der Friede noch gehaßt?
Bod. Karthago wählet Knechtschaft nicht für Krieg.
Wer siegen wird, Karthago oder Rom,
Steht in der Götter Hand. Doch meint Karthago,
Wer ehrenvoll und frei nicht stehen kann,
Der könne frei und rühmlich doch noch fallen!
Das könntet Ihr und Eure Bund'sgenossen
Und Euer Glück, Karthago niemals wehren.
D'rum, fällt es, nun — so fall' es rühmlich hin!
Met. Doch, fällt es hin, so fällt's aus eigner Schuld.
Bod. Darüber mag die Nachwelt einst entscheiden.
Met. Erkläre Dich! Was trägt Dein Staat uns an?
Bod. Der Krieg wird um Sicilien geführet.
Es ist ein fremdes Haus für uns und Euch.
Wir wurden, so wie Ihr, als Gäste hin
Geladen. Doch Ihr Römer wollet nun
Den Mitgast vor die Schwelle werfen. Seht!
Gerechter ist Karthago. Bleibet immer!
Wir wollen uns vereint des Mahls erfreu'n.
Met. Bis Ihr den Dolch uns in die Kehle stoßt!
Wir sind nicht sicher, seyd Ihr uns so nahe.
Bod. Dann müßten wir Euch aus der Welt uns wünschen.
Met. Ihr räumt Sicilien uns also nicht?
Bod. Das wird Karthago nie!
Alle Senatoren. Krieg also, Krieg!
Met. Du hörst, es gibt nur Eine Stimme hier;
Sie lautet „Krieg!“ Bod. So nehmt ihn hin, den Krieg!
Met. Ist Deine Botschaft nun vollbracht? Bod. Noch nicht.
Karthago glaubt Euch wenigstens geneigt,
Die Kriegsgefangnen endlich auszuwechseln,
Daß sie, durch lange Zeit des Vaterlands
Beraubt, sich wieder ihres Herds erfreuen.
Met. Gewährt wird dieses, löst Ihr Mann für Mann.
Bod. Dann würde ja der Tausch nicht billig seyn.
Ich bringe — seht! den Regulus zurück.
Ihr wißt, es gilt der Mann ein ganzes Heer.
Doch traurig müßt' es diesem Helden fallen,
Wenn höher, als sein Rom, der Feind ihn schätzte.
Noch liegt er am Altar — ein Flehender!
Er soll nun selbst für seine Brüder sprechen.
Auf, Regulus! und komm' und sammle Dich!
Du hast gelobt, sogleich zurück zu kehren,
Wenn die Gefangnen nicht gewechselt werden.
Die Götter hörten Deinen Schwur! Jetzt rede.
Met. Bodostor, tritt nun ab! Reg. (erschrocken). So folg' ich ihm!
Denn nur vor ihm hat meine Stimme Kraft.
Met. Wie, Regulus? Reg. Ich denke — hinter'm Rücken,
Und sey es auch dem schlimmsten Feinde — reden,
Das zieme selbst dem niedern Sklaven nicht,
Der einst ein Römer war. D'rum folg' ich ihm.
Met. Es dankt Dir Rom das Wort. Bodostor bleibt.
Reg. Ich sehe, wie gerührt Ihr, Väter, seyd,
Wie finster Ihr auf meine Fesseln blicket;
Es drückt Euch schwer, daß ich ein Sklave bin.
Das hab' ich wohl besorget. Höret mich!
Nicht ganz gesunken müsset Ihr mich denken.
Den Körper fesselte der Feind; mein Geist —
Der ist ja Regulus, mein Körper nicht —
Mein Geist floh über's Meer zu Euch, Ihr Väter;
Verweilte hier, bis er in dieser Stunde
Mit meinem Körper wieder sich vereinte,
Und nun, vor Euch, den Göttern jubelnd dankt,
Daß ihre Huld ihm diese Stunde gönnte.
So hab' ich stets, ein Bürger unter Bürgern,
In der Gedankenwelt mit Euch gelebt.
Darum seyd gnädig meinem Flehen, Väter!
O, hört mein Wort, als wär' es Römerwort!
Denkt nicht daran, daß ich ein Sklave bin.
Met. Wenn Rom Dich denkt, so denkt es Dein Verdienst.
Reg. O, dächt' es künftig nur an meinen Rath!
Er ist so treu, so wohlgemeint und wahr:
„Gebt die gefangnen Feinde ja nicht los!“
Bod. Verräther, schweig'! Du redest Dir den Tod.
Reg. Sey ruhig, Feind! Dir bleibt zur Rache Zeit.
Met. Sprich weiter, Regulus! Bodostor, schweige!
Reg. Mein Rath ist leicht begreiflich, sonnenklar.
Den Haufen, der mit mir gefangen ward,
Hat Eure Macht schon größtentheils befreit,
Nur Wenig sind's, die noch auf Lösung warten;
Und die sind zu Karthagern schon geworden,
Sind nicht mehr Römer. Niedrig kriechen sie
Um Brod, das von des Reichen Tafel fällt;
Weil ihnen Leben mehr denn Ehre gilt.
Ich hab's mit Wuth und Schrecken oft bemerkt:
Karthago's Siegstrophäen sehn sie an —
Doch färbet ihnen Scham die Stirne nicht.
Der Arm, schon feig an Fessellast gewöhnt,
Der würde herrlich ja die Waffen tragen!
Gemeinschaft mit dem Schlechten machet schlecht.
Kein Lager nehme diese Sklaven auf!
Vergesset sie! Erspart mir mehr zu sagen.
Met. Wir glauben Dir; denn wahrlich, ohne Grund
Spricht nie der Römer von des Römers Schmach.
Reg. Heil Dir, Metell! Heil Dir, Duillius!
Und Dir, Valerius! Euch Allen Heil!
Die uns ein ganzes Heer Karthager schon
In Bande legten. Laßt sie ja nicht los!
Denn seht: wie Rom im Kampf ein Heer verliert,
So steht im Bürger schon ein Rächer da,
Weil sich der Waffen jeder Römer freut.
Nicht also in Karthago. Denn, was hier
Der Sklave treibt, und tausend Kleinlichkeiten,
Die wir zum Glück nicht kennen, machen dort
Des Bürgers Tagwerk: — Waffen scheuet er.
Wie wünschet sich der Feind ein Heer zurück,
Das Römerluft gehaucht, mit ihr den Muth;
Das hier gelernt, was uns die Väter lehrten,
Und dem der Rache Glut im Busen kocht.
Versagt Ihr's ihm — fürwahr, dann fällt Karthago!
Man kauft ja nicht, gewinnet nur durch Zeit,
Durch strenge Zucht und Uebung selbst im Felde,
Ein kriegserfahrnes, hochbeherztes Heer.

Laßt sie auch eines noch zusammenraffen:
Es sind doch nicht Manipeln, sind nur Horden,
Zu denen schwer ein Feldherr sich gesellet,
Weil er am Kreuz den Vorfahr hangen sieht,
Und nie vergißt, daß auch Xanthipp, der Held,
Der ihnen rettend wie ein Gott erschien,
Karthago, schon im Fallen, hielt und hob,
Durch schnelle Flucht dem Undank nur entging. —
Dies Euch zu sagen, Väter, kam ich her;
Für diese Stunde hab' ich mich erhalten.
Die hohen Götter lenken Euern Sinn,
Daß Ihr beschließt, was unserm Rom gedeiht.
Met. Ich denke, Väter, an sein Wort, denk' an
Das Wohl des Vaterlands, und ruf' Euch zu.
„Karthago's Heer darf nicht gelöset werden!" —
Valerius, Dich frag' ich nun, den Ersten:
Sag' uns, wohin sich Deine Meinung lenkt.
Val. Ich folge fest den Schritten meiner Väter.
Bei ihnen fand der Bürger Schutz und Rettung.
Ich bin ihr Sohn und habe hier nur Stimme,
Den Helden zu befrei'n. Vergeßt nicht, Väter!
Rom dankt ihm viel, und soll ihm mehr noch danken.
Reg. Meint Ihr, ich sey noch Regulus? — Ihr irret!
Ihr seht nicht ihn, Ihr seht nur seinen Schatten.
Der Arm, der mächtig einst den Speer erhob,
Ist welk, verdorrt; das Auge matt, die Brust
Beengt von Kerkerluft, die ganze Kraft
Erschöpft; es trägt das schwache Knie mich kaum.
Gefackelt hat es lang' mein Lebenslicht,
Nun ward der Sturm zu stark; kein Wunder ist's,
Daß endlich doch sein trüber Schein erlischt.
Ist so der Feldherr, Römer, den Ihr wünscht?
Glaubt mir, sie würden lachen, die Karthager,
Erhielten sie für einen siechen, matten,
Schon abgelebten Löwen, dem sie schlau
Die Klauen abgestumpft und jede Senne
Zerschnitten — ihre ganze Tigerbrut,
Noch ungelähmt und wutherfüllt, zurück.
Geht ihn nicht ein, zu punisch ist der Tausch!
Val. Im Arme nicht allein, im Geiste ruht
Des Feldherrn Kraft. Reg. Du nimmst das Wort mir weg.
Der Sieg erzeugt den Muth, der Muth den Sieg.
Besiegte haben nimmer freien Geist.
Der Zweifel und die Sorge, schwer wie Blei,
Umklammern der Gedanken kühnen Fittig.
Zu spät erfolgt Entschluß, zu spät die That;
Der Augenblick entflieht, mit ihm das Glück.
Val. Das Rad des Glückes eilt in stetem Lauf;
Was unten ist, erscheint bald oben wieder.
Reg. Ihr zwinget mich zu einem harten Schritte;
Ich muß mich Euch in jeder Schwäche zeigen.
Mein Körper nicht allein, mein Geist erlag.
Die Einsamkeit ist fürchterlich! — — Sie hat
Zum Träumer mich gemacht. Die Phantasie
Hält oft ein trügendes Gebild mir vor,
Vermengt, was ist und war, daß ich nur schwer
Den Faden aus dem Labyrinthe finde.
Eins tröstet mich, wenn ich sodann erwache,
An dem ich mich, den Regulus, erkenne.
Für Euch nur glüht mein Kopf, für Euch nur klopft
Mein Herz, und meine Träume gelten Euch.
Ich lieb' Euch sehr; o, lohnt mir diese Liebe!
Ich fleh' Euch an, wie man zu Göttern fleht:
Zu punisch ist der Tausch, geht ihn nicht ein!
Met. Nun, Deine Meinung, Appius? App. Ich rufe,
Vereint mit Regulus, den Vätern zu:
Geht ihn nicht ein, zu punisch ist der Tausch!
Met. Wohlan! so lasset uns die Stimmen sammeln.

Heinrich von Kleist.

Wenn Tieck als Dramatiker nicht leistete, was er bei seinem großen Talente hätte leisten können, weil die falsche, der wahren Poesie, namentlich aber dem Epos und Drama widerstrebende Richtung, in die er gerathen war, ihm die freie Entfaltung seiner hohen Gaben nicht gestattete, so ist bei dem Dichter, den wir jetzt zu betrachten haben, nicht sowohl der Einfluß der romantischen Poesie, obgleich auch dieser nicht zu verkennen ist, als vielmehr die eigene krankhafte Natur Schuld, daß er nicht Vollendetes geschaffen hat.



Heinrich von Kleist, geb. in Frankfurt a. d. O. am 11. October 1776, zeigte, wie sein Hauslehrer berichtet, schon in seinen Knabenjahren einen feurigen, ja selbst exaltirten Geist, und seltene Talente. Bei seiner trefflichen Fassungsgabe und regsamem Fleiß machte er schnelle Fortschritte. Als er eilf Jahre alt war, verlor er seine Eltern, und er wurde dem Prediger Carl in Berlin zu seiner weitern Ausbildung anvertraut. Von da an bis zum J. 1795 fehlen alle Nachrichten über ihn; in diesem Jahre trat er als vierter Fähndrich in das Regiment Garde zu Fuß in Potsdam, wo er durch sein elegantes, lebensfrisches Auftreten und durch sein musikalisches Talent die Neigung seiner Umgebungen erwarb. Ein unglückliches Liebesverhältniß wirkte so mächtig auf ihn, daß er sich von der Welt zurückzog, sein Aeußeres vernachläßigte und sich mit dem Studium philosophischer Werke beschäftigte. Er gab bald darauf seine Entlassung (1798), bereitete sich unter der Leitung des Conrectors Bauer auf die Universität vor und ging darauf, um zu studiren, in seine Vaterstadt, wo seine Schwestern wohnten und sein Bruder in Garnison stand. Dort verlebte er wohl seine glücklichsten Stunden, wozu nicht wenig beitrug, daß er sich bald nachher verlobte. Im J. 1800 ging er nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen und sich auf ein Staatsamt vorzubereiten. Jetzt trat nun der sonderbare Widerspruch ein, daß er sich wegen mangelhafter Vorbildung in seinen Fortschritten gehemmt sah, daher den Gedanken, in Staatsdienste zu treten, aufgab, zugleich aber den Entschluß faßte, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen. Aber bald brach

die innere Unruhe, welche schon lange in ihm gegohren hatte, zu der Ueberzeugung aus, daß in der Wissenschaft keine Wahrheit zu finden sei, und er wendete sich in der Verzweiflung ganz von ihr ab. Um Ruhe zu finden, beschloß er nach Paris zu reisen; aber ehe er diesen Entschluß ausführte, gereute er ihn schon wieder. Doch reiste er im April 1801 mit seiner Schwester ab. In Paris, wo seine Stimmung immer finstrer wurde, glaubte er gefunden zu haben, daß ihm nur das Landleben wieder seine innere Ruhe geben könne; er faßte den Entschluß; sich in der Schweiz ein Gut anzukaufen, und dort als Landmann zu leben. Doch wollte seine Braut von solchem idyllischen Leben Nichts wissen und das Verhältniß löste sich auf. Er führte nun seine Schwester nach Frankfurt zurück und reiste dann nach Bern, wo er mit Zschokke und Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters, in freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Kleist hatte zwar schon früher poetische Versuche gemacht, doch erwachte der Trieb zur Dichtkunst erst in der Schweiz; dort schrieb er „Die Familie Scharffenstein" und „Den zerbrochenen Krug". Sein aufgeregtes Gemüth warf ihn jedoch bald darauf auf das Krankenlager; seine treue Schwester eilte zu ihm, um ihn zu pflegen, und er reiste nach seiner Genesung im Herbst 1802 mit ihr nach Deutschland zurück. Er begab sich zuerst nach Jena und nach Weimar, wo er von Schiller und Göthe gut aufgenommen wurde; er besuchte Wieland in Osmanstädt, der sein hohes Talent erkannte und ihn zu bewegen suchte, das Trauerspiel „Robert Guiscard", aus dem er ihm Einzelnes mitgetheilt hatte, zu vollenden. Im J. 1804 wendete er sich nach Dresden, wo er in angenehmen Verhältnissen lebte, was ihn bei seiner Unbeständigkeit (er selbst sagte von sich: In mir ist Nichts beständig, als die Unbeständigkeit) nicht hinderte, noch im Sommer desselben Jahres mit einem Freunde meist zu Fuß nach der Schweiz, von da nach Mailand und dann nach Paris zu reisen. Selbst diese Veränderung hatte keinen günstigen Einfluß auf seine Seelenstimmung, die immer bedenklicher wurde, so daß er sich mit seinem Freunde entzweite und nach verschiedenen Irrfahrten nach Deutschland zurückkehrte. In Mainz befiel ihn eine tödtliche Krankheit, von der er erst nach sechs Monaten genas. Er begab sich dann nach Berlin, wo er, den Wünschen der Seinigen nachgebend, seine ganze Zeit dem Studium der Kameralwissenschaften widmete, um sich die nöthigen Kenntnisse für eine Anstellung zu erwerben. Auch wurde er im Winter 1804 als Dietar nach Königsberg geschickt. Diese Stellung wurde ihm jedoch bald unerträglich, da er sich Männern untergeordnet sah, die in jeder Beziehung tief unter ihm standen; seine Verstimmung stieg bis zur krankhaften Bitterkeit, als er im J. 1806 sein geliebtes Vaterland mit Unglück und Schmach bedeckt sah. Er gab seine Stelle auf und suchte Trost in der Poesie; er bearbeitete „Den zerbrochenen Krug" zum zweitenmale und begann den „Amphitryon" nach Molière. Im J. 1807 ging er wieder nach Berlin; da er aber keinen Paß hatte, wurde er dort, weil die französische Thorwache ihn für einen Schill'schen Offizier hielt, gefangen genommen und nach Fort de Joux und von dort nach Chalons an der Marne abgeführt. Er erhielt erst im Jahr 1808 seine Freiheit wieder. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin ging er nach Dresden, wo er ganz den Studien und literarischen Arbeiten lebte. Da sein Vermögen nun völlig aufgezehrt war, mußte er sich seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller verdienen; er gab mit Adam Müller die Zeitschrift „Phöbus" heraus, die jedoch schon im folgenden Jahre einging. Als im J. 1809 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wendete sich Kleist nach Prag, in der Absicht, mit seiner Feder der Sache des Vaterlandes zu dienen, was er jedoch nicht in Ausführung bringen konnte. Als der Friede alle Hoffnungen auf die Wiedererhebung des Vaterlandes vernichtet hatte, ging er wieder nach Berlin. Dort gerieth er bald in unangenehme Verhältnisse und selbst in bittere Noth, die zur vollsten Hoffnungslosigkeit wurde, als er sah, daß sein Talent nicht anerkannt wurde. Eine Wochenschrift, „Abendblätter", die er herausgab, scheint keinen günstigen Erfolg gehabt zu haben. Er hatte um amtliche Unterstützung seines Journals nachgesucht; da sie wegen seiner Verbindung mit Adam Müller nicht gewährt wurde, der schon damals eine zweideutige Rolle spielte, und da dieser den zu gleicher Zeit leichtgläubigen und mißtrauischen Dichter zu dem Glauben reizte, als ob Fr. v. Raumer die Unterstützung hintertriebe, schrieb Kleist diesem einige heftige Briefe und forderte ihn; widerrief aber bald darauf, als er besser berichtet worden war, und benahm sich eben so demüthig und beinahe kriechend, als er vorher grob gewesen war. Um diese Zeit lernte er durch seinen bösen Genius Müller eine Frau kennen, die, an unheilbarer Krankheit leidend, schon lange mit dem Gedanken an einen freiwilligen Tod umging. Sie forderte ihn auf, sie zu tödten, und er versprach es ihr, mit dem Entschluß, sich sodann ebenfalls das Leben zu nehmen, ein Gedanke, der ihn schon oft beschäftigt hatte. Sie führten ihr schreckliches Vorhaben am 21. Nov. 1811 aus. Ihre Leichname wurden an der Stelle, wo sie gestorben waren (in der Nähe von Potsdam), neben einander beerdigt.

Aus dieser Darstellung wird es deutlich, daß nicht unglückliche Liebe, wie von mehrern Seiten behauptet worden ist, die Veranlassung zu der schrecklichen That war; eben so wenig war es der hoffnungslose Schmerz über die Schmach des Vaterlands, obgleich dieser allerdings nicht wenig dazu beigetragen hatte, die düstre, krankhafte Stimmung des Dichters zu steigern; der nächste Grund, der ihn dem Tod zuführte, war ohne Zweifel die Verkennung seines Werths und vor Allem die Noth und die Hülflosigkeit, der er sich Preis gegeben sah, da er keine Aussicht auf Unterstützung von Seiten des Staates hatte.

Wir werden bei einem so unbeständigen Leben, einem so zerrissenen, mit sich und der Welt zerfallenen Gemüth, einer vielfach zerrütteten Gesundheit keine vollendeten Kunstwerke erwarten dürfen; allein Kleists Talent war so großartig, daß er bei allen diesen niederdrückenden Verhältnissen Dichtungen schuf, die trotz ihrer zahlreichen und bedeutenden Mängel doch unsere Bewunderung verdienen, und vielleicht hätten wir noch Bedeutenderes von ihm, wenn er nicht vor seinem Tode alle seine Papiere vernichtet hätte. Sein

erster Versuch „Die Familie Scharffenstein“ (Bern 1803) bewies trotz seiner großen Mängel doch schon großes Talent für dramatische Entwickelung und Gestaltung. Nur ist der Stoff zu grauenhaft, und wird durch die krankhafte Stimmung des Dichters, die überall durchbricht, noch widriger. Er hatte dieses Trauerspiel wohl schon im J. 1801 verfaßt. Im folgenden Jahre dichtete er „den zerbrochenen Krug“*), den er jedoch später noch einmal umarbeitete und der erst im J. 1811 (zu Berlin) im Druck erschien. Kleist hat in diesem Lustspiel für diese in Deutschland so sehr vernachlässigte Gattung das größte Talent an den Tag gelegt, und es ist ein wahres Unglück für unsere Literatur, daß seine traurigen Lebens- und Gemüthsverhältnisse ihn von der weiteren Bearbeitung des Lustspiels entfernt hielten; denn der „Amphitryon“ (Dresd. 1807) kann nicht in Anschlag gebracht werden, da er nur nach dem Französischen des Molière bearbeitet ist, den er zudem in keiner Weise erreicht. „Der zerbrochene Krug“ ist dagegen ein wahres Meisterwerk, und ohne Zweifel eines der tüchtigsten deutschen Lustspiele, wenn nicht das beste. Es erscheint um so bewundernswürdiger, als der Dichter den Gegenstand in einer Weise aufgegriffen hat, die der dramatischen Behandlung zu widerstreben scheint. Er stellt uns nämlich darin, wie schon Göthe richtig bemerkt hat (Riemer, Mittheilungen 2, 661), nicht eine Handlung dar, die sich vor unsern Augen und Sinnen entfaltet, sondern er setzt diese als vergangen voraus und läßt sie sich dann nach und nach enthüllen, indem er das Ganze in das Gewand einer gerichtlichen Verhandlung einkleidet. Der Richter Adam wird in einem nächtlichen Besuch bei einer jungen Bauerndirne, die er durch Drohungen zu gewinnen sucht, gestört, er muß zum Fenster hinausspringen, wobei er einen Krug zerbricht, die Perrücke verliert und sich schwer verletzt. Eva will der Mutter nicht gestehen, wer den Krug zerbrochen hat, sie läßt dieselbe bei dem Glauben, es sei ihr Liebhaber Ruprecht gewesen, und da dieser es nicht eingestehen will, verklagt ihn die Mutter bei dem Richter, bei welchem der Gerichtsrath Walter eben eingetroffen ist, um Visitation zu halten. So einfach und unbedeutend der Gegenstand ist, so weiß ihn der Dichter auf das Trefflichste so zu entwickeln, daß er fortwährend an Interesse gewinnt. Der Richter, welcher zugleich eigentlich Beklagter ist, bringt eben dadurch, daß er die Schuld stets auf einen Andern zu schieben bemüht ist, immer mehr Licht in die verwickelte Angelegenheit, bis endlich seine Schuld unzweifelhaft da steht. Die Charaktere sind mit bewundernswürdiger Sicherheit und Wahrheit gezeichnet, jede Schilderung und Erzählung ist von der höchsten Anschaulichkeit, und obgleich in der That die Handlung nicht vorschreitet, da ja mit Ausnahme der ersten Scenen das Ganze nur eine gerichtliche Verhandlung ist, so glauben wir doch eine rasch sich entwickelnde Begebenheit zu sehen, weil der Dichter die Vorgänge der eigentlichen Handlung mit überraschender Meisterschaft als Beweismittel in den Gang des Prozesses zu bringen weiß, so daß dieser selbst den Schein einer fortschreitenden Handlung gewinnt. Die Sprache ist vortrefflich, der Vers eigenthümlich und im höchsten Grade angemessen behandelt, der Dialog ist lebhaft und entwickelt sich natürlich, und es ist an demselben nur das zu tadeln, daß, wie schon Tieck in der Vorrede zu „Kleists gesammelten Schriften“ (3 Bde. Berl. 1826) bemerkt, „die Personen sich einzelne Worte vom Munde wegfangen, schnell in Frage und Antwort ein kurzes Mißverständniß wie in Zerstreuung fortsetzen, und auf diese Weise ein zum Dialog nicht gehörendes Gespräch fortführen“, was allerdings, wenn es mit der größten Mäßigung gebraucht wird, von komischem Effecte ist, aber bei häufiger Wiederholung langweilig wird und leicht unangenehm berührt.

Das nachfolgende Trauerspiel „Penthesilea“ (Tüb. 1808) ist reich an erhabenen Ideen und ächt poetischer Darstellung, aber in der Anlage durchaus verfehlt. Die Erfindung ist unnatürlich, die Entwickelung bewegt sich in schrankenloser Willkür, und endlich ist trotz des antiken Stoffs und des Strebens, auch antikes Leben darzustellen, der Geist und die Gesinnung, die das Trauerspiel durchzieht, in auffallender Weise modern. Man bemerkt hier schon den unglücklichen Einfluß der romantischen Poesie, welche Kleist, als er den „zerbrochenen Krug“ dichtete, noch nicht einmal dem Namen nach kannte, wie wir aus Zschokke's Bericht in seiner „Selbstschau“ wissen.

Auch in dem Ritterschauspiel „Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe“ (Berl. 1810) ist dieser Einfluß sichtbar; doch sind die Mängel dieses vortrefflichen Dramas zum großen Theil auf die eigenthümliche Gemüthsstimmung des Dichters zu setzen. Der Stoff erinnert einigermaßen an die herrliche Erzählung von der Griseldis, ist aber in durchaus neuer und selbstständiger Weise aufgefaßt. Käthchen, die Enkelin des Waffenschmieds Theobald, der sie als seine Tochter erzieht, ist die Tochter des Kaisers, der ihre Mutter einst verführt hatte, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Als Käthchen zur Jungfrau herangewachsen war, wurde sie von einer wunderbaren Leidenschaft zum Grafen von Strahl ergriffen; sie folgt ihm überall hin, ob er sie gleich beinahe unmenschlich mißhandelt, um sie von sich fern zu halten, weil er im Begriff ist, sich mit Kunigunde von Thurneck zu vermählen. Diese stellt ihr grausam nach; aber Käthchen entgeht unbewußt den ihr gelegten Fallstricken, und da endlich der Kaiser Käthchen, von dessen Dasein er übrigens bis dahin Nichts gewußt hatte, anerkennt, vermählt sich der Graf von Strahl mit ihr. Dies ist in den kürzesten Zügen der Inhalt des Schauspiels. Als Ganzes betrachtet, ist das Drama nichts weniger als gelungen zu nennen. Die einzelnen Theile stehen nicht

*) H. Zschokke erzählt in seiner Novelle gleichen Namens und in der „Selbstschau“, welchem Umstand dieses Lustspiel seine Entstehung verdankt. Er befand sich nämlich zu gleicher Zeit wie Kleist und Ludwig Wieland, der Sohn des Dichters, in Bern, und alle Drei hatten genauere Bekanntschaft geschlossen. In Zschokke's Zimmer befand sich ein hübscher Kupferstich mit der Unterschrift „La cruche cassée“, der bei seiner schönen Composition die Aufmerksamkeit der drei Freunde oft auf sich zog, und sie endlich zu dem Entschlusse bewegte, den Gegenstand jeder nach seiner Art dichterisch zu bearbeiten. Zschokke schrieb die genannte Erzählung, Wieland eine Satyre, und Kleist das Lustspiel, welches den Preis davon trug. — Ob Wielands Satyre gedruckt worden ist, ist uns unbekannt; selbst Zschokke, den wir darum befrugen, konnte keine Auskunft darüber ertheilen.

in hinlänglichem Zusammenhang zu einander; so schließt sich namentlich der fünfte Act nicht eng genug an das Ende des vierten an. Das Stück geht öfters zu sehr ins Breite und es herrscht eine große Ungleichheit in der Behandlung: es sind beinahe nur die Scenen, in welchen das Käthchen vorkommt, mit Liebe gearbeitet, aber diese sind freilich trefflich. Der Charakter Käthchens ist durchaus vollendet; ihr Verhältniß zum Grafen von Strahl rein poetisch und trotz der großen Schwierigkeit meisterhaft durchgeführt. Es war ein kühner Gedanke, die dämonische Macht der Liebe auf das Gemüth eines in Schönheit und Unschuld prangenden Mädchens zu zeigen, das sein ganzes Selbst in der Persönlichkeit des Geliebten aufgehen läßt, und nur einem großen Dichter konnte es gelingen, dieses Verhältniß bis zur äußersten Grenze zu führen, ohne daß der Charakter des Mädchens an Naivetät, Wahrheit und Reinheit verlor. Solche Erscheinungen mögen allerdings in der Wirklichkeit selten sein, und sie setzen in den Personen eine eigenthümliche Reizbarkeit voraus, die Kleist auch dadurch begründet hat, daß er sein Käthchen als Somnambüle darstellt. — Der Charakter Kunigundens ist dagegen unwahr, sie ist viel zu grell gehalten und wird beinahe moralisch und physisch zur Carricatur; die übrigen Charaktere sind mit Ausnahme des alten Theobald allzuflüchtig behandelt.

Die „Hermannsschlacht" ist aus dem Drange hervorgegangen, seinem Volke ein Bild dessen zu zeigen, was es sein könnte und sein sollte; es ist daher auch, wie Tieck richtig bemerkt, weniger ein Gemälde der Vorzeit, als der Gegenwart. Uebrigens konnte Kleist auch hier seiner Sucht nach dem Sonderbaren nicht Meister werden.

Das letzte Werk des Dichters, „Prinz Friedrich von Homburg", verbindet die höchsten Schönheiten mit den auffallendsten Mängeln. Die Anlage ist durchaus unglücklich, da das Ganze darauf beruht, daß der Held des Stücks ein Nachtwandler ist. Der Mangel an inniger Verbindung der einzelnen Theile ist noch auffallender als in dem „Käthchen"; beinahe zwischen jeder Scene ist eine Lücke. Die Charaktere sind im Ganzen vortrefflich geschildert, und namentlich verdienen der Churfürst und die Prinzessin Natalie alle Bewunderung. In dem „Prinzen von Homburg" hat sich Kleist wahrscheinlich unwillkürlich selbst gezeichnet. Das zerstreute Wesen, das ihm so manchen Verdruß im Leben bereitete, findet sich auch beim Prinzen wieder. Die Scene, in welcher der Prinz, zum Tod verurtheilt, knieend um sein Leben fleht, erinnert an die oben mitgetheilte Verhandlung des Dichters mit F. v. Raumer. Aber wie dies ein Flecken im Leben des Dichters ist, so ist es dieser Zug im Charakter des Prinzen noch weitaus größer, da er die Heldengröße desselben vollständig vernichtet, und ihn lächerlich, beinahe verächtlich macht. Zwar findet er sich später wieder, aber der Makel, der auf ihm liegt, kann dadurch nicht ausgelöscht werden. So macht das Stück oft eine widrige Wirkung, und wenn wir auch eben so oft durch die vortrefflichsten Stellen überrascht werden, so ist der Gesammteindruck doch keineswegs erfreulich.

Aus dem „Käthchen von Heilbronn".

Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.

Käthchen (liegt und schläft). Der Graf vom Strahl (tritt auf).

Graf vom Strahl.
Käthchen! schläfst du?

Käthchen.
Nein, mein verehrter Herr. (Pause.)

Graf vom Strahl.
Und doch hast du die Augenlieder zu.

Käthchen.
Die Augenlieder?

Graf vom Strahl.
Ja; und fest dünkt mich.

Käthchen.
— Ach, geh!

Graf vom Strahl.
Was! Nicht? Du hätt'st die Augen auf?

Käthchen.
Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;
Ich seh' dich ja, wie du zu Pferde sitzest.

Graf vom Strahl.
So! — Auf dem Fuchs — nicht?

Käthchen.
Nicht doch! Auf dem Schimmel.
(Pause.)

Graf vom Strahl.
Wo bist du denn, mein Herzchen? Sag mir an.

Käthchen.
Auf einer schönen grünen Wiese bin ich
Wo alles bunt und voller Blumen ist.

Graf vom Strahl.
Ach, die Vergißmeinnicht! Ach, die Kamillen!

Käthchen.
Und hier die Veilchen; schau! ein ganzer Busch.

Graf vom Strahl.
Ich will vom Pferde niedersteigen, Käthchen,
Und mich in's Gras ein wenig zu dir setzen.
— Soll ich?

Käthchen.
Das thu, mein hoher Herr.

Graf vom Strahl (als ob er riefe).
He, Gottschalk! —
Wo laß ich doch das Pferd? — Gottschalk! Wo bist du?

Käthchen.
Je, laß es stehn. Die Liese läuft nicht weg.

Graf vom Strahl (lächelt).
Meinst du? — Nun denn, so sei's!
(Pause; er rasselt mit seiner Rüstung.)
Mein liebes Käthchen.
(Er faßt ihre Hand.)

Käthchen.
Mein hoher Herr!

Graf vom Strahl.
Du bist mir wohl recht gut?

Käthchen.
Gewiß! Von Herzen.

Graf vom Strahl.
Aber ich — was meinst du?
Ich nicht.

Käthchen (lächelnd).
O Schelm!

Graf vom Strahl.
Was, Schelm! Ich hoff' —?

Käthchen.
O geh! —
Verliebt ja, wie ein Käfer, bist du mir.

Graf vom Strahl.
Ein Käfer! Was! Ich glaub' du bist —?

Käthchen.
Was sagst du?

Graf vom Strahl (mit einem Seufzer).
Ihr Glaub' ist wie ein Thurm so fest gegründet! —

Sei's! Ich ergebe mich darin. — Doch, Käthchen,
Wenn's ist, wie du mir sagst —

Käthchen.

Nun? Was beliebt?

Graf vom Strahl.

Was, sprich, was soll draus werden?

Käthchen.

Was draus soll werden?

Graf vom Strahl.

Ja! hast du's schon bedacht?

Käthchen.

Je nun.

Graf vom Strahl.

— Was heißt das?

Käthchen.

Zu Ostern über's Jahr wirst du mich heuern.

Graf vom Strahl (das Lachen verbeißend).

So! Heuern! In der That! Das wußt' ich nicht!
Kathrinchen, schau! — Wer hat dir das gesagt?

Käthchen.

Das hat die Mariane mir gesagt.

Graf vom Strahl.

So! Die Mariane! Ei! — Wer ist denn das?

Käthchen.

Das ist die Magd, die sonst das Haus uns fegte.

Graf vom Strahl.

Und die, die wußt' es wiederum — von wem?

Käthchen.

Die sah's im Blei, das sie geheimnißvoll
In der Sylvesternacht mir zugegossen.

Graf vom Strahl.

Was du mir sagst! Da prophezeite sie —?

Käthchen.

Ein großer, schöner Ritter würd' mich heuern.

Graf vom Strahl.

Und nun meinst du frischweg, das sei ich?

Käthchen.

Ja, mein verehrter Herr. (Pause.)

Graf vom Strahl (gerührt).

— Ich will dir sagen,
Mein Kind, ich glaub', es ist ein Anderer.
Der Ritter Flamberg. Oder sonst — Was meinst du?

Käthchen.

Nein, nein!

Graf vom Strahl.

Nicht?

Käthchen.

Nein, nein, nein!

Graf vom Strahl.

Warum nicht? Rede!

Käthchen.

— Als ich zu Bett' ging, da das Blei gegossen,
In der Sylvesternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär', was mir die Mariane sagte,
Mögt er den Ritter mir im Traume zeigen.
Und da erschienst du ja, um Mitternacht,
Leibhaftig wie ich jetzt dich vor mir sehe,
Als deine Braut mich liebend zu begrüßen.

Graf vom Strahl.

Ich wär' dir —? Herzchen! Davon weiß ich nichts.
— Wann hätt' — ich dich?

Käthchen.

In der Sylvesternacht —
Wenn wiederum Sylvester kommt, zwei Jahr.

Graf vom Strahl.

Wo? In dem Schloß zu Strahl?

Käthchen.

Nicht! In Heilbronn;
Im Kämmerlein, wo mir das Bette steht.

Graf vom Strahl.

Was du da schwatz'st, mein liebes Kind. — Ich lag,
Und obenein todkrank, im Schloß zu Strahl.

(Pause. — Sie seufzt, bewegt sich, und lispelt etwas.)

Graf vom Strahl.

Was sagst du?

Käthchen.

Wer?

Graf vom Strahl.

Du!

Käthchen.

Ich? Ich sagte nichts. (Pause.)

Graf vom Strahl (für sich).

Seltsam, beim Himmel! In der Sylvesternacht —

(Er träumt vor sich nieder.)

— Erzähl' mir doch etwas davon, mein Käthchen!
Kam ich allein?

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.

Graf vom Strahl.

Nicht? — Wer war bei mir?

Käthchen.

Ach, so geh!

Graf vom Strahl.

So rede!

Käthchen.

Das weißt du nicht mehr?

Graf vom Strahl.

Nein, so wahr ich lebe!

Käthchen.

Ein Cherubim, mein hoher Herr, war bei dir,
Mit Flügeln, weiß wie Schnee, auf beiden Schultern,
Und Licht, o Herr! das funkelte! das glänzte! —
Der führt' an seiner Hand dich zu mir ein.

Graf vom Strahl (starrt sie an).

So wahr als ich will selig sein, ich glaube,
Da hast du Recht!

Käthchen.

Ja, mein verehrter Herr!

Graf vom Strahl (mit beklemmter Stimme).

Auf einem härnen Kissen lagst du da,
Das Betttuch weiß, die woll'ne Decke roth?

Käthchen.

Ganz recht! so war's!

Graf vom Strahl.

Im bloßen leichten Hemdchen?

Käthchen.

Im Hemdchen? — Nein.

Graf vom Strahl.

Was! Nicht?

Käthchen.

Im leichten Hemdchen?

Graf vom Strahl.

Mariane, riefest du?

Käthchen.

Mariane, rief ich!
Geschwind! Ihr Mädchen! Kommt doch her! Christine!

Graf vom Strahl.

Sah'st groß mit schwarzem Aug' mich an?

Käthchen.

Ja, weil ich glaubt', es wär' ein Traum.

Graf vom Strahl.

Stiegst langsam,
An allen Gliedern zitternd, aus dem Bett,
Und sankst zu Füßen mir —?

Käthchen.

Und flüsterte —

Graf vom Strahl (unterbricht sie).

Und flüstertest: mein hochverehrter Herr!

Käthchen (lächelnd).

Nun! Siehst du wohl? — Der Engel zeigte dir —

Graf vom Strahl.

Das Mal. — Schützt mich, ihr Himmlischen! Das hast du?

Käthchen.

Je, freilich!

Graf vom Strahl (reißt ihr das Tuch ab).

Wo? Am Halse?

Käthchen (bewegt sich).

Bitte, bitte.

Graf vom Strahl.
O ihr Urewigen! — Und als ich jetzt
Dein Kinn erhob, in's Antlitz dir zu schauen?

Käthchen.
Ja da kam die unselige Mariane
Mit Licht — und alles war vorbei;
Ich lag im Hemdchen auf der Erde da,
Und die Mariane spottete mich aus.

Graf vom Strahl.
Nun steht mir bei, ihr Götter! ich bin doppelt!
Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht!
(Er läßt sie los und springt auf.)

Käthchen (erwacht).
Gott, meines Lebens Herr! Was widerfährt mir!
(Sie steht auf und sieht sich um.)

Graf vom Strahl.
Was mir ein Traum schien, nackte Wahrheit ist's!
Im Schloß zu Strahl, todkrank am Nervenfieber,
Lag ich danieder, und hinweggeführt
Von einem Cherubim, besuchte sie
Mein Geist in ihrer Klause zu Heilbronn!

Käthchen.
Himmel! Der Graf!
(Sie setzt sich den Hut auf und rückt das Tuch zurecht.)

Graf vom Strahl.
Was thu' ich jetzt? Was lass' ich?
(Pause.)

Käthchen (fällt auf ihre beiden Kniee nieder).
Mein hoher Herr, hier lieg' ich dir zu Füßen,
Gewärtig dessen, was du mir verhängst!
An deines Schlosses Mauer fandst du mich,
Trotz des Gebots, das du mir eingeschärft;
Ich schwör's, es war ein Stündchen nur zu ruhn,
Und jetzt will ich gleich wieder weiter gehn.

Graf vom Strahl.
Weh mir! Mein Geist, vom Wunderlicht geblendet
Schwankt an des Wahnsinns grausem Hang umher!
Denn wie begreif' ich die Verkündigung,
Die mir noch silbern wiederklingt im Ohr,
Daß sie die Tochter meines Kaisers sei?

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Wie der Herausgeber der poetischen Schriften Werners*) mit Recht bemerkt, sind bei diesem Dichter mehr als bei irgend einem andern die Persönlichkeit und die Schriften unzertrennlich, indem sie sich wechselseitig erklären und ergänzen; wir müssen daher die Geschichte seines Lebens etwas ausführlicher berichten.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. zu Königsberg am 18. Nov. 1768, verlor seinen Vater frühzeitig, so daß seine Erziehung ganz von seiner Mutter geleitet wurde, einer trefflichen und geistreichen, aber in religiöser Beziehung überspannten Frau, deren mächtiger Anregung er die frühe Neigung zur Poesie und zur religiösen Beschaulichkeit verdankte, die jedoch die ungezügelte Sinnlichkeit des Jünglings nicht zurückzudrängen vermochte, so daß er sich schon früh einem ungeregelten Leben hingab. Im J. 1784 bezog er die Hochschule seiner Väterstadt, um die Rechts- und Staatswissenschaft zu studiren, doch besuchte er auch die philosophischen Vorlesungen des großen Kant mit Eifer und Erfolg. Im J. 1793 wurde er zum Kriegs- und Domänensecretär in Petrikau (Südpreußen) ernannt, in welcher Eigenschaft er später an mehrere andere Orte, so nach Warschau, versetzt wurde. Dort schloß er sich an Mnioch und Hitzig an, namentlich aber an seinen Landsmann E. T. A. Hoffmann; aber das

*) „Z. Werners ausgewählte Schriften". 12 Bde. Grimma 1840.



A. v. C. LAUFER.

Werner

Zusammenleben mit diesen geistreichen Männern konnte ihn doch nicht abhalten, immer tiefer in Liederlichkeit zu versinken. Drei leichtsinnig geschlossene Ehen wurden eben so leichtsinnig gelöst, die letzte in Berlin*), wohin er im J. 1805 als Geheimer Secretär auf Schillers Anregung versetzt worden war, der die „Söhne des Thales" in der Handschrift gelesen und das große Talent Werners erkannt hatte. In Berlin trat er mit den bedeutendsten Männern in Verbindung, mit Fichte, J. v. Müller, A. W. Schlegel, Alex. v. Humboldt, Iffland u. A.; seine Dramen wurden mit Beifall aufgeführt, und so hätte er glücklich und geachtet leben können, wenn er sich nicht auch hier der wildesten Genußsucht hingegeben hätte. Da er durch den Tod seiner Mutter im J. 1804 ein nicht unbedeutendes Vermögen geerbt hatte, gab er 1807 seine Entlassung. Er verließ Berlin und durchstreifte Deutschland, die Schweiz und Frankreich, indem er sich an den bedeutendsten Orten immer längere und kürzere Zeit aufhielt, namentlich da, wo er seiner Sinnlichkeit am leichtesten fröhnen konnte. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, erhielt er (1809) vom Fürsten Primas von Dalberg eine Pension, vom Großherzog von Hessen den Hofrathstitel. Ende des nämlichen Jahres reiste er nach Rom, wo er 1811 zuerst heimlich und dann öffentlich zum Katholicismus

*) „Ich bin wohl kein böser Mensch", schrieb er an Hitzig, „aber ein Schwächling in vieler Rücksicht (denn Gott stärkt mich auch in manchen), ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich; Du weißt's ja! Immer in meinen Phantasien, in Geschäften; hier nun vollends in Komödien, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freude. Sie ist unschuldig! Auch ich bin es vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?" Man sieht aus diesen Zeilen, daß sich bei ihm schon damals die Frömmigkeit ganz gut mit zügellosem Leben verband.

übertrat und Theologie studirte. Nachdem er von Rom aus die wichtigsten Städte Italiens besucht hatte, kehrte er im J. 1813 nach Deutschland zurück, hielt sich zuerst eine Zeitlang in Frankfurt auf, trat sodann im Januar 1814 in das Priesterseminar zu Aschaffenburg, wo er im Juni zum Priester geweiht wurde. Von dort ging er nach Wien, wo er zur Zeit des Congresses unter großem Beifall predigte, der ihn bewog, sich auch anderwärts hören zu lassen, in Ungarn, Steyermark, sogar in Venedig. In den Jahren 1816 und 1817 lebte er zu Kaminiec in Podolien, wo er zum Ehrendomherrn des dortigen Kapitels ernannt wurde, worauf er sich wieder nach Wien wendete. Dort trat er 1821 in den Orden der Redemptoristen, den er jedoch bald wieder verließ, um sich, wie bis dahin, ganz der Kanzelberedtsamkeit zu widmen; er predigte mit zusammenbrechendem Körper, aber mit ungeschwächter Geisteskraft bis wenige Tage vor seinem Tode, und starb in Folge eines Lungenübels am 17. Januar 1823.

Man hat oft und mit Bitterkeit behauptet, Werner habe die Religion seiner Väter aus äußeren und nicht den ehrenvollsten Gründen abgeschworen; allein es ist diese Behauptung durchaus unrichtig und beruht auf der vollständigsten Verkennung seines Wesens. Er war von Natur, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „religiös organisirt“*), d. h. zum Mysticismus geneigt, wodurch er mit seiner sinnlichen Natur in unaufhörlichen Widerspruch gerieth, so daß er nur in derjenigen Kirche zur Ruhe gelangen konnte, die ihm äußere Gnadenmittel darbot, auf die er daher auch immer den höchsten Werth setzte. Werner war schon lange katholisch, ehe er nur daran dachte, es zu werden; er war es schon, als er seinen „Martin Luther“ dichtete. So vereinigte sich seine mystische Anlage mit den besondern Verhältnissen, um ihn jener Kirche in die Arme zu führen. Diese mystische Anlage fand aber reiche Nahrung in den Schriften der Romantiker, zu denen er sich je länger je mehr hinneigte. Er theilte ihre dem Mittelalter entnommenen religiösen und kirchlichen Ideen und, was eine Glanzseite seines Charakters bildet, ihre nationale und patriotische Gesinnung, die freilich auch bei ihm unklar war und sich hauptsächlich als Franzosenhaß kundgab.

Selbst in formeller Beziehung wurden sie seine Muster. Wie sie, suchte er die Eigenthümlichkeiten Calderons und Shakspeare's mit einander zu verschmelzen, d. h. die zwei entschiedensten Gegensätze; wie sie, suchte er in seinen Dramen die eigentliche Handlung in eine fremde, geistige oder wunderbare Welt zu versetzen; wie bei ihnen, sind die Personen seiner Stücke in der That nur allegorische Bezeichnungen irgend einer mystischen Anschauung. Den besondern Einfluß Tiecks nimmt man namentlich darin wahr, daß er, wie dieser, die mannigfaltigsten lyrischen und epischen Formen gebraucht und in diesen noch willkürlicher verfährt, als sein Vorbild.

Aber Werner hatte unbestreitbar großes dramatisches Talent; er besaß eine reiche, bewegliche Phantasie, die Gabe der Gestaltung, wenn er sie gebrauchen wollte, oder vielmehr, wenn seine mystischen Ideen ihm die Anwendung dieses Talents erlaubten; endlich besaß er eine seltene Kraft des Ausdrucks, die nur zu oft in dem Haschen nach alterthümlicher Sprache untergeht. So bieten seine Dramen viel Großes, Kräftiges und Originelles neben Unklarem, Excentrischem und selbst Läppischem.

Sein erstes Drama, das auf Schiller so mächtigen Eindruck machte, „Die Söhne des Thales“, ist auch im Ganzen sein bestes. Es besteht aus zwei Abtheilungen, „Die Templer auf Cypern“ (Berl. 1803) und „Die Kreuzesbrüder“ (Eb. 1804), wovon die erste, obgleich sie in der That nur Exposition der zweiten ist, und daher beinahe ohne alle Handlung sich entwickelt, doch den größeren poetischen Werth hat, und namentlich durch tüchtige Zeichnung bedeutender Charaktere sich auszeichnet, auch weniger ins Mystische verfällt, als die „Kreuzesbrüder“. Unter diesem Namen bezeichnet Werner eine geheime Gesellschaft, die alle bekannten Religionen des Alterthums und der spätern Zeit zu einer Universalreligion verbinden will, für welche Werner später den Katholicismus erkannte. Daß die Freimaurerei, in die er sich hatte aufnehmen lassen, einen bedeutenden Einfluß auf die Bearbeitung der „Söhne des Thales“ ausübte, ist wohl nicht zweifelhaft.

Auf diese folgte „Das Kreuz an der Ostsee“ (Berl. 1806) oder vielmehr der erste Theil dieses Trauerspiels, mit dem besondern Titel „Die Brautnacht“. Ein zweiter Theil ist nicht erschienen. Das Ganze sollte die Verbreitung des Christenthums in Preußen darstellen. Wenn der erste Theil auch nur eine Exposition sein sollte, wie „Die Templer auf Cypern“ in den „Söhnen des Thales“, so steht er doch weit höher als die „Templer“, da er eher als abgeschlossenes Ganze betrachtet werden kann. Die Charakteristik der drei in dem Drama auftretenden Nationen, der heidnischen Preußen, der zwar christlichen, aber noch barbarischen Polen und der christlich ritterlichen Deutschen ist dem Dichter vortrefflich gelungen und manche einzelne Charaktere sind glücklich gezeichnet. Dagegen sehen wir schon das Auftauchen der Schicksalsidee in dem Bischof Adalbert, der, obgleich ein Gespenst, doch die Handlung leitet. „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ (Berl. 1807) zeigt uns den Dichter zum Theil noch auf protestantischem Boden, und zwar erscheint er in seinen Aeußerungen über das Pabstthum oft beinahe fanatisch; nichts desto weniger ist der Geist, der das Ganze durchweht, schon entschieden mystisch katholisch. Catharina Bora ist eine von jenen verzückten Jungfrauen, von denen die katholische Kirche so viel zu erzählen weiß; Luther selbst ist zwar an denjenigen Stellen, wo der Dichter der historischen Ueberlieferung folgt, wahr und kräftig gezeichnet, im Ganzen aber hat er eher den Charakter eines phantastischen, in unklare Mystik versunkenen Ordensstifters als den eines lebenskräftigen Reformators. Der Dichter hätte daher kaum nöthig gehabt, später für dieses Drama Buße zu thun und ihm das lyrisch-allegorische Gedicht „Die Weihe der Unkraft“ (Ff. 1814) entgegenzusetzen, welche nicht besser bezeichnet werden kann, als wenn man den Titel auf den Dichter bezieht. Von weit höherem Werth ist das Trauerspiel „Attila, König der Hunnen“ (Berl.

*) Brief an Chamisso v. 14. Febr. 1808 in Dorows Denkschriften 1, 93.

1808). Der Held des Dramas ist mit fester Hand gezeichnet, und die Handlung entwickelt sich mit größerer Sicherheit, als in den früheren Stücken. Doch fehlt es auch hier nicht an grausenhaften Erscheinungen und mystischen Zuthaten, die leicht hätten entbehrt werden können, wodurch die Tragödie künstlerisch vollendeter geworden wäre, da die Einführung fehlerhafter und überflüssiger Motive eben so tadelnswerth ist als der Mangel an Motivirung der Begebenheiten. Denselben Fehler theilt auch „Wanda, Königin der Sarmaten" (Tüb. 1810), die im Einzelnen des Trefflichen viel enthält; namentlich ist die Liebe der Königin und des Heldenjünglings Rüdiger mit glühenden Farben und hinreißender Wahrheit dargestellt, und der Kampf Wanda's zwischen Liebe und Entsagung ist eben so glücklich motivirt als durchgeführt. Man hat dem Schauspiel: „Die heilige Kunegunde" (Lpz. 1815) großes Lob ertheilt; wir können damit nicht übereinstimmen, vielmehr finden wir, daß dieses Drama den vorigen in jeder Beziehung nachsteht. Die Darstellung, die alterthümlich, naiv-gemüthlich sein soll, ist geziert und zu wenig gehoben, sie erinnert beinahe an den Wachtmeister in „Wallensteins Lager". Die Composition ist willkürlich und unzusammenhängend, der Dialog abgerissen und entwickelt sich nicht mit Nothwendigkeit; die Gedanken sind gewöhnlich und wiederholen sich. Man bemerkt bald, daß dem Dichter nicht ein poetischer Drang, sondern seine religiösen Anschauungen geleitet haben. In eben demselben Geiste ist die „Mutter der Makkabäer" (Wien 1820) gedichtet, in welchem der Dichter das Märtyrerthum verherrlichen wollte, aber seinem Zweck gerade dadurch die Spitze gebrochen und den Eindruck vernichtet hat, daß er uns nach einander acht Märtyrer vorführt.

Bei allen den schon angedeuteten Vorzügen würde Werner doch ohne Einfluß auf die Entwickelung des Dramas geblieben sein, weil seine Dramen bei ihrer unklaren und mystischen Haltung trotz des scenischen Pomps, der sich in den meisten im Uebermaße findet, doch bei der Darstellung keine eingreifende Wirkung hervorbringen konnten, wie sie denn im Ganzen nur selten aufgeführt wurden. Er hat aber noch ein Trauerspiel gedichtet, welches eine ganze Gattung von Dramen, die sogenannte Schicksalstragödie, hervorrief. Es ist dies der berühmte „Vierundzwanzigste Februar" (schon 1810 oder 1811 gedichtet, aber erst später gedruckt Altenb. 1815), bei dem wir daher etwas länger verweilen müssen. In einer abgelegenen Hütte auf der Grimsel lebt der Bauer Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude in den elendesten Umständen. Früher wohlhabend, waren sie durch Unglücksfälle jeglicher Art so sehr herabgekommen, daß selbst der Verkauf der Hütte und Gefängniß auf den nächsten Tag zu erwarten ist. Kunz hatte vergeblich Hülfe gesucht; trostlos kommt er heim, und sein Weib geräth von dem Uebermaß des Elends in solche Verzweiflung, daß sie ihrem Manne sogar einen Diebstahl vorschlägt. Da kommt ein Fremder, der um ein Nachtlager bittet; da er Wein und Speisen mitgebracht hat, bringen sie den Abend zusammen mit Gesprächen zu. Kunz erzählt die Geschichte seines Unglücks. Er hat gegen den Willen seines alten Vaters geheirathet, der ihm deshalb fortwährend gezürnt und seine Frau mißhandelt habe. Einst habe er es so arg getrieben, daß Kurt im höchsten Zorne das Messer, womit er gerade eine Sense geschliffen, nach ihm geworfen habe. Zwar sei das Messer bei dessen Haupt vorübergeflogen, aber doch habe der Vater den ärgsten Fluch über die beiden Eheleute und ihre Nachkommenschaft ausgestoßen und sei dann gleich darauf vom Schlag getroffen todt hingesunken. Der Fluch sei nur zu schrecklich erfüllt worden. Trude habe einen Sohn und eine Tochter geboren. Der Sohn „der bracht' das Kains-Zeichen schon, auf dem linken Arm Mit auf die Welt — 'ne Sense blutig roth." Als das Mädchen zwei Jahre alt war, schnitt ihr der Bruder im Spiel den Hals ab, mit dem nämlichen Messer, das Kurt nach seinem Vater geworfen hatte; Kunz habe seinen Sohn unter den ärgsten Verwünschungen verstoßen. Der Knabe sei von der Mutter nach Thun zu einem Oheim geschickt worden, aber er habe nicht gut gethan, und so sei er einst am 24. Februar entlaufen; seitdem habe man Nichts mehr von ihm gehört. Auch alle früheren blutigen Thaten seien an diesem Unglückstage geschehen. Nun erzählt der Fremde seine Schicksale. Auch er hat als Kind einen Mord begangen, ist deshalb von der Heimat geflohen, hat aber nach vielen widrigen Geschicken jenseits des Meeres großes Vermögen erworben, das er nun mit seinen armen Eltern theilen will. Darauf geht der Fremde zu Bett; aber Kunz ist in der größten Unruhe; das Geld des Fremden kann ihn aus dem Elend retten, dieser ist ja nach seinem eignen Geständniß ein Mörder, es ist also nur gerechte Vergeltung, wenn er ihn tödtet. Trude, die ihr Herz zu dem Fremden hingezogen fühlt, hält ihn mit Mühe davon ab, doch will er wenigstens das Geld ihm nehmen. Als er in die Kammer tritt, erwacht der Fremde und schreit halb im Schlaf nach Hülfe; da verliert Kunz die Besinnung; er stößt das Messer, das kurz vorher von der Wand herabgefallen war, dem Fremden in die Brust, der sich nun für den todtgeglaubten Sohn zu erkennen gibt. Es war am 24. Februar. — Wir brauchen nach dieser Darstellung des Inhalts wenig mehr hinzuzufügen. Das kleine Trauerspiel ist allerdings von der größten Wirkung: der Dichter hat Alles vereinigt, um die Seele schon vorher mit Grausen zu erfüllen, ehe die blutige That geschieht: das Elend der beiden Eheleute, ihre Trostlosigkeit, die von den schrecklichen Erinnerungen bis zum Entsetzen gesteigert wird, selbst die Scene in der einsamen Hütte auf der wilden Grimsel, die Nacht, der Winter, Alles trägt dazu bei, das Gemüth des Zuschauers auf das Gräßliche vorzubereiten. Und die Macht dieser Züge und Verhältnisse, welche mit außerordentlichem Geschick entwickelt sind, macht es uns beinahe unmöglich, den schwachen Grund zu bemerken, auf dem das Ganze aufgebaut ist. Die das Ganze beherrschende Idee, daß der Fluch des Vaters „Häuser niederreißt", ist allerdings poetisch, aber die Art, wie der Fluch in Erfüllung geht, und daß er stets an demselben verhängnißvollen Tage in Erfüllung geht, daß stets das nämliche Messer zu der Ausführung der entsetzlichen Gräuel dient, das läßt sich poetisch nicht rechtfertigen, theils weil das Gräuelhafte unnöthiger Weise gehäuft ist, ohne motivirt zu sein, theils

weil die Motive so ganz äußerer Natur sind, daß sich die Ueberzeugung aufdringen muß, es sei die blutige Entwickelung nur von dem Tage und dem Messer herbeigeführt worden. Es wird diese Ueberzeugung um so mehr bestärkt, als es gegen alle Wahrscheinlichkeit ist, daß sich der Sohn nicht früher zu erkennen gegeben hat; denn er hatte nicht nur keinen Grund, dies zu verschieben (der Umstand, daß er sein Gepäck mit seinem Bedienten erst am andern Tage erwartete und er sich seinen Eltern in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen wollte, ist zu bedeutungslos), es lagen vielmehr vielfache Gründe vor, die ihn hätten drängen sollen, sich zu entdecken. Wie konnte ein gefühlvoller Sohn, und als solchen zeigt er sich fortwährend, auch nur einen Augenblick länger, als unbedingt nöthig, anstehen, seinen unglücklichen Eltern Trost zu bringen, ihnen die beruhigende Ueberzeugung zu geben, daß der Fluch, der auf ihnen ruht, durch seine kindliche Liebe besiegt werden soll? Aber so nothwendig es nach allen Umständen war, daß sich der Sohn entdeckte, wie es der Dichter oft selbst gefühlt hatte, so durfte er es nicht geschehen lassen, weil damit der vier und zwanzigste Februar seine Bedeutung verloren und das Trauerspiel unmöglich geworden wäre. Es beruht daher die Entwickelung desselben auf der Verletzung eines der ersten Gesetze der Kunst, des Gesetzes nämlich, daß die Handlungen der Personen sich naturgemäß aus ihrem Charakter entwickeln.

Aus dem „Vier und zwanzigsten Februar".

(Schluß.)

Kurt (in der Kammer zum Schlafengehen sich bereitend).

Nun denn — Gott Lob, ich bin am Ziel! —
Mein Maulthier, das am nächsten Orte
Ich wohl bepackt zurücke ließ,
Mein Knecht bringt's morgen früh — dann schließt mein Gold die Pforte
Mir auf vom ird'schen Paradies! —

(Indem er die Geldkatze vom Tische nimmt, und sie unter das Kopfende des im Hintergrunde der Kammer befindlichen Strohlagers schiebt.)

Komm, liebes Gold, durch dich ist Rückkehr mir gelungen! —
Durch Gold, das in des Abgrunds Tiefen wohnt! —
Denn ehrlich hab' ich es errungen,
Und treues Streben wird belohnt! —
Aus neuer Welt bring' ich's zur alten,
Leg' es in meiner Eltern Hand;
Dann mag Gott mit uns Allen walten! —

(Sich auf das Strohlager streckend.)

Gegrüßet sey mir, Vaterland! —

(Er schläft ein. Das Licht in der auf dem Tische in der Kammer stehenden Laterne verlischt.)

Kunz.

Er sprach: — er hab' 'nen Mord begangen! — Ey!
So ist der Kerl ja vogelfrey! —
Ein jeder kann ihn plündern, ihn berauben;
Weil die Gesetze das erlauben,
Sie heißen's gar —

Trude.

Um Gottes Willen, Mann! —

Kunz.

Ihn tödten könnt' ich — darnach kräht kein Hahn!
Beym Mörder steht das jedem frey! —

Trude.

Um Jesu Wunden! —

Kunz.

Nun,
Mach' kein Geschrey! — Ich werd' ja das nicht thun! —
Ich will ja nur — die Zeit die thut uns eilen! —
Daß er ein Räuber ist — nun, das ist sonnenklar!
Ein Zaubrer gar vielleicht! — So 'n Kerl, der bringt Gefahr
Der Eidgenossenschaft! — Den Raub mit ihm zu theilen,
Nur dazu hätt' ich Lust! —

Trude.

O laß den Frevel seyn! —

Kunz.

So soll ich springen in den See hinein,
Und gottlos Unrecht thun; — jetzt, wo mir's Recht erlaubt,
Mich, dich zu retten, wenn ich raube, was geraubt?! —
Gut, lassen wir's! — Ich kann auch sterben! —

Trude.

Nein! —

Kunz.

Soll ich —! —

Trude.

Thu' — was — du willst. —

Kunz.

So leucht' mir! —

Trude (die Lampe vom Tische nehmend).

Höllenpein! —

Kunz.

's ist Mitternacht! Das ist 'ne gute Stunde! —
Da hat man Muth; wenn auch der Vater blau
Vom Schlagfluß da liegt! — Nun was zitterst, Frau? —

Trude

(in der einen Hand die Lampe haltend, und sich mit der andern an Kunzens Arm klammernd).

O laß —

Kunz

(indem er, an Truden angeklammert, zur Kammerthür schleichend, mit dem Fuße an das zuvor auf die Erde gefallene große Messer stößt).

Hoho! Liegst du da, alter Kunde? —
Dich nehm' ich mit —

(Er hebt das Messer auf.)

Trude.

Du willst doch nicht sein Blut
Vergießen?! —

Kunz.

Nein! — Sieh, das verstehst du nicht! —
Ich bin Soldat gewesen, — sieh nur — da braucht man Vorsicht! —
So 'n scharfes Ding — es ist auf alle Fälle gut! —

(Indem er, nebst der sich immer an ihn klammernden Trude, in die Kammer tritt).

Du! — ist's nicht, als ob's hier nach Leichen riechen thut?! —

Trude.

O, komm zurück! —

Kunz.

Er schläft! — wo hat er seine Katze
Mit Geld? — Dort guckt sie vor — unter der Strohmatratze! —
Nun, nimm sie! —

Trude.

Nein! —

Kunz,

Du schämst dich? — Ja freilich, 's ist nicht fein! —
'ne Schmach ist's! — Hör', was meinst du? — Wir lassen's lieber seyn! —

Trude.

O, das gab dir ein Engel ein! —

Kunz

(indem er das Messer in die Brusttasche steckt).

Ja — laß uns schuldlos sterben! — Schuldlos? — Nein! —

(Die Wanduhr schlägt zwölf.)

Kunz

(während daß die Uhr schlägt, jeden der Schläge nachzählend).

Eins, zwey, drey, vier, fünf, sechs, sieb'n, acht, neun, zehn,
Eilf, g'nug! — Zwölf! — Keif' nicht, Alter, es ist einmahl geschehn! —

Trude (ihn zur Thüre ziehend).

O komm! —

Kunz

(die Thür leise öffnend, und sie plötzlich wieder zuziehend, indem er schaudernd zurückfährt).

Brr! —

Trude.
Gott! — Was ist dir? —
Kunz.
Da hinein kann ich nicht geh'n! —
Trude.
Warum? —
Kunz.
Hast nicht den Alten im Lehnstuhl sitzen seh'n,
Blau, mit gebrochnen Augen, nach mir herum sich dreh'n? —
Trude
(die Thür öffnend, und in die Stube hinein sehend).
's ist nichts! —
Kunz (Truden dicht an sich ziehend).
Bleib hier — mich graut! — dicht bei mir hier bleib steh'n! —
So! —
(Indem er Trudens Arme umklammert, und sie mit den seinen wie zum Bethen empor hält).
Hilf mir bethen! — Hilf mir! —
Trude
(die Lampe auf den Boden setzend, und ihre Arme mit Kunzens Armen verschlungen gefaltet empor hebend).
O, könnt' ich uns Hülf' erfleh'n! —
Kunz.
Vater unser, der mich hat verflucht! —
(zu Truden)
Sieh — wie dort der Fremde höhnisch lacht!
Aus mich lacht er, weil nur ich verflucht
Und nicht er's ist! —
Trude (ihn zur Thür ziehend).
Flieh' die düstre Macht! —
Kunz
(noch einmal die Hände zum Gebethe zusammen klammernd).
Vater! —
(Zu Truden, immer nach Kurt hinschielend.)
Horch! — Sein Gold — 's ist auch verflucht! —
Komm mit! ruft's. — Komm! ruft's durch die Mitternacht,
Wie ihm die Gletscher! — Hörst's? —
Trude.
Die Eulen schreien.
Kunz.
Nein — sein Gold ist's! — Ich soll's, ich will mich befrei'n!
Retten will mich's von der Höllenpein! —
Wie er lächelt mit den rothen Wangen — er allein
Sollt', ein Schwelger, sich des Lebens freu'n,
Reich und unverflucht und selig sein;
Und nur ich! — Hab' ich nicht Fleisch und Bein,
Bin ich Mensch, wie er, nicht; stand ich tapfer nicht in Glied und Reih'n,
Wenn der feige Mörder da Nachts sich schlich auf Räuberei'n;
Und nur ich sollt', schmachbeladen, in den Taubensee hinein,
Bloß weil ich verflucht und arm bin? — Nein!
(Sich aus Trudens Armen, die, ihn umklammernd, ihn nach der Thüre ziehen will, los arbeitend.)
Nein, mich retten muß ich — retten! Sollt's auch ewig mich gereu'n! —
(Aufschreiend und zu Kurts Strohlager hineilend.)
Herenbold, dein Gold ist mein! —
Kurt
(während daß Kunz sich über ihn hinbeugt, um ihm die Geldkatze unter dem Kopfende des Strohlagers fortzuziehen, erwachend und noch schlaftrunken aufschreiend).
Ha Diebe! — Mörder! —
Kunz
(wüthend das Messer herausreißend, und dem Kurt zwei Stiche versetzend).
Mörder selber! Du! —
Kurt.
Mich — euren Sohn — bringt ihr — zur Ruh?! —
Trude.
Mein Sohn —! —
(Kunz fährt entsetzlich zurück.)

Kurt
(mit letzter Kraftanstrengung vom Lager aufstehend, und ein Papier unter dem Brustlatze hervorziehend).
Ich bin's — da les't —! —
(Er sinkt Truden in den Arm.)
Kunz
(dem Kurt das Papier aus der Hand reißend, damit zu der auf der Erde stehen gebliebenen Lampe eilend, und das Papier aus einander faltend).
Ein Paß ist's! —
(Lesend.)
„Kurt Kuruth
„Aus Schwarebach —!" —
(Das Papier entsinkt seinen Händen.)
Ha, Verfluchter! 's ist deines Sohnes Blut! —
(Er wirft das Messer mit solcher Gewalt an den Boden, daß es zerspringt.)
Trude
(dem Kurt den linken Hemdärmel aufstreifend).
Er hat die Sens' am Arm! — Mein Sohn ist's! —
(Indem sie, den sterbenden Sohn immer im Arme haltend, ermattet auf die Knie sinkt, zu Kunz.)
Bring' ums Leben
Mich auch, du Kindermörder du —! —
Kurt (zu Kunz und Truden).
Vergeben —
Hat euch — der Vater —! — Ihr seid fluchentsühnt —! —
Kunz (vor dem Kurt hinknieend).
Und du — vergibst du? —
Kurt.
Ja —! —
Kunz.
Und Gott — vergibt er —?! —
Kurt.
Amen —! —
Trude.
Er stirbt! —
Kunz (von den Knieen aufspringend).
Wohlan — in Gottes Nahmen! —
Ich büße gern das, was ich schwer verdient! —
Ich geh' zum Blutgericht, und geb' die Mordthat an! —
Wenn ich durch's Henkerbeil bin abgethan,
Dann mag Gott richten — ihm ist Alles offenbar! —
Das war ein vier und zwanzigster Februar! —
Ein Tag ist's! — Gottes Gnad' ist ewig! Amen! —

Adam Gottlob Oehlenschläger.

Adam Gottlob Oehlenschläger, geb. am 14. Nov. 1779 zu Frederiksberg bei Kopenhagen, fühlte schon frühe großen Trieb zur dramatischen Darstellung, so daß er sich als angehender Jüngling dem Theater widmete. Er machte aber auf demselben so wenig Glück, daß er, sich selbst erkennend, den Beruf des Schauspielers aufgab und die Rechte zu studiren begann. Als Student diente er (1801) beim Angriff der englischen Flotte auf der dänischen als Fahnenjunker im akademischen Corps. Von nun an widmete er sich beinahe ausschließlich der Poesie und den Wissenschaften, die ihm für seine dichterische Bildung und seine dichterischen Bedürfnisse unerläßlich schienen, namentlich neuere Sprachen und die altnordische Geschichte. Im J. 1805 reiste er nach Deutschland, wo er mit Fichte, Schleiermacher, Göthe und Tieck bekannt wurde; er eignete sich die deutsche Sprache in solcher Vollkommenheit an, daß er mehrere seiner dänischen Dichtungen ins Deutsche übersetzte. Später ging er nach Paris, wo er sich zwei Jahre aufhielt, besuchte die Frau v. Staël in Coppet, lernte dort deren Freunde, A. W. Schlegel, Benjamin Constant, Sismondi u. Zach. Werner, kennen, reiste dann nach Italien und hielt sich längere Zeit daselbst auf, wo der An-

blick der großen Kunstwerke ihn zu seinem „Correggio" begeisterte. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1810 Professor der Aesthetik in Kopenhagen. In den Jahren 1817 und 1818 machte er eine zweite Reise nach Deutschland und Italien, im J. 1829 nach Schweden und 1833 nach Norwegen. Seit dem J. 1827 zum ordentlichen Professor an der Universität zu Kopenhagen und bald darauf zum Consistorialassessor ernannt, wurde er nach seiner Rückkehr aus Schweden zum Etatsrath und 1847 zum Conferenzrath befördert. Er starb am 21. Januar 1850.

Oehlenschläger war außerordentlich productiv*), er versuchte sich in mancherlei Gebieten der Poesie, was freilich einen Mangel der Selbsterkenntniß voraussetzt, da er nicht für alle gleiches Talent hatte. Am glücklichsten war er ohne Zweifel im Drama, ob er gleich auch in diesem schon deswegen nicht Vollendetes schaffen konnte, weil es ihm an fester Kunstbildung fehlte, weshalb er in seinen Erzeugnissen zwischen Schillerscher und romantischer Auffassung schwankte. Seine Verdienste um die dänische Literatur und insbesondere um das dänische Drama und Epos sind allerdings sehr groß, da er zur Belebung derselben wesentlich beigetragen hat, doch haben wir hier nur seine deutschen Schriften und insbesondere seine dramatischen Werke zu betrachten, worunter wir auch diejenigen begreifen, welche er zwar ursprünglich in dänischer Sprache geschrieben, aber später selbst ins Deutsche übersetzt hat. Oehlenschläger hat mehrere Gattungen des Dramas bearbeitet; er hat Lustspiele gedichtet („Freya's Altar". Berl. 1818; „Robinson in England". Stuttg. 1821; „Die Uebereilung" u. a.), er hat sich im Singspiel versucht („Die Räuberburg". Aus dem Dän. Stuttg. 1810), er hat dramatische Idyllen („Der Hirtenknabe". Amst. 1811) und dramatische Märchen („Aladdin oder die Wunderlampe". Amst. 1807; „Ludlams Höhle". Berl. 1818) gedichtet, aber am fruchtbarsten und am glücklichsten zugleich war er in der Tragödie. Namentlich sind seine Lustspiele nicht von sonderlicher Bedeutung. Wenn auch der ihnen zum Grunde liegende Gedanke nicht übel ist, wie in der „Uebereilung" und noch mehr im „Robinson", so ist dagegen die Ausführung schwach, die Charakteristik zum Theil verfehlt; so macht der junge Karaibe im „Robinson" mit seiner ganz europäischen Civilisation einen oft komischen, meist aber einen unangenehmen Eindruck. Unter seinen Trauerspielen zeichnen sich diejenigen aus, in denen er die nordische Heldenzeit darstellt, deren Charakter er nicht ohne Glück auffaßt; besonders gelingt ihm die Schilderung der wilden Naturkraft, so im „Hakon Jarl" (Stuttg. 1809), „Palnatoke" (Ebd. 1819), dem dänischen Wilhelm Tell, und im „Torstenkiold" (aus dem Dän. Kassel 1823). Wie schon im „Hakon Jarl", so bemerkt man auch in „Axel und Walburg" (Tüb. 1810) den Einfluß der Romantiker, von dem er sich aber später immer entschiedener zu befreien sucht. Neben dem letztgenannten Stück hat das dramatische Gedicht „Aladdin" zur Zeit seines Erscheinens großes Glück gemacht, und wurde besonders von der Schlegelschen Schule ausgezeichnet, weil es schon in der Wahl des Stoffes den Ansichten derselben entsprach. Und allerdings enthält es viel Schönes, der Dichter zeigt darin eben so viel Phantasie als komische Laune; allein es verfällt auch in den Erbfehler der Romantiker, d. h. der Dichter weiß sich nicht zu mäßigen, er wird breit, selbst matt und langweilig, indem er Untergeordnetes und Unbedeutendes weit ausspinnt, weil er darin irgend eine poetische Idee zu entwickeln wähnt. Auch fehlt es dem Gedicht an aller künstlerischen Entwickelung; es besteht in der That nur aus einer Zahl an einander gereihter Scenen, die weder innerlich noch äußerlich zusammenhängen; jede ist ein für sich bestehendes Gemälde, und der Dichter hat es dem Leser überlassen, sich die Verbindungsglieder, durch welche sie zu einem Ganzen werden, sich selbst hinzudenken. Den höchsten Ruhm hat sich Oehlenschläger durch seinen „Correggio" (Tüb. 1816) erworben, durch welchen er der Gründer des sogenannten Künstlerdramas wurde (S. o. S. 374, wo auch E. v. Schenk hätte genannt werden sollen). Es ist die Idee, das äußerlich kümmerliche, innerlich reiche Leben des Künstlers dramatisch darzustellen, allerdings glücklich; wie schwer ihre Ausführung aber ist, haben wir an Göthe's „Tasso" wahrgenommen. Nun war aber Oehlenschläger keineswegs von so großer Schöpfungskraft und von so großer Tiefe der Anschauung, daß er diese Schwierigkeit hätte überwinden können. Doch hat er seinem Werk dadurch ein gewisses Leben einzuhauchen gewußt, daß er neben Correggio noch zwei andere große Maler einführt, wodurch die Mannigfaltigkeit des künstlerischen Charakters und Talents zur Anschauung gebracht wird. Den glücklichsten Gegensatz zum stillen, bescheidenen Correggio, der sich so ganz mit aller Kraft seines Gemüths in die Kunst versenkt hat, daß er im Leben sich nicht zu bewegen weiß und eben darum untergeht, bietet der kräftige, sich seiner Meisterschaft stolz bewußte Michel Angelo. Zwischen ihnen steht der ruhige, besonnene Giulio Romano mit seinem beinahe deutschen Charakter. Aber der Dichter hat diese Personen nicht dramatisch zu beleben verstanden; an die Stelle der Handlung tritt Erzählung, Schilderung oder Reflexion. Alles dieses ist an sich zwar vortrefflich, die Bemerkungen über einzelne Gemälde oder über die Kunst überhaupt zeugen von tiefem Eindringen in das Wesen derselben, aber der Dichter hat sie nicht in das Drama in solcher Weise zu verweben gewußt, daß sie selbst als Theile der Handlung erscheinen. Im Ganzen herrscht zudem eine gewisse schwächliche Sentimentalität, die der Darstellung oft alle Würde benimmt (und diese Bemerkung läßt sich auf andere Werke Oehlenschlägers anwenden, selbst auf manche von denjenigen, in welchen er das nordische Heldenleben vorführt). Endlich ist die Entwickelung widerlich: es macht beinahe komische Wirkung, daß der Held des Stücks stirbt, weil er einen schweren mit Kupferstücken angefüllten Sack, den verhöhnenden Lohn für eines seiner Kunstwerke, eine weite Strecke tragen mußte. Der unangenehme Eindruck ist so groß, daß wir den erhebenden Schluß, in welchem die Größe des trefflichen Meisters zur Anerkennung gelangt, nicht rein genießen können. Schließlich bemerken wir noch, daß sich Oehlenschläger durch eine ge-

*) Seine „Sämmtlichen deutschen Schriften" (Berlin 1829—1830) umfassen 18 Bände.

diegene Uebersetzung von „Holbergs Lustspielen" (4 Bde. Lpz. 1832—1833) ein nicht geringes Verdienst erworben hat.

Aus „Correggio". (Vierter Aufzug.)

Großer Bildersaal in Parma.

Antonio (Correggio)
(kommt mit seinem Bilde auf dem Rücken in den Saal hinein).

Hier bin ich endlich. Gott! wie bin ich müde.

(Er setzt das Bild hin, nimmt einen Stuhl und setzt sich darauf.)

Es ist so heiß, der Weg so lang, die Sonne
So brennend. Ach, hier ist es frisch und luftig.
Die Großen haben es doch gut, sie können
In diesen kühlen Steinpalästen wohnen;
Wie ausgehöhlte Felsen trotzen sie
Den Sommergluten draußen. Frei erhebt
Sich das Gewölbe, breite Pfeiler schatten,
Springbrunnen rieseln in den Vestibulen
Und kühlen Raum und Wand. Du lieber Gott!
Wer auch so wohnen könnte! Nun das werd' ich
Im kurzen können. — Wie gemächlich steigt
Man auf den breiten, kalten Marmorstufen!
In Nischen stehn antike, schöne Büsten,
Und sehen Einen ruhig, vornehm an!

(Er wirft den Blick in den Saal hinein.)

Auch dieser Saal mag wohl recht herrlich sein,
Ha, was ist das? Was seh' ich! Voll von Bildern!
Es ist der Bildersaal! O heil'ge Mutter!
Ich steh' im Tempel, ohn' es selbst zu wissen! —
Hier hängen eure schönen Meisterwerke,
Italiens Künstler! werden lange hängen
Als bunte Wappenschilder über Särgen
Verstorbner Helden, ihre Thaten zeigend.
Allmächt'ger Gott! was soll ich erst betrachten?
Landschaften, Thiere, Helden und Madonnen!
Mein Auge schweift umher, wie eine Biene
Auf hundert bunten Blumen. Ach, ich sehe
Vor lauter Sehen nichts; ich fühle nur
Der Kunst erhabne, frische Gegenwart
Gewaltig auf mich wirken. Möchte knien
Und weinen in dem Tempel meiner Ahnen. —
Sieh da, da hängt ein schönes Bild. — Doch nein,
Das ist nicht eben schön! Nun Alles kann
Auch gleichen Werth nicht haben. — Ach, was seh' ich!
Nein, das ist gar zu niedlich! hab' ich wohl
Mein Tage noch so was gesehn: da steht
Ein altes Weib und scheuert einen Kessel
In ihrer Küche; eine Katze liegt,
Schläft in der Ecke, und der blonde Knabe
Bläst Seifenblasen durch die Tabakspfeife.
Ist es doch nimmer noch mir eingefallen,
Daß solche Sachen auch man mahlen könnte.
Und hier, hier scheint es doch so blank und nett
Aus ihrer Küche, daß es eine Lust ist!
Man muß es durch die hohle Hand betrachten.
Wie schön die Sonne durch das grüne Laub
Am Fenster in den Messingkessel scheint.
Wer hat wohl das gemacht? Steht nicht der Nahme
Darunter? (Lies't.) „Hm! Flamländer, Unbekannter."
Ob Flamland weit von Mailand liegt? — Sieh da!
Da droben hängen große Stücke: — Tische
Mit Blumen, halbe Gläser Wein, geschälte
Citronen, Hunde, kleine Vögel. (Springt.) Ei,
Das ist doch gar zu hübsch! — Ha ha ha ha!
Vier geiz'ge Greise zählen da ihr Geld!
Doch seh' ich recht? Das ist ja die Geburt
Des Heilands. Ach, das kenn' ich gut, das hat
Meister Mantegna aus der Stadt gemahlt.
Wie herrlich geht der Bergweg da hinunter;
Wie schön stehn die drei Könige vor dem Kind,
Und vor der ew'gen Himmelsköniginn! —
Das ist ein andres Stück, sehr ähnlich diesem.
Doch etwas drollig, sehr gutherzig. Ach,
Der Ochse stößt Madonna mit der Schnautze
In ihren Rücken, guckt neugierig hin,
Und freundlich greint der Mohr, er meint es gut. —
Der kleine Knabe greift schon in das Kästchen,
Will Spielzeug haben. Von — Alberto Duro.
Ha ha! das ist ein Deutscher, weiß ich, hinter
Den Bergen giebt's auch Menschen, steht man; Mahler
Sogar. — Doch Himmel! welch ein göttlich Bild!
Ein fürstlich Weib, jung, blühend, schön und sinnlich,
Wie brennt das Auge, wie lacht der kleine Mund;
Wie herrlich kleidet ihr der rothe Hut
Von Sammet, und die weiten Sammetärmel.
Von — Lionard da Vinzi! Ja der Tausend!
Das ist kein Wunder — ha, das nenn' ich mahlen!
Da ist ein König noch, er scheint mir in
Derselbigen Manier gemahlt; ob's auch
Von Lionardo ist; er hat's vielleicht
In seiner Jugendzeit gemacht. (Lies't.) Von Holbein;
Ich kenn' ihn nicht. Euch Alten kenn' ich droben!
Wie lebst du, biedrer Perugino, mit
Dem grünen Ton, und mit der Symmetrie
Zu beiden Seiten, und der Wiederholung?
Und mit dem heiligen Sebastian?
Bist doch ein großer Kerl! Ein wenig mehr
Erfindung wäre übel nicht gewesen.
  Da thronen die Gewaltigen; da hängt
Ein mächtig Bild in voller Lebensgröße,
Ein edler Greis, es ist der heil'ge Hiob.
Ha, das ist groß erdacht, groß ausgeführt.
Das ist gewiß von Rafael — (lies't) von — Fra
Bartolomeo. Ach, der fromme Mönch!
Das thut fürwahr nicht jeder Mönch dir nach.
  Wer hat wohl Zeit, dies Alles durchzuseh'n?
Im Hintergrund ist noch ein seidner Vorhang,
Das wird gewiß das Allerbeste sein.
Das muß ich sehen, eh' Ottavio kommt.

(Er schlägt den Vorhang zurück und erblickt Rafaels heilige Cäcilia.)

Das ist die heilige Cäcilia!
Da steht sie mit der Orgel in der Hand.
Zerstreut, zerbrochen liegen ihr zu Füßen
Weltliche Geigen; aber selbst die Orgel
Sinkt schweigend mit der Hand, wie sie vom Himmel
Der Engel Chor vernimmt. Das Auge steigt!
Ha, wer hat das gemacht? Das ist nicht Mahlen,
Nein, das ist Dichten! Hier seh' ich nicht blos
Den großen Künstler, auch den großen Menschen;
Hier ist die hohe, heil'ge Poesie
In Farben ausgedrückt. Das wollt' ich auch!
Dem streb' ich nach in meinen besten Stunden!

(Ottavio tritt vornehm in den Saal hinein.)

Antonio
(fragt ihm entgegen, ohne zu grüßen, ganz in das Gemälde vertieft).

Von wem ist dieses Bild?

Ottavio
(stutzt, aber faßt sich wieder, sagt darauf kalt:)
Von Rafael!

Antonio (mit freudiger Begeisterung).

Ha, ich bin auch ein Mahler!

Ottavio.

Freund! das weiß ich
Seit ein'gen Wochen schon, Ihr werdet es
Seit Jahren wissen.

Antonio.

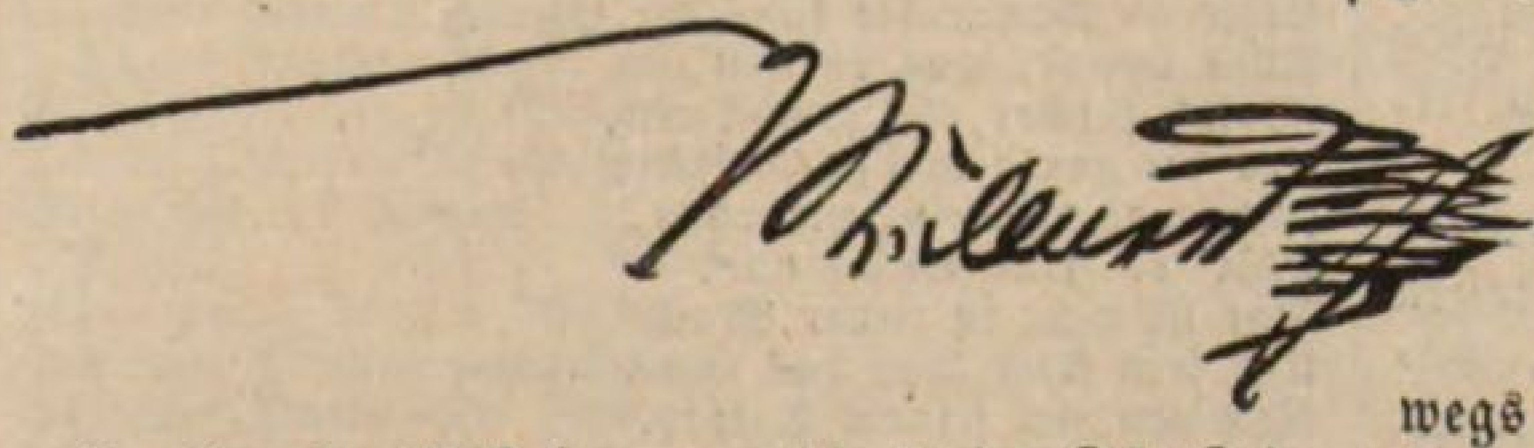
Jetzt weiß ich es erst.

Amadeus Gottfried Adolf Müllner.

Obgleich von geringerem Talent, als der eben besprochene Dichter, hat Müllner doch weit größeres Aufsehen erregt, als jener, weil er den Geschmack seiner Zeit wohl zu treffen wußte und ihm mit Hintansetzung aller edleren Bestrebungen huldigte.

Amadeus Gottfried Adolf Müllner, geb. am 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, erhielt seine Bildung auf der Schulpforte. Bürger, der Bruder seiner Mutter, erkannte aus seinen ersten dichterischen Versuchen, daß er kein schöpferisches Talent habe, er suchte ihn daher von der Beschäftigung mit der Poesie abzulenken. Der junge Müllner ließ sich in der That lange Zeit durch das Urtheil seines Oheims bestimmen, der Dichtkunst zu entsagen, doch tauchte endlich seine alte Neigung mit erneuerter Stärke wieder





auf. Im J. 1793 bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, worauf er sich 1798 als Advocat in Weißenfels niederließ. Sein erster größerer schriftstellerischer Versuch erschien im J. 1799; es war der Roman „Incest" (Greiz 1799), den er ohne seinen Namen herausgab. Die nicht sehr günstige Aufnahme desselben bewog ihn, sich der juristischen Schriftstellerei zuzuwenden; er verfaßte einige Schriften, welche Beifall fanden, und arbeitete an mehreren juristischen Journalen. Im J. 1805 wurde er Doctor der Rechte. Um seine Neigung für das Theater zu befriedigen, errichtete er 1810 eine Privatbühne, was auch die Veranlassung wurde, daß er sich in dramatischen Arbeiten versuchte. Dieselben machten bald großes Glück, und man kann aus dem Umstande, daß er im J. 1817 den Titel eines Hofraths erhielt, ermessen, wie groß sein Ansehen als Dichter war. Zwei Jahre vorher hatte er die Praxis als Advocat aufgegeben, um sich ganz der Poesie zu widmen. Später suchte er seinen Einfluß noch dadurch zu steigern, daß er die Redaction kritischer Journale übernahm; zuerst redigirte er das „Literaturblatt zum Morgenblatt" von 1820—1825, im J. 1823 gründete er die „Hekate", die jedoch bald wieder einging, und dann das „Mitternachtsblatt", das er von 1826 bis 1829 leitete. Letzteres war eine Zeitlang ziemlich verbreitet, und erregte durch seine bitteren und allerdings auch parteiischen Kritiken, die ihm viele Unannehmlichkeiten, ja selbst Processe zuzogen, großes Aufsehen. Er starb plötzlich an einem Schlagfluß am 11. Juni 1829.

Müllner hatte kein schöpferisches Talent, er war ohne Tiefe der Empfindung; aber er wußte diese Mängel durch eine blendende Darstellung und durch genaue Kenntniß des Theaters und seiner Bedürfnisse zu verdecken. Vor Allem kam ihm die Gabe zu Statten, sich Fremdes anzueignen und in neuer Gestalt wieder vorzuführen. Einem solchen Geiste mußte die Idee der Schicksalstragödie sehr willkommen sein, weil sie die Aufgabe des Dichters wesentlich erleichtert, und die Haupteigenschaften desselben recht eigentlich überflüssig macht. Wozu auch eine Motivirung der einzelnen Begebenheiten, da sie ja von einem äußern, die handelnden Personen bezwingenden Verhältniß bestimmt werden? Wozu eine Charakteristik der Personen, da ihre Handlungen ja nicht von ihrem Charakter abhängen? Wenn man nur einen theatralisch wohlgefügten Plan zu machen versteht, den Personen solche Reden, die gerade für die geschilderte Situation passen, in den Mund zu legen und diesen Reden durch leichten Versbau, klingenden Reim, durch bilderreiche, mit auffallenden Sentenzen ausgeschmückte Sprache den Schein der poetischen Schönheit und Tiefe zu geben versteht, so gibt sich das Uebrige von selbst, oder vielmehr es steht das Kunstwerk vollendet da. In allen diesen Dingen entwickelte Müllner allerdings ein großes Geschick, weshalb es ihm auch gelang, das Publikum lange Zeit zu blenden, welchem namentlich die überströmende Sentimentalität, die schwächliche Süßigkeit, die selbst in den grauenvollsten Scenen durchblickt, als Erbtheil Kotzebue's gar sehr behagte. Wenn die Schicksalstragödie in ihrem Wesen auf Mysticismus beruht, so muß man diesen bei Müllner doch keineswegs suchen; er war eine zu prosaische, berechnende Natur, als daß er in diese Richtung hätte verfallen sollen. In den Tragödien Werners herrscht eine gewisse Wahrheit, weil die mystische Weltanschauung in seinem Wesen liegt; Müllner hat den Mysticismus nur geborgt und nur des Effects wegen in seine Dramen aufgenommen. So wurde aber auch die Schicksalstragödie bei ihm zur vollständigen Carricatur. Diesen Namen verdient insbesondere der „Neun und zwanzigste Februar" (Lpz. 1812), der durch Werners beinahe gleichnamiges Stück hervorgerufen wurde. Die „Schuld", die er schon 1812 dichtete, die aber erst 1816 (Lp.) im Druck erschien, begründete den Ruf Müllners. Obgleich die Schicksalsidee darin weniger grell erscheint, als in den früheren Dramen, so zwar, daß sogar Manche behaupteten, es sei ungerecht, dieses Stück zu den Schicksalstragödien zu zählen, so beruht es in der That doch ganz auf dieser Idee, die der Dichter nackt genug selbst ausspricht. Seine Vertheidiger hätten vor Allem die Stelle beherzigen sollen, welche wir unten mittheilen, sie hätten nicht vergessen sollen, daß der Tag, an welchem die Handlung Statt findet, der Jahrestag des Brudermordes war, und vom Dichter geradezu als unheilbringend bezeichnet wird. Aber nicht bloß diese Stelle, die ganze Anlage des Stücks spricht dafür. Der Gemahlin des Valeros hat eine Zigeunerin prophezeiht, daß der Knabe, den sie im Schoß trage, seinen ältern Bruder ermorden würde. Um dies unmöglich zu machen, tritt sie den Knaben, als er kaum ein Jahr alt war, einer deutschen

Gräfin ab, deren Sohn eben gestorben war, und diese nimmt ihn mit nach Deutschland und erzieht ihn als ihr eigenes Kind; dies ist Hugo von Oerindur. Als er groß geworden, reist er nach Spanien, wo er mit seinem Bruder bekannt wird, sich in dessen Frau Elvire verliebt, und ihn tödtet, um die Wittwe zu heirathen. Valeros, der damals in Westindien war, läßt sich nach seiner Rückkehr des Sohnes Leiche zeigen und gelangt zur Ueberzeugung, daß er ermordet worden. Er vermuthet in Hugo den Thäter. Er reist nach Deutschland, um sich am Mörder zu rächen. Bald ergibt sich, daß Hugo sein Sohn und der Mörder seines Bruders ist. Jerta, die Tochter der Gräfin von Oerindur, die bis dahin für seine Schwester gegolten hatte, will ihn in den Kampf schicken, damit er seine Unthat vergesse und für sie büße; allein sein böser Geist macht auch dieses Mittel unmöglich. Elvire und Hugo geben sich selbst den Tod. Noch schneidender zeigt sich der Einfluß der Schicksalsidee in dem Schluß, wo Hugo ausruft: „Ich bin bös nicht von Natur, — Wahrlich nicht! Allein das Schicksal — Führt auf böse Wege mich, Wo Gefahr ist." — Daß das Schicksal am Brudermord Schuld war, mag seine Richtigkeit haben, und Hugo würde seinen Bruder wohl nicht getödtet haben, wenn er ihn als solchen gekannt hätte. Aber war das Schicksal Schuld, daß er überhaupt ein Mörder wurde? Hier hat also der Dichter das Schicksal eingeschmuggelt (man wird uns diesen trivialen Ausdruck verzeihen), um seinen Helden und sein Trauerspiel zu retten.

In „König Yngurd" (Lpz. 1816) verstieg sich Müllner zur Nachahmung Shakspeare's, dessen „König Johann" er ohne Talent copirt hat, wobei er auch Figuren aus „Macbeth", Situationen aus Calderons „Leben ein Traum" und mancherlei aus Schillers „Wallenstein" entlehnt hat. Noch schlechter ist endlich „Die Albaneserin" (Stuttgart 1820), die nur ein Gewebe von juristischen Spitzfindigkeiten ist.

Müllners Lustspiele, mit denen er seine dramatische Laufbahn eröffnete, sind zum Theil französischen Vorbildern nachgeahmt; im Ganzen haben sie eine gewisse Steifheit, die einen erfreulichen Eindruck verhindert. Am besten sind „Die Vertrauten", „Die großen Kinder" und vor Allem „Die Onkelei".

Aus der „Schuld".

Vierter Aufzug. Vierte Scene.

Jerta. Hugo blaß und entstellt.

Hugo. Laß sie gehen!*)
Alles Leben flieht den Mord.
(Als Jerta ihr folgen will, herrisch.)
Lass' sie, sag' ich! — Diese ist
Mir genug — der Hölle
Abgekauft mit Bruderblut —
Solchen Handel hält der Teufel!

Jerta. Hugo! Gott, wie war't Ihr's mächtig, Solches an Euch selbst zu thun?

Hugo. Thun? Der Mensch thut nichts. Es waltet
Ueber ihm verborgner Rath,
Und er muß, wie dieser schaltet.
Thun? Das nennst du eine That?
Oh, ich bitt' dich, laß das ruhn!
Alles, alles hängt zuletzt
Am Real, den meine Mutter
Einer Bettlerinn verweigert!

Jerta. Gott vergeb' ihr, was an Euch
Sie unmütterlich begangen.

Hugo. Nicht, daß sie's beging, bringt Tod;
Daß die Dein' es nicht verschwiegen —
Das hat aus dem stillen Norden
Mich zum Land der Glut getrieben,
Wo sie rasen, wenn sie lieben,
Und im Wahnsinn Brüder morden.
(Vor sich hin.)
Wenn die That noch ist Gedanke,
Ist sie nicht. Ist sie geschehn,
Tief im Dunkel, unbelauscht;
Ist sie auch nicht, wenn die Brust
Und der Mund sie kann bewahren.
(Lebhafter zu Jerta.)
Sieh, das ist der Hölle Schlinge!
Weil der Mensch Gedankensünden
Zu verschweigen hat die Macht,
Lockt's ihn, daß er sie vollbringe,
Wähnend in des Busens Nacht
Könn' er das Gescheh'ne binden,
Wie er band, was er gedacht.
Und so trägst du das Verbrechen,
Das du aufgeladen hast —
Aber schwerer jeden Schritt,
Immer schwerer wird die Last,
Bis des Trägers Kniee brechen,
Und er stürzt und reißet mit
In den Abgrund Weib und Vater!
(Tief aus dem Schmerz herauf.)
Oh!

Jerta (halb vor sich, erschüttert).
Das lähmt den Muth des Arztes.

Hugo. Arzt? Die Krankheit weiß von keinem
Arzt! — Auswendig kann der Mensch
Alles lernen, was er will,
Moses Bücher, die Propheten,
Und die ganze heil'ge Schrift;
Aber was er weiß, vergessen,
Wär' es Eine Sylbe nur,
Das ist nicht in seiner Macht,
Und kein Arzt kann das Gedächtniß
Reinigen von seinem Aussatz.

Jerta. In der Hand des Kranken liegt,
Wenn er Kraft noch hat, ein Mittel.
Les't!

Hugo (nimmt den Brief).
Was ist —?
(Er lies't, von Jerta beobachtet; seine schmerzhaften Züge werden lebendig, die Augen bekommen Feuer, der Arm spannt sich an, endlich steht er auf.)
Ha, Taube! Wer
Lehrt dich, was dem Geier frommet?
Ja, das ist's, das macht gesund,
Habe Dank, du milder Arzt,
Der mit Feuer heilt und Schwert!
(Mit flammendem Blick.)
Blut will Blut!

Jerta (erschüttert von ihm weg).
O Gott!

Hugo. Ein Mensch! —
Wär's ein Bruder, feig erschossen
Aus dem fernhin treffenden
Rohre — das ist nichts, zu viel
Für die Ruh; zu wenig für
Das Bedürfniß einer Hölle,
Die davon ist angeglommen.
(Mit steigendem Affect.)
Mit der Menschheit will ich rechten
Blutig, daß ich Mensch geboren,
Und gefallen bin wie Menschen!
Nicht auf Einzelne, auf Völker
Schleudre mein Geschoß den Tod,
Reiße ihre Massen nieder,
Und auf Felder, blutig roth,
Sä' es die zerstückten Glieder!
Vor den Mauern fester Städte
Pflanze sich das Brandgeräthe!
Werfe, ob der Fromme bete,
Feuer in sein friedlich Haus!
Prasselnd schlägt die Flamme aus,
Straßen stehn in Gluth und Graus,
Und die Bomben, im Zerspringen,

*) Elvira, Hugo's Gattin, war hinweggeeilt, als sie ihn hatte herankommen sehen.

Tödten, die da Hülfe bringen.
Ueber Leichen, aufgethürmt,
Wird der letzte Wall erstürmt,
Und die Thore gehn in Trümmer;
Und die losgelaßne Schaar,
Aufgereizt zu blinder Wuth
Durch der Kameraden Blut,
Stürzet jubelnd in's Gewimmer;
Läßt am Altar Weiber bluten,
Schleudert bei dem blonden Haar
Zarte Kinder in die Gluthen —
(Langsamer.)
Und am Abend, wenn der Sieger
Hat gebändigt seine Tiger,
Wenn der Tod den Jammer hat
Stillgemacht,
Und die Nacht
Einhüllt die verheerte Stadt,
Werden Lampen angezündet,
Und „Herr Gott, dich loben wir!"
Weint aus halb verbranntem Tempel!

Jerta (von Schauer durchdrungen).
O, entsetzlich! Nein, so hab' ich's
Nicht gemeint. Aus Feindes Ketten
Sollt ihr menschlich Brüder retten,
Ob des Todes Pfeil Euch träfe;
Und der Lorbeer um die Schläfe
Soll das Kainszeichen decken,
Das auf Eurer Stirne glüht!

Hugo. Nun — nun ja doch! Mein Gemüth
Ist nicht bös; die Phantasie
Labt nur spielend sich am Schrecken.
Ich begreife, was du meinst;
Sterben soll ich, außerm Lande;
Fern begraben meine Schande —

Jerta (weinend an ihm).
O! mein Bruder!

Hugo (weich). Sieh, du weinst.
Glaubst du, daß ich Sterben scheue?
Tod ist leichter, als die Reue!
Selig sind die Todten!

Jerta. Bleibe!
Lebe, Hugo, deinem Weibe,
Und dem Knaben ohne Vater,
Und dem Vater ohne Sohn!
Aber, Mann, ersinne nur
Eine Arbeit, ein Bestreben,
Das Elviren Muth kann geben,
Liebend dir im Arm zu liegen,
Und dem Ritter, Kraft zu siegen
Ueber seinen Schmerz, und dich
Stolz einst seinen Sohn zu nennen.

Hugo. Nun, das Alles findet sich,
Wenn wir kurze Zeit uns trennen.
Spanier sind sie, stolzen Herzens;
In Elvirens Adern rollt
Fürstenblut, nach Ordenssternen
Steht des Kastilianers Sinn.
Hab' ich jener einen Gatten,
Diesem einen Sohn erschlagen,
Bin ich Mann, Ersatz zu leisten
Beiden, wenn auf meinem Haupt
Eine Fürstenkrone pranget.

Jerta (bestürzt). Oerindur!

Hugo (entschlossen). Sie soll! bei Gott!
Schick' das ab. — Erobern will ich
Die verlorenen Provinzen;
Doch dem König nicht, dem Sieger.
Will den schnöd verschenkten Sohn
Mächtig auf den Thron
Heben, und Elviren
In das reiche Haar
Diamanten, klar,
Wie die Sterne, säen,
Daß das Aug' erblinde,
Das sie angesehen;
Will die Stirn ihr zieren
Mit der Fürstenbinde,
Ihren schlanken Leib
Mit dem Purpur schmücken —
Dann das schöne Weib
An den Busen drücken,
Und vor Lust vergehen.
Eile! Schnell muß es geschehen.

Jerta. Ja, fürwahr, die Hölle bindet
Fest, was einmal sie gefaßt!
Wie die Nadel, wenn sie hat
Den Magnet berührt, nach Norden
Ewig ihre Spitze drehet,
Kehrt, wer einmal bös gethan,
Ewig seinen Sinn zum Bösen.

Hugo. Nun, was ist denn, was ich meine,
Böses eben?

Jerta (stark). Hochverrath!
Völkermord! Weh über Euch!
Euch beherrscht des Vaterfluches
Finstre Macht!

Hugo (nach kurzer Stille). Ja, du hast Recht.
O, ich bin ein böser Mensch!

Jerta. Faß' dich, Hugo! Die Entdeckung
Hat, ein Blitzstrahl, dich betäubt.
Was du in der Ohnmacht träumtest —
Wachend wirst du's nicht erfüllen.

Hugo. Meinst du? Ja, in deinem Haupt
Ist entsprungen der Gedanke,
Darum muß er gut sein, denk' ich.

Jerta. Gut gemeint zum wenigsten
Ist er, ob die Jungfrau irrte,
Spähend in des Mannes Brust.

Hugo. Nein! Du irrst nicht. Hinaus
Muß ich, wo die Würfel fallen,
Daß mein Schicksal freier schalte
Ueber mir und meiner Schuld.
Sende das zum Herzog; doch
Laß zugleich ihn mündlich wissen,
Daß ich selbst dem Boten folge
Auf dem Fuße. — Wer bestellt es?

Jerta. In mein Zimmer hab' ich den
Sekretär beschieden.

Hugo. Wohl,
Ich will selbst ihn sprechen. — Sei
Gleich der Feldherrnstab vergeben;
Ich will mit in die Gefahren,
Wär' es als gemeiner Reiter!

(Er geht mit Jerta nach der Thür; in diesem Augenblicke schlägt die, zwischen Eilf und Zwölf zeigende Wanduhr zwei Viertheil, Hugo blickt nach ihr auf, und tritt auf einmal abgespannt zurück.)

Ha!

Jerta. Was ist dir?

Hugo. Siehst du nicht?
Noch ist es nicht Mitternacht.
(Er geht in den Vordergrund.)
Eh' nicht der verfluchte Tag
Ist vorüber, will ich nichts —
Gar nichts wollen, und nichts thun.
Heut regiert mein böser Stern.

Jerta. Wohin irrst du, Mann?

Hugo (ängstlich). Nein, nein!
Hab' ich euch's denn nicht gesagt?
In dem Thierkreis abgebildet
Ist mein Leben, Stier und Brüder,
Weib und Schütz und Scorpion.
Sieh', ich hab' es ausgerechnet,
Ganz für mich, daß niemand wußte,
Wo die Sonn' und mein Planet
Stand, als ich Don Karl erblickte,
Ihn vom andalusischen
Kampfstier rettete — zuerst
Seines Weibes Reiz mich rührte —
Und — — hier ist kein Ungefähr!
Wahrlich nicht! allein das Schicksal
Führt auf böse Wege mich,
Wo Gefahr ist. Thoren sind es,
Welche suchen in den Sternen,
Was geschehn wird. Dahin reicht
Menschenwitz nicht. Doch Vergangnes
Mag man drinnen wiederfinden,
Und sich wahren, stehn sie wieder,
Wie zur bösen Stund' sie standen.

Jerta (vor sich). Furchtbar, mächtiges Gewissen!
Den Verstand auch folterst du?

Hugo. Wär' es nichts, warum denn just
Waren ihr fünf? Die Zahl
Aus Gerad' und Ungerade,
Gut und Böse, die des Menschen
Seele deutet? — Heut wie damals
Steht die Sonne gegen sie.
Laß mir das!

Jerta (mit trübem mitleidigem Lächeln)
Es sei, du wirst

Morgen noch, wie heute, fühlen,
Daß du handeln mußt, nicht schwärmen.
Ich bereite deine Reise.

Georg Daniel Arnold.

Wir freuen uns, nach den schwülen und erdrückenden Schicksalstragödien einen Dichter vorführen zu können, der uns das Leben in seiner ganzen Wahrheit darstellt und der zugleich ein neues Band zwischen dem deutschen Volk und einem ihm seit nur zu langer Zeit entrissenen Stamm knüpft.

Georg Daniel Arnold, geb. zu Straßburg am 18. Febr. 1780, studirte in Straßburg, Göttingen und Paris, machte dann große Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien, auf welchen er nicht nur seine Kenntnisse bereicherte, sondern sich auch vielseitige Erfahrungen erwarb, die ihm im Leben, wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit zum größten Nutzen gereichten. Im J. 1806 wurde er zum Lehrer des Civilrechts an der Rechtsschule zu Koblenz ernannt, und im J. 1810 als Professor der Geschichte an die Universität seiner Vaterstadt berufen, welche Stelle er später mit der Professur der Jurisprudenz vertauschte, wo er sich durch seine Vorlesungen, so wie durch seine juristischen Werke vielseitige Verdienste erwarb. Er starb an seinem Geburtstage, den 18. Febr. 1829.

Gehören schon Arnolds lyrische Gedichte zu den bedeutenderen Erscheinungen der Art (S. 39), so hat er doch als Dramatiker ein noch weit größeres Talent entfaltet. „Der Pfingstmontag, ein Lustspiel in Straßburger Mundart" (Straßb. 1816) verdient nicht bloß deshalb Anerkennung, weil Arnold darin einer der Ersten die Mundart im Drama verwendet hat, sondern auch durch die glückliche Wahl des Stoffs und die durchaus gelungene Behandlung der dramatischen Form. Göthe, der durch treffliche Anzeigen schon auf Hebels und Grübels mundartische Dichtungen aufmerksam gemacht hatte, erwarb sich auch das Verdienst, dieses köstliche Lustspiel durch eine gründliche Beurtheilung in „Kunst und Alterthum" in weiteren Kreisen bekannt zu machen; es ist diese Beurtheilung so erschöpfend, daß wir ihre Hauptgedanken hier einfach wiederholen, und nur einzelne Bemerkungen des leichteren Verständnisses wegen erweitern. Der Titel bezeichnet zwar das Stück als ein Lustspiel in Straßburger Mundart; allein wenn diese allerdings auch vorherrscht und die meisten Personen in derselben sprechen, so hat der Dichter doch auch Personen eingeführt, die theils in andern elsässischen Dialekten, theils hochdeutsch sprechen, wodurch die Personen auf das Anmuthigste contrastiren. Dieser Contrast tritt dadurch noch lebendiger hervor, daß diese einzelnen Dialekte, namentlich aber der Straßburger, nach Stand, Charakter und Bildung der Personen in mancherlei Abstufungen erscheint, wie denn z. B. der Feuerspritzenmacher und kleine Rathsherr Mehlbrüh in Sprichwörtern redet und sein Vetter, der Licentiat gleichen Namens, das Eindringen französischer Bildung in köstlicher Weise repräsentirt, indem er jeden Augenblick französische Brocken in harter elsässischer Aussprache einmischt. Einen ähnlichen Contrast bilden auch die übrigen Personen wir erwähnen nur die liebenswürdige Klärel, deren Sprache, obgleich rein Straßburgerisch, doch eine höhere Stufe der Empfindung, des Gedankens und des Ausdrucks bezeichnet, während die Nachbarin Bärbel mit ihrem Reichthum an Schimpfwörten und mit ihrer Heftigkeit das rohe Element des Volks und der Sprache repräsentirt.

Das Lustspiel ist in Alexandrinern geschrieben, die vorzüglich geeignet sind, den Charakter der verschiedenen Mundarten und der verschiedenen Bildungsstufen scharf hervorzuheben. Die Anlage des Ganzen ist bei aller Einfachheit höchst dramatisch; wenige Hinderungen und Mißverständnisse, wie es dem dargestellten beschränkten Leben entspricht, schürzen den Knoten, und die Handlung entwickelt sich in vollständiger Klarheit. Die Personen sind aber nur die Träger und Repräsentanten des gesammten Lebens der altehrwürdigen Stadt, in der sich noch heut zu Tage, trotzdem daß sie schon so lange Zeit ihrer Freiheit beraubt und einem fremden Staate einverleibt ist, so viele Erinnerungen und Elemente aus der schönen, lebenskräftigen, zum Theil glorreichen Zeit erhalten haben. „Wir werden mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen, Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster, und was nicht sonst! Alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt."

Unter den Dichtern, welche sich in ihren Poesien der Mundart bedient haben, ist Arnold als gebildeter Reichsstädter dem trefflichen Usteri am meisten verwandt; was wir (S. 340) von dessen Verhältniß zu Hebel und Grübel gesagt haben, findet seine vollste Anwendung auf Arnold. Er besitzt die umfassendste Menschenkenntniß, und er stellt uns nicht bloß, wie Grübel, das Gemeine und die alltäglichen Erscheinungen im städtischen Leben dar, er kennt auch, wie Usteri, die gebildeteren Stände, die, ohne ihren bürgerlich-reichsstädtischen Charakter aufzugeben, denselben glücklich mit höheren Einsichten und gesellschaftlicher Bildung zu verschmelzen wissen. Ja er steht darin höher als der künstlerisch gebildete Zürcher, und nähert sich dem tiefpoetischen Hebel, daß er auch „das Edle und Erhabene in den reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden versteht. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärels Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärels in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, Alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, „Diß macht mer nix, do geh i mit!"*) stehen in ihrer Art als erhabener Laconismus dem oft gerühmten: „Qu'il mourût!" des Corneille (in den Horaziern) völlig zur Seite!"

*) Es waren schmähliche Gerüchte über Reinhold, Lissels Geliebten, verbreitet worden, weshalb Lissels Vater, der ihr einen andern Bräutigam bestimmte, um sie von jenem abwendig zu machen, ihr sagt, daß er auf die Galeeren kommen würde, worauf Lissel, die von der Unschuld und Trefflichkeit des Geliebten überzeugt ist, ihm auf die oben erwähnte Weise antwortet.

Aus dem „Pfingstmontag“.

Erster Aufzug. Dritter Auftritt.

Lissel. Christinel. Reinhold.

Reinhold.

Ihr unterthän'ger Diener.
Sind die Jungfrau'n wohl auf?
(Küßt beiden die Hand.)
Ich werde täglich kühner;
Män ist bei so viel Glück sein selbst sich kaum bewußt,
Der Liebe Seligkeit erfüllt mir ganz die Brust.

Lissel.

O! gehn Si.

Christinel.

Ach Herr Jeh!

Lissel.

Ha na!

Christinel.

Ha jo!

Reinhold.

Befehlen
Vielleicht die Jungfrau'n was? Ihr Diener wird nicht fehlen
Mit Windes Schnelligkeit zu folgen Ihrem Wort;
Nur schicken Sie mich nicht für allzulange fort.

Lissel (bei Seite zu Christinel).

Red du ...

Christinel (eben so).

Saa du em ebs.

Lissel.

Es fallt mer jez nix yn.

Christinel.

Was het er ewwe gsait?

Lissel.

I waiß jo nit.

Reinhold.

Verzieh'n
Sie nicht zu lang mein Glück. Zwar schien mir Ihr Geflüster
So ächt poetisch leis', wie wenn im Haine düster
Durch leichtbeweglich Schilf die Geister schweigend gehn,
Und mit erstorbnem Hauch des Abends Lüfte wehn.

Lissel (bei Seite).

Verstehst ne?

Christinel (eben so).

Ich? — Ken Wort....

Lissel.

Was ist diß: Hahnedistel?

Christinel.

I waiß nit.

Lissel.

Was isch Gschilf? Diß soltst de wisse, Christel.
Du waist so Dings... Er het au gsait verdorbner Lauch.
Henn ier im Garde?

Christinel.

Nain.

Lissel.

Diß Dings isch hell wie Rauch.
Doch halt. Jez merk i ne, er mecht mit ess spaziere;
Er saat, 's isch gueder Luft. Wo wurd er ess hienfüere?

Christinel.

Der Schießrain, diß wärd scheen.

Lissel.

Na jo! (Laut zu Reinhold.) Sie henn erecht,
Hyt owes bly't der Luft leb un doch küelelecht.

Reinhold.

Wie so, Mamsell?

Lissel.

Es ist gar lusti drus. Si danze
Hyt uf em Lindebaum. I main au frey, si pflanze
N—e große Maye—n—uf, un gaise dran i d' Heeh.
'S isch vor em Juddedoor.

Reinhold.

Vortrefflich, ich versteh'!
Das ist nicht weit von hier. Ich eil' mit schnellem Schritte
Und also bald bin ich zurück in Ihrer Mitte.

Lissel.

Was! Welle Si denn furt?

Reinhold.

Je nun, ich geh hinaus
Vor's Judenthor, hohl Thee in eines Gastwirths Haus,
Er nennt sich Lindenbaum. Dort pflanzt man heute Mayen
Und tanzt auf grünem Plan bei Flöten und Schallmayen.
Wir nehmen dann den Thee zusammen.

Lissel.

Er veriert,
Simmier denn krank? Was Thee? Mier henn hyt nit laxiert.
Merr trinkt jo numme Thee, wemmerr will dichdi schwizze;
Wemmerr Brechbulver nimmt un wemmerr Bluet duet spyzze.

Christinel.

Jo, de hesch wayer recht. Merr trybt sich viele Wuest
Mit Schwizze—n— us em Lyb. Do nimmt merr Holderbluest
Un Klabberose—n—au, Kamille, Himmelschlüssel,
Mit Daußigguldekrutt, e ganzi Kaffeeschüssel.
Der Schwyzzerthee, der isch der best von ale noch,
Un dene maint villycht der Herr.

Lissel.

E schlechter Koch,
Wo ess am Sundaa wolt laddynisch regaliere.
Mier hen's nit so gemaint. Si soll—n—ess nusfüere,
Nus uf de Schießrain hien.

Reinhold.

Ach Gott! Bin ich denn taub!
Ganz bin ich zu Gebot. Der Regen hat den Staub
Seit gestern Abend rasch von Weg und Flur vertrieben;
Es wäre wahrlich Schad', wenn Sie zu Hause blieben.

Lissel (bei Seite zu Christinchen).

Jez waiß i, was er saat. Gelt, was er artli isch?
Wenn i ne gsych, ze—n—isch mer's wohl wie imm e Fisch.
Er isch abardi nett....
(Laut zu Reinhold.)
Merr müesse—n—awwer warde,
Biß myn klein Brüederle zeruk kummt us em Garde.
Diß duuert wohl e Stund. Ze gehn Si z'erst noch haim,
Un hole Si dernoh de Wolfgang im Kolaym.

Christinel.

Ha jo! Der geht gern mit.

Reinhold.

Ganz recht, Adieu! Ich lasse
Sie nur für kurze Zeit.
(Geht ab.)

Christinel.

Der duet di awwer hasse!
Im Furtgehn het er di gar yfri angeguft,
Er hätt der gar ze gern noch d'Händ gschmuzt un gedruft.

Lissel.

Gewiß er het mi gern. Er duet mer's als verzähle,
Wie inne d' Lieb zu mier duet schmirze—n—un verquäle,
Er meecht mi gar gern han. I wär zue gern syn Frau.
Die Zöpf die gfalle mer lang nimmi wie dier au.

Christinel.

Mier könnte just so guet e Schnebbekabb uffezze,
Als wie diß Meyel do. Der het sih recht lon hezze,
Bis er's genumme het der Sekertarje's Frisch;
Au isch emm schunn verlaid, die Schlabb ...

Lissel.

Ha na, diß isch
Merr lieb; diß würd em schunn syn Haffartsmüedel küele.
In unsrer Kirch do sizt's brait in de—n—erste Stüele
Un isch so brozzerli, maint, wyl's e Mantlet traat
Von Merdwa Syd, ze—n—ischs ...

Christinel.

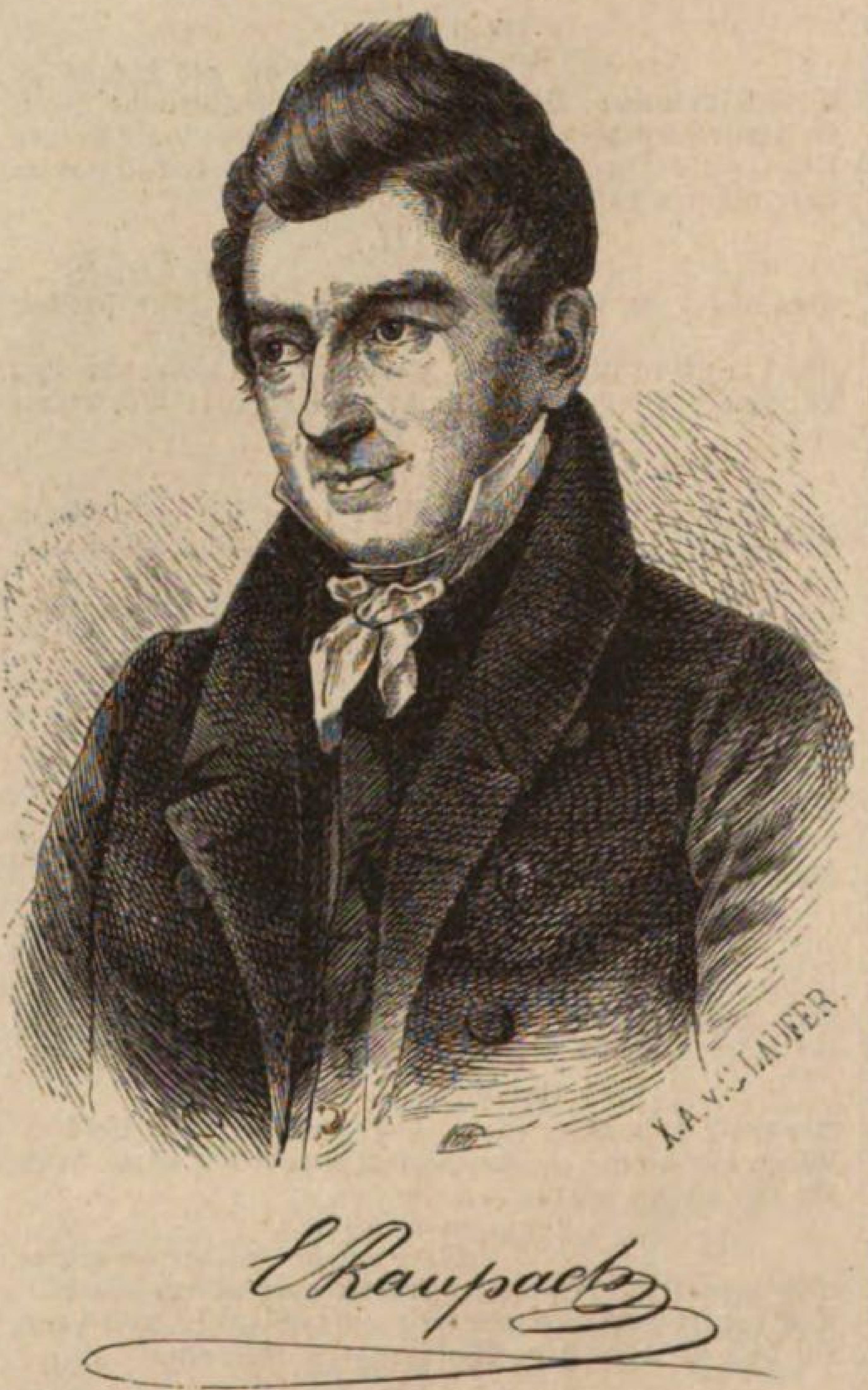
Do kummt der Lizeziat.
Was will denn der by ych, der maauer Froschegihrer,
Der styf Barrikkestock, der Basestuwwewikser?

Lissel.

Halt's Muul! Er kummt. Herrst nit? Er gryscht schunn: Hollehoh.

Ernst Benjamin Salomon Raupach.

Schon vor Kotzebue's Tod trat ein dramatischer Dichter auf, der sich nach und nach die Liebe und den Beifall des Publikums beinahe in eben so hohem Grade zu erwerben wußte, als jener, mit



dem er allerdings auch manche Aehnlichkeiten darbietet. Uebrigens war es auch Kotzebue, der zuerst auf den jungen Dichter aufmerksam machte; er hatte aus dessen ersten im Ganzen noch sehr unbedeutenden Versuchen ein dem seinigen verwandtes Talent erkannt.

Ernst Benjamin Salomon Raupach, geb. am 21. Mai 1784 in dem Dorfe Straupitz bei Liegnitz, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1801 die Universität Halle, um sich der Theologie zu widmen. Nach vollendeten Studien ging er 1804 als Hauslehrer nach Rußland, und wurde, nachdem er eine Zeitlang in Petersburg privatisirt hatte, im J. 1816 als ordentlicher Professor der Philosophie an der dortigen Universität angestellt. Im folgenden Jahr erhielt er den Hofrathstitel und die Professur der Geschichte und der deutschen Literatur. Da er und mehrere seiner Collegen nicht ganz im Sinne der russischen Regierung lehrten, wurden sie in eine Untersuchung verwickelt, in deren Folge Raupach 1822 Rußland verließ und nach Deutschland zurückkehrte, von wo aus er bald darauf eine Reise nach Italien machte. Seit 1823 lebte er in Berlin, ganz seinen dramatischen Arbeiten hingegeben, die ihm nicht bloß einen weit verbreiteten Ruf, sondern auch ein nicht unbedeutendes Vermögen und im J. 1842 den Titel eines geheimen Hofraths erwarben. Er starb am 18. Mai 1852.

Raupach war einer der fruchtbarsten dramatischen Dichter*), aber die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, war eben kein Vortheil für die Entwickelung seines Talents. Daher sind auch seine früheren Werke, mit Ausnahme der ersten schülerhaften Versuche „Timoleon“, „Lorenzo und Cäcilia“, von größerem poetischen Werth als seine späteren Arbeiten, wenn diese auch in Bezug auf das Technische allerdings höher stehen. Im Allgemeinen besitzt Raupach ein bedeutendes Talent, es ist ihm eine fruchtbare, leicht schaffende Phantasie nicht abzusprechen; aber wir können ihn doch auch nicht für einen Dichter im vollen Sinne des Wortes halten, weil ein solcher niemals so tief hätte herabsinken können, als es bei ihm der Fall ist, weil ein solcher sein Talent niemals in so hohem Grade hätte mißbrauchen, mit demselben einen so gemeinen Wucher hätte treiben können, als er es gethan hat, worunter wir übrigens keineswegs Geldspeculationen, sondern etwas viel Unmoralischeres verstehen. Unter seinen äußerst zahlreichen Dramen (es sind deren wohl siebenzig oder mehr) befinden sich nämlich viele, die er nicht aus innerem Drang des Schaffens, sondern aus äußern Gründen geschrieben hat, aus welchen wir nur den hervorheben wollen, daß er der politischen Gewalt, ja sogar den besondern Neigungen fürstlicher Personen schmeicheln wollte, wobei er zugleich in den Fehler niedriger Seelen verfiel, daß er die der herrschenden Gewalt unangenehmen Richtungen auf eine gemeine, man kann sogar wohl sagen, pöbelhafte Art herabzusetzen sich bemühte. Es ist dies namentlich in der zweiten Hälfte seiner dramatischen Wirksamkeit geschehen, als er, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach die Stellung eines königlich preußischen Hoftheaterdichters einnahm, während er früher, z. B. im sonst ganz verfehlten „Timoleon“, in den „Fürsten Chawansky“ und sogar noch in „Isidor und Olga“ eine entschieden freie und edle Gesinnung entfaltete.

Raupach hat sich beinahe in allen Gattungen des Dramas versucht, in fast allen manches Glänzende, in keiner aber wahrhaft Großes und vollkommen Befriedigendes geleistet. Selbst seine bessern Trauerspiele aus der früheren Zeit seiner Wirksamkeit lassen bei großem theatralischem Effect den Mangel an plastischer Gestaltung der Charaktere fühlen. Am wenigsten ist dies der Fall in „Isidor und Olga oder die Leibeigenen“ (Lpz. 1826), welches Stück auch seinen Ruf begründete; aber man sieht doch auch schon in dieser Tragödie, wie sehr er nach theatralischem Effect strebt, den er nicht bloß durch glückliche Situationen, sondern auch durch Uebertreibung der dramatischen Motive, ja sogar vielfach durch äußere Mittel, durch Decorationen u. s. w. zu erreichen strebt. Dies wird recht sichtbar in seinem großen Cyclus von historischen Dramen: „Die Hohenstaufen“, welcher in sechszehn Stücken die ganze Geschichte des großen Kaiserhauses und insbesondere der hervorragenden Persönlichkeiten desselben von Friedrich I. an bis zu Konradin herab poetisch darzustellen sucht. Aber es sind diese Dramen auf lauter äußeren Motiven aufgebaut, und es wird in ihnen eine poetische Durchdringung der Geschichte lebhaft vermißt, was vielleicht in noch höherem Grade von

*) Die drei Sammlungen seiner Dramen: „Dramatische Dichtungen“, Liegnitz 1818, „Dramatische Werke komischer Gattung“, 4 Bde. Hamb. 1826—35, „Dramatische Werke ernster Gattung“; 18 Bde. Hamb. 1835—1844, enthalten lange nicht Alles, was er geschrieben.

den „Royalisten oder Cromwell General", „Cromwell Protector" und „Cromwells Ende" gilt. Wie er sich in den „Hohenstaufen" an die Nachahmung Shakspeare's wagte, so versuchte er auch in der „Tochter der Luft" sich mit Calderon, in „Tasso's Tod" mit Göthe zu messen, aber freilich mit eben so wenig Erfolg.

Auch als Lustspieldichter genoß Raupach lange eines großen Rufs, und es werden seine Lustspiele jetzt noch selbst von solchen Kritikern gelobt, die seine ernsten Dramen mehr oder weniger tadeln. Wir unserer Seits müssen gestehen, daß wir seine Komödien für noch viel verfehlter halten, als seine Tragödien und seine historischen Dramen. Seine Erfindungen sind sehr gewöhnlicher Art und meist sogar geborgt, die Charaktere sind ohne Individualität und Wahrheit, seine komischen Mittel sind alt und abgenutzt, die Witze übertrieben und gemein, wie man sie hinter dem Biertisch zu hören pflegt. Seine Personen sehen alle einander gleich, nur gerade die nicht, die er in verschiedenen Stücken wiederholen will. Raupach hatte nämlich die allerdings sehr gute Absicht, stehende Figuren einzuführen; aber er ist darin ausnehmend unglücklich gewesen. Sein Schelle, den er zuerst in den „Schleichhändlern" einführte und der in „Schelle im Mond", im „Nasenstüber", im „Zeitgeist" wiederkehrt, ist die durchaus verfehlte Nachahmung eines Holbergischen Charakters, und seiner ganzen Anlage nach gar nicht geeignet, eine stehende Figur zu sein, weil es ihm viel zu sehr an Fülle des komischen Elements fehlt. Zu stehenden Figuren bedarf es solcher innerlich reichen Gestalten, wie ein Falstaff, ein Figaro und selbst ein Schnaps. Eine zweite stehende Figur Raupachs, der Till, beweist noch mehr, wie sehr es ihm an gediegenem Talent für das Lustspiel fehlte. Dieser Till kommt nämlich in beinahe, oder vielleicht sogar in allen Stücken vor. Allein er ist stets ein anderer, bald ein Notar, bald ein Candidat, bald wieder etwas Anderes; nur darin bleibt er sich gleich, daß er stets die nämliche Aufgabe zu erfüllen hat. Er ist es nämlich, der die Handlung leitet, der ihr einen Stoß gibt, wenn sie nicht vorwärts gehen will, der sie stützen muß, wenn sie in sich zu zerfallen droht. Dabei wird er aber herzlich langweilig, weil er stets die nämlichen Motive gebraucht, und in jedem Stück ohne Ausnahme die Verwickelung, die er herbeiführt, als eine Komödie darstellt, die er selbst mit den übrigen Personen spielt.

Aus „Isidor und Olga".

Fünfter Act. Erste Scene.

Isidor. Olga.

Isidor.

Ihr habt mich rufen lassen.

Olga.

Ja, und habe
Schon lang' auf Euch geharrt, mein theurer Freund.

Isidor.

Entschuldigt mich! Denn eh' ich vor Euch träte,
Wollt' ich die Rechnung schließen über mich,
Um klar zu wissen, was nach der Verheerung
Der beiden Tage mir noch übrig bliebe.
Die Rechnung ist geschlossen, ich bin hier.

Olga (ihm eine Schrift übergebend).

Hier ist die Schrift, die man Euch ungerecht
Verweigert hat, ich glaubt', Ihr würdet sie
Am liebsten aus der Freundin Hand empfangen.

Isidor (in die Schrift blickend).

Mein Freibrief ist's? Den konnt' ich freilich nur
Von Euch empfangen, da Ihr ihn gekauft.

Olga.

Ihr wißt — — — —?

Isidor.

Es ward mir kund, um welchen Preis
Ihr mich habt losgekauft. Ich sollt' Euch danken;
Doch Thaten giebt's von so besondrer Farbe,
Daß nichts, auch selbst kein Dank, sich dazu schickt.
Die That ist überschwänglich; doch ich habe
Für Ueberschwängliches jetzt wenig Sinn.

Olga.

In diesen Worten hör' ich nicht den Freund,
Das spricht der Geist nicht, dessen reiches Licht
Mir Welt und Leben einst so schön erleuchtet.

Isidor.

Wie viel verwandelt oft ein Augenblick!
Und wie viel Augenblick' in sieben Stunden!
Und eine Stund' in Ketten zugebracht,
Wiegt an Gedanken leicht ein Leben auf.

Olga.

O diese kalte, bitt're Sprache nicht!
Sie thut mir furchtbar weh, mein theurer Freund!
Das hab' ich nicht verdient. Schwer war der Kampf —
O fraget Euer Herz — es war ein Kampf
Der blut'gen Thränen: doch die Ueberzeugung,
Daß eine höh're Hand das Leben lenkt,
Daß sie uns uns're Wünsche nur versagt,
Weil sie der ew'gen Weisheit widerstreben,
Die Ueberzeugung gab mir Kraft zum Siege.
O nehmt auch Ihr sie auf in Euer Herz,
Und gebet nicht, weil Ihr ein Gut verloren,
Das ganze Leben als verloren auf.

Isidor.

Ihr seid im Irrthum, Gräfin, wenn Ihr glaubt
Schmerz über Eueren Verlust, Verzweiflung
Der Liebe sprech' aus mir: das ist vorüber.
Als ich im Sclavenrocke vor Euch stand,
Ihr mich und Euer Herz verleugnen mußtet,
Ich unter seines Hohnes Folter Euch
Erseufzen hört', und doch in der Verhöhnung
Ein schwaches Vorbild nur des Looses sah,
Das Euch an meiner Hand einst treffen würde,
Gab ich Euch auf; und wäre mir die Freiheit
Geworden in dem Augenblick, bewaffnet
Zum Selbstmord hätt' ich eher meine Hand,
Als sie befleckend in die Eurige
Gelegt.

Olga.

O! der unsel'gen Uebertreibung!

Isidor.

Ich bitt' Euch, laßt mich reden; diese Gunst
Gewährt mir noch: denn Ihr sollt mich verstehn!
Ein Sclavenkleid hat man mir angelegt,
Wie ein geschmücktes Halsband einem Hund,
Gezwungen hat man mich zum Sclavendienst,
Euch zu demüthigen durch meine Schmach:
Ich hab' es, um der Peitsche zu entgehn,
Ertragen müssen. Knecht'sche Züchtigung
Hat man mir angedroht, mit Fäusten hat
Man mich geschlagen, endlich mich verdammt
Zu einer Strafe, die — Ihr wähnt vielleicht,
Ihr hättet mich befreit? — O nein! die Schmach,
Den Seelenkrampf, den Abscheu vor mir selbst,
Den innern Tod — die Schrecken dieser Strafe —
Hab' im Gedanken an die Möglichkeit
Ich schon erlitten: nur der viehischen
Behandlung, die das schreckliche Gesetz
Mir zuerkannt, der habt Ihr mich entzogen —
Um welchen Preis? dem rohen frevelu Knaben
Geopfert habt Ihr Euch, und meine Liebe
Hat nicht nur Hohn und Schande, nein! auch Angst,
Endlosen Jammer über Euch gebracht. —
Warum das Gräßliche? Weil ich gefrevelt?
O nein doch! nein! — weil ich geboren bin.
Verworfen war ich, eh' ich war — verflucht,
Ein Wurm zu sein, den man mit Füßen tritt,
Der Ekel nur erregt. Das Selbstgefühl,
Womit der Mensch im Geistesleben wurzelt,
Es ist dahin — und ich verachte mich.

Olga.

O Phantasieen des empörten Stolzes!
Mein Freund! Mein theurer Freund! wie solltet Ihr,
Weil Ihr unglücklich seid, Unwürdiges
Erlitten ohne Schuld, Euch selbst verachten?

Isidor.

Das faßt Ihr nicht: denn diese Scheidewand
Ist unverwüstlich zwischen Mann und Weib:
Keuschheit ist Eure, Freiheit unsre Ehre;
Der Knecht ist ehrlos, Knechtschaft ist Vernichtung.

Olga.

Gewaltthat war's; Ihr war't und seid ja frei;
Legt Eurem Geist nicht selber Fesseln an!
Ihr habt Verlust erlitten; aber liegt
Nicht noch vor Euch der ganzen Schöpfung Fülle?
Ihr seid noch jung, und — wenn Ihr wollt — auch reich — —

Isidor.

Recht! werft mir meine Bettlergabe zu,
Was dürfte den Verworfenen noch kränken?

Olga.

O hab' ich denn kein Recht an Euer Schicksal?
Nun wohl, verwerft mich! wendet nur den Blick
Von dem Vergangnen auf die Zukunft ab!
Kehrt wieder in das schöne Land, wo wir
So glücklich waren, trinkt Vergessenheit
In seiner milden Luft, des Himmels Glanz,
Der Erde Blühen wird die Nacht zerstreu'n,
Die Euern Geist umdüstert; Eure Kunst — —

Isidor.

Auch die entbehren? um des innern Todes
Abbild hervorzubringen? Nein — vorbei —
Ich muß auf anderm Weg mich wiederfinden.
Habt Ihr noch etwas zu befehlen, Herrin?

Olga.

Nein, theurer Freund, so können wir nicht scheiden. —
Es ist ein Abschied für das Leben: laßt
Den einz'gen Trost mir, Euch gefaßt zu wissen.
Was auch verloren sei, das Höchste kann
Euch ja kein Schicksal rauben. Wie das Leben
Sich auch gestalten mag, Ihr bleibt ein Werk
Des Ewigen, ein Geist von seinem Geist
Ein Kind des gut'gen Vaters, ein Theilnehmer
An der Erlösung. Ein Berufener
Zur Seligkeit. Wer kann die Würd' Euch rauben?
Wer kann verhindern Eures Geistes Flug
(auf das nahe Fenster deutend)
Zu jenen Sternen, die dort ewig leuchten?

Isidor.

Sie leuchten. Doch warum nur sie? warum
Nicht auch die vielen Millionen Erden,
Die wie an Sclavenfesseln sie umkreisen?
Warum? — — Habt Ihr noch etwas zu befehlen?

Olga.

Das Wichtigste — das Höchste — Ehrt in Euch,
Den Freund, den liebend sich mein Herz erkor,
Um den es nun gebrochen ist, — den Freund, —
Den ich nur aufgab — für des Lebens Stunde —
Dort aber — hört Ihr's — dorten wieder finden, —
Und — wieder lieben will. — — Nichts, Isidor,
Mein theurer Freund, nichts, was auf ewig uns
Jenseits des Lebens schiede — nichts! — Das ist
Die letzte Bitt' an Euch — mein letzter Wille.

Isidor.

Lebt wohl. (Er geht rasch ab.)

Olga (allein).

(Pause.)

In deine Hand befehl' ich sein Geschick,
Allmächtiger! regiere du sein Herz,
Und laß mein Opfer nicht vergebens sein! — —
Ach, Furcht und Angst sind wieder eingekehrt
In diese kranke Brust — die Pulse fliegen —
Ach, schwer läßt sich das Irdische besiegen. —
Ich will hinausgehn in die stille Nacht,
Wo ich die Gegenwart des Ew'gen fühle;
Die Sterne sagen, daß sein Auge wacht,
Und wie sein Athem stärkt die Abendkühle. (Sie geht ab.)

Karl Lebrecht Immermann.



Raupach mißbrauchte sein Talent, um dem wechselnden Geschmack der Zeit und, was noch schlimmer ist, um den Launen der Gewalthaber zu fröhnen; der Dichter, den wir zu besprechen haben, verfiel gerade in das entgegengesetzte Extrem; sein Talent gelangt nicht zu frischer Entfaltung, weil er seine Zeit nicht verstand, sich von ihr abwendete, und sich von romantischen Grillen und Schwärmereien leiten ließ.

Karl Lebrecht Immermann, geb. am 24. April 1796 zu Magdeburg, wurde von seinem Vater, einem ernsten, ja selbst harten Mann, streng erzogen, was auf die Entwickelung seines Charakters den bleibendsten Einfluß hatte, da auch er sich im späteren Leben zu abgeschlossenem Ernst neigte. Die Strenge seines Vaters zwang ihn, sich schon früh in sein Inneres zurückzuziehen, und wie bei Andern die Heiterkeit des Lebens, so lockte bei ihm das Herbe desselben das angeborne Dichtertalent hervor. Kaum 12 Jahre alt, schrieb er Geburtstagsgedichte, im 16. Jahre einen Roman, ein Drama „Prometheus" und ein Gedicht auf den Tod des unglücklichen Heinrich von Kleist. Als er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, ging er im J. 1813, um nach seines Vaters Willen die Rechte zu studiren, nach Halle. Bedeutendere theatralische Darstellungen, die er dort zu sehen Gelegenheit hatte, weckten die Neigung zu dramatischen Versuchen; ehe er jedoch mit Ernst an die Ausführung derselben gehen konnte, rief ihn das Vaterland unter die Waffen. Doch konnte er wegen eines heftigen Nervenfiebers erst im J. 1815 ins Feld ziehen. Bei dem Frieden kehrte er nach Halle zurück, wo er mit der Masse der Studenten in Zwiespalt gerieth, da er sich mit der herrschenden Deutschthümelei nicht be-

freunden konnte. Seine Schrift „Ueber die Streitigkeiten der Studirenden in Halle“ (Lpz. 1817) wurde beim Wartburgsfest verbrannt. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Magdeburg zurück, trat als Referendar in den Staatsdienst, kam 1823 als Auditeur nach Münster und 1827 als Landgerichtsrath nach Düsseldorf. Im J. 1834 übernahm er die Leitung des dortigen Theaters, das er zu einer Musteranstalt zu erheben gedachte, und in der That leistete er mit den geringen Mitteln und Kräften, die ihm zu Gebote standen, freilich aber nur unter großen Opfern, wahrhaft Ausgezeichnetes. Da er aber die gehoffte Anerkennung bei dem Publikum nicht fand, trat er schon nach zwei Jahren in seine amtliche Stellung zurück, die er jedoch im J. 1838 wieder aufgab, um ganz der Poesie zu leben. Zwei Jahre darauf wurde er in seiner vollsten Thätigkeit vom Tode überrascht; er starb am 25. Aug. 1840 an einem plötzlichen Schlagfluß.

Immermann gehört zu denjenigen Dichtern, die bei unverkennbarem großem Talent doch keinen festen Halt gewinnen, weil sie sich selbst, ihre Eigenthümlichkeit, das, was sie von Andern unterscheidet, nicht zu finden vermögen. Bei Manchen ist dies erklärlich, weil sie eben keine Eigenthümlichkeit, keinen ausgeprägten dichterischen Charakter haben; ob dies auch bei Immermann der Fall war, wagen wir nicht zu behaupten, da seine letzten Werke, die freilich nicht in das Gebiet des Dramas gehören, größere Selbstständigkeit verrathen, und es ist wohl möglich, daß, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre, er auch im Drama entschiedenere Eigenthümlichkeit an den Tag gelegt hätte. Es ist von einem früheren Kritiker behauptet worden, Immermanns Dramen seien lediglich als Studien zu betrachten, in denen er bald Shakspeare, bald Göthe, bald Calderon u. A. m. nachzubilden, bald auch diese Alle zu verschmelzen suche: so hart dieses Urtheil auch erscheinen mag, so ist es im Ganzen doch treffend, und Immermann unterscheidet sich von gewöhnlichen Nachahmern nur dadurch, daß er ein wahres Dichtertalent besaß, und nicht bloß farb- und leblose Copien lieferte, sondern sich allerdings mehr als einen bloßen Hauch von dem Geiste des größeren Dichters aneignete, der ihn eben begeistert hatte. Aber wie er sich selbst nicht fest bannen konnte, so gelang es ihm auch nicht, seine Vorbilder rein und ungetrübt aufzufassen; er hatte sie durch den trüben Spiegel der Romantik aufgefaßt, die mehr als Alles dazu beitrug, ihn in die Irre zu führen, weil sie bei scheinbar großartiger Anschauung der Kunst doch nur auf Willkür beruht und als ächtes Irrlicht zu jeder Abweichung vom richtigen Wege gern die Hand bietet. Ihren auflösenden Einfluß zeigt sie freilich am entschiedensten in den ersten Versuchen des Dichters, in den „Prinzen von Syrakus“ (Hamm 1821), einem Lustspiel, dem ein glücklicher Gedanke zu Grunde liegt, und in welchem einzelne Charaktere und Scenen trefflich und voll komischer Kraft sind, das aber in der ächt romantischen Verwirrung, die das Ganze beherrscht, zu Grunde geht; so in den „Drei Trauerspielen“ (Ebd. 1822), unter welchen „Petrarca“ durch rohe, beinahe gemeine Auffassung des großen Dichters mit Widerwillen erfüllt. Auch in „Cardenio und Celinde“ (Berl. 1826), demselben Stoff, der von Andreas Gryphius, Arnim und Achim von Arnim behandelt worden ist, macht sich die Romantik allzubreit; bei vielen einzelnen Schönheiten ist es doch ein durchaus widriges Stück, von dem Platen im „Romantischen Oedipus“ mit Recht sagt, es sei „Die größte, mehr als ekelhafte Metzelung, — Die je der fette Frosch Bombast im dunstigen — Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete.“ Nachdem sich Immermann ohne Glück im „Thal von Ronceval“, im „Edwin“ (1822) und in „König Periander und sein Haus“ (Elberf. 1823) im halb sagenhaften, halb historischen Drama ohne Glück versucht hatte, ließ er zwei historische Tragödien erscheinen, von denen die eine einen Stoff aus der neuesten Zeit, die andre aus dem Mittelalter behandelte. „Das Trauerspiel in Tyrol“ (Hamb. 1827) erfuhr bei seinem Erscheinen so bedeutende und wohlbegründete Anfechtung, daß es der Dichter umarbeitete und unter dem Titel „Andreas Hofer“ in die Sammlung seiner Werke (14 Bde. Düsseld. 1837—1843) aufnahm. Ob er gleich in der neuen Bearbeitung mit wirklich anerkennenswerther Selbstverläugnung die von der Kritik gerügten Mängel entfernte, so kann doch das Stück auch in seiner neuen Gestalt kein Wohlgefallen erregen, weil der Stoff verfehlt ist. So hochherzig der Aufstand der Tyroler war, so großen Muth sie in den schwierigsten Lagen entwickelten, so fehlte ihnen doch Etwas, was allein ihren Kämpfen eine höhere Bedeutung hätte geben können, das Bewußtsein eines freien, selbstständigen Volks, welches für seine Freiheit Gut und Blut aufzuopfern bereit ist. Was aber damals die Tyroler in den Kampf führte, war nicht edle Begeisterung, sondern blinder, unklarer Fanatismus, der Aufstand ging keineswegs aus unwiderstehlichem Drang, dem Feind zu begegnen, hervor, sondern war durch Machinationen aller Art, dem Volke beinahe unbewußt, hervorgerufen worden; die Leitung des Kriegs war nicht im Lande selbst, denn die Führer, selbst der tüchtige Hofer, waren nur Marionetten, welche der unsichtbare Director des Spiels nach seiner Willkür leitete. Nun liegt aber in dem Tyroler Volke eine solche Tüchtigkeit, es ist von so kernhafter, gesunder Natur, daß es, wenn es sich selbst überlassen und namentlich wenn es von dem unseligen priesterlichen Einflusse befreit wäre, nothwendig ein thatkräftiges Leben entwickeln würde. Hätte der Dichter diese höhere, aber schlummernde Natur des Volkes erkannt und sie poetisch ins Leben gerufen, so hätte er allerdings den ungenügenden Stoff besiegen und ein wahres Drama schaffen können; aber wenn Immermann auch eine Ahnung davon hatte, was er hätte thun sollen, so hatte er doch zu wenig Schöpfungskraft, um dieselbe kräftig gestalten zu können.

Bald nach dem „Trauerspiel in Tyrol“ erschien „Kaiser Friedrich II.“ (Hamb. 1828), in welchem sich der Dichter offenbar an Schillers „Wallenstein“ anlehnt, aber im Einzelnen, in der Charakterzeichnung sowohl, als in manchen wirklich bedeutenden Scenen manches Erfreuliche darbietet. Ihm folgte „Alexis. Eine Trilogie“ (Eb. 1832). Das erste Stück „Die Bojaren“ ist wohl das Beste, was Immermann im Dramatischen gedichtet: die Charaktere und Verhältnisse

sind mit kräftiger Hand gezeichnet, der Plan ist klar und bestimmt, und das Ganze würde einen entschieden guten Eindruck machen, wenn wir an den Personen selbst innigeren Antheil nehmen könnten. Aber Alexis erscheint zu schwächlich, Peter zu roh und unmenschlich, als daß sie unsere Theilnahme in höherem Maße zu erregen vermöchten. Weit ungenügender ist der zweite Theil der Trilogie, „Das Gericht von St. Petersburg“. Die Handlung steht in demselben beinahe still, und das Ende (Peter reicht seinem Sohne Alexis selbst den Gifttrank) erinnert uns an die Gräuel der früheren Tragödien des Dichters. Aber auch hier finden sich viele schöne und höchst ergreifende Scenen, in denen man die im Ganzen harte Versification des Dichters vergißt. Daß das dritte Stück, „Eudoxia“, mit den zwei ersten nicht in organischer Verbindung steht, fühlte der Dichter selbst, der es daher als „Epilog“ bezeichnete. Aber auch in der Form ist es ungenügend, da die verschiedensten antiken Versmaße darin angebracht werden, ohne daß sich auch nur der geringste Grund dafür auffinden ließe. Im Ganzen läßt sich zwar nicht verkennen, daß Immermann den Stoff vielseitig aufgefaßt hat, aber er hat weder in Bezug auf die Charaktere, noch rücksichtlich der Motive dasjenige kräftig genug hervorgehoben, was nothwendig hätte hervorgehoben werden müssen, um das Drama zu einer lebensvollen Einheit zu gestalten. Wie schon bei einem andern Dichter, so müssen wir auch hier bemerken, daß das Drama bedeutend hätte gewinnen müssen, wenn es in ein einziges Stück zusammengezogen worden wäre. Es hätten allerdings manche schöne Scenen ausfallen müssen, aber so trefflich diese auch an sich sind, so schaden sie doch dem Ganzen, und schaden der lebendigen dramatischen Entfaltung.

Ein Theil der Mängel, welche Immermanns frühere Dramen verunstalten, läßt sich gar wohl aus der Bemerkung erklären, die er selbst in einem Brief an Varnhagen machte, als er diesem sein Lustspiel „Das Auge der Liebe“ (Hamm 1824) übersandte. „Ich sehe immer mehr ein, daß dramatische Poesie sich nur im Verkehr mit der Bühne lernen läßt, und daß, entfernt von ihr, nur Skizzen und Studien entstehen können.“ Es ist auch nicht zu verkennen, daß gerade diese Mängel sich immer mehr verloren, als er später in Verkehr mit der Bühne trat; aber auch in diesem fand er die Selbstständigkeit und die tiefere Einsicht in das Wesen des Dramas nicht, die ihn allein zu größerer Vollendung hätte geleiten können.

Aus „Alexis“.

Dritter Aufzug. Dritte Scene.

Alexis. Oberst Schepelew.

Schepelew.

Ihr habt
Zu morgen einen schweren Tag, mein Prinz,

Alexis.

Ich habe morgen meinen Ehrentag,
Ich kämpfe morgen einen guten Kampf,
Ich pflücke morgen mir mein Sieges-Reis!

Schepelew.

Ein unfruchtbarer Kampfplatz!

Alexis.

Wohl so fruchtbar,
Als jeder andere. Ueberall, wo Feinde
Unmächtig knirschend zagen, grünt ein Lorbeer.
Nicht blos die Schlacht zeugt Helden.

Schepelew.

Gebe Gott,
Daß Euch die Hoffnung nicht betrügt!

Alexis.

Sie wird's nicht,
Sie hat mich vier und zwanzig Jahr betrogen,
Und nun bereut sie es, und thut's nicht mehr.
Ich jauchze über meiner Feinde Qual!
Wie sich die klügsten, stärksten Männer Rußlands
Abmühn, den blöden Menschen zu verderben,
Den sie gehöhnt, verachtet und beschimpft!
Der kluge Feldherr bin ich, der sich stellt,
Als sei er überwunden. Schüchtern sag' ich,
Demüth'gen Blicks, im Ton des Angeklagten,
All meines Herzens Haß und Bitterkeit
Den Schächern in's Gesicht. Was ich gedacht,
Bekommen sie zu hören, und sie dürfen —
(Und das bringt sie zur Raserei) daraus
Mir kein Verbrechen machen. Wie das freut,
Dem Gegner in das Herz den Pfeil zu senden,
Und dann am Widerhaken ihn zu wenden.

Schepelew.

Ihr habt Euch wundersam verändert, Prinz.
Ihr war't sonst still und scheu.

Alexis

Ich war es, Freund.
Ein Jeder wandelt sich wohl mit den Jahren.
Da Andrer Loos gar anders war als meins,
Bin ich das Gegentheil von andern Menschen.
Denn ihnen fängt das Leben fröhlich an,
Sie scherzen muthig ihre Tage hin,
Bis daß ein Elend kommt, dann zittern sie
Den Rest der Jahre. — Mir ging auf das Licht
In Trübsal und in Zwang, und ich begann
Mit Zittern meine Jugend. Da zerstörte
Der Zwang sich selbst durch wildes Uebermaaß,
Im Herzen stockte mir der Quell der Trübsal,
Weil er zu reich geströmt. Jung, war ich Greis;
Nun bringen mir die Stunden meine Jugend,
Und kühnlich end' ich, weil ich scheu begann!

Schepelew.

Beklagenswerther Fürst!

Alexis.

Beklagenswerth?
Ihr seid viel schlimmer dran.

Schepelew.

Wer?

Alexis.

Du, die Leute,
Die draußen sind, bis zu dem Czar. — Du bist
Mir freundlich; warum hältst du mich verhaftet?

Schepelew.

Gott, Prinz, die Furcht... Der Czar, voll herben Hohns,
Gab mir dies Amt, weil ich für Euch gestrebt.
Er weiß, so streng wahrt Keiner diese Schlüssel,
Als ich, weil ich verdächtig einst gewesen.

Alexis.

Gut, und die Richter? Warum sinnen sie
Auf meinen Tod?

Schepelew.

Aus Furcht. Weil, wenn Ihr lebt,
Sie unter'm Schwert die Köpfe haben.

Alexis.

Richtig.
Doch Katharina, warum haßt sie mich
In ihrer süßen Maske?

Schepelew.

Nun — aus Furcht,
Sie möchte, höbe Euch die Zeit empor,
Den Platz verwechseln mit Eudoxien.

Alexis.

Recht!
Das wird auch Alles so gescheh'n. — Zuletzt:
Der Czar, warum verfolgt er seinen Sohn?

Schepelew.

Aus Furcht, Ihr schleudert in das Nichts sein Werk.

Alexis.

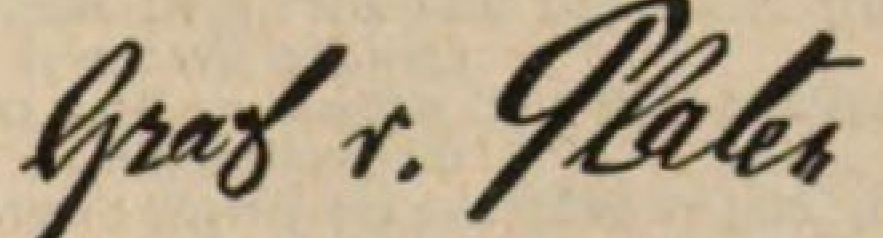
Furcht also überall! Vom Czar zu Dir!
Kronfarbe Rußlands ist trübsel'ge Furcht.
Ich fürchte Niemand. Dich nicht, nicht die Richter,
Nicht Katharinen, nicht den Czar. Wer ist
Beklagenswerth? Ich bin der einz'ge Freie unter Euch.

Schepelew.
Gut' Nacht, mein Prinz.

Alexis.
Gut' Nacht, mein sanfter Wächter.
Bewahr' Du Deinem jetz'gen Herrn die Schlüssel.
Der Künft'ge weiß, wie Du's gethan. — Fort, fort!
(Schepelew ab.)

Alexis (allein, steht am Fenster).
Da drüben prahlen fünfzig helle Fenster;
Grell glüht der Pallast mir in's Antlitz. Hier
Flammt ein bescheidnes Lämpchen. Schüchtern wirft's
Sein frommes Licht auf dieses schlichte Lager,
Das keine Sorge je mit mir getheilt.
Du könnt'st erlöschen, Lampe, und es bliebe
Doch hell in diesem Zirk. Da drüben aber,
Wenn auch der Kerzen hundert, aber hundert,
Und wieder hundert mehr entzündet würden,
Es wär' nicht hell genug dem Herrn des Schlosses,
Die hinterhältigen Gedanken, Listen,
Versteckten Anschläg', Ränke zu beleuchten,
Die in den Falten dort um falsche Lippen
Gelagert lauern, unter tiefen Braunen
Beschattet drohn, heimtück'sche Augenwinkel
Zu ihrer Drachenhöhl' erkiesten. — Czar,
Ich könnt' dich fast bedauern. All' dein Leben,
An ein Exempel ist's gesetzt. Sobald
Der Mensch sich findet, welcher ist, wie er
Zu sein sich vorgenommen, steht die Rechnung
Dem Rechner nicht mehr klar. Welch schwach Gebäude,
Das ein beherzter Athemzug erschüttert!

August Graf von Platen-Hallermünde.



Seit Göthe und Schiller ihre Meisterwerke geschaffen hatten, war das deutsche Drama immer tiefer gesunken; es war auf der einen Seite zur Darstellung der gemeinen Wirklichkeit herabgewürdigt worden, und andrerseits hatte man es in das Gebiet des Uebersinnlichen hinaufgeschraubt, wodurch es seinem Wesen entfremdet worden war. Hatten auch die eigentlichen romantischen Dramen auf der Bühne selbst keine Aufnahme gefunden, so war sie dagegen eine Zeitlang von einer Abart derselben, der Schicksalstragödie, überschwemmt worden. Da trat ein Dichter auf, der es sich zur Aufgabe machte, diese trostlosen Zustände zu bekämpfen und zu einer edleren Auffassung des Dramas zurückzuführen. Zwar war es ihm nicht vergönnt, seine Aufgabe durch eigene großartige Schöpfungen, wie sie ihm wohl vor der Seele geschwebt haben mögen, in befruchtender Weise zu erfüllen, aber er erwarb sich doch das große Verdienst, es zum Bewußtsein zu bringen, daß man sich auf Irrwegen befinde, und wenn endlich die Schicksalstragödie von der Bühne verschwand, wenn die von Immermann angebahnte Wiederkehr der romantischen Behandlung des Dramas unmöglich gemacht, und wenn Raupachs Herrschaft gestürzt wurden und in Folge dessen neue Bestrebungen auftauchten, die eine bessere Zukunft für das deutsche Dräma hoffen ließen, so war dies zum großen Theil Platens Verdienst.

Seine ersten dramatischen Arbeiten waren in so fern schon im Sinne der Aufgabe, die er sich vorgesetzt hatte, als er den wilden Erscheinungen eine freundliche entgegenzusetzen versuchte, wie er im Prolog zum „Gläsernen Pantoffel" ausdrücklich sagt. Allein so gut gemeint diese und die andre Komödie „Berengar" war, die er zugleich veröffentlichte („Schauspiele". Erl. 1824), so waren sie doch nicht von solcher Bedeutung, daß sie auf das Publikum hätten Eindruck machen können; es ist uns zudem wahrscheinlich, daß sie nicht einmal auf die Bühne kamen; oder wenn sie doch aufgeführt worden sind, so verschwanden sie jedenfalls bald wieder. Platen steht in diesen Stücken noch ganz auf dem Standpunkte der Romantiker, wie schon die Wahl der Stoffe kund gibt, da er, wie Tieck, alte Märchen dramatisch zu behandeln versuchte. Allerdings hat er die Bedürfnisse des Theaters weit mehr berücksichtigt, als Tieck; allein es fehlt den Stücken doch an wahrem dramatischem Leben und an Klarheit der Auffassung. Man sieht es namentlich dem „Gläsernen Pantoffel", in welchem er das schöne Märchen von der Aschenbrödel behandelt, nur zu deutlich an, daß es eine Nachahmung der Tieckschen Stücke ist, und so ist namentlich der lustige Rath Vernullo eine farblose Copie ähnlicher Charaktere in den Tieckschen Märchen. Zudem ist der Dialog steif, und der Witz gesucht und unwahr. War es ihm in dem „Gläsernen Pantoffel" mit der romantischen Behandlung wirklicher Ernst, so ist es schon in dem Lustspiel „Der Schatz des Rhampsinit", das er bald darauf dichtete (1824), ob es gleich erst einige Jahre später im Druck erschien („Schauspiele". Stuttg. 1828) nicht mehr der Fall; er hat darin schon mit der Romantik gebrochen, und wenn er ihre Behandlungsweise beibehält, so ist es nur, um ihre Schwächen hervorzuheben und zu persifliren. Der Plan des Stücks (und darin zeigt sich schon, daß er sich von den Romantikern entfernt), ist klar und gut angelegt, die Handlung entwickelt sich einfach, die Motive sind natürlich und wahr. Es ist dieses Lustspiel daher auch viel gelungener, als der „Gläserne Pantoffel", nur ist zu bedauern, daß auch hier der Witz oft gesucht, der Ausdruck desselben steif und selbst hölzern ist. „Der Thurm mit sieben Pforten" ist eine artige Kleinigkeit, der jedoch die wünschenswerthe leichte Beweglichkeit der Sprache und des Dialogs abgeht. Einen höhern Ton schlug er bald darauf in dem Schauspiel „Treue um Treue" an (1825). Es zeugt dies von fortschreitender Kunst in der Behandlung der Sprache und der rhythmischen Form, es ist glücklich angelegt, die Charaktere sind gut gezeichnet und entfalten sich in erfreulicher Mannigfaltigkeit; der Dichter entwickelt darin überhaupt eine reiche Bildung und einen eben so reichen Geist; allein bei alle dem macht das Stück keinen tiefen Eindruck; der Dichter versteht es nicht, das innerste Gemüth seiner Personen zur lebendigen Anschauung zu bringen. Er erfindet die fruchtbarsten Situationen, er zeigt uns den Schmerz und das Glück der Liebe, die aufopfernde Treue der Freundschaft, aber Alles erscheint nur auf der Oberfläche, so daß wir nirgends zur lebendigen Theilnahme, zum sich selbst vergessenden Mitgefühl hingerissen werden. Das Schauspiel ist formell ein Kunstwerk, aber es fehlt der lebendige Ausdruck des inneren Lebens.

Platen fühlte es wohl selbst, daß er nicht, oder, wie er selbst glaubte, noch nicht fähig sei, das Seelen- und Gemüthsleben dramatisch lebendig zu gestalten: er wartete auf glücklichere Zeiten, die freilich nicht eintraten, da er schon in voller Manneskraft der Kunst entrissen wurde. Ob er bei

längerem Leben geleistet hätte, was er hoffte und versprach? wer könnte wagen, dies mit Bestimmtheit zu beantworten. Aber wenn er auch kein tragisches Meisterwerk geschaffen hat, denn auch die von edler und freier Gesinnung zeugende „Liga von Cambrai“ (Ff. 1833) ist doch in der That nur eine Skizze; so hat er sich dagegen durch sein Bestreben, das Aristophanische Lustspiel in Deutschland einzubürgern, noch mehr aber dadurch verdient gemacht, daß er in den zwei Komödien dieser Gattung, die er gedichtet, die falschen Richtungen, in die das Drama verfallen war, mit Geist und oft ächtem Witz, freilich auch hie und da mit zu großer Bitterkeit, bekämpfte und dadurch, wie wir schon angedeutet, wesentlich dazu beitrug, daß die romantischen Schauspiele und die Schicksalstragödien allmählich von der Bühne verschwanden. Denn wenn das Lächerliche in Deutschland auch nicht so gewaltig ist, als in unserm Nachbarlande, so bleibt es doch nicht ohne Wirkung, wenn es zugleich von guten Gründen unterstützt wird. Und an diesen ließ es Platen nicht fehlen, wenn er sie auch nicht systematisch entwickelte.

Wir haben es oben als ein Verdienst bezeichnet, daß Platen das Aristophanische Lustspiel auf deutschen Boden zu verpflanzen suchte; es war dies in der That auch in so fern ein Verdienst, als die Einführung einer neuen Form stets auch eine Bereicherung der Literatur ist, da dies wenigstens den unberechenbaren Vortheil hat, daß die Sprache und Verskunst sich nach einer neuen, fruchtbaren Seite hin entwickelte. Wie früher Klopstock und Voß durch die Einführung der lyrischen und epischen Versmaße der Griechen, später die Romantiker durch die Nachbildung südlicher, Rückert durch die kunstreiche Behandlung italienischer und orientalischer Formen lange Zeit ungeahnte Reichthümer der Muttersprache entdeckten und sie zum Allgemeingut machten, so hat auch Platen durch die Nachbildung der dramatischen Versmaße der Griechen in der nämlichen Weise gewirkt; er hat aber insbesondere durch seinen Vorgang gezeigt, daß die deutsche Sprache der vollendeten Schönheit der rhythmischen Bewegung fähig sei. So gern wir dieses Verdienst anerkennen, und so unverkennbar Platens Einfluß auf die nachfolgenden Dichter gewesen ist, so können wir dagegen es nicht für ein Glück ansehen, daß Platen gerade diese Form des antiken Lustspiels wählte; er machte dadurch die theatralische Darstellung seiner Dichtungen unmöglich und gab alle unmittelbare Wirkung auf das Volk auf, nach welcher er doch vor allen Dingen hätte streben sollen, wie sein Vorbild es ja selbst gethan. Hätte er eine neue, dem Geiste der Zeit und des Volks angemessene Form gefunden, in welcher er seine Polemik gegen die falschen Richtungen im Drama entwickelt hätte, und hätte er diese eben so kunstvoll, eben so geistreich und witzig behandelt, wie die von ihm gewählte antike Form, so würde er nicht nur seinen Zweck besser und vollständiger erreicht haben, er würde auch eine weit höhere Stellung in der Geschichte der Literatur einnehmen. Aber auch in dieser Gestalt sind seine Aristophanischen Komödien den polemischen Lustspielen Tiecks weit vorzuziehen; er bewegt sich nicht bloß in wohlfeiler Ironie, wie dieser, sondern er schneidet keck ins Fleisch, er reißt den bunten, blendenden Flitter ohne Erbarmen ab, und zeigt die traurigen Gestalten der Bühnenhelden in ihrer ganzen nackten Erbärmlichkeit.

Das erste dieser Lustspiele „Die verhängnißvolle Gabel“ (Stuttg. 1826) ist gegen die Schicksalstragödien gerichtet, indem es selbst eine solche vorführt. Es fehlt in derselben keines von den nothwendigen Requisiten: eine Gabel, die von jeher zum Morden gedient hat, ein Gespenst, das auf Erlösung harrt, ein Schatz, der zu heben ist u. dergl. m. Zudem werden im Verlaufe zwei tragische Stoffe im Geist der Schicksalstragöden in höchst ergötzlicher Weise besprochen. Jedem Acte fügt er eine „Parabase“ bei, in denen er treffliche Bemerkungen über Poesie überhaupt und das Drama insbesondre in der schönsten Sprache entwickelt. Aber auch in dem Dialog finden sich ähnliche, oft mit dem schärfsten Witz vorgetragene Bemerkungen. „Die verhängnißvolle Gabel“ hebt unter den Dichtern von Schicksalstragödien hauptsächlich den „proceßanspinnenden Witzbold“ Müllner hervor, der, wie es in der ersten Parabase des „romantischen Oedipus“ heißt:

„Der kleinlichen Geists und der Zanksucht voll, wie ein Spitz an der Kette gebelfert,
Und zuerst mißbraucht den erhabenen Styl, und die tragischen Formen entwürdigt,
Der ohne Natur und Charaktergehalt manch überhebrodisches Machwerk
Aneinander geflickt und zusammengekleckt rabulistische Galgenintriguen:
Nicht wichtig er selbst und des Streits unwert, da von selbst sich Nichtiges auflöst,
Nur wichtig, indem auch einst er gefiel und besiadh kurzsichtiges Urtheil.“

Hinsichtlich der Sprache und der rhythmischen Schönheit der Darstellung steht „Der romantische Oedipus“ (Stuttg. 1828) noch höher, es darf in dieser Beziehung als ein Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet werden. Die Veranlassung zu diesem neuen Lustspiele waren wohl die Ausfälle, die sich Immermann in Heine's „Reisebildern“ gegen ihn erlaubt hatte; allein wenn Platen jenen auch unter dem Namen „Nimmermann“ zum Mittelpunkt und Helden seiner Komödie macht, so ist die Satyre keineswegs gegen ihn ausschließlich gerichtet, vielmehr hat er ihn nur „zum Stellvertreter der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft gesalbt“, die in den zwanziger Jahren die deutsche Literatur beherrschte, und die durch ihre Formlosigkeit und mattherzige Schwäche verderblich auf die ganze geistige und politische Entwickelung des Volks einwirkte; daher Kind eine Hauptrolle spielt und Müllner, Clauren, Raupach u. A. m. beiläufig erwähnt und in ihrer Nichtigkeit dargestellt werden. Hauptsächlich ist das Lustspiel gegen die verkehrte Auffassung der Tragödie gerichtet, wie der Dichter sie in dem unten mitgetheilten Bruchstück vortrefflich charakterisirt, und von der er im Zwischenspiel eine äußerst witzige und treffende Parodie gibt. Er hat darin, wie Gödeke in seiner Biographie des Dichters in wenig Worten erschöpfend sagt, „die verkehrte Anlage, die verkehrte Verwickelung, die verkehrte Ausführung und die verkehrte Tendenz getreu copirt; die weniger erhaben klingenden Scenen haben nur tragische Schminke, nicht tragischen Charakter: durch ihre Verbindung mit den übrigen Theilen des Gedichts sind sie in ein komisches Licht gerückt.“

Aus dem „Romantischen Oedipus".

Erster Act.

Das Publicum als Reisender. Chor der Haidschnucken.

Publicum.

Das ist die schöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Rufs Trompete mich von fern gelockt:
Hier, sagt man, wandle Tag und Nacht, romantische
Blasbälge tretend, ein berühmter Verseschmied;
Doch weit und breit erblick' ich nichts Poetisches,
Bloß dort im Vorgrund eine Schaar von Bestien.

Chor.

Wer bist du, Fremdling? Aeußre dich bescheidener!

Publicum.

Wie? Sprechen könnt ihr? Leben wir zur Zeit Aesops?
Ich wollte mich beruhigen, wenn ihr Pferde wär't,
Denn Pferde, dünkt mich, sprechen beim Homer sogar.

Chor.

Aesop! Homer! Enthalte dich vom Griechischen!
Blind war Homer, es war Aesop ein Buckliger:
Wir dienen keinem Krüppel!

Publicum.

Nun, wem dient denn ihr?

Chor.

Dem Nimmermann.

Publicum.

Dem Nimmermann? So ist es wahr,
Daß hier der schwulsteinpöcklerische Musensohn,
Der deutsche Shakspear, athmet? Unter Schafen hier?
Das wundert mich!

Chor.

Warum?

Publicum.

Wer hätte das gedacht?

Chor.

Warum? Er ist Besitzer einer Schäferei:
Trieb nicht auch Paris, welchem doch Olympier
Schiedsrichteramt verliehen, trieb Adonis nicht
Haidschnucken? Was auch sollte sonst der Treffliche
Vernehmen hier in dieser Abgeschiedenheit?

Publicum.

Wenn ich's gerade sagen soll, Scharfrichterei:
Ich las entzückt sein Trauerspiel Cardenio,
Die größte, mehr als ekelhafte, Metzelung,
Die je der fette Frosch Bombast in dunstigem
Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete.
Denn so charakterisiren's uns die Kritiker;
Doch eben was mißfallen hat den Kritikern,
Entzückte mich. Ich flog hieher, dem Dichter selbst
Die Hand zu schütteln. Aber sprich, wo find' ich ihn?

Chor.

Er überlegt ein Trauerspiel.

Publicum.

Schon wieder eins?

Chor.

O zehn für eins! Leicht fertig sind Romantiker,
Die's laufen lassen, wie es läuft.

Publicum.

Wo sitzt er denn?

Chor.

Dort! Siehst du nicht die span'sche Wand?

Publicum.

Dort dichtet er?

Chor.

Das eben nicht. Abthut er ein Privatgeschäft:
Er las gerad den Oedipus des Sophokles;
Doch war derselbe keineswegs ihm homogen,
Und geht sogleich nun wieder als Purganz von ihm.

Publicum.

Ein eigner Fall!

Chor.

Der Hochbegabte schleuderte
Das fade Buch in's allerdürrste Haidekraut:
Das also, rief er, war solch ein Meisterstück,
Der tragische Kanon eures Aristoteles?
Pedanten ihr! Nun will ich einen Oedipus,
Ich selbst erfinden, zeigen euch, wie jener Mensch
Es hätte machen sollen, ein historisches
Vorzeitsfamilienmordgemälde bühnenhaft
Dem Publicum vorbeizuführen. Jenes Stück
Ist bloß als Bruchstück anzusehn! Wo wäre denn
Die Breite, die dem Trauerspiel notwendig ist?
Der Nebenbeipersonen reiches Uebermaß?
Aufwärter, Mägde, Narren, kleine Kinderchen,
Kanzleiverwandte, Taugenichtse, Krämervolk,
Stallknechte, Hasenfüße, Kriminalbedienstete,
Bordellgenossen, und so weiter? Ja, wo wäre denn
Decorationsveränderung und sonstige
Freischützcascadenfeuerwerkmaschinerie?
Wo ist was Komisches eingestreut? Die nötigen
Anachronismen fehlen, geographische,
Selbst andre Schnitzer, find' ich nicht. Der schülerhaft
Holprichte Versbau mangelt, und der Floskelschwall,
Den stets als schöne Sprache rühmt das Publicum.

Publicum.

Das Publicum? Haidschnucken! Nannte wirklich er
Das Publicum?

Chor.

So that er, ja.

Publicum.

Nun mache mich
Die Freude nicht wahnwitzig!

Chor.

Ei, was hast du denn?

Publicum.

Ich bin ja selbst das sogenannte Publicum!

Chor.

Du selbst? Unmöglich!

Publicum.

Sieh von hinten mich und sieh
Von vorne mich! Ich bin es selbst.

Chor.

So jugendlich,
So völlig bartlos, eingezwängt in den neusten Frack,
Mit steifem Halstuch angethan, so dacht ich mir
Dich nicht.

Publicum.

Ich bin das Publicum. Die Hände sind
Noch brennend rot mir, weil ich beim Houwaldischen
Leuchtthurme neulich beide fast mir wund geklatscht,
Und forderst du noch mehr Beweis, so trag' ich hier
In meinem Busentäschchen Claurens Mimili!

Chor.

Auf, auf, o Genossen! den Zweifel erstickt,
Und eröffnet den Tanz! Der erwartete Freund,
Der ersehnte, betrat dieß leere Gefild:
Nun fei're der Dank in Ergießungen ihn
Nie müden Gesangs! Freiwillig zerfällt
In gemessene Sylben der Willkomm.
Auf, auf, o Genossen! Umtanzt ihn rings,
Und die Hymne beginnt, die gewaltige, die,
Wie ein Bote des Glücks, wie ein Aar, der keck
Von dem Idagebirg Ganymeden geraubt,
Die Gestirne vorbei, sich siegstolz wiegt
Auf silberner Schwinge des Wohlklangs!
Auf, auf, o Genossen! Und rufet empor
Den Romantiker, der in melodischen Traum
Sein Dasein lullt! Es erschien, o Poet,
Der erwartete Gast, nach welchem du längst
Schwerathmend erhubst, voll süßer Begier,
Sehnsüchtig unsterbliche Seufzer!

Die Vorigen. Nimmermann.

Chor (vorstellend).

Der Dichterheros Nimmermann — Das Publicum —

Publicum.

Geraume Zeit schon wünscht' ich, Werthgeschätztester —

Nimmermann.

Schon lange brannte mein Gemüt, Verehrliches —

Publicum.

Von Angesicht zu Angesicht Sie anzusehn —

Nimmermann.

Auf Ihren Altar legend meine Dichtungen —

Publicum.

Um nicht von Gall zu lernen oder Lavater —

Nimmermann.

Weihrauch zu ziehn in meiner Nase Riechorgan.

Publicum.
Was ein Genie für eine Gattung Nase hat.

Chor.
Da trifft das Sprichwort wieder ein, daß immer sich
Begegnen schöne Geister, weil zu gleicher Zeit
An einer Nasenspitze Beide landeten,
Ihr Schiff regierend über's Meer der Redekunst.

Nimmermann.
Entschuldigung erbitt' ich mir, da eben ich
Auf meinem Beichtstuhl, wie ich ihn aus Schicklichkeit
Benenne, saß.

Publicum.
O, Zartgefühl!

Nimmermann.
Den Dichtern auch
Begegnet je zuweilen etwas Menschliches.

Publicum.
Sie haben ja die spansche Wand! Ich bitte sehr —

Nimmermann.
Wir wollen gleich zur Sache kommen! Zwar ich bin
Kein Müllner, keiner, der im ersten Augenblick,
Sobald ein Fremder über seine Schwelle tritt,
Von seinen eignen Werken an zu sprechen fängt;
Doch Ihnen muß ich frank und frei herausgestehn,
Ich dichte jetzt ein ungemeines Meisterstück.

Publicum.
Wie immer, doch gewähren Sie das Nähere!

Nimmermann.
Ausforschen muß ich Ihren wahren Glauben erst:
Was sagen Sie zum Oedipus des Sophokles?

Publicum.
Ich las in meiner Jugend auf den Schulen ihn,
Er schien mir nicht gelungen.

Nimmermann.
Eine Pfuscherei,
Wie's keine gibt! Höchst tragisch ist der Gegenstand:
Blutschande, Gräuel jeder Art, ein Vatermord,
Die Sphinx, die Pest, ein Uebermaß von Irrungen,
Verwickelungen ohne Zahl! Wie wenig hat
Der Dichter diesen fürchterlichen Stoff benutzt!
Geradezu hinausgerückt das Gräßliche,
Verhüllt in schöne Reden jede Schändlichkeit,
Des Stücks Effekt vernichtet, aus dem Personal
Sogar die Sphinx gestrichen, die auf's Publicum
Den tiefsten Eindruck machen müßte.

Publicum.
Ja, gewiß!
Denn völlig grundlos sagen uns die Kritiker,
Die tragische Kunst vertrüge nichts Dämonisches,
Und bloß der Leidenschaften reine Menschlichkeit.

Nimmermann.
Und wissen Sie, was jenes nüchteren Trauerspiels
Hauptfehler?

Publicum.
Nein!

Nimmermann.
Sie kennen doch das Räthselchen,
Das jene Sphinx gab?

Publicum.
Allerdings. Sie sprach: Was ist
Das Ding, das früh des Morgens auf vier Füßen geht,
Auf zwei des Mittags und des Abends drei gebraucht?

Nimmermann.
Es ist der Mensch. Nun zeigte zwar den Oedipus
Als Mann der Dichter, wie er auf zwei Füßen geht,
Ja, da er blind ihn werden läßt, so leiht er ihm
Auch wohl den Stab als dritten Fuß. Wo aber geht
Im ganzen Stück auf allen Vieren Oedipus?

Publicum.
O feiner Scharfsinn!

Nimmermann.
So zerstörte Sophokles
Des eignen Helden sogenannte Menschlichkeit!
Denn weil er nie auf Vieren geht, so ist er mir
Kein wahrer Mensch entweder, oder Oedipus
Erriet das Räthsel keineswegs und hätte dann
Von jener Sphinx den Tod verdient.

Publicum.
O Theurester!
Sie brächten einen Dromedar durchs Nadelöhr,
Geschweige denn ein bloß Kameel. — (Welch tiefer Geist) —

Chor.
Weltweise, heran! — und gelagert im Kreis!
Lernt nun Tiefsinn! Und ein Hinrichs hier,
Und ein Hinrichs dort, ehrfürchtig und still,
Mag schmiegen das Haubt
An die duftigen Zeh'n des Dichters!

Nimmermann.
Ein Mensch des Platon ist er, dieser Oedipus
Mit seinen beiden Füßen, ein gerupfter Hahn!

Chor.
Ein Eroberer zieht der Poet einher:
Ihm diene die Welt und der Menschheit Herz
Wie ein Ball in der Hand, den übungsreich
Bald fängt, bald wirft
Des erhabenen Spieles Anmut!

Publicum.
So haben Sie den Oedipus als Kind gezeigt?

Nimmermann.
Noch mehr als dieß. Das Trauerspiel beginnt mit zwei
Hebammen vor dem Wochenbett der Königin
Jocaste.

Publicum.
Herrlich! musterhaft! Die Geburt ja ist
Des Lebens erste Scene.

Nimmermann.
Wahr und fein bemerkt!

Publicum.
Ach, dürft' ich doch anhören jenes köstliche
Produkt des Geistes, oder wird's durch Druck bekannt?

Nimmermann.
Sie sollen gleich es spielen sehn, und werden auch
Dem Verstand begegnen, welcher als Zuschauer mich
Bewundern will; denn kürzlich ward in die Haide her
Verbannt der alten Deutschen Ueberlästige:
Mir gilt er keinen Pfifferling; doch duldet ihn
Als Exilirten einerseits und überdieß
Als jener tausend Einen meine Muse noch,
Die ihr den Handkuß leisten, wie zu hoffen steht;
Drum haben Sie Geduld mit ihm! Einstweilen, Freund,
Ziehn hinter diese spanische Wand zurück wir uns:
Ich muß die Puppen ordnen, deren Augenschein
Sie nehmen können. Besondre Mühe macht dabei
Mir stets der Anzug. Ueber das alte Hofcostüm
Von Theben walten Zweifel ob. Wie breit der Latz
Am kurzen Gallahosenpaar des Oedipus
Gewesen ist, bleibt unentschieden; dieserhalb
Wies auch Berlin das Stück zurück, wiewohl der Staat
Von Theben nie ein freier Staat und Oedipus
Ein legitimer Volkstyrann gewesen ist.

Publicum.
Dort hält man viel auf alles Augenfällige,
Mit Recht. So mußte neulich aus Berlin sogar
Bis Aranjuez ein Maler sich mit Extrapost
Begeben, bloß um nachzusehn im Garten dort,
Wo die von Schillers buhlerischer Eboli
Gepflückte Hyacinthe steht. Er fand sie nicht,
Und wissen Sie, weßwegen?

Nimmermann.
Weil gepflückt sie war —

Publicum.
O süßer Witz! Sie bringen jede Sphinx zu Fall:
Kein Räthsel giebt's für solche Geister!

Nimmermann.
Kommen Sie!

Ferdinand Raimund.

Die Romantiker haben das deutsche Drama zum Theil dadurch verjüngen wollen, daß sie volksmäßige, märchenhafte Stoffe dramatisch bearbeiteten, aber unter ihren Händen ging das volksmäßige Element dieser Stoffe verloren, und trotz ihrer mystischen Richtung oder vielmehr gerade wegen derselben verstanden sie es doch nicht, die Märchenwelt naiv aufzufassen. Man bemerkt nur zu bald, daß sie sich recht eigentlich zwingen, sich



in jene Welt zu denken; sie lassen sie nicht einfach auf sich wirken, sondern suchen vielmehr sie mit ihren eigenen mystischen Anschauungen zu durchdringen. Was sie vergeblich versuchten, gelang dem Dichter in vorzüglichem Grade, von dem wir jetzt zu sprechen haben.

Ferdinand Raimund, geb. am 1. Juni 1790 zu Wien, wurde nach dem Tode seines Vaters im J. 1805 zu einem Conditor in die Lehre gegeben, verließ aber heimlich das Haus seines Lehrherrn 1808 und ging zum Theater. Zwar schien ein organischer Fehler in seiner Aussprache ihm die theatralische Laufbahn unmöglich zu machen, aber seine Begeisterung für die Kunst war so groß, er entwickelte eine so seltene Beharrlichkeit und Willenskraft, daß es ihm in nicht gar langer Zeit gelang, jenen Fehler gänzlich zu besiegen und sein höchst bedeutendes Talent trat immer glänzender hervor. Da seine Versuche, auf einem Wiener Theater Anstellung zu finden, mißlangen, wendete er sich nach Preßburg, wo er gänzlich mißfiel. Unter den kläglichsten Verhältnissen gelangte er nach Steinamanger zu der Hain'schen Schauspielergesellschaft, wo er zu allen möglichen Rollen verwendet wurde. Glücklicher Weise zerstreute sich die Gesellschaft, und er hatte das Glück, in Oedenburg bei einer bessern Unterkunft zu finden, wo sich sein Talent rasch und glänzend entwickelte. Im J 1813 wurde er am Theater in der Josephsstadt in Wien angestellt, von welchem er 1817 zum Leopoldstädter Theater überging, das durch ihn zu hoher Blüthe gelangte. Im J. 1821 hatte er die Direction desselben übernommen, sich aber durch seine strengen Forderungen an die Schauspieler mancherlei Unannehmlichkeiten zugezogen; denn wie er von wahrer Begeisterung für die Kunst erfüllt war und ihm fortgesetztes Streben nach der möglichsten Vollkommenheit als heiligste Pflicht erschien, so verlangte er dies auch von seinen Kunstgenossen; er war nicht eher mit ihren Leistungen zufrieden, als bis jeder Einzelne sich die jedesmalige Rolle ganz zu eigen gemacht hatte und zugleich Alles auf das Vollkommenste in einander griff. Dadurch wurde das Leopoldstädter Theater allerdings zu einer Musterbühne; aber die Schwierigkeiten aller Art, die Raimund dabei zu bekämpfen hatte, der unsägliche Verdruß, den ihm die über seine strengen Forderungen unzufriedenen Schauspieler bereiteten, bewogen ihn, sich 1830 ganz von dieser Bühne zurückzuziehen. Von nun an gab er nur Gastrollen im Theater an der Wien, machte von 1831 an mehrere große Kunstreisen, auf denen er sich nicht bloß Ruhm und Beifall, sondern auch ein großes Vermögen erwarb, aus welchem er sich 1834 ein schönes Landgut kaufte. Seit 1825 in Folge einer schweren Krankheit zur Hypochondrie geneigt, stieg diese auf den höchsten Grad, als er im J. 1836 von einem Hunde gebissen wurde, den er für toll hielt. Er reiste sogleich nach Wien, um sich dort einem geschickten Arzte anzuvertrauen; da ihn aber ein starkes Gewitter nöthigte, die Nacht in Pottenstein zu bleiben, überfiel ihn eine so namenlose Angst, daß er sich mit einem Terzerol den Tod zu geben suchte. Die Wunde war zwar tödtlich, doch mußte er noch acht Tage lang unter unsäglichen Schmerzen auf Erlösung warten. Er starb am 6. Sept. 1836.

Raimunds größtes, aber auch unsterbliches und lange nicht genug anerkanntes Verdienst*) besteht darin, daß er das Volksschauspiel aus der Versunkenheit, in welche es gefallen war, wieder emporhob, daß er in das poetische Leben des Volks eindrang und neben dessen unerschöpflichem reinen Humor, der in den meisten Volksschauspielen durch gemeinen Straßenwitz verdrängt worden war, auch dessen reiches unbestochenes Gefühl für alles wahrhaft Edle und Schöne zur künstlerischen Anschauung brachte. In tiefer Erkenntniß des Volks und seines innersten Gemüths wählte er märchenhafte Stoffe, die dem Volke noch weit näher liegen, als man sich gewöhnlich einbildet; und wie Carlo Gozzi, ja in noch glücklicherer Weise, verstand er die Märchenwelt mit den Zuständen unserer Zeit in die innigste Verbindung zu bringen. Während uns diese Welt in den Darstellungen der Romantiker, die bei aller ihrer nationalen Gesinnung durchaus nichts Volksthümliches hatten, immer als schneidender Gegensatz zur Prosa unserer Tage, als eine der Wirklichkeit fremde Abstraction, als ein verlornes Paradies entgegentritt, das wir zwar ahnen, aber uns nicht aneignen können, erscheint sie bei Raimund in aller jugendlichen Frische und Wahrheit, wie sie sich nur im ewig jungen Gemüth des Volks abspiegeln kann. Dies konnte aber nur ein wahrer Dichtergeist erreichen, der mit der reichsten Phantasie die glücklichste Gabe der Gestaltung besaß, nur ein Dichter, der bei hoher geistiger Bildung zugleich vom tiefpoetischen Leben des Volks durchglüht war. Wie großartig seine Gestaltungsgabe war, zeigt sich nicht bloß darin, daß alle seine Personen, die märchenhaften, so wie die, welche er aus der Wirklich-

*) Hillebrand berührt ihn nur vorübergehend, Julian Schmidt erwähnt ihn gar nicht, eben so wenig Brühl in seiner Geschichte der katholischen Literatur. Gervinus nennt ihn zwar, erkennt aber seine Bedeutung nicht.

keit entnahm, mit der größten Wahrheit gezeichnet sind, daß sie sämmtlich die vollkommenste Individualität und Lebensfähigkeit besitzen, sondern ganz besonders darin, daß er selbst allegorische Figuren, das Schwierigste, was der dramatische Dichter wagen kann, mit dem vollsten persönlichen Leben beseelt, wie uns denn in seinen Dramen die Hoffnung, die Jugend, das Alter in solcher Lebensfülle erscheinen, daß wir, wie ein Kritiker richtig bemerkt, „wider unsern Willen gezwungen werden, an sie zu glauben." Unter seinen dem Leben entnommenen Personen sind die Diener und Kammermädchen mit großer Liebe und Wahrheit gezeichnet. Meistens ist es dieselbe Persönlichkeit, nur mit verändertem Namen, aber in einigen Stücken erscheinen sie mit trefflichen Modificationen, so daß wir in diesen Personen ein vollkommenes Bild der unteren Stände nach ihren verschiedenen Erscheinungen erhalten. Das östreichische Volk, insbesondere die Wiener, sind in diesen Gestalten mit der höchsten Wahrheit gezeichnet: der immer lebensfrische Humor, der von dem nordischen, scharfen Witz weit verschieden ist, weil er mit einer liebenswürdigen Gutmüthigkeit verbunden ist, die keineswegs der Kraft entbehrt; die heitere, immer jugendliche Lebenslust; die beinahe etwas Ländliches hat; der Gegensatz der äußeren Schwerfälligkeit mit geistiger Lebendigkeit, alle diese Züge treten in den Reden und Handlungen dieser Personen mit der lebendigsten Anschaulichkeit hervor.

Aber auch in der Erfindung, in der Anlage und Ausführung zeigt Raimund großes Talent; seine Dramen sind reich an den schönsten poetischen Motiven, an großartigen und eigenthümlichen Gedanken, an wirkungsvollen Situationen, in denen er eine wahrhaft geniale Schöpfungskraft entfaltet. Seine Stücke sind freilich nicht alle von gleichem Werth; vielmehr finden wir, daß er in stetem und mächtigem Fortschreiten begriffen war: denn gerade die weniger gelungenen Stücke, die nach unzweifelhaft besseren erschienen, wie die „Gefesselte Phantasie", sind Beweise seines eifrigen und gewissenhaften Strebens, da er sich darin in neuen Bahnen und Anschauungen versuchte. Und so müssen wir tief betrauern, daß er sich selbst vor der Zeit dem Leben und der Kunst entriß, weil er gewiß noch viel Bedeutenderes geschaffen und dem Volksschauspiel eine entschiedene Richtung gegeben haben würde.

Seine ersten Versuche „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" (1823) und „Der Diamant des Geisterkönigs" (1824) halten sich im Ganzen noch in der tieferen Manier der Zauberspiele des Wiener Volkstheaters und suchen, wie dieses, vorzüglich durch äußere Mittel zu wirken; doch blickt schon das größere Talent in manchen Charakteren und Situationen durch, namentlich im zweiten, das schon von großem Fortschritte zeugt. Sein erstes wahrhaft bedeutendes Stück war „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär", das er nach der oben erwähnten Krankheit dichtete; er zeigt darin schon eine bewundernswürdige Kunst in der Zeichnung der Leidenschaften der mannigfaltigsten Zustände. Wenn er den Bauern Wurzel plötzlich aus einem Jüngling zu einem Greis werden läßt, so weiß er dies durch die Einführung der Abschied nehmenden Jugend und des erscheinenden Alters trefflich zu motiviren, so daß uns das Wunderbare beinahe natürlich und nothwendig erscheint. „Moisasurs Zauberfluch" (1827) gehört dagegen in die Reihe der beiden ersten Stücke. In der „Gefesselten Phantasie" (1828), die sich in einzelnen Stellen zur tragischen Würde erhebt, ist der Zweck, den Gegensatz zwischen der wahren und der Afterpoesie darzustellen, allzu sichtbar; einzelne Charaktere, besonders der Harfenist Nachtigall, sind dagegen trefflich gezeichnet. Ihr folgte noch in dem nämlichen Jahre „Der Alpenkönig oder der Menschenfeind", welcher ins Englische übersetzt und in London mit solchem Beifall gegeben wurde, daß eine dortige Zeitschrift von dem Verfasser sagte, er sei vielleicht der originellste Schauspieldichter unserer Zeit. In der That hatte Raimund darin selbst den „Bauer als Millionär" weit übertroffen. Die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee ist durchaus vortrefflich, die Ausführung bis auf das kleinste Detail gelungen, die Charaktere von einer überraschenden Wahrheit und Tiefe der Auffassung und manche Stellen von einer überaus ergreifenden Wirkung, so z. B. die Scenen in der Hütte, welche Rappelkopf kauft, um sich von der Welt abzuschließen. Wahrhaft genial ist der Gedanke, den Menschenfeind durch sich selbst zu bessern Gesinnungen zu bringen. Der Alpenkönig hat seine Gestalt angenommen und ihm dagegen die seines Schwagers gegeben. Mit der Gestalt hat der Geisterfürst aber auch Rappelkopfs ganzes Wesen angenommen, und so muß er sich selber in seiner ganzen Widerwärtigkeit erblicken, muß sehen, wie er gegen seine Gattin, seine Tochter, seine Dienerschaft auf unverantwortliche Weise wüthet, so daß er sich endlich vor sich selbst entsetzt, und manchmal sogar glaubt, sein Doppelgänger übertreibe, ob er doch gleich wieder die vollkommenste Aehnlichkeit anerkennen muß.

Dem „Alpenkönig" ebenbürtig ist sein letztes Werk „Der Verschwender" (1833); die wegen ihrer schwerfälligen Behandlung weniger gelungene „Unheilbringende Krone" (1829) übergehen wir. Wie der Menschenfeind durch die Anschauung seines Doppelgängers, so wird hier der Verschwender durch die bittere Erfahrung von seinem Fehler geheilt. Zwar war auch ihm ein Doppelgänger erschienen, er hatte sich, als er noch mitten im Schooße des Reichthums lebte, in seiner künftigen Gestalt als Bettler gesehen, die prophetische Erscheinung aber nicht verstanden, so daß die Warnung nutzlos an ihm vorüberging. Eine der größten Schönheiten dieses Schauspiels ist die Charakterzeichnung, in der sich Raimund als Meister beurkundet, und wir dürfen die Worte Platens auf ihn anwenden:

> „Oftmals zeichnet der Meister ein Bild durch wenige Striche,
> Was mit unendlichem Wust nie der Geselle vermag."

Solche Bilder sind Flottwells Freunde, namentlich der Chevalier Dümont, und das alte Weib, an dem er die Natur bewundert, die beiden Baumeister, Valentins Kinder u. a. m. Aber auch die ausgeführteren Gestalten sind meisterhaft, der Verschwender Flottwell selbst, der Kammerdiener

Wolf, vor Allen aber der treffliche Valentin, den der Dichter mit wahrer Liebe behandelt hat, und den er auch als Schauspieler mit der größten Vollendung darstellte. Valentin ist der wahre Repräsentant des Volkscharakters und Volksgemüths, voll des höchsten Seelenadels bei äußerlicher Unbeholfenheit, die selbst oft rauh erscheint: mit Einem Worte ein Charakter, wie ihn außer Raimund nur Jean Paul zeichnen kann.

Aus dem „Alpenkönig".

Erster Aufzug. Achtzehnte Scene.

(Das Innere einer Köhlerhütte. Rußige Wände.)

(Salchen am Spinnrocken. Hänschen, Christoph, Andres sitzen am Tische; Marthe an einer Wiege, in der ihr Kind liegt. Unter'm Tisch ein großer Hund, auf dem Tisch eine Katze, mit welcher die Knaben spielen. Im Hintergrunde zwei schlechte Betten; in einem liegt die kranke Großmutter, in dem andern der betrunkene Christian.)

Quintett.

Salchen (fröhlich).
Wenn ich an meinen Franzel denk',
Rascher fließt mein Blut;
S' Herzel, das ich ihm nur schenk',
Schöpfet frohen Muth.

Die drei Kinder.
He, Mutter, gib zu essen her,
Der Hunger thut gar weh!

Salchen.
Das Hungern fällt mir gar nicht schwer,
Wenn ich mein Franzel seh'.
Wenn ich an meinen Franzel denk',
Rascher fließt mein Blut,
S' Herzel, das ich ihm nur schenk',
Schöpfet frohen Muth.

Die drei Kinder.
Mutter, gib uns Brod!

Christian (mit lallender Stimme).
Ha, Ihr Rangen, seid gleich stille!
Schlag' Euch wahrlich todt!

Marthe (ruft). Still!

(Das Kind schreit, die Katze miaut, der Hund bellt dazwischen. Die erste Melodie fällt wieder ein.)

Salchen.
Franzel ist gar schmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein,
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.
Wenn wir nicht bald Essen kriegen,
Gehen wir zu Grund!

Salchen.
Weckt das Kind nicht in der Wiegen,
Spielet mit dem Hund.
Mein Franzel ist gar schmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein,
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.
Mutter! Mutter! Brod!

Christian.
Wenn Ihr nicht die Mäuler halt't,
Schlag' ich Euch noch todt!

Marthe. Still!

(Das Kind schreit wieder, die Katze miaut, der Hund bellt wie vorhin.)

Marthe. Still seid, ihr ausgelassenen Buben!

Hänschen (weinerlich). Mutter, mein Brod.

Salchen. Ist kein's da, Holzbirn eßt.

Marthe. Und macht keinen solchen Lärm, Euer Vater ist krank.

Andres. Was fehlt ihm denn?

Marthe. Den Schwindel hat er. (Für sich.) Man darf's den Kindern nicht einmal sagen,

Christoph. Der Vater hat so viele Kohlen verkauft —

Andres. Und hat kein Geld zu Haus gebracht. Nichts als einen Schwindel.

Salchen. Was geht das Euch an?

Andres. Weil wir hungrig sind. Ich weiß schon, warum wir so wenig zu essen kriegen, weil der Vater so viel trinkt.

Salchen. Ihr häßlichen Buben! Habt gar keinen Respekt vor Eurem Vater?

Christian. Wart, ich will Euch — (will auf und taumelt.)

Marthe. Liegen bleib! (drängt ihn zurück in's Bett.)

Andres. Er kriegt schon wieder den Schwindel.

Alle drei Buben (lachen). Haha! Der Vater kann nicht g'rad' steh'n!

Marthe. Ob Ihr aufhört! Nein, wie hat mich der Himmel gestraft! (Das Kind schreit, zu Salchen) Auf's Kind schau! (Salchen wiegt.) Ein Haus voll Kinder und so einen leichtsinnigen Mann. Kein Pfennig Geld im Haus' — (die Großmutter nies't) Hör' die Mutter mit'n Nießen auf, man hört sein eignes Wort nicht.

Die drei Kinder. Aha, das ist ein Spaß!

Andres. Die Mutter ist zornig, haha!

Marthe. Die Galle bringt mich noch um! Heilloser Bub', Du, ich will Dich Deine Mutter ausspotten lehren! (Nimmt ihn bei'm Kopf und schlägt ihn.)

Andres (schreit). Au weh! (Weint.)

Salchen (springt herzu und hält sie ab). Nun ist's genug, Mutter!

(Die zwei andern Buben verkriechen sich unter'm Tisch zum Hund.)

(Das Kind in der Wiege schreit,)
(die Großmutter im Bett streckt die Arme heraus und nies't,)
(der Hund bellt,)
(die Katze springt davon)
} Alles zugleich.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Rappelkopf (öffnet die Thüre und bleibt stehen.)

Rappelkopf. Holla, da geht's zu! Nur hinauf auf die Köpfe! Gesindel! (Geht in die Mitte des Zimmers und klatscht in die Hände; schadenfroh) Bagage!

Salchen. Ei was will denn der da?

Marthe. Nun, was will Er? Was schaut Er?

Rappelkopf. Sie will ich nicht, Sie Alterthum! Was kostet die Hütte da? Was muß ich bezahlen, wenn ich Euch Alle hinauswerfen darf?

Salchen. Ah, der hat einen curiosen Gusto!

Marthe. Er impertinenter Mensch, was untersteht Er sich, hier herein zu kommen?

Salchen. Und uns Grobheiten zu sagen?

Christian (halb schlaftrunken). Werft ihn hinaus.

Marthe. Halt's Maul! (zu Rappelkopf) Was hat Er denn hier zu befehlen? Ich kann meine Kinder schlagen, wie ich will.

Andres. Ja wohl, was geht dem Herrn mein Buckel an? Die Schläge sind unser Mittagsmahl.

Der Bub unterm Tisch. Filax! Huß, huß!

(Der Hund bellt.)

Marthe. Salchen. Hinaus mit Ihm!

Rappelkopf. Still, kein Wort. (Zieht zwei Geldbeutel hervor und klingelt damit.) Geld ist da! Dukaten sind da, die gehören alle Euch. Verstanden? Also freundlich sein, die Zähne blöcken, Euer Gnaden sagen. Geschwind', Bagage, geschwinde.

Marthe. Euer Gnaden, wir bitten um Verzeihung. Geht Kinder, küßt dem gnädigen Herrn die Hand, kriegt was geschenkt. (Die Kinder kriechen hervor.)

Andres (lacht dumm). Dukaten hat Er? da küssen wir Ihm die Hand. (Sie küssen ihm die Hand.)

Rappelk. Ist schon da, die Brut!

Alle drei Buben. Bitten gar schön um einen Dukaten.

Christian (lallt). Bringt mir auch etwelche her!

Rappelk. Was will die Frau da für die Hütte haben? Ich kaufe sie, wenn sie noch so theuer ist.

Marthe. Ach, Euer Gnaden spaßen wohl nur. Was wollten Sie denn mit der kleinen Hütte?

Rappelk. Das geht Sie nichts an. Habt Ihr genug an zweihundert Dukaten?

Marthe. Ach, lieber Herr! So viel Geld kann's ja gar nicht geben auf der Welt. Da wären wir ja versorgt auf unser Lebtag.

Salchen. Aber die Mutter wird doch nicht die Hütte verkaufen? Was würde mein Franzel dazu sagen?

Andres. Mutter, gebt sie hin, sie ist nicht mehr werth.

Marthe (freudig). O du lieber Himmel, das ist ein Glück! Wenn nur mit meinem Manne was zu reden wäre.

Andres. Vater, steh' der Vater auf, oder wir verkaufen's Haus und den Vater auch dazu.

Marthe. Du, Mann! — (Für sich.) Nein, die Schande vor den Leuten, er kann sich gar nicht rühren. (Während dieser Rede liebkos't der Hund Rappelkopf, welcher ihn unmuthig mit dem Fuß von sich stößt; der Hund bellt ihn an.)

Marthe (laut). Die Hütte kannst Du verkaufen, stell' Dir vor, zweihundert Dukaten kriegen wir dafür.

Christian (schlaftrunken). Ist zu wenig, viel zu wenig.

Salchen. Wenn sie doch nicht einig würden.

Marthe. Der Mann weiß gar nicht, was er redet. So ein Glück! Die Hütte ist Ihre, lieber Herr! Es ist schon Alles in der Ordnung.

Rappelk. So ist Alles mein, wie's da liegt und steht?

Marthe. O, draußen ist auch eine Küche und eine Menge Geschirr.

Andres. Und Mäuse gibt's, die sind gar nicht zu bezahlen.

Rappelk. Also da ist's Geld. (Wirft ihnen Gold hin.) Und jetzt augenblicklich hinaus, Alle mit einander; in zwei Minuten will ich Niemand hier mehr sehen.

Salchen. Ach, wär' doch nur der Franzel da!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Franzel (tritt ein).

Franzel. Da ist er.

Rappelk. Da kommt noch so ein Halbmensch.

Salchen. O lieber Franzel, schau' nur den Fremden, dem hat die Mutter die Hütte verkauft; nun jagt er uns hinaus. Er hat schon bezahlt.

Franzel. Ei, Mutter, was fällt Euch denn ein? Gebt ihm doch das Geld zurück, dem wunderlichen Menschen.

Marthe. Das thu' ich nicht. Einen solchen Narren finden wir nicht wieder. Seid still, von dem Gelde könnt Ihr nun heirathen.

Salchen. Aber wo bleiben wir denn? es ist ja bald Nacht.

Marthe. Für Geld finden wir überall Obdach. He, Kinder, Vater, Mutter, auf, auf, wir müssen Alle fort!

Andres. Das wird ein Auszug werden! Juchhe!

(Während den vorhergegangenen Reden haben die Kinder Alles nach und nach zurück geräumt, so daß die Bühne im Vordergrunde frei von Meubeln ist, bis auf einen Stuhl, auf dem Rappelkopf sitzt.)

Marthe. Steh' auf, Mann! (Sie zieht ihn auf und führt ihn vor.)

Rappelkopf. Ist er krank?

Marthe. Nu, ich glaub's, das ist gar ein altes Uebel, das ist noch vom vorigen Jahre.

Rappelkopf. Das ist nicht wahr, es ist vom Heurigen. Hinaus mit ihm!

Christian. Ich geh' nicht fort, bis ich das Geld hab'.

Marthe. Ich hab's schon. (Hat ihm unterdessen den Rock angezogen und den Hut aufgesetzt.) So geh' doch nur. Jetzt, Kinder, packt zusammen. Der Christoph führt die Großmutter, (zu Andres) du trägst das Kind, (zu Hänschen) du führst den Hund und ich meinen Mann. (Christian, Marthe, Andres ab.)

(Sie haben der Großmutter aufgeholfen, geben ihr die Krücke in die Hand und führen sie vor. Hänschen nimmt den Hund an einem Strick.)

Salchen. So müssen wir denn wirklich fort aus uns'rer lieben Hütte? Wir waren oft recht glücklich und zufrieden hier, und nur der Andres ist ein böser Bub, der die Andern aufhetzt und verführt.

Franzel. Das kann ich der Mutter nicht verzeihen.

Salchen. Die Mutter war verblendet von dem Geld; der böse Mann dort ist an Allem schuld.

Großmutter. Bin schon so alt, und sie stoßen mich hinaus.

Franzel. Nun, tröstet Euch, wir werden Euch schon pflegen.

Salchen. Meiner Seel', der Herr kann's nicht verantworten, was er mit seinem Geld für Unheil anstiftete.

Sextett.

Salchen.

So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Alle (bis auf Rappelkopf).

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Salchen.

Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

Alle (wie oben).

Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

(Alle Paar und Paar ab; sie sehen sich betrübt um, der Hund knurrt gegen Rappelkopf im Abgehen.)

Einundzwanzigste Scene.

Rappelkopf (springt vom Sessel auf).

Lied mit Chor.

Jetzt bin ich allein, und will es auch bleiben,
Will mich mit der Einsamkeit zärtlich beweiben,
Will gar keine Freunde, als Berge und Felsen,
Verjag' das Schmarotzergesind' wie die Gölsen.
Will nie dem Geschwätze der Weiber mehr lauschen,
Da hör' ich viel lieber des Wasserfalls Rauschen.
Zu Pagen erwähl' ich die vier Elemente,
Die regen geschäftig die riesigen Hände.
Den Westwind ernenn' ich zu meinem Friseur,
Der kräuselt die Locken und weht um mich her;
Und schüttelt der Winter den eisigen Arm,
Erschlag' ich die Wölfe und kleide mich warm.
So leb' ich zufrieden im finsteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menschen hier aus.

(Tritt in die Mitte des Theaters und starrt vor sich hin. Nahe an der Hütte ertönt sanft der Chor nach der vorigen Melodie.)

So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt in der Ferne.)

Rappelkopf (tritt vor).

Ich will nichts mehr hör'n von den boshaften Leuten,
Verachte die Dummen und flieh' die Gescheiten,
Und ob sie sich raufen und ob sie sich schlagen,
Und ob sie Prozesse führ'n und sich verklagen,
Und ob sie sich schmeicheln und ob sie sich küssen,
Und ob sie der Schnupfen plagt, wie oft sie nießen,
Und ob sie gut schlafen und was sie gegessen,
Und ob sie vernünftig sind oder besessen,
Und ob wohl in Indien der Hafer ist theuer,
Ob's in Pest regnet und in Ofen ist Feuer,
Und ob eine Hochzeit wird oder 'ne Leich',

Ja das ist mir einerlei, das ist mir gleich.
Ich lebe zufrieden im finsteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menschen hier aus.

Chor (noch weiter entfernt von der Hütte).
So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt schwächer. Es wird finster.)

Rappelkopf
(springt auf und schleudert den Stuhl zurück).

Und wollte die Welt sich auch gänzlich verkehren,
Und brächte der Galgen die Leute zu Ehren,
Und würde die Tugend verpesten den Boden,
Und tanzten nur Langaus die Kranken und Todten,
Und brauchten die uralten Weiber noch Ammen,
Und stände der Nordpol in glühenden Flammen,
Und schenkte der Wucher der Welt Millionen,
Und würden so wohlfeil wie Erbsen die Kronen,
Und föcht' man mit Degen, die ganz ohne Klingen,
Und flögen die Adler und fehlten die Schwingen,
Und gäb's eine Liebe, gereinigt von Qualen,
Und schien eine Sonne, beraubt ihrer Strahlen;
Ich bliebe doch lieber im finsteren Haus,
Und lachte die Thorheit der Menschen hier aus.

(Eilt zurück, öffnet einen Laden am Fenster in der Mitte. Der Wald erglüht im Abendroth. Er blickt düster hinaus, läßt dann sein Haupt zurücksinken, und wird in dieser Stellung vom Abendroth bestrahlt.)

Chor (entfernter als vorher).
So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt kaum hörbar.)

Christian Dietrich Grabbe.



Wie Raimund bestimmt zu sein schien, das Volksschauspiel zur höchsten Vollendung zu bringen, durch zu frühen Tod aber an der vollständigen Erfüllung seiner Aufgabe verhindert wurde, so schien der letzte dramatische Dichter, der in das Bereich unserer Darstellung fällt, die Bestimmung zu haben, der Tragödie und dem historischen Drama einen neuen lebenskräftigen Schwung zu geben: aber auch er wurde zunächst durch die traurigsten Lebensverhältnisse und dann durch frühzeitiges Absterben seiner Dichterkraft, worauf auch bald der Tod folgte, verhindert, seine Bestimmung zu erfüllen. So traurig dieses auch ist, so dürfen wir diese Erscheinungen doch als eine Gewähr ansehen, daß, wenn die rechte Zeit und die rechten Verhältnisse kommen, die deutsche Kunst und insbesondere das deutsche Drama zu einer neuen lebenskräftigen Blüthe sich emporschwingen wird.

Christian Dietrich Grabbe, geb. zu Detmold am 14. Dec. 1801, wuchs unter Verhältnissen auf, die jeden andern minder kräftigen Geist unwiederbringlich vernichtet hätten. Da sein Vater Zuchthausverwalter war, so mußte der tägliche Anblick der Verworfenheit und des Verbrechens von dem traurigsten Einfluß auf das Gemüth des Knaben sein, der zudem die nachlässigste Erziehung erhielt. Wir wagen es kaum auszusprechen, daß die eigene Mutter ihn schon frühe zum Trunk verführt haben soll. Als er das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, entwickelte er einen rastlosen Fleiß, und studirte in seinen Mußestunden die alten und neuern Dichter, namentlich die griechischen Tragiker, Shakspeare und Byron, mit stets wachsender Begeisterung. Im J. 1820 bezog er die Universität Leipzig, um auf den Wunsch seiner Eltern die Rechte zu studiren; im folgenden Jahre ging er zu demselben Zwecke nach Berlin. Doch weder dort noch hier lag er seinen Studien mit dem nöthigen Ernst ob; er lebte beinahe ausschließlich der Dichtkunst, und seine begeisterte Neigung für dieselbe wurde durch den Umgang mit dem Professor Wendt in Leipzig, mit Heine und Fr. v. Uechtritz in Berlin noch mehr gesteigert. So entschloß er sich denn, das Studium der Rechte ganz aufzugeben, und er wendete sich nach Dresden, wo er sich an Tieck anzuschließen suchte. Da es ihm weder in Dresden, noch später in Braunschweig gelang, Theaterdichter zu werden, weil er durch sein cynisches Wesen abstieß, und da der Versuch, Schauspieler zu werden, aus Mangel an allem Talent zu diesem Beruf ebenfalls fehlschlug, kehrte er in die Heimat zurück, warf sich dort mit vollem Eifer wieder auf die Rechtsstudien, bestand nach wenigen Monaten die vorgeschriebene Prüfung, worauf er 1829 als Regimentsauditeur angestellt wurde. Zugleich practicirte er als Advokat, und da sich seine Verhältnisse glücklich zu gestalten schienen, heirathete er die Tochter seines frühern Gönners, des Archivraths Clostermeyer. Aber sein Glück war von kurzer Dauer, denn es fehlte ihm an Sinn für häusliches Leben und vor Allem an Beharrlichkeit. Die nahe Berührung mit dem Soldatenstand brachte ihn auf den Einfall, daß er eigentlich für denselben geboren sei; er bewarb sich um eine Hauptmannsstelle, erhielt aber statt derselben einen Verweis wegen Vernachlässigung seiner Dienstgeschäfte als Auditeur, und da er diese auch später nicht besser besorgte, gab er endlich halb freiwillig, halb gezwungen seine Entlassung. Mit seiner Frau und allen seinen Umgebungen zerfallen, ging er nun nach Frankfurt und von da nach Düsseldorf, wohin ihn Immermann eingeladen hatte. Schon war aber die Kraft seines Geistes und Wil-

lens gebrochen, und er ergab sich bald wieder dem unordentlichsten Wirthshausleben. Er hatte in dem genialen Musiker Norbert Burgmüller einen verwandten Geist und Charakter gefunden, eine Begegnung, die Beiden verderblich wurde, da sie von Tag zu Tag mehr in den tiefsten Cynismus sanken. Burgmüller wurde am 7. Mai 1836 zu Aachen in der Badewanne todt gefunden; Grabbe wurde dadurch so ergriffen, daß er bald darauf nach Detmold zur versöhnten Gattin zurückeilte, in deren Armen er am 12. Sept. 1836 starb. Er war noch nicht 35 Jahre alt.

Die Urtheile über Grabbe und seine Leistungen gehen weit auseinander; die Einen verehren in ihm das urkräftigste dramatische Genie, Andere sehen in ihm nichts weiter als ein Talent untergeordneten Ranges, das zudem an den äußern Verhältnissen zu Grunde gegangen ist. Wir tragen kein Bedenken, die letztere Ansicht für unbegründet zu halten und uns weit eher der andern zuzuneigen, obgleich freilich mit einigen Einschränkungen. Man verwechselt gar zu oft das Talent an sich mit seinen Leistungen und wird dadurch zu falschen Urtheilen verleitet.

Grabbe ist der wahre Repräsentant seines Volks und seiner Zeit; genial, originell, mit einer kräftigen, stets beweglichen Phantasie begabt, gedankenreich, von tiefem Gefühl, des Wortes in hohem Grade mächtig, von unwiderstehlichem Drange und Streben erfüllt, hätte er alle Eigenschaften zu einem großen dramatischen, insbesondre tragischen Dichter, wenn er das besäße, was dem deutschen Volke zu fehlen scheint, und was bis jetzt nur wenigen seiner großen Geister, einem Lessing, einem Göthe, in höherm Maße zu Theil geworden ist — wir meinen die Eigenschaft, die sich im Leben als praktischer Sinn, in der Kunst als Ruhe und Besonnenheit, als bewußte Unterordnung unter das Gesetz darstellt, durch welche allein die wahre Freiheit gewonnen wird, eine Eigenschaft, deren Mangel schon so viele große Talente vernichtet, so viele Fehlgeburten verursacht hat, unter welchen die des Jahres 1848 eine der schmerzlichsten ist. Aus diesem Mangel an Besonnenheit, Mäßigung und praktischem Sinn stammen alle Fehler, die den Dichtungen Grabbe's mit Recht gemacht werden können, der Cynismus des Ausdrucks, öfters auch der Gedanken, die Uebertreibung in den Charakteren, die sich freilich mehr in einzelnen Situationen als im Ganzen kundgibt, aber nichtsdestoweniger die Erscheinung trübt, das Seltsame in der Auffassung der Personen und ihrer Thaten, die Darstellung solcher Verhältnisse, welche der theatralischen Darstellung vollständig widerstreben, wozu noch der allzuhäufig getriebene Scenenwechsel kommt — alle diese und andre Mängel sind eine Wirkung seines maßlosen Wesens, und in gewisser Hinsicht könnte man sogar sagen, seines schwärmerischen Sinns. Am mächtigsten treten diese Fehler in dem „Herzog Theodor von Gothland“ (1827) hervor, der zwar auf großartigem Plane beruht, aber in übertollе Wildheit sich verliert. Von dem „Marius und Sylla“ sprechen wir nicht, da dieses Drama nicht vollendet wurde, eben so wenig von dem tragischen Spiel „Nanette und Maria“ und dem ironisch-humoristischen Lustspiel: „Scherz, Satyre, Ironie und tiefere Bedeutung“, in denen der Romantismus ihn noch gefesselt hält. Es war ein kühner Gedanke, zwei mächtige Stoffe zu einem Ganzen zu verbinden, wie er es im „Don Juan und Faust“ (Ff. 1829) gethan; aber eine solche Kühnheit ist nur dann zu rechtfertigen, wenn ihr der Erfolg entspricht. Hier ist es aber in keiner Weise der Fall, da der Dichter mitten im Werke selbst über sein Unternehmen erschrickt, das sich daher dem mächtigen Rheine gleich im Sande verliert. In den „Hohenstaufen“ (Ff. 1829—1830), von denen er zwei Theile vollendete, „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“ griff er zu einem glücklicheren Stoff, den er aber durch die allzumoderne Auffassung verdarb. Wir vernehmen in den Reden des großen Rothbart und seines Gegners, des Pabstes Alexanders, die Reflexionen neuerer Geschichtschreiber, nicht jene gewaltigen Naturen selbst, daher der Charakteristik, so kühn und richtig sie auch an sich ist, doch die Unmittelbarkeit der Anschauung fehlt. Glücklicher sind in dieser Beziehung die nachfolgenden Dramen: „Napoleon oder die hundert Tage“ (Ff. 1831), „Hannibal“ (Düsseld. 1835) und „Die Herrmannsschlacht“ (Eb. 1838), aber dagegen ist darin die dramatische Composition in vollständiger Auflösung. Es bestehen diese Stücke in der That nur aus einzelnen Gemälden, die nur durch die Zusammenstellung ein Ganzes bilden, so daß die Einheit nicht in den Gedichten selbst liegt, sondern nur durch die Reflexion des Lesers geschaffen wird. Diese einzelnen Gemälde sind freilich oft von großer Schönheit, Einzelnes könnte man unübertrefflich nennen, besonders sind die Schlachtscenen meisterhaft und die Charakteristik der Hauptpersonen ist kühn und großartig; aber weil es eben nur einzelne Gemälde sind, die nicht in künstlerischer Einheit aufgehen, wird stets das vorhergehende von dem nachfolgenden zurückgedrängt, so daß wir uns am Ende ermüdet fühlen, ungefähr so, wie wenn uns in einem Panorama nach und nach eine Reihe von Bildern vor die Augen geführt worden sind.

Aus „Kaiser Heinrich VI.“

Dritter Act. Erste Scene.

— — — — — — — — — — — — —

Kaiser Heinrich (für sich).

Dieses die Reichsversammlung, die ich muß
Beherrschen? — Schmeichelei und Trotz und Schrecken
Schwebt mir nunmehr abwechselnd um die Schläfen
Wie lichte bald, bald dunkle Wolken um die Alpen.

(Laut.)

Schwer ist das deutsche Scepter, — nur ein Gott
Vermöcht' es frei zu schwingen, wie's sich ziemt.
Neapels Herrscherstab, den ich zu tragen
Gewohnt bin, ist dagegen nur ein Spielzeug.
Zu schwach ist diese Hand — Darum verzeiht,
Ihr Mächt'gen und Getreuen, wenn sie unter
Der Last bisweilen schwankt und zittert.

Erzbischof Conrad von Mainz.

Wir werden unsrer Pflicht gemäß dir helfen.

Kaiser Heinrich.

Mein Thron kennt nur zwei Stützen — eure Liebe
Und eure Kraft.—Wo das Gebäude, das
Sich stärkrer Säulen rühmen dürfte? — Kanzler,
Was haben wir zuerst hier zu verhandeln?

Reichskanzler.

Die streit'ge Bischofswahl von Lüttich.

Kaiser Heinrich.

Sage

Den Fall.

Reichskanzler.
Um Lüttichs bischöflichen Stuhl
Bekämpfen zwei Parteien sich, die eine
Will mit dem Grafen von Retest, die andre
Mit Brabants Albert ihn besetzen.

Kaiser Heinrich.
Und
Wem von den beiden gibt man im Capitel
Die meisten Stimmen?

Reichskanzler.
Keinem. Denn die Stimmen
Sind gleich getheilt, und beide Theile dräuen
Mit Waffen schon einander gegenüber.

Erzbischof Conrad von Mainz.
Es muß das Aeußerste geschehen, bei
So heil'ger Sache, bei der Wahl des Priesters,
Das Blutvergießen abzuwenden.

Der Nuntius.
Nimmer
Erlaubt der Papst, daß man auf solchem Wege
Ein Kirchenamt erwerbe.

Kaiser Heinrich.
Fürsten, Ritter,
Was meint ihr?

Hohenzollern.
Herr, bedenklich ist die Sache.
Ich weiß nicht, welchen von den Nebenbuhlern
Ich vorziehen sollte. Beide sind so brav
Als tüchtig. Und wenn wir auch einen vorzieh'n,
Der andre wird sich nicht dabei beruh'gen.
Langwier'ge Fehde drohet jedenfalls.
Am besten ist's, wir stellen die Entscheidung
Dem Papst anheim. In einer Kirchensache
Wird er am richtigsten erkennen, und
Es werden die Parteien seinem Urtheil
Am eh'sten folgen.

Der Nuntius.
Burggraf Hohenzollern,
Der heil'ge Vater fordert, daß man ihm die Sache
Anheimgibt. Ist ein Bischof denkbar ohne
Einwilligung des Papstes?

Erzbischof Conrad von Mainz.
Herr, sehr wohl,
Besonders auch der Erzbischof von Mainz,
Des deutschen Reiches erster Fürst und Wähler!
— Wir alle sind der Kirche Glieder, vom
Geringsten Priester bis zum Cardinal,
Zum Papst — denn der ist nur des Baues Spitze! —
Wie jeder Schnörkel dort am Dom für sich
Besteht, und doch das Ganze zieren hilft
Und tragen, walten wir in uns'ren Würden —
Dem Papste Ehre, doch die Kirch' ist mehr
Als Er, und rühmest du, wir könnten
Nicht ohne ihn besteh'n, so hüte dich auch vor
Der Frage: wie er ohne uns bestehen will.

Kaiser Heinrich (für sich).
Dem Mainzer flammt das Antlitz auf wie Feuer —
Ich ahne auch, warum — Mein Vater wählte
Ihn sonder die Einwilligung des Papstes.

Erzbischof Conrad von Mainz.
Doch darin hast du Recht. Die Sache Lüttichs
Ist eine geistliche, und in geistlichen Dingen
Gebührt dem Papst das Wort zuerst.

Kaiser Heinrich (für sich).
Wie schlau
Er einlenkt — Pech bleibt Pech, und Pfaff bleibt Pfaff,
Und klebt mit seiner Sippschaft unauflöslich
Zusammen — Nicht verdenk' ich's — Macht's
Der Schuster wie der Kaiser nicht grad' so? Der Kaiser
Bleibt Kaiser, und Waiblingen bleibt Waiblingen —
Ihr sollt's jetzt hören!
(Laut)
Die Streitigkeit in Lüttich ist ganz klar:
Nach dem Vertrag zu Worms, geschlossen
Mit Papst Calixtus, hat bei zwist'ger Wahl
Des Bischofs nur der Kaiser zu bestimmen!
Brabant verwerf' ich sammt Retest. Der Graf
Lothar von Herstall sei statt ihrer Bischof.
Und die Gebühren zahlt er meiner Kammer.
— So schreib es hin, Reichskanzler!

Der Nuntius.
Ich widerspreche! Schreibe nicht!

Kaiser Heinrich.
Wer hat
Hier zu befehlen außer mir? Wem dienen
Die Krieger da mit ihren Partisanen?
(Zum Reichskanzler.)
Du schreibst, wie ich gesagt.

Der Nuntius.
Herr, Herr —

Kaiser Heinrich
(thut als hörte er den Nuntius nicht).
Wir schreiten
Zu einem traurigen Geschäft. Der Held,
Vor dessen Wunderkraft Arabien
Erbebte, hat sich selbst erniedrigt, als
Er Oestreich suchte zu erniedrigen.
Ein böser Geist hat ihn seitdem besessen,
Gewichen ist er von der heil'gen Siegesbahn,
In Heimlichkeit floh er davon, und wagte
Dem Ocean sich zu vertraun, doch da
Ergriff ihn Gottes Hand und warf im Zorn
Ihn an die deutsche Küste. — Sammt Blondel
Ist er in meiner Macht, und zu Gericht
Soll er hier steh'n. Selbst Frankreichs König tritt
Als Kläger vor die Schranke, unterwirft
Sich unsrer oberherrlichen Entscheidung.
(Zu einigen seines Gefolges:)
Führt König Richard vor!

Erzbischof von Mainz (für sich).
Was für ein freches Spiel
Mit einem Könige! wie wird das enden?

König Richard (wird hereingeführt).
Welch eine herrliche, gewaltige
Versammlung — Fürsten, Ritter und Prälaten,
Gedrängt wie Stern an Stern, und unter ihnen
Auch nicht ein einz'ger, der dem ungeheuren,
Gottlosen Frevel wehrt, mit dem man mich,
Den König Englands und den Streiter Christi,
Wagt fest zu halten?

Kaiser Heinrich.
König Richard, sprich
Von Frevel nicht, wenn dich der Herr der Welt,
Der röm'sche Kaiser, in der Mitte
Der Großen seines Reiches, die die Kraft
Und die Befugniß haben, frei zu stimmen,
Zu deiner eigenen Rechtfertigung
Vor seinen Thronsitz fordert.

König Richard.
Herr der Welt,
Und röm'scher Kaiser? Hohle Namen!

Kaiser Heinrich.
Sind
Sie hohl, so ist's mir um so größ're Pflicht,
Daß ich, wie ich es nur vermag, sie fülle.
— Frankreich und Oesterreich verklagen dich.

König Richard.
Ei, Frankreich!
(Er erblickt die zwei französischen Gesandten.)
Seid ihr da, Messieurs?
Ich ahnt' es — Immer seid ihr vor mir,
Sey's, daß ich in die Flucht euch jage, oder
Daß ihr mich zu betrügen denkt. — Nehmt eure
Drei Lilien in Acht. — Es könnte kommen,
Daß ich sie einst mit meiner Rosse Hufen
Zerstampfte, und dafür drei Nesseln, falsch
Wie ihr, wie Städte brennend, Amiens,
Paris und Orleans, hinpflanzte!

Kaiser Heinrich.
Auch
Beschwert sich über dich die Christenheit.

König Richard.
Durch wen?

Der Nuntius.
Durch Niemand, Herr! Der heil'ge Vater
Weiß nichts davon, und ihm allein gebührt's,
Dich in der Kirche Namen zu verklagen.
Er aber achtet deine frommen Thaten,
Und will, daß dich der Kaiser frei läßt.

Der Reichskanzler.
Herr,
Ihr sprecht unaufgefordert, ordnungswidrig —

Kaiser Heinrich.

Himmel,
Mein bester Kanzler, laß durch deinen Eifer
Dich nicht verführen. Alles, alles thu', nur nicht
Antworten! — Grade dadurch ist der Papst
So groß geworden. — Hätten meine Ahnen
Nicht allzuoft der Ehre ihn gewürdigt,
Mit Worten seine Worte zu erwiedern,
Statt dessen stolz geschwiegen, rasch gehandelt,
Nie fand er Anlaß, vielen Lärm zu machen,
Und unbeachtet wäre sein Geschrei
Verklungen. Unser Widerspruch nur schaffte
Ihm Werth. —

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Lessing hatte eine prosaische Sprache geschaffen nach seinem Bilde; sie war klar, scharf, bestimmt, beweglich, reich, gebildet, im einzelnen Ausdruck, wie im Satz- und Periodenbau durchaus musterhaft. Zugleich war sie im vollsten Sinne des Wortes deutsch. Die prosaische Literatur bis zum Beginn des vorliegenden Zeitraums beruht auf ihm, besonders aber die didaktische Prosa, wenn auch kein einziger seiner Nachfolger ihm nahe steht. Doch hatte Lessing seine Sprache auf dem Wege gelehrter Forschung gebildet, durch das Studium Luthers und anderer älterer Meister des Styls; ihr fehlte daher das wesentlichste Element, das der volksthümlichen Auffassung und Behandlung, welches allein der Sprache jugendliche Frische und wahre Anmuth einzuhauchen vermag. Wir wissen, daß es Göthen vorbehalten blieb, dadurch, daß er dieses Element mit schöpferischer Kraft erfaßte, die Sprache zu verjüngen und sie erst der hohen Entwickelung fähig zu machen, die sie vorzugsweise durch ihn erreichte. Er war es, der die deutsche Sprache zuerst entschieden von den fremden Formen des Ausdrucks befreite, eine wahrhaft deutsche Darstellung schuf, so wie er sie durch künstlerische Behandlung auch zur vollendeten Schönheit erhob. Neben ihm machte sich aber zugleich auch ein andrer Einfluß bemerkbar, der zum Theil wieder aufhob, wenn nicht vernichtete, was er erreicht hatte. Herder gründete die Sprache, die wir am füglichsten poetische Prosa nennen, und die so viel zum Verderben der reinen Darstellung beigetragen hat. Sie ging aus seinem eigentlichsten Wesen hervor; und gerade die Seite desselben, durch welche er sich so wohlthätig und einflußreich auf die Entwickelung der Literatur überhaupt und der Poesie insbesondre erwies, übte die nachtheiligste Wirkung auf die Sprache der Prosa aus. Ohne ein schöpferischer Dichter zu sein, besaß er doch die lebhafteste Phantasie und tief poetisches Gefühl, das ihn fähig machte, das wahrhaft Poetische in allen seinen Formen und Erscheinungen zu erkennen, aufzufassen und sich anzueignen, im Gegensatze zu Lessing, der durch kritisches Eindringen in die Werke der Kunst, durch scharfsinniges Zergliedern der dichterischen Thätigkeit im schaffenden Künstler zu dem nämlichen Resultate gelangte. Wie aber Herder durch die Kraft seiner Phantasie und die Tiefe seines Gefühls zur Erkenntniß des Wahren und Schönen gelangt, so begleiteten ihn diese geistigen Thätigkeiten auch dann, wenn er das Erkannte darstellen wollte; er suchte unsere Seele in die nämliche Stimmung zu versetzen, die in ihm die großartigen Anschauungen hervorgerufen hatten, welche er mittheilen will: es mußte daher seine Darstellung einen Schwung annehmen, welcher der prosaischen Sprache nicht natürlich ist; und je begeisterter er von seinen Ideen war, desto mehr entfernte sich die Sprache von der Ruhe, Klarheit und Einfachheit, die einer prosaischen, nach Belehrung strebenden Darstellung gebührt, desto mehr verfing er sich in Bilder und bildliche Ausdrücke.

Was bei Herder Natur war, das erscheint bei vielen spätern Schriftstellern als gesucht, und der Styl derselben wurde um so widerlicher, als die blühende Darstellung in der That den Mangel an Ideen oder an Klarheit oder auch an Tiefe der Gedanken verdecken sollte; und so artete seine Darstellung bei den Späteren zur wahren Carricatur aus. In dieser Beziehung sind insbesondre die Romantiker zu nennen, namentlich aber Fr. Schlegel, dessen Prosa vor lauter Wortschwall und Ueberhäufung gesuchter, unnatürlicher Bilder oft den einfachsten Gedanken in beinahe undurchdringliche Nebel hüllt.

Noch verderblicher wirkten die Philosophen auf die Entwickelung der Prosa; wir können den unglücklichen Einfluß derselben nicht besser darstellen als mit Göthe's Worten. „Den Deutschen", sagte er zu Eckermann, „ist im Ganzen die philosophische Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am Besten. So ist Schillers Styl am Prächtigsten und Wirksamsten, sobald er nicht philosophirt, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige." Schon mit Kant tauchte der philosophische Jargon auf, der die deutsche Sprache so arg verunstalten sollte; was bei ihm aber in Bezug auf den Ausdruck als Mangel an Durchdringung der Sprache und ihres Reichthums, in Bezug auf die Satzbildung als Mangel an ästhetischem Sinn erscheint, das wurde bei seinen Nachfolgern zur widerlichen Affectation: man suchte sich durch Nachahmung von Kants Sprache den Schein der philosophischen Tiefe zu geben und haschte daher nach seltsamen, ungefügen Wort- und Satzformen. So ist Fichte's Darstellung, ob er gleich offenbar dahin strebt, derselben ein gewisses nationales Gepräge zu geben, hart, scharf, hölzern; die Sprache seiner berühmten „Reden an die die deutsche Nation" macht den Eindruck, als wenn der Verfasser auf Stelzen ginge. Wahrhaft anmuthig erscheint dagegen die Darstellung Schellings, welche bei ihrem leichten Fluß und ihrem Wohllaut musterhaft genannt werden könnte, wenn sie ihres Zwecks nicht allzusehr vergäße. Wir finden in derselben die poetische Prosa Herders auf den höchsten Punkt gebracht, aber sie berührt um so unangenehmer als Schelling nicht wie Herder auf die Phantasie, sondern auf den Verstand wirken will, wodurch die Darstellung mit dem Inhalt in unauflöslichen Widerspruch geräth. Endlich erschien Hegel, der die Veranlassung wurde, daß sich neuerdings eine Menge von fremden Wörtern in die Sprache eindrängte, und daß von diesen neue Wortformen gebildet wurden, welche sich auf

keine Weise rechtfertigen lassen, theils weil ihnen gute deutsche Ausdrücke entsprechen, theils weil sie an sich fehlerhaft gebildet sind. Es nahm dies Unwesen nach und nach um so mehr zu, als es leicht war, sich dadurch den Schein der Neuheit und der Tiefe zu geben. Noch nachtheiliger war es aber für die Entwickelung der Sprache, daß man die Leichtigkeit, mit welcher sich neue deutsche Wörter und Wortformen bilden, auf die widerlichste Weise mißbrauchte, und eine Sprache schuf, die geradezu barbarisch genannt werden kann, um so mehr als diese Wörter und Wortformen keineswegs die Begriffe, die sie ausdrücken sollten, klar und scharf bezeichneten.

Diese Ausartung des Styls hatte selbst auf solche Darstellungen Einfluß, welche nicht sowohl auf den Verstand, als auf die Phantasie berechnet waren. Man suchte durch ungewöhnliche Zusammensetzungen von Begriffen, durch ungewöhnliche, meist fremde Wörter, durch Anhäufung von Abstracten, oder durch Bilder, die aus dem geistigen Leben entnommen waren, zu wirken, und übersah hiebei alle Forderungen, die man an eine schöne Darstellung zu machen berechtigt ist.

Neben und schon vor diesem sogenannten geistreichen Styl, der in der Bezeichnung des alltäglichsten Gedanken durch auffallende Wort- und Satzformen besteht, hatte sich ein sogenannter vornehmer Styl entwickelt, dessen ersten Ursprung wir bei Göthe suchen müssen. Dieser Styl, der in seinen späteren Schriften unverkennbar hervortritt, zeichnet sich dadurch aus, daß dem Ausdruck eine gewisse äußere Glätte gegeben wird, wie sie sich nur in der Unterhaltung der sogenannten vornehmen Stände vorfindet, und daß zugleich zum Ausdruck der gewöhnlichsten Begriffe ein fremdes, vorzugsweise französisches Wort dem deutschen vorgezogen wird. Die höchste Ausbildung dieses vornehmen Styls findet sich in den Schriften des Fürsten Pückler-Muskau und ist ein charakteristisches Kennzeichen der späteren Novellen Tiecks, wenn dieser auch im Gebrauch fremder Wörter im Ganzen sehr mäßig ist.

Von höchst wohlthätigem Einflusse hätte unter diesen Verhältnissen Heine werden können, dessen Prosa die Vorzüge seiner poetischen Darstellung theilt. Sie ist natürlich, einfach, beweglich, meist rein, klar und von lebendiger Anschaulichkeit, sie tritt daher in den wesentlichsten Stücken der abstracten, vergeistigenden oder vornehmen Sprache seiner meisten Zeitgenossen jugendlich frisch entgegen. Allein seine zahlreichen Nachahmer übersahen diese Vorzüge seiner Darstellung und hielten sich ausschließlich an eine Eigenthümlichkeit, die ihn und seine Sprache fortwährend beherrscht. Er ist nämlich vor Allem witzig, und dieser Richtung seines Geistes entsprach auch seine Darstellung, welche sich am liebsten in scharf abgeschnittenen, zugespitzten Sätzen bewegte. Freilich war sein Darstellungstalent so groß, daß diese Eigenthümlichkeit bei ihm nicht zur schroffen Manier wurde, und er ihr die Schönheit des Styls keineswegs aufopferte, aber seine Nachahmer hoben, wie erwähnt, eben nur diese Eigenthümlichkeit hervor, und da ihnen zudem der unerschöpfliche Witz und die geistreiche Anschauung des Lebens fehlte, aus welcher sich Heine's Styl naturgemäß entfaltet hatte, so suchten sie diesen Mangel durch die dem Meister abgelernte Form der Darstellung zu verdecken, und durch abgerissene, scharf zugespitzte Darstellung zu wirken, die allmählich zur vollsten Auflösung des Styls führte. Und so ging die Sprache immer mehr der Barbarei und Verwilderung entgegen, die sich namentlich darin kundgibt, daß das Gefühl für reine, ächt deutsche und zugleich schöne Form der Darstellung immer mehr getrübt erscheint.

Während in dem vorigen Zeitraum die didaktische Prosa den Kern und den Mittelpunkt der prosaischen Sprachdarstellung bildete, und ihren Einfluß über alle andern Gattungen verbreitete, tritt dieselbe dagegen in der vorliegenden Periode zurück. Zwar entwickelt sich die Philosophie zu einer hohen Blüthe, wie sie im vorigen Zeitraum kaum geahnt werden konnte, aber da die philosophische Sprache sich je länger je mehr von den schönen und deutschen Formen der Darstellung entfernt, so kann sie keinen oder nur ungünstigen Einfluß auf die Gesammtentwickelung der Sprache ausüben. Am reichsten entfaltet sich die Prosadichtung, was eine natürliche Folge der Hauptrichtung der Zeit war; es werden nicht nur sämmtliche Gattungen, der Roman, die Novelle, die Erzählung, die Idylle, die Parabel und Paramythie meist in reicher Fülle bearbeitet, es wird auch in mehrern derselben Vorzügliches geleistet, wenn auch aus Gründen, die sich später ergeben werden, so Vollendetes nicht geschaffen wird, wie im Drama, im Epos oder in der Lyrik. Auch die historische Prosa wird vielfältig behandelt; es tritt, wenn auch nicht durchgängig, doch in manchen bedeutenden Erscheinungen, auch in der Geschichtschreibung das Bestreben hervor, Form und Gehalt zu künstlerischer Schönheit zu verschmelzen. In der rhetorischen Prosa sind endlich nicht geringe Fortschritte gemacht worden, wozu nicht wenig beitrug, daß sich im letzten Drittel des Zeitraums ein öffentliches politisches Leben zu bilden begann, das zwar noch beschränkt und nicht kräftig genug war, bis ins Mark des Volks zu dringen, aber doch schon in seinen schwachen Anfängen erfreuliche Resultate hervorbrachte.

I. Prosadichtungen.

Wir erinnern uns, daß der vorige Zeitraum an Prosadichtungen im Ganzen sehr arm war, daß unter den Gattungen, die wir hieher rechnen, die Satyre, d. h. diejenige Gattung, die wesentlich auf didaktischer Grundlage beruht, namentlich in der ersten Hälfte des Zeitraums mit unverkennbarer Vorliebe behandelt wurde, daß dagegen der Roman nur wenige, die kleineren Prosadichtungen, mit Ausnahme der Idylle, beinahe keine Bearbeiter fanden. Wie dies eine nothwendige Folge der damaligen Richtung in der Literatur war, so erscheint es ebenso als natürliches Ergebniß der Literaturzustände in der gegenwärtigen Periode, daß die Prosadichtung einen großen Aufschwung nahm. Die Zeit war schöpferischer Thätigkeit zugewendet; wie man früher vorzugsweise sich bestrebte, der Literatur neue Formen zu erobern, und in diesen einen nationalen Standpunkt zu gewinnen, so war jetzt das Bestreben dahin gerichtet, das Leben und die Welt poetisch zu gestalten, oder,

noch bestimmter ausgedrückt, das Leben und die Welt in naturgetreuer Darstellung vorzuführen. Nächst dem Drama, welches sich daher auch in so reicher Fülle entfaltete, mußte daher auch der Roman zu reicher Entfaltung gelangen. Der nämliche Genius, der der Schöpfer des neuen Dramas wurde, hat auch den neuen Roman begründet, und wie der „Götz von Berlichingen" von Göthe die Grundlage des neuen Dramas wurde, so haben wir in dem „Werther" des nämlichen Dichters, so wie auch wiederum im „Götz" die Grundlage des neuen deutschen Romans zu suchen. Beide Dichtungen bezeichnen die zwei Hauptformen des Romans, den bürgerlichen oder Familienroman, und den historischen, der freilich zuerst in einer Abart als Ritterroman erschien. Ja Göthe hat selbst andre untergeordnete Gattungen des Romans, wenn auch nicht zuerst, bearbeitet, doch eigentlich erst begründet, so durch den „Werther" die besondre Gattung, die man als die sentimentale zu bezeichnen pflegt, durch den „Wilhelm Meister" den Künstlerroman, durch die „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten" die Novelle, durch die „Wahlverwandtschaften" den Eheroman, und endlich blieb der „Wilhelm Meister" nicht ohne Einfluß auf die vielseitige Ausbreitung des didaktischen Romans.

Wenn auch manche vortreffliche Erscheinungen im Gebiete des Romans zu nennen sind, so kann sich die deutsche Literatur in dieser Gattung doch keineswegs mit der englischen, kaum mit der französischen messen, auch haben die Deutschen keinen Roman aufzuweisen, der dem Don Quixote des Spaniers Cervantes zur Seite gestellt werden könnte. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als die Deutschen in den übrigen Gattungen der Poesie Werke geschaffen haben, die dem Besten beigezählt werden dürfen, was die neueren Völker hervorgebracht haben, sie im Lyrischen ohne Vergleich die erste Stelle einnehmen, und im Dramatischen und Epischen mit Stolz die großen Namen Schiller und Göthe nennen dürfen, während im Gebiete des Romans selbst die besten Dichter weit unter Goldsmith und Walter Scott oder Cervantes stehen. Die Gründe dieser auffallenden Erscheinung liegen jedoch sehr nahe. Zunächst ist es das, was Göthe in der oben angeführten Stelle als philosophische Speculation bezeichnet, welche nicht bloß der künstlerischen Entwickelung des Styls im Allgemeinen, sondern ganz insbesondre der freien Entfaltung des Romans hinderlich war. Im Ganzen hat der deutsche Roman eine zu didaktische Richtung, die Dichter verfolgen darin in zu entschiedener Weise belehrende Zwecke, die dem Wesen und der Absicht der Dichtung allzufremd sind. Und es geschieht dies nicht bloß in den Romanen, bei welchen die Kunstform nur Mittel ist, sondern auch bei solchen, welche sich die Darstellung des Lebens zur Aufgabe machen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Roman, der nicht welthistorische Begebenheiten, sondern Vorgänge des beschränkteren bürgerlichen Lebens erzählt, nicht sowohl die Absicht hat, diese Vorgänge in die Erscheinung treten zu lassen, als vielmehr, wie Becker vortrefflich sagt, „die Zustände der Gemüther darzustellen, aus denen sich die Charaktere der handelnden Personen, die besonderen Richtungen ihres inneren Lebens und ihre Geschicke erklären". Ja es ist dies, genau betrachtet, selbst bei dem geschichtlichen Roman der Fall, in welchem die bedeutsame welthistorische Begebenheit doch nur den Hintergrund bildet, und die äußeren Verhältnisse bestimmt, in denen sich der eigentliche Vorgang entwickelt. Aber wenn dies auch der Zweck eines jeden guten Romans ist und sein soll, so darf er doch nicht dadurch erreicht werden, daß der Dichter die Gemüthszustände seiner Personen unmittelbar schildert, sondern er muß uns dieselben dadurch zur Anschauung bringen, daß er sie in ihren Wirkungen, d. h. in den Thaten und Handlungen der Personen darstellt. Dies ist aber ein beinahe durchgängiger Fehler der deutschen Romane (und zwar der besseren, denn die schlechteren kümmern sich eben um die Entwickelung der Charaktere nicht), daß sie die Gemüthszustände nicht in ihren äußeren Erscheinungen darstellen, sondern reflectirend in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens zu dringen suchen, und auf diese Weise nicht eigentlich ein Gemälde des Lebens geben, als vielmehr philosophische Untersuchungen über das Seelenleben anstellen. Denn wenn der Dichter auch diese Reflexionen nicht als seine eigenen, sondern als Betrachtungen seiner Personen gibt, so wird dadurch die Sache nicht geändert, denn in der That sind es doch nur seine eigenen Gedanken, die er den Personen zutheilt. Diese Betonung des philosophischen Elements wurde eine Zeitlang für so wesentlich gehalten, daß sich viele Romane sogar von vorn herein als psychologische Romane ankündigten. Später fiel diese Bezeichnung allerdings aus der Mode, dagegen blieb die Sache mehr oder weniger immer, und noch jetzt hört man von Kritikern und Aesthetikern oft die Behauptung aussprechen, daß die psychologische Entwickelung der Charaktere das erste und Haupterforderniß zu einem guten Romane sei, worunter sie meist eben das verstehen, was wir eben als einen wesentlichen Fehler bezeichnet haben, daher denn auch in Folge dieser von der Kritik verbreiteten und gepflegten Ansicht viele Dichter in diesen Fehler verfallen. Man wird aber die Richtigkeit vorstehender Bemerkungen bestätigt finden, wenn man z. B. irgend einen, selbst den besten sogenannten psychologischen Roman mit Goldsmiths „Vikar von Wakefield" vergleicht, der ohne Zweifel auf der tiefsten psychologischen Entwickelung der Charaktere beruht, diese aber nur in den Handlungen der Personen zur Erscheinung bringt und zwar in so vortrefflicher Weise, daß uns die einzelnen Charaktere in ihrem tiefsten Wesen lebendig, frisch und wahr entgegentreten, und uns auch die geheimste Falte ihres Herzens nicht verborgen bleibt, wenn auch nirgend über dieselben reflectirt wird.

Die besondere Beschäftigung des Menschen gibt ohne Zweifel seinem Charakter auch eine besondere Färbung, ja bei tieferen Gemüthern wird ihre Beschäftigung zum Mittelpunkt ihres ganzen Lebens, so daß sich ihr ganzes Denken und Thun um dieselbe dreht, auf ihr wurzelt. Es ist begreiflich, daß der Dichter in diesem Fall auf solche Verhältnisse die vollste, durchgreifendste Rücksicht nehmen, daß er die eigenthümliche Richtung und Entwickelung der Personen dadurch zur Anschauung bringen, daher die Ansichten derselben über die ihnen zunächst liegenden Verhältnisse darstellen

muß. Doch darf auch dies nicht in reflectirender Weise, sondern muß dadurch bewerkstelligt werden, daß diese Ansichten in Gestalt einer Handlung erscheinen. Aber auch darin fehlen die meisten deutschen Romanendichter; die Reflexion gewinnt bei ihnen so sehr die Oberhand, daß sich solche Darstellungen zu ganzen Abhandlungen ausspinnen, vor welchen die Handlung vollständig in den Hintergrund zurückgedrängt wird. Es wird dadurch Nichts gewonnen, daß dergleichen Auseinandersetzungen in Form von Gesprächen zwischen den handelnden Personen mitgetheilt werden, wie z. B. beim „Wilhelm Meister"; dadurch erhält die Darstellung zwar einen Schein von dramatischer Lebendigkeit, es kann dies aber auf die Länge nicht täuschen. Daß aber der Dichter Entwickelungen dieser Art in die Handlung so verweben kann, daß sie selbst zu Theilen der Handlung werden, davon haben uns Smollet in seinem „Peregrine Pickle" und Walter Scott im „Alterthümler" treffliche Muster gegeben.

Die Reflexion hätte aber wohl nicht auf so mächtige Weise vorherrschend werden können, wenn wir ein freieres, bewegteres öffentliches Leben hätten. Der Mangel an demselben ist aber der zweite Hauptgrund, weshalb sich der deutsche Roman nicht zur Blüthe entfalten konnte, die wir bei andern Völkern, namentlich bei den Engländern, bewundern. Dieser Mangel eines öffentlichen Lebens ist dem Roman eben so verderblich als es der Mangel an einem ausgebildeteren gesellschaftlichen Leben für das Lustspiel ist. Denn es kann sich in solchen Verhältnissen ein fester, historischer Sinn nicht frei entfalten, der nicht bloß für den geschichtlichen Roman, sondern auch für den bürgerlichen unentbehrlich ist. Freilich kann der Dichter diese Folge des erwähnten Mangels eines öffentlichen Lebens durch sein Talent wohl besiegen, aber eine andere wird stets unüberwindlich sein, die nämlich, daß sich in den beschränkten, im ewigen Gleise sich abspinnenden Verhältnissen keine Charaktere ausbilden, keine Begebenheiten geschehen können, die zur Grundlage einer Dichtung gebraucht werden könnten. Daher kommt es denn auch, daß viele Romanendichter ihre Charaktere — vorausgesetzt, daß bei ihnen überhaupt von solchen die Rede sein kann — nicht sowohl aus dem Leben geschöpft, ihre Begebenheiten der Wirklichkeit entnommen, als vielmehr Beides von fremden Vorbildern entlehnt, aus ihnen nachgeahmt haben. Man könnte daher die ungeheuere Masse von Romanen, welche die deutsche Literatur besitzt, füglich nach den fremden Mustern eintheilen, nach denen sie bearbeitet wurden, und selbst nach den einzelnen Schriftstellern, welche zum Vorbilde gedient haben (Robertson, Goldsmith, Fielding, Sterne, Walter Scott; oder Le Sage, Marivaux, Balzac, Kock; oder Cervantes u. s. w.), und es würden uns sehr wenige bleiben, welche als ursprünglich deutsch bezeichnet werden könnten, diese wenigen aber, zu welchen namentlich die Dichtungen der Humoristen und der Romantiker gehören, können kaum auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen. So begründet eine solche Eintheilung der deutschen Romane auch wäre, so ziehen wir es jedoch vor, dieselben nach ihrer historischen Entwickelung und zugleich nach den Hauptarten, welche vorzugsweise behandelt wurden, zu betrachten, worauf wir eine Uebersicht der übrigen Gattungen der Prosadichtung geben werden.

Ehe wir jedoch die Uebersicht beginnen, müssen wir noch die Bemerkung voranschicken, daß die große Thätigkeit, die sich im Gebiete der Prosadichtung, namentlich des Romans und der Novelle oder der Erzählung, während des Zeitraums entwickelte, vorzüglich durch die periodischen Werke lebhaft gefördert wurde, die der Veröffentlichung dieser Dichtungen wenn auch nicht immer ausschließlich, doch zum größten Theil gewidmet waren; wir meinen die Romanensammlungen, die Taschenbücher und belletristischen Zeitschriften, welche für die Prosadichtung die nämliche Bedeutung, obgleich nicht den nämlichen Erfolg hatten, wie die Musenalmanache für die Dichtung im engern Sinn und namentlich für die lyrische Poesie. Die Romanensammlungen fallen mit geringen Ausnahmen in das 18. Jahrhundert, sie verschwinden beinahe ganz mit dem 19. und tauchen erst wieder in der Zeit auf, die nicht mehr in das Gebiet unserer Darstellung gehört. Die Taschenbücher und belletristischen Zeitschriften, welche beinahe ausschließlich der Novelle und Erzählung gewidmet sind, beginnen mit dem neuen Jahrhundert und erreichen in den zwanziger Jahren ihre höchste Blüthe, worauf sie immer mehr abnehmen und in den letzten Revolutionsjahren beinahe ganz verschwinden. Diese Thatsache ist um so weniger zu übersehen, als sie den Entwickelungsgang der Prosadichtung bezeichnet. Bei der Wichtigkeit dieser Sammlungen und periodischen Schriften für die gesammte Gattung theilen wir in der Note die Titel der wichtigsten und einflußreichsten mit*).

---

*) I. Romanensammlungen.
Landbibliothek, 30 Thle. Lpz. 1763—78. — (H. A. Ottokar Reichard). Bibliothek d. Romane. 21 Thle. Riga 1778—94. — Lesekabinet. 12 Thle. Lpz. 1779—85. — (K. Reinhard), Romanen-Bibliothek. 6 Thle. Gött. 1789 u. 1799—1802. — Journal der Romane. 11 St. Berl. 1800—2. — Neue Bibliothek deutscher Romane. 8 Thle. Lpz. 1802—4. — (J. Ch. L. Haken), Bibliothek der Robinsone. 5 Thle. Berl. 1805—8. — Pantheon. 24 Thle. Stuttg. 1823—31 (enthält übrigens meist Novellen und Erzählungen).

II. Taschenbücher.
Taschenbuch z. gesell. Vergnügen, herausgeg. v. W. Gli. Becker, fortges. v. Fr. Kind. 32 Thle. Lpz. 1791—1823; zugleich fortges. v. Amad. Wendt. 5 Thle. Eb. 1819—1823. — Taschenbuch für Damen von Huber, Lafontaine, Jean Paul, Pfeffel. Tüb. 1799—1831. — Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Ff. 1801—1833. — Urania. Amst. u. später Lpz. 1810. 1812. 15. 17—1847. — Minerva. Lpz. 1809—29. — Frauentaschenbuch, herausg. v. Fr. Baron de la Motte Fouqué u. Rückert. Nbg. 1815—1831. — Cornelia, herausg. v. Aloys Schreiber. Heidelb. 1816—58. — Rheinisches Taschenbuch, herausg. v. Joh. Val. Adrian. Darmst. u. später Ff. 1810—58. — Penelope, herausg. v. Theod. Hell (Winkler). Lpz. 1811—13 u. 15—48. — Alpenrosen, herausg. v. J. R. Wyß u. A. Bern (später Aarau) 1811—53. — Oesterreich. Taschenbuch. Wien 1801—5. — Apollonion. Ebd. 1807—11. — Aglaja. Eb. 1815—33. — Aurora. Eb. 1820—58.

III. Belletristische Zeitschriften.
Erholungen, herausg. v. W. Gli. Becker. 15 Jahrg. in 60 Bdchn. Lpz. 1796—1810. Zeitung f. d. elegante Welt f. d. J. 1801—4, herausg. v. K. Spazier, 1805—16, v. A. Mahlmann, 1817—32 v. K. L. Meth. Müller (später v. H. Laube, A. v. Binzer, F. G. Kühne). Lpz. — Der Freimüthige, 1803—Juni 1806 v. Aug. v. Kotzebue und Garlieb Merkel, Juli 1806—1829 v. Kotzebue u. A. Kuhn, 1829—1835 v. W. Häring und dann v. W. K. L. Albrecht, 1836—1858 v. A. G. Gentzel. — Ernst und Scherz od. d. alte Freimüthige, herausg. v. G. Merkel. 1816—17. Berl. — Abendzeitung f. 1805 v. F. Laun (F. A. Schulze), f. 1806 v. e. Ungenannten, f. 1817—1853 v. Th. Hell (Winkler) u. Fr. Kind. Dresden. — Morgenblatt. 1807—1858, zuerst v. Therese Huber, seit 1832 v. Herm. Hauff. Tüb. — Erheiterungen, herausg.

Die Geschichte des Romans nebst der Novelle und Erzählung während der vorliegenden Periode zerfällt am füglichsten in drei Abschnitte, von denen der erste die Zeit von 1770 bis zum Anfange des 19. Jahrh., der zweite die Zeit während der Herrschaft der romantischen Poesie und der dritte die Jahre von den Freiheitskriegen bis zum Ende des Zeitraums in sich begreift.

Wie die neue Richtung, welche die Lyrik und das Drama einschlug, zunächst von Göthe ausging und von ihm geleitet wurde, so war es auch er, der am Anfang des Zeitraums den Gang und die Entwickelung des Romans bestimmte und zwar, wie schon berichtet worden, nicht bloß durch seinen „Werther", den einzigen Roman, den er zu jener Zeit schrieb, sondern auch durch den „Götz von Berlichingen". Uebrigens war Göthe's Einfluß mehr formeller Natur, in so fern nämlich durch ihn die besondern Gattungen des Romans hervorgerufen oder wenigstens befördert wurden, welche sich nunmehr einer lebendigeren Theilnahme Seitens der Schriftsteller erfreuten; denn auf die weitere Entwickelung konnte er schon deswegen keinen Einfluß ausüben, weil er nach dem „Werther" den Roman nicht mehr bearbeitete und er sich ihm erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder zuwendete. Dazu kam, daß von den bedeutenderen Dichtern, welche sich, namentlich im Drama, an Göthe angeschlossen und die mit ihm zur Umgestaltung der literarischen Verhältnisse beigetragen hatten, kein einziger den Roman in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen hatte (denn Klinger dichtete die seinigen erst später). Da nun meist nur untergeordnete Talente den Roman bearbeiteten, so konnte der von Göthe gegebene Anstoß nicht die großartigen Resultate haben, die sein Vorgang in der Lyrik und im Drama hatte, und so kam es, daß die Gattung nach und nach in Mißachtung gerieth und man in ihr bloß ein Mittel der gewöhnlichsten Unterhaltung erblickte, wozu sie freilich auch herabsank.

Durch „Werthers Leiden" hatte Göthe zwar keine neue Richtung vorgezeichnet, denn die sentimentale Haltung des Romans haben wir schon im vorigen Zeitraum gefunden; aber er beförderte diese Richtung ungemein und machte sie für eine Zeitlang zur vorherrschenden. Der „Werther" hatte aber noch eine andere, weit bedeutsamere Seite als die der bloßen sentimentalen Haltung; es ist in ihm zugleich auch die tiefe psychologische Entfaltung der Charaktere zu bewundern, welche daher auch gerade die besseren Schriftsteller zur Nachahmung reizte und zum psychologischen Roman im engern Sinne führte, der sich je länger je mehr von der künstlerischen Behandlung entfernte, da man in ihm nicht sowohl das Leben und die Menschen in ihrer reinen Erscheinung darstellen, als vielmehr philosophische Probleme lösen wollte, die oft sogar an das Abenteuerliche und Abgeschmackte gränzten, und manche Romanendichter schienen schon damals den Grundsatz zu hegen, den später Fr. Schlegel in seiner schroffen Weise aussprach: „Wenn man einmal aus Psychologie Romane schreibt, so ist es sehr inconsequent und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, gräßlicher Laster, empörender Infamie, ekelhafter sinnlicher oder geistiger Impotenz scheuen zu wollen" (Athenäum 1, II, 33). Der psychologische Roman nahm mit Vorliebe die Form einer Lebensbeschreibung an, weil sich in dem ganzen Verlauf eines Menschenlebens die Gelegenheit, psychologische Fragen zu erörtern, am leichtesten darbot. Diese Form des biographischen Romans fand aber auch bei solchen Dichtern Nachahmung, welche eine streng und vorherrschend psychologische Behandlung nicht beabsichtigten, und zwar aus dem nahe liegenden Grund, daß diese biographische Form eine künstlerische Anlage und Entfaltung am leichtesten entbehren zu können schien, und zudem durch sie der Mangel an Erfindung nicht so sichtbar hervortrat, da es eine nicht eben schwierige Sache ist, für jedes Lebensalter des Helden Thatsachen aufzufinden, und diese weit aus einander liegenden Begebenheiten nicht auch in strengem innern Zusammenhang zu einander stehen müssen. Ein nicht geringer Theil der biographischen Romane mit psychologischer oder didaktischer Färbung ist dem „Tristan Shandy" von Lorenz Sterne nachgebildet, und dieselben drücken meist ihren Charakter auf dem Titel aus, der gewöhnlich „Leben und Meinungen" heißt.

Die psychologische Gattung führte in leichtem, ja beinahe nothwendigem Uebergang zu dem rein didaktischen Roman, denn er gehört eigentlich selbst schon zu dieser Gattung, wenn die psychologische Entwickelung die eigentliche Grundlage bildet, und die erzählten Begebenheiten nur als Mittel dieser Entwickelung benutzt werden, oder nur als ein Rahmen erscheinen, der den dargestellten Seelengemälden nur mehr Einheit oder Bewegung und Leben geben soll. Wollte man alle diejenigen Romane, bei denen ihre Verfasser unzweifelhaft eine belehrende Absicht verfolgten, zu den didaktischen Romanen rechnen, so würde deren Zahl außerordentlich groß sein; doch ist dieselbe auch dann nicht gering, wenn man nur diejenigen Romane darunter begreift, in denen die ganze Anlage und Erfindung dem didaktischen Zweck untergeordnet ist und die Darstellung des äußeren Lebens zum bloßen Mittel herabsinkt. Denn es ist beinahe keine Seite des geistigen Lebens, die nicht zum Stoff solcher Romane genommen worden wäre; bald behandeln sie religiöse und philosophische Gegenstände, bald berühren sie die besondern Verhältnisse und Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, bald die Zustände des häuslichen Lebens, oder haben ausgesprochen pädagogische Zwecke. So gibt es keinen Stand, keinen Beruf, für den nicht irgend ein Roman geschrieben worden wäre; es gibt deren für Geistliche, für Aerzte, für Erzieher, für Philosophen und Künstler, für Mütter und Jungfrauen, für Väter und Jünglinge, für Regenten und Bauern. Allerdings haben alle diese Schriften keinen künstlerischen Werth, und gehören in so fern auch, streng genommen, keineswegs hieher; allein viele derselben haben wirklich einen bedeutenden Gehalt, oder zeichnen sich durch schöne Darstellung aus, und verdienen daher aus diesem

---

v. K. Graß, J. v. Ittner, A. v. Kotzebue u. (hauptsächlich) H. Zschokke. 1811—27. Aarau. — Erholungen, ein thüring. Unterhaltungsbl. v. Apel, Th. Hell, Frz. Horn, Graf v. Löben, Fouqué, Müchler, Schilling, Chr. Schreiber u. A. 1812—19. Erfurt. — Originalien v. G. Lotz. 1817—49. Hamb. — Der Gesellschafter, v. F. W. Gubitz. 1817—48. Berl. — Hebe, v. K. Herloßsohn, dann v. L. v. Alvensleben. 1824—33. Leipz.

doppelten Grunde in der Geschichte der Literatur erwähnt zu werden.

Göthe wurde, wie schon angedeutet, auch durch seinen „Götz von Berlichingen" für die Entwickelung des Romans einflußreich; wie dieses Drama die Ritterschauspiele hervorrief, so wurde es auch die nächste Veranlassung zu einer zahllosen Menge von Ritterromanen, aus denen sich bald und natürlich die historischen Romane entwickelten, die übrigens, wie auch die didaktischen, in den hiehergehörigen Dichtungen Wielands schon eine Grundlage fanden. Der „Götz von Berlichingen" hatte in seiner ursprünglichen Gestalt schon die Breite, welche dem Roman so sehr zusagt, dagegen der dramatischen Behandlung widerstrebt; es war daher schon durch ihn der historische und mit näherer Anschließung an seinen Inhalt der Ritterroman eingeleitet. Ja er nähert sich dieser Gattung so sehr, daß manche Schriftsteller sogar die dramatische Form beibehielten und dialogisirte Romane schrieben, die freilich als häßliche Auswüchse zu bezeichnen sind, da sie auf geschmackloser Vermischung der streng geschiedenen Formen beruhen. — So großen Beifall die Ritterromane eine geraume Zeit fanden, so wurde das Publikum doch so sehr mit solchen überschwemmt, und es sahen sich die meisten zudem so täuschend ähnlich, da sie nicht auf historischer Durchdringung der geschilderten Zeiten und Sitten beruhten, sondern nur die rohesten Erscheinungen derselben darstellten, daß die Romanenschreiber sich endlich nach andern Stoffen umsehen mußten. Zu ihrem Glück erschienen die „Räuber" von Schiller, die ihnen eine neue reiche Quelle eröffneten, die denn auch auf das Beste ausgebeutet wurde. Wie noch kurz vorher die Ritterromane, so kamen nach dem Erscheinen des Schillerschen Dramas die Räuberromane an die Tagsordnung, und der Einfluß des Schillerschen Trauerspiels gab sich auch darin kund, daß meist edelmüthige Räuber und großherzige Mörder vorgeführt wurden. Da diese Romane beinahe ausschließlich in Italien, dem gesegneten Lande der Räuber, spielten, so wurde man dadurch auch auf andre Verhältnisse dieses Landes geleitet und es schlossen sich bald Kloster-, Pfaffen- und Buhldirnenromane an sie an. Endlich wurde Schiller durch seinen „Geisterseher" auch der Begründer einer langen Reihe von Geisterromanen, die freilich mit ihrem Vorbilde Nichts gemein hatten, denn von allen Werken dieser Art ist kaum Eines, das nicht selbst unter der Mittelmäßigkeit wäre.

Bei weitem die größte Anzahl der Romane aus der Zeit bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts gehört in die Klasse der Familienromane, von denen die sentimentalen nur eine Nebengattung sind. Auf diese hatte Göthe und die durch ihn repräsentirte Richtung nur in so fern Einfluß, als seit dem Anfang des Zeitraums die Dichter nach größerer Wahrheit und Natürlichkeit strebten und sie vorzugsweise deutsche Sitten und Verhältnisse darstellten. Bei dem Familienroman blieben jedoch, wie im vorigen Zeitraum, im Ganzen die Engländer Muster und Vorbilder, und nebst Richardson waren es besonders Goldsmith, Fielding und zum Theil auch Smollet, nach denen sich die deutschen Romanendichter zu bilden suchten, ohne daß jedoch weder der Eine noch der Andre auch nur entfernt erreicht wurden; denn selbst der bedeutendste unter ihnen, der vielbeliebte und vielgelesene Lafontaine, läßt sich mit jenen großen Dichtern in keiner Weise vergleichen. Er wurde übrigens in Deutschland für den Familienroman ungefähr das, was Iffland für das Familiendrama war. Schon früh verlor sich der Familienroman in die Darstellung des niedrigen bürgerlichen Lebens, ohne daß die Dichter eine Ahnung von dem tiefen Gemüthsleben des Volks gehabt hätten, dessen reiche Fülle erst von dem trefflichen Jean Paul eröffnet wurde.

Wenn aber diese edle Seite des Volkslebens unverstanden und unberührt bleibt, so kann der Darstellung der beschränkten alltäglichen Verhältnisse nur dadurch etwelche poetische Bedeutsamkeit gegeben werden, daß man die materielle wie die geistige Beschränktheit oder, mit andern Worten, die komischen Elemente derselben hervorhebt. Daher wurde denn auch der komische Roman vielfältig und eine Zeitlang mit großer Vorliebe bearbeitet. Bedeutsam für die Zeit und ihre Beurtheilung ist ohne Zweifel der Umstand, daß der Dorfadel sehr häufig den Stoff zu den komischen Romanen gab; und in der That lag in seinen übertriebenen Ansprüchen gegenüber dem gebildeten Bürgerstand und seiner sprichwörtlich gewordenen Rohheit ein Widerspruch, der eine reiche Quelle von komischen Situationen gewährte. Uebrigens blieben auch in dieser Gattung die Engländer nicht ohne Einfluß, und insbesondre waren es Fielding und Smollet, welche von den deutschen Dichtern, unter denen J. Gottwerth Müller den ersten Rang einnimmt, nachgeahmt wurden.

An den komischen Roman schloß sich endlich der humoristische an, der jedoch zu einer weit großartigern Entwickelung und Blüthe gedieh. Zwar liegt der Humor im deutschen Wesen tief begründet, und wir haben im Verlaufe unserer Darstellung manchen trefflichen Mann kennen lernen, in welchem sich diese Stimmung in köstlicher Weise entfaltet hatte; allein seit Fischart hatte sich derselbe eigentlich gleichsam nur vorübergehend geäußert, als selbstständige Form der Darstellung zeigte er sich erst wieder, als die Engländer, namentlich Sterne und Swift, mit ihren unsterblichen Werken vorangegangen waren. So unverkennbar es aber auch ist, daß diese selbst auf unsere größten Humoristen anregenden Einfluß ausübten, so ist es wiederum auch sicher, daß diese sich in vollster Selbstständigkeit entwickelten, und namentlich dem humoristischen Roman eine durchaus nationale Gestaltung und noch entschiedener einen nationalen Gehalt gaben, wie denn namentlich Jean Paul Friedr. Richter die tiefste und lebendigste Kenntniß seines Volks in seinen Romanen niederlegte.

Eine eigenthümliche Nebenart der komischen oder humoristischen Romane sind die Reiseromane, welche zunächst in Nachahmung von Sterne's „Empfindsamen Reisen" in die deutsche Literatur eingeführt wurden.

Endlich erwähnen wir noch die sich an die Reiseromane anschließenden Robinsonaden, die meist einen pädagogischen Zweck hatten, wie der „Robinson" von Campe.

Wie Göthe im Beginn des Zeitraums durch „Werthers Leiden" auf die Entwickelung des deutschen Romans bildend und bestimmend einwirkte,

so übte dieser große Dichter am Ende des 19. Jahrhunderts nochmals einen bedeutenden Einfluß durch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" aus, obgleich derselbe weder so allgemein, noch so nachhaltig und in der That auch nicht so glücklich war, da durch dieses Werk die Aftergattungen des Romans, der didaktische und der sogenannte Künstlerroman wesentlich gefördert, dieser sogar eigentlich gegründet wurde. Zwar hatte schon lange vor Erscheinen des „Wilhelm Meister" Heinse Romane dieser Art geschrieben, allein sein Vorgang war ohne Nachahmung geblieben, und erst als Göthe diese Richtung eingeschlagen hatte, wurde sie allgemeiner, namentlich aber wurde sie von den Romantikern gefördert, die sich bald darauf der Herrschaft in der Literatur bemächtigten. Die Romane derselben aber, wenigstens die der Häupter der Schule, fußen augenscheinlich nach Inhalt, Form, Darstellung und Haltung auf dem „Wilhelm Meister", und selbst die Frivolität, wenn der Ausdruck hier passend ist, welche den Grundzug von Fr. Schlegels „Lucinde" bildet, hat ihre nächste Quelle im Göthe'schen Roman. Im Allgemeinen fehlte es, wie wir öfters gesehen haben, den Romantikern an gestaltendem Talent, und auch ihre Romane geben davon Zeugniß; doch tritt in denselben dieser Mangel nicht so lebendig hervor, als in ihren übrigen Dichtungen, weil die Form an sich schon eine größere Breite erlaubt und bis zu einem gewissen Grade auch Abschweifungen gestattet. Dagegen sind ihre Romane von dem Geist der Ueberschwänglichkeit durchzogen, der sie überhaupt charakterisirt; sie vertiefen sich ebenfalls in das Uebersinnliche und Mystische und verlieren sich oft in breiten Auseinandersetzungen, so daß das didaktische Element vorherrschend wird und die epische Grundlage mehr als billig zurücktritt. Erst den spätern Romantikern gelingt es, diese Mängel zu besiegen und eine mehr künstlerische Form zu gewinnen. Uebrigens darf man nicht verkennen, daß die Romantiker den Kreis des Romans erweitert und neue Elemente in denselben gebracht haben. Sie haben ihn über die gemeine Wirklichkeit erhoben, und wie in ihrer übrigen poetischen Thätigkeit, so auch in den Werken dieser Gattung für die Hebung des nationalen Sinns mit Erfolg gewirkt. Nur treten sie auch hier mit der Gegenwart und ihren Forderungen in Widerspruch, indem sie einseitig auf das Mittelalter zurückweisen und dessen Ritterthum, Mönchswesen und Aberglauben als das Ziel darstellten, nach welchem das deutsche Volk unablässig streben sollte, um zur inneren und äußeren Größe zu gelangen. Gegen das Ende dieses zweiten Abschnitts trat Göthe nochmals bestimmend auf, und zwar in doppelter Richtung und Weise, indem er sich einerseits durch „Wilhelm Meisters Wanderjahre" dem didaktischen Romane noch entschiedener zuwendete als in den „Lehrjahren" und andrerseits in den „Wahlverwandtschaften" den Grund zu den Eheromanen legte, die später immer größere Ausbreitung fanden.

Der dritte und letzte Abschnitt der Geschichte des Romans während dieses Zeitraums ist an Masse der Erzeugnisse weitaus der reichste von allen, aber ein großer Theil dieser Masse gehört auch unbedingt zu dem Schlechtesten, was die Romanenliteratur darbietet. Wir haben schon wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen den traurigsten in der Geschichte der Literatur, wie in der des Volks beizuzählen ist; wir finden diese Bemerkung auch in Bezug auf den Roman wiederbestätigt. Er verfiel zur gemeinsten Unterhaltungsliteratur oder wurde durch die nun überwuchernden Erzählungen und Novellen zurückgedrängt, welche, wie der eigentliche Roman, flach und seicht waren. Daß damals auch die belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher ihre schönste Blüthezeit hatten, ist schon oben bemerkt worden. Zwar hatte diese Entartung und Abschwächung des Romans schon zur Zeit der Romantiker begonnen. Es war nämlich verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil des Publikums, der an den Erzeugnissen dieser Dichter Wohlgefallen finden konnte, und selbst diejenigen, welche sich zu ihnen hingezogen fühlten, wurden von ihren Werken auf die Länge nicht gefesselt; da zudem während der französischen Herrschaft das Volk geistig und gemüthlich niedergedrückt war, so nahm es jede Unterhaltung bereitwillig an, durch welche es die traurige Gegenwart vergessen konnte. Daher tauchten schon um diese Zeit viele Romanenschriftsteller auf, die mit ihren Werken keinen andern Zweck hatten, als vorübergehende Unterhaltung zu gewähren; die Namen Lafontaine, der immer noch schrieb und seine früheren Werke in neuen Auflagen oder in Sammlungen herausgab, Gustav Schilling, Fr. Schulze (F. Laun), Jul. v. Voß und andere Aehnliche mehr waren schon an der Tagesordnung. Doch waren ihre Erzeugnisse immer noch von einem gewissen Gehalt, während die Erscheinungen im Gebiete des Romans nach den Befreiungskriegen zur gemeinsten Wirklichkeit und zugleich zur widrigsten Unwahrheit herabsanken. Der Name H. Clauren bezeichnet die Zeit am besten; dieser Mann ist für den Roman das, was Kotzebue für das Drama war, mit dem großen Unterschiede jedoch, daß er in der That talentlos war, während Kotzebue ein bedeutendes Talent besaß. Es ist ferner für die Zeit bezeichnend, daß damals die Frauen eine außerordentliche Theilnahme an der Romanen- und Novellenliteratur entwickelten. Es wird immer bedeutende Talente unter den Frauen geben, die zu öffentlichem Auftreten berufen sind, und welche die Aufgabe ihres Lebens verfehlen würden, wenn sie es nicht thäten; aber diese Erscheinungen sind doch immer nur Ausnahmen. Wenn aber nicht bloß einzelne, sondern ganze Schaaren von Frauen den ihnen von der Natur angewiesenen Beruf verlassen und in die Thätigkeit der Männer eingreifen, so ist dies ein Beweis, entweder daß die Zeit groß ist und solche Forderungen an die Menschheit stellt, daß selbst das weibliche Geschlecht eintreten muß, um jene Forderungen zu verwirklichen, oder es ist ein Zeichen, daß die Zeit schwächlich und versunken, daß sie aus den Fugen gerückt ist. Eine solche Zeit war aber die, welche auf die Befreiungskriege folgte, und daher finden wir unter den zahlreichen Frauen, welche als Dichterinnen auftreten, nur sehr wenige, die ein wirklich höheres Talent gehabt hätten, die in der That auf die Beschäftigung mit der Literatur gewiesen gewesen wären. Demungeachtet war ihre Theilnahme an derselben nicht ohne guten Einfluß. Ihre Romane sind meist gut geschrieben und zeugen überhaupt von lebendigem

Sinn für die schöne Form, wenn das Bestreben nach Eleganz auch wohl hie und da in Affectation ausartet. Sodann waren sie ein wahres Gegengift gegen die Gemeinheit, die sich in den Romanen der Männer breit machte. In dem Bewußtsein, daß das Weib dem Hause und der Familie angehört, suchten sie die durch ihre literarische Beschäftigung aufgegebene Stellung gleichsam dadurch wieder zu erobern, daß sie das häusliche und das Familienleben zum Stoff ihrer Darstellung machten, das Glück desselben schilderten. Allerdings blieben sie nicht immer in dieser weisen Beschränkung, ja manche Romanendichterin trat sogar in Kampf gegen die ewigen von der Natur vorgeschriebenen Verhältnisse der Geschlechter; doch gehört diese Erscheinung in eine spätere Zeit, mit der wir uns jetzt nicht zu beschäftigen haben.

Beinahe zu gleicher Zeit, da der deutsche Roman auf den tiefsten Grad der Erniedrigung gesunken und er sich in der gemeinsten Wirklichkeit bewegte oder durch Lüsternheit und Frivolität zu gewinnen suchte, wurde Walter Scott in Deutschland bekannt, dessen Romane in vielfachen Uebersetzungen erschienen. Es war immerhin ein gutes Zeichen, daß er sich bei uns ein äußerst zahlreiches Publikum gewann; es lag darin der Beweis, daß dieses trotz der schlechten Kost, die ihm seit Jahren dargeboten worden war, den Sinn für das Gute und Schöne nicht verloren hatte. Der große Beifall, mit welchem Walter Scott aufgenommen wurde, reizte viele jüngere Talente, sich nach ihm zu bilden, und so tauchte der historische Roman wieder auf, nachdem er lange Zeit wenig oder gar nicht bearbeitet worden war. Auch war das Vorbild, dem die neuen Dichter nacheiferten, so großartig, Walter Scott hatte die Gattung mit so festem Sinn und mit so wahrer Genialität behandelt, daß es nur eines mäßigen Talents bedurfte, um Nachbildungen herzustellen, die bis zu einem gewissen Grade den Geist und die Darstellungsweise des Vorbildes wiedergaben; und so ist es denn leicht erklärlich, daß diese historischen Romane die früheren an Gewandtheit und Sicherheit der Darstellung und Mannigfaltigkeit des Inhalts übertrafen. Aber abgesehen davon, daß unter den Dichtern, welche jetzt diese Gattung behandelten, kein einziges hervorragendes Talent war, das dem großen Engländer auch nur einigermaßen hätte an die Seite gesetzt werden können, so bot die deutsche Geschichte selbst keinen erfreulichen Stoff dar. Während in England, in Frankreich und andern Ländern die großen Gestalten der Vergangenheit noch tief im Volke wurzeln, und ein Richard Löwenherz, ein Bayard ohne Furcht und Tadel im Munde des Volks leben, sind selbst die mächtigen Hohenstaufen aus dem Bewußtsein des deutschen Volks verschwunden. Eben so verhält es sich mit den großen Begebenheiten, welche die Reiche erschüttern. Die Kämpfe der weißen und rothen Rose sind, wenn auch nur durch Shakspeare, den Engländern noch jetzt vollkommen gegenwärtig, an die Zeiten der Stuarts knüpfen sich die wichtigsten Erinnerungen, da der jetzige Bestand des Reichs auf der damaligen Entwickelung der Dinge beruht. Dagegen haben wir in unserer Geschichte eigentlich nur den dreißigjährigen und dann den siebenjährigen Krieg, der noch im Volke fortlebt. Aber während der Britte an die Zeiten der frühern Kämpfe mit ruhigem Wohlgefallen zurückdenken kann, weil sie lange ausgekämpft sind, ist Deutschland dagegen noch jetzt in zwei feindliche Heerlager getheilt, das katholische und protestantische, das österreichische und preußische, und es kann daher kein freies Wohlgefallen an den poetischen Darstellungen jener Zeiten erstehen. Und wie groß ist zudem der Unterschied zwischen jenen Kämpfen in England und Deutschland. In England waren sie selbst für die besiegten Parteien Zeiten des Ruhms und der Größe, in Deutschland waren sie Zeiten der tiefsten Schmach und Erniedrigung, da das deutsche Volk in ihnen nur eine untergeordnete Rolle spielte, während die Fremden in der That seine Geschicke bestimmten. England hat eine große Geschichte hinter sich, Deutschland soll sich erst eine schaffen und so ist es begreiflich, daß der historische Roman bei uns nicht zu der hohen Blüthe gedeihen kann, die er bei den mächtigen Stammverwandten erlangt hat. Um so mehr sind aber die schönen Versuche anzuerkennen, die unter so ungünstigen Umständen gemacht worden sind.

So zahlreich die Erzeugnisse im Gebiete der Erzählung und der Novelle sind, so können wir die Uebersicht ihrer Entwickelung während des vorliegenden Zeitraums doch weit kürzer zusammenfassen, da diese in ihren Hauptzügen mit denen des Romans zusammentrifft. Vom Anfang der Periode bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts finden sich meist nur Erzählungen, die von künstlerischer Gestaltung des Stoffs keine Ahnung haben; den Verfassern derselben liegt es nur daran, Interesse durch die von ihnen mitgetheilten Gegenstände zu erwerben, nicht aber durch die Behandlung derselben, durch Anordnung und Darstellung des Stoffes ein freies Wohlgefallen zu erregen; es ist dies selbst bei den talentvolleren der Fall. Uebrigens zerfallen diese Erzählungen ungefähr in dieselben Unterarten, wie der Roman, und man könnte füglich sentimentale, psychologische, didaktische, pädagogische, historische, komische u. s. w. unterscheiden. Erst als Göthe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" eine Reihe von Novellen mittheilte, die mit wahrer Kunst behandelt waren, erwachte der Sinn für diese schöne Form; doch wurde sie erst dann im größeren Umfang behandelt, als die Musternovellen der Italiener und Spanier durch die Romantiker bekannt wurden. Mit dem Roman sank auch die Novelle in der Zeit nach den Freiheitskriegen, und sie wurde durch die bloß unterhaltende Erzählung zurückgedrängt, die durch die belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher mächtig befördert wurde. Erst als Tieck sich der Novelle zuwendete und in dieser Gattung eine eben so große als erfolgreiche Thätigkeit entwickelte, wurde dieselbe auch von andern Dichtern bearbeitet, welche sie mehr oder weniger in seinem Geiste und seiner Weise behandelten. Wie schon erwähnt, haben sich namentlich auch Frauen in der Erzählung und Novelle versucht.

Die Sage und das Märchen, welche in dem vorigen Zeitraum nur vorübergehend und meist in poetischem Gewande bearbeitet wurden, fanden in der vorliegenden Periode eine weit lebhaftere Theilnahme, und zwar unterscheidet man leicht zwei von einander abweichende Behandlungsweisen; die Eine, welche in der ersten Hälfte des Zeitraums vorherrschte, suchte den Stoff, den sie meist aus der

mündlichen Ueberlieferung oder auch aus älteren Schriften und Urkunden schöpfte, künstlerisch zu verarbeiten, und die Keime der poetischen Entwickelung, die in der Tradition oft nur angedeutet vorlagen, zu epischer Breite zu entfalten. In dieser Behandlungsweise des Märchens ragt Musäus, in der der Sage Leonh. Wächter immer noch hervor. Eine Abart dieser Gattung des Märchens ist diejenige, deren Stoff von dem Dichter selbst erfunden wurde, wobei er meist didaktische oder allegorische Zwecke verfolgte. Ein Muster dieser Gattung, die übrigens leicht in Phantasterei ausartet und allen realen Boden verliert, hat Göthe in den schon erwähnten „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" gegeben. Die zweite Behandlungsweise des Märchens und der Sage will den Stoff ganz einfach und genau wiedergeben, wie er sich in der Ueberlieferung festgesetzt hat, und erlaubt sich nur, wo es nöthig ist, die äußere Darstellung klarer und angemessener zu gestalten, als sie in der mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferung erscheint. Muster und Meister in dieser Gattung des Märchens wie der Sage sind die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm, deren Vorgang eine täglich wachsende Masse von Märchen- und Sagensammlungen hervorgerufen hat, welche jedoch zum größten Theil nicht mehr in den Kreis unserer Darstellung gehören. Es kann nicht bestritten werden, daß diese Behandlungsweise des Märchens und der Sage vollkommen berechtigt und nothwendig ist, da sie allein zur Grundlage wissenschaftlicher Forschung dienen kann, die in den Volksüberlieferungen einen reichen, ja beinahe unerschöpflichen Stoff findet; allein es zeugt von beschränkter, wir möchten sogar sagen, pedantischer Anschauung, wenn man die freie Behandlung des in der Ueberlieferung liegenden Stoffes gänzlich zurückweisen will, wie blinde Nachbeter der Gebrüder Grimm so oft gethan haben. Der schaffende Dichtergeist hat sich um die Bedürfnisse der gelehrten Forschung nicht zu bekümmern; er nimmt den Stoff, wo er ihn findet, und der Dichter verdient nur dann Tadel, wenn er diesen Stoff nicht zu neuem, selbstständigem Leben zu entfalten vermag. Will man es einem Musäus zum Vorwurf machen, daß er die Ueberlieferung nicht treu wiedergegeben hat, so trifft auch Göthen dieser Vorwurf, daß er die Geschichte der Salzburger Emigranten, also sogar eine wahre Thatsache, nicht bloß ein Kindermärchen, verfälscht hat.

Die prosaische Idylle fand in diesem Zeitraum nur sehr wenige Bearbeiter, da man meist die poetische Form vorzog. Eigenthümlich behandelte sie der Maler Müller, in Geßnerscher Weise erscheint sie nur noch bei Fr. X. Bronner.

Eben so haben nur wenige Dichter die Parabel und ihre Nebenart, die Paramythie, bearbeitet; doch haben zwei Dichter in diesen Gattungen Großes geleistet, Herder und Krummacher.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der Entwickelung der Prosadichtung während des Zeitraums gehen wir nun zur Betrachtung der Dichter über, welche die verschiedenen Gattungen behandelten, wobei wir den nämlichen Gang beobachten, wie bei der bevorstehenden Uebersicht. Wir beginnen daher mit dem Roman, betrachten ihn in den drei Perioden seiner Entwickelung und führen innerhalb derselben die einzelnen Arten desselben vor, worauf wir dann zu den übrigen Formen der Prosadichtungen übergehen; zum Schluß werden wir dann die Leistungen der Frauen in sämmtlichen Gattungen in selbstständiger Uebersicht zusammenfassen. Uebrigens werden wir, wie bisher geschehen, wenn ein Schriftsteller sich in mehreren Gattungen versucht hat, seine sämmtlichen Leistungen bei der Form zusammenfassen, in der er sich am meisten bemerkbar gemacht, und bei den andern nur einfach auf ihn verweisen.

Was zunächst den bürgerlichen oder Familienroman betrifft, zu welchem wir zugleich seine Nebengattungen und Formen, den sentimentalen, biographischen und selbst den psychologischen Roman begreifen, in so fern diese letztere Art nicht entschieden in das Gebiet des didaktischen Romans gehört, so werden wir auf Göthe, Miller, Pestalozzi, Jung-Stilling und Lafontaine, als auf die bedeutendsten Repräsentanten der Gattung, später ausführlicher zurückkommen.

Die Erscheinungen in den ersten Jahren des Zeitraums bewegten sich noch ganz im alten Gleise, wir erwähnen von denselben nur David Chph. Seybold (1747—1804) aus Brackenheim im Würtembergischen, dessen „Wanderschaft eines Journalisten" (Buxtehude 1772) und „Reitzenstein, oder Geschichte eines deutschen Offiziers" (2 Thle. Lpz. 1778—79) zu ihrer Zeit viel gelesen wurden. Noch jetzt bietet sein „Hartmann, eine würtembergische Klostergeschichte", Interesse, schon weil des Dichters Gottl. Dav. Hartmann (S. o. S. 45) Jugendgeschichte darin benutzt wurde. Von weit größerer Bedeutung ist der uns schon als Schauspieldichter bekannte Johann Karl Wezel, der im Romane ohne Zweifel höchst Bedeutendes geleistet haben würde, wenn er nicht so früh schon in unheilbaren Wahnsinn verfallen wäre. Schon sein erster Versuch „Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammelt" (4 Bde. 1773—75) erregte Aufsehen, und Wieland, der diesen Roman im „Deutschen Merkur" anzeigte, bedauerte mit Recht, daß der Verfasser, „dessen Buch Genie, Witz und Menschenkenntniß genug zeige, um einen Mann zu verrathen, der Originale schreiben könne, sich beschränkt habe, Sterne's Manier in seinem Tristan Shandy zu copiren". Uebrigens war Wieland selbst nicht ohne Einfluß auf Wezel, denn nicht bloß der Umstand, daß dieser seine Vorrede mit W. unterzeichnet hatte, verleitete Manche, Wieland für den Verfasser des „Tobias Knaut" zu halten. So unverkennbar Wezels Talent ist, und so trefflich er namentlich zu erzählen weiß, so hat die Nachahmung von Sterne's Manier dem Roman wesentlich geschadet: die Begebenheit tritt, namentlich in den ersten Theilen, gar zu sehr zurück und ist, wie Merk in der Anzeige des letzten Bandes richtig und scharf bemerkte, nur „ein fremder, in möglichster Kürze hinzugesetzter Text, um darüber Raisonnements anzubringen". Diese sind aber freilich immer geistreich und mit solcher Lebendigkeit dargestellt, daß man gern bei ihnen verweilt. Wie der Verfasser im „Tobias Knaut" darthun wollte, daß die Menschen in allen Ständen an Thorheiten und Leidenschaften gleich seien, so hatte er in einem folgen-

den Roman „Belphagor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne" (2 Thle. Lpz. 1776) die Absicht, Herrschsucht und Neid als die Haupttriebfedern der Handlungen zu zeigen. Eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe entfaltete er in „Peter Marks und die wilde Betty, zwey Ehestandsgeschichten" (Lpz. 1779), in denen er eine Reihe von weiblichen und männlichen Charakteren mit großer Wahrheit und Laune zeichnet. Ist schon in diesem mehr episches Leben, so ist die Sterne'sche Manier in dem komischen Roman „Hermann und Ulrike" (4 Bde. Lpz. 1780) noch glücklicher überwunden; es ist dieser nicht bloß äußerst reich an glücklich erfundenen Begebenheiten, dieselben sind auch mit vielem Geschick verbunden und entwickelt, namentlich sind die komischen Scenen mit großer Kraft ausgeführt. Es ist darin Fieldings Einfluß unverkennbar, den er in der Schilderung von Scenen aus dem niedrigen Leben nicht selten erreicht. Merkwürdig und für die Zeitgeschichte interessant ist der „Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrh." (Lpz. 1784). Weniger talentvoll als Wezel ahmte auch Chn. Fr. v. Blankenburg aus Kolberg (1744—1796) Sterne's Manier nach. Er hatte vorher einen „Versuch über den Roman" (Lpz. u. Liegnitz 1774) geschrieben, dessen verständige und oft geistvolle Behandlung erwarten ließ, daß der Verfasser auch in eigenen Schöpfungen glücklich sein würde; allein sein Roman „Beyträge zur Geschichte teutsches Reichs und teutscher Sitten", von dem übrigens auch nur der erste Theil erschien (Lpz. 1775), entsprach den Erwartungen in keiner Weise. Nicht zu erwähnen, daß die Begebenheiten vor den Reflexionen zurücktreten, sind sie zudem ohne Interesse und die Charaktere sind nichts weniger als wahr und dem Leben nachgebildet. Dagegen fehlt es dem Verfasser nicht an guter Laune und Witz und seine Darstellung ist lebendig und correct. Allzusehr didaktisch gehalten ist „Antoinette", ein Mährchen aus der alten Welt von Ernst Aug. Ant. v. Göchhausen aus Weimar (1740—1824), in welchem außerdem Wielands „Diogenes von Sinope" gar zu offenbar nachgeahmt ist. Was er in dem „Werther-Fieber, ein unvollendetes Familien-Stück" (o. O. 1776) beabsichtigte, geht schon aus dem Titel des Romans hervor. Wir erwähnen auch F. T. Hase aus Steinbach bei Penig (1754—1823), weil er in dem „Gustav Aldermann" (2 Thle. Lpz. 1779) den ersten Versuch machte, den Roman zu dialogisiren. Der sentimentalen Richtung huldigte Fr. Theoph. Thilo aus Röda in Sachsen (1749—1825) in der „Familie Sommer. Gesch. in Briefen" (2 Thle. Lpz. 1780), wogegen der bekannte Geschichtschreiber Lorenz Westenrieders im „Leben des guten Jünglings Engelhof" (2 Thle. Münch. 1781—82) und der als Lyriker und Dichter von Balladen schon erwähnte Franz Andr. Gallisch im „Nettchen Rosenfarb" (2 Thle. Lpz. 1782—83), so wie zum Theil in dem „Dutzend leichter Erzählungen" (Petersb. 1782) einen pädagogischen Zweck verfolgten. Bei Gallisch ist dies um so mehr zu bedauern, als er gewiß bei seinem unverkennbaren Talente Gediegeneres würde geschaffen haben, wenn die didaktische Absicht ihn nicht zu sehr beengt hätte. Von großer Fruchtbarkeit war der talentvolle J. Fr. Ernst Albrecht aus Stade (1752—1816), der Gatte der uns als dramatische Dichterin bekannten Schauspielerin, die wir später auch als Verfasserin von Romanen erwähnen werden, wie sie denn auch an denen ihres Mannes nicht geringen Antheil hatte. Diese waren zu ihrer Zeit sehr beliebt, und mehrere erschienen sogar in mehreren Auflagen, wie „Waller und Natalie" (3 Thle. Lpz. 1782). Es ist ihm Talent der Erfindung und Darstellung nicht abzusprechen, allein er versank oft in das gemein Sinnliche, wie in „Laurette Pisona, Leben einer italienischen Buhlerin" (2 Bde. Halle 1789. 3. Aufl. Hamb. 1814), und in der „Familie Eboli" (4 Thle. Dresd. 1791—92), welche in dramatischer Form bearbeitet ist. Zudem arbeitete er zu schnell, ein Vorwurf, der auch K. Aug. Seidel aus Löbau (1754—1822) trifft, dessen „Friedrich Grumbach" (Lpz. 1783) mannigfache Spuren von Talent enthält. Wir erinnern uns, daß Aug. v. Kotzebue zuerst mit Romanen hervortrat, sich aber später beinahe ausschließlich dem Drama zuwendete. Dies hatte ohne Zweifel seinen Grund darin, daß seine Romane nicht mit dem gehofften und gewünschten Beifall aufgenommen wurden. Und in der That hatte er für diese Gattung kein hervorragendes Talent, und es gelang ihm namentlich nicht, bleibenden Effect hervorzubringen, obgleich er in seinen Romanen, wie in seinen Dramen vorzüglich auf einen solchen hinarbeitete, und seine Leser durch Anhäufung rührender Momente zu gewinnen suchte. Uebrigens verläugnet sich in seinen Romanen die gemeine Gesinnung nicht, die wir an seinen Schauspielen getadelt haben; unter dem Schein, die lauterste Moral zu predigen, trägt er auch hier die sittenlosesten Geschichten vor. Am bekanntesten sind die „Leiden der Ortenbergischen Familie" (2 Thle. Lpz. 1787—88); andere kleinere Romane und Erzählungen, darunter auch historische Novellen und der mit Laune geschriebene komische Roman „Die Geschichte meines Vaters, oder wie es zuging, daß ich geboren wurde", sind in den Sammlungen „Kleine gesammelte Schriften" (4 Bde. Lpz. 1787—91) — „Die jüngsten Kinder meiner Laune" (6 Bde. Lpz. 1793—97) und „Kleine Romane, Erzählungen" u. s. w. (3 Bdchn. Lpz. 1805—06) enthalten. Unter den biographischen Romanen nimmt außer denen von Heinr. Jung-Stilling der „Anton Reiser" (4 Thle. Berl. 1785—90) von Karl Phil. Moritz, dem wir später bei den Reisebeschreibern wieder begegnen werden, eine bedeutende Stelle ein. Er hat darin sein eigenes Leben erzählt, freilich mit mancherlei poetischen Zuthaten, die aber äußerst glücklich erfunden sind und dem Ganzen Einheit geben. Der „Anton Reiser" kündigt sich als psychologischer Roman an, und in der That hat der Verfasser vorzüglich darnach gestrebt, die Entwickelung des Charakters zu begründen, doch ohne daß diese Absicht der epischen Haltung zum Schaden gereichte. Es wird dieser Roman aber immer großes Interesse bewahren, weil er die Schwankungen mit großem Glücke schildert, in welche das Talent geräth, wenn es von den äußern Verhältnissen bedrängt wird, und nicht mit hinreichender Charakterstärke ausgestattet ist, um denselben die Stirn zu bieten. Dem „Andreas Hartknopf" (Berl. 1786) und ihrer Fortsetzung, „Andreas Hartknopfs Predigerjahre" (Eb. 1790), liegt ebenfalls die Geschichte des Verfassers

oder vielmehr sein Charakter zum Grunde, namentlich beruht die Erzählung der unerwiederten Liebe des Helden, bei der er sich ganz Wertherisch benimmt, auf Wahrheit; aber beide Romane, die nicht einmal zu einem Abschlusse kommen, sind planlos angelegt und verlieren sich in breite, oft mystische Reflexionen. — Großen Beifall erwarb sich zu seiner Zeit Joach. Chph. Fried. Schulz aus Magdeburg (1762—1798). Geistreich, witzig, von feiner Beobachtungsgabe und hoher gesellschaftlicher Bildung, schrieb er einige Romane, in denen das erfolgreichste Studium der bessern englischen und Romanendichter nicht zu verkennen ist, von denen er übrigens mehrere theils übersetzte, theils nachbildete, wie die „Albertine" (5 Thle. Berl. 1788—89), eine Bearbeitung von Richardsons „Clarissa". Unter seinen eigenen Schöpfungen zeichnen sich „Moritz" (zuerst im „Deutschen Merkur" 1783—86) und „Leopoldine" (Lpz. 1791) durch seine glücklichen Schilderungen aus der Kinderzeit, denen des Leichtsinns und der Leidenschaft der Jünglingsjahre aus. Auch jetzt noch bietet des als Lustspieldichter uns schon bekannten Chph. Fried. Bretzner „Leben eines Lüderlichen, ein moralisch-satyrisches Gemälde nach Chodowiecki und Hogarth (3 Thle. Lpz. 1787—88) vielseitiges Interesse, weil es uns mitten in das wüste Treiben jener Zeit einführt. Unter den Romanen von L. Theobul Kosegarten, den wir schon öfters erwähnt haben, sind die früheren „Ewalds Rosenmonde, beschrieben von ihm selbst und herausgegeben von Tellow" (Berl. 1790) noch ganz im Sinne der älteren Schule, namentlich Richardsons, dessen „Clarissa" er übersetzte (8 Bde. Lpz. 1790—93), dagegen sind die späteren, namentlich sein historischer Roman „Ida von Plessen" (2 Thle. Dresd. 1800), dann aber auch „Bianca del Giglio" (2 Bde. Ebd. 1801) und „Adele Cameron, e. schott. Dichtung" (2 Thle. Eb. 1804) unter dem Einfluß der romantischen Ansichten entstanden. Der durch seine literarischen Schriften rühmlichst bekannte Fr. Bouterweck schrieb mehrere Romane und Novellen, und es fand der „Graf Donamar, Briefe geschrieben zur Zeit des siebenjähr. Kriegs" (3 Thle. Gött. 1791—92) so gute Aufnahme, daß er nicht nur eine zweite Auflage erlebte, sondern auch ins Französische übersetzt wurde; doch hatte er diesen Erfolg mehr den das Werk beherrschenden geistreichen Reflexionen als der künstlerischen Anlage und Entwickelung zu verdanken; und wir dürfen uns sein eigenes späteres Urtheil über seine Prosadichtungen vollkommen aneignen, daß ihnen nämlich wahre Lebenskenntniß, so wie gründliche und consequente Auffassung und Durchführung der Charaktere abgehe. Weit mehr Phantasie und epische Darstellungsgabe besaß Karl Grosse aus Magdeburg (geb. 1761), aber er arbeitete Alles ins Grelle und Uebertriebene, wie in seinen besten „Der Genius" (4 Thle. Halle 1791) und „Der Dolch" (Halle 1794), oder suchte durch die fremde Localfärbung zu wirken, wie in den „Spanischen Novellen" (4 Thle. Berl. 1794. 95). Noch weit fruchtbarer als dieser war G. K. Claudius aus Zschopau (1757—1815), der unter dem Namen Frz. Ehrenberg eine große Zahl von Romanen herausgab, die von gewandter Nachbildung seiner englischen Muster zeugen, sich auch in fließender Darstellung bewegen, aber zu flüchtig gearbeitet sind. Am besten ist darunter „Justus, Graf von Ortenberg" (4 Bde. Lpz. 1792—94). Um dieselbe Zeit schrieb auch Chn. Jakob Salice-Contessa, der schon früher als epischer und dramatischer Dichter genannt wurde, seinen ersten Versuch im Roman, „Das Grabmal" (Berl. 1792), doch steht dieser weit unter seinem letzten „Der Freiherr und sein Neffe" (Bresl. 1824), einem trefflichen Gemälde des durch politische Ansichten zerspaltenen gesellschaftlichen Lebens. Zahlreiche Leser fanden zwei früher schon als lyrische Dichter genannte Schriftsteller, welche, zu gleicher Zeit auftretend, die beschränkteren Verhältnisse des häuslichen Lebens darstellten und auf die edlere Entwickelung desselben zu wirken suchten. Der erste derselben, Gotthelf W. Casp. Starke, gab in seinen „Gemälden aus dem häuslichen Leben" (5 Thle. Berl. 1793—98) liebliche, an das Idyllische gränzende Genrebilder, in denen nur die didaktisch-praktische Beziehung zu grell hervortritt, und die künstlerische Entfaltung unmöglich macht. Höher steht der zweite, Herm. Casp. Gottf. Demme, der zudem mehr auf Herz und Phantasie zu wirken sucht, und in der Schilderung der Charaktere ein nicht gewöhnliches Talent beurkundet. Besonders beliebt war dessen „Pächter Martin und sein Vater" (2 Thle. Lpz. 1793. 3. Aufl. 1802), der noch jetzt gelesen zu werden verdient. Aber auch seine „Erzählungen" (2 Thle. Riga 1793) und „Sechs Jahre aus Karl Burgfeld's Leben" (Riga 1793) gefallen durch ihren tief sittlichen Gehalt, wie durch ihre edle und einfache Darstellung. Unbedeutend sind die Romane von Joh. Gottfr. Pahl, z. B. „Hillmars Geständnisse" (Bas. 1794), den wir später als Geschichtschreiber erwähnen werden. Dagegen gewähren die ernsten und komischen Romane des durch seine Reisen und sein späteres Schicksal merkwürdigen Professors Chn. Aug. Fischer aus Leipzig (1771—1829) durch ihre geistreiche und lebhafte Darstellung, so wie durch die glückliche Erfindung mannigfaches Interesse. Nebst der „Sophie" (3 Thle. Lpz. 1795—96) und dem komischen Roman „Konrad" (Eb. 1797) erwähnen wir die „Reiseabentheuer" (2 Thle. Dresd. 1801) und „Neue Reiseabentheuer" (4 Thle. Posen u. Lpz. 1802 ff.). Auch schreibt man ihm eine Anzahl erotischer Romane zu, die unter dem Namen Althing herauskamen; es gehören dieselben zu dem Gemeinsten, was je in dieser Gattung geschrieben wurde, und sie berühren um so widriger, als sie nicht einmal naive Auffassung oder geistreiche Darstellung der Verhältnisse darbieten. Noch könnten manche Schriftsteller angeführt werden, wie J. Gfr. Schmiedgen, Fr. Gleich, Fr. Schulze u. a. m., doch würde uns dies zu weit führen, und zur Charakteristik der Zeit Nichts beitragen.

Wir wenden uns daher zu dem komischen Roman, der im Ganzen mehr erfreuliche Erscheinungen darbietet, obgleich sich die deutsche Literatur auch in dieser Beziehung weder der englischen, noch der französischen gleich stellen kann.

Nebst Musäus, den wir näher zu betrachten haben, hat sich J. Gottwerth Müller aus Hamburg (17. Mai 1744—23. Juni 1828), gewöhnlich Müller von Itzehoe genannt, weil er dort als Buchhändler lebte, in diesem Gebiete den größten Ruf erworben. Er war zwar kein hervorragendes

Talent, das der Literatur eine bestimmte Richtung zu geben oder in der Geschichte derselben Epoche zu machen vermochte, aber er besaß mannigfaltige Gaben, die er glücklich zu benutzen verstand. Er besaß eine nicht geringe Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens; ohne gerade neu oder genial im Ausdruck zu sein, war seine Darstellung doch gewandt und fließend; er hatte endlich eine stets heitere Laune und war reich an guten und witzigen Einfällen. Sein erster Versuch im komischen Roman „Der Ring" (Itzehoe 1777) hatte das merkwürdige, aber nicht gerade seltene Schicksal, daß die französische Uebertragung wieder ins Deutsche übersetzt wurde. Seinen Ruf gründete er aber durch den „Siegfried von Lindenberg", der zuerst in einem Bande erschien (Hamb. 1779), aber in der 2. Auflage (Lpz. 1781. 82) nicht zum Vortheil des Werkes zu vier Theilen erweitert wurde. In diesem Roman wird das damalige Junkerthum in seiner ganzen Lächerlichkeit dargestellt, und es ist derselbe daher nach zwei Seiten hin wichtig, erstens weil er uns ein getreues Bild von längst entschwundenen Zuständen gibt, und zweitens weil sich in ihm das auftauchende Selbstbewußtsein des Bürgerthums ausspricht; der „Siegfried von Lindenberg" ist ein Vorbote der Revolution, die sich später in den Ansichten und Sitten des deutschen Volks entwickelt. Der Beifall, den der „Siegfried" fand (er erschien 1830 in achter Auflage), ermunterte den Verfasser, noch Mehreres in demselben Geiste und Sinn zu schreiben; aber wenn auch in den „Herren von Waldheim" (4 Thle. Gött. 1784–85), im „Emmerich" (8 Thle. Eb. 1786—89) und in der „Geschichte des Herrn Thomas" (4 Thle. Eb. 1790—91), welche unter dem Titel „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes und des Verf. des Siegfr. v. Lindenberg" (Gött. 8 Bde. 1784—91) gesammelt erschienen, die gesellschaftlichen Fehler der Zeit und namentlich die Lächerlichkeiten der höhern Stände, ihres Stolzes auf Geburt und leere Auszeichnungen mit Witz und Laune dargestellt werden, so erreichen sie doch den „Siegfried von Lindenberg" in keiner Weise. Noch erwähnen wir den „Friedrich Brack, oder die Geschichte eines Unglücklichen" (4 Bde. Berl. u. Stett. 1793—95), der, in der Weise englischer Abenteuerromane angelegt, die bürgerlichen und politischen Zustände in Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu dessen Schluß mit tiefer Einsicht schildert. Beinahe eben so großen Beifall als Müller gewann Joh. Gli. Schummel aus Seitendorf in Schlesien (1798—1813), der zuerst in den „Empfindsamen Reisen durch Deutschland" (3 Thle. Wittenb. 1770—72) das berühmte Werk Sterne's nachzuahmen suchte, sich aber vorzüglich durch den „Spitzbart, e. komisch-tragische Gesch. für unser pädagogisches Jahrh." (Lpz. 1779) einen größeren Leserkreis erwarb. Dieser Roman war gegen die neumodische, von Basedow in Deutschland eingeführte Erziehung gerichtet, die mit oft schlagendem Witz lächerlich gemacht wird. Von Wezel haben wir schon oben gesprochen, ihm am nächsten steht Joh. Fr. Jünger, der, wie jener, auch schon als Dramatiker bekannt ist und mit demselben das unglückliche Schicksal theilte, im Wahnsinn zu sterben. Sind seine Lustspiele auch seinen Romanen vorzuziehen, so sind doch auch diese nicht ohne Werth; man sieht es der leichten, lebendigen Darstellung an, daß der Verfasser den dramatischen Dialog zu behandeln gewohnt war. Auch fehlt es ihm nicht an Laune und selbst an Humor, doch verleitet ihn gerade dieser zu Weitschweifigkeit. Unter seinen komischen Romanen haben am meisten gefallen „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld" (3 Thle. Lpz. 1781—87), „Vetter Jacobs Launen" (6 Bde. Lpz. 1786—92), eine Sammlung kleiner Romane und Erzählungen, die zum Theil dem Französischen nachgebildet sind, und der durch seinen Tod unterbrochene Roman „Fritz" (4 Thle. Berl. 1797), den ein Ungenannter vollendete (2 Thle. Eb. 1798—99). Auch der Freiherr Adolf v. Knigge aus Bredenbeck bei Hannover (16. Oct. 1752—6. Mai 1796) gehört zu den gelesensten Romanendichtern seiner Zeit, deren gesellschaftliche Zustände er in seinen verschiedenen Werken mit tiefer Kenntniß und Laune, oft mit witzigem Spott darstellt. Mit dem „Roman meines Lebens" (4 Thle. Riga u. Ff. 1781—1787), der in mehreren Auflagen erschien, eröffnete er die Reihe seiner ziemlich zahlreichen Schriften; ihm folgte die „Geschichte Peter Clausens" (3 Thle. Riga u. Ff. 1783—85), eine nicht unglückliche Nachahmung des Gil Blas; am beliebtesten war aber die „Reise nach Braunschweig" (Hann. 1792), in welcher allerdings viele höchst ergötzliche Züge mit Laune dargestellt sind. Knigge's Schriften haben besonders auch deshalb Interesse, weil er in denselben die Krankheiten seiner Zeit, Schwärmerei und Empfindsamkeit, zu bekämpfen suchte, und sich in ihnen ein praktischer, freier, wenn auch nicht immer klarer Sinn ausspricht; doch ist zu tadeln, daß sie sich gar zu häufig in triviale Reflexionen verlieren. Gegen Lavater insbesondre war die „Reise nach Fritzlar im Sommer 1794" (o. O. u. J.) gerichtet, eine fast wörtliche Parodie der „Reise (Lavaters) nach Kopenhagen im Sommer 1793" (o. O. u. J.). Eine nicht unwitzige Verspottung der Empfindsamkeit war „Der empfindsame Maurus Pankratius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt" (4 Thle. Erf. 1781—83. 2. Aufl. 1785—87) von Chr. Fr. Timme aus Arnstadt (1752—1788); dieser Roman wurde noch im Anfang des 19. Jahrh. viel gelesen. Auch die Robinsonade „Wenzel von Erfurt" (4 Thle. Erf. 1784—86) von dem nämlichen Verfasser fand zu ihrer Zeit Beifall. Ein Liebling desjenigen Publikums, das seine Ergötzung in den Leihbibliotheken sucht, war K. Glo. Cramer aus Pödelitz bei Freiburg a. d. Unstrut (1758—1817), der allerdings das Talent besaß, den Geschmack seiner Leser in Erfindung und Darstellung der Stoffe zu treffen, dessen Romane daher ein sicheres Bild der geistigen und ästhetischen Bildung der unteren Stände seiner Zeit gewähren. So ungeschlacht, oft sogar gemein sein „Erasmus Schleicher" (4 Thle. Lpz. 1789), sein „Paul Ysop" (2 Thle. Eb. 1792) und sein „Lahmer Wachtelpeter" (2 Thle. Ebd. 1794) sind, so zeugen sie doch von größerer Kraft und geistiger Gesundheit als die Romane Kotzebues oder Claurens. Viel Talent für das Komische hatte Levin Chn. Fr. Sander aus Itzehoe (1756—1819), der unter dem Namen Eckstein den „Gargantua und Pantagruel nach Rabelais und Fischart" (3 Bde. Hamb. 1785—87) bearbeitete, und sich dadurch das Ver-

dienst erwarb, auf jenen großen deutschen Humoristen wieder aufmerksam zu machen. Eine der bedeutsamsten Erscheinungen der Zeit waren die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen" (4 Bdchn. London [Gött.] u. Bodenwerder 1787—1800), welche lange Zeit Bürgern zugeschrieben wurden, nach dem neuesten Herausgeber des Buchs (Gött. 1849) aber von Rud. Erich Raspe aus Hannover (1737—1794) herrühren sollen. Wir haben an einer früheren Stelle (II, 145), wo auch Bürger als Verfasser bezeichnet ist, die Vermuthung ausgesprochen, daß des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig „Comödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa" die Idee zum „Münchhausen" gegeben haben mag, da dieser manche Züge aus jener Comödie enthält; ohne Zweifel hat der Verf. aber auch noch andere Quellen gehabt, und die meisten Geschichten, die von dem Freiherrn von Münchhausen berichtet werden, sind aus früheren Anekdoten- und Novellensammlungen, wohl auch aus dem Volksmunde geschöpft. Darin liegt aber auch der vorzüglichste Werth dieses Buchs, welches die alten Lügenmärchen ungefähr so auf eine Person concentrirt, wie die Volksbücher vom Doctor Faust, vom Eulenspiegel und von den Schildbürgern die zerstreuten Erzählungen von Zauberern, Witzbolden und Abderiten in ein ganzes Gemälde zusammenfassen. Den Würzburger Professor Fischer haben wir schon oben erwähnt; als ganz gemeine Erzeugnisse eines talentlosen Kopfes sind endlich die komischen Romane von J. Ernst Dan. Bornschein aus Prettin (1774—1838) zu bezeichnen, dessen „Abentheuer des Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf" sich schon durch den Titel als Nachahmung und rohe Gemeinheit charakterisiren.

Der eigentlich humoristische Roman erscheint, obgleich auch ursprünglich auf Nachahmung beruhend, in eben so großartiger, als eigenthümlicher und selbstständiger Entwickelung. Zwar wird er verhältnißmäßig nur von wenigen Dichtern behandelt, aber diese wenigen müssen sämmtlich einer nähern Würdigung vorbehalten bleiben; es sind Moritz Aug. v. Thümmel, Th. G. v. Hippel, Jean Paul Friedr. Richter und der Graf Chn. v. Benzel-Sternau.

Wir haben oben gesagt, daß die komischen und humoristischen Romane oft die Form von Reisebeschreibungen annahmen; auch haben wir im Verlauf der Darstellung schon mehrere Schriftsteller erwähnt, welche, zum Theil in Nachahmung Sterne's, Reiseromane geschrieben haben, so Schummel und Knigge. Auch Thümmel gehört hieher. Ferner schrieb der schon genannte C. A. Ant. v. Göchhausen einen solchen Roman unter dem seltsamen Titel: „M.. R.." (d. h. Meine Reise Lpz. 1773. 4. Ausg. 1776). Außerdem verdienen noch Erwähnung: „Ysop Lafleur's Werke, oder meiner Herrschaft und meiner Wenigkeit romant. Reise in die sächs.-Sandstein-Gebirge an der Elbe" (Halle 1798) von A. Gli. Eberhard, und „Die Rückkehr ins Vaterland" (Kopenh. 1793), so wie „Eine Reisegeschichte" (Berl. 1809) von dem durch seine literarischen Kämpfe berüchtigt gewordenen Garlieb Merkel.

Unter den Robinsonaden, die wir sogleich anschließen und deren Uebersicht bis zum Ende des Zeitraums fortführen, erwähnen wir zunächst die Erneuerungen der „Insel Felsenburg" von Ch. K. André (3 Thle. Gotha 1788—90), von K. Lappe (Nbg. 1823), von Adam Oehlenschläger in den „Inseln im Südmeere" (4 Thle. Stuttg. 1826) und von Tieck (6 Bde. Bresl. 1828), so wie auch des „Simplicissimus" von Ch. Jak. Wagenseil" (Nbg. 1785), von J. Ch. L. Haken (Magdeb. 1810) und von Fr. Chph. Weisser in „Schalkheit und Einfalt, oder der Simplicissimus des 16. Jahrh. im Gewande des 19." (Berl. 1822). Die berühmteste Bearbeitung des „englischen Robinson" ist die von J. H. Campe (Hamb. 1778), die in zahlreichen Ausgaben erschien, und von J. Andr. Ch. Hildebrandt nicht unglücklich fortgesetzt wurde (Lpz. 1806). Früher hatte schon J. K. Wezel den „Robinson Crusoe neu bearbeitet" (2 Thle. Lpz. 1779—80). Von den Nachahmungen sind zu erwähnen: „Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer" (4 Thle. Halle 1794—98) und „Der neue westphälische Robinson" (2 Thle. Eb. 1799), beide von K. F. Benkowitz; „Die Irrgänge des Lebens" (Gera 1802) von F. Gst. Schilling. „Die Inquiraner" (Chemnitz 1810) v. Haken, „Der neue holsteinische Robinson" (Nbg. 1822) von K. A. G. v. Egloffstein u. a. m. Die beste Nachbildung ist die von J. R. Wyß „Der schweizerische Robinson" (4 Thle. Zürich 1812. Neue illustrirte Ausg. bearbeitet von Heinr. Kurz. Eb. 1842), in welchem das Glück des auf Thätigkeit gegründeten Familienlebens zur Anschauung gebracht wird.

Wie dem bürgerlichen Drama das Ritterschauspiel, so trat dem bürgerlichen Roman der Ritterroman entgegen, der jedoch den beschränkten Stoff bald beseitigte und sich zum historischen Romane entfaltete, ohne jedoch den liebgewordenen Stoff, das Mittelalter, aufzugeben. Daß auch diese Gattung des Romans ihre erste Anregung in Göthe's „Götz von Berlichingen" fand, haben wir schon erwähnt, so wie auch, daß sich ihr mit der Zeit der Räuber- und Geisterroman anschloß. Die Vorliebe für Stoffe aus dem Mittelalter zeigte schon die erste Erscheinung dieser Art, die „Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrh." (Augsb. 1777) von Paul v. Stetten aus Augsburg (1731—1808), die, im Geiste jener Zeit geschrieben, in Localität und Scenerie ein gelungenes Bild derselben geben. Ohne das wirklich poetische Talent Stettens zu besitzen, erwarb sich Aug. Gli. Meißner aus Bautzen (4. Nov. 1753—20. Febr. 1807) weit größeren Beifall und zahlreicheren Leserkreis, besonders durch seine „Skizzen" (14 Samml. Lpz. 1778—96), welche wir hier erwähnen ob sie gleich mehr in das Gebiet der Erzählung gehören. Doch auch seine größeren historischen Romane verdienen Erwähnung, namentlich der „Alcibiades" (4 Thle. Lpz. 1781), „Bianka Capello, ein dramat. Roman" (2 Thle. Lpz. 1785) und „Epaminondas" (2 Thle. Lpz. 1798—1801), in welchen geschichtliche Stoffe nach Wielands Vorbild behandelt sind. In allen seinen Schriften ist eine gewisse Gabe der Erfindung und eine große Gewandtheit der Darstellung nicht zu verkennen; allein Tiefe der Anschauung mangelt dem Verfasser, die übrigens schon wegen der Flüchtigkeit, mit der er arbeitete, nicht denkbar ist. —

Eine hervorragende Stelle nimmt die liebenswürdige Benedicte Naubert ein, die wir aber erst später zu besprechen haben. Eine glückliche Wahl in den Stoffen traf Chn. Fr. Schlenkert aus Dresden (1757—1826), aus dessen ziemlich zahlreichen Romanen wir nur seinen besten, „Friedrich mit der gebissenen Wange" (4 Thle. Lpz. 1785—88) erwähnen. Wie wenig er aber den wahren Charakter des Romans verstand, geht schon daraus hervor, daß er die seinigen zu dialogisiren liebte, und auf Charakteristik oder Motivirung wenig oder keinen Werth legte. Durch Meißner angeregt, schrieb auch Ignatz Aurelius Feßler aus Czurendorf in Ungarn (18. Mai 1756—15. Dec. 1839) historische Romane, in denen er sich, wie jener, nach der Wielandischen Manier bildete, dieselbe aber nur äußerlich nachahmte. Sie fanden zu ihrer Zeit großen Beifall, namentlich „Mark Aurel" (4 Thle. Bresl. 1790—92), „Aristides u. Themistokles" (2 Bde. Eb. 1792), „Matthias Corvinus" (2 Bde. Eb. 1793—94) und „Attila" (Eb. 1794); doch gründete sich dieser Beifall keineswegs auf ihren künstlerischen Werth, denn von einem solchen kann in keiner Weise die Rede sein, da es dem Verfasser an aller Phantasie und poetischen Darstellungsgabe mangelte, sein Styl aller Wärme und Frische entbehrt und oft ganz unbeholfen dahinschleicht. Auch ist die Composition seiner Romane ganz verfehlt, sie bestehen in der That nur aus einzelnen, ohne Zusammenhang an einander gereihten Scenen. Was diesen Romanen Anerkennung und zahlreichen Leserkreis erwarb, das war der allerdings interessante Stoff, den sie behandelten und ganz vorzüglich die vielseitigen Reflexionen, von denen sie durchzogen waren, und die sich hauptsächlich auf die religiösen und politischen Verhältnisse bezogen, welche damals die Gebildeten so sehr in Anspruch nahmen. Feßler verfällt oft ins Declamatorische, mit der Zeit auch ins Mystische, wie denn seine letzten Romane, z. B. „Bonaventura's mystische Nächte" (Berl. 1807) diese Richtung offen zur Schau tragen. Uebrigens mag die Theilnahme, die seine Schicksale erweckten, nicht wenig zur Lectüre seiner Romane angeregt haben. Als Kapuziner hatte er nämlich die beste Gelegenheit gehabt, den Unfug kennen zu lernen, der in den Klöstern getrieben wurde. Da er nun dem Kaiser Joseph Manches entdeckte, ward er von den Mönchen auf das Bitterste verfolgt, so daß er sich zuletzt gezwungen sah, aus Oesterreich zu fliehen. In Breslau, wohin er sich begeben hatte, trat er zum Protestantismus über. Später wurde er Freimaurer und ein sehr thätiges Mitglied des Ordens. Auch die letzte Hälfte seines langen Lebens war sehr wechselvoll; er wendete sich immer entschiedener dem Mysticismus zu, und man machte ihm sogar den Vorwurf, daß er durch die Vermittlung des Herrnhutismus die Tendenzen des Jesuitismus und des Pabstthums in die protestantische Kirche habe übertragen wollen. Da sich nun die mannigfaltigen Seiten seiner Thätigkeit in seinen Schriften mehr oder weniger offen ausgesprochen fanden, so ist es begreiflich, daß sie bei dem großen Theile des Publikums, der an diesen Fragen lebhaften Antheil nahm, vielfachen Eingang fanden. — Nur wegen seiner großen Fruchtbarkeit nennen wir Glo. H. Heinse aus Gera (geb. 1763), der meist Stoffe aus der österreichischen, böhmischen und thüringischen Geschichte behandelte, z. B. „Margaretha Maultasch, Erbin von Kärnthen und Tyrol" (2 Thle. Lpz. 1792), „Ludwig der Springer, Graf von Thüringen" (Lpz. 1791). Einer der beliebtesten Ritter- und Spectakelromane war der „Hasper a Spada" (3 Thle. Lpz. 1791) von dem schon genannten K. Glo. Cramer; in diesem dialogisirten Roman sind alle bis dahin gebrauchten und verbrauchten Effecte mit einer gewissen Keckheit vereinigt, woraus sich der Beifall erklären läßt, dessen er sich so lange erfreute. Schon einige Jahre früher hatte Schiller den „Geisterseher" geschrieben, der leider unvollendet blieb (1. u. einz. Band. Lpz. 1789). Er hatte nämlich an diesem Romane von 1786 bis 1789 nur ruckweise gearbeitet und, wie es scheint, nur dann, wenn der Mangel an Stoff für die „Thalia", in welcher er zuerst bruchstückweise mitgetheilt wurde, ihn dazu nöthigte, was denn zur Folge hatte, daß, wie Frau von Wolzogen in des Dichters Leben sagt, der Gegenstand ihn nur noch flach berührte*). Doch würde er den Roman wohl fortgesetzt haben, wenn ihn nicht der Ruf als Professor der Geschichte nach Jena gezwungen hätte, seine ganze Thätigkeit dem neuen Amte zuzuwenden. Aber auch in der Gestalt, in der wir den „Geisterseher" besitzen, ist er ein würdiges Denkmal des großen Talents, das ihn hervorbrachte, und er läßt uns bedauern, daß er ihn nicht zu Ende geführt, nicht noch andere Romane geschrieben hat, denn Schiller wäre, wie kein Andrer, berufen gewesen, einen deutschen Roman zu schaffen. Wenn auch die Kunst, einen geschickten Plan anzulegen und denselben mit solcher Sicherheit durchzuführen, daß die Spannung des Lesers sich mit jeder Zeile steigert, das Interesse an der Entwickelung mit jedem neuen Vorgang zunimmt, nicht das einzige und höchste Erforderniß zu einem Kunstwerke dieser Gattung ist, so ist sie doch eine wesentliche Quelle der Schönheit, und diese Kunst hat Schiller im höchsten Grade verstanden; ja sie ist um so bewundernswürdiger, als wir aus seinen Aeußerungen gegen Körner wissen, daß er erst im Verlauf der Arbeit einen bestimmten Plan faßte und diesen mit den schon niedergeschriebenen Theilen in Verbindung brachte, was ihm in so ausgezeichneter Weise gelungen ist, daß nicht leicht Jemand diese Entstehungsweise des Romans erkennen wird. Ein eben so großer Beweis seines Talents für den Roman liegt in der Charakterzeichnung, die mit der größten Schärfe und Sicherheit durchgeführt ist; noch mehr aber darin, daß er selbst unepische Reflexionen, wie im Gespräch, das den wesentlichsten Theil des vierten Briefs des Barons von F*** bildet, so behandelt hat, daß sie zu nothwendigen Theilen der Geschichte, ja daß sie selbst zur Geschichte wurden. Dieses Gespräch war in der ersten Bearbeitung, wie sie die „Thalia" enthält, zu großer Breite an-

*) Doch ist dies wohl nicht ganz richtig, da wir aus Schillers Briefen an Körner wissen, daß sein Interesse am Gegenstand mit der Arbeit zunahm, während er sich Anfangs beklagte, daß er „dem verfluchten Geisterseher kein Interesse abgewinnen könne" und daß es „wenige Beschäftigungen gebe, bei denen er sich eines sündlichen Zeitaufwandes mehr bewußt gewesen wäre als bei dieser Schmiererei". (S. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 1, 267 u. 271.)

gewachsen; aber so inhalt- und geistreich diese Ausführung auch war, so nahm der Dichter, von seinem richtigen Gefühl geleitet, doch keinen Anstand, sie um ein sehr Bedeutendes zu verkürzen, als er die einzelnen Theile des Romans zusammen drucken ließ. Der „Geisterseher" hatte übrigens auch einen praktischen Zweck, wie er denn aus der Betrachtung des Lebens hervorgegangen war. Zu jener Zeit waren die Wunderthäter und geheimen Gesellschaften an der Tagesordnung, welche beinahe sämmtlich mehr oder weniger von dem Jesuitismus und dem Pabstthum beherrscht waren. Schiller wollte zeigen, wie diese Partei keine Mittel scheue, um ihren höchsten Zweck, Ausbreitung des Katholicismus und der päbstlichen Herrschaft, zu erreichen, und wie klug und fein sie ihre Mittel gebrauche, um zu ihrem Zweck zu gelangen, wie sie es namentlich verstehe, ihre Mittel nach den Persönlichkeiten einzurichten, auf welche sie es abgesehen habe, und wie sie selbst solche Wege wähle, die von dem Ziele ganz abzulenken schienen, in der That aber vortrefflich berechnet seien, um die erkorne Beute zu fangen. — Um sogleich Alles zusammenzufassen, was Schiller in der Gattung geschrieben, erwähnen wir auch sogleich seine zwei Erzählungen oder Novellen, die beide ein weiteres Zeugniß seines Talents als Erzähler geben. „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" ist nicht bloß wegen des höchst interessanten Stoffs, sondern auch und ganz vorzüglich wegen dessen vortrefflicher Behandlung bedeutend. Die Darstellung ist bei all ihrer Einfachheit von hoher Wirkung, weil der Verfasser mit wahrer Kunst Licht und Schatten zu vertheilen gewußt hat, und das Ganze ist in einem stets würdigen, dem ernsten Gegenstande angemessenen Tone gehalten, ohne je in Affectation zu verfallen, wenn auch die Hauptpartieen in einer wirklich ergreifenden Weise ausgeführt sind. Der Verf. hat seine Absicht, die verderblichen Mängel der damaligen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung zur lebendigen Anschauung zu bringen, im höchsten Grade erreicht, ohne daß er es zu beabsichtigen scheint. Von eben so ergreifender Wirkung ist das „Spiel des Schicksals", in welchem er die Geschichte eines Günstlings erzählt, der auf der höchsten Stufe des Glücks von der Ungnade seines Fürsten ereilt wird und nun die schönste Zeit seines Lebens im schrecklichsten Kerker und unter den gräßlichsten Leiden zubringen muß. Die Schilderung der tyrannischen Willkür, die sich durch die ganze Geschichte zieht, konnte nur aus der tieferen Kenntniß solcher Verhältnisse hervorgehen; auch waren es in der That würtembergische Zustände, die Schiller darstellte, und die ihn um so mehr ergreifen mußten, als gerade damals der geistvolle Schubart von dem nämlichen Manne, dessen Unglück Schiller erzählt hatte, mit der unbarmherzigsten und gemüthlosesten Härte behandelt wurde. (S. o. II, 480 Anm.)

Schillers „Geisterseher" rief eine Menge Geister- und Spukgeschichten hervor, wie auch um dieselbe Zeit die „Räuber" die Veranlassung zu den zahlreichen Räuberromanen wurden. Freilich hatten die Verfasser der in Unzahl auftauchenden Geisterromane keine Ahnung von der tieferen Absicht des großen Dichters, ob sie gleich derselbe schon in dem Fragmente, wie es vorlag, bestimmt genug angedeutet hatte. Sie griffen nur nach dem ganz Aeußerlichen der Geistererscheinung, und klebten um so mehr an derselben, als sie auch englische Romane zum Vorbild nehmen konnten, namentlich die von Horaz Walpole und Mistreß Radcliffe, die sie freilich eben so wenig erreichten, als die Nachahmer Sterne's, Fieldings oder Smollets diesen gleichgekommen waren. In einer Beziehung übertrafen sie jedoch ihre Vorbilder, nämlich in der Fruchtbarkeit. Als der eigentliche Schöpfer des Räuberromans ist H. Zschokke zu nennen, der auch Ritter- und ähnliche Romane geschrieben hat; wir werden ihn aber füglich erst später näher betrachten. Nebst ihm haben wir vor Allen zwei Romanenschreiber zu nennen, deren Werke schon für sich beinahe eine Bibliothek bilden. Der erste derselben, Chn. Aug. Vulpius aus Weimar (1763—1827), dessen Schwester Göthe heirathete, war lange Zeit der Liebling des Publikums, das in den Leihbibliotheken seine Nahrung sucht, und nur Spieß machte ihm die Herrschaft streitig; beide verstanden es so gut, den Ton zu treffen, der diesem Publikum zusagt, daß sie auch heute noch nicht ganz vergessen sind. Vulpius versuchte sich schon früh in manchen Gattungen des Romans, wie er denn überhaupt einen besondern Takt hatte, solche Stoffe und Formen zu wählen, die bei dem größeren Leserkreis Anklang finden mußten. So schrieb er noch in seinen letzten Lebensjahren zur Zeit der griechischen Revolution einen Roman „Bublina, die Heldin Griechenlands und unserer Zeit" (Gotha 1822), wie er am Anfang des Jahrhunderts während der Herrschaft der romantischen Schule, die ihn freilich nie für den ihrigen anerkannte, romantische Geschichten schrieb, z. B. „Leontino" (Rudolst. 1804), und wie er früher, von Meißners Ruf angeregt, „Skizzen aus dem Leben galanter Damen" (4 Sammlungen, Regensb. 1791—93) und in Nachahmung Leonh. Wächters „Romantische Geschichten der Vorzeit" (10 Bde. Lpz. 1792—98) geschrieben hatte*). Den größten Ruf erwarb er sich aber durch seinen „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann" (3 Bde. Lpz. 1797—1800), den er mit so viel Edelmuth und Sentimentalität ausstattete, daß er bald der Abgott der Näherinnen und Köchinnen wurde, was ihn denn auch veranlaßte, eine Fortsetzung unter dem Titel „Fernando Fernandini" (3 Bde. Ebd. 1802) erscheinen zu lassen; ja er schrieb sogar noch wenige Jahre vor seinem Tode eine zweite Fortsetzung, die er mit dem schon erwähnten Takt, sich nach dem Geschmack und der besondern Neigung seiner Zeit zu richten, mit den damaligen italienischen Verhältnissen in Verbindung brachte: „Lionardo Montebello, oder der Carbonari-Bund" (2 Thle. Lpz. 1821). Uebrigens war Vulpius keineswegs ohne Talent; er hatte eine fruchtbare Phantasie und besaß die Gabe der Darstellung in einem nicht geringen Grade. Auch würde er gewiß eine bedeutendere Stellung einnehmen, wenn er nicht nach dem Beifall der Menge gebuhlt und seine Anlagen ausgebildet hätte. In noch höherem Grade gilt dies von Chn. Heinr. Spieß, da er sich nicht einmal einer nur einigermaßen schö-

*) Als das Studium des deutschen Alterthums zu erwachen begann, gab er „Die Vorzeit. Ein Journal für Gesch., Dichtung des Vor- und Mittelalters" (4 Bde. Erf. 1817—1821) heraus, die manche interessante Notiz enthält.

nen Darstellung befleißigte und der Composition seiner Romane keine Aufmerksamkeit widmete. Wir haben ihn schon als Dramatiker kennen lernen; wie in seinen Ritterschauspielen, so ließ er auch in seinen Ritterromanen, z. B. in den „Löwenrittern" (4 Thle. Lpz. 1794—95) mit Vorliebe die rohen Elemente des Ritterthums hervortreten, mit denen er freilich oft die pöbelhaften Elemente der modernen Welt vermischte. Bald waren ihm aber auch diese nicht grell genug und er ging zu Geistergeschichten über, von denen er eine Anzahl geschrieben hat, z. B. „Das Petermännchen" (2 Thle. Lpz. 1791—92), „Der alte Ueberall und Nirgends" (2 Thle. Prag 1792) u. a. m. Auch versuchte er sich im Volksmärchen, doch ist „Hans Heiling" (4 Thle. Lpz. 1798—99) ganz im abgeschmacktesten Ton einer Geistergeschichte erzählt. Ueberhaupt kannte er keine höhere Absicht als die, seine Leser mit Schauder zu erfüllen, und man muß gestehen, daß er in der Erfindung oder Ausführung von gräßlichen Stoffen eine wahre Virtuosität besaß. Aber selbst das einfach Gräßliche ward ihm zu gewöhnlich, daher er auch das Widrige und Ekelhafte zum Gegenstande seiner Bearbeitungen machte. So gab er „Biographien der Selbstmörder" (4 Bde. Prag 1785—89) heraus, denen er später „Biographien der Wahnsinnigen" (4 Bde. Lpz. 1795—96) und „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers" (4 Thle. Lpz. 1796—98) folgen ließ. Endlich nennen wir noch zwei Schriftsteller, die eigentlich schon in die spätere Zeit fallen, K. Fr. Benkowitz aus Uelzen im Lüneburgischen (1764—1807), der vorzüglich Geister- und Gespenstergeschichten schrieb, z. B. den „Zauberer Angelion" (2 Thle. Berl. 1798—1800) und K. L. H. Bardeleben aus Spandau (geb. 1775), der durch seinen Räuberroman „Cäsar Cafarelli, Graf von Cafara, der kühne Räuber-Herzog von H. Frohreich (2 Thle. Posen u. Lpz. 1805) am bekanntesten wurde.

Wir haben endlich noch die didaktischen und philosophischen Romane bis zum Ausgang des Jahrhunderts zu betrachten, bei denen wir uns jedoch um so weniger aufhalten, als sie zum geringsten Theil nach künstlerischen Rücksichten bearbeitet sind, die wenigen Schriftsteller aber, welche vor den andern hervorragen, nämlich J. H. Jacobi, Klinger, Jung-Stilling und Hölderlin einer ausführlicheren Besprechung aufzubewahren sind. Uebrigens haben wir schon manche Romane genannt, die wegen ihrer didaktischen Tendenz hiehergezogen werden könnten, namentlich die von Schummel, Moritz und Feßler und insbesondere die sogenannten pädagogischen Romane. Ein großer Theil der didaktischen Romane beschäftigen sich mit religiösen Fragen; sie treten schon in denen von Heinr. Gottfr. v. Bretschneider aus Gera (1739—1810) hervor, der sich es zur vorzüglichsten Aufgabe machte, den Aberglauben zu bekämpfen. Interessanter als die „Familiengeschichte des Junkers Ferdinand von Thon" (2 Thle. Nbg. 1775—76), sein ältester Versuch im Roman, ist der spätere „Wallers Leben und Sitten" (Cöln 1793), einer der besseren biographischen Romane der Zeit. Die ersten rein didaktischen Romane schrieb Chn. Fr. Sintenis aus Zerbst (1750—1820), in denen er das Glück der häuslichen Zufriedenheit auf der Grundlage des Glaubens darzustellen und für dasselbe empfänglich zu machen suchte, was freilich nicht ohne einen gewissen Beigeschmack von Sentimentalität abging. Er begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit „Veit Rosenstock" (3 Thle. Ff. u. Lpz. 1776), dem er schnell hintereinander noch mehrere ähnliche Schriften folgen ließ; seinen eigentlichen Ruf gründete er aber durch den vielgelesenen Roman „Hallos glücklicher Abend" (Lpz. 1783), in welchem er erst den gemüthlichen Ton traf, der in Deutschland stets Anklang findet. Nicht weniger gefielen „Theodors glücklicher Morgen" (2 Thle. Berl. 1785) und „Flemmings Geschichte. Ein Denkmal des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit" (3 Thle. Lpz. 1789—92). Auch Campe gehört durch seinen „Theophron" (2 Thle. Hamb. 1783) hieher, der freilich der „unerfahrenen Jugend" gewidmet ist, daher ganz ausschließlich pädagogische Zwecke verfolgt, so wie der bekannte Erzieher Chn. Gotthilf Salzmann aus Sömmerda bei Erfurt (1744—1811), dessen „Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend" (6 Thle. Lpz. 1783—88) die ästhetischen Rücksichten nur allzusehr unbeachtet läßt. Wir dürfen den berüchtigten K. Fr. Bahrdt aus Bischofswerda (1741—1792) nicht übergehen, der in „Des weyl. hochwürd. Pastors Rindvigius Leben und Thaten, ans Licht gestellt von Kasimir Renatus Denarée" (2 Thle. Ochsenhausen [Libau] 1791) seiner gemeinen Natur den vollständigsten Ausdruck gab, aber doch auch manches Beherzigenswerthe einflocht. Von großer Bedeutung ist der geist- und gemüthreiche Fr. Wilh. Meyern aus Ansbach (geb. 1762, gest. d. 13. Mai 1829); sein Roman „Dia-Na-Sore, oder die Wanderer" (5 Bde. Wien 1787—91), den er schon als junger Mann schrieb, ist ein schönes Denkmal seiner tiefen Vaterlandsliebe, so wie seines scharfen historischen und politischen Blicks. Es enthält dieses Werk, welches in Anlage und Ausführung freilich manches Wunderliche darbietet, höchst bedeutende Ansichten und Vorschläge für die Erhebung des Vaterlands in politischer und sittlicher Beziehung, denn bei seinem kernhaften, gesunden und wahrhaften Geiste konnte sich Meyern den Staat nur bei vollkommen sittlicher Grundlage denken. Wir ergreifen diese Gelegenheit, auch auf seine hinterlassenen „Kleinen Schriften", herausg. von E. v. Feuchtersleben (3 Bde. Wien 1842) aufmerksam zu machen, die einen reichen Schatz von tiefen und edlen Gedanken enthalten. Meyern war ein Mann, der vorzüglich groß durch seinen Charakter war, und auf den man daher die deutsche Jugend stets wieder aufmerksam machen sollte. Einen andern politischen Roman schrieb Fr. Leop. Graf v. Stolberg, „Die Insel" (Lpz. 1788), welche in Form eines Gesprächs das Ideal eines Staats darstellt, der, von wenigen Gesetzen regiert, vorzüglich auf Reinheit der Sitten beruht. Den „Amyntor" von J. Aug. Eberhard haben wir schon früher erwähnt (II, 748) und so schließen wir diesen Abschnitt, indem wir noch den liebenswürdigen Fr. Rochlitz aus Leipzig (1770—1842) erwähnen, der eine große Reihe von größeren und kleineren erzählenden Schriften verfaßt hat, unter welchen wir „Amaliens Freuden und Leiden" (2 Bde. Lpz. 1798) und „Kleine Romane und Erzählungen" (3 Thle. Ff. 1807) erwähnen.

Diese und seine übrigen Schriften bezeugen nicht bloß, daß er angenehm zu erzählen, sondern seinen Erfindungen auch den sittlich reinen Geist einzuhauchen wußte, der ihn stets beseelte. Er war ein gründlicher Kenner der Musik, über welche er sich in seinen Romanen oft geistreich und tief ausspricht.

Wir gehen zur Periode über, in welcher die romantische Schule die Herrschaft in der deutschen Literatur gewonnen hatte. Die meisten Dichter dieser Schule haben auch den Roman bearbeitet, zum Theil mit großem Erfolg oder in größerem Umfang, und wir werden daher auch über sie ausführlicher zu berichten haben; so über L. Tieck, Wackenroder, Fr. v. Hardenberg, Achim v. Arnim, Friedr. Baron de la Motte Fouqué, Adelbert v. Chamisso, E. T. A. Hoffmann und Jos. Freih. v. Eichendorff. Neben ihnen haben wir jedoch noch Einige zu erwähnen, die mehr oder wenig Bedeutendes im Roman geleistet haben. Der Zeit nach der Erste, den wir zu nennen haben, ist Tiecks Freund und Mitarbeiter, Aug. Fr Bernhardi. Seine zwei kleinen Romane, die er im ersten Theile der „Bambocciaden" (3 Bde. Berl. 1797—1800) herausgab, nämlich „Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen" und „Sechs Stunden aus Finks Leben", bewegen sich schon, wie auch die Vorrede, in der ironischen Manier, die bei den Romantikern so beliebt war und bei ihrer leichten Behandlung einen wohlfeilen Ruf von Witz und Humor erwarb. Man kann die Natur des Humors bei den Romantikern übrigens am besten aus der Definition desselben erkennen, welche Fr. Schlegel im Athenäum gibt, wo er behauptet, daß er eine willkürlich angenommene Stimmung sei. Wir wollen diese Bemerkung übrigens nicht in ihrem ganzen Umfange auf die „Bambocciaden" angewendet wissen; vielmehr erkennen wir gern an, daß sich in ihnen manche glückliche satyrische Züge finden und ein nicht unglücklicher Humor sich über das Ganze verbreitet. Großes Aufsehen erregte zur Zeit ihres Erscheinens die „Lucinde" von Fr. Schlegel (Berl. 1799), von der jedoch nur der erste Theil erschien; sie erhielt schon damals solche Anfechtungen, daß sich Schleiermacher berufen fühlte, sie in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" (Hamb. 1799) zu vertheidigen*) und auch B. Vermehren eine Schrift „Ueber Schlegels Lucinde" (Jena 1800) herausgab. Dieser Roman ist für die deutsche Literatur wichtig geworden, und zwar vor Allem dadurch, daß die nackte Darstellung sinnlicher Verhältnisse durch den Vorgang eines bedeutenden und einflußreichen Schriftstellers gerechtfertigt erschien. Es war dies allerdings schon öfters geschehen, aber meist nur von untergeordneten Schriftstellern, oder, wie bei Heinse, in einer Weise, welche die Rechte der Sinnlichkeit doch auf besondre Verhältnisse beschränkte, wogegen Schlegel diese Rechte, als in der Natur liegend, allgemein geltend zu machen suchte und den schrankenlosen sinnlichen Genuß als ein Kennzeichen des Genies, als den Gegensatz zum Philisterthum darstellte. Wir haben schon früher zu erklären gesucht, in welchem Verhältniß die „Lucinde" zur Gesammtentwickelung Schlegels steht, wir haben daher nur noch hinzuzufügen, daß sich auch in diesem Roman der schon öfters bemerkte Mangel an ächter Schöpfungskraft kundgibt. Obwohl derselbe nicht vollendet ist, so läßt sich doch auch jetzt schon über den künstlerischen und poetischen Werth urtheilen. Nun vermissen wir aber den epischen Geist auf das Vollständigste; der Dichter führt uns keineswegs ein klares, anschauliches Lebensgemälde vor, er entwickelt keine organisch verbundenen Begebenheiten, sondern nur einzelne beinahe unzusammenhängende Vorgänge, die er mit einem Schwall von oft willkürlich herbeigezogenen Reflexionen zu verkitten strebt. Selbst die Form ist ohne alle Einheit, und die Personen gewinnen keine lebendige Gestaltung, sondern sie erscheinen nur als wesenlose Abstractionen. Betrachten wir aber insbesondre die Darstellungen des sinnlichen Lebens, so machen dieselben den widrigsten Eindruck, ja sie werden vollständig ekelhaft, und zwar weil sie nicht wirkliche Aeußerungen der sinnlichen Glut und Leidenschaft sind, sondern frostige, mit aller Kälte des Verstandes angestellte Ueberlegungen, bei denen man eher einen Physiologen als einen Dichter zu hören glaubt. — Die Prosadichtungen, ja überhaupt die ganze Erscheinung des geistesverwandten Clemens Brentano können wir nicht besser charakterisiren als mit den Worten, die er einst über sich an eine Freundin schrieb: „O mein Kind! wir hatten Nichts genährt, als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen." Die Wahrheit dieser Bemerkung gibt sich in allen seinen Romanen, Erzählungen und Märchen auf das Unzweideutigste kund, wenn auch nicht überall in demselben Grade. Den „Godwi, oder das versteinerte Bild der Mutter" (2 Bde. Brem. 1801—02), den er unter dem Namen Maria herausgab, bezeichnet er selbst mit Recht als einen „verwilderten Roman". Die Verwilderung besteht namentlich darin, daß der Verf. in der Behandlung zwischen der Göthe'schen und der romantischen Auffassungsweise schwankt, und wohl auch den englischen Familienroman und in einzelnen Stellen Schlegels „Lucinde" auf sich einwirken ließ. Immerhin erkennt man zwar den phantasiereichen Dichter, aber die „Wildheit" der Phantasie läßt ihn zu keiner künstlerischen Ruhe gelangen. Später, als die Beschäftigung mit dem Volksliede ihm eine bestimmte Richtung nach dem Volksthümlichen gegeben hatte, bearbeitete er G. Wickrams „Goldfaden" (Heidelb. 1809), aber man fühlt schon aus dieser Bearbeitung heraus, daß die Naivetät des alten Meisters nicht in seinem Geiste lag. Dies wird aus den späteren Erzählungen und Märchen noch deutlicher, die man vielseitig als Meisterwerke gepriesen hat, in denen wir aber nur ein affectirtes Bestreben, das naiv Volksthümliche nachzuahmen, erkennen können. Selbst die vielbelobte „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" macht auf uns den Eindruck, als wenn wir eine verfehlte Copie eines schönen alten Gemäldes vor uns erblickten, dessen poetische Tiefe der Copist ahnt, aber nicht wiederzugeben vermag, weil er sie in den äußern Umrissen und der oft fehlerhaften Zeichnung zu erblicken wähnt. Aus

*) Einige Briefe sind jedoch nicht von ihm, sondern von der Gattin des Predigers Grunow, wie aus den „Erinnerungen" von Henriette Herz bekannt geworden ist.

demselben Grunde verirren sich Brentano's Märchen, z. B. „Gokel, Hinkel und Gakeleia" (Ff. 1838), in der das Kindische und Willkürliche den Eindruck der zahlreichen schönen Stellen nach und nach verwischt. Am glücklichsten ist er jedenfalls, wenn er bekannte alte Märchen wiedererzählt oder vielmehr künstlerisch zu entwickeln sucht, wie z. B. in dem „Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf", dem „Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag" u. s. w. Aber selbst in diesen fehlt doch ein Hauptelement, die Wahrheit; d. h. wir können dem Eindruck nicht entgehen, daß die naive Form nicht ursprünglich im Dichter liegt, sondern von ihm reflectirt wurde („Die Märchen des Clemens Brentano. Herausg. v. Guido Görres. 2 Bde. Stuttg. Cotta 1840). Von den romantisirenden Frauen Sophie **Brentano**, Sophie **Knorring** und Dorothea **Schlegel** werden wir später sprechen, und so haben wir nur noch einen hiehergehörigen Dichter zu erwähnen, den schon öfters genannten Grafen Otto v. **Loeben**, der in seinen Romanen und Erzählungen, „Guido" (Mannh. 1808), „Rittere hre und Minnedienst" (Berl. 1819) und „Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunde" (Altenb. 1821) wieder zu den Rittergeschichten zurückführt, in denen aber nicht die rohe ungebändigte Kraft, sondern die süßliche Schwärmerei der Minne und des Glaubens den Mittelpunkt bildet.

Der Romantismus hatte sich zwar am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh. die Herrschaft in der Literatur erworben, doch zum Theil nur, indem er sich, wenn auch in der That mit Widerwillen, an **Göthe** anlehnte und dessen Meisterschaft anerkannte, die er um diese Zeit zum zweitenmale auch im Roman bewies. Wir haben schon oben aufmerksam gemacht, wie einflußreich er auf die Entwickelung dieser Gattung wurde, und zwar zuerst durch „Wilhelm Meisters Lehrjahre", dann durch die „Wanderjahre" und endlich durch die „Wahlverwandtschaften"; wir werden auf diese Werke zurückkommen. Neben den Romantikern und Göthe aber finden wir in der Zeit bis nach den Freiheitskriegen eine große Zahl Schriftsteller, die den **Familienroman** in der alten Weise behandelten. Göthe wirkte nur in Beziehung auf die Sprache, dann auch rücksichtlich der Stoffe mehr oder weniger auf sie ein, während der dichterische Geist des Meisters für sie verloren ging. Und was die Romantiker betrifft, so zeigt sich hier dieselbe Erscheinung wie beim Drama, wenn auch nicht in gleichem Grade. Ob sie gleich die gemeine Auffassung bekämpften, so wurden sie doch selbst wieder die Ursache, daß dieselbe größere Verbreitung gewann. Denn da sie, wie einst die Klopstock'sche Schule, zwar eine nationale Richtung hatten, aber dabei nicht volksthümlich waren, so konnten sie das Volk nicht gewinnen und befriedigen, und dieses wandte sich daher zu den Schriftstellern, die, wenn auch an Talent weit untergeordnet, doch seiner Bildungsstufe und seinen Anschauungen näher waren. So kam es, daß, wie die Kotzebue und Iffland im Drama, so im Roman **Lafontaine**, der immer noch rüstig schrieb, und Andre, die in seinem Sinn, obwohl nicht mit seinem Talent arbeiteten, immer größeren Anhang gewannen. Indem wir zur Uebersicht derjenigen Schriftsteller übergehen, welche bis zur Zeit nach den Freiheitskriegen den Familienroman bearbeiteten, haben wir zunächst zwei zu nennen, welche den großen Beifall, den sie sich erwarben, noch bis tief in die zwanziger Jahre bewahrten. Beide waren Dresdner, und es ist überhaupt die Bemerkung zu machen, daß bis zu den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. der Roman vorzüglich von Sachsen bearbeitet wurde, wie denn die meisten belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher von Sachsen herausgegeben wurden. Der erste derselben, Fr. Gust. **Schilling** (1766—1838) war von so unerschöpflicher Fruchtbarkeit, daß die Sammlung seiner erzählenden Schriften hundert Bände umfaßt (Dresd. 1810—30). Man kann ihm auch eine große Erfindungsgabe nicht absprechen; auch stand ihm leichter Witz zu Gebote, weshalb er denn auch in der Schilderung kleinstädtischer Verhältnisse am glücklichsten war. Unter seinen zahlreichen Romanen erwähnen wir als die bedeutendsten „Guido von Sohnsdom" (4 Thle. Freiberg 1798), „Gotthold, ein kom. Roman" (2 Thle. Dresd. 1800—02) und „Die Neuntödter" (Ebd. 1816). Der zweite, Fr. Aug. **Schulze** (1770—1849), bezeichnete schon den Charakter seiner Romane und Erzählungen durch den Namen Fr. **Laun**, unter welchem er sie herausgab. Er hatte keine weitere Absicht als heiter zu unterhalten, was ihm denn auch in hohem Grade gelang und ihn lange Zeit zu einem Lieblingsschriftsteller seiner Zeitgenossen machte. „Der Mann auf Freiersfüßen" (Freiberg 1800), „Gottliebs Abentheuer vor der zweyten Hochzeit" (2 Thle. Fürth 1802) und „Reise-Scenen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande" (3 Bde. Lpz. 1804—05) gehören zu seinen bessern Erzeugnissen. Als Erzähler ist den beiden oben Genannten der uns schon bekannte Chn. Aug. Glo. **Eberhard** noch vorzuziehen, besonders deshalb, weil seine Romane und Erzählungen von liebenswürdiger Gemüthlichkeit durchdrungen sind und auf Beobachtung des Lebens und der Menschen beruhen, wie er denn in der Charakterzeichnung meist glücklich ist. Wir nennen von ihm „Ysop Lafleurs Werke" (Halle 1795) und „Gesammelte Erzählungen" (4 Thle. Lpz. 1803—1807). Auch der talentvollere Chn. Leberecht **Heyne** (Anton Wall) versuchte sich im Roman. In die frühere Zeit gehört „Miß Sara Salisbury" (Lpz. 1782), welche er nach dem Vorbilde der Engländer bearbeitete; selbstständiger und von der ihm eigenthümlichen Laune durchdrungen, geistreich und gut erzählt sind „Amathonte, ein persisches Mährchen" (Lpz. 1783) und „Das Lamm unter den Wölfen" (Eb. 1799); auch die „Bagatellen" (2 Bde. Lpz. 1783) enthalten außer den Lustspielen mehrere treffliche Erzählungen und Märchen, während die folgenden Romane, z. B. „Murad" (2 Thle. Altenb. 1800) von Abnahme der Kräfte und der Lust am Schaffen zeugen. Um dieselbe Zeit schrieb auch der bekannte Adolf **Müllner** einen Roman „Incest" (2 Bde. Greiz 1799), der aber so unbedeutend war, daß er selbst erkannte, wie wenig sein Talent für diese Gattung geschaffen sei. Eben so versuchte sich auch ein andrer Dramatiker, Ernst Aug. Fr. **Klingemann**, in verschiedenen Gattungen des Romans, aber weder „Der Schweizerbund" (2 Bde. Lpz. 1804), noch „Romano" (2 Thle. Eb. 1800—01), noch „Die Einsamen im Thale" (Lübben 1802) konnten sich

Anerkennung verschaffen. Der Roman im Sinne der altväterischen, soliden Häuslichkeit mit ihrem Ernst und ihrer Pedanterie fand einen glücklichen Bearbeiter in J. J. Engel, den wir später ausführlicher besprechen werden. Mit romantischem Anfluge und zugleich mit sich hervordrängender didaktischer Tendenz, daher auch in zwar oft geistreiche und inhaltsvolle, aber auch oft leere Reflexionen sich verlierend, sind „Die Dichter" (3 Bde. Lpz. 1801) und die übrigen ziemlich zahlreichen Romane, Novellen und Erzählungen von Franz Horn aus Braunschweig (1781—1837). Zu den bessern Erscheinungen gehört der „Hermann von Löbeneck, oder Geständnisse eines Mannes" (3 Thle. Lpz. 1805—06) von L. Aug. Kähler aus Sommerfeld im Brandenburgischen (geb. 1766), dessen andre Romane und Erzählungen sich ebenfalls durch Gewandtheit des Styls und gute Charakterzeichnung Anerkennung erworben haben. Dramatisch lebendig sind die erzählenden Dichtungen von Aug. Fr. Freih. v. Steigentesch, der zuerst „Erzählungen" (Osnabrück 1802) und eine zweite Sammlung (2 Thle. Wien 1808), dann aber auch einen größern nach den berüchtigten Liaisons dangereuses bearbeiteten Roman „Maria" (2 Thle. Darmst. 1812) und „Märchen" (Lpz. 1813) herausgab. A. W. Thümmel (1774—1814), der Neffe des berühmten Humoristen, schrieb einen Roman, „Ferdinand" (Lpz. 1803), der sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Auch J. W. Otto Benda aus Berlin (1775—1832) lieferte in den „Irrthümern der Liebe und Launen des Geschicks" (Ff. a. d. O. 1806), so wie in seinen andern Werken nur Ungenügendes; mehr Interesse weiß J. Jgn. Weitzel aus Johannisberg (1771—1837) zu erwecken, so schon in „Eugen oder Feindschaft aus Liebe" (Mainz 1807), noch mehr aber in dem historischen Roman „Lindau, oder der unsichtbare Bund, e. Gesch. aus den Revolutionskriegen" (Ff. 1805), worin der praktische und freie Sinn des Verfassers sich beurkundet. Endlich erwähnen wir noch die beliebten Jugendschriftsteller Kasp. Fr. Lossius aus Erfurt (1753—1817), dessen „Gumal und Lina" (Gotha 1795) vielfache Auflagen erlebte, auch ins Französische übersetzt wurde, und Jac. Glatz aus Poprad in Ungarn (1776—1831), aus dessen zahlreichen Schriften wir nur die „Familie von Karsberg" (2 Thle. Amst. 1810) anführen, die ihren belehrenden Zweck vollkommen erreicht, ohne sich in zu große, dem kindlichen Geist widerstrebende Reflexionen zu verlieren.

Der komische Roman fand in dieser Zeit nur wenige Bearbeiter, und außer den schon erwähnten Gust. Schilling und Fr. Aug. Schulze, deren Schriften zum Theil auch hiehergezogen werden können, haben wir nur den uns schon bekannten Aug. Fr. Ernst Langbein zu erwähnen, der durch gefällige Darstellungsgabe, durch glückliche Erfindung, noch mehr aber durch die freilich oft zur Gemeinheit herabsinkende frivole Auffassung des Lebens, sich den Beifall des großen Publikums erwarb. Für die niedrige Sphäre der Komik hatte er allerdings ein nicht gewöhnliches Talent, doch suchte er mehr durch Anhäufung von komischen Situationen, als durch Entwickelung komischer Charaktere zu wirken. Unter seinen zahlreichen Romanen und Erzählungen nennen wir nur den „Thomas Kellerwurm" (Lpz. 1806) und „Magister Zimpels Brautfahrt". Auch im humoristischen Roman haben wir außer Jean Paul und dem Grafen Benzel-Sternau, welche einige ihrer besten Werke in dieser Zeit schrieben, höchstens nur H. Chph. Steinhart aus Böerau in der Altmark (1763—1820) zu nennen, dessen „Goldner Stier" (2 Thle. Berl. 1805) nur allzusehr an die beiden eben genannten Dichter erinnert.

Der historische Roman fand zwar mehrfache Bearbeitung, doch verdienen nur wenige Dichter lobende Erwähnung. Nicht ohne historischen Sinn, dagegen ohne poetisches Talent, sind „Die romantischen Chroniken" (2 Bde. Lpz. 1794—96) von Gotthelf W. Rupr. Becker aus Dresden (1759—1823). Klingemann und Weitzel haben wir schon oben erwähnt. Am bedeutendsten ist Julius v. Voß, den wir früher als dramatischen Dichter kennen gelernt haben, nicht etwa weil er ein umfassenderes Talent gehabt hätte, sondern weil er die Zustände seiner Zeit mit der größten Schärfe und Wahrheit in ihrer ganzen Erbärmlichkeit schilderte. Wenn wir die „Geschichte eines bei Jena gefangenen preußischen Offiziers, mit einem Gemälde von Berlin im Winter 1806 u. 1807" (3 Thle. Berl. 1807—08) lesen, die uns ein lebendiges Gemälde des herabgekommenen, in beschränktem Adelstolz und noch beschränkterer Selbstüberschätzung sich brüstenden preußischen Heeres, dem alle sittlichen Hebel fehlten, zur Anschauung bringt, so erklären wir uns leicht, wie der preußische Staat von einem einzigen Sturm bis zur Vernichtung erschüttert werden konnte, während es uns aus der „Geschichte eines österreichischen Partheygängers im J. 1809" (Berl. 1810) eben so deutlich wird, warum Oesterreich auch nach den drückendsten Unfällen noch kräftig und ehrenwerth dastand. Die bürgerlichen Zustände in der preußischen Hauptstadt lernen wir in kräftigen, aber auch freilich cynischen Zeichnungen in der „Mätresse" (Ebd. 1808) und in den „Flitterwochen" (Ebd. 1818) von einer eben so abschreckenden Seite kennen, als die militärischen und politischen in den obengenannten Werken. Auch andre Romane desselben Verfassers, deren Zahl außerordentlich groß ist, sind für die Kenntniß der Sitten und Zustände seiner Zeit von Bedeutung, während andre nur der gemeinsten Frivolität fröhnen, und sich weder im Styl noch in der Behandlung über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erheben, eine nothwendige Folge der Eile und Leichtfertigkeit, mit welcher er schrieb. Der Ritterroman fand bei den Romantikern weniger Anklang, als man hätte erwarten dürfen; nur Fouqué hat ihn in umfassender Weise behandelt. Mehr Bearbeiter fand dagegen der Künstlerroman, der zwar schon am Anfang des Zeitraums durch Wilh. Heinse eingeführt worden war, aber erst durch Göthe's „Wilhelm Meister" begründet wurde. In erster Reihe sind nach Göthe die Romantiker L. Tieck und H. Wackenroder zu nennen; wir werden auf sie, wie auf die beiden ersten, ausführlicher zurückkommen. Von Rochlitz und Franz Horn ist schon die Rede gewesen, und so haben wir nur noch einen hiehergehörigen Dichter zu erwähnen, der zu seiner Zeit in einem Umfange Beifall fand, den er uns nicht zu verdienen scheint. Joh. Ernst Wagner aus Roßdorf bei Meiningen (1764—1812) hatte zwar ein nicht gemeines Talent der

Darstellung, er war gedanken- und kenntnißreich, nicht ohne Schärfe der Beobachtung, und war für die Kunst tief begeistert. Aber es fehlte ihm an festem epischen Sinn, und so kam es, daß er nie zur Selbstständigkeit gelangte, daß er sich bald in Göthe'scher Weltanschauung bewegte, bald sich zu Jean Paul'schem Humor zwang, bald sich in die Ueberschwänglichkeit der Romantiker verlor, überall aber die Reflexion die epische Entwickelung beherrschte. Nichts desto weniger sind seine meisten Romane, „Wilibalds Ansichten des Lebens" (2 Bde. Meiningen 1805), „Die reisenden Maler" (2 Bde. Lpz. 1806), ganz besonders aber „Reisen aus der Fremde in die Heimat" (1. Th. Hildburgh., 2. Th. Tüb. 1808—09) mit dem Anhang: „Historisches ABC eines 40jährigen Henneberg. Fibelschützen", sowohl wegen ihrer Gedankenfülle, als wegen ihres trefflichen Gehalts durchaus lesenswerth; auch sind sie reich an schönen Schilderungen der Natur, für welche Wagner einen offenen Sinn hatte, und die er mit der Begeisterung eines kindlichen Gemüths auffaßte.

Wir wenden uns endlich zu den Romanendichtern, welche seit den Freiheitskriegen und besonders in den zwanziger Jahren bis zu Ende des Zeitraums aufgetreten sind. Im Allgemeinen waren die Zeitverhältnisse, wie für das Drama, so auch für den Roman, höchst ungünstig; es wurde durch sie, wie wir schon früher ausführlicher entwickelt, die Gleichgültigkeit in den Lebensanschauungen und mit ihr die Frivolität mächtig befördert. Es ist daher auch erklärlich, daß Göthe's „Wahlverwandtschaften", obgleich schon mehrere Jahre vorher erschienen, jetzt erst einen größeren Einfluß ausübten, und zwar leider nur in Bezug auf den Inhalt, die Wahl und die Durchführung der Stoffe, nicht aber auch in Bezug auf die künstlerische Behandlung und die Sprache, die immer schwächlicher, süßlicher, unwahrer wurde. Daß übrigens die Frivolität, die durch zahlreiche Romane verbreitet wurde, nicht noch mehr um sich griff und das Leben des Volks gänzlich vergiftete, das haben wir wohl unter Anderm auch dem Umstand zu verdanken, daß der Roman vielfach von Frauen bearbeitet wurde, die denn eine edlere Lebensansicht und reinere Sittlichkeit verbreiteten und somit das beste Gegengift gegen die schlechten Romane der Männer gewährten. Unter letztern sind mehrere zu nennen, welche schon in den vorangegangenen Jahren thätig waren, so Gust. Schilling, Fr. Aug. Schulze und als Hauptrepräsentanten der Frivolität Jul. v. Voß und Aug. Langbein. Noch viel schädlicheren Einfluß, als selbst diese, übte aber K. Gli. Sam. Heun aus Dobrilugk in der Niederlausitz (1771—1854) aus, der unter seinem Schriftstellernamen H. Clauren bekannter geworden ist. Der Beifall, der ihm während der zwanziger Jahre und zwar nicht bloß von dem ungebildeten Theil des Publikums zu Theil wurde — wir erinnern uns, seine sämmtlichen Werke („Ernst u. Scherz". 40 Bde. Dresd. 1820—28) bei Geistlichen beider Confessionen angetroffen zu haben — war so groß, daß er, ob er gleich von außerordentlicher Fruchtbarkeit war, doch den Nachfragen des Publikums und der Buchhändler kaum genügen konnte und er alle übrigen Romanenschriftsteller geraume Zeit beinahe vollständig zurückdrängte. Es ist der Mühe werth zu untersuchen, was wohl der Grund dieses außerordentlichen Beifalls gewesen sein mag. Es war nicht bloß das Lüsterne und Frivole, nicht bloß die süßliche Sentimentalität, die einen Charakterzug seiner Romane und Erzählungen bildet, was ihn zum Liebling des Publikums machte, sondern ganz vorzüglich die Unwahrheit seiner Erfindungen, welche die schwächlichen Seelen seiner Zeit bestach. Es kitzelte die politisch niedergedrückte Generation, die wunderbarsten Glücksfälle als gewöhnliche Erscheinungen des Lebens dargestellt zu sehen, und sie gab sich dem Traume, Aehnliches zu erleben, um so lieber hin, als ihr die Kraft fehlte, sich durch eigene Thätigkeit zu erheben. Ueberhaupt zu kitzeln verstand Clauren und zwar alle Stände von den höchsten bis zu den untersten; und darin liegt die Erklärung der Herrschaft, die er sich erworben. Neben ihm erwähnen wir auch J. Nep. Adolf v. Schaden aus Obersdorf (1791—1840), der den talentvolleren Jul. v. Voß zum Muster nahm, sich aber in dem „Deutschen Don Juan" (Berl. 1820) und in der „Spanischen Johanna" (Eb.) nur das Gemeine und Obscöne aneignete. — Unvergleichlich reiner ist Max Karl Baldamus aus Roßla am Harz (geb. 1784), der aber unklar und mystisch ist (er wurde katholisch) und in dessen Romanen „Oskar und Theone" (Lüneb. 1815), „Hippolyte" (Lpz. 1822) das romantische Element wieder aufzutauchen sucht. Den Vielschreiber J. Aloys Gleich aus Wien (geb. 1772) mit seinen mehr als mittelmäßigen Romanen übergehen wir billig; wogegen der als Historiker bekannte Karl von Woltmann wegen seiner geistreichen „Memoiren des Freiherrn von S—a" (3 Thle. Prag 1815) Erwähnung verdient. Er hat darin das Leben der höheren Stände, namentlich der Diplomaten, mit französischer Frivolität, die doch oft plump und ekelhaft wird, mit großer Wahrheit geschildert, und in den Gang der Entwickelung mit einer bei deutschen Romanendichtern seltenen Kunst und Mäßigung geistvolle Ansichten über Literatur und Poesie eingewebt, die stets werthvoll bleiben werden. — Wenn auch dem Vorhergehenden weit nachstehend, ist Gustav Jördens aus Berlin (geb. 1785) nicht ohne Talent der Darstellung, und mehrere seiner Romane, z. B. „Die Vermählung" (Lpz. 1822) gewähren angenehme Unterhaltung. Auf Immermann, der auch im Gebiete des komischen Romans sich glücklich versuchte, werden wir unten zurückkommen. Als Humorist ist nur Justinus Kerner zu erwähnen; seine „Reiseschatten von dem Taschenspieler Luchs" erinnern zwar einerseits gar sehr an Jean Paul und dessen Darstellungsweise, andrerseits an die romantische Ironie, gewähren aber immerhin durch den harmlosen Humor, der sich darin kundgibt, einen bleibenden Genuß. Einzelne eingestreute Geschichtchen sind voll Leben und komischer Kraft. Eigentliche Reiseromane hat nur Detlev K. W. Baumgarten-Crusius aus Dresden (1786—1845), dessen „Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig" (Dresd. 1820) in correcter und blühender Sprache geschrieben sind. Als Hauptrepräsentanten der Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten nennen wir J. Andr. Chph. Hildebrandt aus Halberstadt, der die Leihbibliotheken mit seinen unzähligen Machwerken anfüllte.

In größerem Umfange wurde der Künstlerroman bearbeitet. So schrieb der als epischer Dichter schon genannte Adf. Fr. Furchau einen „Hans Sachs" (2 Abtheill. Lpz. 1820) und Ad. Weise einen „Guido, Lehrling Albr. Dürers" (Dessau 1826). Hieher gehören auch außer einigen trefflichen Erzählungen von E. T. A. Hoffmann („Meister Martin und seine Gesellen", „Johannes Kreisler" u. a. m.), die schöne „Biographie Hans Breidbachs des Goldschmieds von Fryburg" von J. Mt. Usteri in alterthümlicher Sprache, die er vortrefflich nachzubilden verstand, und in der er auch noch zwei andre schöne Geschichten geschrieben hat: „Zeit bringt Rosen" und „Thomann zur Lindens Abentheuer auf dem großen Schiessen zu Straßburg 1576" (Dichtungen. 3 Thle. Berl. 1831). Aufsehen erregten zu ihrer Zeit „W. Meisters Wanderjahre" (5 Thle. Lpz. 1821—23) und „W. Meisters Meisterjahre" (2 Thle. Lpz. 1824) von Fr. Pustkuchen aus Detmold (1793—1834), die er unter dem Namen Glanzow herausgab, nicht bloß weil er es unternahm, das Werk des großen Dichters fortzusetzen, sondern es wagte, denselben und seine Tendenzen zu persifliren. Von tiefem Gemüth und tiefem Kunstsinn zeugen die „Künstlergeschichten" (4 Bde. Lpz. 1833—1840) von Ernst Aug. Hagen aus Königsberg (geb. 1797), der die Naivetät der alten Sprache mit viel Geschick nachzubilden wußte; auch seine Novellen, die er unter dem Titel „Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit nach Handschriften des 16. Jahrh." (2. Aufl. Lpz. 1855), sind frisch und heiter. Wie Hagen in seinen Erzählungen die plastische Kunst behandelt, so hat dagegen der geist- und kenntnißreiche Aug. Kahlert aus Breslau (geb. 1807) in seinen „Blättern aus der Brieftasche eines Musikers" (Berl. 1832), in dem „Tonleben. Novellen und verm. Aufsätze" (Eb. 1838) seine Ansichten über Musik dargestellt.

Noch zahlreichere Bearbeiter fand der didaktische oder philosophische Roman, aber kaum findet sich einer, in welchem auch die künstlerische Entwickelung beachtet worden wäre; so bedeutend daher die meisten auch in Beziehung auf ihren Inhalt und die geistreiche oder tiefe Entwickelung desselben sein mögen, so haben sie dagegen wenig oder kein poetisches Verdienst. Wir können uns daher mit kurzen Andeutungen begnügen. Von Heinr. Hirzel aus Weiningen bei Zürich (1766—1833) haben wir „Briefe Eugenias an ihre Mutter" (3 Thle. Zür. 1809—1819), die zu dem Besten gehören, was für die weibliche Jugend geschrieben worden ist; sie zeichnen sich durch tiefe Empfindung und Adel der Gesinnung aus. Er wird jedoch von dem eben so liebenswürdigen als gelehrten Fr. Jacobs aus Gotha (1764—1817) weit übertroffen, dessen „Alwin und Theodor" (2 Thle. Lpz. 1802), „Rosaliens Nachlaß" (2 Thle. Ebd. 1812), „Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau" (2 Thle. Eb. 1823—25), „Feierabende in Mainau" (5 Bde. Gotha u. Lpz. 1822—34), „Schule der Frauen" (Lpz. 1827—28) und „Erzählungen" (6 Bde. Eb. 1824—28) von dem feinen Sinn und gebildeten Geschmack zeugen, den nur die geistvolle Beschäftigung mit den Alten gewähren kann. Auch H. Zschokke gehört durch seinen „Alamontade oder der Galeerensklave" hieher, ein kleiner Roman, in welchem das epische Element immer noch kräftig genug hervortritt, obgleich die Reflexionen über Freiheit, Unsterblichkeit und andre bedeutende Verhältnisse den eigentlichen Kern bilden. — Wie der Titel schon besagt, ist „Helons Wallfahrt nach Jerusalem" (4 Thle. Elberf. 1820—21) von Gerh. Fr. Alb. Strauß aus Iserlohn (geb. 1786) vorzüglich religiöser Natur, und es spricht sich darin der nämliche fromme und gläubige Sinn aus, der seinen „Glockentönen" (6 Bde. Eb. 1815—19) so außerordentlichen Beifall erwarb; aber wie diese, so ist auch jener Roman oft allzu romantisirend und süßlich. Mystisch dunkel sind „Sämundis Führungen, ein Roman aus der Geschichte der freyen Maurer im ersten Jahrh." (Nbg. 1816) von J. Arnold Kanne aus Detmold (1773—1824). H. F. Wilhelmi schrieb einen Roman „Wahl und Führung" (2 Thle. Lpz. 1818), in welchem er in ächt christlicher Milde die religiösen Extreme zu vermitteln suchte, während der als Literaturhistoriker und in mancher andern Beziehung bekannte Jos. Hillebrand aus Großdüngen bei Hildesheim (geb. 1788) im „Eugenius Severus" (2 Thle. Mainz 1819) seine durch Erfahrung und Nachdenken gewonnenen Ansichten und Weltkenntnisse im Gewande eines Romans darzustellen sucht. Große Berühmtheit erwarb sich der Roman „Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele" (2 Thle. Heidelb. 1822) von dem Philosophen Jac. Fr. Fries aus Barby (1773—1843). Ein würdiger Nachfolger Kants entwickelte er darin die trefflichsten Ansichten über die Natur und die Aufgabe des Menschen in seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Nebenmenschen und dem Staate, indem er Reinheit der Sitten und auf Recht gegründete Freiheit als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft darstellte. Kaum weniger Aufsehen erregte „Theodor oder des Zweiflers Weihe" (2 Thle. Berl. 1822) von W. Mart. Leberecht de Wette aus Ulla bei Weimar (1780—1849), der im J. 1819 seiner Stelle als Professor an der Berliner Universität entlassen wurde, weil er gewagt hatte, der Familie Sands seine Theilnahme zu bezeugen, sie zu trösten. In dem erwähnten Romane suchte er den Rationalismus mit dem Offenbarungsglauben zu versöhnen, weshalb ihm der bekannte Pietist Friedrich August Deofidus Tholuck aus Berlin (geb. 1799) „Die wahre Weihe des Zweiflers" entgegensetzte. De Wette schrieb noch einen zweiten philosophischen Roman, „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist" (2 Thle. Berl. 1829), mit dem Zweck, den Einfluß der Frauen auf geistige und Charakterbildung darzustellen, wobei er nur zu sehr in das Sentimentale verfiel. Noch ein andrer berühmter Theolog, Gli. Jac. Planck, schrieb einen philosophisch-religiösen Roman „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S." (Gött. 1823), worin er seine Ansichten über die praktische Thätigkeit der Geistlichen als Kanzelredner und Seelsorger entwickelte. In dem nämlichen Sinn ist das „Testament eines alten Pfarrers" (Tüb. 1824) von K. Hase aus Steinbach bei Penig (geb. 1800) geschrieben. Eine hochwichtige Seite des religiösen Lebens behandelte mit Scharfsinn und Milde K. Gli. Bretschneider aus Gersdorf (1776—1848) in dem Roman „Heinrich und Antonio, od. die Proselyten der römischen und evangelischen

Kirche" (Gotha 1826. 4. Aufl. 1831), dem er später einen andern, „Der Freiherr von Sandau" (Halle 1839), folgen ließ. Religiöse Verhältnisse behandelt auch der als Prediger berühmte L. Fr. Franz Theremin in dem Roman „Adelberts Bekenntnisse" (Berl. 1828), während der frühverstorbene W. Waiblinger, dessen wir schon früher gedacht haben, in seinem „Phaeton" (Stuttg. 1823) und K. A. Buchholz in „Emanuels Lehrjahren (2 Thle. Zür. 1807) mehr allgemein menschliche Verhältnisse besprechen.

Wir haben den historischen Roman dieser Zeit nicht in der in den früheren Abschnitten beobachteten Reihenfolge besprochen, sondern ihn auf das Ende des gesammten Ueberblicks aufbewahrt, weil diese Gattung in der Zeit, die wir jetzt darstellen, bei weitem die bedeutendste Stellung einnimmt und die erfreulichsten Ergebnisse liefert, obgleich auch hier wahrhaft Großes und Klassisches uns nicht begegnet, und selbst die besten Dichter Form und Behandlung ihrer Werke fremden Mustern abgeborgt haben, daher unter allen keiner auf eine eingehendere Besprechung Anspruch macht, selbst L. Tieck nicht, mit Rücksicht auf die Romane dieser Gattung, während wir ihn wegen seiner übrigen Prosadichtungen einläßlicher zu behandeln haben. Wir beginnen diese Darstellung mit Heinrich Zschokke aus Magdeburg (22. März 1771—27. Juni 1848), weil er durch seine ersten Schriften noch in das 18. Jahrh. hineinreicht. Zschokke war kein Talent ersten Ranges, und sein Ruhm als Schriftsteller und Staatsmann beruhte vorzüglich auf der glücklichen Gabe, zur rechten Zeit zu handeln und die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Wären seine Schriften, selbst seine besten und verbreitetsten, zu andrer Zeit erschienen, sie wären gewiß beinahe spurlos vorübergegangen. So war denn Zschokke nie bestimmend, sondern wurde vielmehr immer bestimmt; aber weil er das Talent hatte, schnell zu erkennen, was seine Zeit liebte und wünschte, und er ihrem Geschmack zuvorkam, wurde er von ihr freundlich aufgenommen. Wie glücklich er den Geschmack seiner Zeitgenossen erkannte, zeigt sich schon in seinen ersten Productionen; er schrieb eine Reihe von Räuber-, Ritter- und Geistergeschichten und Romanen, in denen die „heilige Vehme" oder andre geheime Gesellschaften spukten. Sein „Abällino", der große Bandit (Ff. a. d. O. 1793) fand so großen Beifall, daß er ihn selbst zu einem Drama umarbeitete; auch „Die schwarzen Brüder" (2 Bde. Ebd. 1791—93) wurden viel gelesen. Ihnen folgten „Coronata, oder der Seeräuberkönig" (Bair. 1797) und ein andrer Roman, aus dessen Titel man schon ersieht, wie er selbst auf Kosten des Geschmacks nach Effect bei dem großen Publikum haschte. „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichtes" (3 Bde. Berl. 1795—99). Seine praktische Thätigkeit führte ihn seit dem Ende des 18. Jahrh. zur Geschichtschreibung, und erst eine Zeitlang vor den Freiheitskriegen begann er wieder, sich mit erzählenden Dichtungen zu beschäftigen: im J. 1811 gab er die Monatsschrift „Erheiterungen" heraus, die schon manchen Beitrag von ihm enthielt. Doch erst nach den Freiheitskriegen, und besonders in den zwanziger Jahren, entwickelte er seine große Fruchtbarkeit. Wir erkennen in diesen spätern Arbeiten wieder die Gabe, sich der Zeit anzuschmiegen; sie gehörten nämlich entweder zum historischen Roman, der durch Walter Scott auch in Deutschland erweckt worden war, oder zur leichten Erzählung, wie sie durch die Taschenbücher und Zeitschriften Mode geworden war. Für den geschichtlichen Roman besaß er kein bedeutendes Talent; er war zwar in der Wahl der Stoffe glücklich, indem er interessante Abschnitte aus der Schweizergeschichte zur Grundlage wählte, aber weder „Der Freihof in Aarau", noch „Addrich im Moos", noch endlich „Der Flüchtling im Jura", welche zusammen unter dem Titel „Bilder aus der Schweiz" (5 Bde. Aar. 1824—25) erschienen, gewähren ein höheres Interesse; es fehlt ihm das Talent zu großen Schöpfungen. Weit gelungener sind seine kleinen Romane und Erzählungen, ob sie gleich eben so wenig ächte Kunstwerke sind und von wahrem poetischen Talente zeugen. Aber Zschokke besitzt die Gabe, einem gewöhnlichen Ereignisse den Anschein von Neuheit zu geben, seine Erzählungsweise hat etwas Behagliches, oft selbst Einschmeichelndes; seine Erfindungen sind meist glücklich und originell; er versteht im hohen Grade, die Entwickelung bis zum letzten Augenblick zu verhüllen, und so vereinigte sich in seinen Erzählungen Alles, was den Leser behaglich unterhält. Dazu kam, daß er nach zweierlei entgegengesetzten Richtungen den Leser zu gewinnen wußte. Eine Anzahl seiner Erzählungen hat nämlich die Absicht, irgend eine praktische Wahrheit zu veranschaulichen, während andere sich mehr an das Gemüth wenden, sentimental und selbst süßlich werden und wohl auch nicht ohne einen Anflug von Lüsternheit sind (man denke nur an den „Blondin von Namur" u. ähnl. m.), wodurch er bei einem gewissen Theile des Publikums mit Clauren rivalisiren konnte. Und daß er Erzählungen dieser Art schrieb, beweist wiederum, wie leicht es ihm wurde, sich nach dem Geschmacke seiner Zeit zu richten. — Zu den frühern Romanendichtern der Zeit, von der wir jetzt sprechen, gehört Ulrich Hegner aus Winterthur (1759—1840), der in „Salys Revolutionstagen" (Winterth. 1814) ein meisterhaftes Gemälde der unglückseligen Zeit entwarf, welche die Schweiz gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts erlebte. Wir bewundern darin namentlich die Wahrheit der mannigfaltigen Gestalten und Persönlichkeiten, die er uns im Verlauf der Darstellung vorführt. Dieselbe Kunst der Darstellung verläugnet sich auch in der „Molkenkur" (Zür. 1812) und in deren Fortsetzung „Suschens Hochzeit" (2 Thle. Eb. 1819) nicht, zwei Romanen, die voll heitren Humors sind, das Leben in der Schweiz mit hoher Anschaulichkeit darstellen und in einer anmuthigen Naivetät sich bewegen, die den Verfasser überhaupt charakterisirt. Weit tiefer steht sein Landsmann J. K. Appenzeller aus St. Gallen (1775—1850) in „Gertrud v. d. Wart" (Zür. 1813) und „Wendelgard von Linzgau" (St. Gallen 1816), doch sind die glücklichen Stoffe nicht ohne Lebendigkeit dargestellt. — Wir haben schon bei Zschokke den Versuch gesehen, den historischen Roman in der Weise Walter Scotts nachzubilden; es konnte nicht fehlen, daß eine so außerordentliche und großartige Erscheinung, wie Walter Scott, dessen Werke in den zwanziger Jahren durch eine Menge

von Uebersetzungen zum Eigenthum des deutschen Volkes wurden, die Dichter anregte, ihm nachzueifern, und der deutsche historische Roman nimmt von nun an ganz den Charakter des englischen Vorbildes an, dessen Größe freilich von keinem erreicht, nur von wenigen wahrhaft verstanden wurde. Die ersten Versuche waren natürlich sehr schwach, es fehlte ihnen vor Allem die organische Verbindung des historischen Elements mit der besondern, vom Dichter erfundenen Geschichte. Dies ist namentlich der Charakter der historischen Romane und Erzählungen des zu seiner Zeit vielgelesenen K. Franz van der Velde aus Breslau (1779—1824), der sich einfach begnügte, die historischen und topographischen Verhältnisse aus allerlei Geschichtswerken und Reisebeschreibungen zu schöpfen, und seine Personen wie in ein fertiges Kleid hineinzustecken. Er drang bei diesen historischen und geographischen Studien so wenig tief in den Geist der Völker, Länder und Zeiten, daß es ihm nicht möglich war, mehrere Romane auf die nämliche geschichtliche Grundlage zu bauen, weil er seine Kenntniß schon in einem vollständig erschöpft hatte. Daher führt er uns in alle möglichen Zeiten und Länder, nach Schwaben, Böhmen, Westphalen, nach Schweden und Maltha, nach China, Mexico und selbst zu den Hottentotten, aber überall begegnen wir den nämlichen Personen, den nämlichen Charakteren und den nämlichen Verwickelungen („Sämmtl. Schriften", 25 Bde. Dresd. 1819—27). In anderer Weise suchte Belani, d. h. K. L. Häberlin aus Erlangen (1784—1858) zu gefallen, nämlich durch Uebertreibung in Situationen und Charakteren; in seinen „Demagogen" (2 Thle. Lpz. 1829), in den „Heimathlosen" (Ff. 1834) und in den „Geächteten" (Eb. 1835) war, wie in den besseren „Overstolzen" (3 Thle. Braunschw. 1826), W. Scott allerdings sein Vorbild, allein er verstand nur einzelne Situationen zu copiren. Unvergleichlich talentvoller ist G. W. Häring aus Breslau (geb. 1798), der unter dem Namen Wilibald Alexis eine große Reihe von historischen Romanen herausgab. Häring ist kein selbstständiges, schaffendes Talent, aber ein Copist ersten Ranges, wie man denn seinen „Wallabmor", 3 Bde. Berl. 1823), den er für eine freie Uebersetzung aus dem Englischen des W. Scott ausgab, in der That lange für ein Werk des großen Engländers hielt. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er in seinen späteren Romanen ausschließlich preußische Verhältnisse darstellte; uns erscheint dieser Vorwurf als sehr ungeeignet, vielmehr halten wir es für lobenswerth, daß er nationelle Zustände und Geschichten bearbeitete. Wenn diese an sich nicht so viel Leben und Großartigkeit darbieten, als z. B. die von Walter Scott dargestellten Begebenheiten aus dem schottischen Hochland oder der englischen Revolution, so liegt die Schuld nicht am Dichter, sondern vor Allem an den Verhältnissen und Zuständen. Man wird ihm aber gründliches Studium und tiefes Eindringen in die Zeiten, die er geschildert, und eben so wenig eine reiche allgemeine Bildung, feine Beobachtungsgabe und geschickte Anwendung der mannigfaltigen Kunstmittel absprechen können. Wenn er bei allebem weder die Frische noch die hinreißende Wahrheit Walter Scotts besitzt, so ist dies freilich daraus zu erklären, daß er dessen geniale Schöpfungskraft nicht besaß. Außer dem schon genannten Roman gehören „Cabanis" (6 Bde. Berl. 1832), „Das Haus Düsterweg" (2 Bde. Lpz. 1835), „Der falsche Waldemar" (3 Bde. Eb. 1842) und „Die Hosen des Herrn von Bredow" (5 Bde. Eb. 1846 ff.) zu seinen besten Erzeugnissen. Außerdem hat Häring auch „Novellen" (4 Bde. Berl. 1830—31) geschrieben, die sich zwar etwas schwerfällig bewegen, aber von meistens guter Erfindung sind. Unter ihnen hat „Acerbi" den größten Beifall erhalten. — Nicht ohne Talent sind die historischen Romane des blinden G. Lotz aus Hamburg (geb. 1784), dessen „Lollharden" (3 Bde. Braunschw. 1823) und „Malpas" (3 Bde. Eb. 1824) mannigfaches Interesse darbieten. Auch die Form und Haltung seiner Romane ist den Meisterwerken W. Scotts, von denen er viele übersetzte, oft glücklich nachgebildet. Außerdem schrieb Lotz auch noch „Erzählungen, Märchen und Schwänke" (Lpz. 1825). Einer der fruchtbarsten Dichter historischer Romane ist K. Aug. Fr. von Witzleben (1772—1839), der sich nach seinem Geburtsorte Tromlitz bei Weimar auf seinen Schriften A. von Tromlitz nannte. Seine Romane und Novellen, die in drei Sammlungen erschienen (zusammen 108 Bde. Dresd. 1829—1841), bezeichnen ihn ebenfalls als einen Nachahmer W. Scotts. Verständiger als andre erkannte er aber die Beschränktheit seines Talents, und ließ sich nicht, wie jene, verleiten, seine Stoffe in die Breite auszuspinnen, wozu ihm die stets schaffende Kraft des Genies fehlte. Auch darin zeigt er sich verständig, daß er seine Stoffe vorzugsweise aus der deutschen Geschichte und meist diejenige Zeit wählte, die dem Bewußtsein des Volks noch am nächsten liegt und zugleich manche großartige Erscheinungen darbietet, nämlich die der Reformation und des 30jährigen Kriegs. Daher sind seine Dichtungen auch von großer Frische und Lebendigkeit, und insbesondre ist er glücklich sowohl in der Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten, als in Schlachtgemälden und in Scenen aus dem bewegteren Volksleben. Zu bedauern ist nur, daß er die Liebesverhältnisse allzusüßlich und romantisch schmachtend darstellt, was zu den kräftigen Situationen aus dem Staats- und Kriegsleben in allzu grellem Widerspruche steht. Als bedeutendste Leistungen desselben nennen wir „Die Pappenheimer" (4 Thle.), „Den Pagen des Herzogs von Friedland" und „Franz von Sickingen". Denselben Weg wie Tromlitz schlug auch, obgleich mit weit geringerem Erfolge, Julius Hundeiker aus Großlofferde im Hannöverschen (geb. 1790) ein; er stellte vorzüglich Scenen aus der Geschichte Braunschweigs dar, so in „Henning Brabant" (Braunschw. 1824) und in der „Guelphenbraut" (Eb. 1827). Glücklicher war Alex. Aug. Ferd. v. Bronikowsky aus Dresden (1783—1834) in der Nachahmung W. Scotts, doch wußte er sich nicht, wie Tromlitz, vor Breite zu bewahren. Er nahm seine Stoffe meist aus der Geschichte Polens, dessen frühere Zustände er in „Hippolyt Boratinsky" (4 Thle. Dresd. 1825—27) u. a. mit Treue und Wahrheit darstellte. Heinrich Jos. König aus Fulda (geb. 1791) entwickelte großes Talent in der poetischen Auffassung des Lebens und der Geschichte, insbesondere in der Schilderung deutscher Sitten und

Zustände. Sein bedeutendstes Werk „Die Clubbisten in Mainz" (3 Thle. Lpz. 1847) fällt freilich in eine spätere Zeit; in den hiehergehörigen Werken, z. B. in der „hohen Braut" (2 Bde. Lpz. 1831), selbst in den sonst sehr interessanten „Waldensern" (2 Bde. Lpz. 1836) verfällt er allzusehr in unmotivirte Sentimentalität. Ohne ein hervorragendes Talent zu besitzen, hat sich W. Hauff aus Stuttgart (1802—1827) durch Frische und Anmuth der Darstellung viele Freunde erworben, und ohne Zweifel hätte er bei längerem Leben und strengerer Kunstbildung noch Bedeutenderes geleistet. Hieher gehört er wegen seines Romans „Lichtenstein" (3 Bde. 1826), der zwar auch in Breite verfällt, aber das Leben der schwäbischen Bauern wahr und anschaulich schildert. Außerdem hat er sich in mehrern andern Gattungen der Prosadichtung versucht, und auch in diesen Erfreuliches geleistet. So sind seine „Märchen" (Stuttg. 1826) als gelungen zu bezeichnen, da er sich vor dem allegorischen Elemente zu bewahren wußte und die orientalischen Märchen oder auch die deutsche Sagenwelt glücklich auf sich einwirken ließ. „Die Mittheilungen aus den Memoiren des Satans" (2 Bde. Stuttg. 1825—1826) streifen an die Ironie der Romantiker; ursprünglicher und zugleich reicher an wahrem Witz ist „Der Mann im Monde oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" (Stuttg. 1825), den er unter dem Namen H. Clauren herausgab, und in welchem er die süßlich-frivole Manier dieses Schriftstellers bis auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache auf das Täuschendste nachahmte. Wie Wolfg. Menzel berichtet, hatte Hauff zuerst die Nachahmung in vollem Ernste gemeint, er habe sie dann aber auf dessen Rath in eine Persiflage umgewandelt, durch welche er, so wie durch die bald darauf erschienene „Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde" (Stuttg. 1826) den bisherigen Liebling des Publikums mit so großem Glücke lächerlich machte, daß auf einmal der Heiligenschein verschwand, der ihn bis dahin umleuchtet hatte. Endlich erwähnen wir noch seine Novellen und Erzählungen, unter welchen die „Phantasien im bremer Rathskeller" (Stuttg. 1827) sich durch Gemüthlichkeit, Humor und meisterhafte Darstellung auszeichnen; sie streifen in der Haltung an die Weise E. T. A. Hoffmanns an, und bezeugen wiederum Hauffs glückliches Nachahmungstalent. — Gust. Heeringen aus Mahle bei Mühlhausen (1799—1851) war in der kleineren Novelle („Fränkische Bilder", 4 Bde. Ff. 1836) glücklicher als im historischen Roman, z. B. in der „Einnahme von Choczym" (Kob. 1826) und im „Geächteten" (3 Bde. Lpz. 1842), da er eine breitere Entfaltung des Stoffs nicht zu beherrschen verstand. Nebst W. Häring hat sich Karl Spindler aus Breslau (geb. 1797) im historischen Roman und als Nachahmer W. Scotts den größten Ruf erworben; er steht jenem in der glücklichen Aneignung der von ihrem großen Meister angewendeten Kunstmittel nach, übertrifft ihn aber weit in der Gewandtheit, Frische und Anmuth der Darstellung. Auch ist Spindler viel fruchtbarer als Häring; seine sämmtlichen Werke (Stuttg. 1831—54) umfassen 100 Bände. Allein wenn wir von der Fruchtbarkeit eines Schriftstellers sprechen, tritt uns sogleich die Frage entgegen, ob diese Fruchtbarkeit aus innerm Schöpfungsdrange entsteht, oder andere, namentlich äußere Gründe zur Quelle hat, und ob er auch der Behandlung seiner Werke hinlängliche Zeit gewidmet oder sie schon im ersten Entwurfe unter das Publikum geschleudert hat. Auf Spindler angewendet, läßt sich diese Frage aber nicht zu seinem Vortheile und Ruhme beantworten; denn es wird aus der eindringlicheren Betrachtung seiner Werke nur zu deutlich, daß er in vielen der späteren die Leichtigkeit, eine Geschichte zu erfinden und nothdürftig zu componiren, mit dem wahren Schöpfungstriebe verwechselte und bei der Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Darstellung der künstlerischen Ausbildung wenig oder keine Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Daher stehen auch seine ersten Producte, bei denen er noch gebührende Achtung vor seinem Talent und dem Publikum hatte, unendlich höher als die späteren, und er hat uns namentlich im „Juden" (3 Bde. Stuttg. 1827) einen historischen Roman gegeben, der den Meisterwerken W. Scotts nahe kommt und als eine der bedeutendsten Erscheinungen in dieser Gattung gelten kann. Wir bewundern darin namentlich die große Mannigfaltigkeit, so wie die seltene Wahrheit der dargestellten Verhältnisse, indem er uns das Leben des Mittelalters nach allen seinen Beziehungen mit der größten Frische und Anschaulichkeit darstellt; wir bewundern ferner die Herrschaft, welche er über den reichen Stoff ausübt, so daß er die unzähligen Fäden, Beziehungen, Verhältnisse und Zustände zu einem Gemälde vereinigt, das die vollste, übersichtlichste Einheit darbietet. In der Tiefe der poetischen Gestaltung, namentlich in der Wahrheit der Charakteristik, steht er dagegen seinem großen Vorbilde entschieden nach- und insbesondre gelingt es ihm nicht, alle Seiten eines Charakters zur vollen plastischen Anschaulichkeit zu bringen, worin W. Scott gerade eine großartige Meisterschaft entfaltet. Die spätern Romane „Die Nonne von Gnadenzell" (3 Bde. Stuttg. 1833) und „Der König von Zion" (3 Bde. Eb. 1837) stehen dem „Juden" an Vollendung der Ausführung weit nach, aber sie zeugen immer noch von bedeutender Gabe der Erfindung und der Darstellung, und sind denjenigen Romanen weit vorzuziehen, in denen er neuere Verhältnisse zur Anschauung bringen will, die er nicht so frei und nicht so umfassend aufzufassen vermag als das Leben im Mittelalter, daher er sie auch nicht poetisch durchdringen kann. Das zeigt sich schon in dem „Jesuiten" (3 Bde. Stuttg. 1829), noch mehr im „Invaliden" (5 Bde. Eb. 1831), dessen einzelne Gemälde zum Theil zwar lebendig und wahr sind, sich aber nicht zu künstlerischer Einheit verschmelzen. Seine kleineren Novellen sind meist — wir möchten beinahe sagen Fabrikarbeit. — Auch G. K. Herloßsohn aus Prag (1802—1849) verdient wegen seiner nur zu zahlreichen historischen Romane erwähnt zu werden, in denen jedoch die Ausführung dem unverkennbaren Talente des Verfassers nicht entspricht; am gelungensten ist wohl sein erstes Werk „Der Montenegrinerhäuptling" (2 Thle. Lpz. 1827), dann „Der Venetianer" (3 Bde. Eb. 1829) und „Der letzte Taborit" (2 Bde. Eb. 1834). Freilich ist der Philosoph Heinr. Steffens weit genialer, aber bei allem seinem tief poetischen Sinn ließ ihn seine Unruhe und das Gefühl seiner eigenen bedeuten-

den Subjectivität nicht zur künstlerischen Gestaltung gelangen. Ueberall drängt sich der Dichter selbst vor, denn so viele Gestalten er auch vorführt, so schaut er doch eigentlich nur aus der jedesmaligen Verkleidung hervor. Daraus erklärt sich auch seine Vorliebe zu Reflexionen über die verschiedenartigsten Erscheinungen des innern und äußern Lebens der Menschen, wie denn beinahe kein Gegenstand, der ihn während seiner wissenschaftlichen Laufbahn eindringlicher beschäftigte, unbesprochen bleibt. Er trat zuerst mit dem seltsamen Buch „Die Familien Walseth und Leith" (6 Bde. Berl. 1826—27) auf, das in einem Cyclus von Novellen die Geschichte dieser Familien durch ein ganzes Jahrhundert zieht, was dem Dichter freilich Gelegenheit gibt, eine reiche Fülle von Begebenheiten, Zuständen und Sitten vorzuführen, ihm aber zugleich streng künstlerische Entfaltung unmöglich machte. Es bleibt aber dieser Roman, wie die nachfolgenden „Die vier Norweger" (6 Th. Eb. 1828) und „Malkolm" (2 Bde. Eb. 1831) deshalb interessant, weil sie das merkwürdige Norwegen und dessen eben so merkwürdiges Volk mit großer Wahrheit und Liebe darstellen. L. Storch aus Ruhla (geb. 1802) hat ein schönes episches Talent, seine Personen sind wahr und mannigfaltig, auch sind seine Stoffe glücklich gewählt; aber er traut seinem Talent so viel zu, daß er es nicht für nöthig erachtet, dasselbe mit dem kühlen Verstande zu beaufsichtigen, daher sich auch mancherlei Auswüchse und Rohheiten sowohl in seinem „Kunz von Kauffungen" (3 Bde. Lpz. 1828) und in dem gelungeneren „Freiknecht" (3 Bde. Eb. 1831) zeigen. Ihm steht K. Venturini aus Braunschweig (geb. 1771) nahe; sein Roman „Erich Stenbock und seine Freunde" (2 Th. Lpz. 1828) und „Jean Cavalier, oder Ludwig XIV. im Kampfe mit seinen protestantischen Unterthanen" (2 Bde. Lpz. 1831) behandeln interessante Stoffe mit Liebe und Anschaulichkeit. Theod. v. Kobbe's aus Oldenburg (geb. 1798) Versuch „Die Schweden im Kloster Untersee" (Bremen 1830) ist unbedeutend, während derselbe in seinen „Humoristischen Reisebildern" (Hamburg 1843) und in einzelnen Novellen ein nicht geringes Talent gesellschaftlicher Unterhaltung beurkundet. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist der Amerikaner Sealsfield, dessen ziemlich zahlreiche Schriften man lange für das Erzeugniß eines Deutschen hielt, wofür allerdings die große Gewandtheit und der Reichthum der Sprache zu zeugen schien; allein eine schärfere Prüfung mußte doch bald darthun, daß nur ein Eingeborner das amerikanische Leben in solcher Unmittelbarkeit darzustellen vermochte. Seine Romane „Der Virey und die Aristokraten, oder Mexiko im J. 1812" (3 Bde. Zürich 1835), „Der Legitime und der Republikaner. Eine Gesch. aus dem amerikanisch-englischen Kriege" (3 Bde. Zürich 1833) sind so tief von republikanischem Geiste durchdrungen, daß nur ein Mann sie geschrieben haben kann, der in freier Luft aufgewachsen und in republikanischen Anschauungen groß gezogen worden ist. Auch würde ein deutscher Dichter seine republikanische Gesinnung mehr auf dem Wege der Reflexion kundgeben, als durch plastische Gestaltung, weil sie bei ihm nur auf dem Wege der Reflexion hätte entstehen und sich ausbilden können. Eben so gewaltig tritt die amerikanische Nationalität in den „Transatlantischen Reiseskizzen" (6 Bde. Zürich 1834—37) und in den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" (2 Bde. 1835) hervor, in denen jeder Zug der unmittelbarsten Wirklichkeit entnommen ist, und Alles von solcher Frische und Lebendigkeit ist, daß der Verfasser sogar als bloß reproducirend und nicht selbstständig gestaltend erscheint. Daher ist von eigentlicher Kunst der Composition eben so wenig die Rede, als von der Kunst der Darstellung, nach beiden Beziehungen erscheint der Verfasser als reine Natur. Noch hat sich J. Aug. Lewald aus Königsberg (geb. 1793) im historischen Roman versucht, doch für denselben kein besondres Talent an den Tag gelegt; besser gelingt ihm die Novelle (3 Bde. Hamb. 1831—33); „Der Divan" (6 Bde. Stuttg. 1839) und Genrebilder, wie sie in seinen Darstellungen aus Paris und Tyrol vorkommen. Eine Zeitlang erfreute sich Ph. Jos. Rehfues aus Tübingen (1779—1843) eines verbreiteten Rufs; aber so gehaltreich auch sein „Scipio Cicala" (4 Bde. Lpz. 1832) ohne Zweifel ist, so wenig kann er doch als poetisches Werk befriedigen; er ist in Sprache und Ausführung von einer solchen Schwerfälligkeit, daß man sich nur mit Mühe hindurcharbeiten kann. An innerem Gehalt stehen auch seine zwei späteren Romane, „Die Belagerung des Kastells von Gozzo" (2 Bde. Lpz. 1834) und „Die neue Medea" (3 Bde. Stuttg. 1836) nicht nach, aber auch ihnen fehlt die poetische Durchdringung des Stoffs. Endlich erwähnen wir noch die „Deutschen Denkwürdigkeiten" (4 Bde. Berl. 1832) des geistvollen K. Fr. L. Felix von Rumohr aus Reinhardsgrimma bei Dresden (1785—1843), die in Form von Memoiren eingekleidet, ein anziehendes Bild vom Leben in Deutschland und Frankreich während des 18. Jahrh. geben. Doch ist dieser Roman eben so wenig poetisch bedeutend, als seine „Novellen" (2 Bde. Münch. 1833—35).

Zur Uebersicht der Leistungen in den kleineren Prosadichtungen und zunächst zur Erzählung und Novelle übergehend, haben wir zunächst die Bemerkung voranzuschicken, daß, so viele Schriftsteller sich auch in derselben versuchten, doch nur wenige wahrhaft Bedeutendes leisteten, so daß wir im Gebiet der Erzählung nur J. J. Engel, Jung-Stilling und Hebel, im Gebiete der Novelle nur Göthe, Tieck, Achim v. Arnim, E. T. A. Hoffmann, Fouqué und Immermann näher zu besprechen haben, den einen oder den andern sogar nur, weil er in andern Gattungen der Prosadichtung Erwähnung verdient. Viele von denen, die in die nachfolgende Uebersicht gehören, sind schon bei Gelegenheit des Romans erwähnt worden, wir begnügen uns daher, ihre Namen anzugeben und auf die obige Darstellung zu verweisen; es sind vor Allem Schiller, dann Meißner, Gallisch, Benkowitz, K. Grosse, Rup. Becker, Jac. Salice-Contessa, Haken, Langbein, Spieß, Rochlitz, Merkel, Frz. Horn, Fr. Jacobs, F. Aug. Eberhard, Kähler, Benda, H. Heun, Baumgarten-Crusius, Usteri, Zschokke, Lotz, W. Häring, H. König, Hauff, v. Heeringen, Lewald und Kahlert.

Wir haben schon gesagt, daß in der ersten Hälfte des Zeitraums die künstlerisch gestaltete Novelle

noch nicht behandelt wurde, sondern nur die einfachere Erzählung, und wir fügen dieser Bemerkung noch die weitere hinzu, daß die Erzählungen entweder Züge aus der Geschichte oder erdichtete Begebenheiten darstellten, welche meist einen didaktischen Zweck hatten. Es war dies selbst bei den Erzählungen von J. Mich. Reinh. Lenz der Fall, nicht zwar in dem erst von Schiller später herausgegebenen „Waldbruder, einem Pendant zu Werthers Leiden", dagegen aber in der romantischen Erzählung „Zerbin oder die neuere Philosophie" und in dem „Landprediger". Auch J. H. Merk verband belehrende Zwecke mit seinen hübschen im „Deutschen Merkur" mitgetheilten Erzählungen, die man füglich kleine Romane nennen könnte; allein er besaß so viel Kunstgefühl, daß sich sowohl in der „Geschichte des Herrn Oheims" (1778) und in „Lindeor, einer bürgerlich-deutschen Geschichte" (1787) als der in dem „Herrn Oheim dem Jüngern" (1785) und dem „Akademischen Briefwechsel" (1783) die didaktische Tendenz geschickt mit den einfachen Begebenheiten verknüpfen. Weniger gelang dies dem uns als epischen Dichter bekannten L. H. v. Nicolay in seiner allegorischen Erzählung „Das Schöne" und selbst in der historischen Novelle „Idäa oder männliche und weibliche Tugend", wenn auch das Streben nach rein epischer Gestaltung unverkennbar ist. Wir begnügen uns, des Dramatikers Jos. Maria Babo „Gemälde aus dem Leben der Menschen" (Münch. 1784), des fleißigen Leonh. Meister „Schweizerische Geschichten und Erzählungen" (Winterth. 1789) und „Erzählungen des Greisen (sic) am Kamine" (Eb. 1805), so wie die „Romantischen Erzählungen und Skizzen" (3 Bde. St. Gallen 1790—93) u. a. m. von dessen Landsmann J. Melch. Armbruster (1761—1814) einfach zu erwähnen. Um die nämliche Zeit begann schon J. Fr. Kind, von dem schon früher gesprochen wurde, seine Thätigkeit als Erzähler, die bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrh. hineinreicht, ein Beweis, daß er den Geschmack des großen Publikums zu treffen und es dasselbe zu unterhalten verstand. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir seinen Roman „Lenardo's Schwärmereien" (2 Bde. Lpz. 1792), dann seine Sammlungen „Malven" (2 Bde. Züllich. 1805), „Tulpen" (7 Bde. Lpz. 1806—1810), „Roswitha" (4 Bde. Eb. 1811—16), „Sagen, Erzählungen und Novellen" (2 Th. Eb. 1828 f.). Einer der fruchtbarsten Erzähler war W. Gli. Becker aus Oberkallenberg im Schönburgischen (1753—1813), den wir oben schon als einen der thätigsten Herausgeber belletristischer Taschenbücher und Zeitschriften bezeichnet haben. Seine in denselben und in den „Erzählungen" (4 Thle. Lpz. 1812—15) enthaltenen Arbeiten haben keinen poetischen oder künstlerischen Werth, gewähren aber eine angenehme Unterhaltung, so auch die „Erzählungen" (Königsb. 1795) des schon erwähnten Sam. Gottlieb Bürde. Aug. Sam. Gerber aus Danzig (1766—1821) mit dem Schriftstellernamen Doro Caro hat in seinen „Novellen" (3 Bde. Berl. u. Lpz. 1795—97), in den „Neuen Novellen" (Berl. 1803), den „Neuesten Novellen" (Lpz. 1819) und in den „Mährchen und Erzählungen" (Riga 1809) gute Stoffe mit Geschick behandelt, nur hält er sich von psychologisch-moralischen Reflexionen zu wenig frei, weshalb seine rein romantischen Erzählungen, z. B. „Der Pilgrim", weniger gelingen als die bloß moralischen, unter welchen „Der Kassendieb" sich durch gute, einfache Haltung und Sprache auszeichnet. An den Novellen und Erzählungen von L. Ferd. Huber, welche meist Verhältnisse der Liebe und Ehe in anziehender Weise darstellen („Drei Weiber", Lpz. 1795; „Erzählungen", 3 Samml. Braunschw. 1801—02), soll seine Frau Therese, von der später die Rede sein wird, mannigfachen Antheil gehabt haben. K. L. Methusalem Müller aus Schkeuditz (1771—1825) hat sich durch seine vielfachen Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen eine nicht unbedeutende Gewandtheit der Darstellung erworben, die seinen ziemlich zahlreichen Erzählungen („Winterblumen", Lpz. 1796 u. a. m.) nebst ihrem sittlichen Gehalt viele Leser gewann. Größeres Talent zeigte J. F. Mnioch in seinen „Vermischten Erzählungen und Gedichten" (Görl. 1795). Der Aesthetiker F. W. Basil. v. Ramdohr verfolgt in seinen „Moralischen Erzählungen" (2 Thle. Lpz. 1799) zu entschieden didaktische Zwecke. Gemüthlich und herzlich ist Siegfr. Aug. Mahlmann wie in seinen Gedichten, so auch in seinen „Erzählungen und Märchen" (2 Bde. Lpz. 1802); K. Stein aus dem Mecklenburgischen (geb. 1773) erwarb dagegen durch seine Laune und seinen freilich nicht immer geistreichen Witz seinen Erzählungen und Romanen „Amöne" (2 Thle. Posen 1804), „Scherz und Ernst" (Berl. 1808) u. vieles a. m. vorübergehenden Beifall. Ein hübsches Talent zeigte L. Fr. Aug. Wieland, der Sohn des Dichters, in seinen „Erzählungen" (1. Thl. Lpz. 1803, 2. Th. Zür. 1805); weniger der Dramatiker J. Fr. Schink, dessen „Romantische Erzählungen" (Hamb. 1804) oft gar zu romantisch sind. Gediegen, aber schwerfällig, sind die „Erzählungen" (Lpz. 1801) von G. Reinbeck; nur vorübergehende Unterhaltung bezwecken die „Kleinen Romane und Erzählungen" (Berl. 1809) und die „Novellen" (Eb. 1810) von Aug. Kuhn. Eine oft meisterhafte Darstellung bieten die schauerlichen Novellen dar, welche J. A. Apel in dem mit Fr. Laun herausgegebenen „Gespensterbuch" (6 Thle. Lpz. 1810—16) veröffentlichte; auszuzeichnen sind nebst andern „Der Freischütz", aus welcher Fr. Kind den Stoff zur berühmten Oper schöpfte, und „Das stille Kind". So war auch L. Adf. Frz. Jos. v. Baczko aus Lyck in Ostpreußen (1756—1823) in der Erzählung schauerlicher Geschichten und Sagen glücklich; seine „Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten" (3 Bde. Halle 1815—18) fanden bei ihrer phantasiereichen und gewandten Darstellung vielen Beifall; so auch seine geschichtlichen Romane, z. B. „Hans von Baysen" (2 Thle. Hamb. 1795), die von historischem Sinne zeugen, wie er denn auch noch als Geschichtschreiber zu nennen sein wird. Heitere Gemälde von glücklicher Erfindung und anmuthiger Darstellung lieferte der Lustspieldichter K. W. Salice-Contessa, von dem wir außer dem „Findling und Talisman" (Berl. 1810) und den „Erzählungen" (2 Bde. Dresd. 1819) noch die lieblichen „Kindermärchen" (2 Thle. Eb. 1816) erwähnen, zu welchen auch Fouqué und E. T. A. Hoffmann Beiträge lieferten. — Beinahe allgemeines Lob hat sich der treffliche Dramatiker Heinrich v. Kleist

durch seine „Erzählungen" (2 Thle. Berl. 1810 bis 1811) erworben, und es ist allerdings richtig, daß er durch die Wahl seiner Stoffe, wie durch die Behandlung derselben zu fesseln versteht. Doch können wir das unbegrenzte Lob, das ihm zu Theil geworden ist, nicht theilen, und zwar aus mehreren Gründen. Wir wollen ihm keinen Vorwurf darüber machen, daß er düstre, schauerliche Stoffe liebt, aber das halten wir für fehlerhaft, daß er die düstre Färbung auch auf Verhältnisse überträgt, denen sie nicht zukommt. Eben diese Vorliebe für das Unheimliche verleitet ihn sodann, die Partien, in denen dieses besonders hervortritt, allzu breit zu entfalten, wodurch die Composition öfters fehlerhaft wird. Am tadelnswerthesten ist aber der Styl, der durch und durch, in Ausdruck und Satzbildung incorrect ist und den vollständigsten Mangel an Sinn für Wohlklang und rhythmische Bewegung beurkundet; es ist in diesen Erzählungen kaum ein Satz zu finden, an dem man nicht mehrere Fehler nicht nur gegen die Schönheit, sondern auch gegen die Richtigkeit der Darstellung nachweisen könnte, so daß wir nicht begreifen können, wie ein neuerer Geschichtschreiber der deutschen Literatur diesen Styl als besonders trefflich bezeichnen konnte. Wir sind überzeugt, daß, wenn das Gefühl für Schönheit der Darstellung und Sprachrichtigkeit unter uns nicht in so bedauerlicher Weise getrübt wäre, Kleists Erzählungen nie gelesen, viel weniger gelobt worden wären, selbst nicht die beste darunter „Michael Kohlhas", so interessant sie auch dem Stoffe nach ist und so lebendig sie uns die erbärmlichen Zustände des deutschen Volks bald nach der Reformation darstellt. — Wir erwähnen Th. Körners Erzählungen nur, um zu bemerken, daß er sich auch in dieser Gattung, wenn auch nicht mit besonderem Glück, versucht hat. Noch weniger poetischen Werth haben des gemüthlichen J. Ch. Schmid aus Dinkelsbühl (1768—1854) Erzählungen, aber sie verdienen schon deshalb Anerkennung, weil seine „Genovefa" (Augsburg 1810), „Die Ostereier" (Landshut 1816) u. viele a. m. stets eine freundliche und angemessene Lectüre für die heranwachsende Jugend sein werden. K. Gfr. Theodor Winkler (Th. Hell) nimmt in seinen „Neuen Erzählungen für häusliche Zirkel (6 Thle. Lpz. 1811—17) ungefähr dieselbe Stellung ein wie die übrigen Sachsen, wie Fr. Kind u. s. w., und wird von J. Steph. Schütze, dem wir schon bei den Lyrikern und Dramatikern begegnet sind, weit übertroffen. Derselbe hat sich in den „Heiteren Stunden" (3 Bde. Dresd. 1821—23) als trefflichen Erzähler komischer Situationen beurkundet, und auch sein Roman „Der unsichtbare Prinz" (3 Thle. Lpz. 1812) ist nicht ohne Werth. Bedeutender als des bekannten Uebersetzers Adf. Fr. K. Streckfuß „Erzählungen" (Dresd. 1813 u. Berl. 1820) sind die „Kaledonischen Erzählungen" von G. Fr. Konr. Gerstenbergk aus Ronneburg (geb. 1780), die schon durch die Eigenthümlichkeit des Stoffs gefallen, aber sich auch in guter Darstellung bewegen. Nicht ohne glückliche Gabe der Erfindung ist der als Uebersetzer bekannte W. Adolf Lindau aus Düsseldorf (1771—1849); wir haben von ihm außer einem schon früher geschriebenen Roman „Heliodore" (2 Thle. Meißen 1799) und hübschen „Märchen" (Görlitz 1805) vorzüglich seine „Heldengemälde" (Lpz. 1817) zu erwähnen. Die „Unterhaltungen für müßige Stunden" (Karlsr. 1816) von dem Freiherrn Ferd. Leop. K. v. Biedenfeld lassen sich angenehm lesen, stehen aber den anmuthigen Erzählungen in „Scherz und Ernst" (Zür. 1816) des gemüthlichen David Heß aus Zürich (1770—1843) in Frische und Lebendigkeit weit nach. Sind auch die Novellen von Varnhagen von Ense nur als untergeordnete Arbeiten zu betrachten, die er gleichsam zu seiner Erholung machte, so reihen sie sich nichtsdestoweniger den besten an, die wir besitzen; man bemerkt auch an ihnen bald, daß sich der Verfasser nach Göthe gebildet hat, und wir freuen uns über die Klarheit und Sicherheit des Styls wie der Auffassung. In der Novelle „Die Sterner und die Psittiche" hat er ein eben so wahres als lebensvolles Gemälde von den politischen und bürgerlichen Zuständen der Stadt Basel zur Zeit Rudolfs von Habsburg gegeben. Unter den übrigen nennen wir nur noch „Das warnende Gespenst", weil sie dem trefflichen Chamisso den Stoff zu seinem meisterhaften „Geist der Mutter" gegeben zu haben scheint, welchem freilich die prosaische Erzählung weit nachsteht. Theils an Tieck sich anschließend, theils Göthen nachstrebend, hat J. Valentin Adrian aus Klingenberg bei Aschaffenburg (geb. 1794) manche gute Erzählung und Novelle geschrieben, doch hatte er kein höheres Talent, es zeigt sich in seinen „Nachtstimmen" (Ff. 1818) und „Erzählungen" (Ebend. 1821) nicht sowohl poetische Auffassung als feingebildeter Geschmack und geistreiche Behandlung. Dramatisch lebendig sind die „Märchen und Erzählungen" (2 Bde. Stuttg. 1817) von Adam Oehlenschläger, in denen er deutsche, nordische und orientalische Stoffe mit gleichem Glück behandelt. Zu den besten gehört das später erschienene Märchen „Aly und Gulhyndi" (Eb. 1825). Nebst ihm versuchte sich noch ein anderer Dramatiker, der Graf Fr. Jul. H. v. Soden in dieser Gattung, doch konnte er sich mit seinen „Erzählungen" (3 Bdchn. Brandenb. 1823) keine Bahn brechen; auch Ernst Raupachs „Erzählende Dichtungen" (Lpz. 1821) sind unbeachtet geblieben. Der treffliche Lyriker Wilh. Müller schrieb auch einige Erzählungen „Der Dreizehnte", „Dabora", auf welche E. T. A. Hoffmann Einfluß ausübte, was aus dem Styl und der ganzen Haltung ersichtlich ist. Zwar mäßigt er sich mehr, als sein Vorbild, aber er bringt auch nicht so große Wirkung hervor. Einer der ersten, der das Volksleben poetisch darzustellen begann, hat Fr. L. Bührlen aus Ulm (geb. 1777) in den „Erzählungen und Miscellen" (2 Bde. Tüb. 1817—20), „Neuere Erzählungen" (2 Bde. Ff. 1823—25) und in den „Bildern aus dem Schwarzwalde" (2 Bde. Stuttg. 1828—31) ein schönes Talent für Gemälde aus der äußerlich beschränkten, innerlich reichen Welt des Bürgers und Landmanns beurkundet, nur neigt er sich, von Tieck verleitet, oft zur Reflexion. Aehnlicher Art ist sein Roman der „Enthusiast" (2 Thle. Stuttg. 1832), wogegen er in dem „Flüchtling" (2 Thle. Lpz. 1836) die politische Saite nicht mit großem Glück anschlägt. K. v. Decker aus Berlin (1784—1844), der sich auch als Dramatiker versuchte, schrieb unter dem Namen Adalbert vom Thale eine Reihe von Erzählungen, die durch gemüth-

liche und heitere Auffassung des Lebens gefallen („Freie Handzeichnungen nach der Natur" (2 Bde. Berl. 1820—27). Im ganz gewöhnlichen Anekdotenstyl sind die „Scherzhaften Erzählungen" (4 Thle. Berl. 1818—23) des unermüdlichen Vielschreibers K. Müchler; auch C. Aug. Engelhard, den wir schon unter dem Namen Richard Roos haben kennen lernen, entfaltet in seinen „Erzählungen" (Dresd. 1820) nur ein beschränktes Talent für das Niedrigkomische. Freundliche Erscheinungen sind dagegen die „Orangeblüthen" (2 Thle. Lpz. 1822—25) und die „Gesammelten Erzählungen" (4 Bde. Eb. 1825—28) des freisinnigen und bei großer Phantasie doch besonnenen Freiherrn K. Borromäus von Miltitz aus Dresden (1781—1845). Christ. Weisflog aus Sagan (1780—1828) schlug in seinen „Phantasiestücken und Historien" (12 Bde. Dresd. 1825—29) die romantische Saite wieder an und bildete sich zum Theil nach E. T. A. Hoffmann, den er in manchen Stücken, wie in „Eps, der Zwiebelkönig", wirklich mit Glück nachahmte. Er war nicht ohne Phantasie und hatte ein besondres Talent für humoristische Auffassung des bürgerlichen Lebens. Der Dramatiker Chr. Ernst Freih. v. Houwald ist in seinen historischen Novellen „Romantische Accorde" (Berl. 1817) und in seinen „Erzählungen" (Dresd. 1819) allzu sentimental, dagegen ist er in seinen der Jugend gewidmeten Schriften, in dem „Buch für Kinder gebildeter Stände" (3 Bde. Lpz. 1819—24) und in den „Bildern für die Jugend" (3 Thle. Eb. 1828—29) durchaus vortrefflich. Eine große Fruchtbarkeit entwickelte G. Chn. W. Asmus Döring aus Kassel (1789—1833), und es wurde dieselbe allerdings von einem nicht gewöhnlichen Talent der Darstellung unterstützt, wogegen es ihm an Reichthum der Erfindung fehlte. Seine „Phantasiegemälde" (12 Bde. Ff. 1822—33) fanden längere Zeit zahlreiche Leser. Auch versuchte er sich nicht ohne Glück im historischen Roman, in welchem er sich nach W. Scott bildete („Das Opfer von Ostrolenka", 3 Bde. Ff. 1832). Eine eigenthümliche Gattung behandelte der Däne Lauritz Kruse aus Kopenhagen (geb. 1778) in seinen „Kriminalgeschichten" (6 Bde. Hamb. 1826), bei denen er zwar das dämonische Element öfters mehr als billig hervortreten ließ, die aber, weil sie meist auf der Wirklichkeit beruhen, vielfaches psychologisches Interesse gewähren. Nicht ohne Werth sind die „Sagen und romantischen Erzählungen" (3 Bde. Berl. 1825—28) von H. Fr. L. Rellstab aus Berlin (geb. 1799); größeren Ruf erwarb er sich jedoch durch seinen in eine spätere Zeit fallenden Roman „1812" (4 Bde. Lpz. 1836), obgleich in demselben der allerdings mit großer Wahrheit dargestellte Stoff nicht zur poetischen Einheit und Gestaltung gelangt. Wie in seinen epischen Dichtungen zeichnet K. Gli. Prätzel in seinen „Kleinen Romanen und Erzählungen" (4 Thle. Lpz. 1822) kleinstädtische Verhältnisse mit leichtem Humor ins Lächerliche; wogegen K. Weichselbaumer in den „Abendbildern" (Bamb. u. Würzb. 1822) romantisirende Stoffe schwerfällig behandelt. Fr. Mosengeil aus Schönau bei Eisenach (1773—1839) gab in den „Reisegefährten" (3 Bde. Ff. 1825—27) eine Sammlung von Novellen heraus, die oft sentimental anklingen. — Wie das größte Talent sich verirren kann, wenn es sich von der künstlerisch-schönen Form abwendet und die Willkür der Phantasie schrankenlos walten läßt, sehen wir bei Leop. Schefer. Seine Novellen tragen alle Keime zur höchsten Vollendung in sich, und dieselben entwickeln sich mit der größten Ueppigkeit und Lebenskraft, aber der Dichter weiß sie nicht zu ziehen und, abgesehen daß reiches Unkraut neben den schönsten Pflanzen aufschießt, verwildern diese auch selbst. Schefers Novellen gleichen einem Urwald mit unerschöpflichem Reichthum an Bäumen, Blüthen, Früchten und Schlingpflanzen, der aber eben wegen dieses Reichthums den Menschen unzugänglich ist. Man hat Schefer oft mit Jean Paul verglichen, und allerdings bietet er manchen Vergleichungspunkt mit jenem großen Dichter, der auch bedeutenden Einfluß auf seine poetische Entwickelung gehabt hat, aber es herrscht doch eine Grundverschiedenheit zwischen ihnen: in Jean Paul herrscht das Gemüth, in Schefer phantastische Mystik vor, daher ist Jean Paul nur stellenweise, Schefer im Ganzen dunkel. Es sind zwei Seiten vorzüglich, welche ihn oft ungenießbar machen, der Mangel an Plan und der Styl. Die Entwickelung in seinen Novellen ist nicht eine von den Begebenheiten und Charakteren herbeigeführte Nothwendigkeit, sondern sie wird durch die augenblickliche Stimmung des Dichters bedingt, daher so viele Schwankungen in der Ausführung zu bemerken sind. Was den Styl betrifft, so hat man ihn oft gesucht genannt, aber mit Unrecht, denn darin liegt eben der größte Fehler im Style Schefers, daß er nicht sucht, nicht wählt, sondern den ersten besten phantastischen Ausdruck gebraucht, ohne zu überlegen, ob sich sein Gedanke nicht klarer, anschaulicher darstellen ließe. So sind seine Novellen in Plan und Darstellung verworren, formlos, selbst im vollsten Sinne des Wortes barock. Es ist dies aber ein wahres Unglück, denn, wie gesagt, es liegen in ihnen alle Keime zur höchsten Vollendung. Schefer hat eine äußerst glückliche und bewegliche Phantasie, er besitzt eine unerschöpfliche Fülle von Ideen, eine seltene Beobachtungsgabe und reiche Menschenkenntniß, wenige Dichter kennen das weibliche Herz so gut als er; er hat einen unerschöpflichen Witz, er ist reich an Erfindung, und beinahe jede seiner Novellen bietet die glücklichsten und wirkungsvollsten Situationen dar — aber alle diese Vorzüge verschwimmen in der Ausführung bis zur Unkenntlichkeit. Unter seinen Novellen, welche theils einzeln, theils in besondern Sammlungen („Novellen", 5 Bde. 1825—30; „Neue Novellen", 4 Bde. Eb. 1831—35), theils endlich in den „Ausgewählten Werken" (12 Bde. Berl. 1845) erschienen, erwähnen wir „Die Künstlerehe", in welcher er das häusliche Leben des großen A. Dürer schildert und das innere Glück des von seiner Frau geplagten Künstlers mit lebendigen Farben zeichnet. In der „Göttlichen Komödie in Rom" erzählt er die Lebensgeschichte des genialen Philosophen Giordano, der bekanntlich von der römischen Inquisition dem Scheiterhaufen überliefert wurde. Diese Novelle ist mit großer Liebe gearbeitet, da der Dichter in seinem Helden manche Aehnlichkeit mit seinem eigenen Wesen finden mochte, und so findet die Mystik des Italieners in dem deutschen Dichter einen vortrefflichen Darsteller. „Die Deportirten" gehören zu

seinen besten Erfindungen, während „Unglückliche Liebe" und so auch „Der Zwerg" viele wirkungsvolle Situationen enthalten. Mehrere seiner Novellen („Palmerio", „Der Gekreuzigte", „Die Perserin", „Der Sklavenhändler") führen uns in den Orient, den er aus eigener Anschauung hatte kennen lernen, und den er mit großem Glücke darstellt, indem er die poetischen Keime in der Natur des Landes und in dem Leben des Volks stets zu finden und mit Geschick zu entwickeln versteht. Eine spätere Novelle „Achtzehn Töchter" (Berl. 1847) zeichnet sich durch gesunden und reichen Witz, so wie durch richtige Charakterzeichnung aus, bietet in der Ausführung aber zu viel Seltsames dar. Wir fügen noch hinzu, daß Schefer sich in der „Gräfin Ulhlefeldt" (2 Bde. Berl. 1834) auch im historischen Roman versucht hat. — Im gewöhnlichen Gleise bleibt G. Nic. Bärmann in seinen Erzählungen und Märchen, die er nebst Gedichten unter dem Titel „Papiere aus meiner bunten Mappe" (Berl. 1826) herausgab. Der äußerst fruchtbare Ph. W. G. Aug. Blumenhagen aus Hannover (1781—1839) hat in seinen zahlreichen Novellen häufig historische Stoffe behandelt und, wie Tromlitz, vorzugsweise die Zeit der Reformation zu seinen Darstellungen gewählt. Es fehlt ihm nicht an Erfindungsgabe, er besitzt hinlängliche Gewandtheit der Darstellung, auch versteht er seine Gestalten lebendig zu zeichnen, aber sein Talent ist beschränkt, daher er sich beinahe immer in den nämlichen Erscheinungen bewegt und seine Darstellung in Manier ausartet („Sämmtl. Schriften" 25 Bde. Stuttg. 1836—40). David Schiff aus Hamburg (geb. 1806) gab eine Sammlung von Novellen heraus, deren Titel „Höllenbreughel" (Lpz. 1826) schon die Haltung anzeigt. Weniger originell, aber sicherer und gewandter ist der früher schon genannte Fr. Halirsch in seinen „Novellen und Geschichten" (Brünn 1827). K. Adolf Suckow aus Münsterberg (1802—47) schrieb unter dem Namen Posgaru „Liebesgeschichten" (Berl. 1828), welche wegen ihrer gefälligen und zur Reflexion sich neigenden Darstellung bei ihrem Erscheinen Tieck zugeschrieben wurden; seine späteren Schriften „Germanos" (Ebd. 1830) und „Novellen" (Ebd. 1832) stehen an Gehalt und Form den „Liebesgeschichten" nach. Leichte und gewandte Darstellung zeichnen die „Novellen" (4 Thle. Berl. 1828—30) des unglücklichen Daniel Leßmann aus Soldin in der Neumark aus (1794—1831), der sich auch im Roman nicht ohne Glück versuchte („Luise von Halling" (2 Thle. Berl. 1827). Von dem Dramatiker Ed. H. Gehe besitzen wir „Historische Novellen und Erzählungen" (2 Bde. Lpz. 1830—32) und einen geschichtlichen Roman „Das Schloß Perth und die Pulververschwörung" (Eb. 1835), die von gründlichen Studien zeugen, in denen aber die Anschaulichkeit in der Breite der Darstellung untergeht. Wie in allen seinen Schriften ist L. Bechstein in seinen „Märchenbildern und Erzählungen" (Lpz. o. J.) und in seinen „Erzählungen und Phantasiestücken" (4 Bde. Stuttg. 1831) u. a. Novellensammlungen liebenswürdig, gemüthvoll und gewandt. „Die Fahrten eines Musikanten" (3 Bde. Schleusingen 1836—37), welchen die Lebensgeschichte des leider verstorbenen Arztes, Philhellenen und Musikers Elster zu Grunde liegen, erfreuen durch Tiefe und Wahrheit der Auffassung, so wie durch den Reichthum des Inhalts. Wie Blumenhagen, so bildete sich auch K. Adolf Wachsmann aus Grünberg in Schlesien (geb. 1787) nach Fr. v. Witzleben („Novellen und Erzählungen", 21 Bde. Lpz. 1830—1842). Von ungleich größerem Talent ist Ferd. Gust. Kühne aus Magdeburg (geb. 1806), der jedoch mit seinen meisten und besten Productionen nicht mehr hiehergehört („Novellen". Berl. 1831) und so fällt auch von Julius Mosen nur die zugleich an Jean Paul, Hoffmann und Chamisso erinnernde Novelle „Georg Venlot" (Lpz. 1831), von Ed. Duller nur „Berthold Schwarz" (Stuttgart 1832) in das Bereich unserer Darstellung.

Wir gehen zur Uebersicht der Leistungen im Gebiete der Sage und des Märchens über, die sich ebenfalls vielfacher Bearbeitung zu erfreuen gehabt haben. Bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrh. wurde das Märchen viel häufiger behandelt als die Sage, später trat das umgekehrte Verhältniß ein, doch erst recht auffallend in der Zeit, die außerhalb dieser Besprechung liegt. Wir werden über die bedeutendsten Bearbeiter dieser Gattungen, nämlich Musäus, Göthe, Tieck, Fouqué, Benzel-Sternau, E. T. A. Hoffmann und die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm ausführlicher sprechen, andre haben wir schon oben bei den andern Gattungen der Prosadichtung erwähnt, weshalb wir einfach darauf verweisen; es sind Aug. Sam. Gerber, Heyne (Ant. Wall), W. Adf. Lindau, C. W. Salice-Contessa, Siegfr. Mahlmann, Aug. Fr. Freih. v. Steigentesch, Jos. v. Baczko, G. Lotz, L. Rellstab, Oehlenschläger, Bärmann, Hauff und L. Bechstein. Von den Frauen, die sich in dieser, wie in den schon besprochenen oder noch zu besprechenden Gattungen versucht haben, werden wir in der den Frauen gewidmeten Uebersicht handeln. Wie man auf die Märchenwelt vorzüglich durch die morgenländischen Märchen aufmerksam gemacht worden war, die zuerst durch die Franzosen bekannt wurden, so ist es erklärlich, daß eines Theils dieselben übersetzt und sodann vielfältig nachgeahmt wurden. Von den Uebersetzungen und Bearbeitungen der orientalischen Märchen erwähnen wir „die Tausend und eine Nacht", übersetzt von J. H. Voß (6 Bde. Brem. 1781—85), „Phantasus, tausend und ein Märchen" von J. Ch. L. Haken (4 Bde. Berl. 1802—03), „Die Märchen der Scheherazade, neu erzählt", von F. Chph. Weisser (6 Thle. Lpz. Dyck. 1809—12, „Neue tausend und eine Nacht, aus d. Arab. übers. von Chavis und Cazotte", verdeutscht von Ch. A. Wichmann (5 Bdchn. Dresd. u. Lpz. 1790—92), „Tausend und eine Nacht, z. erstenm. vollständ. übers. von Max Habicht, Fr. H. v. d. Hagen und K. Schall (15 Bdchn. Berl. 1824—25. Ferner „Tausend und ein Tag oder die schönsten Blumen des Morgenlandes", übers. v. Sal. Schorch; „Tausend und ein Tag", übers. v. Fr. H. v. d. Hagen (10 Bde. Prenzlau 1827) und Amb. Thd. Hartmann's „Asiatische Perlenschnur, od. d. schönsten Blumen des Morgenlandes" (2 Thle. Berl. 1800). Unter den Märchendichtern finden sich gar manche, die sich bei ihren Erfindungen von orientalischen Vorbildern leiten ließen, ja sehr häufig versetzten sie die von ihnen erzählten Wunder in das Mor-

genland selbst. Erst seit die Gebrüder Grimm die Herrlichkeit des deutschen Volksmärchens und der deutschen Volkssage nachgewiesen hatten, wurden diese mit Vorliebe bearbeitet. Da die Schriftsteller häufig Sage und Märchen zugleich behandelten, sehr oft auch zwischen den beiden Gattungen nicht unterschieden, so können wir sie auch nicht abgesondert darstellen. Wir werden nur zuerst von den Sammlungen sprechen, welche sich über die sämmtlichen Länder deutscher Zunge verbreiteten und dann diejenigen nennen, welche nur einzelne Länder betreffen.

Zu den Sammlungen der ersten Art gehören die „Sagen der Vorzeit" (7 Bde. Berl. 1787—98), welche G. Ph. L. Leonh. Wächter aus Uelzen im Lüneburgischen (1762—1837) unter dem Namen Veit Weber herausgab. Wächter suchte den zum Theil überlieferten Stoff mit dichterischer Freiheit zu behandeln, was ihm jedoch nicht gelang, da es ihm an poetischem Talent fehlte. Dagegen hatte er eine für die damalige Zeit sehr gründliche Kenntniß des deutschen Mittelalters, welche er so gut zu benutzen wußte, daß seine Darstellungen durchweg den Eindruck der historischen Treue machen. Uebrigens ist auch bei ihm, wie bei den Dichtern historischer Romane, der Einfluß von Göthe's „Götz" unverkennbar, dem er sich übrigens um so eher hingeben durfte, als er meist Stoffe aus der Zeit des Ritterthums behandelte. Mehr auf die eigentliche Sagenwelt sich beschränkend, gab J. Gust. Büsching „Volkssagen, Mährchen und Legenden" (Lpz. 1812) heraus, welche wegen ihrer treuen Aufzeichnung Lob verdienen. Nur vorübergehend erwähnen wir die „Abentheuer und Volksmährchen" (Quedlinb. 1811) von J. Fr. Cramer aus Quedlinburg (geb. 1780), die „Romantischen Wälder" (Berl. 1808) des schon oft genannten W. v. Schütz, so wie die „Märchen, Erzählungen und Anekdoten" (Ff. 1816) von F. Chp. Weisser; bedeutender sind die „Sagen und Volksmärchen der Deutschen" (Halle 1815) von Kasp. Fr. Gottschalk aus Sondershausen (geb. 1772), der sich auch durch seine Beschreibung der Ritterburgen und Schlösser Deutschlands ein nicht geringes Verdienst erwarb. Alle die bis jetzt Genannten wurden aber von dem stets kräftigen Ernst Mor. Arndt in den „Märchen u. Jugenderinnerungen" (Berl. 1818) weit übertroffen, der den naiven und gemüthlichen Ton des Märchens glücklich zu treffen wußte, worin ihm der gelehrte Fr. H. v. d. Hagen in seinen „Erzählungen und Märchen" (2 Bde. Prenzl. 1825—26) nicht gleichkommt, obgleich seine Auffassung und Darstellung immerhin Lob verdient. Wir nennen endlich noch F. A. Gh. Jarnack (1777—1827) wegen des „Aehrenkranzes deutscher Volksmährchen" (Berl. 1827) und die „Volkssagen, Erzählungen und Dichtungen" (2 Bde. Lpz. 1827) des Freiherrn L. v. Zedlitz, der mit dem berühmteren Dichter gleichen Namens nicht zu verwechseln ist.

Die Sagenforschung führt nur dann zu bedeutenden Ergebnissen, wenn sie sich auf besondre Länder und Landestheile beschränkt, dann aber bis in die verborgensten Winkel dringt. Dies ist freilich erst in der Zeit, die nicht mehr in den Kreis unserer Darstellung gehört, in großartigerem Maßstabe und mit dem glücklichsten Erfolg geschehen, aber auch während des vorliegenden Zeitraums finden sich sehr erfreuliche Anfänge, welche jedoch alle erst durch der Gebrüder Grimm Vorgang hervorgerufen wurden. Aloys Schreiber sammelte „Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes" (Heidelb. 1819), von denen zehn Jahre später eine vermehrte Auflage erschien; und auch N. Vogt (1756—1836) bearbeitete „Rheinische Geschichten und Sagen" (3 Bde. Ff. 1817—18). Von F. Ludloff (geb. 1774) besitzen wir „Thüringische Sagen und Volksmärchen", die freilich durch die späteren Arbeiten von L. Bechstein weit übertroffen wurden. J. K. Casp. Nachtigall (1753—1819) gab unter dem Namen Otmar „Volkssagen" (Brem. 1800) heraus, welche die Gegenden am Harz betreffen; „Mecklenburgische Sagen" (2 Hefte. Parchim 1820—22) haben wir von F. Gh. Pet. Studemund. Besonders glücklich erzählt sind die „Romantischen Sagen des Erzgebirgs" (3 Bde. Annab. 1822), welche Cw. Chn. Victorin Dietrich aus Grünhain (geb. 1783) in Verbindung mit A. Textor, d. h. Gotth. A. Weber (geb. 1774), herausgab. Von Dietrich allein sind die eben so lobenswerthen „Vaterländischen Sagen" (Meißen 1826). J. Gust. Büsching machte sich auch um den schlesischen Sagenkreis verdient in den „Sagen und Geschichten aus dem Schlesierthale und von der Burg Kinsberg" (Berl. 1824), so auch F. Minsberg in den „Oberschlesischen Sagen und Erzählungen" (Neisse 1829). Ueber Böhmen schrieben außer Karoline v. Woltmann, auf die wir unten zurückkommen, und A. Fr. Wenz. Griesel (geb. 1783) in dem „Märchen- und Sagenbuch der Böhmen" (2 Thle. Prag 1820) ganz besonders Wolfg. Adf. Gerle aus Prag (geb. 1778), welcher unter dem Namen Konr. Spät, gen. Frühauf, auch gelungene „Novellen, Erzählungen und Mährchen" (2 Bde. Lpz. 1821) herausgab; seine „Volksmärchen der Böhmen" (2 Bde. Prag 1819) sind vortrefflich erzählt. J. S. Slawick schrieb „Erzählungen nach Volkssagen aus Oesterr. Vorzeit" (Wien 1827) und Frz. Ziska (geb. 1788) „Oesterreichische Volksmärchen" (Wien 1822) in österreichischer Mundart. An diese schließen wir die „Mährchen der Magyaren" (Wien 1822) von G. v. Gaal und die „Magyarischen Sagen und Mährchen" des auch als Historiker bekannten Grafen J. Mailath aus Pesth (geb. 1786). Endlich erwähnen wir noch die „Volksmärchen aus Franken" (Nbg. 1827) von E. Veldegg und die „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz" (2 Bde. Bern 1815—22) von J. R. Wyß d. j. aus Bern (1781—1830).

Die Idylle hat in dem Maler Fr. Müller und in Frz. Xav. Bronner zwei glückliche Repräsentanten; außer ihnen sind aber nur wenige zu erwähnen, da die meisten Dichtungen dieser Gattung in metrischer Form geschrieben wurden. Neben dem kurz vorhin genannten J. R. Wyß erwähnen wir den Herzog Emil Leop. August von Sachsen-Gotha und Altenburg (1772—1822), dessen „*Κυλλένιον* oder Auch ich war in Arkadien" (Gotha 1805) freilich vom geistreichen Fr. Jacobs durchgesehen und zum Theil überarbeitet worden sein soll.

Die Parabel endlich hat Fr. W. Krummacher mit großem Glücke behandelt; von ihm spä-

ter. Zwanzig Jahre vor ihm hatte schon J. G. v. Herder höchst Bedeutendes in dieser Gattung geliefert, seine Dichtungen jedoch nicht Parabeln, sondern Paramythien genannt, nicht bloß deshalb, weil Paramythion eine Erholung heißt und noch die heutigen Griechen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit verkürzen, Paramythien nennen, sondern auch weil sie auf die alte Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen. Sie erschienen zuerst in der ersten Sammlung der „Zerstreuten Blätter" (Gotha 1785). Ihm nachstrebend schrieb auch Fr. Gleich aus Vogelsdorf in Schlesien (geb. 1782) „Paramythien" (Leipz. 1815). Durchaus lobenswerth sind ferner die „Parabeln" (Gießen 1822) des trefflichen Jugendschriftstellers J. Ferd. Schlez aus Ippesheim (1759—1839), noch besser aber die der gemüthreichen Agnes Franz „Parabeln" (Wesel 1829).

Diese Dichterin erinnert uns an die versprochene Uebersicht der Frauen, welche sich während des Zeitraums in irgend einem Zweige der Prosadichtung versucht haben; wir führen sie in chronologischer Ordnung vor, weil es von höherem Interesse ist, zu ersehen, wann die Frauen vorzüglich an der erzählenden Dichtung Theil genommen haben, als sich eine Uebersicht der Thätigkeit nach den verschiedenen Gattungen zu verschaffen.

Den zahlreichen Reihen eröffnet die berühmte Freundin Wielands, Sophie von la Roche, geb. Gutermann aus Kaufbeuern (1730—1807). Schon ihr erstes Werk, die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (2 Thle. Lpz. 1771), welche Wieland herausgab, erwarb sich vielseitigen Beifall. Sie hat darin die damals vorherrschende Manier Richardsons nachgeahmt, aber ihre Sentimentalität ist wahrer, als die der meisten gleichzeitigen Romanschreiber; dagegen sind die erzählten Vorgänge wenig wahrscheinlich, ja sogar abenteuerlich, was wir der Neigung ihres Geschlechts für Ungewöhnliches und Abenteuerliches zuschreiben würden, wenn wir dieselbe Erscheinung nicht auch bei so vielen männlichen Schriftstellern fänden. Mehrere Jahre später gab sie „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St**" heraus (3 Bde. Altenb. 1779—81); sie tragen denselben Charakter, wie das erste Werk. Ihre „Moralischen Erzählungen" (2 Bde. Mannh. 1782—84), ihre „Briefe an Lina" (3 Bde. Eb. 1785—97) und ihr „Schönes Bild der Resignation" (2 Bde. Lpz. 1795—96), Schriften, welche sämmtlich zwei und mehr Auflagen erlebten, zeugen von edler Gesinnung und wirkten günstig auf die weibliche Erziehung, für welche sie auch zunächst bestimmt waren. Während Sophie von la Roche mehr die allgemeinen Lebens- und Gemüthsverhältnisse des weiblichen Geschlechts darstellte, behandelte Friderike Helene Unger, geb. von Rothenburg, aus Berlin (1751—1813) in „Julchen Grünthal. Eine Pensionsgeschichte" (2 Bde. Berl. 1784) bestimmte Zustände ihrer Zeit mit großer Anschaulichkeit. Die als Schauspielerin, lyrische und dramatische Dichterin uns schon bekannte Sophie Albrecht, welche auch an den Romanen ihres Gatten Antheil hatte, bearbeitete die „Aramena" des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig (3 Thle. Berl. 1782—86), wodurch dieselbe (S. II, 430) allerdings ein für die Zeit passenderes Gewand erhielt. Zu den interessantesten Erscheinungen ist ohne Zweifel Christiane Benedictine Eugenie Naubert, geb. Hebenstreit, verw. Holdenrieder (1756—1819), zu zählen, welche trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit und des Rufs, den ihre Schriften ihr erwarben, doch so bescheiden blieb, daß selbst ihre nächste Umgebung Nichts von ihrer schriftstellerischen Thätigkeit wußte. Ja man erzählt sogar, daß, als ihr zweiter Gatte sich mit ihr verlobt hatte, er ihr einige ihrer Schriften zum Geschenk machte, ohne zu wissen, daß sie deren Verfasserin sei. Sie war namentlich im Gebiete des historischen Romans thätig, den sie mit großem Glück behandelte. Sie entwickelt darin mannigfaltige geschichtliche Kenntnisse und gute Auffassung der Zeitverhältnisse, besonders des Mittelalters. Bei einer reichen und lebendigen Phantasie zeigte sie klaren Verstand in der Composition ihrer Werke, die sich zudem durch die reinste Gesinnung und echte Weiblichkeit auszeichnet, wie sie denn auch eine vortreffliche Hausfrau war. Unter ihren äußerst zahlreichen historischen Romanen war „Friedrich der Siegreiche, Churfürst von der Pfalz" (2 Thle. Lpz. 1785) der erste; ihren Ruf gründete aber zunächst der darauf folgende „Walther de Montbarry" (2 Thle. Eb. 1786), so wie „Thekla von Thurn" (2 Thle. Eb. 1788), aus welchem Schiller Manches in seinen Wallenstein aufnahm. Auch „Hermann von Unna" (3 Th. Eb. 1788) erntete reichlichen Beifall. Wir können ihre übrigen, „Konradin von Schwaben", „Hatto Bischof von Mainz", „Gebhard Truchseß von Walburg", „Ulrich Holzer", „Elisabeth, Erbin von Toggenburg", „Walter von Stadion" u. v. a. m. nicht berühren, dagegen haben wir noch ihre „Neuen Volksmährchen der Deutschen" (5 Bde. Lpz. 1789—93) zu erwähnen, in welchen Musäus ihr Vorbild war, den sie öfters sogar durch die größere Natürlichkeit des Tons übertraf. Der Merkwürdigkeit wegen führen wir auch die Kaiserin Katharina von Rußland an, die eine morgenländische Erzählung „Obidah" (St. Petersb. 1786) u. a. m. schrieb. Christ. Soph. Ludwig, geb. Fritzsche, aus Ragwitz in der Provinz Sachsen (1764—1815) verfolgt in ihren allzubreit gehaltenen „Gemälden häuslicher Scenen" (4 Bde. Lpz. 1788—91) vorzugsweise sittliche Zwecke, was ihnen wohl auch das Glück einer zweiten Auflage (1801) erwarb. Joh. Isab. Eleon. v. Wallenrodt, geb. v. Koppy, aus Uhlstadt bei Orlamünde (1740—1829) ist mit ihren Romanen „Wie sich das fügt" (3 Thle. Lpz. 1793) und „Emma von Ruppin" (Eb. 1794) nur vorübergehend zu erwähnen, und auch Joh. Friderike Lohmann, geb. Richter, aus Wittenberg (1749—1811), obgleich gewandter in der Darstellung, hat sich in „Jakobine" (2 Thle. Lpz. 1794) nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben. Talentvoller war ihre Tochter Emilie Frid. Soph. Lohmann (1784—1830), die wir sogleich hier erwähnen; ihre „Winterabende" (Ruppin 1811), so wie ihre „Erzählungen" (2 Bde. Magdeb. 1820) gewähren eine angenehme Unterhaltung. Geistreicher und in jeder Beziehung bedeutender als beide war aber Therese Huber (1764—1829), Tochter des berühmten Philologen Heyne, welche nach dem Tode ihres ersten Mannes, des trefflichen G. Forster, den uns vielfältig bekannten L. Ferd. Huber heirathete. Sie war

vielseitig gebildet, hatte ihre Bildung aber mehr dem Leben und ihrem klaren Geist als ihrer Erziehung zu verdanken, daher sich ihre Schriften auch vorzüglich durch ihre praktische Bedeutung auszeichnen. Sie hat, wie in ihren Erzählungen, die von ihrem Sohne Victor Aimé Huber gesammelt und herausgegeben wurden (6 Thle. Lpz. 1830—33) fast ausschließlich das weibliche Geschlecht im Auge. Ob sie gleich mit ihrem zweiten Gatten sehr glücklich lebte, so war sie doch zur Ueberzeugung gekommen, daß die meisten Ehen den Frauen das Glück nicht gewährten, das sie als Mädchen erwartet hatten; sie glaubte, daß alle zarten Elemente des weiblichen Wesens, wie sie sich in der Jungfrau entwickelten, durch den nähern Umgang mit Männern zerstört würden; sie warnte daher in ihren Erzählungen vor Liebe und Ehe, wie in den „Ehelosen“ (2 Bde. Lpz. 1829) oder drang darauf, daß das Weib, auch wenn es durch die Umstände genöthigt würde, eine Ehe zu schließen, von vornen herein auf das Glück der Liebe in derselben verzichten solle, um wenigstens die Zufriedenheit zu retten. So geistreich die Erzählungen der Therese Huber auch gehalten sind, so machen sie doch einen unangenehmen Eindruck, weil die Tendenz derselben auf falschen Voraussetzungen beruht und mit der Natur des Weibes in dem entschiedensten Widerspruche stehen. Sie mögen daher eine tröstende Lectüre für alte Jungfern sein, die das Schicksal gezwungen hat, der Liebe und Ehe zu entsagen, werden auf jüngere Mädchen aber entweder keinen Eindruck machen oder, was freilich viel schlimmer ist, sie zu unnatürlicher Schwärmerei verleiten. — Wir können nun eine Reihe Dichterinnen zusammenfassen, welche, mit Göthe und Schiller in mehr oder weniger genauer Beziehung lebend, ihre dichterische Bildung hauptsächlich dem Einflusse dieser großen Männer verdankten. Weit weniger talentvoll als Therese Huber ist Charl. Soph. Luise Wilh. von Ahlefeld, geb. von Seebach, aus Stedten bei Weimar (geb. 1781), aber ihre Romane „Liebe und Trennung“ (Weißenfels 1798), „Marie Müller“ (Berl. 1799), so wie ihre „Gesammelten Erzählungen“ (2 Thle. Schlesw. 1822) erfreuen durch glückliche Auffassung und Darstellung der gewöhnlichen Verhältnisse des häuslichen Lebens. Von ungleich größerer Begabung war Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld, geschiedene von Beulwitz, aus Rudolstadt (1753—1847), die Schwester der Gattin Schillers, dessen Leben sie auf vortreffliche Weise dargestellt hat (2 Bde. Stuttg. und Tüb. 1830). Sie begann ihre dichterische Laufbahn mit dem Roman „Agnes von Lilien“ (2 Bde. Berl. 1798), der in Anlage und Ausführung so gediegen ist, daß viele Zeitgenossen, und darunter geschmackvolle Kenner der Literatur, Göthe'n für den Verfasser hielten. Doch ist dieser Roman so ganz von dem Geiste der edelsten und zartesten Weiblichkeit durchdrungen, daß es kaum begreiflich ist, wie man nicht sogleich auf eine weibliche Verfasserin rieth. Auch ihre „Erzählungen“ (2 Bde. Stuttg. 1826—27) und ein zweites größeres Werk „Cordelia“ (2 Bde. Lpz. 1840) geben Zeugniß von ihrer tiefpoetischen Auffassung des Lebens. Die uns schon bekannte Joh. Karol. Amalie Ludecus schrieb unter dem Namen Amalie Berg mehrere Romane, unter andern „Luise“ (2 Thle. Lpz. 1800), die von tiefer Kenntniß des weiblichen Herzens zeugen. Wenn auch mit einiger Unterbrechung der chronologischen Ordnung führen wir hier sogleich noch einige Dichterinnen an, die in diesen Kreis gehören. Amalie von Helwig, die wir früher als epische Dichterin haben kennen lernen, versuchte sich auch in der Prosadichtung; sie gab mit Fouqué das „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ heraus (2 Bde. Berl. 1812—17), dichtete die hübsche „Sage vom Wolfsbrunnen“ (Eb. 1814) u. a. m. Wilhelmine Gensicken oder Gensike, geb. Herz, aus Weimar (1779—1822) schrieb unter dem Namen Wilhelmine Willmar Romane, Novellen und Erzählungen, die durch Klarheit und Anmuth der Darstellung gefallen. Wir nennen von ihr nur die „Honorie“ (2 Thle. Meißen 1816) und die „Erholungsstunden“ (2 Thle. Lpz. 1823). Mehrere Sammlungen gab sie im Verein mit Amalia Curtius, Henriette Steinau und Elisab. Selbig heraus; so die „Hyazinthen“ (Chemnitz 1813) und die „Schmetterlinge“ (3 Samml. Meißen 1819—21). Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist Johanna Schopenhauer, geb. Trosina, aus Danzig (1766—1838). Ihr Roman „Gabriele“ (2 Bde. Lpz. 1819—20) und „Die Tante“ (2 Bde. Eb. 1823) bewegen sich in den höheren Lebenskreisen, die sie mit großer Wahrheit, wenn auch mit idealer Färbung, auffaßt. Gute Composition und glückliche Erfindung der Begebenheiten, so wie richtige Zeichnung und tiefe Durchdringung der Charaktere ist ihr in hohem Grade eigen, dagegen vermißt man in ihren Romanen die dramatische Lebendigkeit, da sie ihre Personen nicht eigentlich selbst hervortreten läßt, sondern ihre Handlungen, wie ihre Seelen- und Gemüthszustände nur als ihre eigenen Betrachtungen vorführt. Endlich ziehen wir die unglückliche Luise Brachmann noch hieher, die wir übrigens schon früher hätten nennen können. Ihr Ruf gründet sich zwar vorzüglich auf ihre lyrischen Dichtungen, doch hat sie auch im Gebiet der Novelle und Erzählung viel Gutes geliefert, und sie würde in dieser Gattung einen noch ungleich höhern Rang einnehmen, wenn sie weniger breit wäre. Sie gab unter Anderem „Romantische Blüthen“ (2 Thle. Wien 1817—23), „Novellen und kleine Romane“ (Lpz. 1819) u. m. A. heraus.

Zur chronologischen Ordnung zurückkehrend, erwähnen wir Carol. Auguste Fischer, geb. Venturini, aus Braunschweig (geb. 1772), die Gattin des oben genannten Chn. Aug. Fischer, mit „Gustavs Verirrungen“ (Lpz. 1801) nur vorübergehend, wogegen Sophie von Knorring (1775—1830), die Schwester L. Tiecks, welche in erster Ehe mit dessen Freund F. A. Bernhardi vermählt, aber von ihm geschieden worden war, wegen ihres reichen Talents größere Aufmerksamkeit verdient. Sie schloß sich in ihren Productionen ganz an die romantische Schule, namentlich an ihren Bruder an, wie denn ihre früheren Romane, darunter „Julie St. Albani“ (2 Bde. Lpz. 1801) sich zu ihrem letzten, „Evremont“ (3 Bde. Berl. 1837), den Tieck nach ihrem Tode herausgab, so verhalten, wie die ersten Prosadichtungen ihres Bruders zu seinen Novellen. Ob Friedr. Schlegels Gattin Dorothea Schlegel, die Tochter M. Mendelssohns, und geschiedene Veit aus Berlin (1770—1840), die Verfasserin des Romans „Florentin“

(Bd. 1. Lpz. 1801) ist, wie Manche behaupten, wagen wir nicht zu entscheiden. Sophie Brentano, geb. Schubert, geschiedene Mereau, von der wir schon bei der Lyrik gesprochen haben, verläugnete auch in ihren Romanen, unter welchen „Amanda und Eduard" (2 Thle. Ff. 1803) der beste ist, den Einfluß der romantischen Schule nicht. Auch Karoline Baronin de la Motte Fouqué, geb. v. Briest, geschiedene v. Rochow, aus Nennhausen (1773—1831) lehnte sich anfänglich an die Romantiker, doch wendete sie sich später zur Nachahmung Walter Scotts, freilich mit nicht großem Glück. Unter den Erzeugnissen der ersten Zeit ist „Die Frau des Falkenstein" (2 Th. Berl. 1810), unter den späteren besonders „Die Herzogin von Montmorency" (3 Thle. Lpz. 1822) zu erwähnen. Auch ihre „Kleinen Erzählungen" (Berl. 1811) und „Kleinen Romane" (2 Thle. Jena 1821) sind beachtenswerth. Noch vor ihr wäre Karoline von Woltmann, geb. Stosch, geschiedene Müchler, zu nennen gewesen. Mit nicht unbedeutendem Darstellungstalente begabt, gab sie eine große Reihe von erzählenden Schriften heraus, unter welchen die „Volkssagen der Böhmen" (2 Thle. Prag 1815) und die „Neuen Volkssagen der Böhmen" (Halberst. 1820) auszuzeichnen sind. Auch ihre Romane, z. B. „Die Bildhauer" (2 Bde. Berl. 1829), „Das Erbe" (Gera 1831) u. a. m. erheben sich über die gewöhnlichen Productionen. Eben so hätte Regina Frohberg, geb. (Rebecca) Salomon, geschiedene Friedländer, aus Berlin (geb. 1783) früher erwähnt werden können; sie gehört zu den talentvollsten Erzählerinnen, wie die „Luise" (Berl. 1808), „Die Brautleute" (Wien 1814) u. a. m. bezeugen. Wir nennen auch hier schon die mehrmals angeführte Wilhelmine Christine (Helmina) von Chézy, geb. von Klenke, geschiedene von Hastfer, da der Anfang ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, die sich bis über die Gränzen des Zeitraums erstreckte, schon mit dem Anfang des Jahrhunderts beginnt („Leben u. Kunst in Paris", 2 Bde. Weimar 1805—07). Sie ist glücklich in Erfindung und Entwickelung, dagegen tritt uns in ihren „Erzählungen und Novellen" (2 Bde. Lpz. 1822) und in ihren Romanen, unter denen wir „Emma's Prüfungen" (Heidelb. 1827) hervorheben, ein Ton entgegen, der hie und da an das Unweibliche streift. Der Roman „Wilhelm Dümont" (Lüneb. 1803) und die „Erzählungen" (Heidelb. 1823) von Karol. Paulus, geb. Paulus, aus Schorndorf (geb. 1767), die Gattin des eben so ehrenwerthen als berühmten Theologen, zeichnen sich durch feine Beobachtung des menschlichen Herzens aus; eben so verdient auch lobende Erwähnung „Eduard Montrefeuil" (Lpz. 1806) von Jul. Frid. Henr. Clodius, geb. Stölzel, die wir früher als Uebersetzerin genannt haben. Karoline Engelhard aus Kassel (geb. 1787), die Tochter der Dichterin Philippine Magdalene, entwickelte in ihren Romanen, unter denen wir „Juliens gesammelte Briefe" (4 Bde. Lpz. 1806—09. 3. Aufl. 1830) besonders hervorheben, eben so viel Geist als Gemüth. Eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen war Karoline Pichler, geb. von Greiner, aus Wien (1769—1843), welche sich in ihren Romanen nach verschiedenen Mustern bildete, zuerst nach Meißner und Feßler, später nach W. Scott und in einzelnen Schriften auch wohl noch Andre nachahmte, wie es ihr denn überhaupt an Sicherheit des Geschmacks fehlt; auch verfällt sie oft in Sentimentalität, immer in allzu große Breite. Einer ihrer ersten Romane „Agathokles" (3 Bde. Wien 1808), der in der Meißnerischen Weise behandelt ist, ist auch ihr bester; sie schildert darin in lebendigen und wahren Zügen den Gegensatz der christlichen und heidnischen Weltanschauung in den ersten Jahrhunderten des Christenthums und entwickelt mit großem Glück den Einfluß des Christenthums auf die Veredlung des menschlichen Geschlechts. Auch in ihren übrigen Werken erfreut sie durch sittlichen Ernst in der Auffassung der Lebensverhältnisse, doch ist sie darin oft zu beschränkt weiblich. In ihren historischen Romanen behandelt sie mit Vorliebe die Geschichte ihres Vaterlands, so in der „Belagerung Wiens von 1683" (3 Thle. Wien 1824) und in den „Schweden vor Prag" (3 Thle. Eb. 1827). Unter ihren „Kleinen Erzählungen" (15 Thle. der „Gesammelten Werke", 50 Bde. Wien 1828—32) sind viele, die in Erfindung und Darstellung gelungen sind. Weiblich zart sind die „Waldblumen" (Breslau 1809) der Gräfin Luise von Haugwitz, geborne von Rohr aus Daber bei Stettin (geb. 1782), die ihre schriftstellerische Thätigkeit bis in die zwanziger Jahre fortsetzte und sich insbesondre durch die Sage aus dem Riesengebirge „Der goldene Schleier" (Hirschb. 1821) viele Freunde erwarb. Amalia Curtius, geb. Kretzschmar, aus Dresden (geb. 1781), mit dem Schriftstellernamen Charlotte Amalia Eleonore Clarus, bewegt sich in den gewöhnlichen Verhältnissen des bürgerlichen und häuslichen Lebens, die sie mit klarem Verstand und zugleich mit Gemüth auffaßt und darstellt. „Antonie" (2 Thle. Kiel 1809) und „Die Flucht aus dem Vaterhause" (Lpz. 1815) mögen wohl ihre besten Romane sein. In ähnlicher Weise ist „Emma oder Liebe und Täuschung von Klara" (Berl. 1810) gehalten; doch ist die Verfasserin, Friderike Adelung (geb. 1783) weit weniger geistreich als die vorgenannte. Der Einfluß der Zeitverhältnisse ist in den Romanen „Die Katalonierin" (2 Bde. Berl. 1813) und „Zanina" (Lpz. 1827) von Julie Freiin von Richthofen, geb. Des Champs, aus Pillau in Ostpreußen (geb. 17?5) nicht zu verkennen; auch die Erzählungen, welche Sophie George, geb. Paalzow, unter dem Titel „Dichtung und Wahrheit von Sophien" (Gießen 1813) herausgab, lassen diesen Einfluß wahrnehmen. Als Jugendschriftstellerin verdient Karoline Stahl, geb. Dumpf, aus Oblenhof in Liefland (geb. 1782) wegen ihrer „Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Kinder" (Nbg. 1816) und ihrer „Mährchen" (Riga 1824) lobende Erwähnung, auch ihr Roman „Die Familie Müller" (Nbg. 1821) ist wegen seiner schönen Darstellung und seiner tiefsittlichen Haltung nennenswerth. Henr. Emilie Hübner, geb. Hermann (1794—1819) lieferte, wie schon erwähnt, unter dem Namen Henr. Steinau Beiträge zu den „Hyazinthen" und „Kleeblättern". Die als dramatische Dichterin bekannte Johanna Franul von Weissenthurn ist als Erzählerin („Graf Lohemburg", Wien 1819) unbedeutend.

Die bis jetzt genannten Dichterinnen fallen sämmtlich in die Zeit von 1771—1819, umfassen also einen Zeitraum von beinahe 40 Jahren; die

nachfolgenden gehören sämmtlich in die Zeit von 1820—1832, und wenn man sich erinnert, daß ein großer Theil der schon genannten ihre vorzüglichste Thätigkeit auch erst in dieser Zeit entwickelten, so ergibt sich, daß die Theilnahme der Frauen an der erzählenden Literatur in dieser kurzen Periode außerordentlich groß war, was wir übrigens mit der Bemerkung schon erwähnt haben, daß diese Erscheinung ein eigenthümliches Licht auf die ganze Zeit wirft. — Die meisten der zu erwähnenden Dichterinnen waren zugleich von außerordentlicher Fruchtbarkeit, so Charl. Eleon. Wilhelmine von Gersdorf, geb. von Gersdorf, aus Oberbellmannsdorf in der Oberlausitz (1768—1832), deren zahlreiche Romane schon durch ihren Titel, z. B. „Eternelle oder die Blindgeborne", „Mirabilis oder der Alte Ueberall und Nirgends", „Der Zigeunerraub" u. s. w. bezeugen, daß sie vorzüglich für das Publikum der Leihbibliotheken schrieb. Ein hübsches Talent der Erfindung entfaltete Henriette Fröhlich, geb. Rauthe (1768—1825), in „Virginia, oder die Kolonie von Kentucky" (Berl. 1820). Fanny Tarnow aus Güstrow (geb. 1783) schildert in den „Erzählungen" (Lpz. 1820) und in den „Lebensbildern" (Eb. 1824) mit Vorliebe die Leiden unglücklicher Liebe, und zeigt wie das jungfräuliche Herz veredelt aus den Lebenskämpfen hervorzugehen vermag. Auch versuchte sie sich, jedoch ohne besondres Glück, im historischen Roman. Lange eine Lieblingsschriftstellerin der weiblichen Lesewelt erschien eine „Auswahl ihrer Schriften" (15 Bde. Lpz. 1830). Die „Erzählungen" (2 Thle. Pesth 1820—23) und die „Neuen Erzählungen" (2 Th. Wien 1829) der Freiin Maria Elis. Hel. von Zay, geb. Freiin von Calisch, aus Ungarn (geb. 1779) waren in Oesterreich, und nicht mit Unrecht, sehr beliebt, während sie im übrigen Deutschland beinahe ganz unbemerkt blieben. Eines außerordentlich großen Beifalls erfreute sich Henriette Hanke, geb. Arndt (1783), welche das einfache Familienleben, wenn auch nicht mit tieferer poetischer Auffassung, doch mit großer Wahrheit und Lebendigkeit in der Ausführung darzustellen verstand. Ihre zahlreichen Werke, unter welchen wir „Die Pflegetochter" (Liegnitz 1821), die „Bilder des Herzens und der Welt" (4 Bde. Eb. 1822—25), „Die Perlen" (2 Thle. Hann. 1828) und „Die Schwiegermutter" (2 Thle. Eb. 1830) hervorheben, sind die Frucht reifer Beobachtung des Lebens, und zeugen von einem gesunden Sinn, der sich von Affectation und falscher Sentimentalität frei zu erhalten weiß. Nicht ohne Glück versuchte sich Soph. Frider. Elisab. Meyer aus Berlin (1778—1827) in der Erzählung und Novelle, im historischen und im Familienroman. Wir nennen „Das edle Haus der Sture" (Berl. 1821) und ihre „Gesammelten Erzählungen" (12 Bde. Lpz. 1829—31), die sie unter dem Namen Sophie May herausgab; man bemerkt an ihrer Darstellung, daß sie W. Scott auf sich wirken ließ, von dem sie Mehreres übersetzte. An Fruchtbarkeit beinahe alle überbietend, versuchte sich auch Amalie Emma Sophie Schoppe, geborne Weise, aus der Ostseeinsel Fehmern (geb. 1791) in den verschiedensten Gattungen des Romans und der Novelle. Aus ihren Schriften, die an 130 Bände umfassen, heben wir „Antonie oder Liebe und Entsagung" (Lpz. 1826), „Iwan oder die Revolution von 1762 in Petersburg" (2 Bde. Lpz. 1827) „Tycho de Brahe" (2 Bde. Lpz. 1839) und die „Gesammelten Erzählungen und Novellen" (3 Bde. Lpz. 1828—36) hervor. Am liebenswürdigsten ist sie aber in ihren Jugendschriften, z. B. den „Abendstunden der Familie Hold" (Hamb. 1823), den „Bunten Bildern aus dem Jugendleben" (Lpz. 1827) und vielen a. m. Auch Charlotte Thiesen aus Schwartau (geb. 1782) hat sich unter dem Namen Karoline Stille in ihren „Moralischen Erzählungen" (Heidelb. 1828) als Jugendschriftstellerin vortheilhaft bekannt gemacht. Gewöhnliches Mittelgut ist „Isabelle de Luyues oder die Halbgeschwister, ein Nachtstück" (Lüb. 1826) von Karoline Lessing, geb. Maitzen, aus Breslau (1780—1834), besser dagegen ihre historische Novelle „Sigbrit" (Hamb. 1830). Eine der liebenswürdigsten und ächt weiblichen Erscheinungen ist die schon genannte Agnes Franz, die weniger wegen ihrer Sammlung kleiner Erzählungen und Romane „Glyceron" (Schweidnitz (1823), als wegen ihrer „Volkssagen" (Lpz. 1830) und besonders wegen ihrer vortrefflichen „Parabeln" (Wesel 1829) zu erwähnen ist. Die „Erzählungen" (Lpz. 1823) von Josephine Perin von Gradenstein, geb. Freiin von Vogelsang, aus Brüssel (geb. 1779) sind nicht besonders bemerkenswerth, und die Schauspielerin Karol. Pfeiffer aus Stuttgart (geb. 1800), die sich seit ihrer Verheirathung Birch-Pfeiffer nennt, ist weniger durch ihre Romane und Erzählungen, z. B. „Gemälde aus Gegenwart und Vergangenheit" (4 Bde. Lpz. 1824), „Burton Castle" (2 Bde. Münch. 1834) bekannt geworden, als durch ihre Dramen, die jedoch erst in spätere Zeit gehören. Noch nennen wir Henriette von Montenglaut, geb. v. Cronstein (1768—1838) mit ihren „Erzählungen" (Berl. 1824) und ihren „Novellen, Erzählungen und Reiseskizzen" (2 Bde. Braunschweig 1830), Julie von Smith (1786—1806) mit ihren „Erzählungen" (Brünn 1824), Johanna Neumann, geb. Hiepe, aus Elbing, wegen ihrer „Erzählungen" (Danzig 1825) und ihrer historischen Romane „Blanka von Castilien" (2 Bde. Leipzig 1831) und „Konradin von Schwaben" (2 Thle. Eb. 1831); und auch die „Erzählungen" (Bern 1821) von Maria von Graffenried aus Bern, die „Novellen" von Elisab. Phil. Amalie Freiin von Hohenhausen, geb. von Ochs, aus Kassel (geb. 1791), erwähnen wir nur vorübergehend. An Geist und besonders an Kenntnissen werden sie alle von Therese Adolfine Luise Robinson, geb. v. Jakob, aus Halle (geb. 1797) übertroffen, deren Erzählungen („Psyche". Halle 1825) freilich das Unbedeutendste sind, was sie geschrieben, während ihre unter dem Namen Talvj übersetzten „Volkslieder der Serben" (2 Bde. Halle 1825—26) und ihr „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen u. s. w." (Lpz. 1840) ihr den wohlverdientesten Ruf erworben haben. Nicht ohne Interesse sind die „Erinnerungen aus meinem Leben in Erzählungen" (2 Thle. Ulm 1825—26) von Charlotte v. Witzleben, die sie unter dem Namen Charl. Wollmar herausgab, und auch die Frau Rothpletz, geb. von Meiß, aus Aarau, verdient wegen ihrer „Bilder des Lebens von Rosalie Müller" (2 Thle. St. Gallen 1827) Anerkennung, da sich in ihnen eine edle und zart-

fühlende Seele ausspricht. Noch könnten wir nennen Franziska von Stengel („Adrienne". 3 Th. Karlsr. 1829). Henriette Freese („Erzählungen und kleine Romane". Braunschw. 1826). Therese von Hülsen mit dem Schriftstellernamen Amalie von Selbt („Erzählungen". Berl. 1826), Maria Adolphi („Die Schwaneninsel". Lpz. 1827), Wilhelmine Lorenz („Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz und der gesundene Schleier. Zwei Erzählungen". Lpz. 1826), Hedwig Hülle, geb. Hoffmeyer („Herbstrosen". Bremen 1828), Amalie Huber („Häusliche Gemälde in Briefen" (Nbg. 1829), Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen („Novellen und Erzählungen". 2 Bde. Braunschweig 1829), Franziska Halden („Eigensucht und Eigenwille". Jena 1830), Louise Meyer („Der Liebe Recht und Sieg". Lpz. 1830), Sophie Frider. Karol. Luise Gräfin von Mensdorf, geb. Prinzessin von Sachsen-Coburg („Mährchen und Erzählungen". Mainz 1830) und manche andre; doch ist das Bisherige schon hinreichend, um ein Bild von der großen Theilnahme der Frauen an der Prosadichtung während der zehn oder zwölf letzten Jahre des gegenwärtigen Zeitraums zu geben.

Ehe wir von den Prosadichtungen scheiden, müssen wir auch noch einen Blick auf diejenigen Schriftsteller werfen, welche Satyren, oder solche Werke schrieben, bei denen nicht sowohl die Phantasie als der Witz und der Humor thätig waren. Wenn sie daher auch nicht zu den reinen Dichtungen gezählt werden können, so gehören sie doch noch weniger zu den didaktischen Werken, weil sie die Absicht zu belehren entweder gar nicht oder nur in untergeordneter Weise haben, sie vielmehr zunächst meist den Zweck haben, die Leser in ähnlicher Weise zu unterhalten, wie die eigentlichen Dichtungen, weshalb es denn aber auch erklärlich ist, daß die Phantasie nicht ganz ohne Einfluß auf solcherlei Schriften bleiben kann. Unter den hiehergehörigen Schriftstellern werden wir Matthias Claudius, Lichtenberg und Jean Paul näher besprechen, Andere sind schon im Verlauf der obigen Darstellung erwähnt worden, die übrigen, die alle an Geist und Talent weit unter den genannten stehen, wollen wir nur in rascher Uebersicht nennen. Zunächst tritt uns Fr. Ferd. Hempel aus Meuselwitz bei Altenburg (1778—1837) entgegen, in dessen „Nachtgedanken über das ABC-Buch" (2 Bde. Lpz. 1803) eine reiche Ader von Witz sich kundgibt. Die Zeit des Rückschritts nach den Freiheitskriegen rief einige Satyriker hervor, die zum Theil nicht ohne Einfluß auf die politische Bildung blieben; am wenigsten unter ihnen wirkte Thd. H. Friedrich aus Königsberg in der Neumark (1776—1819), dessen „Satyrische Feldzüge" (3 Hfte. Berl. 1814—16) nicht von einer entschiedenen Gesinnung beseelt werden und der zudem nicht selten ins Gemeine verfällt. Großartiger wirkten Jassoy aus Frankfurt mit seiner „Welt und Zeit" (4 Thle. Germanien [Berl.] 1816—18), in welcher Ernst und Satyre vortrefflich einander unterstützen, und Karl Heinr. Ritter v. Lang aus Balzheim in Schwaben (1764—1835), dessen „Merkwürdige Reise über Erlangen, Dresden, Kassel und Fulda nach Hamelburg" (11 Fahrten. München, später Ansb. u. Nürnb. 1818—1833) mit freiem, heitrem Humor geschrieben sind, aber zugleich die ganze Erbärmlichkeit der damaligen Verhältnisse recht lebendig zum Bewußtsein bringen. Nach Jean Paul gebildet, hat der originelle und geistreiche Gust. Thd. Fechner aus Groß-Sährchen in der Niederlausitz (geb. 1801) unter dem Namen Mises in der „Stapelia mixta" (Lpz. 1824), einer Sammlung humoristischer Aufsätze, und in der „Vergleichenden Anatomie der Engel" (Eb. 1825) und in andern Schriften einen reichen Humor und sehr glücklichen Witz an den Tag gelegt, dem die springende Darstellung gar wohl entspricht. Wir erwähnen endlich noch den Journalisten Moritz G. Saphir, von dem wir auch schon früher gesprochen haben. Auch er hat sich nach Jean Paul gebildet, doch nur eine Seite desselben entwickelt, diese aber freilich bis zur höchsten Virtuosität, nämlich das Wortspiel. Es ist dies aber auch bezeichnend für seinen Charakter; denn da diese Art Witz zwar eine gewisse Phantasie und Laune voraussetzt, vorzüglich aber doch auch auf ganz äußeren Verhältnissen beruht, so ist es begreiflich, daß der Schriftsteller, der sich auf diese Form beschränkt, mehr als jeder andre dem Zufall unterworfen ist, insofern nämlich, als ihm auch solche durch das besondere Wort gegebene Witze zuströmen, die mit seiner wahren Gesinnung in Widerspruch stehen. Ueberläßt er sich aber einmal solchen Einfällen (und er sieht sich bald dazu gezwungen, um sich die Quelle des Witzes frisch und lebendig zu erhalten), so muß er mit der Zeit auch gesinnungslos werden. Es ist bekannt, daß sich Saphir gerade in dem glänzendsten Zeitpunkte seiner literarischen Wirksamkeit in diesen Abgrund verlor. Saphirs Talent ist übrigens oft überschätzt worden. So treffliche Wirkung seine glücklich angebrachten Wortspiele auch machen, so wird doch eine Schrift, oder auch nur ein Aufsatz, der sich bloß in solchen bewegt, bald einförmig und langweilig. Und dann ist es mit den Wortspielen wie mit Sanchos Sprichwörtern: wenn man sich nur eine Zeitlang darin übt, so drängen sie sich jedem, selbst auch beschränkteren Talenten als Saphir, in Unzahl auf, während ein Anderer, der keine Uebung hat, eben so vergeblich darnach sucht, als Don Quixotte nach einem Sprichwort. Von seinen Werken erwähnen wir die Zeitschriften „Der Deutsche Horizont" (Münch. 1830—33) und die „Neuesten Schriften" (3 Bde. München 1832).

Wir könnten auch die Reisebeschreibungen von Heine hieherziehen, da auch in diesen die Phantasie und der freigestaltende Witz zum großen Theil als die eigentlichen Träger der Darstellung anzusehen sind; um sie aber von ähnlichen Erzeugnissen, in denen jedoch der reflectirende Verstand vorherrscht, nicht zu trennen, werden wir sie füglicher erst im folgenden Abschnitt besprechen, und wir gehen daher sogleich zur Darstellung der Haupterscheinungen im Gebiete der Prosadichtung über.

Johann Wolfgang von Göthe.

Wie in allen übrigen Gattungen der Poesie, so war Göthe, wie wir uns aus der vorangehenden Uebersicht erinnern, auch in der Prosadichtung anregend und bestimmend; doch stehen seine Leistungen in diesem Gebiete im Ganzen seinen lyrischen, epischen und dramatischen Erzeugnissen weit nach, nur Eines der hiehergehörigen Werke, und



Göthe's Haus in Weimar.

zwar gerade das erste, ist in jeder Beziehung vollendet, und erscheint als genialer Ausdruck seines hohen schaffenden Geistes, während in den späteren Romanen der Dichter und der Künstler nur zu häufig zurücktreten. Wenn irgend einem Kunstwerke die Bezeichnung als Wahrheit und Dichtung zukommt, so sind es „Die Leiden des jungen Werthers" (2 Thle. Lpz. 1774); sie erinnern uns lebhaft an jenen griechischen Künstler, der, um eine Venus zu bilden, die größten Schönheiten des Landes um sich versammelte, von jeder die schönste Einzelnheit entnahm und aus ihnen die bewundernswürdige Gestalt schuf, in der alle jene Einzelnheiten zur vollendetsten Harmonie vereinigt waren. In dieser Weise verfuhr auch Göthe, als er seinen Werther schuf, und zeigte dadurch schon damals den tief künstlerischen Sinn, den wir schon so oft zu bewundern Gelegenheit hatten, und der in späterer Zeit wohl gebildeter, aber nirgends kräftiger erscheint. Um aber die ganze Größe dieses Jugendwerks zu begreifen, muß man sich die Verhältnisse vergegenwärtigen, unter denen es entstand, und die verschiedenen Stoffe, die er darin vereinigte. In Wetzlar hatte er die Tochter des Amtmanns Buff, Charlotte, kennen lernen, die sogleich den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth machte. Zwar erfuhr er bald, daß sie mit dem Legationssecretär Kestner verlobt war, mit welchem er in freundlichen Beziehungen stand; doch mochte er wohl nicht glauben, daß seine Neigung zur glühendsten Liebe werden würde, weshalb er sich dem Glücke ihrer Unterhaltung sorglos hingab; später war die Leidenschaft so mächtig geworden, daß er sich ihr gleichsam willenlos überließ. Doch endlich raffte er sich auf; mit richtiger Erkenntniß der Gefahr, die für ihn und seine Lieben aus längerem Verweilen entstehen mußte, verließ er Wetzlar ohne persönlichen Abschied. Dagegen unterhielt er mit Charlotten und Kestner einen regen Briefwechsel, der nur durch das Erscheinen seines „Werther" eine Störung erhielt. Zu Göthe's Bekannten in Wetzlar gehörte ferner der junge Jerusalem, der Sohn des bekannten Geistlichen und Schriftstellers, doch ohne daß ein näheres Verhältniß zwischen ihnen Statt gefunden hätte. Jerusalem war seit längerer Zeit schwermüthig, und so konnte es kaum überraschen, daß eine demüthigende Ehrenkränkung, die er in Wetzlar erfahren hatte (es war ihm als Bürgerlichem der Zutritt zu den großen Gesellschaften des Adels untersagt worden), und dann die leidenschaftliche, aber unerwiederte Liebe zur Gattin des Gesandtschaftssecretärs Hardt, die er so wenig zu beherrschen wußte, daß ihm Hardt sein Haus verbot, ihn zu dem Entschlusse brachte, sich ein Leben zu nehmen, das ihm unerträglich geworden war, was er denn einige Wochen nach Göthe's Abreise von Wetzlar mit Hülfe einer Pistole ausführte, die er sich von Kestner unter dem Vorwand einer Reise geliehen hatte. So war es auch Kestner, von dem Göthe das Genauere über das unglückliche Ende des jungen Mannes erfuhr. — Als Göthe sich wieder in Frankfurt aufhielt, war er oft in dem Hause des Kaufmanns Brentano, der die liebenswürdige Maximiliane La Roche, die Tochter von Wielands Freundin, geheirathet hatte, aber bei seinem steifen, kalt abgemessenen Wesen der jungen Frau nicht behagen konnte, die seit ihrer frühesten Jugend an geistreichen Umgang gewöhnt war. So mußte das Verhältniß zwischen dem Ehepaar, namentlich aber für Maximiliane immer unbehaglicher werden, und sie fand nur in Göthe's belebendem Umgange Trost für ihre unglückliche Verbindung.

Diese Verhältnisse, welche wir so eben in den kürzesten Umrissen angedeutet haben, bilden die wesentlichen Elemente in „Werthers Leiden". Göthe's Liebe zu Charlotte Buff, der Selbstmord Jerusalems und der steife Pedant Brentano sind darin zur vollendetsten Einheit mit solcher Kunst dichterisch verschmolzen, daß eine Trennung derselben als unmöglich erscheint. In der ersten Hälfte ist Werther Niemand anders als Göthe selbst mit seiner schnell aufkeimenden und ihn beinahe verzehrenden Leidenschaft. Wir erkennen den Dichter in jedem bedeutsamen Charakterzug wieder, den er seinem Helden gibt, in der Liebe zur Natur und Poesie, in dem tiefen Aufgreifen der Verhältnisse, in der schnellen Erregbarkeit seines Wesens und in dem schöpferischen Wiedergestalten des Erlebten. Aber Göthe wollte in seiner Dichtung zeigen, wie der trefflichste Mensch zu Grunde gehen müsse, wenn er sich dem Zuge seiner Leidenschaften ohne Kampf überläßt; er selbst hatte sich, um dem Verderben zu entgehen (denn auch ihm waren Gedanken an Selbstmord aufgestiegen), von der Geliebten losgerissen, und so konnte er sein eignes Bild bei der weiteren Entwickelung nicht mehr gebrauchen. Er setzte den jungen Jerusalem an die Stelle, aber mit solcher schöpferischen Kraft, daß Niemand den Uebergang oder die Vertauschung der Persönlichkeit auch nur ahnte. Ja das gesammte Publikum war so sehr überzeugt, es stelle die ganze Dichtung das Leben und das Ende Jerusalems dar, daß Niemand an den Dichter selbst dachte. Und wiederum war Kestner, der freilich das Hauptverhältniß genauer kannte, so ganz der Ueberzeugung, der Dichter habe nur seine eigene Leidenschaft darstellen wollen, daß er sich dahin äußerte, Göthe habe sich in der Wirklichkeit viel größer benommen, als er sich im Werther darstelle. Freilich hatte der Dichter schon in der ersten Anlage den Charakter seines Helden so gehalten, daß sich alle Begebenheiten bis zur letzten nothwendig aus diesem Charakter erklären ließen. Kestner fühlte sich, als er den „Werther" von dem Dichter erhielt, tief verletzt, weil er ver-

muthete, in dem Albert der Dichtung sei er selbst und zwar in herabwürdigender Weise dargestellt. Aber auch dies war ein Irrthum, denn das Vorbild zu Albert war keineswegs Kestner, sondern jener Brentano, der Gatte der liebenswürdigen Maximiliane La Roche. Daß aber Göthe zum Verlobten und nachherigen Gatten seiner Charlotte nicht einen tüchtigen, in sich sicheren Charakter wählte, wie sein Freund Kestner war, zeugt wiederum von seinem tief poetischen Sinn. Gerade dadurch, daß Charlotte an einen so untergeordneten Menschen gefesselt ist, der im Vergleich zu dem geistreichen Werther so bedeutungslos und selbst widerwärtig erscheint, und daß sie trotzdem ihrer Pflicht unentwegt, ohne Schwanken getreu bleibt, verleiht ihrem Wesen den Reiz des Erhabenen, wir möchten sogar sagen des Heiligen, wie unter andern Umständen wenigstens in diesem Grade nicht zu erreichen gewesen wäre. Auch mit Rücksicht auf den Helden selbst war es nöthig, den Gatten Charlottens so zu charakterisiren, wie es geschehen ist. Als sich Kestner bitter beklagte, daß das elende Geschöpf von einem Albert ihn darstelle, antwortete Göthe, er habe es ja ihm, dem treuen Freunde, zu verdanken, daß er nicht Jerusalem geworden sei. „Wenn ich noch lebe," schrieb er ihm, „so bist du's, dem ich's danke, — bist also nicht Albert" —

Diesen mannigfaltigen, ja oft sich selbst widersprechenden Stoff hatte Göthe mit der vollendetsten dichterischen Freiheit und Kunst zu einem Gemälde voll Einheit gebildet; er hatte, wie ein ächter Künstler, Alles dem Leben der Wirklichkeit entnommen, diese aber zur poetischen Schönheit gestaltet. Und wie schon die unübertreffliche Anlage und Verbindung des Stoffs, so zeugt auch die geniale Ausführung von ächt dichterischem Sinn. Obgleich sich in dem ganzen Werke kein einziges Wort findet, aus welchem man vermuthen könnte, daß dem Dichter die bewußte Absicht vorgeschwebt habe, die Charaktere psychologisch zu entwickeln, so kann doch keine Dichtung so gerechten Anspruch auf den Namen eines psychologischen Romans machen, als der „Werther". Zuerst legt uns der Dichter den Charakter seines Helden aus einander, wir lernen ihn mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, mit seiner Liebe zur Natur, zur Poesie und zur Einsamkeit, mit seiner Neigung zur Schwermuth und Schwärmerei kennen. Er zeigt uns, wie bei alledem im Herzen des Jünglings eine größere Leere und Erwartung sei, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben weiß, die ihn aber mit Mißbehagen erfüllt. In dieser Stimmung lernt Werther Charlotten kennen; er fühlt, daß diese allein die Leere seines Herzens ausfüllen, daß durch sie erst sein Leben Zweck und Bedeutung erhalten könne. Der Dichter eröffnet uns die geheimsten Falten des menschlichen Herzens; er zeigt uns in den herrlichsten Gemälden das tiefe Entzücken der aufkeimenden Liebe, er zeigt uns, wie sie sich zuerst in das Herz des unbefangenen Jünglings einschleicht, wie sie mit jedem Tag emporwächst, bis sie zur verzehrenden Leidenschaft wird. Zwar versucht dieser, wenn auch nicht sie zu bekämpfen, doch ihr durch Entfernung vom geliebten Gegenstand die Nahrung zu nehmen; allein sein Gemüth ist so gereizt, daß Alles ihn verwundet, was ihn unsanft berührt, und als in den neuen Verhältnissen, die er aufgesucht, sein Ehrgefühl auf rohe Weise verletzt wird, hat er die Kraft nicht mehr, diese Beleidigung zu ertragen. Er fühlt, daß es die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe ist, die ihm alle Lebenskraft raubt, und so reift der Entschluß in ihm, sich ein Leben zu nehmen, von dem er Nichts mehr zu erwarten hat. Nicht weniger vortrefflich sind in dieser Entwickelung die untergeordneten Züge, wenn überhaupt von solchen gesprochen werden kann. Wie bedeutsam z. B. ist es, daß Werther, der auch ein ausübender Künstler, ein Maler ist und daher die Natur mit hoher objectiver Sicherheit auffaßt, unter allen Dichtern den Homer zu seinem Liebling erwählt hat, in Folge seiner getrübten Stimmung aber von dem klaren Griechen zum düsteren nebelhaften Ossian übergeht. Und solcher Züge könnten noch eine große Menge angeführt werden, wenn es der Raum gestattete.

So großartig die künstlerische Verbindung und Gestaltung des Stoffs, so tief psychologisch die Entwickelung der Charaktere und der Begebenheiten ist, die mit mathematischer Sicherheit durchgeführt wird, so liegt doch die größte Bedeutung der herrlichen Dichtung in der Ausführung des Einzelnen, in der wunderbar schönen Darstellung, in der lebenswarmen Sprache. Und in der That, nie ist die Leidenschaft mit solcher überwältigender Wahrheit dargestellt worden. Es ist die unmittelbarste Sprache des Herzens, die uns mit unwiderstehlichem Zauber erfüllt; jeder Ausdruck quillt unmittelbar aus der tiefsten Tiefe der Seele und dringt eben so unmittelbar in die unsrige. Und dabei tritt Alles in der vollendetsten Klarheit vor unser Gemüth, Nichts verliert sich, wie es gerade bei deutschen Dichtern so häufig ist, in den Nebel unbestimmter Empfindung, die sich in übersinnlichen Worten oder unklaren Bildern einen Ausdruck sucht. „Die Sprache Göthe's im Werther", sagt der geistreiche französische Uebersetzer Leroux, „ist auch dann, wenn sie hochpoetisch ist, so klar als die des Voltaire." „Man kann diese Dichtung", fügt er hinzu, „beinahe wörtlich in ganz correctes Französisch übertragen *)."

Die Wirkung, welche die „Leiden des jungen Werthers" sogleich bei ihrem Erscheinen hervorbrachte, mußte selbst den Dichter überraschen, ob er gleich schon durch seinen „Götz" an begeisterte Aufnahme seiner Dichtungen gewöhnt war. Und in der That, diese Wirkung war ungeheuer; nicht bloß Deutschland, beinahe ganz Europa, war von der neuen Erscheinung elektrisirt. Allerdings fand die herrliche Dichtung in der vorherrschenden Sentimentalität, die damals das ganze deutsche Leben erfüllte, einen fruchtbaren Boden; aber dies allein erklärt die unbeschreibliche Wirkung nicht, die sie hervorbrachte; ihr Grund liegt ganz vorzüglich in der oben entwickelten Trefflichkeit des Werks. Denn selbst die kältesten Gemüther wurden von ihm zur Bewunderung hingerissen. Unter den vielen Stimmen, die sich damals darüber aussprа-

*) Es ist die Uebersetzung deutscher Werke ins Französische überhaupt ein vortreffliches Mittel, die Klarheit der Gedanken zu erproben. Man versuche z. B. Göthe's „Dichtung und Wahrheit" zu übersetzen, und man wird sich über die Menge der unbestimmten, beinahe nebelhaften Ausdrücke wundern, die darin vorkommen.

chen*), erwähnen wir nur den trefflichen Garve. „Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen", schreibt er an seinen Freund Weisse, „und sie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat. Dieses Einzige ist schon ein großes Verdienst des Werkes in meinen Augen, weil ich so lange fast durch keine anderen Leiden, als durch meine eignen stark gerührt worden bin." Welch herrlicheres Zeugniß könnte wohl einer Dichtung gegeben werden, als dieses, daß der Leidende seine Schmerzen darüber vergessen habe!

Während Göthe in seinen dramatischen Werken beinahe mit jedem neuen Stück größer wurde, ist dagegen sein erster Roman auch ohne Vergleich sein bester, und die nachfolgenden sinken dagegen immer tiefer. So sind schon „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (4 Bde. Berl. 1795—96), die doch viel größere Ansprüche machen, als „Werthers Leiden", weit weniger genial als diese. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen und Göthe selbst hat es bekannt, daß die häufigen Unterbrechungen, unter denen das Werk nur langsam vorrückte, demselben wesentlich geschadet haben, da er nicht im Stande gewesen war, das Ganze zu übersehen, weshalb es auch weit hinter seiner Idee zurückblieb. Göthe sagte einmal zu Eckermann: „Man sucht einen Mittelpunkt darin, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich Etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die bloß für den Begriff ist." Aber er hat eben eine solche Tendenz gehabt, die bloß für den Begriff ist, und das ist es gerade, was das Kunstwerk als solches vernichtet. Das reiche, mannigfaltige Leben, das sich allerdings darin entfaltet, geht neben dieser Tendenz verloren. Daß Göthe aber eine solche Tendenz gehabt hat, ist unzweifelhaft; er wollte zunächst seine Kunst- und Weltbetrachtungen darin niederlegen, dann sollte der Roman zeigen, wie der an sich tüchtige, aber charakterschwache Mensch durch die Kunst und die Welt zur Selbstständigkeit erzogen werden könne. Nun ist es aber dem Dichter keineswegs gelungen, diese zweifache Tendenz in solcher Weise künstlerisch zu gestalten, daß sie in die epische Darstellung aufgegangen wäre; vielmehr tritt sie immer scharf und störend hervor. Er hat dabei zwar den äußeren Schein gerettet, indem er seine Kunst- und Lebensansichten den handelnden Personen zuschreibt, auch glückliche Situationen herbeiführt, in welchen die Personen Gelegenheit haben, ihre Ansichten zu entwickeln; allein es ist doch immer nur Schein, und in der That, wenn Wilhelm oder Laertes über Hamlet, wenn der Abbé oder Jarno und Natalie über das Leben sprechen, so hören wir aus ihren Worten doch immer den Dichter selbst heraus. Schiller machte schon die Bemerkung, daß Göthe mehr **für** den Schauspieler als **über** denselben schrieb, und Göthe fand diesen Einwand so begründet, daß er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, einen großen Theil „des Gewäsches" strich. Aber es kam hier nicht auf das Mehr oder Weniger an, sondern auf die Auffassung: diese ist nach wie vor dieselbe geblieben. Durch das Ganze weht ein Hauch unepischer Reflexion, die den Sinn gefangen hält und ihm nicht erlaubt, sich der Darstellung des „reichen Menschenlebens" recht zu freuen. Dies gibt sich schon in der Entwickelung der Charaktere kund, worin übrigens Göthe seine hohe Meisterschaft wieder bewährt. Es sind nämlich alle Personen zwar mit kräftig ausgeprägter Individualität ausgestattet, aber, mit Ausnahme etwa von Mignon, Philine und dem Harfenspieler, tritt diese Individualität nur im Allgemeinen und Ganzen hervor, nicht aber auch im Besondern, namentlich nicht in ihren Reden, welche sich in auffallender Eintönigkeit bewegen, so daß man nur immer den Dichter aus ihnen heraushört. Was den Plan des Romans betrifft, so scheint es, als ob Göthe entweder von Anfang an keinen festen gehabt oder ihn im Verlauf der Bearbeitung verändert habe; man stößt öfters auf Stellen, bei denen es unzweifelhaft ist, daß sie erst später eingeschoben wurden, um manches Nachfolgende zu motiviren, das der Dichter Anfangs gar nicht vorausgesehen hatte. Aber während ähnliche Zusätze bei andern Dichtungen Göthe's so vollkommen mit dem Uebrigen verbunden sind, daß man die spätere Verkittung in keiner Weise bemerkt, erkennt man die bei „Wilhelm Meister" meist auf den ersten Blick, daran nämlich, daß sie an der Stelle, wo sie eingefügt sind, nicht recht passen wollen, und man sie weder aus dem Früheren, noch aus der gegenwärtigen Lage der Dinge genügend erklären kann. Ein solcher Zusatz ist z. B. der an sich widerliche nächtliche Besuch Philinens bei Wilhelm, der offenbar nur erdacht und eingeschoben wurde, um die späteren Gemüths- und Leibeszustände der unglücklichen Mignon zum Theil zu begründen. Es wird recht klar, daß es sich also verhält, da schon kurz vorher der Ansatz zu einer ähnlichen Situation gemacht war, der ohne Zweifel ebenfalls erst spätere Einschiebung ist, und auf den wirklichen Besuch vorbereiten sollte. Die dem Dichter sonst so eigenthümliche Compositionskunst scheint ihn bei der Bearbeitung Wilhelm Meisters überhaupt ganz verlassen zu haben. Dies erkennen wir auch an der breiten Episode, die unter dem Namen der „Bekenntnisse einer schönen Seele" bekannt ist und das ganze sechste Buch einnimmt. So vortrefflich diese Episode an sich ist, so hängt sie doch nur an beinahe unmerklichen Fäden mit dem Ganzen zusammen, und erscheint durchaus nicht als nothwendig, weder mit Rücksicht auf die Begebenheiten, noch in Beziehung auf die Charaktere. Es ist bekannt, daß der Dichter in dieser Episode einer alten mütterlichen Freundin aus der Jugendzeit, dem edlen und frommen Fräulein von Klettenberg, ein Denkmal setzen wollte; in der Ausführung aber erkennen wir die geniale Kraft nicht wieder, mit welcher er im „Werther" die mannigfaltigsten Erscheinungen zur lebenswarmen Einheit verschmolzen hatte. Doch kann man am Ende dem Dichter das Recht, Episoden einzuflechten, im vollsten Umfange gestatten und selbst solche, die keinen andern Zweck haben, als den Gang der Erzählung zu unterbrechen, damit dieselbe dann um so frischer und lebendiger wieder beginnen könne;

*) Es ist beinahe kein bedeutender Mann, der nicht von dem Eindruck berichtet hätte, den „Werthers Leiden" auf ihn gemacht; wir erwähnen nur Lessing, J. G. Sulzer, Claudius, Fr. H. Jacobi, Wieland, Fr. L. Stolberg und den oben angeführten Garve.

und so läßt sich die Einflechtung der „Bekenntnisse" noch einigermaßen rechtfertigen; man kann sogar vergessen, daß die ihnen zum Grunde liegende Tendenz allzu offen vorliegt. Dagegen läßt sich nach unserer Ansicht die Einführung der geheimen Gesellschaft und des mysteriösen Thurms am Schlusse des Werks durch Nichts rechtfertigen. In der That ist in dieser Erscheinung so ziemlich Alles unbefriedigend. Sie ist nicht sowohl geheimnißvoll als vielmehr unklar und nebelhaft. Man gelangt weder zu einem klaren Blick in ihren Bestand, noch in ihre Absichten, noch in ihre Thätigkeit. Und wo diese Thätigkeit sich am bedeutendsten zeigt, nämlich in Bezug auf den Helden der Dichtung, erscheint sie ohne alle innere und äußere Begründung. Es will uns nicht einleuchten, warum diese bedeutenden Männer sich so ausschließlich mit dem an sich und im Leben doch unbedeutenden Wilhelm beschäftigen, und zwar so, daß sie ihn sogar auf die Bühne begleiten, ihm bei seinen theatralischen Unternehmungen behülflich sind, ob sie ihn gleich von der Bühne abziehen wollen. Ueberhaupt hat das öftere Zusammentreffen der Männer des geheimen Bundes mit Wilhelm nicht bloß den Schein des Zufalls, wie es doch eigentlich sein sollte, wenn sie ihn in der That leiten und erziehen wollten, sondern es ist dieses Zusammentreffen wirklich nur zufällig. Wie ganz anders, wie viel wahrer erscheint das Treiben der geheimen Verbindung in Schillers Geisterseher! So tritt uns, wir wiederholen es, Alles nicht geheimnißvoll, sondern unklar und unmotivirt entgegen, und so entbehren, um nur Eines zu erwähnen, die Rollen in den mit Drahtgittern versehenen Schränken des Saals im geheimnißvollen Thurm aller innern Begründung, ja sie haben etwas Komisches, und bei den Aufschriften „Lotharios Lehrjahre", „Jarnos Lehrjahre" u. s. w. erinnern wir uns unwillkürlich an jene Fläschchen im „Rasenden Roland", in denen der Verstand der Menschen aufbewahrt wird.

Die „Lehrjahre" sollen, wie schon gesagt, den Zweck haben, in anschaulicher Weise darzustellen, wie der Charakter des Menschen sich durch das Leben zur Selbstständigkeit entwickelt. Aber wie wenig ist dieser Zweck erreicht. Finden wir den Helden des Romans nicht noch am Schlusse eben so, ja noch mehr schwankend und durch äußere Einflüsse bestimmbar als am Anfange? Ist er nicht bis beinahe zum letzten Augenblick entschlossen, sich mit Theresen zu vermählen, ob er gleich Natalien liebt? und nur der Zufall, daß sich beweisen ließ, es sei Therese nicht die Tochter der Frau, welche als ihre Mutter galt, und es stehe somit ihrer Verbindung mit Lothario Nichts mehr entgegen, befreit ihn von einem Bündniß, das ihn unglücklich gemacht hätte; er selbst ist aber in der That nur das Spielzeug in den Händen der Andern, und selbst bei seiner Verlobung mit Natalie ist er eigentlich vollkommen unthätig.

Wir könnten noch Manches anführen, was sich bei einem Kunstwerk als tadelnswerth erweist. Als solches ist insbesondre das Ueberflüssige zu bezeichnen, und Ueberflüssiges tritt uns häufig entgegen. Wir wollen nicht einmal die breite Erzählung Wilhelms von seinen Puppenspielen erwähnen, über welche Marianna einschläft, und die auf den Leser kaum einen andern Eindruck macht; sie läßt sich dadurch rechtfertigen, daß sie wesentlich dazu beiträgt, die Eigenthümlichkeit Wilhelms zu veranschaulichen, und sie ist insofern vollkommen begründet, wenn man ihr auch eine weniger breite Ausführung wünschen möchte. Es liegt aber zu offen, daß Göthe bei dieser Schilderung sich von der Erinnerung an seine eigene Kindheit zu dieser Breite verführen ließ und dabei seinen Helden eigentlich vergaß, wie dieser bei der Erzählung seine Geliebte vergessen hatte. Dagegen scheint uns unter Anderm die lang ausgesponnene Beschreibung von Lotharios Besuch bei Margareten, einer alten Liebschaft desselben, durch Nichts entschuldigt werden zu können, da diese ganze Episode weder zur Förderung der Begebenheiten, noch auch zur größeren Veranschaulichung von Lotharios Charakter beiträgt.

Göthe bleibt aber überall Göthe, und bei allen diesen Mängeln, die wir hier zu entwickeln versucht haben, enthält der Roman so viele glückliche und geniale Einzelnheiten, daß wir, wenn er von einem andern Dichter herrührte, kein Bedenken tragen würden, diese herauszuheben, und die Mängel nur in untergeordneter Weise anzudeuten; bei einem Dichter wie Göthe ist aber stets nur der höchste Maßstab anzulegen, und es muß die Beurtheilung von einem ganz andern Gesichtspunkte ausgehen, als bei Schriftstellern dritten oder selbst zweiten Rangs. Wir enthalten uns daher, die einzelnen Schönheiten der Dichtung besonders hervorzuheben; sie sind so großartig und bedeutend, daß sie jedem aufmerksamen Leser von selbst sich aufdringen.

Die „Lehrjahre" haben unzweifelhaft einen großen Einfluß auf die weitere Entwickelung des deutschen Romans gehabt, aber nach unserer Ansicht keinen günstigen. Die didaktische Luft, die durch denselben weht, verbreitete sich bald über die ganze Gattung; das wahrhaft Gute und Schöne darin, die plastisch anschauliche Entwickelung der meisten Charaktere, die im Einzelnen oft geniale Composition, mit Einem Worte alles wirklich Großartige und künstlerisch Vollendete blieb unverstanden, und man blieb an der Tendenz kleben. So ward „Wilhelm Meister" die Quelle namentlich der sogenannten Kunstromane, denen sich die rein didaktischen bald anschlossen.

Noch weit ungenügender sind „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (3 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1821 ff.), eine Fortsetzung der „Lehrjahre", die sich zu denselben beinahe in derselben Weise verhält, wie der zweite Theil des „Faust" zum ersten. In diesem Roman herrscht die Idee übermäßig vor und drängt die epische Entfaltung auf den kleinsten Maßstab zurück. Es ist nicht zu läugnen, daß Göthe darin die tiefsten Ansichten über das Staatsleben und die bürgerliche Gesellschaft ausgesprochen hat, daß er darin in prophetischer Weise die Ideen entwickelt hat, welche beinahe ein halbes Jahrhundert später die Welt bewegten, daß er manche dahin gehörige Frage in überraschender Weise gelöst hat, auf deren praktische Lösung man noch heute voll Schmerzen wartet. Aber wenn dies dem Buch auch eine hohe philosophische und historische Bedeutung zuweist, so ist dasselbe dagegen als poetisches Gebilde durchaus verfehlt. Die „Wanderjahre" erscheinen beinahe nur als Träger und Rahmen einer Reihe von

Novellen, die einen großen Theil des Ganzen bilden, und auch poetisch das Bedeutendste sind.

Vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, stehen „Die Wahlverwandtschaften" (2 Thle. Tüb. 1809) ohne Zweifel viel höher, ob wir uns gleich auch mit „Ottiliens Tagebuch" nicht versöhnen können, welches uns als ein nur zu wohlfeiles Mittel erscheint, der epischen Entfaltung des Charakters zu entgehen. Göthe sagte selbst von diesem Roman, daß er das einzige Product von größerem Umfange sei, wo er sich bewußt sei, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben. So ganz richtig ist diese Bemerkung wohl nicht, denn auch in den „Lehrjahren" und besonders in ihrer Fortsetzung, den „Wanderjahren", ist die didaktische Tendenz nicht zu verkennen. Auch führen wir diese Stelle aus Eckermanns Gesprächen vorzüglich wegen der nachfolgenden Bemerkung an. „Der Roman", fügt er nämlich hinzu, „ist dadurch für den Verstand faßlicher geworden, aber ich will dadurch nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre!" (Eckermann 3, 173). Dies ist ohne Zweifel die beste Charakteristik, die man von den „Wahlverwandtschaften" geben kann; Göthe hat es selbst gefühlt, daß er darin gegen seine Natur von der Idee ausgegangen ist, was er sonst so streng tadelte, und diese auf dem Wege des poetischen Schaffens zur sinnlichen Anschaulichkeit zu bringen suchte. Vergleichen wir den Roman mit den auf ähnlichem Wege entstandenen Dichtungen Schillers, so werden wir leicht erkennen, daß dieser unendlich mehr Kraft besaß, die Idee zu gestalten als Göthe, obgleich derselbe ohne Zweifel doch auch mancherlei Lebenserfahrungen und Erlebnisse zum Grunde legte, wie denn die „Wahlverwandtschaften" schon deshalb auch bedeutend sind, weil sie das Leben der höheren Stände während der französischen Unterdrückung zur Anschauung bringen. Göthe war offenbar durch seine naturhistorischen Studien zur Bearbeitung der „Wahlverwandtschaften" angeregt worden, es haben dieselben deshalb auch eine zu dogmatische Haltung erhalten, die das freie, frische Leben oft niederdrückt. Es ist daher ganz verfehlt, diesen Roman mit dem „Werther" zusammenstellen zu wollen, da ihm gerade Alles abgeht, was jenen so bewunderungswürdig macht. Während in diesem jede Zeile der lebendigste und wahrste Ausdruck des tiefsten Seelenlebens ist, erscheinen die „Wahlverwandtschaften" als eine fortwährende Sophisterei des reflectirenden Verstandes.

Durch die „Wahlverwandtschaften" wurde jene Reihe von Romanen hervorgerufen, die man als Ehe- oder sogar als Ehebruchsromane bezeichnet. Zwar kommt es darin nicht zum wirklichen Ehebruch, aber wir müssen mit Jean Paul sagen: „Das ideelle Ehebrechen darin gefällt mir nicht, reelles wäre viel sittlicher (Brief an Knebel v. 24. März 1810). Schon in den „Lehrjahren" sind die Geschlechtsverhältnisse in einer Weise dargestellt, die sich poetisch nicht immer rechtfertigen läßt und daher auch unsittlich erscheint. In den „Wahlverwandtschaften" ist dies noch in höherem Maße der Fall. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß Eduard den Grafen in tiefer Nacht in das Schlafgemach der Baronesse führt, also den gemeinen Kuppler macht; selbst die Hauptbegebenheit ist widerlich, da es sich nicht um die naturgemäße Leidenschaft junger Leute handelt, da vielmehr die Hauptpersonen gereifte Männer und, mit Ausnahme Ottiliens, ältere Frauen sind, deren Empfindungen nicht in das Gebiet der reinen Liebe gehören, sondern sich als unedle Triebe nach sinnlicher Wollust darstellen. Das Verhältniß Eduards zu seiner Gattin ist nicht nur widerlich, es ist auch unwahr. Er hatte in seiner Jugend Charlotte geliebt, hatte aber, durch Umstände genöthigt, eine andere reiche und ältere Frau geheirathet. Auch Charlotte hatte sich mit einem andern Mann vermählt, welchem sie eine Tochter geboren hatte. Diese war zur Zeit, die der Dichter uns vorführt, sechszehn Jahre alt, so daß ihre Mutter damals doch schon hoch in den Dreißigen stand, und Eduard doch wenigstens vierzig Jahre alt sein mußte. Beide waren durch den Tod, er seiner Gattin, sie ihres Mannes, frei geworden, und so erneuerten sie den Jugendbund, wenn auch nicht mit der ehemaligen Leidenschaft, doch mit freundlicher und tiefer Zuneigung. Sie vermählten sich und zogen sich auf das Landgut Eduards zurück, wo sich ihnen eine heitere Thätigkeit eröffnete. Wie ist es nun denkbar, daß sie, deren Verbindung nicht auf einer raschauflodernden Leidenschaft, sondern auf glücklicher Uebereinstimmung der Gemüther beruhte, plötzlich einander entfremdet, daß beide zugleich von glühender Liebe zu Andern erfaßt wurden? Es wäre schon gewagt, wenn unter den angegebenen Verhältnissen nur der eine oder der andere Theil in solchen Irrweg gerathen wäre, aber daß es bei beiden zugleich der Fall war, daß es sogar nur kurze Zeit nach ihrer Vermählung geschah, ist geradezu undenkbar, und hier kann auch das Einmischen einer mysteriösen Wahlverwandtschaft nicht retten. Es ist offenbar, daß hier nicht das Herz, nicht die Leidenschaft, sondern eine gemeine sinnliche Aufregung vorherrscht. Wie sehr dies der Fall ist, geht aus vielen Einzelnheiten klar hervor; wir erwähnen nur die nächtliche Zusammenkunft Eduards mit seiner Gattin, welcher ein Kind entsproßte, das Ottiliens Augen und des Hauptmanns Gesichtszüge hatte. Auch die Entwickelung der Begebenheit ist widerlich, weil der Knoten nicht sowohl eine Lösung findet, als vielmehr durch den ganz unnatürlichen Selbstmord Ottiliens zerhauen wird, der einzigen unschuldigen Gestalt im ganzen Roman. Es war die Wahl des Stoffs somit ein vollkommener Mißgriff des Dichters, den er auch durch die glücklichste Ausführung nicht wieder gut machen konnte.

Erfreulicher sind seine Novellen und Erzählungen, welche meist in größere Werke eingeflochten sind. Die früheren bilden den wesentlichsten Theil in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", welche er zuerst in den „Horen" (1795) veröffentlichte. Göthe wollte darin, wie er an Schiller schrieb, eine Art von Tausend und eine Nacht, d. h. eine Reihe von Erzählungen liefern, von denen jede wieder eine andre hervorrufe. Doch ist dieser Gedanke später zurückgetreten, und es lassen sich die „Unterhaltungen" in ihrer Anlage eher mit Boccaccio's Decamerone vergleichen, denn wie bei diesem, so vereinigt sich auch hier eine Gesellschaft, um durch heitere oder ernste Gespräche die unglückliche Zeit zu überwinden, dort die Zeit der Pest, hier die

der Revolution, welche die Sprechenden von ihrer Heimat entfernt hatte. Diese Form ist seitdem in Deutschland öfters nachgebildet worden, am geistreichsten von Tieck in dem „Phantasus", dann von Hoffmann in den „Serapionsbrüdern". Die Gespräche in den „Unterhaltungen" sind deshalb interessant, weil sie uns lebendig in jene Periode versetzen, und uns zugleich tiefe Blicke in die politischen Gesinnungen des Dichters werfen lassen, die, wie wir uns schon überzeugt haben, keineswegs so engherzig und beschränkt aristokratisch waren, als man so oft wiederholt hat. Die darin aufgenommenen Novellen sind unstreitig die besten, die Göthe geschrieben, sie bewahren den epischen Charakter durchgehends, während bei den späteren oft die Reflexion vorwaltet, die auch in die Tieck'schen Novellen überging. Als Spukgeschichte ist „Die Sängerin Antonelli" vortrefflich; die Geschichte des berühmten Bassompierre hat etwas Unheimliches, das nicht in der Begebenheit selbst liegt, sondern in der Ungewißheit, die über dieselbe verbreitet ist. Glücklich entwickelt ist „Das Familiengemälde", aber den ersten Rang nimmt ohne Zweifel „Der Procurator" ein. Die Novelle ist einer französischen Erzählung nachgebildet, aber der Dichter hat auch hier seine öfters erwähnte Meisterschaft, vorhandene Dichtungen zu künstlerischer Vollendung zu gestalten, auf das Glänzendste beurkundet. Während bei dem Franzosen die junge Frau nur deshalb ihrem Manne treu bleibt, weil dieser zur rechten Zeit ankommt, wird sie bei Göthe durch die verständige Behandlung des Procurators zu edleren Gesinnungen geführt. Eine andre Novelle „Die wunderlichen Nachbarskinder", findet sich in den „Wahlverwandtschaften"; mehrere Novellen sind den „Wanderjahren" einverleibt, waren aber zum Theil schon früher veröffentlicht worden, so „Das nußbraune Mädchen" und „Der Mann von funfzig Jahren". Auch die sogenannte „Löwennovelle", deren Stoff Göthe lange vorher als episches Gedicht unter dem Titel „Die Jagd" hatte bearbeiten wollen, sollte zuerst den „Wanderjahren" beigefügt werden, da sie sich aber von den dort mitgetheilten durch die klare epische Haltung wesentlich unterscheidet, unterließ er es. Diese gehört unstreitig zu seinen bedeutendsten Productionen, und überhaupt zu den trefflichsten Poesien dieser Gattung.

Noch haben wir die Märchen kurz zu besprechen, welche Göthe verfaßte. Das eine, „Der neue Paris", welches er in „Dichtung und Wahrheit" mittheilt, hatte er als Knabe gedichtet, und seinen Spielgenossen erzählt. Daß er es erst so lange Jahre nachher aus dem Gedächtniß auffsetzte, hat natürlich auf die Darstellung den größten Einfluß ausgeübt, weshalb ein innerer Widerspruch zwischen dem Stoff und der Form sichtbar bleibt. Ein andres Märchen, „Die neue Melusine", findet sich in den „Wanderjahren" und bildet eine der schönsten Episoden derselben; es erscheint uns dieses Märchen, das im J. 1807 gedichtet wurde, beinahe als Vorläufer der ähnlichen Dichtungen E. T. W. Hoffmanns. Das berühmteste Stück dieser Gattung ist das „Märchen von der Schlange", das den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" beigegeben ist. Man hat diese Dichtung vielseitig gepriesen, namentlich wegen ihres tiefen Sinnes; es möchte dieses Lob aber schon deshalb nicht gerechtfertigt erscheinen, weil jeder Ausleger einen andern Sinn darin findet. Dann muß aber jede allegorische Dichtung (und eine solche ist nach Göthe's eigenen Aeußerungen das Märchen ohne allen Zweifel) auch an sich, abgesehen von dem in ihm liegenden tieferen Sinn, ein in sich abgeschlossenes, sinnlich anschauliches Bild gewähren; dies ist jedoch bei diesem Märchen nicht der Fall, vielmehr wird man bei jedem Schritt gezwungen, nach der Bedeutung der verschiedenen Gebilde zu fragen, wodurch das rein ästhetische Wohlgefallen vollständig zurückgedrängt wird.

1. Aus den „Leiden des jungen Werthers".

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehmals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 12. Oktober.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaus't vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlass'nen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlichglühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.

2. Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahren".

(Zweites Buch. Achtes Kapitel.)

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als sie das Licht niedergesetzt hatte, bat sie ihn zu erlauben, daß sie ihm heute Abend mit einem Kunststücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, besonders da er nicht wußte, was es werden sollte. Allein er konnte diesem guten Geschöpfe nichts abschlagen. Nach einer kurzen Zeit trat sie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den sie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ sie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, stellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das sie darauf holte, machte die Absicht deutlicher. Künstlich abgemessen schritt sie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewissen Maßen die Eier aus einander, dann rief sie einen Menschen herein, der im Hause aufwartete und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrument in die Ecke; sie verband sich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem sie Tact und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andre fortschleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk, lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig, und in sanften Stellungen mehr feyerlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand was er schon für Mignon gefühlt in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie, und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: Deine Farbe! Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thüre hinaus.

Von dem Musicus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

3. Aus den „Wahlverwandtschaften".

(Zweiter Theil. Dreizehntes Kapitel.)

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte schon und duftete feucht um den See. Ottilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen sieht sie gegen sich über, nur ein Wasserraum trennt sie von dem Pfade, der sogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit sich mit dem Kinde auf's Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie fühlt nicht daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr, nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles in's Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwinden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrte ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um desto größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt niemanden am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, jemanden zu sehen! Von allem abgesondert schwebt sie auf dem treulosen unzugänglichen Elemente.

Sie sucht Hülfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstages hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Musselingewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum erstenmal dem freien Himmel; zum erstenmal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälteten ihren Busen bis in's innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hülflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Matthias Claudius.

In seinen prosaischen Schriften entfaltet Matthias Claudius den männlichen Charakter, den wir in seinen lyrischen Dichtungen haben kennen lernen (S. 60). Er ist vor Allem tief gemüthlich und von einer liebenswürdigen Heiterkeit, die sich oft zu erfreulichem Humor gestaltet, dabei offen, wahr und redlich. Doch ist er nicht ohne gewisse Affectation, die je länger je mehr sichtbar wird. Diese zeigt sich namentlich in dem zu offen sich

hervordrängenden Streben nach Natürlichkeit und volksthümlicher Sprache, wodurch er gerade unnatürlich und geziert wird. Zwar liegt das Volksthümliche und Naive in seinem Wesen, aber es lassen sich eben nicht alle Verhältnisse naiv auffassen, und wenn man es doch durchsetzen will, so entsteht ein Widerspruch zwischen Inhalt und Form, der immer unangenehm berührt. Seine prosaischen Schriften, welche er nebst seinen Liedern in den „Werken des Wandsbecker Boten" (12 Thle. Hamb. 1775—1812) gesammelt herausgegeben hat, sind durchgehends von kleinem Umfang und meist sind die kleinsten auch die besten. Sie sind mannigfaltiger Art und würden ihrem Inhalte nach beinahe ohne Ausnahme zur didaktischen Prosa zu rechnen sein, doch erscheinen sie wegen ihrer freien, humoristischen Form eher als Erzeugnisse der frei sich bewegenden Phantasie. Alle werden von dem lebendigsten Glauben getragen, der sich um so glücklicher fühlt und einen um so wohlthätigeren Eindruck macht, als sich nirgends nur die geringste Spur des Schwankens oder Zweifelns kundgibt. Es liegt in seinem Glauben etwas so kindlich Wahres und Heiteres, daß wir uns mächtig zu diesem liebenswürdigen Gemüth hingezogen fühlen; aber leider verschwindet diese Kindlichkeit, diese unbewußte Hingebung mit der Zeit immer mehr und wird zum affectirten Pietismus oder zum nebelhaften Mysticismus, der eben so sehr abstößt, als jene reine Gläubigkeit anzog.

Claudius ist dadurch von Bedeutung für die Literatur geworden, daß er die Bestrebungen seiner großen Zeitgenossen anerkannte und dieselben in seiner Weise unterstützte. Wie frei sein Blick und sein Urtheil war, erkennen wir namentlich aus den Recensionen, welche er in seinem „Wandsbecker Boten" veröffentlichte; er war gleich empfänglich für die religiös-nationale Dichtung Klopstocks, wie für die klaren Darstellungen Lessings, für die dunkeln, aber anregenden Schriften Hamanns, für die neuen, umgestaltenden Ideen Herders, wie für die genialen Poesien Göthe's, dessen „Werther" er mit dem klarsten Gefühl auffaßte. So unterstützte er Herder in seinen Bestrebungen für die Volkspoesie, die seiner Natur ohnedem zusagte.

Seine kleinen Aufsätze, die sich am liebsten über religiöse Gegenstände, über das Verhältniß der Menschen zu Gott, über Tod und Unsterblichkeit verbreiten, oder auch seine Empfindungen über die Herrlichkeiten der Natur, so wie über das Glück des beschränkten idyllischen Lebens darstellen, sind Meisterwerke in ihrer Art; ihr Ausdruck ist so wahr, so innig, er stammt so unmittelbar aus dem Herzen, daß sie die höchste Wirkung hervorbringen. Die tief in ihm lebende Ueberzeugung, daß in Gott allein die Quelle aller Seligkeit liege, daß die Hingebung an den Allmächtigen die höchste Weisheit sei, mußte ihm die sich selbst überhebende Gelehrsamkeit als einen verderblichen Irrthum erscheinen lassen. Aber statt, wie die geistlichen Zeloten, die Bestrebungen der Gelehrten zu verdammen, suchte er bei seinem von Natur mildem Sinne die Richtigkeit derselben auf dem Wege des harmlosen Spottes zu zeigen. Die dahin gehörenden Aufsätze sind nicht weniger trefflich als die einst gehaltenen; sie erfreuen durch Feinheit der Beobachtung, durch ihre Fülle von heiteren und witzigen Einfällen und durch die meist ächt naive Sprache, so die „Chria" und noch manche andere. Wir achten den liebenswürdigen Wandsbecker Boten aber vorzüglich darum, weil er auch, wenigstens in den früheren Zeiten, als der Pietismus sein Herz noch nicht umschnürt hatte, entgegengesetzte Ansichten ehrte und, was noch bedeutsamer ist, weil er keine Furcht vor den abweichenden, selbst nicht vor den kühnsten Meinungen hatte. Während die Zeloten gegen Lessing Feuer und Flammen spien, als er die „Fragmente" herausgab, erkannte er darin die Absicht des trefflichen Mannes, zur tieferen Forschung anzuregen, die nothwendig zur Wahrheit führen müsse. Diese treffliche Beurtheilung Lessings findet sich in der „Audienz beim Kaiser von Japan", einem in Gesprächsform abgefaßten Aufsatze, der sich auch über andere Verhältnisse, über Poesie, Staatsverfassung u. s. w. in geistreicher Behandlung verbreitete.

1. Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.

„Bin auch auf Unverstädten gewesen, und hab' auch studirt. Ne, studirt hab' ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Collegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas, und führt über dies und das so allerley Reden, und das heißen sie denn dociren. Das auf der Hittschen saß, als ich d'rinn war, das war 'n Magister, und hatt' eine große krause Parüque auf'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so capitaler Freygeist sey, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran sein, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn's aus'm Mostschlauch gekommen wär; und demonstriren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fieng er nur so eben 'n bisgen an, und, eh man sich umsah, da war's demonstrirt. So demonstrirt er z. Ex. daß 'n Student 'n Student und kein Rinoceros sey. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rinoceros; nun ist aber 'n Student kein Rinoceros, denn sonst müßt 'n Rinoceros auch 'n Student sein; 'n Rinoceros ist aber kein Student; also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verständ sich von selbst, aber unser eins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding „daß 'n Student kein Rinoceros, sondern 'n Student wäre" sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Weil man auf Einem Fuß nicht gehn kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sei für Jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sey nur für ihn und seine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sei sein bescheiden Theil, nämlich das Andre Etwas das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist; und einen solchen zureichenden Grund müss' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt er, und, wenn einer 's umstößt, so geht alles über und drunter.

Denn kam er auf die Gelehrsamkeit, und die Gelehrten zu sprechen, und zog bei der Gelegenheit gegen die

Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurtheile von Alp, Leichdörnern, Religion ꝛc. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und käm ihm eine, Schnaps schlüg er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen todt. Ob, und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sey, aber ich gehe niemals durch'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Isop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — säh ich nur 'nmahl einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein ꝛc. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindseelige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeyen.

2. Die Leiden des jungen Werthers.

Erster und zweiter Theil. Leipzig, in der Weygandtschen Buchhandlung 1774.

Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Thränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Graßbank machen, daß man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast; so hebe den Kopf frölich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

3. Aus der „Audienz bey'm Kaiser von Japan".

Der Chan. Die Welt ist, wie ich höre, sich überall gleich. So wird's auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen.

Asmus. Herr Lessing hat noch ganz neuerlich in seinem vierten Beytrag verschiedene Zweifel eines Ungenannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig sind. Er hat sie aber widerlegt.

Der Chan. Hat er sie widerlegt?

Asmus. Nicht eben förmlich; denn er ist unpartheiisch.

Der Chan. Herr Lessing gehört doch auf die Bank der Philosophen?

Asmus. Ich wollte aber doch rathen, daß Ew. Maj. ihm lieber seinen eignen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke, und sitzt sie alle nieder.

Der Chan. Wie hat er's denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht?

Asmus. Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen. und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Unter-Gewehr aufmarschiren: marschirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie Niemand Viktoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner Einmahl mit loosem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrein, als er souteniren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! . .

Der Chan. Herr Lessing gefällt mir. Sollte er wohl Lust haben nach Japan zu gehen?

Asmus. Ich weiß nicht, Sire! wenigstens müßten Ew. Majst. ihm die Condition sehr bündig und detaillirt vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehn.

4. Parentation über Anselmo,

gehalten am ersten Weihnachttage, NB. nicht in der Kirche, sondern nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war Niemand da, als Andres.

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen, und hat seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß grade in Abrahams Schoos getragen.

Sieh' her! Er sieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres, Andres!

Hast du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verlohren. Er wohnt zwar jenseits des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehn. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte doch gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine dich satt; ich will mich hier hinsetzen, und 'n Kopf wider den Sarg stützen.

Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Todt! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln, und in einen Sarg legen. Laßt uns thun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm

noch in den Sarg legen; schenk' Du ihm Dein kleines Silberkreuz, und leg's ihm auf die Brust. Und denn wollen wir beide hintreten, und ihn zu guter Letzt noch Einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo! mit Deinen blassen gefaltenen Händen, schlafe wohl! Gott sey mit Dir!! O Du lieber Herzens Anselmo!!! Gott sey mit Dir.!!! — Wir werden uns wieder sehen —

Und komm', Andres, und gutes Muths! Mußt nur recht gutes Muths seyn. Unser Herr Christus ist auch heute gebohren.

Johann Karl August Musäus.



Wir hätten den Schriftsteller, von dem wir jetzt berichten, zwar auch schon im vorigen Zeitraume behandeln können, weil seine Thätigkeit schon in den letzten Jahren desselben beginnt; da jedoch seine bedeutendsten Werke in die gegenwärtige Periode fallen, schien es angemessener, ihn hieher zu ziehen.

Johann Karl August Musäus, geb. zu Jena im Jahre 1735, erhielt seine Erziehung bei einem Vetter zuerst in Allstädt, dann in Eisenach. Gut vorbereitet, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er Theologie studirte, sich die Würde eines Magisters erwarb und Mitglied der deutschen Gesellschaft wurde. Nach vollendeten Studien ging er als Candidat nach Eisenach, wo er öfters mit Beifall predigte. Er sollte Pfarrer in einer nahen Dorfgemeinde werden, allein die Bauern widersetzten sich seiner Einführung, weil er einmal getanzt hatte. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister in Weimar und sieben Jahre später Professor am dortigen Gymnasium. Er entwickelte in dieser Stelle eine vielseitige Thätigkeit, indem er nicht bloß talentvollere Schüler näher an sich zog (Kotzebue's Verhältniß zu ihm haben wir schon früher erwähnt S. 455), sondern auch erwachsenen Herren und Damen Unterricht in Geschichte und andern Wissenschaften ertheilte, und zudem noch mancherlei literarische Arbeiten verfaßte. Sein offenes und heiteres Gemüth hatte ihm viele Freunde erworben, die ihn tief betrauerten, als er am 28. Oct. 1787 an einem Herzpolypen starb.

Musäus machte sich zuerst durch seinen satyrischen Roman „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N** in Briefen entworfen" (3 Thle. Eisen. 1760—62) bekannt, von dem später eine vielfach umgearbeitete Auflage unter dem Titel: „Der deutsche Grandison. Auch eine Familiengeschichte" (2 Thle. Eb. 1778—79) erschien. Es war diese Schrift nicht sowohl gegen den berühmten Roman Richardsons gerichtet, ob dieser gleich fortwährend parodirt wird, vielmehr werden darin, wie Abbt schon in den Literaturbriefen (21, 146) richtig bemerkt, „die eingebildeten Nachahmer der Personen lächerlich gemacht, die Richardson aufstellt". Musäus verspottet „die erhitzten Köpfe, welche jetzt mit Empfindungen quischottieren, wie man es ehemals mit Begebenheiten that". Denn wie später jeder Jüngling in Deutschland ein zweiter Werther sein wollte, so wähnte damals „jeder zärtliche zwanzigjährige Magister während einer viertelstündigen Erhabenheit seiner Empfindungen alle Hausvaterpflichten mit dem Anstande eines Grandison erfüllen zu können". Die Anlage des Romans ist dem Don Quixote glücklich nachgebildet, aber freilich nicht auch so glücklich ausgeführt. Ein deutscher Baron lernt durch seinen ehemaligen Informator den englischen Roman kennen, und beide bilden sich nicht nur ein, daß die Personen, die in demselben vorkommen, wirklich leben, sondern sie wollen auch, der Baron dem Sir Grandison, der Magister dem Dr. Bartlett nacheifern. Dies führt zu interessanten und höchst komischen Situationen, besonders ergötzlich ist der Umstand, daß ein Nachbar des Barons in die Thorheit desselben eingeht und seinen Schwager in London beredet, an dem Scherze Theil zu nehmen. Dieser bestätigt nun, daß Grandison und die übrigen Personen des Romans wirklich leben, und weiß es sogar dahin zu bringen, daß der Informator einen Briefwechsel mit dem vermeintlichen Doctor Bartlett eröffnet. So gut diese und andere Erfindungen auch sind, so fehlt dem Werke dagegen die Einheit der Ausführung; es gelingt dem Verfasser nicht, den Ton festzuhalten, den er in einzelnen Stellen überaus glücklich getroffen hat, und zudem verfällt er oft in Breite und Weitschweifigkeit. Demungeachtet ist „Grandison II." beachtenswerth, weil der Dichter seinen Zweck erreichte, die affectirte Empfindsamkeit bei seinen Zeitgenossen lächerlich zu machen. Die nämlichen Vorzüge und die nämlichen Mängel hat auch der zweite Roman des Verfassers. „Die Physiognomischen Reisen" (4 Hefte. Altenb. 1778—79), welche die Ideen Lavaters über die Bedeutung der menschlichen Gesichtsbildung, namentlich aber die geistlosen Nachbeter desselben lächerlich machen sollen, sind ganz gut angelegt und führen uns einen Don Quixote der Physiognomik vor, wie „Grandison II." einen Don Quixote der Empfindsamkeit dargestellt hatte.

Auch hier sind vortreffliche Einzelnheiten. Wir erwähnen nur Eine. Ein Gerichtsbeamter, der sich in die Lavatersche Physiognomik hineinstudirt hat, ist der besten Ueberzeugung, daß es keiner juristischen Untersuchungen und Formalitäten mehr bedürfe, um den Schuldigen zu erkennen. Einst brachten Bauern eine Gesellschaft Gaudiebe gebunden vor ihn; er aber erkannte an den Gesichtszügen, daß es lauter treffliche Leute seien, die Bauern dagegen die ausgeprägtesten Diebsphysiognomien darböten. Ohne sich lange zu bedenken, ließ er die Gefangenen losbinden und die Bauern einsperren; jene behielt er bei sich, um ihnen seine Theilnahme für das erlittene Unrecht zu bezeugen. In der Nacht aber machten sich diese, die doch dem Landfrieden nicht gar zu sehr trauen mochten, in aller Stille davon, nachdem sie das Haus ihres Gönners rein ausgeplündert hatten. Solcher ergötzlichen Züge finden sich noch viele; aber sie werden durch allzubreites Raisonnement und öftere Wiederholungen nur zu sehr verwässert. Auch ist der humoristische Ton, den er in den „Physiognomischen Reisen“ anschlägt, oft gesucht und ihm nicht natürlich. Weitaus bedeutender sind seine „Volksmährchen der Deutschen“ (5 Thle. Gotha 1782—86), die auch seinen schriftstellerischen Ruf erst festgegründet haben*). Er hat sich durch dieselben das nicht geringe Verdienst erworben, auf diese trefflichen Volksdichtungen zuerst mit Erfolg aufmerksam gemacht zu haben und den Sinn für dieselben zu wecken. Wir haben schon erwähnt (S. 504), daß die neuere Zeit ihn ungerecht beurtheilt hat und daß ihm insbesondere als unverzeihlicher Fehler vorgeworfen wurde, den überlieferten Stoff nicht getreu wiedergegeben zu haben. Es ist an der angeführten Stelle gezeigt worden, wie ungerecht dieser Vorwurf ist. Ein anderer, der ebenfalls vielfältig ausgesprochen wurde, ist gegründeter, der nämlich, daß er die überlieferte Sage nicht in ihrer naiven Unmittelbarkeit reproducirt, und das Element des Wunderbaren durch eine gewisse ironische Auffassung zerstört hat. So gegründet dieser Vorwurf aber auch ist, so muß doch zur Rechtfertigung des Dichters entgegnet werden, daß diese falsche Auffassung keineswegs in allen von ihm erzählten Märchen zu finden ist, daß viele, und zwar die schönsten, sich von diesem Fehler beinahe ganz frei erhalten, und nur hie und da begegnen wir launigen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, die allerdings durchaus unpassend sind. Im Ganzen ist aber die Darstellung leicht und natürlich, selbst nicht ohne Naivetät, und auch die glückliche Ausführung der einzelnen von der Ueberlieferung angedeuteten Züge höchst lebendig und anschaulich. Zu den besten gehören „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern“, „Rolands Knappen“, die fünf „Legenden von Rübezahl“ und „Die Nymphe des Brunnens“. Noch begann Musäus eine Sammlung kleiner Romane und Erzählungen unter dem Titel „Straußfedern“, von der jedoch nur der erste Band mit vier Erzählungen (Berl. u. Stettin 1787) von ihm herrührt, der 2. u. 3. Bd. (Eb. 1790—91) ist von J. Gottw. Müller, der 4. bis 8. (Eb. 1795—1798) von L. Tieck herausgegeben worden. Auch in seinen von Kotzebue herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften“ (Lpz. 1791) finden sich mehrere hübsche Erzählungen. Endlich erwähnen wir noch „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier“ (Winterth. 1785) mit schönen Kupfern von J. R. Schellenberg*), die theils in Versen, theils in Prosa abwechselnd mit Versen abgefaßt sind (nur ein Abschnitt ist durchgehends in Prosa). Wie darin der Künstler die alte Idee des Todtentanzes auf unsere Zeiten und Verhältnisse angewendet und höchst geistreich behandelt hat, so hat auch der Dichter den Stoff würdig aufgefaßt; es zeigt sich in den Betrachtungen sowohl als in den Erzählungen ein freundliches und mildes Gemüth, und wir erfreuen uns der Freiheit und Heiterkeit, mit welcher er seinen ernsten Gegenstand behandelt.

*) Ein sechster Theil (Halle 1789) ist von G. Gust. Fülleborn.

Aus „Veit und Rübezahl“ in den „Volksmährchen der Deutschen“**).

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß den andern gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hanns fahr gemachsam den Berg hinan, oben bei den drei Linden sollst du unser warten, und ob wir auch verziehen, so laß dichs nicht anfechten, laß die Pferde verschnauben und einsweils grasen, ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas um, doch lustig zu wandeln! Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder waldein durch dichtverwachsenes Gebüsche und spekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum zurückzukehren, und der Landstraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her und redete also: Du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beschieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt! Das Weib entsetzte sich heftig über dieser Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und gebehrdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehöret, daß er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sey. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sey, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, prieß seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh ich in die Höhle, mein

*) Der Ausdruck „Freund Hein“ zur Bezeichnung des Todes stammt von Claudius, der jedoch „Hain“ schrieb. Wenn wir nicht irren, war es der Name eines seiner Freunde, den er wegen seiner Gestalt mit einem Gerippe verglich.

**) Zum Verständniß des mitgetheilten Abschnittes diene Folgendes: Der Bauer Veit war unverschuldet in tiefe Armuth gerathen. In der höchsten Noth ging er zu reichen Verwandten seiner Frau, dieselben um Hülfe zu bitten, ward aber hart abgewiesen. Auf dem Rückweg rief er den Berggeist Rübezahl an, der ihm auf seine Bitte hundert Thaler gegen Schein und Verpflichtung gab, sie in drei Jahren mit Zinsen zurückzuzahlen. Das Geld brachte ihm Glück, so daß er noch vor Ablauf des Termins ein wohlhabender Mann wurde. Als die Frist erschien, fuhr er mit Frau und Kindern ins Gebirge, um seine Schuld zu bezahlen.

Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts: ich werde nicht lange aus seyn, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist; er thut euch nichts zu Leide, und freut sich seiner guten That und unsers Danks gewiß! seyd nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüsse austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstämmten: so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch, und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl ins Gedächtniß gepräget hatte; die alte erstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise, sich den Eingang in den Berz zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin was dein ist; doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmüthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain, und überlegte was nun zu thun sey. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein: ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; schrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angstvolle Weib bat ihn zu schweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten: er ließ sich nicht wehren, und triebs immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an, schrie bänglich, ach der schwarze Mann! Getrost fragte Veit, wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht, und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Drum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte; so brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen und unten stund geschrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesamt freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehöret, unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht: so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte dießmal ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten; der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte war nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das alles weitläuftiger erzählte, kehrte Tags darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher wohlbehaltener Mann sein Lebelang.

Moritz August von Thümmel.



Wie Musäus, so reicht auch Moritz August von Thümmel mit seinen ersten Erzeugnissen in die vorhergehende Periode; sein Hauptwerk fällt aber erst in den vorliegenden Zeitraum, wes-

halb wir ihn erst hier behandeln. Derselbe war am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig geboren, zeigte schon frühe ausgezeichnete Anlagen und seltene Reife des Geistes, wie folgende Anekdote bezeugt. Sein Hauslehrer hatte sich um eine Pfarrei beworben und zu diesem Behufe eine Probepredigt ausgearbeitet; ehe er sie aber hatte auswendig lernen können, war sie von einem zahmen Raben so zerrissen worden, daß es nicht mehr möglich war, sie wieder zusammenzusetzen. Der arme Hofmeister gerieth in Verzweiflung, da er nicht im Stande war, eine zweite Predigt in der nur noch kurz zugemessenen Zeit auszuarbeiten; da half ihm der damals 12jährige Thümmel aus der Verlegenheit; er verfertigte schnell eine Predigt, die der Hofmeister auch wirklich hielt und die ihm die Pfarrei eintrug. Im J. 1754 kam Thümmel auf die Schule zu Roßleben in Thüringen und zwei Jahre später bezog er die Universität Leipzig, wo er vorzüglich Gellerts Vorlesungen besuchte, ob er gleich eigentlich die Rechtswissenschaft studiren sollte. Durch ihn wurde er mit Kleist, Rabener und Weisse bekannt, die alle vom glücklichsten Einfluß auf seine Bildung wurden. Am vertrautesten stand er mit Weisse, den er auch in spätern Jahren bei seinen schriftstellerischen Arbeiten fortwährend zu Rathe zog. Im J. 1761 wurde er Kammerjunker beim Erbprinzen, nachmaligem Herzog Ernst Friedrich von Koburg; die Verhältnisse, in die er eintrat, waren durchaus angenehm. Doch lernte er sich nicht sogleich in die Hofsitten finden, die er in seinen Schriften so vortrefflich zeichnet. Er gesteht selbst in seinen Briefen an Weisse, daß er einige Jahre gebraucht habe, um „in der Quintessenz der Hofmannswissenschaft, in der Kunst, Einem unbefangen ins Gesicht zu lügen, recht fest zu werden". Als der Erbprinz zur Regierung gelangte, wurde Thümmel zum geh. Hofrath, im J. 1768 zum wirklichen Geheimerath und Minister ernannt. Im J. 1771 ging er in Angelegenheiten seines Hofs nach Wien und im folgenden Jahre begleitete er seinen jüngern Bruder und dessen Gattin nach Holland und Paris. Zwei Jahre später reiste er in der nämlichen Gesellschaft nach Holland und Frankreich, namentlich in die Provence, und kehrte erst 1777 in die Heimat zurück, wo er in seinen alten Geschäftskreis zurücktrat, in welchem er bis zum Jahre 1783 verblieb. Damals gab er nämlich seine Entlassung, weil er sich in mehrern wichtigen Sachen von seinen Collegen übergangen glaubte, und zog nach Gotha. Im J. 1803 unternahm er in Erbschaftsangelegenheiten abermals eine Reise nach Holland und Frankreich, und 1807 besuchte er Berlin, wo er im Umgange mit den bedeutendsten Männern, Johannes Müller, Iffland, Nicolai, W. v. Humboldt, Wolff u. a. m. schöne Tage verlebte. Von einer schweren Krankheit, von der er im J. 1814, also im 76. seines Alters, befallen wurde, erholte er sich so, daß er sich wieder ganz frisch und jung fühlte; auch lebte er noch drei Jahre gesund und rüstig. Nach einer nicht sehr langen Krankheit starb er am 16. Oct. 1817.

Der erste schriftstellerische Versuch Thümmels „Wilhelmine oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht" (Lpz. 1764), verdankte sein Entstehen einem Gespräch, welches der Verfasser im J. 1762 mit einem seiner Freunde über den Werth der poetischen Prosa hatte. Während dieser der französischen Literatur den Vorrang zuerkannte, behauptete Thümmel, daß die deutsche Sprache mit der französischen an Kraft und Gewandtheit der Darstellung wetteifern könne, und er machte sich sogar anheischig, selbst den Beweis dafür zu liefern. So entstand die „Wilhelmine", die allerdings, was die Darstellung betrifft, wirklich meisterhaft genannt werden muß, ob sie gleich in wenigen Wochen ausgearbeitet wurde. Die darin erzählte Begebenheit ist höchst einfach. Die Tochter des Verwalters in einem Dorfe war von dem Hofmarschall wegen ihrer Schönheit in die Residenz gezogen und zur fürstlichen Kammerjungfer erhoben worden. Nach vier Jahren kommt sie in glänzender Equipage zu ihrem Vater, bei welchem sich der Pfarrer Sebaldus befindet, in welchem die frühere Liebe zu dem schönen Mädchen wieder erwacht. Der von Wilhelminen mitgebrachte Champagner flößt ihm Muth ein, er bekennt ihr seine Liebe. Er findet Gehör, und geht auf ihren Rath in die Residenz, um bei dem Hofmarschall um sie anzuhalten. Dieser gewährt ihm die Bitte, und verspricht, selbst bei der Hochzeit zu erscheinen. Diese wird dann in Gegenwart des Hofmarschalls und vieler anderer adeligen Herren und Damen im Pfarrhause auf das Glänzendste gefeiert, da der Hofmarschall für die Bewirthung gesorgt hatte. Die Gäste bleiben dem ungeduldigen Pastor zu lang, Amor erbarmt sich seiner und läßt die Esse in Brand gerathen, worüber die Herrschaften erschrecken und sich in aller Schnelligkeit entfernen. Aber nach ihrem Abzug gebietet Amor dem Feuer, zu verlöschen, und der Pastor führte die reizende Wilhelmine in das Brautgemach. So einfach diese Begebenheit ist, so hat sie der Dichter doch mit dem größten Geschick benutzt, um das trefflichste Gemälde der deutschen Zustände zur Zeit des siebenjährigen Kriegs in höchst anschaulicher Weise darzustellen. Wir werden mitten in die Verhältnisse versetzt, wo der Adel Alles, der Bürgerliche Nichts war und dieser die Verachtung, die ihm von dem Adel zu Theil wurde, mit der tiefsten Demuth hinnahm. Der Dichter, der selbst zur bevorrechteten Kaste gehörte, schildert dies Alles mit einer unbewußten Naivetät, durch welche die schmachvollen Zustände noch kräftiger hervortreten.

So glänzend der Beifall war, mit welchem die „Wilhelmine" aufgenommen wurde, so ließ doch Thümmel mit Ausnahme des kleinen Gedichts „Die Inoculation der Liebe" (1771) bis zum J. 1791 Nichts mehr erscheinen, wo er mit seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im J. 1785—1786" (10 Bde. Lpz. 1791—1805) das deutsche Publikum überraschte. Schon lange vorher war er mit dem Gedanken umgegangen, seine Reisen zu schildern, nur konnte er lange eine angemessene Form nicht finden, was allerdings um so schwieriger war, als er weder den Engländer Sterne, noch den Franzosen Chapelle nachahmen wollte. Nach zwanzigjährigem Suchen fand er endlich, was er wünschte. Er wählte die Form eines Reisejournals in Briefen an einen Freund, in welchen er seine Beobachtungen niederlegte. Doch gab er diesen dadurch epische Lebendigkeit, daß er theils seine eigenen Erlebnisse schilderte,

theils Personen und Begebenheiten erdichtete, um seine Beobachtungen an diesen zu veranschaulichen. So entstand ein Reiseroman, der an Mannigfaltigkeit des Inhalts, an Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung seines Gleichen weder damals hatte, noch jetzt hat; und wie die „Wilhelmine" das trefflichste Gemälde der früheren deutschen Zustände ist, so gibt die „Reise" das anschaulichste Bild von den Zuständen des französischen Volks vor der Revolution, aus dem wir die unvermeidliche Nothwendigkeit dieser furchtbar großen Begebenheit auf das Lebendigste erkennen. „Ihr Buch", schrieb Garve an den Verfasser am 10. Oct. 1794, „hat eine sehr ernsthafte Tendenz. Wenn irgend ein gemeinschaftlicher Gedanke durch dasselbe läuft, so ist es der, die unglücklichen Wirkungen des Aberglaubens auf die Moralität der Menschen zu zeigen. Alles zielt ab, die Verderbnisse der Sitten, die unter dem Schein der Heiligkeit verborgen sind, aufzudecken. Alles vereinigt sich darin, zu beweisen, daß die Verführung der Unschuld doppelt leicht ist, wenn sie eine abergläubische Frömmigkeit mit der Unwissenheit vereinigt findet, und daß von der andern Seite alle bösen Neigungen der Menschen freien Spielraum bekommen, wenn eine abergläubische Religion dem Sünder so leichte Mittel zur Ausführung oder zur Rechtfertigung darbietet." Thümmel selbst schrieb über den Zweck seines Buchs, obwohl kürzer, doch eindringlicher, an Weisse (Febr. 1794): „Es ist mir sehr daran gelegen, daß der fünfte Theil die beiden vorhergehenden begleite, damit der Gedanke, den ich bis dahin ausgesponnen habe, nicht unterbrochen bleibt — daß nämlich aus Aberglauben Verderbniß der Sitten, und daraus Umsturz des Staates erfolge, um einer andern Generation möglich zu machen, der Natur wieder zu ihren Rechten zu verhelfen*)."

Wir können den Verfasser unmöglich auf seiner langen und inhaltreichen Wanderung begleiten; Einiges müssen wir jedoch erwähnen, um unsere Leser noch näher mit dem geistreichen Buche bekannt zu machen. Der Reisende ist ein Berliner**), dem ein Freund den Rath gegeben hatte, eine größere Reise zu machen, um sich von seiner Hypochondrie zu heilen. Wir erkennen den Meister der Darstellung schon darin, wie er die Heilung dieser traurigen Krankheit nach und nach eintreten läßt. Mit jeder Tagreise schwindet ein Theil des Uebels, der den Geist des Kranken umzog, und je mehr er sich dem schönen Lande nähert, von dem er Genesung hofft, desto freier wird sein Gemüth, desto heiterer seine Seele, bis er endlich seine ganze Heiterkeit wiederfindet und er wieder für die Eindrücke der schönen Natur, die der Verfasser mit wahrhaft poetischer Anschaulichkeit vor unsere Phantasie zu zaubern versteht, jugendlich empfänglich wird, ja sein bis dahin versteinertes Herz sich den süßen Regungen der Liebe öffnet. Vortrefflich ist die Schilderung seines Aufenthalts bei der liebenswürdigen Margot; die jungfräuliche Unschuld und das Glück des eingeschränkten Landlebens in einer paradiesischen Natur kann nicht tiefer aufgefaßt, nicht meisterhafter dargestellt werden. Eben so köstlich als bedeutsam ist es, daß der dicke, griesgramige Mops des Reisenden gerade zu der Zeit stirbt, da den Reisenden die Hypochondrie verläßt. Meisterhaft endlich ist die Schilderung des schönen, aber heuchlerischen, von sinnlichen Pfaffen verderbten Klärchens, und der heillosen Pfaffenwirthschaft in Avignon, das damals noch unter der Herrschaft des Pabstes stand. Noch müssen wir erwähnen, daß der Verfasser da, wo seine Empfindungen einen höhern Schwung nehmen, dieselben in Versen ausspricht, wodurch die Darstellung eine höchst anmuthige Abwechselung erhält.

*) Man vergleiche damit Schillers Spaziergang.

**) Thümmel wollte sich nicht zu erkennen geben, weshalb er den Reisenden zu einem Berliner macht und die Reise zehn Jahre später geschehen ließ, als er die seinige gemacht hatte.

Aus der „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich".

Den 21. December.

Heute in der Wärme eines Frühlingsmorgens bezog ich mein Dörfchen, das den Namen Caverac führt, und nur anderthalb Stunden von der Stadt entfernt ist. Es ist einem Baron zuständig, der um seinen König herumkriecht und sein Schloß unbesucht läßt, das ohne Hülfe unter seiner eigenen Pracht und Größe erliegt. Die kleinen Bauernhütten, die es umzingeln, sehen wie Brocken aus, die Wind und Wetter von seiner Felsenwand abgespühlt haben: aber sie liegen sicher und ruhig, indeß die zerstörende Zeit unermüdet an dem Einsturze des nachbarlichen Kolosses arbeitet. Ich nahm ohne Umstände Besitz von dem Kästchen, das Johann, mit einem Gefühl, das seinem Herzen Ehre macht, für mich ausgesucht hatte, und möchte es, so hölzern es ist, für keinen Preis gegen den traurigen Aufenthalt in jener Steinmasse vertauschen, die ihm zur belehrenden Aussicht gegenüber liegt. — Und die Bewohner dieser Hütte — wer wollte nicht mit ihnen zufrieden sein?

Das Herz war wohl seit dem Ergusse
Des ersten Tropfen Bluts vergällt,
Das sich zu gut zum Mitgenusse
Der Freuden dieser Menschen hält;
An ihrer Patriarchen Sitte
Der Städte Politur vermißt
Nicht unterm Strohdach ihrer Hütte
Gern seine Gobelins vergißt;
Dem fette Milch aus irdner Schüssel
Nun keine Fürstenkost mehr däucht,
Weil sie kein Herr vom goldnen Schlüssel
Mit ernstem Amtsgesicht ihm reicht;
Der nie den ungesuchten Scherzen,
Des Landmanns Tischgesprächen horcht;
Weil er sie nur dem frohsten Herzen,
Nicht Fontanellen abgeborgt.

Reine, unverdorbene Natur! Warum verwies ich meinem Johann diesen Ausdruck, der, so oft er auch gemißbraucht wird, doch auf diesen gesunden, thätigen, fröhlichen Mann und auf sein junges, reizendes, liebevolles Weib so passend ist, daß ich für diese glücklich zusammen Gepaarten keinen schicklichern ausfindig zu machen wüßte.

Ein Morgen Land, der an ihre Hütte anstößt, mit Oliven, Feigen und Maulbeerbäumen besetzt; eine Oelpresse und ein Behälter im Vorhause für ihre Seidenwürmer: das sind die einfachen Mittel ihres Unterhalts und nie, sagen sie, habe sich noch Mangel und Schwermuth ihrer Schwelle genähert. Sie treiben ihre Handarbeit wie ein Spiel, durch das sie Hunger, Schlaf und Stärke der Liebe gewinnen. An die Seele denken sie nicht: diese ist bei ihnen ein Acker, der von selbst nur reine und gesunde Frucht tragen kann, und keiner mühsamen Bearbeitung bedarf. Die Kunst zufrieden zu sein liegt ihnen in dem Herzen, wie die Kunst zu sehen in den Augen. Sie nützen diese natürlichen Eigenschaften, ohne einen Augenblick über die Mechanik derselben nachzudenken.

Da es für heute zu spät war, einen neuen Küchenzettel zu entwerfen, so mußte ich mich diesen Mittag mit ihrer gewöhnlichen Kost begnügen; und dazu gehörte fürwahr keine große Verläugnung. Kräftiger, behaupte ich, kann man nicht kochen, und freundlicher kann man nicht vorlegen, als dieses Weib. „Wer hat sie," sagte ich zu mir selbst, wenn sie durch Wahrheit und Einfalt ihrer Rede mein Herz an sich zog, „wer hat sie ohne Kenntniß, ohne Bücher, ohne Welt gelehrt, so bemächtigend zu werden? Oder ist eben dieser Abgang Ursache, daß sie es in diesem Grade ist?"

Mein Bette, mein hölzerner Stuhl und ein Tisch für meine Schreiberei und kleine Geräthschaften stehen hinter einem Verschlage, der beinahe das Viertel von der Stube einnimmt, und — damit sind hinlänglich die Gränzen des Eigenthums und der erkünstelten Schamhaftigkeit gewahrt. Alles lehrt mich hier, bei welchem geringen Aufwande menschliche Zufriedenheit bestehen kann.

Ich bot meiner Wirthin einen Vorschuß von zwölf Laubthalern an, um die Kosten der vergrößerten Wirthschaft zu bestreiten, da sie ja wohl auch, so lange ich bei ihnen bin, meine Gäste sein müssen. — Könnte ich mich nur immer so auslachen sehen!

„Wollen Sie ein Jahr bei uns bleiben, mein Herr?" sagte sie: „Was soll ich um des Himmels willen mit so vielem Gelde anfangen? Spärlich und nährlich! mehr kann mein kleiner Herd und meine Kochkunst nicht bestreiten. — Sie müssen, mein Herr, ich kann Ihnen nicht helfen, mit zwei Gerichten zufrieden sein. Ihre Gesundheit und Ihre Börse werden dabei gewinnen; und doch sollen Sie mit röthern Backen von uns gehen, als Sie mitgebracht haben. Geben Sie mir drei Stücke von Ihrer Münze; ich will zusehen, wie weit ich damit komme, und übrigens thun Sie nur, als ob Sie zu uns gehörten. In zweien Tagen, wette ich, schicken Sie Ihre Arzneien in's Spital; denn in unserm Dorfe kann sie kein Mensch brauchen." — Und so flog sie, die sechzehnjährige Hausmutter, zu ihrer ungekünstelten Wirthschaft.

Der Mann übernahm, mich in Bewegung zu setzen. Er führte mich erst um das Schloß seines Lehnsherrn herum. „Wenn Sie", sagte er, „die großen Säle sehen könnten, die hier über einander gewölbt sind, so würden Sie denken, der Mann habe zum Riesengeschlechte gehört, der sie gebaut hat; und doch soll er nicht mehr Mensch gewesen sein, als sein Enkel, der ein so zierliches Männchen ist, daß er in einem Vogelbauer Raum hätte. Es hängt mancher Schweißtropfen meines armen Aeltervaters an diesen Steinen, der noch mit zu den dicken Mauern gefrohnt hat, die jetzt wieder einstürzen. Seit fünfzig Jahren ist kein Rauch aus diesen verzierten Schornsteinen gestiegen. Die Besitzer dieses unnützen Gebäudes fliehen es wie einen Abgrund, der ihr Erbtheil verschlungen hat, und mir und andern stiehlt es die schöne Aussicht auf das freie Feld, das dahinter liegt. Da lobe ich mir doch die kleinen Häuser von Klebwerk, wie das meine, die man ohne Kosten selbst flickt, wenn sie wandelbar werden — um ein geringes wieder aufbaut, wenn sie zusammenfallen, und in denen starke muthige Menschen wohnen, die darin grau werden."

Alles Verödete, liebster Eduard, läßt auch das Herz leer. Wir wurden erst froh, als wir das gesellige Dorf durchwandelten. Was für ein ganz anderes Gemälde für den Geist gegen jene Einöde des kummervollen Stolzes! Hier war alles lebendig. Bald fuhr der Amorskopf eines rothwangigen Jungen zu seinem kleinen Fenster heraus; bald begleiteten uns die Rabenaugen eines blühenden Mädchens über die Gasse. Hier kam uns der Reif entgegen gerollt, hinter dem ein Dutzend spielende Kinder hersprangen. Dort entblößt ein freundlicher Alter sein graues Haupt, um uns seinen patriarchalischen Segen zu geben. Aus allen Ecken, unter allen Strohdächern hervor blickte Friede und Freude, Thätigkeit oder Ruhe nach vollbrachter Arbeit.

Welches Auge könnte so verwöhnt seyn, an diesen bevölkerten Hütten die Verhältnisse eines Palladio, und in dieser Männer Leben und den Spielen ihrer Kinder den Maschinengang der großen Welt zu vermissen?

Das Dorf ist reinlich und seine Lage höchst angenehm. Ich machte auf unserm Rückwege noch eine Entdeckung, die mir viel werth ist. Sein kleines Gebiet schließt einen Berg ein, dessen mit Fichten, Mandelbäumen und Geniste bunt unter einander bewachsenen Gipfel ich mir zum Ziel meiner Morgengänge ausersehen habe.

So fehlt mir hier nichts, was meine einfache Diät bedarf. Johann thut sich nicht wenig zu gute auf die Zufriedenheit, die er an mir wahrnimmt, und brüstet sich manchmal wie ein Magister, der sich seit kurzem zum Wegweiser der wahren Glückseligkeit, wie man sagt, habilitirt hat.

Johann Jakob Engel.



Wenn, wie wir uns oft überzeugt haben, Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, selbst in den Gebieten, in denen die Phantasie vorherrscht, wenn das ernste Bestreben, auch durch Werke der Dichtung auf geistige und sittliche Entwickelung zu wirken, wesentliche Charakterzüge der deutschen Literatur in der vorigen Periode bilden, so wäre der Schriftsteller, auf den wir jetzt übergehen, zu derselben zu rechnen, und zudem gehört er auch seinen wichtigsten persönlichen Beziehungen nach ganz in jene Zeit. Da jedoch seine wichtigsten, ja seine meisten Schriften erst im Verlauf des gegenwärtigen Zeitraums erschienen, da er sogar mit seinem Hauptwerke bis über die Mitte desselben reicht, so forderte es die chronologische Ordnung, ihn jetzt erst zu behandeln.

Johann Jakob Engel, geb. den 11. Sept. 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, zeigte schon früh sehr glückliche Anlagen. Da die Schule seiner Vaterstadt, welche damals sehr wenig leistete, diese nicht zu entwickeln vermochte, brachte

ihn sein Vater nach Rostock, wo er bei seinem Oheim, Professor an der dortigen Universität, wohnte und nicht nur die öffentliche Schule besuchte, sondern auch Unterricht von Studenten erhielt. Bei dem Tode seines Oheims (1758) verfaßte er ein Gedicht, das zu großen Erwartungen berechtigte. Bald darauf bezog er die Hochschule in Rostock, wo er zwei Jahre lang mit dem beharrlichsten Fleiß Theologie studirte, ging dann aber nach Bützow, wo er sich vorzüglich mit Philosophie, Naturgeschichte und Mathematik beschäftigte und im J. 1763 Doctor der Philosophie wurde. In demselben Jahre hielt er bei dem Friedensfeste nach dem siebenjährigen Kriege eine Rede, die wegen ihres Inhalts und ihrer Form allgemeinen Beifall erwarb. Da er wegen seiner freien und aufgeklärten Ansichten in religiösen Dingen bei der pietistischen Richtung der Kirchenbehörden auf keine Anstellung als Geistlicher zählen durfte, ging er 1765 nach Leipzig, wo er seine philosophischen Studien fortsetzte und sich zugleich auf die griechische und die neueren Sprachen verlegte. Hier begann er seine schriftstellerische Laufbahn, und seine ersten Schriften fanden so viel Beifall, daß er beinahe zu gleicher Zeit im J. 1776 einen vierfachen Ruf erhielt, nach Göttingen als Professor, nach Gotha als Bibliothekar, nach Paris als Erzieher eines jungen Grafen und nach Berlin als Professor der Moral und der schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium. Er nahm diesen letzten an, und er erwarb sich sowohl durch seine glückliche Wirksamkeit in dieser Stellung, als durch seine schriftstellerische Thätigkeit so allgemeine Achtung, daß er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und bald darauf auch berufen wurde, dem Prinzen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm III. Unterricht in der Philosophie, der Aesthetik und andern Wissenschaften zu ertheilen. Im J. 1787 wurde er zum Oberdirector des Berliner Theaters ernannt, welche Stelle er bis 1794 bekleidete, in welchem Jahre er sie wegen seiner geschwächten Gesundheit und vieler Unannehmlichkeiten, die ihm das Leben verbitterten, niederlegte. Er zog nach Schwerin, wo er in der größten Abgeschiedenheit nur seinem Bruder und den Wissenschaften lebte. Doch kehrte er nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. auf dessen ausdrücklichen Wunsch im J. 1798 nach Berlin zurück, wo er, ohne eine Stelle zu bekleiden, von einer ansehnlichen Pension in angenehmen Verhältnissen und einer nur von Kränklichkeit unterbrochenen Thätigkeit lebte. Auf den Wunsch seiner 78jährigen Mutter, die ihn noch einmal zu sehen wünschte, ging er Ende Mai nach Parchim; die Reise, die er unter den heftigsten Schmerzen zurücklegte, hatte ihn jedoch so erschöpft, daß er vier Wochen darauf am 28. Juni 1802 starb.

Engel hat sich vorzüglich um die deutsche Prosa verdient gemacht, die er im Sinne und Geiste Lessings behandelte, dem er an klarer Durchsichtigkeit und geschmackvoller Behandlung nahe kommt, ohne ihn jedoch in seiner Vielseitigkeit zu erreichen. Er hat sich in manchen Gattungen der schönen Prosa versucht, im Roman und in der Erzählung, in belehrenden Aufsätzen, in größeren philosophischen Schriften und in der Rede, und in allen ist er, was die Darstellung betrifft, durchaus musterhaft. Zwar ist sie nicht glänzend und nicht hinreißend, sie bewegt sich, selbst in den dichterischen Werken, nicht in Bildern und Metaphern, aber dagegen erfreut sie durch ihre unübertreffliche Klarheit, ihr nach Umständen bald ruhiges, bald dramatisch lebendiges Fortschreiten, ihren Wohllaut und durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit des Satzbaues. Von seinen hiehergehörigen Schriften ist „Der Philosoph für die Welt" (Berl. 1775—77) die früheste. Es ist dies Werk, zu welchem auch J. A. Eberhard, Garve, Moses Mendelssohn und Friedländer Einzelnes lieferten, eine Sammlung von Aufsätzen über allgemein interessante Verhältnisse und Ideen in der Form von Erzählungen, Gesprächen, Charakterschilderungen und Briefen, von denen mehrere wahrhaft klassisch sind, wie z. B. „Herr Tobias Witt", „Der Traum des Galilei", „Die Entzückung des Las Casas", „Die Höhle auf Antiparos" u. a. m. Die nämliche Kunst der Darstellung tritt uns auch in seinem Romane „Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde" (Berl. 1801) entgegen. So streng und beinahe bitter Göthe und Schiller in ihrem Briefwechsel über dieses Werk urtheilen, so hat dasselbe doch hohes Verdienst. Es beruht auf der schärfsten Beobachtung des Lebens in den bürgerlichen Kreisen des deutschen Volks, welche der Dichter mit einer erfreulichen Wahrheit darstellt. Freilich führt er uns nicht in das Getriebe der Leidenschaften, sondern hält sich an den gewöhnlichen, täglich wiederkehrenden Erscheinungen in der arbeitenden Welt; er zeichnet einfache, in sich abgeschlossene Charaktere, und die Begebenheiten, die er erzählt, sind weder außerordentlich, noch verwickelt, vielmehr entfaltet sich Alles ruhig, klar und besonnen und doch mit dramatischer Lebendigkeit, wie denn Engel die Form des Dialogs, die er in diesem Roman, so wie auch in seinen kleineren Erzählungen oft anwendet, meisterhaft zu behandeln versteht. Man kann zugeben, daß Alles einen etwas spießbürgerlichen Anstrich hat; aber Engel wollte uns eben solche Spießbürger mit ihren Vorzügen und Mängeln darstellen, und er war darin eben so sehr in seinem Recht, als Arnold in seinem „Pfingstmontag" und Grübel in seinen Erzählungen.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei!" fing der alte Witt an, und schmunzelte: „wär' ich denn wirklich so klug?"

„Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich's auch gern würde — —"

„Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen."

„Was! wie es die Narren machen?"

„Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die."

„Als zum Exempel?"

„Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in

meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?"

„Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf."

„Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?" —

„Ei ja wohl! Allerdings!"

„Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war ein Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?"

„Einen lustigen Kopf?" —

„Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß."

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — „Ei was?" fing der alte Witt an und schüttelte ihn: „Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn."

„Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause." —

„Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt."

„Was? Wie ich's Gesicht trage?" —

„Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutsjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tags davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?" —

„Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen."

„Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?" —

„Sie meinen, so hübsch in der Mitte." —

„Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft; so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen."

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — „Viel", fing er an, „wird dabei nicht heraus kommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen."

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — „Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?" —

„Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa." —

„Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas andres geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden." —

„Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!" —

„Es ist nichts. Es ist ein bloßes Historchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus."

„Ei, das wäre! Die hieß?" —

„Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankrutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth! Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?"

„Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt."

„Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu?" —

„Ei, ums Himmels willen! Die mögt' ich wissen. — Die hieß?" —

„Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?"

„Ei, das versteht sich. Die letzte!"

„Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein andrer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm."

„Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir."

„Er wollte also?" —

„Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!“

„Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.“

Friedrich Müller.

Wir haben schon oben (S. 429) berichtet, daß die dichterische Thätigkeit des Malers Friedrich Müller beinahe ganz in den kurzen Zeitraum von 1774 bis 1778 fällt; er hat während dieser Jahre nicht bloß seine Dramen, sondern auch seine Idyllen verfaßt, von welchen wir hier zu berichten haben. Wir unterscheiden leicht zwei Gattungen derselben. Die Stücke der ersten Art behandeln Stoffe, die er im Sinne der antiken Sage erfindet. Man kann in diesen den Einfluß Geßners auf Anlage im Allgemeinen nicht verkennen, sie bewegen sich in der nämlichen äußeren Form, die zwischen Erzählung, Gespräch und Gesängen abwechselt, aber die Ausführung, die Sprache ist freier und kecker; man bemerkt bald, daß er sich der neuen Richtung nähert, welche vor Allem darnach strebte, die Natur in ihrer reinen, ja man möchte sagen, in ihrer nackten Erscheinung darzustellen. Daher wählt er auch solche Personen zu Trägern seiner Dichtungen, die nach der antiken Sage im einfachsten Naturzustande leben, und keine andern Leidenschaften kennen, als die des mit der Natur aufwachsenden Menschen: Faunen, Satyrn, Nymphen. Die früheste Idylle „Der Faun“, welche zuerst in der „Schreibtafel“ erschien (1775), bewegt sich, was die Erfindung betrifft, noch ganz in der Einfachheit der Geßnerschen Vorbilder; wie diese, beschränkt sie sich auf die Darstellung einer einzelnen Situation: Der Faun Melon trägt sein erblichenes Weib zum Holzstoß und erhebt seine Klage über den Verlust, der ihn betroffen, indem er sich der glücklichen Zeiten erinnert, die er mit ihr verlebte. Zeigt sich aber schon in der Klage des Fauns ein tieferes und lebendigeres Gefühl, als in den Idyllen Geßners, so entfernt sich der Schluß ganz von diesen, indem der Dichter im Sinne der von ihm gewählten Personen auch die burleske Natur derselben hervortreten läßt. Noch schärfer ausgeprägt erscheint diese im „Satyr Mopsus, eine Idylle in 3 Gesängen. Von einem jungen Mahler“ (Ff. u. Lpz. — eigentl. Mannh. — 1775). Auch in dieser ist die Erfindung einfach: der Satyr Mopsus wird von der Nymphe Persina, die er mit seiner Liebe verfolgt, geneckt und gehöhnt. Sie lockt ihn zu Kuß und Umarmung, jetzt auf die Spitze des Felsens, dann in die Tiefe, und jedesmal wenn er sie zu erreichen hofft, ist sie wieder an einem andern Orte. Endlich, da er auf dem Felsen steht, während sie in ihrer Quelle schwimmt, beredet sie ihn, hinabzuspringen, sie will ihn auf ihrem weichen Rücken aufnehmen. Er wagt den gefährlichen Sprung, fällt aber in Dornengesträuch, in welchem er unter Gelächter der höhnenden Nymphe arg zerrissen wird. Da gelobt er Rache. Er klagt sein Leid den Hirtenknaben, die ihm behülflich zu sein versprechen. Durch eine glückliche List gelingt es ihnen, die Nymphe zu fangen; aber während sie, von Mopsus abgesendet, Fackeln holen und die übrigen Hirten herbeirufen, weiß die Nymphe durch Thränen und das Versprechen, ihn lieb haben zu wollen, den Satyr zu überreden, sie von den Banden zu befreien. Die Knaben kommen zurück und wollen sie wieder fangen, aber sie weiß auch diese durch herrlichen Gesang zu bethören. Unterdessen war es Morgen geworden und die Nymphe, nochmals Hochzeit auf den nachfolgenden Tag versprechend, eilt lautlachend in ihre Wohnung zurück. So einfach die Erzählung ist, so trefflich ist sie ausgeführt; es ist Alles voll Leben und Wahrheit, und der Dichter weiß unser Interesse bis zum Schlusse zu steigern. Nicht weniger glücklich ist „Bacchidon und Milon, eine Idylle. Von einem jungen Mahler“ (Ff. u. Lpz. [Mannh.] 1775), obgleich der Stoff noch einfacher, und sich das Ganze um die Trunksucht des „immer durstigen“ Satyrs Bacchidon dreht.

In den Idyllen der zweiten Art hat Fr. Müller einen andern Ton angeschlagen; er hat ganz mit Geßner und den antiken Stoffen gebrochen. Er nennt sie „deutsche Idyllen“, wie „Ulrich von Coßheim“, oder „pfälzische Idyllen“, wie „Die Schaaf-Schur“ (Mannh. 1775) und „Das Nußkernen“. Die erste und dritte sind zwar erst in den „Werken“ (3 Bde. Heidelb. 1825) erschienen, aber man kann wohl mit Zuverlässigkeit behaupten, daß sie auch vor seinem Abgang nach Italien (Aug. 1778) verfaßt wurden; wenigstens spricht die Frische und Unmittelbarkeit, mit welcher er darin das Leben des deutschen und noch näher des Pfälzer Landvolks schildert, dafür, daß er sie noch während seines Aufenthalts am Rhein gedichtet haben muß. In welchem Sinne diese Idyllen gedichtet sind, sagt er uns selbst in dem unten mitgetheilten Abschnitt aus der „Schaaf-Schur“. Wir hören schon aus diesem Stück die ganze kecke Sprache der Originalgenies, die auch vor dem kräftigsten Ausdruck nicht erschraken, wenn er nur ihren Gedanken scharf bezeichnete. Allerdings erhalten wir in diesen Idyllen ein lebendiges Gemälde des Bauernlebens am Rhein, aber wir können nicht verbergen, daß sie uns oft zu natürlich scheinen, das heißt, damit man uns nicht mißverstehe, daß das Rohe und Ungeschlachte oft absichtlich allzugrell hervortritt, wie etwa in unsern Zeiten bei Jeremias Gotthelf, obgleich Müller niemals, wie dieser, in das Gemeine verfällt. In der Anlage stehen diese deutschen und Pfälzer Idyllen den antiken weit nach; die Erzählung ist darin nur ein Rahmen, in den er Geschichten und Anekdoten aus dem Volksleben, Räthsel, Gesänge u. s. w. einzieht, die aber mit der Hauptbegebenheit in keinem innern Verbande stehen. Diese Gesänge gehören übrigens zum Theil zu dem Besten, was der Dichter in dieser Weise geschaffen hat, wie der „Thron der Liebe in der Schafschur“; andere ahmen den Charakter des Volksgesangs glücklich nach.

Die letzte Idylle, die Fr. Müller gedichtet, „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte“ (Mannh. 1778. 2. Aufl. 1779), nähert sich wieder der Geßnerschen Weise, der ja auch Stoffe aus dem alten Testamente als Idyllen behandelte; aber so sehr die Wahl des Stoffs und die Behandlung im Allgemeinen an Geßner erinnert, und wir, wie in diesem, so auch hier, das

malerische Element scharf ausgeprägt finden, so ist die Ausführung doch viel gelungener und unendlich poetischer als bei seinem Vorgänger; das Gedicht gewinnt aber noch mehr, wenn wir es mit Klopstocks Trauerspiel „Der Tod Adams“ vergleichen (S. II, 616), wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Sprache des „Messias“ in dieser Idylle oft durchtönt. Während wir in Klopstocks Drama nur lyrische Ergüsse an einander gereiht finden, die nicht einmal charakteristisch sind, werden wir bei Müller mit wahrhaft dichterischer Schöpfungskraft in die Urzeiten versetzt, die er mit Meisterschaft schildert. Es ist aber nicht dies, was was wir vor Allem hervorheben möchten, sondern vielmehr die Mittheilungen Adams an die Seinigen, in denen er ihnen sein Erwachen zum Leben, sein Verhältniß zur Thierwelt, oder seine Empfindungen schildert, als er Eva zum erstenmale erblickte, und sich in der großen weiten Schöpfung nicht mehr allein fühlte. Das ist die Sprache des reinen, ungetrübten Gefühls, sie kommt unmittelbar aus den Tiefen der Menschenbrust und dringt unmittelbar ans Herz, das sie mit aller Kraft der Wahrheit erfaßt.

Noch hatte Fr. Müller, wie Heinse an Jacobi schreibt (Rom, 20. Oct. 1781) und ein Unbekannter im „Deutschen Museum“ von Fr. Schlegel (4, 255 ff.) berichtet, zwei Idyllen gedichtet, den „Centauren Pandarus“ und „Bacchidons Hochzeit“, welche verloren gegangen zu sein scheinen, was um so mehr zu bedauern ist, als beide Dichtungen nach dem übereinstimmenden Urtheil Heinse's und des Unbekannten die andern noch übertroffen haben sollen.

1. Aus dem „Satyr Mopsus“.

(Schluß des ersten Gesangs.)

Seht, so hab' ich gesungen! Ist das nicht schön? Mit solch einem herzbrechenden Liede hätt' ich wollen Tieger auf ihren Jungen zähmen und Steine zum Greinen bewegen. Aber ihr sollt es hören, wie übel einem in dieser Welt gelohnt wird. Kaum war ich mit Singen fertig, flog mir seitwärts ein Holzapfel wider die Nase; schnell dreh' ich den Kopf um und sag': ey! da steht auch die Nymphe Persina in ihrer Quelle und lacht; setzt dann ihren Fuß aufs Blumenbord, lacht wieder und ruft: Mopsus! Dein Lied hat mich gar sehr gerührt. Aha! dacht' ich, hab' ich einmal das rechte Fleckchen troffen? spring' flink auf, lauf hinzu und will sie haschen; aber wutsch! ist sie mir die Finger durch, steht oben auf dem Felsen, aus dem ihr Wasser springt, ruft: herauf, Mopsus, du Fauler! Ich ließ mich das nicht zweimal heißen, könnt ihr wohl glauben, klettert' wie ein Blitz hinauf; aber kaum bin ich droben, wutsch! ist sie wieder unten in ihrer Quelle, und winkt nun herab. Ich hinunter. Aber was soll ich lang sagen? So trieb sie's bis zwanzigmahl, daß sie mich auf- und abspringen machte. Ihr mögt es leicht denken, so artig auch das Spiel war, verdroß mich's doch zuletzt. Ey, rief ich, Nymphchen! du bist nun drunten, ich oben; warum bleibst du nicht? Oder wenn dir's drum ist, komm zu mir herauf! Ey komm doch, rief sie und ließ sich der Länge nach ins Wasser plumpen; komm doch, Möpselchen, mein Bröckchen! Geh, spring herunter auf meinen Rücken, wenn du's Herz hast! Sieh, will dir so liegen bleiben! Und indem sie mir so zurief, hebt sie ihren milchweißen runden Rücken aus dem Wasser hervor, daß mir's ganz fromm um's Herz lief, und mir die Seele im Leibe herumtanzte, wie eine Goldmücke. Wie der Blitz werf' ich meinen Mantel hin, spey' in die Hände und thu' einen gewaltigen Satz. Aber, o die verfluchte Hexe, die mich so gewaltig verblendet! statt auf ihren milchweißen zarten Rücken zu fallen, lieben Brüder, wohin ich so meisterlich gezielt, fall ich über Hals und Kopf in einen stachlichen Brombeerstrauch so tief, daß sich über mir der gestirnte Himmel verschloß. O mir Armen! da stand euch noch die verfluchte Zauberin — daß sie im Orkus noch dafür gepeiniget werde! denn meiner Treu, ich liebe sie jetzt gar nicht mehr — stand euch noch, ruft höhnend, indeß ich mit tausend Schmerzen in ein so stachlich Netz verwickelt lieg', zu mir in Busch herein: Komm doch, Möpselchen! Will dir einen Schmatz geben, hast gar meisterlich gesungen! — Ey daß du im Styx lägst, du abscheuliche Brut! Hätt' ich dich nur! rief ich halb rasend, langte mit der Hand nach ihr. Aber sie sprang lustig davon, ohne sich meiner nur zu erbarmen. Und ich wäre gewiß vor Kummer und Elend verschmachtet, hättet ihr, lieben Brüder! euch nicht meiner treulich erbarmet und mich herausgezogen.

Aber will sie nun fahren lassen. Fahre hin, du stolzes Herz! Hört ihrs? Jetzt soll mir jeder von euch schimpfliche Lieder auf diese höllische Nymphe machen. All will ich sie dann auswendig lernen und den ganzen Tag auf jenem Felsen dort, ihrer Grotte gegenüber, absingen und schimpfen und schmähen und schreyen, daß es das ganze Thal hört.

2. Aus „Die Schaaf-Schur“.

Walter. — — — — — — — — — — — — — —
Aber, Lotte, um tausig Gottes willen, Kind, was fehlt dir nur? Geh, geh, sey kein Narr, sitz' mir nicht so still da! Bist doch gar nicht mehr, wie sonst. Sey doch munter! Geh, tanz' doch, lach' doch ein Bißchen, das steht jungen Mädchen gar wohl an. Haben Schaaf-Schur heut und du bist noch so still; weißt du's noch vor'm Jahr, wie wir Pfänderchens gespielt und Veitel und du zum Spaß zusammen ein Paar wurdet! He? Gelt, da ging's lustiger, als heut! Komm, wollen uns heut auch lustig machen; sollt mir eins von unsern lieben alten Liedern vorsingen, die dich deine Großmutter noch gelehrt. Hörst du's?

Guntel. O geh doch, Vater! Immer alte Lieder! Weiß so hübsche neue, die will ich ....

Walter. Halt's Maul, mir über die alten Lieder zu raisonniren, oder ich schlag' dir eins hinters Ohr! Was weißt du von alten Liedern! Gelt, das hat dir gewiß wieder dein Schulmeister in Kopf gesetzt; gelt?

Guntel. Oh!

Walter. Weiß immer so saubers Zeug vorzubringen, der Narr (stemmt sich auf den Ellenbogen gegen sie). Apropo, Guntel, hat er dir gestern nichts geklagt? Hab' ihn des Henkers wild gemacht. Saß da bei meinen Bienen im Garten; da bringt er mir, weiß der Kuckuck was für ein Buch, heißt Idyllen, Gedrucktes, so von Schäfern, schreyt, lärmt und jubilirt, und gaudirt sich wegen des Zeugs, so drinnen steht; ließt mir dann auch hin und wieder Etliches vor, das ich nicht wohl verstund, und lobt so hoch und so scharf, daß mir mein Seel die Geduld ausging und ich ihm frey heraus gestand: Possen, Herr Gevatter, pur Possen! Da hättet ihr nur sehen sollen, wie so ärgerlich er den Kopf geschüttelt. Was? Das Possen, das? Ey freylich, sagt' ich; wo gibts denn Schäfer, wie diese? Was? das Schäfer? das sind mir curiose Leute, die weiß der Henker wie leben, fühlen nicht, wie wir andre Menschen, Hitze oder Kälte; hungern oder dursten nicht; leben nur von Rosenthau und Blumen und was des schönen süßen Zeugs noch mehr ist, das sie bey jeder Gelegenheit einem so widerlich entgegen plaudern, daß es einem, mein Seel, wider den Mann geht. Ab was? Weiß auch, wie's in der Welt hergeht und, mein Treu, denk' auch ein ehrlicher Kerl zu seyn; geb gerne, was noth thut, bin froh und freu' mich was die Gelegenheit mit sich bringt; mag's vor Alters mit Schäfern

freylich in diesem und jenem anders gehalten worden seyn, aber 's muß doch allemahl so herauskommen, daß einer sehen kann, daß Alles natürlich ist. Aber sein Pack da ist nicht von Herzen lustig, nicht von Herzen traurig, Alles im Traum nur; schwätzen wie der Schulmeister von Großmuth und hundert Sachen, die einem Schäfersmann nichts angehen und das, Herr, was uns alle Tage vor Augen kommt und ans Herz geht, davon piepsen sie kein Wort; sterben aus Großmuth und wollen vergnügt seyn und dergleichen. Und das plaudern sie dir so frisch bey jeder Gelegenheit weg, daß einer gar wohl merken kann, daß es lauter Gespaß ist. Da wurd' dir nun das Männchen Fuchs-Teufelswild, daß ich so schimpfirt und gelacht, daß er in vollem Zorn sein Buch zuschlug, zur Thüre hinaus wischte und schwur, nimmer meine Schwelle zu betreten und was er noch mehr aus Aerger und Galle ausspie, das ich alles vor Lachen nicht verstund, ha, ha, ha! Wird schon wiederkommen. Ist doch ein wunderlicher Has', der Schulmeister. Aber, ihr lieben Kinder, kann euch doch mein Treu ohne Singen nicht scheeren; fällt mir doch immer ein, wie meine Voraltern geschoren. Da war eine Fröhlichkeit! Und was braucht man so weit zu gehen? Les' man nur in der Bibel nach; da ward's auch so gehalten mit Schäferfesten und Singen, wenn's Zeit Scheerens war und die Schäfer aller Orten zusammen kamen bei Laban und Jakob, wie man denn dieß alles ganz deutlich im ersten Buch Mo.... Ey sieh! Guten Tag, Herr Schulmeister und Schwager Schulz! Wie geht's? Stet's Leben? Wollet ihr mithelfen scheeren? Setzt euch; rückt doch, ihr Kinder! Eben sprechen wir davon, wir wollen in der Reih herumsingen, he! bringt noch zwei Scheermesser herein! In der Reih herum singen; jedes ein Lied. Da mein Kind Lottchen soll anfangen; sie hat so eine zarte Stimme. Geh, mein Töchterchen, sing mir eins von den Liedern, die dich deine Großmutter noch gelehrt; hör' sie doch für mein Leben gern, gefallen mir tausendmahl besser, als alle neue, die man heut zu Tage macht. Weiß noch, wenn sie so in der Spinnstube zusammensaßen und einander Mährchen erzählt und gesungen und ich als ein Bub auf meinem Schemel unter ihnen in der Mitte gesessen und zugehört: hätt' ich das nicht um ein Königreich vertauscht. Nu, Lotte, greif dich an, siehst du, Nachbar Veitel geht morgen fort von hier, weit ins Schwabenland hinauf; wer weiß, ob er sein Lebtag wieder hieher kommt; mußt's ihn doch hören lassen, daß er's auch erzählen kann in der Fremde, wie schön du singst. Ey, warum wirst du so roth, Lottchen? Ey, laß seyn, brauchst dich nicht zu schämen, Lotte, wenn dich dein Vater lobt. Sing.

Johann Martin Miller.

Wenn wir Göthe ausnehmen, so fand kein Romanendichter bei seinen Zeitgenossen so großen Beifall, als Johann Martin Miller, den wir früher als Mitglied des Hainbundes und als Lyriker haben kennen lernen. Schon sein erster Versuch „Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, aus den Briefen zweyer Liebenden“ (Lpz. 1776), in welchem er die Geschichte eines Brautpaares erzählt, das durch den Tod getrennt wird, fand lebhafte Theilnahme, noch vielmehr aber sein zweiter Roman „Siegwart. Eine Klostergeschichte“ (2 Thle. Lpz. 1776), der bald darauf erschien. Aber freilich war der Beifall, den sich Miller durch seine Romane und insbesondre durch den „Siegwart“ erwarb, nicht so allgemein, wie der, mit welchem „Werthers Leiden“ aufgenommen worden waren. Alle diejenigen, welche etwas Andres suchten, als Rührung und Darstellung empfindsamer Liebesverhältnisse, fanden viel-



mehr mancherlei daran auszusetzen, und zwar mit Recht. Sie erkannten zwar die Absicht des Dichters an, gute Empfindungen und gute Grundsätze zu verbreiten, sie lobten seine Selbstständigkeit in der Wahl und in der Auffassung, sie lobten den reinen und leichten Styl des Buchs und die Kunst, mit welcher er alle, selbst die kleinsten Umstände beschreibt; dagegen fanden sie, daß diese Detailschilderungen oft an unpassenden Stellen angebracht und von unangenehmer Wirkung seien; sie tadelten, daß er die Welt und die Menschen zu wenig kenne, die Charaktere nicht fest genug zeichne, ja daß sogar Widersprüche in denselben zu finden seien, daß der Roman zu wenig Begebenheiten, Leben und Handlung enthalte und daher in der Entwickelung gar zu einförmig sei, da der größte Theil in Monologen und Schilderungen von Empfindungen bestehe. „Liebe, Liebe, Liebe, lauter Liebe ist der Inhalt und die Seele dieses Buchs; Liebe am murmelnden Bache, Liebe unter schattigen Bäumen, Liebe im Gewitter, Liebe in sanftem Mondschein, Liebe bei Sternenglanz, Liebe unter Leiden, Liebe mit Andacht verbunden, Liebe bei Trennungen, Liebe beim Wiedersehen, Liebe im Tod und Sterben“ (Allg. deutsche Bibl. 31, 1, 59). Aber eben diese tugendhafte und schwärmerische Liebe, von der der ganze Roman überfließt, gewann ihm bei allen empfindsamen Seelen — jungen und alten — einen so ungemessenen Beifall, daß ganz Deutschland „siegwartisirte“, wie es kurz vorher „wertherisirt“ hatte. Miller hatte in seinem Roman den Ton glücklich getroffen, der seit Klopstock in Deutschland so allgemein geworden war, der „Siegwart“ war in der That das, wofür viele den „Werther“ gehalten hatten, der lebendigste und wahrste Ausdruck der damaligen Stimmung des deutschen Volks, der süßlichen Empfindsamkeit und nebligen Schwär-

merei, was das große Publikum auch in „Werthers Leiden“ gesucht und gefunden hatte, während diese in der That die zerstörende Wirkung der Leidenschaft in einem schwachen Gemüthe darstellten. Der „Siegwart“ gehört zu den biographischen Romanen, da er die ganze Lebensgeschichte des Helden enthält. Wir theilen kurz seinen Inhalt mit, wobei wir alle zum Theil umfangreichen, aber in der That nicht unbedingt nothwendigen Nebenverhältnisse übergehen, namentlich die Liebesgeschichte von dem Freund und der Schwester Siegwarts. Dieser, der Sohn eines katholischen Amtmanns im südlichen Deutschland, ist schon in seiner Jugend, die in allzugroßer Breite dargestellt wird, zur Beschaulichkeit und Melancholie geneigt — womit freilich andere Charakterzüge im Widerspruche stehen, nach welchen er sich gern mit seinen Spielgenossen wild herumtummelte u. dergl. m. — und er faßt daher schon frühe den Entschluß, sich dem Kloster zu widmen. Nach vollendeten Schuljahren bezieht er die Hochschule Ingolstadt, wo er sich in Marianen, die Tochter des Hofraths Fischer, verliebt und Gegenliebe findet. Ihr harter Vater will sie einem Andern vermählen, und da sie standhaft erklärt, dem Geliebten treu bleiben zu wollen, zwingt er sie, das Klostergelübde abzulegen. Siegwart versucht sie zu entführen; da es ihm aber nicht gelingt, und alle Aussichten, die Geliebte zu gewinnen, vernichtet sind, erwacht der frühere Entschluß, sich dem Klosterleben zu widmen, mit neuer Kraft; auch er legt das Gelübde ab. Nach einiger Zeit wird er zu einer sterbenden Nonne berufen; es ist die geliebte Marianne, die in seinen Armen stirbt. Der Gram darüber bemächtigt sich seiner mit solcher Gewalt, daß seine Lebenskraft zusehends abnimmt, und er eines Tags todt auf ihrem Grabe gefunden wird.

Der Beifall, mit welchem der „Siegwart“ aufgenommen wurde, verleitete den Dichter, demselben einen größern Umfang zu geben (2. Aufl. 3 Thle. Lpz. 1777), was zum größten Nachtheil des Werks gereichte, da diese Erweiterung nur durch ungemessene Breite gewonnen wurde. Den nämlichen Fehler der Breite haben auch die späteren Romane Millers, die sich übrigens auch von dem „Siegwart“ wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie nicht auf poetischer Anschauung beruhen, sondern eine ausgesprochene didaktische Tendenz haben. Zwar ist auch der „Siegwart“ in so fern didaktisch, als er Sittlichkeit und Religiösität zu fördern und überhaupt edlere Gesinnungen zu wecken sucht; allein diese Absicht tritt nicht unmittelbar hervor, sie erscheint nicht als die Grundlage, sondern als die nothwendige, aber ungesuchte Wirkung des Romans. Bei den spätern ist das gerade umgekehrt; so ganz vorzüglich in dem „Briefwechsel dreier akademischen Freunde“ (2 Thle. Ulm 1776—77); weniger, obgleich immer auffallend genug, in der „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“ (4 Bde. Lpz. 1778—79) und zwei oder drei noch unbedeutendern Erzählungen.

Aus „Siegwart“.

Kaum konnte Siegwart vor Zittern die Treppe hinaufgehn. Er riß sein Zimmer auf, warf sich in seinen Stuhl, erbrach zuerst Marianens Brief, und las:

Ingolstadt, den 17. August.

Mein Geliebtester!

Laß mich die Sprache der Vertraulichkeit reden, und dich Du nennen! Ich schreibe dir, wie ich's versprochen habe. Gestern bist du fort, und schon finde ich nirgends keine Freude mehr. Wenn du doch bald wieder kämest! Mir ist so bang ums Herz; und doch weiß ich nicht warum? Nun wirst du wohl noch auf dem Wege sein. Vielleicht denkst du jetzt an mich. Mir deucht, ich fühl' es. Ich habe dich gestern und heut fast jeden Schritt begleitet. Gott gebe, daß du glücklich ankommst, und dein Vater wieder besser sei! Ich bethe viel für ihn, und für dich. Adieu, mein Geliebtester! Morgen wieder ein paar Wörtchen: denn ich habe viel zu thun, noch eh mein Vater kommt. Uebermorgen soll er kommen. Meine Mutter kommt alle Augenblick auf mein Zimmer; sie hat Geschäfte drauf; drum kann ich dir nicht schreiben, wann und wie viel ich will. Aber morgen wieder. Adieu indessen, mein Geliebtester!

Den 18. August.

Ich bin heut in meinem Garten gewesen. Da hab' ich viel an dich gedacht, mein Theuerster! Ich wollt', ich hätte Schreibzeug draußen gehabt, so hätt' ich viel an dich geschrieben. Aber gesprochen hat meine Seele viel mit der deinigen. Wie waren alle Plätze mir so werth, auf denen ich ehmals mit dir gesessen habe! Alle Worte fielen mir da ein, die wir mit einander sprachen. Ich wurde traurig, daß du nicht auch da warest, denn ich war allein. Auf jede Stelle setzt' ich mich, und blieb recht lange sitzen, weil mir so wohl war, da zu sein, wo mein Geliebtester einst gewesen war. Denk! Ich habe deinen Namen in einen glatten jungen Birnbaum eingeschnitten. Als der Name fertig war, und ich mich genug drüber gefreut hatte, daß mir alles so gerathen ist, da fiel mir erst ein, mein Vater könnte den Namen sehen, weil der Baum dicht am Gang zur rechten Seite stand. Ich erschrak recht, als mirs einfiel. Sollt ich nun den schönen Namen wieder auskratzen? Das wäre traurig. Und doch mußt es sein. Aber, Gottlob! daß ich auf den Einfall kam, ihn mit Erde zu überkleben, die der Baumrinde ganz gleich sah. Das will ich nun immer wieder thun, wenn die Erde abfallen will. Und wenn ich allein bin, nehm' ich sie ab, um den Namen zu sehen. Adieu!

Den 19. August.

Noch ein paar Worte vor Schlafengehn mit meinem Geliebtesten! Ich schreib' auf meiner Kammer, weil ich unten nicht sicher bin. Diesen Abend ist mein Vater angekommen. Er saß in einem Wagen mit Hofrath Schrager, meinem Bruder und meiner Schwägerin. Er sah stürmisch und verdrüßlich aus. Die Gesellschaft blieb ungefähr eine Stunde da. Sie war kaum weg, so fragte er meine Mutter sehr gebieterisch: Ist nichts vorgefallen? — Nein. — Hat sich nichts mit Marianen zugetragen? Nein. — Er sah mich von der Seite vielbedeutend an. Wir wollen sehen, sagte er, und gieng. — Ich bin in der größten Unruhe. Zum Hofrath Schrager hatt' er gesagt: Morgen also, um halb fünf Uhr, haben wir die Ehre. Meine Schwägerin ließ auch einige Worte fallen, und mein Bruder lachte höhnisch dazu. Beym Weggehn wollte mir Hofrath Schrager die Hand küssen. Ich zog sie zurück. Nu! rief mein Vater sehr gebieterisch, und ich hielt die Hand hin. — Um Gottes willen! sagte meine Mutter, als wir allein waren, so hab' ich den Papa noch nie gesehen! Ich bitte dich bei allem was heilig ist, Mariane, sei nicht widerspenstig! Du weist, was ich drunter leide. Ach, Mama, sagt' ich, und sank in ihren Arm; bethen Sie für mich! Ich brauche Kraft von Gott. Sie wissen, ich thu' was ich kann. Aber ich kann nicht, wenn es darauf ankommt. — Ich will das Beste von dir hoffen, versetzte sie; bedenk dich wohl! — Siegwart, Siegwart! Was wird aus mir werden? Ich habe fürchterliche Ahndungen! Genug, ich bin dein, lebendig oder todt! Gott kennt mein Herz;

er kann mich nicht ganz verlassen. — Die Hälfte meines Lebens wollt' ich geben, wenn der morgende Tag vorüber wäre! Mutter Gottes, und all ihr Heiligen im Himmel, helft mir bethen! Siegwart! Siegwart! Ich bin dein, es gehe wie es wolle! Möchtest du doch jetzt auch für mich bethen! Aber du hältst mich für glücklich. Komm doch bald! Ich bitte dich. Vielleicht sehen wir uns nicht mehr lang! Erbarme dich, Gott!

Johann Heinrich Jung genannt Stilling.



Schwärmerei und Sentimentalität werfen sich auf die verschiedensten Gegenstände und nehmen die mannigfaltigste Gestaltung an, bleiben im Wesen sich aber immer gleich, ob sie Geschlechts- oder religiöse oder politische und selbst wissenschaftliche Verhältnisse betreffen. Die Schwärmereien für das heilige römische Reich deutscher Nation während und nach den Freiheitskriegen oder im Jahr 1848 unterscheiden sich nur durch den Gegenstand von den Wertherischen und Siegwartischen Liebesschwärmereien in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. So beruhen auch die religiösen Schwärmereien der Lavaterschen und anderer Zeiten ganz auf dem nämlichen nebelhaften Gefühl, das jene hervorrief; und so war auch die Begeisterung für Hegel und sein System, welche eine Zeitlang in Deutschland Mode war, bei Vielen in der That nichts Anderes als Schwärmerei, denn von klarem Verständniß konnte wohl da die Rede nicht sein. Ist aber die Schwärmerei, wo und in welcher Gestalt sie sich auch zeigt, im Wesen und in der Grundlage gleich, so ist sie doch auch bei den einzelnen Individuen wiederum wesentlich verschieden, in so fern sie bei den Einen natürlich und nothwendig, bei den Andern dagegen gesucht und angelernt ist. Diese Bemerkung drängte sich uns auf, als wir im Begriffe waren, nach der Darstellung der Romane Millers zur Betrachtung seines Zeitgenossen Jung überzugehen; denn während sich bei jenem die Schwärmerei als eine gleichsam mit Willen herbeigeführte Geistesrichtung offenbart, ist sie bei diesem in dessen Natur tief begründet.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, geb. am 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauischen, war in Verhältnissen geboren und aufgewachsen, die ihn zum Mysticismus und Pietismus leiten mußten. Die Gegend, in der er seine Jugend verlebte, war von diesem Geiste erfüllt; sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher suchte nach dem Stein der Weisen, und sein Vater, der zugleich Schulmeister und Schneider war, wurde durch die drückende Armuth, in der er lebte, noch mehr zur beschaulichen Abgezogenheit gedrängt, zu der er von Natur geneigt war. Schon früh kamen ihm die Schriften des Paracelsus und Jacob Böhme in die Hände, durch welche übrigens nicht nur die mystisch-pietistische Richtung seines Geistes genährt, sondern auch seine Lernbegierde mächtig geweckt wurde. Er besuchte die lateinische Schule eines nahe gelegenen Ortes, wo er alte Volksbücher und Volkslieder kennen lernte, die seinem Geiste eine frischere Nahrung gaben. Die Armuth seines Vaters erlaubte ihm nicht, seine Studien fortzusetzen, er erlernte das Handwerk desselben und versah daneben die Stelle eines Schulmeisters oder wechselte mit beiden Beschäftigungen ab, war aber immer in gedrückten Umständen, in denen ihn nur sein festes Vertrauen auf Gott aufrecht erhielt. Doch hatte er bald darauf das Glück, zu einem Kaufmann als Informator zu kommen, wo er Zeit und Gelegenheit fand, sich selbst weiter zu bilden. Er lernte Milton, Young und Klopstock, so wie die Philosophen Leibnitz und Wolff kennen; auch erlernte er die griechische Sprache, in welcher er bald die größten Fortschritte machte. Als ihm sein Principal den Rath gab, Medicin zu studiren, glaubte er darin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der Ueberzeugung, daß dies sein eigentlicher Beruf sei, ging er, nachdem er sich noch eine Zeitlang vorbereitet hatte, im Herbst des J. 1770, also in seinem 30. Jahre, getrosten Muthes nach Straßburg, ob er gleich nicht wußte, wovon er während der Studienzeit leben sollte. Dort lernte er Göthe und durch diesen Herder kennen. Im Frühling 1772 ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder, wo er sich bald durch seine große Geschicklichkeit in Augenoperationen einen großen Ruf erwarb. Es gelang ihm, vielen am Staar Erblindeten das Augenlicht wiederzugeben. Da er aber die Armen unentgeldlich heilte, und er mit Ausnahme der Augenkranken keine große Praxis, daher auch nur sehr geringe Einnahmen hatte, nahm er im J. 1778 eine Stelle als Lehrer an der Kameralakademie zu Kaiserslautern in der Pfalz an, von wo er 1784 nach Heidelberg ging, als die Anstalt dorthin verlegt wurde. Im J. 1787 wurde er zum Professor der Oekonomie-, Finanz- und Kameralwissenschaften nach Marburg berufen. Auch in diesen Stellungen setzte er seine Augenoperationen mit dem nämlichen Glücke fort; er wurde deshalb oft in die Ferne, selbst ins Ausland, berufen, so daß

im J. 1803 die Zahl der von ihm Geheilten über 1900 betrug. In diesem Jahre berief ihn der Kurfürst von Baden mit dem Titel eines Hofraths und mit einem Gehalt von 1200 Gulden nach Heidelberg, ohne etwas Anderes von ihm zu verlangen, als daß er „durch Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und praktisches Christenthum befördere". Doch lehrte er daneben noch an der Kameralschule zu Heidelberg. Später wurde er zum Geheimen Hofrath ernannt; im J. 1806 zog er nach Karlsruhe, wo er am 2. April 1817 starb.

Jung hat sehr viel geschrieben. Seine kameralistischen Schriften, die zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommen worden sind, erwähnen wir eben so wenig als seine mystischen Werke, von denen wir nur die „Scenen aus dem Geisterreich" (Ff. 1803), die „Theorie der Geisterkunde" (Nbg. 1808) und die „Apologie" derselben (Eb. 1809) nennen, Werke, die bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehen erregten, ihm aber auch viele Gegner zuzogen. Wir haben hier nur seine Romane zu betrachten. Wir zählen zu denselben auch seine Lebensgeschichte, denn wenn diese auch auf der Wirklichkeit beruht, so ist sie doch durch die Behandlung ganz in das Bereich der Dichtung gezogen, und zwar ist sie, wenn wir Fr. H. Jacobi's Urtheil Glauben beimessen, noch mehr aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt, als Göthe's Selbstbiographie, und in welcher, wie Jacobi am nämlichen Orte vortrefflich bemerkt, die Dichtung oft wahrhafter ist, als die Wahrheit selbst." (Auserlesener Briefwechsel 2, 487 f.) Aus derselben Stelle ersehen wir ferner, daß der erste Theil von Jungs Lebensgeschichte nicht so, wie er vorliegt, aus Jungs Feder geflossen ist. Zwar gibt Jacobi hierüber keinen näheren Aufschluß, wir finden ihn aber bei Jung selbst. Dieser erzählt nämlich, daß Göthe, der ihn im J. 1774 in Elberfeld besuchte, die Handschrift ohne sein Vorwissen mitnahm, und sie unter dem Titel „Heinrich Stillings Jugend" (Berl. 1777) herausgab. So ergänzt denn dieser Bericht jene Andeutung Jacobi's, und es ergibt sich, daß Göthe an die ursprüngliche Erzählung Jungs die bessernde Hand gelegt hat. In wie weit dies geschehen ist, läßt sich nicht bestimmen; freilich möchte man aus dem Umstande, daß dieser erste Theil von Jungs Lebensgeschichte die nachfolgenden in jeder Beziehung weit übertrifft, den Schluß ziehen, daß Göthe's Antheil an der Bearbeitung nicht unbedeutend gewesen sei; allein auf der andern Seite ist die Eigenthümlichkeit des Verfassers, selbst in Bezug auf den oft harten und ungefügen Styl, so rein gehalten, daß man eine durchgreifende Umgestaltung des ursprünglichen Textes nicht annehmen kann. Durch die günstige Aufnahme, die dem Büchlein zu Theil wurde, ermuthigt, setzte Jung, wie schon angedeutet, die Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte fort, und es erschienen nach und nach „Heinrich Stillings Jünglings-Jahre" (Berl. u. Lpz. 1778), „Wanderschaft" (Eb. 1778), „Häusliches Leben" (Eb. 1789, „Lehrjahre" (Eb. 1804) und zuletzt „H. Stillings Alter" (Heidelb. 1817), welches nebst einer Erzählung von dessen Lebensende von seinem Enkel M. Schwarz herausgegeben wurde. Dem ganzen Werke liegt der Gedanke zum Grunde, daß Gott den Menschen, der sich ihm ergibt und unbedingtes Vertrauen in ihn setzt, unmittelbar durch das Leben an seiner Vaterhand leite. „Der wunderliche Mensch", sagte Göthe von ihm, „glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen." (Jacobi a. a. O.) Dieser Glaube hatte bei Jung, selbst im späteren Alter, etwas Kindlich-Naives, und war so unerschütterlich, daß er selbst dann, wenn die Erfahrung und das Leben mit demselben in den offenbarsten Widerspruch gerieth, doch darin niemals wankend gemacht werden konnte. Denn wenn er auch in seinem späteren Roman „Theobald und die Schwärmer" (Lpz. 1784—85) nachzuweisen sucht, bis zu welchem Unsinn der Pietismus führen könne, so bleibt er doch selbst Pietist, d. h. er hält am Glauben an der unmittelbaren Leitung Gottes ohne Wanken fest. Eben diese Kindlichkeit des Glaubens bewahrte ihn übrigens vor der widrigsten Abirrung der Pietisten, der nämlich, daß sie sich für bevorzugt halten und sich von den übrigen Menschen absondern, wie er denn auch in der „Geschichte des Herrn von Morgenthau" (2 Thle. Lpz. 1779) seinen Meinungsgenossen zu zeigen sucht, daß sie durch diese Absonderung dem innersten Wesen des Christenthums untreu würden. In diesen Romanen, so wie in den unbedeutenderen „Geschichte Florentins von Fahlendorn" (3 Thle. Mannh. 1781—83), dem „Leben der Theodore von der Linden" (Eb. 1783) und dem „Heimweh" (5 Thle. Marb. 1794) liegen überall Erlebnisse zum Grunde; die Personen sind zum Theil der Wirklichkeit entnommen, wodurch sie zu einer oft interessanten Quelle für die damaligen Erscheinungen werden. So ist „Theobald und die Schwärmer" für die Kenntniß der zu jener Zeit sich herumtreibenden Wunderthäter wichtig, deren Zahl bekanntlich nicht gering war. Dagegen stehen sie, was Form und Haltung betrifft, weit unter der Lebensgeschichte, namentlich hinter „H. Stillings Jugend", die durch ihre Innigkeit und Naivetät einen wahrhaft idyllischen Charakter erhält, und auch dadurch an Interesse gewinnt, daß darin Volkslieder („Es ritt ein Ritter wohl über's Feld") und Volksmärchen („Joringel und Jarinde") mitgetheilt sind. Wir schließen mit der Bemerkung, daß Jung in späteren Jahren auch „Erzählungen" (3 Thle. Ff. 1814—15) geschrieben hat, die in demselben Geiste gehalten sind, wie seine Romane.

Aus „Heinrich Stillings Jugend".

(Der Tod des Großvaters.)

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? Nichts, sagte er. Ich weis nicht, ich bin so wohl, doch hab' ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Margarethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Henrichen nacher Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frauen und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich vom Dach zu bleiben; selbst Henrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Al-

lein der vortrefliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darinn: Er wolle da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nemlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortreflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wol in zehen Jahren auf keinem Baum gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du must nun vor diese Zeit in die Höh', es mag kosten was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit gieng er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her, auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf, bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, fing an, aß Kirschen, und warf Henrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig Mariechen, daß ich nur die unterste Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte, das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ehrliche alte Graukopfe in den Aesten des Kirschbaums, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend: besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorfe war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, gieng, und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er gieng des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Henrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Henrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: Sieh, welch eine Schlafkappe! — Henrich fuhr in einander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Henrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen wars schwarz, wie die Nacht. — Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Henrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zetter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rung die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe trabte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Henrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergossen Alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Henrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Henrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zu Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freytags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bett zusammen, Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl, und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkel; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Henrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Catharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Henrich stand da, ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling hohlte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

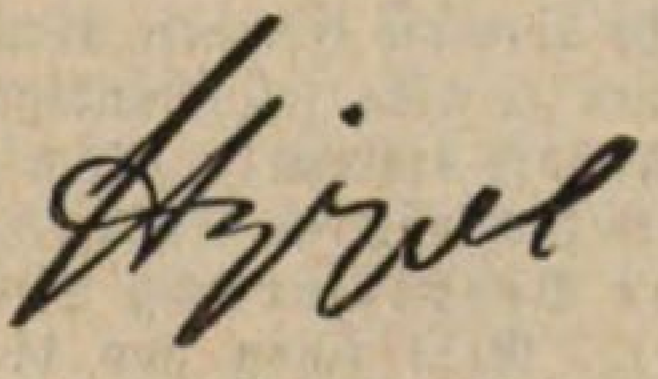
Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; so bald sie aber Catherinen rufen hörte, stand sie auf, gieng ans Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter, sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sunken im Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder! So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte

das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Baare; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Theodor Gottlieb von Hippel.





Die Nachahmung Sterne's hatte schon manchen humoristischen oder nach Humor jagenden Schriftsteller hervorgerufen; die Reihe derjenigen, welche dem Vorgang des großen Engländers mit Selbstständigkeit nacheiferten und die deutsche Humoristik begründeten, beginnt aber erst mit dem Schriftsteller, mit welchem wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Theodor Gottlieb Hippel, geb. am 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wurde von seinem Vater, welcher daselbst Pastor war, erzogen und in den alten Sprachen unterrichtet, in denen er schnelle Fortschritte machte. Obgleich mit einem vortrefflichen Gedächtnisse begabt, gewöhnte er sich schon frühe daran, Alles, was ihm in irgend einer Beziehung Merkwürdiges vorkam, niederzuschreiben und ausführliche Tagebücher zu halten. Im 15. Jahre bezog er die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren, doch beschäftigte er sich mit Vorliebe mit den alten Sprachen, mit Mathematik und Philosophie, in der letzten Zeit unter Kant. Von großem Einfluß auf seine Bildung wurde der Umstand, daß ihm ein Universitätsfreund seines Vaters, der holländische Justizrath Woyt, als er ungefähr ein Jahr in Königsberg war, Haus und Tisch anbot, unter der Bedingung, ihm Gesellschaft zu leisten, so oft es seine Studien erlaubten. Der fortgesetzte Umgang mit Woyt, von dem er gleichsam spielend die holländische Sprache erlernte, und der ein sehr gebildeter Jurist war, erweckte in ihm die Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit; doch würde er wohl der Theologie treu geblieben sein, wenn nicht noch ein anderer Umstand dazu getreten wäre, der ihn bestimmte, das bisherige Studium aufzugeben. In Woyts Hause wurde er nämlich mit dem russischen Lieutenant von Kayser bekannt, der ihn einlud, ihn nach Petersburg zu begleiten, wohin er als Courier geschickt wurde (im Sept. 1760). Von dem Vater seines Freundes, der Viceadmiral in Kronstadt war, und von dessen Familie freundschaftlich aufgenommen, lernte er die größere Welt kennen, was nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine ganze Geistes- und Gemüthsrichtung blieb. Anträge, in russische Kriegsdienste zu treten, lehnte er aus Liebe zum Vaterlande ab, und er kehrte nach Königsberg zurück, wo er Hauslehrer bei einer angesehenen adeligen Familie wurde. Die Liebe zu einem schönen und vornehmen Mädchen (ob es die Schwester seines Freundes in Kronstadt oder ein anderes Frauenzimmer war, geht aus der dunkeln Darstellung in seiner Biographie nicht klar hervor), und die Ueberzeugung, daß er als Pfarrer nie zu ihrem Besitze gelangen könne, bestimmte ihn, Jurisprudenz zu studiren, weil er auf diesem Wege eher hoffen durfte, zu hohen Ehrenstellen und zu Reichthum zu gelangen. Im J. 1762 begann er das Studium der Rechte, und ob er gleich mit Entbehrungen aller Art und selbst mit Mangel zu kämpfen hatte, arbeitete er mit solcher Anstrengung und Beharrlichkeit, daß er schon im J. 1765 ein glänzendes Examen zu machen im Stande war; er wurde Advokat und zeichnete sich als solcher so sehr aus, daß er bald zum öffentlichen Dienst berufen wurde und schnell zu immer höheren Stellen emporstieg. So wurde er nach und nach Criminalrichter, Stadtrath und Criminaldirector, in welchen Stellen er die größte Macht der Beredtsamkeit entwickelte. Ob er gleich erreicht hatte, wornach er mit so großer Beharrlichkeit gestrebt hatte, entsagte er doch dem Besitz der Geliebten und blieb unverheirathet. Im J. 1780 ernannte ihn Friedrich II. zum Oberbürgermeister und Polizeidirector mit dem Titel eines Kriegsraths und Stadtpräsidenten; 1786 erhielt er den Titel eines Geheimen Kriegsraths, und er ließ im J. 1791 den alten Adel seiner Familie erneuern, weil er, wie man behauptet, beabsichtigte, Minister zu werden. Nicht lange darauf erhielt er den Auftrag, die Behörden in Danzig zu organisiren, wobei er bewundernswürdige Kraft und Thätigkeit entwickelte; doch war die Anstrengung so groß, daß er in Folge derselben auf einem Auge blind wurde und krank nach Königsberg zurückkam. Seitdem konnte er sich nicht mehr erholen, zudem trafen ihn mancherlei Unannehmlichkeiten, daß er in melancholische Stimmung verfiel, die namentlich dadurch befördert wurde, daß der Kreis seiner Verwandten, den er um sich gebildet hatte, sich nach und nach auflöste. Im Anfang des J. 1796 bildete sich die Brustwassersucht aus, an welcher er am 23. Apr. 1796 im 55. Jahre seines Alters starb.

Bei seiner ungeheueren Geschäftsthätigkeit, die zu Zeiten so groß war, daß er leistete, was kaum

zwei andre weniger begabte und weniger kräftige Naturen hätten leisten können, war es ihm doch noch möglich, eine sehr bedeutende schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. Dabei hatte er aber die Eigenheit, unbekannt bleiben zu wollen, und er wußte die Anonymität so glücklich zu bewahren, daß nur sehr wenige vertraute Freunde das Geheimniß kannten, das erst nach seinem Tode enthüllt wurde.

Aus der Geschichte seines Lebens erhellt schon, daß Hippel ein Mann von seltenen Talenten und einer außerordentlichen Charakterkraft war, eben so wird es deutlich, daß der edlere Beweggrund, der ihn zuerst zur Entwickelung seiner seltenen Thatkraft bestimmte, später einer andern Leidenschaft, der Selbstsucht, weichen mußte. Die Art und Weise, wie er die Anonymität als Schriftsteller bis zu seinem Tode zu bewahren wußte, zeigt ihn uns als einen verschlossenen Charakter, und als der größten Selbstbeherrschung fähig. Ob er dabei wirklich so schlecht war, als ihn Schlichtegroll in seiner Biographie schildert (Nekrolog v. J. 1797), wagen wir nicht zu behaupten; so viel ist aber gewiß, daß sich in ihm die größten Widersprüche vereinigt fanden, die nur in seinem gränzenlosen Ehrgeiz einen Vereinigungspunkt fanden. Doch haben wir hier nicht über den Menschen, sondern über den Schriftsteller zu urtheilen.

Als solcher ist er eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit, und an Originalität kommen ihm nur Wenige gleich. Unerschöpflich, wie an gehaltreichen Ideen, so auch an witzigen Einfällen und an wahrhaft poetischen Anschauungen, wirft er alles dies in so buntem Gemisch durcheinander; es reißt ihn seine zügellose Phantasie so unwiderstehlich von einem Gedanken zum andern, ohne daß man sich des innern Zusammenhangs bewußt werden kann; er läßt den logisch oder künstlerisch ordnenden Verstand so selten oder so gar nicht eingreifen, daß man beim Lesen seiner Schriften wie von einem unwiderstehlichen Wirbel erfaßt wird und nicht zur Ruhe gelangen kann. Es ist daher auch geradezu unmöglich, seine Romane als Ganzes zu lesen. Will man nicht vergeblich Zeit und Mühe aufwenden, so muß man sich gegen den unaufhaltsamen Strom der Rede stemmen, und sich jedesmals, wenn man sie in die Hand nimmt, an kurzen Abschnitten begnügen lassen. Dann wird man aber auch den Geist bewundern, der in diesen Schriften lebt. Hippel hatte ohne Zweifel ein großes poetisches Talent, das er durch die feinste Beobachtung der Welt und der Menschen genährt hatte. Seine Schriften sind daher auch von der lebendigsten Menschenkenntniß durchdrungen, und er versteht es, die objectiven Anschauungen poetisch zu beleben und zu gestalten. Seine Charaktere sind alle von der lebendigsten Wahrheit und Anschaulichkeit, aber er zerstört selbst immer die künstlerische Gestaltung, indem er die Darstellung durch die seltsamsten Sprünge unterbricht, so daß er gleichsam immer nur einzelne Glieder zeichnet, und die gesammte Erscheinung nur mit Mühe aus der Vereinigung derselben construirt werden kann. Eben so verhält es sich mit den dargestellten Begebenheiten. So sehr er überhaupt der künstlerischen Entwickelung fähig gewesen wäre, so wenig lag ihm an derselben; sein Hauptzweck war, seine Ideen und Beobachtungen, seine Ansichten über Menschen, bürgerliches, geistiges und religiöses Leben in einer poetisirenden Form darzustellen, um ihnen leichtern Eingang beim großen Publikum zu verschaffen, als man es in abstracter Darstellung gethan hätte. Daß ihm dies nicht gelang und nicht gelingen konnte, geht aber aus der obigen Darstellung hervor. Wie sehr aber der Ideengehalt den eigentlichen Mittelpunkt seiner Werke bildete, erhellt schon daraus, daß man längere Zeit Kant für den Verfasser seiner besten Schriften hielt, was freilich darin seinen Grund hatte, daß Hippel, der namentlich während seiner zweiten Studienzeit Kants Vorlesungen mit nie erkaltender Theilnahme besucht und sich die Zuneigung des großen Philosophen gewonnen hatte, dessen Ideen in seinen Schriften in dem ausgedehntesten Umfange benutzte, was ihm von vielen Seiten mit Bitterkeit als geistiger Diebstahl vorgeworfen wurde, ein Vorwurf, den wir für eben so ungerecht halten, als wenn man Molière tadeln wollte, daß er den Römer Plautus und Andere benutzt habe. Denn Hippel hat die Kantischen Ideen durch die Art, wie er sie darstellte und in eigenthümlicher Weise entwickelte, zu seinem vollständigen Eigenthume gemacht.

Hippel eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Buche „Ueber die Ehe" (Berl. 1774), welches auch in so fern hieher gehört, als der Verfasser seine Ansichten nicht in systematischer Form darstellt, obgleich dem Ganzen eine Art Schema zum Grunde liegt, und er zudem mehr die humoristische Laune und den Witz als den reflectirenden Verstand vorherrschen läßt. Dieses Buch ist aber schon deshalb wichtig, weil in ihm einer der ersten Versuche über die Emancipation der Frauen vorliegt, denen er eine selbstständigere Stellung in der Gesellschaft vindicirt. Noch entschiedener that er dies in der späteren Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" (Berl. 1792). Geht schon aus diesen Werken hervor, daß Hippel freiere und edlere Ansichten über das bürgerliche Leben hatte, als seine meisten Zeitgenossen, so werden wir davon in der Schrift „Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl" noch mehr überzeugt, in denen er die reinste republikanische Gesinnung ausspricht und Grundsätze verkündigt, die durch die französische Revolution zum Theil ihre praktische Anwendung fanden. Eben so entwickelt er in seinem Hauptwerke, den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie nebst Beilagen ABC" (3 Thle. in 4 Bdn. Berl. 1778—1781) die vortrefflichsten und freisinnigsten Ideen über die mannigfaltigsten Verhältnisse, über Erziehung, Ehe, gesellschaftliches und bürgerliches Leben. Es ist, wie aus den obigen Bemerkungen erhellt, nicht möglich, eine Darstellung vom Gange dieses Romans zu geben. Die Grundlage desselben ist die eigene Lebensgeschichte des Verfassers, und unter den Personen erkennen wir seinen Vater, seine Mutter, die adelige Familie, bei der er Hofmeister war, und so noch andre Persönlichkeiten aus seiner Bekanntschaft oder Umgebung. Außer der gelungenen Charakteristik, von der wir schon gesprochen haben, erfreuen auch die Schilderungen von einzelnen Gegenden, die Darstellung der kurländischen Sitten, und selbst einzelne Situationen sind ge-

radezu vortrefflich; allein diese künstlerisch schönen Stellen verschwinden in der auflösenden Manier, der sich der Verfasser hingibt. Darunter muß natürlich auch der Styl leiden; derselbe entbehrt aller Gleichförmigkeit, bald schwebt er zwischen Prosa und Poesie, bald greift er mehr in die erstere, bald in letztere hinüber, und läßt daher auch in dieser Beziehung kein ruhiges Wohlgefallen aufkommen. Uebrigens ist er eben so reich als glücklich in Bildern und Metaphern.

Sein zweiter Roman, die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z.“ (2 Bde. Berl. 1793—94) steht in jeder Beziehung viel tiefer als die „Lebensläufe“. Er ist noch viel zerrissener und willkürlicher gehalten; schon die Form ist verfehlt: er theilt ihn nämlich in Paragraphen, deren Ueberschriften aus Wörtern mitten aus einem Satz bestehen, der dadurch halb zum vorangehenden, halb zum nachfolgenden Paragraphen gehört. Wie er in dem ersten Roman seine Ansichten über das allgemein Menschliche darstellen wollte, so hatte er in dem zweiten den Zweck, die besondern Richtungen und Irrthümer seiner Zeit auf dem Wege der Satyre zu bekämpfen. Was er über Adel- und Ahnenstolz, über das Treiben der geheimen Orden und Andres sagt, ist allerdings gut und wahr, es verliert aber durch die springende, unzusammenhängende Darstellung viel von dem Eindruck, den es bei ruhigerer Entwickelung nothwendig machen müßte. Es sind, mit Einem Worte, die „Kreuz- und Querzüge“, wie die „Lebensläufe“, Fundgruben von tiefen und wahren Gedanken, aber das Gold ist von Schlacken umgeben, daß man es nur mit Mühe läutern kann.

Wir erwähnen noch die kleine Schrift „Handzeichnungen nach der Natur“ (Berl. 1790), die eine Reihe von poetischen Betrachtungen über die Natur enthalten, die fortwährend als belebt und selbstthätig dargestellt wird.

Aus den „Lebensläufen“.

Ich arbeitete beständig, allein ich wußte es nicht, ich hätte eben so gut glauben können, daß ich beständig spielte. Mein Vater konnte sich über nichts so sehr ärgern, als daß über der Seele der Leib vergessen würde, und daß man das eine bei Hochwohlgebornen Kindern lernen und das andere spielen hieße. Es ist Alles Spiel oder Alles Arbeit, pflegte er zu sagen. Die Unvermögenheiten des Lebens hielt er alle für ansteckend in Absicht der Seele. Es ist ein schlechter Wirth, sagt' er, der sein Zimmer mit Seide ausschlägt und von oben einregnen läßt. Vom Kleide auf den Mann, setzte er hinzu, vom Hause auf den Herrn, vom Leibe auf die Seele schließen, ist kein unrichtiger Schluß. Wenn man seinen Körper, den man siehet, vernachlässiget, wie will man an seine Seele denken, die man nicht siehet. Mark macht's aus, setzte er, um sich zu erklären, hinzu, nicht Länge und Breite, Dicke und Höhe. Ein jeder Erfinder ist wenigstens an dem Tage, da er erfand, ein Mann gewesen, und hätte eben so gut ein gesundes Kind in die Welt setzen als erfinden können, und Alles, was in der gelehrten Welt Methusalems Alter erreichen und noch älter werden soll, Alles, was eigentlich auf die Nachwelt bleibt, hat ein Gesunder gedacht und geschrieben. Die Helden- und Staatsactionen des Herkules leisteten meinem Vater auf diesem Wege gute Dienste, und er konnte sich sehr freuen, wenn ich Unwillen zeigte, daß ich nicht auch Gelegenheit gehabt, zweien Schlangen in der Wiege das Lebenslicht auszudrücken. Die Geschichte von Antäus, dem Riesen, war mir ein Brand im Busen; mein Vater goß Oel dazu, und maß mir seine Länge vor. Ich stieg auf den Tisch, um sie recht zu sehen, und so wie ich mich über die Art des Antäus freuete, sich einen Löwen zum Braten zu fangen, so gratulirte ich dem Herkules, daß er diesen Löwenjäger todt zu drücken die Ehre gehabt. Meine Mutter war so wenig mit der Geschichte vom Riesen Antäus, als mit der von der Schlange zufrieden. Bei der Schlange fiel ihr beständig die im Paradiese ein, wobei sie es dem Noa etwas übel nahm, daß er für sie eine recht holländische Toleranz in seinem Kasten gehabt. Sie äußerte bei dieser Gelegenheit die Meinung, daß das Auszischen sich aus dem Paradiese herschriebe, wo der Teufel unsern ersten Eltern auf diese Art übel begegnet hätte, nachdem die armen Betrogenen den letzten Bissen Apfel genossen. Was den todtgedrückten Riesen betraf, fand sie's anstößig, daß er nicht Goliath hieße. Ich war sehr für's Todtdrücken des Riesen, aber mein Vater zeigte mir das Erhabene, das Göttliche bei der Geschichte des David, und ich lernte nebenher, wie unrecht es sei, mehr Mittel, und wär's auch nur ein Gränlein, anzuwenden, als man Zweck hat.

Wenn meine liebe Mutter den Eifer bemerkte, der mir bei Erzählung vom Herkules unter die Arme griff, so daß ich vor ihren sichtlichen Augen an Tisch und Stühlen ein Exempel statuiren wollte, pflegte sie mich zu ermahnen, meine Arme zum Kanzelschlagen zu schonen und sie nicht an unschuldigen Stühlen und Tischen zu entweihen.

Erziehen, sagte mein Vater, heißt aufwecken vom Schlafe, mit Schnee reiben, wo's erfroren ist, abkühlen, wo's brennt. Wer nie ein Kind unterrichtet hat, wird nie über das Mittelmäßige hervorragen. Docendo discimus ist ein großes und wahres Wort! In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. Wer kann in sie sehen, wenn's Hochmittag ist? —

Wenn ich auf etwas durchaus und durchall' bestand, überließ mich mein Vater meinem Eigensinn, und ich sahe aus den natürlichen Folgen, wie thöricht ich gehandelt, daß ich seinen Fingerzeig aus der Obacht gelassen. Er behauptete, daß keine natürliche Strafe gleich einer Todesstrafe wäre, und so ließ er nach dieser großen Vorschrift auch mich nur durch Buße bekehren und leben. Ich verbrannte mich am Licht, ich verdarb mir den Magen unterm Pflaumenbaum. Wie der himmlische Vater es mit uns macht, pflegte er zu sagen, so sollten es auch leibliche Väter machen. Welch einen Einfluß diese Lehrart auf mich gehabt, ist unaussprechlich. — Ich lernte Natur, die wir leider bei dem allgemeinen Fall oder Verfall der Menschen lernen müssen. Ich lernte sie im Kleinen und im Großen. Wenn ein Genie allein auf dem Lande geht, pflegte mein Vater zu sagen, bleibt es nicht lange allein, die Natur geht ihm an die Hand. Sie faßt es an, und es versteht die Blume, wenn sie sich neigt, und den liebevollen Hopfen, der sich hinaufranket. Es bewundert den Regenbogen, das Ordensband, das Gott der Erde als ein Gnadenzeichen umhing. Da sehen dann Genies einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen, und sind Seher, von Gott Angehauchte. Dies ist unendlich mehr, als ein Autodidaktos, ein Selbstgelehrter. Dieser lernt aus Büchern, ein Seher lernt von Gott, und aus seiner für ihn aufgeschlagenen Welt.

Mein Vater ließ es nie zu Thätlichkeiten bei seinen Strafgerichten kommen, denn ich verurtheilte mich selbst, und er bewirkte eben hierdurch eine große Absicht. Er erzog nicht einen Sohn, sondern einen Menschen.

Meine Mutter hielt einen Gnadenstoß für nothwendig, und wenn sie mir mit ihrer theuern Rechten einen Ritterschlag versetzte, pflegte sie zu sagen: besser so als anders! — eine freie Uebersetzung von: besser Ritter als Knecht — und dann sagte sie wieder: Wer seinen Eltern nicht folgt, folgt dem Kalbfelle. — In der Hauptsache

stimmte sie mit meinem Vater, sie zog nur durch einen andern Weg in eben dasselbe Land. Regen, der ihr kam, wenn sie die große Wäsche vorhatte, die mein Vater scherzweise Fegefeuer nannte, das war ihr Gottesschlag, und immer wußte sie, mit welcher Sünde sie diesen Regen beim lieben Gott verschuldet hatte.

Ich entsinne mich, als wär's heute, daß sie meinetwegen einen Stock ergriff, — feierlich wie einen an einer Kreuzfahne; allein sie besann sich, wie Diogenes, der einen armen Jungen mit der Hand Wasser schöpfen sah, — sie murmelte: „wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen", und ich habe also nie unterm gefreiten Stock gestanden, sondern nach Prinzen Art, da doch Niemand ohne Schläge groß wird, bloß Weiberhänden diesen Tribut bezahlt. Meine Mutter nannte diese Zucht Licht und Recht, und hatte eine sehr feine Distinction zwischen dem Stabe Sanft und zwischen dem Stabe Wehe, womit meinen Lesern aber wenig gedient sein kann.

Die Sprache rechnete mein Vater zum Departement des Leibes und der Seele. Man muß, pflegte er zu sagen, nur Eine vollkommen besitzen, das ist reden, schreiben und in ihr denken können. Ein Gott, Eine Taufe, Eine Sonne, Ein Weib, Ein Geist, Ein Leib, Ein Freund, Eine Sprache. —

Es giebt, sagte er, keine nackte Wahrheit. Worte finden, heißt denken. Worte sind was körperliches, was sinnliches, sie sind die Kleider der Gedanken — Beiwörter der Besatz, Worte der eigentliche Anzug. Wer deutsch gedacht und lateinisch geschrieben hat, ist, wenn er gleich der beste Lateiner wäre, doch ein Deutscher. Cicero würde ihn für keinen Landsmann halten. Um französisch zu schreiben, muß man Franzose sein, um englisch, Engländer. Wer fremde Sprachen zu etwas mehr braucht, als sich andern Leuten, die nicht unsere Muttersprache kennen, verständlich zu machen, ist allemal ein schwacher Kopf. Es fehlt ihm wo, es sitze das Uebel, wo es wolle.

Mein Vater war bei alle dem so wenig wider viele Sprachen, daß er sie vielmehr nach dem Thurm zu Babel so nothwendig, als vielerlei Essen nach dem so höchst betrübten Sündenfall hielt. Viele Sprachen, bemerkte er, sind viele Creditbriefe. Zeige sie vor, du bist überall willkommen. Kein Türke schlägt einen Christen todt, wenn der Christ türkisch kann, und wenn es noch so viel Religionsverdienst wäre. Die Sprache ist eine Herzensschlinge. Man ist bestrickt, man weiß nicht wie. Doch, warum soll ich Alles wiedersagen, was mein Vater sagte? Seine Behauptungen waren außer der Weise. Er glaubte, es müßte zu kennen sein, was bei Licht oder am Tage, was des Morgens und was des Abends gedacht wäre, wenn's nämlich aufgeschrieben worden. Morgengedanken waren bei ihm wie die Erstgeburt heilig. Da ich mehr mit Credit, als mit eignem Vermögen in der Welt handeln sollte, führte mich mein Vater fleißig zu fremden Sprachen an, und ich mußte beinahe alle diese Sprachen zu gleicher Zeit lernen. Alles ohne Donat und Grammatik. Zum Schulmäßigen gewöhnte er mich allererst im vierzehnten Jahre, und konnte ich's folglich als Proben ansehen, die man in der Rechenkunst erfunden, um zu sehen, ob richtig gerechnet sei. Mein Vater hielt viel auf wörtliche Uebersetzungen in Sprachen, die noch leben. Hieraus, pflegte er zu sagen, lernt man eine Nation auf ein Haar kennen, und die feinste Politik und Weltkenntniß ist hier verborgen. Dieß ist der Chiffer zu den Geheimnissen der Völker. Auch sieht man aus der Sprache, ob's im Lande kalt oder warm, neblicht oder klar sei. — Er gieng hier noch weiter, ich befürchte aber, meine Leser werden nicht weiter gehen wollen. Bei abgeschiedenen Sprachen, fuhr er fort, tödtet der Buchstabe, der Geist aber machet lebendig. Die Griechen nannte er Kirchenväter der Natur und ihre Sprache den Grundtext des Geschmacks. Wenn man uns zugehöret hätte, würde man uns für ein paar Maurergesellen vom Thurm zu Babel gehalten haben. Alles durch einander und doch Alles in einander. Mein Vater nahm, wenn er fremde Sprachen mit mir redete, auch fremde Arten an, und das war mir mehr als ein Lexikon; ich hatte für jede Sprache ein anderes Gesicht, eine andere Zunge, eine andere Hand, einen andern Fuß, und besonders eine andere Nase. Worte mußte ich lernen, und er war nicht mit der Lehrart zufrieden, bei Worten das Gedächtniß zu stützen und sich Merkzeichen zu machen. Man hat, sagte er, alsdann Bild und Wort zu behalten. Ein Stammvater von Worten aber diente mir zum Leitfaden bei tausend, zum Nagel im Kleiderschrank, wo man zehnerlei aufhängt. Ich lernte den Stammvater, und wußte Sohn, Enkel, Urenkel, Ururenkel und Ur Ur, so viel man will.

Franz Xaver Bronner.



An die frühere Zeit erinnernd, auf derselben durch Erziehung und Bildung wurzelnd, tritt uns nunmehr ein Dichter entgegen, der in dem beschränkten Kreise seines Talents Beachtungswerthes leistete. Franz Xaver Bronner, geb. am 23. Dec. 1758 zu Höchstädt an der Donau, wurde, nachdem er auf der Schule seines Geburtsortes einigen Unterricht, namentlich im Gesange, erhalten hatte, im Jahr 1769 als Chorknabe in das Jesuitencollegium zu Dillingen aufgenommen. Nachdem er sämmtliche Klassen der Anstalt durchgemacht hatte, trat er zu Donauwörth in den Benedictinerorden. Auch hier setzte er seine Studien mit rastlosem Eifer fort, aber die freiere Lebensanschauung, die er dadurch gewann, machte ihm bald das Klosterleben verhaßt, so daß er sich endlich zur Flucht entschloß, die er auch (1784) ausführte. Er begab sich in die Schweiz, wo er die lebendigste Theilnahme fand und insbesondre von Sal. Geßner freundlich aufgenommen wurde, der bald ein verwandtes Talent in ihm erkannte. Zwar ließ er sich einige Zeit darauf bewegen, in ein Kloster nach Augsburg zurückzukehren; doch sah er bald, daß man ihn mit falschen Hoffnungen getäuscht habe, und er entfloh abermals in die Schweiz. Der Versuch, im Elsaß als constitutioneller Pfarrer Unterkunft zu finden, mißlang, und so entschloß er sich, in der Eidgenossenschaft zu bleiben. Nach Gründung der helvetischen Republik ward er Secretair bei dem Ministerium der Künste und Wissenschaften; nach Auflösung des kaum gebornen Staats wurde er zum Professor der Naturwissenschaften an der neugegründeten Kantonsschule in Aarau ernannt. Im J. 1810 erhielt er von der russischen Regierung einen Ruf als Professor nach Kasan; allein er kehrte im J. 1817 nach Aarau zurück, wo er wieder in seine frühere Stelle eintrat, die er später mit der Professur der Mathematik vertauschte. Bald darauf trat er zum Protestantismus über. Im J. 1827 wurde er zum Kantonsbibliothekar und Ende 1829 zum Staatsarchivar ernannt. Letztere Stelle bekleidete er bis zum J. 1842, die erstere bis zum J. 1846. Er starb, 92 Jahr alt, am 11. Aug. 1850.

Als Jesuitenzögling und im Kloster hatte Bronner sich die besten deutschen Schriften der damaligen Zeit zu verschaffen gewußt, in so fern sie nämlich schon bis ins südliche katholische Deutsch-

land gedrungen waren. Unter diesen sagten seiner eigenen zum Idyllischen und zur Sentimentalität geneigten Natur die Dichtungen Geßners vorzüglich zu und reizten ihn, sich in der nämlichen Gattung zu versuchen. Den Stoff lieferte ihm das Fischerdorf Ried, das er von seiner Zelle aus überschauen konnte. Dies veranlaßte ihn nicht nur, an die Stelle der Schäfer, wie sie in den Idyllen gewöhnlich vorkamen, Fischer zu setzen, es hatte dies auch den wohlthätigen Einfluß, daß seine Personen und Begebenheiten nicht willkürlich erdacht waren, wie bei Geßner. „Ich bestrich", erzählt er in seiner Selbstbiographie, „die ganze schöne Gegend umher und verweilte bey den interessantesten Gegenständen, die oft ein liebendes Pärchen im Busche, zuweilen gar ein badendes Mädchen, sehr oft aber Fischer an ihrer Arbeit waren. Damals entstanden die Gedichte „Die Hühner, Lamon und Elise, der Geyer, der Knabenstolz, die Lüge, die Rache des Redlichen und viele andere, die des Druckes nicht werth sind" (I, 347). Und später, als er sich in Zürich aufhielt, suchte er sich neue Anschauungen zu gewinnen; „er besuchte", sagt Geßner in der Vorrede, mit welcher er dessen „Fischergedichte und Erzählungen" (Zürich 1787) begleitete, „den Landmann in seiner Hütte oder bey seinen verschiedenen Landarbeiten; besuchte die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen und entwarf da seine Gemälde. Daher (fährt Geßner fort und wir unterschreiben sein Urtheil), daher das naive Detail von so neuen anmuthsvollen kleinen Bildern, daher diese Wahrheit, diese frische, wahre Farbe; überall sieht man das feinste Gefühl für jedes sittlich Schöne, überall die feinste Bemerkung jeder Schönheit der Natur." Was sich an den „Fischeridyllen" und vielleicht noch mehr an der zweiten Sammlung „Neue Fischeridyllen und Erzählungen" (2 Bdchn. Zür. 1794) tadeln läßt, ist die allzugenaue Schilderung auch der kleinsten, geringfügigsten Umstände, wodurch der allgemeine Eindruck oft ganz verloren geht, wie z. B. in der Idylle „Der Traum". Es ist dies ein Fehler, den der Dichter selbst fühlte*), ohne ihn jedoch ablegen zu können. Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß der gute Mönch, so scharf er auch die äußern Erscheinungen beobachtete und malte, doch das eigentliche Leben nicht kannte, und daher seinen Fischern eine Sprache lieh, die mit dem Bildungszustande derselben in Widerspruch stand. Die Empfindungen und Gefühle, die er seinen Personen zuschreibt, sind wahr, aber durch ihre zu sentimentale Darstellung erhalten sie den Schein der Unwahrheit. Außer den kleinen Idyllen enthält die Sammlung auch eine größere in drei Gesängen, „Die erste Fischerin"; zwar fehlt es ihr nicht an schönen Einzelnheiten, aber im Ganzen ist sie doch nur eine ängstliche Nachahmung von Geßners Gedicht: „Der erste Schiffer".

*) In seiner Selbstbiographie (I, 74) berichtet er, daß er und seine Brüder sich des Nachts im Bette Geschichtchen erzählt hätten und fügt dann hinzu: „Ich mahlte meine Geschichtchen zu sehr aus und wollte sie zu genau darstellen. Darüber verloren sie ihren Reiz und wurden langweilig. Ob mir nicht noch Etwas von diesem Fehler anklebt?"

Lamon und Elise.

Unter dem Schatten eines wilden Rosenstrauches am rieselnden Waldbache lag im hohen Grase Elise, und schlummerte, neben ihr ein kleines Handbeil, und eine Bürde von frischen Weidenschossen, die sie eben im nahen Werder gesammelt hatte. Ihr Vater wollte zu Hause Fischreusen daraus flechten.

Lamon, der Fischerjunge, fand das Mädchen am Busche. Leise schlich er näher, nahm die Bürde hinweg, und trug sie hurtig nach ihrer Hütte. Er kam bald wieder; das Mädchen aber schlummerte noch. Da pflückt' er sich den Strohhut voll Veilchen, und goß sie alle über die holde Schläferinn hin, und witsch ins Gebüsche. Sie erwachte, staunte die Veilchen an, und blickte blinzend rings nach dem Thäter umher. Aber er war weg. Auch ihre Weidenruthen waren weg. „Ei, der Lose," sprach sie, und rieb sich die schönen Augen, wer war itzt der? „Da begrüßt mich der Schalk mit einem Heere von Blumen, und nimmt mir dafür meine Bürde fort: Nun flechte mir Reusen, wer da will! Mein Vater wird mich wunderlich anschauen, wenn ich keine Ruthen nach Haus bringe; und er wartet doch drauf . . . . Aber horch! Was dort? . Ha! dort rauscht es im Busche."

Sie lief hin, und Lamon kam ihr entgegen. „Hab' ich dich, du kleiner Dieb! Hab' ich dich?" rief sie, und hielt ihn lächelnd beim Arme fest: „Wo hast du meine Weidenschosse?"

Lamon. Ich, deine Weiden? — Schönes Mädchen, ich habe sie nicht; doch aber den Thäter — den Thäter könnt' ich vielleicht errathen.

Elise. Weissest du ihn? —— Bist du's nicht selbst?

Lamon. Ich weiß den Thäter, Mädchen! — Aber —

Elise. Je mit deinem Aber da! . . Sage nur, wer war es denn?

Lamon. Es war — Ja, wenn du mir das Sträußchen an deinem Busen giebst, dann will ich's gestehen.

Elise. Das Sträußchen kann ich dir nicht geben.

Lamon. So gieb mir das rothe Schnürchen, das auf deinem Hute spielt.

Elise. Auch das nicht.

Lamon. Hm! so kann ich schweigen . . .

Elise. Ach, Lamon, sage mir's doch! ... Ich will dir das Schnürchen geben.

Sie gab's ihm, und er band's um seinen Hut.

„Nun, Mädchen! Ich bin's", sagte er.

Elise. Du bist's? So! Du kleiner Dieb du! . . Und meine Weidenschosse?

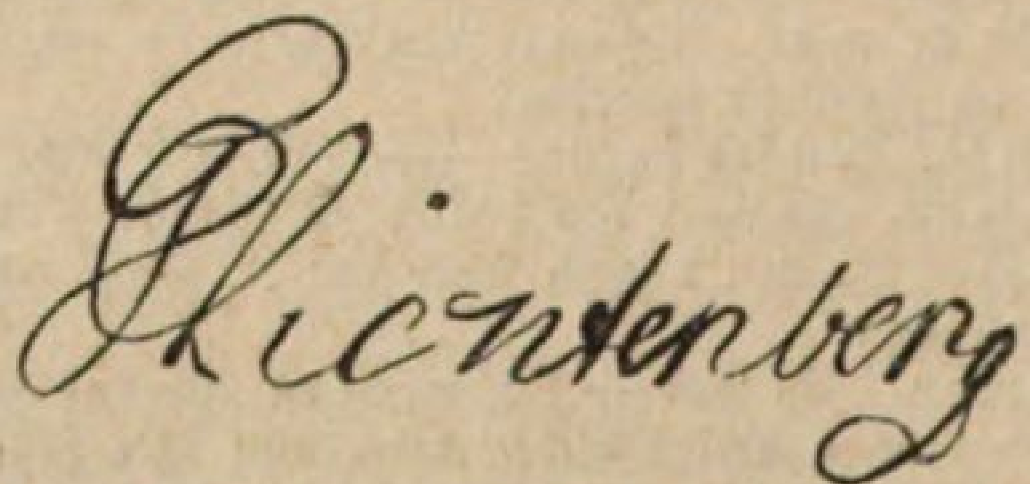
Lamon. Sie sind dem süßen Mädchen zu schwer, so dacht' ich, und trug sie nach deiner Hütte.

Elise lächelte. „Magst du das Sträußchen, hübscher Jüngling?" fragte sie liebreich, und ward roth. Und Lamon langte mit zitternder Hand das Sträußchen von ihrem steigenden Busen.

Georg Christoph Lichtenberg.

So groß der Aufschwung war, den die deutsche Literatur zur Zeit der Originalgenies nahm, so glücklich und belebend ihr Einfluß auf die Entwickelung der Poesie auch sein mochte, so hatte doch, es läßt sich dies nicht läugnen, die Zeit etwas Fieberhaftes, das dem kalten Verstande widerlich sein mußte. Es mußten ihn die oft tollen Ausartungen, in welche die Originalgenies verfielen, die Uebertreibungen in Gedanken und Sprache, denen sie sich hingaben, es mußte ihn namentlich die übermäßige Ueberschätzung ihrer selbst unangenehm berühren. Wir haben schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß selbst Lessing, so sehr er auch das Talent der bedeutendsten Vertreter dieser Richtung anerkannte, doch mit dem ungestümen Uebermuth unzufrieden war, mit wel-





chem sie die Gesetze der Kunst verletzten; allein theils hinderten ihn seine damaligen Beschäftigungen, diesen Verhältnissen bleibendere Aufmerksamkeit zu widmen, theils (und es war dies wohl der Hauptgrund) erkannte er die Nothwendigkeit dieser stürmischen Bewegung zu lebendig, als daß er ihn mit seinem Machtwort hätte entgegentreten wollen. Viel entschiedener trat Nicolai gegen die neue Richtung auf, der Hauptgegner derselben und der einflußreichste war ohne Zweifel der Schriftsteller, von dem wir jetzt zu berichten haben.

Georg Christoph Lichtenberg, geb. den 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstädt, einem Dorfe bei Darmstadt, wo sein Vater Pfarrer war, aber schon drei Jahre darauf als erster Stadtprediger nach Darmstadt berufen wurde. Dort wurde der vielversprechende Knabe von seinem Vater und von Hauslehrern unterrichtet; nach dem Tode seines Vaters besuchte er das Gymnasium. Als Kind hatte ihn seine Wärterin fallen lassen; die Folgen davon zeigten sich erst in seinem achten Jahre; sein Rückgrat fing an sich zu krümmen, und der ganze Körper wurde gebrechlich. Dies hatte den größten Einfluß auf seine geistige Entwickelung; ohne seine Munterkeit zu verlieren, suchte er doch gern die Einsamkeit auf und beschäftigte sich am liebsten mit Wissenschaften, welche Abgeschiedenheit fordern. Zudem hatte sein Vater die Neigung zur Mathematik und Physik, die Mutter zur Betrachtung der Natur in ihm geweckt. Er widmete sich daher, als er 1763 die Universität bezog, vorzugsweise den mathematischen Wissenschaften, zugleich studirte er aber auch Philosophie, Philologie und Geschichte mit dem größten Eifer und bildete seinen Geschmack durch mannigfaltige Lectüre. Im J. 1770 erhielt er zugleich den Ruf als Professor der Mathematik nach Gießen und als außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, wo er noch immer verweilte. Er nahm letzteren Ruf an, reiste zuvor aber nach England, wo er von den Gelehrten, wie von den Vornehmen, ja selbst vom König und der Königin mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Land und Volk gefielen ihm so sehr, daß er im J. 1774 eine zweite Reise dahin machte, und ohne seine streng wissenschaftlichen Forschungen aus den Augen zu lassen, das literarische und künstlerische Leben mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, wodurch er seinen Blick auch für Beurtheilung der vaterländischen Literaturzustände schärfte. In demselben Jahre wurde er zum Mitglied der Societät der Wissenschaften in Göttingen, und als er 1775 aus England zurückgekehrt war, zum ordentlichen Professor ernannt. Vom J. 1778 an übernahm er die Redaction des „Göttingischen Taschenkalenders", der durch ihn zu großer Bedeutung gelangte, und im J. 1770 verband er sich mit J. G. Forster, dessen Bekanntschaft er in London gemacht hatte, zur Herausgabe des „Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Literatur". Von nun an lebte er höchst einsam und zurückgezogen nur den Wissenschaften, um die er sich immer mehr verdient machte, was auch die allseitigste Anerkennung erhielt; so wurde er 1782 Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in Halle, so wie der naturforschenden Gesellschaft in Danzig und 1795 der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, nachdem er schon vorher (1788) zum Hofrath ernannt worden war. Im J. 1789 überstand er eine gefährliche Nervenkrankheit, blieb aber seitdem fortwährend kränklich. Er starb den 24. Febr. 1799.

Lichtenbergs große Verdienste um die Naturwissenschaften sind allgemein bekannt; doch haben wir uns jetzt nicht damit zu beschäftigen, es genügt uns anzudeuten, daß die Beschäftigung mit denselben auch auf seine literarische Thätigkeit von wesentlichem Einfluß war, da sein an sich klarer und praktischer Geist sich hiedurch noch entschiedener in dieser Richtung entwickelte. Daher erkannte er die Schwächen und Irrthümer unserer Literatur schnell und sicher, namentlich diejenigen, welche auf Schwärmerei oder Uebertreibung beruhten. Mit seltenem Scharfsinn und mit einem lebendigen, stets schlagfertigen Witze begabt, bekämpfte er diese Irrthümer mit dem größten Erfolg, indem er sie in ihrer ganzen Blöße aufdeckte, und zeigte, wie sie mit dem gesunden Menschenverstand in Widerspruch stünden. Da das Lächerliche aber vorzüglich in diesem Widerspruch besteht, so wurden Lichtenbergs Schriften nothwendig zur Satyre. Aber so scharf diese auch war, so tief sie ins Fleisch einschnitt, so verletzte sie doch niemals den edleren Anstand, selbst nicht in seinen bittersten Ausfällen gegen die Lavatersche Physiognomik, wo er sie z. B. dadurch persiflirt, daß er Sauschwänze nach Lavaters physiognomischen Grundsätzen und in dessen schwülstigem Styl, den er köstlich nachbildete, in derselben Weise erklärt und charakterisirt, wie Lavater etwa Nasen an menschlichen Gesichtern.

Seine zahlreichen Aufsätze, denn größere hiehergehörige Werke hat er, mit Ausnahme der „Er-

klärung von Hogarths Kupferstichen", nicht geschrieben, sind in den „Vermischten Schriften" (9 Bde. Gött. 1800—1806) gesammelt erschienen, aber leider in sehr willkürlicher Ordnung, und ohne genauere Angabe der Zeit ihres Entstehens, was doch gerade in Bezug auf seine literarischen Abhandlungen, Satyren und Bemerkungen so wünschenswerth wäre. Wir wollen die wichtigsten nach ihrem Zusammenhang kurz besprechen. Man wird Lichtenbergs ästhetische Ansichten am sichersten verstehen lernen, wenn man zuvörderst seine an Boie gerichteten Briefe über das englische Theater liest. Ein so gründlicher und zugleich begeisterter Kenner Shakspeare's konnte unmöglich die Originalgenies deshalb verdammen, weil sie sich nach ihm zu bilden suchten: wenn er sie tadelte, so geschah es, weil sie nach seiner Ansicht nicht den großen Dichter, sondern, wie er selbst, die Natur zur Führerin hätten nehmen sollen. Dies ist namentlich der Gedanke, den er in dem „Parakleton, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", durchführt, ein Aufsatz, auf den er selbst großen Werth zu legen schien, der aber leider Fragment geblieben ist. Daß die Nachahmungssucht die Erbsünde der Deutschen ist, führt er eben so witzig als gründlich in dem Aufsatze „Ueber den deutschen Roman" aus und im „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler" setzt er vortrefflich aus einander, wie dem deutschen Dichter insbesondre die wahre Kunst der Individualisirung abgehe. Eben so wenig als die gesuchte Kraftsprache der Originalgenies konnte ihm die lauttönende, aber hohle Bardenpoesie behagen, noch weniger die überreizte Sentimentalität, gegen die er oft zu Felde zieht. Am gewaltigsten griff er jedoch Lavater wegen dessen Physiognomik an, nicht zwar als ob er geläugnet hätte, daß sich in dem Gesicht des Menschen dessen Seele abspiegele, aber er behauptete, und ohne Zweifel mit Recht, daß sich eine auf bestimmte Gesetze gegründete Wissenschaft der Physiognomik, wie sie Lavater begründen wolle, nicht aufstellen lasse, weil des Menschen Blick zu kurzsichtig sei, um alle Beziehungen zu erkennen, welche auf die Ausbildung eines jeden besondern Gesichts von Einfluß gewesen sein mögen. Dies wird in dem Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen" vortrefflich mit dem größten Scharfsinn und mit voller Ueberzeugungskraft ausgeführt. Zimmermann, der für die neue Wissenschaft Partei genommen hatte, verschaffte sich von Mendelssohn einen kleinen Aufsatz, in welchem dieser sich in ganz allgemeiner Weise über die Physiognomik äußerte, ohne sich weder für noch gegen sie bestimmt zu erklären; diesem Aufsatz fügte Zimmermann eine Einleitung bei, in welcher er Lichtenberg auf beinahe pöbelhafte Weise angriff. Aber dieser war nicht der Mann dazu, Solches ruhig hinzunehmen, er erwiederte ihm in einer Weise, die an Lessings „Anti-Göz" erinnert. „In der That," sagt er unter Anderm, „wenn ich Alles zusammennehme, Einleitung und Abhandlung, so muß ich bekennen, ich habe in meinem ganzen Leben nur ein einzigesmal etwas Aehnliches gesehen, und das war — — ein Psalter hinter einem Eulenspiegel gebunden."

Neben diesen Aufsätzen enthalten die „Bemerkungen vermischten Inhalts", welche in den zwei ersten Bänden der „Schriften" mitgetheilt sind, eine Fülle von trefflichen, eben so tiefen als witzigen Gedanken, und es sind namentlich die „literarischen", die „ästhetischen" und die „Sprachbemerkungen" zur Beurtheilung des Verfassers höchst wichtig, nicht weniger die „Witzigen und satyrischen Einfälle", denen man oft noch die Gelegenheit ansieht, die sie hervorgerufen haben.

Seine einzige größere Schrift, die „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche" (10 Liefer. Gött. 1794—1807) ist ein wahres Meisterwerk; er hat darin, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „das, was der Künstler gezeichnet hat, so gesagt, wie Er es würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat". Und wie der Schauspieler oft Schönheiten hervortreten läßt, die der Dichter oft kaum angedeutet hat oder nicht einmal andeuten konnte, so hat auch er, wie er selbst sagt, in der Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche Manches gesehen und erklärt, dessen sich der Künstler vielleicht nicht einmal bewußt war, das aber offenbar in der Idee lag, die ihn bei seinen Schöpfungen leitete. Lichtenberg sagt irgendwo in seinen fragmentarischen Bemerkungen, wie die Natur Schönheiten habe, die selbst dem Blinden verständlich seien, aber auch solche, die man nur mit bewaffnetem Auge wahrnehmen könne, so müsse auch eine gute Dichtung sowohl den gewöhnlichen als auch den gebildetsten Menschen erfreuen; es müsse jeder von ihnen in ihr Schönheiten finden können, die seinem Wesen entsprächen. Daß dies auch bei andern Kunstwerken der Fall sei, hat er in seiner Erklärung des Hogarth auf das Trefflichste dargethan.

Ueber den deutschen Roman.

Unsere Lebensart ist nun so simpel geworden, und alle unsere Gebräuche so wenig mystisch; unsere Städte sind meistens so klein, das Land so offen, alles ist sich so einfältig treu, daß ein Mann, der einen deutschen Roman schreiben will, fast nicht weiß, wie er Leute zusammenbringen, oder Knoten schürzen soll. Denn da die Eltern jetzt in Deutschland durchaus ihre Kinder selbst säugen, so fallen die Kindervertauschungen weg, und ein Quell von Erfindung ist verstopft, der nicht mit Geld zu bezahlen war. Wollte ich ein Mädchen in Mannskleidern herumgehen lassen, das käme gleich heraus, und die Bedienten verriethen es, noch ehe sie aus dem Hause wäre; außerdem werden unsere Frauenzimmer so weibisch erzogen, daß sie gar nicht das Herz haben, so etwas zu thun. Nein, fein bei der Mama zu sitzen, zu kochen und zu nähen, und selbst eine Koch- und Näh-Mama zu werden, das ist ihre Sache. Es ist freilich bequem für sie, aber eine Schande für's Vaterland, und ein unüberwindliches Hinderniß für den Romanschreiber. In England glaubt man, daß, wenn zwei Personen von einerlei Geschlecht in demselben Zimmer schlafen, ein Krankenfieber unvermeidlich sei; deßwegen sind die Personen in einem Hause des Nachts am meisten getrennt, und ein Schriftsteller darf nur sorgen, wie er die Hausthüre offen kriegt, so kann er in das Haus lassen, wen er will, und darf nicht sorgen, daß jemand eher aufwacht, als bis er es haben will.

Ferner da in England die Schornsteine nicht blos Rauchkanäle, sondern hauptsächlich die Luftröhren der Schlafkammern sind, so geben sie zugleich einen vortrefflichen Weg ab, unmittelbar und ganz ungehört in jede

beliebige Stube des Hauses zu kommen, und der ist so bequem, daß ich mir habe sagen lassen, daß, wer einmal einen Schornstein auf- und abgestiegen sei, ihn selbst einer Treppe vorzöge. In Deutschland käme ein Liebhaber schön an, wenn er einen Schornstein hinabklettern wollte. Ja wenn er Lust hätte, auf einen Feuerheerd, oder in einen Waschkessel mit Lauge, oder in die Antichambre von zwei bis drei Oefen zu fallen, die man wohl gar von innen nicht einmal aufmachen kann. Und gesetzt, man wollte die Liebhaber so in die Küche springen lassen, so ist die Frage, wie bringt man ihn aufs Dach? Die Kater in Deutschland können diesen Weg wohl zu ihren Geliebten nehmen, aber die Menschen nicht. Hingegen in England formiren die Dächer eine Art von Straße, die zuweilen besser ist, als die auf der Erde; und wenn man auf einem ist, so kostet es nicht mehr Mühe, auf das andere zu kommen, als über eine Dorfgosse im Winter zu springen. Man will zwar sagen, man habe diese Einrichtung wegen Feuersgefahr getroffen; da aber diese sich kaum alle 150 Jahre in einem Hause ereignet, so stelle ich mir vor, daß man es vielmehr zum Trost bedrängter Verliebten und Spitzbuben für nützlich befunden hat, die sehr oft diesen Weg nehmen, wenn sie gleich noch andere wählen könnten, und gewiß allemal, wenn die Retirade in der Eil geschehen muß, gerade so, wie etwa die Hexen und der Teufel in Deutschland zu thun pflegen.

Endlich eine rechte Hinderniß von Intriguen ist der sonst feine und lobenswürdige Einfall der Postdirectoren in Deutschland, durch den eine unzählige Menge von Tugenden des Jahrs erhalten werden, daß sie statt der englischen Postkutschen und Maschinen, in denen sich eine schwangere Prinzessin weder fürchten noch schämen dürfte zu reisen, die so beliebten offenen Rumpelwagen eingeführt haben. Denn was die bequemen Kutschen in England und die dortigen trefflichen Wege für Schaden thun, ist mit Worten nicht auszudrücken.

Fürs erste, wenn ein Mädchen mit ihrem Liebhaber aus London des Abends durchgeht, so kann sie in Frankreich sein, ehe der Vater aufwacht, oder in Schottland, ehe er mit seinen Verwandten zum Schluß kommt; daher ein Schriftsteller weder Feen, noch Zauberer, noch Talisman nöthig hat, um die Verliebten in Sicherheit zu bringen; denn wenn er sie nur bis nach Charingeroß oder Hydepark-Corner bringen kann, so sind sie so sicher, als wenn sie in des Weber Meleks Kasten wären. Hingegen in Deutschland, wenn auch der Vater den Verlust seiner Tochter erst den dritten Tag gewahr würde, wenn er nur weiß, daß sie mit der Post gegangen ist, so kann er sie zu Pferde immer noch auf der dritten Station wieder kriegen.

Ein anderer übler Umstand sind die leider nur allzuguten Gesellschaften in den bequemen Postkutschen in England, die immer voll schöner, wohlgekleideter Frauenzimmer stecken, und wo, welches das Parlament nicht leiden sollte, die Passagiere so sitzen, daß sie einander ansehen müssen; wodurch nicht allein eine höchstgefährliche Verwirrung der Augen, sondern zuweilen eine höchst schändliche zum Lächeln von beiden Seiten reizende Verwirrung der Beine, und daraus endlich eine oft nicht mehr aufzulösende Verwirrung der Seelen und Gedanken entstanden ist; so daß mancher ehrliche junge Mensch, der von London nach Oxford reisen wollte, statt dessen zum Teufel gereist ist. So etwas ist nun, dem Himmel sei Dank, auf unsern Postwagen nicht möglich. Denn erstlich können artige Frauenzimmer sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend etwas im Zaunbeklettern, Elsternesterstechen, Apfelabnehmen und Nüsseprügeln umgesehen haben; denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige Frauenzimmer können ihn thun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stallknechte zum Lachen zu bringen. Für das zweite, so sitzt man, wenn man endlich sitzt, so, daß man sich nicht in das Gesicht sieht, und in dieser Stellung können, was man auch sonst dagegen sagen mag, wenigstens Intriguen nicht gut angefangen werden. Die Erzählung verliert ihre ganze Würze, und man kann höchstens nur verstehen, was man sagt, aber nicht was man sagen will. Endlich hat man auf den deutschen Postwagen ganz andere Sachen zu thun, als zu plaudern; man muß sich festhalten, wenn die Löcher kommen, oder in den schlimmen Fällen sich gehörig zum Sprung spannen; muß auf die Aeste achtgeben, und sich zur gehörigen Zeit ducken, damit der Hut oder Kopf sitzen bleibt; die Windseite merken, und immer die Kleidung an der Seite verstärken, von wo der Angriff geschieht; und regnet es gar, so hat bekanntlich der Mensch die Eigenschaft mit andern Thieren gemein, die nicht in oder auf dem Wasser leben, daß er stille wird, wenn er naß wird; da stockt also die Unterredung ganz. Kommt man endlich in ein Wirthshaus, so geht die Zeit mit andern Dingen hin: der eine trocknet sich, der andere schüttelt sich, der eine kaut seine Brustkuchen, und der andere bäht sich den Backen und was dergleichen Kindereien mehr sind.

Hierbei kommt noch ein Umstand in Betrachtung, der auch alle freundschaftliche Mischung der Gesellschaft in den Wirthshäusern unmöglich macht. Nähmlich weil die Postwagen-Reisen mit so vielen Trübsalen verbunden sind, so hat man dafür gesorgt, daß die Wirthshäuser noch um so viel schlechter sind, als nöthig ist, um den Postwagen wieder angenehm zu machen. Ja man kann sich nicht vorstellen, was das für eine Wirkung thut. Ich habe Leute, die zerstoßen und zerschlagen waren und nach Ruhe seufzten, als sie das Wirthshaus sahen, wo sie sich erquicken sollten, sich mit einem Heldenmuth entschließen sehen weiter zu reisen, der wirklich etwas ähnliches mit jenem Muth des Regulus hatte, der ihn nach Carthago zurückzugehn trieb, ob er gleich wußte, daß man ihn dort in eine Art von deutschen Postwagen setzen, und so den Berg herunter rollen lassen würde.

Also fallen die Postkutschen-Intriguen mit den Postkutschen selbst, den rechten Treibhäusern für Episoden und Entdeckungen, schlechterdings weg. Aber im Hannöverischen, wird man sagen, ist ja nun eine Postkutsche. Gut, ich weiß es, und zwar eine, die immer so gut ist, als eine englische. Also soll man alle Romane auf dem Wege zwischen Haarburg und Münden anfangen lassen, den man jetzt so geschwind zurücklegt, daß man kaum Zeit hat, recht bekannt zu werden. Alles was ja die Fremden thun, ist, daß sie in das Lob des Königs ausbrechen, der dieses so geordnet hat, oder schlafen. Denn sie sind gemeiniglich, ehe sie in diese Kutsche kommen, so abgemattet, daß sie nun glauben, sie wären zu Hause oder lägen im Bette. Das sind aber in der That die rechten Gegenstände für einen Roman, fünf schlafende Kaufleute schnarchend einzuführen, oder ein Kapitel mit dem Lobe des Königs anzufüllen. Das erstere ist schlechterdings gar kein Gegenstand für ein Buch und das letztere für keinen Roman. Aber ich bin durch diesen unnützen Einwurf nur von meiner Sache abgekommen. Ja wenn nicht noch zuweilen ein Kloster wäre, wo man ein verliebtes Paar unterbringen könnte, so wüßte ich mir keinen eigentlich deutschen Roman bis auf die dritte Seite zu spielen, und wenn es einmal keine Klöster mehr giebt, so ist das Stündchen der deutschen Romane gekommen.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Unter den philosophischen Romanen der Deutschen nehmen diejenigen, welche **Friedrich Maximilian von Klinger** verfaßte, ohne Zweifel den ersten Rang ein, sowohl in Bezug auf die Tiefe ihres Gehalts, als rücksichtlich ihrer Form. Zwar ist auch bei ihnen die belehrende Tendenz vorherrschend, aber es sinkt die epische Einkleidung doch nicht zum bloßen, bedeutungslosen Rahmen herab; bei einigen ist die zum Grunde liegende

Begebenheit so glücklich mit der philosophischen Absicht verschmolzen, es geht diese so ganz in jener auf, daß der Roman auch an sich schon Wohlgefallen erregt. Doch wird der philosophische Gehalt selbst in diesen den denkenden Leser mächtig ergreifen und ihn an der freien ästhetischen Betrachtung hindern, weshalb sie auf den Namen von Kunstwerken doch keinen Anspruch machen können. Klingers Romane stammen meist aus der späteren Zeit, da er die kraftgenialische Periode überwunden hatte und wirklich leistete, was er früher zu leisten sich eingebildet hatte, nämlich wahre Gemälde des Lebens zu geben. Wenn er in ihnen mehr Männlichkeit und Menschenkenntniß entwickelt, als in seinen älteren Dramen, so hat er doch keineswegs die jugendliche Frische, die Lebendigkeit des Geistes, und eben so wenig die kraftvolle, stets bezeichnende Sprache verloren, die in jenen ersten Werken anzieht. Eben so wenig hat der Dichter seine Gesinnung verändert, er ist immer noch der entschiedene Freund der Menschheit, der Wahrheit, der Tugend und der Freiheit, der er in seinen jüngeren Jahren war; so hat er auch den Glauben an die Menschheit in vollster Kraft bewahrt, wenn auch das Leben und die Erfahrung manches Ideal vernichtet haben mochte, das ihn früher begeistert hatte. Er hatte den Schein von der Wahrheit unterscheiden lernen, und wenn er gleich von der heftigsten Bitterkeit gegen diesen Schein, der namentlich in den höheren Ständen herrscht, erfüllt war, so blieb ihm immer das tiefere Gefühl für die Wahrheit und Unschuld, wie sie im Volke, zwar verborgen, aber um so kräftiger fortlebt. Nur gegen diesen falschen Schein ist seine zermalmende Satyre gerichtet — in so fern man die Darstellung der nackten Wahrheit Satyre nennen kann — nur gegen die entarteten Klassen der Menschheit, nicht gegen diese selbst, und überall, selbst mitten unter den schauervollsten Gemälden, erfreuen uns Hinweisungen auf die edlere unverdorbene Menschennatur, an die er mit der vollsten Ueberzeugung glaubte.

Seine früheren Romane, die er in die Sammlung seiner Werke nicht aufnahm, erwähnen wir nur vorübergehend, da sie weder formell bedeutend sind, noch sich mit den Ideen beschäftigen, deren Darstellung später seinen Lebenszweck bildeten. Doch sind auch diese ersten Versuche beachtenswerth. Der erste „Orpheus, eine tragisch-komische Geschichte" (4 Bde. Genf [Basel] 1778—80), den er später unter dem Titel „Bambino's sentimentalisch-politische, komisch-tragische Geschichte" (4 Bde. Petersb. u. Lpz. 1791) umarbeitete, ist eine beißende Satyre gegen die Schwärmerei, die damals das deutsche Volk umnebelte. Von größerer Wichtigkeit ist „Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten des Knipperdollings und D. Mart. Luthers, von e. Dilettanten der Wahrheit" (o. O. [Basel] 1780). Dieser Roman, an dessen Abfassung auch Sarasin, Lavater und Pfeffel Theil genommen haben sollen, ist nämlich deshalb merkwürdig, weil derselbe das Treiben der Originalgenies verspottet, und er daher den Beweis liefert, daß Klinger schon damals gemäßigteren Ansichten huldigte. Um dieselbe Zeit erschien sein dritter Roman „Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, oder des großen Königs Geschichte" (2 Bde. Genf 1780), in welchem er sich ohne Zweifel Diderots „Bijoux indiscrets" zum Vorbilde nahm. Von den übrigen Romanen sagt er selbst in der Nachschrift zum „Raphael", die später den sämmtlichen Romanen als Vorrede vorangestellt worden, er habe den Plan zu denselben auf einmal entworfen*), „und zwar so, daß jeder derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzwecke vereinigten." — „Diese so sehr verschiedenen Werke", fügt er hinzu, und wir theilen es mit, weil es uns die Absicht des Dichters klar eröffnet, „sollten meine aus Erfahrung und Nachdenken entsprungene Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Daseyn umfassen und alle wichtige Seiten desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, Wissenschaften, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über dieser Erde sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und ihrem Mißbrauche aus den aufgestellten Gemälden auftreten, die natürlich eben so vielseitig werden mußten, als sie sich uns in der moralischen Welt durch ihren schneidenden Kontrast auffallend darstellen. Daher nun der bloß scheinbare Widerspruch dieser Werke unter und gegen einander, welcher manchen Leser irre leiten könnte; und darum scheint oft das folgende Werk niederzureißen, was das vorhergehende so sorgfältig aufgebaut hat. Beides ist hier Zweck; und da uns die moralische Welt in der Wirklichkeit so viele verschiedene, oft bis zur Empörung widersprechende Seiten zeigt, so müßte eine jede, weil jede in der gegebenen Lage die wahre ist, so und nicht anders aufgefaßt werden. Hier nun muß die Erfahrung und nicht die Theorie das Urtheil sprechen; denn die Widersprüche selbst zu vereinigen oder das Räthsel selbst zu lösen, geht über unsere Kräfte, sollte und mußte über unsere Kräfte gehen. Auch dieses sollte hervorspringen. Wie es übrigens in der Welt, die wir die moralische nennen, hergehen sollte, habe ich nicht unterlassen, anzuzeigen, und meine frommen Wünsche darüber liegen so klar am Tage, wie die jedes andern Gutmeinenden; auch werden sie wohl das Schicksal aller frommen Wünsche haben. Doch, Wahrheit und Muth sind des Mannes herrlichster Werth, und darum stelle ich den Menschen in diesen Werken bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, in seinem idealischesten Schwunge, bald wieder in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend vor, das einzige wahre Bild der Gottheit, durch welches sie sich uns allein offenbarte; dort folgt er dem trugvollen, täuschenden, bunten Götzen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf des Edeln mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern; die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes; die erhabenen Träume;

*) Klinger spricht von zehn Romanen, die er auf diese Weise zu gleicher Zeit entworfen habe; doch hat er nur acht vollendet; von einem neunten hat er nur Bruchstücke veröffentlicht; von dem zehnten aber ist Nichts, selbst nicht der Titel, bekannt geworden.

den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn; Heldenthaten und Verbrechen; Klugheit und Wahnsinn; Gewalt und seufzende Unterwerfung; und um es mit Einem Worte zu bezeichnen, die ganze menschliche Gesellschaft mit ihren Wundern und ihren Thorheiten, ihren Scheußlichkeiten und ihren Vorzügen; aber auch das in jedem dieser Werke vorzüglich bemerkte Glück der natürlichen Einfalt, Beschränktheit und Genügsamkeit, auf welche hinzudeuten ich nirgend unterlassen habe."

Da wir Klingers Plan und Absicht bei seinen Romanen aus seiner eigenen Darstellung haben kennen lernen, können wir die einzelnen Werke rascher überschauen; wir werden nur die wichtigsten Momente kurz hervorheben. Der erste von diesen Romanen erschien zuerst unter dem Titel: „Geschichte vom goldenen Hahn. Ein Beitrag zur Kirchenhistorie" (o. O. 1785), wurde aber später vom Dichter mit Entfernung der größten Anstößigkeiten unter dem Titel „Sahir, Evas Erstgeborner im Paradiese. Ein Beitr. z. Gesch. der Kultur und Humanität" (Lpz. 1798) neu bearbeitet. Auch dieser Roman scheint unter dem Einfluß von Diderot entstanden zu sein, dies schließen wir daraus, daß Klinger ihm die Form eines morgenländischen Märchens gegeben hat und die geschlechtlichen Verhältnisse mit der Freiheit und Ironie behandelt hat, die jenem eigenthümlich sind. Noch mehr Einfluß hatte Rousseau auf die Dichtung, da darin die Idee desselben, daß die Civilisation zum Verderben führe, veranschaulicht wird. Unter Civilisation versteht er aber, wie Rousseau, wie Schiller im „Spaziergang", das Losreißen von der Natur und ihrer mütterlichen Leitung. In der zweiten Bearbeitung hat der Dichter eine längere Stelle hinzugefügt, in welcher er den unpraktischen Geist der Deutschen, ihre Vorliebe zur hohlen Speculation, namentlich die pedantischen, sclavischen, nur in Systemen lebenden Gelehrten mit Bitterkeit verspottet. Dem „Goldenen Hahn" folgte „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (Petersb. 1791). Klinger hat die Sage ganz eigenthümlich aufgefaßt. Sein Faust ist der Erfinder der Buchdruckerkunst, der, weil es ihm an Anerkennung fehlt, in das größte Elend und durch dieses in Verzweiflung geräth, in welcher er sich entschließt, mit Hülfe der Hölle das Elend zu besiegen. Aber schon bald tritt diese in den Hintergrund, und es scheint, als ob es Durst nach Wissen und unbezähmbares Verlangen nach Sinnenlust sei, das seinen Entschluß hervorgerufen hat. So verschwindet gleich Anfangs die Einheit in der Auffassung. In der Folge erscheint Faust wieder in anderer Gestalt, welche dann durchgeführt wird. Er will, wie Karl Moor in den Räubern, die Welt verbessern, die Tugend belohnen, das Laster bestrafen, aber Alles, was er zu diesem Zweck mit Hülfe des Teufels unternimmt, fällt zum Gegentheil aus, wobei dem Dichter ein altes morgenländisches Märchen vorgeschwebt haben mag, dessen Name uns jetzt nicht beifällt. Faust reist nun mit dem Teufel, und der Dichter benutzt die Gelegenheit, uns die fürchterlichsten Bilder des Lebens vorzuführen, er zeigt uns den Sclavensinn der Deutschen, die Ueppigkeit der Mönche und Pfaffen, die Schlechtigkeit der Beamten, die Nichtswürdigkeit der Fürsten, zeigt uns das verruchte Leben des Pabstes Alexanders VI. und gibt uns überhaupt ein schauerlich ergreifendes Gemälde der Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung. Doch nachdem er uns durch den tiefsten Pfuhl der menschlichen Verworfenheit geführt hat, weiß er unsern Glauben an die Menschheit wieder zu wecken; es ist der Teufel selbst, der im Strafgericht, das er über Faust hält, unsere Hoffnung wieder weckt. „Thor", ruft er ihm zu, „du sagst, du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo? Wie und wann? — — Du hast die Werke der Gesellschaft für seine natürliche Bildung genommen, und nur den Menschen kennen gelernt, den seine Lage, sein Stand, Reichthum, seine Macht und seine Wissenschaften der Verderbniß geweiht haben, der seine Natur an eurem Götzen, dem Wahn, zerschlagen hat. — — Stolz bist du die Hütte des Armen und Bescheidnen vorübergegangen, der die Namen eurer erkünstelten Laster nicht kennt, im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwirbt, es mit Weib und Kindern treulich theilt, und sich in der letzten Stunde des Lebens freut, sein mühsames Tagwerk geendet zu haben. Hättest du da angeklopft, so würdest du freilich dein schales Ideal von heroischer, überfeiner Tugend, die eine Tochter eurer Laster und eures Stolzes ist, nicht gefunden haben, aber den Menschen in stiller Bescheidenheit, großmüthiger Entsagung, der unbemerkt mehr Kraft der Seele und Tugend ausübt, als eure im blutigen Felde und im trugvollen Cabinette berühmten Helden. Ohne letztere, Faust, ohne eure Pfaffen und Philosophen, würden sich bald die Thore der Hölle zuschließen."

Während der „Faust" ein vollständiges Gemälde des gesammten Menschenlebens vor unsern Augen entfaltet, stellen die zwei folgenden Romane je eine Hauptseite des Lebens dar, die politische und religiöse. Die „Geschichte Giafars des Barmeciden" (Petersb. 1792) ist ein Gegenstück zu Hallers „Usong". Klinger zeigt uns nämlich darin, wie eine willkürliche Alleinherrschaft nothwendig zu Tyrannei und Grausamkeit führen muß, selbst wenn der Herrscher wohlwollend und gerecht ist, weil er als Mensch doch stets ein Spiel seiner Leidenschaften ist und seine Umgebungen diese immer zu mißbrauchen wissen. Der Dichter bringt zur lebendigen Anschauung, daß selbst der edelste und reinste Mensch, der treueste und nützlichste Diener des Herrschers nicht sicher ist, wenn dieser unbeschränkt gebietet. Die „Geschichte Giafars" ist ein tragisches Meisterwerk; der Edle geht zwar zu Grunde, aber wir fühlen uns gehoben durch die Macht der Tugend, durch die feste Anerkennung des auf Freiheit und Reinheit des Willens gegründeten moralischen Gesetzes, in der der Barmecide dem Tode entgegengeht. Die Dichtung ist in so fern auch gegen die Anmaßung beschränkter Theologie gerichtet, als sie den hohen Werth der Vernunft zur Erkenntniß bringt. „Verdammt sei die Vernunft des Menschen", ruft der Teufel aus, „durch sie dachte ich, ihn dem Ewigen zu entreißen, und brachte ihn ihm näher. — — Groß ist die moralische Kraft des Menschen, wenn sie ihn leitet, und nur durch sie steht er da, ein Bild des Ewigen!" Die „Geschichte Raphaels de Aquillas" (Eb. 1793) hat die unmenschliche

Härte der ausgearteten geistlichen Gewalt zum Gegenstand, wie sie sich vorzüglich in Spanien ausgebildet hatte; sie entwickelt in Gemälden von furchtbarer Wahrheit, wie die Menschheit durch die Macht, die sie zur höheren Vollkommenheit führen sollte, auf dem Wege der Heuchelei zu allen Lastern geführt und in das tiefste Elend geführt wird. In den „Reisen vor der Sündfluth" (Riga 1795) entrollt der Dichter wieder eine bunte Reihe von Gemälden, in denen er die nachtheiligen Folgen einer verkehrten und mißverstandenen Civilisation mit der größten satyrischen Kraft darstellt. Besonders ist es das Leben der Höfe, das er mit überwältigender Wahrheit in seiner ganzen Erbärmlichkeit mit allen in ihnen wuchernden Lastern und Sünden darstellt (er hatte es auf seinen Reisen kennen lernen). — „Reinheit der Absicht macht, daß gleichgültige Handlungen gut sind, denn ohne sie werden selbst gute schlecht"; dies ist die Idee, welche dem „Faust der Morgenländer" (Riga 1797) zum Grunde liegt; der Mensch mit dem reinen ungetrübten Sinn gelangt eher zum Guten und Wahren als der, welcher seine Handlungen nach den Verhältnissen einrichtet, wenn er auch diese mit der größten Geistesschärfe berechnet. Von großer tragischer Kraft ist die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" (Lpz. 1798), in welcher der Kampf eines tüchtigen, von den edelsten Grundsätzen durchdrungenen Charakters mit dem Leben mit hinreißender Wahrheit dargestellt wird. „Der Weltmann und der Dichter" (Lpz. 1798) ist eines der vollkommensten Werke Klingers. Es ist in Form eines Dialogs bearbeitet, welcher mit großer Meisterschaft behandelt ist; sein Zweck ist, den Gegensatz zwischen der weltmännischen und poetischen Anschauung des Lebens darzustellen, und zu beweisen, wie wenig die letztere im Leben ausreiche, wenn man zu einem bewußten Ziele gelangen und das Gute fördern wolle, das der Schwärmer zwar ahne, aber niemals klar zu erkennen und mit Erfolg anzustreben vermöge. Von dem neunten Roman: „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit", sind außer dem Prolog nur Bruchstücke vorhanden. Aus ihnen erkennt man, daß der Dichter darin seine Trauer über die verderbliche Entwickelung der französischen Revolution niederlegte, von der er nach seinen Gesinnungen so viel Gutes für die Menschheit erwartet hatte.

1. Aus „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt".

Drittes Buch. Erstes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — —

Der Teufel und Faust ritten unter Gesprächen an der Fulda hin; als sie nahe bei einem Dorfe unter einem Eichbaum ein Bauerweib mit ihren Kindern sitzen sahen, die leblose Bilder des Schmerzens und der stumpfen Verzweiflung zu sein schienen. Faust, den die Thränen eben so schnell wie die Freude herbeizogen, nahte sich hastig und fragte die Elenden um die Ursache ihrer Noth. Das Weib sah ihn lange starr an. Nur nach und nach thaute sein freundlicher Blick ihr Herz so weit auf, daß sie ihm unter Thränen und Schluchzen folgendes mittheilen konnte:

„In der ganzen Welt ist niemand unglücklicher, als ich und diese armen Kinder. Mein Mann war dem Fürstbischof seit drei Jahren die Gebühren schuldig. Das erste Jahr konnte er sie wegen Mißwachs nicht bezahlen; das zweite fraßen die wilden Schweine des Bischofs die Saat auf, und das dritte ging seine Jagd über unsere Felder und verwüstete die Ernte. Da der Amtmann meinen Mann beständig mit Pfändung bedrohte, so wollte er heute ein gemästetes Kalb mit dem letzten Paar Ochsen nach Frankfurt führen, sie zu verkaufen, um die Gebühren zu bezahlen. Als er aus dem Hofe fuhr, kam der Haushofmeister des Bischofs und verlangte das Kalb auf die fürstliche Tafel. Mein Mann stellte ihm seine Noth vor, bat ihn, die Ungerechtigkeit zu bedenken, daß er das Kalb für nichts hingeben sollte, da man es ihm in Frankfurt theuer bezahlen würde. Der Haushofmeister antwortete: er wisse doch wohl, daß kein Bauer etwas über die Gränze führen dürfte, was ihm anstände. Der Amtmann kam mit den Schergen dazu; anstatt meinem Manne beizustehen, ließ er die Ochsen ausspannen; der Haushofmeister nahm darauf das Kalb, mich trieben die Schergen mit den Kindern von Haus und Hof und mein Mann schnitt sich in der Scheune aus Verzweiflung den Hals ab, während sie unser Hab und Gut wegführten. Da seht den Unglücklichen unter diesem Tuche! Wir sitzen hier, seinen Leichnam zu bewachen, damit ihn die wilden Thiere nicht fressen, denn der Pfarrer will ihn nicht begraben."

Sie riß das weiße Tuch von der Leiche weg und sank zu Boden. Faust fuhr bei dem schrecklichen Anblick zurück. Dicke Thränen drängten sich aus seinen Augen, er rief: „Menschheit! Menschheit! ist dieß dein Loos?" (Zum Himmel) „Ließest du diesen Unglücklichen darum geboren werden, daß ihn ein Diener deiner Religion durch Verzweiflung zum Selbstmorde treibe?" Er deckte den Unglücklichen zu, warf der Frau Gold hin und sagte „Ich gehe zum Bischof, ich will ihm Eure unglückliche Geschichte erzählen, er muß Euren Mann begraben, Euch das Eurige zurückgeben und die Bösewichter bestrafen."

Diese Geschichte machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß sie schon an dem bischöflichen Schlosse waren, bevor er seiner Empfindung Luft machen konnte. Man nahm sie sehr gut auf, und lud sie zur Tafel. Der Fürstbischof war ein Mann in seinen besten Jahren und so ungeheuer dick, daß das Fett seine Nerven, sein Herz und seine Seele ganz überzogen zu haben schien. Er fühlte nirgends als bei Tische, hatte nur Sinn auf der Zunge und kannte kein andres Unglück, als wenn eine von ihm angeordnete Schüssel nicht gerieth. Seine Tafel war so gut besetzt, daß Faust, dem der Teufel durch dienstbare Geister einigemal hatte auftischen lassen, gestehen mußte, ein Bischof überträfe selbst diesen Tausendkünstler an feinem Geschmacke. Auf der Mitte des Tisches stand unter andern ein großer fetter Kalbskopf, ein Lieblingsgericht des Bischofs. Er, der mit Leib und Seele bei Tische war, hatte noch nicht gesprochen. Auf einmal erhob Faust seine Stimme:

„Gnädiger Herr, nehmt mir nicht übel, wenn ich Euch die Eßlust verderben muß; aber es ist mir gar nicht möglich, diesen Kalbskopf da anzusehn, ohne Euch eine schreckliche Geschichte zu erzählen, die sich heute ganz nahe bei Eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von Eurer Gerechtigkeit und christlichen Milde, daß ihr den Beleidigten Genugthuung verschaffen, und in Zukunft dafür sorgen werdet, daß Eure Angehörigen die Menschheit nicht mehr auf eine so unerhörte Art verletzen."

Der Bischof sah verwundert auf, blickte Fausten an und leerte seinen Becher aus. Faust erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geschichte, keiner der Anwesenden schien darauf zu horchen; der Bischof aß fort.

Faust. Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Bischofe, einem Hirten seiner Heerde, und sitze mit Lehrern und Predigern der Religion und christlichen Liebe zu Tische. Herr Bischof, seid Ihr es oder nicht?

Der Bischof sah ihn verdrießlich an, ließ den Haushofmeister rufen und fragte: „He, was ist denn das mit dem Bauern da, der sich wie ein Narr den Hals abgeschnitten hat?"

Der Haushofmeister lächelte, erzählte die Geschichte wie Faust und setzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde Eurer Tafel, und für die Frankfurter, denen er's verkaufen wollte, zu gut ist. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein schlechter Wirth war und seit drei Jahren seine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält sich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer soll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!"

Bischof. Da hast du recht. — (Zu Faust) Was wollt Ihr nun? Ihr seht doch, daß er wohl gethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen, oder meint Ihr, die Frankfurter Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen, und ich die magern?

Faust wollte reden.

Bischof. Hört Ihr, eßt, trinkt und schweigt. Ihr seid der erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn Euch Euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müßt ich denken, Ihr stammt von Bettlern her, weil Ihr ihnen so laut das Wort redet. Wißt, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daß er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden, zu schweigen, wenn sie einem die Eßlust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortrefflicher Kalbskopf —

Haushofmeister. Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe.

Bischof. So! so! gib ihn her und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunterschneiden — er wird auch dem Schreier dort schmecken. —

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas ins Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräßlich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof ließ das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht und die ganze Gesellschaft saß da in lebloser Lähmung des Schreckens.

Faust. Herr Bischof und ihr geistlichen Herren, laßt euch nun diesen da christliche Milde predigen.

Er brach mit dem Teufel auf.

2. Aus den „Reisen vor der Sündfluth".

Siebenter Abend.

— — — — — — — — — — — — — —

Da der Alte mit Mahals Fleiß zufrieden war, so ließ er es ihm wenigstens nicht an gutem Unterrichte fehlen, und ertheilte ihn ihm bei jedem magern Bissen, den er ihm reichte. Seine Güte gegen sein Lastthier ging gar so weit, daß er ihn einsmals in der zur Erholung bestimmten Stunde mit seinem Neffen in die Schule der Stadt führte, damit er recht deutlich und klar erkennen möchte, was der Werth des Goldes, und wer der Gott der Zraber sei.

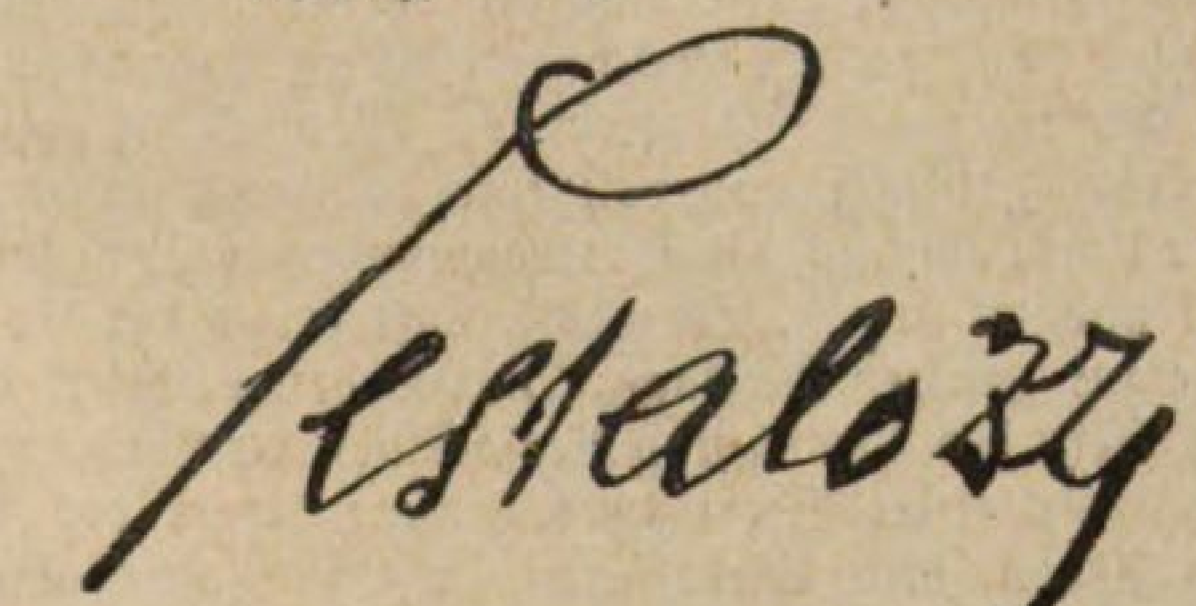
Ein lumpichtes Ding, eine wahre Abbildung des Hungers und des Elends, hatte sich als Lastthier diesem Viertel der Stadt auf die Bedingung verkauft, die aufwachsende Jugend für Schutz und schlechte Nahrung in der den Zrabern nöthigen Wissenschaft zu unterrichten. Er stand auf einer erhabenen Stelle, die Knaben verschiedenen Alters saßen um ihn herum, hinter ihnen standen die Alten, um selbst von den Fähigkeiten und dem Fleiße ihrer Söhne Zeugen zu sein. Die Wissenschaft der Zraber war schon so vollendet und zugerundet, daß sie sich in Gemeinsprüchen vortragen ließ, und glich darin so ziemlich derjenigen, die wir jetzt die Sittenlehre nennen, nur daß die Zraber jene praktischer verfolgten.

Nachdem sich nun das lumpichte Ding von Menschen lange in Gemeinsprüchen über den einzigen und wichtigen Gegenstand der Kenntniß der Zraber herum getummelt hatte, so legte er den Knaben, einem nach dem andern, folgende Fragen vor, um ihre Aufmerksamkeit zu prüfen, und den Alten zu zeigen, wie weit sie unter seiner Leitung gekommen wären: Was ist das höchste Gut, wornach der Mensch zu streben hat? — „Das Gold" — Warum ist es das Gold? — „Weil dadurch allein der Mensch zu den Mitteln der wahren Glückseligkeit, der Achtung unter seinen Mitbürgern, dem Genusse aller Dinge und der wahren Vollkommenheit gelangen kann." — Was muß also der Zweck eines vernünftigen Wesens in diesem kurzen, mühseligen Leben sein? — „Gold zu erwerben." — Recht gut, mein Sohn. Aber, Folgender, sind, um Gold zu erwerben, auch alle Mittel gleich gut und erlaubt? — „Gleich gut sind sie alle, wenn sie den Hauptzweck erfüllen, aber nicht alle erlaubt." — Was hat also der Verständige dabei zu beobachten? — „Wenn er sich durch das Gesetz verbotner Mittel bedient, so muß er darauf sehen, es entweder heimlich oder doch so zu thun, daß das Gesetz in dem ihn betreffenden Fall nicht gelte, wenigstens nicht darauf anwendbar sei. Da dieses oft mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so setzt es auch viele Gewandtheit und Erfahrung voraus, erwirbt aber unter den Mitbürgern noch mehr Achtung, als der Gebrauch der geraden und gemeinen Mittel, weil es großen Verstand und listige Verschlagenheit beweiset." — Vortrefflich, mein Sohn. Ein anderer! — Darf man wohl um des Goldes willen auch Mord begehen? — „Nein, und zwar um seines eigenen Besten willen nicht, weil sonst keiner seines Goldes unter den Mitbürgern lange sicher wäre." — Es giebt eine sehr nöthige Wissenschaft als Hülfsmittel, und ohne welche der Zraber nicht bestehen kann, wie heißt die? — „Die Rechenkunst." — Richtig, die Rechenkunst. — Wie hat man sich in Ansehung der Fremden überhaupt zu verhalten? — „Fremde kann man betrügen, und muß sie aus Gold- und Vaterlandsliebe betrügen. Auch kann man sie durch Krieg unterjochen, zu Sklaven machen, sie mit so viel Nahrung, als zur Fristung des Lebens hinreicht, zur Arbeit zwingen, und empören sie sich dagegen, unter dem Vorwand, es geschehe ihnen Gewalt und Unrecht, so darf man sie als Aufrührer gegen den Staat tödten. Doch besser ist es, man tödtet sie durch Arbeit, weil die Arbeit Gold einbringt." — Recht sehr gut! — Folgender! Was ist die höchste Tugend? — „Reichthum." — Was ist das größte Laster? die schändlichste Schmach? — „Armuth." — Wie nennt man das Ding, das kein Gold hat? — „Werthlos. Man zählt es auch gar nicht unter die Dinge oder Wesen, man nennt es nur ein Werkzeug in den Händen dessen, der Gold hat. Viele sprechen ihm sogar alle Vernunft ab." — Und das mit Recht, mein Sohn, sagte der Elende seufzend. — Was ist nun der, der Gold hat? — „Alles! Er ist vernünftig, beliebt, schön, witzig, vollkommen. Er ist ein Weiser, ein Sultan unter den Menschen." — So ist es; sucht es zu werden, ihr Kinder, wie eure Väter hier es sind. Nun sage mir ein anderer: Wem unter allen Geschaffenen gehört die vorzüglichste Achtung? — „Dem Golde." — Warum? — „Weil es das Vollkommenste der Schöpfung ist, und allein seinem Besitzer alle Vollkommenheit ertheilt." — Was ist Gold? — „Der Gott, den wir anbeten." — Warum beten wir ihn an? — „Weil nur er glücklich macht, und der Mensch für das Glück geboren ist, oder wenigstens es sein sollte." — Ja sein sollte, seufzte der lumpichte Lehrer. Sage du! giebts wohl außer ihm noch andere Götter? — „Ja, einen, den man den Alten, Unsichtbaren nennt." — Muß man auch ihn verehren? — „Schaden kann es weiter nichts, weil er, wie man sagt, das Gold gemacht hat, auch sagten unsere Voreltern von ihm, er könne, wenn er wolle, durch seine große Macht zum Besitze des Goldes verhelfen. Vielleicht war es so zu ihrer Zeit, jetzt giebt er keinem nichts, und jeder muß das Gold durch Mühe und List zu erwerben suchen. Da übrigens die Achtung, die man ihm erzeigt, weiter nichts als Worte oder höchstens Gedanken kostet, so kann es jeder erhalten, wie er will." — Denken die Völker um uns herum, wie wir? — „Alle erleuchtete und aufgeklärte Völker, die fernen und die

nahen, denken so, handeln auch darnach, und dienen nur diesem Gott; aber nicht alle sind so aufrichtig, es zu gestehen, wie wir es thun. Sie sind meistens Heuchler, und nur der Irader ist ehrlich genug, zu sagen, wie er denkt." — Vortrefflich, ihr lieben Kinder, ich hoffe, eure werthen Eltern sind mit euch und dadurch mit mir zufrieden. Es thut mir Noth. —

Johann Heinrich Pestalozzi.





Weniger durch seine Schriften berühmt, als durch seine großartigen Bestrebungen im Gebiete der Erziehungskunst, welche ihm das Andenken und die Dankbarkeit der spätesten Nachwelt sichern, nimmt Pestalozzi auch eine nicht unbedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur ein. Doch sind es nicht sowohl seine rein pädagogischen Werke, welche ihm diese Stelle anweisen, da diese zwar ihrem Inhalt nach höchst wichtig, aber formell ungenügend sind; wir haben ihn vielmehr wegen seiner Prosadichtungen zu erwähnen, die in mehrfacher Beziehung einflußreich geworden sind. — Johann Heinrich Pestalozzi, geb. in Zürich den 12. Jan. 1746, verlor seinen Vater sehr frühe, wurde aber von seiner Mutter mit treuer Sorgfalt erzogen; auf die Entwickelung seines Geistes und Herzens hatte neben ihr namentlich sein mütterlicher Großvater, Pfarrer in der Nähe von Zürich, bei welchem er jedes Jahr mehrere Monate verlebte, den entschiedensten Einfluß. Auch der Aufenthalt auf dem Lande wurde für ihn höchst bedeutend, weil er den Menschen in seiner Einfachheit und natürlichen Tüchtigkeit kennen lernte, aber zugleich auch die verderblichen Einflüsse der städtischen Bildung und des politischen Druckes, so wie des Lebens in den Fabriken. In der Schule zeichnete er sich durch hervorragende Fähigkeiten aus, obgleich ein gewisser Mangel an Gewandtheit selbst seine Lehrer hie und da über dieselben täuschen konnte. Im 18. Jahre trat er in die höhere Bildungsanstalt seiner Vaterstadt, und widmete sich zuerst dem Studium der Theologie, das er aber bald mit dem der Rechtswissenschaft vertauschte. Er nahm damals an dem Bund lebhaften Antheil, den die reifere Jugend mit Lavater, Füßli und Fischer an der Spitze geschlossen hatte, um sich der willkürlichen Behandlung des Landvolks entgegenzusetzen. Der Anblick schreiender Ungerechtigkeiten, die sich die patrizische Regierung gegen ihre „Unterthanen" auf dem Lande erlaubte, weckte den Gedanken in ihm, sein Leben den Unterdrückten zu widmen. Der Rath eines treuen Freundes, der ihn auf dem Sterbebette ermahnte, eine für ihn passendere Laufbahn zu wählen, die Ueberzeugung, daß er sich gerade dadurch, daß er sich der Armen und Unterdrückten gegen die Reichen und Mächtigen annahm, den Weg zu den einflußreichen Staatsämtern versperren würde, brachte ihn zu dem Entschluß, die gewählte Laufbahn aufzugeben; und von dem Gedanken ergriffen, seinem geliebten Landvolk lehrend und erziehend zu helfen, verbrannte er unter dem Rufe: „So will ich Schulmeister werden!" alle seine juristischen und geschichtlichen Arbeiten. Er ging zuerst zu einem Oheim nach Richterswyl, dann zu dem Gutsbesitzer Tschiffeli in Kirchberg bei Bern, um sich mit dem Landbau bekannt zu machen und dadurch einen festen Boden zu gewinnen, von welchem aus er seine Absichten mit größerer Sicherheit ausführen könne. Im J. 1767 kaufte er, von einem reichen Haus unterstützt, im Aargau an 100 Jucharten Land, das man der Cultur für unfähig hielt, und baute sich ein Landhaus, dem er, wie der ganzen Besitzung, den Namen Neuhof gab. Im J. 1769 vermählte er sich mit Anna Schultheß aus einer reichen und angesehenen Familie, die voll Begeisterung zur Verwirklichung seiner edlen Plane getreu mitwirkte. Doch fehlte dem trefflichen Manne der bei solchen Unternehmungen so nothwendige praktische Sinn, weshalb sich das Haus, das ihn unterstützt hatte, zurückzog. Doch verlor er den Muth nicht; er beschloß, das Begonnene fortzuführen und sein Landgut zu einem festen Mittelpunkt seiner pädagogischen und landwirthschaftlichen Bestrebungen zu machen. So gründete er 1775 die Neuhöfer Armenanstalt. Bald hatte er über 50 Kinder um sich gesammelt, die er aus dem tiefsten Elend gerissen hatte, und die er im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigte, gleichzeitig aber auch unterrichtete und geistig belebte. Allein auch hier unterlag er wegen Mangels an praktischem Sinn: er beging arge Mißgriffe in der Bewirthschaftung der Güter und Durchführung der Armenanstalt, er gerieth immer tiefer in Schulden, und er mußte sein Unternehmen nach fünfjährigem Bestand aufgeben. Er hatte das ganze Vermögen seiner Frau aufgeopfert und war nun selbst in die tiefste Armuth

gerathen; 18 Jahre kämpfte er mit dem bittersten Elend. „Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen", schrieb er später, „hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah; und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr." Gerade in diesen Jahren des Elends, das er mit seinen Umgebungen theilte, reiften die Ideen, die ihn unsterblich gemacht haben. Im J. 1798 wurde er von dem helvetischen Directorium nach Stanz geschickt, um die zahlreichen Kinder zu erziehen, die in Folge des Aufstands von Nidwalden gegen die Franzosen Eltern und Vermögen verloren hatten; seine großartige Wirksamkeit in dieser Stellung, die herrlichen Erfolge, welche seine aufopfernde Hingebung hatten, sind bekannt; aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Noch vor Ablauf des Jahres mußte er in Folge des Kriegs von seinen geliebten Kindern scheiden; Verkennung und Undank blieben auch diesmal nicht aus. Er ging nach Burgdorf und wurde Schulmeister. Auch dort entfaltete er segensreiche Thätigkeit; er gründete später eine neue Erziehungsanstalt, die er 1804 nach Münchenbuchsee und dann nach Yverdon verlegte, wo sie bald zur höchsten Blüthe gedieh und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Sein Mangel an praktischem Sinn wurde aber auch hier verderblich; er verstand es nicht, die Lehrer der Anstalt zu leiten, er wurde von Einzelnen mißbraucht; es entstanden unter denselben Mißhelligkeiten aller Art, dazu traten Geldverlegenheiten ein, und so sah sich der treffliche Mann gezwungen, die Anstalt nach 25jährigem Bestand aufzulösen. Er zog sich zu seinem Enkel auf den Neuhof zurück, und starb nach einer schmerzhaften Krankheit am 17. Febr. 1827 zu Brugg, wohin er sich, um der ärztlichen Behandlung näher zu sein, einige Zeit vorher begeben hatte.

Pestalozzi war eine Erscheinung, die nicht bloß selten ist, sondern in unsern Zeiten wunderbar genannt werden kann. Diese tiefe, jeder äußern Rücksicht fremde Menschenliebe, die ihn durchglühte, diese Hingebung an das Werk der Erziehung und Veredlung der Armen und Unterdrückten, diese Aufopferung, die sein ganzes Leben und jede seiner Handlungen bezeichnet, dieser reine Sinn, dieses kindliche Vertrauen auf Gott, das ihn selbst im tiefsten Elende nicht verließ, da er vielmehr gerade damals, ohne an sich und seine Zukunft zu denken, die höchste innere Kraft entfaltete und mit wunderbarer Seelengröße an der Ausbildung seiner Ideen arbeitete — ein solcher Charakter erinnert an die schönsten Zeiten des apostolischen Christenthums. Es ist aber bezeichnend für unsere Tage, daß er gerade von denen verlästert wird, welche sich für die alleinigen Träger des wahren Christenthums ausgeben, weil sie, wie einst die Pharisäer, an den äußern menschlichen Satzungen kleben, dem Geist Christi aber Ohren und Herz verschließen. Ihnen ist Pestalozzi kein Christ, er, der seinen letzten Rock auszog, um einen noch Ärmeren zu bekleiden (und dies ist kein bloßes Bild, sondern eine Thatsache), er, dessen ganzes Leben und Wirken von dem nie ermattenden Streben zeugt, ein wahrer Nachfolger Christi zu sein*).

Seine Schriften sind sämmtlich aus der trefflichen Gesinnung hervorgegangen, die ihn beseelte, in ihnen allen lebt die Idee der christlichen Liebe, die ihn durch das Leben leitete. Am klarsten hat er seinen reichen, liebevollen Geist in „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk". (4 Bde. Bas. 1781—89) entfaltet. Es ist dieses Buch schon deshalb für die Geschichte der Literatur wichtig, weil es die Reihe der Romane eröffnet, welche das Leben des Volkes schildern, und die namentlich in der neueren Zeit einen großen Umfang gewonnen haben. Diese spätern Werke sind dem ihres Vorgängers allerdings an Kunst der Gestaltung und an poetischer Kraft der Durchführung überlegen, sie übertreffen es besonders in der Darstellung, die bei Pestalozzi an vielen Stellen zwar durch ihre hohe Einfalt und Innigkeit die schönste Wirkung thut, oft aber auch beinahe unbeholfen, wie auch seine Sprache nichts weniger als rein ist, da er den heimatlichen Dialekt zu stark durchtönen läßt, freilich nicht mit Absicht, wie z. B. Bitzius, weshalb es auch weit weniger unangenehm wirkt, aber immerhin die Einheit der Darstellung stört. Dagegen stehen die neueren Schriften dieser Gattung dem „Lienhard und Gertrud" an Wahrheit und Innigkeit der Auffassung weit nach, noch mehr aber an der großartigen Bildungskraft, in der sein wesentlichstes Verdienst besteht. Es ist ein reines Naturgemälde des wahren Bauernlebens, einfach und kunstlos, aber treu und wahr. Während uns Jeremias Gotthelf in seinen Romanen mit Vorliebe die rohe Ausartung des Landvolks zeigt, öffnet uns Pestalozzi die reinen Tiefen seines edlen, unverdorbenen, thatkräftigen Gemüths, ohne uns die verderblichen Wirkungen zu verbergen, welche vor Allem Bedrückung, die Einflüsse des Stadtlebens, Mangel an angemessener geistiger und religiöser Leitung und andere Umstände auf die Dorfbewohner ausüben können und müssen. „Es war", sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage, „mein erstes Wort an das Herz des Armen und Verlassenen im Land. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlassenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu seyn, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt seyn kann." Durch diesen Roman, der ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes ist, wollte er eine bessere Volksbildung anbahnen, indem er dabei von der wahren Lage des Volks und von dessen natürlichen Verhältnissen ausging. „Die Gertrud", bemerkt sein Biograph Blochmann erschöpfend und wahr, „ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder unterrichtet und erzieht, ihre fromme, verständige, thatkräftige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauerngemeinde ist das Ideal Pestalozzis." Ein Jahr später gab er ein zweites Volksbuch heraus, Chri-

---

*) Man vergleiche die unten mitgetheilten Bruchstücke mit folgender Aeußerung eines seiner neuesten Lästerer: „Der Pestalozzismus ist eine der lächerlichsten Verirrungen der Zeit gewesen, weil er die Menschen total verbessern und veredeln wollte ohne Religion." (Wolfgang Menzels Literaturblatt 1858, Nr. 52.) — Kann Lüge und Verläumdung wohl frecher auftreten?

stoph und Else" (1782), als Versuch eines Lehrbuchs für die Wohnstube; allein er traf in diesem den Volkston nicht, wie in dem ersten, es kam daher auch wenig in die Hände des Volks, so vortrefflich und angemessen auch Einzelnes war. Noch erwähnen wir die „Figuren zu meinem ABC=Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens, die er in den Tagen schrieb, als die französische Revolution ihren Einfluß auf die Schweiz zu äußern begann, die aber erst im Jahr 1795 erschienen. In einer zweiten Auflage gab er ihnen den passenderen Titel „Fabeln" (Zür. 1805). Viele sind von hoher Naivetät, nicht wenige wahrhaft genial. In allen aber spricht sich sein tiefes Gefühl für das Volk, das Vaterland und die Freiheit aus; doch ist nicht zu verkennen, daß sie zum Theil auf beschränkter Auffassung der damaligen Verhältnisse beruhen.

1. Einunddreißigstes Kapitel.

Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten, und bereitete Alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete also mit ihnen:

„Ich habe Euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte! Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denket doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denket an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüssiges habet, es ihm gerne gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gerne thun?" — „O ja, Mutter, gewiß gerne", sagten alle Kinder.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Freuden der Gebetsstunde.

Mutter. Niklas, wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater. Der muß schier Hungers sterben; er ißt Gras ab dem Boden

Mutter. Wolltest du ihm gerne dann und wann dein Abendbrod geben?

Niklas. O ja, Mutter, darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich es am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in den Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter.

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du es geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise.

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter.

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reuti-Marren Betheli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel heraussuchen.

Niklas. Ja, Mutter, ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mundvoll Brod mehr. Hätte ich es mir auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben sollten. Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen: „Kinder, es ist jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädige Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat."

„Ja unsere schönen Batzen! Willst du sie uns doch zeigen, Mutter?'" sagten die Kinder.

„Hernach, nach dem Beten," sagte die Mutter, und die Kinder jauchzten vor Freude.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Ernsthaftigkeit in der Gebetsstunde.

„Ihr lärmet, Kinder", sagte die Mutter. „Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei Allem an Gott, der uns Alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gerne selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl; darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset; denn wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost; aber darum, Kinder, muß der Mensch, besonders in seiner Gebetsstunde, suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet, Kinder, wenn ihr dem Vater recht danket für Etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht; ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenn es euch recht zu Herzen geht, so steigen euch Thränen in die Augen. Sehet, Kinder, so ist es auch gegen Gott. Wenn es euch recht freut, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen ist zu danken, so macht ihr gewiß nicht viel Geschrei und Gerede; aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder, dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im Leibe gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe. Und wenn man recht betet, so thut man auch recht, und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben."

2. Aus den „Figuren zu einem ABC-Buch".

1. Schwamm und Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: „ich schieße in einem Augenblick auf, indessen du einen ganzen Sommer durch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin." —

„Es ist wahr," erwiederte das Gras, „ehe ich etwas werth bin, kann dein ewiger Unwerth hundertmal entstehen, und hundertmal wieder vergehn."

2. Der Strahl und der Graswurm.

„Die Menschen klagen so viel über mich, und ich nage doch nur an einem armseligen Blatt, du hingegen verbrennest Häuser und Dörfer." Also sagte der Graswurm zum schrecklichen Strahl.

„Kleiner Heuchler!" donnerte ihm dieser herunter, „du verheerst mit stillem Blätterfressen weit mehr, als ich mit meiner lauten gewaltigen Kraft."

3. Der Wind und der Schiffer.

„Wenn ich hinauf will, so wehest du hinab, und wenn ich hinab will, so wehest du hinauf," also sprach der Schiffer für gut derb zum Windegott Aeolus.

„Weißt du was?" erwiederte dieser. „Wenn ich hinab blase, so fahre du hinab, und wenn ich hinaufblase, so fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht, und findest du mich dennoch dir entgegen, so arbeite du gegen mich, wie ich gegen dich."

Jean Paul Friedrich Richter.



Wie Pestalozzi, so war auch der Dichter, zu dem wir jetzt übergehen, von der tiefsten Liebe zum Volke durchdrungen, wie jener, hatte auch er dasselbe durch langen Umgang in seinem geheimsten Wesen kennen und verehren lernen, wie jener, hatte auch er des Volkes Armuth und dessen oft trostloses Elend getheilt, aber es hatte sich wie bei Pestalozzi so auch bei ihm gerade in diesem Elend seine geistige Kraft und sein Talent mächtig entwickelt. Auch er ist ein Dichter des Volks, aber nicht wie Pestalozzi ein Dichter für das Volk, da er auch nicht eine einzige von den Eigenschaften besitzt, die einen solchen bilden; er war ein Dichter des Volks in so fern, als außer ihm und Pestalozzi kein Anderer dessen Zustände, dessen Tüchtigkeit, dessen tiefes Gemüth so wahr aufgefaßt und dargestellt hat.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirg, lebte vom zweiten bis zum dreizehnten Jahr in Jodiz, einem Dorfe bei Hof an der Saale, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt worden war. Das Leben in der freien Natur und in einer lieblichen Gegend übte unvergänglichen Einfluß auf das Gemüth des Knaben; diesem Aufenthalt verdankte er sein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur, das sich in seinen Werken in so wunderbarer und ergreifender Weise ausspricht. Im J. 1776 wurde sein Vater nach Schwarzenbach an der Saale versetzt, wo er eine öffentliche Schule besuchen konnte, wornach er sich bisher vergeblich gesehnt hatte (er war bis dahin von seinem Vater mit seinen Brüdern unterrichtet worden). Doch fand er sich bald in den Erwartungen, die er von einer solchen hegte, getäuscht, und zog sich daher, wie früher, in sich selbst zurück, und bildete seinen Geist beinahe ausschließlich durch Lectüre. Schon damals fing er an, sich von Allem, was er gelesen, Auszüge zu machen, was er auch bis zum spätesten Alter nicht unterließ. Es ist bekannt, daß er diese Auszüge bei der Verarbeitung seiner Werke vielfältig benutzte, und wir begreifen daher, daß er auf diese Gewohnheit den höchsten Werth legte und sie oft, z. B. in dem trefflichen kleinen Aufsatze „Die Taschenbibliothek des Pagenhofmeisters Aubin" zur Nachahmung empfahl. Im J. 1779 kam er auf das Gymnasium nach Hof, wo er jedoch bald das Unglück hatte, seinen Vater zu verlieren. Seine Mutter gerieth in tiefe Armuth, und konnte ihn nicht unterstützen, als er 1781 nach Leipzig ging, um Theologie zu studiren. Da die Hoffnung, sich durch Privatunterricht die zum Aufenthalt in Leipzig nöthigen Geldmittel zu verschaffen, fehlschlug, so hatte er bald mit bitterem Mangel zu kämpfen. Dies und die Abneigung, die er nach kurzer Zeit gegen das Studium der Theologie zu fassen begann, veranlaßte ihn, sich immer mehr abzuschließen, und er suchte, wie schon früher, durch Lectüre seinen Geist zu bilden und sich Kenntnisse zu erwerben. Außer Hippel, dessen „Lebensläufe" er schon in Hof hatte kennen lernen, und die durch ihren Gehalt, wie durch ihre Form den bleibendsten Eindruck auf ihn gemacht hatten, las er die vorzüglichsten Werke der Franzosen und Engländer; unter diesen übten die Schriften Rousseau's und die englischen Satyriker und Humoristen den größten Einfluß auf seine Gesinnung sowohl als auf seinen Geschmack und seine geistige Bildung aus. Die Nothwendigkeit, sich Geldmittel zu verschaffen, brachten den früher nur dunkel gefühlten Wunsch, als Schriftsteller zu wirken, zur Reife. Im J. 1783 trat er mit seinem ersten Versuch, den „Grönländischen Pressen" (2 Thle. Berl. 1783 —84) auf; da aber der zweite Theil sehr kalt und sogar wegwerfend aufgenommen wurde, konnte er keinen Verleger für die Fortsetzung finden; er gerieth in die größte Noth, und er mußte endlich im Herbst, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen,

Leipzig heimlich verlassen. Er ging zu seiner Mutter nach Hof, wo er jedoch gleiche Armuth antraf. Alle seine Bemühungen, einen Verleger zu finden, schlugen fehl; in Hof fand er Niemanden, an den er sich anschließen konnte, vielmehr trat ihm überall Verkennung und selbst Verachtung entgegen, so daß seine Lage wahrhaft trostlos wurde. Endlich erschien einige Hülfe. Ende des Jahrs 1786 kam sein Universitätsfreund Adam Oerthel von Leipzig zurück, dessen Vater das Gut Töpen bei Hof besaß. Nachdem ihm der Freund einige, freilich nur sehr mäßige Unterstützung gegeben hatte, gelang es ihm, seinen Vater zu überreden, Richter als Erzieher seiner jüngeren Kinder in sein Haus zu nehmen. Doch war seine Lage dort sehr drückend, er verfiel in Hypochondrie, aus der er sich nur dadurch retten konnte, daß er im Jahr 1789 seine Stelle aufgab und zu seiner Mutter zurückkehrte. Gestaltete sich auch das Verhältniß zu den Einwohnern der Stadt Hof freundlicher, so wurde dadurch die Armuth der Familie nicht gemildert, und Richter übernahm daher im Jahr 1790 auf den Wunsch mehrerer Familien in Schwarzenbach den Unterricht ihrer Kinder, die er zu einer Privatschule vereinigte. Dort trat er in angenehme Verhältnisse, seine Seele heiterte sich auf, vorzüglich hatte die Freundschaft mit Christian Otto aus Hof, den er schon von der Schule und der Universität her kannte, den glücklichsten Einfluß auf seine Stimmung und seine Thätigkeit. In dieser Zeit entstanden seine ersten Romane, unter welchen der „Hesperus“ ihm viele Freunde erwarb und zugleich die Aussicht eröffnete, sich und seine Familie durch schriftstellerische Thätigkeit der Noth zu entreißen. Im J. 1794 gab er seine Stellung in Schwarzenbach auf, zog wieder zu seiner Mutter nach Hof, wo er fortwährend thätig war, wählte aber nach dem Tode derselben 1797 Leipzig zu seinem Aufenthalt. Doch ging er schon im folgenden Jahre nach Weimar, wo er sich der Freundschaft Herders erfreute, und sich im Umgang mit demselben, mit Wieland und Knebel und besonders mit der Frau von Kalb ganz glücklich fühlte. Im J. 1799 erhielt er von dem Herzog von Hildburghausen den Titel eines Legationsrathes; im folgenden Jahre ging er nach Berlin, wo er die Tochter eines angesehenen Beamten kennen lernte, und 1801 heirathete. Bald nach seiner Vermählung zog er mit seiner jungen Gattin nach Meiningen, von dort 1803 nach Koburg und im folgenden Jahre nach Baireuth, das nun sein beständiger Aufenthalt wurde. Im J. 1808 erhielt er von dem Fürst-Primas von Dalberg einen Jahresgehalt von 1000 Gulden, der ihm nach Auflösung des Rheinbundes, wiewohl erst nach langen Bemühungen, von dem König von Bayern ferner bewilligt wurde. Das Glück, das er lange in schönem Familienkreise und in der lieblichen Umgebung von Baireuth fand, wurde im J. 1821 durch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, der damals in Heidelberg studirte, auf schmerzhafte Weise gestört. Dieser Schlag traf ihn so furchtbar, daß er bald zu kränkeln anfing, und sich nicht mehr erholte. Er starb am 14. Nov. 1825.

Wie man auch über Jean Paul urtheilen mag, es werden selbst diejenigen, die ihm am meisten abgeneigt sind, gestehen müssen, daß er ein poetisches Talent ersten Ranges war; aber auf der



Jean Pauls Standbild in Baireuth.

andern Seite müssen auch seine entschiedensten Verehrer zugeben, daß seine Schriften im Ganzen nicht den wohlthätigen Eindruck hinterlassen, der mit einem Kunstwerk nothwendig verbunden sein muß. Er hat eine Masse Meisterstücke gedichtet, aber mit Ausnahme seiner kleineren Aufsätze kein einziges wahres Meisterwerk. Es fehlt ihm dazu an festem, durchgebildetem Geschmack, an Mäßigung und an der Kunst, die Einzelnheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Auch mögen die einzelnen Theile gar häufig nicht aus dem Ganzen als nothwendige Glieder hervorgegangen sein, sich nicht bei der Bearbeitung aus dem Plan und der Idee entfaltet haben, sondern sind wohl schon vorher als selbstständige Darstellungen abgefaßt gewesen und dann bei passender Gelegenheit in irgend ein größeres Werk eingeschoben worden. Daß dies bei den unzähligen Einschiebseln der Fall ist, welche bei jedem größeren Roman vorkommen, und die bald Extrablatt oder Extraseite, Extrawort und selbst Extrasilbe, bald Schalttage, bald Appendix, bald Blumen- oder Frucht- oder Dornenstücke, bald Hirten- oder Zirkelbriefe, Postscripte, Werke und Werkchen heißen, ist offenbar genug; aber es wird bei näherer Betrachtung der Werke selbst deutlich, daß Vieles, was als integrirender Theil der größeren Schriften erscheint, ursprünglich nicht für sie gearbeitet war, sondern aus den „Zettelkästen“ hervorgezogen und eingereiht wurde, wenn sich der Dichter im Verlauf der Darstellung aus irgend einem Grunde daran erinnerte. Bei seiner lebhaften Phantasie, die durch die geringste Andeutung leicht in neue Gedankenreihen geführt wurde, kommt es oft genug vor, daß solche Einschiebungen für den Leser, der die Andeutung nicht findet, als willkürlicher und unbegründeter Auswuchs erscheint.

ja es wird erzählt, daß der Dichter selbst sich nach längerer Zeit keine Rechenschaft mehr von dergleichen Zusätzen geben konnte. Werke, die auf solche Weise entstehen, können sich unmöglich zu einem organischen Gebilde gestalten, aber Jean Paul hatte überhaupt das Talent nicht, eine Begebenheit in ihren wichtigsten Vorgängen zu entfalten, und die untergeordneten entweder ganz zu verschweigen oder nur vorübergehend anzudeuten. Oder vielmehr es widerstrebte seiner Natur, auf diese Weise zu verfahren. Ihm war nämlich Alles wichtig, und wie ein heiteres, lebendiges Kind, das von seinen Eltern zur Besorgung irgend eines Geschäftes ausgesendet wird, auf seinem Wege über Wiesen und durch Wälder von Allem, was ihm begegnet, hingerissen wird, und es bald einem bunten Schmetterling nachjagt, bald Erdbeeren sucht, bald dem Gesang der Vögel zuhorcht, Alles seine ganze Seele einnimmt, und es darüber seine eigentliche Aufgabe vergißt, bis es oft auf unangenehme Weise daran erinnert wird, so verfährt auch Jean Paul in seinen Dichtungen. Alles konnte für ihn wichtig werden, selbst der allerunbedeutendste, gewöhnlichste Umstand, weil er ihm eine Beziehung zu Herz und Geist seiner Personen zu geben wußte; und dergleichen geringfügige Umstände weiß er in solcher Tiefe aufzufassen, so erschöpfend zu entfalten, wie Niemand vor und nach ihm. Wie unbedeutend an sich ist z. B. das Putzen eines Lichtes. Im „Siebenkäs" finden wir einen Abschnitt von vier bis fünf Seiten, der sich allein um dieses Putzen dreht, an welchem der Dichter die Charaktere seiner Personen vortrefflich entwickelt. Im gewöhnlichen Leben ereignet sich gar viel, was wir nicht beachten, theils weil es keinen Eindruck auf uns macht, theils weil wir es wirklich nicht sehen. Jean Paul sieht und beachtet Alles, ja gerade am meisten und besten, was von den übrigen Menschen unbeachtet bleibt, während ihm dagegen Bedeutenderes oft unbemerkt bleibt. Er ist gleichsam stets mit dem Mikroskop bewaffnet, mit welchem er das Unscheinbarste untersucht und darin ungeahnte Wunder und Reiche entdeckt, und es wundert uns, daß er nicht eines seiner Werke Mikroskopische Belustigungen genannt hat. Dieser Charakter seiner Dichtung tritt recht deutlich in den „Flegeljahren" hervor, in welchen die unbedeutendsten Dinge mit der nämlichen Ausführlichkeit behandelt werden, wie die wesentlichsten, wo jeder Tag, jede Stunde, ja jeder Herzschlag mit behaglicher Ausführlichkeit geschildert wird. Man hat sich oft gefragt, warum Jean Paul diesen Roman nicht vollendet habe; die Beantwortung dieser Frage ist leicht: das Werk konnte zu keinem Abschluß kommen. Entweder hätte der Dichter seine Darstellungsweise aufgeben und das Ende in einem ganz andern Sinn bearbeiten müssen, was er weder wollte noch konnte, oder er hätte noch dreißig, vierzig Bände schreiben müssen, um es in der Weise fortzuführen, wie es angefangen war.

So erscheinen die größeren Schriften Jean Pauls durchaus als künstlerisch verfehlt, und je breiter sie angelegt sind, desto weniger können sie befriedigen, während die kleineren wahre Meisterwerke sind. Aber auch die größeren gewähren hohen Genuß, wenn man sie für das nimmt, was sie in der That sind, für kleine an einander gereihte Aufsätze, die man aus ihrer willkürlichen Verbindung losreißen muß, um ihren ganzen hohen Werth zu erkennen, denn erst dann wird man nicht bloß die tiefpoetische Seele des Dichters verstehen, sondern auch seine hohe Kunst bewundern lernen. Er hat sein Talent selbst verkannt, daß er sich zum epischen Roman wandte; er hätte sich auf die Idylle im kleineren Maßstabe beschränken sollen. In dieser ist er ein vollendeter Meister. Er kennt das menschliche Herz und dessen geheimste Empfindungen, er kennt insbesondre das Volk und seine unergründliche Gemüthstiefe, er kennt die unerschöpflichen poetischen Elemente, die in ihm verborgen liegen; er kennt seine Zustände, seine Freuden und Leiden, seine Hingebung, seine Aufopferungsfreudigkeit, mit Einem Worte alle die herrlichen Eigenthümlichkeiten des reinen unverdorbenen Menschengemüths. Er weiß, daß sich diese am lebendigsten in der Kindheit, bei den Armen und Bedrängten entfalten*), deshalb er so gern und so glücklich die Jugendzeit und die Frauen schildert, deren Leben ja eine fortwährende Aufopferung für Andre ist. Alles, was er gedichtet, hat daher zum Zweck, die Bedrängten zu trösten, ihnen zu zeigen, daß die Beschränktheit ihrer Verhältnisse mit dem wahren innern Glück keineswegs in Widerspruch stehe, sondern vielmehr am ehesten geeignet sei, ein solches zu begründen. Es ist daher ein wahres Unglück, daß er nicht so geschrieben, daß Ungebildetere den Trost und die Aufrichtung fassen können, den sein mildes, liebendes Herz ihnen in so reicher Fülle in seinen Schriften dargereicht hat.

Jean Paul war zum Idyllendichter geboren, dies zeigt sich auch darin, daß er die Natur mit ganzer Seele liebte und verstand. Kann Einer der Dichter des Frühlings genannt werden, so ist er es; aus seinen Schilderungen träufelt ein ganzer Blüthenregen auf uns herab, weht uns ein ganzer Frühlingshimmel entgegen. Man lese, um seine Meisterschaft darin kennen zu lernen, außer vielen Stellen im „Hesperus" und allen andern größern Werken, seine Schilderungen des ersten Mai in den „Biographischen Belustigungen". Er weiß uns mit eben solcher Kunst in den Frühling, wie in die Kindheit, wie in das Zimmer und das Herz der Armen und Bedrängten zu zaubern. Sein Verständniß der Natur war so tief, daß er selbst solche Landschaften, die er nie gesehen, mit der größten Meisterschaft und überraschendsten Wahrheit zu schildern vermochte, so im „Titan" italienische Gegenden. Es ist dies leicht erklärlich, da er seit seiner frühern Kindheit in und mit der Natur lebte, „oft Tage lang im Freien zubrachte, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll betrachtete, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung Alles aufschrieb, so viel als nur möglich war".

Das beschränkte Leben erweckt aber nicht bloß Theilnahme und Liebe im gefühlvollen Menschen, es kann auch, in so fern es mit höherer Anschauungsweise in Widerspruch steht, das Gefühl des

*) Die Werke Jean Pauls sind in der That ein fortlaufender Commentar zu dem Satze eines französischen Schriftstellers, dessen Name uns jetzt nicht beifällt: „Les gens qui n'ont pas assez de pain sont les seuls qui partagent avec ceux qui n'en ont pas du tout"

Komischen erregen. Eine solche Wirkung hatte es auch auf Jean Paul, und das Wesen seiner Dichtung besteht ganz vorzüglich in dem Auf- und Abwogen dieser beiden Stimmungen, der sentimentalen und komischen, in der oft merkwürdigen Verschmelzung derselben, worin eben der Humor besteht. Das Komische hatte bei ihm aber noch eine andre Quelle. Die Betrachtung der Leiden und des Elends, das die Armen und Unterdrückten bedrängt, mußte ihn zur Prüfung der Ursachen dieses Elends und dieser Leiden führen; er erkannte gar bald, daß sie in den bürgerlichen und politischen Verhältnissen lagen, daß Verbesserung der Zustände nur von der Freiheit im Staatsleben zu erwarten sei. Dies ward ihm insbesondre in Beziehung auf Deutschland klar, das er mit der ganzen Gluth seiner stets jugendlichen Seele liebte. Er hatte aber ein allzumildes Herz, als daß ihn selbst das Haß- und Fluchwürdige mit Bitterkeit erfüllt hätte. Er sah darin hauptsächlich den Widerspruch mit den höheren Anforderungen des Menschenlebens, es erschien ihm daher auch dieses als ungenügend, als beschränkt, und so mußte sich ihm die Schilderung dieser Zustände zur Satyre gestalten. Es sind satyrische Darstellungen dieser Art nicht bloß in beinahe allen seinen Werken zerstreut; er hatte viele größere und kleinere Aufsätze geschrieben, die keinen andern Zweck haben, als die politischen und bürgerlichen Zustände der Zeit in ihrer lächerlichen Erbärmlichkeit zu zeigen*). Das komische Element ist in Jean Paul eben so bedeutend als das sentimentale, und es ist wohl kein Dichter zu nennen, der ihm an Reichthum des Witzes, unerschöpflicher Fülle komischer Einfälle, an wahrer Ironie gleichgestellt werden könnte. Und in seinen komischen Darstellungen entwickelt er die nämliche eindringliche Beobachtung, wie in den sentimentalen, auch hier sieht und entdeckt er neue unbekannte Welten, und überrascht durch die merkwürdigsten Wendungen und Einfälle. Wahre Meisterwerke komischer Darstellung sind z. B. „Des Doctors Hoppedizel Türkenschlacht mit seiner guten Ehehälfte" in der „Unsichtbaren Loge", „Zeusels Streit mit seinem Bruder dem Balgtreter" im „Hesperus", „Schoppes Fahrt ins Wasser" im „Titan", „Die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments" in den „Flegeljahren", „Katzenbergers Entführung des Doppelhasen", „Die Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Flätz", der „Brief des Rectors Seemaus" u. a. m.

Aus den bisherigen Bemerkungen ergibt sich von selbst, daß Jean Paul auch in der Charakterzeichnung vortrefflich ist; aber auch in dieser Beziehung verhindert seine mikroskopische Behandlung einen großartigen Eindruck; wenn auch bei jeder einzelnen Begebenheit, bei jeder Rede, jedem Wort der Charakter der Personen lebendig, sicher und wahr hervortritt, verschwimmt er wieder in der Ausführung. Und weil er vorzüglich darauf ausgeht, den Charakter des Menschen überhaupt zu zeichnen, so verlieren seine Gestalten oft an Individualität. Doch machen auch hier die kleineren Werke eine rühmliche Ausnahme.

Was endlich seine Sprache und seinen Styl betrifft, so sind sie durch das Vorangehende schon charakterisirt, da sie seinem ganzen dichterischen Wesen entsprechen. Daher finden wir zwei Haupteigenthümlichkeiten ausgeprägt. Erstens zeichnet sich Jean Pauls Styl durch eine übermäßige Fülle von Bildern aus. Zunächst entspringen diese aus seinem Leben in der Natur, deren Erscheinungen ihm fortwährend vor der Seele schwebten. Seine immer geschäftige Phantasie führte ihm aber nicht bloß diese zu; bei jedem Gedanken, der sich in ihm entwickelte, tauchte auch die Erinnerung an tausend andere Dinge auf, mit denen ihn das Leben, namentlich aber die Lectüre, bekannt gemacht hatte, und da er nicht Selbstbeherrschung genug besaß, um sie abzuweisen, oder vielmehr da es in seiner Natur lag, Alles, selbst das Entfernteste herbeizuziehen, so überfüllte er seine Darstellung nicht bloß mit Bildern, sondern auch mit Andeutungen jeglicher Art aus allen nur denkbaren Lebensverhältnissen und mit Citaten aus allen möglichen Wissenschaften, mit historischen, geographischen, naturwissenschaftlichen, juristischen, theologischen, philosophischen, mathematischen und andern Bemerkungen, die allerdings dem Gedanken sehr häufig Leben und Anschaulichkeit geben, oft aber auch, weil sie ohne innere Nothwendigkeit waren, die Darstellung verdunkelten. Eine zweite Eigenthümlichkeit seines Styls, die mit der eben erwähnten und mit seinem ganzen dichterischen Charakter zusammenhängt, ist die, daß er den Gedanken nicht in seiner allgemeinen Erscheinung einfach, klar und anschaulich darstellte, sondern ihn vielmehr bis in seine letzten Fasern zerlegte und die mikroskopische Behandlung daher auch hierin fortsetzte. Daher seine Perioden oft so übermäßig lang und ohne rhythmische Schönheit sind, daher sie so viele Nebengedanken und Parenthesen enthalten, bei denen sogar nicht selten eine in die andre eingeschoben wird, wie er in seinen Romanen Extrablättchen und dergleichen einschaltet. Es ist daher schon jede einzelne Periode ein volles Abbild seines Wesens. Neben diesen manierirten Sätzen und Perioden finden sich aber auch die schönsten und vollkommensten Gebilde, die an Pracht des Ausdrucks, an sinnlicher Anschaulichkeit, an Schönheit der rhythmischen Bewegung wahrhaft unübertrefflich sind; diese erscheinen vorzüglich in seinen kleinen und kleinsten Werken und in denjenigen Stellen seiner großen, wo eine tiefere Empfindung ihn beherrscht und seine Phantasie oder sein Gedächtniß zügelt.

Nach dieser ausführlichern Entwickelung von Jean Pauls dichterischem Charakter können wir uns in der Betrachtung seiner einzelnen Werke kürzer fassen. Es ist bezeichnend, daß seine ersten Schriften, die „Grönländischen Prozesse" (2 Thle. Berl. 1783—84) und die „Auswahl aus des Teufels Papieren", (Gera 1788) rein satyrisch waren. Schon in seinem achtzehnten Jahre hatte er ein „Zweites Lob der Narrheit" ausgearbeitet, das er später in die

*) Wir führen beispielsweise nur folgende an: „Müssen Traktaten gehalten werden, oder ist es genug, daß man sie mache?" — „Ueber die größere Freiheit in Despotien" — „Ueber die Wüste und das gelobte Land des Menschengeschlechts" im „Hesperus" — „Die Bettler sind die wahren Barden jetziger deutscher Nation" in den „Biographischen Belustigungen" — „Regierung des H. R. R. freien Marktfleckens Kuhschnappel" im „Siebenkäs" — „Dr. Finks Leichenrede auf den höchstseligen Magen des Fürsten von Scheerau" im „Katzenberger", dann das „Freiheits-Büchlein", „Die Doppelheerschau" u. a. m.

„Prozesse“ aufnahm. Man sieht es diesen Werken an, daß sie nur Studien nach den Vorbildern sind, die er damals vorzüglich studirte, Pope, Swift, Erasmus und wohl auch Liscow und Hippel, obgleich dieser, wie Sterne, erst auf die nachfolgenden Werke bedeutsameren Einfluß gewann. Es ist begreiflich, daß Satyren eines jungen Menschen ohne Erfahrung und Weltkenntniß sich auf allgemeine Verhältnisse beschränken mußten, und daß er seine Ideen mehr aus Andern, als aus sich selbst schöpfte. Noch mehr drückte es ihren Werth herab, daß er seine Satyren an keine Individuen lehnte. Erst zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Teufelspapiere“ machte er einen Versuch im Gebiete der erzählenden Poesie, der sein großes Talent namentlich in Darstellung und mikroskopischer Ausmalung einzelner komischer Situationen und Anekdoten außer Zweifel setzt. Doch erschien die „Reise des Rectors Fälbel und seiner Primaner nach dem Fichtelberg“ erst viele Jahre später, zugleich mit „Freudels Klaglibell über seinen verfluchten Dämon“, das er bald nach der „Reise“ verfaßte. Seine eigentliche Bestimmung erkannte er erst, als er das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz“ dichtete, das er als eine Art Idylle bezeichnete, das aber in der That in so fern vollständig eine solche war, als es das Glück in der Beschränkung darzustellen versuchte. Es ist diese Dichtung auch deshalb wichtig, weil er darin zum erstenmale sein eigenes Leben und seine eigene Persönlichkeit poetisch darzustellen unternahm, wie dies auch beinahe allen folgenden Werken zum Grunde liegt. Sein erstes größeres Werk war „Die unsichtbare Loge. Eine Biographie“ (2 Thle. Berl. 1793), welche auch den Nebentitel „Mumien“ hatte. Dieser Roman, in denen er seine meist dem Rousseau entlehnten, durch eigene Erfahrung bereicherten Ansichten über Erziehung poetisch zu gestalten suchte, ward nicht vollendet, weil sich in dem Verlaufe der Bearbeitung die zu Grunde liegende Begebenheit vollständig verflüchtigt hatte. Auch nannte er dieses Werk selbst „eine geborne Ruine“. Aber so dürftig die Anlage, so verfehlt die Ausführung an diesem Roman ist, so müssen wir doch schon den innern Reichthum des Dichters bewundern, der aus den wenigen Erfahrungen und Erlebnissen, die in seinem beschränkten und gedrückten Leben vorgekommen waren, eine so große Fülle von poetischen Anschauungen, einen so großen Reichthum an geistreichen Gedanken hatte schöpfen können. Wenn in der „Loge“ der Druck der Verhältnisse, unter dem Jean Paul lebte, häufig genug hervortritt, so verbreitete sich dagegen über sein nächstes Werk die Freudigkeit, die ihn mächtig ergriffen hatte, als ihm für jene erste Schrift zunächst von Moritz, dem er sie in der Handschrift zugeschickt, und der ihm einen Verleger verschafft hatte, dann auch von Andern volle Anerkennung zu Theil geworden war. Der „Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie“ (4 Heftlein. Berl. 1795) begründete seinen Ruf und erwarb ihm zahlreiche Freunde, besonders unter der Frauenwelt, die sich durch seine vortrefflichen Darstellungen des weiblichen Gemüths wunderbar angeregt fanden. Es läßt sich, wie von beinahe allen Romanen Jean Pauls, so auch von diesem, nicht leicht eine gedrängte Uebersicht der darin entwickelten Begebenheit mittheilen; es sind der Figuren zu viele, die einzelnen Vorgänge sind zu mannigfaltig und zum Theil äußerlich bedeutungslos. Als episches Gebilde betrachtet, steht das „Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkästen gezogen, nebst einem Mustheil und einigen Jus de tablette“ (Bair. 1796) bedeutend höher, als die eben genannten Romane, ja wir stehen nicht an, ihn in künstlerischer Beziehung als seinen besten zu bezeichnen, weil er sich in demselben mehr als in jedem andern zu beschränken und zu mäßigen wußte. Er schildert darin das Leben eines Lehrers mit seinen Freuden und Leiden, und ergreift die Gelegenheit, die Staatsverhältnisse humoristisch zu persifliren, welche die hauptsächliche Quelle jener Leiden waren. Der „Quintus Fixlein“ ist schon deswegen am meisten objectiv gehalten, weil der Dichter darin in dem Kreise bleibt, der ihm bekannt war. Personen und Localitäten sind sämmtlich aus seiner Umgebung entnommen und mit dem größten Glücke poetisch gestaltet. In dem Quintus hat er sich zum Theil selbst geschildert, dann hat aber auch, was bis jetzt, so viel wir uns erinnern, von keinem Literarhistoriker, nicht einmal von seinem Neffen und Biographen Spazier bemerkt worden ist, der damalige Rector des Höfer Gymnasiums, Johann Theodor Benjamin Helfrecht, mehrere Züge zu dem Bilde geliefert. Wir erwähnen dies namentlich deshalb, weil Helfrecht, ein gelehrter und fleißiger Mann, wenn auch nicht ohne pedantischen Anstrich, der übrigens durch die Zeit geboten war, sich an Jean Paul durch eine Gegenschrift zu rächen suchte, in welcher er die Schwächen seiner Dichtungen lächerlich zu machen suchte. Dieser in Jean Paul'scher Weise geschriebene Roman heißt: „Schakal, der schöne Geist; Fragment einer Biographie aus dem 14. Jahrhundert, von dem Araber Albazor. Aus dem Arab. ins Latein., dann ins Französ. und endlich ins Deutsche übers. und mit schönen Anmerkk. geziert von Hans Görge. (Dinstenstadt [Lpz.] 1799). Die „Biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“ (1. u. einz. Bändchen. Berl. 1796) enthalten im ersten Abschnitt eine gut erfundene und mit der ihm eigenthümlichen Kunst der Färbung ausgeführte Geschichte zweier Liebenden, in dem zweiten eine heitere Persiflage seiner eigenen Manier, in seine Romane „Satiren, Abhandlungen und Digressionen“ einzuflechten. Daß diese Manier aber ganz mit ihm verwachsen war, zeigte sich in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs“ (3 Bdchn. Berl. 1796—97), einer seiner vorzüglichsten Dichtungen. Auch hier schildert er sich selbst; Siebenkäs ist Jean Paul selbst von der Zeit an, wo er in Hof an den Teufelspapieren arbeitete, von Außen und Innen gelähmt und bedrückt, bis zu der Wendung seines Lebens, da die Gegenwart sich heiterer gestaltet, und er sich seines poetischen Talents bewußt wird und erfreut. Zum erstenmale stellt er sich hier, was er später wiederholt, in doppelter Gestalt dar, in dem sentimentalen und weichen Siebenkäs und in dem humoristisch-kecken Leibgeber, der den ersten in allen Widerwärtigkeiten des Lebens aufrecht erhält. Aber so nothwendig der Humor dem

Dichter war, so lang er in gedrückten Verhältnissen war, so überflüssig schien er ihm in einem heiteren glücklichen Leben, so störend in der Entwickelung seines wahren poetischen Innern. Und so wie Jean Paul entschlossen war, zu einer reinen Form der Darstellung zurückzukehren, so ließ er in seinem Roman den humoristischen Leibgeber verschwinden, während Siebenkäs den Namen und die äußere Lebensgewandtheit seines Freundes annahm, ohne sein eigenes tieffühlendes Wesen aufzugeben, das vielmehr jetzt geläutert und lebenskräftig erscheint. Schon damals dachte und arbeitete Jean Paul an dem Werke, das sich durch reinere Form vor allen übrigen auszeichnen sollte, an dem „Titan"; doch vollendete er es erst nach längerer Zeit, in welcher er mehrere andre Werke dichtete, die wir nur kurz andeuten. In dem „Jubelsenior" (Lpz. 1797), den er einen „Appendix" nennt, zeigt er sich wiederholt als Meister in der Schilderung beschränkter und einfacher häuslicher Zustände. Eines seiner herrlichsten Werke ist das „Kampanerthal, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Erf. 1797), dem die ganz verfehlte „Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus" beigegeben ist. Das „Kampanerthal", das sich an einer Reihe der schönsten Naturbeschreibungen entwickelt, enthält die erhabensten Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, über Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode mit den frohesten Erwartungen und Vorempfindungen beider. Nach den „Palingenesien", welche auch den Titel „Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg" (2 Bdchn. Gera u. Nbg. 1798), die größtentheils eine Wiederholung der „Teufelspapiere" waren, erschien eine zweite kleine Schrift: „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf" (Gera u. Lpz. 1799), welche aus zwei verschiedenen Theilen besteht. Der erste enthält in Form von Briefen eine Reihe von satyrischen Aufsätzen, die nur lose unter einander verbunden sind, und denen sich als Postscripte meist Aufsätze ernsten Inhalts anreihen. Unter den satyrischen, wie unter den ernsten Aufsätzen finden sich Dichtungen ersten Ranges. In denen der ersten Art geißelt er die deutsche Philisterhaftigkeit in Leben und in Wissenschaft mit eben so viel Glück als Bitterkeit; aus den Aufsätzen der zweiten Art erwähnen wir den „Doppelten Schwur der Besserung" und die herrliche „Neujahrsnacht eines Unglücklichen", welche gewiß schon manchen jungen Menschen erschüttert und auf bessere Wege geleitet hat. Im zweiten Theil dieser Schrift, „Konjektural-Biographie", drückt er seinen Wunsch und seinen Willen aus, sein Leben fern vom Getümmel der großen Welt in idyllischer Abgeschiedenheit, im glücklichen Familienkreise zu beschließen. — Bald darauf erschien endlich der „Titan nebst komischem Anhang" (8 Bde. Berlin 1800—03), auf den der Dichter so viel Zeit verwendet hatte, auf den er so großes Gewicht legte. Aber auch hier zeigt sich ganz unverkennbar der Mangel an epischem Geist und plastischer Kunst, den er darin zu überwinden suchte. Er hat allerdings eine festere Form gefunden, aber sie ist unangenehmer als seine Formlosigkeit, weil er sie nicht zu beherrschen versteht. Die Geschichte schleicht eben so langsam vorwärts als in den übrigen, und dieser Fehler findet keinen Ersatz, wie in den andern. Zudem hat sich Jean Paul im „Titan" in Lebenssphären gewagt, die ihm fremd waren. Zwar hatte er die sogenannte große Welt während seines Aufenthalts in Weimar und an den kleinen thüringischen Höfen persönlich kennen lernen, aber doch nur äußerlich. Die männlichen und weiblichen Höflinge verbargen ihr eigentliches Wesen sorgfältig vor dem guten und arglosen Dichter, dem sie besser erscheinen wollten, als sie waren, weil sie ihm nicht zu satyrischen oder komischen Darstellungen dienen wollten. So kommt es, daß die Charaktere falsch aufgegriffen, daß sie in der That Charaktere aus den bürgerlichen Ständen sind, die sich in ihrer adeligen Maske traurig ausnehmen. Uebrigens ist der Grund der dargestellten Begebenheit gar zu sehr mit der im Hesperus verwandt, wie denn überhaupt Jean Paul in Erfindung von Einzelnheiten, kleinen Zügen, komischen oder ernsthaften Anekdoten unerschöpflich, dagegen eine umfassendere, aus einer längern Reihe von in einander greifenden Vorgängen bestehende Begebenheit zu schaffen unfähig war. Daher sind seine Romane sämmtlich Biographien, die einer kräftig epischen Einheit weniger bedürfen, als Dichtungen, die ihren Schwer- und Mittelpunkt in einer einzigen Hauptbegebenheit haben, der sich alle übrigen mehr oder weniger unterordnen. In den „Flegeljahren" (4 Thle. Tüb. 1803—05), welche, wie schon erwähnt wurde, nicht zu Ende geführt sind und ihrer ganzen Anlage nach auch nicht zu Ende geführt werden konnten, ging er wieder zu seiner alten Manier, was aber noch mehr werth ist, zu seinen alten Personen aus den bürgerlichen Kreisen des Lebens zurück. Er war zu der Ansicht gekommen, die er gegen Varnhagen von Ense aussprach, es müßten sich die deutschen Schriftsteller immer nur ans Volk halten, nicht an die vornehmen Stände, wo schon Alles verdorben und verloren sei (Varnhagen „Denkwürdigkeiten" 3, 67). Wir fügen hinzu, was er selbst bei der nämlichen Gelegenheit von den „Flegeljahren" sagte. „Er betrachtete sie wie sein bestes Werk," berichtet Varnhagen, „worin er recht eigentlich wohne; da sei ihm Alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art getroffen zu haben. Andre seiner Bücher, meinte er, könne er mit seinem Talente gemacht haben, in den „Flegeljahren" aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe." (Eb. 73.) Es ist also dieser Roman eine Wiedergeburt der „Frucht-, Blumen- und Dornenstücke", eine Darstellung seines eigenen Selbst und seiner Doppelnatur. Die beiden Hauptpersonen sind nicht bloß Freunde und zufällig einander ähnlich, wie im „Siebenkäs", sondern sind Zwillingsbrüder, von denen der sentimentale, gemüthliche, arglose Walt dem Armenadvokaten, der humoristische, kecke, lebensgewandte, mephistophelische Vult dem Leibgeber entspricht. Nur sind beide Charaktere reiner gehalten, als in jenem Roman, wo sie oft in einander übergreifen, während sie hier auf das

Vollständigste geschieden sind. Vorher hatte er die „Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana“ (Erf. 1800) geschrieben, ein Meisterstück von satyrischer Polemik, in welcher er mit Geist und Witz recht lebendig zeigte, wie der Formalismus in der Philosophie den lebendigen Geist derselben ertödte, wie aus ihm und durch ihn die willkürlichsten Folgerungen schulgerecht gezogen werden könnten. Tragisch ist dagegen „Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer“ (Bremen 1801), in welchem er mit eben so viel Tiefe der Empfindung als Kraft der Darstellung seine Entrüstung über die eheliche Sittenlosigkeit darstellt. Seine begeisterte Liebe für die Freiheit, seine Ueberzeugung, daß die Menschheit nur durch Aufhebung alles willkürlichen, den Geist erdrückenden Zwanges, insbesondre der verdummenden Censur veredelt werden könne, sprach er in seiner satyrischen Manier in dem „Freiheitsbüchlein“ (Tüb. 1805) aus. Später gab er seinen politischen Ansichten noch umfassendern Ausdruck in der „Friedenspredigt“ (Heidelb. 1808) und in den „Dämmerungen für Deutschland“ (Stuttg. 1809), doch können wir dieselben nur vorübergehend berühren, da sie, wenn auch in seiner humoristischen Weise geschrieben, doch nicht hieher gehören. Eben so können wir seine „Vorschule der Aesthetik“ (3 Thle. Hamb. 1804), welche eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Poesie und Dichter enthält, die „Levana oder Erziehungslehre“ (2 Bdchn. Braunschw. 1807) und sein letztes Werk „Selina, oder üb. d. Unsterblichkeit d. Seele“ (2 Bde. Stuttg. 1827), die man als seine wissenschaftlichen Werke zu bezeichnen pflegt, nicht näher betrachten, sondern müssen uns begnügen, noch einige Worte über seine zwei letzten Romane zu sagen, von denen im Allgemeinen zu bemerken ist, daß sie das sentimentale Element aufgeben, und das komische beinahe allein hervortreten lassen, somit eine andre Entwickelung seines Wesens bedingen, als er im „Siebenkäs“ voraussetzte. Der erste dieser Romane, „Dr. Katzenbergers Badereise“ (3 Bdchn. Heidelb. 1809), erinnert in so fern an Quintus Fixlein, als darin auch die Einseitigkeit der deutschen Gelehrten persiflirt wird; doch können wir selbst an diesen Charakteren den großen Fortschritt wahrnehmen, den die deutsche Gelehrtenwelt seit dem Erscheinen des „Fixlein“ gemacht hatte. Der zweite Roman, „Der Komet, oder Nikolaus Marggraf“ (3 Bde. Berl. 1820—22) hätte für die Deutschen das werden können, was Don Quixotte für Spanien ist, wenn der Dichter mehr epischen Sinn gehabt hätte; der Held ist nämlich der Repräsentant des phantastisch-schwärmerischen Wesens der Deutschen, und zugleich Jean Paul selbst, der sich darin oft mit Glück persiflirt, wie er es schon im „Leben Fibels“ (Nbg. 1812) gethan hatte, dessen Helden man füglich den Don Quixotte der deutschen Schriftstellerei nennen kann.

1. Aus den „Flegeljahren“.

Das Testament.

So lange Haslau eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugier gewartet hätte — die Geburt des Erbprinzen ausgenommen — als auf die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments. — Van der Kabel konnte der Haslauer Krösus — und sein Leben eine Münzbelustigung heißen, oder eine Goldwäsche unter einem goldnen Regen oder wie sonst der Witz wollte. Sieben noch lebende weitläuftige Anverwandte von sieben verstorbenen weitläuftigen Anverwandten Kabels machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze im Vermächtniß, weil der Krösus ihnen geschworen, ihrer da zu gedenken; aber die Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm nicht sonderlich trauen wollte, da er nicht nur so mürrisch-sittlich und uneigennützig überall wirthschaftete — in der Sittlichkeit aber waren die 7 Anverwandten noch Anfänger — sondern auch immer so spöttisch darein griff und mit einem solchen Herzen voll Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht fußen ließ. Das fortstralende Lächeln um seine Schläfe und Wulstlippen und die höhnische Fistelstimme schwächten den guten Eindruck, den sein edelgebautes Gesicht und ein Paar große Hände, aus denen jeden Tag Neujahrsgeschenke und Benefizkomödien und Grazíale fielen, hätten machen können; deßwegen gab das Zug-Gevögel den Mann, diesen lebendigen Vogelbeerbaum, worauf es aß und nistete, für eine heimliche Schneus aus und konnte die sichtbaren Beeren vor unsichtbaren Haarschlingen kaum sehen.

Zwischen zwei Schlagflüssen hatt' er sein Testament aufgesetzt und dem Magistrate anvertraut. Noch als er den Depositionsschein den 7 Präsumtiverben halbsterbend übergab, sagt' er mit altem Tone, er wolle nicht hoffen, daß dieses Zeichen seines Ablebens gesetzte Männer niederschlage, die er sich viel lieber als lachende Erben denke, denn als weinende; und nur einer davon, der kalte Ironiker, der Polizei-Inspector Harprecht, erwiederte dem warmen: ihr sämtlicher Antheil an einem solchen Verluste stehe wol nicht in ihrer Gewalt.

Endlich erschienen die 7 Erben mit ihrem Depositionsschein auf dem Rathhause, namentlich der Kirchenrath Glanz, der Polizei-Inspektor, der Hofagent Neupeter, der Hoffiskal Knol, der Buchhändler Pasvogel, der Frühprediger Flachs und Flitte aus Elsaß. Sie drangen bei dem Magistrate auf die vom sel. Kabel insinuierte Charte und die Oeffnung des Testaments ordentlich und geziemend. Der Oberexekutor des letztern war der regierende Bürgermeister selber, die Unter-Exekutores der restierende Stadtrath. Sofort wurden Charte und Testament aus der Rathskammer vorgeholt in die Rathsstube — sämmtlichen Raths- und Erbherrn herumgezeigt, damit sie das darauf gedruckte Stadtsekret besähen — die auf die Charte geschriebene Insinuazionsregistratur vom Stadtschreiber den 7 Erben laut vorgelesen, und ihnen dadurch bekannt gemacht, daß der Selige die Charte dem Magistrate wirklich insinuiert und scrinio rei publicae anvertraut, und daß er am Tage der Insinuazion noch vernünftig gewesen — endlich wurden die sieben Siegel, die er selber darauf gesetzt, ganz befunden. Jetzt konnte das Testament — nachdem der Stadtschreiber wieder über dieses alles eine kurze Registratur abgefasset — in Gottes Namen aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister so vorgelesen werden wie folgt:

„Ich Van der Kabel testiere 179* den 7 Mai hier in meinem Hause in Haslau in der Hundsgasse ohne viele Millionen Worte, ob ich gleich ein deutscher Notarius und ein holländischer Dominé gewesen. Doch, glaub' ich, werd' ich in der Notariatskunst noch so zu Hause sein, daß ich als ordentlicher Testator und Erblasser auftreten kann.

Testatoren stellen die bewegenden Ursachen ihrer Testamente voran. Diese sind bei mir, wie gewöhnlich, der selige Hintritt und die Verlassenschaft, welche von vielen gewünscht wird. Ueber Begraben und dergleichen zu reden, ist zu weich und dumm. Das aber, als was Ich übrig bleibe, setze die ewige Sonne droben in einen ihrer grünen Frühlinge, in keinen düstern Winter.

Die milden Gestifte, nach denen Notarien zu fragen haben, mach' ich so, daß ich für Dreitausend hiesige Stadtarme jeder Stände eben so viele leichte Gulden aussetze,

wofür sie an meinem Todes-Tage im künftigen Jahre auf der Gemeinhut, wenn nicht gerade das Revüe-Lager da steht, ihres aufschlagen und beziehen, das Geld froh verspeisen, und dann in die Zelte sich kleiden können. Auch vermach' ich allen Schulmeistern unsers Fürstenthums, dem Mann einen Augustd'or, so wie hiesiger Judenschaft meinen Kirchenstand in der Hofkirche. Da ich mein Testament in Klauseln eingetheilt haben will, so ist diese die erste.

2te Klausel.

Allgemein wird Erbfaßung und Enterbung unter die wesentlichsten Testamentsstücke gezählt. Dem zu Folge vermach' ich denn dem Hrn. Kirchenrath Glanz, dem Hrn. Hoffiskal Knol, dem Hrn. Hofagent Peter Neupeter, dem Hrn. Polizeiinspektor Harprecht, dem Hrn. Frühprediger Flachs und dem Hrn. Hofbuchhändler Pasvogel und Hrn. Flitter vor der Hand nichts, weniger weil ihnen als den weitläuftigsten Anverwandten keine Trebellianica gebührt, oder weil die meisten selber genug zu vererben haben, als weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist." — —

Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich der Kirchenrath, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt — dem Elsasser Flitte entging im Sessionszimmer ein leicht geschnalzter Fluch — Flachsen, dem Frühprediger, wuchs das Kinn zu einem Bart abwärts — mehre leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Unchrist u. s. w. konnte der Stadtrath hören. Aber der regierende Bürgermeister Kunold winkte mit der Hand, der Hoffiskal und der Buchhändler spannten alle Spring- und Schlagfedern an ihren Gesichtern wie an Fallen wieder an, und jener las fort, obwohl mit erzwungenem Ernste.

3te Klausel.

„Ausgenommen, gegenwärtiges Haus in der Hundsgasse, als welches nach dieser meiner dritten Klausel ganz so wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Hrn. Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung der Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Thränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann, vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde." —

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessionstisch, welche auf 11½ Uhr zeigte und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker so gut wie das ganze Gericht aufzumerken, wer zuerst die begehrten Thränen über den Testator vergösse.

— Daß es, so lange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübtern und krausern Kongreß gegeben, als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trocknen Provinzen, kann wol ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch blos verwirrt gestaunt und gelächelt, der Kongreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgesetzt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: wart' auf! — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und Zähne blöckend aufwartete — vom Verwünschen wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerissen.

An reine Rührung konnte — das sah jeder — keiner denken, so im Galopp an Platzregen, an Jagdtaufe der Augen, doch konnte in 26 Minuten etwas geschehen.

Der Kaufmann Neupeter fragte, ob das nicht ein verfluchter Handel und Narrensposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürt' er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz, und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeölten Stecknadelknopfe — das Haus war der Knopf — klystiert.

Der Hoffiskal Knol verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabend-Abends bei einem Schusterlicht rasiert und radiert; er war fürchterlich erboßet auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Thränen des Grimms.

Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er theils im Verlage hatte, theils in Kommission; und hoffte etwas zu brauen; noch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Pariser Hundarzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Flitte aus Elsaß tanzte grade zu im Sessions-Zimmer, besah lachend alle Ernste, und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elsaß dazu wär' er nicht im Stande, bei einem solchen Spaß zu weinen. —

Zuletzt sah ihn der Polizei-Inspektor Harprecht sehr bedeutend an, und versicherte: falls Monsieur etwan hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen, und aus den Meibomischen und der Karunkel und andern die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schnäuzen und davon profitieren wollte, indem in letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe, als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. — Aber der Elsasser versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernstern Absichten.

Der Inspektor seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmierten Herzen, suchte dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.

Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indeß hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nöthigste Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm.

Der Kirchenrath, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an Andere Erweichungsreden halte, stand auf — da er sich und andere so lang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde, jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Thränen sind, eher zurück zu drängen, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nöthig habe aus Nebenabsichten. — „Dieß Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich, denn Kabel war ja mein Freund", sagt' er und sah umher.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken da saßen, wie Korkhölzer; besonders jetzt konnten Krokodille, Hirsche, Elephanten, Hexen, Raben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Blos Flachsen schlug's heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohlthaten und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld, und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentsartikel in seinen jungen Jahren abquäle

und abringe — noch drei Stöße hatt' er zu thun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus.

„O Kabel, mein Kabel!" — fuhr Glanz fort, fast vor Freude über nahe Trauerthränen weinend — „einst wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermod" — —

„Ich glaube, meine verehrtesten Herren" — sagte Flachs, betrübt aufstehend und überfließend umher sehend — „ich weine" — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem Trocknen; vor den Akzessitaugen hatt' er Glanzen das Preis-Haus weggefischt, den jetzt seine Anstrengung ungemein verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Rührung Flachsens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundsgasse auf immer zugeschlagen. Der Bürgermeister gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erstemal im Fürstenthum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrers Thränen sich, nicht wie die der Heliaden in leichten Bernstein, der ein Insekt einschließet, sondern, wie die der Göttin Freia, in Gold verwandelten. Glanz gratulierte Flachsen sehr, und machte ihm froh bemerklich, vielleicht hab' er selber ihn rühren helfen. Die übrigen trennten sich, durch ihre Scheidung auf dem trocknen Weg von der Flachsischen auf dem nassen sichtbar, blieben aber noch auf das restierende Testament erpicht.

Nun wurd' es weiter verlesen.

2. Aus „Briefe und bevorstehender Lebenslauf".

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mann stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schauete mit dem Blick einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel und herab auf die stille reine weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm, es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen sich wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfendem Gift, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!"

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage." — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebne Larve nahm allmälig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurm hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt — er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte — ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich euere Neujahrswünsche und Lehren erfüllet hätte."

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Kapitol sich einen Dorn auszieht, und seine vorige blühende Gestalt wurd' ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiechend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!..."

— Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reine Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrweg stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: komme wieder, schöne Jugend — so würde sie nicht wieder kommen.

3. Aus dem „Titan".

109. Zykel: Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüten durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanien-Wäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollt auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen, und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war helle wie eine Sonne an den hohen Himmel heraufgezogen und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuvs im Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag und der Mond schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meer herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Gränzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Pallästen hinauf, bis wo das hohe Sant' Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Kapri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulkan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Itzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer, die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuvs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt' ich die Welt um mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe die Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirg des Posilippo herum schifften, warf der Krater des Vesuvs den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Pallästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf und sein grünender Thron von S. Elmo standen stolz zwischen zwei Bergen, vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meers in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem weißen Haupt. Allmälig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander wie zerstreuete Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete vereinzelte starre Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbei kamen, wo einst Brutus und Kato nach Zäsars Tod Schutzwehr suchten — als wir vor dem zauberischen Baja und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorüber gingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir von dem Berge nach Cuma hinabsahen, hinter welchem Szipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Zizero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel gibt — mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeern so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt, hinter ihren Ruinen?"

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochnen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meer, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elysäischen Felder, des Avernus, des todten Meers wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen unter einander auf der bunten Lava — alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesus und Posilipps herüber bis in den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet Ihr bleich? es ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes, den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Bergs, es war schon das holde Ischia, und ich stieg selig trunken aus und da erst dacht' ich an das Versprechen, daß ich da eine Schwester finden sollte.

Johann Jakob Wilhelm Heinse.

Wenn ohne lebendiges Gefühl für die sinnlichen Erscheinungen ein wahrer Dichter gar nicht gedacht werden kann, so muß dasselbe auch dem schönsten Talent in seiner Entwickelung hemmend entgegentreten, wenn es übermäßig vorherrscht und sich auf eine besondre Richtung beschränkt. Diese Betrachtung drängt sich bei dem Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, unwillkürlich auf.

Joh. Jak. Wilh. Heinse, geb. am 16. Febr. 1749 zu Langenwiesen in Thüringen, besuchte das Gymnasium in Schleusingen, von wo er im 14. Jahre entlief, weil ihm die drückende und pedantische Ordnung und Lehrmethode unerträglich war. Er erhielt dann Privatunterricht, scheint aber hauptsächlich durch Selbststudium diejenigen Kenntnisse erworben zu haben, die ihn befähigten, die Universität zu beziehen. Er studirte die Rechte in Jena, dann in Erfurt, wo er mit Wieland und Riedel bekannt wurde. Wieland erkannte sein Ta-



lent und empfahl ihn dem „Vater" Gleim, der ihn zu sich einlud. Da er aber damals mit dem Hauptmann von der Goltz bekannt wurde, demselben, welchem man die „Gedichte im Geschmack Grécourts" zuschrieb (S. 36 Note) und dieser ihn durch abenteuerliche Vorspiegelungen zu gewinnen wußte, begleitete er denselben auf seinen Reisen. Von der Goltz, der ein schamloser Mensch war, reizte die glühende Phantasie des Jünglings, der schon durch das Studium Wielands aufgeregt war, zu den schmutzigsten Darstellungen, und legte in ihm den Grund zu dem Geschmacke am Obscönen, der sich nie ganz verlor. Als sich diese Verbindung im J. 1772 auflöste, kehrte Heinse in die Heimat zurück, ging aber bald darauf nach Quedlinburg, wo ihm Gleim eine Stelle als Hauslehrer verschafft hatte. In dieser Stellung scheint er jedoch nicht lange geblieben zu sein; wir finden ihn nämlich kurz nachher in Halberstadt bei Gleim, von wo er 1774 ohne dessen Vorwissen mit J. G. Jacobi nach Düsseldorf zog, um diesem bei der Herausgabe der „Iris" beizustehen. Die dortige Gemäldesammlung weckte seine Liebe für bildende Kunst, er studirte mit beharrlichem Fleiß die Kunstwerke sowohl als die Schriften, die ihm tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst gewähren konnten, um sich zu einer Reise nach Italien vorzubereiten, wohin ihn schon seit vielen Jahren die tiefste Sehnsucht zog. Endlich konnte er seinen heißesten Wunsch erfüllt sehen; er reiste mit Unterstützung Fr. H. Jacobi's und Gleims im J. 1780 in das Land der Kunst, wo er drei Jahre lang verblieb und mit Maler Müller bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr lebte er noch drei Jahre in Düsseldorf, worauf er im J. 1787 Vorleser des Kurfürsten von Mainz wurde, der ihn nach einiger Zeit zum Hofrath und Bibliothekar ernannte. Während der Kriegszeiten flüchtete er die Bibliothek nach Aschaffenburg, wo er bis zu seinem Tode verblieb; er starb am 22. Juni 1803.

Heinse's erste Schrift „Begebenheiten des Enkolp, aus dem Petron übersetzt" (2 Bde. Rom [Schwabach] 1773) war unter dem Einfluß des Hauptmanns von der Goltz entstanden; ja er behauptete sogar in einem Briefe an Wieland, daß „das Abscheulichste darinnen von der schänderischen Hand des Hauptmanns sei". Auch in „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" (Lemgo 1774) ließ sich dieser Einfluß nicht verkennen, noch weniger in den diesem Buch beigefügten zuchtlosen Stanzen. Allerdings hatte auch Wielands Vorgang nicht wenig dazu beigetragen, den jungen Dichter auf diese Abwege zu führen, und als sich jener voll Unwillen über diese Entweihung der Poesie aussprach, durfte sich Heinse in einem zur Beurtheilung der beiden Dichter wichtigen Briefe an Wieland erlauben, ihn auf diesen Vorgang und seinen Einfluß aufmerksam zu machen. Doch durfte er sich nicht verbergen, daß bei aller Lüsternheit, die sich in Wielands Dichtungen kundgab, ein großer Unterschied zwischen diesen und seinen bisherigen Versuchen bestehe, daß namentlich Wieland nie zur Gemeinheit herabgesunken war wovon er dagegen sich nicht frei sprechen durfte. Dies hatte denn auch die glückliche Wirkung, daß seine Thätigkeit eine andre, edlere Richtung nahm. Er schrieb werthvolle Briefe an Gleim „über einige Gemälde der Düsseldorfer Gallerie", die er im „Deutschen Merkur" (1776) veröffentlichte, und übersetzte Tasso's „Befreites Jerusalem" (4 Bde. Mannh. 1781), so wie Ariosto's „Roland" (4 Bde. Hannov. 1782—83), beide in schöner Prosa; von Italien aus schrieb er bedeutende Briefe über dieses Land an Jacobi und Gleim. Als er jedoch wieder zu größeren selbstständigen Compositionen zurückkehrte, erwachte die Liebe zu glühend sinnlichen Darstellungen wieder mit neuer Kraft.

„Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Eine Italiänische Geschichte aus dem 16. Jahrh." (2 Bde. Lemgo 1787) war das erste Werk, in welchem er die Sinnlichkeit nicht bloß mit leidenschaftlicher Glut darstellte, sondern ihr Recht sogar philosophisch zu begründen suchte. Als Kunstwerk betrachtet, ist „Ardinghello" durchaus verfehlt, und was darin tadelnswerth erscheint, kann nicht durch die Rücksicht auf die Kunst und ihre Rechte entschuldigt werden. Die zu Grunde liegende Begebenheit ist an sich unbedeutend, und hat nicht mehr Gewicht, als bei jedem rein didaktischen Roman. Zudem ist sie aber auch in ihrer Grundlage wie in ihrer Ausführung durchaus willkürlich; die Auflösung ist weder durch den Charakter des Helden motivirt, noch viel weniger eine nothwendige Folge der Begebenheiten. Diese kann man aber mit allem Recht als eine zusammengeworfene Menge von lüsternen Schilderungen (wenn dieses Wort kräftig genug ist) bezeichnen. Den größeren Theil des Werks bilden Betrachtungen über bildende Kunst und Staatsverhältnisse. Letztere sind das Schwächste am Ganzen, da sie nur auf dunkler Schwärmerei beruhen. Die Ansichten über die Kunst enthalten viel Gutes im Einzelnen, ohne im Ganzen zu befriedigen; dagegen sind die zahlreichen Beschreibungen einzelner Kunstwerke sowohl des Alterthums als der neueren Zeit

sehr gut und geistreich, und bilden das einzige Werthvolle des ganzen Buchs; aber auch hierin steht er Andern, z. B. dem trefflichen Forster, nach, da er es nicht versteht, wie dieser, die geschilderten Kunstwerke zu lebendiger Anschauung zu bringen. Alle diese ästhetischen und philosophischen Betrachtungen aber stehen ohne innern Zusammenhang mit der Handlung des Romans, die sie doch erläutern sollen. Es tritt dieser Mißstand freilich weniger grell hervor, als bei seinen folgenden Werken, namentlich weil er, um ihn zu verbergen, sich der Briefform bediente; doch ist er noch störend genug. So war es denn auch möglich, daß eine Ausgabe des „Ardinghello" veranstaltet werden konnte, worin die Bemerkungen über die Kunst einerseits und die zum Grunde liegende Geschichte andrerseits selbstständig gedruckt wurden. — Wenn man aber doch einen Hauptgedanken finden wollte, der das Ganze zusammenhält, so wäre es der, daß die Aufgabe des Menschen im sinnlichen Genuß besteht. Dem Dichter steht daher die antike Kunst am höchsten, nicht weil sie nach Darstellung der höchsten Schönheit strebte, sondern weil sie das Nackte schön und lebenswarm darstellte. Alles läuft auf thierische Befriedigung des Geschlechtstriebs hinaus, daher die Gründung des Staats der glückseligen Inseln, in denen Alles Allen gemeinschaftlich war, wie den Thieren des Waldes, ein Zustand, der ihm als der einzig naturgemäße erschien. Daraus ergibt sich, daß Heinse die Lüsternheit Wielands auch im „Ardinghello" weit überbot; auch findet sich bei ihm keine naive Darstellung des sinnlichen Genusses, wie etwa beim Longus oder den italienischen Novellisten; eben so entfernt ist er von der geistreichen und humoristischen oder komischen Darstellung Ariosto's, noch weniger begegnet man einer veredelten Schilderung des Naturtriebes, wie bei Göthe; sondern das Ganze bewegt sich vielmehr in roher, sinnlicher Gemeinheit, wie bei den schmutzigsten Productionen der Franzosen aus der Zeit der Regentschaft und Ludwigs XV.

Noch gemeiner und zugleich noch werthloser als Roman ist „Hildegard von Hohenthal" (2 Bde. Berl. 1796. 2. Aufl. 3 Bde. Eb. 1804). Die Begebenheiten stehen noch weniger in Verbindung zu dem didaktischen Theile, der von der Musik handelt, wie der „Ardinghello" von der bildenden Kunst. Es ist offenbar, daß diese Betrachtungen über die Musik aus handschriftlichen Notizen, die Heinse in Italien niedergeschrieben hatte, entstanden sind; oft hat er die ursprüngliche Fassung derselben nicht einmal überarbeitet, sondern ganz so mitgetheilt, wie er sie zur Zeit hingeworfen hatte, um seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Daher sind sie zwar geistreich, anregend, und zeugen von tüchtiger Kenntniß der Musik überhaupt und der italienischen insbesondre, aber sie verlieren durch die oft rohe Form der Darstellung, noch mehr aber durch ihre ungehörige Einkleidung an Werth. Was die Handlung betrifft, in welche er diese Notizen eingerahmt hat, so ist sie ohne Wahrheit und gewährt erst im dritten Theile einiges Interesse. Die Erzählung, wie Hildegard in Rom als Castrat Pastelli auftritt, ist die einzige bedeutende Stelle, doch läßt auch diese in der Ausführung viel zu wünschen übrig. Die ganze Schwere der Geschichte liegt in zuchtlosen Situationen, die zudem so unmotivirt sind, daß sie lächerlich würden, wenn sie nicht Ekel erregten. Und diese Situationen sind immer wieder dieselben. Der Held musicirt mit Hildegard, die ein Muster reiner Keuschheit sein soll; oder er spricht mit ihr über musikalische Kunstwerke. Ihre schöne, üppige Gestalt erweckt seine Sinnlichkeit; er erlaubt sich Ungeziemendes, was jene mit edler Würde zurückweist, sie jedoch nicht hindert, wieder mit ihm zusammen zu kommen; und das alte Spiel beginnt von Neuem. Einmal überfällt er sie sogar im Bade und will sie nothzüchtigen; sie befreit sich durch Beißen und Kratzen. Wir begreifen das vollkommen, daß sie sich wehrt, aber das begreifen wir nicht, daß sie sich wieder mit dem Unverschämten zusammenfindet, beinahe als ob Nichts vorgefallen wäre. Am unbedeutendsten ist „Anastasia und das Schachspiel. Briefe aus Italien" (2 Bde. Ff. 1803), in welchen Betrachtungen über dieses Spiel den Mittelpunkt bilden. Ein andrer ähnlicher Roman „Fiormona, oder Briefe aus Italien" (Kreuznach 1803), der ihm früher zugeschrieben wurde, ist nicht von ihm.

Wir begreifen heut zu Tage kaum, wie Heinse zu seiner Zeit gefallen und sogar bedeutendes Aufsehen erregen konnte; doch läßt es sich bei näherer Betrachtung leicht erklären. Viele gewann er durch das gemein sinnliche Element seiner Dichtungen; Andere bestach er durch seine geistreichen Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke; am meisten riß er aber ohne Zweifel durch seine Darstellung hin, die durch ihr Feuer, ihr glühendes Colorit, ihre sich immer steigernde Begeisterung, ihre wohllautende Beweglichkeit Alles übertraf, was bis dahin in Prosa geschrieben worden war. Allein wie seine Betrachtungen über die Kunst bei kaltblütiger Prüfung verlieren mußten, weil man sich überzeugte, daß sie zwar immer geistreich, aber keineswegs immer richtig waren, daß sie eher Ausflüsse eines zwar lebendigen, aber unklaren und schwärmerischen Gefühls, als Ergebnisse einer tieferen Betrachtung waren: so verlor auch seine Darstellung bei wiederholter Lectüre an Reiz und Wirkung, weil ihr in der That bei aller Bilderfülle, die sich oft in Schwulst und selbst in Unsinn verlor, doch die sinnliche Anschaulichkeit fehlte.

Aus „Ardinghello".

Das dritte und Hauptgemälde von Raphael zu Perugia ist in dem Nonnenkloster zu Monte Luce, welches er drei Jahre vor seinem Tode vollendete. Ein Altarblatt, die Figuren völlig in Lebensgröße.

Es stellt, wie das erste, die Himmelfahrt und Krönung der Mutter Gottes vor; aber alle Spur von seines Lehrmeisters enger und schmaler Manier ist hier verschwunden. Die zwölf Apostel stehen um den Sarg, statt der Madonna mit Blumen, Rosen, Lilien, Nelken und Jasminen angefüllt, und blicken erstaunt auf, wo ihr Sohn sie von Wolken emporgetragen mit Engeln empfängt und krönt.

Die Mutter ist eine der frischesten weiblichen Gestalten, noch blühend wie eine Jungfrau, doch voll edlem Ernst, wie eine Matrone, und heißer wunderbarer Empfindungen der Seligkeit, im Taumel neuer Gefühle, wie vom Erwachen, alles groß an ihr und herrlich schön. Sie faltet die Hände kreuzweis an die Brüste und blickt durchaus gerührt mit entzücktem Auge auf ihren Sohn. Ihr Gesicht ist nach ihm hingewandt, und man sieht ganz die rechte Seite, und vom linken Auge nur den heißen Blick; große schwarze Augen mit einem zarten

Bogen Augenbraue, und dunkelbraunes Haar unter dem langen grünen Schleier, der sich hinter dem rechten Ohr hinabzieht.

Christus ist feurig im Gesicht, wie ein sonnenverbrannter Kalabrier aus seinem starken Bart um die Kinnbacken, und sein ausgestreckter rechter Arm voll Kraft und Nerv, womit er ihr den Kranz aufsetzt. Der Engel mit Blumen in der rechten an ihm hat einen Kopf voll himmlischer Schönheit, sonniglich entzückt; es scheint ihm überall Glanz aus seinem Gesicht hervorzubrechen.

Die Anordnung durchaus ist reizend, und bildet das schönste Ganze. Madonna ist oben in der Mitte, Christus zu ihrer linken, an beiden ein Jüngling von Engeln begleitet; unter diesen bei jedem ein zart nackt Bübchen; und über allen der heilige Geist in einem dichten Duft von gelbem Himmelsglanz.

Die Auffahrt geschieht ganz gemach auf einer dunkeln dicken Wolke mit lichtem Saum, und hat nicht das leichte Schweben, wie in andern Gemälden davon; aber eben dadurch gewinnt die Handlung Natur und Majestät. Raphael hatte eine sehr reine klare Empfindung, die ihn minder fehlen ließ als Andrer scharfer Verstand.

Je länger man den Christus betrachtet, desto mehr findet man etwas übernatürlich göttliches, das sich nur gütig herabläßt; das Demüthige der Madonna vor ihm stimmt einen nach, und nach dazu. Es ist etwas erstaunlich mächtiges und gebieterisches in seinem Wesen, das mehr im Ausdruck liegt, als den Formen selbst; wunderbare Strenge und Güte mit einander vereinbart. Ich habe noch wenig neuere Kunstwerke gesehn, die den Eindruck in der Dauer immer tiefer und tiefer auf mich gemacht hätten. Je mehr man nachdenkt und fühlt und Gestalt nachgeht, desto wahrer findet man diesen Christuskopf. Ich kann von diesem Gemälde nicht wegkommen, und möchte Tage lang mit Wonne daran hangen. Hoher göttlicher Jüngling der Du warst, Raphael! Unsterblicher, empfange hier meine heißeste aufrichtigste Bewunderung, und nimm gütig meinen zärtlichen Dank auf. Es gehört unter das höchste, was die Malerei aufzuzeigen hat, diese Mutter und dieser Sohn, und die vier Engel um sie her; und ich kann mich nicht von der Herz und Sinn ergreifenden Wahrheit und Hoheit wegwenden. Die zwei Hauptfiguren sind ganz wunderbar groß gedacht, in der That pindarische Grazie und des Thebaners Schwung der Phantasie bis in die Drapperien, die mächtige Falten werfen. Welch ein Arm, Christus aufgehobner rechter mit den weitern Aermeln! wie ganz vollkommen gezeichnet und gemalt, und welche wetterstrahlende Wirkung thut er in der ganzen Gruppirung und wie bescheiden zeigt sich daneben das Nackte der Mutter und füllt leicht das blaue Obergewand! So kräftig hat er nichts Anderes gemalt; und nirgend anderswo sind seine Formen so vollkommen reif, stark in der Art Schönheit, die ihm eigen war.

Die Apostel unten sind schwach und matt dagegen, und nur wie verwelkend sterblich Fleisch, des Contrastes wegen; aber durchaus vortreffliche Männergestalten, besonders Petrus und ein andrer im Vordergrunde, in Bewegung und Leben.

Mit denen in der Verklärung sind in drei Gemälden allein sechs und dreißig Apostel; und in jedem sehen sie anders aus, und keiner wie der andre; und doch scheinen die meisten trefflich zu sein und zu passen.

Die Malerei ist wie die Musik; zu denselben Worten können große Meister, kann einer allein ganz verschiedne Melodien machen, die alle doch in der Natur ihren guten Grund haben: es kömmt nur darauf an, wie man sich den Menschen denkt, der sie singt.

Nehmen wir zum Beispiel ein Lied der Liebe!

Bei denselben Worten wüthet ein Neapolitaner; und ein andrer im Gletschereise der Alpen bleibt gelassen.

Außerdem lieben wenige immer übereinstark schon bei derselben Person; und es wird anders geliebt bei einer blonden und schwarzen, einer Sizilianerin von zwölf Jahren und einer nordischen Patriarchin. Und diese selbst lieben wieder anders Knaben, Jünglinge, Männer und Greise.

Dichter und Maler und Tonkünstler nehmen von allem diesen das Vollkommenste, was am allgemeinsten wirkt; welches aber weder Rechenmeister noch Philosoph zu keinem Zeitalter bestimmt festsetzen konnten. Und dies hat die Natur sehr weislich eingerichtet: sonst würde unser Vergnügen sehr eingeschränkt sein, oder bald ein Ende haben.

Friedrich Heinrich Jacobi.



Den vollsten Gegensatz zu Heinse in Stoff, Lebensanschauung und Styl bildet sein Freund und Wohlthäter, zu welchem wir jetzt übergehen. Während Heinse den sinnlichen Genuß für das Höchste erachtet, und der Ueberzeugung ist, daß der Mensch nur durch denselben die ihm von der Natur gestellte Aufgabe erfülle, weist Jacobi stets auf Gott und das im Menschen liegende Gefühl für Sittlichkeit und Tugend. Doch findet sich in ihnen auch eine bedeutende Aehnlichkeit des Charakters, es ist die Ueberspannung, die Schwärmerei, die in der That sich immer gleich bleibt, immer dieselbe ist, so verschieden auch ihre Objecte sein mögen.

Friedrich Heinrich Jacobi, geb. zu Düsseldorf am 25. Januar 1743, der jüngere Bruder des Dichters Joh. Georg Jacobi, wurde von seinem Vater, einem unterrichteten und wohlhabenden Kaufmann, der ihn für minder begabt als seinen Bruder hielt, für sein Geschäft bestimmt. Er schickte ihn in seinem 16. Jahre nach Frankfurt, wo er seine Lehrzeit begann, später nach Genf. Der Umgang mit bedeutenden Männern,

dessen er sich in dieser Stadt erfreute, weckte seinen Sinn für geistige Beschäftigung, er studirte mit großem Eifer besonders die französische Literatur, mit der er sehr vertraut wurde. Höchst ungern verließ er daher im J. 1763 die ihm liebgewordene Stadt, und zwar um so mehr, als er die Handlung seines Vaters übernehmen mußte. Doch wußte er seinen Geschäften so viel Zeit abzugewinnen, daß er sich auch jetzt noch mit Literatur und Wissenschaft beschäftigen konnte, und seine Liebe, so wie sein Eifer für dieselben wurde nicht wenig dadurch gefördert, daß er in den folgenden Jahren mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit bekannt wurde und einen zum Theil lebhaften Briefwechsel mit denselben unterhielt, so mit Sophie la Roche, Wieland, Göthe, Lavater u. A. m. Die Ernennung zum Mitglied der Hofkammer, in welcher Stellung er sich vorzüglich mit dem Zollwesen zu beschäftigen hatte, gab ihm erwünschte Gelegenheit, sein Handelsgeschäft aufzugeben. Im nämlichen Jahre gründete er mit Wieland den „Deutschen Merkur", doch nahm er nur geringen Antheil an der Redaction, von der er sich später ganz zurückzog. Seit 1764 mit einer durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Frau vermählt, gelangte er 1776 in den Besitz ihres ansehnlichen Vermögens, das ihm erlaubte, ganz seiner Familie, seinen Freunden und seiner Liebe zu den Wissenschaften zu leben. Doch behielt er sein Amt und folgte 1779 einem Ruf nach München, wo er mit dem Titel eines Geheimenraths zum Ministerialreferenten über das gesammte Zollwesen ernannt wurde. Der Freimuth, mit welchem er sich gegen verschiedene Maßregeln der Regierung äußerte, zog ihm mancherlei Feinde und zuletzt die Ungnade des Kurfürsten zu; er kehrte daher nach Düsseldorf zurück, wo er wieder in seine frühere Stellung eintrat. Während der schönen Jahreszeit wohnte er jedoch meist in Pempelfort, wo ihn bedeutende Männer und geistreiche Frauen aus der Nähe und Ferne aufsuchten. Auch machte er größere Reisen, 1780 durch Norddeutschland, 1784 nach England. Als sich 1798 die Franzosen dem Rheine näherten, verließ er sein geliebtes Pempelfort; er wendete sich nach dem Norden und wohnte zuerst in Wandsbeck und Hamburg, seit 1799 in Eutin, bis er im J. 1805 einem Rufe an die neugegründete Akademie in München folgte, zu deren Präsidenten er im J. 1807 ernannt wurde. Zwar legte er diese Stelle im J. 1812 nieder, doch behielt er seine volle Besoldung. Er starb am 10. März 1819 im 76. Jahre seines Alters.

Fr. H. Jacobi ist vorzüglich durch seine philosophischen Schriften und seine verschiedenen Streitigkeiten mit andern Philosophen bekannt und berühmt geworden, doch verdienen auch die zwei Romane, die er geschrieben, nähere Beachtung. — Von Natur zum Mysticismus geneigt, prägte sich dieser je länger je mehr in ihm aus, besonders als er mit Lavater, später mit Hamann, Fr. L. Stolberg und der Fürstin Gallitzin in nähere Verbindung trat. Dies war denn auch der Grund, daß er weder in der Philosophie zu einem abgeschlossenen, festen Systeme, noch in der Dichtkunst zu künstlerischer Entwickelung gelangen konnte. Dazu kam, daß es ihm an Entschiedenheit des Charakters mangelte, und daß auch sein Geschmack nicht fest ausgebildet war, da die französische Bildung, die er sich während seines Aufenthalts in Genf angeeignet hatte, immer wieder durchbrach. Er hatte ein durchaus weibliches Gemüth, und so herrschte in ihm die Empfindung übermäßig vor; das Gefühl hatte bei seinen philosophischen und dichterischen Schriften weitaus den größten Antheil; und so ist es erklärlich, daß sich mit der Zeit zwischen ihm und Göthe, mit welchem er in früheren Jahren in vertrauten, ja sogar innigen Verhältnissen stand, eine mächtige Kluft bilden mußte. Religion, unter welcher er jedoch keineswegs eine bestimmte Kirche verstand, Sittlichkeit und Tugend waren die Polsterne, nach denen sein Geist gerichtet war, was seinem Charakter den Stempel der Liebenswürdigkeit aufprägte, die ihm so viele Freunde erwarb, selbst unter denen, welche sich mit seinen Ansichten nicht befreunden konnten, und die auch Göthe noch freundlich anerkannte, als die alten Bande schon lange zerrissen waren. Diese Menschenfreundlichkeit und echt sittliche Gesinnung, die ihn unter allen Verhältnissen beseelte, bewahrte ihn auch vor den Irrthümern, in welche der Mysticismus so oft und beinahe unwiderstehlich tritt; insbesondre war er der Freiheit und der Aufklärung mit wahrer Liebe zugethan.

Man kann ihn als Schriftsteller nicht besser charakterisiren als mit seinen eigenen Worten. „Mir fehlt", schrieb er an Campe, „zu einem Schriftsteller nebst vielen andern Dingen die allernothwendigste Eigenschaft, die Gabe, mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande, diesen Fehler zu verbessern, denn ich kann nicht schreiben ohne eine gewisse Begeisterung und diese verläßt mich, sobald ich mich aus meinem Kopfe heraus in andre Köpfe denken und einen Plan nach Andern und nicht nach mir selbst machen will."

Was insbesondre seine Romane betrifft, mit denen wir uns hier allein zu beschäftigen haben, so sind beide, „Woldemar" und „Eduard Allwills Briefsammlung", nicht als Kunstwerke zu betrachten. Der didaktische Zweck ist darin so überwiegend, daß die epische Gestaltung beinahe ganz verloren geht, und selbst einige glückliche epische Momente unentwickelt bleiben. Aus der Geschichte der Entstehung beider Romane kann man schon ermessen, daß sie keine wahrhaft dichterische Production sind. Zuerst machte er von „Allwill" nur den Anfang unter dem Titel „Allwills Papiere" in der von seinem Bruder herausgegebenen „Iris" von 1775 bekannt; dann gab er mit Wiederholung dieses Anfangs die Fortsetzung im „Deutschen Merkur" (1776), erklärte aber, man solle das, was er gegeben, nicht für einen Roman ansehen, sondern nur für Materialien zu einem solchen. Nachdem er die Briefe in seinen „Vermischten Schriften" (Berl. 1787) nochmals in dieser Gestalt hatte drucken lassen, gab er im J. 1792 zu Königsberg eine vermehrte Auflage heraus, indem er zwischen die frühern Briefe neue eingeschoben hatte. Es ist ihm aber auf diesem Wege nicht gelungen, die wirklich vortrefflichen Materialien zu einem wahren Romane zu verarbeiten, vielmehr hat er zu den alten Materialien nur neue hinzugefügt. Man muß aber in der That mit Göthe bedauern, daß er diese so

roh und unverarbeitet in die Welt schickte, denn aus Einzelnem läßt sich schließen, daß er bei tüchtiger Durcharbeitung wirklich etwas Gutes hätte leisten können. So sind manche Briefe ganz vortrefflich, besonders der von Lucie an Allwill, einzelne Charaktere sind glücklich geschildert; aber die gute Anlage dieser Charaktere wird wieder dadurch vernichtet, daß er ihnen seine philosophischen Anschauungen unterlegt. „Allwills Briefsammlung" hat übrigens auch historischen Werth, da er in dem Helden die damaligen Kraftgenies mit ihrem stürmischen Drang nach Naturwahrheit und ihrem unklaren Wesen so anschaulich schildert, als es ihm überhaupt möglich war. Das Ganze ist unvollendet, es sollten sogar nach der Erklärung des Verfassers noch zwei Theile erscheinen, was freilich nur möglich gewesen wäre, wenn er auch noch ganz fremdartige Stoffe in die Besprechung gezogen hätte.

In der nämlichen Weise, wie der „Allwill", entstand auch der „Woldemar". Dieser Roman entwickelte sich nämlich aus einer Erzählung, „Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte, von dem Herausgeber von Ed. Allwills Papieren", die Jacobi im „Deutschen Merkur" von 1777 bekannt machte. Diese Erzählung sollte den ersten Theil eines größeren Romans bilden, wie sich daraus ergiebt, daß er sie zwei Jahre später unter dem Titel „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte". Erster Band (Flensb. und Lpz. 1779) wieder herausgab, und in demselben Jahre ein philosophisches Gespräch, „Ein Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit", das er später in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Der Kunstgarten" wieder abdrucken ließ, als ein Bruchstück aus dem zweiten Bande des „Woldemar" bezeichnete. Endlich arbeitete er das Ganze vollständig um, fügte jenes Gespräch beinahe unverkürzt ein und gab es unter dem Titel „Woldemar" (Königsb. 1794) heraus. Es besteht diese neue Verarbeitung zwar aus zwei Theilen, doch enthält sie keine weitere Entwickelung, sondern gibt nur das Frühere mit allerdings bedeutenden Erweiterungen wieder.

Der Hauptgedanke, der sich durch diesen Roman hindurchzieht, ist durch den frühesten Titel „Freundschaft und Liebe" vollkommen angedeutet; der Dichter will zeigen, daß zwischen dem Manne und dem Weibe auch eine andere Verbindung bestehen könne, als die der Liebe. Dies geht aber weniger aus der Handlung und ihrer Verwickelung hervor, als aus den Reflexionen, welche den größten Theil des Werks bilden. Es ist im „Woldemar" vielleicht noch weniger epischer Geist, als im „Allwill", und besonders vermißt man die künstlerische Motivirung der Zustände. So begreift man nicht, warum Woldemar den ganzen Kreis, in welchem er lebt, so unumschränkt beherrscht, daß die Uebrigen ihm gegenüber beinahe ihre ganze Freiheit verlieren. Denn die geistreiche Unterhaltung, durch die er vorzüglich glänzt, konnte bei so bedeutenden Menschen, aus denen seine Umgebung bestand, doch nicht hinreichen, um ihm ein solches Uebergewicht, eine solche Herrschaft zu sichern. Eben so wenig kann man begreifen, wie gerade der alte Hornich Woldemars Charakter durchschaute, in ihm den eitlen, selbstsüchtigen, lieblosen, im eigentlichsten Sinne irreligiösen Menschen erkannte, er, der seiner ganzen Natur nach am wenigsten fähig war, einen tiefern Blick in die Seele des jungen Mannes zu werfen. — Die Katastrophe ist nicht schön herbeigeführt; sie beruht doch zu sehr auf unbedeutenden Dingen. Wenn auch im Ganzen nicht gerade psychologisch unwahr, verliert die Darstellung des Seelenzustandes Woldemars durch die übermäßige Breite der Entwickelung mit jedem Schritt an Wahrheit, so daß man zuletzt allen Genuß verliert und sich nur mit Anstrengung bis zum Schlusse durcharbeitet.

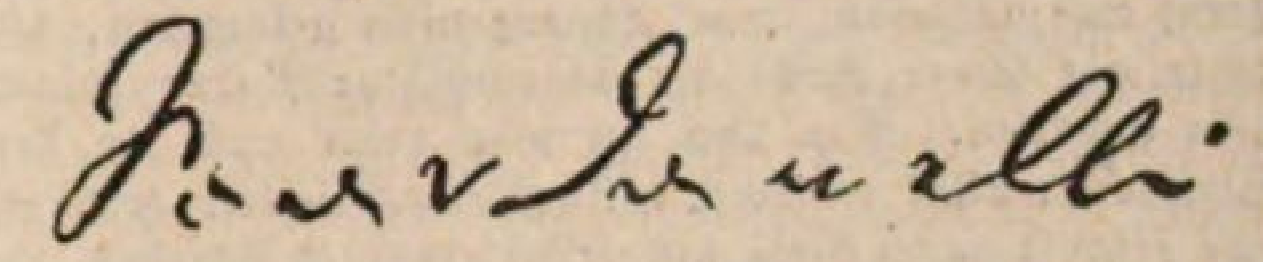
Bei allen künstlerischen Mängeln bieten Jacobi's Romane jedoch sehr viel Treffliches. Seine Sprache ist, wie schon A. W. Schlegel anerkannte, „schön und selbst genialisch, geistreich, kühn und dabei seelenvoll und zart". Die einzelnen Betrachtungen und Gespräche über Leben, Seele, Wissenschaft u. s. w. sind oft vortrefflich und regen, was wir für einen Hauptvorzug halten, zu selbstständigem Nachdenken an.

Aus „Woldemar".

Was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung vermag, davon erblicken wir im Großen ein sehr auffallendes Beispiel, wenn wir die Eroberung von Mexico durch den Cortes, und die von Peru durch den Pizarro mit einander vergleichen. Bis zu den kleinsten Umständen ist hier alles lautschreiendes Zeugniß wider Eure Lehre.

Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beispiel in der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen so bald, in jedem Fache, die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Aerzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe, und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort; denn noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Classe herab, und Zahl gegen Zahl, bei weitem die Geschickteren, Sittlicheren, Emsigeren und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend, wo beide Parteyen neben einander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffes! Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keineswegs auf die angeführte Weise contrastiren könnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht wesentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinnes, um diesen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er, vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beiden Seiten ist und nicht ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren Humanisten, und so wurden die Humaniora bis zum ABC-Buche herab bei der Gegenpartei verdächtig. Das Wort sollte nicht weiter Fleisch werden!... Genug an diesem Winke, da es an sich schon klar ist, und keiner Ausführung an Beispielen bedarf, daß mit fantastischen oder abergläubischen Vorstellungen verschonte Köpfe desto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundsätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verständigung des Gewissens das Herz nothwendig läutert, seine Bewegungen richtiger und zuverlässiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menschen unter allen Umständen auch bessert, und darum selbst die geringste wirkliche Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts von unendlich guten Folgen sein muß.

Johann Christian Friedrich Hölderlin.



In Jacobi's Romanen, besonders aber im „Woldemar", wird uns das Leben in seiner äußern Behaglichkeit geschildert. Obgleich dies keineswegs die Absicht des Dichters ist, hatten seine eigenen glücklichen Verhältnisse doch so viel Einfluß auf ihn, und er fühlte sich darin so behaglich und freudig gestimmt, daß er sich dieselben gern poetisch vergegenwärtigte. Wenn wir von dem Leben in Pempelfort lesen, wo Jacobi die geistreichsten Männer und Frauen um sich versammelte, wenn wir lesen, wie die ernsthaften Gespräche über religiöse, ästhetische und literarische Dinge mit heiterer geselliger Unterhaltung abwechselten, wie die Heiterkeit des Zusammenlebens durch den Wohlstand des gastfreundlichen Wirthes gehoben wurde, da man sich in den schön geschmückten Zimmern oder in den gut gepflegten Anlagen, überhaupt durch alle Umgebungen freundlich angesprochen sah; so können wir nicht verkennen, daß Jacobi diese heitere Geselligkeit vor Augen hatte, als er den „Woldemar" schrieb, und eben so wenig, daß die heitere Stimmung, die aus solchen Verhältnissen hervorgeht, seinen Roman durchdringt, selbst da, wo der Ernst des Lebens die allgemeine Behaglichkeit zu vernichten scheint. Wenn sich daher die geistreichen Freunde über die bedeutendsten, das Leben bestimmenden Verhältnisse unterhalten, und in dieselben auch noch so tief eindringen, so gewahrt man doch leicht, daß ihnen diese nicht nahe stehen, daß sie nicht persönlich von ihnen berührt werden. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Dichtung, die uns jetzt zu beschäftigen hat; sie ist aus dem innersten Leben des Dichters hervorgegangen, die Hoffnungen und Wünsche, die Leiden und Schmerzen, die er uns darstellt, sind seine eigenen; was er schreibt, ist mit seinem Herzblut geschrieben.

Friedrich Hölderlin begann seinen Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" (2 Bde. Tüb. 1797—99) schon im letzten Jahre seines Tübinger Aufenthalts; was er davon bis zum J. 1794 ausgearbeitet hatte, veröffentlichte er in Schillers „Neuer Thalia". Wie diese Bruchstücke selbst die Umarbeitung einer früheren Darstellung waren, so veränderte er auch diese fortwährend, so daß sich in der letzten Gestaltung kaum noch einige Sätze finden, welche mit den zuerst veröffentlichten Abschnitten übereinstimmen. Die Darstellung der Charaktere, die Handlung, selbst die Ausdrucksweise ist völlig umgebildet. Nur der Schauplatz, Griechenland, ist derselbe geblieben, ob er gleich, wie er in der Vorrede von 1797 sagt, einmal den Gedanken hatte, ihn zu verändern und mehr in die Nähe zu rücken. Die Handlung im „Hyperion" ist sehr einfach, vielleicht zu einfach. Der Held, ein junger geistreicher und kräftiger Grieche, der von einem würdigen Lehrer in die herrliche Vorzeit seines Vaterlands eingeweiht worden war, glühte für die Wiederbelebung desselben; er findet einen gleichgesinnten Freund, der seinen Thatendurst, seine Freiheitsliebe noch mehr entflammt, er findet eine Geliebte, Diotima, in der sich die Herrlichkeit des alten Hellenenthums verkörpert, die, in den Erinnerungen an die große Vorzeit erwachsen, mit deren großen Männern vertraut, wie die Jünglinge, von der glühendsten Vaterlandsliebe, von dem leidenschaftlichsten Haß gegen die Barbaren erfüllt ist. Weit entfernt, Hyperion von dem Kampfe gegen die Unterdrücker abzuhalten, bestärkt sie ihn in seinem Entschluß, er zieht mit dem Freunde in den Kampf, um sein Volk zu befreien und zu verjüngen. Aber der unter den schönsten Hoffnungen begonnene Kampf nimmt ohne Verschulden der Freunde ein unglückliches Ende; Diotima stirbt an gebrochenem Herzen, und Hyperion, der durch diese furchtbaren Schläge, zu welchen noch die Trennung vom Freunde kommt, in seinem Innersten geknickt ist, verliert alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft, allen Glauben an den Sieg des Guten; er zieht sich in die Einsamkeit zurück, um sich vom Anblick der unwürdigen Welt zu befreien.

Im „Hyperion" lebt der ganze Hölderlin; er selbst ist der Held des Romans, Diotima ist die Frau, zu der er eine so tiefe, so verderbliche Leidenschaft gefaßt hatte (S. o. S. 143). Er schildert darin seine glühende Liebe zum alten Hellas, zugleich aber auch seine Liebe zum eigenen Vaterland, die Hoffnungslosigkeit, die ihn bei dem Anblick der traurigen Verhältnisse in Deutschland so mächtig erfaßte. Das Ende seines Helden ist ein prophetischer Blick in sein eigenes Leben. Diese Hoffnungslosigkeit drückt sich in den gewaltigsten Tönen aus; aber so niederbeugend sie auch ist, so wenig wir mit dem Dichter rechten können, wenn er darthut, daß es nicht an tüchtigen Kräften fehle, um eine bessere Zeit zu gestalten, sondern daß die Rohheit, die Gleichgültigkeit, die niedrige Gesinnung der Massen den Erfolg muthiger Bestrebungen unmöglich mache; so zeigt er uns zugleich den Weg, auf welchem diese mächtigen Hindernisse besiegt werden könnten, nicht zwar durch ausdrückliche Hindeutung, vielmehr hat er jeglichen Compaß verloren; aber es liegt dieser Weg in seiner Klage selbst verborgen. Man bekämpfe diese Gleichgültigkeit, diese niedrige Gesinnung, und mit ihr wird die Unmöglichkeit einer bessern Zukunft verschwinden. Wie für Deutschland, so hoffte der Dichter auch für Griechenland keine Wiederbelebung, und doch hat es sich von dem Joche der Barbaren frei gemacht; warum sollte nicht auch Deutschland auf eine bessere Zukunft hoffen dürfen? Sie wird erscheinen, wenn einst die Idee aufgehört hat, Schwärmerei zu sein, wenn Idee und Leben nicht mehr unversöhnliche Gegensätze sind, wenn sie sich zu schöner Einheit verschmelzen wie bei den alten Athenern, welche der Dichter so lebendig warm, so begeistert und wahr schildert.

So ist der „Hyperion" ein vollständiger Tendenzroman, und weil der Dichter einen solchen bilden wollte, konnte er es nicht zu einem Kunstwerk entfalten. Es ist, wozu auch die Briefform wesentlich beitrug, eine lyrische Rhapsodie, in welcher der Dichter seine Ansichten und Empfindungen durch ein freilich glücklich erfundenes Band zu einem Ganzen vereinigte. Wenn man von der künstlerischen Anlage und Entwickelung ab-

sieht, nimmt die Dichtung einen hohen Rang ein: sie zeichnet sich durch Gedankenreichthum und Tiefe der Empfindung, ergreifende Macht der Darstellung und eine eben so schöne und wohllautende als kühne Sprache aus.

Aus „Hyperion".

Hyperion an Bellarinen.

Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Alterthums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.

Wir saßen einst zusammen auf unsrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieser Insel, und sprachen davon, wie hier der Löwe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem, selbsterwähltem Tode aus den Macedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen. — Der herrliche Geist ging scherzend aus der Welt, rief einer; warum nicht? sagt' ich; er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirsch, von dem großen Jäger zu Tode gehetzt.

„O Athen!" rief Diotima; „ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinaus sah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!"

„Wie weit ist's hinüber?" fragt' ich.

„Eine Tagreise vielleicht", erwiderte Diotima.

„Eine Tagreise", rief ich, „und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zusammen."

„Recht so!" rief Diotima; „wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in seiner Grüne und Reife."

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

„Also morgen!" sagt' ich, und unsere Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gesange des Hahns, aus der Rhede. In frischer Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neu geborenen Insel des Oceans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotima's Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zerstreuten, schwärmenden Kräfte waren all' in Eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen unter einander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worin sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andre: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

„Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform", sagt' ich, „sind Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamen Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt' und belebte. — Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Atheniensern voraus, und hätte sich eben deßwegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wär' Lycurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammen gehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und so viel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

O! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldenen Aehren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide; thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön."

„Sonderbar!" rief einer von den Freunden.

„Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen!" rief Diotima.

„Ich hab' es von Dir!" erwidert' ich.

„So war der Athener ein Mensch", fuhr ich fort, „so mußt' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang waren der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Das ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, das ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre zu den Extremen des Uebersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein, und thut auch recht daran."

August Heinrich Julius Lafontaine.

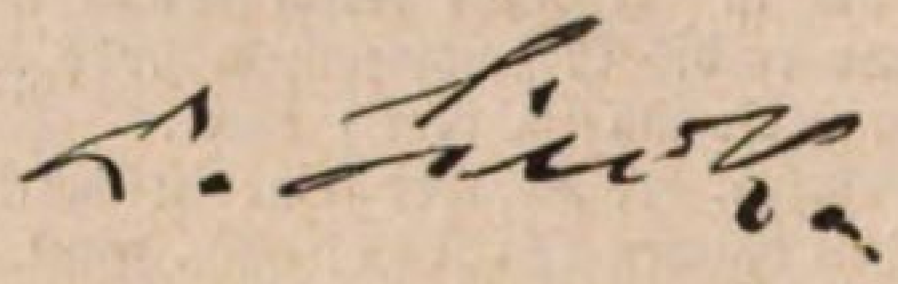
Wollte man in der Geschichte der Literatur nur diejenigen Gestalten aufführen, welche wahrhaft künstlerische Gebilde geschaffen oder einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Literatur erworben haben, so würde die Anzahl der zu besprechenden Persönlichkeiten allerdings sehr zusammenschmelzen. Aber wie man diejenigen mit Recht in den Kreis der Besprechung zieht, die nur für die höher gebildeten Stände oder Klassen Interesse gewähren, wie z. B. die philosophischen Romane F. H. Jacobi's und Anderer, so sind mit noch größerm Recht auch die Schriftsteller zu betrachten, welche das größere Publikum für sich gewannen und den besten Maßstab für dessen Bildungszustand gewähren. Ein solcher Schriftsteller war aber Lafontaine, der im Roman dieselbe Stelle einnimmt, wie Iffland und Kotzebue im Drama, deren Zeitgenosse er war.

August Heinrich Julius Lafontaine, geb. den 10. Oct. 1758 (nach Andern 1756 oder 1759) zu Braunschweig, entwickelte schon als Knabe eine seltene Erzählungsgabe, indem er seinen Geschwistern Märchen und Geschichten allerlei Art, die er gelesen, wieder mit großer Lebendigkeit und selbstständigen Erweiterungen vortrug. Nachdem er eine der gelehrten Schulen in seiner Vaterstadt besucht und sich auf derselben gute Kenntnisse in den alten Sprachen erworben hatte, schickten ihn seine Eltern im J. 1774 nach Schöningen, weil die dortige Schule als gute Vorbereitungsanstalt für Theologen bekannt war. Hierauf bezog er die Universität Helmstädt; aber da ihn die Theologie nicht besonders anzog, beschäftigte er sich vorzüglich mit Geschichte und Literatur; unter den Dichtern der modernen Völker war Shakspeare sein Liebling. Von 1780 bis 1785 war er Hauslehrer in einer wohlhabenden Familie auf dem Lande, hielt sich dann eine Zeitlang in seiner Vaterstadt auf, wo er am Carolinum unterrichtete und an Eschenburgs literarischen Arbeiten Theil nahm. Im J. 1786 nahm er wieder eine Stelle als Hauslehrer bei dem Obersten von Thadden in Halle an, der ihm drei Jahre darauf die Feldpredigerstelle bei seinem Regiment verschaffte. In dieser Eigenschaft machte er im J. 1792 den Feldzug gegen die Franzosen mit; er kehrte erst 1796 nach Halle zurück. Im J. 1800 legte er seine Stelle nieder, kaufte sich in der Nähe dieser Stadt ein kleines Gut, wo er bis kurz vor seinem Tode lebte. Er starb zu Halle am 10. April 1831.

Lafontaine, der mehrere seiner frühern Romane unter den Namen Miltenberg, Gust. Freier und Selchow herausgab, ist einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller; er arbeitete so leicht und geschwind, daß seine Feder selbst während des Feldzugs nicht stille stand. Seine sämmtlichen Romane und Erzählungen betragen über 130 Bände, und es sind wohl nicht einmal diejenigen größeren und kleineren Stücke darin enthalten, welche er in verschiedenen Taschenbüchern und andern Sammlungen veröffentlichte. Während Kotzebue vom Roman zum Drama überging, so ging Lafontaine dagegen (sein erstes unbeachtet gebliebenes Werk abgerechnet, das er schon im J. 1786 während seines Aufenthalts in Braunschweig schrieb) vom Drama zum Roman über. Schon seine ersten Versuche („Die Gewalt der Liebe in Erzählungen", 4 Thle. Berl. 1791—94) fanden freundliche Aufnahme, die sich bei den folgenden Romanen („Der Naturmensch", Halle 1792; „Der Sonderling", 3 Bde. Eb. 1793; „Clara du Plessis", Berl. 1794; „Quinctius Heymeran von Flamming", 4 Bde. Eb. 1795—96 u. a. m.) zum allgemeinen Beifall steigerte. Allerdings besaß Lafontaine eine fruchtbare, wenn auch nicht reiche Phantasie, es ist ihm auch eine große Gewandtheit der Darstellung nicht abzusprechen; aber auch bei diesen Vorzügen hätte er doch kaum Eingang gefunden, wenn er es nicht verstanden hätte, den Geschmack des Publikums zu treffen, der durch Iffland und Kotzebue eine ausgeprägte Richtung erhalten hatte. Rührung wurde das Hauptmotiv seiner Erfindungen, Rührung, wie wir sie in den Ifflandischen, noch mehr in den Kotzebue'schen Thränenstücken finden; und wie Kotzebue sich den Schein eines Predigers der Sittlichkeit gab, sich dabei aber das Unsittlichste erlaubte, so reizte auch Lafontaine die Sinnlichkeit unter dem Schein, die arglose Unschuld darstellen zu wollen. Am widrigsten wird er aber, wenn er, und dies war ein Lieblingsgegenstand, der sich in seinen Romanen oft wiederholt, die Liebe zwischen Kindern darstellt, eine an sich unwahre und unnatürliche Erfindung, die er aber mit Vorliebe benutzt, um in seinen Lesern unter dem Gewande kindlicher Unschuld die sinnlichsten Eindrücke hervorzurufen. Wenn wir übrigens diese zahlreichen Romane Lafontaine's jetzt durchlesen, so wird es uns kaum begreiflich, wie sich die Vorliebe für diesen Schriftsteller so lang erhalten konnte, da die meisten derselben sich in Erfindung der Begebenheiten und in den Charakteren so sehr ähnlich sehen, daß man in den spä-

tern die Geschichten und Personen der früheren wiederfindet, da sich alle seine erzählenden Schriften um Kämpfe der Pflicht und Leidenschaft drehen (wobei die letztere selten zu kurz kommt) und da endlich die meisten mit breiten moralischen Reflexionen verwässert sind, welche freilich oft zu spät kommen, oder von dem Dichter hinzugefügt sind, um die schlimmen Eindrücke zu verwischen, die er durch seine Erzählungen hervorgerufen hatte.

Ludwig Tieck.



Wir haben oben, als wir von L. Tiecks dichterischem Charakter im Allgemeinen und von seinen lyrischen Poesien insbesondre sprachen (S. 161) gesagt, daß sich in seiner poetischen Thätigkeit drei von einander sehr unterschiedene Perioden unterscheiden ließen: dieselben treten in seinen Prosadichtungen am entschiedensten hervor. In den ersten findet sich nämlich noch kein bestimmter Charakter ausgesprochen; in denen der zweiten Periode wird das romantische Element in Wahl wie in Behandlung der Stoffe immer vorherrschender; in der letzten endlich tritt dieses, wenn auch nicht ganz, doch bedeutend zurück und dagegen wird die Anlehnung an Göthe sichtbar.

Die Erzeugnisse der ersten Periode werden wir nur kurz berühren, da sie ohne Einfluß auf die Literatur blieben. In die schriftstellerische Thätigkeit wurde Tieck durch den Professor F. E. Rambach eingeführt, der einer der fruchtbarsten Fabrikanten von Ritter- und Räuberromanen jener Zeit war. Dieser konnte zuweilen wegen überhäufter Arbeiten den ihm gegebenen Aufträgen der Buchhändler nicht entsprechen. Als er aus diesem Grunde die Geschichte des berüchtigten Wilddiebes und Räubers Matthias Klostermeyer, genannt der bayrische Hiesel, nicht vollenden konnte, übertrug er die weitere Ausführung (er selbst hatte nur das erste Capitel geschrieben) dem jungen Tieck, dessen stylistische Gewandtheit er kannte; dieser übernahm die Arbeit und verwandelte auf Rambachs Anweisung den Hiesel in einen Helden, den die schlechten Staatseinrichtungen zu einem Räuber gemacht hatten. Doch lag diese Auffassung so wenig in dem Charakter des Bösewichts, daß Tieck am Schluß des Romans seine Darstellung selbst vernichtete, indem er versicherte, es sei ihm schwer angekommen, den Kerl als einen Helden darzustellen, weil er doch in der That Nichts mehr und Nichts weniger als ein Spitzbube gewesen sei. Auch an andern Romanen Rambachs nahm Tieck Antheil. Als er im J. 1794 nach zweijähriger Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, setzte er diese literarische Thätigkeit fort, ob er gleich schon durch den Umgang mit Wackenroder seine Ansichten über Poesie wesentlich geläutert hatte. Er trat mit Nicolai in Verbindung, in dessen Auftrag er die von Musäus begonnenen „Straußfedern" fortsetzte, für welche er theils Originalerzählungen (z. B. „Das Schicksal", „Die nämliche Mutter", „Die Rechtsgelehrten", „Die Versöhnung" u. a. m.), theils Uebersetzungen aus dem Französischen lieferte. Neben diesen gab er bei Nicolai noch andre selbstständige Werke heraus, „Abdallah" (Berl. 1795), „William Lovell" (2 Bde. Eb. 1796) und „Peter Lebrecht" (2 Thle. Eb. 1796). In diesen Romanen offenbart sich schon die neue Richtung, der sich Tieck zuwandte, doch trat sie noch lange nicht entschieden hervor, wogegen frühere Einflüsse sich immer noch bemerkbar machten. Der „Abdallah" erinnert an die Schauergeschichten, die damals so beliebt waren; im „William Lovell" kämpfen die Berliner Aufklärerei, die Werthersche Sentimentalität, die wilde Ungebundenheit des Kraftgenies und die romantischen Anklänge in buntem Wechsel mit einander. Eigenthümlich ist nur die Ironie, die sich schon an manchen Stellen kundgibt. Viel zahmer ist dagegen „Peter Lebrecht" gehalten, der sich nicht über die Darstellung des engbegränzten norddeutschen Bürgerlebens erhebt, und auch der Berliner Aufklärung huldigt, die in ihm später einen so unerbittlichen Gegner fand.

Unterdessen war er mit Fr. Schlegel, Bernhardi, Schleiermacher u. A. bekannt geworden, und er neigte sich immer entschiedener der Romantik zu. Dies gab sich schon in seinen „Volksmärchen" (3 Bde. Berl. 1797), noch mehr in „Franz Sternbalds Wanderungen" zu erkennen; in jenen nicht bloß durch die Wahl des Stoffs, sondern auch und vornehmlich durch die nach kindlicher Einfachheit und helldunkler Gemüthlichkeit strebende Darstellung, wie er denn im Vorberichte zu der „Geschichte von den Heymons-Kindern" geradezu erklärt, es sei seine Absicht, den Leser in die Zeiten seiner Kindheit zurückzuversetzen. Theils dem Umgange mit Wackenroder, theils dem Einfluß und Vorgang Göthe's im „Wilhelm Meister" verdankt der Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen" (2 Thle. Berl. 1798) sein Entstehen, in welchem sich die romantische Phantastik schon in vollem Umfange entwickelt. An die Stelle der klaren und bewußten Betrachtung der Kunst, wie wir sie im „Wilhelm Meister" finden, erscheint die Schwärmerei über dieselbe. Sie hat ihr Princip und ihr Lebenselement nicht in sich selbst, sondern in der Religion, oder besser gesagt, in mystischer Frömmelei und überschwänglicher Andacht. Es ist deutlich, daß sie dadurch ihrem wahren Wesen entfremdet, daß der klaren, objectiven Anschauung, auf der alle bildende Kunst beruht, die unklare, subjective Phantasterei entgegengesetzt, daß die sich in sich selbst verlierende Sentimentalität und dunkle Sehnsucht, welche sich bis dahin nur in rein gemüthlichen Verhältnissen, besonders in der Liebe kundgegeben hatte, nun auch auf die Welt der objectiven Erscheinung übertragen wurde. Auch im „Phantasus" (3 Bde. Berl. 1812—17) ist das romantische Element vorherrschend, doch ist dasselbe durch die schöne und gewandte Darstellung, die hohe Klarheit des Styls wesentlich gedämpft. Der „Phantasus" ist eine Sammlung von Märchen; den früher in den „Volksmärchen" veröffentlichten, hier aber neubearbeiteten Stücken sind neue beigegeben, und das Ganze ist, wie Göthe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", durch eine Reihe von Gesprächen verbunden, in welchen die Kunstansichten der romantischen Schule in einem gewissen systematischen

Zusammenhange entwickelt und an den Märchen praktisch begründet werden. So geist- und inhaltsreich diese Gespräche sind, so gelingt es dem Verfasser doch nicht, seine Ansichten zur Ueberzeugung zu bringen, weil sie auf unhaltbaren, oft einander widersprechenden Voraussetzungen beruhen. In den Märchen selbst ist die schlichte, volksthümliche Auffassung im Ganzen trefflich gelungen, doch auch durch unklare mystische Anklänge, diese Erbsünde der Romantik, verunstaltet. Die gelungensten sind wohl „Der getreue Eckart", „Die Elfen" und „Der Pokal", der den Uebergang von den der Ueberlieferung entnommenen Märchen zu den Novellen bildet, in denen das moderne Element mit dem märchenhaften verschmolzen wird, so daß wir in dieser Erzählung vielleicht das Vorbild haben, von welchen E. T. A. Hoffmann zu seinen Phantasie- und Nachtstücken angeregt wurde.

Bald nach Erscheinen des „Phantasus" beginnt die dritte Periode von Tiecks dichterischer Thätigkeit, welche von nun an beinahe ausschließlich der Novelle und dem Roman zugewendet ist. So bedeutend übrigens der Unterschied zwischen den Productionen der zweiten und denen der dritten Periode ist, so groß der Sprung von dem phantastischen Märchen zur modernen Novelle zu sein scheint, so überzeugt man sich doch bald, daß es nicht also ist. Wir finden nämlich den Uebergang durch die Gespräche bezeichnet, welche den „Phantasus" einleiten und sich zwischen den einzelnen Dichtungen, die in demselben vorgeführt werden, fortspinnen. Diese Gespräche werden durch eine Art Geschichte zusammengehalten. Nun verhält es sich mit Tiecks Novellen in der That nicht anders, und der Unterschied liegt nur darin, daß das epische Element in weit größerem Maße ausgebildet ist und die Gespräche eben deshalb äußerlich zurücktreten. Aber genau betrachtet, sind diese doch auch der Mittelpunkt, um den sich die erzählten Begebenheiten gruppiren, um ihm nur noch größere Bedeutsamkeit zu geben. Freilich erscheint dies nicht bei allen im gleichen Maße; manche, wie z. B. „Das Zauberschloß", nähern sich weit mehr der rein epischen Auffassung, während bei andern das didaktische Element ungebührlich hervortritt, ja sogar die epische Entwickelung vollständig beherrscht, wie z. B. in der „Vogelscheuche", der „Verlobung" und selbst in dem „Jungen Tischlermeister". Daraus ergibt sich schon, daß Tiecks Novellen vor Allem Tendenznovellen sind. Ihre Tendenz ist nämlich, des Dichters Ansichten über literarische und sociale Verhältnisse darzustellen; das heißt aber das Wesen der Novelle vollständig verkennen, die durchaus epischer Natur ist und fremde Elemente nicht vertragen kann. Sie schließt zwar die Reflexion keineswegs aus, aber diese muß aus der Handlung selbst hervorgehen, oder vielmehr zur Entwickelung derselben beitragen. Dies ist jedoch bei Tieck nicht der Fall; die Gespräche, die allerdings immer voll Geist und Inhalt sind, erscheinen meist als fremdartige Zusätze, die weder für die Entwickelung der Handlung noch für die Zeichnung der Charaktere nothwendig sind*), was wir selbst in einer seiner besten Productionen, dem unvollendeten „Aufruhr in den Cevennen", bemerken. In dieser Beziehung zeichnet sich auch wiederum „Das Zauberschloß" vor den übrigen aus. Zudem haben diese Gespräche fortwährend eine unverkennbare Familienähnlichkeit, ja es wiederholen sich oft die nämlichen Gedanken, wie wir z. B. im „Jungen Tischlermeister" Ideenreihen wieder begegnen, die man schon im „Blaubart" gefunden hatte. Es ist eben immer der Dichter Tieck, der sich in diesen Gesprächen vordrängt, der den verschiedensten Personen seine eigenen Beobachtungen unterschiebt. Daher haben diese Personen auch sehr häufig keinen bestimmten Charakter, es sind Barone, Baronessen, Landräthe, Hof- und Geheimeräthe u. dergl. m., aber keine individuellen Gestalten. Die Charaktere sind in ihrer ersten Anlage richtig aufgefaßt, ja selbst nach dem Leben gezeichnet; aber in der weiteren Entwickelung verlieren sie meist die Farbe der Wahrheit, weil der Dichter in den Reflexionen an ihre Stelle tritt; sie verschwimmen je länger je mehr und werden endlich einander täuschend ähnlich. Wenn aber der Dichter sich doch überwindet und einen Charakter durchzuführen sucht, so geräth er in einen andern, eben so tadelnswerthen Fehler. Wie Andreas Gryphius in seinen Lustspielen das Lächerliche mancher Charaktere nicht bloß andeutet, sondern bis zum Uebermaß entwickelt, so daß z. B. im „Horribiliscribrifax" der Eine beinahe durchgehends lateinisch, der Andre fortwährend französisch, der Dritte italienisch spricht, wodurch das Ganze unverständlich wird, so verfährt auch Tieck öfters in seinen Novellen. Wenn er in der „Vogelscheuche" z. B. einen Astrologen zeichnet, so deutet er dies nicht bloß an, sondern läßt ihn ganze Abhandlungen über Sternseherei vortragen, wodurch die rasche Entwickelung unmöglich gemacht und alles Interesse vernichtet wird.

Man kann Tieck glückliche Erfindung nicht absprechen, doch hat er auch oft genug von früheren Dichtern entlehnt. Wir wollen ihm dies keineswegs zum Vorwurf machen; er hat darin nur gethan, was sich die größten Dichter erlaubt haben. Aber in solchen Fällen darf und muß man verlangen, daß der entlehnende Dichter seinen Vorgänger verbessere, wenn es möglich ist, oder daß er dem Entlehnten neue Seiten abgewinne. Wenn er dagegen sein Vorbild verschlechtert, die Schönheit desselben ins Häßliche verunstaltet, so verdient er doppelten Tadel. Und solche Verschlechterung findet sich bei Tieck öfters. Wir wollen nur ein einziges Beispiel, freilich zugleich wohl das schlagendste, anführen. Im „Jungen Tischlermeister" hat er aus „Jakob dem Fatalisten" von Diderot die Situation entlehnt, wo ein Mädchen sich dem leidenschaftlich erregten Liebhaber zur Verfügung stellt. Aber wie unendlich schöner, wahrer, zarter und reiner hat der französische Dichter diese Situation erfaßt und dargestellt. Da ist es die überwältigte und überwältigende Liebe, die sich hingibt: Jakob zweifelt an der Liebe seiner Geliebten, weil sie sich ihm nicht hingeben will; es ist ihm Ernst mit diesem Zweifel,

*) Um sich recht anschaulich zu machen, wie eine echte Novelle die Reflexion zur Handlung selbst macht, und sich zu überzeugen, wie weit Tieck davon entfernt ist, vergleiche man seine meisten hiehergehörigen Dichtungen mit dem „Maler" von Gasparo Gozzi, von dem Ed. v. Bülow in seinem „Novellenbuch" eine Uebersetzung gegeben hat.

er macht ihn unglücklich. Da kann Denise seinen Schmerz nicht länger ertragen, und von der wahrsten Liebe hingerissen, im lebendigen Gefühl, daß sie doch dem Geliebten gehört, ruft sie ihm in Thränen ausbrechend zu: „Nun so mache mit mir, was Du willst!" Bei Tieck ist es aber nicht die Liebe, welche das Mädchen zu diesem Entschlusse bringt, es ist die Dankbarkeit, welche ihr ihn abnöthigt; es ist eine Belohnung, die ihm das Mädchen gibt. Bei Diderot ist es ein rein menschliches Hingeben, ein Sieg des innigsten Gefühls und der Natur; bei Tieck ist es ein überlegtes Preisgeben, daher verletzend und widrig. Wir wissen nicht, ob er in „Eigensinn und Laune" auch ein fremdes Vorbild gehabt hat; wir möchten es beinahe vermuthen; ist es der Fall, so war es ein recht schlechtes, oder Tieck hat es dann bis zur widerlichsten Gemeinheit verzerrt. Oder kann es etwas Gemeineres geben, als den Charakter der Heldin dieser Novelle? Daß Emmeline, die Tochter eines reichen Banquiers, sich in den Kutscher verliebt, und ihn heirathen will, das ist allerdings weder unnatürlich noch unerhört; daß sie sich aber bald darauf einem Commis preisgibt, daß sie dann mit einem Offizier durchgeht, in welchem sie erst später jenen Kutscher wieder erkennt, das sind schon Erfindungen, welche das höchste Bedenken erregen und nur bei einer sehr zarten und tiefpsychologischen Behandlung gerechtfertigt werden können. Aber was sollen wir dazu sagen, wenn wir diese Emmeline endlich als Bordellwirthin wiederfinden? Schicksal und Leidenschaft haben daran keinen Antheil; es ist dies der Ausfluß gränzenloser Gemeinheit, die nie und nimmermehr Stoff der Dichtung sein kann.

Zu seinen besten Novellen gehören „Das Dichterleben" und „Des Dichters Tod", in denen er seine eindringlichen Studien über Shakspeare und dessen Zeitgenossen, so wie über den Portugiesen Camoens verarbeitet hat. Allerdings finden wir auch hier Ueberwuchern der Reflexion, zu lang ausgesponnene Gespräche, deren Inhalt weit größere Wirkung hervorbringen müßte, wenn er mehr zusammengedrängt wäre; aber doch gehen diese Gespräche hier aus der Natur der Dinge und der Charaktere selbst hervor. Von hoher Vortrefflichkeit ist in beiden Novellen die Zeichnung der Personen, und es ist insbesondre der Zusammenhang des poetischen Charakters jener großen Dichter mit dem Auftreten und Handeln im Leben mit großer Meisterschaft durchgeführt. Sehr gelungen ist namentlich die Darstellung der drei Dichter Shakspeare, Marlow und Green, dieser Hauptrepräsentanten der englischen Poesie zur Zeit der Königin Elisabeth in dem Gegensatze ihres Charakters als Dichter und Menschen, so wie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ueberhaupt ist Tieck am glücklichsten, wenn er literarische und künstlerische Verhältnisse und Charaktere darstellt, so im „Gelehrten", in den „Gemälden", in den „Musikalischen Leiden und Freuden", ob er gleich in den beiden letzten als Nachahmer seines Schülers Hoffmann erscheint und dessen Manier noch übertreibt. Viel weniger gelingt ihm die Behandlung der bürgerlichen Zustände, die er weniger kannte. Davon ist der „Junge Tischlermeister" ein überzeugendes Beispiel, eine Novelle, die großen Beifall erhielt, obgleich sie doch in der That wenig auf Wahrheit beruht. Man wird nämlich nur selten Beispiele finden, daß sogenannte „Studirte" sich dazu hergeben, ein Handwerk zu erlernen, wenn nicht ganz außerordentliche Ereignisse, wie Revolutionen u. s. w. dazu zwingen; die gewöhnliche Noth, um uns so auszudrücken, wird selten einen Solchen bewegen (in Deutschland wenigstens), sich dem Handwerkerstande zuzuwenden. Viel häufiger ist dagegen die Erscheinung, daß ein Handwerker sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt und in diesen so bedeutende Fortschritte machte, daß sie ihn befähigen würden, als Gelehrter aufzutreten, ohne daß er deshalb doch seinem Stande ungetreu würde. Hätte Tieck einen solchen Charakter aufgegriffen, es hätte sich daraus gewiß weit mehr machen lassen, als aus seinem pädagogischen Tischler oder vielmehr seinem schreinernden Pädagogen.

Die große Anzahl von Tiecks Novellen (sie erschienen gesammelt: 14 Thle. Berl. 1838—42) erlaubt es nicht, dieselben sämmtlich näher zu betrachten; wir fügen daher nur noch einige kurze Bemerkungen über die bedeutendsten hinzu. „Der Aufruhr in den Cevennen" behandelt einen glücklichen Stoff, den aber Tieck nicht bewältigen konnte, weshalb er die Novelle auch nicht vollendete. In der „Gesellschaft auf dem Lande" erfreut die anschauliche Darstellung der preußischen Zustände während des 18. Jahrhunderts, und seine Schilderung Friedrichs II. ist eben so poetisch als historisch wahr. Wie sehr die romantische Mystik mit ihm verwachsen war, ersehen wir aus der „Vogelscheuche", die doch erst im J. 1835 entstand; da finden wir alle Elemente jener Richtung wieder, die nicht auf der Darstellung der Wirklichkeit, sondern auf den wunderlichsten Einfällen beruht, wie z. B. der ist, welcher den Mittelpunkt bildet, daß eine Vogelscheuche zum Menschen wird. Eine Erinnerung an die romantische Zeit liegt auch in den Gespenster- und Zaubergeschichten „Die Klausenburg" und „Pietro von Abano". Selbst in denjenigen Novellen scheint die Romantik durch, in denen er sie oder mit ihr verwandte Erscheinungen verspottet und geißelt, wie in der „Verlobung", in welcher er den Pietismus, oder in den „Wundersüchtigen", in welchen er die neueren Mystiker mit glücklichem Humor in ihrer Lächerlichkeit bloßstellt. Wie die Romantiker überhaupt, so hatte auch Tieck keinen Sinn für die politischen Ideen, welche die Zeit bewegten. Wenn er auch für Nationalität und Unabhängigkeit begeistert zu sein schien, so war es doch in der That nichts Andres als die uns bekannte mit Franzosenhaß versetzte Schwärmerei der Jahre 1812—1815. Als später die Idee der volksthümlichen und freisinnigen Entwickelung sich zu regen und zu befestigen begann, blieb auch er ihr fremd, ja er suchte sie sogar in dem „Mondsüchtigen" lächerlich zu machen oder in „Eigensinn und Laune" als unbefugt darzustellen.

Tieck hat sich endlich auch im historischen Roman versucht. Daß der „Aufruhr in den Cevennen" unbeendigt blieb, haben wir schon erwähnt. Im „Griechischen Kaiser" ist die historische Auffassung ganz äußerlich; überhaupt ist das historische Element nur Nebensache, die Intrigue, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zieht alles Interesse an sich. Ganz mißlungen ist aber sein

größerer Roman „Vittoria Accorambona“ (2 Thle. Bresl. 1840), in welchem er, dem Zug der Zeit nachgebend, für die Emancipation der Frauen in die Schranken tritt. Ueberhaupt liegt es offen, daß er darin die Gegenwart mit ihren brennenden Fragen darstellen wollte; doch hatte er nicht den Muth, uns in dieselbe einzuführen, sondern versetzte uns in frühere Zeiten, denen er die Richtungen der unsrigen ungeschickt genug zutheilte, wie die Romanenschreiber des 17. Jahrh. die Verhältnisse und Zustände ihrer Zeit in antike Masken verhüllten. Aber auch abgesehen davon, ist der Roman mißlungen, und zwar sowohl in Beziehung auf Composition als rücksichtlich der Charakteristik der Personen, die ohne Sicherheit und Wahrheit gezeichnet sind. Dazu kommt noch die Anhäufung von meist gräuelvollen Thatsachen, wodurch er den Mangel an wahrem epischen Geist verdecken wollte.

Blicken wir auf Tiecks Thätigkeit in der Prosadichtung zurück, so muß sich unser Urtheil dahin gestalten, daß er zwar ein unbestrittenes poetisches Talent, eine lebendige, stets geschäftige Phantasie besaß, daß er reich an Erfindung und noch mehr an Einfällen war (worunter wir nicht bloß komische begreifen), daß ihm aber die epische Gestaltung mißlang, weil er das Wesen der epischen Dichtung verkannte. Die bedeutendste Seite in seinen Novellen ist der Styl, die Darstellung, die sich in schönen Satzgebilden bewegt, durch heitere Klarheit auszeichnet und als feingebildet bezeichnet werden kann. Allein es fehlt dieser schönen, reinen (doch auch hie und da incorrecten) Darstellung an Mannigfaltigkeit der Bewegung; der Grundton ist immer derselbe, er mag schildern, erzählen, oder seine Ansichten in Gesprächsform darstellen, und dieser Grundton ist ihm nicht einmal eigen, er hat sich ihn durch das Studium Göthe's angebildet.

1. Aus dem „Dichterleben“.

„Gut, Robert, daß Du mich erinnerst“, sagte Marlow, indem er aufstand; „heut ist ja der Abend, an welchem ich den Astrologen und Chiromanten, den mir Nash neulich so sehr rühmte, besuchen wollte; begleite mich, Freund, damit wir unser gutes und schlimmes Glück von ihm erfahren; aber Keiner muß sich ihm nennen, weil er doch vielleicht von uns gehört hat und dann leichtes Wahrsagen hätte. Und um die Prüfung noch vollständiger zu machen, begleitet uns wohl auch der junge Schreiber*) hier, wenn wir ihn darum bitten.“

„Ich stehe zu Eurem Befehl“, sagte dieser, „denn mein heutiger Abend ist frei.“ Sie verließen das Haus, indem es schon anfing, dunkel zu werden. „Der Mann“, sagte Marlow unterwegs, „der sich Martiano nennt, soll eigentlich ein Irländer sein, der sich aber lange in Italien und Spanien aufgehalten hat. Die Vornehmen, die Gelehrten, so wie die Unwissenden, die ihn besuchen, kommen alle mit gleichem Erstaunen von ihm zurück. Man sagt, daß er durch geheime Combinationen die Schicksale erräth und findet, und keine Magie, weder Instrumente, noch astrologische Berechnungen dabei in Thätigkeit setzt.“

In einer einsamen Gasse gingen sie einen langen Gang hinunter, dann über den Hof, und erstiegen endlich auf vielen Treppen das Gemach des Wahrsagers, der sich so hoch, wie möglich, unmittelbar unter dem Dache, eingerichtet hatte, um doch einigermaßen die Sterne beobachten zu können. Ein Diener eröffnete die Thür und sie traten in das Zimmer, in welchem ihnen ein stattlicher alter Mann mit feierlichem und edlem Anstande entgegentrat. Marlow trug im Namen der Uebrigen das Gesuch vor, und der Magier holte aus einem Wandschranke eine Anzahl von Blättern, die fast das Ansehen eines Kartenspiels hatten. Er mischte sie wie ein solches, indem er einige Worte murmelte; dann mußte Marlow mit der linken Hand abheben. Nun legte der Alte die Blätter in gerader Linie hinunter, es waren planetarische Zeichen, andere Hieroglyphen, oder unleserliche Buchstaben eines fremden, vielleicht orientalischen Alphabets; dazwischen fanden sich rothe und gelbe erfreuliche Gestalten, Blumen und Pflanzen, auch Kreuze, schwarz oder grau gefärbt. Als die Linie gebildet war, legte er eine zweite horizontal, so daß sich ein Kreuz formirte, und als dieses sich vollendet hatte, fügte er der Grundfigur andere Linien wie Strahlen an, so daß sich ein bunter, sonderbarer Stern ordnete, dessen letzten Enden er die Blätter, die ihm noch übrig blieben, anreihte. Als dies geschehn, ging er murmelnd um die frei stehende Tafel. Plötzlich, indem er geheimnißvoll zählte, rechnete oder Formeln sprach, — denn seine Worte waren leise und unverständlich, — wurde seine Bewegung ein schnelles Rennen, und er brach bald hier und da, bald oben, bald unten ein Blatt aus der bunten magischen Rose, und fügte es anderswo an, so daß nach wenigen Minuten eine neue Figur, der vorigen ganz unähnlich, entstanden war. Er hatte aufgehört zu murmeln und betrachtete die irreguläre Gestalt von allen Seiten, als wenn er einen Augenpunkt auffuchte, von welchem sie sich zusammenhängend und bedeutend gestaltete. Er sah dem Dichter scharf ins Auge und sagte: „Ihr habt einen Verlust erlitten, der Euch sehr empfindlich fällt.“

„Verlust?“ sagte Jener; „daß ich nicht wüßte.“

„Nicht an Geld“, antwortete der Magier, „aber dies graue Kreuz, das hier neben Eurer Figur liegt, zeigt es mir an und kann mich nicht täuschen.“

„Recht!“ sagte Marlow jetzt, „ich entsinne mich. Und werde ich wiederfinden, was ich verlor?“

„Der Verlust“, fuhr der Wahrsager fort, „ist Gewinn für Euch, wenn Ihr ihn zu nutzen versteht; sucht ihn nicht wieder, es könnte Euch verderblich werden.“

Als er noch einiges Allgemeine bemerkt hatte, raffte er die Blätter wieder zusammen, mischte sie von Neuem, ließ Green abheben, legte sie eben so wie vorher in Kreuz und Stern und fing dann an, eben so zu murmeln und zu laufen, indem er die Zeichen hastig in eine andere Gestaltung warf. Es zeigte sich jetzt, daß seine leise gesprochene Formel ihm eine Regel vorschrieb, die wieder von den Blättern, wie der Zufall diese gelegt hatte, abhängig war; denn die Figur, die sich jetzt bildete, war eine von der vorigen völlig verschiedene, die noch weniger Regel und Einheit darstellte. Der Zauberer schritt jetzt auch viel länger unentschlossen hin und her, und es schien, daß es ihm fast unmöglich falle, einen Zusammenhang oder Anfangspunkt zu entdecken, von welchem aus er seine Weissagung beginnen könne. Endlich stand er still und sagte: „Ihr habt ein großes Glück und einen wahren Freund gefunden, aber beides muthwillig von Euch gestoßen.“

„Gewiß nicht“, sagte Green lebhaft; „darin irrt Ihr!“

„Also noch nicht?“ fuhr Jener fort, ohne gestört zu werden; „so hütet Euch, daß es nicht sogleich geschehe. Ich beachtete den Charakter dort nicht, den ich seitwärts habe legen müssen. Ihr habt schon viel Glück und Unglück überstanden. Jetzt aber habt Ihr dieses wohl überwunden, wenn Ihr es nicht freiwillig aufsucht.“

Dem dritten Gegenwürtigen wurden hierauf die Zeichen eben so gelegt. Doch ehe er noch einige Minuten seine Formel leise gesprochen und den Stern verändert hatte, rief er aus: „Was? schon zu Ende? Und so plötz-

*) Dies ist Shakespeare.

lich formirt sich von selbst diese liebliche, symmetrische Figur? Ei, junger Mann, wer Ihr auch sein mögt, Ihr wandelt jetzt auf dem rechten Wege und das Glück reicht Euch die Hand."

Der ungestüme Marlow wurde ungeduldig und warf die Blätter durch einander, indem er sagte: „Laß diese allgemeinen Phrasen, die mehr oder minder auf die ganze Welt passen, nimm dieses Goldstück und sage uns etwas Bestimmteres. Und damit es Dir leichter werde, so wisse, Du siehst drei Schriftsteller vor Dir, nenne sie Dichter, wenn Du willst, und es ist unter uns die Frage entstanden, von wem der hier Gegenwärtigen die Nachwelt sprechen werde, wessen Bemühungen den Kranz des Ruhmes davon tragen und am längsten zur Freude der Welt dastehen und dauern mögen."

„Friede mit den Geduldigen!" sagte der Wahrsager; „nach Eurem Zorne und Schelten müßt Ihr Euch hier für den Vornehmsten halten und des Kranzes wohl schon gewiß sein. Dann solltet Ihr aber meine Schwelle nicht betreten haben; denn Keiner muß sie überschreiten, der die Gewißheit schon mit sich bringt. Auch müßt Ihr in meiner stillen Wohnung jene geheimnißvolle Regel achten, der ich mich selber unterwerfe; wer mit tyrannischer Hand in diese Ordnung der Blätter greift, zerstört die Geisterlinien schmerzhaft, die sich in meinem schauenden Gemüthe wie Strahlen ausbreiten, und hemmt meine Kunde. Könntet Ihr das unsichtbare Kunstwerk gewahr werden, das sich vor meiner innern Schauung entfaltet, Ihr zerrisset es so wenig, wie eine Leinwand, auf welche Tizians Pinsel seine Farben legte."

„Handle, sprich", rief Marlow, „ich will Dich nicht wieder stören!"

Jener nahm die Blätter, faltete sie auf einander, blies einigemal darüber hin und lispelte mit einer solchen Miene der Andacht, als wenn er die Verletzten mit neuer Weihe entsühnen wollte. Nun mischte er viel länger als vorher, ließ Alle nach der Reihe abheben, und vermengte die Zeichen jedesmal von Neuem, worauf er sie dann in drei verschiedenen Theilen vor jedem der Fragenden in abgesonderten Figuren ausbreitete. Als er hiermit fertig war, fing seine Formel und stille Rechnung wieder an, er riß hier ein Blatt ab und setzte es dort an, so daß nach kurzer Zeit die Figur, welche für Green bestimmt war, verschwand. Die vor Marlow lag unordentlich, die vor dem Unbekannten in einer klaren Regelmäßigkeit; bald, indem die Rechnung fortging, hatte der Letzte auch alle Blätter Marlow's gewonnen, die in geordneten Kreisen eine wundersame, scheinbar verständliche Figur bildeten. Als diese Operation vollendet war und der Magier sein Werk lange und aufmerksam betrachtet hatte, nahm er, wie mit demüthiger Geberde, sein Barett vom Haupte, schaute den unbedeutenden Fremden scharf an und sagte: „Dieser junge Mann, wer er auch sein mag, ist vom Schicksal dazu bestimmt, den Kranz des Ruhmes zu tragen, er wird genannt werden, wenn Ihr längst vergessen seid, und dasjenige, was er jetzt schon gedichtet hat, wird Jahrhunderte überdauern, der späteste Enkel wird sich seiner freuen, und das Vaterland wird auf seinen, jetzt noch unbekannten Namen stolz sein."

So feierlich er auch diese Worte gesprochen hatte, so wirkten sie dennoch so unwiderstehlich auf die Lachlust der beiden Dichter, daß das kleine Zimmer von den schallenden Tönen erschüttert wurde, indeß der Unbekannte, hoch errötheud, rückwärts und so tief in sich versunken den Boden betrachtete, daß er weder die ausgelassenen Lacher noch den Propheten zu bemerken schien. „Beim heiligen Georg!" schrie Marlow aus und schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß alle jene bunten und leichten Blätter durch einander tanzten, „die Prophezeiung hat sich in einen trefflichen Aberwitz aufgelöst! Nun, Schreiber, was sagt Ihr dazu? So hoch seid Ihr und Eure Scripturen noch niemals geehrt worden. Es ist glaublich, daß die Acten, die Ihr gestern abschriebt, eine ziemliche Weile aufgehoben werden. O Thor, alter, blödsinniger Thor! Und wir noch größere Narren, mühsam in diese Bude herzulaufen, um gemeinen Trug und Albernheit einzuhandeln! Aber zu sehr, alter Schwarzkünstler, habt Ihr Euch bloßgegeben, und ich werde mich die Mühe nicht verdrießen lassen, die dumme, thörichte Menge zu enttäuschen."

„Thut, was Ihr wollt, Verblendeter, Uebermüthiger!" rief der Magier im heftigen Zorn, indem er sein Barett wieder mit majestätischer Geberde auf sein Haupt warf. „Ihr entriegelt das Gefängniß meiner Lippen, so daß ich nun die Worte, die ich wie Verbrecher in meinem tiefsten Busen verschlossen hatte, hervor treten lasse, um die Röthe von Euren Wangen, den Glanz aus Euren Augen zu verjagen. Was kümmert mich Euer Ruhm, was Eure hinfälligen Werke, da Euer Leben ja selbst noch hinfälliger ist? So haben mir diese verachteten Figuren, so die Lineamente Eures Angesichtes gewahrsagt. Wo Du, Großer, Deinen Ruhm und Dein Glück suchst, da wirst Du Deine Demüthigung ärnten: jener Lacher dort wird morgen schon und übermorgen die heutige Stunde vergeblich zurück wünschen; ja, dieser Monat nicht, nicht die künftige Woche wird ganz verschwunden sein, so hat Euch ein frühzeitiger Tod eingeholt, und Vergessenheit und Schmach mit dem grinsenden Antlitz schwingen über Eure Leichname die düstern Fahnen. Den Herrischen dort wird ein gewaltsamer Tod dahinraffen, wie auch sein finsterer Blick, jene unglückschwangere Falte in der Stirn verkündigen. Nun so lacht doch, Ihr Elenden, freut Euch doch Eures Witzes! die Nacht ist noch lang, bis Euch dann jene ewige in ihren schwarzen Mantel hüllt, aus welcher kein Entrinnen ist, und in der kein Morgenroth von Fröhlichkeit und Lust, Witz und Scherz jemals wieder aufdämmert."

Alle waren still und ernst geworden, Green und Marlow hatten die Farbe verloren und gingen blaß und nachdenkend die hohe Treppe hinunter und über den Hof zur dämmernden Gasse. Der Unbekannte eilte mit einem einfachen, höflichen Gruß nach Hause, tief in Gedanken versenkt. Marlow erhob draußen den Blick und sagte: „In künftiger Woche gehe ich zu Lord Hunsdon. Schlage Dir, mein schwacher Freund, die Abgeschmacktheit völlig aus dem Sinn. Wer wollte an dergleichen Fratzen nur eine Minute seines heitern Lebens verlieren?"

„Du bist selbst mehr erschüttert", sagte Green, „als ich Dich jemals gesehen habe. Man sollte sich mit derlei Teufelszeug niemals einlassen; wird es einmal aufgerührt, so fassen die Mühlräder des aberwitzigen Getriebes auch den Stärksten und Entschlossensten. Das ist es ja eben, daß das Fundament unsers Lebens auf Narrheit ruht; werden die Grundsteine von der Thorheit erschüttert, so wankt unser Wesen, dünken wir uns auch vorher noch so stark. Lebe wohl, meine Emmy wird mich schon seit lange erwarten."

2. Aus dem „Aufruhr in den Cevennen."

Das Feuer wurde von Neuem aufgeschürt; der Vater setzte sich in einen Sessel, indeß Edmund im Saale unruhig auf und nieder ging; der Pfarrer rückte seinen Stuhl dem Parlamentsrath näher und sagte: „Der gnädige Herr leiden wohl zuweilen am Podagra im linken Fuße?"

„Woher schließen Sie das?" fragte der Alte; „mir scheint das Bein eben nicht geschwollen, obgleich Sie richtig gerathen haben."

„Die Geschwulst", fuhr der Prediger fort, „ist freilich fast unmerklich, aber dadurch, daß Sie oft mit diesem Fuße sanfter und leichter auftreten, wahrscheinlich ohne es zu wissen, immerdar, hat sich im Verhältniß zum rechten dieser Knöchel etwas mehr eingezogen, und hat also auch nothwendig die Kraft des andern nicht."

„Das ist sehr fein beobachtet," sagte der Rath.

„Mein gnädiger Herr," erwiderte der Pfarrer, „es ist unglaublich, wie die Natur in allen ihren Hervor-

bringungen konsequent und verständig ist. Auch im geringsten Theil sie beobachten, ist lehrreich, wenn es auch dem Ungeübten lächerlich erscheinen mag. Vor mehr als hundert Jahren hat der Neapolitanrr della Porta ein gutes Buch über die Physiognomien geschrieben und die menschlichen mit den thierischen verglichen; man hat schon im frühen Alterthum versucht, aus dem Antlitz die Tugenden oder Laster und die Eigenschaften des Gemüths zu lesen. Glauben Sie mir, wenn ich meine ganze Muße darauf wenden könnte, ich traute mir es dahin zu bringen, aus einem Schuh oder Stiefel, der eine Zeitlang getragen ist, viele Fehler oder Besonderheiten des Eigenthümers zu entziffern."

„In der That?" rief Herr von Beauvais lachend.

„Es verräth sich in dem Kleidungsstücke, wenn man es genauer betrachtet, der hastige oder stockende Gang; das Einknicken, das Schieftreten bei Frauenzimmern ist gewiß sehr bedeutend; ein gewisses Ablatschen, ein hoffärtiges Niedertreten der Ferse, ein affektirtes und eitles Wegschleifen der Spitze, ein characterloses Zittern und Zwinkeln des Fußes, wodurch der Schuh alle Form verliert; die Eigenschaften abgerechnet, die sich schon aus dem hohen oder niedern Spann, oder aus den Plattfüßen prognosticiren lassen. Aber nun gar die Beine! Hat man diese in Natura vor sich, da kann man kaum irren, um Stand und Gewerbe oder Lebensweise zu finden; so giebt es Schneider- und Bäckerbeine, die unverkenntlich sind, Infanteristen- und Cavalleristenbeine, Weber- und Tischlerbeine, und dergleichen mehr."

„Das sind höchst interessante Beobachtungen," sagte der Rath; „doch wagten Sie es wohl zum Beispiel, von der früheren Lebensweise meines Franz etwas aus seinen Beinen herauszudeuten?"

„Aus meinen Beinen?" rief der alte Diener, der noch mit Abräumen beschäftigt war. „Hier sind dieselben, Herr Pfarrer."

„Bückt Euch ein wenig, — nun geht dort hin, — kommt wieder, — stellt Euch ganz aufrecht — Herr Parlamentsrath, ich möchte darauf schwören, daß Ihr Franz in der Jugend, und noch wohl tief ins Mannesalter hinein, ein Seemann gewesen ist."

Der Diener sah den Geistlichen verblüfft an, und der Herr von Beauvais sagte: „Sie haben es getroffen, geistlicher Herr, aber woran erkennen Sie es?"

„Kein Seemann", sagte dieser, „verliert jemals ganz den gespreizten und etwas gebückten Gang, den er sich auf dem Schiffe angewöhnt; er senkt im Gehn das Kreuz und behält zeitlebens ein gelindes Taumeln."

Als der zweite Diener sich näherte, rief der Geistliche sogleich: „Bemüht Euch nicht weiter, man sieht auf einen Büchsenschuß weit sogleich, daß der gute Mann in seiner Jugend ein Schneider gewesen ist, ja daß er gewiß noch jetzt die Beschäftigung treibt, denn die zurückgeschlagenen Schienbeine geben es deutlich kund. — Ihr seid also ein Waidmann (indem er sich zum stehenden Jäger wandte), es muß wohl so sein, obgleich ich Euch eher für einen Soldaten, und dem Auge nach für einen Contrebandier genommen hätte. Indessen, — was ist denn das mit dem rechten Knie? Vom Messedienen habt Ihr es gewiß nicht, woher kommt denn hier die kleine Erhöhung? Solltet Ihr denn wohl gar die seltsame Gewohnheit angenommen haben, beim Schießen aufs rechte Knie zu fallen?"

„Herr Pfarrer," rief der Jäger aus, „Sie mögen wohl selber ein Stück von einem Herenmeister sein, so haben Sie's getroffen. Von Jugend auf habe ich nie anders schießen können, als knieend; läuft mir ein Hase auch vor der Nase vorbei, im Stehen treffe ich gewiß nicht, ich muß mich erst niederwerfen. Hab' ich doch von meinen Kameraden in allen Zeiten so viel deshalb leiden müssen."

„Uebrigens habt Ihr", fuhr der Pfarrer fort, „Bergbeine, „und müßt aus den hohen Cevennen oder den Pyrenäen gebürtig sein; auch hat Euer Auge den Character eines Bergbewohners, der an das Fernsehen gewöhnt ist."

„Richtig," sagte der Jäger, „ich bin da oben aus Lozere, aus dem wildesten Gebirge."

„Nun, mein junger Freund," wandte sich der Beinforscher an den jungen Burschen, — „Ihr wollt ein Müller sein und habt keine Müllerbeine, wie geht denn das zu? Seht, von dem Tragen der Säcke senkt sich früh des Müllers Rücken und wird breit und rund, die Hauptlast aber drückt auf die stützenden Waden, diese und die Sehnen der Kniekehle werden unverhältnißmäßig stark; dies sind aber bei Euch gerade die schwächsten Theile; ebenfalls sind die Knöchel nicht groß genug; hier fehlt Summa Summarum der Müllercharacter, denn meine Wissenschaft kann nicht trügen."

„Da kann ich Ihnen nicht helfen, mein Herr," sagte der Jüngling verdrießlich, „denn ich bin und bleibe doch nun einmal, was ich bin."

„Meinethalb," eiferte der Kritiker, „ich will Eurer Müllersehre auch gar nicht zu nahe treten, Ihr mögt wohl so ein weichliches verzogenes Muttersöhnchen sein, dem sie nie viel haben auffacken dürfen; auch habt Ihr in Blick, Wange, Haar ganz den Mehlcharacter, die Stimme klingt auch nach der Mehlglocke und dem Aufschütter; aber wenn ich Eure Knie betrachte, so sind es Bäckerknie, die werden so innen zusammengedrückt vom Ausholen und Einschieben des Brodes, wo der Mensch sich in der Arbeit und bei der Ofenhitze spreizt und auf die Knie stützt. Den sonderbarsten Widerspruch finde ich aber in Euren Schenkeln, denn es sind die eines Reiters, und der viel zu Pferde sitzt; so hat auch Euer Auge den Soldatencharacter, es blitzt schnell hin und her, und steht nicht ruhig, wie es beim Müller muß, der sein Geschäft abwartet. Kurz, Ihr seid mir in Beinen und im ganzen Wesen ein konfuser junger Mensch."

Der junge Müller wurde roth vor Verdruß, und der Parlamentsrath suchte mit Scherz und Lächeln die Sache völlig zu begütigen.

Wilhelm Heinrich Wackenroder.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geb. im J. 1772 zu Berlin, wurde von seinen angesehenen Eltern sorgfältig erzogen. Schon frühe entwickelte er großes Talent für die Kunst, für welche er bis zu seinem Tode die innigste Liebe behielt. Ein Mitschüler Tiecks, mit welchem er sich auch auf der Universität Halle zusammenfand, hatte er bei seinem entschiedenen Wesen großen Einfluß auf die Bildung und die nachfolgende Richtung desselben. Ob er sich gleich vorzugsweise mit dem Studium der Kunst beschäftigte, vernachlässigte er doch auch das der Jurisprudenz nicht, welcher er sich gewidmet hatte. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er als Referendar beim dortigen Kammergericht verwendet; doch starb er schon wenige Jahre darauf am 13. Febr. 1798.

Wackenroders ganzes Leben drehte sich nur um Eines, um die Kunst, deren Studium und Betrachtung ihn beinahe ausschließlich in Anspruch nahm. Charakteristisch ist es, daß er unter Kunst ganz vorzüglich die Malerei verstand, von den übrigen Künsten konnte ihn nur noch die im gewissen Sinne mit der Malerei verwandte Musik ansprechen, die Sculptur und Architektur hingegen blieben seiner Natur fremd. Dies tritt recht deutlich hervor, wenn er von Michel Angelo spricht, den er durchaus nur als Maler betrachtet, ohne auch nur das Geringste von seinen hohen Kunstwerken als Bildhauer und Architekt zu erwähnen.

Daher tritt in seinen Besprechungen der Malerkunst das plastische Element derselben auch wenig oder gar nicht hervor; er sieht in den Gebilden der größten Meister nicht sowohl die Form, als den geheimnißvollen Sinn, die Idee, die sich in der Form auszusprechen strebt. Weil aber, nach seiner Ansicht, die Idee allein das Kunstwerk bildet, so kann sich das vollkommenste Kunstwerk auch nur aus der vollkommensten Idee herausgestalten, und diese ist nach ihm die Religion. Nur der tief religiöse Sinn ist daher auch der ächten Kunst fähig, und weil dieser Sinn sich am entschiedensten bei den Klostergeistlichen entfaltet, so ist die wahre Kunst auch bei diesen mehr als bei den Laien zu finden. Doch auch jene können ohne „den unmittelbaren göttlichen Beistand" Hohes und Vollendetes nicht schaffen (S. „Raphaels Erscheinung"). — Dies ist, wenn auch wohl etwas schroff ausgedrückt, der Gedanke, welcher die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berl. 1797) durchzieht und durchdringt. Dieselben bestehen aus einer Reihe von Aufsätzen über die Kunst, unter welchen die in Form der Novelle eingekleideten die zahlreichsten und wohl auch die bedeutendsten sind. Zwar könnte man diese Aufsätze auch Biographien oder Scenen aus dem Leben der Künstler nennen, allein dem Verfasser lag es keineswegs daran, eine urkundlich beglaubigte Geschichte zu schreiben, und wenn er auch zum Theil die bekannten Biographien von Giorgio Vasari, dessen Studium er den jungen Künstlern dringend anempfiehlt, zum Grunde legte, so hat er dieselben doch poetisch frei umgebildet. Auch hier war ihm die äußere Erscheinung, die Form, nur Mittel, den Sinn und Geist zu erkennen und seinen Lesern zum Bewußtsein oder wenigstens zur ahnenden Empfindung zu bringen. Dies ist ihm auch in so weit gelungen, als er die tiefe Begeisterung, die ihn für die Kunst und die Künstler erfüllt, in dem Leser zu erwecken weiß, und wir uns zu dem Verfasser liebend hingezogen fühlen, wenn wir auch seine mystische Anschauungsweise nicht theilen können. Wie übrigens Wackenroder durch Umgang und Schrift auf Tieck und die übrigen Romantiker wesentlich gewirkt hat, so ist auch sein Einfluß auf die neuere deutsche Malerei unverkennbar, und er wird schon aus diesem Grunde stets literarisch und historisch bedeutsam bleiben. In der Darstellung strebt er nach einer gewissen alterthümlichen Einfalt, die dem Charakter und Inhalt der Aufsätze auf das Schönste entspricht, und die namentlich in dem „Ehrengedächtniß auf Albrecht Dürer" meisterhaft durchgeführt ist. Mit dieser alterthümlichen Naivetät bildet der große Reichthum an oft schönen, oft seltsamen Bildern einen merkwürdigen Gegensatz, der dem Style etwas ganz Eigenthümliches gibt, bei welchem jedoch nicht zu verkennen ist, daß Göthe Vorbild und Muster war. Den „Herzensergießungen" wollte Wackenroder einen zweiten Theil folgen lassen; doch hinderte ihn der Tod daran. Einige Aufsätze, die er vielleicht für diese Fortsetzung bestimmt hatte, nahm Tieck später in den „Phantasien über die Kunst" (Hamb. 1799) auf. Daß Wackenroder, wie oft versichert wurde, auch an „Franz Sternbalds Wanderungen" Antheil gehabt habe, ist von Tieck entschieden verneint worden.

Der Tod des alten Mahlers Francesco Francia.

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten, und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte; so ward auch die Periode, da die Kunst der Malerei aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre Heldenalter der Kunst anzusehen, und man möchte (wie Ossian) seufzen, daß die Kraft und Größe dieser Heldenzeit nun von der Erde entflohen ist. Viele standen an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre bärtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der itzt nur in wenigen einzelnen Herzen, wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bei der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführt ward, ist die Geschichte von dem Tode des uralten Mahlers Francesco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardei bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten geboren, hatte sich aber durch seinen unermüdeten Fleiß und seinen immer hinaufstrebenden Geist zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bei einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, daß sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombardei setzten eine Ehre darin, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damals noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländischen Künstler durch ihren ewigen, lautschallenden Beifall stolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürstliche Personen kamen durch Bologna, und versäumten nicht, ihr Bildniß von Francesco zeichnen, und nachher in Metall schneiden und prägen zu lassen.

Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geist strebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr seine heiße Ehrbegier gesättigt ward, desto ungeduldiger ward er, sich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuschließen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunst; er übte sich mit unbezwinglicher Geduld im Pinsel, und richtete sein ganzes Nachdenken auf das Studium der Komposition im Großen, und des Effectes der Farben. Und es war außerordentlich, wie schnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung setzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Mitstreiter hatte, und selbst der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, so konnte man immer mit Recht auch seine Werke zu den vornehmsten rechnen. Denn allerdings ist die Schönheit in der Kunst nicht etwas so Armes und Dürftiges, daß eines Menschen Leben sie erschöpfen könnte; und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt: ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Wiederschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der Himmel auf die Welt

gesetzt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Francesco lebte gerade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarei ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardei war gerade Er der Stifter, und gleichsam der erste Fürst dieser neu gegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemälden, die nicht nur durch die ganze Lombardei (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit besäße), sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren, sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzoge waren eifersüchtig, Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten, wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch einiges von seinem Pinsel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen, mit der ihm eigenthümlichen sanften Leutseligkeit, seine Achtung und Zuneigung. Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; sie richten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt sei. Einer von ihnen*) sogar ist kühn genug, zu schreiben, daß Raphael auf den Anblick seiner Madonnen die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlassen und einen größeren Styl angenommen habe.

Was konnten diese wiederholten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unseres Francesco haben, als daß sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolz emporhob, und er an einen himmlischen Genius in seinem Innern zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? Vergebens sucht man ihn unter den Künstlern unserer Zeiten, welche wohl auf sich eitel, aber nicht stolz auf ihre Kunst sind.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Mahlern allenfalls für seinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er nach vielen Beschreibungen sich in der Idee von der Manier des Raphael ein festes Bild gemacht, und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen fest überzeugt, daß er selber ihm in den meisten Stücken gleichkomme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemälde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna bestimmt sei; und dabei schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig aufrichten zu lassen, auch, wenn es auf der Reise irgendwo beschädigt sei, oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nachzuhelfen. Dieser Brief, worin ein Raphael bemüthig ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn außer sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorstand!

Einst, als er von einem Ausgange nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemälde von Raphael sei indeß angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt. Francesco stürzte, außer sich, hinein. —

Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der außerordentliche Mann beim Anblick dieses Bildes sein Inneres zerreißen fühlte. Es war ihm, wie einem sein müßte, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und statt dessen auf einmal einen Engel des Lichts vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als sänke er in voller Zerknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Kniee.

Vom Donner gerührt stand er da; und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht, was sie denken sollten.

Er hatte sich etwas erholt, und starrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmal von seiner Höhe gefallen! Wie schwer mußte er die Sünde büßen, sich allzu vermessen bis an die Sterne erhoben, und sich ehrsüchtig über Ihn, den unnachahmlichen Raphael, gesetzt zu haben. Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, daß er sein Leben mit eitelm, ehrgeizigem Schweiße verbracht, und sich dabei nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf sein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurücksehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilie auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundes, reuiges Herz, und betete gedemüthigt um Vergebung.

Er fühlte sich so schwach, daß seine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beim Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemälde, und besonders seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging fast vor Schmerz.

Von der Zeit an war sein Gemüth in beständiger Verwirrung, und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit des Geistes bei ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrengter Thätigkeit bei der Schöpfung von so tausenderlei Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem malerischen Sinn bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Ehe seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn todt im Bette liegen.

So ward dieser Mann erst dadurch recht groß, daß er sich so klein gegen den himmlischen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunst, in den Augen der Eingeweihten, längst heilig gesprochen, und sein Haupt mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm als einem ächten Märtyrer des Kunstenthusiasmus gebührt. —

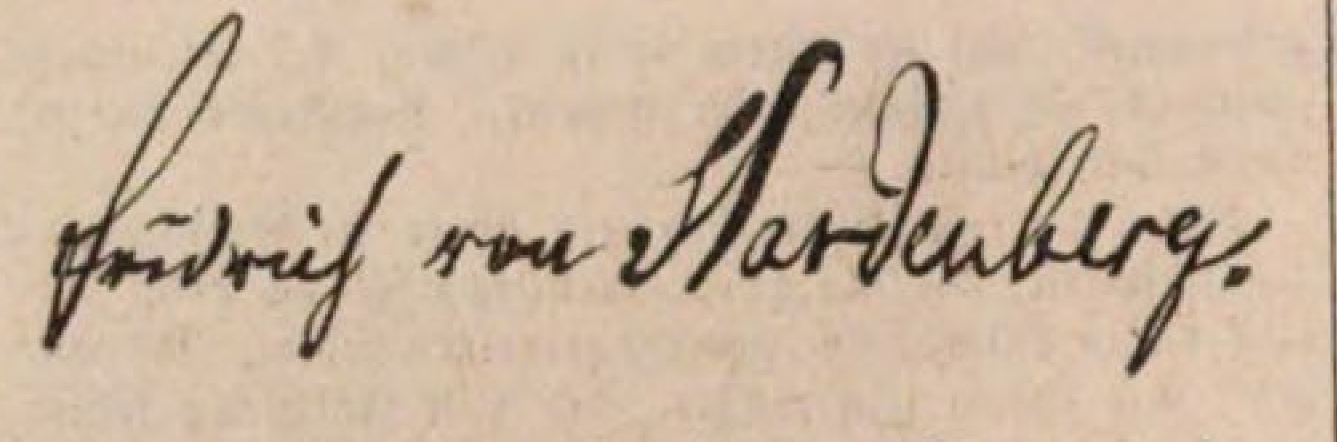
Die obige Erzählung von dem Tode des Francesco Francia hat uns der alte Vasari überliefert, in welchem der Geist der Urväter der Kunst noch wehte.

Diejenigen kritischen Köpfe, welche an alle außerordentliche Geister, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen, noch können, und die ganze Welt gern in Prosa auflösen möchten, spotten über die Mährchen des alten ehrwürdigen Chronisten der Kunst, und erzählen dreist, Francesco Francia sei an Gift gestorben.

Friedrich Georg von Hardenberg.

„Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig." In diesen Worten sind die Werke der Romantiker vollständig charakterisirt, wenn unter dem Ausdruck „ungefällig" der Mangel an Schönheit verstanden werden soll, wie es doch wohl ge-

*) Cavazzone.



schehen muß. Und allerdings mußte man einen solchen, dem innersten Wesen der Kunst widerstrebenden Grundsatz aufstellen, wenn man für die Werke der Romantiker einen Anspruch auf künstlerische Bildung machen wollte. Denn sie sind allerdings „ungefällig“. Friedrich Georg von Hardenberg, der diesen Satz in seinen „Fragmenten“ aussprach, ist selbst ein Beweis davon. Zwar dürfen wir nicht vergessen, daß sein Roman „Heinrich von Ofterdingen“ unvollendet ist, und daß er stets mit Rücksicht auf diesen Umstand beurtheilt werden muß; allein auch aus seiner fragmentarischen Gestalt läßt sich ermessen, daß er nie ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes geworden wäre, wenn ihn der Dichter auch hätte vollenden können. Wir wissen aus Fr. Schlegels „Europa“ (1, 56), daß Novalis einen Cyclus von Romanen zu schreiben beabsichtigte, in welchen er die Welt und das Leben aus den wichtigsten verschiedenen Standpunkten des menschlichen Geistes darstellen, also Aehnliches unternehmen wollte, wie Klinger beinahe vollständig ausgeführt hat. Es ist jedenfalls zu bedauern, daß der frühzeitige Tod des Dichters diese Absicht vereitelte, denn seine Werke hätten zu fruchtreichen Vergleichungen mit denen Klingers Gelegenheit gegeben. Einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem und Hardenberg können wir übrigens schon aus dem Romane des letztern entnehmen. Während jener nämlich die im Leben sich kundgebenden moralischen Zustände der Menschen zur Anschauung bringt oder bespricht, hat es Novalis mit den übersinnlichsten Verhältnissen zu thun, die sich ihrer Natur nach nicht objectiv gestalten lassen. Wie unmöglich dieses ist, ersehen wir aus dem „Heinrich von Ofterdingen“ auf das Deutlichste. Mit jedem Schritt fällt die Darstellung mehr in das Abenteuerliche und Unbegreifliche; die Gestalten, die am Anfang noch einige plastische Anschaulichkeit haben, verschwimmen immer mehr; es wird Alles traumartig, oder wird zur Allegorie. Einzelne Stellen sind des größten Dichters würdig, wie die Erzählung von „Arion“ oder das Gespräch Heinrichs mit Mathilden; doch sind diese nur Oasen in einer beinahe endlosen Wüste, Lichtpunkte in einem das Ganze bedeckenden undurchdringlichen Nebel. Ganz im Geiste der Romantik ist es endlich, daß er selbst die einfachsten und gewöhnlichsten Lebensverhältnisse, Kaufmannschaft, Bergbau u. s. w. mit dem Heiligenschein der Mystik umgibt, und ihnen eine übersinnliche Bedeutsamkeit zu geben sucht, die nicht in ihnen liegt. Noch bemerken wir, daß seine Darstellung oft durch die vielen kurzen Sätze, die unmittelbar auf einander folgen, etwas Steifes hat, was mit dem Inhalt einen wunderlichen Widerspruch bildet.

Aus „Heinrich von Ofterdingen“.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinander ging. „Das erste und einzige Fest meines Lebens!“ sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war und seine Mutter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume beim Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume. Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche gesehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O sie ist der sichtbare Geist des Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie wird meine innerste Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers sein. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um sie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um sie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Dasein zu ihrer Anschauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, dessen Wesen das Echo, der Spiegel des ihrigen sein darf? Es war kein Zufall, daß ich sie am Ende meiner Reise sah, daß ein seliges Fest den höchsten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders sein; macht ihre Gegenwart nicht alles festlich?“

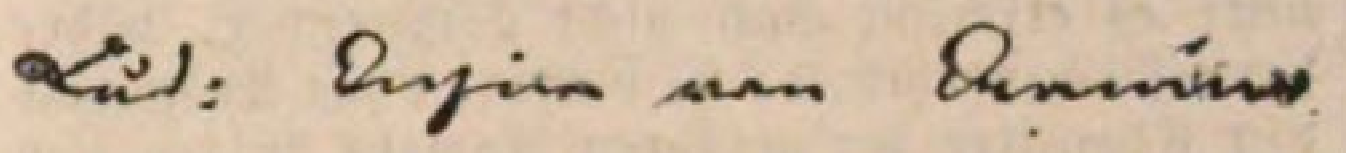
Er trat ans Fenster. Das Chor der Gestirne stand am dunkeln Himmel und im Morgen kündete ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: „Euch, ihr ewigen Gestirne, ihr stillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue soll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht ist vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich selbst zum nie verglühenden Opfer an.“

Heinrich war erhitzt, und nur spät gegen Morgen schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer, blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn. Mathilde saß und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied und sah nach ihm mit süßer Wehmuth herüber. Seine Brust war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Fluth ruhig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn schöpfte schon Wasser; doch lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit, und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Eine leise Luft strich über den Strom, der eben so ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewußtsein. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen sein. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen und netzte seine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er. Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. „Lieber Heinrich,“ rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. „Warum liefst du vor mir, liebes Herz,“ sagte sie, tiefathmend. „Kaum konnte ich dich einholen.“ Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. „Wo ist der Strom?“ rief er mit Thränen. „Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns?“ Er sah hinauf, und der blaue Strom floß leise über ihrem Haupte. „Wo sind wir, liebe Mathilde?“ „Bei unsern Eltern.“ „Blei-

den wir zusammen?" „Ewig!" versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte. Sie sagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, das sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Großvater ihm rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben daran geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Ludwig Achim von Arnim.



Was wir bei früheren Gelegenheiten (S. 180 u. 385) von dem dichterischen Charakter Ludwig Achims von Arnim gesagt haben, findet auch auf seine Prosadichtungen die vollste Anwendung. Auch in ihnen tritt sein großes poetisches Talent unverkennbar hervor, aber es sind dieselben wiederum ein Zeugniß von dem lähmenden, beinahe vernichtenden Einfluß der Romantik auf dieses Talent, das, wenn es sich frei von diesem Einfluß entwickelt hätte, die schönsten und erfreulichsten Schöpfungen hätte hervorbringen können. Die Anlage seiner Dichtungen ist gewöhnlich vortrefflich, auch beginnen sie meistens so, daß man die besten Erwartungen hegt, aber dann bricht das phantastische Element mit seiner zerstörenden Willkür plötzlich ein, und artet oft in den tollsten Spuk aus. Es erscheint eine solche Fülle von Personen und Begebenheiten, die beinahe ohne alle gegenseitige Beziehung zu einander stehen; es drängen die bedeutungslosesten Ereignisse und Gestalten die bedeutendsten Verhältnisse und Charaktere so sehr zurück, daß alle Uebersichtlichkeit der Entwickelung verloren geht. Es läßt sich dies natürlich in einer kurzen Darstellung des Inhalts nicht nachweisen, weil diese die Hauptpunkte hervorheben, die untergeordneten unbeachtet lassen muß; aber es wird daraus doch das Willkürliche und Phantastische der Entwickelung sichtbar werden.

Ohne uns bei seinem ersten und unbedeutendsten Roman „Ariels Offenbarungen" (Gött. 1804) aufzuhalten, besprechen wir sogleich seinen berühmtesten „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores; eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben" (2 Thle. Berl. 1810). Ein Graf, Minister eines deutschen Fürsten, fällt in Ungnade, verarmt und reist heimlich nach Indien ab. Seine Gemahlin stirbt vor Kummer und hinterläßt zwei Töchter, Klelia und Dolores, in der tiefsten Armuth in dem ehemals glänzenden, jetzt verfallenen Schlosse, das wegen der Kriegszeiten nicht hatte verkauft werden können. Klelia, die ältere, heirathet einen spanischen Herzog, mit dem sie in Sicilien wohnt; Dolores, ein muthwilliges, wildes, leichtsinniges Mädchen, wird die Gattin des Grafen Karl, der sie auf einer Ferienreise kennen gelernt hatte. Beide leben eine Zeitlang glücklich, bis die allzugroße Verschiedenheit der Charaktere Mißbehagen erzeugt, denn der Graf war ein ernster Mann von tiefem Gemüth und vielseitiger Bildung. Als er einst auf sein Landgut gegangen und seine Gemahlin in der Stadt zurückgelassen hatte, erscheint bei dieser ein Marchese, dessen weltmännischer Gewandtheit es gelingt, sie zu verführen, worauf er sie verläßt; dieser Marchese war aber Niemand anders als der Herzog, ihr Schwager. Bald darauf kommt Graf Karl zurück; Dolores gesteht ihm ihre Schuld, die ihm das Herz zerreißt und ihm das Leben zur Qual macht. Er gibt ihr ein Gewehr in die Hand, ohne ihr zu sagen, daß es geladen sei, und läßt sie dasselbe auf sich abschießen, doch wird er nur schwer verwundet, und genest. Die absichtslose Verwundung ihres Gemahls erfüllt sie mit Entsetzen; von der ganzen Schwere ihrer Schuld niedergebeugt, tritt sie eine Wallfahrt an; an dem heiligen Ort findet sie den Grafen, der ebenfalls dahin gezogen war, um Beruhigung zu finden. Dolores, die nun ganz umgewandelt ist, gewinnt die Liebe ihres Gemahls wieder, was zum Theil einem wunderthätigen Marienbild zu verdanken ist; versöhnt reisen sie nach Sicilien zu Klelia, deren Gatte gestorben ist. Sie leben nun glücklich mit einander; Dolores gebiert ihrem Gemahl zwölf Kinder, die sie mit sorgsamer Liebe erzieht. Doch wird das Glück der Gattin dadurch gestört, daß Dolores den Grafen für untreu hält, was er jedoch nicht war. Zwar wird das Mißverständniß aufgeklärt, aber die Gräfin, die ihren Kummer zu lange im Stillen getragen hatte, stirbt am gebrochenen Herzen „an demselben Tage, in derselben Mitternachtsstunde, in welcher sie vor 14 Jahren die heilige Treue gegen Gott und ihren Mann gebrochen". Jedermann wird hier den Roman für abgeschlossen halten, aber ein solcher Schluß wäre doch gar zu gewöhnlich, zu wenig romantisch; der Dichter setzt ihn daher noch fort. Der Vater der Gräfin kommt nach langer Abwesenheit aus Indien zurück, wo er wieder reich geworden war. Als er bei seinem Schlosse anlangt, findet er es erleuchtet; seine Gemahlin empfängt ihn feierlich. Weil er aber eine Frau aus Indien mitbringt, geräth er in Verlegenheit; die Gräfin weiß ihn aber zu beruhigen, da auch sie sich wieder verheirathet habe; sie stellt den Herzog als ihren nunmehrigen Gemahl vor, welcher, seinem Charakter getreu, die indische Frau des Grafen verführt. Diesem wird es aber bald unheimlich; er merkt, daß er sich unter lauter Gespenstern befindet, und entfernt sich heimlich aus dem Schloß, das die Bauern am folgenden Tag anzünden, wodurch dem Spuk ein Ende gemacht wird.

Es ist jedoch nicht der Schluß allein so phantastisch, auch im Verlauf der Geschichte begegnen wir noch manchen Einzelnheiten, die willkürlich hereingeworfen sind und aller innern Nothwendigkeit ermangeln; auch begegnen uns mehrere Personen, die ohne Begründung erscheinen und verschwinden. Wir würden den uns gegönnten Raum weit überschreiten, wenn wir alle die in die Erzählung lose verwebten Intriguen und abenteuerlichen Geschichten, die vielen, das Ganze zerstörenden Episoden erwähnen wollten, die namentlich darin ihren Grund haben, daß der Dichter in dem Roman „Alles niederlegen wollte", wie der Herausgeber seiner Werke, Wilh. Grimm, bemerkt, „was ihm die eigene Zeit bot, was er selbst sah und mit erlebte". Dadurch hat Arnim in seinen Roman allerdings eine Fülle von Ideen und Anschauungen gebracht, denen man Neuheit und Wahrheit nicht absprechen kann, aber er hat dadurch zugleich auch die vortreffliche Anlage zerstört. Es

war gewiß ein schöner und tief poetischer Gedanke, an der Gräfin Dolores zu zeigen, wie die Schuld durch aufrichtige Reue und Thätigkeit im Leben gebüßt werden könne; und er hat diesen Gedanken auch in sofern glücklich ausgeführt, als die Umwandlung des Charakters der Gräfin meisterhaft begründet und mit der größten psychologischen Wahrheit entwickelt ist. Und so könnten wir noch manche Stellen anführen, in denen sich das große, sicher gestaltende Talent des Dichters offenbart; wir erwähnen nur die Schilderung der Armuth der Gräfin Dolores, die um so lebendigeren Eindruck macht, als sich uns auf jedem Schritt die Erinnerung an den ehemaligen Reichthum und Glanz der Familie aufdringt.

Nach dieser ausführlicheren Besprechung der „Gräfin Dolores" können wir die übrigen erzählenden Dichtungen Arnims kürzer behandeln; in allen treten die nämlichen Vorzüge, wie die nämlichen Mängel bald mehr, bald weniger scharf hervor. Von den „Kronenwächtern", die einen großen Romanencyclus bilden sollten, ist nur der erste Theil (Berl. 1817), auch unter dem Titel „Bertholds erstes und zweites Leben", erschienen. Es wollte der Dichter die damals wuchernden Ideen von Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums darin zur Anschauung bringen; wie weit ihm dies gelungen wäre, können wir nicht ermessen, da das Werk unvollendet geblieben ist; was uns vorliegt, kann kein sicheres Urtheil begründen lassen. „Bertholds erstes und zweites Leben" ist noch reicher an Erfindung, als die „Gräfin Dolores", aber auch hier schadet die Ueberfülle der Begebenheiten der Anschauung. Des Dichters großes plastisches Talent hat hier übrigens noch mehr Gelegenheit, sich zu zeigen als in jenem Roman, und wir haben insbesondere auf seine trefflichen Darstellungen der Sitten und Gebräuche in Deutschland zur Zeit Maximilians I. aufmerksam zu machen, wobei vor Allem sein liebevoller Sinn für das Volksthümliche und sein tiefes Verständniß desselben um so mehr hervorzuheben ist, als dies die Sache der Romantiker sonst nicht war. Auch hat er, worin er sich wiederum von seinen Freunden und Genossen unterscheidet, einen wahrhaft historischen Sinn, er faßt die geschichtlichen Verhältnisse mit großer Wahrheit auf, und versteht es, sie durch seine Erfindungen zur höchsten Anschaulichkeit zu bringen, so daß er mit Recht von seinen Romanen sagen konnte, er fülle „Lücken der Geschichte" aus. Bei allen diesen großen, wahrhaft poetischen Vorzügen macht das Ganze jedoch keinen erfreulichen und befriedigenden Eindruck, weil ihm alle Einheit der Idee und der Durchführung fehlt, weil sich das Phantastische willkürlich in das Reale drängt, ohne sich mit ihm zu verschmelzen, wie z. B. bei Shakspeare, bei Raimund u. A. m.

In ähnlicher Weise, wie den Roman, behandelte Arnim auch die Erzählung und die Novelle, deren er eine große Anzahl gedichtet hat. Die meisten sind ebenfalls ohne innere Nothwendigkeit und ohne poetische Wahrheit mit phantastischen Elementen versetzt. Seine ersten Versuche in dieser Gattung machte er in dem „Wintergarten. Novellen" (Berl. 1809) bekannt; die einzelnen Stücke werden in Nachahmung Göthe's oder Boccaccio's, wie man will, durch eine allegorische Erzählung verbunden, die nicht viel besagen will. Eine spätere Sammlung, in welcher sich „Isabella von Aegypten" befindet, hat keinen besondern Titel; eine dritte erschien unter dem Titel „Landhausleben" (Bd. 1. Lpz. 1826); viele Novellen veröffentlichte er in Taschenbüchern und Zeitschriften. Gesammelt sind alle in den von W. Grimm herausgegebenen „Sämmtlichen Werken" (27 Bde. Berl. 1839 ff.). Die große Anzahl derselben erlaubt uns nur, einzelne hervorzuheben; es erscheint auch nicht nothwendig, näher darauf einzugehen, da sie beinahe ohne Ausnahme den Charakter der größeren Romane tragen und sich auf sie das Urtheil vollkommen anwenden läßt, welches Rosenkranz über die „Gräfin Dolores" fällt, nämlich, daß der gesunde Anfang in eine geschmacklose Verworrenheit ausläuft. Im tollsten Spuk bewegt sich die schon erwähnte „Isabella von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe" (Berl. 1812), so wie die zugleich mit derselben veröffentlichten Novellen „Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien" und „Die drei lieblichen Schwestern und der glückliche Färber". Alle überraschen durch die vortrefflichsten Züge und die wahrste Schilderung der Zustände, namentlich zeichnet sich „Isabella" durch tiefe Auffassung der Charaktere und überaus glückliche Darstellung der Zigeuner und ihres Wanderlebens aus. Aber der Dichter scheint es darauf abgesehen zu haben, den guten Eindruck durch die abenteuerlichste Vermischung mit gespensterhaften Erscheinungen aller Art absichtlich verwischen zu wollen, so daß endlich das Ganze wie das widersinnigste Traumgebilde nebelhaft verschwimmt. In romantischer Ironie und oft glücklichem Humor bewegt sich „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott"; voll Laune, obgleich mit allzuschweifendem Humor versetzt, sind die im Ganzen sehr ergötzlichen „Ehrenschmiede"; in den „Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings" herrscht eine bei Arnim seltene Mäßigung, und der originelle Charakter des Hofmeisters geht nirgends in Caricatur oder Uebertreibung über. Auszuzeichnen sind endlich „Die Abenteuer des Prinzen Karl Stuart", in denen sich des Dichters historischer Sinn aufs Neue beurkundet.

Aus den „Kronenwächtern".

Unsere Stadtleute sprechen von großen Festschmäusen, als von einer Frohnarbeit, der nur ein Fremder durch anders gefärbte Einfälle Reiz verleihen kann. Dieser Ueberdruß kommt aber vom Ueberfluß solcher Feste, die in manchen Kreisen zum Alltäglichsten gehören, so daß ein jeder Leichnam schon aus der Gewohnheit voraus weiß, wie viel beschwerter er sich am Schlusse des Festes, als im Anfange fühlen werde. Wie können sie sich in Festlichkeiten alter Zeit versetzen? Die höchste Lust muß ihnen widrig erscheinen. Auf dem Lande sind wir jener Zeit schon näher, die Speisen selbst haben eine geistige Berührung mit unsrer Thätigkeit und Einsicht, weil sie nur mit Klugheit der widerstrebenden Witterung abgewonnen, in ihr gezogen und geerntet werden konnten. Wer überdies Monate in seiner Hauswirthschaft zugebracht hat, der ist schon erfreut, andre fremde Gesichter bei sich versammelt zu sehen, das Gespräch scheint sogar störend, so lange der Genuß dauert und nur der Tafelmusik möchte man ein Recht einräumen, das Herz un-

bewußt anzuregen. Solch ein Fest, durch bedeutenden Anlaß erzwungen, nicht müßig erdacht, hat auch seinen Zwang zur Lust und diese fehlt nimmer, Niemand naht sich der Thüre ohne mitzugenießen und selbst die, welche zu Hause bleiben, erhalten ihren Antheil durch das Heimgesandte, und lassen dann auch Gott einen guten Mann sein. Aber neben der Lust sind auch Streitigkeiten nicht selten; keiner hat einen Grund, sich zu verschließen, und da die Mittheilung selten ist, so ist sie auch heftiger, insbesondere wenn sich die Lebensfülle im Genusse scheinbar erhöht und über ihre Schranken steigt. So war es im Lande der Ditmarsen gewöhnlich, das Leichenhemde zu den Hochzeiten mitzunehmen, weil keine ohne Kampf und Mord endete.

Auch Bertholds Hochzeitfest war nicht ohne Schimpf und Unfrieden. An dem Herrentische blieb es freilich bei einigen stachlichen Reden, die ein trunkner Schuhmacher über den Brunnen und die verbaute Straße mit Anspielungen auf den Ehestand fallen ließ; bei dem Tische der Stadtpfeifer ward es dagegen ernsthafter, denn da gings zugleich um Kunst und Lebensunterhalt, auch gab sich keiner die Mühe, wie der Ehrenhalt am Herrentische. gute Ordnung zu bewahren, vielmehr hetzten manche Bürger die Stadtpfeifer, die fremden Meistersänger und di• Fiedler gegen einander, weil sie sich in ihrer Tücke so grundlächerlich darstellten. Nun weiß jeder, daß ein Hauptunterschied zwischen den Menschen darin liegt, daß ein Theil durch den Weinrausch unbändig froh und der andre grundlos traurig wird: wie ist da ein gutes, verständiges Vernehmen möglich, insbesondere wenn es sich gewöhnlich noch dabei findet, daß die nüchtern Lustigen trunken traurig werden, und die nüchtern Ernsten im Rausche an den Scherz jener heransteigen; die Leute fühlen sich unter einander ausgetauscht und schlagen sich, ihre Seele wieder zu gewinnen. So war zum Feste ein lustiger ältlicher Sänger des Herzogs von Baiern, mit Namen Grünewald*) angekommen, der in Augsburg sich in Annen verliebt, wie es ihm mit allen schönen Mädchen erging, auch bald seine Liebe bei allen Banketen besungen hatte, ohne daß die Leute eigentlich wußten, auf wen seine Liebesnoten anspielten. Er hatte Annens Wohnung endlich ausgeforscht und in Verzweiflung, daß ihr Fenster sich nie seinem Gesange öffnete, weil sie längst fortgereist war, hatte er sich dem Weine, ohne Berechnung seiner Kasse, so lange ergeben, bis der Wirth seine vollgekreidete Wandtafel überrechnete, Zahlung forderte und als er diese nicht leisten konnte, ihm den Mantel nahm. Das kümmerte den Sänger wenig, er setzte davon ein lustig Liedlein, schimpfte darin den Wirth wacker aus, dem er mit seiner Lustigkeit viel Gäste ins Haus gelockt hatte, ging mit dem Liede zum reichen Fugger und erzählte darin zum Schlusse, daß dieser seinen Mantel ausgelöst habe. Der gute Fugger that, wie von ihm erzählt worden, löste den Mantel nicht nur aus, sondern gab auch dem lustigen Grünewald ein Zehrgeld auf die Reise; aber mehr als Geld schenkte er ihm in der Nachricht, wohin die schöne Anna gezogen, was Fugger aus Fingerlings Handelsbriefen erfahren hatte. Grünewald küßte ihm die Hände aus Dankbarkeit, nahm ein Schreiben als Empfehlung und schritt stolz in seinem Mantel vor dem Wirthshause vorbei, dessen Wirth ihm so theure Zeche angekreidet hatte. Der Wirth sah sich eben nach Gästen um, als der Sänger vorbei zog und gähnte. Da erhob sich ein Windstoß, blies den Mantel gar stolz auf und warf dem Wirthe den Flügel eines Fensters, das eben offen stand, auf die rothe Nase. Dies Geschichtlein hatte Grünewald auf dem Wege einem Kunstgenossen vertraut, aber es ganz geheim zu halten gebeten, als er mit diesem zum Hochzeittage in Waiblingen ankam, wo er sich als ein reisender Sänger der Gesellschaft durch Lieder und der schönen Anna durch Fuggers Brief so gut empfahl, daß er von Berthold allen einheimischen Sängern vorgezogen wurde. Die Baiern und Schwaben sind aber nicht bloß in der Sprache, sie sind in ihrem ganzen Wesen sehr verschieden, jene trinken Bier, diese Wein, jene sind schwerer und ernster, diese lustig und schnell; es kam daher den Stadtpfeifern seltsam vor, daß ein baierischer Sänger ihnen den Preiß der Lustigkeit nehmen sollte. Die Schwaben sangen, unser Herr Gott ist auch kein Baier und andres mehr, was dem Grünewald schon zu Kopf steigen konnte, aber er antwortete mit der Schwabenbeichte; sie sangen von der vierbeinigten baierischen Nachtigal, er achtete dessen wenig, denn wie er mehr trank, ging es ihm immer trauriger zu Herzen, daß Anna sich an dem Tage vermähle und daß er nicht der Bräutigam sei. Kaum merkte der Oberpfeifer Haring, daß er traurig wurde, so hielt er das für Verzagtheit und rückte mit lustiger Bosheit gegen ihn an. Er hatte eben das Geschichtlein des Mantels von dem Kunstgenossen erfahren, gab sich das Ansehen, Wälsch reden zu können, indem er viel Schimpfworte aller Völker in allerlei fremdes Geschrei einmischte und sprach zu einem Schüler so erzählend, indem er abwechselnd auf den Mantel des Sängers hinwies, auch wohl den Mantel anfaßte, doch halb verstohlen und Geld zählte. Grünewald merkte nun wohl, daß er verrathen sei, die Beschämung erregte seine Galle. Um Haring zu ärgern, machte ihm Grünewald boshaft nach, wie er beim Blasen seine Backen dehne und nichts heraus bringe. Haring schlug ihm auf die Backen, daß der baierische Wind hinausfahre. Grünewald zog sein Messer, die Kunstpfeifer rissen es ihm fort, drängten auf ihn ein; er war zur Rathhausthüre hinausgedrängt, ehe er zur Besinnung kam. Der Stadtpfeifer warf ihm ein Becken auf den Kopf und rief ihm zu: „Gott geleite euch.“ Darüber lachten die Weiber am Brunnen gar unmäßig und Grünewald wollte wieder die Treppe hinanstürmen und neues Geprassel von Töpfen stürzte über ihn her, ehe Berthold und der Ehrenhalt es hindern konnten. In seinem Rausche, glühend und kühl durchnäßt, lief er hastig am Markte umher und regte alle Jammertöne seiner Zitter, die ihm um den Leib hängen geblieben. Ernst sprachen die Sterne zu ihm und mit Trauer die hohen Häuser: er hätte immer wieder zu Annen hinaufstürmen mögen. Die Beine trugen ihn aber unsicher, wohin sollte er sich wenden? Er sank an der Ehrenpforte nieder, über der Anton die letzten Bretter seines Malergerüstes festigte. Da sich inzwischen nach Wegnahme der Tische in den Rathhaussälen alles zum Reihentanz geschickt hatte, also die Pfeifer und Fiedler vollauf zu thun hatten, die Weiber am Brunnen aber an die Fenster neugierig sich drängten, so hatte er Muße seinem Geschicke nachzudenken, wenn er nur Vernunft dazu mitgebracht hätte; aber sein Nachdenken bestand immer nur im Erzählen.

*) Ein wandernder Sänger. S. II. 8 u. 156 ff.

Ernst Karl Christian Graf v. Benzel-Sternau.

Den schroffsten Gegensatz zu den Romantikern bildet der Dichter, zu welchem wir jetzt übergehen. Während jene, in mystische Träumereien versunken, sich dem Katholicismus zuneigten oder sogar zu ihm übertraten, bekannte er sich in seinem hohen Alter, von seinem freien Geiste gedrängt, zum Protestantismus; während bei Manchen unter den Romantikern, die ihre Religion abschwuren, äußere Gründe mitgewirkt haben mochten, konnte er von seinem Uebertritt keinen Vortheil erwarten; während jene, die Gegenwart vergessend und mißverstehend, nur von der Wiederbelebung einer für immer abgestorbenen Zeit träumten, hielt er mit seinem festen, praktischen Sinn an der neuen Entwickelung fest, und suchte das aristokratische Element, von dessen Einflüssen er

sich nicht ganz befreien konnte, mit den Forderungen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen.

Ernst Karl Christian Graf v. Benzel-Sternau, geb. zu Mainz am 9. April 1767, trat nach beendigten Studien in Staatsdienste, er wurde 1791 kurfürstlich mainzischer Regierungsrath in Erfurt, und 1803 geheimer Staatsrath. In Folge der Territorialveränderungen, welche durch den Lüneviller Frieden Deutschland so mächtig umgestalteten, trat er 1806 als Director des Ministeriums des Innern in badische Dienste, und 1812 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt zu seinem Staats- und Finanzminister, als welcher er sich durch seine administrativen Talente wie durch seine freisinnige Gesinnung die größten Verdienste erwarb. Nach der Auflösung des Großherzogthums blieb er ohne Staatsamt; die damaligen Gewalthaber konnten einen solchen Mann, der das Wohl des Volks für die erste Aufgabe des Regenten hielt, natürlich nicht gebrauchen. Daher wurde es auch nicht gern gesehen, daß er zum Abgeordneten in die zweite Kammer der baierischen Stände gewählt wurde, in der er sich durch unentwegtes oder, wie man ihm vorwarf, schroffes Festhalten an Gesetz und Verfassung die Achtung aller Besseren erwarb. Daher ward ihm später der Eintritt in die Kammer verweigert, doch suchte er durch verschiedene politische Schriften, unter denen wir die „Berichte über die bairische Ständeversammlung von 1827—1828“ (Zür. 1828) und die „Baiernbriefe, oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen des Königreichs Baiern“ (4 Bde. Stuttg. 1831—32) erwähnen, fortwährend zu wirken. Im J. 1827 trat er zu Frankfurt am Main zur evangelischen Kirche über, wozu ihn, wie er in seiner öffentlichen Erklärung sagte, nur die Ueberzeugung bewog, daß in einer Zeit, wo die Umtriebe der Hierarchie sich offen ankündigten, jeder redliche Mann seine Gesinnung offen und frank bekennen müsse. Seit 1816 lebte er theils auf seinem Gute Emrichshofen bei Aschaffenburg, theils auch auf dem schönen Landsitz Mariahalden am Zürcher See, wo er, 82½ J. alt, am 15. Aug. 1849 starb.

Benzel-Sternau hat sehr viel geschrieben, jedoch nicht so großen Beifall erworben, als man bei seinem Talente hätte erwarten dürfen, auch blieb er beinahe ganz ohne Einfluß auf die Literatur selbst. So sehr zu bedauern ist, daß er sich keinen Eingang erwarb, so ist es doch leicht zu erklären, es ist dies insbesondre eine Folge seiner Darstellung, die allzugeschraubt, gesucht und schwerfällig ist, und sich im Haschen nach seltsamen Bildern gefällt. Dann fehlt es ihm an wahrhaft epischem Talent; er versteht weder die Kunst der Anordnung, noch vermag er die Charaktere zu individualisiren. Ueberhaupt wiegt das satyrische Element allzubedeutend vor, was ihn befangen macht und die poetische Gestaltung nicht aufkommen läßt, während es ihn zur Reflexion verleitet. Zwar sind seine Bemerkungen immer geistreich und originell, sehr oft tief oder witzig, aber sehr häufig auch seltsam und spitzfindig. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit den „Novellen für das Herz“ (2 Bde. Hamb. 1795—96), die ihrer eigenthümlichen Haltung wegen die Aufmerksamkeit eine Zeitlang erregte; am berühmtesten wurde er durch sein „Goldenes Kalb, eine Biographie“ (4 Bde. Gotha 1802—1804), das schon unmittelbar nach dem Erscheinen eine zweite Auflage erlebte (1804), aber bald darauf beinahe ganz in Vergessenheit gerieth. Und doch enthält dies Buch vieles Vortreffliche. Es spricht sich darin eine genaue Kenntniß der Welt und der bürgerlichen Verhältnisse, so wie ihres Einflusses auf das menschliche Herz aus; in seinen Schilderungen der öffentlichen Zustände und der Beamtenwelt mit ihrem alles Bessere ertödtenden Einfluß erkennt man den tiefblickenden Staatsmann, der auch durch seine Schriften dem Unwesen steuern wollte. Bei besserer Anordnung der Handlung und wenn die oft ermüdende Breite vermieden wäre, würde das „Goldene Kalb“, unter welchem er den Eigennutz personificirt, weit größere Wirkung machen.

Außer diesem schrieb Benzel-Sternau noch mehrere ähnliche Romane, „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv“ (4 Bde. Gotha 1804); „Pygmäenbriefe, ein satyrischer Roman (2 Bde. Eb. 1808); „Der steinerne Gast, eine Biographie“ (4 Bde. Eb. 1808); „Der alte Adam. Eine neue Familiengeschichte“ (Eb. 1819—20). Ferner dichtete er Parabeln und Allegorien, die er unter dem Titel „Proteus oder das Reich der Bilder“ (Regensb. 1806) herausgab, und versuchte sich in der Märchendichtung: „Titania oder das Reich der Mährchen aus dem Klarenbachischen Archive“ u. a. m.

Aus dem „Goldenen Kalb“.

Hofrath Malchus, beider Rechten Doktor, und kaiserlicher Hofpfalzgraf, eines privilegirten Kesselflickers Sohn, adoptirter Goldsohn der Themis, erst Notariatshandlanger, dann selbst Werkmeister, dann Schreiber des Sekretairs, endlich selbst Sekretair des Ministers, zuletzt Hofrath und Vertrauter des Ministerial-Nachfolgers, dem er seinen Wohlthäter stürzen half, war ein kleiner, untersetzter, blinzelnder Mann, mit grauen Katzenaugen, gebogener Schelmennase und freundlichen Mienen. Er hielt dafür, man müsse recht viel Artiges ins Gesicht legen; weil denn doch dieses nicht ausdrücklich verspreche, aber anziehe, ohne zu kompromittiren, und dem klugen Geschäftsmanne ohngefähr dieselben Dienste leiste, wie der Sirene die Stimme. Er wußte so gut, wie manche hübsche Weiber es wissen, daß viele Menschen die Dupe ihrer Augen sind, bis ihnen die blaue Nase den Verstand wieder zurecht setzt. Er hatte eben so viel Geschmeidigkeit im Rücken als im Gesichte. Bücken konnte er sich, als wäre er im Orient gebohren, wo die Sklaven die Stirn auf den Boden schlagen, um sich zu erinnern, daß sie noch Köpfe haben, und den Sultan, daß er sie ihnen abschlagen lassen kann. Er kroch wie ein Schooshund, und man wollte sogar wissen, er habe sich von der Maitresse des vorigen Fürsten mit Füßen treten lassen, um ihr einen kleinen Spaß und sich zum Hofrath zu machen. Was man aber mit Gewißheit behaupten konnte, war der glorreiche Umstand, daß er mehr als hundertmal dem Minister in das Schlafzimmer der verstorbnen Frau Hofräthin vorgeleuchtet hatte.

Seine erste Leidenschaft war Geld, dieser Talisman des Guten und Bösen, — die zweite — Gewalt, die dritte — Mißbrauch. Eine wahre Freude wurde es ihm, redliche Menschen zu verfolgen, zu quälen, zu vernichten. Schon der bloße Beinahme: gut, brav, rechtschaffen, brachte ihn auf, wie die rothe Farbe den Truthahn, oder das Feuer den Löwen. „Das verdammte ehrliche Gesindel,“ murmelte er zwischen den Zähnen, die knirschend durch die blauen Lippen hervorfletschten: „könnt' ich es nur mit einmal in Pech sieden!“ Diese Anspielung auf das Pech beweist, wie nah er dem Teufel angehörte, der sich bekanntlich mit dem Zweige der Industrie stark ab-

giebt. Diese ihm, wie seinem Herrn Vetter Satan, so verhaßte Klasse von Menschen sah er als ein gefährliches Unkraut an, welches man mit Stumpf und Stiel vertilgen müsse. Wenn er auf keine Pflicht hielt, so galt ihm doch die über alles; doch nur als Art von Pflicht. Denn Menschen seines Zeichens erkennen diese nur so, nie eigentlich an: weil ihr Hauptgrundsatz fordert, sich alles zu erlauben. Die Auswahl der Mittel ist die Pantomime von Herz und Kopf.

Anfangs selbst zu unbedeutend, um allein zu wirken, schloß er sich immer eifrig an mächtigere Schurken an. Die Sympathie der Nichtswürdigkeit hat ihren eignen Zauber und Kitt. Er diente ihnen, verkaufte sich, spionirte, lauschte, schlich sich vergiftend ins Vertrauen ein, und verrieth die Früchte des gewonnenen Vertrauens. Sein Lieblingsgeschäft war und blieb, mit Gesellen und Helfershelfern auszuziehn, um gleich seinem biblischen Namensvetter, erhabene Menschen zu fangen, und sie verderbend ihren Feinden zu überliefern. Trostlose Eltern, jammernde Gattinnen, weinende Kinder, zertrümmerter Friede, gemordete Ruhe, erwürgtes Glück, waren seine liebste Vokalmusik, und köstlichste Leckerbissen. Wie Adramelech stand er dann auf dem rauchenden Schauplatz, sog den Dampf der Vernichtung ein, schlug an die eherne Brust und grinzte: „Das ist mein Werk.“ Nur einen, einen einzigen redlichen Mann hätte er auf's Schaffot bringen mögen. In den Kerker, um ihr Brod brachte er viele: und wenn er die Reihe überzählte, so glühte die Schadenfreude der Hölle auf seiner gefurchten Stirne.

Einst leuchtete ihm ein satanischer Strahl der Erfüllung seines liebsten Wunsches. Der Minister — ach die Minister sollten die Geburtshelfer des allgemeinen Wohls sein: aber leider drücken sie, gleich manchen Hebammen, dem armen Neugebohrnen zuweilen den Kopf ein, oder wenigstens platt. — Der Minister konnte einen vortrefflichen, allgemein geschäzten Staatsdiener durchaus nicht mehr leiden. Hofrath Malchus erhielt den Auftrag, ihn zu liefern. Er brachte ihn durch seine Ränke an den Rand des Abgrundes, schon war ihm der Prozeß gemacht, ehestens sollte dem unschuldigen Verbrecher das Urtheil gesprochen werden: da entzogen ihn seine Freunde dem Kerker und der nahen Gefahr. Wüthend sezte Malchus mit seinen Häschern dem Flüchtigen nach, erreichte, ergriff ihn. Ein feuriger junger Mann zog, und stuzte dem Böswicht zur vollkommnen Gleichheit mit dem hebräischen Vetter das Ohr. — „Steck' dein Schwert in die Scheide,“ sagte der geächtete Tugendhafte dem Jüngling und gab sich gefangen. Der Höllenrath lechzte nach Rache: sie war der Vollendung nah. Aber die Sache machte Aufsehen, die Feinde des Ministers benuzten sie; der Fürst hielt Nachfrage; das Haupt des Bundes gegen den bisherigen Beschützer des Hofraths Malchus gab ihm zu verstehn, er sei verloren, wenn er nicht ihm Treue gelobe. Er gelobte, der Minister fiel durch den Verräther, der sich rettete. Der Fürst war unerbittlich; „Vipern muß man zertreten,“ sagte er. Aber er nahm sie in seinen Busen auf: denn, indeß der gestürzte auf die Festung gebracht wurde, wanderte Malchus mit dessen Nachfolger ins fürstliche Kabinet ein, umgeben von der Glorie der Redlichkeit, und mit neuer Macht, Böses zu thun, bekleidet. Ach! warum fallen nicht jedem Schurken, der einen Biedermann zu Grunde richtet, die Augen aus dem Kopfe, wie dem Nachrichter des heiligen Albano!

Friedrich Adolf Krummacher.

Obgleich Herder durch seine Parabeln und Paramythien ein vortreffliches Vorbild gegeben hatte, blieb diese liebliche Gattung mit vereinzelten Ausnahmen doch beinahe ganz unberücksichtigt, bis sie nämlich in vortrefflicher Weise durch den Dichter, zu dem wir uns jetzt wenden, wieder erweckt wurde.



Friedrich Adolf Krummacher, geb. am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, studirte Theologie in Duisburg, wo er selbst Professor der Theologie wurde, nachdem er eine Zeitlang Rector der Schule in Meurs gewesen war. Im J. 1807 wurde er reformirter Prediger in Krefeld, welche Stelle er jedoch noch in demselben Jahre mit der eines Pfarrers im Dorfe Kettwich in Westfalen vertauschte. Im J. 1819 folgte er einem Rufe als Consistorialrath und Hofprediger nach Bernburg, 1824 übernahm er die Stelle eines reformirten Predigers in Bremen, wo er am 4. April 1845 starb.

Krummacher, dessen Schriften sehr zahlreich und namentlich religiösen Inhalts sind, wurde ganz vorzüglich durch seine „Parabeln“ (Duisburg 1805; 7. Aufl. 2 Bdchn. Essen 1840) berühmt. Er nahm in diesen allerdings Herder zum Muster, doch bildete er sich vornämlich durch das tiefere Studium der Parabeln im Alten und Neuen Testament, wie man schon aus der Erklärung ersieht, die er von der Parabel gibt. „Sie ist“, sagt er, „das poetische Gleichniß in der Auffassung des Lebens und Webens des inneren Menschen als eines fortschreitenden Epos, welches aus dem Schauplatz und den Umgebungen der Handelnden die Bilder nimmt, um damit die Regung, Entwickelung und Fortschreitung des Geistigen und Uebersinnlichen zu bezeichnen.“ Die große Zahl von Auflagen, welche Krummacher's Parabeln erlebt haben, beweisen hinlänglich, daß er diese Dichtungsform nicht bloß glücklich aufgefaßt, son-

dern auch in einer dem größeren Publikum und namentlich der reiferen Jugend angemessenen Weise behandelt hat; die Gemüthlichkeit der Auffassung und Darstellung erhöht den Werth der meistentheils glücklichen Erfindung. Bei der großen Anzahl seiner Parabeln darf es uns nicht wundern, daß nicht alle gleich gelungen sind. Manche entbehren zu sehr der poetischen Objectivität, und arten in dunkle Allegorien aus. Oefters verfehlt er den naiven, kindlichen Ton, der seine bessern Stücke so vortheilhaft auszeichnet, und die Darstellung wird spielend, weich und süßlich. Noch erwähnen wir seine „Apologen und Paramythien" (Duisburg 1810); das „Festbüchlein. Eine Schrift fürs Volk" (3 Thle. Essen 1808—19) und das sinnreiche Buch: „Das Wörtlein Und" (Duisb. 1811).

1. Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!"

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da, in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

2. Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris, und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: „Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, flehet vergebens!"

Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in spätern Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Feindseligen weckt und stärket die schlummernden Kräfte der Menschen.

Aber noch fehlt' es den Menschen an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten sie sich. —

Allmählig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier wuchs und vermehrte sich, auch wurde seine Wuth je länger je furchtbarer. Da beschloß das thörichte und erschlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger als je, aber das Volk versank in Stumpfsinn und Feigheit.

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nahm sich der Verlassenen an, und ermuthigte sie durch den Mund des weisen Priesters zu neuem Kampfe. Bald erscholl das Gestade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah genannt, erschien an dem Ufer des Nilstroms. „Seht", rief der Priester, „hier sendet Osiris euch Hülfe." — „Wie! spottest du unser?" rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: „Harret des Ausgangs und vertrauet der höheren Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden!" —

Die Zahl der schrecklichen Nilungeheuer nahm bald sichtbarlich ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in stiller Emsigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachspürte. Also zerstörte es in kurzer Zeit die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und befreite das Land von seiner Plage, was so viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

„Seht!" sagte darauf der weise Priester, „wollet ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag."

Johann Peter Hebel.

Eben so groß, wenn nicht noch größer, als in seinen „Alemannischen Gedichten" ist Johann Peter Hebel in seinen Erzählungen, die er mit andern Aufsätzen zuerst in einem Kalender, dem „Rheinländischen Hausfreund" (4 Jahrgänge. Karlsr. 1808—11) veröffentlichte und dann unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" (Tüb. 1811) gesammelt herausgab. Es sind in der That diese Aufsätze und Erzählungen wahre Meisterwerke, die seitdem noch nie übertroffen wurden und wohl auch unübertrefflich sind. Hebel hat darin die schwierigste Aufgabe, die sich ein Schriftsteller setzen kann, auf das Glücklichste gelöst, die nämlich, daß er zugleich den Gebildeten wie den Ungebildeten, das Alter wie die Jugend, ja selbst das erst heranreifende Kind vollständig befriedigt. Welch eine reiche Bildung, welche Tiefe des Gemüths, welche Schärfe der Beobachtung, welche Liebe zum Volk, welche hohe Kunst der Darstellung, mit Einem Worte, welche Vereinigung von seltenen Eigenschaften setzt dies voraus! und wie mußten sich diese seltenen Eigenschaften zur vollendetsten Harmonie in ihm verschmelzen, um solche Gemälde zu schaffen! Da ist Alles schlicht und einfach, es liest sich so leicht weg, es sieht so natürlich aus, als ob Jeder auch so schreiben könnte, und doch — wie Viele haben es versucht, so zu schreiben, und wem ist es gelungen? Am nächsten mag ihm der Wandsbecker Bote stehen, aber so trefflich dieser auch oft in seiner naiv volksthümlichen Sprache ist, so sieht man es ihm doch an, daß er sich diese erst angeeignet hat, weshalb er oft gesucht wird. In Hebel findet sich dagegen nirgends eine Spur von Affectation; Alles ist bei ihm wahr, natürlich, ungesucht, als ob er selbst auf der Bildungsstufe der Personen stünde, deren Begebenheiten,

Ansichten und Empfindungen er schildert. Der Humor, der seine Erzählungen beseelt, ist nicht der Humor des Gebildeten und Gelehrten, sondern der natürliche, lebendige, witzige Humor des Volks, der nicht aus der Reflexion entsteht, sondern aus der Tiefe des Gemüths gleichsam unwillkürlich hervorbricht. Meistentheils behandelt er alte Stoffe, oder solche, die er aus dem Leben gegriffen hat, denn was Jakob Grimm irgend wo so wahr und treffend von Hans Sachs sagt, daß er Alles dichtet und doch Nichts erdichtet, läßt sich auch im vollsten Sinne auf Hebel anwenden. Man vergleiche nur die ursprüngliche Gestalt dieser Stoffe mit dem, was er daraus gemacht hat, und man wird sich bald überzeugen, daß er sie als wahrer Dichter behandelt, daß er den in ihnen liegenden Keim zur schönsten Frucht entwickelt hat. Und welche reiche Mannigfaltigkeit bieten diese Erzählungen nicht bloß in den Stoffen, sondern auch in der Behandlungsweise! Während die „Alemannischen Gedichte" uns die Poesie des Landlebens und Landvolks, das noch „mit dem Acker nachbarlich zusammenwohnt", in lebendiger Fülle darstellt, zeichnet Hebel im „Schatzkästlein" mit eben so großer Meisterschaft das Leben der gewerbetreibenden Bewohner der Städte und Dörfer, und weiß auch da das poetische Element, das der gewöhnlichen Anschauung verloren geht, in überraschender Weise zum Bewußtsein zu bringen. Es muß dies aber um so mehr die höchste Bewunderung erregen, als er auch dem sittlichen Element stets Rechnung trägt, freilich nicht durch mehr oder weniger trockene, mehr oder weniger geistreiche Reflexionen, sondern dadurch, daß er uns durch die Behandlungsweise seiner Stoffe zu bestimmten Empfindungen gleichsam zwingt, mag er durch die Kraft der Komik oder durch gemüthliche Erregung oder auch durch glückliche Verbindung dieser beiden Elemente wirken.

1. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz." Die Andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässischen Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße stunden parthieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten stunden vor dem Lager beisammen, discurierten mit einander, und eine junge weiß gekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stund auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind: die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilts: der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkt noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General!" Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein, und ja so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche," und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurück kam, sagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächele oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

2. Die Schmachschrift.

Als bekanntlich ein Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät", sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das; alles hab' ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch; aber was ich gelesen

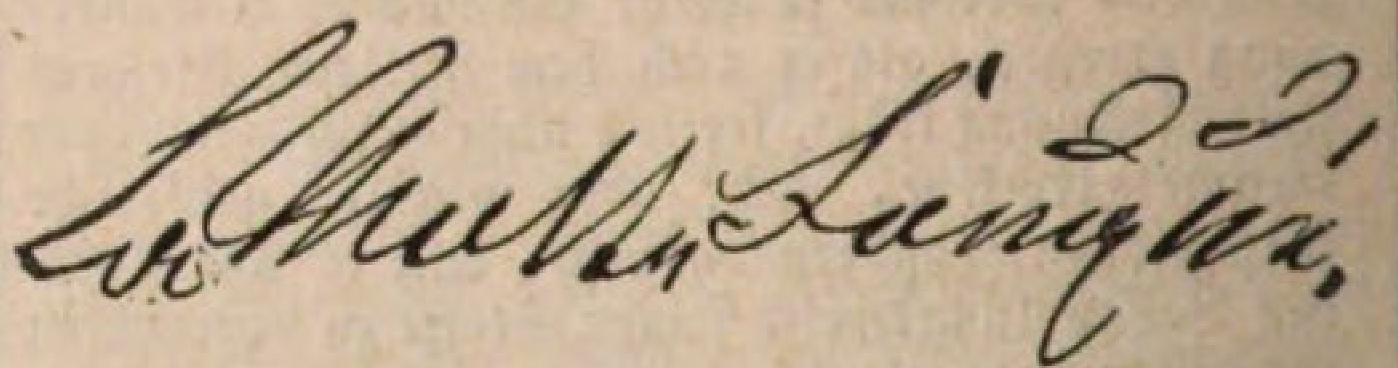
habe, ist nichts gutes;" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß Jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht ebenso dachte der Amtsschreiber von Braßenheim. Denn Braßenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Taig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum, und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verruckt oder was fehlt dir?" Der Amtsschreiber sagte: „Da lies, du hast deinen Theil auch darin." Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sei, hatten sie eine große Freude und sagten: „Heut Nacht thun wir's wieder." Den zweiten Morgen, als ihm die neue Handschrift gebracht wurde, und ein Recept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender, und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte, und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Tintenfaß, und goß die Tinte über den Bericht, und über die weißtuchenen Amtshosen. Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel", sagte er, „vigilire heut Nacht um das Haus herum, bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen," sagte er, „ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen."

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber," sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehn. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei Letzten sind nach Haus gegangen und des Wagner Mattheisen Hahn hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen wieder einmal regnen." Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leibe entzwei," sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: „Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt, findet er sie jetzt." Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthüre war, und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel," rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!" Der Stoffel kam: „Dreh dich um! Was hast du auf dem Rücken?" „Will's Gott, keinen Galgen," sagte der Stoffel. „Nein, vermaladeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill." — Wie gesagt, so errathen: der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und stunden darin noch viel muthwilligere Dinge, als in dem ersten und zweiten, und unter andern ein Recept, für Tintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dieß war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Taig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel: „Ei guten Abend," sagte der eine, „was schafft Er guts hier, Herr Hansstoffel? was gilts, Er kann nicht hinein?" Da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand. „Ei," sagte der eine, „die Lichter im Städtchen sind ausgelöscht, und die Wirthshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehn. Also geh Er in Gottes Namen ins Bett." Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf Er wohl." „Ebenfalls!" sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste giebt nach; jetzt wollen wirs aufgeben, eh es zu bösen Häusern geht," und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen, als der Herr Amtsschreiber von Braßenheim.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué.



Kein Dichter der romantischen Schule hat sich bei dem großen Publikum so allgemeinen Beifall erworben als Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué. Die Gründe dieser Erscheinung haben wir schon oben bei Besprechung seiner lyrischen Dichtungen entwickelt (S. o. S. 186 ff.); indem wir darauf verweisen, fügen wir nur hinzu, daß er diesen Beifall vorzüglich seinen Prosadichtungen zu verdanken hatte, deren er eine sehr große Anzahl verfaßt hat. Seine eigenthümliche Auffassung des Romans war ganz für die Zeit geschaffen, in der er sie bekannt machte. Es war eine Zeit der Schwärmerei in Politik, wie in Kunst und Religion; diesen Charakter, mit welchem sich noch eine gewisse Sentimentalität verband, tragen alle damaligen Erscheinungen, und selbst diejenigen Männer, welche praktisch auf das Leben zu wirken suchten, waren davon nicht frei. Ein Dichter nun, der selbst zur Schwärmerei neigt und dieselbe in seine Werke übertrug, zugleich aber so viel Talent der plastischen Gestaltung hatte, um jenem Element einen gewissen Halt zu geben, mußte nothwendig ein Liebling seiner Zeit werden. Wie alle Romantiker, war das Mittelalter und dessen Wiederbelebung das Ziel seiner Sehnsucht; aber wenn er sich auch öfters den mystischen Träumereien seiner Schule hingab, so blieben diese doch mehr im Hintergrund. Ihn begeisterte nicht sowohl das religiöse oder künstlerische Element jener Zeit, sondern vielmehr das Ritterthum, zu welchem ihn seine aristokratische Gesinnung schon leidenschaftlich hinzog. So griff

er eine Seite des Mittelalters auf, die schon mehr eine gewisse Realität darbot. Auch häufte er in seinen Romanen mit Vorliebe alles Material zusammen, welches ihm die alten Rittergedichte darboten: Turniere, Zweikämpfe, abenteuerliche Fahrten irrender Ritter, wandernde Sänger, Liebesabenteuer mit blonden, lockigen und blauäugigen Jungfrauen. Alles dies bildet die Grundlage seiner Rittergeschichten, welchen er noch durch die Einmischung der Mundarten einen neuen Reiz zu geben wußte. Freilich ist seine Auffassung des Mittelalters durchaus verfehlt; er schöpfte seine Darstellungen des Ritterthums nicht aus der Geschichte, sondern theils aus den nordischen Sagen, theils aus den Rittergedichten des Mittelalters, und zudem weht durch seine Dichtungen ein moderner Geist der Sentimentalität, der jener Zeit, jenen rohen, eisengeharnischten Rittern gänzlich unbekannt war; er legt ihren Gesinnungen und Gedanken eine Zartheit der Empfindung, eine Bildung des Geistes bei, die nur einer verfeinerten Cultur angehört. So ist in der That Alles verkünstelt und affectirt, aber eben dadurch wirkte er am entschiedensten. Glücklicher ist er ohne Zweifel in seiner Auffassung des Wunderbaren, weil er sich das Reich des Märchens nicht willkürlich bildete, wie es die andern Romantiker thaten, sondern hiebei der volksthümlichen Anschauung folgte.

Wir können nur die bedeutendsten seiner zahlreichen Romane, Erzählungen, Novellen und Märchen erwähnen, von denen viele in mancherlei Taschenbüchern und Zeitschriften erschienen; aber auch von den unwichtigeren läßt sich das Urtheil fällen, daß sich überall eine reiche, fruchtbare Phantasie kundgibt und daß im Ganzen seine Erfindungen glücklich, die Verwickelungen kunstvoll angelegt und zum Theil auch kunstvoll ausgeführt sind, so daß, wenn er sich von der sentimentalen, schwärmerischen Richtung frei gehalten, sich nicht so häufig in Gefühlsspielerei verirrt hätte, die Liebe, wie ein Kritiker so bezeichnend sagt, nicht zur Liebelei, die Frömmigkeit nicht zur Frömmelei geworden wäre, seine Dichtungen nicht sobald vergessen worden wären.

Sein erster Versuch im Roman „Alwin, ein Roman von Pellegrin" (2 Thle. Berl. 1808) entstand in der Zeit, da Deutschland für lange oder sogar für immer vernichtet schien. Die Hoffnungslosigkeit, die sich des ganzen Volks bemächtigt hatte, hatte auch ihn erfaßt; er sprach sie, wenn auch nicht direct, doch verständlich genug aus. Schon daß er die Scene in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs verlegte, war in dieser Beziehung bedeutsam; noch mehr war es der Schluß der Dichtung. Er wollte in derselben nämlich, wie er sich selbst später darüber äußerte, das Leben eines poesiebegabten, zugleich von Kriegeslust erfüllten Jünglings darstellen. „Wonne und Weh, Glanz und Bedrängniß, Zorn und Wehmuth sollten ihn durch das Leben führen, in eine tief ahnende, still göttliche Erkenntniß der höchsten einzig gültigen Wahrheit hinein, und somit endlich noch zum Frieden der Liebe schon hienieden, zum Leben auf einer seligen Insel, von all dem tollen Weltgewirre scheidend für immer, ihn und die holdselige Geliebte und den erhabenen Sangesmeister." — „Und das heilige Rügen", so schließt der Roman, „nahm sie in seine begeisternden Waldungen auf." — Die große Reihe seiner Ritterromane begann mit dem „Zauberring" (3 Thle. Nbg. 1812), welcher zugleich sein bester ist. Großartig in Erfindung und Anlage, wäre derselbe eine bedeutende Schöpfung, wenn der Dichter sich von der sentimentalen Manier freigehalten hätte, die sich von nun an immer mehr hervordrängte, und wenn das Mittelalter wahrer aufgefaßt wäre. Dem „Zauberring" folgten die „Fahrten Thiodolfs des Isländers" (2 Thle. Hamb. 1815), die „Sängerliebe. Eine provenzalische Sage in 3 Büchern" (Tüb. 1816), welche noch mehr in Manier ausarteten. Interessanter sind „Die wunderbaren Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein" (2 Thle. Lpz. 1817), weil er Vieles, was er selbst erlebt, darin verflocht. Von dem Roman „Der Verfolgte. Eine Rittersage" (Berl. 1821) sagt er selbst, er habe darin „Spiegelbilder aus der innern Gemüthswelt mit Darstellungen aus der alten Helden- und Sagenzeit" verflochten. „Ritter Elidouc. Eine altbretonische Sage" (3 Thle. Lpz. 1822) und „Wilde Liebe. Ein Ritterroman" (2 Thle. Gb. 1823) haben den nämlichen Charakter. Wenn auch nicht ganz frei von der affectirten Manier seiner Ritterromane, sind doch seine kleineren Erzählungen und Novellen („Kleine Romane und Erzählungen" (6 Thle. Berl. 1812—19), in denen er das alte reichsstädtische Leben darstellt, von größerer Wahrheit; man bemerkt leicht, daß er sich darin freier bewegt, weil seine Vorliebe für das Adelswesen nicht ihn befangen hielt. So schön aber „Das Schwert des Fürsten" und „Der unbekannte Kranke" sind (nur ist des allzu Grauenhaften und Schauerlichen zu viel), so stehen sie doch den Stücken nach, welche sagen- und märchenhafte Stoffe behandeln, wie „Die vierzehn glücklichen Tage", „Das Galgenmännlein" und „Das Schauerfeld, eine Rübezahlsgeschichte". Die beste Dichtung dieser Art aber ist ohne Zweifel die „Undine" (Berl. 1814), welche überhaupt sein gelungenstes Werk und in ihrer Art auch unübertroffen ist. Fouqué hat darin die Geisterwelt in volksmäßigem Sinne aufgefaßt und mit wahrhaft poetischer Kraft dargestellt. Es geht zwar auch nicht ganz ohne romantische Spielerei ab, doch überwiegt das Wahre und Tüchtige, und es wird diese Dichtung fortleben, wenn auch alle übrigen Romane Fouqué's vergessen worden sind*).

Aus der „Undine".

Als Huldbrand am Morgen (nach der Trauung) erwachte, fehlte seine schöne Genossin an seiner Seite, und er fieng schon an, wieder den wunderlichen Gedanken nachzuhängen, die ihm seine Ehe und die reizende Undine selbst als ein flüchtiges Blendwerk und Gaukelspiel vorstellen wollten. Aber da trat sie eben zur Thüre herein, küßte ihn, setzte sich zu ihm auf's Bett und sagte: „Ich

*) Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir noch, daß er gemeinschaftlich mit A. F. Bernhardi, Varnhagen von Ense und Wilh. Neumann einen unvollendet gebliebenen Roman schrieb, „Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuester Zeit" (Berl. u. Lpz. 1808), so zwar, daß, nachdem die Freunde über den Plan des Romans im Allgemeinen übereingekommen waren, jeder den ihm zugewiesenen Abschnitt verfaßte, ohne sich im Einzelnen mit den Andern zu besprechen.

bin etwas früh hinausgewesen, um zu sehen, ob der Oheim (Kühleborn) Wort halte. Er hat schon alle Fluten wieder in ein stilles Bett zurückgelenkt, und rinnt nun nach wie vor einsiedlerisch und sinnend durch den Wald. Seine Freunde in Wasser und Luft haben sich zur Ruhe gegeben; es wird wieder Alles ruhig und ordentlich in diesen Gegenden zugehen, und du kannst trockenen Fußes heimreisen, sobald du willst." — Es war Huldbranden zu Muthe, als träumte er wachend fort, so wenig konnte er sich in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden. Dennoch ließ er sich nichts merken und die unendliche Anmuth des holden Weibes wiegte auch bald jedwede unheimliche Ahnung zur Ruhe. Als er nach einer Weile mit ihr vor der Thüre stand und die grünende Seespitze mit ihrer klaren Wassergrenze überschaute, ward es ihm so wohl in dieser Wiege seiner Liebe, daß er sagte: „Was wollen wir denn auch heute schon reisen? Wir finden wol keine vergnügtern Tage in der Welt haußen, als wir sie an diesem heimlichen Schutzörtlein verlebten. Laß uns immer noch zwei- oder dreimal die Sonne hier untergehen sehen." — „Wie mein Herr es gebeut," entgegnete Undine in freundlicher Demuth. „Es ist nur, daß sich die alten Leute ohnehin schon mit Schmerzen von mir trennen werden; und wenn sie nun erst die treue Seele in mir spüren, und wie ich jetzt innig lieben, ehren kann, bricht ihnen wol gar das schwache Augenlicht. Noch halten sie meine Stille und Frömmigkeit für nichts Besseres, als es sonst in mir bedeutet, für die Ruhe des Sees, wenn oben die Luft still ist. Laß mich ihnen dieß neugeschenkte von Liebe wallende Herz nicht kundgeben in Augenblicken, wo sie es für diese Erde verlieren sollen, und wie könnt' ich es bergen, blieben wir länger zusammen?"

Huldebrand gab ihr Recht; er ging zu den Alten, und besprach die Reise mit ihnen, die noch in dieser Stunde vor sich gehen sollte. Der Priester bot sich den beiden jungen Eheleuten zum Begleiter an, er und der Ritter hoben nach kurzem Abschied die Frau auf's Pferd, und schritten mit ihr über das ausgetrocknete Bette des Waldstroms eilig dem Forste zu. Undine weinte still, aber bitterlich, die alten Leute klagten ihr laut nach. Es schien, als sei diesen eine Ahnung aufgegangen von Dem, was sie eben jetzt an der holden Pflegetochter verloren.

Die drei Reisenden waren schweigend in die dichtesten Schatten des Waldes gelangt. Es mochte hübsch anzusehen sein in dem grünen Blättersaal, wie die schöne Frauengestalt auf dem edlen, zierlich geschmückten Pferde saß, und von einer Seite der ehrwürdige Priester in seiner weißen Ordenstracht, von der andern der blühende junge Ritter in bunten hellen Kleidern, mit seinem prächtigen Schwerte umgürtet, achtsam beiherschritten. Huldbrand hatte nur Augen für sein holdes Weib; Undine, die ihre Thränen getrocknet, hatte nur Augen für ihn, und sie geriethen bald in ein stilles, lautloses Gespräch mit Blicken und Winken, aus dem sie erst spät durch ein leises Reden erweckt wurden, welches der Priester mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der indeß unbemerkt zu ihnen gekommen war.

Er trug ein weißes Kleid, fast wie des Priesters Ordenshabit, nur daß ihm die Kappe ganz tief ins Gesicht herein hieng, und das Ganze in so weiten Falten um ihn herflog, daß er alle Augenblicke mit Aufraffen und über den Arm Schlagen oder sonst dergleichen Anordnungen zu thun hatte, ohne daß er doch dadurch im Geringsten im Gehen behindert schien. Als die jungen Eheleute seiner gewahr wurden, sagte er eben: „Und so wohn' ich denn schon seit vielen Jahren hier im Walde, mein ehrwürdiger Herr, ohne daß man mich Eurem Sinne nach einen Eremiten nennen könnte. Denn wie gesagt, von Buße weiß ich nichts, und glaube sie auch nicht sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deßwegen den Wald so lieb, weil es sich auf eine ganz eigne Weise hübsch ausnimmt und mir Spaß macht, wenn ich in meinen flatternden weißen Kleidern durch die finstern Schatten und Blätter hingehe, und dann bisweilen ein süßer Sonnenstrahl unvermuthet auf mich herunterblitzt." — „Ihr seid ein höchst seltsamer Mann," entgegnete der Priester, „und ich möchte wol nähere Kunde von Euch haben." — „Und wer seid Ihr denn, von Einem aufs Andere zu kommen?" fragte der Fremde. „Sie nennen mich den Vater Heilmann," sprach der Geistliche, „und ich komme aus Kloster Mariagruß von jenseits des Sees." — „So, so," antwortete der Fremde. „Ich heiße Kühleborn, und wenn es auf Höflichkeit ankommt, könnte man mich auch wohl eben so gut Herr von Kühleborn betiteln, oder Freiherr von Kühleborn, denn frei bin ich, wie der Vogel im Walde, und wol noch ein bischen drüber. Zum Exempel jetzt hab' ich der jungen Frau dort etwas zu erzählen." — Und ehe man sich's versah, war er auf der andern Seite des Priesters, dicht neben Undinen, und reckte sich hoch in die Höhe, um ihr etwas in's Ohr zu flüstern. Sie aber wandte sich erschrocken ab, sagend: „Ich habe nichts mit Euch mehr zu schaffen." — „Hoho," lachte der Fremde, „was für eine ungeheuer vornehme Heirath habt Ihr denn gethan, daß Ihr Eure Verwandten nicht mehr kennt? Wißt Ihr denn nicht vom Oheim Kühleborn, der Euch auf seinem Rücken so treu in diese Gegend trug?" — „Ich bitte Euch aber," entgegnete Undine, „daß Ihr Euch nicht wieder sehen laßt. Jetzt fürcht' ich Euch; und soll mein Mann mich scheuen lernen, wenn er mich in so seltsamer Gesellschaft und Verwandtschaft sieht?" — „Nichtchen," sagte Kühleborn, „Ihr müßt nicht vergessen, daß ich hier zum Begleiter bei Euch bin; die spukenden Erdgeister möchten sonst dummen Spuk mit Euch treiben. Laßt mich also doch immer ruhig mitgehen; der alte Priester dort wußte sich meiner besser zu erinnern, als Ihr es zu thun scheint, denn er versicherte vorhin, ich käme ihm sehr bekannt vor und ich müsse wol mit ihm im Nachen gewesen sein, aus dem er ins Wasser fiel. Das war ich auch freilich, denn ich war just die Wasserhose, die ihn herausriß, und schwemmte ihn hernach zu deiner Trauung vollends ans Land."

Undine und der Ritter sahen nach Pater Heilmann; der aber schien in einem wandelnden Traume fortzugehen, und von Allem, was gesprochen ward, nichts mehr zu vernehmen. Da sagte Undine zu Kühleborn: „Ich sehe dort schon das Ende des Waldes. Wir brauchen Eure Hülfe nicht mehr, und nichts macht das Grauen als Ihr; drum bitt' ich Euch in Lieb' und Güte, verschwindet, und laßt uns in Frieden ziehen." — Darüber schien Kühleborn unwillig zu werden; er zog ein häßliches Gesicht, und grinzte Undinen an, die laut aufschrie und ihren Freund um Hülfe rief. Wie ein Blitz war der Ritter um das Pferd herum, und schwang die scharfe Klinge gegen Kühleborn's Haupt. Aber er hieb in einen Wasserfall, der von einer hohen Klippe neben ihnen herabschäumte, und sie plötzlich mit einem Geplätscher, das beinahe wie Lachen klang, übergoß, und bis auf die Haut durchnetzte. Der Priester sagte, wie plötzlich erwachend: „Das habe ich lange gedacht, weil der Bach so dicht auf der Anhöhe neben uns herlief. Anfangs wollt' er mir gar vorkommen, als wäre er ein Mensch und könne sprechen." — In Huldbrand's Ohr rauschte der Wasserfall ganz vernehmlich die Worte: „Rascher Ritter, rüst'ger Ritter, ich zürne nicht, ich zanke nicht, schirm' nur dein reizend Weiblein stets so gut, du Ritter rüstig, du rasches Blut."

Nach wenigen Schritten waren sie im Freien. Die Reichsstadt lag glänzend vor ihnen, und die Abendsonne, welche deren Thürme vergoldete, trocknete freundlich die Kleider der durchnäßten Wanderer.

Die Gebrüder Grimm.

Wenn auch die Hauptthätigkeit der beiden Männer, die wir hier vereinigt besprechen, ein ganz andres Gebiet berührt, als dasjenige, das uns jetzt beschäftigt, wenn sie auch ihren Ruhm vorzugsweise ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit ver-


Wilhelm Carl Grimm.
Jacob Grimm.

danken, und diese so bedeutend überwiegt, daß ihre anderweitigen Verdienste vor denselben beinahe ganz zurücktreten, so sind diese doch an sich betrachtet so großartig, daß sie hinreichen würden, jedem Andern einen ausgezeichneten Rang unter unsern prosaischen Schriftstellern zuzusichern. Dies gilt namentlich von ihren Verdiensten um das Volksmärchen und die Volkssage.

Jakob Ludwig Grimm, geb. am 4. Jan. 1785 zu Hanau, erhielt seine erste Bildung am Lyceum zu Kassel; im J. 1802 bezog er die Universität Marburg, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Als sein Lehrer Savigny 1805 zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen nach Paris ging, begleitete er ihn, um ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen; seine freie Zeit benutzte er aber zum Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters, wofür ihm die kaiserliche Bibliothek reichen Stoff darbot. Nach seiner Rückkehr in die Heimat erhielt er 1806 eine Anstellung im Kriegscollegium; nach der Gründung des Königreichs Westphalen wurde ihm 1808 die Aufsicht über die Privatbibliothek des Königs anvertraut, welche Stelle er noch beibehielt, als er später zum Auditor beim Staatsrath ernannt wurde. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen begleitete er als Secretair den hessischen Gesandten nach Paris, ging aber bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er bis Mitte des Jahres 1815 blieb. Um diese Zeit wurde er von der preußischen Regierung nochmals nach Paris geschickt, um Handschriften zurückzufordern, welche Napoleon aus preußischen Bibliotheken dahin hatte bringen lassen. Im J. 1816 wurde er zum zweiten Bibliothekar in Kassel ernannt, welche Stelle er bis 1830 bekleidete. Als ihm nämlich nach dem Tode des ersten Bibliothekars ein anderer vorgezogen wurde, fühlte er sich dadurch zurückgesetzt, und nahm daher den ihm gewordenen Ruf als Professor und Bibliothekar in Göttingen an, wo er bis zum J. 1837 blieb. Damals wurde er nämlich, weil er mit sechs andern Professoren gegen die willkürliche Aufhebung der Verfassung protestirt hatte, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er wendete sich nach Kassel, von wo er im J. 1841 nach Berlin berufen und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde.

Sein jüngerer Bruder, Wilhelm Karl Grimm, geb. am 24. Febr. 1786 zu Hanau, bezog nach vollendeter Vorbildung am Lyceum zu Kassel ebenfalls die Hochschule Marburg (1804), um die Rechte zu studiren. Seit 1814 als Secretair bei der Bibliothek in Kassel angestellt, begleitete er 1830 seinen Bruder nach Göttingen, wo er Unterbibliothekar und 1835 außerordentlicher Professor wurde. Auch er wurde, weil er an der Protestation gegen die Aufhebung der Verfassung Theil genommen hatte, abgesetzt und verbannt; er zog mit seinem Bruder nach Kassel, und wurde mit diesem im J. 1841 nach Berlin berufen, wo beide, fortwährend mit wissenschaftlichen Arbeiten, vorzugsweise im Gebiete der deutschen, namentlich ältern Sprache und Literatur thätig, noch jetzt leben.

Von den beiden Brüdern ist Jakob ohne Vergleich der bedeutendste und einflußreichste, Wilhelm erscheint beinahe überall nur als sein rüstiger Mitarbeiter, der sich mit wahrhaft rührender Liebe und Hingebung dem größeren Bruder unterordnet, während er doch, wenn er sich hätte eine selbstständigere Stellung erwerben wollen, durch Kenntnisse und Talente vollkommen dazu geeignet gewesen wäre. Aber er begreift, daß sein Bruder zur Verwirklichung seiner großartigen Ideen und Schöpfungen einer bedeutenden Hülfe bedarf, die er ihm denn in reichem Maße zu Theil werden läßt. So darf man wohl behaupten, daß Jakob auch ohne Wilhelm der große Mann geworden wäre, der er ist, aber seine Werke ohne des Bruders rastlose Thätigkeit nicht den Grad der äußern Vollkommenheit erreicht hätten, die man mit Recht so sehr bewundert. So sind vielleicht alle Werke der beiden Brüder, namentlich die größern, als ein Ergebniß ihrer gemeinsamen Thätigkeit zu betrachten, wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß Jakob der eigentlich schaffende Genius ist. So mag auch ihm die Idee zu den Werken zu verdanken sein, die sie gemeinschaftlich herausgeben und zu denen insbesondere die gehören, die wir hier zu besprechen haben, nämlich die „Kinder- und Hausmärchen“ (3 Bde. Berl. 1812—13, Bd. 1 u. 2 7. Aufl. Gött. 1856. Bd. 3 3. Aufl. 1856), „Deutsche Sagen“ (2 Bde. Berl. 1816—18), von denen eine neue Auflage längst ein Bedürfniß geworden ist und die „Irischen Elfenmärchen“ (Lpz. 1826). Wir haben schon in den einleitenden Bemerkungen (S. 503) angedeutet, in welchem Sinn die Brüder Grimm die Volksmärchen und Volkssagen aufgefaßt und behandelt haben, daß sie nämlich vor Allem darnach gestrebt haben, die volksthümliche Ueberlieferung in der reinsten, von jedem willkürlichen Zusatz freien Gestalt wiederzugeben. Wir haben daher nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß sie, besonders in den Märchen, die Ueberlieferungen keineswegs in der unvollkommenen Form wiedergeben, in der sie ihnen aus dem Munde des Volkes mitgetheilt wurden, sondern daß sie, ohne am Wesen und der Eigenthümlichkeit des Erzählten das Geringste zu ändern, indem sie vielmehr in dieser Hinsicht die zarteste Scheu an den Tag legten, die volksmäßige Darstellung zur künstlerischen Schönheit entfalteten. Die Sprache in den Märchen ist bei aller schlichten Einfalt, die sie auf das Getreueste bewahrt haben, doch würdig und von der hinreißendsten Anmuth. Noch mehr tritt die künstlerische Begabung der Bearbeiter darin hervor, daß sie oft fragmentarische Mittheilungen einzelner Märchen durch glückliche Benutzung anderer unvollständiger Ueberlieferungen des nämlichen Stoffs auf das Trefflichste ergänzt haben.

1. Aus den „Kinder- und Hausmärchen“.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt, und du wirst eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden.

Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was herrliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen, und todt hinfallen." Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt."

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da gieng es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel, und als es ihn umdrehte, sprang die Thüre auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!" sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so gieng die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Othem hat, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es gieng aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß bringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen." Der Alte aber mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch gieng; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da gieng er weiter, und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen, und oben drüber den König und die Königin. Da gieng er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen und der Braten brutzelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

2. Aus den „Deutschen Sagen".

Blümelis-Alp.

Ehemals war im Berner Oberland die Alpweide reichlich und herrlich, das Vieh gedieh über alle Maßen, jede Kuh wurde des Tags dreimal gemolken und jedesmal gab sie zwei Eimer Milch, den Eimer von drittehalb Maß. Dazumal lebte am Berg ein reicher, wohlhabender Hirte, und hob an, stolz zu werden und die alte einfache Sitte des Landes zu verhöhnen. Seine Hütte ließ er sich stattlicher einrichten und buhlte mit Kathrine, einer schönen Magd, und im Uebermuth baute er eine Treppe ins Haus aus seinen Käsen und die Käse legte er aus mit Butter und wusch die Tritte sauber mit Milch. Ueber diese Treppe gingen Kathrine, seine Liebste, und Brändel, seine Kuh, und Rhyn, sein Hund, aus und ein.

Seine fromme Mutter wußte nichts von dem Frevel und eines Sonntags im Sommer wollte sie die Senne ihres Sohns besuchen. Vom Weg ermüdet, ruhte sie oben aus und bat um einen Labetrunk. Da verleitete den Hirten die Dirne, daß er ein Milchfaß nahm, saure Milch hineinthat und Sand darauf streute, das reichte er seiner Mutter. Die Mutter aber, erstaunt über die ruchlose That, ging rasch den Berg hinab und unten wandte sie sich, stand still und verfluchte die Gottlosen, daß sie Gott strafen möchte.

Plötzlich erhob sich ein Sturm und ein Gewitter verheerte die gesegneten Fluren. Senne und Hütte wurden verschüttet, Menschen und Thiere verdarben. Des Hirten Geist, sammt seinem Hausgesinde, sind verdammt, so lange, bis sie wieder erlöst werden, auf dem Gebirg umzugehen, „ich und min Hund Rhyn und mi Chuh Brändli und mine Kathry, müssen ewig uf Klaride syn!" Die Erlösung hängt aber daran, daß ein Senner auf Charfreitag die Kuh, deren Euter Dornen umgeben, stillschweigend ausmelke. Weil aber die Kuh, der flecken-

den Dorner wegen, wild ist und nicht still hält, so ist das eine schwere Sache. Einmal hatte Einer schon den halben Eimer vollgemolken, als ihm plötzlich ein Mann auf die Schulter klopfte und fragte: „Schäumt's auch wacker?" Der Melker aber vergaß sich und antwortete: „O ja!" Da war alles vorbei und Brändlein, die Kuh, verschwand aus seinen Augen.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.



Noch haben wir drei Dichter zu nennen, welche, obgleich auf der romantischen Schule fußend, der sie ihre poetische Bildung verdanken, sich doch auf eigenthümliche Weise entwickelt haben, und insbesondre bei aller Richtung nach dem Abenteuerlichen und Märchenhaften, ja selbst nach dem Mystischen, doch zugleich eine Annäherung an die Wirklichkeit erstreben.

Der erste dieser Dichter, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann*), wurde am 24. Jan. 1776 zu Königsberg geboren. Er zeichnete sich schon auf der Schule durch seine vielseitigen Anlagen, besonders für Musik, Zeichenkunst und Poesie aus. Als er die nöthige Vorbildung besaß, besuchte er die Hochschule seiner Vaterstadt, um Jurisprudenz zu studiren. Nach rühmlich abgelegter Prüfung wurde er 1795 Auscultator bei der Regierung in Königsberg, 1796 bei der Oberamtsregierung in Großglogau und 1798 Referendarius beim Kammergericht in Berlin. Im Jahr 1800 wurde er gegen seinen Wunsch zum Assessor bei der Regierung in Posen ernannt, wo er sich bald vereinsamt fühlte und sich dem Trunk, dem Spiel und andern Ausschweifungen ergab. Seine Leidenschaft, Carricaturen zu machen, worin er allerdings eine große Meisterschaft besaß, bereitete ihm viele Unannehmlichkeiten. Da er Niemanden verschonte, zog er sich hiedurch mächtige Feinde zu, durch deren Einfluß er 1802 nach Plozk versetzt wurde. Kurz vorher hatte er sich vermählt, und da er nun ein regelmäßiges Leben führte und man seine Geschäftsgewandtheit schätzen lernte, wurde er schon bald darauf zum Rath und 1803 zum Regierungsrath in Warschau ernannt, wo er durch Hitzig mit vielen geistreichen Männern, insbesondre mit Zacharias Werner, bekannt wurde. In Folge der Eroberung des Herzogthums Warschau durch die Franzosen im J. 1806 verlor er seine Stelle; umsonst suchte er neue Bethätigung in Berlin; er mußte es daher für ein Glück erachten, daß er im J. 1807 Musikdirector am Theater in Bamberg wurde. Doch wurde dieses bald darauf geschlossen, und da er zudem sich nicht einzuschränken verstand, gerieth er mit den Seinigen in solche Noth, daß er einmal sogar seinen letzten Rock verkaufen mußte. So lebte er längere Zeit kümmerlich von literarischen Arbeiten, er lieferte namentlich der von Rochlitz herausgegebenen „Musikalischen Zeitung" Beiträge, welche er später zum Theil in die „Phantasiestücke" aufnahm, bis zum J. 1813, wo er bei der Joseph Seconda'schen Schauspielergesellschaft als Musikdirector angestellt wurde, mit welcher er abwechselnd in Dresden und Leipzig lebte. Endlich gelang es ihm, wieder eine Anstellung in Preußen zu erhalten; er wurde 1816 zum Kammergerichtsrath in Berlin ernannt, wo er bei seinem bedeutenden Gehalt und im Kreise seiner zahlreichen Freunde, zu welchen außer Hitzig Salice-Contessa, Fouqué, Chamisso, der große Schauspieler Devrient u. A. m. gehörten, ein heiteres Leben hätte führen können, wenn er nicht wieder in seine früheren Ausschweifungen verfallen wäre, die allmählich seine Gesundheit so mächtig untergruben, daß er am 24. Juli 1822 nach langen Leiden an der Rückenmarksauszehrung starb.

Hoffmanns Leistungen als Musiker, von denen wir seine Composition von Göthe's „Scherz, List und Rache" und der „Undine", eine von ihm selbst nach Fouqué's Erzählung gedichtete Oper, erwähnen, verdienten wohl nicht so vergessen zu sein, als sie es jetzt sind; wir berühren sie übrigens nur, um auch diese Seite seines Talents wenigstens andeutend hervorzuheben. Daß er seltene musikalische Kenntnisse hatte und die Tonkunst mit ungewöhnlicher Tiefe auffaßte, zeigt sich übrigens in seinen Dichtungen, in denen er sich oft mit der Musik und musikalischen Erscheinungen beschäftigt.

Auch sein dichterisches Talent war sehr bedeutend. Mit einer reichen und stets geschäftigen Phantasie begabt, die ihm das Reich des Wunderbaren und Märchenhaften eben so lebendig eröffnete, als das der Wirklichkeit, mit einem stets heitern Humor, und einem unerschöpflichen Witz begabt, verband er damit eine seltene Klarheit des Geistes, die sich freilich mehr in seinen amtlichen, als in seinen schriftstellerischen Arbeiten kundgab. Zudem besaß er die Kunst der Darstellung in ho-

*) Er hieß eigentlich nicht Amadeus, sondern Wilhelm; da aber, wie berichtet wird, auf dem Titel der ersten Schrift, die er mit seinem vollständigen Namen bekannt machte, durch einen Druckfehler der Name Amadeus stand, so behielt er denselben auch späterhin bei. Nach Andern soll er diesen Namen Mozart zu Ehren angenommen haben.

dem Grade; seine Sprache ist reich, tiefpoetisch, von großer Anschaulichkeit, wohllautend, und bewegt sich voll Lebendigkeit in schön abgerundeten Satzgebilden von rasch wechselnder Mannigfaltigkeit. Was er auch schildern will, Alles gelingt ihm; er ist eben so glücklich in Darstellung des einfach schlichten Lebens wie der abenteuerlichsten Verhältnisse, er führt uns durch das schwankende Reich wirrer Träume eben so sicher als durch die festen Gebilde der gesellschaftlichen Beziehungen; seine Gestalten sind immer wahr, immer anschaulich, sie werden auch dann nicht nebelhaft, wenn sie ins Gebiet des Uebersinnlichen hineinragen. Aber die Erbsünde der Romantik, die Willkür und das Excentrische hält auch ihn gefesselt, und sie führt ihn in Gebiete, wo alle Poesie aufhört. Wenn aber auch hierin der Einfluß der Romantik nicht zu verkennen ist, so ist gewiß sicher, daß er ihm in manchen Werken nicht so ganz verfallen wäre, wenn ihn nicht seine eigene Natur in diese Irrthümer gedrängt hätte. Er war, um es scharf auszusprechen, wie im Leben, so in der Poesie ausschweifend, manche seiner Novellen und Romane sind wie aus Champagnerrausch hervorgegangen, während er in andern nur von ächter poetischer Begeisterung beseelt erscheint, das Excentrische einer schönen Mäßigung weicht. Daher sind einzelne Schriften wirkliche Kunst- und Meisterwerke, während sich in andern das hohe Talent des Dichters, das immer durchleuchtet, in abenteuerliche Willkür verflüchtigt.

Nachdem Hoffmann, wie schon erwähnt, Beiträge zu literarischen Blättern geliefert hatte (er nahm auch später an Taschenbüchern und belletristischen Zeitungen Antheil), trat er zuerst hervor in den „Phantasiestücken in Callots Manier“ (3 Thle. Bamb. 1814), welche Jean Paul mit einem empfehlenden Vorworte begleitete. Die „Phantasiestücke“ enthalten zum großen Theil Kunstnovellen, welche von tiefer Einsicht in die Kunst zeugen und die, wenn auch eine oder die andere in das Reich der Ahnungen übergeht, wie „Don Juan“, doch die Gränze der poetischen Wahrheit nicht überschreiten. Wie uns diese Erzählung das Verständniß des Mozartschen Meisterwerks eröffnet, wird im „Ritter Gluck“ die Eigenthümlichkeit dieses großen Tonkünstlers in lebendiger Weise dargestellt. Die schönste Schöpfung in der Sammlung ist aber unstreitig das „Märchen vom goldenen Topf“, in welchem der Dichter die Märchenwelt mit seinen abenteuerlichsten Erscheinungen mit der Wirklichkeit der modernen Zustände so glücklich zu verschmelzen weiß, daß wir beide nicht zu scheiden vermögen, und daher auch die märchenhaften Erscheinungen für wahr zu halten geneigt sind. Denn Hoffmann besitzt eine unübertreffliche, von keinem andern Dichter erreichte Kunst, die entgegengesetzten Zustände so leicht, sicher und beinahe unmerklich in einander übergehen zu lassen, daß wir diese Eigenthümlichkeit nicht besser anschaulich machen können, als wenn wir sie mit Nebelbildern vergleichen, in denen sich bekanntlich ein Gegenstand durch rasche und doch bemerkbare Uebergänge in einen andern verwandelt. Zwar hat er beim „Märchen vom goldenen Topf“ auch eine didaktische Absicht gehabt, er wollte nämlich den Gegensatz der Prosa und der Poesie im Leben und Gemüth zur Anschauung bringen, er wollte zeigen, wie der Mensch, wenn er sich ohne Rückhalt in das Gebiet des Schönen und Ewigen versenkt, dieses auch in den gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens und der Welt zu erkennen vermag. Allein er hat diese Ideen so kräftig verkörpert, seine märchenhaften Gestalten gewinnen dadurch, daß sie auch zugleich gewöhnliche Erscheinungen sind, solche sinnliche Anschaulichkeit, daß wir an der Dichtung Wohlgefallen finden, auch wenn wir uns von dem tieferen Sinn derselben keine Rechenschaft geben, weil uns die ganze Auffassung nicht zwingt, nach einer zum Grunde liegenden Idee zu suchen, wie wir es z. B. bei Göthe's „Märchen“ thun müssen.

„Der Magnetiseur“ kündigt uns die Neigung des Dichters zur Darstellung des Grauenhaften, worin er wirklich eine hohe Meisterschaft besitzt. Dieser Neigung gab er sich bald darauf ganz hin in den „Elixieren des Teufels“ (2 Bde. Berl. 1815) und in den „Nachtstücken“ (2 Thle. Eb. 1817). In diesen wird seine Phantasie oft wild und fieberhaft; er hat dann keinen höheren Zweck als Furcht und Grauen zu erregen, und er findet sein größtes Behagen, wenn er die Seele des Lesers nicht bloß erschüttert, sondern mit Entsetzen erfüllt, daß selbst der Körper fieberhaft erregt wird. So sehr wir aber die Kunst der Darstellung bewundern müssen, der eine so mächtige Wirkung gelingt, so wenden wir uns doch mit Abscheu von solchen Dichtungen hinweg, wie uns Gemälde mit Ekel erfüllen, die uns die Leiden der Schiffbrüchigen mit haarsträubender Wahrheit vor die Augen stellen, wie z. B. das bekannte Gemälde vom Untergang der Medusa.

In andern spätern Erzählungen und Märchen dagegen, die er theils in den „Serapionsbrüdern“ (4 Thle. Berl. 1819—21), theils in Taschenbüchern u. s. w. veröffentlichte, hat er wieder oft Treffliches geleistet; wir erinnern namentlich an „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“, worin er das altreichsstädtische Leben mit seiner Kunst und seinem Gewerbe mit großer Wahrheit und Natürlichkeit zeichnet, und nur hie und da romantisch affectirt wird; ferner an „Doge und Dogaresse“, wo das Leben in Venedig zur Zeit der Blüthe dieser Meerrepublik vortrefflich geschildert, die südliche Glut und Leidenschaft kräftig und doch zart veranschaulicht wird. Eine seiner trefflichsten Schöpfungen ist das „Fräulein von Scudéry“, eine Erzählung, welche durch ihre glückliche Verwickelung das höchste, immer steigende Interesse gewährt, und in welcher der Dichter seine Kunst, Furcht und Grauen zu erregen, zwar in hohem Grade entfaltet, ohne jedoch dabei die Grenzen der poetischen, ja selbst der historischen Wahrheit zu überschreiten, wozu noch kommt, daß der versöhnende Schluß uns wieder beruhigt und mit Wohlgefallen erfüllt. Voll heitern Humors ist „Signor Formica“, worin das italienische Volkstheater meisterhaft dargestellt, der große Salvator Rosa vortrefflich charakterisirt ist. Noch könnten wir den „Rath Krespel“, „Meister Johannes Wacht“ u. a. treffliche Erzählungen erwähnen; doch reicht die bisherige Darstellung hin, den Dichter in seiner reichen Mannigfaltigkeit zu charakterisiren. Daher übergehen wir

auch die „Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot" (Berl. 1821), und verweilen nur noch bei zwei größern Werken, in welchen sich eine weitere Seite seines dichterischen Charakters eröffnet. Das Eine ist der „Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweyer Freunde" (Ff. 1822), welches wir jedoch nicht in der ursprünglichen Fassung besitzen, was wir für einen großen Verlust halten, weil er darin die öffentlichen Zustände und Persönlichkeiten in Preußen mit kecker Ironie geschildert hatte. Er hatte darin namentlich eine Episode mit den Untersuchungsverhandlungen gegen einen als politisch verdächtig eingezogenen „Knarapanti" einverleibt, wozu er einige Erfahrungen aus seinem Wirkungskreise als Criminalrichter und Beisitzer einer Untersuchungscommission benutzt hatte. Er kam, als der Druck schon vollendet war, deswegen in Untersuchung, und mußte, um sich nicht den größten Unannehmlichkeiten auszusetzen, die Auflage vernichten lassen. Das zweite Werk, das wir noch erwähnen wollen, sind die „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Maculaturblättern" (2 Bde. Berl. 1820—22), an deren Vollendung er durch den Tod gehindert wurde. Es hat dieser Roman ungefähr denselben Zweck wie das „Märchen vom goldenen Topf", d. h. es soll ebenfalls den Gegensatz von Prosa und Poesie darstellen; aber im „Kater Murr" wird dieser Gegensatz dadurch bezeichnet, daß der Dichter zwei Biographien neben einander laufen läßt, die des Kater Murr, der die prosaischen Elemente des Lebens repräsentirt, und des Kapellmeisters Kreisler, in welchem sich das von der Welt abgewandte poetische Gemüth abspiegelt und die Ueberschwänglichkeit der romantischen Dichter vortrefflich charakterisirt ist. Mit großem Humor ist der Kater Murr dargestellt; es ist das schönste und wahrste Bild der gemeinen Seelen, die vor den übrigen Menschen hervorzuragen meinen, wenn sie sich äußerlich von ihnen unterscheiden. Die Philisterhaftigkeit unserer deutschen Studenten bei ihren Duellen, Verbindungen und Liebschaften, die sentimentale Schwärmerei derselben, die gleich Seifenblasen hoch in die Luft steigt, aber bald zerplatzt, und jedenfalls nicht über das Examen hinausreicht, ist eben so psychologisch wahr als höchst ergötzlich dargestellt*).

Aus den „Lebensansichten des Katers Murr".

Es ist doch etwas schönes, herrliches, erhabenes um das Leben! — „O du süße Gewohnheit des Daseins!" ruft jener niederländische Held in der Tragödie aus. So auch ich, aber nicht wie der Held in dem schmerzlichen Augenblick, als er sich davon trennen soll — nein! — in dem Moment, da mich eben die volle Lust des Gedankens durchdringt, daß ich in jene süße Gewohnheit nun ganz und gar hineingekommen, und durchaus nicht Willens bin, jemals wieder hinaus zu kommen. — Ich meine nämlich, die geistige Kraft, die unbekannte Macht, oder wie man sonst das über uns waltende Prinzip nennen mag, welches mir besagte Gewohnheit ohne meine Zustimmung gewissermaßen aufgedrungen hat, kann unmöglich schlechtere Gesinnungen haben, als der freundliche Mann, bei dem ich in Condition gegangen, und der mir das Gericht Fische, das er mir vorgesetzt, niemals vor der Nase wegzieht, wenn es mir eben recht wohl schmeckt.

O Natur, heilige, hehre Natur! wie durchströmt all' deine Wonne, all' dein Entzücken meine bewegte Brust, wie umweht mich dein geheimnißvoll säuselnder Athem! Die Nacht ist etwas frisch, und ich wollte — doch jeder, der dies lieset oder nicht lieset, begreift nicht meine hohe Begeisterung, denn er kennt nicht den hohen Standpunkt, zu dem ich mich hinauf geschwungen! — hinaufgeklettert wäre richtiger; aber kein Dichter spricht von seinen Füßen, hätte er auch deren viere, so wie ich, sondern nur von seinen Schwingen, sind sie ihm auch nicht angewachsen, sondern nur Vorrichtung eines geschickten Mechanikers. Ueber mir wölbt sich der weite Sternenhimmel, der Vollmond wirft seine funkelnden Strahlen herab, und in feurigem Silberglanz stehen Dächer und Thürme um mich her! Mehr und mehr verbraust das lärmende Gewühl unter mir in den Straßen, stiller und stiller wird die Nacht — die Wolken ziehen — eine einsame Taube flattert in bangen Liebesklagen girrend um den Kirchthurm! — Wie! — wenn die liebe Kleine sich mir nähern wollte? — Ich fühle wunderbar es sich in mir regen, ein gewisser schwärmerischer Appetit reißt mich hin mit unwiderstehlicher Gewalt! — O käme sie, die süße Huldin! an mein liebekrankes Herz wollte ich sie drücken, sie nimmer von mir lassen — ha, dort flattert sie hinein in den Taubenschlag, die Falsche, und läßt mich hoffnungslos sitzen auf dem Dache! — Wie selten ist doch in dieser dürftigen, verstockten, liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen. —

Ist denn das auf zwei Füßen aufrecht einhergehen etwas so großes, daß das Geschlecht, welches sich Mensch nennt, sich die Herrschaft über uns alle, die wir mit sicherem Gleichgewicht auf Vieren daher wandeln, anmaßen darf? Aber ich weiß es, sie bilden sich was Großes ein auf Etwas, was in ihrem Kopfe sitzen soll und das sie die Vernunft nennen. Ich weiß mir keine rechte Vorstellung zu machen, was sie darunter verstehen, aber so viel ist gewiß, daß wenn, wie ich es aus gewissen Reden meines Herrn und Gönners schließen darf, Vernunft nichts anders heißt, als die Fähigkeit, mit Bewußtsein zu handeln und keine dummen Streiche zu machen, ich mit keinem Menschen tausche. — Ich glaube überhaupt, daß man sich das Bewußtsein nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß selbst nicht wie. Wenigstens ist es mir so gegangen, und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Mensch auf Erden das Wie und Wo seiner Geburt aus eigener Erfahrung, sondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters sehr unsicher ist. Städte streiten sich um die Geburt eines berühmten Mannes, und so wird es, da ich selbst nichts Entscheidendes darüber weiß, immerdar ungewis bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden oder in dem Holzstall das Licht der Welt erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, sondern nur erblickt wurde von der theuern Mama. Denn wie es unserm Geschlechte eigen, waren meine Augen verschleiert. Ganz dunkel erinnere ich mich gewisser knurrender, prustender Töne, die um mich her erklangen, und die ich beinahe wider meinen Willen hervorbringe, wenn mich der Zorn überwältigt. Deutlicher und beinahe mit vollem Bewußtsein, finde ich mich in einem sehr engen Behältniß mit weichen Wänden eingeschlossen, kaum fähig, Athem zu schöpfen und in Noth und Angst ein klägliches Jammergeschrei erhebend. Ich fühlte daß etwas in das Behältniß hinabgriff und mich sehr unsanft beim Leibe packte, und dieß gab mir Gelegenheit, die erste wunderbare Kraft, womit mich die Natur begabt, zu fühlen und zu üben. Aus meinen reichen, überpelzten Vor-

*) Wir dürfen nicht vergessen zu erwähnen, daß Hoffmanns Erzählungen vorzüglich dazu beigetragen haben, das romantische Element in Frankreich einzuführen. Es ist dies begreiflich: als etwas Fremdes, das man sich aneignen suchte, mußte man mit den letzten Ausläufern beginnen, in denen sich noch Anhaltepunkte an die bisherige Anschauungsweise vorfanden.

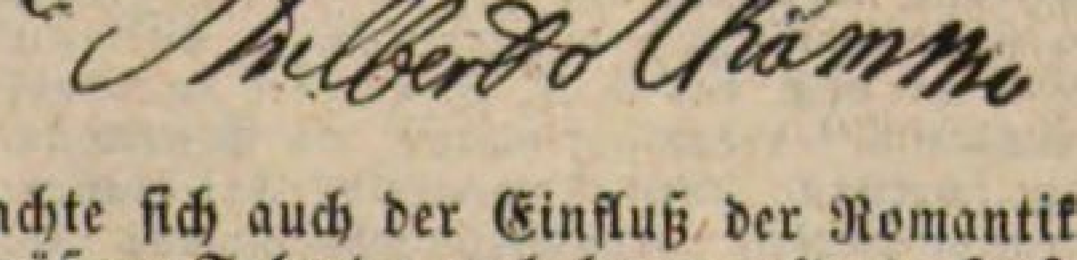
derpfoten schnellte ich spitze gelenkige Krallen hervor und grub sie ein in das Ding, das mich gepackt, und das, wie ich später gelernt, nichts anders sein konnte, als eine menschliche Hand. Diese Hand zog mich aber heraus aus dem Behältniß, und warf mich hin, und gleich darauf fühlte ich zwei heftige Schläge auf den beiden Seiten des Gesichtes, über die jetzt ein, wie ich wohl sagen mag, stattlicher Bart herüberragt. Die Hand theilte mir, wie ich jetzt beurtheilen kann, von jenem Muskelspiel der Pfoten verletzt, ein paar Ohrfeigen zu, ich machte die erste Erfahrung von moralischer Ursache und Wirkung, und eben ein moralischer Instinkt trieb mich an, die Krallen wieder eben so schnell einzuziehn, als ich sie hervorgeschleudert. Später hat man dieses Einziehen der Krallen mit Recht als einen Akt der höchsten Bonhommie und Liebenswürdigkeit anerkannt und mit dem Namen „Sammtpfötchen" bezeichnet. — Wie gesagt, die Hand warf mich wieder zur Erde. Bald darauf erfaßte sie mich aber aufs neue beim Kopf und drückte ihn nieder, so daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüssigkeit gerieth, die ich, selbst weiß ich nicht, wie ich darauf verfiel, es mußte daher physischer Instinkt sein, aufzulecken begann, welches mir eine seltsame innere Behaglichkeit erregte. Es war, wie ich jetzt weiß, süße Milch, die ich genoß, mich hatte gehungert, und ich wurde satt, indem ich trank. So trat, nachdem die moralische begonnen, die physische Ausbildung ein. — Aufs neue, aber sanfter als vorher, faßten mich zwei Hände, und legten mich auf ein warmes, weiches Lager. Immer besser und besser wurde mir zu Muthe, und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äußern, indem ich jene seltsame, meinem Geschlecht allein eigenen Töne von mir gab, die die Menschen durch den nicht unebenen Ausdruck „spinnen" bezeichnen. So ging ich mit Riesenschritten vorwärts in die Bildung für die Welt. Welch ein Vorzug, welch ein köstliches Geschenk des Himmels, inneres physisches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Geberde! — Erst knurrte ich, dann kam mir jenes unnachahmliche Talent, den Schweif in den zierlichsten Kreißen zu schlängeln, dann die wunderbare Gabe, durch das einzige Wörtlein „Miau" Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angst und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenschaften, in ihren mannichfaltigsten Abstufungen, auszudrücken. Was ist die Sprache der Menschen gegen dieses einfachste aller einfachen Mittel, sich verständlich zu machen! — Doch weiter in der denkwürdigen, lehrreichen Geschichte meiner ereignißreichen Jugend! —

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erschrak: fort waren die Schleier von meinen Augen, ich sah! —

Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntscheckige Allerlei, das sich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hinter einander niesen, bald ging es indessen mit dem Sehen ganz vortrefflich, als habe ich es schon mehrere Zeit hintereinander getrieben.

O das Sehen! es ist eine wunderbare, herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es sehr schwer werden würde, überhaupt in der Welt zu bestehen! — Glücklich diejenigen Hochbegabten, denen es so leicht wird, als mir, sich das Sehen anzueignen.

Adelbert von Chamisso.



Machte sich auch der Einfluß der Romantik bei den größern Talenten noch lange geltend, so sehen wir doch auch, daß sie sich, wenn auch unbewußt, in so fern von ihr abwenden, als sie das mystische Element so viel als möglich zurückdrängen, es mit der Realität zu verbinden suchen und überhaupt nach objectiver Wahrheit und plastischer Gestaltung streben. Dieses Bestreben wird auch immer entschiedener, je mehr wir uns dem Ende des Zeitraums nähern. Es war schon bei Arnim sichtbar, obgleich derselbe das glücklich Begonnene nicht auch so glücklich zu Ende bringen konnte; in Fouqué tritt es noch deutlicher hervor, obgleich ihm selbst unbewußt, da er von der Romantik noch ganz befangen war. Ein weiterer Fortschritt zeigt sich in dieser Beziehung in Hoffmanns Dichtungen, und bei **Adelbert von Chamisso**, zu dem wir uns nun wenden, ist dieses Streben unverkennbar. Bezeichnend ist der Weg, den diese Dichter hiebei einschlugen, sie behandelten nämlich Alle, wenn auch nicht immer ausschließlich, doch mit Vorliebe märchenhafte Stoffe, die sie mit dem Leben in Verbindung zu bringen suchten. Und auch in der Art und Weise, wie sie dies thaten, bemerkt man ein stufenweises Fortschreiten. Bei Arnim stehen die märchenhaften Gebilde noch ohne eigentliche Berührung mit den Menschen; die Geister- und die Menschenwelt stehen geschieden und feindlich einander gegenüber; wir erblicken in seinen Erzählungen meist einen Kampf zwischen den übernatürlichen Kräften und dem Menschen, in welchem der letztere nothwendig untergeht. Bei Fouqué tritt schon die Märchenwelt in die innigste Verbindung mit dem Menschen: die Nixe Undine heirathet den Ritter Huldbrand. Bedeutender ist aber noch, daß Fouqué den Stoff in volksthümlichem Sinn auffaßt und ihn eben dadurch aus dem Gebiet der romantischen Willkür und Abenteuerlichkeit reißt. Während diese volksthümliche Auffassung ihn zwang, die Scene in das Mittelalter zu versetzen, wo der Glaube an eine neben dem Menschen sich bewegende Geisterwelt noch lebendig war, zog Hoffmann, wie wir gesehen haben, diese in die modernsten Zeiten herab, wodurch das Phantastische, das sich übrigens reichlich vordrängt, mit der Realität versöhnt wurde. In eben demselben Sinne verfuhr Chamisso, nur ist bei ihm das Phantastische auf das kleinste Maß zurückgedrängt, und er geht darin noch weiter als Hoffmann, daß er die märchenhaften Elemente nicht bloß mit der modernen Bildung verschmolz, sondern sogar mit seiner eigenen Persönlichkeit in Verbindung brachte. Denn daß er in der Hauptgestalt seines Märchens „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte" (Nbg. 1814) sich selbst darstellen wollte, ist wohl nicht zu bezweifeln. Er schrieb dieselbe im J. 1813, als er sich auf das Land zurückgezogen hatte, um den Kriegswirren ferner zu sein, zu seiner Zerstreuung (S. oben S. 219) und zugleich zur Belustigung der Kinder seines Freundes Hitzig. Der Stoff ist einfach. Peter Schlemihl, ein armer Jüngling, verkauft dem Bösen, der in der Gestalt eines mit Reichen und Vornehmen wohlvertrauten Mannes erscheint, seinen Schatten um einen unerschöpflichen Geldbeutel. Ob er gleich dadurch in den Besitz des größten Reichthums gelangt, wird er unglücklich, weil Niemand mit dem Schattenlosen Umgang haben will. Nach vielen Leiden, die ihn deshalb betreffen, sucht ihn der Böse zu weiterem Handel

zu verleiten: er will dem Schlemihl nämlich seinen Schatten zurückgeben, wenn er ihm seine Seele dafür verschreibt. Aber Schlemihl läßt sich nicht verführen; er will lieber auf dieser Welt unglücklich sein, als die ewige Seligkeit verlieren. Um alle Verbindung mit dem Teufel zu lösen, wirft er selbst den wunderbaren Beutel fort. So ist er arm und schattenlos zugleich. Doch findet er zum Trost die bekannten Siebenmeilenstiefeln, mit denen er nun die Welt durchwandert, und im Anschauen der Natur und ihrer Wunder seine Ruhe wiederfindet.

Es ist begreiflich, daß man in Deutschland nachfrug und nachforschte, was wohl unter dem Schatten zu verstehen sei, dessen Verlust den guten Schlemihl so höchst unglücklich gemacht hatte. Und da brachte man denn heraus, daß Chamisso unter dem Schatten nichts Anderes habe bezeichnen wollen, als das Vaterland; Heimat und Muttersprache, sagte man, hängen ja beide nach göttlicher Ordnung mit dem Menschen auf das Engste zusammen; wer das Vaterland aufgeben muß, wie Chamisso, muß sich durch diesen Verlust unglücklich fühlen, denn er ist in der Fremde wurzellos und verachtet. Es scheint uns diese Auslegung durchaus verfehlt: eben weil das Vaterland für den Menschen so bedeutsam ist, hat es Chamisso durch den Schatten, dieses nichtigste aller Dinge, unmöglich bezeichnen wollen. Vielmehr hat er durch sein Märchen ganz einfach den allgemeinen Erfahrungssatz zur Anschauung gebracht, daß der Mensch in der gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, nichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen kann. Er muß sich in der Gesellschaft bewegen können, der Mode huldigen, einen Orden, einen Titel haben, sich in Nichts von den andern Menschenkindern unterscheiden, mit Einem Worte im hergebrachten Gleise leben. Daß Chamisso aber vorzüglich die deutschen Zustände im Auge hatte, scheint daraus hervorzugehen, daß selbst der Reichthum ihn vor Verachtung wegen des mangelnden Schattens nicht bewahren konnte; dies wäre für jedes andere Land unpassend gewesen, während in Deutschland (wenigstens damals war es so) der reichste Handels- oder Fabrikherr vor dem Besternten und Betitelten zurücktreten muß. Was bleibt aber einem solchen Schattenlosen übrig, als sich von der sogenannten guten Gesellschaft zurückzuziehen, wie Peter Schlemihl, und in der Beschäftigung mit der Wissenschaft oder Aehnlichem dieselbe zu vergessen, wenn er nicht sein besseres Selbst verkaufen will, um zu einem Schatten zu gelangen?*)

Aus „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen, daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin so bald ich konnte.

Was denkest Du, was ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte,

*) Nach Varnhagens Versicherung („Denkwürdigkeiten“ 5, 341) fehlt es im „Schlemihl“ nicht an örtlichen und persönlichen Lebensbeziehungen; „Chamisso“, sagt er, „hat darin Wahrheit verarbeitet; die Personen, die hier vorkommen, haben wir zum Theil gekannt; in den Schilderungen entdecken sich täglich neue Züge und Winke, die auf das wirkliche Leben anspielen; die Reise um die Welt, die er nachher selber gemacht, die naturwissenschaftliche Thätigkeit, der er sich gewidmet, Alles findet sich im „Schlemihl“ angedeutet und vorbereitet; das Büchlein ist zugleich historisch und prophetisch, rückwärts und vorwärts gebahnt, und große Schätze mögen sich im Laufe der Zeiten noch darin enthüllen. Wir selbst haben Vieles darin gefunden, was wir bei anderer Gelegenheit einmal mitzutheilen gedenken.“ So viel wir wissen, hat es Varnhagen bis jetzt nicht gethan, es wäre um so mehr zu wünschen, daß er seine frühere Absicht erfüllen möchte, da er noch hinzusetzt: „Begünstigt durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser könnten wir in viele Geheimnisse dringen, die der gewöhnlichen Lesewelt verborgen bleiben.“ Varnhagen berichtet ferner, daß der Verleger der französischen Uebersetzung, der Buchhändler Ladvocat, den wahren Aufschluß über den eigentlichen Zweck des Büchleins gegeben und die Moral davon in einer eben so neuen als treffenden Bemerkung glücklich zuerst an den Tag gebracht hat. Leider theilt Varnhagen diese Bemerkung nicht mit, und uns ist es nicht gelungen, die französische Uebersetzung aufzutreiben. — Gelegentlich erwähnen wir noch, daß E. T. A. Hoffmann durch „Peter Schlemihl“ veranlaßt wurde, ein Seitenstück desselben zu schreiben, „Das Spiegelbild“, das aber weit hinter seinem Vorbild zurückbleibt und nur das dämonische Element hervortreten läßt.

zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immermehr Gold, und streuete es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da, an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring. ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl, und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen, und den Wirth zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftigen Einrichtungen meines Hauses. Er empfahl mir für den nähern Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitet und mir mein düstres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur Etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indeß über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, mein lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefehr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken, und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es nicht länger. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Joseph Freiherr von Eichendorff.



Joseph Freiherr von Eichendorff hat ein zu ausschließlich lyrisches Talent, als daß ihm die epische Dichtung in höherem Grade hätte gelingen können; aber er hat in dieser Gattung doch geleistet, was bei der ausgesprochenen Richtung seines Geistes nur irgend möglich war, und in einer seiner Novellen hat er sogar die Beschränkung seines Talents beinahe ganz überwunden. Sein erster Versuch im Roman: „Ahnung und Gegenwart" (Nbg. 1815), ist, wie Fouqué, der denselben herausgab, richtig bemerkt, ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit, in welcher das deutsche Volk das ihm zum Theil aufgedrungene, zum Theil freiwillig aufgenommene fremde Element zu bewältigen und sich dadurch gleichsam selbst wieder zu erkennen suchte, daß es sich in die verschwundenen größeren Zeiten zurückversetzte. Wir wissen, daß dies das größte Verdienst der Romantiker war, aber auch Eichendorff faßte es in ihrem nur zu beschränkten Sinn auf; sein Roman trägt daher ganz den phantastischen Charakter überschwänglicher Romantik und unklarer Anschauung. Wie ganz er mit dem Wesen der Romantik verwachsen ist, ersehen wir am besten aus seiner Novelle „Dichter und ihre Gesellen" (Berlin 1834), welche, obgleich zwanzig Jahre später geschrieben, doch ganz das

Gepräge der Zeit trägt, in welcher sein erster Roman entstanden war. Sein bestes Erzeugniß ist die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", welches er zugleich mit einer zweiten „Das Marmorbild" herausgab (Berl. 1826). Hier verschwindet das Phantastische und Willkürliche ganz; wir hören zwar fortwährend romantische Klänge, aber sie tönen uns freundlich und gemüthlich entgegen, wie in seinen Liedern. Wir haben bei der Besprechung derselben gesagt (S. 222 f.), daß er sich nicht in allgemeine poetische Abstractionen verliert, sondern sich aus der Vergangenheit wirkliche Gestalten hervorholt, die er mit seinen Empfindungen, seiner Sehnsucht und seiner Poesie beseelt. Es läßt sich dies auch auf den „Taugenichts" anwenden, in welchem wir den nämlichen Personen wieder begegnen, denen er seine Lieder in den Mund legt. So ist der Held der Novelle ein Gärtner und wandernder Geiger, also einer von den Gesellen, mit denen er es am liebsten zu thun hatte. Es ist eine von den bei den Romantikern beliebten Gestalten, die nur nach Innen leben, und auch in der Natur ein geistiges, geheimnißvolles Walten ahnen. Der Taugenichts, eine harmlose, träumerische Natur, die sich ebendeshalb in die Welt nicht recht zu finden weiß, ist als solche vortrefflich gezeichnet, auch die andern Charaktere, wenn auch zu wenig individualisirt, sind meist lieblich und anziehend. Vorzüglich schön sind die Schilderungen der Natur, in denen sich sein liebliches lyrisches Talent frei bewegen konnte. Ueber das Ganze verbreitet sich ein gewisser weicher Humor, der freilich einseitig ist, aber bei dem geringen Umfang der Novelle nicht unangenehm berührt. „Das Marmorbild" verfällt schon mehr in das Abenteuerliche, es ist eine phantastische Geistergeschichte, welche die Sage vom Venusberg in neuer Auffassung behandelt. Die Novelle „Viel Lärmen um Nichts" erinnert an Tiecks „Zerbino" und will, wie dieser, den Gegensatz der wirklichen und der poetischen Welt in Form eines Märchens darstellen. In der Ausführung findet sich mancherlei Schönes, aber es wirkt unbehaglich, wie es allemal der Fall sein wird, wenn die Poesie selbst der Gegenstand der Dichtung ist. Das ist aber hier der Fall, weil die Personen nur allegorische Gestalten sind. „Das Schloß Durandi" endlich, in welchem eine Begebenheit aus der Zeit der französischen Revolution dargestellt wird, ist recht gut erfunden und lebendig erzählt: aber doch bemerkt man bald, daß der düstere Stoff dem Dichter nicht zusagt, der sich am liebsten in Darstellung von heiteren Scenen bewegt, der mit Vorliebe die Ruhe und den Frieden der Natur, wie des Gemüths schildert.

Aus dem: „Leben eines Taugenichts".

Die treuen Berge stehn auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid?"
Ich aber mir die Berg' betracht',
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol' und Feldgeschrey sogleich:
Vivat Oestreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund':
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart;
Die Donau blitzt aus tiefem Grund;
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt über'n Berg und säh' mich gern;
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich.
Vivat Oestreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum ersten Mal nach Oestreich hineinsehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute, und sang die letzte Strophe: da fiel auf einmal hinter mir im Wald eine prächtige Musik von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh' mich schnell um, und erblicke drei junge Gesellen in langen blauen Mänteln: davon bläst der eine Oboe, der andere die Clarinette, und der dritte, der einen alten Dreystutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn; die accompagnirten mich plötzlich, daß der ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und spiele und singe sogleich mit. Da sah einer den andern bedenklich an; der Waldhornist ließ dann zuerst seine Bausbacken wieder einfallen, und setzte sein Waldhorn ab; bis am Ende alle stille wurden, und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein, und sah sie auch an. „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert: da wollten wir uns ein Viaticum verdienen. Aber mir scheint der Herr ist selber ein Musikant." „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her: da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterwegs mit der Violine durchgeschlagen." „Bringt nicht viel heut zu Tage," sagte der Waldhornist, der unterdeß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit seinem Dreystutzer ein kleines Feuer anfachte, das sie dort angezündet hatten. „Da gehn die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort: „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus, und fangen alle drey aus Leibeskräften zu blasen an: gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit uns einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde: der Morgen war frisch: wir setzten uns alle rings umher auf den Rasen, und zwey von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brod aus ihren Manteltaschen hervor, und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. Der Waldhornist aber sagte: „Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen," und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen über einander gelegten Butterschnitte; dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?" Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehn: denn es schmeckte wie Drey-Männer-Wein. „Hiesiges Gewächs," sagte der Waldhornist, „aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben."

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsack, und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam aus einander, die Andern rückten näher heran, und sie berathschlagten nun zusammen, was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

„Die Vacanz geht bald zu Ende," sagte der Eine: „wir müssen uns gleich von Linz links abwenden: so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag." „Nun wahrhaftig!" rief der Waldhornist, „wem willst du da was vorpfeifen? Nichts als Wäldern und Kohlenbauern; kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freye Station!" „O Narrenpossen!" erwiederte der Andere;

„die Bauern sind mir gerade die liebsten: die wissen am besten, wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst.“ „Das macht, Du hast kein point d'honneur,“ versetzte der Waldhornist; „odi profanum vulgus et arceo,“ sagt der Lateiner.“ Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben,“ meinte der Dritte: „so kehren wir bei den Herren Pfarrern ein.“ „Gehorsamster Diener!“ sagte der Waldhornist: „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns besser auf die Wissenschaften appliciren sollen; besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Confrater wittern. Nein, nein! Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? Die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein.“ „Ja, distinguendum est inter et inter,“ erwiederte der andere, „quod licet Jovi, non licet bovi.“

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser vom Munde floß. „Ist der Herr auch ein Studierter?“ fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiederte bescheiden, daß ich immer besondere Lust zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. „Das thut gar nichts,“ rief der Waldhornist: „wir haben auch weder Geld noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheidter Kopf muß sich zu helfen wissen. Aurora Musis amica, das heißt zu deutsch: mit vielem Frühstücken sollst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschrey aus dem alten finstern Collegium heraus brechen, und im Sonnenscheine durch die Gassen schwärmen: da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister, und finden unsern gedeckten Tisch; und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf: da fragen wir nicht viel darnach, und essen, und perfectionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vacanz kommt und die Andern fahren und reiten zu ihren Aeltern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unterm Mantel zum Thore hinaus und die ganze Welt steht uns offen.

Ich weiß nicht, wie er so erzählte, gieng es mir recht durchs Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlassen sein sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders gienge, und die Thränen traten mir in die Augen. Der Waldhornist sah mich groß an. „Das thut gar nichts,“ fuhr er wieder fort; „ich möchte gar nicht so reisen, Pferde und Kaffee, und frisch überzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heute für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.“ „Ja,“ sagte der Andere, „und wo wir hinkommen, und unsere Instrumente herausziehen, wird Alles fröhlich; und wenn wir zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten, und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde miteinander vor der Hausthür, und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall herausgezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehn.“ „Wahrhaftig!“ rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „laßt die Andern nur ihre Compendien repetieren! wir studieren unterdeß in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat. Ja, glaub nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen, und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte.“

Karl Lebrecht Immermann.

Zwar gehört der Dichter, den wir noch zu behandeln haben, mit seinen Romanen nicht mehr hieher, da diese erst in späterer Zeit gedichtet wurden; allein theils um das von ihm begonnene Bild zu vollenden (S. o. S. 483), theils aber und vorzüglich, weil er auch in seinen Prosadichtungen ihrem Charakter nach in die vorliegende Zeit gehört, müssen wir diesen noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Karl Lebrecht Immermann hat zwei Romane geschrieben, von denen jeder ein eigenthümliches Interesse darbietet. In dem ersten „Die Epigonen. Familienmemoiren in drei Büchern“ (3 Thle. Düsseld. 1836) hat er zwar die Selbstständigkeit noch nicht gefunden, die er später gewann; doch sieht man, daß er schon auf dem Wege ist, sich dieselbe zu erringen. „Die Epigonen“ sind offenbar dem „Wilhelm Meister“ von Göthe nachgebildet, und zwar ist nicht bloß die didaktische Tendenz nachgeahmt, es sind sogar viele einzelne Personen so weit copirt, als die veränderte Localität und die verschiedene Tendenz es erlaubte. Er schildert nämlich darin den Kampf der alten und neuen Zeit während der Jahre vor der Pariser Julirevolution, und versetzt das Ganze mit oft richtigen und geistreichen Bemerkungen über die sittlichen, gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Zustände jener Zeit, die aber zu selten oder zu wenig entschieden in die Entwickelung der Begebenheiten selbst eingreifen. Auch in andern Beziehungen ist das Werk nicht ohne wesentliche Fehler in der Composition; wir führen nur an, daß er die Erzählung durch den Jean Paul'schen Einfall unterbricht, einen Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Arzte, einer Hauptperson des Romans, über diesen selbst einzuflechten.

Unvergleichlich besser ist sein zweiter Roman „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken“ (Düsseld. 1838—39), in welchem er die Falschheit und Heuchelei der modernen Bildung bei den höheren Klassen im Gegensatz zu dem kräftigen, treuen Wesen des noch an der alten Biederkeit hängenden Bauernstandes darstellt. Münchhausen ist der Repräsentant dieser heuchlerischen, lügenhaften Gesinnung, der westphälische Hofschulze der des biederben deutschen Geistes, der sich noch in den von den großen Städten abgelegenen Dörfern bewahrt hat. Im Münchhausen persiflirt er das verkommene Junkerthum, das sich durch „Geschäftemachen“ aus der Versunkenheit retten will. Im Hofschulzen und seiner Umgebung schildert er uns das kräftige, an Zukunft reiche Volksleben als ein ächter Dichter. Wir müßten uns sehr irren, wenn Immermann zu dieser Darstellung nicht durch das Studium des trefflichen Möser angeregt worden wäre; aber wenn es sich auch so verhielte, so ist doch nicht zu verkennen, daß er das westphälische Volksleben aus eigener Anschauung gekannt, daß er es mit scharfem und richtigem Blicke beobachtet und mit wahrhaft poetischem Geiste gestaltet hat. Der Roman zerfällt eigentlich in zwei Handlungen, die nur nothdürftig zu-

sammengehalten sind und am Ende auf widerliche Weise zum Abschluß gebracht werden. Wir erfahren nämlich, daß Lisbeth, die Tochter des Schulzen, eine herrliche, wahrhaft idyllische Gestalt, in welcher der Dichter vortrefflich zeigt, daß die Beschäftigung mit der Landwirthschaft und dem Hauswesen die Hoheit der Gesinnung und die Würde des natürlichen Anstandes in keiner Weise beeinträchtigt, eigentlich die uneheliche Tochter Münchhausens und des Fräuleins von Schnickschnackschnur ist. Dies ist aber nicht bloß ein ganz verbrauchtes Mittel der gewöhnlichen Romanendichter, es beleidigt auch das bessere Gefühl des Lesers und muß in der That auch die edle Jungfrau in ihrem Innern verletzen, da sie fühlen muß, daß ihre Standeserhöhung (wenn man es so nennen will) sie herabwürdigt. Wie Lisbeths Charakter, so ist auch der des Hofschulzen vollendet; seine großartige Natur zeigt sich namentlich trefflich in seinem Kampfe mit der modernen Politik, dem Beamtenwesen, der Regierung von Oben, gegen die er die Selbstregierung des Volks vertheidigt. Diese westphälische Idylle ist auch weitaus der beste Theil des Romans, und es ist nur Schade, daß sie in das Uebrige eingeflochten ist, welches um so weniger bleibendes Interesse haben kann, als es sich zum großen Theil mit vorübergehenden Zuständen, namentlich der Literatur, beschäftigt, die an sich zu unbedeutend sind, als daß sie einem Kunstwerke zur Folie dienen könnten.

Aus „Münchhausen".

Während unten die Hochzeitsanstalten betrieben wurden, legte der Hofschulze oben in der Kammer, worin er das Schwert Karl's des Großen verwahrte, seinen Staat an. Das hauptsächlichste Stück des Feierputzes, welches die Bauern der dortigen Gegend tragen, ist die Menge der Jacken, welche sie unter dem Rocke anziehn. Je reicher der Bauer ist, um so mehr Jacken zieht er bei außerordentlichen Gelegenheiten an. Der Hofschulze besaß deren neun, und alle waren von ihm bestimmt, sich am heutigen Tage auf seinem Leibe zu versammeln. Er hatte sie hinter einem Saatlaken, welches wie ein Vorhang den einen Theil der Kammer von dem andern schied, der Reihe nach an Pflöcken nebeneinander aufgehängt, erst die untern von wollenem, geblümtem Damast, silbergrauem oder rothem, dann die obern von braunem, gelbem, grünem Tuche. Diese waren mit schweren silbernen Knöpfen geziert. Hinter dem Saatlaken besorgte der Hofschulze seinen Anzug.

Er hatte sein weißes Haar sauber gekämmt, und das gelbe, frisch gewaschene Antlitz leuchtete darunter hervor wie ein Rübsenfeld, über welchem im Mai Schnee gefallen ist. Der Ausdruck natürlicher Würde, welcher diesen Zügen eigen war, hatte sich heute noch um ein Großes vermehrt: er war Brautvater und fühlte das. Seine Bewegungen waren noch langsamer und gemessener als damals, wo er mit dem Roßkamm feilschte. Sorgfältig prüfend beschaute er jede Jacke, bevor er sie von ihrem Pflocke nahm, und legte sie darauf bedachtsam eine nach der andern an, ohne sich bei dem Zuknöpfen irgend zu übereilen.

Eben war er mit den damastenen fertig geworden und wollte zu denen von Tuch übergehen, als draußen vor der Thüre der Kammer ein Leierkasten erklang, und folgendes Lied aus einer von Trunk und Heiserkeit verwüsteten Kehle zu tönen begann:

> Fordre Niemand mein Schicksal zu hören,
> Dem das Leben noch wonnevoll winkt:
> Ja wol könnte ich Geister beschwören —

Weiter ließ der Hofschulze den Schwanengesang Kosziuszko's nicht kommen, sondern rasch hinter dem Saatlaken hervortretend, ging er zur Thüre und rief ärgerlich hinaus: „Was soll das? Was soll das Geplärr im stillen Hochzeitshaus?" „Ich wollt' mich nur anmelden," erwiederte die heisere Stimme, indem die Pfeife des Leierkastens, welche bei dem letzten Worte des Liedes in Thätigkeit gewesen war, auspfiff. Hereintrat, oder vielmehr drängte sich eine mißgewachsene kahlköpfige Gestalt, in eine kurze, grobe Jacke und zerrissene Hosen gekleidet, mit Holzschuhen an den Füßen. Es war der einäugige Spielmann, der bei den Bauern in der Gegend der Patriotenkaspar hieß, weil er in den Unruhen von 1787 als fünfzehnjähriger Knabe zu den holländischen Patrioten gelaufen war. Er wußte viel von Schoehoven, Gorkum und Neuwport zu erzählen; jener Feldzug war die große Zeit seines Lebens gewesen. Uebrigens galt er für einen schlechten Menschen, dem man nicht gern begegnete, schützte sich vor dem Hungertode durch den Pfenningerwerb seines Leierkastens, und lag oft wochenlang unter freiem Himmel, oder in einsamen Schoppen und Ställen; denn ein eigenes Obdach besaß er nicht, obgleich er in seiner Jugend ein artiges Erb angetreten hatte, welches ihm aber in sonderbarer Weise verloren gegangen war. Neben seinem Singen neuer schöner Lieder, gedruckt in diesem Jahr, trieb er auch einen kleinen Handel mit Schriften wie: „Des Herzogs von Luxemburg Verbündniß mit dem Satan" oder „Die schöne Karoline als Husarenoberst", welche auf dem Leierkasten zur Anreizung der Wißbegierigen ausgebreitet lagen, wenn er sang und spielte.

Der Hofschulze war, verdrießlich über die Unverschämtheit des Patriotenkaspars, zurückgetreten, stemmte die Arme in die Seiten und rief: „Wer ruft Euch? Schert Euch vom Hofe! Hier wird Euch nichts gereicht."

„Nein," versetzte der einäugige Spielmann, indem er das unversehrt gebliebene Auge tückisch unter den dünnen Braunen zusammenkniff, „hier wird mir nichts gereicht, das weiß ich wol, Hofschulze. Ihr laßt mich durch den Hund vom Hofe herunter hetzen, wenn ich hier anstimmen will: „Auf, auf, Ihr Brüder, und seid stark!" oder das „Mantellied", oder „Das Kanapee ist mein Vergnügen." Ja, so thut Ihr, und wenn es nach Euch ginge, wäre ich längst vor Hunger zusammengeschnurrt wie eine Backpflaume. Dieses verrichtet Ihr an mir, obgleich Ihr wohl wißt, daß Ihr derjenige seid, welcher mir einst Haus und Hof abfeimte und mich zu diesem Leierkasten daniedergebracht hat."

Der Hofschulze warf einen Blick auf den eisenbeschlagenen Koffer, worin sein Richtschwert lag, dann trat er dem einäugigen Spielmann einen Schritt näher, sah ihn lange groß und gelassen an, und fragte ihn darauf: „Wer ist Schuld, daß der Oberhof nach meinem Tode in die fremde Freundschaft übergeht, und nicht bei meinem Samen bleibt?" „Ich," antwortete der Spielmann, und drehte am Leierkasten, daß dieser einige Mißtöne von sich gab. „Ich habe Euch dazumal Euren Jungen und Erben todtgeschlagen. Ihr wißt aber wol, was der Junge wider mich ersonnen hatte: und wie ich um mein linkes Auge gekommen bin. Und deßhalb hätter Ihr nicht so mit mir verfahren dürfen, wie Ihr verfahren seid, denn man darf den Menschen wol abthun, aber ihn nicht elend machen."

„Seid Ihr anders als gehörig geheischen und geladen worden?" fragte der Hofschulze kalt. „Habe ich Euch nicht nach richtigem Freistuhlsrecht und Königsbann vermaladeiet und Euch gewiesen echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, misthätig? — He?"

„Nein," versetzte der Spielmann und lachte hönisch. „Mein Fleisch und Blut und Gebein ist, wie es sich gebührt, gewiesen und zugetheilt den Krähen und Raben und den Vögeln und andern Thieren in der Luft, meine Seele aber dem lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will."

„Amen," sprach der Hofschulze. „Warum rührt Ihr diese Dinge auf?"

„Es sind alte Geschichten, sie mögen schlafen," sagte der Spielmann, ingrimmig eine seiner fliegenden Schriften zerreißend, welche auf dem Deckel des Leierkastens lag und das höllische Verbündniß des Herzogs von Luxemburg enthielt. „Ich komme wegen Hungers zu Euch. Mich hungert. Ich hab' seit drei Tagen nichts gefressen. Die Leute wollen mir nichts mehr geben, weil sie der Lieder überdrüßig sind. Hochzeitshaus ist offen Haus. Deshalb habe ich das Recht und die Befugniß, auf den Oberhof zu kommen. Ich wollte Euch gebeten haben, daß Ihr mich zum Spaßmacher für heute Nachmittag annehmt und mir dafür, wie Recht, Speise und Trank reichen laßt."

Der Hofschulze besah den unglücklichen Spaßmacher von oben bis unten und sagte dann langsam: „Ihr habt nicht die Natur und Manier, daß die Leute über Euch lachen können. Auch ist Steinhausen bereits genommen worden und mit zwei Spaßmachern gibt es Zank."

„Steinhausen," rief der Spielmann zornig, „weiß nicht halb die Späße, wie ich! Ich habe die besten und neuesten, von denen sich Steinhausen nichts träumen läßt."

„Dennoch bleibt es bei Steinhausen," erwiederte der Hofschulze, ohne die Miene zu verziehn, und er hatte im Laufe des Gesprächs die gewöhnliche Ruhe bald wieder gewonnen. Er fügte aber dem abweisenden Bescheide hinzu, daß der Andere sich fern von den Gästen in den Eichenkamp setzen dürfe, und dort der Stillung des Hungers gewärtig sein könne.

II. Historische Prosa.

Die Fortschritte, welche in der Geschichtschreibung während des vorliegenden Zeitraums gemacht wurden, sind höchst bedeutend; aber obgleich in der künstlerischen Form Vorzügliches geleistet wurde, und einige unserer neueren Historiker auch in dieser Beziehung eine hohe Stellung einnehmen, so ist die Zahl derjenigen, welche die Forschung und höchstens noch die philosophische Behandlung des durch die Forschung Gewonnenen noch für die eigentliche und höchste Aufgabe des Geschichtschreibers halten, und daher mit einer beinahe unbegreiflichen Geringschätzung auf die großen Historiker des Auslands herabschauen, noch überwiegend. Sagt ja sogar Drumann in der Vorrede zu seiner „Geschichte Roms in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung" (6 Thle. Königsb. 1838—49), es bleibe eine gute Zusammenstellung der Geschichte Roms von 60 vor Chr. bis 40 nach Chr. nach seinen Vorarbeiten jedem Anfänger und Handlanger als Verdienst vorbehalten; dies sei eine mechanische Nachhülfe. So sind die wenigsten deutschen Geschichtschreiber wegen der künstlerischen Behandlung zu erwähnen, und außer Joh. von Müller, Schiller, Varnhagen von Ense, dann noch Raumer und Ranke, von denen die meisten jedoch noch Manches zu wünschen übrig lassen, würde in dieser Beziehung kaum noch ein Anderer zu nennen sein. Namentlich ist die Sprache selten erfreulich, häufig dagegen mehr oder weniger ungenügend. Manche Geschichtschreiber haben sich den Jargon der philosophischen Schulen angewöhnt, und bewegen sich in Abstractionen, da wo man die lebendigste Anschaulichkeit erwartet und mit Recht verlangt; andere stehen unter dem Einfluß der romantischen Schule und häufen poetische Redensarten und Bilder, welche oft ganz geschmacklos sind; so Dahlmann, Preuß, Gfrörer; wieder andre endlich verunstalten ihre Darstellung durch den übermäßigen Gebrauch von fremden Wörtern, wie Droysen, und diejenigen, denen weder das Eine noch das Andere zum Vorwurf gemacht werden kann, haben eine steife oder nachlässige Darstellung, wie selbst der sonst so treffliche Schlosser.

Haben wir aber nur sehr wenige Geschichtschreiber wegen der künstlerischen Behandlung des Stoffs und der Sprache zu erwähnen, so sind dagegen nicht wenige aus andern Gründen zu nennen, einige wegen ihrer philosophischen, andre wegen ihrer staatsmännischen Auffassung der Begebenheiten, viele wegen ihrer gründlichen Forschungen, mehrere wegen ihrer scharfsinnigen Benutzung der Quellen, wodurch sie der Geschichte einzelner Zeiten oder Länder eine ganz neue Gestaltung geben, wieder andre endlich wegen ihrer Gesinnung und ihres Bestrebens, die Geschichte zur Lehrerin der Völker und Menschen zu erheben.

Indem wir nun zur Betrachtung der einzelnen Erscheinungen, und zwar zunächst zu denjenigen Historikern übergehen, welche die Universal- oder Weltgeschichte behandelt haben, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß die fruchtreichere Behandlung derselben vorzüglich dem Vorgange Herders zu verdanken ist; wir werden auf ihn, so wie auf Schlözer, Joh. v. Müller und Fr. Chph. Schlosser zurückkommen. Die übrigen Darsteller der Weltgeschichte haben meistens Lehr- und Handbücher geschrieben, bei denen die Darstellung zur Nebensache wird; doch auch diese bieten oft wesentliche Vorzüge dar. J. G. Büsch, der sich durch seine den Handel betreffenden Schriften große Verdienste erwarb, schrieb einen „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel" (Hamb. 1781) im veredelten Chronistenstyl, einfach und treu in der Erzählung. Eine ausführlichere Darstellung bietet das „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte" (3 Bde. Braunschw. 1783 ff.) von Jul. Aug. Remer aus Braunschweig (1736—1803), der auch sehr brauchbare Handbücher „der älteren Geschichte" (Braunschw. 1775), der „Geschichte der neueren Zeiten (Ebd. 1771) und ganz besonders „der mittlern Geschichte" (Eb. 1801) schrieb. Geschmacklos, aber sehr brauchbar ist die „Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Geschichte" (4 Bde. Lpz. 1787—1807) von Chn. Dan. Beck aus Leipzig (1757–1832), der eine Fülle von historischem Stoff mit reicher Angabe der Quellen und Hülfsmittel bietet. J. Gfr. Eichhorn aus dem Hohenloheschen (1752—1827) befleißigte sich in seiner „Weltgeschichte" (5 Bde. Gött. 1799—1814) einer gefälligeren Darstellung, dagegen fehlt es ihr an gutem Ueberblick und innerem Zusammenhang. Zu verdanken ist ihm, daß er die Geschichte der orientalischen Völker zuerst in den Kreis der Darstellung zog. Um sogleich seine andern historischen Schriften zu erwähnen, so ist seine „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte" (6 Bde. Ebd. 1803 ff.) nicht frei von Irrthümern, aber sie enthält eine sehr reiche Angabe der Literatur. Nach den damals bekannten und zugänglichen Quellen, aber sehr einseitig, ist seine „Uebersicht der französischen Revolution" (2 Bde. Gött. 1797). Um die deutsche Geschichte machte er sich durch die „Urgeschichte des Hauses

der Welfen" (Hamm 1817) verdient. K. Fr. Becker aus Berlin (1777—1806) hat bei seiner „Weltgeschichte" (9 Thle. Berl. 1801—5) und seinen „Erzählungen aus der alten Welt" (3 Thle. Halle 1802 ff.) vorzüglich die Jugend und ihre Lehrer im Auge gehabt; die angemessene Darstellung, die übrigens durch J. Gfr. Woltmanns und K. A. Menzels Bearbeitung und Fortsetzung noch gewonnen hat, sichert der „Weltgeschichte" bleibenden Werth. Zu den bessern Lehrbüchern gehört der „Grundriß der Universalgeschichte" (2 Thle. Jena 1802—4) von K. W. Fr. Breyer aus Hantigsheim im Würtembergischen; noch werthvoller ist dessen „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte" (3 Thle. Münch. 1818), das sich durch gute Anordnung, wie durch Hervorhebung des Bedeutsamen, vorzüglich aber durch freie Gesinnung auszeichnet. Sehr tüchtig sind auch seine „Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs" (Eb. 1811). Einen beschränkt protestantischen Standpunkt nimmt K. H. L. Pölitz aus Ernstthal in Sachsen (1772—1838) ein; seine „Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen" (3 Thle. Lpz. 1808—10) ist dagegen durch die neuen Quellen, die er benutzte, von nicht geringer Bedeutung. Dietr. Herm. Hegewisch aus Osnabrück (1746—1812) hat sich weniger durch seine „Grundzüge der Weltgeschichte" (Hamb. 1804) verdient gemacht, als durch seine übrigen historischen Werke, unter denen „die Kolonien der Griechen" (2 Thle. Altona 1809—11), „die Gracchischen Unruhen" (Hamb. 1801), die „Geschichte Karls d. Gr. (Lpz. 1777) u. a. die deutsche Geschichte betreffenden Schriften zu erwähnen sind. Bei gründlicher Untersuchung ist seine Darstellung klar und nicht ohne Lebendigkeit; auch hat er eben dadurch einen größeren Leserkreis gewonnen, und ist einflußreich auf die Bildung seines Volks geworden, was spätere Geschichtschreiber, die mit gelehrtem Stolz von ihm sprechen, von ihren Werken nicht sagen können. Als eine sehr interessante Erscheinung darf die „Weltgeschichte" (4 Thle. Grätz 1807—1812) von Jul. Frz. Borgias Schneller aus Straßburg bezeichnet werden, von der wegen ihrer Freimüthigkeit eine zweite Auflage nicht gedruckt werden durfte. Gfr. Bredow aus Berlin (1773—1817) lieferte eine für die heranreifende Jugend sehr angemessene Darstellung der allgemeinen Geschichte in der „Umständlichen Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten aus der Weltgeschichte" (Altona 1810) und dem Auszug aus derselben „Merkwürdige Begebenheiten aus der allg. Weltgeschichte" (Eb. 1810. 21. Aufl. 1838). Nicht ohne Werth ist auch sein „Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie" (2 Thle. Eb. 1800—2), und seine „Chronik des 19. Jahrhunderts" (5 Bde. Eb. 1808—11) zeichnet sich durch furchtlose Wahrheitsliebe aus, weshalb er sie auch aufgeben mußte. Geistvoll und von gesundem kräftigem Geiste sind die „Skizzen der allgemeinen Weltgeschichte" (2 Thle. Berl. 1812) von Hans K. Dippold aus Grimma (1783—1811), der auch wegen seines mit Liebe gearbeiteten „Lebens Kaiser Karls des Großen" (Tüb. 1810) Erwähnung verdient. Kein Werk hat aber den Bedürfnissen des größern Publikums besser entsprochen als die „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Tage" (9 Bde. Freib. 1813—18. 16. Aufl. Braunschw. 1845) von Karl von Rotteck aus Freiburg im Breisgau (1775—1840), welche, klar in der Anordnung, lebendig in der Darstellung, die Weltgeschichte als die Entwickelung der Menschheit zur Freiheit und Sittlichkeit darstellt, daher von Eiferern als oberflächlich bezeichnet wird. So falsch und selbst anmaßend dieses Urtheil ist, so ist es dagegen richtig, daß er manche Erscheinungen, z. B. den Orient, nicht mit der gebührenden Unbefangenheit berücksichtigt. Den vollsten Gegensatz zu Rotteck bildet H. Leo aus Rudolstadt (1799), dessen „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde. Halle 1835—44) im Sinne der politischen und religiösen Reaction geschrieben ist, der er sich leidenschaftlich hingegeben hat, wie er früher leidenschaftlich für freie Bestrebungen schwärmte. Bemerkenswerth ist endlich noch die „Weltgeschichte in Biographien" (8 Bde. Berl. 1839—44) von K. W. Böttiger, der auch eine kürzere „Allgemeine Geschichte" (Erl. 1824), eine „Geschichte des deutschen Volks und deutschen Landes" (2 Bde. Stuttg. 1835 u. 36), eine „Geschichte von Bayern" (Erl. 1832), eine „Geschichte von Sachsen" (2 Bde. Hamb. 1830—31) und eine gelungene Biographie „Heinrich der Welfe" (Hann. 1829) schrieb.

Von den Bearbeitern der alten Geschichte haben wir oben schon Remer, Bredow, Hegewisch und Becker erwähnt; Fr. v. Raumer und Schlosser bleiben ausführlicherer Besprechung vorbehalten; aus den übrigen nennen wir folgende: Konrad Mannert aus Altorf (1756—1834) schrieb ein „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. 1818) und eine „Geschichte der Nachfolger Alexanders" (Lpz. 1785). Bedeutender ist die „Geschichte der Staaten des Alterthums" (Gött. 1798) von Herm. Ludw. Heeren aus Bremen (1760—1842), dem wir später wiederbegegnen werden, so wie dem kräftigen Luden aus Loxstedt im Herzogth. Bremen (1780—1847), dessen „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums" (3 Bde. Jena 1814 ff.) die griechischen Freistaaten und Rom mit entschiedener Vorliebe bespricht. Mit größerem Glück wurden einzelne Theile der alten Geschichte behandelt. So schrieb der schon öfters genannte Manso „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats" (5 Thle. Lpz. 1800—1805), ein Werk, das sich durch gründliche Forschung, Wahrheitsliebe und Klarheit der Darstellung auszeichnet. Auch sein „Leben Konstantins des Gr." (Berl. 1817) verdient Beachtung, nicht weniger die „Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien" (Berl. 1824). Sein Hauptwerk ist jedoch die treffliche „Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden" (3 Bde. Ff. 1819—20), welches den besseren historischen Werken beizuzählen ist. Einen hohen Rang nimmt wegen der gründlichen Forschung die „Geschichte hellenischer Stämme und Staaten" (Berlin 1820) des gelehrten K. Otfr. Müller aus Brieg (1791—1840) ein, der jedoch mehr Geschichtsforscher als Geschichtschreiber ist. Auch dessen „Etrusker" (2 Bde. Berl. 1828) sind von großer Bedeutung. Eine umfassende Gelehrsamkeit, zugleich aber auch die Gabe scharfsinniger Combination bewies Aug. Böckh aus Karlsruhe (1784) in seinem eben so gründlichen als interessanten Werke „Die Staats-

haushaltung der Athener" (2 Bde. Berl. 1817), denen später „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats (Eb. 1840) folgten. Mit richtigem Blicke schrieb F. W. Tittmann aus Wittenberg (1784) „Ueber den Bund der Amphyktionen" (Berl. 1812) und eine „Darstellung der griechischen Staatsverfassung" (Lpz. 1822); später sich zur Bearbeitung der deutschen Geschichte wendend, gab er eine „Geschichte Heinrichs des Erlauchten" (von Meißen) heraus (2 Bde. Dresden 1845 f.), welche die politischen und Rechtsverhältnisse der Zeit anschaulich und gründlich darlegt. — Auch die römische Geschichte erfreute sich vielseitiger und eingreifender Bearbeitung. Vor Allen ragt Barthold Georg Niebuhr aus Kopenhagen (1776—1831) hervor, dessen „Römische Geschichte" (3 Thle. Berl. 1811—32) die fabelhaften Ueberlieferungen von dem historisch Wahren zu scheiden unternimmt. Dieses Werk, das von der umfassendsten Gelehrsamkeit und der scharfsinnigsten Kritik zeugt, ist leider in einer steifen, oft affectirten, meist unklaren Sprache geschrieben, in der man bald lateinische, bald englische Einflüsse gewahrt. Seinen zersetzenden Ansichten trat E. W. Gli. Wachsmuth aus Hildesheim (geb. 1784) mit seiner „ältern Geschichte des Römischen Reichs" (Halle 1819) entgegen, für die er die Quellen einer neuen Untersuchung unterwarf. Noch erwähnen wir die „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu Cäsars Tod" (Halle 1830) von K. Göttling aus Jena (1793) und „Sabine oder Morgenscenen einer reichen Römerin" (Lpz. 1803) von K. A. Böttiger aus Reichenbach (1760—1835). Die Geschichte orientalischer Völker im Alterthum wurde weniger häufig bearbeitet. Die „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" (Berl. 1828) von H. Leo sind freilich in einem ganz andern Geiste geschrieben, als seine spätern Schriften, auch hat er wegen dieses Buchs, in welchem er den Charakter des jüdischen Volks von seiner Schattenseite schildert, reumüthige Buße gethan. Vortrefflich ist „Das alte Indien" (2 Bde. Königsb. 1828—31) von Peter von Bohlen aus Wuppels (1796—1840).

Die Geschichte des „Mittelalters wurde nicht so häufig behandelt, als man es wohl bei der Vorliebe für dasselbe während der Herrschaft der Romantiker hätte erwarten sollen; auch ragt nur einer der Bearbeiter besonders hervor. Von diesen sind Remer und Manso schon erwähnt; außer ihnen haben wir noch folgende zu nennen: Fr. Rühs (1779—1820) verfaßte ein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Berl. 1816), welches reichhaltig und genau ist und insbesondre die geographischen Verhältnisse gründlich und klar beleuchtet. Am ausführlichsten ist die „Geschichte des Mittel-Alters" (8 Bde. Kassel 1820—39) von Fr. Rehm aus Kurhessen; eine gute Ueberhsicht gewährt Ludens „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters (2 Bde. Jena 1821 f.). Große Thätigkeit entwickelte J. Fr. Cph. Kortüm aus dem Mecklenburgischen (1788—1858); er schrieb nicht nur eine „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde. Bern 1836 u. 37), welche die politischen und religiösen Verhältnisse klar und scharf entwickelt, sondern auch eine sehr bedeutende, durch tüchtige Forschung und freie Gesinnung ausgezeichnete „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuen Zeit" (3 Bde. Zür. 1827—29) und eine sehr interessante Monographie „Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden" (Aar. 1818); es war dies sein erster Versuch, der schon zu den besten Hoffnungen berechtigte. Auf selbstständigen Forschungen beruht seine „Römische Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergang des abendländischen Reichs" (Heidelb. 1843), die wir schon oben hätten erwähnen können. Leider sind Kortüms Schriften in einem verwickelten, harten und beinahe ungenießbaren Style geschrieben, wodurch der Genuß, den sie sonst wegen ihrer tüchtigen Gesinnung und ihrer tief eingehenden Behandlung der Verhältnisse in hohem Grade gewähren würden, verleidet wird. Mancherlei Vorzüge bietet H. Leo's „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (2 Bde. Halle 1830), von dem wir auch eine gediegene „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte" (Hamb. 1824) besitzen. Einzelne Perioden oder Begebenheiten wurden von Schlosser und einigen Andern bearbeitet, von welchen wir folgende anführen. Konr. Mannert schrieb eine „Geschichte der Vandalen" (Lpz. 1785); J. Dan. Ritter legte seine gründlichen und selbstständigen Forschungen in der „Geschichte des Byzantinischen Kaiserthums" nieder, welche in schmuckloser und lichtvoller Sprache abgefaßt ist und einen Theil der großen „Welthistorie" (S. II, 681) bildet. Später schrieb der geniale Jac. Ph. Fallmerayer aus Bayrdorf bei Brixen (1790) eine „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt" (München 1827), dem sich eine „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (2 Bde. Stuttg. 1830—36) und die „Fragmente aus dem Orient" (2 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1845) anschlossen. Alle diese Schriften gewähren vielseitige neue Aufklärungen; ihre Darstellung ist lebendig und geistreich, aber scharf und schneidend. Von dem gelehrten G. H. Pertz aus Hannover (1795) besitzen wir eine gründliche „Geschichte der merovingischen Hausmaier" (Hann. 1819). Die Zeit der Kreuzzüge behandelte Heeren in dem „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge auf Europa" (Gött. 1808), welcher vom französischen Nationalinstitut gekrönt wurde. Weitaus das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand ist aber die „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" (7 Bde. Lpz. 1807—32) von Fr. Wilken aus Ratzeburg (1777—1840), welche ganz neue Aufklärungen über jene bewegte und einflußreiche Zeit gibt. Noch erwähnen wir die interessanten und belebten „Gemälde der Kreuzzüge" (3 Thle. Ff. 1808—20) von F. Chr. L. Haken, der auch ein gründliches, das griechische Alterthum betreffendes Werk „Xenophon und die Zehntausend Griechen" (2 Thle. Magdeb. 1805) schrieb. Hieher gehört auch die „Geschichte des Tempelherrnordens" (Lpz. 1779) von C. Gli. v. Anton aus Lauban (1751—1818), von dem wir außerdem eine „Geschichte der deutschen Nation" (Lpz. 1793) und ein „Handbuch der Geschichte der Deutschen" (Görl. 1796) besitzen.

Unter den Schriftstellern, welche die Geschichte der neuen Zeit und insbesondre von Europa schrieben, haben wir Spittler, Fr. Schle-

gel, Schlosser, Raumer und Ranke näher zu besprechen; Remer, J. Gfr. Eichhorn und Bredow sind schon früher erwähnt; nächst diesen haben wir noch folgende herauszuheben: Der fleißige und gelehrte J. G. Meusel aus Eyrichshof bei Bamberg (1743—1820), der sich noch in andern Zweigen der Geschichtschreibung nicht unbedeutende Verdienste erwarb, schrieb eine „Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie" (Lpz. 1775); auch erwähnen wir sogleich seine umständliche „Geschichte von Frankreich" (4 Thle. Halle 1772—6). Von unvergleichlich größerem Werth ist Heeren's „Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" (Gött. 1809), in welcher die Entwickelung der europäischen Weltmacht seit den drei letzten Jahrhunderten anschaulich dargestellt wird. Der Werth dieser Geschichte besteht vornämlich darin, daß der Verfasser mit den innern Zuständen der einzelnen Staaten bekannt macht, und daraus ihren Antheil an den für die Welt entscheidenden Begebenheiten erklärt. Merkwürdig ist der „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (Leipz. 1843) von E. M. Arndt, welcher zum Theil nur eine Wiederholung dessen, was er schon 40 Jahre früher im „Geist der Zeit" (4 Thle. Berl. 1806—18) ausgesprochen hatte. Der wesentlichste Bestandtheil dieser „Völkergeschichte" ist nämlich nicht die historische Entwickelung, obgleich auch diese wegen ihrer dem Zweck angemessenen, aber freilich auch oft willkürlichen und einseitigen Zusammenstellung der Thatsachen Interesse gewährt, sondern die bald mit leidenschaftlicher Liebe, bald mit leidenschaftlichem Haß, bald mit milder und verständiger Beurtheilung geschriebene Charakteristik der einzelnen europäischen Nationen, deren Elemente sich schon in dem „Geist der Zeit" finden. In ähnlicher Weise sind auch die „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" (Lpz. 1804) gehalten, in denen er nicht weniger große und eigenthümliche Ideen entwickelt. Die Darstellung in Arndts prosaischen Schriften, von denen wir noch die „Einleitung zur historischen Charakterschilderung" (Berl. 1810) und das „Historische Taschenbuch für 1813 u. 1814" (Königsb.) erwähnen, ist zwar keineswegs künstlerisch gediegen, aber von einer Frische und Kernhaftigkeit, welche bei ihrer zwanglosen Natürlichkeit die größte Wirkung thut. Er ist in seinem Ausdruck oft derb, scharf und tief einschneidend, und Niemand hat die Sprache des edlen Zorns mehr in seiner Gewalt, als er. In seinen Ansichten ist er allerdings sehr einseitig, sobald von dem „Erbfeind des deutschen Volks" die Rede ist, worunter er freilich nicht das versteht, was allein darunter verstanden werden sollte; aber sobald sich diese aus den Jahren der Napoleonischen Herrschaft bewahrte Meinung nicht vordrängt, ist er unparteiisch und vorurtheilsfrei. Arndt versteht seine Zeit nicht mehr, aber dies darf uns nicht in unserm Urtheil bestimmen; in seiner Jugend und Mannskraft war er in Schrift und That eine der größten Erscheinungen seiner Zeit, die durch ihre sittliche Größe Ehrfurcht gebietet.

Die neueste Geschichte fand, wie leicht erklärlich, zahlreichere Bearbeiter, obgleich die unparteiische und leidenschaftslose Darstellung derselben oft kaum möglich ist. Paul Ferd. Friedr. Buchholz aus Altruppin (1763—1843) gab ein „Historisches Taschenbuch oder Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien" heraus (22 Bde. Berl. 1814—37), welches als Quellenwerk, doch mit Vorsicht, zu brauchen ist. Auch schrieb er eine „Geschichte Napoleon Bonaparte's" (3 Bde. Berl. 1827—30). Von J. Chr. Fr. Saalfeld aus Hannover (1785—1835) haben wir eine „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (4 Thle. Lpz. 1815—23) und eine „Geschichte Napoleon Buonaparte's" (2 Thle. Eb. 1816—17), in denen sich die sehr erklärliche und allerdings auch nothwendige, aber immerhin beschränkte Ansicht aus der Zeit der Freiheitskriege über die Franzosen und Napoleon in leidenschaftlicher Weise äußert. Der durch seine Theilnahme an den politischen Ereignissen zur Zeit der französischen Herrschaft und namentlich von dem Tiroler Aufstande bekannte Jos. Freih. v. Hormayr aus Insbruck (1781—1848) schrieb eine inhaltreiche „Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrichs des Gr. bis zum zweiten Pariser Frieden" (3 Bde. Wien 1817—19). Wie in allen seinen sehr zahlreichen Schriften, von denen mehrere erst später erwähnt werden können, ist Ernst Herm. Jos. Münch aus Rheinfelden (1798—1841) auch in seiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" (6 Bde. Lpz. 1833—35) wegen seiner geistreichen und lebendigen Darstellung anzuerkennen, aber wegen seiner Flüchtigkeit zu tadeln. In den „Heerzügen des christlichen Europas wider die Osmanen" (5 Bde. Bas. 1822—26) beherrscht er den Stoff nur scheinbar. Die „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs II." (2 Bde. Berl. 1824—25) von K. Adf. Menzel aus Grüneberg (1784) zeugt von Durchdringung des Stoffs; nicht weniger die „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neuen Zeit" (3 Bde. Lpz. 1831—33) von Wachsmuth. Noch zu erwähnen sind die geistreich lebendigen und freimüthigen „Vorlesungen über die Geschichte der letzten fünfzig Jahre" von Ed. Gans aus Berlin (1798—1839), die er in Raumers „Taschenbuch für 1833 u. 34" veröffentlichte.

Für die Geschichte der einzelnen Staaten machten sich Heeren und Ukert in hohem Grade verdient, indem sie seit 1828 eine Sammlung veranstalteten, „Geschichte der europäischen Staaten", zu welcher sie die bedeutendsten Kräfte gewannen; wir werden die wichtigsten Theile dieser Sammlung im Verlauf der folgenden Uebersicht erwähnen.

So zahlreich die Arbeiten über die Geschichte Deutschlands sind, so werden wir von den Bearbeitern derselben doch nur Schiller, Raumer und Ranke ausführlicher besprechen können. Von den übrigen, welche die Geschichte Deutschlands, sei es im Allgemeinen, sei es nach besondern Zeiten dargestellt haben, sind Hegewisch, Anton, Dippold, Breyer, Arndt, Kortüm und K. W. Böttiger schon genannt; es bleiben uns daher nur noch folgende zu erwähnen. Als einer der bedeutendsten tritt uns sogleich Mich. Ign. Schmidt aus Arnstein (1736—94) entgegen. Seine „Geschichte der Deutschen" (11 Thle. Ulm 1778—93), welcher er sich 1778 sein ganzes Leben mit wahrer Aufopferung widmete, ist der erste Versuch, die Geschichte des Volks als einer Gesammtheit zu schreiben, und verdient schon deswegen bei allen Mängeln in der Ausführung doch unsere vollste Beachtung. Er

bestrebte sich insbesondre anschaulich zu machen, wie die Zustände Deutschlands sich aus den frühern Verhältnissen entwickelt hätten, und wie die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt und die damit verknüpfte Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten die Quelle der Schwäche und alles Unglücks wurde, wobei er freilich von den Habsburgern viel zu günstig urtheilt, da diese nicht sowohl Deutschland als ihre Hausmacht groß zu machen suchten. Die Sprache ist zwar noch steif und unbeholfen, nachlässig und nüchtern, doch hie und da nicht ohne Anflug von Begeisterung. Der freisinnige, oft vertriebene Jos. Milbiller aus München (1758 1816), der seine Ansichten über die Aufgabe eines Geschichtschreibers des deutschen Volkes in dem noch immer zu beherzigenden „Ideal einer Geschichte der deutschen Nation" (Ingolst. 1800) niederlegte, setzte die „Geschichte der Deutschen" (Th. 12—22. Ulm 1797—1808) in Schmidts Geiste fort; nicht so G. Leonh. Bernh. v. Dresch (1786—1836) aus Forchheim, dessen weitere Fortsetzung (Th. 23—29. Eb. 1824—30) auch den besondern Titel: „Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes" führt, in beschränkt monarchisch-aristokratischem Geiste gehalten ist und auf das Volk und dessen Entwickelung wenig Rücksicht nimmt. Milbiller schrieb außer einigen andern die Geschichte Deutschlands betreffenden Werken noch eine freimüthige „Geschichte des Hildebranddismus" (2 Thle Lpz. 1787), eine „Allgemeine Geschichte der berühmten Königreiche und Freistaaten" (7 Bde. Lpz. 1796 — 1804) und eine „Geschichte von Bayern" (Münch. 1806). — Die „Einleitung in die Geschichte des teutschen Reichs" (Halle 1782) von J. Chph. Krause aus Artern (1749——99) ist, wie mehrere andere den nämlichen Stoff behandelnde Schriften, streng kritisch und gründlich; der Verfasser ist besonders mit dem Mittelalter vertraut, und er eröffnet zuweilen neue Ansichten; seine Darstellung ist aber schwerfällig. Der würdige Ernst L. Posselt aus Durlach (1763—1804) war zwar kein selbstständiger Forscher, aber er benutzte die Forschungen Anderer mit glücklicher Kritik, und verarbeitete sie in sorgfältiger und oft schöner, nur zu rhetorisch gehaltener Darstellung. Außer seiner „Geschichte der Deutschen" (2 Bde. Lpz. 1789—90), welche von Pölitz fortgesetzt wurde (Bd. 3 u. 4. Eb. 1805 — 19), erwähnen wir noch den „Krieg der Franken" (Lpz. 1794) und die „Geschichte Karls XII." (Karlsr. 1791). Die „Nationalchronik der Deutschen" (Stuttg. 1801 — 08) von J. Gfr. Pahl, aus Aalen in Würtemberg, ist nicht ohne Verdienst, doch ist seine „Geschichte Würtembergs für das würtembergische Volk" (6 Bde. Stuttg. 1828—30) weitaus bedeutender. Der wackere Konr. Mannert beschäftigte sich vielfältig mit der deutschen Geschichte und seine darauf bezüglichen Werke haben alle den Werth einer genauen und gründlichen Forschung: die wichtigsten sind „Compendium der deutschen Reichsgeschichte" (Nbg. 1803), „Geschichte der Deutschen" (2 Bde. Stuttg. 1828—30), „Geschichte der alten Deutschen besonders der Franken" (Eb. 1829) und „Kaiser Ludwig IV." (Landsh. 1812). Seine „Geschichte Baierns" (2 Bde. Lpz. 1826) ist mit Liebe geschrieben; wichtig endlich ist die „Aelteste Geschichte Bojariens" (Nbg. 1807). Eine zu ihrer Zeit sehr tüchtige und wohlthätige Erscheinung war die „Deutsche Geschichte für Schulen" (3 Thle. Elberf. 1814) von H. Fr. Thd. Kohlrausch aus Landolfshausen bei Göttingen (geb. 1780), die in edler, freilich oft schwärmerischer Begeisterung für die Größe des Vaterlands geschrieben ist und eine lebhafte Darstellung der Freiheitskriege enthält. Wolfg. Menzel aus Waldenburg in Schlesien (geb. 1798) hat sich mit seiner „Geschichte der Deutschen" (3 Bde. Zür. 1824—25), die mehrere Auflagen erlebte, durch seine gewandte Darstellung ein ziemlich großes Publikum erworben. Eine der großartigsten Unternehmungen war die „Geschichte des deutschen Volks" (12 Thle. Gotha 1825 – 37) von H. Luden, die aber so groß angelegt war, daß sie unmöglich vollendet werden konnte, weshalb er auch eine gedrängtere Behandlung in der „Geschichte der Deutschen" (Eb. 1842—43) unternahm. Beide Werke zeugen von gründlicher Forschung und von der vollkommensten Herrschaft über den Stoff. Die Sprache ist zwar nicht immer natürlich genug, doch ist sie im Ganzen gewandt und kraftvoll. Zu rühmen ist aber durchgängig die freie, ächt vaterländische und doch nicht patriotisch beschränkte Gesinnung, die sich in Ludens Schriften kundgibt. Auch J. Chn. von Pfister aus Pleidelsheim (1772—1832) verdient wegen seiner gut geschriebenen und auf sorgfältiger Quellenforschung beruhenden „Geschichte der Deutschen" (5 Bde. Hamb. 1829—35) rühmliche Erwähnung. Doch möchte ihr seine „Geschichte von Schwaben" (5 Bde. Heilbr. 1803—27) noch vorzuziehen sein, in welcher wir die tiefe und helle Kritik, die unbefangene Prüfung, die treffenden Urtheile und namentlich die gediegene Charakteristik der Perioden gleichmäßig anzuerkennen haben, und die zugleich durch kräftige Darstellung erfreut. Die „Quellenkunde der deutschen Geschichte" (Gött. 1830) von Fr. Chp. Dahlmann aus Wismar (geb. 1785) läßt Nichts zu wünschen übrig. Dagegen haben seine „Geschichte der englischen Revolution" (Lpz. 1841. 3. Aufl. 1845) und die „der französischen Revolution" (Eb. 1845) allzusehr den Anstrich akademischer Vorlesungen; sie sind bei aller Freisinnigkeit doch pedantisch-doctrinär und erinnern gar oft an Guizot, dessen Darstellungsgabe Dahlmann jedoch nicht besitzt, da er vielmehr trocken und oft nachlässig schreibt, wobei der schon gerügte Gebrauch unpassender und geschmackloser Bilder einen merkwürdigen Contrast bildet. — Auf die Bearbeitungen einzelner Perioden, Begebenheiten oder besonderer Erscheinungen übergehend, nennen wir zuerst den fleißigen Forscher Chn. K. Barth aus Bayreuth dessen gründliches Werk „Deutschlands Urgeschichte" (2 Bde. Hof 1818—20; 2. ganz umgearb. Aufl. 3 Bde. 1840—42) in archäologischer und geographischer Hinsicht werthvoll ist und überraschende, freilich auch hie und da gewagte Ansichten vorlegt. Als Erweiterungen dieses Hauptwerks sind die folgenden zu betrachten, in denen zum Theil einzelne Gegenstände ausführlicher behandelt werden: „Ueber die Druiden der Kelten" (Erl. 1826), „Hertha, und über die Religion der Weltmutter im alten Deutschland" (Augsb. 1828), „Die Kabiren in Deutschland" (Erl. 1832) und „Die altdeutsche Religion" (2 Bde. Lpz. 1835). Es ist übrigens zu bedauern, daß der gelehrte und

scharfsinnige Verfasser auf künstlerische Anordnung und schöne Darstellung allzuwenig Werth legt. Ein Schüler des größeren Spittler in der historischen Auffassung, nahm sich K. L. v. Woltmann aus Oldenburg (1770—1817) in der Behandlung und Darstellung des geschichtlichen Stoffs Schiller zum Vorbild, ohne ihn jedoch weder an Tiefe der Anschauung, noch an Kunst des Styls zu erreichen, obgleich ihm ein gewisser Glanz der Darstellung nicht abzusprechen ist. Aus dem Gebiet der vaterländischen Geschichte behandelte er die „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode" (1. Th. Gött. 1794), die „Geschichte der Reformation" (3 Bde. Alt. 1800 ff.) und die „Geschichte des westphälischen Friedens" (2 Thle. Lpz. 1808 f.) als Fortsetzung der „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" von Schiller, dem er auch in diesem Werke am nächsten kommt. Außerdem schrieb er einen „Grundriß der ältern Menschengeschichte" (Jena 1794), welcher die Geschichte der Hebräer gründlich und verständig behandelt, dann eine „Geschichte Frankreichs" (2 Thle. Berl. 1797) und eine „Geschichte Großbritanniens" (2 Thle. Eb. 1798). Zu den bessern Erscheinungen gehören die „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (2 Bde. Lpz. 1827—28) von Gust. Adf. Harald Stenzel aus Zerbst (1792—1854), dem wir auch eine recht gut geschriebene „Geschichte der deutschen Kriegsverfassung" (Berl. 1819) verdanken. Jos. Aschbach aus Höchst (geb. 1801), der sich vorzüglich um die spanische Geschichte verdient machte, veröffentlichte eine tief eingehende „Geschichte Kaiser Sigmunds" (3 Bde. Hamb. 1838—41). Von dem fleißigen und gründlichen F. W. Barthold aus Berlin (geb. 1799) haben wir mehrere sehr werthvolle Arbeiten über deutsche Geschichte. Schon sein erstes Werk „Der Römerzug K. Heinrichs von Lützelburg" (2 Bde. Königsb. 1830—31) gewann sich verdienten Beifall, noch mehr „Georg von Frundsberg und das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation (Hamb. 1833), das uns ein recht anschauliches Bild des merkwürdigen Mannes und der interessanten Verhältnisse gibt. Auch die „Geschichte des großen deutschen Kriegs von Gustav Adolfs Tode ab" (2 Bde. Stuttg. 1841—43) ist bedeutend. Wir erwähnen endlich noch seine „Geschichte von Pommern und Rügen" (2 Bde. Hamb. 1839—40) und die Biographie „Johann von Werth" (Berl. 1826). So werthvoll diese Schriften durch ihre gründliche Forschung und die scharfsinnige, wenn auch nicht immer unbefangene Auffassung sind, so müssen wir dagegen tief bedauern, daß die Darstellung so hart und schwerfällig ist, und öfters in ein ganz ungehöriges Pathos verfällt. K. A. Menzel, dem wir auch eine recht gute allgemeine „Geschichte der Deutschen" (8 Bde. Berl. 1815—23) verdanken, hat eine „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte" (12 Bde. Eb. 1826—48) geschrieben, die, auf dem gründlichsten Quellenstudium aufgebaut, in das Innere der bürgerlichen und politischen Zustände, in die provinziellen Verhältnisse des Volkslebens einzudringen und zugleich hervorzuheben sucht, wie die Reformation immer mehr ihrem Ursprunge untreu wurde, und daher in ihrer äußeren Erscheinung hinter den, seines Wesens und seiner Natur sich kräftig bewußten Katholicismus weit zurücktrat. Es wird aus seiner Darstellung, die unserer Zeit nicht genug empfohlen werden kann, auch ohne daß er es ausdrücklich sagt, doch lebendig klar, daß der Protestantismus nur dann wieder zu Kraft und Bedeutung gelangen, dem täglich an Macht und Umfang zunehmenden Katholicismus mit Erfolg entgegenkämpfen kann, wenn er zu seiner Quelle, d. h. zu der vom Evangelium empfohlenen freien Prüfung zurückkehrt. Noch erwähnen wir Menzels „Zwanzig Jahre preußischer Geschichte" (Berlin 1849) und seine „Geschichte Schlesiens" (3 Bde. Eb. 1807—10). Im Geiste Spittlers, doch ihn weder an Talent, noch an Selbstständigkeit der Ansichten erreichend, schrieb G. Fr. Chr. Sartorius, der sich später den Namen Freiherr von Waltershausen ertheilen ließ, aus Kassel (1765—1828) eine „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" (Berl. 1795), bei der nur zu bedauern ist, daß er diese merkwürdige Erscheinung nicht ganz unbefangen würdigte. Sein bedeutendstes Werk ist die „Geschichte des hanseatischen Bundes" (3 Bde. Gött. 1802—8), fortgesetzt von Lappenberg (2 Bde. Hamb. 1830), in welcher er eine der interessantesten und großartigsten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Geschichte mit Liebe und freiem Geiste darstellte. Sein „Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien" (Hamb. 1811) erhielt den Preis vom französischen Nationalinstitut — daß eine deutsche Akademie oder eine deutsche Regierung die Arbeit gewürdigt hätte, ist nicht bekannt geworden. Endlich haben wir noch einen Mann zu nennen, K. Dietr. Hüllmann aus Erdeborn (1765—1846), der in seinen Forschungen über verschiedene Verhältnisse und Erscheinungen in der deutschen Geschichte viel gesunden praktischen Sinn an den Tag legte, aber der Form zu wenig Beachtung schenkte, durch welche seine Schriften nicht bloß für Forscher bleibenden Werth erhalten hätten. Er schrieb eine „Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters" (Berl. 1805), deren Sprache schon im Titel barbarisch ist, ferner eine treffliche „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland" (3 Bde. Ff. 1806—8) und endlich eine eben so werthvolle „Geschichte des Ursprungs der deutschen Fürstenwürde" (Bonn 1842). Hüllmann war auch nach andern Richtungen und in demselben praktischen Sinne thätig; wir erwähnen seine „Geschichte des byzantinischen Handels" (Ff. 1808), sein „Staatsrecht des Alterthums" (Köln 1820) und endlich die „Staatsverfassung der Israeliten" (Lpz. 1834).

Die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten fand sehr zahlreiche, zum Theil glückliche, ja selbst ausgezeichnete Bearbeiter. Des schon genannten Jul. Schneller „Staatengeschichte Oestreichs" (5 Thle. Grätz 1820 ff.) schildert die Zustände des Volks mit freimüthiger Offenheit, weshalb auch der letzte Theil nicht gedruckt werden durfte. Noch bedeutender ist die Schrift „Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation u. s. w." (2 Bde. Stuttg. 1828), welche Schneller mit den Noten des Censors herausgab, der den Druck in Oesterreich nicht gestattet hatte. Sie gibt ein treffliches Bild von der verderblichen Politik dieses Staats während dreier Jahrhunderte. Eine andre er-

wähnungswerthe allgemeine „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats" (5 Bde. Hamb. 1834—50) von dem Grafen Joh. Mailáth aus Pesth (1786), welcher auch eine werthvollere „Geschichte der Magyaren" (5 Bde. Wien 1828—31) schrieb. Einzelne Perioden wurden von dem überaus fleißigen Chorherrn Franz Seraphin Kurz aus Kefermarkt bei Freistadt (1771—1843) gründlich, aber ohne historische Kunst dargestellt; er schrieb nach einander „Oesterreich unter Friedrich IV." (2 Bde. Wien 1812), „Oesterreich unter Ottokar und Kaiser Albrecht I." (2 Bde. Ebd. 1816), „Oesterreich unter Albrecht dem Lahmen" (Linz 1819), „Oesterreich unter Rudolf IV." (Eb. 1821) und „Oesterreich unter Albrecht IV." (Eb. 1830). Von den Darstellungen der Geschichte einzelner Länder nennen wir die „Pragmatische Geschichte der Markgrafschaft Oesterreich" (2 Bde. Wien 1788) von Const. Frz. Flor. Ant. v. Khauß aus Lichtenthal bei Wien (1735—97). In den erhabenen Sinn des Kaisers Joseph eingehend, dessen Größe täglich mehr hervortritt, würdigte Khauß in seinem Werke die religiösen und auch, obwohl nicht so entschieden, die politischen Verhältnisse mit dem freien und unbefangenen Geiste, der damals Oesterreich in der Bildung so mächtig förderte. Unter den Benedictinern von St. Blasien im Schwarzwald, welche von ihrem würdigen und gelehrten Abt Martin Gerbert, Freiherr von Hornau aus Horb am Neckar (1720—1793), angeregt, ihre Muße der historischen Forschung widmeten, schrieb leider nur Franz Kreutter (1735—1806) in deutscher Sprache; er verfaßte eine „Geschichte Vorderösterreichs" (2 Thle. St. Blasien 1790), an welcher Gerbert, dem wir viele treffliche Geschichtswerke in lateinischer Sprache verdanken, wohl Antheil hatte, wie vermuthlich auch an den ebenfalls lateinisch geschriebenen Arbeiten der Conventualen Herrgott, Neugart und Heer. Für die Geschichte von Tirol war besonders der Freiherr von Hormayr thätig, der übrigens als Geschichtschreiber einen beinahe untergeordneten Rang einnimmt, während er als Geschichtsforscher höchst bedeutend ist. Schon in seinem 13. Jahre schrieb er eine „Stammgeschichte der Herzöge von Meran" (Insbr. 1796); später verfaßte er die „Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol" (2 Bde. Tüb. 1806—8). Die Geschichte des Tiroler Aufstandes, an welchem er so einflußreichen Antheil nahm, erzählte er in der „Geschichte Andreas Hofers" (Leipz. u. Altenb. 1817), welche er später unter dem Titel „Tyrol und die Tyroler" (2 Bde. Lpz. 1845) gänzlich umarbeitete und mit zahlreichen Einzelnheiten vermehrte, ohne sich jedoch auf einen ganz unbefangenen Standpunkt zu erheben. Großes Aufsehen erregten die „Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg" (3 Bde. Jena 1841—44) durch ihre interessanten Mittheilungen und oft schneidenden Urtheile über hervorragende Persönlichkeiten jener Zeit. Endlich erwähnen wir hier noch seine „Geschichte von Illyrien" (Essek 1777). — Frz. Mt. Pelzel aus Reichenau (1735—1801) schrieb eine „Kurzgefaßte Geschichte von Böhmen" (2 Bde. Prag 1782) und Woltmann eine „Geschichte Böhmens" (Eb. 1815). Obgleich Ungarn nicht zu Deutschland gehört, erwähnen wir doch sogleich hier die Werke, welche diesen Staat betreffen. J. Chn. Engel aus Leutschau in Ungarn (1771—1814) suchte in der „Geschichte des ungerischen Reichs und seiner Nebenländer" (4 Thle. Halle 1797—1804), noch mehr in seiner „Geschichte des Königreichs Ungarn" (5 Bde. Wien 1814) den reichen Stoff kunstmäßig zu verarbeiten. Mehr rhetorischen Prunk als eine wahrhaft historische Darstellung bietet die weitläufige „Geschichte der Ungarn und deren Landsassen" (10 Bde. Lpz. 1812—25) von dem früher schon genannten Ign. Aurel. Feßler; Mailáths neueres Werk endlich haben wir schon erwähnt.

Die Preußische Geschichte ist vielfältig, zum Theil mit Auszeichnung, behandelt worden, so von Archenholz und Ranke, auf die wir später zurückkommen. Unter allen würde aber durch die Kunst der Darstellung und den tiefen Blick des Staatsmanns und Kriegers Friedrich II. hervorleuchten, wenn er seine historischen Werke in deutscher Sprache geschrieben hätte, oder vielmehr hätte schreiben können. Die hieher gehörigen Schriften von Manso, Barthold und K. A. Menzel haben wir schon erwähnt; unter den Schriftstellern, welche die allgemeine Geschichte des Staats behandelt haben, sind nur noch zwei zu nennen. Fr. Förster aus Münchengosserstädt (1792) beurkundet in seinen „Grundzügen der Geschichte des preußischen Staats" (2 Bde. Berl. 1818), so wie in dem „Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Reichs" (3 Bde. Eb. 1820—22) eine lobenswerthe patriotische Gesinnung; ungleich gelehrter und gründlicher ist die „Geschichte des preußischen Staats" (4 Bde. Hamb. 1830—54) von dem schon genannten G. A. H. Stenzel, der auch eine „Geschichte Schlesiens" (1. u. einz. Thl. Bresl. 1853) und ein „Handbuch der Anhaltschen Geschichte" (2 Thle. Dessau 1820 u. Leipz. 1824) schrieb, die erste Bearbeitung der Geschichte dieser Länder. Friedrich der Große beschäftigte, wie leicht zu begreifen, viele Schriftsteller; wir nennen unter den frühern nur den als Romanendichter früher erwähnten Fr. Schulz wegen seiner Schrift: „Friedrich der Große, Versuch eines historischen Gemäldes" (3 Hfte. Weim. 1786—87), unter den neuen Fr. Förster, dessen Schrift „Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist" (Berl. 1822) viele merkwürdige und bis dahin unbekannte Briefe und andre Actenstücke enthält, vor Allen aber Fr. Preuß aus Landsberg (1785), dessen umfangreiche, mit zahlreichen Urkunden aller Art begleitete „Biographie Friedrichs des Großen" (9 Bde. Berl. 1832—34) das vollständigste Bild von dem Geist und der Thätigkeit des großen Königs gibt, für den er freilich zu parteiisch eingenommen ist. Die Geschichte der letzten Jahre Friedrichs II. bis zur Auflösung des preußischen Staats nach der Schlacht bei Jena behandelte Chr. Konr. W. v. Dohm aus Lemgo (1751—1820) in seinen höchst bedeutenden „Denkwürdigkeiten meiner Zeit und Beiträge zur Geschichte von 1778—1806" (5 Bde. Lemgo 1814—19), welche interessante Aufschlüsse über die wichtigsten Personen und Begebenheiten enthalten und sich durch ruhige Forschung, wie durch Wahrheitsliebe auszeichnen. Von den Darstellungen der Geschichte der einzelnen Landestheile erwähnen wir außer dem „Grundriß der Pommerschen Geschichte"

(Greifsw. 1778) von Th. H. Gadebusch aus Stolpe (1736—1804) die geistreiche, lebendig ansprechende Schrift „Von Schlesien vor und nach dem J. 1740 (2 Bde. Berl. 1785) des in Breslau eingebürgerten Schweizers H. L. von Klöber aus Hellscheborn (1738—95), worin zuverlässige Nachrichten von den Zuständen der Schlesier unter der österreichischen und preußischen Herrschaft gegeben werden. Als gründlicher Forscher hat sich auch Sm. Benj. Klose aus Breslau (1734—98) in seiner „Dokumentirten Geschichte und Beschreibung von Breslau. Briefe eines Reisenden" (3 Thle. Bresl. 1780—83) erwiesen. Großes Interesse gewährte die „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln" (Köln 1818) von dem geschmackvollen Ferd. Frz. Walraf aus Köln (1748—1824), dessen „Taschenbuch der Ubier" (5 Bde. Eb. 1799—1804) reich an Mittheilungen über die Geschichte der deutschen Kunst ist. — Die „Geschichte von (dem eigentlichen) Preußen" (6 Thle. Königsb. 1792—1800) des uns schon bekannten L. Adf. v. Baczko befriedigt mehr durch gewandte Darstellung, als durch tief eingehende Forschung. „Preußens ältere Geschichte" (4 Thle. Riga 1809) von Aug. v. Kotzebue ist unbedeutend; gelehrt und gründlich hingegen, aber auch sehr breit, ist die „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens" (9 Bde. Königsb. 1827—36) von Joh. Voigt aus dem Meiningischen (geb. 1786), dessen Monographie „Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach" (2 Thle. Eb. 1832) neues Licht über die damalige Zeit und ihre Zustände wirft. Endlich erwähnen wir noch das „Gemälde des gesellschaftlichen Zustands in Preußen bis 1806" (2 Bde. Berl. 1808) von P. Ferd. Fr. Buchholz, welches zwar nicht ohne Mängel ist, aber doch viele und wichtige Aufschlüsse gewährt.

Die Schriften Mannerts und Milbillers über die Bayerische Geschichte haben wir schon gelegentlich berührt, die übrigen sind mit wenigen Ausnahmen von untergeordnetem Werth. Der älteste ist auch zugleich der bedeutendste Geschichtschreiber von Bayern, Lorenz von Westenrieder aus München (1748—1829), der sich um die Bildung seiner Mitbürger vielfach verdient machte, und namentlich durch historische Schriften auf sie zu wirken suchte*), leider aber seinen bessern Ansichten später untreu wurde, und sich der politischen und religiösen Reaction in die Arme warf, schrieb eine „Geschichte von Baiern für Jugend und Volk" (2 Bde. Münch. 1825), die ihrem Zweck vollkommen entsprach. Am meisten wirkte er aber durch seinen „Baierischen historischen Kalender" (28 Jahrgg. Münch. 1787—1815), in welchem er viele größere und kleinere historische Aufsätze, z. B. die Geschichte des 30jährigen Kriegs, veröffentlichte. Weniger gelungen ist die „Geschichte von Bayern" (Landsh. 1804) von J. G. Feßmaier aus München (geb. 1775), gründlich ist dagegen die „Geschichte des Hauses Kurpfalzbaiern" (Erf. 1804) von Andr. Seb. Stumpf (1772—1820), dessen späteres Werk „Baierns politische Geschichte" (Münch. 1817) unvollständig geblieben ist. Die „Baierischen Geschichten" (24 Thle. Aar. 1813—16) von H. Zschokke erregten im Lande selbst großen Widerspruch, freilich vorzüglich wegen der in ihnen lebenden freimüthigen Gesinnung; doch ließen sich allerdings auch manche Irrthümer und Uebereilungen nachweisen. Die „Geschichte von Bayern" (10 Bde. München 1820—55) von Andr. Buchner aus Altheim (1776) ist wohl gründlich, aber breit und geistlos. Noch gründlicher und vor Allem unendlich geistreicher sind die Arbeiten des Ritters K. H. v. Lang aus Balzheim bei Oettingen (1764—1835), unter denen wir die „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth" (3 Bde. Gött. 1798—1811), die „Geschichte Herzogs Ludwig des Bärtigen" (Nbg. 1821), die „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung" (Berl. 1793) und vor Allem seine interessanten „Memoiren" (2 Bde. Braunschweig 1842), welche die Staats- und Hofverhältnisse von Bayern und nebenbei auch von andern Ländern am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. in scharfer, oft bitterer Sprache, aber gewiß mit großer Wahrheit schildern. Pet. Ph. Wolf aus Pfaffenhofen (1761—1808) schrieb eine „Geschichte Maximilians I. von Bayern" (3 Bde. München 1807), und dem Freih. Max. Prokop von Freyberg aus München (1789) verdanken wir mehrere sehr fleißige und auf gründlicher Forschung beruhende Werke, z. B. die „Aelteste Geschichte von Tegernsee" (München 1822), die „Geschichte der bayerischen Landstände" (2 Bde. Sulzb. 1828—29) und die „Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit Maximilian I." (5 Bde. Lpz. 1836—1839).

Die Würtembergische Geschichte hat sich in Spittler, den wir ausführlicher besprechen müssen und in den schon erwähnten Pfister und Pahl trefflicher Bearbeiter zu erfreuen gehabt. Auch D. F. Cloß (1757—1810), den wir noch zu erwähnen haben, hat in seinem „Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Culturgeschichte von Würtemberg bis auf die Reformation" (2 Th. Tüb. 1806 f.) eine fleißige und auf strenger Prüfung beruhende Arbeit geliefert. Bedeutend sind namentlich die Abschnitte über Kirchen- und Klosterwesen, Studien- und Bildungsanstalten. Zu bedauern ist es, daß die Sprache schwerfällig und ohne alle Anmuth ist. — Von den Bearbeitern der Sächsischen Geschichte haben wir den fleißigen Pölitz schon genannt. Neben ihm verdienen noch folgende Erwähnung: Chn. Ernst Weisse aus Leipzig, der Sohn des bekannten Dichters (1766—1832), gab eine „Geschichte der kursächsischen Staaten" (4 Bde. Lpz. 1802—6) und die „Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen nach dem Prager Frieden" (3 Bde. 1808—12) heraus, in denen er die Verfassungs- und Verwaltungszustände historisch zu entwickeln sucht. Fr. Wachter aus Rothendorf (1794) schrieb außer der „Thüringischen und Obersächsischen Geschichte" (3 Thle. Lpz. 1826—30) eine recht gute „Geschichte Sachsens bis auf die neue Zeit" (3 Thle. Lpz. 1839). — Die Hessische Geschichte hat zuerst Helfr. Bnh. Wenck aus Idstein (1739—1803) bearbeitet; seine „Hessische Landesgeschichte" (3 Bde. Darmst. 1783—1803) ist eine verständige

*) Auch wurde er deshalb von der katholischen Geistlichkeit, zu welcher er doch selbst gehörte, bitter verfolgt, unter Andern deshalb, weil er „lutherisch-deutsch" schreibe.

und gut geordnete Auswahl des massenhaften Stoffs, und besonders für die ältere Zeit wichtig. Noch erwähnen wir die „Geschichte des Großherzogthums Hessen" (2 Thle. Gießen 1818) von J. E. Ch. Schmidt aus Oberhessen (1732—1831) und die sehr gründliche und gewissenhafte, aber in der Form ungenügende „Geschichte der Hessen" (8 Bde. Hamb. 1820—43) von Dietr. Cph. v. Rommel aus Kassel (1781).

Von den Darstellungen der Geschichte der übrigen deutschen Länder sind einige namhaft zu machen. Spittler schrieb die „Geschichte Hannovers"; Tilemann Dothias Wiarda aus Emden (1746—1826) machte sich durch seine „Ostfriesische Geschichte" (10 Bde. Aurich 1791—1817) und die „Geschichte der ausgestorbenen alt-ostfriesischen Sprache" (Eb. 1784) um die Kenntniß der interessanten Geschichte, Sprache, Sitten und Gesetze Ostfrieslands sehr verdient. Der uns schon bekannte G. A. v. Halem schrieb eine „Geschichte des Herzogthums Oldenburg" (3 Thle. Oldenb. 1794—97), K. Ch. v. Lützow einen unvollendet gebliebenen „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg" (3 Bde. Berl. 1827—35). Von dem schon genannten Ernst Münch haben wir eine „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" (3 Bde. Aach. 1831—33), so wie eine „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg" (3 Bde. Eb. 1829—32) und von W. E. Christiani aus Kiel (1731—1793) eine „Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein" (6 Th. Flensb. u. Lpz. 1775—84). — Zum Schlusse erwähnen wir noch die reichhaltige „Nachricht von einigen Häusern des Geschlechtes der von Schlieffen" (Kassel 1780) des Freiherrn M. v. Schlieffen (1732—1825), welche auf tiefer Forschung beruht und in einer durch die Alterthümlichkeit des Tons anziehenden Darstellung das Leben, die Sitten und Gebräuche der deutschen Ritterwelt während mehrerer Jahrhunderte veranschaulicht.

Wie in früheren Zeiträumen, so hat auch im vorliegenden die Schweiz ausgezeichneter Geschichtschreiber sich zu erfreuen gehabt*). Nicht bloß unter ihnen, sondern unter allen deutschen Historikern überhaupt, ragt Johannes von Müller hervor, auf den wir daher zurückkommen müssen. Auch seine Fortsetzer, Glutz-Blotzheim (1786—1818) aus Solothurn („Geschichte der Eidgenossenschaft vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden", Zür. 1816) und J. J. Hottinger (geb. 1783) aus Zürich („Geschichte der Eidgenossen während der Zeit der Kirchentrennung", 2 Bde. Zür. 1825—29) verdienen ehrenvolle Erwähnung. Außer dieser großen allgemeinen Geschichte der Eidgenossenschaft haben wir neben des vielthätigen Leonh. Meisters „Helvetischer Geschichte" (5 Bde. St. Gallen 1803—17), den Handbüchern von J. Conr. Vögelin aus Zürich „Geschichte der Schweizerischen Eidsgenossenschaft" (4 Bde. Zür. 1820—1838) und von Ludw. Meyer von Knonau aus Zürich („Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidsgenossenschaft", 2 Bde. Zür. 1826—29), von denen jedes in seiner Art trefflich ist, insbesondre „Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk" (Aarau 1822) von Heinrich Zschokke zu erwähnen, die, einzelne Mängel der Darstellung abgerechnet, als Muster einer für das Volk und die Jugend bestimmten Geschichte gelten kann. Die „Neue Schweizerchronik fürs Volk" (3 Thle. St. Gallen 1828—34) von Jos. Ant. Henne aus Sargans hat in ihren verschiedenen Theilen auch verschiedene Auffassung, weshalb sich der Verfasser veranlaßt sah, eine seinen spätern Ansichten entsprechende Umarbeitung zu geben (St. Gallen 1840—42). Obgleich in der Auffassung der politischen Verhältnisse einseitig und selbst oft schroff, in der Darstellung durch allzugroße Breite namentlich in den letzten Theilen ermüdend, verdienen doch „Die Thaten und Sitten der Eidgenossen" (7 Bde. Zür. 1809—1857) von J. Melch. Schuler rühmliche Erwähnung, weil sie diejenigen einzelnen Thaten, Personen und Zustände hervorheben, welche wegen ihrer scheinbar untergeordneten Bedeutung in den Geschichtswerken gewöhnlich nur angedeutet oder ganz übergangen werden. Von großem Werth sind namentlich die Abschnitte über Cultur- und Sittengeschichte, die von gründlicher Quellenforschung zeugen und womit F. B. Göldlins von Tieffenau „Konrad Scheuber" (2 Thle. Luz. 1812) zu vergleichen ist. — Von den Werken, welche einzelne Perioden oder*) Begebenheiten darstellen, nennen wir „Helvetien unter den Römern" (2 Bde. Bern 1811—12) von Fr. L. von Haller aus Bern, „Die mailändischen Feldzüge der Schweizer" (2 Thle. St. Gall. 1810—12) von Ildef. Fuchs und die „Historischen Denkwürdigkeiten der Schweizerischen Staatsumwälzung" (3 Thle. Winterth. 1803—5) nebst der „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone" (Zür. 1801) von H. Zschokke, welche auf eigener Beobachtung beruhen und sich durch Unparteilichkeit auszeichnen. Die Geschichte der einzelnen Kantone fand zahlreiche und zum Theil vortreffliche Bearbeiter, was zunächst daraus zu erklären ist, daß die meisten derselben auch die kleinsten, eine bedeutendere Geschichte haben, als manche große Monarchie; doch fallen die wichtigsten Erscheinungen erst in eine Zeit, die wir nicht mehr zu besprechen haben. Wir nennen folgende: Sal. Vögelin, „Das alte Zürich" (Zür. 1829), Eman. v. Rodt aus Bern „Geschichte des Berneischen Kriegswesens" (3 Bde. Bern 1831—34), J. v. Müller, „Geschichte der Landschaft Saanen" (1779). Sehr interessant und gründlich, aber auch sehr schlecht geschrieben, sind die „Politischen Denkwürdigkeiten des Kant. Luzern" (Zug 1817) von Jos. André; recht werthvoll sind F. X. Schniders von Wartensee aus Luzern „Geschichte der Entlibucher" (2 Bde. Luz. 1781—82) und J. J. Stalders „Fragmente über d. Entlibuch." (2 Bde. Zür.

*) Obgleich nicht eigentlich hiehergehörend, können wir uns doch nicht enthalten, die „Bibliothek der Schweizergeschichte" (7 Bde. Bern 1785—88) zu erwähnen, welche Gli. Eman. von Haller aus Bern (1735—86) herausgegeben hat. Es ist dies ein Werk des rastlosesten Fleißes und der gründlichsten Forschung, und zugleich durch sicheres und treffendes Urtheil ausgezeichnet. Kein anderes Volk besitzt ein ähnliches Zeugniß seiner Geschichte, es übertrifft namentlich das bekannte Werk des Franzosen Lelong.

*) J. Eutich Kopp's aus Luzern wichtige Forschungen fallen in eine spätere Zeit.

1797—98). Von den Geschichten der Urkantone sind zu erwähnen F. V. Schmidts „Geschichte des Freistaats Uri" (2 Thle. Zug 1788—89), Th. Faßbinds werthvolle „Geschichte des Kant. Schwyz" (5 Bde. Schwyz 1832—38), Rigerts „Geschichte des Freistaats Gersau" (Zug 1817) und Jos. Busingers „Geschichte des Volks von Unterwalden" (2 Bde. Luz. 1827—28). Die unvollendete „Topographie des Kantons Zug" (4 Bde. Zug 1818—24) von F. K. Stadlin ist in Spezialgeschichten der einzelnen Gemeinden aufgelöst; nur zu ausführlich ist die „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel" (7 Thle. Berl. u. Bas. 1786—1832) von Pet. Ochs aus Basel. Die gründlichste Spezialgeschichte, welche die Schweiz besitzt, ist ohne Zweifel „Die Geschichte des Appenzellischen Volkes" (3 Bde. nebst 7 Bden. Urkunden, Trogen 1830—40) von J. C. Zellweger aus Trogen (1773—1855), welche nur in der Darstellung zu wünschen übrig läßt. Sehr bedeutend sind ferner die „Geschichten des Kant. St. Gallen" (4 Bde. St. Gallen 1810—30) von Ildef. von Arx aus Olten (1755—1835), die „Geschichte der Grafschaft Toggenburg" (2 Bde. St. Gallen 1830—33) und die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im Hohen Rhätien" (Zür. 1817) von H. Zschokke, welche wohl seine beste historische Schrift ist. Eine gründliche Arbeit ist die „Geschichte des Thurgau" (2 Bde. Bischoffz. u. Zür. 1828—30) von J. A. Pupikofer. Sehr interessante Mittheilungen über die Geschichte der meisten Kantone gewährt endlich „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Mit einer historischen Einleitung von J. J. Hottinger und herausg. von Gust. Schwab (3 Bde. Chur 1828—39), an welchem Werke die bedeutendsten Geschichtschreiber der Schweiz sich betheiligten.

Die Geschichte der übrigen europäischen Staaten fand ebenfalls gebührende Berücksichtigung. Die Englische Geschichte wurde merkwürdiger Weise mit am wenigsten bearbeitet. Wir nennen außer Archenholz, auf den wir zurückkommen, Woltmann und Dahlmann, die schon erwähnt wurden, zuerst Mth. Chn. Sprengel aus Rostock (1746—1806), der eine „Geschichte von Großbritannien und Irland" (Halle 1783), außerdem auch eine „Geschichte der Maratten" (Eb. 1788) u. m. a. Indien betreffende Werke schrieb. Chn. Dan. Voß aus Braunschweig (1761—1821) gab die „Geschichte des Hauses Stuart" (4 Bde. Lpz. 1794 ff.) und die „Geschichte der englischen Revolution" (Bas. 1797) heraus. Das sehr interessante Werk von Gebh. Fr. Aug. Wendeborn aus Hamburg (1742—1811) „Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Groß-Britannien gegen Ende des 12. Jahrh." (4 Bde. Berl. 1785) ist beinahe erschöpfend. Zahlreichere Bearbeiter fand die Französische Geschichte. Ranke wird später erst besprochen werden; Posselt, J. Gfr. Eichhorn, J. G. Meusel, Woltmann, Ferd. Fr. Buchholz und Dahlmann sind schon erwähnt worden. Daher haben wir nur noch wenige und unter diesen beinahe nur solche, welche die Geschichte der Revolution bearbeiteten, zu nennen. K. Curths (1764—1816) schrieb eine „Geschichte der Bartholomäusnacht" (Lpz. 1814); Fr. Schulz lieferte in der „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" (Berl. 1780) einen schön geschriebenen treuen Bericht der wichtigen Begebenheiten, die er als Augenzeuge beobachtet hatte. Als Ergänzungen dieses Werks nennen wir die „Beschreibung und Abbildung der Poissarden" (Eb. 1790), so wie das anschauliche Panorama „Ueber Paris und die Pariser" (Eb. 1791); als Gegenstück behandelte er selbst die „Geschichte der Camisarden" (2 Thle. Weim. 1790—95). Der auch als Arzt und Naturforscher bekannte Cph. Girtanner aus St. Gallen (1760—1800) gab „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution" (13 Bde. Berl. 1791—1800), welche Fr. Buchholz fortsetzte (Bd. 14—17. Eb. 1801—1804); sie enthalten reiches Material, sind aber wegen der Einseitigkeit des Verfassers nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Von dem Componisten J. F. Reinhardt aus Königsberg 1751—1814) haben wir „Vertraute Briefe aus Paris" (2 Bde. Hamb. 1792), welche ihn in den Verdacht brachten, ein Freund der Revolution zu sein, weshalb er auch sein Amt verlor; auch seine „Vertrauten Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 u. 1803" (3 Bde. Hamb. 1805) gewähren vielfaches Interesse. Wichtig ist „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate" (o. O. 1804) von dem merkwürdigen und charakterkräftigen Grafen Gust. von Schlabrendorf aus Stettin (1750—1824). Die bedeutendste Arbeit aber mag wohl die „Geschichte Frankreichs im Zeitalter der Revolution" (3 Bde. Hamb. 1840—44) von Ernst W. Wachsmuth sein, von welchem wir früher schon die „Geschichte des Zeitalters der Revolution" (4 Bde. Lpz. 1846 ff.) hätten anführen können.

Von den Bearbeitungen der Italienischen Geschichte ist nebst der „Geschichte von Italien" (10 Thle. Halle 1778—87) von J. Fr. Le Bret aus Untertürkheim (1732—1807) vorzüglich die „Geschichte der italienischen Staaten" (5 Bde. Hamb. 1829—30) von H. Leo zu nennen, welche wohl überhaupt sein bestes Werk ist. Unter den Spezialgeschichten zeichnen sich aus die „Geschichte der Lombardei" (4 Bde. Dresd. 1826—28) von Fr. Chn. Aug. Hasse aus Rehfeld (1773—1848) und die „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—1443" (Ff. 1833) von dem Grafen Aug. v. Platen, welcher darin ein interessantes und wichtiges Bruchstück der neapolitanischen Geschichte mit Würde und geistvoller Lebendigkeit darstellt. Um die ältere Geschichte von Spanien machte sich vorzüglich Jos. Aschbach verdient, doch ist er nicht überall unbefangen und hat die ihm zu Gebote stehenden Quellen nicht immer hinlänglich benutzt. Seine hiehergehörigen Werke sind die „Geschichte der Westgothen" (Ff. 1827), die „Geschichte der Omajiden in Spanien" (3 Bde. Eb. 1829—30), die „Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden" (3 Bde. Eb. 1833—37). Nächst ihm erwähnen wir noch Jac. Dominikus aus Rheinsberg (1764—1818) mit seinen Monographien „Ferdinand Herzog von Alba" (Lpz. 1796) und „Don Emanuel, König von Portugal" (Eb. 1795). Die Geschichte der Niederlande behandelte H. Leo in den „Zwölf Büchern nieder-

ländischer Geschichten" (2 Bde. Halle 1832—35), dann Schiller in der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" (2 Thle. Lpz. 1788), welche K. Curths unter dem Titel „Der niederländische Revolutionskrieg" (2 Thle. Lpz. 1808) fortsetzte. Von den Bearbeitern der schwedischen Geschichte ist Posselt schon erwähnt, Archenholz später zu besprechen. Unter den nordischen Reichen erregte Rußland die meiste Aufmerksamkeit. Der Begründer der russischen Geschichte, Schlözer, verdient ausführlichere Darstellung; lesenswerth sind die „Beyträge zur Geschichte Peters des Gr." (3 Bde. Riga 1774 ff.) von Hartwig L. Chn. Bacmeister aus Herrenburg (1730—1806), dessen „Russische Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustands der Literatur in Rußland" (11 Hfte. Petersb. 1772—89) einsichtsvolle Berichte über die geistigen Zustände des großen Reichs enthalten. Inhaltsreich sind die „Untersuchungen über die nordische Geschichte" (Berl. 1792) von Hans Erich Thunmann aus Thoresund in Südermannland (1746—1778), und desselben „Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker" (Lpz. 1774), die sich auch über die skandinavischen Reiche verbreiten. J. Ph. Gst. Ewers schrieb „Vom Ursprung des russischen Reichs" (Riga 1808) und eine unvollendet gebliebene „Geschichte der Russen" (1. Th. Dorpat 1816), Dan. E. Wagner (1739—1816) eine größere „Geschichte des russischen Reichs von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" (6 Bde. Wien 1812). Endlich erwähnen wir noch die interessanten Schriften G. Antons von Halem: „Leben Peters des Gr." (3 Th. Münster 1803), „Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Münnich" (Oldenb. 1803), „Biographie Peters III." (2 Bde. Tüb. 1808 ff.) und „Russische Günstlinge" (Eb. 1809), so wie den „Abriß des Lebens und der Regierung Katharina's II." (Berl. 1797) von J. Erich Biester aus Lübeck (1749—1816). — Die Geschichte der Türkei ist vorzüglich von dem gelehrten und vielseitigen Jos. Freih. v. Hammer-Purgstall aus Grätz (1774—1856) behandelt worden; seine „Geschichte des osmanischen Reichs" (10 Bde. Pesth 1827—34) und „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung" (2 Bde. Tüb. 1816) sind für uns wahre Quellenwerke, weil sie aus den weniger zugänglichen türkischen Quellen geschöpft sind. — Von den Geschichten asiatischer Staaten und Begebenheiten nennen wir außer dem schon erwähnten Mth. Sprengel noch Hammers „Geschichte der Assassinen" (Stuttg. 1818.)

Die Kirchengeschichte wurde von katholischen Schriftstellern im Ganzen nur wenig bearbeitet, während die protestantischen Theologen dieselbe mit großem Eifer und entschiedenem Erfolg pflegten. Es läßt sich dieses auch leicht erklären. Da den Katholiken die Freiheit der Untersuchung von ihrer Kirche nicht gestattet ist, und sie bei jedem Schritt in Gefahr kommen, mißliebige Behauptungen aufzustellen, so wagten sich nur wenige auf dieses schlüpfrige Gebiet, da sie befürchten mußten, mit der Kirche oder dem römischen Stuhl in Zwiespalt zu gerathen. Da es im Gegentheil den Protestanten daran liegen mußte, historisch zu begründen, daß die Reformation nicht als ein Abfall von der alten Kirche zu betrachten sei, waren sie darauf hingewiesen, sorgfältige Forschungen über die Entwickelung der Kirche anzustellen, den Zusammenhang zwischen dem Protestantismus und der ursprünglichen Kirche nachzuweisen, und die Erscheinungen hervorzuheben, welche diesen Zusammenhang vermittelten. Zudem ist nicht zu übersehen, daß die wissenschaftliche und gelehrte Bildung auch noch während des vorliegenden Zeitraums, wenn auch nicht mehr ausschließlich, wie früher, doch wesentlich bei den Protestanten zu finden war, daß die größten Dichter und und diejenigen Gelehrten, welche bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung der Wissenschaft hatten, die Philosophen, Naturforscher, Historiker, Juristen, Mediciner, Sprachforscher u. s. w. zur protestantischen Kirche sich bekannten und dies natürlich auch einen bedeutenden Einfluß auf die Theologie und deren einzelne Zweige haben mußte.

Wir haben daher nur wenige katholische Kirchenhistoriker zu erwähnen. Nebst dem schon genannten freisinnigen Milbiller ist zuerst der Graf Fr. L. v. Stolberg anzuführen, dessen von Frz. Kerz und Andern fortgesetzte „Geschichte der Religion Jesu Christi" (51 Th. Hamb. u. a. O. 1811—57) schon deshalb verfehlt erscheint, weil sie die politische Geschichte in ungebührlicher Ausführlichkeit in den Kreis ihrer Darstellung zieht, zudem aber auch engherzig und beschränkt ist und von unkritischer Behandlung des Stoffes zeugt. Zu den besten Erscheinungen in diesem Gebiete ist dagegen der „Leitfaden in die Kirchengeschichte" (4 Bde. Rottw. 1827—28) von Matthias Dannenmayer beizuzählen, der stets den Katholicismus vom Pabstthum zu scheiden weiß und über letzteres beachtenswerthe freisinnige Ansichten entwickelt. Aus den nämlichen Gründen verdient auch das von J. Nep. Hortig begonnene, von J. J. Döllinger fortgesetzte „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte" (2 Bde. Landsh. 1826—27) Anerkennung. Merkwürdig ist endlich die „Universalgeschichte der christlichen Kirche vom katholischen Standpunkte aus" von J. Alzog, weil sich die erste Auflage (Mainz 1831) noch ziemlich freisinnig bewegt, während die letzte (5. Aufl. 1855) unter dem Einflusse der kirchlichen Reaction unserer Zeit umgearbeitet ist.

Von den protestantischen Kirchenhistorikern werden wir Spittler als den Begründer der ächt historischen Behandlung der Kirchengeschichte und außer ihm noch J. v. Müller ausführlicher besprechen. Vor ihnen hatte J. Conr. Füßlin (I.) aus Zürich (1707—1775) eine Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeiten" (3 Bde. Lpz. 1770 ff.) geschrieben, die von großem Fleiße und richtiger Beurtheilung zeugt, dabei sehr reichhaltig, aber ohne Sinn für Composition und Darstellung ist. Rühmliche Anerkennung fanden zu ihrer Zeit wegen ihrer liebevollen Behandlung die verschiedenen Werke von J. J. Heß aus Zürich, „Geschichte Jesu" (Zür. 1772), „Geschichte der Apostel" (Ebend. 1774) und „Geschichte der Israeliten" (Eb. 1776—88). Unvergleichlich bedeutender ist jedoch die „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge" (6 Bde. Braunschw. 1788—1804) von

J. Ph. Konrad Henke aus Hohlen im Herzogthum Braunschweig (1752—1809), welche J. Severin Vater fortsetzte (7.—9. Bd. Eb. 1818—20). In diesem Werke, das einen Schatz historischer Gelehrsamkeit enthält, erstrebte der Verfasser eine Vereinigung der Geschichte des Staates, der Kirche und der Literatur in angemessener Weise und suchte den schädlichen Einfluß des kirchlichen Despotismus auf die Entwickelung der Menschheit und ihrer Cultur nachzuweisen. H. Glo. Tzschirner aus Mitweida (1778—1828) setzte Schröckh's „Kirchengeschichte" (Thl. 9. 10. Lpz. 1810—12) mit kritischer Umsicht fort. Das „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte" (6 Thle. Gießen 1801—20) von J. E. Ch. Schmidt bietet geistreiche Ansichten und ist bei gründlicher Benutzung der Quellen unparteiisch und zuverlässig. Mit Recht berühmt ist die bis zum 12. Jahrh. reichende „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche" (5 Bde. 10 Abth. Hamb. 1825—45) des von jüdischen Eltern stammenden J. Aug. W. Neander aus Hamburg (1789—1850), in welcher er die Kirchengeschichte „als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, eine durch die Jahrhunderte hindurch tönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen", darstellt. Außer diesem Hauptwerke verfaßte er noch mehrere andere, die Kirchengeschichte betreffende Schriften, so „Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter" (Lpz. 1812), seinen ersten Versuch, in dem er sich schon als Meister beurkundete, ferner die gründlichen Monographien „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter" (Berl. 1813), „Der heilige Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients und sein Zeitalter" (2 Bde. Ebd. 1821—22), die populär dargestellten „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens" (3 Bde. Eb. 1822), die „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel" (2 Bde. Hamb. 1832—33) und endlich das gegen Strauß gerichtete „Leben Jesu in seinem geschichtlichen Zusammenhang" (Hamb. 1837). Ph. Konr. Marheineke aus Hildesheim (1780—1846) schrieb eine beachtenswerthe „Universalkirchenhistorie des Christenthums" (Erl. 1806); noch bedeutender ist aber die „Universalgeschichte der christlichen Kirche von K. Fr. Stäudlin aus Stuttgart (1761—1826). Die „Biblischen Geschichten" (Stuttg. 1822) des trefflichen Hebel dürfen als Muster populärer Darstellung nicht übergangen werden. Alle seine Vorgänger übertraf aber J. K. L. Gieseler aus Petershagen bei Minden (1792—1854) in seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (5 Bde. Bonn 1824 ff.), welches sich durch Geist und Methode, so wie durch reichhaltigen Stoff, wohlgewählte Auszüge aus den Quellen und Streben nach künstlerischer Verarbeitung auszeichnet. — Einzelne Perioden oder Zweige der Kirchengeschichte behandelten außer dem schon genannten Woltmann („Geschichte der Reformation") der Bischof Fr. Münter in den „Kirchlichen Alterthümern der Gnostiker" (Ansb. 1790), Gli. Jac. Planck aus Nürtingen im Würtembergischen (1751—1833) in der vortrefflichen „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römischen Staate, von Gründung der Kirche an bis Anfang des 7. Jahrh." (5 Bde. Hann. 1803—8) und in der „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in der Welt durch Jesum und die Apostel" (2 Bde. Gött. 1818). Ferner schrieb Ph. K. Marheineke eine ausführliche „Geschichte der deutschen Reformation" (4 Bde. Berl. 1816), die nur allzusehr den Einfluß der Hegelschen Philosophie beurkundet, und K. F. Stäudlin eine interessante „Geschichte des Rationalismus" (Gött. 1826), so wie eine „Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien" (Eb. 1819), der geistreiche K. Jul. Weber aus Langenburg (1767—1832) eine Geschichte des Mönchthums („Die Möncherei", 3 Bde Stuttg. 1818—20), das an interessanten Notizen über das Klosterwesen außerordentlich reich ist. Endlich nennen wir noch die „Geschichte der Jesuiten in Baiern" (Nbg. 1819) von K. H. Ritter von Lang und die „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" (Mannh. 1843) von dem ebenverstorbenen Kortüm, Schriften, die in unserer Zeit von Tag zu Tag an Wichtigkeit zunehmen.

Es ist kein Zweig der Geschichtschreibung so vielfältig und mit solchem Glück behandelt worden, als die Biographie, in welcher wir sogar einzelnen künstlerisch vollendeten Werken begegnen. Bei dem massenhaften Stoff müssen wir uns auf die Verzeichnung derjenigen Erscheinungen beschränken, welche durch ihren Inhalt größeres Interesse gewähren, oder durch ihre Form höhere Bedeutsamkeit gewinnen; ferner werden wir auf diejenigen Biographien besonders Rücksicht nehmen, welche bedeutendere literarische Persönlichkeiten berühren. Wir kommen auf die schon genannten Schriften natürlich nicht zurück, also nicht auf Barthold, H. Dippold, A. G. v. Halem und K. H. v. Lang, oder auf Jung-Stilling und Moritz, deren bei dem Roman erwähnten Werke auch hiehergezogen werden könnten. Eben so wenig sprechen wir in der nachfolgenden Uebersicht von den Schriftstellern, die einer ausführlicheren Darstellung vorbehalten bleiben, also nicht von Schlözer, Herder, Sturz, Forster, Seume, Göthe, Friedr. Schlegel, Schlosser und Varnhagen von Ense.

Für die Kenntniß des Lebens bedeutender Menschen wurde namentlich durch mancherlei Sammlungen von Biographien Bedeutendes geleistet; außer den später anzuführenden literarhistorischen Werken von Adelung, Hirsching, Meiners, Jördens und K. W. Böttiger erwähnen wir noch die „Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen" (6 Thle. Halle 1783—89) von Ant. Fr. Büsching, den wir im vorigen Zeitraum schon als Geographen genannt haben (II, 863) und den in vielen Artikeln höchst bedeutenden „Nekrolog" (28 Bde. Gotha 1791—1806) von Adolf Fr. H. Schlichtegroll aus Waltershausen im Gothaischen (1765—1822), der von F. A. Schmidt in umfassenderer Weise, wenn auch im Einzelnen nicht so genügend fortgesetzt wurde (66 Bde. Ilmenau 1824—57). Reich an Material sind J. Gfr. Grohmanns, von W. D. Fuhrmann fortgesetztes „Neues historisches Handwörterbuch" (10 Thle. Lpz. 1796—1806), der von A. H. Niemeyer herausgegebene „Biograph" (8 Bde. Halle 1802—1809) und die von F. A. Köthe begonnenen,

von F. Cramer und Fr. Chn. Aug. Hasse fortgesetzten „Zeitgenossen" (18 Bde. Lpz. 1816—37). Sehr verdienstlich, obgleich besonders in der Form mangelhaft ist der „Oesterreichische Plutarch" (20 Bde. Wien 1807—14) von Jos. Freih. v. Hormayr. Wie dieses, sind auch die „Charakterschilderungen seelengroßer Männer" (Münch. 1827) von dem milden und liebenswürdigen Kajetan von Weiller aus München (1762—1826) besonders der Jugend sehr zu empfehlen. Endlich erwähnen wir noch die „Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens" (Aachen 1831) von Ernst Münch, der immer gute Stoffe zu wählen wußte, sie leider aber nicht mit der gehörigen Sorgfalt verarbeitete.

Unsere Literatur ist namentlich sehr reich an Autobiographien, von denen sehr viele durch ihren interessanten Inhalt fesseln, manche auch in schöner Darstellung sich bewegen. Wir erwähnen zuerst diejenigen, welche solche Personen betreffen, die für die Geschichte der deutschen Literatur mehr oder weniger einflußreich waren. Der berüchtigte K. Fr. Bahrdt schrieb „Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale" (4 Bde. Berl. 1790—91), so wie die „Geschichte und Tagebuch seines Gefängnisses nebst geheimen Urkunden und Aufschlüssen über die deutsche Union" (Eb. 1790), welche freilich nicht auf vollständige Wahrhaftigkeit Anspruch machen, aber in leichter Darstellung höchst interessante Mittheilungen über das Leben und Treiben seiner Zeit geben. Viel aufrichtiger und dennoch oft wie ein Roman klingend ist des Dichters Chr. Fr. Dan. Schubarts „Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt" (2 Thle. Stuttg. 1791—93). Fr. Xav. Bronners „Leben von ihm selbst beschrieben" (3 Bde. Zür. 1795—97), welches nur etwa den dritten Theil seines wechselvollen Lebens schildert, ist freilich sehr breit gehalten, aber wir lesen es doch gern, weil er die an sich unbedeutendsten Einzelnheiten lebendig und klar darzustellen weiß und wir bei aller Wahrheit der Erzählung doch den Idyllendichter wieder erkennen, der sich am liebsten in Schilderungen einfacher Zustände bewegt. Auch gewinnt es durch die anschauliche Zeichnung der Klöster und ihres Treibens im vorigen Jahrhundert Interesse und Wichtigkeit. Wenn auch kaum zu verkennen ist, daß er von sich mit einiger Selbstgefälligkeit spricht, die den einen oder den andern Umstand vielleicht in zu glänzendem Lichte darstellt, so geht aus seinen Schilderungen doch unzweifelhaft hervor, daß er vortreffliche Seiten des Charakters besaß, worunter seine Wahrheitsliebe, sein Muth gegen Falschheit und Heuchelei, seine Begierde nach Erkenntniß u. s. w. am kräftigsten hervortreten und die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß er unter den heuchlerischen Mönchen durchaus unglücklich sein mußte. Wir stehen nicht an, seine Selbstbiographie für sein gelungenstes Werk zu halten. — Viel größere Absichtlichkeit, für sich zu gewinnen, zeigt sich in der Autobiographie von Thd. Gli. v. Hippel, die freilich ebenfalls nur einen geringen Theil seines Lebens umfaßt, aber doch für die Zeit, die sie darstellt, einen Commentar zu seinen Romanen gibt. Sie ist in seinen sämmtlichen Werken enthalten. Für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände ist die Selbstbiographie der Dichterin J. Isab. Eleon. v. Wallenrodt (2 Thle. Lpz. 1796) nicht ohne Werth. Ueber A. v. Kotzebue's „Merkwürdigstes Jahr meines Lebens" (2 Thle. Berl. 1801) äußerte sich Göthe in einem Gespräche folgendermaßen: „Abgesehen von den Abenteuern der Reise und den harten Schicksalen des Mannes, das Theilnahme fordere und verdiene, ist es kaum möglich bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe, etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Es ist gewiß, daß wenn Einer von den Weimarischen Schöngeistern im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegne, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis ans Ende vorgekommen ist. Und das macht bloß, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert; überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist er gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudieren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Seine „Selbstbiographie" (Wien 1811) ist um Nichts besser. Ein Seitenstück zu Bronners Biographie bildet die „Lebens- und Klostergeschichte" (2 Thle. Erf. 1803) von J. Bapt. Schad aus Mörsbach (1758—1834), von dem wir früher auch den Klosterroman „Das Paradies der Liebe" (2 Bde. Erf. 1804) hätten erwähnen können. Während aber Bronner besonders die Heuchelei und Unwissenheit der Mönche schildert, hebt Schad vorzüglich andre Charakterzüge hervor, die er mit düsteren und oft grellen Farben malt. Voll Innigkeit und Gefühl ist des oft genannten L. A. J. Frz. v. Baczko „Selbstbiographie über mich und meine Unglücksgefährten, die Blinden" (Lpz. 1807), und so erwecken auch Rud. Zach. Beckers „Leiden und Freuden in 17monatlicher französischer Gefangenschaft" (Gotha 1814) lebhafte Theilnahme. — „Meine theatralische Laufbahn" (Lpz. 1798) von A. W. Iffland ist nicht bloß für die Kenntniß seiner eigenen Entwickelung, sondern auch für die Geschichte des deutschen Theaters und Dramas besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von großem Werth. Bedeutungslos und arm an Thatsachen ist dagegen „Mein Leben, wie ich es selbst beschrieben" (2 Thle. Königsb. u. Lpz. 1821—23) von J. G. Scheffner, weil der Verfasser mit offenbarer Zurückhaltung schrieb, so daß es kein lebendiges Bild, weder der Zeit, noch der Verhältnisse, noch der Persönlichkeiten gewährt, wofür wir durch die zahlreichen abhandelnden Episoden, die weder Neues, noch das Bekannte in bedeutender Weise mittheilen, entschädigt werden. Auch ist die Darstellung sehr ungenügend, hart, steif, unklar, und bewegt sich zudem oft in verwickelten Sätzen. J. Weitzel aus Johannisberg (1771—1837) schildert in der Schrift „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (2 Bde. Lpz. 1821—22) seine Kämpfe mit Dürftigkeit, Armuth und Vorurtheilen mit großer Lebendigkeit. In seinem eigenthümlichen Style er-

zählt Jean Paul Fr. Richter in der „Wahrheit aus meinem Leben“ (8 Bde. Bresl. 1826—33) die Geschichte seiner Jugend, die uns an seine idyllischen Romane mahnt. Leider hat er nur einen kleinen Theil des Werks selbst verfaßt, doch ist es aus seinen Papieren, Briefen und andern Quellen mit Liebe und Einsicht fortgesetzt, so daß auch diese Abschnitte uns eine tiefere Einsicht in das Wesen des Dichters gewähren. Eben so konnte auch J. H. Voß seine Selbstbiographie nicht vollenden; wir besitzen nur die „Erinnerungen aus meinem Jugendleben“, welche sein wackerer Sohn Abraham in den „Briefen von J. H. Voß“ (3 Bde. Halberst. 1829—33) herausgab, aber durch die mit Liebe geschriebenen Mittheilungen seiner Mutter, Ernestine Voß, geb. Boie, ergänzte. „Meine Lebenserinnerungen“ (3 Bde. Lpz. 1850) von Adam Oehlenschläger sind eben so lehrreich als unterhaltend und bieten dadurch vielseitiges und immer neues Interesse, daß sie uns mit den bedeutendsten schriftstellerischen Persönlichkeiten seiner Zeit bekannt machen. „Gust. Fr. Dinters aus Borna (1760—1831) Leben, von ihm selbst beschrieben“ (Neustadt a. d. O. 1829) ist das lebendigste Zeugniß von der rastlosen und hingebenden Thätigkeit des trefflichen Mannes für seine edlen Zwecke. Größere Unterhaltung gewähren freilich die „Erinnerungen und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten“ (3 Bde. Karlsr. 1836—38) von Ernst Münch, sind in der That aber weder so anziehend, noch so bedeutend. Leider ist des Norwegers H. Steffens Selbstbiographie, die er unter dem Titel „Was ich erlebte“ (10 Bde. Berl. 1840—45) herausgab, allzubreit, aber sie weiß doch durch das mannigfaltige Interesse, das sie gewährt, fortwährend zu fesseln. Schon früher hatte er in der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde“ (Berl. 1831) ein vortrefflich geschriebenes „Fragment aus meinen Knabenjahren“ mitgetheilt. Mit liebenswürdiger Offenheit ist die von Voigt herausgegebene „Autobiographie“ (Königsb. 1841) des der Wissenschaft zu früh entrissenen Peter von Bohlen abgefaßt. Die „Memorabilien“ (3 Thle. Hamb. 1840—43) von K. Immermann sind von hohem Werth und gewähren vielfaches Interesse. Besonders ist der erste Theil durch die Mittheilungen aus den Zeiten der französischen Unterjochung und der Freiheitskriege sehr bedeutend; wir erhalten ein höchst anschauliches Bild von dem Einflusse jener großen Ereignisse auf die Jugend und von der Umgestaltung, welche dadurch in dem Leben und Treiben derselben hervorgebracht wurde. Aber auch die folgenden Theile sind durch die Mittheilungen über das literarische Leben der folgenden Jahre von großer Wichtigkeit. Wir hätten G. A. von Halems „Selbstbiographie“ (Oldenb. 1840) schon weiter oben anführen können, weil ihre Abfassung in eine frühere Zeit fällt; es ist dieselbe für Literaturgeschichte und die Kenntniß der deutschen Zustände während der Lebenszeit des Verfassers bedeutend, und enthält wichtige und interessante Briefe von Wieland, Lavater, Nicolai, Fr. L. Stolberg, Voß u. A. m. Von großer Wichtigkeit für die Zeitgeschichte ist das ausführliche Werk „Mein Antheil an der Politik“ (6 Bde. Stuttg. u. Lpz. 1823—44) von dem Freih. H. Ch. E. von Gagern, das schon als eine an sich bedeutende Bereicherung der in Deutschland schwach vertretenen Memoirenliteratur bemerkenswerth ist. Endlich erwähnen wir noch die „Selbstschau“ von H. Zschokke (2 Th. Aar. 1842), die eine Menge von anziehenden Mittheilungen über die schweizerischen Verhältnisse und die bedeutendsten Persönlichkeiten der Eidgenossenschaft aus der Zeit von 1796 bis nach 1830 darbietet und G. Fr. Creuzers Selbstbiographie, welche er unter dem Titel „Aus dem Leben eines alten Professors“ (Lpz. u. Darmst. 1848) herausgab, in welcher sich sehr interessante Notizen über literarische, aber auch andere Verhältnisse finden. — Unter den übrigen Selbstbiographien begegnen wir zuerst der „Lebensgeschichte und Abenteuer des armen Mannes von Tockenburg“ (2 Thle. Zür. 1789—93), d. h. des Landmanns Ulrich Bräker, der in höchst naiver und anschaulicher Weise erzählt, wie er durch sittliche Kraft und durch Selbststudium erworbene, für seinen Stand ungewöhnliche Geistesbildung auf seine Familie und selbst seine Gemeinde den heilsamsten Einfluß ausübte. Höchst merkwürdig sind unter Anderm seine Aeußerungen über Shakspeare, den er mit seinem einfachen, aber tiefen Gemüthe vortrefflich auffaßte. Ed. von Bülow hat sich ein wahres Verdienst erworben, das kleine, ansprechende Büchlein wieder aus der Vergessenheit zu ziehen (Lpz. 1852). Ein ganz anderes Interesse bilden das „Merkwürdige Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck“ (Wien 1809), jenes berüchtigten Pandurenhäuptlings aus Reggio in Calabrien (1714—1749) und seines Vetters, des Freiherrn Friedrichs von der Trenck aus Königsberg (1726—1794) „Lebensgeschichte“ (4 Bde. Berl. 1786), der durch seine lange Gefangenschaft unter Friedrich II. und seinen Tod unter der Guillotine in Paris berühmt geworden ist. Seine Flucht aus den Kasematten von Magdeburg ist eben so interessant als Casanova's freilich viel schöner erzählte Flucht aus den Bleikammern von Venedig oder Pignatelli's Flucht aus den Kerkern der römischen Inquisition.

Indem wir zur Uebersicht der Lebensbeschreibungen übergehen, welche nicht von den sie betreffenden Personen selbst geschrieben wurden, beginnen wir mit denen, welche das Leben von Dichtern darstellen. Ph. Conz gab „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolf Weckherlin's“ (Ludwigsb. 1803), welche ein schätzbarer Beitrag zu der Literaturgeschichte des 17. Jahrh. sind. „Salomon Geßner“ (Zür. 1796) von J. J. Hottinger aus Zürich (1750—1819) ist als ästhetische Würdigung des lieblichen Idyllendichters und Landschaftsmalers musterhaft zu nennen; er hat darin die nämliche durch das Studium der alten Klassiker erworbene Reife und Sicherheit des Urtheils bewiesen, wie in seinem „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern“ (Mannh. 1789). „Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung“ (3 Bde. Winterth. 1802—3) von G. Geßner ist mit vieler Liebe bearbeitet, und enthält viele merkwürdige Aufschlüsse über den merkwürdigen Mann, ist jedoch nicht ganz unparteiisch. Weiblich zart gehalten ist des geistlichen Liederdichters „F. Neanders Leben und Schriften“ (Berl. 1804) von der Frau von der Recke, der wir auch eine merkwür-

dige „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mietau im J. 1779" (Berl. 1787) verdanken. J. Gfr. Gruber aus Naumburg (1774—1851) machte sich durch seine mit Geschmack und Einsicht bearbeiteten Biographien deutscher Schriftsteller vielfach um die Geschichte der Literatur verdient. Die „Charakteristik Herders" (Lpz. 1805) gab er mit J. Traug. Lebr. Danz heraus; allein bearbeitete er „Wielands Leben" (2 Thle. Lpz. 1815—16), „Aug. Herm. Niemeyers" (Halle 1831) und „Sonnenbergs Leben" (Lpz. 1807), in denen allen sich eine genaue Kenntniß der Personen und ihrer Schriften offenbart. Das „Leben J. W. L. Gleims" (Halberst. 1810) von W. Körte gibt zahlreiche Notizen für die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts. Anspruchslos und doch befriedigend ist „Mor. Aug. v. Thümmels Leben" (Lpz. 1820) von J. E. v. Gruner (1757—1822). Die „Erinnerungen aus dem Leben J. Gfr. v. Herders" (2 Thle. Tüb. 1820) von seiner Frau, Maria Carolina von Herder, geb. Flachsland, sind wohl etwas breit ausgefallen und sind von weiblichen Schwächen nicht frei, werden aber doch immer eine Quelle für die Geschichte des bedeutenden Mannes bleiben. Muster von Biographien sind diejenigen, welche wir dem geistreichen Jul. Ed. Hitzig aus Berlin verdanken. Er gab nach einander „F. L. Zach. Werners Lebensabriß" (Berl. 1823), „E. Th. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß" (Eb. 1823) und die „Biographie Chamisso's", die ihm derselbe in seinem letzten Willen übertragen hatte (sie steht in des Dichters „sämmtlichen Werken"). H. Döring, der manche lobenswerthe Artikel über deutsche Literatur in der Encyklopädie von Ersch und Gruber lieferte, hat eine Anzahl von Biographien deutscher Dichter geschrieben, die, ohne große Ansprüche zu machen, sich doch angenehm lesen lassen und manche schätzenswerthe Notiz enthalten, so „Schillers Leben" (Weim. 1822), „Herders Leben" (Eb. 1824), „Klopstocks Leben" (Eb. 1825), „J. P. Fr. Richters Leben" (Gotha 1826) u. A. m. Vortrefflich ist „Schillers Leben" (2 Bde. Stuttg. 1830) von Karol. v. Wolzogen, das eben so treu als reichhaltig und mit liebevoller Wärme geschrieben ist. Von den Biographien nicht deutscher Dichter erwähnen wir das „Leben L. Ariosto's" (Zür. 1809) von K. L. Fernow, das mehr gelehrt als geschmackvoll behandelt ist, und „Torquato Tasso's Leben und Charakteristik" von Fr. Adf. Ebert.

Nicht weniger zahlreich sind die Biographien von Künstlern. Der ebengenannte Fernow schrieb das „Leben des Künstlers Carstens" (Lpz. 1806) und J. J. N. Forkel „Ueber Sebastian Bachs Leben" (Leipz. 1802), worin er ein tiefes Verständniß des großen Tonkünstlers beurkundet. Lesenswerth ist die „Biographie (des ermordeten Malers) Gerhards von Kügelgens" von Fr. Chr. Aug. Hasse und des schon genannten Wendt „Rossini's Leben und Arbeiten" (Leipz. 1824). Eine Frucht zwanzigjähriger Studien ist das „Leben Hans Holbeins des Jüngern" (Berl. 1828) von dem als Romanendichter schon erwähnten Ulrich Hegner. Für die Geschichte des deutschen Theaters ist F. L. W. Meyers aus Harburg (1759—1840) inhaltreiches Buch: „Friedr. Ludw. Schröder. Ein Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers" (2 Thle. Hamb. 1819) von großer Wichtigkeit, und auch das „Leben der (Schauspielerin) Sophie Müller" (Wien 1832) von dem Grafen von Mailáth ist in dieser Beziehung nicht ohne Werth.

Am häufigsten ist die Lebensgeschichte von Gelehrten behandelt worden; wir können nur einige der bedeutendsten anführen; unter diesen nehmen Ludens Arbeiten einen hohen Rang ein. Von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Literatur und Wissenschaft überhaupt ist „Chr. Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt" (Berl. 1805); die Biographien von „Hugo Grotius" (Eb. 1806) und „Sir William Temple" (Gött. 1808) sind in andrer Weise bedeutend. Eine gute und übersichtliche Anordnung und reichen Stoff bietet „Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften" (2 Thle. St. Gallen 1805) von Ildephons Fuchs aus dem Toggenburgischen, dagegen hat der Verfasser der Darstellung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wie jener große schweizerische Chronist, so hat auch der bedeutendste schweizerische Historiker der neuern Zeit tüchtige Biographen gefunden, die selbst als Geschichtschreiber einen ehrenvollen Platz einnehmen. Wir nennen „J. von Müller, der Historiker" (Lpz. 1809) von A. H. L. Heeren, und „J. v. Müller" (Berl. 1810) von K. L. v. Woltmann, eine Schrift, die zudem wegen der darin entwickelten Grundsätze über historische Forschung und Kunst lesenswerth ist. Heeren machte sich ferner durch die mit Liebe behandelte Schrift „Ch. Glo. Heyne biographisch dargestellt" (Gött. 1813) verdient; auch schrieb er mit Ch. F. Hugo „Ueber Spittler (Berl. 1812), über welchen außerdem Gli. Jac. Planck eine beherzigenswerthe Notiz herausgab: „Ueber Spittler als Historiker" (Gött. 1811). Der würdige Bischof J. M. Sailer gab eine Reihe von interessanten Biographien katholischer Geistlichen heraus, unter denen wir folgende anführen: „Lebensgeschichte J. M. Steinerts" (Münch. 1810); „Aus Jos. Fenebergs Leben" (Eb. 1814); „Jos. Ant. Sambuga, wie er war" (Eb. 1817) und „J. Pt. Roiders Bildung, Charakter und Leben" (Eb. 1821). B. G. Niebuhr hat in der viel zu wenig bekannten Schrift „Carstens Niebuhrs Leben" (Kiel 1817) seinem großen Vater ein würdiges Denkmal gesetzt und darin zugleich Stoff zur Beurtheilung seiner eigenen Entwickelung und seines Charakters mitgetheilt. Von großem pädagogischem Interesse ist „Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben von dessen Vater K. Witte" (Lpz. 2 Bde. 1819). — „Ch. W. v. Dohm nach seinem Wollen und Handeln" (Lemgo 1824) von W. Gronau ist eine interessante Zugabe zu den „Denkwürdigkeiten" des bedeutenden Mannes. Mit Rücksicht auf den Stoff ist kaum eine Gelehrtenbiographie wichtiger als der „Conrad Gesner. Ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der Glaubensverbesserung im 16. Jahrh." (Winterth. 1824) von Joh. Hachert; allein obgleich des Verfassers Streben Anerkennung verdient, so hat seine Schrift den Gegenstand weder erschöpft, noch in vollkommen genügender Weise dargestellt. Endlich erwähnen wir noch den „Biographischen Versuch über Walraf" (Köln 1825) von dem uns be-

kannten Dichter W. Somers, der die Bedeutsamkeit des Mannes und dessen Verdienste um die Kunstgeschichte mit Liebe dargestellt hat. — Wir schließen mit der Angabe einiger Biographien anderer bedeutender Männer. Es treten uns sogleich zwei entgegen, welche drei hervorragende Persönlichkeiten der Schweiz und zugleich die sittlichen Zustände zu ihrer Zeit darstellen: „J. Waldmann, Ritter, Burgemeister der Stadt Zürich; ein Versuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforschen“ (Zür. 1780), von Hs. H. Füßli, dann „Aloysius von Orelli. Ein biographischer Versuch. Nebst Fragmenten aus der Italienischen und Schweizergeschichte und einem Gemälde der häuslichen Sitten der Stadt Zürich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts“ (Zürich 1797) von (Salomon von) O(relli) v. B(aldingen), eine zwar sehr interessante Schrift, die aber oft ins Romanhafte umschlägt, weshalb sie nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist, und die „Lebensgeschichte Joh. Kasp. Escher's, Bürgermeisters der Stadt Zürich“ (Zür. 1790), von Dav. Wyß aus Zürich (gest. 1817). An diese reihen wir sogleich die treffliche Schrift „Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt“ (Zür. 1820) von Dav. Heß, geistreich, wie Alles, was er geschrieben. Für die Kenntniß der Geschichte und Zustände in Deutschland lieferte Th. Ant. H. Schmalz aus Hannover (1760—1831) in den „Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (Hann. 1783) einen schätzenswerthen Beitrag. F. C. A. Hasse schrieb eine „Biographie Moreau's“ (Dresd. 1816), welche Aufmerksamkeit verdient. Ueber „Franz von Sickingens Thaten“ (3 Bde. Stuttg. 1827—29) von E. Münch haben wir das nämliche Urtheil zu fällen, wie über seine übrigen Schriften, nur fügen wir noch hinzu, daß dieses Buch reich an Stoff ist und von tüchtiger Gesinnung zeugt. Noch nennen wir zum Schluß zwei für die Kriegsgeschichte wichtige Biographien des Barons Fr. de la Motte Fouqué, nämlich die „Lebensbeschreibung des k. preuß. Generals der Infanterie H. A. Baron de la Motte Fouqué“, seines Großvaters, (Berl. 1824) und „E. F. W. Ph. von Rüchel, k. preuß. General der Infanterie“ (2 Thle. Gr. 1828).

Die Culturgeschichte, von der wir im vorigen Zeitraume vorbereitende Andeutungen kennen gelernt haben, beschäftigte in der vorliegenden Periode viele und darunter sehr bedeutende Männer; sie wurde nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch nach ihren besondern Zweigen mit Liebe und Gründlichkeit behandelt. In dem „Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts“ (Lpz. 1782) entwickelte J. Chph. Adelung aus Spantekow bei Anklam (1732—1806) die Ursachen der Cultur und ihres Verfalls. Ausführlicher ist die Schrift „Zur Kulturgeschichte der Völker“ (2 Bde. Lpz. 1798) von F. Maier aus dem Reußischen (1772—1818), den wir noch mehrmals zu nennen haben. Großes Interesse gewähren die „Resultate der Sittengeschichte“ (6 Thle. Ff. 1802—22) des Freih. Hs. Chph. Ernst von Gagern aus Klein-Niederheim bei Worms (1766—1832), ob er gleich oft schroff, oft schwankend in seinen Ansichten ist. Auf die Bearbeitungen einzelner Perioden übergehend, nennen wir außer den schon erwähnten Schriften Hüllmanns die „Kulturgeschichte der vornehmsten Völker Griechenlands“ (2 Thle. Lemgo 1796—1800) und sodann die „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom“ (2 Bde. Lemgo 1781—2) von Chph. Meiners aus Otterndorf im Lande Hadeln (1747—1810), so wie dessen „Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer“ (Lpz. 1782) und die „Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer“ (Lpz. 1791). Der Nämliche schrieb auch eine „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh.“ (3 Bde. Hann. 1793—94), welche zu ihrer Zeit Aufsehen erregte, und allerdings viel Gutes enthält, doch die Rohheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit in jenen Jahrhunderten vielleicht zu grell hervorhebt, oder vielmehr die guten Seiten nicht genug berücksichtigt. Ein meisterhaftes Gemälde von dem Grundwesen des Islam und seiner Wirkungen auf Denkungsart, Leben und Wissenschaften gab C. E. Oelsner aus Goldberg (1764—1828) in seiner vom französischen Nationalinstitute gekrönten Schrift: „Mahomed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters“ (Ff. 1810), welche er freilich in französischer Sprache niedergeschrieben hatte, und die erst von einem Andern ins Deutsche übertragen wurde. Das Ritterwesen wurde theils im Allgemeinen, theils nach besondern Erscheinungen mehrfach behandelt. Den ersten Versuch über diesen Gegenstand schrieb der uns als Dichter bekannte Ph. Conz „Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens“ (Gotha 1786). Ausführlicher und geistreicher ist „Das Ritterwesen“ (3 Bde. Stuttg. 1822) von K. Julius Weber. Der kurz vorher-genannte Friedr. Maier schrieb eine „Geschichte der Ordalien“ (Jena 1795) und Ernst Al. J. Spangenberg aus Göttingen (1784—1833) „Die Minnehöfe des Mittelalters, ihre Entscheidungen und Aussprüche. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesens und der romanischen Rechtswissenschaft“ (Lpz. 1821). Eine fühlbare Lücke füllt Ernst Wachsmuth durch seine „Europäische Sittengeschichte (5 Bde. Lpz. 1831—39) aus, in der er das fleißig zusammengesuchte Material mit Geschick angeordnet und verarbeitet hat. Ihr ließ er eine vortreffliche „Allgemeine Culturgeschichte“ (3 Bde. Lpz. 1850—52) folgen und bald darauf eine „Geschichte der politischen Parteien alter und neuer Zeit“ (3 Bde. Braunschw. 1853—54), die, wie Alles, was er geschrieben, bedeutend, aber auch breit ist. Die deutschen Culturverhältnisse behandelte Hüllmann in schon angeführten Schriften. Sehr verdient machten sich Hegewisch durch seine „Allgemeine Uebersicht der deutschen Culturgeschichte bis auf Maximilian I.“ (Hamb. 1788), und D. G. Herzog durch seinen „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der deutschen Nation“ (Erf. 1795). Englische Verhältnisse behandelte Hegewisch in der „Geschichte der englischen Parlamentsberedtsamkeit“ (Altona 1804). Der Handel der Völker zog schon früh die Aufmerksamkeit auf sich; das Bedeutendste, was über diesen Gegenstand erschienen, sind aber ohne Vergleich Heerens „Ideen über Politik, den Ver-

kehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (2 Bde. Gött. 1793—96. 4. Aufl. 5 Bde. 1824—26), die nach Inhalt und Form befriedigen, und in denen er eine gründliche und anschauliche Darstellung des Gewerbfleißes und Handelsverkehrs der alten Völker gibt und in lichtvoller Uebersicht den gewaltigen Einfluß des Colonienwesens und des Welthandels auf die Weltgeschichte nachweist. Außer dem schon genannten Hüllmann erwähnen wir in dieser Beziehung noch Fr. Cph. Jonathan Fischer aus Stuttgart (1750—1797) wegen seiner „Geschichte des deutschen Handels" (4 Bde. Hann. 1785—92), der jedoch, wie in andern die Culturgeschichte betreffenden Schriften, z. B. die „Geschichte des Despotismus in Deutschland" (Halle 1780) den interessanten Stoff nicht gründlich genug behandelt. Wir führen noch einige andere verschiedene Zweige der Culturgeschichte an. J. Beckmann aus Hoya (1739—1811) gab „Beyträge zur Geschichte der Erfindungen" (6 Thle. Lpz. 1785 ff.) heraus, ward aber an Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung von J. A. Donndorf (1754—1810) weit übertroffen, dessen „Geschichte der Erfindungen" (6 Thle. Lpz. 1817—20) einen massenhaften Stoff darbieten. Interessante Gegenstände behandelte Meiners in der „Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen" (4 Bde. Gött. 1802—5) und in der „Geschichte des weiblichen Geschlechts" (4 Bde. Hann. 1798—1800). Leider blieb F. E. Ruhkopfs (1760—1821) „Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland" (1. Th. Bremen 1794) unvollendet. Rob. v. Spalart schrieb einen immer noch sehr brauchbaren, von Jac. Kaiserer fortgesetzten „Versuch über das Costüm der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeiten" (8 Bde. Wien 1796—1811). Wir können auch J. Cph. Adelungs „Geschichte der menschlichen Narrheit in Biographien" (7 Thle. Leipz. 1785—89) und K. Fr. Flögels „Geschichte der Hofnarren" (Ff. 1789) hieher rechnen. Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist Heerens „Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften" (2 Bde. Gött. 1797—1802), welche durch spätere Schriften über den nämlichen Gegenstand nicht zurückgedrängt werden konnte. Obgleich in Form von Biographien geschrieben, führen wir doch der Aehnlichkeit des Gegenstandes wegen die „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften" von Cph. Meiners (3 Bde. Zür. 1795—97) hier an. Ein Meister in Forschung und Anordnung des gewonnenen Stoffs ist der auch auf dem Gebiete der modernen Philologie vielfach verdiente Chn. L. Ideler aus Groß-Brese bei Perleberg (1766—1846), der in seinem „Lehrbuch der Chronologie" (Berl. 1831) das erste Werk lieferte, welches dem Geschichtsforscher, wie dem Astronomen eine klare Uebersicht der Zeitrechnung älterer und neuerer Völker gewährt. Außerdem gab er „Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten" (Berl. 1806) und eine Schrift „Ueber das Kalenderwesen der Griechen und Römer" (Gotha 1814). Sein Hauptwerk ist jedoch „Die Zeitrechnung der Chinesen" (Berl. 1839). Hier wie in seinen übrigen Schriften übertrifft er durch scharfsinnigen Gebrauch der besten Quellen, durch die kritische Untersuchung derselben und die große Sicherheit seiner Folgerungen alle seine Vorgänger.

Auch die Religionsgeschichte und Mythologie fand glückliche Bearbeiter. Der schon genannte Fr. Maier gab ein „Allgemeines mythologisches Lexikon" (2 Thle. Weim. 1803) und ein „Mythologisches Taschenbuch für 1811 u. 1812" (Eb.) heraus; Meiners schrieb eine „Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen" (2 Bde. 1806—1807), das Hauptwerk über diesen Gegenstand ist aber die „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (4 Bde. Leipz. 1810—12) von G. Fr. Creuzer aus Marburg (1771—1858), die sich durch Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, geistreiche Behandlung und blühenden Styl auszeichnet, aber auch sehr subjectiv gehalten ist und manche willkürliche Zusammenstellungen und Folgerungen enthält, weshalb das Werk auch vielfach, namentlich von J. H. Voß („Antisymbolik" (Stuttg. 1824), mit Bitterkeit bekämpft wurde, dessen früher herausgegebene „Mythologische Briefe" (2 Thle. Königsb. 1794) wissenschaftlich bedeutend, aber in zu heftigem Tone gegen den verdienten Heyne geschrieben waren. K. Ottfried Müller strebte in den „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825) nach einer rein historischen Auffassung der Mythen. Nennenswerth ist „Die Religion der alten Karthager" (Kopenh. 1816) von Fr. Münter aus Gotha (1761—1830). Merkwürdig und jedenfalls geistreich ist die „Asiatische Mythengeschichte" (2 Bde. Heidelb. 1810) von Jos. Görres aus Koblenz (1776—1848), die aber wissenschaftlich nicht genügen kann, weil der Verfasser durchaus subjectiv verfährt und seine Ansichten mehr aus innerem Gefühl als aus äußeren Zeugnissen entwickelt. Ueber asiatische Mythologie, die erst in späterer Zeit größere wissenschaftliche Begründung fand, schrieb außerdem noch Friedr. Maier („Die Religion der Indier", Lpz. 1818). Durch tief eingehende Forschung und scharfsinnige Combination ausgezeichnet ist die „Deutsche Mythologie" (Gött. 1825) von Jacob Grimm, der diese, wie alle Gegenstände, die er behandelte, zuerst wissenschaftlich begründete und fruchtbar machte.

Indem wir zur Darstellung der Leistungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte übergehen, die in diesem Zeitraum schon mit großem Erfolg bearbeitet wurde, nennen wir zuerst diejenigen Schriften, welche sie in Form von Biographien darstellten, und die wegen ihres Stoffreichthums immer noch brauchbar sind: es sind dies zunächst die meisterhafte Ergänzung des „Allgemeinen Gelehrtenlexikons" von Jöcher, welche J. Cph. Adelung (2 Bde. Lpz. 1784) herausgab, und das „Historisch-literarische Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrhunderts" von F. K. Glo. Hirsching, fortgesetzt von J. Andr. Ortloff und J. H. M. Ernesti (17 Thle. Lpz. 1794—1815). Die erste Darstellung der allgemeinen Literaturgeschichte verdanken wir dem Dichter Mich. Denis, der in dem zuverlässig und sorgfältig bearbeiteten „Grundriß der Literaturgeschichte" (Wien 1776) zuerst die reine Bibliographie von der Literaturgeschichte trennte, diese

nach Völkern und Wissenschaften in klaren Umrissen darstellte. Großartiger sind des gelehrten J. Gfr. Eichhorn unvollendete „Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuen Europa" (2 Bde. Gött. 1796—99) und besonders dessen „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten" (6 Bde. Gött. 1805—12), welche leider ebenfalls nicht vollendet ist; beide Werke zeichnen sich durch gelungene Charakteristik der Perioden, wie der einzelnen Erscheinungen, durch übersichtliche Anordnung und anziehende Darstellung aus. Eichhorn war übrigens der erste, welcher die Literaturgeschichte mit Rücksicht auf die geistige Entwickelung und die politische Geschichte der Völker darstellte. Die „Allgemeine Literärgeschichte" (Hamb. 1804) von P. Jac. Bruns aus Prenz (1743—1814), der sich auch um die deutsche Literaturgeschichte verdient machte, bietet reiche Andeutungen, entbehrt aber des übersichtlichen Zusammenhangs. Trefflich sind dagegen das „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur" (2 Bde. Marb. 1804—5) und vornämlich das „Handbuch der Geschichte der Literatur" (Ff. 1804; 2. Aufl. 4 Bde. Eb. 1822—24) von J. Fr. L. Wachler, die durch geschickte und überschauliche Anordnung, Hervorhebung des Bedeutenden, sicheres Urtheil und geschmackvolle Behandlung spätere Arbeiten dieser Art weit übertreffen. Fr. Schlegels Leistungen in diesem Gebiete werden wir ausführlicher besprechen. — Die Geschichte der Poesie wurde öfters und zum Theil recht glücklich behandelt. Allerdings lassen die verschiedenen Bücher des oft und nicht mit Unrecht getadelten Chr. H. Schmid aus Eisleben (1746—1800): „Biographien der Dichter" (2 Bde. Gießen 1769), „Literatur der Poesie" (Lpz. 1774) viel zu wünschen übrig; allein es ist doch anzuerkennen, daß er zu seiner Zeit für Verbreitung literarischer Kenntnisse vielfach und günstig wirkte. Bedeutender war schon der „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (2 Thle. Lpz. 1797) von dem schon genannten J. Dav. Hartmann, der aber von der „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrh." (12 Bde. Gött. 1801—20) von Fr. Bouterweck weit übertroffen wurde. Dieses sehr bedeutende Werk, das die Geschichte der neueren Poesie nach den einzelnen Völkern (Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Deutsche) vorführt, ist zwar, wie bei dem reichen und verschiedenartigen Stoffe kaum anders zu erwarten ist, ungleich und, was freilich Tadel verdient, auch hin und her oberflächlich behandelt, namentlich genügen die ersten Theile, einzelne Abschnitte ausgenommen, nicht; dagegen sind die letzten Bände gründlich bearbeitet und erfreuen durch klare Anordnung des Stoffs und richtige Beurtheilung der Perioden, wie der einzelnen Erscheinungen. Die Geschichte der Poesie aller Zeiten und Völker ward endlich noch von dem eben so geistvollen als kenntnißreichen Karl Rosenkranz aus Magdeburg (geb. 1805) in dem „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (3 Thle. Halle 1832—33) vorgetragen, welches erst vor Kurzem in neuer Auflage unter dem Titel „Die Poesie und ihre Geschichte" (Königsb. 1855) völlig umgearbeitet erschien. Kann man auch die allzusubjective Anordnung und Vertheilung des Stoffs nicht überall billigen, so ist dagegen der Vortrag klar und leicht, die Beurtheilung scharfsinnig und richtig, so daß es zu den besten Erscheinungen in diesem Gebiete gezählt werden kann. — Einzelne Zweige der Poesie wurden ebenfalls mit Glück bearbeitet. So machte sich K. Fr. Flögel aus Jauer (1729—1788) durch die „Geschichte der komischen Literatur" (4 Bde. Liegnitz 1784—87), die „Geschichte des Groteskkomischen" (Eb. 1788) und die „Geschichte des Burlesken" (Eb. 1794) vielfach verdient. Diese Werke sind zwar geschmacklos und ohne alles Gefühl für künstlerische Behandlung geschrieben, aber sie sind gelehrt und gründlich, so daß sie zu den Quellenwerken gerechnet werden können, und zudem ist das Urtheil des Verfassers, der die meisten Schriften, von denen er handelte, aus eigener Anschauung kannte, richtig und meist gut begründet. Die „Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie" (Berl. 1818) von dem zu früh verstorbenen Fr. W. Valent. Schmidt aus Berlin (1787—1831) und dessen Schrift „Ueber die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen" (Eb. 1820) sind gelehrt und geistvoll, wie Alles, was er geschrieben. Die Geschichte der dramatischen Literatur behandelte A. W. Schlegel, auf den wir im folgenden Abschnitt zurückkommen; außerdem führen wir noch die interessante Schrift „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels" (Gött. 1823) von K. Fr. Stäudlin an. — Die Geschichte der griechischen Literatur wurde erst nach Ende des vorliegenden Zeitraums eindringlicher behandelt. Aus dem gegenwärtigen ist jedoch Fr. Creuzer wegen der „Epochen der griechischen Literaturgeschichte" (Marb. 1802) zu erwähnen. Die römische Literaturgeschichte bearbeitete der geniale Fr. Aug. Wolf aus Haynrode (1759—1824) mit Geschmack und Gründlichkeit (Halle 1787); seine „Vorlesungen über die Geschichte der römischen Literatur" wurden erst später von Gürtler herausgegeben (Lpz. 1832). Neben ihm verdient J. Chn. Felix Bähr aus Darmstadt (1798) die ehrenvollste Erwähnung: seine „Geschichte der römischen Literatur" (2 Bde. Karlsr. 1828) ist namentlich in der 3. Aufl. (2 Bde. 1844—45) und mit den Supplementen (3 Th. Eb. 1836—40) durch großen Reichthum und zweckmäßige Anordnung, so wie durch klare Behandlung ausgezeichnet, und erhält auch dadurch hohen Werth, daß sie die neueren Schriftsteller, welche in lateinischer Sprache schrieben, in den Kreis ihrer Behandlung zieht. — Die Geschichte der modernen Literaturen ist in dem oben angeführten Werke von Bouterweck behandelt worden; gründlichere Bearbeitungen fallen beinahe ohne Ausnahme in eine spätere Zeit; wir erwähnen daher nur das „Leben und die Werke der Troubadours" von Fr. Diez aus Gießen (1794), mit welchem überhaupt die gelehrte Behandlung der romanischen Sprachen beginnt.

Erfreulich ist die Zunahme des Interesses an der Geschichte der vaterländischen Literatur; zwar gehören die bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete in eine spätere Zeit, aber auch im vorliegenden Zeitraume ist manches Gute geleistet, und vor Allem zu weiteren Forschungen angeregt worden. Von den allgemeineren Schrif-

ten erwähnen wir zuerst die „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten" (2 Bde. Berl. 1781) von K. Aug. Küttner aus Görlitz (1748—1810), welche zum großen Theil richtig und mit Geschmack gezeichnet sind. Auch Leonh. Meister aus Neftenbach bei Zürich (1741—1811) hat sich durch seine „Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und Nationalliteratur" (2 Bde. London [Bern] 1777), so wie durch die „Charakteristik deutscher Dichter und Prosaisten" (2 Bde. Zür. 1785—87) verdient gemacht, namentlich weil er, wie Bodmer, auf die Schätze des 16. Jahrh. aufmerksam machte. Erduin Jul. Koch aus Lohburg (1764—1834) veröffentlichte ein „Compendium der deutschen Literaturgeschichte bis nach Lessings Tode" (2 Bde. Berl. 1790—95), das erst in der neuesten Zeit durch Gödeke's noch unvollendeten „Grundriß" übertroffen und unnöthig gemacht wurde. Durchaus zeitgemäß und daher auch von erfreulicher Wirkung war die „Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen" (Berl. 1811. 5. Aufl. 1835) von O. C. Th. Heinsius; doch waren J. F. L. Wachlers „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur" (2 Bde. Ff. 1818—19) weitaus die bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiete. Für seinen Gegenstand tief begeistert, ihn klar auffassend und durchdringend, gibt uns Wachler ein anschauliches Gemälde der allmählichen Entwickelung unserer Literatur, deren Hauptgestalten er mit seltener Kraft und Beredtsamkeit, meist oft ganz vortrefflich schildert. Daß mancherlei Fehler mit unterlaufen, darf ihm nicht angerechnet werden, da die Forschung seitdem gar Vieles berichtigt, ja erst ganz neu entdeckt hat. Als biographisch-literarisches Hülfsmittel ist das „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" (6 Bde. Lpz. 1806—11) des fleißigen K. H. Jördens aus Jienstädt (1757—1835) namentlich für das 18. Jahrh. noch immer sehr brauchbar. — Von den Bearbeitungen der Geschichte der deutschen Poesie insbesondre nennen wir zuerst den „Chronologischen, biographischen und kritischen Entwurf einer Geschichte der deutschen Dichtkunst und Dichter" (Stuttg. 1782) von J. Traug. Plant aus Dresden (1756—1794) und die bedeutenderen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie" (2 Bde. Alt. 1798—1800) von J. A. Nasser (1753—1828), so wie das „Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen" (Köthen 1800) von C. F. R. Vetterlein, der sich auch durch andre Schriften um die gründlichere Kenntniß der vaterländischen Dichtkunst verdient gemacht hat. Der „Literarische Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie" (Halle 1812) von Fr. H. v. d. Hagen und J. Gust. Büsching ist eine äußerst fleißige Zusammenstellung der Quellen der älteren poetischen Literatur. — Zur Geschichte der Literatur des Mittelalters übergehend, haben wir zunächst die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (Halle 1830) von K. Rosenkranz zu erwähnen, welche bei vielen Vorzügen den Nachtheil hat, daß sie die Entwickelung der Poesie mehr nach subjectiven, in der Hegelschen Philosophie liegenden Gründen, als in objectiver Weise darstellt. Ferner erschienen einige höchst interessante Monographien: A. W. Schlegel gab in dem „Deutschen Museum" (1812) Bruchstücke einer „historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen" und Uhland eine kleine, aber vortrefflich gearbeitete Schrift über „Walther von der Vogelweide" (Stuttg. 1822) heraus. Ueber die Zeit des Meistergesanges gab Dan. Eberh. Beyschlag „Beyträge zur Geschichte der Meistersänger" (Augsb. 1807) heraus, später schrieb Jac. Grimm sein vortreffliches Buch „Ueber den altdeutschen Meistergesang" (Gött. 1811), welches freilich mehr betrachtend als historisch entwickelnd ist. Auch die Schriften von Görres „Die altdeutschen Volks- und Meisterlieder" (Ff. 1817) und „Die deutschen Volksbücher" (Heidelb. 1807) verbreiteten neues Licht über diese zu lang mißachteten Gegenstände. Die Geschichte der neueren Literatur behandelte Frz. Chr. Horn aus Braunschweig (1787—1831); seine „Geschichte und Kritik der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart (4 Bde. Berl. 1822—29], so wie die „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790—1818" (Eb. 1819) haben das Ihrige beigetragen, bei einem größeren Kreis Liebe zur vaterländischen Poesie zu erwecken, und verdienen schon deshalb Anerkennung; auch enthalten sie manche treffende Bemerkung, namentlich auch über sonst wenig gekannte Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts; dagegen ist die gar zu subjective Auffassung im romantischen Sinne und die süßliche Darstellung oft beinahe widerlich, auch verfällt er zu häufig in breite Geschwätzigkeit. Auch hat er, was schon früher hätte berichtet werden können, „Shakspeare's Schauspiele erläutert" (5 Thle. Lpz. 1823—31), welches Werk die Frucht eines zwanzigjährigen Studiums des großen Meisters war, in der That manches Treffende enthält, im Ganzen in ähnlicher Weise gehalten ist, wie die oben genannten Schriften. Eine ganz vortreffliche Arbeit ist die „Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers kritischen Bemühungen", welche Manso in den „Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste" (Bd. 8) veröffentlichte; sie stellt namentlich die literarischen Verhältnisse und Kämpfe zu Gottscheds und Bodmers Zeit anschaulich und beinahe erschöpfend dar. Manche gute Notiz findet sich in J. K. Flögels „Geschichte des gegenwärtigen Zustands der Literatur in Deutschland" (Jauer 1771). Für die Zeit der Herrschaft der romantischen Poesie sind die „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur" (Dresd. 1806) von dem berüchtigten Apostaten Adam Heinrich Müller, Ritter von Plittersdorf, wichtig; auch dessen „Zwölf Reden über die Beredtsamkeit und deren Verfall in Deutschland" (Lpz. 1816) sind, wenn auch sehr einseitig, doch beachtenswerth. Endlich haben wir noch Wolfg. Menzels „Deutsche Literatur" (2 Bde. Stuttg. 1828; 2. Aufl. 4 Bde. Eb. 1836) zu erwähnen, welche, wie Alles, was Menzel schreibt, geistreich, aber auch einseitig und leidenschaftlich ist. Sein Standpunkt ist ursprünglich der der romantischen Schule mit der beschränkt nationalen Richtung, die sich als blinder Franzosenhaß offenbart. Merkwürdig mischt sich ferner in ihm eine vorherrschende Neigung zum Katholicismus und zugleich zum mehr protestantischen Pietismus. Wo diese Richtungen und Neigungen in Frage kom-

men, wird er in seinen Urtheilen hart und ungerecht, so gegen Göthe, Voß, Börne u. A. m., oder er beweist blinde Vorliebe, so namentlich für die Romantiker. Doch ist er in diesem Buche noch lange nicht so einseitig und exclusiv als in seinen späteren literarischen Kritiken, die er in seinem „Literaturblatte" niederlegte. — Für die Geschichte des deutschen Theaters war der schon genannte Cph. H. Schmid durch seine „Chronologie des deutschen Theaters" (Lpz. 1775) thätig; ferner ist die kleine Monographie „Literatur des bürgerlichen Trauerspiels der Deutschen von 1755—1798", welche von einem Ungenannten in der „Deutschen Monatsschrift von 1798" veröffentlicht wurde, wegen ihres reichen Stoffs noch sehr brauchbar. Zur Verbreitung der historischen Kenntniß des deutschen Dramas wirkte aber vornämlich L. Tieck in praktischer Weise durch sein „Deutsches Theater" (2 Bde. Berl. 1817). — Eben so fand das Kirchenlied mehrfache Bearbeiter. Wir erwähnen F. Ferd. Traug. Heerwagens (1732—1812) „Literaturgeschichte des evangelischen Kirchenlieds" (2 Thle. Neust. a. d. A. und Schweinf. 1792—97), ferner J. F. Johannsens „Nachricht von älteren und neueren geistlichen Liederdichtern" (Schlesw. u. Lpz. 1803) und vorzüglich das „Allgemeine biographische Lexikon geistlicher Liederdichter" (Lpz. 1804) von Gfr. Lebr. Richter (1738—1813).

Endlich haben wir noch die Arbeiten über die Geschichte der Sprache zu erwähnen. Nächst J. Cph. Adelungs Schrift „Ueber die Geschichte der deutschen Sprache" (Lpz. 1781) sind Leonh. Meisters „Hauptepochen der Deutschen Sprache" (Mannh. 1787) zu nennen. Für das niederdeutsche Idiom war vorzüglich J. F. A. Kinderling (1743—1807) thätig, dessen „Erster Grundriß einer Literatur der plattdeutschen oder niederdeutschen Sprache und ihrer Dichter" (Berl. 1794) und „Geschichte der niedersächsischen Sprache" (Magdeb. 1800) noch jetzt brauchbar sind.

Für die Geschichte asiatischer Literaturen haben wir außer Fr. Schlegels „Sprache und Weisheit der Inder" (Heidelb. 1808) vorzüglich des Freiherrn Hammer-Purgstall inhaltsreiche „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Tüb. 1818) und noch ausführlichere „Geschichte der osmanischen Dichtkunst" (4 Bde. Pesth 1836—38) zu erwähnen.

Einer steigenden Theilnahme erfreute sich die Kunstgeschichte, und zwar sowohl im Allgemeinen, als in Beziehung auf einzelne Zweige. Wolfrafs Thätigkeit ist schon erwähnt, so wie wir schon früher von W. Heinse's Bemerkungen über einzelne Maler und Gemälde gesprochen haben (S. 580 f.); auf Forster, Göthe und A. W. Schlegel werden wir später zurückkommen. Des genialen, früher schon als Odendichter erwähnten J. H. Füßli (S. 45) treffliche Schriften über die Kunst sind leider in englischer Sprache geschrieben, doch sind noch manche treffliche Erscheinungen zu besprechen.

Zunächst führen wir die bedeutendsten Sammlungen über die Geschichte der Künstler an: J. Rud. Füßli aus Zürich (1709—1793) schrieb ein „Allgemeines Künstlerlexikon" (4 Bde. Zür. 1763—77), welches sein Sohn Hs. H. Füßli (1744—1832) fortsetzte (12 Abtheill. 1806—21) und bis in die neueste Zeit das einzige Werk dieser Art war; von J. Kasp. Füßli, ebenfalls aus Zürich (1741—1780) haben wir eine „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz" (4 Bde. Zür. 1769—70). Der überaus fleißige Meusel schrieb ein „Deutsches Künstlerlexikon" (2 Bde. Lemgo 1778) und Anderes mehr über diesen Gegenstand. — Unter den eigentlichen Darstellungen sind immer noch die „Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten" (5 Bde. Gött. 1798—1808) und die „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden" (2 Bde. Hannov. 1815—17) von J. Domin. Fiorillo aus Hamburg (1748—1821) das Umfangreichste, was wir in dieser Art besitzen; diese Werke sind durch ihren Reichthum an einzelnen Notizen immerhin werthvoll, wenn sie auch der nöthigen Kritik ermangeln. — Die mehr philosophische Betrachtung der Kunstgeschichte wurde erst später behandelt: wir erwähnen die umsichtige und geschmackvolle Schrift des Leipziger Professors J. Amadeus Wendt „Ueber die Hauptperioden der schönen Künste, oder die Kunst im Lauf der Weltgeschichte" (Lpz. 1831). Sehr reichhaltig sind die „Römischen Studien" (3 Bde. Zür. 1806—8) von K. L. Fernow aus Blumenhagen (1763—1808), welche die scharfsinnigsten Andeutungen und trefflichsten Materialien zur Kunstgeschichte enthalten. — Unter den einzelnen Künsten ist die Geschichte der Malerei am fleißigsten behandelt worden. Von J. Glo. v. Quandt aus Leipzig (1787), der auch einen guten „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst" (Lpz. 1826) schrieb, haben wir eine treffliche „Geschichte der Malerei in Italien" (3 Bde. Eb. 1830—33). Als eine hervorragende Erscheinung ist K. Fr. L. Felix von Rumohr zu nennen, dessen „Italienische Forschungen" (3 Bde. Berl. 1827—31) gelehrte und scharfsinnige, auf eigener Anschauung beruhende Bemerkungen enthalten, und zu den gründlichsten und gediegensten Werken über die Geschichte der Malerei gehören. Als treffliche Monographie kann „Johann van Eyck und seine Nachfolger" (2 Bde. Ff. 1823) von Johanna Schopenhauer bezeichnet werden. — Für die Geschichte der Sculptur war besonders der geistreiche Freund Göthe's, J. H. Meyer aus Stäfa (1759—1832) thätig; er gab eine gründliche und inhaltreiche „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (fortgesf. von F. W. Riemer. 3 Bde. Dresd. 1824—36) heraus, in welcher er Winckelmanns Ideen weiter ausführte. Noch machte er sich durch die mit Fernow und Joh. C. H. Schulze besorgte Ausgabe von Winckelmanns Werken verdient. Auch die „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten" (Berl. 1833) von Aloys L. Hirt aus dem Großherzogth. Baden (1759—1837) verdient Anerkennung, doch ist derselbe namentlich durch seine „Geschichte der Baukunst bei den Alten" (3 Bde. Berl. 1820) bekannt geworden. Für die Geschichte der deutschen Baukunst lieferte Sulpiz Boisserée aus Köln (1783) ein sehr bedeutendes, aus langjährigen sorgfältigen Studien hervorgegangenes Werk in der „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln" (Stuttg. 1823—32). — Die Geschichte der Tonkunst fand in C. Nik. Forkel

aus Meeden bei Coburg (1749—1818) einen tüchtigen Bearbeiter; seine „Allgemeine Geschichte der Musik" (4 Bde. Lpz. 1798—1801) hat auch jetzt noch Werth, wenn sie auch von späteren Werken der Art im Einzelnen weit übertroffen wird. Von Bearbeitungen spezieller Gegenstände im Gebiete der Kunst nennen wir „Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen" (Altona 1825) von dem Bischof Fr. Münter aus Gotha (1761—1830), ein durch Inhalt und Form gleich bedeutendes Werk.

Je größere Fortschritte die einzelnen Wissenschaften machten, um desto nothwendiger erschien es, auch einen Ueberblick über ihre allmähliche Entwickelung zu erhalten, die Geschichte derselben zu bearbeiten: wir wollen die bedeutendsten Werke der Art in kurzen Zügen bezeichnen. Die Geschichte der Gelehrsamkeit überhaupt behandelte zuerst Sm. Gli. Wald in dem „Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Kenntnisse, Wissenschaften und schönen Künste" (2 Thle. Halle 1784—86), der freilich, wie seine „Uebersicht der allgemeinen Literatur- und Kunstgeschichte" (1. Th. Eb. 1786) mangelhaft ist, aber doch viel Gutes enthält. Ihm folgte J. G. Meusel, der in dem fleißig gearbeiteten „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (3 Bde. Lpz. 1799) den großen Stoffreichthum nicht zu beherrschen vermag. Des bekannten Meiners hiehergehörige Schriften haben wir schon erwähnt. Die Geschichte der Geschichtschreibung fand einen durch Gründlichkeit der Kenntnisse und Richtigkeit des Urtheils gleich befähigten Bearbeiter in dem charaktertüchtigen J. Fr. L. Wachler, dessen „Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa" (2 Bde. Gött. 1812—20) in Anordnung und Darstellung des Stoffs musterhaft ist. Einen beschränkteren Kreis behandelte G. F. Creuzer mit anerkannter Meisterschaft in seiner vortrefflichen Schrift „Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Entwickelung" (Lpz. 1803). K. F. Stäudlin schrieb eine „Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte" (Hann. 1827). Zahlreiche Schriften behandeln zum Theil mit ausgezeichnetem Glück die Geschichte der Philosophie. Einer der ersten machte sich J. Gli. Buhle aus Braunschweig (1763—1821) durch sein „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (8 Bde. Gött. 1796—1804) und durch die „Geschichte der neueren Philosophie" (6 Bde. Eb. 1800—5) verdient, doch wurde er durch die beinahe zu gleicher Zeit erschienene „Geschichte der Philosophie" (11 Bde. Lpz. 1798—1819) von W. Gli. Tennemann aus Brembach bei Erfurt (1761—1819) weit übertroffen, die sich namentlich durch klare aus den Quellen geschöpfte Darstellung der verschiedenen philosophischen Systeme auszeichnet. Als bestes Werk über diesen Gegenstand muß aber die „Geschichte der Philosophie" (12 Bde. Hamb. 1829—53) von H. Ritter aus Zerbst (geb. 1791) bezeichnet werden, der den massenhaften Stoff mit der sichersten Uebersichtlichkeit und mit der wünschenswerthesten Objectivität darstellt, ohne seinen Urtheilen und Charakteristiken ein bestimmtes System zum Grunde zu legen, was sich von Hegels „Geschichte der Philosophie" (3 Bde. Berl. 1833) nicht sagen läßt. Einen speziellen Zweig behandelte K. F. Stäudlin in seiner „Geschichte der Moralphilosophie" (Hann. 1822).

Die „Geschichte der theologischen Wissenschaften" (2 Bde. Gött. 1810—11) von K. Fr. Stäudlin ist gehaltreich. Die Dogmengeschichte ward mehrfach bearbeitet, zuerst von W. Münscher aus Hersfeld (1766—1811) in dem „Handbuch der christlichen Dogmengeschichte" (4 Thle. Marb. 1797—1807), welches jedoch nur bis zum 6. Jahrh. reicht, und in dem gedrängteren „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" (Eb. 1811). Das „Lehrbuch der Dogmengeschichte" (2 Thle. Jena 1831—33) von L. Fr. Otto Baumgarten-Crusius aus Merseburg (1788—1843 ist durch gründliche Forschung ausgezeichnet. Weitaus am höchsten steht aber Gli. Jac. Planck; seine „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildungen unsers protestantischen Lehrbegriffs vom Anfang der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (6 Bde. Lpz. 1781—1801), welche er in der „Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel bis in die Mitte des 18. Jahrh." (Gött. 1832) fortsetzte, zeugt von lebendigem historischem Sinn, und ist ein Muster vorsichtiger Treue, gründlichen und doch zugleich milden Urtheils, reiner Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Die Darstellung ist klar, dagegen fehlt es ihr an Lebendigkeit und gedrängter Kürze. Noch erwähnen wir die „Geschichte der Sittenlehre Jesu" (2 Bde. Gött. 1799—1823) von K. F. Stäudlin und die „Geschichte der christlichen Moral" (Nbg. 1805) von Ph. Konr. Marheineke.

Noch bedeutender sind die Erscheinungen auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte. Unter allen Bearbeitern derselben glänzen Gustav Hugo aus Lörrach (1764—1844) und F. K. von Savigny aus Frankfurt (geb. 1779) hervor. Des erstern „Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts bis auf Justinian" (Berl. 1810) und „seit Justinian" (Eb. 1812) zeichnen sich nicht bloß durch Gründlichkeit der Forschung und lichtvolle Uebersichtlichkeit der Anordnung, sondern auch und insbesondre dadurch aus, daß sich darin ein wesentlicher Fortschritt in Behandlung der wissenschaftlichen Sprache kundgibt. Savigny, der mit Hugo die historische Schule in der Rechtsgelehrsamkeit gründete, wurde vorzüglich durch seine „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (6 Bde. Heidelb. 1815—31) berühmt, ein Werk von seltener Gelehrsamkeit, in welchem die große Combinationsgabe, die scharfsinnige Kritik und die würdige Darstellung gleichmäßig zu bewundern sind. Für deutsche Rechtsgeschichte waren, außer den schon genannten Hüllmann und Freyberg, besonders K. Fr. Eichhorn aus Jena (geb. 1781) thätig, dessen vortreffliche „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (4 Bde. Gött. 1808—18) die historische Entwickelung der Staatsverfassungen und der volksthümlichen Rechte und Gesetzgebungen eben so klar als gründlich darlegt, und nach ihm Ernst Thd. Gaupp aus Schlesien (geb. 1796), von welchem wir die inhaltreiche Schrift „Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter" (Jena 1824) erwähnen, vor Allen aber Jac. Grimm, der in den „Deutschen Rechtsalterthümern" (Göttingen 1828), wie in Allem, was er zu behandeln

unternahm, der Wissenschaft neue fruchtreiche Seiten abgewann. Durch gründliche Forschung, wie durch Schönheit der Darstellung gleich ausgezeichnet ist „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung (4 Bde. Berl. 1824—35) von Ed. Gans aus Berlin (1798—1839), der nebst Rosenkranz einer der wenigen Schüler Hegels ist, welche die starre scholastische Form ihres Meisters geistig durchzudringen und zu beleben verstanden. Die „Geschichte der Staatswissenschaft" (2 Bde. Stuttg. 1832—33) von dem freisinnigen J. Weitzel ist erst in neuester Zeit übertroffen worden.

Der durch umfassendes Wissen, wie durch tüchtige Behandlung seiner Stoffe gleich ausgezeichnete Kurt Sprengel aus Baldekow bei Anklam (1766—1833) erwarb sich durch seinen „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (2 Bde. Halle 1792—1803) wohlverdienten Ruhm, der durch die „Geschichte der Botanik" (2 Bde. Eb. 1817—18) noch erhöht wurde. Die „Geschichte der Chirurgie" setzte sein Sohn Wilhelm Sprengel in seinem Geiste fort (2 Bde. Eb. 1805—29). Von großer Gelehrsamkeit zeugt die „Geschichte der Chemie" (3 Bde. Gött. 1797 ff.) von J. Fr. Gmelin aus Tübingen (1746—1804) und die „Geschichte der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des 15. Jahrh." (3 Thle. Görlitz 1799—1801) von C. Gli. v. Anton ist auch durch Langethals treffliches Werk nicht überflüssig geworden.

Noch haben wir die wichtigsten Sammlungen, Zeitschriften u. s. w. historischen Inhalts zu erwähnen, da dieselben nicht wenig dazu beitrugen, die geschichtlichen Studien zu fördern. Eine der ersten Sammlungen dieser Art war „Der Geschichtforscher" (7 Thle. Halle 1775—79) von Meusel, der denselben unter verschiedenen Namen auch später fortsetzte. Wichtiger war das von Chr. Meiners und Spittler herausgegebene „Göttingische historische Magazin" (11 Bde. Gött. 1787—92). Ein sehr bedeutendes und namentlich Anfangs glücklich durchgeführtes Unternehmen war die von Schiller herausgegebene „Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom 12. Jahrh. bis auf die neuesten Zeiten" (33 Thle. Jena 1790—1806), die nach und nach mit vortrefflichen Werken bekannt machte. Von den späteren erwähnen wir Hormayrs „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (16 Jahrgg. Wien 1810—25) und desselben „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (17 Jahrgg. Eb. 1811—48), N. Vogts und J. Weitzels „Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur" (5 Jahrgg. Wiesbaden 1810—14), das gehaltvolle „Archiv zur Geschichte und Literatur" von Schlosser u. A. Bercht (6 Thle. Ff. 1830—35) und Raumers vortreffliches „Historisches Taschenbuch" (28 Jahrgg. Lpz. 1830—58). — Ausschließlich für die deutsche Geschichte ist das treffliche „Archiv", das von Pertz, Dümge u. A. herausgegeben wird (12 Thle. Ff. 1819—55). Für die Zeitgeschichte von hoher Bedeutung sind Schlözers „Briefwechsel" und „Staatsanzeigen", auf die wir zurückkommen werden, so wie die von Archenholz herausgegebene „Minerva", dann die von Posselt begonnene, von mehrern Andern, unter Andern von Fr. Murhard fortgesetzten „Europäischen Annalen" (101 Bde. Tüb. 1805—20), denen sich zuerst die von Fr. Murhard, dann von H. Heine und Fr. Lindner redigirten „Allgemeinen politischen Annalen" (27 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1821—28) und endlich die von C. v. Rotteck besorgte Fortsetzung derselben" (13 Bde. Eb. 1830—32) anschlossen. — Den Uebergang zu den eigentlichen Zeitungen machen nebst den zuletzt angeführten Sammlungen die verschiedenen von W. L. Weckherlin redigirten Zeitschriften „Das Felleisen" (Nördlingen 1779), „Der Chronolog" (12 Bde. Eb. 1779—81), „Das graue Ungeheuer" (12 Bde. Eb. 1782—87), die „Hyperboräischen Briefe" (6 Bde. Eb. 1788—90), die „Paragraphen" (2 Bde. Eb. 1791), die alle reich an Witz und satyrischen Anspielungen sind. Früher schon hatte Schubart seine „Deutsche Chronik" (Augsb. u. später Ulm 1774—77), die durch ihre eben so einfache als lebendige Darstellung und ihren unverwüstlichen Humor, namentlich aber durch ihre schonungslose Freimüthigkeit auf die politische Bildung des Volks den größten Einfluß ausübte, wie sie denn als das erste wahre deutsche Volksblatt bezeichnet werden kann. — Die eigentlichen Zeitungen, deren erste zwar schon im J. 1615 begonnen hatte (S. II, 167), waren wegen Mangels an öffentlichem Leben und völliger Ertödtung des Sinns für die vaterländischen Angelegenheiten während des ganzen vorigen Zeitraums höchst unbedeutend geblieben; es ist aus dieser Zeit nur der „Hamburgische Correspondent" zu erwähnen, der übrigens schon im J. 1714 zu erscheinen begonnen hatte. Aber auch dieser gewann erst mit Ausbruch der französischen Revolution an Bedeutung und Verbreitung. Diese welterschütternde Begebenheit, die selbst die Deutschen aus ihrem politischen Schlafe rüttelte, rief noch mehrere Zeitungen hervor, doch wurde Eine wirklich bedeutend, die „Allgemeine Zeitung", die von dem Buchhändler Cotta in Tübingen gegründet wurde. Dieser Mann, der nicht bloß thätig war, sondern auch die Verhältnisse mit tiefer Einsicht zu benutzen verstand, hatte zuerst Schiller für das neue Unternehmen gewonnen; als sich dieser aber von demselben zurückzog, die Redaction dem Historiker Posselt übertragen. Zuerst erschien die Zeitung unter dem Titel „Neueste Weltkunde", wurde aber bald von einem Verbote betroffen, weshalb man ihr den jetzt noch bestehenden Namen gab. Die drückenden Censurverhältnisse im Würtembergischen trieben sie von Stuttgart, von wo sie nach Verlauf des ersten Jahres übergesiedelt war, zuerst nach Ulm und dann nach Augsburg, wo sie jetzt noch ist. Unter Posselts Leitung war sie im Ganzen unbedeutend, einen größern Aufschwung gewann sie, als L. Ferd. Huber die Redaction übernahm, nach dessen Tode sie K. Jos. Stegmann (1765—1837) redigirte, der sie mit diplomatischer Feinheit leitete. Ihm folgte Gust. Kolb, der ihr so viel, als die Verhältnisse es erlaubten, eine nationale Haltung und Bedeutung zu geben suchte. So vortrefflich sie redigirt ist, so muß man bedauern, daß sie der Darstellung zu wenig Aufmerksamkeit widmet, was wir für eine Hauptaufgabe einer weitverbreiteten Zeitung halten, weil die schlechte Darstellung in einer periodischen Schrift, die von Allen gelesen wird und oft die einzige Lectüre einer großen Anzahl Per-

sonen bildet, wesentlich dazu beiträgt, das Styl- und Sprachgefühl zu vernichten. Während der Napoleonischen Herrschaft konnten sich die Zeitungen in Deutschland nicht frei bewegen, daher die bestehenden auch nur kümmerlich fortbestanden. Nach dem Sturz derselben schien eine bessere Zeit für die Besprechung der öffentlichen Zustände anzubrechen; es tauchten mehrere Zeitungen auf, welche mit mehr oder weniger Entschiedenheit die Wünsche und Bedürfnisse des Volks darstellten, so der „Rheinische Merkur" von Görres, der zuerst in Hamburg, dann in Stuttgart erscheinende „Deutsche Beobachter", das von Bertuch begründete „Oppositionsblatt", welches L. Wieland eine Zeitlang redigirte, ferner der in Bamberg erscheinende „Fränkische Mercur" von K. Fr. Glo. Wetzel, die von J. Weitzel herausgegebenen „Rheinischen Blätter" u. A. m.; aber alle wurden nach und nach unterdrückt oder durch die gewaltthätigste Censur in ihrem Wesen vernichtet. Nach der Julirevolution gewann die Presse mehr Freiheit, aber nur auf sehr kurze Zeit, da sich bald die gewaltigste Verfolgung gegen die Männer erhob, welche Zeitungen in freiem Sinne zu redigiren wagten, unter welchen sich die „Deutsche Tribüne" von G. A. Wirth, das mit großer Mäßigung geschriebene und vortrefflich redigirte „Bayerische Volksblatt" von Gottfr. Eisenmann u. a. m. auszeichneten. Von den officiellen Zeitungen deutscher Regierungen nennen wir den „Oesterreichischen Beobachter", der längere Zeit von dem katholisch gewordenen Pilat redigirt wurde, und sich durch seine Leidenschaftlichkeit gegen jede freisinnige oder nationale Regung verhaßt machte, wie er denn unter Andern zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes bis zum letzten Augenblick für die Türken Partei nahm. Weniger Bedeutung gewann die „Preußische Staats-Zeitung", die zuerst von dem Dichter Stägemann und später, bezeichnend genug, von dem frivolen C. Heun redigirt wurde.

Die Geographie hat in dem vorliegenden Zeitraum nach allen ihren Richtungen und in allen ihren Zweigen die gründlichsten und tiefsten Bearbeitungen gefunden. Was zunächst die historische Geographie betrifft, so hat Konr. Mannert in seiner Geographie der Griechen und Römer" (10 Bde. Nbg. 1792—1825) ein Werk gegeben, das sich mit Recht der größten Anerkennung erfreute. Er stellte darin die nach Völkern und Zeitaltern verschiedenen geographischen Vorstellungen der alten Welt aus den mit gewissenhaftem Fleiß benutzten Quellen dar, indem er ihre Systeme, Vermuthungen, Irrthümer und deren Gründe sorgfältig aufsuchte. Ihn übertraf noch Fr. Aug. Ukert aus Eutin (1780—1851), der freilich für seine „Geographie der Griechen und Römer" (3 Bde. Weim. 1816—46) nicht bloß seinen Vorgänger, sondern auch die zahlreichen neuen Forschungen benutzen konnte. Einen speciellen Zweig der alten Geographie behandelte J. Fr. Röhr aus Roßbach (1777—1848) in seiner „historisch-geographischen Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu" (Zeitz 1816).

Die politische Geographie erfreute sich vielfacher und gründlicher Behandlung. Von den allgemeinen Lehrbüchern, von denen die älteren auch historischen Werth haben, weil sie uns mit den damaligen politischen Abgränzungen der Staaten bekannt machen, erwähnen wir das „Handbuch der neuesten Geographie" (2 Bde. Hamb. 1784) von J. Ernst Ehregott Fabri aus Oels (1754—1827), der sich auch durch sein „Geographisches Magazin" (14 St. Dessau u. Lpz. 1783—85), sein „Neues geographisches Magazin" (4 Bde. Halle 1785—89) u. A. m. verdient machte. Ihn verdunkelte jedoch bald Ad. Chn. Gaspari aus Schleusingen (1752—1830), der sich vorzüglich bestrebte, in dem „Lehrbuch der Erdbeschreibung" (2 Thle. Wien 1792—93) und in dem „Handbuch der neuesten Erdbeschreibung" (4 Bde. Eb. 1797—1805) u. a. m. durch methodische Darstellung den geographischen Unterricht zu erleichtern. Ein sehr übersichtliches Bild der politischen Geographie besonders Deutschlands zur Zeit des Lüneviller Friedens und noch vor demselben gibt Eb. Adam Müller aus Oberkotzau bei Hof (1751—1818) in der „Neuesten allgemeinen Geographie der gegenwärtigen Zeit" (4 Bde. Hof 1803—5), während das „Handbuch der Geographie" (3 Bde. Berl. 1808) von Chn. Gfr. Dan. Stein aus Leipzig (1771—1839) den Zustand Europas zur Zeit Napoleons und das „Lehrbuch der Geographie" (Sondersh. 1816) von J. Günther Fr. Cannabich aus Sondershausen (geb. 1786) denselben nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs darstellt. Auch lieferte Cannabich zu dem großen in Gemeinschaft mit Gaspari, Ukert, Hassel, Guts Muths u. A. herausgegebenen „Handbuch der Erdbeschreibung" (23 Bde. Weim. 1819—27) die Abtheilungen Frankreich, Niederlande und Westindien. — Von den Bearbeitungen der Geographie einzelner Staaten erwähnen wir das „Geographische Handbuch von den österreichischen Staaten" (6 Bde. Wien 1790—92) von Ign. de Luca aus Wien (1746—1799) und das „Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung des preußischen Staats" (Berl. 1798) von Stein. J. Conr. Füßlin (II.) aus Zürich bearbeitete eine für die Kenntniß der ehemaligen sehr verwickelten Verhältnisse der Schweiz sehr brauchbare „Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenoßschaft" (4 Thle. Schaffh. 1770—72). Auch die außereuropäischen Welttheile blieben nicht unbeachtet. Ch. Rud. Ehlich aus Eisleben (1744—1793) schrieb unter dem Namen Jak. Reineggs eine „Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus", welche F. Enoch Schröder aus seinen nachgelassenen Papieren herausgab (2 Bde. Gotha 1796—97). Ehlich war ein Abenteurer mit seltenen Kenntnissen in den Naturwissenschaften, der Medicin und den orientalischen Sprachen, der die geschilderten Länder aus eigener Anschauung kannte. Vom Jesuiten Jos. Tiefenthaler aus Tirol besitzen wir eine „Historisch-geographische Beschreibung von Hindustan u. s. w." (3 Bde. Berl. 1785), welche reichhaltige und schätzbare Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Länder enthält, in welchen er viele Jahre gelebt hatte. Mth. Chn. Sprengel verfaßte eine gründliche Beschreibung von Ostindien" (Hamb. 1802), machte sich aber durch seine „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen" (Halle 1792) noch mehr verdient, welcher die „Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden" (Ff. a. d. O. 1784) von J. Reinhold Forster

aus Dirschau bei Danzig (1729—1798) voranging. Für ihre Zeit vollkommen genügend war der reichhaltige „Versuch einer systematischen Erdbeschreibung von Afrika" (6 Thle. Ff. 1791 ff.) von Ph. Jac. Bruns; die „Nachrichten und Bemerkungen über den Algierischen Staat" (3 Bde. Altona 1793 ff.) von J. Adf. v. Rehbinder fassen Alles übersichtlich zusammen, was man bis dahin über dieses Gebiet wußte, und gab manche Ergänzungen und Berichtigungen zu den bisherigen Kenntnissen. Die vortreffliche „Erdbeschreibung und Geschichte von Nord-Amerika" von Cph. Dan. Ebeling aus dem Hildesheimischen (1741—1817) fand selbst in den Vereinigten Staaten allgemeine Anerkennung, während „Der Freystaat von Nord-Amerika in seinem neuesten Zustande" (2 Thle. Berl. 1797) von Adf. H. Dietr. Freih. v. Bülow aus Falkenberg (1760—1807) denselben vom aristokratischen Standpunkte mit leidenschaftlicher Bitterkeit darstellte. Ein wahrhaft klassisches Werk endlich ist der freilich zunächst in französischer Sprache geschriebene „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien" (5 Bde. Tüb. 1810—14) von dem genialen F. H. Alex. Freiherrn von Humboldt.

Andeutungen zu einer mehr philosophischen Behandlung der Geographie gaben schon Herder und Imm. Kant; einen sehr wichtigen Beitrag dazu lieferte Eberh. Aug. W. v. Zimmermann aus Uelzen (1743—1815) in der „Geographischen Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere" (3 Bde. Lpz. 1778), wodurch er die zoologische Geographie anbahnte. Den ersten bedeutenden Versuch zu einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung gab Aug. Zeune aus Wittenberg (1778—1853) in seiner „Gäa" (Berl. 1808), worin er sich als würdigen Vorgänger Karl Ritters aus Quedlinburg (geb. 1779) erwies, des Schöpfers der vergleichenden Erdkunde. Ritters großartiges Werk „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte der Menschen" (2 Bde. Berl. 1817—18), die er in zweiter Auflage (18 Bde. Eb. 1822—58) nach erweitertem Plane bearbeitete, gehört zu den seltenen Werken, welche, wie Grimms „Deutsche Grammatik" oder Al. v. Humboldts „Kosmos" dem Volke, aus dem sie hervorgingen, zu ewigem Ruhme gereichen, und den bewundernden Zeitgenossen neue Welten eröffnen.

Die Völkerkunde, um die sich auch Archenholz verdient machte, wurde durch die von Mtth. Chn. Sprengel und J. G. Forster herausgegebenen „Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde" (17 Bde. Lpz. 1781—94) wesentlich gefördert. Unter den Werken, welche sich mit besondern Völkern beschäftigten, ist zuerst die „Beschreibung aller Nationen des Russischen Reichs" (4 Hefte. Petersb. 1776 ff.) von J. Gli. Georgi aus Colberg (1778—1802), und sodann der „Versuch über die deutschen, die slawischen und die jüdischen Bewohner der Oesterreichischen Monarchie" (5 Thle. Wien 1804) von Jos. Rohrer zu nennen, der diese verschiedenen Völkerschaften, die er aus gründlicher Beobachtung kannte, nach ihren charakteristischen Merkmalen in physischer und moralischer Hinsicht schilderte. Die „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" (2 Thle. Tüb. 1802) von J. Gfr. Ebel aus Züllichau (1774—1830) hat auch noch jetzt seine Bedeutung nicht verloren, so viel ähnliche Werke auch seitdem erschienen sind.

Für die Statistik, deren wissenschaftliche Begründung, wie wir uns erinnern, schon im vorigen Zeitraum begonnen wurde, waren manche bedeutende Kräfte thätig. J. G. Meusel bearbeitete ein gutes „Lehrbuch der Statistik" (Lpz. 1804) und J. Gli. Schummel schrieb eine mit Geist und Laune behandelte „Kleine Weltstatistik" (Berl. 1805). Der „Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europäischen Reiche" (Halle 1793) von Mtth. Chn. Sprengel entsprach allen damals nur möglichen Anforderungen, und bleibt ungeachtet späterer Arbeiten historisch wichtig, unter denen wir vor Allem Konr. Mannerts „Statistik der europäischen Staaten" (2 Bde. Bamb. 1808), dann Milbillers „Handbuch der Statistik der europäischen Staaten" (2 Bde. Landsh. 1811) und das „Lehrbuch der Statistik für die europäischen Staaten" (Wien 1821) von J. G. H. Hassel aus Wolfenbüttel (1770—1829) nennen, der noch mehrere gute statistische Werke, z. B. über Oesterreich und Rußland, schrieb. Vor ihm hätte die „Uebersicht der Staatskräfte sämmtlicher europäischer Länder" (Lpz. 1818) von Aug. Fr. W. Crome aus Sengwarden (1753—1833) genannt werden sollen, der sich ebenfalls um die Statistik große Verdienste erwarb, und unter Anderm die „Statistik des Nordamerikanischen Freystaats" (Dessau 1783) herausgab. Der vorhin genannte Ign. de Luca schrieb eine „Oesterreichische Staatenkunde in Umrissen" (2 Bde. Wien 1786—89) nach Schlözers Ansichten, aber nicht mit dessen Freimüthigkeit.

Die Kenntniß der geographischen Wissenschaften wurde durch die zum Theil vortrefflich redigirten Zeitschriften und Sammlungen mächtig befördert, von denen wir die von Fabri schon erwähnt haben. Weitaus bedeutender aber waren die „Allgemeinen geographischen Ephemeriden" (82 Bde. 1798—1830), welche von Fr. v. Zach, Gaspari, Ch. Gli. Reichard und F. Just. Bertuch herausgegeben wurden, so wie die im Verein mit K. F. Vollrath Hoffmann von H. Berghaus herausgegebene „Hertha. Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde" (8 Bde. Stuttg. 1825—29), welche der letztere allein unter dem Titel „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" (24 Bde. Eb. 1830—43) fortsetzte.

Endlich haben wir noch die Reisebeschreibungen zu erwähnen, die, gegen den vorigen Zeitraum gehalten, an Zahl wie an innerer Bedeutung zunehmen; denn während früher größere Reisen, selbst in Europa, zu den Seltenheiten gehörten, finden sich jetzt immer mehr Männer, die, von Wißbegierde getrieben, die größten und fruchtreichsten Wanderungen unternehmen, worin sie unsern Dank um so mehr verdienen, als sie meist mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, weil die deutschen Staaten keine Flotten besitzen, und die deutschen Völker einen verhältnißmäßig nur geringen Antheil am Welthandel haben. Auch haben die Reisenden, wenn sie Europa verließen, bis auf unsere Tage herab nur unter dem Schutz und mit der Unterstützung anderer Mächte, namentlich Englands und Rußlands, ihre Unternehmungen ausführen können. Wir beginnen unsere Darstellung mit den Reisen um die Welt.

J. G. Forster ist ausführlicher zu besprechen; neben ihm erwähnen wir zuerst den Ritter Ad. J. v. Krusenstern aus Esthland (1770—1846), dessen „Reise um die Welt in den J. 1803—6" (3 Bde. Petersb. 1811—12) gediegen und fruchtreich ist; an dieselbe schließen sich die „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—7 (2 Bde. Ff. 1812) von G. H. Freiherrn von Langsdorff aus Laisk in Schwaben (1774—1852), der jenen auf seiner Weltumseglung begleitete, wie auch Otto von Kotzebue, des Dichters Sohn (geb. 1787) an derselben Theil nahm, der später selbst eine große Entdeckungsreise leitete, deren Beschreibung er unter dem Titel „Entdeckungsreise in die Südsee nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt in den Jahren 1815—18 (3 Bde. Weim. 1821) herausgab. Auf dieser Reise war Kotzebue unter Anderen auch von dem Dichter Chamisso begleitet, der seine sorgfältigen Beobachtungen namentlich im Gebiete der Völker- und Länderkunde in den schätzenswerthen „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue" (Weim. 1827) niederlegte und später die „Beschreibung seiner Reise um die Welt" schrieb, die den ersten und zweiten Theil seiner Werke bildet.

Die außereuropäischen Welttheile wurden von deutschen Reisenden häufig besucht und beschrieben, und namentlich ist Amerika von bedeutenden Männern durchwandert worden. Vor Allen ragt Alex. v. Humboldt hervor, dessen „Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804" (6 Thle. Stuttg. 1815—29) eine der großartigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete sind, da er alle Verhältnisse, Geschichte, Cultur und Sprache der Völker, Zoologie, Botanik und Mineralogie, Klima, Bodengestaltung u. s. w. mit der gleichen Liebe und mit der gleichen Gründlichkeit behandelte. Neben ihm darf, ob er ihn gleich keineswegs weder an Umfang des Wissens noch an Schönheit der Darstellung erreicht, doch der Prinz Maximilian Philipp von Neuwied aus Neuwied (geb. 1782) mit Anerkennung erwähnt werden; seine „Reise nach Brasilien in d. J. 1815—17" (Ff. 1819—20) und die „Reise nach Nordamerika" (2 Bde. Kobl. 1838—48) sind für die Völkerkunde, so wie für Naturgeschichte und insbesondre für Zoologie von unbestreitbarer Wichtigkeit. Noch bedeutender ist die „Reise nach Brasilien" (Münch. 1824—31) von K. Fr. Ph. v. Martius aus Erlangen (geb. 1794), die nicht nur sehr reich an Thatsachen ist, sondern sich auch durch einen lebendig schönen Styl und liebevolle Darstellung der mit poetischem Geiste aufgefaßten Natur auszeichnet. — Afrika wurde erst in neuester Zeit von deutschen Reisenden mit größerem Erfolge besucht; doch haben es auch im vorliegenden Zeitraum mehrere bereist. Wir erwähnen namentlich den muthigen Mart. H. K. Lichtenstein aus Hamburg (geb. 1780), dessen „Reisen im südlichen Afrika" (2 Bde. Berl. 1810—11) für die Kenntniß der dortigen Völker und für Naturgeschichte sehr wichtig und lehrreich sind und wegen ihrer anschaulichen Schilderungen und getreuen Berichte allgemeine Anerkennung gefunden haben. — Nach Asien war der Zug der Reisenden größer. Karstens Niebuhr aus dem Lande Hadeln (1733—1815) gewann durch seine „Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern" (2 Bde. Kopenh. 1774—78) große und wohlverdiente Berühmtheit. Sie ist mit äußerster Genauigkeit und treuer Wahrheitsliebe abgefaßt und ist noch jetzt eine Hauptquelle zur Kenntniß der von ihm geschilderten Länder und Völker. Er ließ Nichts unbeachtet, er untersuchte Alles, Natur und Kunst, Sitten und Literatur, den Boden und seine Denkmäler mit gleicher Sorgfalt und Liebe, wobei er von seinem reichen Wissen mächtig unterstützt wurde, so daß sein Werk, das zudem in einfacher und anziehender Sprache geschrieben ist, für Erd-, Himmels- und Naturkunde, Geschichte des Alterthums und der spätern Zeiten, Menschenkenntniß, technologische und merkantilische Gegenstände gleiche Bedeutsamkeit hat. — Sehr wichtig ist Otto v. Kotzebue's „Reise nach Persien mit der russischen Gesandtschaft im J. 1817" (Weim. 1819). Der bekannte Sprachforscher H. Jul. v. Klaproth aus Berlin (1783—1835) beschrieb seine „Reise nach dem Kaukasus und Georgien in den Jahren 1807—8" (2 Bde. Halle 1812—14) und faßte seine Beobachtungen und Erfahrungen in der „Geographisch-historischen Beschreibung des östlichen Kaukasus" (Weim. 1814) zusammen. — Den Uebergang zu den Reisen in Europa bilden die „Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs" (3 Bde. Petersb. 1771 ff.) von Pet. Sim. Pallas aus Berlin (1740—1811), woran sich die „Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften" (2 Bde. Eb. 1776—1802) reiht. Beide Werke zeugen von der gründlichsten Gelehrsamkeit, Beharrlichkeit und treuen Wahrheit der Untersuchung. Als Ergänzung derselben können die „Bemerkungen auf einer Reise im Russischen Reich von 1772—74 (2 Bde. Petersb. 1775) von J. Gli. Georgi angesehen werden, die eine reiche Fülle von Beobachtungen enthalten. Nicht weniger Anerkennung verdienen die „Reisen durch Rußland und ins Kaukasische Gebirge" (2 Bde. Petersb. 1787—91) von J. Ant. Güldenstädt aus Riga (1745—1781), welche Pallas wegen ihrer einsichtsvollen Untersuchungen und ihrer gewissenhaften Darstellung herausgab. — Auch die andern Länder des europäischen Nordens wurden häufig bereist. Der unermüdliche Reisende K. Glo. Küttner aus Wiedemar bei Delitzsch (1775—1805) schrieb „Briefe über Irland" (Lpz. 1785), beschrieb seine „Reisen durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einige Theile von Italien in den J. 1797—99" (4 Thle. Eb. 1801), schilderte seine „Wanderungen durch die Niederlande, Deutschland, die Schweiz und Italien in den J. 1793—94 (2 Thle. Eb. 1796) und gab eine Beschreibung seiner „Reise durch England" (2 Bde Eb. 1803) heraus. In allen diesen Werken beurkundet der Verfasser einen durch viele Beobachtung und langjährigen Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten geschärften Blick; seine Schilderungen der Naturscenen sind von großer Anschaulichkeit, die Darstellungen der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände sind anspruchslos und verständig, seine Urtheile über die politischen Verhältnisse gemäßigt und überlegt, und endlich enthalten seine Schriften noch zahlreiche und ge-

haltvolle statistische Bemerkungen. Nächst ihm nimmt E. Mor. Arndt wegen seiner „Reisen durch Schweden, Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich" (Lpz. 1799) und besonders wegen seiner inhaltreichen „Reisen durch Schweden" (4 Thle. Berl. 1804) einen ehrenvollen Platz ein. Für die Naturbeschreibung von großer Wichtigkeit sind die „Reisen durch Norwegen und Lappland" (2 Bde. Berl. 1810) von dem charaktertüchtigen und scharfsinnigen Beobachter Leopold von Buch aus Preußen (1777—1857), dem wir auch eine gründliche „Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln" (Berl. 1825) verdanken. Der uns als Romanendichter bekannte Wilibald Häring stellte seine „Herbstreise durch Skandinavien" (Berl. 1828) in anziehender und lebhafter Sprache dar; später ließ er ihr eben so glücklich geschilderte „Wanderungen im Süden" (Eb. 1828) folgen. — Unter den Reisen nach England werden die von Sturz, Moritz und dem Fürsten Pückler-Muskau näher besprochen werden; die von Küttner sind eben erwähnt worden; außer diesen sind noch folgende zu erwähnen. Christian August Gottlieb Göde (1773—1812) hat in seinem „England, Wales, Irland und Schottland" (5 Thle. Dresden 1805—1806) diese Länder höchst malerisch und geistreich geschildert; die „Erinnerungen von einer Reise durch England, Schottland und das südliche Frankreich" (3 Thle. Rudolst. 1813—17) von Johanna Schopenhauer sind anmuthig geschrieben; H. Gfr. v. Bretschneider hat sich in seiner „Reise nach London und Paris" (Berl. 1817) als einen Mann voll Witz, Menschenkenntniß, Lebenserfahrung und als Feind des Aberglaubens gezeigt, und die „Bilder aus England" (2 Thle. Ff. 1827—28) von J. Val. Adrian sind zwar etwas breit und selbstgefällig, enthalten aber viele interessante Bemerkungen.

Von jeher ging der Zug der deutschen Reisenden mit Vorliebe nach dem Süden, theils der schönen Natur, theils des regeren Volkslebens wegen, das um so mehr anzog, als die Heimat nichts Aehnliches zu bieten hatte. So sind denn auch die Reisebeschreibungen, welche von südlichen Ländern berichten, ziemlich zahlreich. Ueber Spanien nebst Portugal besitzen wir viele zum Theil recht gute Werke. Der uns als Romanendichter schon bekannte Chn. Aug. Fischer beschrieb seine „Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua" (Berl. 1794) und seine schon erwähnten romanhaften „Reiseabenteuer"; dann gab er „Gemälde von Madrid" (Eb. 1802) und „von Valencia" (3 Thle. 1803) heraus, welche Schriften alle durch lebendige Darstellung gefallen. Von dem Naturforscher H. Fr. Link aus Hildesheim (1767—1851) besitzen wir „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal" (3 Bde. Kiel 1801—1804), welche in naturhistorischer Hinsicht immer noch werthvoll sind. — Außer den schon in den obigen Zeilen erwähnten Reisen nach Frankreich erwähnen wir das „Journal einer Reise nach Frankreich" (Altenb. 1787) von Sophie La Roche, das geistreiche Buch „Auch ich war in Paris" (2 Bde. Winterth. 1803) von Ulr. Hegner und die „Erinnerungen aus Paris" (2 Thle. Berl. 1804) von Aug. v. Kotzebue, der früher schon „Meine Flucht nach Paris im Winter 1790" (Lpz. 1791) geschrieben hatte. Mannigfaches Interesse bieten A. H. Niemeyers „Beobachtungen auf einer Deportations-Reise nach Frankreich im J. 1807" (Halle 1825). Die „Reise durch das südliche Frankreich und Italien" (2 Bde. Erl. 1827—31) von Gotthilf H. v. Schubert aus Hohenstein (geb. 1780) läßt sich, so wie desselben „Reise in das Morgenland in den J. 1836—37 (3 Bde. Eb. 1838—39) und sein „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei" (Eb. 1823) lassen sich leicht lesen; alle gewähren angenehme Unterhaltung und erfreuliche Belehrung; der Verfasser beobachtet viel und fein; doch macht die oft gesuchte Naivetät der Darstellung, der nicht immer natürliche Humor mit der Zeit einen beinahe unangenehmen Eindruck. — Der Reisebeschreibungen nach Italien gibt es eine große Anzahl, da dieses Land so mannigfache Anziehungspunkte, und zwar sowohl für den Touristen, als für den Kunstfreund, sowohl für den Gelehrten, als für den Naturforscher u. s. w. bietet. Auf die Schriften von Göthe, Moritz, Seume und Raumer werden wir später zurückkommen, die von J. Fr. Tr. Meyer, Fr. Schulz und W. Müller haben wir schon erwähnt. Außer diesen sind aber noch manche sehr beachtenswerthe Werke erschienen. So haben die „Briefe über Calabrien und Sicilien" (3 Bde. Gött. 1787—92) von J. H. Bartels aus Hamburg (1761—1850) noch immer bedeutenden Werth, da sie zahlreiche und glaubwürdige Nachrichten über diese Länder enthalten, deren Zustände sich seitdem im Wesentlichen nicht verändert haben. Leichtsinnig, wie seine andern Werke der Art, sind A. v. Kotzebue's „Erinnerungen aus Liefland und Italien" (3 Thle. Berl. 1805). „Er hat darin", sagt Göthe, „dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre." Die „Briefe aus Rom" (Dresden 1806) von der Dichterin Friderike Brun sind, wie ihr „Tagebuch einer Reise durch die Schweiz" (Kopenh. 1800) und die „Episoden und Reisen" (4 Thle. Zür. 1807—18), voll feiner in anmuthiger Sprache geschriebenen Beobachtungen; und auch das „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens in den J. 1804—6" (4 Thle. Ff. 1827) von der Frau von der Recke verdient Beachtung. Vielseitiges Interesse bieten des Romanendichters Ph. Jos. v. Rehfues „Gemälde von Neapel" (3 Bde. Zür. 1808) und dessen „Briefe aus Italien" (4 Bde. Eb. 1809), so wie die „Beschreibung seiner im J. 1808 über Tyrol, Oberitalien, die Schweiz und Frankreich gemachten Reise" (Ff. 1812). Daß er das Land und Volk genau kannte, bezeugen schon seine Romane, deren größter Werth in der getreuen Schilderung italienischer Zustände und Sitten liegt. Von ihm hätten wir auch oben das reichhaltige Werk: „Spanien nach eigner Ansicht im J. 1808 und nach unbekannten Quellen bis auf die neueste Zeit" (4 Bde. Ff. 1813) erwähnen können. Durchaus bedeutend ist die „Reise durch Italien und Sicilien" (2 Thle. Lpz. 1818) von A. W. Kephalides aus Schlesien (1789—1820), welche einen Schatz

von richtigen Beobachtungen enthalten. — Nächst Italien bietet die Schweiz die reichste Reiseliteratur. Viele hiehergehörige Schriften sind im Verlauf der Darstellung schon erwähnt worden; was Göthe über dieses Land geschrieben, wird unten weiter besprochen werden, und doch können wir noch mehrere bedeutende Werke anführen. In eine etwas frühere Zeit gehören die später herausgegebenen „Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben im J. 1769" (Zür. 1776) von J. Gotth. Rud. Andreä (1724—1793), welche von Jac. Sam. Wyttenbach mit bedeutenden Anmerkungen begleitet wurden. Die „Briefe über die Schweiz" (4 Thle. Berl. 1784—91) von Chr. Meiners empfehlen sich durch vielseitige Mannigfaltigkeit, treue Schilderung der damaligen Zustände und eine für jene Zeit seltene Freimüthigkeit. Von K. Glo. Küttners „Briefen eines Sachsen aus der Schweiz" (3 Thle. Lpz. 1785—86) läßt sich das nämliche Urtheil fällen, wie über seine früher angeführten Reiseschriften. Fr. Heinrichs von der Hagen „Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien" (4 Bde. Berl. 1818—21) sind literarisch noch jetzt von Werth. Musterhaft ist des Dichters J. Rdf. Wyß „Reise in das Berner Oberland" (2 Thle. Bern 1816—17) und auch Ulr. Hegners „Berg-, Land- und Seereisen" (Zür. 1818), welche meist den Kanton Schwyz betreffen, sind lesenswerth. — Wir schließen mit den Werken, welche Deutschland betreffen, von welchen schon viele angeführt wurden; von J. G. Forsters bedeutendem Werke wird unten ausführlicher die Rede sein. Reich an Stoff und wichtig für die Kenntniß früherer, namentlich der literarischen Zustände sind Ph. W. Gercken's (1722—1791) „Reisen durch Schwaben, Baiern u. s. w. in den J. 1779—82 (4 Thle. Stendal 1784—87) und eben so gibt die „Literarische Reise durch Deutschland" (4 Hfte. Lpz. 1784) von Fr. Schulz Nachrichten von Schriftstellern und ihren Werken, sie enthält jedoch bei viel Gutem und Richtigem doch auch manches Falsche. Des Grafen Fr. Leop. zu Stolberg „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien" (4 Bde. Königsb. 1794) erfreut durch reiche Mannigfaltigkeit und oft überraschende Neuheit der Beobachtungen. Viel zu früh vergessen sind die originellen „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris" (Zür. 1783) von Kas. Riesbeck (1749—1786). Wir können auch Fr. v. Matthissons „Erinnerungen" (5 Bde. Zür. 1810—16), welche in einer freilich oft gesuchten Sprache interessante Mittheilungen über Orte, Gegenden und berühmte Persönlichkeiten darbieten, hier erwähnen. In des schon öfters genannten Fr. J. Lor. Meyer „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (6 Hefte. Hamb. 1800—04) und „Brieffragmente vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (Hamb. 1822) erkennt man den geistreichen Beobachter von tiefer Welt- und Menschenkenntniß und den gewandten Darsteller. Auch die „Beobachtungen auf Reisen" (4 Thle. Berl. 1810 ff.) von A. H. Niemeyer sind erfreulich. Unter den neuern Erscheinungen nennen wir endlich noch die „Reise nach Oesterreich" (Stuttg. 1831) von Wolfg. Menzel, welche über den Nationalcharakter der Oesterreicher treffende Bemerkungen enthält.

Noch erwähnen wir die Sammlungen von Reisebeschreibungen, welche viel dazu beitrugen, diesen Zweig der Literatur zur Kenntniß des größern Publikums zu bringen, und von denen sich die meisten durch gediegene Redaction und gute Uebersetzungen fremder Reisewerke auszeichneten. Eine der frühesten Unternehmungen der Art war die „Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen im ausführlichen Auszuge" (35 Bde. Berl. 1764—1803). Später gab Chp. Dan. Ebeling eine „Neue Sammlung von Reisebeschreibungen" (10 Bde. Hamb. 1780—90) heraus, die zwar eine recht gute Auswahl darbot, aber von dem „Magazin der merkwürdigsten neuen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen übersetzt und mit (vortrefflichen) erläuternden Anmerkungen begleitet von J. Reinh. Forster u. A. (36 Bde. Berl. 1790—1822) übertroffen wurde. Sehr verdankenswerth war die von dem nämlichen J. R. Forster und Andern herausgegebene „Neuere Geschichte der See- und Landreisen" (19 Bde. Hamb. 1789—1808), wie die „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, bearbeitet und herausgegeben von Mtth. Chn. Sprengel und (nach dessen Tode) von Theoph. Fr. Ehrmann" (50 Bde. Weim. 1800—14), welche hierauf als „Neue Bibliothek u. s. w." (Eb. 32 Bde. 1814—22) von F. Just. Bertuch fortgesetzt wurde. Eberh. A. W. v. Zimmermanns „Taschenbuch der Reisen" (12 Jahrgg. Lpz. 1802—13) zeichnete sich durch gediegene Auswahl und Bearbeitung aus. Noch sehr brauchbar endlich ist Theoph. Fr. Ehrmanns „Geschichte der merkwürdigen Reisen, welche seit dem 12. Jahrh. zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind (22 Bde. Ff. 1791—99).

Eine eigene Gattung von Reisebeschreibungen bilden diejenigen, in welchen die dichterische oder humoristische Einkleidung das wesentlichste Element bildet. Außer mehreren schon angeführten Werken, die auch hieher gezogen werden könnten, sind vor Allem die „Reisebilder" von H. Heine zu erwähnen, welchen wir jedoch eine besondere Betrachtung zu widmen haben. Neben diesen verdienen vorzüglich noch zwei andere Werke der Art Beachtung. Es sind dies zuerst „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (4 Bde. Stuttg. 1826—28) von K. Jul. Weber, der die Zustände des Vaterlandes bald mit heiterer Laune, bald mit derbem, tief einschneidendem Witze, immer mit gesundem Blick und freiem Sinne darstellt. Das zweite noch zu erwähnende Werk sind die „Skizzen aus Spanien" (3 Bde. Gött. 1828—33) von Victor Aimé Huber aus Stuttgart (geb. 1800), dem Sohne von L. Ferdinand und Therese Huber. Es sind dies sehr ansprechende, oft in poetischer Entwickelung dargestellte Gemälde aus dem Leben des merkwürdigen Volkes, das der Verfasser mit Ernst und Liebe beobachtet hat. Der gute Eindruck, den diese „Skizzen" auf den Leser machen, wird leider oft durch die allzubreite Darstellung wieder verwischt.

August Ludwig von Schlözer.

Die Geschichtschreibung machte, wie sich aus der obigen Uebersicht ergibt, vorzüglich während der zwei ersten Jahrzehnte des Zeitraums großartige



Fortschritte, und erhob sich nach längerem Stillstand erst gegen Ende der Periode wieder zu kräftigerem Leben. Doch waren die ersten Erscheinungen weniger in Bezug auf historische Kunst und Schönheit der Darstellung von Bedeutsamkeit, als mit Rücksicht auf die Behandlungsweise der Geschichte. Dies gilt namentlich von dem Schriftsteller, den wir zunächst zu betrachten haben, der überdies nicht sowohl durch seine eigentlichen Geschichtswerke, als durch seine politischen Schriften Einfluß und Bedeutung erwarb.

August Ludwig Schlözer, geb. den 5. Juli 1735 zu Jagstedt im Hohenlohe'schen, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters bei Verwandten erzogen. Unter glücklicher Leitung und bei seinem rastlosen, von seltenen Anlagen unterstütztem Fleiß machte er so rasche Fortschritte, daß er schon im 16. Jahre die Universität beziehen konnte. Nachdem er zuerst in Wittenberg und dann seit 1794 in Göttingen Theologie und mit besonderer Vorliebe die orientalischen Sprachen studirt hatte, nahm er 1755 eine Stelle als Hauslehrer in Stockholm an, von wo er später nach Upsala ging. Schon damals beschäftigte er sich mit historischen Forschungen, als deren Frucht er im J. 1758 den „Versuch einer Handelsgeschichte" in schwedischer Sprache erscheinen ließ. Als er 1759 nach Göttingen zurückgekehrt war, begann er Medicin zu studiren, und schon wollte er das Doctoratsexamen machen, als ihn die Versprechungen des russischen Reichshistoriographen Müller bewogen, als Hauslehrer zu demselben nach Petersburg zu gehen. Dort lernte er die russische Sprache, studirte die alten Chroniken und die neueren Geschichtswerke, wodurch er aber Müllers Eifersucht erregte, der ihm von nun an vielseitige Hindernisse in den Weg legte. Doch wurde er 1765 zum Professor an der Akademie ernannt und erhielt zugleich den Auftrag, die altrussische Geschichte zu schreiben. Im J. 1767 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie, Geschichte und Politik nach Göttingen berufen, wo er durch Vorträge und Schriften einen von Jahr zu Jahr steigenden Einfluß gewann. Nachdem er 1782 zum Hofrath, dann zum geheimen Justizrath ernannt und 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt worden war, legte er 1805 seine Stellen nieder. Er starb, 74 J. alt, am 9. Sept. 1809.

Schlözer ist als Geschichtschreiber, als Statistiker und als Publicist bedeutend geworden. Von seinen historischen Schriften sind sowohl die Spezialgeschichten, als seine Bearbeitungen der allgemeinen Weltgeschichte zu erwähnen. Die ersteren, unter welchen wir insbesondere die „Allgemeine Nordische Geschichte" (Halle 1771) und die „Kritische Sammlung zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" (3 Stücke. Gött. 1795—97) erwähnen, sind als Muster historischer Kritik zu bezeichnen, und er hat sich durch das erste Werk und einige andre dahin einschlagende Schriften den Namen eines Begründers der russischen Geschichte erworben. So gelehrt, einsichtsvoll und gründlich diese Werke sind, so ist ihre Darstellung dagegen steif und geschmacklos, und er ist in dieser Beziehung nicht weiter vorgeschritten, als Mascou oder Bünau. Weit eingreifender wurde er durch seine Arbeiten über die Weltgeschichte, die er in Deutschland zuerst in tieferer Weise auffaßte. Bis dahin war sie nämlich nur eine Zusammenstellung der besondern Geschichten der einzelnen Völker gewesen, die in chronologischer Ordnung vorgeführt wurden, und es waren diejenigen Nationen besonders berücksichtigt worden, welche für die Theologen oder die Philologen von besonderer Wichtigkeit waren. Schlözer suchte diese Massen von Thatsachen durch eine allgemeine Idee zu verbinden. Als diese galt ihm der allgemeine Entwickelungsgang der ganzen Menschheit. Bei den Forschungen, die er deshalb anstellen mußte, kamen ihm seine eben so gründlichen als umfassenden Kenntnisse in Sprachen, Naturwissenschaften und andern Doctrinen sehr zu Statten, welche ihm einen tiefen Blick in die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens der Menschheit gestatteten; aber leider faßte er seine an sich treffliche Idee zu beschränkt auf, indem er nur das ganz Aeußerliche als Maßstab anlegte, nur diejenigen Ereignisse für bedeutsam ansah, welche auf die materielle Entwickelung der Menschheit von Einfluß waren, dagegen der geistigen und künstlerischen Entfaltung eines Volks keinen Werth beilegte. So wird in seiner „Weltgeschichte" die Erfindung des Spinnens, des Webens, des Strickens u. s. w. mit Vorliebe und allerdings auch mit Recht hervorgehoben, dagegen die hohe geistige und künstlerische Bildung Griechenlands kaum berührt. Dies war freilich eine Folge seiner durchaus prosaischen Natur, die für höhere Ideen unempfänglich war, wogegen er ein scharfes Auge für die materiellen Verhältnisse hatte. So ging er zwar von demselben Princip aus, wie Herder, trennte sich aber sogleich von demselben in der Ausführung auf das Entschiedenste. Aber wenn wir auch mit der

erwähnten beschränkten Auffassung uns nicht befreunden können, und sie für durchaus verfehlt halten müssen, so werden seine „Vorstellung einer Universalhistorie" (2 Thle. Gött. 1772—73) und seine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (2 Bde. Ebd. 1779) immer als die ersten Versuche einer wirklichen Weltgeschichte anerkannt werden müssen.

Die Richtung Schlözers, nach welcher ihm das materielle Wohlsein als die Grundlage der besten Staatsverwaltung erschien, mußte ihn zur Bearbeitung der Statistik leiten, die sich ja vorzüglich mit den Quellen des materiellen Wohlstands der Völker zu beschäftigen hat. Lange bevor er seine „Theorie der Statistik" (Gött. 1804) herausgab, wirkte er durch seine Vorlesungen zur Verbreitung und wissenschaftlicheren Behandlung derselben und viele statistische Schriften, die vor seiner „Theorie" erschienen, sind im Sinn und Geist derselben bearbeitet. Er machte sich namentlich dadurch verdient, daß er die Statistik mit den Staatswissenschaften in Verbindung brachte und ihre Nothwendigkeit für eine geregelte Staatsverwaltung bewies.

So waren denn auch sein „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" (10 Thle. Gött. 1776—82) und seine darauf folgenden „Staatsanzeigen" (6 Bde. Eb. 1782—84) zunächst der Mittheilung statistischer Notizen gewidmet; allein sie haben ihre weitgehende Bedeutung dadurch erlangt, daß sie auch die politischen und administrativen Verhältnisse der Gegenwart je länger, je mehr besprachen, und zwar in einer Weise, wie beinahe Niemand noch zu sprechen gewagt, wenigstens in periodischen Schriften. Schlözer hatte alle Eigenschaften, die ein Publicist haben muß: er hatte sich eine gründliche Einsicht in die Verhältnisse der einzelnen Staaten, vornämlich Deutschlands, erworben, so daß er über dieselben sicher urtheilen oder die Mittheilungen seiner Correspondenten richtig würdigen konnte. Er war dabei muthig, streng rechtlich und verschwiegen, so daß seine Correspondenten sicher sein konnten, durch ihn in keine Unannehmlichkeiten gebracht zu werden. Auch war er für seine Zeit freisinnig genug; insbesondere kämpfte er für Preßfreiheit. Freilich benahm er sich mit der größten Vorsicht; er hütete sich wohl, die hannöverschen Zustände oder auch die österreichischen und preußischen zu tadeln, so oft sie auch Gelegenheit dazu geboten hätten, dagegen richtete er seine Fehden gegen die unzähligen kleinen Reichsfürsten, die weltlichen wie die geistlichen, welche meist eben so viel Tyrannen waren, unter deren willkürlichem und oft auch unsinnigem Druck das arme Volk schmachtete; und da damals das halbe Deutschland die Beute dieser kleinen Despoten war, so war sein Wirkungskreis immer noch groß genug. Da er von den oft fluchwürdigen, meistens lächerlichen Maßregeln derselben schnelle und sichere Nachricht gab, und ihre Klagen bei der hannöverschen Regierung oder den kaiserlichen Stellen kein Gehör fanden, so stieg ihre Furcht mit ihrem Haß, und es ist kein Zweifel, daß sie oft Manches unterließen, was sie ohne diese Furcht, an den öffentlichen Pranger gestellt zu werden, gethan haben würden. Schlözers dem Materiellen zugewendete Richtung erklärt es, warum er als Gegner der Amerikaner in ihrem Kampfe gegen England auftrat; aber es mögen ihn dazu auch wohl die Rücksichten auf die Verbindung Hannovers mit England bewogen haben, wie auch nicht verschwiegen werden darf, daß er der Bestechung nicht ganz unzugänglich war, wie er denn wohl auch nicht aus den ehrenhaftesten Gründen in den Streitigkeiten der Niederlande gegen den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig für den letztern Partei nahm. Dagegen urtheilte er über die französische Revolution eben so richtig als unabhängig, was denn auch die Unterdrückung der „Staatsanzeigen" zur Folge hatte.

Diese hatten schon früher eine andere Schrift Schlözers hervorgerufen, die er selbst für das Beste hielt, was er geschrieben hatte, und auf die wir daher aufmerksam machen müssen: es sind dies die „Briefe nach Eichstedt zur Vertheidigung der Publicität überhaupt und der Schlözerschen Staatsanzeigen insbesondre" (Ff. u. Eichst. 1785). Dort war nämlich ein Pfarrer wegen seiner Aeußerungen über das lasterhafte Leben der hohen Geistlichkeit ins Gefängniß geworfen worden, in welchem er auch starb. Die „Staatsanzeigen" hatten mehrere Actenstücke darüber veröffentlicht, worüber der Generalvicar Lebenbauer in Wuth gerieth, und sich in öffentlicher Schrift über Mißbrauch der Preßfreiheit und sträfliche Verläumdung beklagte, von Despotismus der Journalisten und von unbefugten Schreiern sprach, also sich ungefähr so vernehmen ließ, wie die Reactionäre in unsern Tagen. Wir theilen unten eine Stelle aus den „Briefen" mit, mit welchen Schlözer die Angriffe des Generalvicars beantwortete; er stellt darin das Wesen und die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, so wie die Stellung der Zeitungsschreiber so vortrefflich dar, daß seine Worte auch für unsere Zeit noch Bedeutung haben.

Aus den „Briefen nach Eichstedt".

Was Sie überhaupt von Schriftstellern und namentlich von Journalisten, Brochuristen äußern, habe ich bereits sehr oft auf meinen Reisen von Halbgelehrten und ganz Unstudirten in gewissen Gegenden unsers Vaterlands gehört, aber in meinem Leben nie von einem Manne Ihrer Würde. Bald stellen Sie diese Leute wie die verächtlichsten Creaturen vor, bald malen Sie sie wie Ungeheuer, die einen Bösewicht, eben weil er ein Bösewicht ist, auf den Thron setzen; bald traktiren Sie sie wie fürchterliche Leute, gegen die die Menschheit einen Vertheidiger braucht. Schon auf Ihrem Titelblatt sprechen Sie vom Despotisiren der heutigen Journalisten. — Leider Gott erbarms! Viele Machthaber in der Welt, in und außer Deutschland, in und außerhalb der Christenheit, auf Thronen und Kanzeln, in Kabinetten und Gerichtsstuben, hinter Wällen und Gardinen üben Despotismus aus. Nun lehrt das ABC des allgemeinen Staatsrechts, daß jede Macht, um in Schranken gehalten zu werden, eine Gegenmacht haben müsse. Weiland, als die weltliche Macht der Souverains despotisirte, war die geistliche Gegenmacht; damit geht's, wie Sie aus den Zeitungen wohl wissen müssen, zu Ende. Die geistliche Macht hatte damals in manchen Zeiten gar keine Gegenmacht. Also passirte das Lustspiel zu Kanossa: davor uns bewahre der liebe Herr Gott. Also hat die Souverainsmacht gar keine Gegenmacht mehr? Und sie sollte doch eine haben!

Religion und Moral sind bekanntlich in unsern verderbten Zeiten zu schwach. Die Armee? Gott Gnade. Da kämen die Zeiten des Miles praetorianus unter den Neronen und Heliogobalen wieder. Also wenn je das arme Menschengeschlecht eine Gegenmacht braucht, so

dächte ich, müßte es sich bei der Macht der Schriftsteller am leidlichsten stehen. Wollten Sie die garstige Leibeigenschaft in Deutschland lieber durch Walachen oder durch Autoren aufgehoben haben?

Aber Macht der Schriftsteller, gar Despotismus der Journalisten: wer kann sich eine lächerlichere Zusammenstellung von Begriffen denken! — Laß Dich recht stellen, Mann ohne Vorurtheil, und lerne vor allen Dingen die rechten Namen gebrauchen. Für Journalisten sagen Sie Publizität, für Staatsanzeigen und Broschüren Preßfreiheit; diese beiden mit Schwabacher gedruckten Worte sind dem aufgeklärten Manne so ehrwürdig, als Schriftstellerei einem Generalvikar verächtlich sein mag. Macht des Schriftstellers und Wirkung dessen, was er drucken läßt, sind gerade so verschiedene Dinge, wie Aechtheit einer Akte und Wahrheit ihres Inhalts. Ein Schriftsteller — ob er in einer Dachstube zur Miethe, oder in seinem eigenen Palast wohnt, thut nichts zur Sache — ist ein unberufener, unbesoldeter Diener der bürgerlichen Gesellschaft, ein Volontair von Rathgeber der Nation, sehr oft nur ihr Handlanger. Er ist für's Publikum, was der Kopist für Ihr Vikariat, oder, wenn Sie ihn noch tiefer herunter haben wollen, oft ist er bloß, was der Einheizer bei Ihren Wintersessionen ist, immer eine brauchbare, sogar unentbehrliche und gleichwohl in sich nichts weniger als wichtige Person.

Ein vom Staat berufener und besoldeter Diener hat Macht, wenn er auch keinen Verstand hat; er handelt immer im Namen des Souverains, ist also mit dessen Blitz und Donner bewaffnet. Der unberufene und unbesoldete Diener dagegen, der Schriftsteller, hat nie mehr Macht, als er Verstand hat. So definirte einst ein kaiserlicher Gesandter die Macht der schwedischen Könige vor der Revolution 1683. — Streut er wahre, neue, wichtige Ideen unter sein Publikum aus; nun, dieses prüft sie und nimmt seine Maßregeln darnach. Sammelt und kopirt er anderer Leute wichtige Ideen für Hunderttausende, das heißt, läßt er sie drucken: nun so erfahren freilich Hunderttausende etwas Wichtiges, was vorhin vielleicht nicht Hundert wußten, und nehmen darnach ihre Maßregeln. Das heißt, der Schriftsteller wirkt im Publikum. So haben die Britten ihre Kronakte erhalten und so wird, will's Gott, in funfzig Jahren kein Leibeigener mehr in Deutschland sein. Schriftsteller haben die Einschränkung der Folter veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin gebracht, daß jetzt ein ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohne Furcht, als Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann.

Also ist doch in manchen Fällen der Schriftsteller ein mächtiger Mann? kann also, wie alle Menschen, die Macht haben, solche mißbrauchen? kann despotisiren? — Nicht doch, von alle dem Großen, was seine Schriften etwa wirken, ist er nicht wirkliche, sondern nur Gelegenheitsursache, folglich wäre es unklug, wenn er sich darum in die Brust würfe. Ein Bischof von Rom war weiland unentbehrlich, um einen deutschen Kaiser zu krönen, aber daß sich der Mann darüber einbildete, daß er ein Votum bei der Wahl selbst habe, war ein Paralogism des Einheizers, der zum Geheimen Rath zu gehören meint, weil ohne sein Einheizen nicht Rath gehalten werden kann.

Mönch und Schriftsteller sind von jeher keine gute Freunde gewesen. Oft machten jene diese unglücklich. Das können sie nicht mehr. Nachher verhöhnten sie sie. Das hilft nicht mehr. Nun erweisen sie ihnen die Ehre, sie für furchtbar auszuschreien. Furchtbar sind sie nicht, die Schriftsteller, die Journalisten, die Licht hineintragen in die schwarzen Gegenden der Bigotterie, der Intoleranz, der heimlichen Unterdrückung; aber furchtbar ist die Publizität, die sie veranlassen; furchtbar ist nach Mercier's Ausdruck das unbestochene rächende Gericht, das sie zusammenberufen, und welches ein Vorspiel des Gerichts der Nachwelt ist.

Johann Gottfried von Herder.



Herders Standbild in Weimar.

„Schon in ziemlich frühen Jahren," sagt Herder in der Vorrede zu seinen „Ideen", „da die Auen der Wissenschaften noch in all' dem Morgenschmucke vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unseres Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorne, von der Kraft, die Erde und Sonne hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß, wenn wir dem Allweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrund seiner Gedanken verlieren — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung

unseres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigern Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Gesetzes zeigte?" — Wir können an Herders Versicherung, daß er an eine Philosophie schon in frühen Jahren dachte, nicht zweifeln; denn lange bevor er sein großes Werk über diesen Gegenstand herausgab, finden wir, daß die Gedanken, die demselben zum Grunde liegen, ihn schon vielfältig beschäftigten. Es würden sich leicht schon in seinen frühesten, ausschließlich der Literatur gewidmeten Schriften Andeutungen dieser Ideen finden lassen; doch wollen wir nur an diejenigen Werke erinnern, in denen diese Ideen schon eine größere Festigkeit und Bedeutsamkeit gewonnen haben. Uebrigens müssen wir hier eine Bemerkung machen, die, so viel wir wissen, noch von Niemandem gemacht worden ist, daß Voltaire's „Philosophie der Geschichte", die derselbe unter dem Namen Bazin herausgab, nicht ohne Einfluß auf Herder geblieben ist, der dieselbe sogar übersetzte und mit Anmerkungen begleitete*). Noch größeren Einfluß hat aber ohne Zweifel des Nämlichen bekannter „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen" auf ihn gehabt. — Herders erste, in dieser Beziehung wichtige Schrift ist „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (4 Thle. Riga 1774—76), in welcher er die ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis im Sinne der orientalischen Anschauungsweise als eine poetische Darstellung der in den frühesten Zeiten herrschenden Ansichten über Welt und Weltschöpfung zu erklären suchte und worin er sich somit gegen die materiellen Deutungen der Rationalisten erhob, welche bei ihren Erklärungsversuchen die modernen Ansichten und Kenntnisse zu Grunde legten. Wir wissen, daß es eine der hervorragendsten und fruchtreichsten Eigenschaften Herders war, daß er sich das Fremde und das, welches am Entferntesten ablag, mit großer Sicherheit aneignete, daß er sich mit seltener Leichtigkeit in die fremdesten Verhältnisse, in die mannigfaltigsten Bildungszustände versetzen konnte. Diese Eigenthümlichkeit bewährt er auch in dieser Schrift auf ausgezeichnete Weise; sie war es aber auch, die ihm seine weitergreifenden Forschungen, oder wenn man lieber will, den Standpunkt ermöglichte, von welchem aus er sein späteres System entwickelte. Diesen Standpunkt hat er schon in der „Aeltesten Urkunde" eingenommen; den Standpunkt nämlich, die geschichtlichen Erscheinungen nicht nach dem Maß der modernen Bildung, sondern nach dem Bildungszustand der verschiedenen Zeiten und Völker aufzufassen. Während er diese Anschauungsweise hier nur auf ein einziges Volk und selbst nur auf ein einziges Denkmal desselben anwendete, suchte er sie in der beinahe gleichzeitig und zum Theil sogar früher vollendeten Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (o. O. [Riga] 1774) auf die gesammte Weltgeschichte zu übertragen. Doch war dieser erste Versuch noch zu allgemein gehalten, und wenn er sich auch in geistreichen, meist sogar fruchtbaren Betrachtungen erging, so drang er doch nicht tief genug in das Einzelne ein. Das Ganze sah mehr einer Reihe von Orakelsprüchen als einer wissenschaftlichen Erörterung ähnlich, wozu freilich die eigenthümliche in kühnen Bildern und schwunghaften Phrasen sich bewegende Darstellung nicht wenig beitrug. Herder sah auch bald das Ungenügende dieses Versuchs ein, und konnte sich daher trotz wiederholter Aufforderungen nicht entschließen, das kleine Buch, das schon bald vergriffen war, in neuer Auflage erscheinen zu lassen, sondern ging an eine durchgreifende Umarbeitung, die er nach zehn Jahren unter dem Titel „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (4 Thle. Riga 1784—91) herausgab. Obgleich dieses Werk unvollendet geblieben ist (von dem letzten oder dem Schlußbande fand sich unter seinen hinterlassenen Papieren nur der Plan, den er auf seiner italienischen Reise geschrieben hatte), so ist es auch in dieser Gestalt so bedeutend und einflußreich geworden, daß wir von demselben einen näheren Begriff geben müssen. Von den fünf und zwanzig Büchern, aus denen es bestehen sollte, sind zwanzig ausgearbeitet. Die fünf ersten Bücher, welche den ersten Theil des Ganzen bilden, enthalten, wie er selbst in der Vorrede sagt, nur die „Grundlage des Werks, theils im allgemeinen Ueberblicke unserer Wohnstätte, theils im Durchgange (d. h. in der übersichtlichen Darstellung) der Organisationen, die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen." So betrachtet er zuerst die Erde als einen Theil des Weltsystems und dann an sich nach ihrer Bildung, hierauf stellt er sie als eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen dar, und untersucht die verschiedenen Naturreiche in ihrer Beziehung zum Menschen. Am längsten verweilt er bei den Thieren, zeigt deren Natur und Unterschied von dem Menschen, worauf er zur Betrachtung des Menschen selbst, seines Wesens und seiner Aufgabe übergeht. Im zweiten Theile, der das sechste bis zehnte Buch begreift, zeigt er die Organisation der verschiedenen Völker nach ihrer an Lage, Klima, Bodengestaltung u. s. w. verschiedenen Wohnstätten, woraus er den Schluß zieht, daß es allüberall nur Eine Menschengattung gebe, daß zwar die äußern Verhältnisse den entschiedensten Einfluß auf Körper- und Geistesbildung haben, daß aber auch den Menschen eine innere Kraft angeschaffen sei, welche überall als dieselbe erscheine und als die Mutter aller Entwickelung angesehen werden müsse, da das Klima nur freundlich oder feindlich zuwirke. Die besondre Form, welche die Lebenskraft dem Geiste und der Thätigkeit des Menschen unter Mitwirkung äußerer Verhältnisse einmal aufgedrückt habe, vererbe sich durch Tradition und Gewohnheit und so seien unter Anderm die Regierungsformen und die Religionen nichts als ererbte Tradition. Dies führt ihn zur Untersuchung der Frage „wo die Bildungsstätte und der älteste Wohnsitz der Menschen sei?" und zur Darstellung der asiatischen Ueberlieferungen über die Schöpfung der Erde und der ältesten Schrifttradition über den Ursprung des Menschengeschlechts. Mit dem

*) Die aus vielen Gründen unzulängliche Gesammtausgabe der Werke Herders ist auch deshalb tadelnswerth, daß sie diese zum Theil bedeutenden Anmerkungen nicht mitgetheilt hat.

dritten Theil (Buch 11—15) beginnt die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Völker. Von China ausgehend, behandelt er nach und nach die bedeutendsten asiatischen Nationen, und widmet zwei Bücher, die zu den vortrefflichsten gehören, den Griechen und Römern, worauf er im fünfzehnten Buch, über welchem Göthe schon bei seinem Erscheinen mehrfach die innigste Freude äußerte, die aus der bisherigen Entwickelung gewonnenen Folgerungen in begeisterter Sprache darlegt. Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserem Geschlecht mit diesem Zwecke sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben. Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zur Ausbildung des Ganzen dienen; und da Vernunft und Billigkeit nach den Gesetzen ihrer innern Natur unter den Menschen immer mehr Platz gewinnen müssen, so müssen sie um so mehr einen dauernden Zustand der Humanität befördern, als zugleich eine weise Güte im Schicksal der Menschen waltet. — Der vierte Theil endlich behandelt das Mittelalter, verbreitet sich über den Ursprung und den Fortgang des Christenthums, entwickelt den Einfluß des Pabstthums und der mahomedanischen Religion, und bespricht endlich die übrigen wichtigsten Erscheinungen während des Mittelalters, den Handel, das Ritterthum, die Kreuzzüge, die Entdeckungen.

Schon bei Erscheinen der „Ideen" erfuhren dieselben manchen Widerspruch, namentlich waren die Naturforscher und Philosophen mit dem ersten Theil unzufrieden. Nun ist es allerdings wahr, daß dieser Theil, ja das ganze Werk Vieles enthält, was schon damals als unbegründet zurückgewiesen werden mußte, und noch Mehreres, was sich durch spätere Forschungen als ganz unstatthaft erwiesen hat. Selbst das rein Historische ist oft fehlerhaft aufgefaßt. Trotz aller dieser Mängel sind die „Ideen" ein höchst bedeutendes Werk, weil sie zuerst eine tiefere Auffassung der Geschichte angebahnt, weil sie gezeigt haben, daß in den einzelnen Erscheinungen derselben ein allgemeiner, sie verbindender Gedanke lebe, der sich freilich niemals vollständig, oft sogar nur sehr verkümmert offenbare, aber in der That doch das ganze Leben der Menschheit beseele und leite. Herders „Ideen" wurden vorzüglich durch ihre Wirkung bedeutend. Es liegt darin nicht bloß mancher Keim, der später von Andern entwickelt wurde (wir erinnern nur an Ritters Erdkunde, deren Wesen sich schon hier vorgezeichnet findet), es hat auch kaum ein andres Werk so mächtig auf die allgemeine Bildung gewirkt wie dieses. Es ist so ganz in das Eigenthum der gebildeten Klassen des Volks übergegangen, daß, wie Göthe vortrefflich zu Eckermann sagt, „nur noch Wenige von denen, die sie jetzt lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie durch hundertfache Ableitungen von demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderm Zusammenhang schon völlig unterrichtet worden".

Wie Herder in den „Ideen" keine eigentliche Universalgeschichte geschrieben, aber mit Schlözer den Grund zur besseren Geschichtschreibung gelegt hat, so hat er auch keine eigentliche Literaturgeschichte verfaßt, aber durch mannigfaltige Schriften die gründlichere und geistigere Behandlung derselben angebahnt. Wir haben schon früher angedeutet, wie sehr er sich um die Verbreitung der Kenntniß fremder Literaturen verdient machte (S. 13. 51 u. a. a. O.); außer den dort angeführten Schriften sind aber noch einige andere zu erwähnen. In den „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern, da er geblühet" (Berl. 1775) verbreitet er sich in gewohnter geistreicher und anregender Weise über den Gang der Literatur bei den Alten und den bedeutendsten modernen Völkern; noch umfassender geschieht dies in der Schrift „Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" (1778). Endlich enthalten die trefflichen „Briefe zur Beförderung der Humanität" (10 Samml. Riga 1793—97) mehrere einzelne hiehergehörige Abhandlungen, die von dem Herausgeber der „Sämmtlichen Werke" Herders unter der Ueberschrift „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste" vereinigt wurden. Unter diesen sind namentlich die neun Fragmente zu beachten, welche „Vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie, als Werkzeug der Kultur und Humanität betrachtet", handeln und fruchtreiche Bemerkungen über die Entwickelung der Poesie und ihren Charakter bei den verschiedenen Völkern enthalten.

Aus den „Ideen zur Geschichte der Menschheit".

> Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rathe derselben zu wirken.

Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte, der in ihr Gott verlor und an der Vorsehung zu zweifeln anfing, geschah dieß Unglück nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah, oder von der Vorsehung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Gespenst hält, das ihm auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Phantasie-Willkür zu erreichen: so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sey; gewiß aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeiste in der Ordnung der Dinge, zum Bundsgenossen seiner eingeschränkten Absicht, zum Schutzverwandten seiner kleinfüßigen Thorheit gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herrn bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe seyn, der in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Theil des Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurms, mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebet. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen, und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbaret. Alles, was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in ihnen selbst tragen. Lasset uns diese Regeln, die wir bisher entwickelt haben, sofern sie die Menschengeschichte betreffen, wiederholen; sie führen alle das Gepräge einer weisen Güte, einer hohen Schönheit, ja der innern Nothwendigkeit selbst mit sich.

1. Auf unsrer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte: denn jede Organisation trägt in ih-

rem Wesen eine Verbindung mannigfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken, und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dieß nicht, so trennten sich die Kräfte und verbanden sich anders.

2. Unter diesen Organisationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdenschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm, und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper, nach Gesetzen der schönsten Symmetrie und Ordnung, den Schwerpunkt. Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben.

3. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit: denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. i. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhangend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntniß der Existenz und Wahrheit, Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit: denn er erforschet die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schopfer sie verband, und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also eben so wenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4. Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlseyn, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eigenen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eignes Daseyn das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf: denn sie ist nichts als die praktische Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5. Auf dieß Principium ist die menschliche Natur gebauet, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu seyn glauben darf. Befolget der niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Konsistenz, d. i. er genießet Wohlseyn und Dauer: er ist vernünftig, billig, glücklich. Dieß ist er nicht vermöge der Willkür andrer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weichet er von der Regel des Rechts: so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen, und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Gesetzen seines Daseyns und Glücks, zurückzukehren.

6. Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist: so thut er dieses selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich selbst gleichsam mit seinem Daseyn abfindet und einen Punkt der leiblichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlseyn glaubet. Irrt er hiebei: so geschiehet es nicht ohne sein geheimes Bewußtseyn, und er muß die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur zu einem gewissen Grade, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum Besten wendet oder sein Daseyn weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchste Weisheit dem physischen Schmerze und dem moralischen Uebel nicht geben: denn kein höherer ist denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseyns erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennt wurden. Da aber alles, was auf der Erde leben kann, so lange sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fortdauert: so hatte auch das Menschengeschlecht, wie alle Geschlechte der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradition, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmählig ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward alles, was in solchem und keinem andern Zeitraume auf der Erde werden konnte.

8. Die Fortpflanzung der Geschlechter und Traditionen knüpfte also auch die menschliche Vernunft an einander: nicht, als ob sie in jedem Einzelnen nur ein Bruch des Ganzen wäre, eines Ganzen, das in Einem Subjekte nirgends existiret, folglich auch nicht der Zweck des Schöpfers seyn konnte; sondern weil es die Anlage und Kette des ganzen Geschlechts so mit sich führte. Wie sich die Menschen fortpflanzen, pflanzen die Thiere sich auch fort, ohne daß eine allgemeine Thiervernunft aus ihren Geschlechtern werde; aber weil Vernunft allein den Beharrungsstand der Menschheit bildet, mußte sie sich als Charakter des Geschlechts fortpflanzen: denn ohne sie war das Geschlecht nicht mehr.

9. Im Ganzen des Geschlechts hatte sie kein andres Schicksal, als was sie bei den einzelnen Gliedern desselben hatte: denn das Ganze bestehet nur in einzelnen Gliedern. Sie ward von wilden Leidenschaften der Menschen, die in Verbindung mit andern noch stürmischer wurden, oft gestört, Jahrhunderte lang von ihrem Wege abgelenkt und blieb wie unter der Asche schlummernd. Gegen alle diese Unordnungen wandte die Vorsehung kein andres Mittel an, als welches sie jedem Einzelnen gewähret, nämlich daß auf den Fehler das Uebel folge, und jede Trägheit, Thorheit, Bosheit, Unvernunft und Unbilligkeit sich selbst strafe. Nur weil in diesen Zuständen das Geschlecht haufenweise erscheint: so müssen auch Kinder die Schuld der Eltern, Völker die Unvernunft ihrer Führer, Nachkommen die Trägheit ihrer Vorfahren büßen, und wenn sie das Uebel nicht verbessern wollen oder können, können sie Zeitalter hin darunter leiden.

10. Jedem einzelnen Gliede wird also die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste: denn wer unter den Uebeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese Uebel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlseyn der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer, als sie der Einzelne büßet, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber büßet es der Staat und sie mit desto gefährlicherem Sturze. In all diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders, als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoße des kleinsten physischen Körpers, und der höchste Regent Europa's bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so wohl unterworfen, als der geringste seines Volkes. Sein Stand verband ihn blos, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu seyn, und bei seiner Macht, die er nur durch andre Menschen hat, auch für andre Menschen ein weiser und gütiger Menschengott zu werden.

11. In der allgemeinen Geschichte also, wie im Leben verwahrloseter einzelner Menschen, erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unsers Geschlechts, bis sie endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann, geschieht, und bringt hervor, was es, seiner Natur nach, hervorbringen konnte. Dieß Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste, Macht ihrer an Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andre aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe. Das Böse, das andre verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmie-

gen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reiche Gottes allenthalben glücklich: denn so wenig die Vernunft äußern Lohn begehret, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen: so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter davon den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern: es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

12. Indessen gehet die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort: sie sinnet aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann: sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen, und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpfet, stärkt und läutert sie sich selbst: indem sie hier gedrückt wird, fliehet sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich, nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurfe der allgemeinen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts um so williger, da ich sehe, daß er der Plan der gesammten Natur ist. Die Regel, die Weltsysteme erhält, und jeden Krystall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildet, bildete und erhält auch mein Geschlecht: sie machte seine eigene Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, so lange Menschen seyn werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich: denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewichte widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandre ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung: denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirket. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn und Thorheit sich und die Erde verwüsten.

Helfrich Peter Sturz.

Weder mit Schlözer an Umfang der Kenntnisse, noch mit Herder an Großartigkeit und Tiefe der Gedanken vergleichbar, übertrifft der Schriftsteller, zu dem wir jetzt übergehen, beide an Schönheit der Darstellung; und es würde dies schon genügen, ihm einen bedeutenden Rang in der Geschichte unserer Literatur zuzusichern, wenn auch seine Schriften nicht so gehaltvoll wären, als sie es in der That sind.

Helfrich Peter Sturz, geb. zu Darmstadt am 16. Febr. 1737, besuchte, nachdem er die höheren Schulen seiner Vaterstadt mit Fleiß und Erfolg durchgemacht hatte, von 1754—1757 die Universitäten Göttingen, Jena und Gießen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete, sich aber auch mit den schönen Wissenschaften eifrig beschäftigte, wodurch er sich die geschmackvolle Bildung erwarb, die ihn im Leben und in seinen Schriften auszeichnete. Im J. 1759 wurde er Secretär bei dem kaiserlichen Gesandten von Widmann in München; da er aber als Protestant keine Aussicht auf Beförderung haben konnte, nahm er 1760 die ihm angebotene Stelle eines Privatsecretärs bei dem Kanzler von Eyben in Glückstadt an. Um ihm bessere Aussichten zu eröffnen, schickte ihn dieser, der seine Fähigkeiten erkannt hatte, im Jahr



1762 mit den besten Empfehlungsbriefen nach Kopenhagen. Da sich Sturz schon im ersten halben Jahr die dänische Sprache so gut angeeignet hatte, daß er sie gleich vollkommen sprach und schrieb, ward der Minister Graf von Bernstorff auf ihn aufmerksam. Er zog ihn als Privatsecretär in seine Nähe, und ernannte ihn schon im folgenden Jahre zum Secretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Der Umgang mit diesem ausgezeichneten Staatsmann, mit Klopstock und andern bedeutenden Männern trug wesentlich dazu bei, seine Talente zu entwickeln, die denn auch bald allgemeine Anerkennung fanden. Im Jahr 1768 zum Legationsrath ernannt, begleitete er den König Christian VII. auf dessen Reise nach England und Frankreich, wo er mit den bedeutendsten Männern bekannt und sogar vertraut wurde. Im J. 1770 wurde er bei dem Generalpostdirectorium mit sehr bedeutendem Gehalt angestellt, und es eröffneten sich ihm noch glänzendere Aussichten, als durch Struensee's Fall auch der seinige herbeigeführt wurde. Nach einer viermonatlichen Verhaftung wurde er zwar als unschuldig erkannt, aber doch mit einer nicht sehr bedeutenden Pension aus seiner bisherigen Stellung entlassen. Er privatisirte nun in Glückstadt und dann in Altona, bis er 1772 zum Oldenburgischen Regierungsrath ernannt wurde. Im J. 1775 wurde er zum Etatsrath befördert, aber durch den Schlag, der ihn in Dänemark betroffen hatte, war seine Gesundheit untergraben worden; er kränkelte beinahe fortwährend, und als er im October 1779 eine Geschäftsreise nach Bremen unternahm, wurde er von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches ihn am 12. November dahinraffte.

Sturz war ein seltenes Talent, das sich durch reiche Bildung zur schönsten Harmonie entfaltet hatte. Er besaß umfassende Kenntnisse; so sprach

und schrieb er außer seiner Muttersprache französisch, dänisch und englisch, das erstere so vollkommen, daß sein Aufsatz „Sur les François et les Allemans, ou l'après diné de Mde. la Marquise de B.“ als ein Muster witziger und geistreicher Darstellung bezeichnet werden kann. Außer diesen Sprachen war er auch des Italienischen und Spanischen mächtig und in den alten Sprachen wohl bewandert. Zudem war er ein feiner Kenner der Kunst, die er sogar selbst mit Erfolg ausübte; er zeichnete und malte vortrefflich, und war besonders als Portraitmaler durch lebensvolle Auffassung der Charaktere glücklich. Er hatte durch die Beschäftigung mit der Kunst sowohl als durch das eindringliche Studium der Alten und der besten Schriftsteller der Neuern, dann auch durch tiefe und geistreiche Beobachtung des Lebens seinen Geschmack und sein Urtheil gebildet, wovon seine Schriften glänzendes Zeugniß ablegen. Sturz ist ohne Zweifel einer unserer vorzüglichsten Stylisten, und seine Schriften verdienen deshalb die größte Beachtung und sorgfältiges Studium. Zwar wird man bei näherer Prüfung erkennen, daß er den Engländern und noch mehr den Franzosen, die er zu Vorbildern nahm, zu viel Einfluß auf seinen Styl gestattet, daß deshalb seine Darstellung nicht immer einen rein deutschen Charakter trägt; aber man wird billig sein und zugeben müssen, daß dies zu der Zeit, da er schrieb, auch nicht anders sein konnte. Denn da er, was die höchste Anerkennung verdient, seine Beobachtungen der Welt und des Lebens in einer angemessenen Sprache darstellen wollte, die Sprache des feineren Umgangs aber bis dahin in Deutschland noch nicht ausgebildet war, so sah er sich wohl genöthigt, sich bei Engländern und Franzosen Muster und Vorbilder zu suchen. Ferner darf nicht unbeachtet bleiben, daß er seine Briefe, auf welche sich diese Bemerkungen zunächst beziehen, während seines Aufenthalts in England und Frankreich schrieb, und dem Einfluß der Sprachen, die er allein hörte und sprach, nicht leicht ganz zu entgehen war, und zwar um so weniger, als er Verhältnisse und Zustände jener Länder darstellte. Aber trotz dieses Mangels ist seine Prosa immer noch musterhaft; sie ist durch die glänzenden Antithesen, in denen sie sich gern bewegt, und die geistreichen immer neuen Wendungen, die er ihr zu geben weiß, voll schöner Wirkung; sie ist zudem bei allem Streben nach inhaltreicher Kürze doch leicht, anmuthig, voll Leben und immer künstlerisch abgerundet. Denn er behandelte seine Darstellung wie seine Zeichnungen und Gemälde, d. h. er bearbeitete Alles, was er schrieb, mit der größten Sorgfalt und mit unermüdlichem Fleiß, um ein möglichst vollkommenes Kunstwerk hervorzubringen, und er legte die Feder nicht eher aus der Hand, als bis jede Einzelnheit sich harmonisch zu einem schönen Ganzen verband. Er legte auf vollendet schöne Darstellung so hohen Werth, daß er seine, wie es scheint, ziemlich zahlreichen nachgelassenen Schriften nach seinem Tode bekannt zu machen verbot, weil er an sie die letzte Hand nicht hatte legen können.

Beruht auch der höchste Werth von Sturzens Schriften ohne Zweifel auf ihrer schönen, künstlerisch durchgebildeten Form, so sind sie doch auch hinsichtlich ihres Inhalts von nicht geringer Bedeutung. Die „*Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf*“ (Lpz. 1777) gewähren ein trefflich ausgeführtes Gemälde nicht sowohl des äußern Lebens als des Charakters und der Thätigkeit dieses ausgezeichneten Staatsmanns. Sie enthalten einen Schatz von geistreichen Bemerkungen, die nur aus genauer Kenntniß der Thatsachen, reifer Beurtheilung der Verhältnisse, tiefer Beobachtung des Lebens und der Menschen hervorgehen konnten. Sturz beurkundet sich in dieser kleinen Schrift nicht bloß als geistreichen Historiker, sondern auch als gewandten und scharfsinnigen Staatsmann. Nicht weniger vortrefflich sind die schon erwähnten „*Briefe, im J. 1768 auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben*“; sie sind für die Kenntniß der damaligen literarischen, künstlerischen, gesellschaftlichen und politischen Zustände in England und Frankreich sehr wichtig, und machen uns mit den bedeutendsten Erscheinungen in belehrender und unterhaltender Weise bekannt. Namentlich ist seine Darstellung des großen Garrick als Mensch und Künstler meisterhaft. Aber auch seine Mittheilungen über die Malerin Angelika Kaufmann, über die geistreiche Geoffrin, d'Alembert, Helvetius, die Schauspielerin Clairon sind vortrefflich und erschöpfend. Eine Frucht seiner Reisen und seiner auf denselben erworbenen Kenntniß der englischen und französischen Zustände waren wohl auch die Charakterschilderungen von Pitt und Sam. *Foote*, aus denen der reiche und vielseitige Geist des Verfassers hervorleuchtet, da er den großen Staatsmann und den Komiker gleich meisterhaft darzustellen versteht.

Noch enthalten seine Schriften (2 Thle. Lpz. 1779—82) mancherlei größere und kleinere Aufsätze, die sich alle durch Geist und feinen Witz, so wie durch ihre treffliche Darstellung auszeichnen; wir machen nur noch auf die treffliche Charakteristik Klopstocks in einem „Briefe an Boie“ und auf die „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau“ aufmerksam, in denen der große Mann eben so gerecht als geistvoll gewürdigt wird; Sturz hatte dieselben nach Mittheilungen eines schweizerischen Gelehrten und der geistreichen Freundin Rousseau's und Wielands, Julie Bondeli, bearbeitet. Endlich erwähnen wir noch die kleine Skizze „Wer ist glücklich?“ und die „Reise nach dem Dnister“, zwei Aufsätze, die an Möser's patriotische Phantasien erinnern.

Aus den „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf“.

Ein so beschäftigter Mann findet seine Wohllust in dem Genuß jeder freien ruhigen Stunde; sie ist ihm zu kostbar, als daß er sie in dem sinnlosen Getümmel der Welt verschwenden sollte. Bernstorf überließ sich alsdann den stillen Freuden des häuslichen Glücks, das sich täglich erneuert, das dem Weisen allein noch Vergnügen gewährt, wann ihn jeder Triumf der Macht und des Ansehns, jeder Aufzug der Höfe kalt läßt. Er war der freundschaftlichste, gefälligste Ehemann. Seine Gemahlin blieb immer die Vertraute seines Herzens; er kehrte freudig aus jeder Gesellschaft in ihre Arme zurück; jedes Wort, das an sie gerichtet war, jeder Blick, der dem ihrigen begegnete, trug das Gepräge seiner Zärtlichkeit. Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie mit

seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene und geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehören mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund und labten uns mit Sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist, der Schleier der Würde fiel nieder und die erhabene Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet oder gebessert zu sein.

Wann die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusch der Stadt in die sanftern Szenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruheplatz eines großen Mannes, unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes, als prächtiges Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begrenzt die Stadt den Horizont, nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angrenzende Meer aus; hier verändert die Schiffahrt jeden Augenblick die reiche, mannigfaltige Szene, und das still-ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbei, verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen unter einer sich sammelnden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus.

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt. Er ist das Muster der Gärten von Dänemark, und bringt die besten Früchte der wärmern Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf und sein Herz erweiterte sich, wann er die freiere Luft dieses Lustplatzes athmen konnte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwicklung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüthe zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbenes Gefühl mit keinem andern vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versammelte Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen ihr Geburtsrecht, Freiheit und Eigenthum, wieder; ermunterte sie durch großmüthige Beihülfe auf, ihre Güter zu theilen und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich die Haiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollten ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmal errichten, das dem künftigen Wandrer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne ihrer Dankbarkeit floß. In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich; sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beispiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeihen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigsten aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit muntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu sein.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Dank gegen die Vorsicht wiederholt: er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch kein Strafgericht fürchten, doch selten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumph, durch ihre Geduld in Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang, schien es auch dem scharfsichtigsten Auge nicht furchtbar; aber es verbreitete sich schnell und deckte Dänemark mit einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreite. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelang, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder dem Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden werden mußte, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemütigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewußtsein der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung und entschloß sich dennoch nicht zu fliehn, den Posten nicht feig zu verlassen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand; keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich sein konnte. Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblickes. Sein Betragen dabei muß auf ewig seinen Karakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur.

Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stund mit einem Blicke des Schmerzes auf. „Ich bin meines Amtes entsetzt,“ sprach er mit einem gesetzten, bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: „Allmächtiger, segne dies Land und den König!“

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms; so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude des ganzen Lebens umstürzen; Hoffnungen große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin, wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm

aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt?

Ludwig Timotheus Freih. von Spittler.

Ludwig Timotheus Spittler, geb. zu Stuttgart am 10. Nov. 1752, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er schon durch den damaligen Rector, nachmaligen Prälaten J. Chr. Volz (1721—1783), dessen für seine Zeit vortreffliches „Handbuch der Universalgeschichte" (10.Aufl. Stuttg. 1773) wir oben hätten anführen können, zum historischen Quellenstudium angeleitet wurde. Im J. 1771 bezog er die Landesuniversität Tübingen, um Theologie zu studiren; später setzte er seine Studien in Göttingen fort, wo er bis zum Jahr 1774 verblieb. Er wurde damals als Repetent am theologischen Seminar angestellt, was ihm Gelegenheit gab, seine Talente als Lehrer zu entwickeln, und ihm zugleich Zeit gewährte, seine schon auf der Universität begonnenen Forschungen über Kirchengeschichte und kanonisches Recht fortzusetzen. Die Frucht derselben waren mehrere gelehrte und scharfsinnige Schriften, z. B. die „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidors" (Halle 1778), worin er die völlige Nichtigkeit des päbstlichen Kirchenrechts überzeugend nachwies. Die Trefflichkeit dieser und anderer ähnlicher Schriften machte bald auf ihn aufmerksam; er wurde im J. 1779 als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen, wo er sich nach kurzer Zeit durch seltene Vollendung seines Vortrags vor allen übrigen Lehrern auszeichnete. Zwar blieb die Anerkennung seiner großen Verdienste nicht aus, er erhielt 1788 den Titel eines großbritannischen Hofraths; doch bewogen ihn theils gespannte Verhältnisse mit Heyne, theils das Verlangen nach einer höheren Wirksamkeit im Jahre 1797 die Stelle eines wirklichen Geheimen Raths in seinem Vaterland anzunehmen. Im J. 1806 wurde er zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität Tübingen ernannt, zugleich in den Freiherrnstand erhoben; allein hiedurch wurde er von der höheren politischen Wirksamkeit entfernt, nach welcher sein eigentliches Streben gerichtet war. Dies schmerzte ihn tief, und da er sich hiedurch in seinen Bestrebungen gelähmt sah, er überdies mancherlei Kränkungen erfahren mußte, untergrub der Gram seine Gesundheit, und er starb schon am 11. März 1810.

Wir haben aus dem kurzen Lebensabriß Spittlers gesehen, daß er schon früh die Quellenforschung begann; er setzte dieselbe auch später rastlos fort, und seinem unermüdlichen Fleiß verdanken wir eine große Menge von früher unbekannten Urkunden und andern Quellen. So groß dieses Verdienst auch ist, so sehr er hierin selbst solche übertrifft, deren ganzes Absehen nur auf Studium und Erforschung der Quellen ging und geht, so ist es keineswegs sein bedeutendstes, vielmehr erscheint es nur als untergeordnet. Denn Spittler war auch ein Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts, und mit ihm machte die deutsche Geschichtschreibung einen mächtigen Fortschritt. Er hatte alle Eigenschaften, die einem Historiker unerläßlich sind; er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, die sich über Alles verbreitete, was mit der Geschichte nach allen ihren Richtungen hin in irgend einer Beziehung stand; sein vortreffliches Gedächtniß ließ ihn den unermeßlichen Stoff, den er gesammelt hatte, mit der größten Sicherheit und Leichtigkeit beherrschen; dazu kam ein seltenes Fassungs- und Beurtheilungsvermögen, und ein von großer Geistesschärfe unterstütztes feines Gefühl. Diese herrlichen Naturgaben hatte er durch gründliche philosophische Studien trefflich entwickelt und gestärkt; durch dieselben hatte er jene Schärfe des historischen Blicks und jene Tiefe der historischen Kunst erworben, durch die man in seinen Schriften immer überrascht wird. Die philosophische Bildung bewahrte ihn vor den Verirrungen und Mißgriffen, in die ihn seine lebhafte, stets thätige Phantasie so leicht hätte verleiten können; während diese ihm fortwährend neue Gesichtspunkte, neue Anschauungen zuführte, ließ ihn jene stets schnell und sicher erkennen, worauf es eigentlich ankomme, und gab ihm jene Mäßigung, die dem Historiker nicht weniger nothwendig ist als dem Dichter. Daher ist er in der Auswahl des Stoffs überall und immer verständig. Dies zeigt sich schon in seinem „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Gött. 1782), durch welchen er der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Behandlung dieses historischen Zweigs wurde. „Es existirte vorher keine Kirchengeschichte," sagt sein trefflicher Beurtheiler Planck „Ueber Spittler als Historiker" (Gött. 1811), „die mit einer Weisheit, wie die seinige, aus dem unermeßlichen Raum, in dem sie zu sammeln hatte, nur das Wissenswerthe ausgesucht, nur das wahrhaft Fruchtbare aufgenommen, aber dies auch in so reicher Fülle in dem Raum eines kleinen Bandes zusammengedrängt hätte, daß man doch dadurch nicht nur ein wahreres, sondern auch ein vollständigeres und ausgewählteres Bild von dem Zustand der Kirche und Religion in jeder ihrer verschiedenen Perioden bekam, als sich aus den viel größeren Werken der älteren Bearbeiter der Kirchengeschichte ziehen ließ." Spittler zeigte durch seine gründliche Darstellung, wie die Geistlichkeit sich allmählich in die Rechte der allgemeinen Kirche eingedrängt, er enthüllte die Ränke, durch welche das Pabstthum sich eine ihm nicht zukommende Macht und Gewalt angemaßt habe, aber er bekämpfte, wie Schlosser vortrefflich bemerkt, „nicht etwa den Papismus allein, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen, welche ihre Gemeinden nöthigen wollen, an symbolische Bücher, statt an biblische zu glauben".

Später wandte sich Spittler zur politischen Geschichte: seine „Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge" (Gött. 1783); die „Geschichte des Fürstenthums Hannover seit der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrh. (2 Bde. Eb. 1786) und der „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (2 Thle. Berl. 1793—94) sind mit der nämlichen historischen Kunst und in dem nämlichen freien Geiste behandelt, wie die „Kirchengeschichte". Er unterscheidet sich daher wesentlich von Schlözer und steht unendlich höher als dieser. Denn während Schlözer nur das äußere,

materielle Wohlsein zum Princip seiner Darstellung machte, und sich sogar mit dem Despotismus wohl vertragen konnte, wenn er für die Entwickelung der materiellen Bedürfnisse sorgte, hielt Spittler die freie Bewegung der Völker und ihre regsame Theilnahme an den Angelegenheiten des Staats für das nothwendigste Erforderniß jedes und so auch des materiellen Fortschritts. Er zeigte aber in den angegebenen Werken nicht bloß die Nothwendigkeit einer freieren Verfassung, er wies auch ihre historische Berechtigung nach. Seine Geschichten beschränkten sich daher keineswegs auf die Geschichte der Regenten; er richtete vielmehr sein Augenmerk vorzugsweise auf Dinge, die vor ihm beinahe unbeachtet geblieben waren, auf die Tendenz und Form der Gesetzgebung, auf die Ereignisse, welche die Verfassung eines Landes umgebildet oder die deren Umbildung vorbereitet hatten; er erzählte die Kämpfe, die zwischen Volk und Regenten deshalb entstanden waren, und zeigte, wie die Gewalt nach und nach das Recht unterdrückt habe. Dabei überging er Alles, was für das Erkennen dieser Zustände unwesentlich war, oder deutete solche für seinen Zweck unwesentlichen Verhältnisse und Beziehungen nur vorübergehend an, wenn er es aus irgend einem Grunde für nöthig hielt, auf sie aufmerksam zu machen.

In dem nämlichen Geiste sind seine in dem von ihm und Meiners herausgegebenen „Göttingenschen historischen Magazin" mitgetheilten Aufsätze abgefaßt*), in denen er sich zugleich fortwährend als einen gründlichen Kenner der Geschichte, Verfassung und Verwaltung der deutschen Staaten beurkundet. Leider hat Spittler seine schriftstellerische Thätigkeit aufgegeben, als er sich der politischen widmete. Es mag wohl Mangel an Zeit dazu beigetragen haben, doch jedenfalls mehr noch der Umstand, daß er in seiner politischen Stellung als Beamter eines despotischen Fürsten nicht mehr in dem freien Sinne hätte schreiben können, der seine Schriften so hoch stellt, und er doch auch in einem andern Sinne nicht schreiben wollte.

Wir müssen noch einige Bemerkungen über seine Darstellung hinzufügen. Es ist dies der einzige Punkt, der zu wünschen übrig läßt. Wir haben oben erwähnt, daß er nebengeordnete Verhältnisse oft nur andeutet; dies that er gewöhnlich dadurch, daß er manche einzelne Ausdrücke oder kurze Sätze einschob, welche mit dem Inhalt nicht in Verbindung zu stehen scheinen. Auf diese Weise erhielt seine Sprache aber eine gewisse Härte, es scheint sogar öfters, als ob er durch solche Worte und Wendungen nach Effect hasche und in Affectation verfalle. Und doch ist dies durchaus nicht der Fall; vielmehr muß man ihm den Vorwurf machen, daß er seinen Styl nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelte. Zwar ist derselbe an sich schön und gut, weil er einen durch das Studium der Alten und Neuern gebildeten Geschmack hatte, und er der Sprache vollkommen mächtig war, so daß der Fülle seiner Ideen niemals die Fülle des Ausdrucks fehlte; allein wir bemerken doch leicht, daß er nach höherer Vollendung nicht strebte, daß Darstellung nur Eingebung des Augenblicks, nicht aber die Frucht künstlerischer Verarbeitung ist.

*) Sie sind in seinen „Sämmtlichen Werken" (Stuttgart 1827—37) abgedruckt.

Dagegen war, wie schon zum Theil aus den vorhergehenden Bemerkungen erhellt, die Anordnung und Haltung seiner Schriften vortrefflich, und man erkennt leicht, daß die geschmackvollere Behandlung der Neueren, namentlich Voltaire's, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. So gehaltreich seine Werke sind, so unverkennbar es ist, daß sie aus den gründlichsten Forschungen hervorgegangen sind, so ist doch die Mühe und Arbeit, die sie ihn gekostet, nirgends sichtbar; er vermeidet die Citate, nach welchen deutsche Gelehrte gewöhnlich urtheilen und beurtheilt werden, oder gibt solche nur dann, wenn eine höhere Rücksicht es gebot, wenn es ihm namentlich daran lag, eine wichtige Behauptung als begründet darzustellen, und die Quelle, auf die er sich stützte, nicht allgemein bekannt war. So waren Spittlers historische Schriften, so sehr sie den Fachgelehrten befriedigen mußten, doch nicht bloß für diesen werthvoll, sie waren es auch für den gebildeten Theil des größern Publikums.

Aus dem „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche".

Waldenser. Wiklif.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte zu Lion ein Französischer Kaufmann, Peter Waldus, den der Zustand der Kirche jammerte. Er ließ einige Bücher der heiligen Schrift, vornehmlich die vier Evangelisten, in das Französische übersetzen, verkaufte alle seine Habe, vertheilte seine Güter unter die Armen, und ging selbst als Lehrer aus. Mit fast unerwartetem Erfolg verbreitete sich die Partie, die er gewann, durch ganz Frankreich und Italien; denn ihre Lehre hatte etwas so viel mehr eindringendes als die Lehre der damaligen Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie suchten die ganze Einrichtung und Lehre auf den, ihrer Meinung nach, ersten und ursprünglichen Zustand zurückzubringen. Weil in der Bibel von keinem Pabst und von keinem großmächtigen Bischof vorkam, so wollten sie nichts vom Pabst, nichts von großen mächtigen Bischöfen wissen, die Bischöfe sollten ihrer Meinung nach, wie Paulus, ihr Brod mit Handarbeit verdienen. Und sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum nicht, auch noch im dreizehnten Jahrhundert, wie im ersten, ein Bruder den andern ermahnen und lehren dürfe, warum man gerade ceremoniös ordinirt sein solle, um seinen Freunden und Nachbarn etwas erbauliches sagen zu können. Vom Ablaß hielten sie gar nichts, Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel. Sünden vergeben könne ohnedies nur Gott, und jene Mittel seien bloß guter Rath, die ein Freund dem andern geben könne, man habe keinen Geistlichen dabei nöthig. Vom Fegfeuer stehe nichts in der Bibel: aber was in Jesu Bergpredigt so deutlich gesagt worden, auf das Acht haben und das treulich halten, sei wichtigere Pflicht eines Christen, als sich mit Gebeten für Verstorbene und dergleichen Aberglauben mehr zu beschäftigen.

Die ganze Kirchenverfassung, die sie sich gaben, war so eingerichtet, wie sie glaubten, daß apostolische Kirchenverfassung gewesen sei. Ihre Lehrer — arme ungelehrte Handwerksleute. So viel sich thun ließ, eine Gütergemeinschaft unter ihren Gemeinen, wie nach ihrer Meinung die in der ersten Kirche zu Jerusalem. Sie sprachen deswegen dem Christen das Recht nicht ab, Eigenthum zu besitzen. Der Laie genoß bei ihnen den Kelch; sieben Kirchensacramente kannten sie nicht als Glaubensartikel. Die Wahrheit schien sich zu diesen guten edlen Menschen zu flüchten; denn dieser Separatistenhaufen sollte für künftige Jahrhunderte ein reges Denkmal sein, wie viel Wahrheit in der großen Kirche noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts war.

Das Volk mochte unterdeß immerhin über seine Lehrer und ihre Finanzdogmatik murren, es hatte keine Wirkung auf Umbildung derselben, vielmehr wurden ihm von Zeit zu Zeit immer noch mehrere Rechte entrissen; der Sclave, der mit seiner Kette klirren wollte, wurde nur noch fester geschlossen. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn der Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle Weisheit und alles, was das Zeitalter glauben sollte, nach der ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten ausfloß.

Johann Wiklif, Professor der Theologie in Oxford, trat endlich auf und griff das ganze damalige hierarchische und dogmatische System mit einer Stärke und Einsicht an, daß man billig ihn allein unter Luthers und Zwingli's Vorgängern als Vorgänger nennen sollte.

Die Bettelmönche hatten ihn zuerst in seinen persönlichen Verhältnissen beleidigt, und seinen Eifer durch politische Usurpationen gereizt, welche vom Pabst begünstigt wurden. Was kann es aber sowohl hier als in Luthers Sache der Wahrheit schaden, daß ihr Rächer nicht zunächst durch den Anblick ihrer eigenen Unterdrückung, sondern durch hierarchische Mißbräuche geweckt wuede. Sobald aber Wiklif einmal aufmerksam gemacht worden, so schritt er viel kühner und ununterbrochener bis an seinen Tod fort, als keiner aller übrigen sogenannten Zeugen der Wahrheit. Er griff die Transsubstantiation an, von welcher damals der größte Theil des Meßgepränges und außerdem so manche auch ökonomisch wichtige Ceremonie abhing. Er suchte der Bibel Publicität und allgemeiner Gebrauch zu verschaffen, und würde vielleicht hierdurch eben so viel gewirkt haben als Luther, wenn damals schon Buchdruckerei gewesen wäre, wenn ein Melanchthon ihm zur Seite gestanden hätte, und Englands politische Ruhe gesichert geblieben wäre.

In wenig Artikeln läßt sich zwar bestimmen, was Wiklif geglaubt oder geläugnet haben mag; seine Ueberzeugungen waren, wie bei jedem Manne in solchen Umständen, fast in beständiger Ebbe und Fluth, und er ging, wie einzelne Vorfälle seines Lebens zeigen, oft von der Wahrheit auf den Irrthum zurück, oder vermengte seine neu erkannte Wahrheit mit neuen Irrthümern. Doch Glück genug, daß nur einmal solche Veranlassungen zum Nachdenken gerade an dem Ort gegeben wurden, wo sie ein Publikum fanden, das weniger noch für Vorurtheile eingenommen war, und immer mehr Liebe zum Neuen, als zum Alten hatte. In dreißig, vierzig Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestreuten Wahrheit sehen, und Schriften eines beliebten Universitätlehrers konnte auch päbstliche Tyrannei nicht unterdrücken, denn sie gingen unter den Schülern von Hand zu Hand, und welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann von Wiklifs Feuer haben, wenn er gerade auf dem rechten Platz steht?

Johannes von Müller.

Nicht leicht ist ein Mann entgegengesetzter beurtheilt worden, als der Geschichtschreiber, den wir jetzt zu behandeln haben. Während ihn Manche als den vollendeten Meister in der historischen Kunst darstellten, klagten ihn Andere an, daß er die Geschichtschreibung auf falsche Bahnen geführt habe; während ihn die Einen wegen seines trefflichen Charakters lobten, überhäuften ihn die Andern mit den rohesten Schmähungen, die sein öffentliches, wie sein Privatleben in das widrigste Licht setzten. Es ist schwer, bei solchen Verhältnissen sich ein freies, unbestochenes Urtheil zu bilden, namentlich wenn sich, wie es hier der Fall ist, unter den Lobrednern wie unter den Tadlern neben Männern, welche die höchste Verehrung verdienen, auch solche befinden, die auf Achtung kaum Anspruch machen können. Uns scheint, daß



diejenigen, welche seinen Schriften ein übermäßiges Lob ertheilten, sich von der romantischen, ihren eigenen Ansichten entsprechenden Darstellung des Mittelalters verleiten ließen, und sie in der vielleicht zu glänzenden Schilderung ehemaliger Zustände auch die Neigung vermutheten, daß Müller zur Wiederbelebung derselben beitragen wolle, was gewiß keineswegs der Fall war. Seine Tadler aber, und zwar diejenigen, deren Urtheil wir ehren müssen, legten zu viel Gewicht auf die allerdings unverkennbare Charakterschwäche des Mannes, und zu wenig auf die äußeren Verhältnisse, in denen er sich befand, und die einen wichtigen, beinahe unwiderstehlichen Einfluß auf seine Handlungen ausüben mußten.

Johannes Müller, geb. am 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, erhielt schon in seinem zartesten Knabenalter die Richtung, in welcher er groß und bedeutend wurde. Sein mütterlicher Großvater nämlich, der Pfarrer Joh. Schoop, der sich eifrig mit der Geschichte seines Vaterlands beschäftigte, weckte in der Seele des Knaben schon früh eine große Liebe zum Studium der Geschichte überhaupt und insbesondre zu der seines Vaterlands. Nachdem er sich in den Schulen seiner Vaterstadt gründlich vorbereitet hatte, bezog er 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren; allein seine Liebe zur Geschichte wurde durch Schlözers Umgang so mächtig in ihm, daß er sich entschloß, so wenig die Seinigen damit zufrieden waren, sich ihr ganz und ungetheilt zu widmen. Zwar nahm er, nach rühmlich bestandenem theologischen Examen 1772 die Professur der griechischen Sprache in seiner Vaterstadt an, allein schon

im folgenden Jahre gab er sie wieder auf, um für seine historische Arbeiten die nöthige Muße zu gewinnen. Den größten Einfluß auf diesen Entschluß hatte K. V. v. Bonstetten, mit dem er eine innige Freundschaft geschlossen hatte, und der ihm auch später stets getreulich zur Seite stand. Ihr Briefwechsel, der von Friderike Brun unter dem Titel „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Tüb. 1802) herausgegeben wurde, ist nicht nur an sich durch die Mannigfaltigkeit der darin behandelten Gegenstände, sondern auch vorzüglich deshalb bedeutend, weil er uns einen tiefen Blick in den Entwickelungsgang Müllers gewährt. Nachdem er ein Jahr lang die Kinder des Staatsrathes Tronchin als Hauslehrer unterrichtet, und dann bei verschiedenen Freunden, so auch bei Bonstetten, gelebt hatte, wendete er sich wieder nach Genf, wo er Vorlesungen über die Universalgeschichte vor einem gewählten Zuhörerkreis hielt. Immer mit seiner Schweizergeschichte beschäftigt, wechselte er seinen Aufenthalt noch öfter; die Hoffnung, eine angemessene Anstellung in Preußen zu finden, bewog ihn, nach Berlin zu reisen; allein troß einer Unterredung mit Friedrich II. ward diese Hoffnung nicht erfüllt, und so nahm er die ihm angebotene Anstellung als Professor der Statistik am Collegium Carolinum zu Kassel an. Ob er gleich im folgenden Jahre zum zweiten Bibliothekar ernannt wurde, nahm er doch schon 1783 seine Entlassung; die Sehnsucht nach den alten Freunden und der Drang, seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen, bewog ihn in die Heimat zurückzukehren, wo er jedoch die erwartete Unterstützung nicht fand, und daher, nachdem er seinen Aufenthalt öfters gewechselt hatte, 1786 einen Ruf als Hofrath und Bibliothekar bei dem Kurfürsten von Mainz annahm, der großes Vertrauen zu ihm faßte, und ihn sogar, ob er gleich Protestant war, schon 1787 in geistlichen Angelegenheiten nach Rom sandte. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Anstellung bei der Cabinetskanzlei, ward 1788 zum Geh. Legationsrath und bald darauf zum Geh. Conferenzrath, später sogar zum Geh. Staatsrath und Director des kurrheinischen Kreisarchivs ernannt. Der Kaiser, der ihn schon vorher in seine Dienste zu ziehen gesucht hatte, erhob ihn 1791 zum Reichsritter mit dem Beinamen „Edler zu Sylvelden". Im October 1792 ward Mainz von den Franzosen besetzt, und Müller ging nach Wien, wo er als wirklicher Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde. Die „Reisen der Päbste", welche er im J. 1781 herausgegeben hatte, waren wohl zum Theil Veranlassung dieser Anstellung, aber sie wurden auch die Veranlassung zu den unangenehmen Verhältnissen, in die er sich bald gezogen fand. Man hatte die Hoffnung gehabt, ihn zum Abfall vom Protestantismus zu bewegen; da er aber den wiederholten Aufforderungen nicht entsprach, wurde seine Stellung immer unhaltbarer; er vertauschte sie daher im J. 1800 gern mit der eines ersten Custos bei der kaiserlichen Bibliothek. Nun konnte er sich wieder seinen Lieblingsstudien hingeben; allein auch in dieser Stellung war er noch genug Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Als man ihm nach dem Tode des Vorstehers der Bibliothek die ihm zukommende Stelle vorenthielt und ihm verboten wurde, die Fortsetzung seiner Schweizergeschichte selbst im Ausland drucken zu lassen, gab er 1804 seine Entlassung und wendete sich nach Berlin, wo er als Geh. Kriegsrath und Historiograph in preußische Dienste trat. Doch auch hier konnte er nicht lange verweilen. Die Einnahme Berlins durch die Franzosen und die Auflösung des preußischen Staats beraubte ihn seiner Stelle. Er nahm einen Ruf als Professor nach Tübingen an, und er befand sich auf dem Wege dorthin, als er von Napoleon nach Fontainebleau berufen wurde. Dieser hatte ihn nämlich während seines Aufenthalts in Berlin zu einer Unterredung vor sich kommen lassen und hatte eine so hohe Meinung von ihm gefaßt, daß er ihm die Stelle eines Ministerstaatssecretairs in dem neu gegründeten Königreich Westphalen anbot, und ihn troß aller Gegenvorstellungen bestimmte, sie anzunehmen. Er trat sein Amt im December 1807 an, aber, wie er selbst vorausgesehen hatte, war er demselben nicht gewachsen. Der König entließ ihn daher schon Ende Januar 1808, ernannte ihn aber zugleich zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, als welcher er sich vielfach um das Land verdient machte. Aber er fühlte sich doch nicht glücklich; die Verhältnisse in Westphalen unter einem vergnügungssüchtigen König, der sich und sein Land gänzlich der Willkür seines Bruders hingegeben hatte, konnten ihm nicht zusagen; er fühlte, daß er der Ueberredungskunst Napoleons hätte widerstehen sollen, und daß er sich vollständig getäuscht habe, als er sich der Hoffnung hingegeben, für sein neues Vaterland in bleibender und ausgedehnter Weise zu wirken. Der Gram hierüber, wozu noch der Mißmuth über eine drückende Schuldenlast kam, und die Folgen seiner früheren Anstrengungen führten seinen frühen Tod herbei; er starb am 29. Mai 1809.

Wir wollen auf die Vorwürfe nicht eingehen, die Müller über seinen Charakter gemacht wurden. Er mag Schwächen gehabt haben und namentlich ist er wohl von einer gewissen Eitelkeit nicht freizusprechen, die ihn öfters zu falschen Schritten verleitete; aber diese Schwächen wurden von so vielen bedeutenden Vorzügen aufgewogen, daß man sie wohl vergessen darf, zumal er sich ihnen doch nie so weit hingab, daß er sich selbst untreu geworden wäre. Wir sind überzeugt, daß mancher, der ihn bitter anklagt, den Verlockungen und Verfolgungen, denen er in Wien wegen seiner Religion ausgesetzt war, nicht mit derselben Kraft widerstanden hätte, als Johannes Müller. Doch, wir wiederholen es, wir wollen auf diese zum Theil abgeschmackten, zum Theil verläumderischen Beschuldigungen nicht eingehen, sondern Müller nur als Geschichtschreiber betrachten.

Johannes Müller war nicht bloß talentvoll, sondern wahrhaft genial; der Beweis liegt in dem, was er geleistet hat, so wie in dem, was er leisten wollte, denn hierin ist der Erfolg nicht maßgebend. Von der Natur zum Historiker bestimmt, vereinigte er alle Eigenschaften, die einen solchen bilden. Nebst eisernem Fleiß und unbesieglicher Ausdauer, wodurch allein es ihm möglich wurde, die unglaubliche Masse von historischen Kenntnissen (die andern ungerechnet) zu erwerben, die seinen Geschichtswerken zum Grunde liegen, nebst einem tief politischen Blick und praktischem Geist, der

ihn die verwickeltesten Verhältnisse leicht und sicher entwirren und den innern Zusammenhang der Begebenheiten und ihre Folgen klar erkennen ließ*), und einem kritischen Scharfsinn, der ihn bei Beurtheilung der Quellen und ihrer Angaben selten irre führte, besaß er eine lebhafte Einbildungskraft, die ihm die Scenen mit der überraschendsten Wahrheit vergegenwärtigte, die er darzustellen hatte. Die glühende Liebe zur Freiheit und zu seinem Vaterland, die seine Seele erfüllte, machte ihn weder blind gegen die Gebrechen, die dieses seinem Umsturz entgegenführte, noch ungerecht gegen andere Länder und andere Staatsverfassungen, indem er mit seinem praktischen Blicke erkannte, daß jede nach gewissen Seiten hin Vortheile darbiete, und nicht jede für jedes Volk und für jedes Verhältniß angemessen sei**). Seine Ansicht von der Aufgabe der Geschichte und des Geschichtschreibers war großartig: „in der Geschichte", sagt Wachler ganz vortrefflich, „erkannte sein Geist ein vortreffliches Bildungsmittel des Gemüths und der Sitten; durch lehrende Erfahrung der Vergangenheit erstrebte er Veredlung der Gegenwart, hoffte er Vorbereitung einer bessern Zukunft." Und er selbst schließt seine Vorrede zur Geschichte der Schweiz mit den Worten: „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs. Jene muß er haben, nach diesen muß er streben." Und man muß gestehen, daß er redlich nicht bloß nach solchen Kenntnissen, sondern auch nach der höchsten Aufgabe des Geschichtschreibers strebte, nach Wahrheit. Um zu dieser zu gelangen, durchforschte er nicht bloß alle ihm zugänglichen geschriebenen und mündlichen Ueberlieferungen, er suchte sich auch mit der Natur der Länder und Völker vertraut zu machen, die er darstellte, er ging in die Denkart, die Sitten, die Sprache, überhaupt alle Eigenthümlichkeiten des Zeitalters ein, dessen Zustände er schilderte; und hierin erkennen wir den ersten großartigen und belebenden Einfluß von Herders „Ideen".

Johannes Müller war der erste deutsche Geschichtschreiber, der auch mit vollem Bewußtsein auf die künstlerische Darstellung Werth legte und nach solcher strebte. Da er durch seine Werke nicht bloß historische Kenntnisse mittheilen, sondern auf die Bildung und die politische Entwickelung der Völker, zunächst seines eigenen, wirken wollte, konnte ihm nicht entgehen, daß hiezu die Darstellung ein wesentliches, ja das wesentlichste Mittel sei. Er war zuerst durch Rousseau's großartigen Vorgang auf die Macht der Rede aufmerksam gemacht worden. „Dieser Rousseau", schrieb er an seinen Freund Bonstetten, „zeigt mir eine einige, sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt; sind sie nicht Alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — Nichts; beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Gott Jupiter seinen Donner! So will ich denn auch dieses großen Instruments mich bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt; von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben; von Leibnitz und Voltaire raisonnirt: so will ich denn sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o Freund, gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, nur dem Staubbach und spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort?" Mit der größten Hingebung suchte er diesen Zweck zu erreichen; er studirte die Alten und die Neueren, nicht bloß den Tacitus, wie man ihm vorgeworfen hat, sondern auch den Thukydides und Polybius, den Cäsar und Sallust, den Montesquieu und Macchiavelli, und, was eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung erklärt, die alten deutschen Chronisten. Er erkannte mit richtigem Blick, daß die Darstellung dieser alten ehrlichen Meister des Styls die Grundlage einer ächt deutschen historischen Darstellung werden, daß aber ihre Sprache veredelt, unter dem Einfluß der kunstvollendeten Meister der Alten und der bedeutendsten neueren Historiker gebildet werden müsse. Man muß freilich bekennen, daß er das Ideal, nach welchem er strebte, nicht erreicht, daß er die verschiedenen Elemente, die er seiner Darstellung zum Grunde legte, nicht zur vollen Harmonie verschmolzen, daß er der Sprache oft Gewalt angethan und den fremden Elementen zu großen Einfluß eingeräumt, daß er namentlich nach einer Art der Kürze und Gedrängtheit gerungen hat, die der deutschen Sprache fremd ist. Aber bei alle dem hat er höchst Bedeutendes geleistet, seine Darstellung ist von einer bis vor ihm ungeahnten Kraft und Anschaulichkeit, und er wird namentlich in seinen Schilderungen, in den idyllischen Gemälden, wie in den Schlachtstücken wahrhaft großartig. Und jedenfalls gebührt ihm der Ruhm, daß er zuerst auf die Nothwendigkeit schöner historischer Darstellung, wovon man vor ihm kaum eine Ahnung hatte, aufmerksam gemacht, daß er den einzig richtigen Weg angebahnt hat, auf welchem man zu einem solchen gelangen kann.

Müllers großartigste Schöpfung, das Werk seines Lebens, das er leider nicht beendigen konnte, ist die Geschichte seines Vaterlands. Das erste Buch erschien zuerst unter dem Titel „Die Geschichte der Schweizer" (Boston [Bern] 1780*). Er hatte darin die frühere Geschichte nicht aufgenommen und begann erst mit dem ältesten Bund der Länder; doch sah er die Unzweckmäßigkeit dieser Behandlung bald ein, weil auf diese Weise die allmähliche Entwickelung der Zustände nicht zum Verständniß gelangte. Daher unterwarf er das Werk einer vollständigen Umarbeitung: es erschien sechs Jahre darauf unter dem Titel „Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" (5 Thle. 1786—1808). Müller ist wie-

*) „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie" schrieb er schon im J. 1774 als 22jähriger Jüngling.

**) Diese Gerechtigkeit, die vielleicht oft übermäßig und daher in der That ungeeignet war (aber es ist dies eben der Erbfehler des deutschen Charakters), hat wesentlich dazu beigetragen, daß er mißverstanden und falsch beurtheilt wurde.

*) Sie mußte unter falschem Druckort erscheinen, weil die damalige Berner Regierung den Druck nicht erlaubte.

derholt getadelt worden, daß er seine Darstellung in lauter einzelne Gemälde aufgelöst und daß er, statt eine allgemeine Geschichte der Schweiz zu geben, eigentlich nur Geschichten der einzelnen Kantone, Landschaften und Städte an einander gereiht hat. Allein eine nähere Prüfung zeigt bald, wie unstatthaft dieser Tadel ist. Die Schweiz bildete von den ältesten Zeiten an bis weit hinab, ja man könnte behaupten, bis zur Auflösung der alten Eidgenossenschaft kein zusammenhängendes Ganzes; selbst die Bünde waren nicht Verträge Aller mit Allen, sondern nur Einzelner mit Einzelnen, und mancher Kanton stand mit einem andern nur dadurch in Verbindung, daß beide zugleich Bundesgenossen eines Dritten waren. So war kein äußeres Band zwischen den einzelnen Theilen des Landes, und selbst die Verhältnisse zu Oesterreich bildeten kein solches, wenigstens nicht immer, sondern nur zu Zeiten. Jeder Kanton, jede Landschaft, jede Stadt entwickelte sich selbstständig nach eigenthümlicher Richtung, und ohne daß die andern Glieder wesentlichen Einfluß auf diese Entwickelung hatten. Und gerade darin liegt die Bedeutsamkeit der Schweizergeschichte; sie ist in der That die Geschichte des Ursprungs und des allmählichen Fortgangs mehrerer Staaten. „Und da unter diesen Staaten noch dazu eine so große Mannigfaltigkeit ist," wie Garve in einem Briefe an seinen Freund Weisse richtig bemerkt, „so lernt man die Uranfänge und Elemente der bürgerlichen Gesellschaft in allen ihren verschiedenen Gestalten kennen. Die Macht Berns entsteht gerade, wie die von Rom, durch Kriege mit den benachbarten kleinen Städten oder mit den Edelleuten und Grundherren der Dörfer. Zürich entsteht wieder anders, und gründet sich von Anfang an mehr auf Handlung und den Transport der Waaren aus Italien nach Deutschland. Daher war Zürich auch schon ansehnlich, da Bern Nichts war, aber Bern wurde in der Folge größer als Zürich. In den kleinen Kantonen (dem rechten Kern der Eidgenossenschaft) herrscht von Anfang an ein anderer Geist, und zwar der ächte Geist der Freiheit, ohne Eroberungssucht, stolz auf Unabhängigkeit, nicht begierig nach Herrschaft, aber fest anhänglich an den Grundsätzen und Vorurtheilen der Vorfahren." Wie konnte aber Müller diese eigenthümliche und selbstständige Entwickelung der einzelnen Glieder der Eidgenossenschaft, worin gerade die Bedeutsamkeit derselben beruht, anders zur Anschauung bringen, als indem er eben jedes einzelne Staatsleben selbstständig darstellte? Aber so mannigfaltig die Entwickelung der einzelnen Kantone ist, und so wenig man von einer äußern Verbindung zwischen ihnen reden kann, so wurden sie durch ein geistiges Band zusammengehalten, es ist dies das gemeinsame Streben nach freier Entwickelung. Und dieses hat Müller in seiner Darstellung, auch ohne es geradezu auszusprechen, klar und lebendig hervortreten lassen; er hat also gerade auf diesem Weg das richtigste Bild von dem Ganzen, wie von seinen einzelnen Theilen gegeben.

Von den andern Geschichtswerken Müllers erwähnen wir seinen ersten Versuch, den „Cimbrischen Krieg" (Zür. 1772) nicht, weil er lateinisch geschrieben ist. Bald nach der ersten Bearbeitung der Schweizergeschichte gab er die „Reisen der Päbste" (o. O. 1782) heraus, die vielfach mißdeutet wurden. Allerdings ließ er sich in diesem Buch, das durch des Pabstes Pius VI. Reise zu Kaiser Joseph II. veranlaßt wurde, durch den unzweifelhaft glücklichen Einfluß der päbstlichen Herrschaft auf das rohe Mittelalter verleiten, diese überhaupt in zu günstigem Licht darzustellen; allein wenn man darin eine „Neigung für die Institutionen des geistlichen Weltherrschertums" erblicken will, so thut man ihm offenbar Unrecht. Vielmehr war diese Schrift aus seinem tiefen Gefühl für Freiheit und seinem Haß gegen den Despotismus hervorgegangen, denn die Absicht derselben war doch keine andere, als zu zeigen, daß die Hierarchie oft die Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft gewesen sei. — Seine kleineren historischen Schriften, z. B. die inhaltreiche Vorlesung „Ueber die Geschichte Friedrichs II." (Berl. 1805), „Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker" u. a. m. übergehen wir, und erwähnen nur noch seine „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit" (3 Bde. Tüb. 1810), welche erst nach seinem Tod herauskamen. Ob er gleich an diesem Werke schon seit seinen frühesten Jahren arbeitete, denn die oben erwähnten zu Genf gehaltenen Vorlesungen können als deren Grundlage betrachtet werden, so hatte er doch die letzte Hand nicht daran gelegt, woher es kommt, daß es sehr ungleich bearbeitet ist. Er hatte für dieses Werk die gründlichsten Studien gemacht*), und wenn er auch darin nicht erreicht hat, was er anstrebte, so bleibt es doch wegen der großartigen Ansichten, die er entwickelt, und der geistreichen, oft genialen Darlegung der allmählichen Entwickelung des Menschengeschlechts im Ganzen und in seinen einzelnen Gliedern ein höchst bedeutendes Werk.

Aus den „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft".

Die Schlacht bei Sempach.

Des Herzogen Macht zog sich zusammen bei Baden im Aargau, am gleichen Ort, wo vor ein und siebenzig Jahren das Heer, welches den Streit bei Morgarten that. Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan: „Der Gewalthaufen des Heers von Oestreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht sein dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Oestreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau, zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln, sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe und hierauf aus dem Rottenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstette, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten. Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf ein-

*) Es fanden sich nach seinem Tode aus allen alten und neuen Geschichtschreibern, Chronisten, Urkunden u. s. w., ja selbst aus den Dichtern, Theologen und Philosophen, im Ganzen aus 1735 Schriftstellern, über 17000 Folioseiten Excerpten vor, die er dazu gesammelt hatte.

mal zweier Dinge gewis: erstlich, daß das Kühnste und Größte an dem Ort, wo er selber hinziehe, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens, daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lang nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Krieges entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Zürcher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet sein. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen, über die Rüß, durch das Rottenburger Amt, in Ober-Aargau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wol warten: diese wegen dem Hause Montfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten schnell das Ryßthal herauf, zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehreren, mit Gott für das Land."

Also brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele vom Entlibuch und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tag, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern, wenig Stunden Wegs von Sempach, vor der Hasenburg bei Willisau: zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin, doch ist wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht, oder nach einem Sieg auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelst eines Ueberfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß durch die freien Aemter Aargau hinauf über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwo Stunden langen See, die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfeldern, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonat, eine zahlreiche, wolberittene und schön gerüstete Reuterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem Anzug. Sie sahen die Aargauer Herrn, die Amtleute von Oestreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen, den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein, mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Herzogthums Banner, das Herr Heinrich von Escheloch trug, Rudolph Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orte Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wolvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reuterei vortheilhafter den Anfall thut bergan, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte; fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühl mit Erfolg versuchte gegen die bairische Reuterei. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegner Menge, was der geringen Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edeln, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wolgethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe", hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle sein; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder sein würde," sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald: so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neun hundert Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten: einige hatten, statt Schilden, ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen und alsdann rechts und links nach ihrem Wolgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden, als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Luzern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet, gesunken, der Altschultheiß, Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Lande Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl." Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Uebrigen stand sie ungebrochen, fest. Sechszig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter. Er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen;" sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Falle sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt, festgeschlossen, hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen, wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen, unverwundet, erstickten, indessen aus dem Wald herabzulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern von dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen sie auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oestreich und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Arburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er, verwundet, fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen, es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg; Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Arburg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;" verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, weil er nicht ungerochen umkommen wollte, um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich!" Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand. Plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolph der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten, vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich, grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „Die Hengste daher, die Hengste daher!" Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf, vielleicht Hans von Oberkirch, sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto, Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit. Von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hierher gekommen und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Siegrist von Tießelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann; dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen. Ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen, das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg"; unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried, vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels, der Monsterol, der Castelnau, Hans von Baurmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rhei-

nach fanden beisammen ihren Tod; nur Hemmann, der Jüngling, erhielt, gleich den Fabiern, ihr altes Geschlecht. Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet und war, voll Unmuth, aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schafhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk, der Herzoge Vogt, von den edlen Im Thurn, zween von Stofar, Hans von Fulach (seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihr aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oestreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Mitbürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt". Sechs hundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel". Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindsverachtung und ihre stürmenden Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen: Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark: Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie sein, mögen übermeistert werden, durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Karl Philipp Moritz.

Wir haben an Joh. v. Müller eben ein Beispiel gehabt, daß die Charakterschwäche auf Leben und Handlungen nachtheiligen Einfluß ausübte, ohne daß die schriftstellerische Thätigkeit dadurch berührt, der innere Werth der Schriften verkümmert wurde; mit dem Schriftsteller, den wir jetzt zu besprechen haben, verhält es sich ganz anders. Wenn er nicht das erreichte, was er seinen Talenten nach hätte erreichen können, so war nur eben diese Schwäche daran Schuld, die ihn in fortwährenden Schwankungen hielt und ihn vor Allem hinderte, sich gründliche Kenntnisse zu erwerben und die Gegenstände, die er behandelte, mit der gehörigen Tiefe aufzufassen.

Karl Philipp Moritz, geb. zu Hameln am 15. Septbr. 1757, wurde von seinen in dürftigen Umständen lebenden Eltern im 12. Jahre zu einem Hutmacher in die Lehre gethan; doch verließ er denselben schon nach zwei Jahren und ging nach Hannover, wo er die Schulen besuchte. Die Armuth, mit der er zu kämpfen hatte, hatte den nachtheiligsten Einfluß auf seinen Fleiß und sein Benehmen; er war zu Zeiten so unordentlich und betrug sich sogar so gemein, daß sich selbst diejenigen von ihm abwandten, die sich anfänglich seiner angenommen hatten. Nach einigen Jahren ging er nach Erfurt, um Theologie zu studiren, gab diesen Vorsatz aber bald wieder auf, und faßte, in völliger Verkennung seines Talents, den Entschluß, Schauspieler zu werden. Da er aber bald einsehen mußte, daß er sich dazu in keiner Weise eignete, wendete er sich nach Barby, wo er sich eine Zeitlang bei der Brudergemeinde aufhielt. Es erwachte die Lust zum Studiren wieder lebhaft in ihm, und da er Unterstützung fand, ging er nach Wittenberg, wo er zwei Jahre verweilte. Hierauf lebte er eine kurze Zeit in Dessau bei Basedow, bis er endlich im J. 1778 am Waisenhause in Potsdam angestellt wurde. Da es ihm dort nicht behagte, bewarb er sich um eine Pfarrei; da er aber keine erhielt, gerieth er beinahe in Verzweiflung und legte seine Stelle nieder. Glücklicher Weise erhielt er bald darauf durch Tellers und Büschings Vermittlung eine Lehrerstelle am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, zu dessen Conrector er im J. 1780 befördert wurde. Im J. 1782 kam ihm auf einem Spaziergange der Gedanke, nach England zu reisen; er führte diesen sogleich und ohne alle Vorbereitung aus. Nach seiner Rückkehr wurde er Conrector am kölnischen Gymnasium zu Berlin, und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am vereinigten Berlinischen und Kölnischen Gymnasium. Aber schon im J. 1786 legte er diese Stelle wieder nieder, wozu ihn namentlich eine schwärmerische Leidenschaft zu einer verheiratheten Frau veranlaßte; er machte eine Reise nach Italien, hielt sich besonders in Rom auf, wo er das Glück hatte, mit Göthe genauere Bekanntschaft zu schließen. Als er im December 1788 nach Deutschland zurückkehrte, lebte er eine Zeitlang bei Göthe in Weimar und wurde auf Verwendung des Herzogs zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt. Im folgenden Jahre kehrte er nach Berlin zurück, wo er die Professur der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste erhielt, und 1791 zum Hofrath und zugleich zum Professor des deutschen Styls bei der neugestifteten Artillerie-Akademie befördert wurde. Er starb den 26. Juni 1793 im 36. Jahre seines Alters.

Moritz besaß ein reiches Talent, das bei gründlicher Ausbildung Vortreffliches hätte leisten können, insbesondre wenn er in seinen Studien und Arbeiten nicht eben so schwankend gewesen wäre, als er es im Leben war. Er versuchte sich in beinahe allen Gattungen der Schriftstellerei, und leistete selbst in denen, zu welchen er kein besonderes Talent hatte, wenigstens Genügendes. So sind selbst seine Gedichte zum Theil nicht ohne Werth, und auch sein Drama „Blunt oder der Gast" (Berl. 1781) hat manches Gute. Als Romanendichter haben wir ihn schon früher kennen lernen (S. 505); später werden wir noch von seinen verschiedenen didaktischen Schriften zu sprechen haben, die sich auf Sprache, Psychologie und andre philosophische Gegenstände, dann auf Pädagogik und Aesthetik, so wie auf die Freimaurerei beziehen; hier betrachten wir nur seine Reisebeschreibungen und seine archäologischen Arbeiten.

Ohne daß diese Werke wahrhaft klassischen Werth hätten, wozu ihnen innere und äußere Vollendung fehlt, bieten sie im Einzelnen des Guten viel und verdienen schon deshalb nähere Beachtung; sie sind aber deshalb vorzüglich merkwürdig, weil man überall die Keime zum Vortrefflichen entdeckt, und uns überall die geistreichsten und fruchtbarsten Gedanken entgegentreten, die zu den bedeutendsten Folgerungen geführt hätten, wenn der Verfasser seine Stoffe vollständig hätte beherrschen können. So ist er auch in seiner Darstellung oft von großer Vortrefflichkeit; er hat die Anlage zum vollendeten Stylisten, und einzelne Stellen sind wirklich meisterhaft, bald durch ihre schlichte Einfachheit und bald wieder durch ihren Glanz ausgezeichnet. Aber freilich sind es nur einzelne Stellen, welche die Mangelhaftigkeit des Ganzen nur desto greller hervortreten lassen.

Die „Reisen eines Deutschen in England im J. 1782. In Briefen an Herrn Director Gedike" (Berl. 1783) enthalten die Beschreibung seiner oben erwähnten Wanderung, welche er meist zu Fuß ausführte, was ihm Gelegenheit gab, Manches zu sehen und zu beobachten, das einem die Gegenden zu Wagen durchfliegenden Touristen verborgen bleiben mußte. Die Darstellung merkwürdiger Scenen aus der Natur oder aus dem Leben der unteren Stände sind durch ihre lebhafte und doch einfache Sprache das Anziehendste in dem Buch; und unter diesen wird seine Schilderung der Höhle von Castleton mit Recht als meisterhaft gepriesen. — Wenn auch weit umfangreicher und von mannigfaltigerem Interesse sind seine „Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788" (3 Thle. Berl. 1792—93), als Ganzes betrachtet, weniger werthvoll, die Darstellung ist weniger durchgearbeitet, und die Anordnung ist so willkürlich, der Verfasser springt so gewalttätig von einem Gegenstande zum andern, daß man nie zur ruhigen Anschauung gelangt. Es gibt dies Werk das richtigste Bild von dem eigenen Wesen des Verfassers, der selbst nie zur Ruhe und Beständigkeit gelangen konnte. Doch bietet es auch mannigfache interessante Abschnitte, insbesondre lebendige Darstellungen aus dem Volksleben und geistreiche Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke, in welchen man freilich oft den Einfluß Göthe's erkennt, der für die Kunst ein ganz anderes Auge hatte als Moritz. Als eine Frucht seines Aufenthalts in Italien und namentlich in Rom ist noch die merkwürdige Schrift „Ἀνθουσα oder Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit" (Berl. 1791), von welcher jedoch nur der erste Theil erschien, welcher „die heiligen Gebräuche der Römer" darstellt. Dieses Buch beruht freilich nicht auf gründlicher gelehrter Forschung, und der Alterthumsforscher findet darin sogar manches Unrichtige und sogar Falsche. Aber dennoch ist es nicht ohne Werth, weil es eine Menge geistreicher Ideen darbietet, unter denen sich manche befindet, die ein richtiges Licht auf die dargestellten Verhältnisse werfen. Interessant ist es aber namentlich durch die lebendige Schilderung der altrömischen Volksfeste und durch die Vergleichung der Gebräuche des alten Roms mit denen des jetzigen, eine Vergleichung, die jedoch noch fruchtbarer hätte ausfallen müssen, wenn der Verfasser gründlichere Studien über diesen Gegenstand gemacht hätte. Beinahe zu gleicher Zeit mit dieser Schrift erschien die „Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten" (Berl. 1791), ein Buch, das viele Auflagen erlebte und noch in neuerer Zeit wieder aufgelegt wurde, ein Beweis, daß es einem gewissen Theile des Publikums vollkommen angemessen ist. Moritz hat selbst in den einleitenden Bemerkungen zu diesem Buch die ihm zum Grunde liegende Idee ausgeführt; da wir sie unten mittheilen, haben wir nicht nöthig, näher darauf einzugehen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß er in der „Götterlehre" keine gelehrten Untersuchungen über die alte Mythologie anstellte, kein System derselben zu begründen suchte, auch von den Geschichten der Götter, wie sie uns die alten Schriftsteller überliefern, nur das Nothdürftigste mittheilte; sondern die griechischen Gottheiten uns so darstellte, wie sie in den Werken der alten Dichter und Künstler erscheinen, als Gebilde der schaffenden Phantasie.

Aus der „Götterlehre".

Gesichtspunkt für die mythologischen Dichtungen.

Die mythologischen Dichtungen müssen als eine Sprache der Phantasie betrachtet werden: als eine solche genommen, machen sie gleichsam eine Welt für sich aus, und sind aus dem Zusammenhang der wirklichen Dinge herausgehoben.

Die Phantasie herrscht in ihrem eigenen Gebiete nach Wohlgefallen, und stößt nirgends an. Ihr Wesen ist zu formen und zu bilden; wozu sie sich einen weiten Spielraum schafft, indem sie sorgfältig alle abstrakten und metaphysischen Begriffe meidet, welche ihre Bildungen stören könnten.

Sie scheuet den Begriff einer metaphysischen Unendlichkeit und Unumschränktheit am allermeisten, weil ihre zarten Schöpfungen sich plötzlich darin verlieren würden.

Sie flieht den Begriff eines anfangslosen Daseyns; alles ist bei ihr Entstehung, Zeugen und Gebähren, bis in die älteste Göttergeschichte.

Keines der höhern Wesen, welche die Phantasie sich darstellt, ist von Ewigkeit; keines von ganz unumschränkter Macht. Auch meidet die Phantasie den Begriff der Allgegenwart, der das Leben und die Bewegung in ihrer Götterwelt hemmen würde.

Sie sucht vielmehr, so viel wie möglich, ihre Bildungen an Zeit und Ort zu knüpfen; sie ruht und schwebt gern über der Wirklichkeit; weil aber die zu große Nähe und Deutlichkeit des Wirklichen ihrem dämmernden Lichte schaden würde, so schmiegt sie sich am liebsten an die

dunkle Geschichte der Vorwelt an, wo Zeit und Ort oft selber noch schwankend und unbestimmt sind, und sie desto freiern Spielraum hat. Jupiter, der Vater der Götter und Menschen, wird auf der Insel Creta mit der Milch einer Ziege gesäugt, und von den Nymphen des Waldes erzogen.

Dadurch nun, daß in den mythologischen Dichtungen zugleich eine geheime Spur zu der ältesten verloren gegangenen Geschichte verborgen liegt, werden sie ehrwürdiger, weil sie kein leeres Traumbild oder bloßes Spiel des Witzes sind, das in die Luft zerflattert, sondern durch ihre innige Verwebung mit den ältesten Begebenheiten ein Gewicht erhalten, wodurch ihre Auflösung in bloße Allegorien verhindert wird.

Die Göttergeschichte der Alten durch allerlei Ausdeutungen zu bloßen Allegorien umbilden zu wollen, ist ein eben so thörichtes Unternehmen, als wenn man diese Dichtungen durch allerlei gezwungene Erklärungen in lauter wahre Geschichten zu verwandeln sucht.

Die Hand, welche den Schleier, der diese Dichtungen bedeckt, ganz hinwegziehen will, verletzt zugleich das zarte Gewebe der Phantasie, und stößt alsdann statt der gehofften Entdeckungen auf lauter Widersprüche und Ungereimtheiten.

Um an diesen schönen Dichtungen nichts zu verderben, ist es nöthig, sie zuerst ohne Rücksicht auf etwas, das sie bedeuten sollen, gerade so zu nehmen, wie sie sind, um so viel wie möglich mit einem Ueberblick das Ganze zu betrachten, um auch den entferntern Beziehungen und Verhältnissen zwischen den einzelnen Bruchstücken, die uns noch übrig sind, allmählig auf die Spur zu kommen.

Denn, wenn man z. B. auch sagt: Jupiter bedeutet die obere Luft, so drückt man dadurch nichts weniger, als den Begriff Jupiter aus, wozu alles das mitgerechnet werden muß, was die Phantasie einmal hineinlegt, und wodurch dieser Begriff an und für sich selbst eine Art von Vollständigkeit erhalten hat, ohne erst außer sich selbst noch etwas andeuten zu dürfen.

Der Begriff Jupiter bedeutet in dem Gebiete der Phantasie zuerst sich selbst, so wie der Begriff Cäsar in der Reihe der wirklichen Dinge den Cäsar selbst bedeutet. Denn wer würde wohl z. B. bei dem Anblick der Bildsäule des Jupiter von Phidias Meisterhand, zuerst an die obere Luft gedacht haben, die durch den Jupiter bezeichnet werden soll, als wer alles Gefühl für Erhabenheit und Schönheit verläugnet hätte, und im Stand gewesen wäre, das höchste Werk der Kunst, wie eine Hieroglyphe oder einen todten Buchstaben zu betrachten, der seinen ganzen Werth nur dadurch hat, weil er etwas außer sich bedeutet.

Ein wahres Kunstwerk, eine schöne Dichtung ist etwas in sich Fertiges und Vollendetes, das um sein selbst willen da ist, und dessen Werth in ihm selber, und in dem wohlgeordneten Verhältniß seiner Theile liegt; da hingegen die bloßen Hieroglyphen oder Buchstaben an sich so ungestaltet seyn können, wie sie wollen, wenn sie nur das bezeichnen, was man sich dabei denken soll.

Der müßte wenig von den hohen Dichterschönheiten des Homer gerührt seyn, der nach Durchlesung desselben noch fragen könnte: was bedeutet die Iliade? was bedeutet die Odyssee?

Alles, was eine schöne Dichtung bedeutet, liegt in ihr selber; sie spiegelt in ihrem großen oder kleinen Umfange, die Verhältnisse der Dinge, das Leben und die Schicksale der Menschen ab; sie lehrt auch Lebensweisheit, nach Horazens Ausspruch, besser als Chrantor und Chrysipp.

Aber alles dieses ist den dichterischen Schönheiten untergeordnet, und nicht der Hauptendzweck der Poesie; denn eben darum lehrt sie besser, weil Lehren nicht ihr Zweck ist; weil die Lehre selbst sich dem Schönen unterordnet, und dadurch Anmuth und Reiz gewinnt.

In den mythologischen Dichtungen ist nun die Lehre freilich so sehr untergeordnet, daß sie ja nicht darin gesucht werden muß, wenn das ganze Gewebe dieser Dichtungen uns nicht frevelhaft erscheinen soll.

Denn der Mensch ist diesen poetischen Darstellungen der höhern Wesen etwas Untergeordnetes, daß auf ihn überhaupt, und also auf seine moralischen Bedürfnisse wenig Rücksicht genommen wird.

Er ist oft ein Spiel der höhern Mächte, die, über alle Rechenschaft erhaben, ihn nach Gefallen erhöhen und stürzen, und nicht sowohl die Beleidigung strafen, welche die Menschen sich unter einander zufügen, als vielmehr jeden Anschein von Eingriff in die Vorrechte der Götter auf das schrecklichste ahnden.

Diese höhern Mächte sind nichts weniger als moralische Wesen. Die Macht ist immer bei ihnen der Hauptbegriff, dem alles übrige untergeordnet ist. Die immerwährende Jugendkraft, welche sie besitzen, äußert sich bei ihnen in ihrer ganzen üppigen Fülle.

Denn da ein jedes dieser von der Phantasie gebornen Wesen, in gewisser Rücksicht, die ganze Natur mit allen ihren üppigen Auswüchsen, und ihrem ganzen schwellenden Ueberfluß in sich darstellt, so ist es als eine solche Darstellung, über alle Begriffe der Moralität erhaben. Weil man weder von der ganzen Natur sagen kann, daß sie ausschweife, noch dem Löwen seinen Grimm, dem Adler seine Raubsucht, oder der giftigen Schlange ihre Schädlichkeit zum Frevel anrechnen darf.

Weil aber die Phantasie die allgemeinen Begriffe fliehet, und ihre Bildungen so viel wie möglich individuell zu machen sucht, so überträgt sie den Begriff der höhern obwaltenden Macht auf Wesen, die sie als wirklich darstellt, denen sie Geschlechtsregister, Geburt und Namen, und menschliche Gestalt beilegt.

Sie läßt so viel wie möglich die Wesen, die sie schafft, in das Reich der Wirklichkeit spielen. Die Götter vermählen sich mit den Töchtern der Menschen, und erzeugen mit ihnen die Helden, welche durch kühne Thaten zur Unsterblichkeit reifen.

Hier ist es nun, wo das Gebiet der Phantasie und der Wirklichkeit am nächsten an einander grenzt, und wo es darauf ankommt, das, was Sprache der Phantasie oder mythologische Dichtung ist, auch bloß als solche zu betrachten, und vor allen voreiligen historischen Ausdeutungen sich zu hüten.

Denn diese Mischung des Wahren, mit der Dichtung in der ältesten Geschichte, macht an unserm Gesichtskreise, so weit wir in die Ferne zurückblicken, gleichsam den dämmernden Horizont aus. Soll uns hier eine neue Morgenröthe aufgehen, so ist es nöthig, die mythologischen Dichtungen, als alte Völkersagen, so viel wie möglich von einander zu scheiden, um den Faden ihrer allmähligen Verwebungen und Uebertragungen wieder aufzufinden. In dieser Rücksicht die ältesten Völkersagen, welche auf uns gekommen sind, neben einander zu stellen, ist das Geschäft einer allgemeinen Mythologie: wozu die gegenwärtige, welche auf die Götterlehre der Griechen und Römer beschränkt ist, nur von fern die Hand bieten kann.

Christoph Friedrich von Schiller.

Die Beschäftigung mit der Geschichte war für Schiller, wie wir früher (S. 114) gesehen haben, nur vorübergehend; denn ob er sich ihr gleich mit allem Feuer seiner thatkräftigen Seele hingab, und er ihr sogar sein ganzes Leben zu widmen entschlossen war, so verließ er dieselbe doch wieder, als er durch sie die praktische Bildung gewonnen hatte, die ihm seine beschränkten Lebensverhältnisse nicht hatte geben können. Weil er die Geschichte, als er sich ihr widmete, nicht für



Schillers Haus in Weimar.

ein bloßes Mittel ansah, seinen Gesichtskreis zu erweitern, was sie in der That für ihn wurde, sondern sie ihm lange Zeit wirklich Selbstzweck war, so behandelte er sie auch mit der ganzen Kraft seines Geistes, und leistete in seinen historischen Werken so Bedeutendes, daß er auf die Geschichtschreibung überhaupt einen großartigen Einfluß ausübte, und daß man wohl behaupten darf, er würde einer der größten Geschichtschreiber geworden sein, wenn sein höheres Talent als dramatischer Dichter ihn nicht wieder von dieser Beschäftigung hätte abziehen müssen; denn wir sehen in den Werken, die er in verhältnißmäßig kurzer Zeit geschaffen, einen mächtigen Fortschritt in der historischen Kunst, der uns dafür bürgt, daß er, wie in Allem, was er unternahm, so auch in dieser Richtung fortwährend nach Höherem gestrebt und auch Höheres erreicht hätte.

Schiller war kein gelehrter Geschichtsforscher im gewöhnlichen Sinne des Worts, und es haben deshalb manche deutsche Geschichtschreiber seine historischen Arbeiten mit einer gewissen Geringschätzung beurtheilt, obgleich sie ohne Zweifel seine Thätigkeit in dieser Beziehung viel zu gering angeschlagen haben. Denn wenn er auch nicht große Massen von Quellen durchforscht hat, so hat er dagegen meist eine geschickte Auswahl derselben getroffen, und diese dann mit bewundernswürdigem Geschick und erschöpfend benutzt, während andere Geschichtschreiber, die von Quellen zu Quellen rastlos eilen, am Ende aus ihrer massenhaften Sammlung wenig Erquickliches oder Fruchtbares zu Tage fördern. Wir werden unten an einem schlagenden Beispiele zeigen, wie ungerecht man gegen Schiller ist, wenn man ihm gründliches und gewissenhaftes Quellenstudium absprechen will; für jetzt wollen wir einen Blick auf die Art und Weise werfen, wie er die Geschichte behandelt, welchen Standpunkt er insbesondre einnahm.

Schon die Stoffe, die er in seinen größeren und kleineren Geschichtswerken behandelte, sind in dieser Beziehung bezeichnend, und geben über seine Bestrebungen den richtigsten Aufschluß. Er begann seine historischen Arbeiten mit der Uebersetzung von Robertsons „Geschichte von Amerika" (2 Bde. Lpz. 1777); und bald darauf faßte er den Plan zu einem Werke, das jedoch erst später erschien und unvollendet blieb: es ist dies die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von mehrern Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Fr. Schiller" (1. Bd. Lpz. 1788). In demselben Jahr erschien die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" (2 Bde. Lpz. 1788); diesen folgten einige kleinere Abhandlungen, welche theils aus seinen Vorlesungen in Jena hervorgegangen waren, wie die „Ueber die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde", „Die Sendung Moses" und „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon", oder die er als Einleitungen der oben schon erwähnten „Sammlung historischer Memoires" beifügte, wie die trefflichen kleinen Schriften „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", „Ueberſicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs", „Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.", die „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen". Seine letzten Arbeiten auf diesem Gebiete war die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", die er zuerst im „Historischen Kalender für Damen" (Leipz. 1791—93) veröffentlichte, und die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville", die in dem Jahrgang 1797 der „Horen" erschienen, somit zu einer Zeit, als Schiller schon der Geschichte entsagt hatte, und die er auch nur wegen Mangels an guten Beiträgen für seine Zeitschrift in seinen Erholungsstunden bearbeitete*).

Aus diesem Ueberblicke ersehen wir, daß Schiller nur solche Begebenheiten und Verhältnisse wählte, in denen sich das Streben der Menschheit nach höherer Entwickelung und insbesondre nach Freiheit kundgibt, daß er in seinen historischen Schriften, wie in seinen poetischen, den Kampf des Edlen und Schönen mit dem Schlechten und Gemeinen, den Kampf der Freiheit mit dem Despotismus darstellen und zugleich aus diesem Kampf die höhere Bestimmung der Menschheit nachweisen wollte. Durch diese Auffassung erhielten seine geschichtlichen Darstellungen ein allseitiges Interesse, das durch die lebensvolle Sprache, in welcher sie abgefaßt waren, noch bedeutend erhöht wurde.

Schiller bemühete sich endlich, seinem historischen Styl eine immer größere Vollkommenheit zu geben, und es ist allerdings in seinen späteren Schriften im Vergleich zu seinen früheren ein großer Fortschritt zu bemerken. Anfangs war derselbe noch viel zu geschmückt und bilderreich; man hörte oft mehr den Dichter als den Geschichtschreiber. Er fühlte dies selbst: „Mein Styl", schrieb er an Körner, „ist noch nicht historisch, überhaupt noch nicht einfach genug"; deshalb studirte er die Alten, namentlich die Römer (denn um die Griechen zu lesen, verstand er deren Sprache nicht genug) und es gelang ihm, sich eine Darstellung zu schaffen, die bei aller Lebendigkeit und Wärme, bei allem Glanz und hinreißendem Wohllaut doch nicht mehr die Ueberfülle der Bilder darbot, die seine früheren Versuche charakterisirten. Dies ist namentlich noch der Fall in der „Geschichte

*) Schiller trug sich auch, wie wir aus einem Briefe von Körner (v. 26. Nov. 1790) ersehen, längere Zeit mit dem Gedanken, einen „Deutschen Plutarch" zu schreiben; was er darüber äußert, läßt bedauern, daß er diesen Gedanken nicht ausgeführt hat.

des Abfalls der vereinigten Niederlande", deren zu blendendes Colorit oft der Haltung schadet. Vielleicht war dies ein Grund, warum Schiller dieses Werk unvollendet ließ und nur zwei Bruchstücke aus der Fortsetzung bekannt machte, „Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn" und die „Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den J. 1584 und 1585. Letzteres ist eine seiner gelungensten historischen Arbeiten, durch die vortreffliche Anordnung des Stoffs, wie durch die dramatische Anschaulichkeit der Darstellung ausgezeichnet.

Sein zweites größeres Werk, die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", beurkundet nicht bloß in der Darstellung, die bei aller Lebendigkeit doch viel einfacher ist und sich dem reinen historischen Styl viel mehr nähert, sondern auch in der Behandlung einen großen Fortschritt. So ist er namentlich in der Auswahl der Quellen und in ihrer Benutzung viel glücklicher gewesen; er hat viele vor Augen gehabt, die sogar den eigentlichen Geschichtsforschern unbekannt geblieben waren und, wenn wir nicht irren, noch lange nachher unbekannt geblieben sind. „Die Dresdner Bibliothek", sagt Falkenstein in der „Beschreibung derselben" (Dresd. 1839. S. 81), „besitzt eine große Sammlung von Schlachtberichten, Pamphlets und Extrablättern, welche über die Ereignisse vor, während und nach dem dreißigjährigen Kriege erschienen und wegen ihres bloß momentanen Interesses beinahe verschwunden sind. — — Ohne diesen Schatz würde Schiller, der sich Behufs der Ausarbeitung seiner unsterblichen „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" mehrere Monate bei seinem Freunde Körner aufhielt, schwerlich jenes Meisterwerk haben schreiben können. Manches, was ein zu weit getriebener kritischer Rigorismus daran der dichterischen Gestaltung auf Kosten der historischen Forschung beschuldigt hat, möchte sich wohl aus diesen lebendig zeichnenden Blättern des Tages rechtfertigen lassen." — Vortrefflich ist ferner die Anordnung und Stellung der Begebenheiten, wodurch er Licht und Zusammenhang in das Ganze gebracht hat, was bei diesem verworrenen und zerstückelten Stoffe nicht wenig Schwierigkeit darbot und daher die historische Kunst Schillers in glänzendes Licht setzt. Einzelne Stellen, namentlich Gemälde von Schlachten und andern Begebenheiten und Verhältnissen, ragen zwar durch ihre meisterhafte Darstellung hervor, ohne daß jedoch das Ganze dadurch an Einheit verlöre: denn es sind eben auch Punkte, die durch ihre Bedeutsamkeit unter allen übrigen Begebenheiten hervorragen, und daher mit Recht auch durch die Darstellung ausgezeichnet werden mußten. Einen großen Fortschritt bemerkt man auch in der Behandlung der Charaktere, die weit objectiver und individueller gehalten sind als in der Geschichte der Niederlande, wo sie mehr idealisirt erscheinen. Endlich ist die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" zwar nicht weniger reich an eingestreuten Bemerkungen, als jenes erste Werk, aber sie geben mit mehr Nothwendigkeit aus den berichteten Thatsachen hervor und fallen auch bei ihrer gedrängten Form der Erzählung weniger auf.

Schillers Bedeutsamkeit als Historiker hat Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" vortrefflich dargestellt: „Schiller hat sich der Geschichte bedient," sagt er, „um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion zu wecken, und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und reichshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen. — — Wenn man alle historische Werke seiner Zeit, selbst Spittlers und Schlözers Werke, ja sogar Johann von Müllers damals dem Thukydides gleichgeachtete Schweizergeschichte betrachtet, so wird man sehen, daß alles Ausgezeichnete in diesem Fach nur dem Gelehrten zugänglich war; das Andere war weder durch Darstellung noch durch Inhalt anregend. Die Geschichte, d. h. das Bild des Lebens, war Gelehrten überlassen, die sich um Jahrzahlen und Namen zankten, oder Pedanten, die sie unter breitem Gerede erstickten, oder Rechtsgelehrten, die sie zu Deductionen mißbrauchten; es war daher eine Wohltbat für die Literatur, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des höchst prosaischen deutschen Lebens mit ächter Poesie durchflocht."

Aus der „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs".

(Die Schlacht bei Lützen.)

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edlen Wettkampf zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnisch wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueber-

winder mit dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen: aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde und blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. „Gott mit uns!" war das Wort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!" Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu theilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth den Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert. und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen; mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert, der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeß hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreuten die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen linken Flügel anschlossen und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, sogleich auf ihn anzuschlagen: „auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein!" Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet — der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und Ohnmacht, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infantrie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehrern Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben aus. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht mehr verschonte. Mit Löwengrimm warfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolkes setzt unter Bernhard's und Kniephausen's Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunktes wird jetzt mit verdoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die Kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknallen sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kü-

rassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit der Plünderung dieser Stadt beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs nach Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheim's nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketen durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heers mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein andres Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oestreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen auf dem Schlachtfeld. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzki, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infantrie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal setzt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende; die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheim'sche Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders befand sich kaum einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Johann Wilhelm von Archenholtz.



Dem genialen Schiller an Talent der Darstellung, wie an Großartigkeit der Auffassung historischer Verhältnisse weit untergeordnet, hat der Schriftsteller, zu dem wir jetzt übergehen, doch mit ihm nach Volksthümlichkeit gerungen, ja in einzelnen Kreisen noch größere, wenn auch nicht so bleibende Aufnahme gefunden, woran freilich der Stoff, den er behandelte, den wesentlichsten Antheil hatte.

Johann Wilhelm von Archenholtz, geb. zu Langenfurth, einer Vorstadt von Danzig, am 3. Sept. 1745, trat, nachdem er im Cadettenhaus zu Berlin seine militärische Erziehung erhalten hatte, im J. 1758 in das preußische Heer ein. Er machte die Feldzüge bis 1762 mit, wurde 1760 zum Offizier befördert, erhielt aber, weil Friedrich II. ihn wegen seiner Leidenschaft zum Spiel nicht leiden mochte, am Ende des Kriegs, unter dem Vorwande, daß er seiner Wunden wegen dienstuntauglich sei, mit dem Titel eines Hauptmanns seinen Abschied. Er machte nun 16 Jahre lang große Reisen durch beinahe ganz Europa und hielt sich namentlich in England und Italien längere Zeit auf. In diesem Lande brach er das Bein; er wurde schlecht geheilt, so daß er von nun an hinkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zuerst in Dresden, dann in Leipzig und Berlin, zuletzt in Hamburg; er starb in der Nähe dieser Stadt auf seinem Landgut Oyendorf im Holsteinischen am 28. Febr. 1812.

Archenholtz machte seine Reisen mit der Absicht, dieselben später zu schriftstellerischen Arbeiten zu benutzen; er richtete daher seine Aufmerksamkeit auf alle die Gegenstände und Verhältnisse, von denen er glaubte, daß sie auch für ein größeres Publikum von Interesse sein würden, insbesondere aber bemühete er sich, die Bekanntschaft merkwürdiger und berühmter Personen zu machen, theils weil er von ihnen die beste Belehrung hoffte, theils weil er überzeugt war, durch Mittheilungen über solche Persönlichkeiten am leichtesten Eingang bei seinen deutschen Lesern zu finden. Seine erste schriftstellerische Arbeit war das periodische Werk „Literatur- und Völkerkunde" (9 Jahrgänge. Dessau u. Lpz. 1782—91), das sich durch die Neuheit, Mannigfaltigkeit und glückliche Wahl der Gegenstände, so wie durch ihre gefällige Behandlung viele Leser gewann. Es hat für die Geschichte der fremden Literaturen noch jetzt vielseitigen Werth. Ihm folgte „England und Italien" (2 Bde. Lpz. 1785; 2. Ausg. 5 Thle. Eb. 1787), worin er seine Reisen in diesen Ländern beschrieb. Was er über Italien sagt, ist parteiisch und durchaus ungenügend; es fehlten ihm die Kenntnisse, die ihn hätten befähigen können, Land und Volk zu verstehen. Unvergleichlich besser sind die Theile, welche England behandeln; sie haben wegen der zahlreichen Einzelnheiten über die bürgerlichen und politischen Verhältnisse, so wie über die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit noch jetzt ihre Bedeutung nicht verloren. Die „Annalen der Brittischen Geschichte der Jahre 1788—96" (20 Bde. Mannh., später Hamb. u. zuletzt Tüb. 1789—1800) sind für die Geschichte und die Zustände Englands während jener Zeit noch immer von Werth; einzelne Begebenheiten, wie z. B. die „Geschichte der Wiedereroberung von Toulon" im 10. Bde. sind mit Talent erzählt; dagegen rühren die höchst interessanten Berichte über die englische Literatur aus den J. 1788—91 nicht von ihm, sondern von Georg Forster her. So ist auch die „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts" (17 Jahrgg. Berl., dann Hamb. 1792—1808; später von F. Alex. Bran fortgesetzt) und die „Miscellen zur Geschichte des Tags" (2 Thle. Hamb. u. Gött. 1795) für die Geschichte der französischen Revolution und der ersten Zeiten des Kaiserreiches wichtig. Als eigentlicher Geschichtschreiber trat Archenholtz zuerst mit seiner „Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland" (Berl. 1788) auf, die er später „als ein Lesebuch für alle Volksklassen mit Uebergehung alles gelehrten militairischen Details" in erweiterter Behandlung bearbeitete (2 Bde. Berl. 1793). Er hat darin seinen Zweck vollkommen erreicht; das Werk ist in der Umgestaltung ein wirkliches Volksbuch geworden, und ist lange Zeit die Lieblingslectüre eines großen Theils des Publikums geblieben. Es zeichnet sich durch glückliche Anordnung des Stoffs, die einen leichten Ueberblick gewährt, durch lebendige und doch einfache Darstellung, so wie durch glückliche Schilderung der hervorragenden Charaktere und Begebenheiten aus. Das Ganze ist von einer wohlthuenden patriotischen Gesinnung getragen, die um so mehr Anerkennung verdient, als der Verfasser mit Glück vermeidet, die Preußen auf Kosten der deutschen Völker, die ihnen gegenüber standen, zu rühmen. Auch in der „Geschichte der Königin Elisabeth", welche

er in dem von ihm und Wieland herausgegebenen „historischen Kalender für Damen für das J. 1790" veröffentlichte, weiß er die Theilnahme fortwährend zu erhalten. Weniger genügend sind die „Geschichte Gustav Wasa's" (2 Bde. Tüb. 1801) und die „Geschichte der Flibustier", welche er in seinen „Kleinen historischen Schriften" (2 Bde. Berl. 1791—1803) bekannt machte; doch auch in diesen ist der interessante Stoff nicht ohne Kunst dargestellt.

Aus der „Geschichte des siebenjährigen Kriegs".

(Die Schlacht bei Liegnitz.)

Den 15. August 1760 sollte das Preußische Lager bei Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft und der feindliche Entwurf vortrefflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager von dem glücklichen Erfolg zum Voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: Der Sack wäre nun aufgemacht, worinn man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen, und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte sie selbst bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz unrecht, aber ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden auszubessern." Er war seiner üblen Stellung halber, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge gewesen, allein dennoch hatte er wegen gewisser Proviant-Maaßregeln aufgeschoben, das unvortheilhafte Lager zu verlassen. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Husaren-Patrouillen alle Viertelstunden das nächtliche Lager-Geschrey fortsetzen. Eben dies geschah auch im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache geschlagen, so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide durch einen sonderbaren Zufall mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bei Liegnitz und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehete. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Offiziere gingen spazieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, ganz nach dem erhabenen Bilde eines großen Dichters, der in den Preußischen Kriegsliedern singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
„Und dachte seiner Schlacht,
„Den Himmel über sich zum Zelt
„Und um sich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30,000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, sich noch entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweytes Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Oberfeldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen, und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preußische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben wurde, wo sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte: und nun rückte die Preußische Infanterie vor, und schlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oesterreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Versuch, mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußischen Fronte liegende Dorf Planten zu rücken, allein die Preußen steckten es durch Haubitz-Granaten in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der Letzten auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die, obwohl nur eine halbe Meile entfernte Oesterreichische Hauptarmee, wegen eines eben entstandenen widrigen Windes, nichts von dem Knallen des Geschützes hören konnte; überdem wußte ihr Feldherr bey seiner Ankunft ins verlassene Preußische Lager gar nicht, wo die Armee, die man so gut als geschlagen glaubte, hingekommen war, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, so konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche, vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Canonen, 6000 Oesterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen. Die Sonne beschien den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme, rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das bey Dresden ausgezeichnet herabgesetzt war, ging mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegsdämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges oder des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Keime die tiefgebeugten Offiziere sorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundrungswürdige Tapferkeit, ganz des Preußischen Namens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Offiziere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit, vier alte Soldaten aber fielen ihm in Zügel, umfaßten seine Kniee, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und flehten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn." Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militairischen Waffen und Zierrathen, und Friedrich machte selbst bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung desselben bey der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bey Liegnitz dauerte nur 2 Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volksklassen sich erst von ihrem Lager erhoben, waren hier bereits große Thaten geschehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schlesischen Festun-

gen gemachte Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, der durchaus einzig in seiner Art und erstaunungswürdig war; der Aufzeichnung so sehr werth, wie irgend eine große Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn diese von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabei alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Chaisen nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König gab die seinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücken, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Canonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelassen oder vergessen, erheblich oder unerheblich; es war Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neubelastete Heer, mit dem ganzen ungeheuren Troß, schon im vollen Marsch war.

Johann Georg Adam Forster.



Johann Georg Adam Forster, der Sohn des berühmten Reisenden Johann Reinhold, geb. am 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein Vater damals Prediger war, wurde von diesem schon frühzeitig in den Naturwissenschaften, namentlich in der Botanik und in den Sprachen unterrichtet. Als der Vater im J. 1765 im Auftrage der Kaiserin Katharina II. die neuen Colonien an der Wolga bereiste, begleitete ihn der eilfjährige Knabe, und er reiste auch im folgenden Jahre mit ihm nach London, wohin er sich aus Verdruß wendete, weil die russische Regierung die ihm gemachten Versprechungen nicht gehalten hatte. Dort unterstützte Georg schon seinen Vater bei dessen literarischen Arbeiten, namentlich in den Uebersetzungen, die derselbe unternehmen mußte, um sich und seine Familie zu ernähren. In Warrington, wo der Vater nach einiger Zeit zum Professor der Naturgeschichte ernannt worden war, erhielt Georg seine weitere Bildung. Durch seinen rastlosen, von dem Vater glücklich geleiteten Fleiß hatte sich der talentvolle Knabe in kurzer Zeit so vielseitige und gründliche Kenntnisse erworben, daß, als dieser im J. 1772 Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise als Naturforscher begleitete, er den Sohn mitnehmen durfte. Bei seinem Aufenthalte in Tahiti ward er von dem Skorbut befallen, dessen traurige Folgen ihm sein übriges Leben verbitterten und ihm ein frühes Grab bereiteten. Nach der Rückkehr zog sich Reinhold wegen seines auffahrenden Wesens, das er schon auf der Reise selbst gegen Cook gezeigt hatte, allerlei Verdrießlichkeiten zu; da er die erwartete Belohnung nicht erhielt, gerieth er mit den Seinigen in die äußerste Noth und mußte sogar in den Schuldthurm wandern; nun aber entfaltete Georg eine so rastlose Thätigkeit, daß es ihm gelang, seine Eltern und Geschwister zu erhalten. Um für seinen Vater Hülfe zu suchen, reiste er 1777 nach Paris, wo er mit Buffon und Franklin zusammenkam, von da im J. 1778 über Holland nach Deutschland. Seiner nie ermüdenden Thätigkeit gelang es, den Vater aus dem Schuldthurm zu befreien, ihm eine Professur in Halle und sich selbst die Lehrerstelle der Naturgeschichte am Carolinum in Kassel zu verschaffen. Dort wurde er mit Jacobi und den zahlreichen Persönlichkeiten bekannt, die sich um jenen schaarten. Durch den Umgang mit denselben wurde er, der durch Vater und Mutter eine tief religiöse Erziehung erhalten hatte, zum Mysticismus geführt, doch siegte seine gesunde Seele endlich über diese Krankheit, wozu die Freundschaft mit Lichtenberg nicht wenig beitrug, mit welchem er sich zur Herausgabe des „Göttingischen Magazins" verband. Eine Zeitlang schien es sogar, als ob er ins andre Extrem verfallen wolle, doch kehrte er bald zu ruhiger Mäßigung zurück, und es bildete sich jener praktische Sinn und jene Klarheit der Anschauung in ihm aus, die ihn fähig gemacht hätte, die größten Dinge auszuführen, wenn die Verhältnisse es gestattet hätten.

Inzwischen war er in Kassel bei seiner kargen Besoldung in Schulden gerathen, und er nahm daher 1784 gern einen Ruf als Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Wilna an. Dort benutzte er seine Zeit, da Niemand da war, mit dem er Umgang hätte pflegen können oder mögen, vorzüglich zur Erweiterung seiner Kenntnisse, so weit es ihm der Mangel an Hülfsmitteln erlaubte. Doch fühlte er sich so vereinsamt, er gerieth, da ihn seine literarischen Bedürfnisse zu übermäßigen Ausgaben zwangen, wieder so tief in Schulden, daß er 1788 mit Freuden dem Rufe des Kurfürsten von Mainz folgte, welcher ihm die Stelle des ersten Bibliothekars und eine Professur anbot. In Mainz traf er, wie schon früher in Kassel, mit Joh. v. Müller zusammen, der ihm wegen seines schwankenden Charakters aber nicht behagte.

In Mainz begann er seine politische Schriftstellerei, welche durch die französische Revolution hervorgerufen wurde, die seine ganze Theilnahme erweckte. Im J. 1790 unternahm er mit Alexander von Humboldt eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, die er nach seiner Rückkehr in höchst vortrefflicher Weise beschrieb. Unterdessen hatte die französische Revolution ihren Verlauf genommen; durch den unsinnigen Feldzug der Preußen in die Champagne, dessen unglücklichen Ausgang Forster vorausgesehen hatte, waren die französischen Heere nach Deutschland gerufen worden. Als Custine gegen Mainz rückte, entfloh der Kurfürst mit dem Adel und den obern Behörden, die Stadt ohne alle Vertheidigung dem Feinde Preis gebend. Es wurde unter dem Schutz Custine's eine neue Verwaltung eingesetzt, in die auch Forster berufen wurde; im J. 1793 wurde er als Deputirter nach Paris geschickt, den Wunsch der Rheinprovinz zu einer Vereinigung mit Frankreich auszusprechen; seine Rede, die er deshalb an die Nationalversammlung hielt, wurde von derselben mit dem lautesten Beifall aufgenommen.

Man hat ihm deshalb den Vorwurf des Vaterlandsverraths gemacht; dieser kann leicht entkräftet werden. Der Kurfürst hatte sein Land feig verlassen und dem Feind Preis gegeben; das Volk erwartete von diesem Befreiung von dem bisherigen Druck unter der schmachvollen Pfaffen- und Adelsherrschaft; Forster selbst erkannte mit seinem scharfen Geiste, daß das Ende des deutschen Reichs herangekommen sei. Warum hätte er nicht der Aufforderung der Mainzer entsprechen sollen, die ihr Vertrauen in ihn setzten, und die mit ihm hofften, unter dem Schutz der jugendlichen Republik und mit ihr verbunden, einem besseren Dasein entgegenzugehen?

Unterdessen hatten die Preußen Mainz wieder erobert, Forster hatte dabei seine sämmtliche Habe verloren, zudem war er geächtet und ein Preis von 100 Ducaten war auf seinen Kopf gesetzt worden; er wurde von dem Nationalconvent in Paris nur kümmerlich unterstützt, und so war alles Unglück über den trefflichen Mann gekommen. Aber doch blieb er unentwegt seinem politischen Glauben treu; er schlug Unterstützung des Ministers von Herzberg aus, um auch nur den Schein zu vermeiden, als ob er seinen Ansichten untreu werden könne. Allein seine eben so humane als freie Gesinnung machte ihn den Jacobinern verdächtig; er würde ohne Zweifel auch ein Opfer ihres Hasses geworden sein, wenn ihn nicht ein früher Tod demselben entzogen hätte. Er starb zu Paris an einem skorbutischen Fieber am 12. Januar 1794.

War Johannes von Müller als Schriftsteller groß trotz der Schwäche und den Schwankungen seines Charakters, so war es Forster vorzüglich durch die Gediegenheit und die Wahrheit des seinigen; jedes Wort, das er schrieb, strömte aus seinem tiefsten Innern hervor, und stand mit seinen Handlungen im vollkommensten Einklang. Durch das Leben gebildet, dessen herbe Seiten er von seiner frühesten Jugend an im vollsten Maße hatte kennen lernen, und wohl auch durch den langen Umgang mit den Engländern hatte er sich eine Richtigkeit des Blickes erworben, die ihn im Leben, wie in seinen schriftstellerischen Arbeiten vor beinahe allen deutschen Gelehrten seiner Zeit auszeichnet; durch seinen tief praktischen Sinn von dem hohlen Philosophiren abgestoßen, erkannte er schon früh, daß im Volk eine Lebensfähigkeit sei, welche die höheren Stände längst verloren hatten und nur durch das Anlehnen an das Volk wieder gewinnen könnten. Er stand in politischer und bürgerlicher Hinsicht auf demselben Punkt, wie Herder in Beziehung auf Poesie. Daher war seine Richtung frühe schon durchaus volksthümlich, selbst seine wissenschaftlichen Arbeiten hatten den Zweck, auf die Volksbildung zu wirken, wie man sich aus den Beiträgen im „Göttingischen Magazin" leicht überzeugen kann. Diese hohe Meinung, die er von der Lebenskraft und Entwickelungsfähigkeit des Volkes oder wenn man lieber will, der Menschheit, hatte, die Erkenntniß der heillosen Zustände in Deutschland, mußten ihn zu republikanischen Gesinnungen führen*), die freilich bei seinem praktischen Sinn nie in hohle Schwärmereien ausarteten, wie bei den Deutschen seiner Zeit und leider auch unsrer Tage. Aber eben dieser praktische Sinn machte auch, daß er in Deutschland unverstanden blieb, und selbst Männer, wie Körner, welche sonst ein so ruhiges und klares Urtheil hatten, begriffen ihn weder in seinen Handlungen, noch in seinen Schriften. Und doch gehören diese zu dem Tüchtigsten und Gediegensten, was die deutsche Prosa darbietet, eben sowohl wegen ihres vortrefflichen Inhalts als wegen der meisterhaften Darstellung. Seine Prosa ist wahrhaft klassisch; Forster gehört zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die alle Gegenstände, die sie behandelten, in eine schöne Form einzukleiden und zugleich die vollkommenste Klarheit mit hinreißender Lebendigkeit zu verbinden verstanden. Sein Ausdruck ist einfach und ungesucht, und doch immer dem dargestellten Gedanken auf das Trefflichste entsprechend. Dies zeigte sich schon in seinem ersten Werke „Johann Reinhold Forsters Reise um die Welt während der Jahre 1772 bis 1775, beschrieben und herausg. von G. Forster" (2 Bde. Berl. 1778—80). Er hatte dieselbe zuerst in englischer Sprache bearbeitet, und sie dann selbst ins Deutsche übersetzt und erweitert. Zwar war er erst 22 Jahre alt, als er dieselbe beschrieb, aber es waltet in ihr schon ein ernster männlicher Geist, und wir werden oft durch die Tiefe und Feinheit der Beobachtung überrascht. Vortrefflich sind namentlich die Schilderungen der sanften und milden Völkerschaften der Südseeinseln, welche in ihren paradiesischen Ländern ein wahrhaft idyllisches Leben voll Einfalt und Unschuld führten. Es sind diese Schilderungen von

*) Indem er in einem Brief an Jacobi (vom 23. Nov. 1789) J. G. Schlossers Aufsatz über den Adel bespricht, sagt er: „Darzuthun, in wie fern das alte gothische Gebäude der deutschen Reichsverfassung seine gute Seite habe, wie es seinen Insassen Ruhe und Wärme geben könne, ist gar nicht übel. Nur bedenke man auch wieder von der andern Seite, daß wir gar nicht um der Ruhe und Wärme willen da sind, sondern daß Anlagen und Kräfte sich entwickeln müssen, und die entwickeln sich am besten, wo nicht Alles so genau abgewogen ist, so vollkommen sich balancirt; sie werden durch Druck und Gegendruck, durch Zwang und Bedürfniß, durch Mitleiden und Gährung in Wirksamkeit gesetzt. Wir müssen dem Menschen das Ziel weiter setzen, als er kommen kann, sonst erreicht er nicht einmal den Punkt, wohin seine Kräfte ihn bringen könnten."

um so größerem Werth als diese Völkerschaften durch den Einfluß der europäischen Civilisation leider vollständig entartet sind. Seine „Kleinen Schriften“, welche vom 2. Bande an von seinem Freunde Huber gesammelt wurden (6 Bde. Berl. 1789—96) und die zum größeren Theil zuerst in verschiedenen Zeitschriften erschienen, enthalten werthvolle Beiträge zur Völker- und Länderkunde, zur Naturgeschichte und Politik. Unter diesen zeichnet sich die Erwiederung auf Burke's bekannte und berüchtigte Schrift gegen die französische Revolution durch ihre Klarheit und Schärfe aus; er faßt darin die Verhältnisse mit dem Blicke eines Staatsmanns und mit so überzeugender Wahrheit auf, daß man sich billig wundern muß, wie man ihn so falsch beurtheilen konnte. Wahrhaft großartig ist der Aufsatz „Ueber die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit“, ein Aufsatz, der die erhabensten Ideen mit sicherem praktischem Geiste verbindet, und den Unterschied zwischen ächter Begeisterung für die „Sache der Freiheit, oder, welches gleichlautend ist, der Vernunft und Sittlichkeit“ und gehaltloser Schwärmerei lebendig und klar hervortreten läßt*). Sein Hauptwerk sind jedoch die „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790“ (3 Thle. Berl. 1790—91), welche Lichtenberg schon bei ihrem ersten Erscheinen für eines der ersten Werke der Nation erklärte. Engländer und Franzosen würden stolz auf sie sein und sie in zahlreichen Ausgaben verbreiten, während sie bei uns auch nach dem neuesten Abdruck in den sämmtlichen Schriften ziemlich unbekannt geblieben sind. Und doch sind die „Ansichten“ eines von den Büchern, aus denen die reifere Jugend und selbst das männliche Alter mannigfaltige und gediegene Bildung schöpfen konnte, Bildung des Styls, Bildung des Geschmacks und vor Allem politische Bildung, die den Deutschen so Noth thut. Es ist kaum ein Gegenstand des geistigen und politischen Lebens, den er nicht darin behandelte und zwar mit einem Scharfsinn, einer Gründlichkeit und tiefem Verständniß, daß wir über den Umfang seines Geistes erstaunen. Wenn er seine Ansichten über die bildende Kunst entfaltet, glauben wir einen Mann zu hören, der sich sein ganzes Leben lang mit diesem Zweig beschäftigt, die tiefsten Studien über denselben gemacht hat, und wieder wenn er von dem Handel spricht, dessen hohe Bedeutsamkeit für die geistige und materielle Entwickelung der Völker er in überzeugender Weise darstellt, wären wir geneigt, den Verfasser für einen in langjähriger Praxis gereiften Staatsmann zu halten. Eben so groß ist er, wenn er auf die öffentliche Rechtspflege oder auf die religiösen oder politischen Verhältnisse zu sprechen kommt, die er sämmtlich mit freiem, unbefangenem Sinn und mit der größten Klarheit betrachtet und darstellt. Oft wirft er Blicke in die Zukunft, und wir müssen alsdann bewundern, wie richtig er aus der Vergangenheit und Gegenwart die spätere Entwickelung der Dinge voraussieht. Viele seiner Ansichten über Staatsverfassungen würden, wenn sie von den damaligen Machthabern in Frankreich und Deutschland, den Jacobinern und den Fürsten, beachtet worden wären, viel Unheil erspart haben; ja sie sind auch jetzt noch beherzigenswerth, und man möchte wünschen, daß sie von den Lenkern der Staaten in ihrer ganzen Bedeutsamkeit erfaßt werden möchten.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche auf die geistige und sittliche Größe Forsters aufmerksam gemacht haben, namentlich haben sich in früherer Zeit Fr. Schlegel, in neuerer Gervinus in dieser Beziehung verdient gemacht; und doch ist er im Ganzen ziemlich unbekannt geblieben; es hat selbst, wie es scheint, nicht einmal die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften dazu beigetragen, ihm einen größeren Leserkreis zu verschaffen. Wir halten dies für ein wahres Unglück, weil wir überzeugt sind, daß nebst Justus Möser kein andrer deutscher Schriftsteller so geeignet ist, ächte Bildung, namentlich politische, zu verbreiten, und insbesondre den praktischen Sinn zu wecken, der den Deutschen noch so sehr mangelt, und ohne den alle Bildung unfruchtbar, jede Volkserhebung erfolglos bleibt.

*) Wir machen noch auf die vortrefflichen Abhandlungen „Ueber Proselytenmacherei“, „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschen“, „Die Kunst und das Zeitalter“, „Ein Blick in das Ganze der Natur. Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte“, „Ueber historische Glaubwürdigkeit“, und „Ueber den gelehrten Zunftzwang“ aufmerksam, in denen er seine hohe Befähigung zum Staatsmann und Geschichtschreiber, oder eine tiefphilosophische Auffassung der Natur beurkundet.

Aus den „Ansichten vom Niederrhein“.

Brüssel.

Niemand soll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatze kommen, den jetzt so mancher Apostel des Despotismus umherträgt und den ich schon zum Ekel von Nachbetern wiederholen hörte: daß die Aufklärung Schuld an politischen Revolutionen sei. Hier in Brüssel sollen sie mir ihren Satz einmal anwenden! Ja wahrlich, vollkommener war keine Unwissenheit, dicker keine Finsterniß, bleierner drückte nie das Joch des Glaubens die Vernunft in den Staub. Hier hat der Fanatismus Aufruhr gestiftet; Aberglaube, Dummheit und erschlaffte Denkkraft sind seine Werkzeuge gewesen.

Was Revolutionen im Staat hervorbringt, ist gänzlich unabhängig von dem jedesmaligen Grade der Einsicht des revoltirenden Volkes. Wenn seine Leidenschaften aufgeregt sind (das geschehe nun durch den unerträglichen Druck der Tyrannei oder durch die Aufwieglungskünste boshafter und herrschsüchtiger Menschen), dann ist die Revolution zur Reife gediehen; nur mit dem Unterschiede, daß jene besteht, weil sie einen wesentlichen Grund, eine materielle Veranlassung hat, diese hingegen wieder in ihr Nichts zurücksinkt, sobald die Täuschung aufhört.

Die Kirchen und Klöster in Brüssel sind zu allen Stunden des Tages mit Betenden angefüllt, — und an den Thoren der Tempel lauert der Geist der Empörung ihnen auf. Hier läßt der Congreß seine Mandate und Verordnungen anschlagen; hier lesen wir die täglich herauskommenden Aufforderungen an das Volk, gegen die sogenannten Verräther des Vaterlands, nämlich gegen die Demokraten, mit Feuer und Schwert zu wüthen; hier lästert die Zunge der Verläumdung den braven van der Mersch; hier stößt man Verwünschungen aus gegen die holländischen Flüchtlinge, denen man die Freiheitsliebe zum Verbrechen macht; hier erdreistet man sich sogar, den heftigsten Ausbrüchen der Wuth, womit die aristokratische Partei die andere verfolgt, den Anstrich frommer Handlungen zu geben und die rechtgläubigen Einwohner im Namen ihrer Religionspflichten dazu anzuspornen. Unverkennbar ist der Geist, der in diesen Anschlagzeddeln spukt; es giebt nur Eine Klasse von Men-

schen, die auf solche Weise Menschliches und Göttliches unter einander wirft, um die blöden Augen der Menge zu blenden und ihre schwache Vernunft durch kasuistische Zirkelschlüsse zu hintergehen.

Das Siegel eines weit ärgeren Despotismus, als derjenige war, dem die Niederländer entronnen sind, klebt noch an ihrer Stirn und ein Jahrhundert wird es nicht abwaschen können. Mit ihrer neuerlangten Freiheit wußten sie nichts anzufangen, sie war ihnen lästig: sie konnen ohne Beherrscher nicht bestehen. Nous ne voulons pas être libres, wir wollen nicht frei sein, antworteten sie uns, wenn wir sie um ihrer Freiheit willen glücklich priesen; ohne doch vermögend zu sein, uns nur etwas, das einem Grunde ähnlich gesehen hätte, zur Rechtfertigung dieses im Munde der Empörer so paradoxen Satzes vorzubringen. Nous ne voulons pas être libres! Schon der Klang dieser Worte hat etwas zu Unnatürliches, daß nur die lange Gewohnheit nicht frei zu sein, die Möglichkeit erklärt, wie man seinen tückischen Führern so etwas nachsprechen könne. Nous ne voulons pas être libres! Arme, betrogene Brabanter! Das sagt ihr ohne Bedenken hin; und indem ihr noch mit Entzücken euren Sieg über die weltliche Tyrannei erzählt, fühlt ihr nicht, wessen Sclaven ihr waret, und noch seid? Schon recht! ihr könnt auch nicht mehr frei sein; ihr seid geborene Knechte: Einem Herrn entlauft ihr; aber des andern Zeichen ist euch eingebrannt, an welchem es jedem Klügern spottleicht wird, euch wieder zu erkennen und einzufangen, wähntet ihr gleich, ihr wäret frei!

Wie der Vogel, der den Faden bricht,
und zum Walde kehrt:
er schleppt des Gefängnisses Schmach
noch ein Stückchen des Fadens nach;
es ist der alte, freigeborne Vogel nicht —!

Aberglaube heißt der Faden, der allerdings nur gar zu oft auch vom weltlichen Despoten ergriffen wird und an dem er die gefesselten Nationen lenkt. Ein gefährliches Unterfangen! Denn es darf sich nur die Hierarchie an den Faden hängen, so schwingt sie das Volk und den Herrscher nach ihrer Willkür umher.

Brabant ist seines Aberglaubens wegen berühmt, Dank sei es Philipp's grausamer Politik, die das Schwert in den Eingeweiden seiner selbstdenkenden Unterthanen wühlen ließ und jedem Andersgesinnten den Scheiterhaufen zuerkannte. Die Rechtgläubigen, die allein in dem entvölkerten Lande übrig blieben, mochten wohl erblassen über ihrer eigenen Hände Werk. Triefend vom Blut ihrer Brüder flohen sie vor dem grellen Lichte ihrer strafenden Vernunft und den Qualen einer vergeblichen Reue. Sie eilten, die Bürde des verwundeten Gewissens im mütterlichen Schooße der Kirche abzuwerfen und die Zauberin verwandelte den Brudermord in ein gottgefälliges Opfer. So ziemte es ihr Verbrechen zu heiligen, die sie zuerst gebot. Zitternd vor ihr, die damals das Menschengeschlecht eher vertilgen als ihrem Herrscherrecht entsagen wollte, huldigten sie der unerforschlichen Weisheit, womit die Kirche alle Widersprüche vereinigte und schrieben der lästigen Zweiflerin Vernunft einen ewigen Scheidebrief.

Das schöne Vorrecht einer Religion des Friedens, dem Verbrecher im Namen der versöhnten Gottheit Verzeihung und Gnade darzubieten, erstreckt sich nicht bis zur Aufhebung der natürlichen Folgen des Uebels. Geistliche Zurechnung mag sie dem Sünder erlassen, aber weder Reue noch Seligsprechung können ungeschehen machen, was geschehen ist, können aus der Kette der Dinge ein einziges Glied reißen, das hier Wirkung war und dort wieder Ursache wird. In Brabant, wo die vorgeblichen Vertrauten der Götter nicht blos zu verzeihen, sondern zu billigen, ja zu gebieten wagten, was die Natur als Verbrechen verabscheuet, werden hier allein die Verirrungen der wider sich selbst wüthenden Menschheit ohne Folgen geblieben sein? Nimmermehr! Lieber läugne man allen Zusammenhang und jede Beziehung in der Natur; man lästre die unverbrüchliche Treue, womit sie an ihren Gesetzen bekleibt, ehe man zweifelt, ob das Verzichtthun auf den Gebrauch der Vernunft und ob die Betäubung des moralischen Gefühls eine andere Wirkung haben könne, als immer zunehmende Entartung!

Seit jener unglücklichen Epoche, da hier die Philippe und die Alba's mordeten, da das Blut der freien Edlen auf dem Richtplatze floß, erwähnt die Geschichte dieser Provinzen nur dann, wenn fremde Kriegsheere sie zum Kampfplatz wählten, oder wenn sie als ein Erbgut aus einem Fürstenhause in das andere übertragen wurden. Nie wieder erwachte in ihnen ein eigenthümlicher Geist, nie erhob sich aus ihrer Mitte ein großer Mann! In Unthätigkeit versunken, behaupteten sie nie die Rechte der Menschheit gegen die übermüthigen Nachbaren, die ihrem Oberherrn das harte Gesetz vorgeschrieben hatten, die Flüsse seines Landes zu verschließen und seinen Städten mit dem Handel auf dem Meere Wohlstand, Volksmenge und Mittel zur Bildung des Geistes zu rauben. Bei Joseph's Versuche, dieses widernatürliche Joch abzuwerfen, verhielten sich die Brabanter leidend und die Flammänder sträubten sich; jene glaubten am Speditionshandel hinlänglichen Ersatz für die gesperrte Schelde zu besitzen, oder hatten sich schon gewöhnt, in ihren angeerbten Schätzen unerschöpfliche Quellen des eingeschränkten, stillen, müßigen Genusses zu finden; diese wollten ihr Ostende dem Flor von Antwerpen nicht opfern. Der Adel in beiden Provinzen befürchtete im vermehrten Wohlstande des Bürgers Verminderung seines Einflusses und Ansehens; und die Geistlichkeit, die in einigen Provinzen zum Besitz der Hälfte und in Brabant voller zwei Drittheile von dem ganzen Landeigenthum gelangt war, begnügte sich an dem sichern Ertrage des fruchtbaren Bodens.

Eine Zeit lang hatte zwar aus dem Schutthaufen der Freiheit die Kunst noch hervorgeblühet. Statt des Schwertes, das den Belgiern aus der Hand gesunken war, hatten sie den Pinsel ergriffen; denn plötzlich erlischt die Energie des menschlichen Geistes nicht: in ihrem Wirken unterbrochen, wirft sie sich gern erst in neue Kanäle. Der Luxus der Hauptstadt, der gehemmte Umlauf ungeheurer Kapitalien in den Handelsstädten, die Politik und die Hoffart der Klerisei und der geistlichen Orden gaben anfänglich den Künstlern Beschäftigung; allein auch diese Periode war bald verflossen und alles neigte sich unter dem narkotischen Fittig der Pfaffenerziehung zum langen Geistesschlafe. Um Gestalten hinzaubern zu können als lebten sie, um Menschen handelnd darstellen, ja in Thaten groß auch nur ahnen zu können, müssen frühzeitig die Bilder des Mannichfaltigen den unbefangenen Geist zur Thätigkeit wecken und die Begierde zu schaffen in seinem Innern hervorrufen. Das träge Blut des Belgiers vermochte dies nie von selbst. Als der Rausch, den ihm die kriegerischen Zeiten zurückgelassen hatten, ziemlich verdünstet, als van Dyk nach England verpflanzt und zu früh gestorben war, da welkte die niederländische Kunst und jene sogenannten Malerakademien, welche noch jetzt in Mecheln und Antwerpen bestehen, sanken in eine Geringfügigkeit, die ärger als Vernichtung ist.

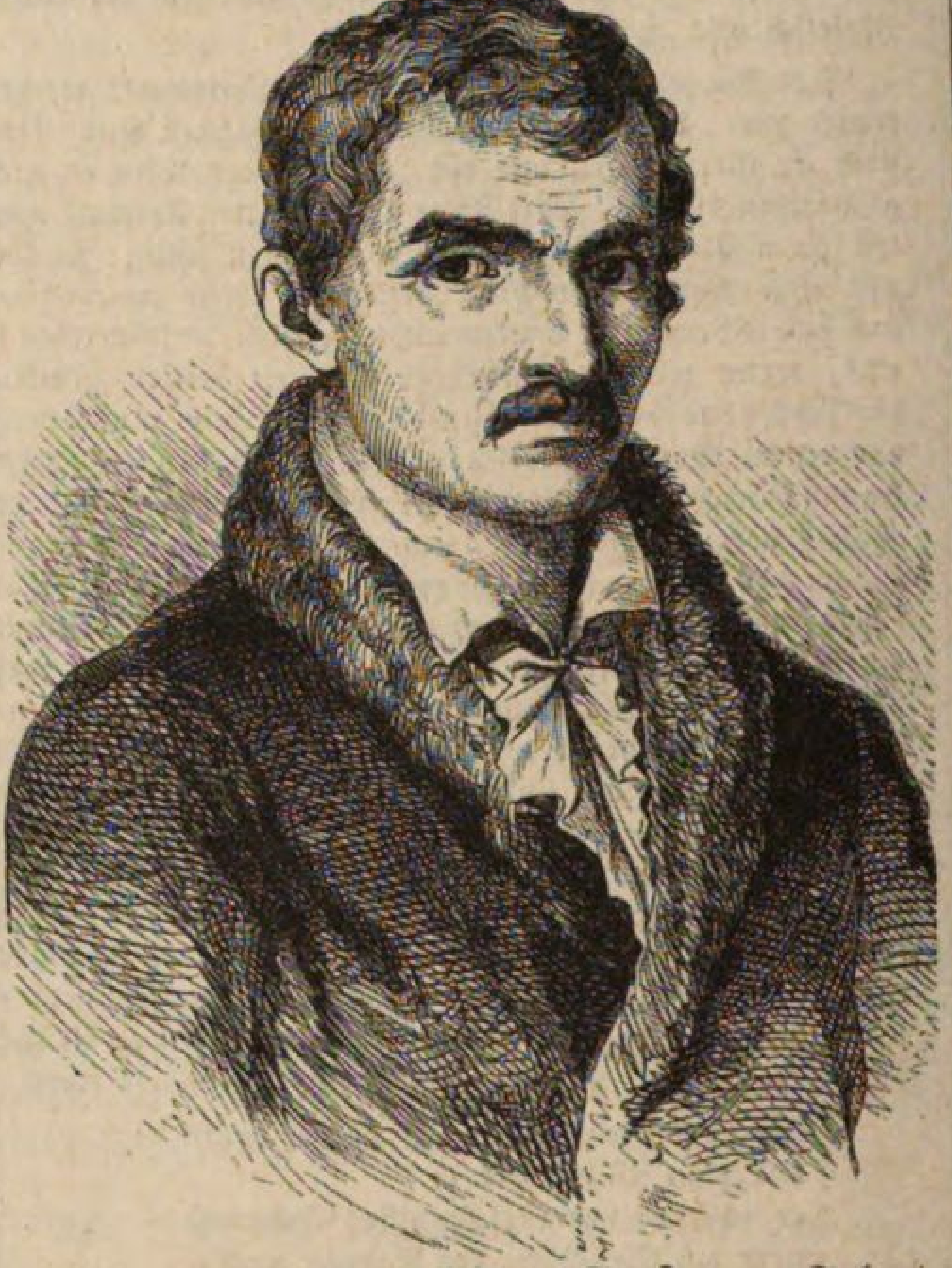
Die mechanischen Künste haben sich länger gehalten, weil die Art des Fleißes, welche kein Nachdenken erfordert, sondern das Werk der Uebung und Gewöhnung ist, phlegmatischen Völkern zur andern Natur werden kann. Ihre Existenz in dieser wie in jeder Rücksicht ist maschinenmäßiger, als die Existenz der lebhafteren, geistreicheren Menschen, deren unstätes Wesen mehr von eigenen Antrieben abhängt und daher öfter die Erscheinung des Müßigganges bewirkt. Noch gibt es in allen belgischen Provinzen ansehnliche Wollen- und Leinenfabriken, obwohl die ersteren, in Vergleich mit ihrem Flor im vierzehnten Jahrhundert, als Löwen und Ypern jedes viertausend, Mecheln über dreitausend und Gent vierzigtausend Weberstühle beschäftigen konnten, gleichsam nur arm-

selige Trümmer der ehemaligen Wirksamkeit verrathen. Lange vor dem Ausbruche des Religionskrieges wanderten aber schon Tausende von Fabrikanten nach England und während der Unruhen öffnete Elisabeth ihre Häfen den fleißigen Flüchtlingen, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verließen. Andere Zweige des städtischen Fleißes sind durch das Emporkommen auswärtiger Fabriken in Verfall gerathen, wie die Seidenmanufakturen in Antwerpen; oder Wankelmuth der Mode hat ihren Absatz vermindert, wie dies mit den brabantischen Spitzen und mit den gestickten Teppichen von Brüssel der Fall ist, an deren Stelle die Blonden und Papiertapeten gekommen sind.

Der Landmann allein ist geblieben was er war: der arbeitsame, geduldige Bauer des fetten ergiebigen Erdreichs. Seine Saaten füllen die Scheuren des Adels und der Klöster, seine Heerden bedecken unübersehbare Weiden, und seine Gespinnste, das Werk seiner Nebenstunden, beschäftigen sowohl die noch übriggebliebenen einheimischen, als auch die benachbarten auswärtigen Fabrikanten. Aus diesen Quellen des Reichthums, so schlecht man sie auch benutzte, flossen jährlich noch Millionen in die Schatzkammern des Hauses Oestreich. Hätten weise Führer durch zweckmäßige Bildung der Jugend, hätten große Regenten durch Erweckung eines edlen Wetteifers den Einflüssen der Sumpfluft und des nordischen Nebels entgegenarbeiten wollen; warum sollte es ihnen weniger geglückt sein als in dem benachbarten England? Allein die Vervollkommnung des dritten Standes war jederzeit, bis auf Joseph den Zweiten, dem stolzen Hofe zu klein, dem Adel und der Geistlichkeit ein Greuel.

Oft indessen zwecken die unberechneten Folgen der Leidenschaft mehr als absichtliche Vorkehrungen auf die Hervorbringung des Guten. Nirgends treibt die Habsucht mit weniger Zurückhaltung ihr Spiel, nirgends häuft sich die Zahl der Processe so ins Unendliche, als in Ländern, wo ein ungebildeter, zahlreicher Adel und eine nicht minder zahlreiche Geistlichkeit den Besitz des Landes unter sich theilen. In den katholischen Niederlanden, wie in Polen und Ungarn, nehmen diese Streitigkeiten bei dem geschwächten moralischen Gefühl, welches unausbleiblich die versäumte Entwickelung der Vernunft begleitet, unter den Begüterten kein Ende. Daher schwang sich endlich aus dem Bürgerstande die unentbehrlich gewordene Klasse der Rechtsgelehrten empor und in diesem, allerdings nicht erlesenen Haufen, entwickelten sich gleichwohl die ersten Keime des belgischen Patriotismus. Unter der furchtbaren Kohorte von drei- bis vierhundert Advokaten, die dem Geiste der Unverträglichkeit in Brüssel das tägliche Opfer bringen, fanden sich einige Männer, deren Studien und Amtsgeschäfte den glücklichsten Erfolg für sie selbst hatten, ihre Begriffe von Recht und Pflicht jenseits des todten Buchstabens der Gesetze zu berichtigen und aufzuhellen. Mit dem Lichte, das ihnen plötzlich zuströmte, und das sie freilich weder in den Kreuzgängen der Jesuitenschulen, noch in der finsteren Universität zu Löwen je erblicken konnten, prüften sie die Ansprüche des Fürsten, wenn er, selbst in guter Absicht, aus den Schranken heiliger Verträge trat und sich nach seiner Ueberzeugung für berechtigt hielt, die Gemüther der Menschen eigenmächtig zu ihrem wahren Vortheil zu zwingen. Mit demselben Lichte erkannten sie das Verhältniß des Volkes zu seinen Repräsentanten und vertheidigten die Rechte des Bürgers gegen die Eingriffe der Prälaten und Richter. Der Enthusiasmus, das Kind des Druckes und der verkannten Wahrheit, goß Feuer in ihre Reden und Entwürfe; allein ihre Beredtsamkeit und ihr Beispiel waren verschwendet an das Volk, das sie nicht fassen konnte und gewohnt war blindlings zu folgen. Joseph durfte die Joyeuse entrée vernichten und den Ständen ihre Vorrechte schmälern; das Volk hatte sich nicht geregt. Er nahm dem geweihten Müßiggänger seine überflüssigen Schätze — und das Volk stieß ihn vom Thron.

Johann Gottfried Seume.



Wenn auch dem trefflichen Forster an Talent und Vielseitigkeit untergeordnet, verdient Johann Gottfried Seume ihm wegen seines kräftigen, wahrhaft männlichen Charakters, seiner tiefen Liebe zur Menschheit und zur Freiheit an die Seite gesetzt zu werden. Daß bei ihm der specifische Patriotismus lebendiger hervortrat als bei Forster, ist sehr begreiflich; dieser würde ohne Zweifel auch Seume's Haß gegen die Unterdrücker getheilt haben, wenn er Zeuge der schmachvollen Zustände Deutschlands während der Napoleonischen Herrschaft gewesen wäre.

Wie Forster seine politischen Ansichten in der Beschreibung seiner Reise niedergelegt und die damaligen politischen Verhältnisse besprochen hat, so auch Seume. Es ist daher sein „Spaziergang nach Syrakus" (3 Bde. Braunschw. u. Lpz. 1802) schon aus diesem Grunde von hohem Interesse. Da er seine Reise von Leipzig nach Syrakus und von da über die Schweiz und Paris zurück meist zu Fuß zurücklegte, hatte er Gelegenheit, Manches zu sehen und zu erfahren, was andern Reisenden verborgen bleiben mußte, und so gibt er uns ein anschauliches Bild von den Gegenden, die er durchzog, von den Völkerschaften, zu denen er kam, von den politischen Zuständen der Länder, die er bereiste. Was er über die Verhältnisse in Oesterreich, in Italien, besonders in Neapel und in Frankreich mittheilt, zeugt von seinem klaren Blick und seiner edlen Gesinnung. Er hat zwar nicht die tiefpolitische Bildung, die wir an Forster bewundern, aber seine unbestechliche Wahrheitsliebe, sein streng sittlicher Sinn, der jegliche Tyrannei und jede Heuchelei verabscheut, führt ihn zu den nämlichen Resultaten wie jenen. Sein scharfer Blick zeigt sich auch in dem, was er über Kunst und Kunstwerke sagt. Denn wenn er auch in dieser Beziehung keineswegs mit

Forster zu vergleichen ist, der die Kunst mit lebendigem Bewußtsein erfaßte, während Seume sich nur von seinem Gefühl leiten ließ, so war dieses doch so richtig, daß er stets das Wahre erfaßte, vorzüglich was den Charakter und den Ausdruck betrifft, wie denn der treffliche Maler Schnorr in den Anmerkungen, die er dem „Spaziergang" beifügte, erklärt, daß er dem Umgange seines Freundes in dieser Hinsicht Vieles zu danken habe.

Eine zweite Reise, die Seume im J. 1805 nach Petersburg und Moskau, durch Finnland und Schweden machte, beschrieb er in dem kleineren Werke „Mein Sommer" (Hamb. 1806). Es ist dieses für die Charakteristik des Mannes noch wichtiger, als der „Spaziergang nach Syrakus", denn wenn er in diesem auch die öffentlichen Verhältnisse freimüthig besprach, so hatte er doch für sich Nichts zu fürchten, da die Machthaber, von denen er berichtete, ihm Nichts hätten anhaben können, wenn sie es auch gewollt hätten. Hier verhielt es sich jedoch anders; er stellte darin, schon in der Vorrede, die ganze Erbärmlichkeit der deutschen Zustände mit so unerschrockener Freimüthigkeit dar, und sprach sich so entschieden gegen die Usurpationen Napoleons aus, daß er das Schlimmste befürchten durfte. Auch war er darauf gefaßt. „Ich will", sagt er in seinem Vorwort an den Leser, „mit tiefem Trauergefühl als deutscher Mann noch ein Wort sprechen — weil ich will und Fug habe. Beherzige man es, oder beherzige man es nicht; ich habe dabei Nichts zu verlieren. Nur höchstens meinen Kopf; und dieser fängt an grau zu werden, und wird mir täglich entbehrlicher." Man hat ihm wohl den Vorwurf gemacht, daß er in seinen Aeußerungen zu bitter sei und Alles zu schwarz sehe und male; wie dem auch sei, so ist es dagegen doch unbestreitbar, daß diese Bitterkeit aus der tiefsten Liebe für sein Vaterland und die gesammte Menschheit hervorgegangen ist.

Seume hat außer seiner Selbstbiographie, die er jedoch nicht vollendete („Mein Leben", Lpz. 1813) noch mehrere historische Schriften verfaßt, die sich besonders auf die Vorgänge in Polen und Rußland beziehen, von denen er selbst Augenzeuge war: „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im J. 1794" (Lpz. 1796); „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Pauls" (Ebd. 1797) und „Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharina II." (Eb.) Ohne sich durch die Behandlung auszuzeichnen, verdienen auch diese Schriften wegen der freimüthigen Wahrheitsliebe des Verfassers alle Beachtung.

Aus dem „Spaziergang nach Syrakus".

Nur erlaube mir noch, Dir fragmentarisch etwas über meinen Gang durch Italien im Allgemeinen zu sagen! Du hast aus meiner Erzählung gesehen, daß es jetzt wirklich traurig dort aussieht; vielleicht trauriger, als es je war. Ich bin gewissenhaft gewesen, und jedes Wort ist Wahrheit, so weit man historische Wahrheit verbürgen kann. — — — —

Das ganze Königreich Neapel ist in der traurigsten Verfassung. Ein Courier, der von Messina über Rheggio nach Neapel gehen soll, hält den Weg immer für gefährlicher als einen Feldzug. Der Officier, mit dem ich nach Rom reis'te, war sechzehnmal geplündert worden, und dankte es nur seiner völligen Resignation, daß er noch lebte. Ich könnte sprechen, sagte er, aber dann dürfte ich keine Reise mehr machen, oder ich wäre auf der ersten ein Mann des Todes. Alle Gräuel, die wir von Paris während der Revolution gehört haben, sind noch Menschlichkeit gegen das, was Neapel aufzuweisen hat. Was die Demokraten in Paris einfach thaten, haben die royalistischen Lazaronen und Kalabresen in Neapel zehnfach abscheulich sublimirt. Man hat im eigentlichen Sinne die Menschen lebendig gebraten, Stücken abgeschnitten und ihre Freunde gezwungen, davon zu essen; der andern schändlichen Abscheulichkeiten nicht zu erwähnen. Ein wahrhafter, durchaus rechtlicher Mann sagte mir, man sei mit einer Tasche voll abgeschnittener einzelner Nasen und Ohren zu ihm gekommen, habe aufgezählt, wer die Eigenthümer derselben gewesen, und er habe seine ganze Standhaftigkeit und Klugheit nöthig gehabt, nicht zu viel Mißbilligung zu zeigen, damit er nicht selbst unter die Opfer geriethe. Das ist unter Ruffo geschehen, dessen Menschlichkeit sogar noch hie und da gerühmt wird. Die Geschichte der Patrioten von Sankt Elmo ist bekannt. Nelson und seine Dame, die Exgemahlin Hamiltons, ließen im Namen der Regierung die Kapitulation kassiren, und die Henker hatten volle Arbeit. Auf diese Weise kann man alles, was heilig ist, niederreißen. Man nennt den Namen des Admirals und noch mehr den Namen der Dame mit Abscheu und Verwünschung, und bringt Data zur Belegung. In Kalabrien soll jetzt allgemeine Anarchie sein. Das ist begreiflich. Bildung ist nicht, und das Bißchen Christenthum ist, so wie es dort ist, mehr ein Fluch der Menschheit. Die Franzosen kamen und setzten in Revolution; die Halbwilden trauten und wurden verrathen. Ruffo kam im Namen des Königs und versprach; die Betrogenen folgten und wütheten nun unter ihm bis zur Schande der menschlichen Natur in der Hauptstadt. Jetzt sagen sie, der König habe sie noch ärger betrogen, als die Franzosen. Wer kann bestimmen, wie weit sie Recht haben? Die Regierung des Dey kann kaum grausamer sein; schlechter ist sie nicht. Im ganzen Königreich und auf der Insel zusammen sind jetzt kaum 15000 Mann Truppen; diese haben einen schlechten Sold, und dieser schlechte Sold wird noch schlechter bezahlt. Du kannst die Folgen denken. Unzufriedenheit gilt für Jakobinismus, wie fast überall. Ich habe die meisten Städte des Reichs gesehen, und nach meinem Ueberschlage ist die Zahl der Truppen noch hoch angenommen. Die sogenannten Patrioten schreien über Verrätherei der Franzosen und knirschen die Zähne über die Regierung. Von Mäßigung und Gerechtigkeit ist in Neapel kein Gedanke. Mit 5000 Franzosen will ich das ganze Reich wieder reformiren und behaupten, sagte mir ein eben nicht zelotischer Parteigänger. Die rechtlichsten Leute wurden gezwungen, der Revolution beizutreten, um sich zu retten, und wurden nachher wegen dieses Zwanges hingerichtet. Vorzüglich traf dieses Schicksal die Aerzte. Es wurden Beispiele mit Umständen erzählt, die Schauder erregen. Filangieri war zu seinem Glücke vorher gestorben. Die Regierung nimmt bei ihrer gänzlichen Vernachlässigung noch alle Maßregeln, die Gemüther noch mehr zu erbittern; ist saumselig, wo rechtliche Strenge nöthig wäre, und grausam, wo weise Mäßigung frommen würde. In Sicilien treibt das Feudalsystem in den gräßlichsten Gestalten das Unheil fort; und obgleich mehr als die Hälfte der Insel wüste liegt, so würde doch kein Baron einen Fuß Land anders, als nach den strengsten Lehnsgesetzen bearbeiten lassen. Die Folgen sind klar. Wie geachtet die Regierung und geliebt der Minister ist, davon habe ich selbst ein Beispielchen von den Lazaronen in Neapel gehört. Es kam ein Schiff von Palermo an mit etwas Ladung aus der Haushaltung des Königs. Unter anderm wurde ein großer, schöner Maulesel ausgeschifft; das neugierige Volk stand wie gewöhnlich gedrängt umher. „Kischt' è il primo minischtro," sagte ein Kerl aus dem Haufen, und die ganze Menge brach in ein lautes Gelächter aus. Ohne Zweifel ist der Minister nicht so schlecht, als ihn

seine Feinde machen, aber er ist doch genug, um ein schlechter Minister zu sein. Das Facit liegt am Tage: das Reich verarmt täglich mehr, und der Minister wird täglich reicher. An Manufakturen wird gar nicht gedacht: die Engländer und Deutschen versorgen alle Provinzen. In Neapel brauchte ich Strümpfe, die waren englisch; in Syrakus war nichts Einheimisches zu finden. Ueberall sind fremde Kaufleute, die mit fremden Artikeln handeln. Man sagt in Neapel auf allen Straßen ganz laut, der Minister verkaufe als Halbbrite die Nation an die Engländer. Man schreit über die öffentliche Armuth und die öffentliche Verschwendung; man lebe von der Gnade der Franzosen und halte drei Höfe, in Palermo und Kaserta und Wien. Einzeln erzählte Vorfälle sind empörend. Der König ist ein Liebhaber von schönen Weibern. Das mag er: andre sind es auch, ohne Könige zu sein. In der Revolution wurde eine Dame als Staatsverbrecherin mit ergriffen, und das Tribunal verurtheilte sie zum Tode. Die vornehme interessante Frau appellirte an den König, und ihre Freunde brachten es so weit, daß sie zur endlichen Entscheidung ihres Schicksals nach Palermo geschickt wurde. Der König lebte dort in ihrer Gesellschaft einige Zeit nach der Liebhaber Weise; endlich drangen die strengen Strafprediger an sein Gewissen: die Frau wurde nach Neapel zurückgeschickt und — hingerichtet. Sie erzählte das Ganze selbst vor ihrem Tode auf dem Blutgerüste. Das ist verhältnißmäßig eben so schlimm, als die eingesalznen Nasen und Ohren. Man hat mir Namen und Umstände und den ganzen Prozeß wiederholt genannt.

Johann Wolfgang von Göthe.



Göthe war zu sehr Dichter und Künstler, als daß er auf seinen Reisen den politischen und bürgerlichen Verhältnissen große Aufmerksamkeit hätte schenken oder die Beobachtungen hierüber, die er ohne Zweifel gemacht haben wird, hätte niederschreiben mögen. Natur, Kunst und Menschen ohne Rücksicht auf ihre bürgerlichen Zustände waren die Gegenstände, die seinen stets schaffenden Geist in Anspruch nahmen, und die er mit künstlerischem Sinn in sich aufnahm und darstellte. Die Beschreibungen seiner Reisen bilden daher einen vollkommenen Gegensatz zu denen Forsters und Seume's, in welchen die philosophische Reflexion vorherrscht.

Von seinen zwei ersten Schweizerreisen sind nur Fragmente vorhanden, die er unter dem Titel „Briefe aus der Schweiz; zwei Abtheilungen" den späteren Ausgaben der „Leiden des jungen Werther" beifügte. Beide Abtheilungen sind aus Briefen, zum Theil wohl auch aus Notizen in seinen Tagebüchern entstanden, die er nach der Hand durchsah und überarbeitete, wobei er jedoch Alles ausgelassen haben mag, was ihm unbedeutend oder aus andern Gründen der Mittheilung nicht fähig schien. Das Fragmentarische leuchtet namentlich aus der ersten Abtheilung hervor, welche sich auf seine erste Reise in die Schweiz bezieht, die er im J. 1775 mit den beiden Stolberg machte. Sie besteht meist aus einzelnen Bemerkungen und Reflexionen, die in keinem Zusammenhang mit einander stehen oder aus der Schilderung von kleinen Abenteuern, die in dem lebendigen, kräftig anschaulichen Style Werthers geschrieben sind. Die zweite Abtheilung, in welcher er von seiner Schweizerreise berichtet, die er im J. 1779 mit dem Herzog von Weimar machte, beschreibt den größten und wichtigsten Theil derselben mit großer Ausführlichkeit. Er redigirte dieselbe im J. 1780 nach seinen während der Reise geschriebenen Briefen und Notizen, weshalb sie eines Theils den Charakter der vollsten Wahrheit, der lebendigsten Frische und Unmittelbarkeit darbieten, andern Theils aber auch mit künstlerischer Freiheit die realen Erscheinungen poetisch gestalten. Wieland, der dieselben vorlesen hörte, schrieb darüber unter dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatten, am 16. Apr. 1780 Folgendes an Merck: „Göthe's Beschreibung des Zugs über die Furka und den St. Gotthard, womit er uns vor Kurzem bei der Herzogin Mutter regalirt hat, ist mir in ihrer Art so lieb als Xenophons Anabasis. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die sich ihnen (Göthen und dem Herzog) entgegenstellten. Das Ding ist eines von seinen meisterhaftesten Producten, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stücke; mir war die schlaue Kunst in der Composition noch lieber, wovon jene Nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist." Leider bemerkt man schon den Einfluß seines Umgangs mit der vornehmen Gesellschaft und dem Hof an dem öfteren Gebrauch französischer Wörter, die mit der ganzen Darstellung im Widerspruch stehen und sie öfters wirklich verunstalten. — Die Beschreibung seiner dritten Schweizerreise, die er im J. 1797 mit Heinr. Meyer aus Stäfa machte, besteht aus einer Reihe Briefe an verschiedene Freunde, welche er auf der Reise hinwarf und später nicht bearbeitete, daher sie nur in Bezug auf den reichen Inhalt, nicht aber auch rücksichtlich der Darstellung Erwähnung verdienen, wenn auch einzelne Stellen trefflich genannt werden müssen.

Die „Italienische Reise" und die Schil-

derung seines „Zweiten Aufenthalts in Rom“ in den Jahren 1786—1788 unterwarf er dagegen einer nachmaligen Bearbeitung, indem er den Briefen, die er zu jener Zeit geschrieben, noch weitere aus seinen Tagebüchern gezogene Notizen hinzufügte, die er der Correspondenz eines jeden Monats unter der Ueberschrift „Bericht“ nachfolgen ließ. Das Ganze bewegt sich in der größten Einfachheit, weil er den Stoff, den er schon lange vor seiner Reise studirt hatte, mit der größten Sicherheit beherrschte. Es ist wohl kaum eine Reisebeschreibung reicher und mannigfaltiger an Inhalt, da er Alles nicht bloß als Mensch, als Dichter und Künstler, sondern auch als Naturforscher betrachtete, und sein Auge für alles Menschliche, wie für alle, auch die scheinbar unbedeutendsten Naturerscheinungen offen war. Einen Theil des „Zweiten Aufenthalts in Rom“ bildet die Schilderung des „Römischen Carnevals“, den er auch besonders herausgab (Berl. 1789 mit Kupfern). Es ist dies ein in jeder Hinsicht bewunderswürdiges Meisterwerk, das einzig in seiner Art dasteht. Göthe hat nämlich darin aus der beinahe unübersehbaren Mannigfaltigkeit des bunten und bewegten Treibens einer zahllosen Menschenmenge ein Gemälde gebildet, das jene Mannigfaltigkeit zur höchsten Anschaulichkeit bringt und die Menge der einzelnen Erscheinungen dadurch zur vollkommensten Einheit erhebt, daß er uns klar erschauen läßt, wie die heiterste Lebenslust in ihren mannigfaltigen Abstufungen und Erscheinungsweisen das Ziel ist, nach welchem die Tausende von Gestalten streben, die er vor unsern Augen nach und nach auftauchen und wieder verschwinden läßt. Mit demselben läßt sich nur die Beschreibung des „Sanct Rochus-Festes zu Bingen“ vergleichen, welche er in den Erinnerungen „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den J. 1814 u. 1815“ veröffentlichte; und doch steht diese jener ersten weit nach, da bei weniger Einfachheit der Darstellung eine größere Absichtlichkeit unverkennbar ist.

Unter den biographischen Schriften, die Göthe verfaßt hat, nimmt seine Selbstbiographie „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ (Stuttg. u. Tüb. Th. 1—3. 1811—14. 4. Th. 1833) weitaus die erste Stelle ein, wenn auch die andern höchst bedeutend sind. Der Zusatz zum Titel dieses Buchs erregte zur Zeit seines Erscheinens mancherlei Bedenken; man war sogar von mancher Seite nicht ungeneigt, das Ganze für eine Art Roman anzusehen, der sich nur in den allgemein bekannten Thatsachen an die Wirklichkeit anlehne. Dies war nun freilich eine ganz irrige Auffassung des Buchs und seines Titels. Göthe wollte durch den Zusatz „Dichtung“ einfach den Standpunkt bezeichnen, den er bei der Bearbeitung seiner Selbstbiographie eingenommen hatte. Ihm lag es nämlich nicht sowohl daran, eine chronologisch genaue und urkundlich beglaubigte Geschichte seines Lebens zu geben, als vielmehr eine anschauliche Darstellung seiner Entwickelung mitzutheilen. Der geistreiche Courier sagt irgendwo, daß Plutarch den Cäsar ohne Zweifel hätte besiegt werden lassen, wenn er dadurch seiner Darstellung eine schönere, abgerundetere Form hätte geben können. Ob Göthe bei den mancherlei falschen Angaben, die sich in der Geschichte seines Lebens vorfinden, nach demselben Grundsatz verfuhr, den der griechische Historiker nach Courier gehabt haben soll, ist kaum anzunehmen, und doch möchten einzelne Züge dafür sprechen*). Aber selbst wenn wir annehmen wollten, daß Göthe auf diese Weise verfahren wäre, so würde dies der historischen Wahrheit seiner Darstellung im Ganzen keinen Abbruch thun; wir möchten vielmehr mit J. H. Jacobi behaupten, daß Göthe in seinem „Leben“ gezeigt habe, wie Geschichte zu schreiben sei, indem seine Dichtung wahrer sei als die Wahrheit selbst. Dies hat er aber nur dadurch erreichen können, daß er das Unvollkommene in der äußern Erscheinung in einer Weise ergänzte und verbesserte, daß die ihr zu Grunde liegende Idee lebensfrisch und in ihrem ganzen Umfang erkannt werden konnte. Nur auf diesem Wege konnte er das meisterhafte Gemälde seiner Entwickelung zu Stande bringen, das uns mit dem ganzen Reichthum seines Geistes und Gemüths bekannt macht und uns in den Stand setzt, ihn und seine Dichtungen in ihrem innersten Wesen kennen zu lernen.

Selbst der größte Mensch erscheint in seiner Entwickelung als das Resultat seiner Zeit. Göthe erkannte dies sehr wohl: „Man kann sagen,“ heißt es am Schluß der Vorrede, „ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach Außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.“ Daher schilderte er mit Recht die äußern Verhältnisse, in denen er aufwuchs und die mehr oder weniger auf seine Entwickelung einwirkten, mit Sorgfalt und Ausführlichkeit, und verbreitete sich über alle Zustände des geistigen und bürgerlichen Lebens, über alle Persönlichkeiten, die zu ihm und zu seiner Zeit in irgend einer Beziehung standen. „Indem ich mich bemühte,“ heißt es in der erwähnten Vorrede, „die innern Regungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen, der Reihe nach darzustellen; so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuern Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wie fern ihm das Ganze widerstrebt, in wie fern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abspiegelt.“ — Und dieser hohen, allein richtigen Anschauungsweise der Biographie haben wir denn die meisterhaften Schilderungen der Literatur- und politischen Zustände während Göthe's Jugend zu verdanken, die ihm allein schon eine hervorragende Stellung unter den Historikern Deutschlands anweisen würden.

*) So wenn er berichtet, daß er das kleine Lustspiel „Sie kommt nicht“ in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1775 zur Feier des Geburtstags seiner geliebten Lili gedichtet habe, während er doch damals in der Schweiz war. Diese Berichtigung ist Gödeken zu verdanken.

Göthe hat die kunstmäßige Darstellung seiner Lebensgeschichte nur bis zum J. 1775 fortgeführt. Auch hierin zeigt er sich als denkenden Künstler; denn was er in „Dichtung und Wahrheit" geben wollte, die Geschichte seiner Entwickelung, war mit der Uebersiedelung nach Weimar abgeschlossen, und somit ist das Werk seiner Idee nach auch vollständig. Er selbst äußerte sich hierüber folgendermaßen gegen Eckermann: „Ich muß die spätern Jahre als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erscheinung kommen. Ueberhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche sich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von „Wahrheit und Dichtung" abschließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt, und dieser hat dabei nur in so fern Interesse, als Etwas dabei herauskommt." Und so setzte er seine Selbstbiographie in den mehr chronologisch gehaltenen „Tag- und Jahresheften" fort, die er im J. 1819, als er 70 Jahre alt war, begann und die bis zum J. 1822 reichen. Dagegen hat er einzelne bedeutende Momente aus seinem späteren Leben selbstständig bearbeitet. Dahin gehört außer den schon erwähnten Reisen namentlich die Beschreibung der „Campagne in Frankreich 1792", die des interessanten Details viel und manche treffliche Schilderungen darbietet.

Göthe's übrige biographische Arbeiten können wir schneller besprechen. Die Lebensgeschichte „Benvenuto Cellini's" (2 Thle. Stuttg. 1803) ist bekanntlich nur Uebersetzung der Selbstbiographie des trefflichen Meisters, aber als solche höchst bedeutend, da die liebenswürdige Naivetät des Verfassers mit der größten Kunst wiedergegeben ist, was um so bedeutender erscheint, als unsere jetzige Sprache sich nur schwer solcher Eigenthümlichkeit fügt. Die Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" (Stuttg. 1806) zeigt uns den historischen Künstler wieder in anderer Weise. Indem Göthe nämlich das äußere Leben des großen Mannes als bekannt voraussetzt, und daher nur vorübergehend die wichtigsten Momente desselben berührt, entwickelt er in einer Reihe von vortrefflichen Gemälden die bedeutsamsten Seiten seines Wesens, seiner Bildung und seiner Ansichten, so daß wir gerade hiedurch die richtigste und vollständige Einsicht in die Thätigkeit und das Streben jenes großen Mannes erhalten. — Die biographische Darstellung des trefflichen Landschaftsmalers „Philipp Hackert" (Stuttg. u. Tüb. 1811) mußte natürlich in die äußern Verhältnisse näher eingehen, weil Göthe eine allgemeinere Bekanntschaft mit den Lebensschicksalen und der Thätigkeit des genialen Künstlers nicht voraussetzen konnte. Doch darf man wohl die Bemerkung machen, daß auf Hackerts Privatverhältnisse zu vornehmen und hohen Personen, namentlich zum König von Neapel, zu viel Gewicht gelegt worden ist, indem die Anekdoten, welche sich auf letzteren beziehen, eigentlich keine Bedeutung für das Leben oder die Beurtheilung des Künstlers haben.

1. Aus den „Briefen aus der Schweiz.
Zweite Abtheilung".

Realp, den 12. November 1779. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwei geschnitten. Eh' ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unsrer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurückmachen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quervor steht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch die Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum, und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windwehen an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters darübergingen; ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch practicabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Maulefeltreiber seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählig in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen

uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgs-Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lauwinen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch darüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lauwinen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabsteig, allein unsere Führer verkündigten uns noch einen tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hintereinander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Urserner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Urserner Thal. Wir gingen schärfer und, nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an, sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde anzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viel Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelauwine einen Theil des Dorfes bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten aufgeheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

2. Aus „Dichtung und Wahrheit".

2. Theil. 10. Buch.

Das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen sich ihm zu nähern, und mir begegnete dieß Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht welch bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sey, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung seyn konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, bei'm Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich abrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter

schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu seyn pflegte. Durch mannichfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des correspondenzenreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staats-Kalender eingerichtet, und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren diese heraldischen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieses ganze Interesse, sondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinem Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar manches ausstehen: denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eines der beschwerlichsten und unangenehmsten, und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Secretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun, vom Prinzen getrennt, in ein eigenes Quartier gezogen; der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kam mir jene Uebung gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich seyn. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu seyn, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich seyn, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Cur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm, und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht: denn ältere Personen, mit denen ich bis her umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man aber niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig miteinander im Streit lagen; so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuscript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müßig; denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals auseinanderbringen. Silberschlag, bei ei-

nem cruden Realismus doch etwas phantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, daß Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herflossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab, und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sey, über so abstracte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf's L'hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Cur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal.

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen.
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie.

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte, denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauschten Autoren, und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zersplitterte. Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte bei'm ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deßwegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

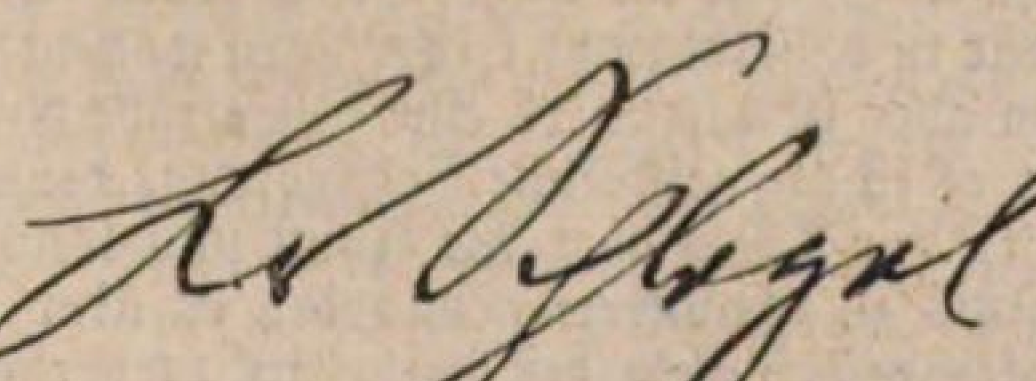
Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir am Abend nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemahlt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Dominico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel.
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntere oder bittere Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte; so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen; so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug gebärdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel.



Wir haben schon oben (S. 155) den schriftstellerischen Charakter des bedeutenden Mannes, den wir jetzt zu besprechen haben, so wie den Gang seiner Entwickelung dargestellt; indem wir uns auf jene Bemerkungen beziehen, können wir sogleich zur Betrachtung seiner hiehergehörigen Schriften übergehen.

Friedrich Schlegel eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit einigen Werken, welche aus seinen gründlichen philologischen Studien hervorgegangen und zugleich unter dem Einflusse Winckelmanns und Lessings ausgearbeitet worden waren. Sein erster Versuch „Von den Schulen der griechischen Poesie“, welcher in der „Berliner

Monatsschrift 1794" erschien, wurde von den Kennern mit so großem Beifall aufgenommen, daß er bald darauf zwei andre größere Werke zu bearbeiten begann, aber leider nicht vollendete, „Die Griechen und Römer. Historische und critische Versuche über das classische Alterthum" (1. Bd. Neustrelitz 1797) und „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" (1. Thl. Berl. 1798), in welchen er sowohl eine ausgebreitete Kenntniß, als eine geistreiche, oft scharfsinnige Auffassung des Gegenstandes an den Tag legte. Wenn auch seine Begeisterung hie und da ins Ueberschwängliche geht, so herrscht doch im Ganzen die Klarheit des Urtheils vor, die er seinem Vorbilde Lessing verdankte, welchem er ein würdiges Denkmal in der Schrift „Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert" (3 Thle. Lpz. 1804) setzte, die aber zugleich ein Denkmal seines Abfalls von der Wahrheit geworden ist. In der Sammlung seiner „Werke" (10 Bde. 1822—25; 2. Ausg. 15 Bde. Eb. 1841—47) sind die oben angeführten Schriften zum Theil wesentlich verändert, indem er die Urtheile über einzelne Schriftsteller nach seinen späteren Meinungen umgestaltete und mit dem Standpunkt in Einklang zu bringen suchte, den er in seinen Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuern Literatur" (2 Thle. Wien 1812—13) eingenommen hatte. Er wollte in letzterem Werke, sagt er, die nationale Bedeutung der verschiedenen Literaturen entwickeln, also die freie Behandlungsweise Herders befolgen. Hätte er dies wirklich durchgeführt, so würden wir darin wahrscheinlich ein wahrhaft großartiges Werk bewundern, denn Schlegel hatte die Kenntnisse und die Sicherheit des Urtheils, die zu einem solchen Unternehmen befähigen. Allein er hat in der That gerade das Entgegengesetzte gethan, und die verschiedenen Literaturen von seinem subjectiven, dem beschränkten romantisch-katholischen Standpunkt betrachtet. Daher sind die „Vorlesungen" nicht bloß einseitig, sondern auch übermäßig parteiisch; die größten Erscheinungen werden ungerecht, oft selbst wegwerfend beurtheilt, wenn sie mit seinem religiös-politischen System im Widerspruch stehen oder sich auch nur in dasselbe nicht leicht fügen wollen. Immerhin aber ist das Werk eine bedeutende Erscheinung; es ist die geistreiche Behandlung, der reiche Inhalt, vor Allem aber die Kunst und Kraft der Sophistik zu bewundern, mit der er über seine Ansichten den Schein der Wahrheit zu verbreiten bemüht ist.

Wir erwähnen seine Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (Heidelb. 1808) nur um die Bemerkung zu machen, daß sich darin schon das Streben kundgibt, selbst das Entfernteste und Entlegenste auf den Katholicismus zurückzuführen, zugleich aber auch um die Anerkennung auszusprechen, daß er durch diese Schrift die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sanskrit in Deutschland begründet hat.

So interessant auch die früheren Versuche Fr. Schlegels in der eigentlichen Geschichtschreibung sind („Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen", Berl. 1802, und „Geschichte der Margarethe von Valois, von ihr selbst beschrieben", Lpz. 1803), so können wir doch nicht bei ihnen verweilen, da sie weder in Bezug auf die Form, noch rücksichtlich des Inhalts von größerer Bedeutsamkeit sind. Später, als er zum Katholicismus übergetreten war, gab er „Vorlesungen über die neuere Geschichte" (Wien 1811) heraus. Dieses Werk ist vielleicht das geistreichste, das Fr. Schlegel geschrieben hat, und zeugt von großem Scharfsinn und merkwürdiger Combinationsgabe. Er weiß die Thatsachen so geschickt zusammenzustellen, Begebenheiten und Personen so zu schildern, daß sich daraus Resultate ergeben, die seinen politischen und religiösen Ansichten entsprechen, und diejenigen, welche mit der Geschichte nicht vertraut sind, leicht irre führen können. So sind seine Schilderungen des Mittelalters und des Pabstthums wirklich meisterhaft, wenn man das meisterhaft nennen kann, was unwahr ist. In der „Philosophie der Geschichte" (2 Bde. Wien 1829) suchte er seine Ansichten philosophisch zu begründen*), aber freilich konnte ihm dies bei allem Aufwande sophistischer Künste nicht gelingen; das Ganze verflüchtigt sich in breites, oft mystisch dunkles Raisonnement, und man sieht es der Darstellung, der man in seinen andern Werken Gewandtheit und künstlerisch überlegte Behandlung nicht absprechen kann, oft an, daß der Verfasser selbst in Verlegenheit war, die Willkür seiner Sätze und Folgerungen zu verdecken.

Aus den „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur".

Vorzüglich entwickelte sich jetzt die lyrische Kunst in den mannigfachsten Formen. Aus dem weltumströmenden Ocean der Helden- und Göttersage war die Poesie der Griechen wie aus ihrer Wurzel und Quelle hervorgegangen. Jetzt breitete sich dieses Meer der alten Sage, wie in unzähligen, größern und kleinern Strömen, in einzelnen Liedern und Gesängen durch alle Gebiete und nach allen Seiten des Lebens hin aus und verschönte es durch Musik und festliche Spiele. So erstieg die Poesie der Griechen, aus dem Strom der Sage hervorgehend, durch das Spiel festlicher Lieder und spruchreicher Gesänge sich entfaltend, endlich in der dramatischen Darstellung und besonders in der tragischen Dichtung, als dem ernsten Bilde des höchsten Lebens, den Gipfel und das Ziel der Kunst, die uns nicht bloß ein bedeutsam ansprechendes, sondern auch lebendig ergreifendes und fruchtbar einwirkendes Ebenbild des Göttlichen zu geben berufen ist; wie denn in aller Poesie diese Elemente oder Stufen, der Sage, des Gesanges, und das geistige Bild, wie man das bewegliche, fortschreitende Ebenbild des Lebens nennen könnte, obwohl nicht immer in derselben Ordnung sich wiederfinden, auf deren Verschiedenheit sich auch das Wesen jener drei poetischen Gattungen, der epischen, lyrischen und dramatischen Kunst gründet.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Literatur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt und den Persern geneigt war.

*) Er bezeichnet selbst die Tendenz seines Werkes in der Vorrede in folgender Weise: „Die Wiederherstellung des ganzen Menschengeschlechts zu dem verlornen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verschiedenen Weltaltern von der anfangenden Offenbarung bis zum Mittelpunkt der Rettung und der Liebe, und von diesem bis zur letzten Vollendung, historisch zu entwickeln, bildet den Gegenstand für die Philosophie der Geschichte."

Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm; und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hohheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne, ersetzen muß. Was wir griechische Literatur nennen, und als solche in den noch vorhandenen großen Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur ionische und atheniſche, so wie später alexandrinische Literatur. Zur selbigen Zeit aber, als in den ionischen Staaten und zu Athen die Dichtung, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweite von dem ionischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigene Literatur, Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dies untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter es auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche Dunkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des großen Dichters als Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst ganz fremd. Vielmehr ist es eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkelheit, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen auf das, was uns fremd ist, seine Zuhörer aber in bekannter Gegenwart umgab, oder ihnen aus lebendiger Erinnerung vor der Seele stand. Indem er die Sieger in den Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der Heldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen gewaltsame Uebergänge verursacht. Es sind diese Festgesänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, wenigstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen. Heroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es, welche, von Musik und Tanz begleitet, nicht blos abgesungen, sondern auf gewisse Weise dramatisch aufgeführt wurden. Was diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe Schönheit und die musikalische Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen Zeiten, und glückliche Staaten unter schönen Kampf- und Ritterspielen sorgenfrei dahinleben unter gleichgesinnten Freunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in schönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend, das hat Pindar unvergleichlich dargestellt; und in eben dieser Lebensweise seiner geliebten Sieger und der dorischen Edlen stellte er uns auch die Gestalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem ganz andern Gefühle beseelt, ist Aeschylus. Das kriegerische, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeisterten Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrschende sein mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erst im Werden ist; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bei ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht blos einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabener Urstamm durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sei; das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beide allmählig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich bei ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frei, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

In den beiden zuletzt geschilderten Dichtern, dem Pindar und Aeschylus, ist etwas eigenthümlich Orientalisches bemerkbar, was sich schon in der ungleich kühnern Bildlichkeit und dem mehr abgerissenen Gedankengange kund giebt, worin man es auch schon oft bemerkt hat, obwohl es noch ungleich tiefer liegt und sich viel weiter erstreckt, als bloß auf die äußere Form des Ausdrucks. Ueber die Pindarischen Festgesänge ist nebst einer besondern asiatischen Weichheit und Milde jene priesterliche Würde und Anhauch heiliger Weihe verbreitet, der für diese harmonischen Gefühle erst die tiefe Grundlage einer naturfrommen und in Einfalt göttlichen Gesinnung bildet. Im Aeschylus aber ragen noch überall die gigantischen Gestalten der Urwelt hervor. Wie Pindar ganz in der Harmonie lebt, so steht Aeschylus durchaus im gewaltigen Kampf zwischen dem alten Chaos und der Idee des Gesetzes und der harmonischen Ordnung, und eben darum ist dieser Erste der tragischen Dichter für das Ganze der griechischen Dichtkunst von so hoher Bedeutung. Denn wenn wir das Streben derselben im Ganzen und die in ihr herrschende Idee in ihrem innersten Grunde erfassen, so steht die alte Poesie in der Mitte zwischen der wilden Naturkraft und Tiefe des ursprünglichen Heidenthums und der spätern Vernunftbildung der gesitteten Völker, zwischen dem ersten und dem zweiten Weltalter, und bezeichnet eben den Uebergang von dem einen zum andern; getheilt zwischen der titanischen Willenskraft, als dem Elemente der Urwelt, von deren Erinnerungen die Phantasie noch voll war, und zwischen der Idee des Gesetzes und dem Streben nach einer harmonischen Lebensordnung und Bildung. Dieser Zwiespalt der alten Welt tritt im Aeschylus am deutlichsten hervor, im Allgemeinen aber waltet in der Poesie der Alten nebst der harmonischen Bildung, nach welcher sie strebte, durch die von der Urwelt herströmende Sage, aus welcher sie hervorging, am meisten die titanische Erinnerung vor; während der neuere, christliche Dichter, von der Wurzel einer eigentlichen Sage abgetrennt, den geistigen Blick vielmehr nach der Zukunft hin richtet, so weit dieselbe durch Ahndung des Göttlichen in Sinnbildern erreicht werden mag.

Friedrich Christoph Schlosser.



So niederbeugend es ist, wenn man einen hochbegabten Mann, wie Fr. Schlegel war, seine frühere, freie Ansichtsweise verläugnen, sich in den Abgrund des Mysticismus werfen und mit den schönsten Bestrebungen seiner Zeit und seines Volks in Widerspruch gerathen sieht, so erhebend ist es dagegen, einem Charakter zu begegnen, der, bis in das höchste Greisenalter jugendliche Frische und Begeisterung mit männlicher Kraft und Klarheit verbindend, in allen Umgestaltungen der politischen Zustände sich und der Wahrheit stets getreu bleibt, und diese unentwegt mit unerschrockenem Freimuth verkündigt.

Friedrich Christoph Schlosser, geb. zu Jever am 17. Nov. 1776, wurde nach seines Vaters frühzeitigem Tode bei Verwandten auf dem Lande erzogen, wo er Gelegenheit hatte, viele Reisebeschreibungen und geographische Werke zu lesen, was die Entwickelung seines Geists und Talents mächtig beförderte. Nachdem er sich hierauf auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Besuch der Universität gründlich vorbereitet hatte, ging er 1793 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen; neben derselben aber studirte er mit rastlosem Eifer Geschichte, Physik und Mathematik, so wie auch die schöne Literatur der neuern Völker. Später durch seinen Freund Köppen in das Studium der Philosophie eingeführt, widmete er sich derselben lange mit Vorliebe und steigender Theilnahme; nachdem er Plato und Kant gründlich studirt hatte, beschäftigte er sich später auch längere Zeit mit den Werken des Aristoteles. Als er die Universität verließ, wurde er Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Varel; im J. 1798 vicarirte er für einen Prediger auf dem Lande, nahm aber schon nach sechs Monaten wieder eine Stelle als Hauslehrer an, zuerst in Othmarschen bei Altona und 1800 in Frankfurt am Main, wo er sich vorzüglich mit Geschichte beschäftigte, die er nun zur Aufgabe seines Lebens machte. Da er in Jever, wo er im J. 1809 Conrector geworden war, weder Muße noch Materialien zur Fortsetzung seiner Studien fand, legte er schon im folgenden Jahre diese Stelle nieder und ging wieder nach Frankfurt, wo er 1812 zum Professor an dem neu errichteten Lyceum ernannt wurde und als dieses 1814 einging, die Stelle eines Bibliothekars erhielt. Im J. 1817 wurde er als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, wo er seitdem, einige wissenschaftliche Reisen abgerechnet, fortwährend lebt und durch Vortrag und Schrift segensreich wirkt. Die badische Regierung suchte ihre Anerkennung der hohen Verdienste des trefflichen Mannes, der eine der größten Zierden nicht bloß der Universität, sondern des gesammten Deutschlands ist, dadurch zu bethätigen, daß sie ihm den Titel eines Hofraths, dann eines Geheimen Hofraths und später eines Geheimen Raths und, wenn wir nicht irren, auch einen Orden ertheilte.

Schlosser war schon zum Manne herangereift, als er seine schriftstellerische Laufbahn begann; und ob er gleich damals schon die gründlichsten und vielseitigsten Studien gemacht hatte, versuchte er sich zuerst doch nur an beschränkteren Stoffen, die er freilich schon mit umfassendem Blicke behandelte, und in denen er seine freie Gesinnung, aber auch seine Empfänglichkeit für alles Große und Bedeutende beurkundete. Seine Biographien: „Abälard und Dulcin. Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen" (Gotha 1807) und „Leben Bezas und des Peter Martyr Vermili" (Heidelb. 1809), so wie seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs" (Ff. 1812) sind zwar schon sehr bedeutend, doch treten sie hinter seinen spätern und größeren Werken so sehr zurück, daß wir uns begnügen müssen, nur andeutend auf sie hinzuweisen und die Bemerkung zu machen, daß der gesinnungstüchtige Charakter des Mannes sich schon, wie in der Wahl der Stoffe, so auch in ihrer Behandlung offenbart. Auch von seinen späteren Schriften können wir einige füglich übergehen, weil er sie entweder später gänzlich umgestaltete, oder weil das Wesentlichste derselben in andere Werke überging. Doch halten wir es für nöthig, wenigstens ihre Titel anzugeben, um die rastlose und großartige Thätigkeit des trefflichen Mannes zur Anschauung zu bringen. Es sind dies die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (8 Thle. Ff. 1817—41), die „Geschichte des 18. Jahrh. in gedrängter Uebersicht mit steter Beziehung auf die Veränderung der Denk- und Regierungsweise am Ende desselben" (2 Bde. Heidelb. 1823), und die interessante und inhaltreiche Schrift „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Bezie-

hung auf die Zeit von 1810—1813" (Eb. 3 Abtheill. 1832—35). Seine drei Hauptwerke aber sind die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" (9 Bde. Ff. 1826—34), die „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs mit besondrer Beziehung auf geistige Bildung" (3 Bde. Heidelb. 1836), das in den folgenden Ausgaben wesentlich verbessert wurde, und endlich die „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (18 Bde. Ff. 1844—56), deren erste acht Bände von G. L. Kriegk nach Schlossers früherem Werke und handschriftlichen Bemerkungen bearbeitet wurde.

In allen diesen Werken beurkundet sich Schlosser als fleißigen und gewissenhaften Forscher; er hat reiche und bedeutende, zum Theil Andern unbekannte Quellen mit glücklicher Auswahl und strenger Kritik benutzt; aber so sehr dies alle Anerkennung verdient, so liegt die Bedeutsamkeit seiner Werke doch nicht eben darin; es können sich Andere, obwohl gewiß nur Wenige, an Gelehrsamkeit mit ihm messen; Manche mögen ihn an kritischem Scharfsinn und Genauigkeit, wohl auch in Anordnung und Combination des Stoffs übertreffen, und doch wird er immer noch eine der hervorragendsten Stellen unter unsern Geschichtschreibern einnehmen. Was ihn auszeichnet und ihm unvergängliche Anerkennung zusichert, das ist die menschliche Gesinnung, die ihn beseelt und in seiner Forschung wie in seiner Darstellung leitet, das ist die Klarheit und die Großartigkeit seiner Anschauung. Obgleich seine Entwickelung in die Zeit fällt, in welcher die romantische Schule zur Herrschaft gelangt war, ließ er sich von dem falschen Glanze, den dieselbe um sich verbreitete, nicht blenden; davor bewahrte ihn sein durch das Studium der Philosophie, namentlich der Kantischen, gereifter Geist, und wie wir schon an einem andern Orte ausgesprochen haben, Schlosser erscheint überhaupt als der würdigste Nachfolger jener edeln und begabten Männer, welche die Zierde und der Stolz des 18. Jahrhunderts waren. Dies ergibt sich auf das Unzweifelhafteste, wenn wir seine geschichtlichen Werke betrachten.

Zuerst tritt uns die sittliche Strenge entgegen, die seine historischen Darstellungen charakterisirt. Ueberall zeigt er sich als unversöhnlichen Feind alles Schlechten und Gemeinen, in welcher Gestalt es auch erscheinen mag. Dabei entfaltet er aber zugleich die liebenswürdigste Milde gegen jegliche Verirrung, wenn sie nur aus wahrer Ueberzeugung hervorgegangen ist. Daher sind seine Urtheile, wenn auch scharf und oft vernichtend, doch stets gerecht und unparteiisch. Er läßt sich weder durch äußeren Glanz noch durch Vorliebe bestechen; er ist gegen diejenigen, die einen an sich guten Zweck mit schlechten Mitteln oder aus unredlicher Absicht verfolgen, nicht weniger streng, als gegen diejenigen, deren Zwecke tadelnswerth sind. Ueberzeugt, daß die Menschheit nur im freien Gebrauch der ihnen von der Vorsehung verliehenen Kräfte ihre Aufgabe erfüllen kann, ist er in politischen, wie in religiösen und wissenschaftlichen Dingen entschieden freisinnig. Er ist daher ein Freund des Volks, und ist der unerschütterlichen Ansicht, daß die Regierung des Volks wegen da sei, und nicht umgekehrt. Mit unerschrockenem Freimuth bekennt er sich zu allen Folgerungen, die nothwendig aus dieser Ansicht fließen, und scheut sich nicht, alle Einrichtungen mit Entschiedenheit zu bekämpfen, welche die freie Entwickelung des gesammten Volks stören oder ganz hindern. Er ist ein Demokrat im wahren Sinne des Worts, und er haßt daher die Pöbelherrschaft eben so gründlich als die der Höfe, des Adels oder des Priesterthums. Ein Verfechter jeder freien Geistesrichtung bekämpft er jeden Zwang im Gebiete des politischen, religiösen oder wissenschaftlichen Lebens. So ist er von dem glühendsten Hasse gegen alle Vorrechte erfüllt, namentlich gegen die des Adels, „der sich auf Kosten des Volks mästet"; aber noch glühender ist sein Haß gegen alle Heuchelei, besonders gegen die religiöse. Man hat ihm vorgeworfen, daß er einen beschränkt protestantischen Standpunkt einnehme, weil er die Hierarchie, die Möncherei, den Jesuitismus mit so großer Bitterkeit bekämpfe; allein es ist gewiß kein Vorwurf ungerechter, als dieser; denn Schlosser haßt das protestantische Pfaffenthum eben so gründlich, ja noch entschiedener als das römische, weil dieses eine Art Berechtigung in der Consequenz seines Systems hat, während jenes den obersten Grundsatz des Protestantismus, die freie Forschung, heuchlerisch verläugnet.

Schlosser wollte in seinen historischen Schriften, wie sich aus den bisherigen Bemerkungen von selbst ergibt, nicht bloß eine nur äußerlich zusammenhängende Reihe von Thatsachen und Begebenheiten darstellen, sondern den Entwickelungsgang der Menschheit im Ganzen, wie in der „Weltgeschichte", oder einzelner Perioden und Völker, wie in der „Geschichte der alten Welt", oder in der des 18. und 19. Jahrhunderts" nachweisen. Daher hat er, wie noch kein Geschichtschreiber vor ihm, die Geschichte der Cultur in das Bereich der Darstellung gezogen, und mit ausgezeichnetem Scharfsinn den Einfluß der rein geistigen Bestrebungen auf die Entwickelung nicht bloß der sittlichen, sondern auch der religiösen, bürgerlichen und politischen Zustände nachgewiesen. Er hat dadurch ein neues Element in die Geschichtschreibung gebracht, das äußerst fruchtbar und folgenreich ist. Denn bei dieser Behandlung wird es erst klar, daß nicht die Fürsten und Regierungen, nicht die bevorrechteten Klassen, nicht der Adel oder die Priesterschaft, nicht die beschränkte Fachgelehrsamkeit die Völker in ihrer Entwickelung fördern, sondern daß diese aus den Völkern selbst hervorgeht. Ist dies aber einmal zum klaren Bewußtsein gelangt, so ist der Sieg der Demokratie unausweichlich; und so groß schon der Einfluß der Schlosserschen Geschichtswerke auf die sittliche und politische Bildung des deutschen Volks war, so wird er in der Zukunft noch unendlich größer werden.

Wir haben noch einige Bemerkungen über die äußere Form der historischen Schriften Schlossers beizufügen. Die Anordnung des Stoffes ist höchst einfach und übersichtlich, so daß selbst weniger Gebildete der Entwickelung des Ganzen leicht folgen können, was wir für einen hohen Vorzug halten. Die Darstellung ist ebenfalls einfach und beinahe populär. Auch in seinem Style zeigt sich Schlosser als einen Feind der Heuchelei; er ist durchaus ungesucht und schlicht. Er ist es auch dann, wenn

er von der Bedeutsamkeit des Stoffs ergriffen, einen höheren Ton anschlägt, weil dieser der naturgemäße Ausdruck seiner gesteigerten Stimmung ist. Seine Schilderungen der Zustände und Personen sind zugleich erschöpfend und meisterhaft, und immer von ergreifender Wahrheit. Trefflicher läßt sich z. B. das Treiben an den deutschen Höfen mit ihrer Rohheit, ihrer Tyrannei und Verschwendung, „wo Müßiggänger, Schranzen und französische Windbeutel des armen Unterthanen sauer erworbene Habe verpraßten“, nicht lebendiger, nicht wahrer und ergreifender darstellen. Leider müssen wir hinzufügen, daß die Darstellung öfters allzubreit ist, was wohl eine Folge seines sonst so lobenswerthen Strebens nach Klarheit sein mag; noch mehr aber ist zu bedauern, daß der Satzbau selten rhythmisch schön ist.

Aus der „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“.

Wenden wir uns zu den geistlichen Fürsten der Zeit, oder mit andern Worten zu den Häuptern der Aristokratie der Dynastien, welche als Chorherrn und Domherrn der Stifter und Bisthümer die Einkünfte frommer Stiftungen und die, freilich nie drückenden, Abgaben des Landes in Müßiggang verpraßten, so zeigt sich hier das Bestreben, es den weltlichen Höfen gleich zu thun, oder sie gar zu übertreffen, von einer recht gehässigen Seite. Wir wollen, um nur Thatsachen anzuführen, einige Züge aus dem Tagebuche der Cavaliersreise des Grafen von Lynar um 1731 entlehnen, hernach wollen wir aus Keyßlers Reisen diese Geschichte des Lebens der tonangebenden Stände in Teutschland ergänzen. Graf Lynar kam nach Würzburg und Bamberg, wo damals ein Schönborn Bischof war, und der Herr von Geusau, der ihn begleitete, berichtet über das, was er sah, folgendermaßen: Der Bischof hatte in Bamberg und Würzburg einen vollständigen Hofstaat, und in Bamberg wenigstens dreißig Kammerherrn und sechszehn Züge Kutschenpferde. Bei der Tafel saß der Fürst oben an auf einem Armsessel mit rothem Sammt beschlagen und mit geldenen Treffen besetzt. Die Tafel wurde zwei Mal mit 14 Speisen, hernach mit eben so viel Schüsseln Nachtisch besetzt; neun Pagen standen um den Tisch herum, welche die Speisen aufsetzten, die durch Trabanten aufgetragen wurden, die mit Stiefeln, Sporen, einem Carabinerriemen versehen waren und vor welchen ein Unteroffizier mit dem Hut unterm Arm herging und ein andrer hinterher folgte. Welche Art von Virtuosität an diesem geistlichen Hofe geübt ward, erfahren wir aus Keyßlers Reisen. Dieser fand am würtembergischen Hofe, wo es doch ausgezeichnete Trinker gab, einen Würzburger Geheimenrath und Minister, mit dem es nur wenige Würtemberger aufnehmen konnten. Keyßler sagt, dieser habe zehn Maas Burgunderwein an einem Tage getrunken, und habe sich gerühmt, daß am Würzburger Hofe noch fünf oder sechs wären, die es mit ihm aufnehmen könnten. Der Prinz Clemens von Baiern residirte, als der Graf Lynar reisete, in Bonn; die Beschreibung, die sein Begleiter, der Herr von Geusau, von der Cölner Hofhaltung macht, söhnt uns mit Friedrich Wilhelms Barbarei aus. Diese war leider damals unter uns einheimisch, und war durchaus nicht auffallend, da sie keine Müßiggänger schuf, oder auch nur duldete und schützte, die des armen Unterthanen sauer erworbene Habe verpraßten, und da sie teutsche Sprache und teutsche Betriebsamkeit förderte, statt deren wir in Cöln nur fremde Sitten wahrnehmen. Erzbischof Clemens hatte einen Hofstaat von nicht weniger als anderthalb hundert Kammerherrn; selbst in der Fastenzeit finden wir seine Tafel mit zwei Mal zehn Schüsseln und dem dazu passenden Nachtische besetzt, und hier stehen die Cavaliere gar Reihenweise rund um die Tafel. Man sprach französisch und Alles war auf französische Weise eingerichtet. Eine Schaar Bedienten brachte die Schüsseln bis in das äußerste Vorzimmer; dort nahm sie eine andere Schaar schwarz gekleideter Herrn in Empfang und setzte sie auf den Tisch. Im Audienzzimmer dieses teutschen Fürsten stand ein Thron, unter dessen Himmel des Pabsts Bildniß hing, und in diesem teutschen Lande vergab der italienische Nuntius Pfründen und hielt auf teutsche Unkosten eine Art Hof und eine Kanzley. Er hatte einen sogenannten Abbreviator und Kanzler, hatte zwei Kammerherrn und zwei Kammerdiener, zwei Caplane und acht Bedienten, er unterhielt sechs Pferde, und übermachte dennoch große Summen für sich und für den Pabst nach Rom.

Was die andern teutschen Höfe angeht, so berichtet uns Keyßler vom Baierischen, daß dort mit Hunden und Pferden, mit Jagd und Prozessionen der größte Aufwand gemacht werde; doch fügt er hinzu, daß drei und dreißig Galatage bei Hofe seyen.

Diese Tage des Glanzes und der Verschwendung, berichtet er weiter, mehrten sich alle Jahre zum großen Verdruß derjenigen, die auf Kleidung nicht viel wenden konnten und doch nicht mehrmals in derselben Kleidung erscheinen wollten. Ueber das Leben im Würtemberger Land haben Pölnitz, Keyßler, und auch, wenn auch gleich mit großer Vorsicht und Schonung, Spittler in seiner Geschichte der Grafen und Herzoge von Würtemberg Nachricht gegeben; der Letztere aber redet nur von der schmählichen Haushaltung und Regierung unter Herzog Eberhard Ludwig bis zum Jahre 1733. Wir wollen noch eine Bemerkung über die folgende Regierung hinzusetzen. Im Allgemeinen bemerken wir, daß unter Eberhard Ludwig ein freches, zuletzt am Körper häßliches, wie von jeher an der Seele mit allen Lastern, die dem männlichen oder dem weiblichen Geschlechte sonst besonders eigen sind, beflecktes Weib das Land regierte und verkaufte. Daßelbe that unter der folgenden Regierung ein Jude und seine schamlosen Genossen.

Eberhard Ludwig hatte 1708 die Bekanntschaft eines Fräuleins von Grävenitz gemacht, er hatte sich, während seine Gemahlin lebte und sich an den Kaiser wandte, sogar mit ihr vermählt, war nach Tübingen gezogen, hatte dann, als er mit einer kaiserlichen Commission bedroht war, nachdem er lange in Genf einen glänzenden Hof gehalten, sich scheinbar von ihr getrennt, gleich darauf aber die Maitresse an einen Grafen von Würben verheirathet, sie dann unter diesem Namen wieder zu sich genommen und ihr die Regierung überlassen. Jetzt wurden Oberhofmarschälle und Hofmarschälle, Premierminister und Minister, Kammerherrn und ein eigner Orden, woran niemand vorher gedacht hatte, auch in Würtemberg eingeführt, und die Grävenitz hatte die Unverschämtheit mit ihrem Bruder, ihrem Neffen und zwei Andern das Ministerium zu bilden, wo sie selbst den Vorsitz führte, und alle Stellen verkaufte. Alle verdienten Männer wurden vertrieben, der vorherige Oberhofmarschall Forstner, der übrigens zu den verdienten Männern nicht gehört, floh nach Frankreich, wo man indessen, wie wir aus einem Briefe des Herzogs-Regenten sehen, seine Auslieferung vergeblich forderte; der ganze Hof ward mit Creaturen der Grävenitz bevölkert, Ludwigsburg auf Unkosten des armen Landes zu einer schönen Stadt gemacht, obgleich aller Credit und das Geld fehlte. Welchen Schaden das Wild that, kann man daraus sehen, daß uns Keyßler berichtet, ein harter Winter habe siebentausend Stücke Rothwild getödtet. Spielsucht, Habsucht, schmutziger Geiz und Wollust ganz gemeiner Art, verbunden mit unerhörter Unverschämtheit, zeichneten die Regentin aus. Und wie waren erst ihre und ihres Herzogs Umgebungen beschaffen! Man muß sich wundern, daß auch nur eine Spur der Biederkeit und Herzlichkeit blieb, die den Würtemberger auszeichnet. Wir dürfen daher nicht vergessen, daß das Consistorium in Stuttgart wenigstens den Muth hatte, sich ihr standhaft zu widersetzen, und daß der Prä-

lat Osiander, als sie ins Kirchengebet wollte eingeschlossen seyn, erwiederte: Es werde ja immer im Vater Unser für sie gebetet, wo es heiße, erlöse uns von dem Uebel.

Der Nachfolger dieses Herzogs, Carl Alexander, war in kaiserlichen Diensten, war katholisch geworden, und dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld, woran es nach der letzten Regierung fehlte. Geld schaffte dann dem neuen Herzoge der Jude Joseph Süß Oppenheimer, der ihm schon vorher Lieferungen und Geld besorgt hatte, und den er mit sich ins Land brachte. Diesem Juden wurden jetzt Stellen und Verwaltung als eine Waare überlassen, die er dem Meistbietenden verkaufte. Man erwartete ein strenges Gericht über die Grävenitz und ihre Genossen; wir wollen anführen, was geschah, weil man dabei einen Blick auf das Leben und Treiben in ganz Teutschland thun kann, der dem Verständigen mehr andeuten wird, als wir zu erklären Beruf finden.

Es wurden unmittelbar nach Herzog Carls Eintreffen im Dezember 1733 der gewesene Premierminister und Oberhofmeister Graf von Grävenitz, seine zwei Söhne, der Director Pfeil und Andere, z. B. der Regierungsrath Vollmann Pfau, Scheidt, Damo, verhaftet und zugleich gegen die ehemalige Maitresse, die schon aus dem Lande getrieben war, ein Prozeß eingeleitet, ihre Güter Boyhingen und Freudenthal in Besitz genommen. Die Gräfin hatte Geld genug; sie gieng erst nach Mannheim; dort hielt sie sich nicht für sicher, und reisete nach Berlin, wo sie, wie in Wien, Freunde und Schutz fand, weil sie über die Mittel, sich Freunde zu erwerben, nicht bedenklich war. Der König von Preußen erließ für sie nachdrückliche Schreiben, der Kaiser rieth dringend, die Sache mit ihr gütlich abzumachen; des Herzogs Jude handelte also mit ihr. Sie gab ihre Güter auf; dafür bewirkte Joseph Süß, daß ihr Geld genug gezahlt ward. Auch mit ihrem Bruder ward accordirt; er überließ den neuen Blutsaugern seinen ganzen Raub und ward mit 56,000 Gulden abgefunden. Mit den andern ward einzeln gehandelt; sie zahlten oder wurden unter die schändlichen Creaturen der neuen Regierung eingeschoben. Schuldige und unschuldige Beamte wurden von dem Fiscalamt, worin der Jude Präsident war, nach Willkühr um Geld gestraft, und alle Prozesse endlich an dieses Amt gezogen. Auch in dem Gratialamt, wo alle Gnadensachen verkauft wurden, präsidirte der Jude, der alle Stellen, besonders die geistlichen, nach einer Art Taxe ausbot und den Meistbietenden feil hatte. Die Waisengelder und frommen Stiftungen wurden beraubet und in zwei Jahren mehr als 450,000 Gulden unrechtmäßig erhoben. Daß man in jener Zeit es wagen durfte, ganz offen zu seyn, und den Tugenden, denen der gute Bürgersmann noch treu war, dreist Hohn zu sprechen, sieht man aus einem Schreiben des regierenden Herrn an seine Diener über den Prozeß, den er mit den Testamentserben des vorigen Herzogs über dessen Nachlaß führte. Was das Land und das arme würtembergische Volk litt, kann man daraus beurtheilen, daß in den drei Jahren der Regierung des Herzogs Carl Alexander und der Bande Gauner, denen sein Jude das Land verkaufte, wie die Acten beweisen, über eine Million Gulden durch Stellen-Verkauf und durch Erpressungen andrer Art zusammengebracht wurden. Der Wildschaden betrug wahrscheinlich eben so viel, denn ungeachtet im Jahre 1737, in welchem Herzog Carl Alexander starb, drittehalbtausend Hirsche, viertausend Wild und Schmalthier, und ungefähr fünf tausend wilde Schweine verschiedenen Alters und Geschlechts geschossen worden waren, betrug doch im Jahre 1738 allein der Wildschaden gegen 500,000 Gulden.

Fragt man, wo das Geld blieb, das nicht vom Juden Süß und seinen jüdischen und christlichen Handlangern eingesteckt und in Sicherheit gebracht ward, so ist die Antwort: es wurde an Feste und Aufzüge, an Juwelen, mit denen der Jude den Herzog betrog, an Opern, Komödien, Sängerinnen, prächtige Carnevals-Lustbarkeiten gewendet, und der Herzog hatte so wenig Geld vorräthig, daß er zum Kauf dreier nicht beträchtlichen Lantgüter Geld aufnehmen mußte. Sängerinnen, Quacksalber und Lustigmacher fanden am Hofe ein Paradies, und bei der gewaltsamen und ungerechten Verfolgung, welche über alle die Leute verhängt ward, die den Herzog benutzt hatten, fand man im Hause einer der Sängerinnen fünf tausend Gulden und hundert und fünfzig Taschenuhren. Der Herzog fühlte sein Ende nahen und wollte zu einem Marktschreier nach Danzig reisen, um curirt zu werden, und dennoch wohnte er allen Komödien, Bällen, Redouten des Carnevals bei, und als nach seinem Tode sein Leichnam geöffnet ward, hieß es in dem Bericht: das Herz und der Kopf, und alles Andre sey ungemein gesund befunden, auch das Geschwür in der Lunge sey völlig ausgeheilt gewesen; den Magen hätte man gleich zurückgelegt, die Brust war aber von Staub und Rauch und Dampf des Carnevals und der Opern so voll, daß eine Suffocatio sanguinis nothwendig erfolgen mußte.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer.



Wie Schlosser der Repräsentant des strengen Demokratismus ist, dessen höchster und einziger Maßstab die Sittlichkeit und Wahrheit ist, so kann Raumer füglich als der Repräsentant des doctrinären Constitutionalismus bezeichnet werden, der mit seinen eigenen Grundsätzen, die an sich schon auf Fiction, d. h. auf Unwahrheit beruhen, im Leben nicht selten in Widerspruch geräth.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer, geb. zu Wörlitz bei Dessau am 14. Mai 1781, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, und studirte hierauf in Halle und Göttingen die Rechte und die Staatswissenschaften. Er war

erst 20 Jahre alt, als er schon Referendarius bei der kurmärkischen Kammer wurde (1801); im folgenden Jahre wurde er zum Assessor befördert. Seine Geschäftsgewandtheit wurde dadurch anerkannt, daß er im J. 1806 die Leitung eines Departements der Domainenkammer zu Wusterhausen bei Berlin erhielt, im J. 1809 zum Rath bei der Regierung in Potsdam ernannt und 1810 von Hardenberg, der seine großen Fähigkeiten schätzte, nach Berlin berufen wurde, wo er im Ministerium bei der Abtheilung für Staatsschulden bethätigt wurde. Doch hatte er sich während dieser ganzen Zeit fortwährend mit geschichtlichen Studien beschäftigt, die seiner Neigung mehr zusagten, als das praktische Geschäftsleben. Sein lang gehegter Wunsch, sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen, ging endlich in Erfüllung, er wurde im J. 1811 mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths zum Professor an der Universität in Breslau ernannt. Schon damals mit dem Gedanken umgehend, eine Geschichte der Hohenstaufen zu schreiben, machte er größere Reisen, um in Bibliotheken und Archiven Materialien für dieselbe zu sammeln; so ging er im J. 1815 nach Venedig, und im J. 1816 bereiste er Deutschland, die Schweiz und ganz Italien. Im J. 1818 wurde er als Professor der Staatswissenschaften nach Berlin berufen, wo er jedoch vorzugsweise Vorlesungen über Geschichte hielt, und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Von Berlin aus machte er mehrere größere wissenschaftliche Reisen, so nach Paris und dem südlichen Frankreich (1830), nach England (1835), nach Italien (1839) und nach Amerika (1843), denen wir einige schätzenswerthe Werke zu verdanken haben. Im J. 1831 nahm er seine Entlassung aus dem Obercensurcollegium, zu dessen Mitglied er früher ernannt worden war, weil er dessen strenge Ansichten nicht theilen konnte. Eben so legte er das Secretariat der Akademie der Wissenschaften nieder, weil er durch eine in derselben gehaltene Rede vielfachen Anstoß gegeben hatte. Die ehrenwerthe Freimüthigkeit und Unabhängigkeit, die er bei diesen und andern Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte, erwarb ihm im J. 1848 die Ernennung zum Mitglied des sogenannten deutschen Parlaments in Frankfurt. Seine hohe gesellschaftliche Bildung und seine anerkannte Geschäftsgewandtheit lenkte die Wahl auf ihn, als dasselbe einen Gesandten nach Paris schickte. Aber es gelang ihm nicht einmal, sich als solcher anerkennen zu lassen, wir glauben weniger aus diplomatischer Unfähigkeit, als aus Mangel an gutem Willen, da er durch kräftigeres Auftreten mit Preußen in unangenehme Verwickelungen hätte kommen müssen, und er zudem das klägliche Ende des Parlaments voraussehen mußte, das in sich selbst den Todeskeim trug, und weil ihm endlich an der Umgestaltung Deutschlands nicht sehr gelegen war.

Raumers schriftstellerische Thätigkeit ist sehr groß, unter seinen Werken sind mehrere von hoher Bedeutung und keines ist ohne Werth. Schon seine ersten Versuche, die an geistvollen Bemerkungen über Leben, Staat und Literatur reiche „Herbstreise nach Venedig" (2 Bde. Berl. 1816), namentlich aber die „Vorlesungen über die alte Geschichte" (2 Bde. Lpz. 1821) fanden vielseitigen Beifall, besonders wegen ihrer schönen und gefälligen Darstellung. Unter allen steht aber seine „Geschichte der Hohenstaufen" (6 Bde. Lpz. 1823—25) am höchsten. Allerdings läßt dieselbe Manches zu wünschen übrig, es ist namentlich nicht zu verkennen, daß der Einfluß der romantischen Anschauung des Mittelalters die Gründlichkeit der Forschung beeinträchtigt, das Urtheil häufig bestimmt hat, daß endlich dem Ganzen der universalhistorische Standpunkt mangelt, von dem allein eine so wichtige Periode der Geschichte mit Klarheit und Sicherheit überschaut werden kann. Es hat daher die „Geschichte der Hohenstaufen" nicht wenig dazu beigetragen, irrige Ansichten über Begebenheiten, Personen und ihre Zwecke zu verbreiten. Bei allen diesen Mängeln verdient die „Geschichte der Hohenstaufen" doch Anerkennung, und zwar schon wegen ihrer Vollständigkeit, da sie sich auch über die Rechtsverhältnisse des Staats, der Kirche und der einzelnen Stände des Volks, so wie über Kunst, Wissenschaft und häusliches Leben verbreitet. Vor Allem ist die gefällige Darstellung zu rühmen, welcher nur größere Kürze zu wünschen wäre. Weit tiefer steht seine „Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts" (8 Bde. Lpz. 1832—52), in der wir besonders die Entschiedenheit der Ansichten vermissen, die uns den greisen Schlosser so ehrwürdig macht. Man sieht, daß Raumer zwar in der That ein Freund des Fortschritts ist, aber ein Feind jeder kräftigen Bewegung, und sich leicht mit dem Schein zufrieden stellt. Eine Frucht seiner Reise nach Frankreich waren die „Briefe aus Paris und Frankreich im J. 1830" (2 Bde. Lpz. 1831), in denen er sich über die damaligen Zustände um so freimüthiger äußert, als er den Standpunkt des gewöhnlichsten Constitutionalismus nicht verläßt. Wichtiger sind die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" (2 Bde. Eb. 1831), mit schätzenswerthen Beiträgen über die damaligen Verhältnisse, die er meist aus ungedruckten Quellen, vornämlich aus Gesandtschaftsberichten, schöpfte. Während er in diesen Briefen den Stoff, den er gesammelt, übersichtlich zusammenstellt, so daß sie erst nach der Hand geschrieben zu sein scheinen, sind dagegen diejenigen, welche er unter dem Titel „England im J. 1835" (2 Bde. Lpz. 1836) herausgab, und denen er später einen dritten Band, „England im J. 1841" (Eb. 1842) nachfolgen ließ, wohl unmittelbare Darstellungen seiner Beobachtungen und Ansichten. Die Mittheilungen über die englischen Zustände sind von großem Interesse, aber in der Beurtheilung derselben erhebt sich Raumer nicht zu großartigen Anschauungen. Eine weitere Frucht seines Aufenthalts in London waren die fleißigen und schätzenswerthen „Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv" (5 Bde. Leipz. 1835—39), denen bald darauf die Schrift „Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes" (2 Bde. Eb. 1840) folgte. Von weitaus größerer Bedeutung ist aber sein letztes Werk „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (2 Thle. Lpz. 1845), das zwar nicht viel Neues darbietet, aber eine recht gute Uebersicht aller Verhältnisse enthält. Der Verfasser würdigt sie mit großer Unparteilichkeit, und man muß sich billig

wundern, daß er das, was er während seines Aufenthalts in jenem Lande gesehen und gelernt, als Mitglied des deutschen Parlaments so wenig zu nutzen verstand.

Aus der „Geschichte der Hohenstaufen“.

(Der Sturm auf Jerusalem im J. 1099.)

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung [nach dem Oelberge], begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug besser als an allen anderen Seiten gedeckt sey; deshalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, ans Thal Josaphat stoßender Stadtthurm befand sich nunmehr zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstaunt sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähnten, er sey davongezogen: bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung auffüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlassen; die innere, mit Häuten überzogene, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und andern weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalls, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen war es aber gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die letztern einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Oel und Wachs darüber hin, steckten Alles an mehren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurm des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen; es mißlang jedoch, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn fest hielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den, glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr,“ rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beistand?“ Und Alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen, nebst dreien Mädchen, welche sie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der innern Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eil ließen die Pilger nunmehr jene Fallbrücke vom Thurm des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbei eilend, Herzog Gottfried und Eustathius sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Tolouse, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechszehn von ihnen im Zionsthore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor Allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, kein Einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Erwerbern die Geschicklichkeit

des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch kehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück! Es war schon früher, zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes, der Grundsatz angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß Jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersprengung der größeren Massen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang Einige, von den Thürmen hinabzuspringen; man warf Andere zu den Fenstern hinans, daß sie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände oder Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte Mehre an langsamem Feuer; man schnitt Anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarbeiten, der Rettung wegen, verschluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht so viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden and gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der, in den früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehen, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen.“ Der Himmel sey Allen erworben, Gott sey Allen gnädig für das große Werk: das war die feste Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am neun und dreißigsten Tage der Umlagerung, am funfzehnten Julius des Jahres 1099.

Karl August Varnhagen von Ense.



Unter allen deutschen Biographen nimmt Karl August Varnhagen von Ense ohne Vergleich den ersten Rang ein; ja wir dürfen ihn sogar mit Stolz neben Plutarch und den bedeutendsten Biographen der neuern Zeit nennen. Am 21. Febr. 1785 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater Arzt war, begleitete er diesen an verschiedene Orte, zuerst nach Strasburg, zuletzt nach Hamburg. Bald nach des Vaters Tod ging er 1800 nach Berlin und trat in die medicinisch-chirurgische Pepinière als Volontair ein, doch zog ihn das Studium der Philosophie und die Beschäftigung mit der Literatur ungleich mehr an, und seine Vorliebe wurde durch die Bekanntschaft mit A. W. Schlegel und Fichte, so wie mit bedeutenden jungen Männern, die später sämmtlich vortheilhaft bekannt und selbst berühmt wurden, nicht wenig genährt; es waren namentlich Chamisso, W. Neumann, Theremin, Koreff, mit denen er Freundschaft schloß und seine Studien betrieb. Er kehrte zwar Ende 1804 wieder nach Hamburg zurück, doch ging er 1806 nach Halle, dann nach Berlin und Tübingen, um seine Studien fortzusetzen. Von tiefem Haß gegen die Feinde des Vaterlands erfüllt, trat er 1809 in das österreichische Heer, und kämpfte in der Schlacht bei Aspern mit solcher Auszeichnung, daß er bald darauf zum Offizier befördert wurde. In der Schlacht bei Wagram schwer verwundet, wurde er nach Wien gebracht. Nach seiner Genesung eilte er zu seinem Regiment nach Ungarn, wo ihn sein Oberst, der nachmalige General Prinz Bentheim, lieb gewann und ihn 1810 nach Paris mitnahm. Als die Oesterreicher im J. 1812 am russischen Feldzuge Theil nahmen, gab er seine Entlassung, ging nach Berlin, und trat 1813 als Hauptmann in russische Dienste. Nach kurzer Zeit wurde er Adjudant des Generals Tettenborn, mit welchem er bis nach Paris zog. Als er dort von Preußen Zusicherung einer diplomatischen Anstellung erhalten hatte, eilte er nach Berlin, um sich mit seiner langjährigen Freundin, der durch Geist und vielseitige Bildung ausgezeichneten, obwohl viel älteren Rahel Levin Robert, früher Marcus, zu vermählen, worauf er 1814 dem Staatskanzler von Hardenberg zum Congreß nach Wien folgte, den er auch 1815 nach Paris begleitete. Im J. 1816 wurde er zum preußischen Ministerresidenten

in Karlsruhe ernannt; da aber seine freisinnige Haltung weder dort noch in Berlin gefiel und er deshalb 1819 in gleicher Eigenschaft nach Nordamerika verwiesen werden sollte, zog er sich mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths ins Privatleben zurück. Er nahm seinen Wohnsitz in Berlin, wo er im Verein mit seiner geistreichen Gattin ein glückliches und heiteres Leben führte, das leider nur zu früh für ihn durch ihren Tod (1833) unterbrochen wurde. Während wir dieses schreiben, erhalten wir die schmerzliche Nachricht, daß auch er sein thätiges und bis zum letzten Augenblick jugendlich frisches Leben geschlossen hat. Er starb am 9. October 1858 eines schmerzlosen Todes, plötzlich von einem Schlagfluß dahingerafft.

Varnhagen hat sich als Dichter versucht und auch Erzählungen und Novellen geschrieben (S. o. S. 34 und 522), und es waren diese Versuche, wenn sie auch nicht zu den bedeutenden Erscheinungen gezählt werden können, für seine Entwickelung von hohem Werth; er lernte dadurch den Werth der schönen Form mit Rücksicht auf den Ausdruck, die Darstellung und die Composition des Stoffs erkennen; es waren Studien, ohne welche er gewiß die Meisterschaft nicht erreicht hätte, die wir in seinen historischen Schriften bewundern. Er besaß zudem vielseitige und nach verschiedenen Seiten hin gründliche Kenntnisse, einen durch die Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur fein gebildeten Geschmack und die Gewandtheit des Geistes, die nur im Leben und im Umgang mit der höheren Gesellschaft gewonnen werden kann. Er legte hohen, vielleicht zu hohen Werth auf das Vornehme in der Erscheinung; aber wenn er auch in seinen Urtheilen diese Neigung hervortreten ließ, so machte sie ihn doch nicht ungerecht gegen das Natürliche und Volksthümliche. Varnhagen war nämlich zwar aristokratisch in den Formen, keineswegs aber in seiner Gesinnung. Und jenes war er nur, weil sie seinem ästhetischen Gefühl am meisten entsprachen. Dieses angeborne Gefühl für das Schöne mußte ihn auch bald aus dem Feldlager der Romantik entfernen, der er sich zuerst angeschlossen hatte, es mußte ihn zu Göthe führen, den er mit der größten Hingebung studirte, und dessen prosaischen Styl er sich mit wunderbarer Sicherheit aneignete, so daß man oft bei ganzen großen Stellen in seinen Schriften glauben möchte, sie seien von Göthe selbst geschrieben. Man kann ihm allerdings den Vorwurf machen, er habe diesen Meister des Styls allzuängstlich nachzuahmen gesucht und oft selbst Lieblingswendungen und Formen desselben gebraucht; allein dieser Mangel, wenn es überhaupt einer ist, verschwindet vor den übrigen großen Vorzügen und Schönheiten seiner Darstellung. Auch darf man nicht vergessen, um nicht ungerecht zu werden, daß der Charakter der spätern Prosa Göthe's, den wir schon oben als vornehm bezeichnet haben, der eigenthümlichen Bildung Varnhagens entsprach, und er, wenn sein Styl diesen Charakter zeigt, hierin nicht sowohl Göthe nachahmte, als ihm begegnete. Seine Sprache ist übrigens geschmeidig, reich, wohllautend, mit Einem Worte schön, sie ist bis zur Durchsichtigkeit klar, lebendig und würdig, und endlich verdient auch das Bestreben nach möglichster Reinheit volle Anerkennung, ob er gleich darin nicht immer glücklich war, da seine Verdeutschungen fremder Wörter oft nur verständlich sind, wenn man sich an diese erinnert.

Varnhagens tief künstlerische Natur zeigt sich aber nicht bloß in der Darstellung und der Sprache, sondern auch in hohem Maße in der Behandlung seiner Stoffe, die er in Folge gründlichen Studiums der Quellen mit voller Sicherheit beherrscht. Er weiß den Stoff mit Geschmack und künstlerischem Sinn so zu vertheilen und zu ordnen, daß sich die Begebenheiten lebendig, klar und übersichtlich entwickeln, das Künftige mit großem Geschick vorbereitet wird, das Spätere als nothwendiges Ergebniß des Vorhergehenden erscheint. Kleine Züge, die an sich unbedeutend erscheinen, versteht er mit solchem Glücke einzufügen, daß sie über das Ganze die Farbe der Wahrheit verbreiten und es mit frischem Leben erfüllen. Noch großartiger ist er aber darin, daß er auch da lebensvolle und wahre Gemälde zu schaffen weiß, wo ihn seine Quellen zu verlassen scheinen. Mit bewundernswürdigem Scharfsinn, ja man möchte es Divinationsgabe nennen, hebt er eine leise Andeutung seiner Quellen hervor, auf die ein Andrer kein Gewicht legen würde, entwickelt den Keim, der in ihnen liegt, spinnt auf diese Weise eine Reihe von Fäden an, die er dann zu einem kunstreichen Gewebe vereinigt, das den Charakter der vollkommensten Wahrheit an sich trägt. So ist z. B. die Biographie des „Freiherrn Georg von Derfflinger" entstanden, die bei aller Armuth der Quellen ein lebensvolles und beinahe reiches Gemälde darbietet.

Varnhagen hat mit Vorliebe das Leben hervorragender Krieger, dann auch mehrere Dichter beschrieben. Zu beiden war er durch den Gang seines Lebens und seiner Bildung geeignet, wie wenige Andre. Er hatte selbst mehrere Feldzüge mitgemacht, und wenn er auch nur untergeordneten Grad hatte, so befand er sich als Adjudant bei Tettenborn in solcher Stellung, daß er seinen militärischen Blick schärfen konnte. Auch hat er die Kriegsbegebenheiten bis in das Detail der Gefechte mit großer Klarheit geschildert, und die Thätigkeit der Feldherrn und Führer gründlich beurtheilt. Die politischen Verhältnisse behandelt er mit großer Sicherheit, man erkennt den praktischen Diplomaten insbesondre daran, daß er den Zusammenhang der Dinge und ihrer Verwickelungen scharf auffaßt, und zu lichtvoller Uebersicht zu bringen weiß. Da er selbst Schriftsteller war und einen gediegenen, durch das Studium der alten und neuern Klassiker, so wie der Philosophien gebildeten Geschmack, zudem einen empfänglichen Sinn für alle Formen des Schönen und Guten hatte, und zudem das seltene Talent besaß, schriftstellerische Charaktere von der Seite aufzufassen und darzustellen, von welcher sich ihre Individualität am schärfsten und klarsten offenbart, gehören seine Biographien von Dichtern und Schriftstellern zu dem Trefflichsten, was wir in dieser Beziehung besitzen.

Nach dieser ausführlichen Darstellung von Varnhagens schriftstellerischem Charakter können wir seine einzelnen Werke in rascher Uebersicht erwähnen. Er begann seine historischen Arbeiten mit Darstellungen bedeutender Verhältnisse der Zeit-

geschichte; er schrieb nämlich die „Geschichte der Hamburger Ereignisse" (London 1813) und die „Geschichte der Kriegszüge Tettenborns während der Jahre 1813 u. 1814" (Stuttg. 1814). Später wendete er sich zur Biographie, in deren Behandlung er sich schon von Anbeginn als Meister beurkundete. Seine „Biographischen Denkmale" (5 Bde. Berl. 1824—30) sind schon durch die bedeutenden Persönlichkeiten anziehend, die er schildert. Der erste Band erzählt von drei deutschen Kriegs- und Staatsmännern, dem Grafen zur Lippe, dem Grafen von der Schulenburg und dem König Theodor von Corsica (eigentlich Baron Neuhof), die ihre Talente fremden Völkern widmeten, weil die große Heimat ihnen keinen angemessenen Wirkungskreis darbot. Der zweite und dritte Band sind den preußischen Feldherren Derfflinger, Anhalt-Dessau und Blücher gewidmet. Alle sind durchaus trefflich und lassen die Persönlichkeit der Helden und ihrer bedeutenden Umgebungen kräftig hervortreten. Blüchers Lebensbeschreibung ist vielleicht zu breit gehalten, was ohne Zweifel daher kommt, daß der Verfasser ihm eine zu große Wichtigkeit beigelegt hat und das Unrichtige davon selbst fühlte. Im vierten Band bespricht er die Dichter Flemming, Canitz und Besser. Wenn diese Zusammenstellung auch auffallen mag, da die beiden letzten so wenig Aehnlichkeit mit dem ersten haben, so erkennt man doch gern die treffliche Ausführung ihrer so verschiedenartigen Verdienste an. Der letzte Band enthält die meisterhafte Biographie des Grafen von Zinzendorf. „Es war gewiß eine sehr richtige Ansicht," schrieb ihm W. v. Humboldt, „den Mann als Staatsmann zu schildern; es blieb jedoch nicht weniger schwierig, zu zeigen, wie seine dahin einschlagenden großen Eigenschaften sich mit Motiven verbanden, die sonst nur dem einsamen Gefühl eigen sind, ja wie sie sogar wahrhaft und ganz aus diesen Motiven entsprangen. Diese Schwierigkeiten zu überwinden, ist Ihnen aber vollkommen gelungen."

Ohne mit den „Biographischen Denkmalen" äußerlich verbunden zu sein, reihen sich ihnen die folgenden Lebensbeschreibungen, die wir Varnhagen noch verdanken, in Geist und Form würdig an. Es sind meist Biographien preußischer Feldherren aus der Zeit Friedrichs II. oder aus der der Befreiungskriege, also aus den schönsten Zeiten der preußischen und deutschen Geschichte. Nach und nach erschienen das „Leben des Generals Freih. von Seydlitz" (Berl. 1834), des „Generals von Winterfeldt" (Eb. 1836), des „Feldmarschalls Grafen von Schwerin" (Eb. 1841), des „Feldmarschalls Keith" (Eb. 1844) und des „Generals Grafen Bülow von Dennewitz" (Eb. 1854), die in ihrer Gesammtheit ein lebendig anschauliches Bild der Zeiten gewähren, in denen sie lebten und wirkten. So unverkennbar freimütbig und freisinnig Varnhagen in diesen Schriften ist, so konnte dies bei dem Stoff, den er darin zu behandeln hatte, nicht so kräftig hervortreten, weshalb ihm auch wohl Mangel an entschiedenem Freisinn vorgeworfen wurde. Wie ungerecht und falsch dieser Vorwurf war, ersehen wir aber aus „K. Müllers Leben und kleinen Schriften" (Berl. 1847), in welchen er die Bedeutsamkeit und den weitgreifenden Einfluß eines bescheidenen und deshalb zurückgesetzten Mannes mit ehrenwerthem Freimuth darstellt. Noch wichtiger ist aber „Hans von Held. Ein preußisches Charakterbild" (Lpz. 1845); denn es zeugt immer von moralischem Muthe und edler Gesinnung, wenn ein deutscher Schriftsteller, namentlich ein solcher, der sich am liebsten in der vornehmen Welt bewegt und mit ihr in näherer Verbindung steht, es wagt, die Schändlichkeiten der Verwaltung und der Justiz seines eigenen Landes aufzudecken, und das Andenken eines Mannes zu rechtfertigen, der als ein Opfer der schlechten Regierung seines Vaterlands und der gemeinsten Intriguen fiel, an denen die höchstgestellten Männer des Staats Theil nahmen. Noch müssen wir die „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" (7 Bde. Mannh., später Lpz. 1836—47) erwähnen, die theils in Mittheilungen über des Verfassers eigenes Leben, theils in andern biographischen Berichten oder Kritiken bestehen. Die „Denkwürdigkeiten" bilden kein Ganzes, sondern bringen nur einzelne bedeutende Gemälde aus der Geschichte seines Lebens, das, wie wir aus der kurzen Uebersicht desselben wissen, reich an Erfahrungen war, so daß diese Mittheilungen für die Geschichte der Zeit und der bedeutenden Persönlichkeiten manches Wichtige darbieten. Sie verdienen aber um so mehr Auszeichnung, als die deutsche Literatur an guten Schriften dieser Art verhältnißmäßig sehr arm ist.

Aus den „Biographischen Denkmalen".

(Graf Wilhelm zur Lippe.)

Er fand in Bückeburg ein weites Feld eröffnet für seine mannigfache, nach den verschiedensten Richtungen mit Ernst und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzustellen, Unterbrochenes fortzusetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund seines Herzens den edlen Vorsatz gefaßt, seine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das seinige thun, um seinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beispiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquis vom Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft ergaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzuraſcher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Charakter trüben. Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigne Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe aus den Städten sowohl als vom Lande berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig. Indem er auf solche Weise jede freie Meinung

und Thätigkeit auf ihrem Standpunkt ehrte und gelten ließ, suchte er von dem seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigne Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe seines treuen Kammerdirectors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Kästner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste in seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthschaften, seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eignen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt schädlich dünkte, indem sie den Fleiß hemme und die Verschwendung begünstige; er stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten — damals noch selten, — gute Armenpflege, ein Waisenhaus. Wüste Strecken, deren es in der Grafschaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Ansiedelungen gründen; in Waldgegenden besonders, die er minder verödet zu sehen wünschte, stiftete er Niederlassungen für seine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld versorgt wurden. Ueber den Zustand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er sich regelmäßig Bericht erstatten, der Fleiß fand vielfache Aufmuntrung und Belohnung, die Fahrlässigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorschüsse zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigstens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle selbst, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derselben schrieb er selbst, und diese trugen in der Angemessenheit des Inhalts, wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge seines Geistes und Charakters. Er suchte die Verbesserungen, die er bezweckte, fast nur durch Wetteifer und Ehrliebe, selten durch Strafe, zu bewirken, und in diesen Bemühungen sah er sich durch den glücklichsten Erfolg belohnt; die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackre und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eignen Augen zu unterrichten; jedermann konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften, ohne jemals neue Auflagen zu machen oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinem Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen, bedünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Namen mit Begeisterung.

Vor allen aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Kriegssache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761 hatte er im Steinhudermeer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den größten Schwierigkeiten und Kosten durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welcher er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und Einrichtungen ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch 16 Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehen. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehre Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Officiere und Gäste, große Gewölbe für Pulver- und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400 Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber 3mal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 12000 Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehn, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen sein, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst die Weser und Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787 allen Versuchen des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wilhelmstein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieser Anlage von tiefern Absichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutschland für jeden äußern Feind ein festes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, nach seinen Kräften in seinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er seinerseits wollte ein Beispiel der Ausführung dieses wichtigen Gedankens geben, und er dachte sich den Wilhelmstein am liebsten als einzelnes Glied einer solchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geschlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollständige Kriegsschule, besonders aber für die Artillerie und das Geniewesen, unter der Aufsicht des Major St. Etienne, eines vortrefflichen Officiers, den er aus Frankreich verschrieben hatte; er berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, schaffte mit großem Aufwand die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe, und was sonst dem Unterrichte tauglich schien, der sich, obwohl mit steter Hinsicht auf das bestimmte Fach, über alle Zweige des Wissens verbreitete.

Am wenigsten wurde die ausübende Thätigkeit versäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des See's, erstreckten sich vielfache Befestigungen und andre kriegswissenschaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke und Geschütze waren hier vorhanden. Die mannigfachsten Uebungen und Versuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende Erfindungen und Verbesserungen gingen von hier aus, besondere Waffenarten, leichtere Geschütze und Lavetten, neue Minirkünste, worunter die Eisminen besonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man diese Erfindung zuerst versucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbesondre zu Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, stellte der Graf viele tausend Versuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wissenschaftliche Ergebnisse daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen

für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weise eingerichtet, unter andern wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigner Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen selbst wurden neue taktische Anordnungen gemacht, besonders in der Aufstellung und dem Gebrauche des Fußvolkes, wobei die Absicht hauptsächlich war, dieser Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirksames Feuer zu geben, sie mit leichtem Geschütze vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in festen Stand zu setzen. In seinem System übrigens standen alle Theile der Kriegskunst, Befestigung, Geschütz, Reiterei, Fußvolk, in engster Beziehung unter einander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem sich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in seine Kriegsschule verstattete; auch hier sah er weder auf Geburt, noch Vermögen, sondern einzig auf Fähigkeiten und Charakter, denn nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höhern Standpunkt stellen müßte, und in der Welt zum höchsten Ansehn und Einflusse erheben könnte. Er wohnte stets den Prüfungen und sehr oft dem Unterrichte bei, durch seine Anwesenheit Lehrer und Schüler geistig anregend; mehrere Theile der Kriegswissenschaft wurden nach seinen Handschriften vorgetragen, er selbst gab häufig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eigenes Beispiel, seine edle, freie Denkart und sein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Charakter junger Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Officiere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres fruchtbaren Berufes würdiger fassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalt als thörigte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvollern wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höhern Gesichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit verfolgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anschein, kein Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den spätern Geschichtsentwicklungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Maßen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen spätern Beispielen, wo bei schon entwickeltern Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Leopold Ranke.



Da in neuerer Zeit die Regierungen ihr früheres Mißtrauen einigermaßen abgelegt und daher den Gelehrten ihre Archive mit mehr oder weniger Freisinnigkeit zugänglich gemacht haben, werfen sich die Geschichtsforscher mit rüstigem und lobenswerthem Eifer auf die Erforschung der neu eröffneten Quellen. Es ist daher begreiflich, daß vorzüglich die neue Geschichte bis in die Zeiten des Mittelalters, wo die geschriebenen Urkunden beginnen, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der neueren Geschichtschreiber in Anspruch nahm und daß es ihrer unermüdlichen Durchforschung der Archive gelang, manche neue Thatsache, manche neue Ansicht über bekannte Begebenheiten und deren Ursachen oder Folgen urkundlich festzustellen. So löblich diese Thätigkeit ist, so hat sie doch ihre Schattenseiten, die bei keinem so offenbar hervortreten, als bei dem Historiker, der uns jetzt entgegentritt, und den wir als den Repräsentanten und das Haupt der neueren Geschichtschreibung bezeichnen können.

Leopold Ranke, geb. am 21. Dec. 1795 zu Wiehe in Thüringen, erhielt, nachdem er seine philologischen Studien vollendet, im J. 1818 die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder, wo er seine schon auf der Hochschule begonnenen Geschichtsstudien mit rüstigem Eifer fortsetzte. Sein erster historischer Versuch, „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften im 14. und 15. Jahrh.“ (1. und einziger Band. Berl. 1824) und die gleich darauf veröffentlichte bedeutende Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ (Eb. 1824) erregte so große Aufmerksamkeit, daß er im folgenden Jahre als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Berlin berufen wurde. Bald darauf reiste er mit Unterstützung der Regierung nach Wien, Venedig und Rom, wo er die Archive mit rastlosem Fleiß und Glück benutzte. Nach seiner Rückkehr gab er

eine Zeitlang die „Historisch-politische Zeitschrift" (5 Bde. Hamb. 1832, Berl. 1833—36) heraus, welche bei scheinbarer Freisinnigkeit und unter dem Vorwande das Bestehende zu erhalten und organisch fortzubilden, dem Rückschritte huldigte. Der Widerspruch, den er hiebei fand, bewog ihn, die publicistische Thätigkeit aufzugeben, und mit erneuter Kraft seine historischen Arbeiten wieder aufzunehmen, die er übrigens keineswegs ganz unterbrochen hatte. Zur Anerkennung seiner hohen Verdienste wurde er 1834 zum ordentlichen Professor und 1841 zum Historiographen des preußischen Staats ernannt.

Ranke bildet den vollkommensten Gegensatz zu Schlosser. Dieser ist ganz Wahrheit, jener ganz Kunst; jener zeigt uns die Geschichte vom Standpunkt der reinsten menschlichen Moral, dieser von dem des kalten Diplomaten; Schlosser läßt sich durch keinen äußern Glanz, selbst nicht durch Größe des Geistes und Bedeutsamkeit des Charakters blenden oder in seinem Urtheil bestimmen, Ranke freut sich an dem Spiel der Intrigue, an der diplomatischen Gewandtheit, mag ihre Absicht noch so schnöde und verächtlich, ihr Zweck noch so verbrecherisch, ihre Wirksamkeit noch so abscheulich sein. Freilich weiß er solche Zwecke und solche Wirkungen mit unnachahmlicher Kunst zu verdecken, zu erklären, zu beschönigen, ja sogar in ein günstiges Licht zu stellen, und den unachtsamen oder leicht erregbaren Leser zu gewinnen; allein wer sich lebhaft an die Wahrheit erinnert, an der Ranke so oft vorbeigeht, wird sich auch durch die kunstvollste Darstellung nicht täuschen lassen. Noch ein großer Unterschied zwischen Ranke und Schlosser liegt darin, daß dem ersten die geschriebene Urkunde, namentlich die von ihm entdeckte, Alles ist, während Schlosser sie nur für ein Mittel ansieht, zur Wahrheit zu gelangen. Daher beachtet dieser Alles und wählt aus den Quellen und Zeugnissen nur das aus, was sich ihm als unwidersprechlich wahr darstellt. Wir zweifeln nicht daran, daß Ranke diese Quellen und Zeugnisse auch alle kennt, aber er läßt sie unbeachtet, unbekümmert, ob sich aus ihnen das Richtige ermitteln lasse oder nicht. Das ist aber eine Willkür, die bei einem Geschichtschreiber ohne jegliche Entschuldigung ist, da er keinen höheren Zweck haben soll, als zur Erkenntniß der vollen Wahrheit zu gelangen und diese mitzutheilen.

So gehen den Geschichtsdarstellungen Ranke's zwei wesentliche Vorzüge ab, die wir bei Schlosser finden, und die wir so hochgestellt haben, nämlich die sittliche Weltanschauung, welche die Weltgeschichte in erhabener Weise zum Weltgericht macht, und zweitens das Streben nach Erforschung der absoluten Wahrheit. Könnten wir aber bei der Beurtheilung eines Historikers von diesen zwei Seiten absehen, so müßten wir ihm freilich den Vorzug vor Schlosser geben, ja ihm den ersten Rang unter den deutschen Geschichtschreibern anweisen. Denn in der Behandlung seines Stoffs ist er in der That unübertrefflich. Er beherrscht denselben mit einer wunderbaren Freiheit, und weiß denselben mit solcher Kunst zu gestalten, daß seine Darstellung beinahe den Eindruck einer von der schaffenden Phantasie gestalteten Dichtung machen. So ist er ein vollendeter Meister in der Anordnung des Stoffs, namentlich versteht er die Begebenheiten so zu gruppiren, daß sie die lebendigste Wirkung hervorbringen. Eben so meisterhaft sind seine Charakterschilderungen, durch welche er uns die verschiedenartigsten Persönlichkeiten zur lebendigsten Anschauung bringt; aber wir dürfen nicht verbergen, daß er gerade in den Zeichnungen derjenigen Charaktere, welche weniger durch sittliche Größe als durch schlaue Gewandtheit sich ausgezeichnet haben, am glücklichsten ist.

Außer den schon genannten Schriften hat Ranke noch mehrere, meist ausgezeichnete Werke geschrieben. Als Frucht seiner Reise nach Wien und Italien erschienen zunächst die „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrh." (Berl. 1827), welches er vorzüglich nach Gesandtschaftsberichten bearbeitete, einer freilich reichen und neuen, aber auch oft unzuverlässigen Quelle. Ein weiteres Ergebniß seiner Reise war die „Verschwörung gegen Venedig im J. 1688" (Berl. 1831). Seine größeren Werke „Die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrh." (3 Bde. Eb. 1834—36), so wie die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (5 Bde. Eb. 1839—43) sind vorzüglich deshalb wichtig und anziehend, weil er darin nachweist, wie mächtig die politischen Interessen auf die Entwickelung der Reformation einwirkten. Weniger bedeutend sind die „Neun Bücher Preußischer Geschichte" (3 Bde. Eb. 1847—48). Am vollständigsten hat er seine eigenthümliche Auffassung in der „Französischen Geschichte, vornämlich im 16. und 17. Jahrh." (4 Bde. Stuttg. 1855 ff.) durchgeführt, worin er, um nur Eines zu erwähnen, gegen alle ausdrücklichen Zeugnisse der Zeitgenossen die Bartholomäusnacht als ein zufälliges Ergebniß darstellt, während es doch eine schon lange vorbereitete Schandthat war.

Aus „Fürsten und Völker von Süd-Europa".

Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht!" Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines

Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft, noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt, sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Pabst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst des Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er bringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken, dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Africa gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter", hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen voll Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet: zwischen Beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es: häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend ihm eine andre Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehn lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire," entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Karl fiel ihm ins Wort: „ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdige Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andre dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

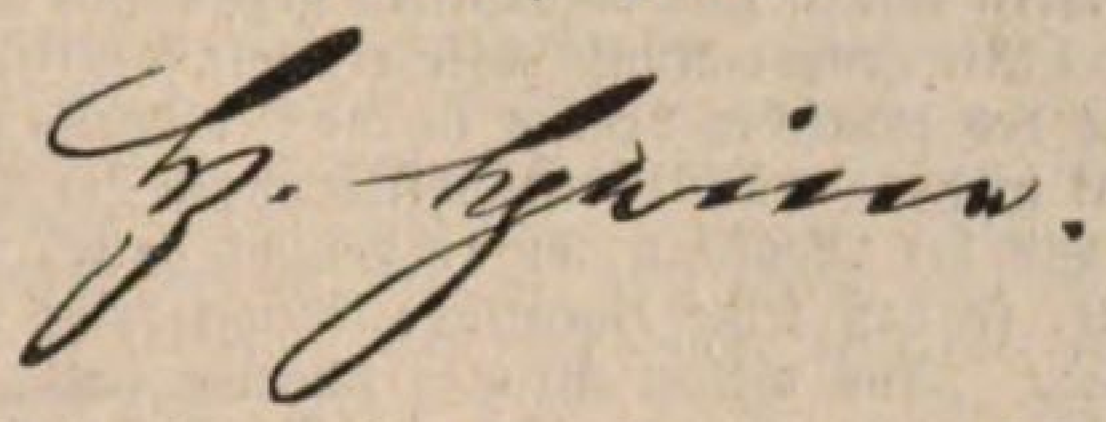
Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehrern Nationen zusammen vorzustehn. Man lobt Karln, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsre Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an; beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagte

Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält! Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an selbstständig zu werden und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwicklung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an die Jagd zu lieben. In den Alburarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen: es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählig und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt: die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlieder senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36sten Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40sten Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück, und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte als der nachfolgenden, obwohl dieselben soviel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehn und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit trefflichen Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagt Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten. Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nemliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Karl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knien. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe nachzukommen.

In diesem Zustand entschloß er sich das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

Heinrich Heine.



Heinrich Heine, dessen Bedeutsamkeit als Dichter wir schon kennen gelernt haben, hat sich auch durch seine prosaischen Schriften einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur erworben, ja es ist vielleicht der Einfluß dieser Werke noch bedeutsamer, noch weitgreifender als der seiner Dichtungen, wie man denn auch auf diese erst durch jene aufmerksam wurde. Unter seinen prosaischen Schriften nehmen die „Reisebilder" (4 Thle. Hamb. 1826—31) nicht bloß der Zeit, sondern auch dem Werthe nach die erste Stelle ein. Dieselben sind aber nach zwei Richtungen hin einflußreich geworden, nämlich sowohl durch ihre Form als durch ihren Inhalt. Was zunächst die Form betrifft, so haben wir seinen Styl und dessen Einfluß in den einleitenden Bemerkungen zur Prosa dieses Zeitraums schon hinlänglich charakterisirt (S. o. S. 597); was noch über die Darstellung insbesondre zu sagen ist, wird sich in den nachfolgenden Bemerkungen über den Inhalt und das Wesen der „Reisebilder" leicht anfügen lassen. Dieselben erregten bei ihrem Erscheinen schon das ungeheuerste Aufsehen; sie fielen, um das „altgesprochene Wort" zu gebrauchen, wie ein Blitz vom heitern Himmel mitten in die Verdumpfung hinein, die sich seit Jahren über das deutsche Leben gelagert hatte. Es war die Zeit, in welcher die Schicksalstragödien, Raupach, Clauren und andere ähnliche Schriftsteller das Volk in einen den Regierungen gar angenehmen Schlaf lullten, in jenen zwanziger Jahren, die wir schon oft als die traurigste Epoche in der neuen Geschichte bezeichnet haben. Da trat Heine mit seinen „Reisebildern" auf, stellte sich keck dieser Verdumpfung, der politischen und literarischen Reaction entgegen und goß die Fülle seines unerschöpflichen Witzes über diese heillosen Zustände aus. Er zeigte, wie die Gelehrsamkeit in den alten Pedantismus zurückzufallen drohe, der jede kräftige Lebensregung niederdrücke; er zeigte, wie die gedankenlose Gleichgültigkeit des Volks gegen die immer erbärmlicher sich gestaltenden Zustände des öffentlichen wie des bürgerlichen Lebens zur Barbarei zurückführen müsse; er zeigte, wie tief ein Volk gesunken sei, das sich wie eine Heerde Schafe leiten lasse und sich mit Allem zufrieden gebe, was ihm von den Regierungen und ihren Beamten geboten werde. Aber er that dies auf eine feine und geistreiche Weise. Er hütete sich wohl, diese traurigen Zustände offen zu bekämpfen; er würde wenig Theilnahme bei dem schlummernden Publikum gefunden und den Zorn der Gewalthaber erregt haben. Er machte das, was er bekämpfen wollte, bloß lächerlich, indem er durch die Waffe zu wirken suchte, die in Frankreich schon so viele Wunder gethan hatte. Und seine Darstellungen waren so trefflich, so wahr, so reizend, sie malten die schwachen Seiten des deutschen Lebens, namentlich die spießbürgerliche Gleichgültigkeit in demselben mit so lebendigen Farben, daß

selbst die Gleichgültigsten davon ergriffen und wider ihren Willen zum Nachdenken gezwungen wurden. Mit großer Kunst hatte er diese satyrischen Züge des deutschen Lebens in die lieblichen, zum Theil höchst gemüthlichen Schilderungen der Länder und der Menschen, die er besucht hatte, vertheilt, so daß seine eigentliche Absicht nicht hervortrat. Aus diesem Grunde scheinen sogar die Regierungen anfangs nicht viel Gewicht auf die „Reisebilder" gelegt, sie vielmehr für eine ganz ungefährliche Erscheinung gehalten, und sogar in sofern mit Wohlgefallen gesehen zu haben, als sie in dem Werke eine gewöhnliche Unterhaltungslectüre erblickten. Erst als die letzten zwei Bände erschienen, in denen er die politische und religiöse Reaction direct angriff, und seine Satyre zum vernichtenden Hohn wurde, besonders als eine Reihe von jungen talentvollen Männern sich ihm anschloß, und in seinem Sinne zu schreiben begann, wurden auch die Regierungen auf ihn aufmerksam, und es erfolgte ein eben so lächerlicher als barbarischer Beschluß des deutschen Bundes, durch welchen seine und seiner Anhänger Schriften, und zwar selbst die noch nicht geschriebenen, verboten wurden. Zu diesem Beschlusse trugen freilich auch seine leichtfertigen, öfters sogar cynischen Bemerkungen über religiöse Dinge und Geschlechtsverhältnisse bei. Zeigte sich übrigens schon darin die Frivolität seines Charakters, so brandmarkte er sich noch weiter dadurch, daß er in den letzten Theilen seiner „Reisebilder" auch bedeutende und ehrenwerthe Männer, wie den Grafen von Platen, in gemeiner Weise angriff, wodurch er selbst diejenigen von sich abstieß, die sein Talent hochschätzten und ihm dafür dankbar waren, daß er die Deutschen aus ihrem politischen Schlummer erweckt hatte. Da man auch, wohl nicht mit Unrecht, an dem Ernst seiner Gesinnungen zu zweifeln begann, sank sein Einfluß immer mehr, so daß seine nachfolgenden Schriften nur vorübergehende Beachtung erwarben und bald vergessen wurden. Die „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" (2 Bde. Hamb. 1833) und „Die Romantische Schule" (Eb. 1836) zeugen von seinem unerschöpflichen Witz, der allerdings auch oft das Rechte trifft, aber es fehlt ihm viel zu sehr an Ernst der Gesinnung und zugleich an durchgebildeter ästhetischer Ansicht, als daß er in seinen Besprechungen der literarischen Zustände genügen könnte. Zudem tritt seine persönliche Abneigung viel zu grell hervor, und man bemerkt bald, daß es ihm wie den meisten witzigen Menschen geht, die um so weniger Tadel ertragen können, je rücksichtsloser sie selbst verfahren. Seine Gereiztheit verleitete ihn zu mancherlei falschen Schritten, namentlich machte er sich durch seine Schrift „Ueber Börne" (Hamb. 1840) ganz verächtlich, da es aus derselben unzweifelhaft hervorgeht, daß er kein Bedenken trug, auch den ehrenwerthesten Charakter zu besudeln, wenn er glaubte, sich über denselben persönlich beklagen zu können. Es ist dies in der That auch nur eine gemeine Schmähschrift, während in der Schrift „Der Denunziant" (Eb. 1837), die er gegen Wolfg. Menzel richtete, der zermalmende Witz von der Wahrheit getragen wird.

Aus den „Reisebildern".

1. Die Stadt Lucca. Cap. II.

„Nichts in der Welt will rückwärts gehen", sagte mir ein alter Eydechs, „Alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavanzement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menschen und die Menschen werden Götter werden." „Aber," rief ich, „was soll denn aus diesen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?"

„Das wird sich finden, lieber Freund," antwortete jener; „wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versetzt."

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß nicht mehr als Schelling und Hegel.

„Was halten Sie von diesen beiden?" frug mich der alte Eydechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

„Wenn man bedenkt," antwortete ich, „daß sie bloß Menschen und keine Eydechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, die aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei andern Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verschlingungen zusammengesetzt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darinn lebt, statt daß die abstrakt hegelschen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren."

„Gut, gut," erwiederte der alte Eydechserich, „ich merke schon, was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?"

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanserai zu Berlin sich die Kameele sich sammeln um den Brunnen hegelscher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des schellingschen Geistestranks sich drängen, als wär es das beste Bier, Breyhahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit. —

Den kleinen Naturphilosophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Collegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: „welchen von beiden halten Sie für den größten?" „Das kann ich nicht entscheiden," gab ich zur Antwort, „eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sonntag, und ich denke —"

„Denke!" rief der Eydechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, „denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreytausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funkzionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstande meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Anein-

anderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels! ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze."

Bei diesen Worten, die mit einem bedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eydechs den Rücken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

2. Englische Fragmente. XI. Die Befreyung.

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Untersuchung wiederkehrt, so werde ich langweiligst gründlich beweisen, daß nicht Indien, sondern Egypten jenes Kastenthum hervorgebracht hat, das seit zwei Jahrtausenden in jede Landestracht sich zu vermummen, und jede Zeit in ihrer eignen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt todt ist, aber den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichendufte unser blühendes Leben vergiftet, ja, als ein Vampyr des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus dem Herzen saugt. Dem Schlamme des Nil-Thals entstiegen nicht bloß die Krokodille, die so gut weinen können, sondern auch jene Priester, die es noch besser verstehen, und jener privilegirt erbliche Kriegerstand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodille noch übertrifft.

Zwei tiefsinnige Männer, deutscher Nazion, entdeckten den heilsamsten Gegenzauber wider die schlimmste aller egyptischen Plagen, und durch schwarze Kunst — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen sie die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbindung des Priesterthums und der Kriegerkaste, nämlich aus der sogenannten katholischen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geistlich knechtete. Die Druckerpresse zersprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geister gekerkert, und Nord-Europa athmete wieder frei, entlastet von dem nächtlichen Alp jener Klerisey, die zwar in der Form von der egyptischen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiste aber dem egyptischen Priestersysteme um so getreuer bleiben konnte, da sie sich nicht durch natürliche Fortpflanzung, sondern unnatürlich, durch mameluckenhafte Rekrutirung, als eine Corporazion von Hagestolzen, noch schroffer darstellte. Eben so sehen wir, wie die Kriegskaste ihre Macht verliert, seit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen ist bei der neuen Kriegsweise; denn von dem Posaunentone der Kanonen werden jetzt die stärksten Burgthürme niedergeblasen, wie weiland die Mauern von Jericho; der eiserne Harnisch des Ritters schützt gegen den bleiernen Regen eben so wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menschen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben so gut los wie eine adliche Flinte — das Volk erhebt sich.

Die frühern Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Communen, und der freien Städte in Deutschland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freyheit, sondern nach Freyheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Corporazionen stritten um Privilegien, und es blieb alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformazion wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freyheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Prinzipien vorgebracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen: daß die Menschen von gleicher edler Geburt sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genusse, in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

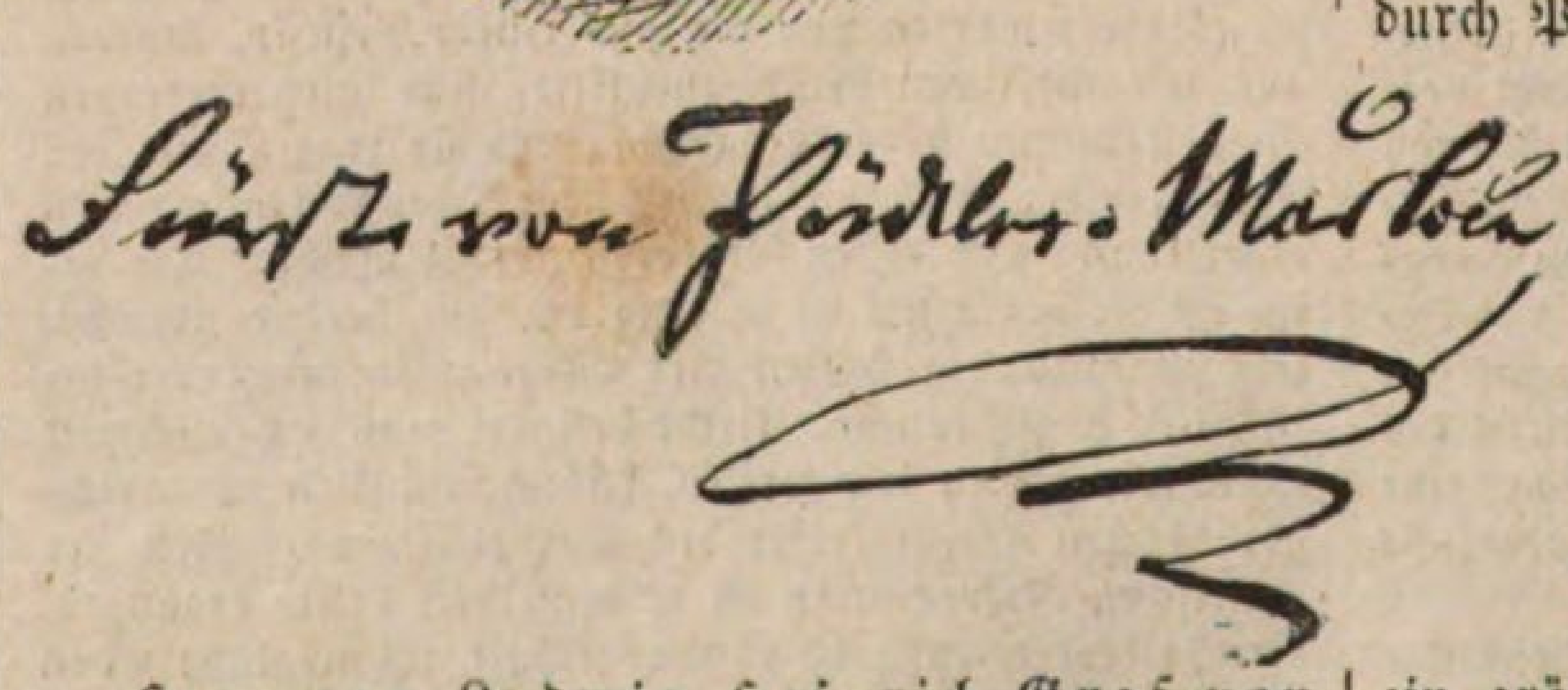
Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern, zogen die Bauern durch das südliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgethürmten Nürenberg ließen sie sagen: es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussehe, als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunklen Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anders sieht; ist man aber ein Sonntagskind — und das ist jeder Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Jagd, die der deutsche Adel, der roheste der Welt, gegen die Besiegten geübt, man sieht, wie tausendweis die Wehrlosen todtgeschlagen, gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnißvoll nicken die blutigen Bauernköpfe, und drüberhin hört man pfeifen eine entsetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmählig und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die saubern Cavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergötzen sich an den Spaßgeschichten von den alten starren Stutzköpfen, die der befreundete Barde zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbrittannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Instituzionen blieb unzerstört, die Kastenherrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisazion, verharrt England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionabeln Mittelalters. Die Conzessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden und nie aus einem Prinzip, sondern aus der factischen Nothwendigkeit, sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformazion ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kahlen vier Gefängnißwänden der bischöflich anglikanischen Kirche befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weichgepolsterten Geisteskerker des Katholizismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser ergangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich: wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Rock trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hoffähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts anders als eine andre Art von Zähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Continente würde aus Willkühr so viel Taxen erpressen, als das englische Volk von Gesetzwegen bezahlen muß,

und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Criminalgesetze, die täglich morden, für den Betrag eines Schillings, und mit Buchstabenkälte. Wird auch seit kurzem manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borrough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andre Secten bevorrechtet — so ist dieses alles doch nur leidige Altflickerey, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann voraussehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fetzen auseinanderreißt.

Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler-Muskau.





Hermann Ludwig Heinrich Graf von Pückler-Muskau, geb. am 30. Oct. 1785 zu Muskau in der Lausitz, besuchte das Pädagogium zu Halle und dann von 1800 bis 1803 die Universität in Leipzig, um die Rechte zu studiren. Nach Sitte des Adels ging er hierauf in Militärdienste; er trat als Lieutenant in das sächsische Garderegiment, nahm aber bald seine Entlassung, die er mit dem Titel eines Rittmeisters erhielt, und ging auf Reisen. Er durchzog das südliche Deutschland, Frankreich und Italien, wo er in Noth gerieth, da ihm sein Vater, mit dem er zerfallen war, keine Unterstützung mehr schicken wollte. Nach dem Tode desselben erbte er die Standesherrschaft Muskau und ein bedeutendes Vermögen. Dort lebte er geraume Zeit im Umgange mit Clemens Brentano, dem berühmten Architekten Schinkel und Leopold Schefer in höchst angenehmen Verhältnissen. Als nach der Vernichtung der französischen Heere in Rußland Deutschland sich zur Wiedereroberung der Unabhängigkeit erhob, konnte er nicht sogleich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger eintreten, weil ihn eine Krankheit am Bett gefesselt hielt; doch sobald es ihm seine Gesundheit erlaubte, trat er als Major in russische Dienste und wohnte als Adjudant des Herzogs Bernhard von Weimar dem Feldzug in den Niederlanden bei, wo er sich öfters durch Muth auszuzeichnen Gelegenheit fand und daher zum Oberstlieutenant befördert, auch zum Militär- und Civilgouverneur von Brügge ernannt wurde. Als der Friede geschlossen war, gab er seine Entlassung und reiste nach England, wo er ein Jahr blieb und sich mit den dortigen Sitten, Gebräuchen und Staatsverhältnissen bekannt machte. Nach seiner Rückkehr begann er, die großartigen Parkanlagen in Muskau auszuführen, die mit Recht berühmt geworden sind und die er später in dem schön ausgestatteten Werke „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" (Stuttg. 1834) beschrieb. Im J. 1817 vermählte er sich mit der verwittweten Gräfin von Pappenheim, der Tochter des Fürsten von Hardenberg. Zwar ließ er sich 1826 von ihr scheiden, doch blieb er in freundschaftlichen Beziehungen zu ihr, wie er denn seine späteren Reisebriefe an sie richtete, die oft die Sprache des Liebhabers vernehmen lassen. Im J. 1822 wurde er vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben; 1828 reiste er zum zweitenmale nach England, wo er sich wieder beinahe ein Jahr aufhielt. Er kehrte über Frankreich zurück, doch hielt er sich nicht lange in Deutschland auf, sondern machte eine größere Reise nach Aegypten und Vorderasien. Nach seiner Rückkehr verkaufte er die Herrschaft Muskau (1845) und hielt sich seitdem an verschiedenen Orten auf, zuletzt in Branitz bei Cottbus, das er, wie früher Muskau, durch Parkanlagen verschönerte.

Fürst Pückler ist wohl das beste Zeugniß von dem Vordringen des demokratischen Elements in Deutschland. Zwar finden sich schon früher fürstliche Schriftsteller, aber die fürstlichen Dichter zur Zeit des Minnegesangs und später die zwei Herzoge von Braunschweig können hier nicht in Betracht kommen, weil sie mehr für sich und ihre nächste Umgebung, also zur eigenen Unterhaltung dichteten, als für ein größeres Publikum. Die fürstlichen Dichter und Dichterinnen geistlicher Lieder hatten zunächst ebenfalls nur sich selbst und ihre Erbauung im Auge. Aber wenn wir auch auf diesen Umstand kein Gewicht legen wollten, so ist es dagegen doch gewiß, daß seit beinahe zweihundert Jahren die sogenannten höchsten Stände keinen Antheil an der Literatur mehr genommen hatten, und daß eine Beschäftigung mit derselben eben so tadelnswerth, ja vielleicht noch unverzeihlicher erschien, als eine Mißheirath, da eine solche in der

Leidenschaft oder in äußern Verhältnissen eine Entschuldigung fand, die schriftstellerische Wirksamkeit aber als ganz unverträglich mit der fürstlichen Würde gehalten und für eben so herabwürdigend angesehen wurde, als die Beschäftigung mit einem bürgerlichen Beruf. Als daher beinahe zu gleicher Zeit der König Ludwig von Bayern und der Fürst Pückler in die Reihe der Schriftsteller eintraten, erregte dies in den Hofkreisen nicht wenig Aufsehen; auch erhob sich manche Stimme der höchsten Mißbilligung, weil die literarische Beschäftigung, die nicht bloß zur eigenen Unterhaltung dient, für rein bürgerlich galt. Ein Fürst, der wie ein gewöhnlicher Gelehrter oder Gebildeter seine Werke drucken ließ, sich somit der öffentlichen Beurtheilung Preis gab, stieg also offenbar von seinem hohen Standpunkt herab. Doch war das demokratische Element so mächtig geworden, daß diese Stimmen der Mißbilligung sich kaum laut zu äußern wagten, und daß, was noch bedeutsamer ist, sobald das Beispiel einmal gegeben war, auch noch andre fürstliche Personen sich der Schriftstellerei ergaben.

In diesem Vorgang liegt unsers Bedünkens die größte Bedeutsamkeit der schriftstellerischen Thätigkeit des Fürsten Pückler, die selbst nicht dadurch verringert wird, daß er sich in seinen Schriften stets als vornehmer Herr gebärdet, und das Leben vom entschiedensten aristokratischen Standpunkte betrachtet, oder eine gewisse stolze Verachtung gegen diese öffentliche Meinung an den Tag legt. Aber wir gestehen gern, daß er auch in andern Beziehungen bedeutend ist. Der Fürst Pückler ist vielseitig gebildet, besitzt den Ton der feinen Gesellschaft, freilich auch mit dessen nicht geringen Mängeln, in vollkommenster Weise; er ist für die Schönheiten der Natur tief empfänglich und versteht, sie meisterhaft zu schildern. Auch die Menschen und die Lebensverhältnisse beobachtet er scharf; er faßt die Individualität der Personen, mit denen er in Berührung kommt, mit bewunderswürdiger Sicherheit auf, und zeichnet sie in leicht hingeworfenen treffenden Zügen. Mit der Kunst ist er wohl vertraut; er hat einen durch vieles Anschauen gebildeten Geschmack, so daß er das Charakteristische der Kunstwerke, wie der Gegenden, die er bereist, mit sicherem Gefühl erfaßt, und Gemälden, architektonischen Werken, Parkanlagen u. s. w. die anschaulichsten Schilderungen gibt. Was wir allein vermissen, das ist der poetische Hauch, der in Thümmels Reisen so wohlthätig berührt und erquickt. Der Fürst glaubte bei dem vornehmen Ton der Darstellung die Poesie entbehren zu können; allein, wie jener bei Molière sagt, was nicht Poesie ist, das ist eben Prosa.

Uebrigens ist der Fürst Pückler auch in Beziehung auf die Darstellung sehr bedeutend. Er schreibt mit seltener Leichtigkeit und Gewandtheit; seine Sprache ist die der gebildeten Unterhaltung mit ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit, mit ihrer Ungezwungenheit und ihrem Anstand, der oft freilich nur im Ausdrucke, nicht in der Sache selbst liegt. So tritt in Pücklers Darstellung allerdings eine neue Entwickelung der Schriftsprache hervor, die nicht hoch genug geschätzt werden kann. Aber leider hat er sich nicht bemüht, die Sprache der gebildeten Gesellschaft, die er mit so großer Gewandtheit beherrscht, auch zur künstlerischen Schönheit zu erheben; vielmehr bewahrt er ihre Mängel mit einer Art Eigensinn und Hartnäckigkeit; es scheint, als ob er der Ansicht wäre, das Vornehme bestehe eben in diesen Mängeln, während sie in der That eine gewisse geistige Beschränkung beurkunden. Als solche Mängel sind nämlich vor Allem die übermäßig häufige Einmischung fremder, insbesondre französischer Wörter, und die Nachahmung fremder Satzbildungen zu bezeichnen. Dies setzt aber entweder Mangel an Geschmack voraus, weil ein gebildeter Geschmack vor der Vermischung fremdartiger Bestandtheile zu einem Ganzen stets Abscheu haben, und dies in der Sprache eben so häßlich wird, als z. B. in einem Gebäude, das antike, gothische, chinesische und andere Formen verbindet; oder es bezeichnet einen Mangel an Kenntniß der Muttersprache und an Herrschaft über dieselbe. Beides aber kann, wie gesagt, nur Folge geistiger Beschränkung sein. Dadurch hat nun der Fürst Pückler den glücklichen Einfluß, den er sich hätte erwerben können, wieder vollständig vernichtet, ja sein Vorgang ist vielmehr äußerst schädlich geworden, da die neuern Schriftsteller, die sich einen vornehmen Schein geben wollten, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was vornehm ist, ihren Zweck vorzüglich dadurch zu erreichen suchten, daß sie ihre Darstellung zu einer Mosaik oder besser zu einem bunten Flickwerk machten.

Die obige Charakteristik bezieht sich zunächst auf Pücklers erstes Werk, die „Briefe eines Verstorbenen" (4 Bde. Münch. 1830), die ohne Vergleich das Beste sind, was er hervorgebracht hat. Seine späteren Schriften zeugen um so mehr von geringer Schöpfungskraft, je breiter sie sind, wie die „Tutti frutti" (5 Bde. Stuttg. 1830), „Semilassos vorletzter Weltgang" (3 Bde. Ebd. 1835), „Semilasso in Afrika" (5 Bde. Stuttg. 1835) u. a. m.

Aus den „Briefen eines Verstorbenen".

Newmarket, den 19. Okt.

Die Schönheit des Landes, und die ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch die mein heutiger Weg mich führte, frappirte mich von neuem auf das angenehmste. Diese eben so fruchtbaren als geordneten Landschaften, diese Tausende von behaglichen und lieblichen Landhäusern, auf allen Punkten der Gegend vertheilt, dies fortwährende Gewühl von eleganten Wagen, Reitern und wohlgekleideten Fußgängern sind nur England eigen. Es hat aber dieses schöne Ganze doch einen Fehler, es ist Alles zu kultivirt, zu vollendet, deßhalb immer und überall dasselbe, und folglich auf die Länge ermüdend, ja ich kann mir sogar denken, daß es endlich widerlich werden muß, wie den Uebersatten eine duftende Schüssel voller Delikatessen anekelt. Dies mag auch die große Reiselust der Engländer zum Theil erklären. Es ist gerade so wie im Leben, wo der Mensch ganz ungestörtes Glück am wenigsten vertragen kann, weshalb der liebe Gott vielleicht auch unsern Stammvater Adam hauptsächlich nur, um ihn nicht vor langer Weile daselbst umkommen zu lassen, aus dem Paradiese jagte.

Heute war indeß für einige Schattenbeimischung gesorgt. Wegen der großen Concurrenz zum Wettrennen traf ich auf allen Stationen nur höchst abgetriebene Pferde, manchmal gar keine, so daß ich, wenigstens nach englischem Maßstabe, erbärmlich gefahren wurde,

und erst spät in der Nacht Newmarket erreichte. Nirgends war in den Gasthöfen Platz zu finden, und ich mußte mich zuletzt noch sehr glücklich schätzen in einem Privathause eine kleine Stube für 8 Guineen die Woche zu erhalten. Glücklicherweise traf ich einen guten Bekannten in demselben Hause an, einen kleinen ungarischen Magnaten-Sohn, der durch Anspruchslosigkeit und frohe Lebenslust dazu gemacht scheint, sich und Andern in der Welt zu gefallen. Ich verehre solche Naturen, weil sie so grade Alles besitzen, was mir fehlt.

Den nächsten Morgen schon ritt ich mit ihm umher, um uns ein wenig zu orientiren. Ein Tag gleicht hier dem andern, wie ein Ey dem andern. Früh halb 9 Uhr sieht man zuerst auf einem Hügel einige hundert Rennpferde, in Decken eingehüllt, ihre Morgenpromenade machen. Der weit ausgedehnte kahle Grashügel ist überall mit ihnen, wie mit einer Heerde bedeckt, einige gehen im Schritt umher, andere gallopiren, bald langsamer, bald schneller, doch nie im vollen Lauf. Ein Aufseher, auf einem kleinen Pony reitend, begleitet in der Regel die Pferde, welche demselben Herrn gehören, oder bei demselben Training groom in Kost und Wartung sind. Die Rennpferde selbst werden hier alle von kleinen, nur halbangezogenen Jungen auf der Decke geritten, von denen auch gelegentlich einer zum Vergnügen der Zuschauer abgeworfen wird. Ist diese für den Pferdeliebhaber allerdings sehr interessante Besichtigung vorbei, so frühstückt man, geht wohl noch eine halbe Stunde auf die Pferdeauktion, welche, von dem allbekannten Herrn Tattersall geleitet, beinahe alle Tage auf offener Straße statt findet, und reitet oder fährt dann zum Wettrennen.

Dieses beginnt ziemlich pünktlich um 12 Uhr. Eine unabsehbare Grasplaine mit feinem dichten Hutungsrasen bewachsen, ist der Kampfplatz, wo verschiedene Distanzen, von einer ganzen deutschen Meile, als Maximum, bis zu $^1/_8$ und $^1/_{10}$ als Minimum, stets in gerader Linie durchlaufen werden. Diese Bahn ist gegen das Ende hin auf beiden Seiten mit Stricken eingefaßt, längs welchen außerhalb drei- und vierfache Reihen größtentheils ausgespannter Wagen stehen, die von oben bis unten, inwendig und auswendig mit Zuschauern besetzt sind. Am Ziele selbst befindet sich ein Bretterhäuschen, ohngefähr wie die Schäfer in manchen Gegenden Deutschlands zu haben pflegen, auf Räder gestellt, so daß man es beliebig weiter rücken kann, wenn das Ziel verlängert oder verkürzt werden soll. In diesem sitzt der Kampfrichter, um vermöge einer gegenüber eingegrabenen Stange genau visiren zu können, welches Pferdes Nase die erste in dieser Linie erscheint; denn oft entscheidet nur ein Zoll, und es ist eine sehr gescheite Politik und Hauptkunst der hiesigen Jokeys, die wahre Schnelligkeit ihrer Pferde so wenig als möglich zu verrathen, sondern nur grade so viel davon zu zeigen, als zum Gewinn eben nöthig ist. Sehen sie, daß sie keine Chance mehr haben, so bleiben sie lieber gleich ganz zurück, da hingegen diejenigen, welche um den Sieg noch streiten, am Ziele immer nur sehr wenig auseinander sind. Das groteske Schauspiel eines Reiters, der, 1000 Schritt zurück, noch immer wie eine Dampfmaschine mit Sporen und Gerte sich auf seinem Pferde abarbeitet, sieht man nur in Deutschland und Frankreich. Sind zwei Pferde völlig in gleicher Linie am Ziele angekommen, so müssen sie noch einmal laufen, was öfters vorfällt. Der Kampfrichter ist daher vereidet, und von seinem Ausspruch kein Apell. Die englischen Jokeys (nicht kleine Jungens, wie man zuweilen im Auslande denkt, sondern oft alte Diminutiv-Greise von 60 Jahren) bilden eine eigne Zunft, und sind die besten praktischen Reiter, die ich kenne. Es sind immer möglichst kleine und schmächtige Leute; die sich durch künstliches Schwitzen, Purgiren u. s. w. fortwährend so viel als möglich reduziren. Du erinnerst Dich, daß ich selbst früher Rennpferde hielt, wo ich einen Newmarket-Jokey eine Zeit lang im Dienst behielt, der unter andern in Wien eine bedeutende Wette für mich gewann. Es belustigte mich sehr, diesen Menschen zu sehen, wenn er sich selbst in training setzte, und, nachdem er sich durch mehrere Laxanzen gestärkt hatte, in der größten Hitze, mit drei oder vier Pelzen bekleidet, im Trabe gewisse Distanzen ablief, bis der Schweiß stromweise von ihm herabrann, und er selbst vor Mattigkeit fast hinsank, mais tel était son plaisir, und je miserabler er sich fühlte, je zufriedener war er.

Auch dies kömmt jedoch auf die Bestimmung an; denn leichter, als wie zu einer Hauptgelegenheit, wo viel zu verdienen ist, erfordert wird, ist es nicht rathsam sich zu machen, indem Bley in den Gurt nehmen zu müssen für Pferd und Reiter unbequem ist; und Du weißt schon, daß auf diese Weise das bestimmte Gewicht, welches ein Pferd tragen muß, regulirt wird.

In einer gewissen Distanz vom Ziele, nach dem Punkte des Auslaufs zu, sieht, etwa hundert Schritte seitwärts, eine andere weiße Stange, the betting post genannt. Hier versammeln sich die Wettenden, nachdem sie vorher die Pferde in den Ställen, am Beginn der Bahn, satteln gesehen, und sich noch genau von allen etwa obwaltenden Umständen überzeugt, vielleicht auch den ergebenen Jokeys Winke ertheilt haben. Für manchen möchte das, was hier vorgeht, von allem das befremdendste Schauspiel seyn. Es hat, des Lärmens und verworrenen Schreiens wegen, viel Aehnlichkeit mit einer Judenschule, nur daß mehr Leidenschaft dabei sichtbar wird und das active Personal eben sowohl aus den ersten Pairs von England als Livreebedienten, den gemeinsten sharpers und black legs (Betrüger und Gauner) besteht, kurz aus Allem, was Geld zu verwetten hat, und hier gleiche Rechte in Anspruch nimmt, auch im Aeußern keinen wesentlichen Unterschied darbietet, noch verschieden mit einander umgeht. Die meisten haben Taschenbücher in der Hand, jeder schreit seine Anerbietungen aus, und wer sie annimmt, notirt es mit Jenem zugleich in sein Buch. Herzöge, Lords, Stallknechte, Spitzbuben, Alles brüllt durcheinander, und wettet miteinander, mit einer Volubilität und in Kunstausdrücken, aus denen ein Fremder ohne langes Studium nicht klug werden kann, bis plötzlich der Ruf ertönt: die Pferde sind abgelaufen.

Schnell stiebt der Haufe auseinander, die Wettlustigen suchen sich aber wieder an den Stricken, die die Bahn einfassen, zusammen zu finden. Eine Menge lange Perspective, Operngucker, Lorgnetten, sieht man, von den Wagen und Reitern aus, nach den von fern herankommenden Jokeys gerichtet. Mit Windesschnelle eilen diese immer näher, und einige Momente schwebt banges Schweigen über der bunten Menge, während ein Aufseher zu Pferde die Bahn frei hält, und jeden Eindringling ohne Umstände mit der Peitsche zurückzwingt. Doch nur Momente dauert die Ruhe, bald erhebt sich von Neuem das wildeste Getümmel, lautes Jauchzen und Klagen, Fluchen und Beifallsgeschrei schallt von allen Seiten, von Herren und Damen, herüber und hinüber. „Zehn gegen vier auf den Admiral; Hundert gegen eins auf Putana, Smallbeer against the field (Schmalbier gegen alle andern), Karobube gewinnt u. s. w." hört man wüthend von den Wettern schreien, und kaum hat man hie und da ein „Done" (es gilt) vernommen, so sind die edlen Thiere auch schon heran, im Nu vorbei, im Zweiten am Ziele, und das Schicksal, oder Geschicklichkeit, oder Betrug haben entschieden. — Starr sehen die großen Verlierer einen Augenblick vor sich hin, laut triumphiren die Gewinner, Manche machen bonne mine à mauvais jeu, Alle aber jagen jetzt schnell den Jokeys nach, um diese wiegen und die Pferde absatteln zu sehen, ob ihnen dort vielleicht eine vorgefallene Unregelmäßigkeit noch eine Chance gewähren möchte. In einer Viertelstunde beginnt mit andern Pferden dasselbe Spiel von Neuem, und wiederholt sich so sechs bis siebenmal. Voilà les courses de Newmarket.

III. Didaktische Prosa.

Im vorigen Zeitraum bildeten die kritischen Bemühungen den Mittelpunkt der geistigen Bewegung, und es nahmen daher auch diejenigen Schriften, welche sich mit Untersuchungen über die Kunst, und ganz vorzüglich über die Poesie beschäftigten, die erste Stelle unter den Erzeugnissen der didaktischen Prosa ein; es gebührte ihnen diese Stelle aber auch aus dem weiteren Grund, weil sie sich meist zugleich auch durch schöne Darstellung auszeichneten. Im vorliegenden Zeitraum hat zwar die ästhetische Kritik ebenfalls große Bedeutsamkeit, doch erscheint sie meist nicht mehr in der Selbstständigkeit, die sie früher hatte: sie wird immer mehr von den philosophischen Systemen abhängig, welche nach und nach auftauchen und je länger je mehr auf die Entwickelung und Fortbildung sämmtlicher Wissenschaften bestimmenden Einfluß ausüben. Es ist daher nöthig, daß wir einen Blick auf den Gang der Philosophie werfen, in so fern es geschehen kann, ohne in die Beurtheilung der verschiedenen Systeme einzugehen, da ein tieferes Eingehen in dieselben nicht in unsere Aufgabe gehört.

Die Leibnitz-Wolfische Philosophie wurde zwar am Anfang des Zeitraums noch auf den Universitäten gelehrt; aber sie hatte ihren unmittelbaren Einfluß schon seit mehr als einem Jahrzehend verloren. Es war übrigens der philosophische Geist keineswegs verschwunden, vielmehr herrschte seit Lessing, wie wir wissen, eine große geistige Regsamkeit, es fanden alle Verhältnisse des inneren und geistigen Lebens andauernde Beachtung; aber in ihrer Darstellung hielt man sich von jedem Formalismus, jeder systematischen Behandlung frei. Streben nach Wahrheit und der gesunde Menschenverstand waren die einzigen Führer in diesen philosophischen Untersuchungen, welche daher auch meist einen praktischen Zweck hatten und sich entweder auf die Kunst bezogen oder religiöse und moralische Verhältnisse besprachen. Nur Wenige hielten an der durch Wolf begründeten systematischen Behandlung fest, und unter diesen hat kaum Einer weit reichenderen Einfluß gewonnen. Wir begnügen uns auf Ernst Platner aus Leipzig (1774—1818) aufmerksam zu machen, dessen „Anthropologie für Aerzte und Weltweise" (2 Bde. Lpz. 1772—73) sich eines nicht unverdienten Rufes erfreute, der jedoch noch größeren Beifall durch seine „Philosophischen Aphorismen" (2 Bde. Eb. 1776—82) gewann. Er versuchte, eine neue philosophische Sprache zu gründen, indem er seine Sätze nicht nach den Gesetzen der deutschen Wortfolge, sondern nach der logischen Folge der Begriffe bildete. Neben ihm erwähnen wir noch den Göttinger Professor J. G. H. Feder aus Scherweifach bei Baireuth (1740—1821), der in seinen „Untersuchungen über den menschlichen Willen" (4 Bde. Lemgo 1779—93) und in den „Grundlehren zur Kenntniß des menschlichen Willens und der natürlichen Gesetze des Rechtsverhaltens" (Gött. 1780) zugleich auch der neuen Bewegung entgegentrat, die um dieselbe Zeit die Geister zu erfassen begann. In diesen Jahren trat nämlich Kant mit einem neuen philosophischen System hervor, das auf dem Geiste der freien Forschung beruhte, welchen wir als den Charakter des vorigen Zeitraums haben kennen lernen, und der in dem vorliegenden noch mächtig fortwirkte, wie denn seine Philosophie mit Recht den Namen der kritischen erhielt. Wir werden auf Kant zurückkommen; für jetzt genügt es anzudeuten, daß er nicht bloß der Gründer der neueren deutschen Philosophie wurde, sondern auch den gewaltigsten Einfluß auf alle übrigen Wissenschaften ausübte, die nun ebenfalls von dem Geiste der Kritik und freien Forschung beseelt wurden. Es hatte zwar auch die Wolfische Philosophie auf die Behandlung der übrigen Wissenschaften eingewirkt, aber doch nur formell, indem man die Methode jener Philosophie auf sie anwendete. Die Kantische Philosophie griff dagegen in das innerste Wesen der Wissenschaften selbst ein, welche zum Theil eine völlige Umgestaltung erfuhren. Auch die späteren Systeme haben einen ähnlichen Einfluß gehabt, aber doch nur in Folge der Bewegung, welche durch Kant begonnen worden war, und zudem ist ihre Wirkung im Ganzen weder so großartig, noch so fruchtbar gewesen, als die der Kantischen Philosophie. Wir können das Maß der Wirksamkeit der verschiedenen Systeme nicht besser als durch die Bemerkung bezeichnen, daß an der Kantischen Philosophie sich Schillers Talent entwickelte, während Fichte und Schelling die romantische Poesie hervortrieben, und Hegel endlich eher auflösend auf die Poesie einwirkte.

Was Herder für die Poesie gewesen, das wurde Kant für die Philosophie; er hatte eine neue Welt erschlossen, die alle denkenden und speculativen Köpfe um so mehr an sich zog, als jeder hoffen konnte, auf dem vom Meister angebahnten Wege dessen Entdeckungen zu vervollständigen oder selbst neue zu machen. Von seinen zahlreichen Nachfolgern nennen wir nur die bedeutendsten und erwähnen diejenigen, welche die Aesthetik nach seinen Grundsätzen behandelten, erst später, um die Thätigkeit in diesem Zweige übersichtlich und zusammenhängend darstellen zu können.

Einer der ersten, der sich um die Verbreitung der Kantischen Philosophie verdient machte, war L. H. v. Jakob von Wettin (1759—1827), aus dessen zahlreichen Schriften wir nur die „Prolegomenen zur praktischen Philosophie" (Halle 1787) und den „Grundriß der allgemeinen Logik" (Eb. 1788) erwähnen. K. H. Heydenreich, den wir schon als talentvollen Dichter haben kennen lernen, behandelte mehrere philosophische Doctrinen im Geiste und Sinne Kants mit großer Selbstständigkeit der Forschung; besonders nennenswerth sind seine „Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion" (2 Bde. Lpz. 1790—91). Nicht weniger Beifall erwarb sich der Jude Salom. Maimon aus Litthauen (1753—1800) durch seinen „Versuch über die Transcendentalphilosophie" (Berl. 1790), worin er den Charakter und das fördernde Element derselben scharfsinnig entwickelte und klar darstellte. Größeren Einfluß auf die Verbreitung des neuen Systems hatten die „Erläuterungen über Kants Kritik der reinen Vernunft" (Königsb. 1784) von dem Hofprediger J. Schultz in Königsberg. Der eigentliche Apostel der neuen Lehre war aber K. Leonh. Reinhold aus Wien (1758—1823), indem er durch seine „Briefe über die Kantische

Philosophie" (2 Bde. Lpz. 1790—92) dieselbe in einer möglichst klaren Darstellung auch dem nicht schulmäßig Gebildeten verständlich zu machen suchte, was ihm in so hohem Grade gelang, daß sie eigentlich erst seit Erscheinen dieses Buchs ihre ausgebreitete Wirkung gewann. Es trugen übrigens auch die klaren und beredten Vorträge Reinholds (er war Professor der Philosophie in Jena) wesentlich dazu bei, die strebende Jugend mit Kant und seiner Lehre bekannt zu machen und so eine fruchtbare Pflanzschule für dieselbe anzulegen. Reinhold erwarb sich um die Entwickelung des Kantischen Systems ebenfalls große Verdienste, indem er zuerst auf den Mangel eines genügenden Einheitspunktes für die verschiedenen Theile der Philosophie aufmerksam machte, und dadurch zu weiterer Speculation veranlaßte. — Einer der geistvollsten Nachfolger Kants war ferner K. Chn. Erh. Schmid aus Weimar (1761—1812), dessen „Versuch einer Moralphilosophie" (Jena 1790) und „Empyrische Psychologie" (2 Bde. Eb. 1791) durch Tiefe und Klarheit sich vortheilhaft auszeichnen. Der uns schon bekannte W. Gli. Tennemann, der anfänglich ein Gegner, dann ein begeisterter Anhänger Kants war, schrieb ein wohlgelungenes „System der Platonischen Philosophie" (4 Bde. Lpz. 1794). Wie Reinhold im Norden, so wirkte Lazarus Bendavid aus Berlin (1762—1832) im Süden, namentlich in Oesterreich, für die Verbreitung der Kantischen Philosophie durch seine erklärende Darstellung ihrer Haupttheile; er gab schnell hintereinander „Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft" (Wien 1795), „über die Kritik der praktischen Vernunft" (Eb. 1796) und „über die Kritik der Urtheilskraft" (Eb. 1796), welchen er bald darauf den „Versuch einer Geschmackslehre" (Eb. 1797) und den „Versuch einer Rechtslehre" (Eb. 1798) folgen ließ. Von Friedr. Bouterweck, der vorzüglich für die Aesthetik wirkte, erwähnen wir hier nur die „Anfangsgründe der speculativen Philosophie" (Gött. 1800), welche klar und sicher in das System einführen. In noch höherem Grade gelang es dem Darmstädter Chn. W. Snell (1754—1827) durch sein „Handbuch der Philosophie für Liebhaber" (8 Thle. Gießen 1802—18) den Kantianismus zu popularisiren. Ein entschiedener Anhänger Kants, dessen strenge Ansichten über Sittlichkeit seinem eigenen tüchtigen Charakter ganz entsprachen, suchte Jak. Friedr. Fries dessen System in der „Philosophischen Rechtslehre" (Jena 1803) und in der „Neuen oder anthropologischen Kritik der reinen Vernunft" (3 Bde. Heidelb. 1801) weiter zu entwickeln, und mit dem System Jacobi's zu verschmelzen. W. Traug. Krug, der sich besonders während der zwanziger Jahre als stets rüstiger Kämpfer für den religiösen und politischen Liberalismus bemerkbar machte, blieb, ohne sich durch die nachfolgenden Systeme blenden zu lassen, deren Absterben er noch erlebte, seinem großen Meister bis zu seinem Tode treu. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur die „Fundamentalphilosophie" (Züllichau 1803) und vorzüglich das „Allgemeine Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften" (5 Bde. Lpz. 1827—34). J. H. Tieftrunk wurde besonders dadurch bedeutend, daß er die Kantische Philosophie auf die Theologie anwendete, wodurch er einer der Begründer des neuern Rationalismus wurde, außerdem aber auch das System nach verschiedenen Richtungen hin zu entwickeln suchte, so in dem „Grundriß der Sittenlehre" (2 Bde. Halle 1803) und in der „Denklehre im rein deutschen Gewande" (Eb. 1825). Auch J. Gfr. K. Chn. Kiesewetter aus Berlin (1766—1819) bildete das System Kants in der „Erfahrungsseelenlehre" (Hamb. 1806) weiter aus. Endlich erwähnen wir noch den (jüngern) Chn. Ernst Gli. Jens Reinhold aus Jena (1793—1855), der, obwohl im Ganzen an Kant sich anschließend, doch auch im Einzelnen die Fortschritte der spätern Philosophie zu benutzen suchte, und in dem „Versuch einer Begründung und neuen Darstellung der logischen Formen" (Lpz. 1819) einen schätzenswerthen Beitrag zur Förderung der Wissenschaft lieferte.

So allgemeinen Eingang die kritische Philosophie fand, erhoben sich doch auch nicht wenige Gegner gegen dieselbe, welche jedoch das Fortschreiten derselben nicht zu hindern vermochten. Einer der ersten und bedeutendsten war Glo. Ernst Schulze aus Thüringen (1761—1833), der in seinem „Aenesidemus" (Helmst. 1792) den Skepticismus als die wahre Grundlage alles Philosophirens darzustellen sucht. Eben so trat der feingebildete Dietrich Tiedemann aus Bremersvörde (1748—1800) in dem „Geist der speculativen Philosophie" (6 Bde. Marb. 1791—96) dem System Kants entgegen, ohne sich jedoch selbst zu einem andern zu bekennen. Am meisten Aufsehen machte jedoch Herder durch seine scharfe, ja schroffe Bekämpfung Kants in der Schrift „Verstand und Erfahrung, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (2 Thle. Lpz. 1799); er erkannte unter der allerdings schwerfälligen Form des großen Denkers nicht, daß auch diesen, wie ihn, das Princip der reinen Humanität beseelte. Einflußreicher wurde Chr. Gfr. Bardili aus Blaubeuren (1761—1808), der sich in seinem „Grundriß der ersten Logik" (Stuttg. 1800) als scharfen Denker erwies und der als der Vorläufer der sogenannten Identitätsphilosophie zu betrachten ist.

Wenige Jahre, nachdem Kant sein Hauptwerk die „Kritik der reinen Vernunft" (1781) veröffentlicht hatte, erhob sich ein andrer Philosoph, Fr. H. Jacobi, der viel zu sehr Dichter war, viel zu sehr von der Wärme seines Gefühls sich hinreißen ließ, als daß er in der kalten und strengen Methode Kants Befriedigung hätte finden können. Das oberste Princip seiner Philosophie bezeichnete schon den Charakter derselben; er nahm als solches nämlich die Offenbarung, oder, mit andern Worten den Glauben an, und seine Philosophie hat eine entschieden religiöse Richtung, die oft an das Mystische anstreift. Es ist begreiflich, daß er aus einem solchen obersten Grundsatz kein in sich fest zusammenhängendes System entwickeln konnte. Sein bedeutendstes Verdienst liegt in der Polemik gegen andre Philosophen, so gegen Kant, Fichte und Schelling, indem es ihm in der That gelang, auf manche Unzulänglichkeiten ihrer Systeme hinzuweisen. Seine Darstellung ist oft hinreißend und von großer Wirkung, aber es fehlt ihr die Klarheit und Schärfe, ohne welche philosophische Erörterungen geradezu unmöglich sind. Seine

Methode bezeichnet er in einem Briefe an Lavater (v. 3. Mai 1787) selbst auf folgende Weise: „Man läuft am wenigsten Gefahr sich zu verirren, wenn man nur immer den Wurzeln der Wörter so tief wie möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philosophiren, und glaube, Alles auf Grammatik reduciren zu können" (Briefwechsel I. S. 209). So erklärt er die Vernunft als das Vernehmende, somit als das Organ, durch welches sich die Gottheit vernehmen läßt; sie war ihm daher nicht der Gegensatz zum Glauben, sondern Beides; Vernunft und Glaube, war ihm Eins. Von seinen Schriften erwähnen wir „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn" (Berl. 1785), worin er Lessing in einer seinen Freund Mendelssohn tief verletzenden Weise des Spinozismus beschuldigte. Darauf folgte „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus" (Bresl. 1787). Am entschiedensten treten seine philosophischen Ansichten in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (Lpz. 1811) hervor. — Jacobi's ernstes Streben nach Wahrheit, sein edles, liebevolles Gemüth und vor Allem seine tief religiöse Gesinnung gewann ihm viele Freunde, und so haben wir einige Männer zu nennen, die seine philosophischen Ansichten zu verarbeiten und zu verbreiten suchten,' so Fr. Köppen aus Lübeck (geb. 1775) in der „Abhandlung über Offenbarung in Beziehung auf Kantische und Fichtesche Philosophie" (Lüb. 1797), und Chn. Aug. Heinr. Clodius aus Altenburg (1772—1836) im „Grundriß der allgemeinen Religionslehre" (Lpz. 1806) und in dem größeren Werke „Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein" (4 Bde. Eb. 1818—22).

Auf Kant fußend gründete Joh. Gli. Fichte ein neues System; er glaubte nämlich den der kritischen Philosophie mangelnden Einheitspunkt in dem Selbstbewußtsein gefunden zu haben. So großen Beifall sich sein System erwarb, mußte es doch bald einem andern Platz machen, das sein Schüler Schelling zu entwickeln begann, und das unter dem Namen der Identitätsphilosophie bekannt wurde. Es hat dieselbe das wesentliche Verdienst, die philosophische Naturforschung angebahnt zu haben, allein sie hat auch durch ihren Gegensatz zur strengen Kantischen Kritik das phantastische Treiben gefördert, in der Poesie die Romantik, in der Religion die Mystik und die Hinneigung zum Katholicismus hervorgebracht. Von seinen zahlreichen Nachfolgern nennen wir nur die hauptsächlichsten. Dav. Aug. Suabedissen aus Niederhessen (1773—1835), den der strenge Formalismus der Kantischen Philosophie, welcher er seine Bildung verdankte, nicht befriedigte, lehnte sich an Schelling an, doch bewahrte ihn sein logisch sicheres Denken vor den Schwärmereien, in die so viele Anhänger jenes Philosophen sich verirrten. Seine tiefen psychologischen Forschungen legte er in der gehaltreichen Schrift „Resultate der philosophischen Forschung über die Natur der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant" (Marb. 1805) nieder. Der Baier Jos. Andr. Buchner (geb. 1776) bemächtigte sich der Schellingschen Ideen zu Gunsten des Katholicismus in der Schrift „Religion, ihr Wesen und ihre Formen" (Dill. 1805). In den „Beiträgen zum Studium der Philosohie als der Wissenschaft des Alls" (Würzb. 1806) suchte G. Mich. Klein in Würzburg (1776—1820) einzelne Seiten des Systems selbstständig zu entwickeln. Einer der ersten, der die Schellingsche Philosophie auf die Naturwissenschaften anzuwenden suchte, war der uns als Romanendichter schon bekannte H. Steffens. Seine darauf bezügliche Schrift gab er unter dem Titel „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" (Berl. 1806) heraus. Geistvoll und gedankenreich, wenn auch nicht so genial wie Oken, der übrigens nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten blieb, ließ er sich in seinen philosophischen Untersuchungen, was ein Erbfehler der Naturphilosophen zu sein scheint, allzusehr von seiner Phantasie hinreißen. In seiner „Anthropologie" (2 Thle. Berl. 1821) suchte er den Zusammenhang der Menschen mit dem Weltall nachzuweisen. Seine edle von kräftigem Charakter gehaltene Gesinnung gab ihm die merkwürdige Schrift „Karrikaturen der Heiligen" (2 Bde. Lpz. 1819—21) ein, in welcher er darzuthun sucht, wie selbst das Gute mißbraucht und zu schädlichen Zwecken verwendet werden könne. — Es ist für die Schellingsche Schule sehr bezeichnend, daß sie sich bald in die indische Philosophie oder Mythologie versenkte; einer der ersten, der diese Richtung einschlug, war der Bayer Thaddäus Anselm Rixner (geb. 1785) mit dem „Versuch einer neuen Darstellung der altindischen All-Eins-Lehre" (Nbg. 1808). Die „Grundlinien der Philosophie" (Landsh 1808) von G. Ant. Fr. Ast aus Gotha (1788—1841) sind zwar sehr anregend, aber man muß in ihnen keine streng logische Durchführung suchen, wie denn diese erste Grundbedingung aller Philosophie immer mehr in Mißachtung geräth. Unter allen Nachfolgern Schellings, welche dessen System weiter ausgebildet haben, ragt der geniale Lorenz Oken aus Offenburg (1779—1851) weit hervor, und wir möchten ihn für den eigentlichen Begründer der echten Naturphilosophie erklären. Wenn man auch in ihm die lebendige Phantasie nicht verkennen kann, so ließ er sich doch von ihr nicht zu Abenteuerlichkeiten hinreißen; sie eröffnete ihm unbekannte Welten, die er mit der größten Schärfe des Verstandes erforschte. Er war großartig in der Auffassung der Naturerscheinungen, deren organischen Zusammenhang und nothwendigen Bestand er mit divinatorischer Kraft entwickelte. Dies ist die Aufgabe, die er in seinem „Lehrbuch der Naturphilosophie" (3 Bde. Jena 1809—10) in vortrefflicher, wahrhaft genialer Weise gelöst hat. „Meine Schrift", bemerkt er in einem Briefe an Knebel (31. März 1809) nach dem Erscheinen des ersten Theils (und wer erkennt in diesen Worten nicht das kräftige, und doch keineswegs übermüthige Bewußtsein, etwas Großes geschaffen zu haben?) „meine Schrift ist keine Faselei, sie schwebt nicht in den höchsten Lüften, sondern sie ist ganz real; sie ist, wie ich überzeugt sein darf, wahrhaft Philosophie der Natur, nicht eines Gespenstes der Natur. Wo finden Sie in einer Philosophie die Lehren über Planetenentstehung, über das Wesen des Lichts, der Wärme, der Elemente, der Erde und Metalle, wo über die Genesis der Erde, wo eine Krystallisationstheorie, wo endlich das klare und wahrhaft religiöse Verhältniß Gottes

zur Welt?“ *) — Ihn übertrifft J. Jak. Wagner aus Ulm (1775—1841) an Fruchtbarkeit, steht ihm dagegen an Tiefe weit nach. Er zeigt zwar in dem „Organon der menschlichen Erkenntniß“ (Erl. 1830) und in seinen andern Schriften viel Scharfsinn und mannigfaltige Kenntnisse, dagegen verrennt er sich in der Durchführung seines auf mathematischer Grundlage beruhenden Systems. Einige andre Philosophen aus der Schellingschen Schule werden wir füglicher später bei den Mystikern erwähnen; hier führen wir nur noch K. Fr. Bachmann aus Altenburg (1785—1835) an, der sich in seinem „System der Logik“ (Lpz. 1828) an Schelling anlehnte und sich später durch die Bekämpfung Hegels bemerkbar machte („Anti-Hegel“ Jena 1835). — Unter den Gegnern Schellings erwähnen wir nur Fr. Gli. von Süskind aus Neustadt an der Linde (1767—1829), dessen „Prüfung der Schellingischen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen“ (Tüb. 1812) die Mängel derselben scharf bezeichnete.

Wie Schelling, so fußte auch Hegel auf Fichte. Zuerst mit seinem Freunde Schelling übereinstimmend, trennte er sich doch bald von diesem und wurde der Begründer eines neuen Systems, welches eine Zeitlang als der endliche Abschluß aller Philosophie bewundert wurde **) und eine beinahe absolute Herrschaft über alles geistige Leben ausübte, aber bald nach dem Tode ihres Schöpfers in sich selbst zerfiel, so daß jetzt nur noch Wenige sich offen zu seiner Schule bekennen. Die meisten seiner Nachfolger gehören übrigens, wenigstens mit ihren Hauptwerken, nicht mehr in die Zeit, die wir zu behandeln haben. Hier sind nur zwei oder drei zu erwähnen. Zunächst nennen wir billiger Weise Hegels Nachfolger auf dem Lehrstuhle zu Berlin: G. Andr. Gabler aus Altorf (1786—1853), der sich durch sein „System der theoretischen Philosophie“ (Erl. 1827), von der jedoch nur des ersten Bandes erste Abtheilung unter dem Titel „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik“ erschien, um die neue Lehre sehr verdient machte, indem er dieselbe dem allgemeineren Verständniß näher zu bringen suchte. Eben so wirkte K. L. Michelet aus Berlin (geb. 1801) im Sinne seines Lehrers, doch gehören seine Schriften, mit Ausnahme der „Ethik des Aristoteles in ihren Beziehungen zur Moral“ (Berl. 1821), in eine spätere Zeit. Außerdem erwähnen wir nur noch H. Gust. Hotho aus Berlin (geb. 1802) und K. Fr. Göschel aus Langensalza (geb. 1784), dessen Schriften übrigens eine merkwürdige Mischung von mystisch-pietistischen und hegelianisch-göthischen Ansichten darbieten („Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zum christlichen Glaubensbekenntniß“ Berl. 1829, „Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Göthe“, Eb. 1832).

Die philosophische Bewegung der Zeit geht zwar unbestreitbar von den vier Männern aus, die wir nebst ihren unmittelbaren Schülern und Nachfolgern bis jetzt haben kennen lernen; allein neben ihnen haben wir noch Mehrere zu erwähnen, welche eine mehr oder weniger große Selbstständigkeit in ihren philosophischen Forschungen bewahrten.

K. Chn. Friedr. Krause aus Eisenberg (1781—1832), ein edler, von den höchsten Ideen erfüllter Mensch, hätte sich ohne Zweifel größere Anerkennung erworben, wenn er zu andrer Zeit aufgetreten wäre; allein Schelling und Hegel hatten sich so entschieden zu Herren der philosophischen Bewegung gemacht, daß man der übrigen Bestrebungen wenig oder nicht achtete. Krause's „Urbild der Menschheit“ (Dresd. 1811) gibt Zeugniß zugleich von seinem philosophischen Talent, wie von seiner edlen Gesinnung. Leider ist die Sprache in dieser und andern Schriften sehr schwerfällig, und er huldigt zudem einem übertriebenen Purismus, ohne die zur Bildung neuer Wörter nöthige Schöpfungskraft zu haben. Vor ihm hätte noch Ernst Dan. Schleiermacher erwähnt werden sollen, der in den „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“ (Berl. 1803) eine selbstständige Stellung einzunehmen suchte. Obgleich zuerst nach Schelling sich bildend, für den er wahrhaft begeistert war, und dann an Jacobi sich anlehnend, hat Ign. Paul Vital Troxler aus Münster im Kanton Luzern (geb. 1780), der als Philosoph, Arzt und Politiker Bedeutendes leistete, später eine selbstständige Stellung eingenommen, wie sich schon aus den „Blicken in das Wesen des Menschen“ (Aarau 1811) ergibt, die eine reiche Fülle scharfer und geistvoller Beobachtungen enthalten. Auch seine „Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes mit Rücksicht auf die Irrlehren der Liberalität und Legitimität“ (Zür. 1820) verdient alle Beachtung. Durch eigenthümliche Anschauung und großen Scharfsinn, so wie durch gute Darstellung zeichnet sich Arthur Schopenhauer aus Danzig (geb. 1788) aus, der durch seine inhaltsreiche Schriften „Die Welt als Wille und Vorstellung nebst einer Kritik der Kantischen Philosophie“ (Lpz. 1819) und „Der Wille in der Natur“ (Eb. 1836) die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußte. J. Ed. Benecke aus Berlin (geb. 1798) suchte in der „Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens dargestellt“ (Berl. 1820) die Philosophie auf empirische Psychologie zurückzuführen, und erwarb sich um diesen höchst wichtigen Zweig unbestreitbares Verdienst. Dagegen wendete Chn. Fr. Aug. Heinroth aus Leipzig (1773—1843) seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Anthropologie zu. Sein „Lehrbuch der Anthropologie“ (Leipz. 1822) und dann das „Lehrbuch der Seelengesundheitslehre“ (2 Bde. Eb. 1824—25) bieten eine Fülle von geistreichen Beobachtungen und tie-

*) Wir dürfen die Bemerkung nicht unterlassen, daß Oken nicht bloß als Gelehrter, sondern auch als Mensch die höchste Verehrung verdient. Es war ein wahrhaft edler und kräftiger Charakter, der seiner bessern Ueberzeugung Alles aufzuopfern fähig war, und wirklich auch aufopferte. Als er seine treffliche, zunächst der Naturforschung gewidmete Zeitschrift „Isis“ (1817—32) auch der Verhandlung der bedeutenderen politischen Fragen öffnete und sich der Sache des Volks und der Gerechtigkeit annahm, und die verbrecherischen oder gemeinen und verderblichen Umtriebe der Kotzebue, Schmalz und anderer Spießgesellen der Reaction mit edler Freimüthigkeit an den Pranger stellte, als er deshalb mit der Regierung von Weimar in Zwiespalt gerieth, und diese ihm die Wahl gab, entweder seine Zeitschrift aufzugeben, oder seine Professur niederzulegen, wählte er Letzteres, ob er gleich keineswegs mit Glücksgütern gesegnet war.

**) Auch Fichte hatte schon naiv behauptet, daß mit seiner „Wissenschaftslehre“ die Philosophie abgeschlossen sei.

ser Speculation, aber durch sein weiches, ahnungsvolles Gemüth hingerissen, verfällt er leider in mystische Schwärmereien*). Viel bedeutender ist J. Fr. Herbart aus Oldenburg (1776—1841), der mit Erfolg den herrschenden Richtungen entgegentrat und sich insbesondre bestrebte, den Willkürlichkeiten oder dem starren Formalismus der neuen Schulen ein auf strenges logisches Denken gegründetes System entgegenzusetzen. Auch ist er einer der besten Stylisten im Gebiete der philosophischen Darstellung; er schreibt rein und richtig und befleißigt sich einer wohlgefügten Satzbildung. Von seinen Schriften erwähnen wir als die bedeutendsten „Die Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik" (2 Bde. Königsb. 1824—25) und die „Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre" (2 Bde. Eb. 1828—29).

Eine eigenthümliche Stellung nehmen diejenigen philosophirenden Schriftsteller ein, die wir unter dem Namen Mystiker zusammenfassen und zu denen wir schon einige der Genannten hätten zählen können. Unter diesen haben sich J. G. Hamann und J. Kasp. Lavater einen so bedeutenden Einfluß auf die Literatur erworben, daß wir auf sie zurückkommen müssen; von H. Jung-Stilling, der neben ihnen genannt zu werden verdient, haben wir schon bei andrer Gelegenheit das Nöthige gesagt (S. o. S. 552 f.). Während sich diese selbstständig entwickelten, lehnen sich die spätern Mystiker vorzugsweise an Schelling an; so namentlich Gotthilf Heinr. v. Schubert aus Hohenstein in Sachsen (geb. 1780), dessen reiche Kenntnisse besonders im Gebiete der Naturwissenschaft ihn nicht vor mystischen Abirrungen zu bewahren vermochten, weil ihm Schärfe des logischen Denkens abgeht und er sich von seinem Gemüth und seiner Phantasie fortreißen läßt. Bei alledem gewähren seine Schriften hohes Interesse, ob sie gleich mehr ahndungsreich als wissenschaftlich sind, insbesondre diejenigen, in welchen er die geheimnißvollen Erscheinungen in der Natur und im Menschen behandelt, wie die „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (2 Thle. Lpz. 1806—20), „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresd. 1808), „Die Urwelt und die Fixsterne" (Eb. 1822) und endlich die „Geschichte der Seele" (2 Bde. Stuttg. 1830). Ein Hauptverbreiter der Mystik ist wohl Jak. Jos. v. Görres aus Koblenz (1776—1848), der aus dem feurigsten Schwärmer für die politische Freiheit zum feurigsten Schwärmer für die kirchliche und religiöse Sclaverei wurde. Nachdem er als Jüngling in seiner Vaterstadt als Redner in dem Jakobinerclub geglänzt und „Das Rothe Blatt" geschrieben, nachdem er später durch seinen „Rheinischen Merkur" (1814—16) auf die politische Gesinnung mächtig eingewirkt und durch seine Schrift „Deutschland und die Revolution" (Kobl. 1820) die deutschen Fürsten mit Furcht erfüllt hatte, wurde er, seitdem er als Professor der Geschichte in München angestellt worden war (1827), der gewaltigste Vorkämpfer für die Anmaßungen der katholischen Hierarchie und der erbittertste Gegner des Protestantismus. Diese Umwandlung war jedoch lang vorbereitet. Er hatte sich seit dem Auftauchen der Naturphilosophie in das Studium derselben versenkt, er hatte sich die Ansichten der Romantiker über Poesie und Religion angeeignet und hielt, wie sie, das Mittelalter für die höchste Blüthe des deutschen Lebens, nach dessen vollständiger Wiederherstellung das Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet sein müsse. Es darf also nicht auffallen, daß er, der in der katholischen Religion geboren und erzogen war, für die Hierarchie schwärmen konnte, da so viele protestantische Romantiker zum Katholicismus übertraten. Daß Görres nicht zu den klaren Denkern gehörte, daß vielmehr romantisches Helldunkel seine Schriften, selbst seine frühern, charakterisirt, brauchen wir kaum zu erwähnen. Dagegen hat er die Sprache, wie Wenige, in seiner Gewalt und oft entwickelt er eine Kraft der Beredtsamkeit, die ihn neben die größten Redner stellen würde, wenn er sich künstlerisch zu mäßigen verstünde. So zeigte er sich in seinem „Merkur" und so auch noch in seinem berüchtigten „Athanasius" (Regensb. 1837), in welchem er die Losung zum confessionellen Kampfe gab, wodurch er tausendfaches Unglück über sein Vaterland heraufbeschwor. In andrer Weise als Görres hat sich Chn. Adolf Eschenmayer aus Neuenburg im Würtembergischen (1770—1852) in die Tiefen der Mystik versenkt; während jener eine ausgesprochene kirchlich-religiöse Richtung einschlug, beschäftigte sich dieser mit Magnetismus, Geistererscheinungen und ähnlichen Dingen, wobei er oft in crassen Aberglauben verfiel. Selbst seine „Religionsphilosophie" (2 Thle. Tüb. 1818—22) hat sich davon nicht frei gehalten. Als bedeutende Erscheinungen auf diesem Gebiete sind die „Seherin von Prevorst" (Stuttg. 1831—32) von Justinus Kerner und die Schriften des Frankfurter J. Fr. v. Meyer zu erwähnen („Hades, Beitrag zur Geisterkunde". Ff. 1810), „Blätter für höhere Wahrheit" (11 Samml. Eb. 1820—32), der sich durch seine Bemühungen um Verbreitung und Erklärung der Bibel („Bibeldeutungen". Ff. 1812; „Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen" (3 Bde. Hamb. 1819) nicht unbedeutendes Verdienst erwarb. Von dem religiösen Mystiker J. Arnold Kanne, den wir schon bei andrer Gelegenheit erwähnt haben, führen wir nur das „Pantheum der ältesten Naturphilosophie" (Tüb. 1811) an. K. Jos. Hieron. Windischmann aus Mainz (1775—1839) sammelte in der „Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte", von welcher jedoch nur die erste Abtheilung unter dem Titel „Grundlage der Philosophie im Morgenland" (4 Bde. Bonn 1827—34) erschienen ist, eine große Masse von Stoff, aber er behandelt ihn willkürlich (überall sieht er nur den Katholicismus) und verfällt in die abenteuerlichsten Träumereien. Wie Eschenmayer, wie Windischmann ist auch Frz. Xaver v. Baader aus München (1765—1841) von Schelling ausgegangen, dessen System er nach der mystischen Seite mit strenger Consequenz entwickelte, indem er die Naturphilosophie mit Jak. Böhme's Theosophie zu verschmelzen suchte. Aus seinen zahlreichen Schriften heben wir die „Begründung der Ethik

*) Wir bemerken noch, daß er auch manche schöne poetische Gabe unter dem Namen Treumund Welentreter bekannt gemacht hat („Gesammelte Blätter" (4 Bde. Lpz. 1818—26).

durch die Physik" (Berl. 1813), die „Vorlesungen über religiöse Philosophie" (Eb. 1826) und die „Vorlesungen über speculative Dogmatik" (6 Hfte. Stuttg. 1828—38) hervor.

Den schroffsten Gegensatz zu den Mystikern bilden diejenigen Schriftsteller, welche nach Art und Vorgang der sogenannten Popularphilosophen des vorigen Zeitraums philosophische Ideen über bedeutende Verhältnisse des innern und äußern Lebens durch klare allgemeinfaßliche Darstellung und Behandlung zum Gemeingute des Volks zu machen sich bestrebten, wobei wir die Bemerkung nicht unterlassen dürfen, daß unter diesen manche sich an Kant herangebildet hatten, keiner aber an Schelling oder Hegel. Obgleich unter diesen vielleicht nur ein Einziger den bedeutenden Erscheinungen der vorigen Periode an die Seite gesetzt werden kann, verdienen doch Mehrere eine ehrenvolle Erwähnung. Neben ihnen sind zugleich einige Männer zu nennen, die, ohne gerade die Absicht der populären Darstellung zu haben, verschiedene philosophische Gegenstände ohne Rücksicht auf irgend ein System zu behandeln suchten. Erfreuliche Muster populären Lehrstyls gab H. Sander aus dem Großherzogthum Baden (1754—1782) in seinen Schriften „Ueber Natur und Religion" (2 Bde. Lpz. 1779) und „Ueber das Große und Schöne in der Natur" (4 St. Eb. 1781 ff.). Des trefflichen Stylisten J. J. Engel „Philosoph für die Welt" haben wir schon erwähnt; noch müssen wir aber den durch Klarheit der Darstellung ausgezeichneten „Fürstenspiegel" (Berl. 1798) und die „Philosophischen Schriften" (2 Bde. Ebd. 1780 ff.) anführen. Auch von Hippels und Lichtenbergs hiehergehörigen Schriften ist schon die Rede gewesen. Unter den eigentlichen Volksschriftstellern nimmt Joh. Georg Schlosser aus Frankfurt (1739—1799), der Schwager Göthe's, eine sehr hohe, wenn nicht die erste Stelle ein. Es war ein durchaus edler, tüchtiger Mensch mit tief praktischem Sinn, der durch die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, was in Deutschland so oft geschieht, nicht verkümmert wurde. Er war ein gründlicher Jurist, wie er denn von den Regierungen in Bezug auf Gesetzgebung vielfach um Rath gefragt und in Anspruch genommen wurde; aber so leicht er in diesem und in andern Gebieten durch gelehrte Werke hätte glänzen können, so schien es ihm eine höhere Aufgabe, die Wissenschaften auf den praktischen Nutzen zurückzuführen, sie zum Wohl seiner Mitmenschen zu verwenden. Was er über Jurisprudenz, Politik, Moral und Religion schrieb, Alles hatte diesen Zweck. Er war ein Feind aller systematischen Philosophie, weil er in dieser bloß das Bestreben sah, den Geist in fesselnde Formeln zu binden. Wie er die lauterste Moral lehrte, und tief religiöse Ansichten zu verbreiten strebte, so stand er auch in politischen Dingen auf der Höhe seiner Zeit. Er deckte die verderblichen Mißbräuche der damaligen Staaten mit männlichem Freimuth auf; aber er irrte darin, daß er die schlechte Staatsverwaltung und das Unglück der bedrückten Unterthanen lediglich dem Beamtenstand zuschrieb. Allerdings kann der einzelne Beamte selbst bei den besten Verfassungen viel Schlechtes thun; aber wenn ein Volk über den ganzen Stand zu klagen hat, so liegt die Quelle des Uebels nothwendig in der Verfassung selbst. Unter Schlossers Schriften nennen wir vor Allem den „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (Ff. 1771), dem später als zweiter Theil ein „Katechismus der christlichen Religion" (Eb. 1776) folgte, zwei Schriften, die unbedingt zu den besten Volksbüchern gehören, und die wohl wieder hervorgesucht werden sollten. Außerdem erwähnen wir noch seine „Kleinen Schriften" (6 Thle. Bas. 1779—1794), die eine Reihe der tüchtigsten Abhandlungen über wichtige Angelegenheiten des äußern und innern Lebens enthalten. — Wenn auch an Umfang des Blicks und an Tiefe der Beobachtung weit unter ihm stehend, darf doch der schon öfters genannte Joach. Chn. Blum nicht übergangen werden, nicht sowohl wegen seiner „Spaziergänge" (2 Thle. Berl. 1774) und „Neuen Spaziergänge" (Lpz. 1784), obgleich auch diese nicht ohne Werth sind, und in schöner Darstellung recht gute Betrachtungen über die menschlichen Pflichten u. dgl. enthalten, als vielmehr wegen des „Deutschen Sprichwörterbuchs" (2 Bde. Lpz. 1780—82), in welchem er die Sprichwörter nach den Gegenständen, die sie behandeln, geordnet und mit einem Commentar versehen hat, das vorab darauf ausgeht, Vorurtheile zu berichtigen und zu bekämpfen. — In höherem Styl sind die Schriften des eben so liebenswürdigen als geistreichen Karl Victor von Bonstetten aus Bern (1745—1832), dessen edle und würdige Darstellung durch die lebensvollste Klarheit sich auszeichnen, weshalb wir bedauern müssen, daß er sich durch die Frau von Stael bewegen ließ, später in französischer Sprache zu schreiben, wie er auch seinen ersten Versuch, die gehaltvollen, von seinem Freunde Joh. v. Müller übersetzten „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland" (Bas. 1782) in dieser Sprache verfaßt hatte. Von seinen deutschen Arbeiten erwähnen wir die „Kleinen Schriften" (4 Bde. Kopenh. 1799—1801) mit einer Reihe von vortrefflichen Abhandlungen und Betrachtungen über die mannigfaltigsten Gegenstände, vorzüglich aber das größere Werk „Ueber Nationalbildung" (2 Bde. Zür. 1802), worin er die Resultate seiner unausgesetzten Forschungen über die besten Mittel der Volkserziehung mittheilt. — Der uns schon bekannte Rud. Zacharias Becker verdient als Volksschriftsteller rühmliche Anerkennung. Seine „Vorlesungen über die Rechte und Pflichten der Menschen" (2 Bde. Gotha 1791—92) beabsichtigen durch Sittlichkeit auch die äußern Verhältnisse zu verbessern. Noch bedeutender ist eine andre Schrift, die wir vielleicht besser im vorigen Abschnitt hätten anführen sollen, nämlich das „Noth- und Hülfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim" (2 Bde. Gotha 1787—98), Vorgänger und Vorbild von Zschokke's „Goldmacherdorf" (Aarau 1817) und andrer ähnlicher Schriften. Praktisch bedeutend und anregend, fand das Buch großen Anklang und weite Verbreitung (neueste Auflage 1838). — Mehr für die höheren Klassen der Gesellschaft oder wenigstens für den gebildeten Mittelstand berechnet war des Freiherrn Adf. Frz. Fr. Ludw. v. Knigge's Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen" (Hann. 1788), das aus tiefer Menschenkenntniß und tiefer Beobachtung hervorgegangen ist, wie es denn zu seiner Zeit ein „Ge-

setzbuch der praktischen Lebensweisheit genannt wurde. Man würde es jedoch besser als eine Anweisung zur Lebensklugheit bezeichnen können, weil ein fester moralischer Standpunkt vermißt wird. Es bleibt aber auch für spätere Zeiten wichtig, weil es die damaligen Lebensbeziehungen zur Kenntniß bringt, daher ihm auch die von Gödeke unternommene Bearbeitung mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse seinen eigentlichen Werth raubt. — Sehr verdienstliche Arbeiten von praktischer Bedeutung sind die „Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre" (10 Bde. Braunschw. 1794—98) und die „Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse" (120 Hefte. Gött. 1790—95) von dem um Pädagogik und Landwirthschaft verdienten Chn. K. André aus Hildburghausen (1763—1831). Ganz in der populären Weise des vorigen Zeitraums, d. h. mit Vermeidung aller schulmäßigen Formen, schrieb J. Gebh. Ehrenreich Maaß aus dem Halberstädtischen (1766—1823) lesenswerthe „Versuche über die Einbildungskraft" (Halle 1792), „über die Leidenschaften" (2 Thle. Eb. 1805—1807) und „über die Gefühle, besonders über die Affekte" (Eb. 1811), in denen er zum Theil Kantische Ideen entwickelte und popularisirte. Wie in seinen didaktischen Romanen suchte Chn. Friedr. Sintenis auch in seinen abhandelnden Schriften über religiöse und sittliche Lebensverhältnisse Aufklärung zu verbreiten, so z. B. in der Schrift „Elpizon" (2 Bde. Danzig 1796), in welchem er die Fortdauer nach dem Tode zur Ueberzeugung zu bringen suchte, und in andern ähnlichen Schriften, die zwar auf rationalistischem Grunde aufgebaut, aber zugleich von dem lebendigsten Glauben durchdrungen sind. Wegen schöner und klarer Darstellung, so wie tiefer Beobachtung erwarb sich K. Fr. Pockels aus Wörmlitz bei Halle (1757—1814) durch den „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts" (7 Bde. Hann. 1797—1822)*) und durch das Seitenstück zu demselben „Der Mann, ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts" (4 Bde. Eb. 1805—08) verdienten Beifall. J. G. Müller aus Schaffhausen (1759—1819), der Bruder des Geschichtschreibers, entwickelte in den „Briefen über das Studium der Wissenschaften" (Zürich 1798) und in den „Unterhaltungen mit Serene" (2 Bde. Winterth. 1793—1802) verständige Ansichten über Wissenschaft und Leben, die von freundlicher Gemüthlichkeit getragen und gehoben werden. Auch dessen „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" (6 Thle. Winterth. 1792—1811) verdienen noch jetzt der reiferen Jugend anempfohlen zu werden. Ohne sich durch besondre Tiefe der Betrachtung oder Schönheit der Darstellung auszuzeichnen, haben sich „Der gute Jüngling, Gatte und Vater" (2 Bde. Ff. 1804) und „Die Kunst, ein gutes Mädchen, Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden" (3 Bde. Ebd. 1807) von dem viel verfolgten J. L. Ewald aus Hayn der drei Eichen (1748—1822) zu ihrer Zeit einen zahlreichen Leserkreis gewonnen und allerdings haben sie auch manches Gute gestiftet. Den gewaltigsten Einfluß auf die Wiederbelebung des Nationalgefühls übte Friedr. Ludw. Jahn aus Lanz in der Priegnitz (1778—1852) durch sein „Deutsches Volksthum" (Lübeck 1810) aus, welches kräftig und originell, aber in der Darstellung zu gesucht ist. Es wird dieses Buch, in welchem sich die Bestrebungen der Zeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mit ihrer Schwärmerei und ihrer oft unnatürlichen Schroffheit darstellen, stets historisch wichtig bleiben, und man wird die tüchtige vaterländische Gesinnung, die sich darin ausspricht, stets verehren müssen. Später gab er einen Nachtrag hiezu unter dem Titel „Maskenzum deutschen Volksthum" (Hildburgh. 1833), der gegen die Bewunderer der französischen Julirevolution gerichtet ist, und einen unvernünftigen Haß gegen alles Französische athmet. — Wir könnten hier auch den trefflichen J. Peter Hebel anführen, der in mehren Stücken seines uns schon bekannten Schatzkästleins, z. B. in den „Betrachtungen über das Weltgebäude", „über ein Vogelnest" u. a. m. unübertreffliche Meisterstücke populärer Darstellung gegeben hat, und die tief bedauern lassen, daß er nicht noch eine größere Anzahl solcher Stücke verfaßte. — Sehr lobenswerth sind die klar gedachten und klar geschriebenen Abhandlungen „Der Mensch. Untersuchungen für gebildete Leser" (Berl. 1815) und „Das Wiedersehen nach dem Tode" (Lpz. 1818) von Maz. K. Fr. W. Grävell aus Belgard in Hinterpommern (geb. 1781), der einer der Minister war, die das deutsche Parlament zu Grabe trugen; aber noch bedeutender sind die Schriften des als scharfsinnigen Denkers bekannten Mich. Leop. Enk von der Burg aus Wien (1788—1843), der zu den gediegensten philosophirenden Schriftstellern der neuern Zeit gehört. Seine Abhandlungen „Ueber den Umgang mit uns selbst" (Wien 1829), „Ueber die Freundschaft" (Eb. 1840) und „Ueber Bildung und Selbstbildung" (Eb. 1842) sind den besten Erscheinungen der Art beizuzählen.

Indem wir zur Betrachtung der Leistungen im Gebiete der Aesthetik und Kritik übergehen, müssen wir auf die einleitenden Bemerkungen zum vorliegenden Zeitraum verweisen, in denen wir versucht haben, die Entwickelung der ästhetischen Ansichten und ihres Einflusses auf die Literatur darzustellen. Ohne auf jene Bemerkungen zurückzukommen, werden wir hier nur einen Ueberblick der betreffenden Literatur mittheilen, indem wir von den allgemeineren Schriften zu denjenigen übergehen, welche besondere Gegenstände behandeln. Von den hiehergehörigen Schriftstellern werden Hamann, Kant, Schiller, A. W. v. Schlegel, Wilh. v. Humboldt und Hegel näher zu besprechen sein, von den Leistungen der Uebrigen reicht es hin, in rascher Uebersicht zu handeln. Wir erinnern uns, daß die neue Bewegung zunächst von Herder ausging; seine dahin bezüglichen Schriften, „Fragmente zur deutschen Literatur" und „Von deutscher Art und Kunst", haben wir schon besprochen. Noch sind die „Kritischen Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend" (3 Thle. Riga 1769) zu erwähnen, die sich mit der Prüfung von Lessings „Laokoon" und einigen antiquarischen Schriften von Klotz beschäftigen.

*) Neben diesem ausführlichen Gemälde kann die gedrängtere Betrachtung von Ernst Brandes „Ueber das weibliche Geschlecht" (Hann. 1802) mit Nutzen gelesen werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist nur der erste Theil, in welchem er den „Laokoon" bespricht; aber nur in so fern, als man daraus die Trefflichkeit und Größe Lessings recht schätzen lernt, weil man sich bald überzeugt, daß Alles, was Herder gegen ihn vorbringt, falsch und auf Mißverständniß beruht. Doch können sie, wie Koberstein richtig bemerkt, mit gehöriger Vorsicht benutzt, Manches ergänzen, was Lessing nicht ausdrücklich gesagt, sondern seinen Lesern als Folgerungen aus dem wirklich Gesagten zu ziehen überlassen hat. Andere Schriften, in welchen Herder seine Ansichten über Kunst mehr oder weniger ausführlich darlegt, sind bei andern Gelegenheiten erwähnt worden; wir führen hier nur noch die „Plastik; einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume" (Riga 1778) und die „Kalligone" (3 Thle. Lpz. 1800) an, worin er Kants Grundsätze der Aesthetik, wie dieser sie in der „Kritik der Urtheilskraft" entwickelt hatte, zu widerlegen suchte, aber auch hierin zu deutlich bewies, daß er den Königsberger Philosophen nicht verstanden habe. Herder war reich an neuen und großartigen Ansichten, er verstand es, seine Zeitgenossen anzuregen und sie auf fruchtbare Bahnen zu leiten; aber er verstand es nicht, eine Idee bis in ihre äußersten Folgerungen logisch zu entwickeln, wie Lessing, noch viel weniger eine Reihe von Ideen zu einem systematischen Ganzen zu verbinden, wie Kant. Ja seine Natur war allem Systematischen so fremd, daß es ihm unmöglich war, sich in ein festes, in sich fest zusammenhängendes System auch nur hineinzudenken. Daß die Ansichten Herders über Volkspoesie vorzüglich bei **Bürger** Anklang fanden und seine poetische Richtung bezeichneten, ist schon öfters (S. 29 u. 310) erwähnt worden; wir müssen aber noch hinzufügen, daß dieser selbst als Apostel der neuen Lehre auftrat und namentlich in einem Aufsatz im „Deutschen Museum" (1776) „Aus Daniel Wunderlichs Buch" einen „Herzenserguß über Volkspoesie" mittheilte, in welchem er diese als die einzige Quelle aller wahren Poesie mit überströmender Begeisterung darstellte. Als er später seine „Akademie der schönen Redekünste" (1. u. einz. Bd. Berl. 1790—91) herausgab, hatte er wohl auch die Absicht, darin ästhetische Fragen abzuhandeln, doch war damals seine Kraft schon so sehr gebrochen, daß er Größeres kaum mehr unternehmen konnte. Lange nach seinem Tod gab K. v. Reinhard sein „Lehrbuch der Aesthetik" (2 Bde. Berl. 1825) heraus, das reich an einzelnen fruchtbaren Bemerkungen ist. In demselben Jahre, als Kants „Kritik der Urtheilskraft" erschien, veröffentlichte K. H. **Heydenreich** sein „System der Aesthetik" (Lpz. 1790), in welchem er diese Wissenschaft nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie zu entwickeln suchte; aber wenn ihm auch geistvolle Behandlung des Einzelnen nicht abzusprechen ist, so gelang es ihm doch nicht, diesen Gegenstand im Ganzen befriedigend abzuschließen. Auch der Reichsfreiherr K. Theod. Ant. Maria von **Dalberg** aus Hernsheim (1744—1817), der nach einander Kurfürst von Mainz, Großherzog von Frankfurt und Fürst Primas des Rheinbundes wurde und als Erzbischof von Regensburg starb, lehnte sich in seinen „Grundsätzen der Aesthetik" (Erfurt 1791) an Kant, doch waren sie ihrem Wesen nach selbstständig, und zeichneten sich durch gründliche Forschung, beredte und geschmackvolle, so wie allgemein faßliche Darstellung aus, was sich auch von einer spätern Schrift desselben „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" (Ff. 1806) rühmen läßt. Schon ganz auf Kant fußend ist Laz. **Bendavids** „Versuch einer Geschmackslehre" (Berl. 1799); während sich trotz der eigenthümlichen Behandlungsweise in **Jean Paul Fr. Richters** „Vorschule der Aesthetik" (3 Thle. Hamb. 1804) der Einfluß der romantischen Anschauungen nicht verkennen läßt. Fr. **Bouterweck** suchte in seiner „Aesthetik" (2 Thle. Lpz. 1806), zu welcher später ein Nachtrag unter dem Titel „Ideen zur Metaphysik des Schönen" (Eb. 1807) erschien, die Ansichten der verschiedenen Schulen mit den Ergebnissen der frühern Forschungen zu vermitteln; wie immer zeigte er sich auch hierin als einen Mann von Geschmack und feinem Urtheil. Ganz auf Schellingsche Philosophie aufgebaut ist das „System der Kunstlehre" (Lpz. 1805) von F. **Ast**; es ist dieses Buch zwar vielseitig anregend, ermangelt aber der strenglogischen Durchführung. Von größerer Selbstständigkeit, wenn auch offenbar ebenfalls an Schelling sich anlehnend, ist „Die Kunstwissenschaft in ihrem allgemeinen Umrisse" (Jena 1811) von K. F. **Bachmann**. Die „Aesthetik für gebildete Leser" (2 Thle. Lpz. 1807) von K. H. L. **Pölitz** verdient weniger wegen gehaltvoller Behandlung als wegen des Reichthums an gesammeltem Stoff Erwähnung. H. **Ludens** „Grundzüge ästhetischer Vorlesungen" (Gött. 1808) und Aloys **Schreibers** „Lehrbuch der Aesthetik" (Heidelb. 1809) erwähnen wir nur vorübergehend. Von feinem Kunstsinn zeugt der „Grundriß einer Einleitung zur Aesthetik" (Dorpat 1815) von K. **Morgenstern** aus Magdeburg (geb. 1770). Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist K. W. Ferd. **Solger** aus Schwedt (1780—1819), der die verschiedenen ästhetischen Systeme seiner Zeit zu vermitteln und insbesondre die romantischen Ansichten zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden suchte. Er unternahm dieses zuerst in der gehaltreichen Schrift „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst" (2 Bde. Berl. 1815), systematischer in den „Vorlesungen über die Aesthetik" (Lpz. 1829), welche nach seinem Tode von K. W. L. Heyse herausgegeben wurden. In dem erstgenannten Werke erscheint er als Meister in der Behandlung des Dialogs, aber es ist dies freilich eine Form, die sich zu wissenschaftlichen Untersuchungen nicht eignet. Adam H. **Müller** schrieb Vorlesungen „Von der Idee der Schönheit" (Dresd. 1809), welche sich in romantisch mystische Anschauungen auflösen. Mehr auf Schelling bauend ist die „Aesthetik oder Lehre von der Weltanschauung und Kunst" (2 Thle. Berl. 1827) von K. F. E. **Trahndorff**. Im Sinne Hegels, der selbst ein ausführliches Werk über die Aesthetik schrieb, ist das „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (2 Bde. Lpz. 1830), von Chn. Herm. **Weisse** aus Leipzig (geb. 1801), worin man jedoch die selbstständige Forschung anerkennen muß, und genug Andeutungen findet, aus denen sich ergibt, daß der Verfasser schon damals sich zum Theil von dem Einfluß der Hegelschen Philosophie zu be-

freien suchte. Die allgemeinen Ideen Herbarts suchte F. K. Gripenkerl in dem „Lehrbuch der Aesthetik" (2 Thle. Braunschw. 1827) systematisch zu entwickeln. Die „Aesthetik" von Schleiermacher, welche nach seinem Tode von C. Lommatzsch herausgegeben wurde (Berl. 1842), ist, abgesehen von ihrer geistreichen Durchführung, deshalb merkwürdig, weil sie auf romantischen Ansichten beruht, wenn er dieselben auch zu verdecken sucht. Wir nennen endlich noch die „Aesthetik oder Lehre vom Schönen und der Kunst in ihrem ganzen Umfange" (Wien 1830) von Friedr. Ficker, welche sich namentlich in Oesterreich großer Anerkennung erfreute und die „Vorlesungen über Aesthetik" (Hann. 1810) von W. E. Weber. J. Gfr. Gruber hatte die Absicht, das Gesammtgebiet der Wissenschaft des Schönen in einem „Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik" darzustellen, es erschien jedoch nur der erste Theil (Weim. 1810), was um so mehr zu bedauern ist, als das Werk für die Zeit der Kantischen Philosophie das geworden wäre, was das Sulzersche für die frühere war.

Neben diesen allgemeinen systematischen Darstellungen der gesammten Wissenschaft des Schönen erschienen zahlreiche Schriften über einzelne Gegenstände, von welchen wir die bedeutendsten anführen. Unter diesen nimmt die kleine Abhandlung von K. Ph. Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" (Braunschw. 1788) eine hervorragende Stelle ein, weil sie die Frage über das Wesen des Schönen geistreich behandelt. Daß sie auf Schiller Einfluß ausübte, geht schon daraus hervor, daß manche Ideen derselben in dessen „Künstler" übergegangen sind. Auf Schillers hiehergehörige Abhandlungen werden wir unten zurückkommen, dagegen sind Göthe's ästhetische Aufsätze hier sogleich zu berühren. Dieselben gehen zwar nicht, wie die Schillerschen, von einem höhern philosophischen Princip aus, dagegen haben sie alle hohen Werth, weil sie aus dem gründlichsten Studium der Kunst hervorgegangen sind und zugleich öfters die eigenen Dichtungen Göthe's nach ihrer künstlerischen Entstehung erklären. Wir machen vorzüglich auf den Aufsatz „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke" aufmerksam, worin er auf den wesentlichen Unterschied zwischen Naturwahrheit und Kunstwahrheit aufmerksam macht und die richtigsten Grundsätze über das Verhältniß der Kunst zur Natur ausspricht. Nicht weniger trefflich sind die Aufsätze „Antik und Modern", „Ueber epische und dramatische Dichtung", „Shakspeare und kein Ende", „Naivetät und Humor" u. a. m., die alle tief gedacht und praktisch bedeutsam sind. — Geistreich und gewandt, doch nicht immer tief genug, sind die „Untersuchungen über das Schöne", welche J. Fr. Ferd. Delbrück aus Magdeburg (1772—1830) seiner Auswahl von „Lyrischen Gedichten mit erklärenden Anmerkungen" (1. u. einz. Bd. Berl. 1800) vorangeschickt hat. Auch dessen „Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst" (Eb. 1809) enthält viele gute Bemerkungen, denen es nur an Einheit fehlt. — Ehe wir diese Uebersicht schließen, müssen wir noch auf einige zum Theil sehr bedeutende Monographien aufmerksam machen. J. Chph. Schwab aus dem Würtembergischen (1743—1821), ein Gegner Kants, schrieb eine immer noch lesenswerthe Abhandlung „Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack" (Berl. 1788). Der auch als Philolog bekannte J. Fr. Degen aus Baireuth (1752—1836) gab Bemerkungen „Ueber die redende Grazie" (3 St. Augsb. 1779—83), die oft durch ihre Tiefe mitten unter Unbedeutendem überraschen. Von dem Reichsfreiherrn J. Fr. Hugo von Dalberg besitzen wir eine Abhandlung „Vom Erfinden und Bilden" (Ff. 1791), welche von des Verfassers gründlichem Studium der größten Dichterwerke Zeugniß gibt. Die „Briefe ästhetischen Inhalts" (Alt. 1797) von Konr. Fr. v. Schmidt-Phiseldeck aus Braunschweig (1770—1832) enthalten eine Reihe feiner Bemerkungen über Dichtkunst und poetische Werke. Von gebildetem Geschmack zeugen die „Aesthetischen Ansichten" (Lpz. 1808) von Chn. Gli. Körner aus Leipzig (1756—1831), dem Freunde Schillers; sie enthalten unter Anderm vortreffliche Bemerkungen über Göthe's „Wilhelm Meister"; auch in seinem „Briefwechsel mit Schiller" finden sich zahlreiche Bemerkungen über ästhetische Fragen und einzelne Poesien, die durch Klarheit und Richtigkeit erfreuen. Schätzenswerthe Monographien sind ferner noch die „Theorie des Komischen" (Lpz. 1813) von J. St. Schütze, „Melpomene, ein Versuch über die Gründe des Wohlgefallens an tragischen Gegenständen" (Rost. 1805) von Joh. Jak. Fries und „Melpomene, oder über das tragische Interesse" (Wien 1827) von Melch. Enk.

Unter den Werken, welche sich mit einzelnen Künsten beschäftigen, erwähnen wir zuerst die „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt" (Berl. 1. u. einz. Th. 1783) von J. J. Engel, die später unter dem Titel „Poetik" (Eb. 1806) wieder gedruckt wurden. Diese Schrift hat zunächst die Absicht, die reifere Jugend zu befähigen, die deutschen Dichtungswerke mit Verstand und Geschmack zu lesen, welchen Zweck sie auch vollkommen erreichte. Der „Entwurf einer systematischen Poetik" (2 Bde. Lpz. 1804) von Chn. Aug. H. Clodius hat zu seiner Zeit viel Beifall gefunden; und Jos. St. Zaupers aus Oesterreich „Praktische Anleitung zur Dichtkunst" (Dresd. 1829) ist ein recht brauchbares Hülfsmittel zum Selbstunterricht und für Schulen. Ausführlicher ist das „Handbuch der Sprachwissenschaft" (4 Bde. Essen 1812) von G. Reinbeck, das in seinen verschiedenen Abtheilungen die Rhetorik, Aesthetik, Poetik und Literaturgeschichte behandelt und eine Anthologie enthält. Aehnlicher Art sind der „Teut oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts" (5 Thle. Berl. 1807—12) von Theod. Heinsius, und „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt" (4 Bde. Lpz. 1825) von K. H. L. Pölitz. Obgleich der Zeit des Erscheinens nach in eine spätere Zeit gehörend, erwähnen wir doch noch die „Dichterschule" (Ulm 1840) von F. J. Wagner, weil sie sich auf seine oben erwähnten philosophischen Schriften, namentlich auf sein „Organon" gründet. Dieses Werk ist ein neuer Beleg zu dem alten Satz, daß die Gegensätze sich berühren; denn wie einst der nüchterne Gottsched in seiner „Cri-

tischen Dichtkunst", so will der überschwängliche Wagner in der „Dichterschule" nicht bloß das Wesen der Poesie und der einzelnen Gattungen begründen und erklären, sondern auch eine Anleitung zur dichterischen Production geben.

Ueber die äußere Form der Poesie besitzen wir einige treffliche Werke, unter welchen das auf dem Studium der antiken Kunst aufgebaute „Handbuch der Metrik" (Lpz. 1799) von dem großen Philologen Gottf. Hermann als erste wissenschaftliche Begründung dieses Zweigs genannt werden muß. Als Gegner des Hermannschen Systems trat der öfters genannte J. Aug. Apel mit seiner „Metrik" (2 Bde. Lpz. 1814—16) auf, in welcher er die sogenannte Taktheorie zu begründen suchte. Eine recht erfreuliche Erscheinung war der „Versuch einer deutschen Prosodie" (Berl. 1786) von K. Ph. Moritz, weil er darin den Zusammenhang der prosodischen Gesetze mit denen der Sprachbildung nachzuweisen suchte. Es ist bekannt, daß Göthe an dem in diesem Buch aufgestellten System großes Wohlgefallen fand. Noch größeres Aufsehen machte J. H. Voß durch seine „Zeitmessung der deutschen Sprache" (Königsb. 1802), die allerdings viele und scharfsinnige Beobachtungen enthält, aber die Bedeutsamkeit des Accents nicht gebührend anerkennt. Doch hat er sich immerhin große Verdienste um die Metrik und Rhythmik erworben, da er feste Grundsätze aufstellte, die bis dahin fehlten. Auf Voß fortbauend und ihn im Einzelnen glücklich erweiternd, gab G. F. Grotefend aus Münden (1775—1853) „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" (Gießen 1815) heraus. Recht gut, aber durch zu große Anhäufung von Regeln verwirrend ist „Der deutsche Versbau, oder Wortmessung, Wortbewegung und Wortklang im Verse" (Berl. 1827) von dem uns als Dichter schon bekannten K. Bernh. Garve. Nicht mißlungen, aber in neuerer Zeit weit überholt, ist J. St. Schütze's „Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form" (Magdeb. 1802).

Was die einzelnen Dichtungsarten betrifft, so ist die Theorie derselben mehrfach mit Glück dargestellt worden. Göthe's Aufsatz „Ueber epische und dramatische Poesie" ist schon erwähnt worden; neben denselben sind seine und Schillers inhaltreiche Bemerkungen über diese beiden Gattungen in ihrem Briefwechsel zu vergleichen. Die epische Dichtung insbesondre hat W. v. Humboldt, wie wir später zeigen werden, einläßlich behandelt. Chn. Fr. v. Blankenburgs „Versuch über den Roman" ist schon früher erwähnt worden (S. 505), außer demselben sind uns nur noch „Einige Gedanken über den Roman" (Augsb. 1777) von Joh. Fr. Degen bekannt. Unter allen Gattungen erfreute sich das Drama der größten Aufmerksamkeit; es war freilich durch Lessing darin mächtig vorgearbeitet worden. Nicht ohne Verdienst sind die hiehergehörigen Schriften von J. F. Schink: „Dramaturgische Fragmente" (4 Bde. Görtz 1781—84), „Dramaturgische Monate" (Grätz 1790) und „Fr. Schillers Don Karlos, Wallenstein u. s. w. ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt" (Dresd. u. Lpz. 1827), worin er freilich der trefflichen Entwickelung von J. W. Süvern aus Lemgo (1774—1809), „Ueber Schillers Wallenstein" (Berl. 1800) weit nachsteht. Nicht ohne Werth ist die Abhandlung „Ueber einige Verschiedenheiten im griechischen und deutschen Trauerspiel" (Bresl. 1792) von J. Kasp. Fr. Manso, von dem eine andre „Einige Gedanken über die Wirkung des historischen Gedichts" (Eb. 1796) schon oben hätte angeführt werden können. Ohne Vergleich das Bedeutendste ist, was A. W. Schlegel über das Drama geschrieben hat, weshalb wir ihn ausführlicher zu besprechen haben. Geistvoll und interessant sind die „Ideen über das antike, romantische und deutsche Schauspiel" (Berl. 1820) von Frz. Rud. Hermann aus Wien (1787—1823) und die „Dramaturgischen Aphorismen" (2 Thle. Hamb. 1820) von L. Fr. Schmidt. In den „Dramaturgischen Blättern" (2 Bde. Berl. 1825) hat L. Tieck seine tiefen Beobachtungen über dramatische und Schauspielkunst in anmuthiger Form und anregender Darstellung niedergelegt. — Ueber die Schauspielkunst schrieb Fr. Hildebrand von Einsiedel aus Lumpitz bei Altenburg (1750—1828), der, besonders im Umgange mit Göthe und Schiller gebildet, wohl unter dem Einflusse derselben die „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" (Lpz. 1797) schrieb. J. J. Engel verfaßte „Ideen zu einer Mimik" (2 Bde. Berl. 1785—86), welche selbst talentvolle Schauspieler mit Nutzen studiren können. Auch Klingemanns „Vorlesungen für Schauspieler" (Lpz. 1818) verdienen Erwähnung, so wie dessen Mittheilungen über seine Kunstreisen in der Schrift „Kunst und Natur" (2 Bde. Braunschw. 1819). Wir erwähnen noch die „Bemerkungen über die Londner, Pariser und Wiener Theater" (Gött. 1786) von Ernst Brandes und die „Mannheimer Dramaturgie" (Mannh. 1779) von dem Freih. Otto H. v. Gemmingen.

Die Schriften über Rhetorik und Styl sind beinahe zahllos; aber wenn unter diesen sich auch manche finden, die einzelne gute, selbst treffliche Bemerkungen enthalten, so ist doch erst in der letzten Zeit ein Werk erschienen, das als die Grundlage einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung dieses Zweigs angesehen werden kann. Die ersten Versuche aus dem vorliegenden Zeitraume gehen noch kaum über Gottsched hinaus; später läßt sich wohl auch der Einfluß der verschiedenen philosophischen Systeme bemerken, aber doch nur in einem sehr untergeordneten Grad und mehr mit Rücksicht auf das Einzelne als auf die Gesammtentwickelung. Wir führen nur die durch ihre Güte oder durch ihre größere Verbreitung bedeutenderen Schriften an. Der „Grundriß der Beredtsamkeit" (2 Bde. Magdeb. 1771) von F. A. Kinderling (1743—1807) gibt eine vollständige Uebersicht des bis zu seiner Zeit gewonnenen Stoffs. In dem „Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik" (Halle 1798) von J. Gebh. Ehrenreich Maaß aus dem Halberstädtischen (1766—1823) nimmt man in einzelnen Begriffsbestimmungen schon den Einfluß Kants wahr; doch ist das Ganze noch auf dem aus dem Alterthume auf uns gekommenen System aufgebaut. Dies ist auch bei der „Rhetorik" (Berl. 1802) von G. Gust. Fülleborn (1769—1803) der Fall, die sich übrigens durch gute Anordnung und Schärfe der Begriffsbestimmungen auszeichnet. Die ausführlichste Behandlung des Gegenstands gewährt

„Die Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredtsamkeit in ihrem ganzen Umfange" (3 Bde. Lpz. 1815—28) von H. Aug. Schott aus Leipzig (1780—1835). Eine überaus erfreuliche Erscheinung ist „Die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlehren einer systematischen Rhetorik" (Berl. 1814) von L. Fr. Frz. Theremin, der selbst als Redner sehr bedeutend ist; es ist diese Schrift namentlich in der Darstellung der rhetorischen Mittel ganz vortrefflich, dagegen in der Grundlage nicht genügend, wenn ihr auch in dieser Beziehung geistreiche Behandlung nicht abgesprochen werden kann. Hohes Interesse gewährt auch dessen „Demosthenes und Massillon, ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit" (Berl. 1845). Unter den Katholiken nimmt als Theoretiker der geistlichen Beredtsamkeit Joseph Widmer aus Hochdorf im Kanton Luzern (1779—1844) wohl den ersten Rang ein („Der katholische Seelsorger der gegenwärtigen Zeit" (2 Bde. Münch. 1819—20). Mehr historisches Interesse gewähren die „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall" (Lpz. 1816) von Adam H. Müller. Wir erwähnen hier auch die „Theorie der Lebensbeschreibung" (Berl. 1802) von dem Kantianer Dan. Jenisch. Unter den Anweisungen zur Stylistik hat sich J. Chr. Adelungs Buch „Ueber den deutschen Styl" (2 Thle. Lpz. 1785—86) lange Zeit eines großen Beifalls zu erfreuen gehabt; allein es fehlt ihm an einem das Ganze beherrschenden Grundsatz, so daß es sich in eine Unzahl von einzelnen Regeln auflöst, die, wenn auch zum Theil an sich auf richtiger Beobachtung beruhend, doch in ihrem Zusammenhang als willkürlich erscheinen. Diesem Uebelstand suchte K. Ph. Moritz in seinen „Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern" (2 Thle. Berl. 1793—94) abzuhelfen, welche leider nicht ganz von ihm herrühren, da er während der Ausarbeitung des zweiten Theiles starb und Jenisch die zwei letzten Drittel desselben hinzufügte. So vortrefflich aber auch die Ausführung der Schrift ist und so fruchtbar sie der Verfasser durch seine Erklärungen guter Musterstücke gemacht hat, so ist das Ganze doch zu empirisch gehalten. In derselben Weise, aber weit weniger geistreich, sind der „Versuch eines Systems des deutschen Styls" (4 Thle. Görl. 1800—02) und „Systematische Encyklopädie der stylistischen Wissenschaft" (Lpz. 1804) von K. H. L. Pölitz. Alle diese und andre Schriften über den Gegenstand werden jedoch von dem „Lehrbuch des deutschen Stils" (Ff. 1848) von K. Ferd. Becker übertroffen, welches freilich nicht mehr in das Bereich unserer Darstellung gehört.

Indem wir zur Darstellung der Leistungen im Gebiete der literarischen Kritik übergehen, haben wir zunächst zu bemerken, daß die im vorigen Zeitraum gegründeten Zeitschriften (S. II. 698) zum Theil auch in diesem noch fortbestanden, ja noch in das gegenwärtige Jahrhundert herüberreichten. Sie wurden in demselben Sinne und Geist fortgeführt, in welchem sie begonnen worden waren, und traten eben deshalb den neuen Bestrebungen oft entgegen, was ihnen allmählich das Zutrauen des Publikums raubte. Doch sind sie schon deshalb von Bedeutsamkeit, weil man den Kampf zwischen den alten und neuen Richtungen am gründlichsten aus ihnen lernen kann. Als Organ des jungen Dichtergeschlechts gewannen die schon in den einleitenden Bemerkungen zum vorliegenden Zeitraume erwähnten „Frankfurter gelehrten Anzeigen" große, aber freilich nur vorübergehende Bedeutung, da die Redaction derselben bald in andre Hände überging. Von weitaus größerem Einfluß wurde jedoch die „Allgemeine Literaturzeitung", welche im J. 1785 von Bertuch, Wieland (der sich jedoch bald wieder lossagte) und von Chn. Gottfr. Schütz aus Duderstädt (1747—1832) gegründet wurde. Dieser, ein geschmackvoller Philolog, der einen Jacobs und Creuzer zu seinen Schülern zählt, führte die eigentliche Redaction und war lange Zeit die Seele des Unternehmens, das schon dadurch von großer Bedeutung wurde, daß es sich der Kantischen Philosophie anschloß und zur Verbreitung derselben wesentlich mitwirkte. Bald wurde sie das Organ der neuen auf Kant gegründeten ästhetischen Kritik, und zeichnete sich durch freimüthige, unbefangene Prüfung, so wie durch feinen Ton und geläuterten Geschmack aus. Als hauptsächlichste Mitarbeiter erwähnen wir nach einander Schiller, L. F. Huber, W. v. Humboldt und später A. W. Schlegel*). Im J. 1804 ging Schütz nach Halle, wo er in Verbindung mit Ersch die Allg. Literaturzeitung fortsetzte, die nun den Romantikern und der Schellingschen Philosophie mit oft derber Freimüthigkeit entgegentrat. Dagegen wurde unter der Leitung des gelehrten Philologen Eichstädt und vorzüglicher Mitwirkung Göthe's ein neues kritisches Organ in Jena gegründet, welches unter dem Namen „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" erschien, und durch die Theilnahme der Weimarer Kunstfreunde vorzüglich für die Kunstkritik von Bedeutung wurde. Vorher schon war die „Leipziger Literatur-Zeitung" (1800) gegründet worden, die sich von dem Einfluß der Schulen frei zu erhalten suchte. Andere Erscheinungen der Art, wie die „Erlanger", die „Oberdeutsche Literaturzeitung" u. a. m. übergehen wir. Dagegen müssen wir die im J. 1808 gegründeten „Heidelberger Jahrbücher" erwähnen, welche lange Zeit das Organ der späteren Romantiker waren, später aber eine freiere Haltung annahmen und sich durch Strenge und Unparteilichkeit der Prüfung auszeichneten. Große Erwartungen erregten die „Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik", welche im J. 1827 zu Berlin gegründet wurden. Die Einrichtung, daß alle eingesandten Beurtheilungen vor dem Abdruck von einem leitenden Verein geprüft werden mußten, schien die beste Gewähr für Unparteilichkeit und Gründlichkeit des Unternehmens zu geben, und in der That waren die ersten Jahrgänge auf das Beste redigirt und enthielten viele ausführliche und belehrende Aufsätze. Da sie aber immer entschiedener zum ausschließlichen Organ der Hegelschen Schule wurden und Beurtheilungen lieferten, welche wegen ihrer Darstellung kaum lesbar waren, verloren sie zusehends

*) Man findet die Arbeiten derselben in ihren gesammelten Werken.

an Verbreitung und mußten im J. 1846 eingehen. Unter den im Gebiete der literarischen Kritik vorzüglich thätigen Mitarbeitern nennen wir Varnhagen von Ense und Wilhelm Neumann (1781—1835), dessen hier und anderwärts veröffentlichten Recensionen in seinen „Schriften" (2 Bde. Lpz. 1835) gesammelt sind.

Neben den eigentlichen Literaturzeitungen sind auch diejenigen Blätter zu erwähnen, welche zum Theil die Unterhaltung des Publikums bezweckend, dasselbe auch mit den neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur bekannt zu machen suchten und von denen einige einen nicht unbedeutenden Einfluß gewannen. So nahm die im J. 1801 von Spazier gegründete „Zeitung für die elegante Welt" Partei für die romantische Schule, weshalb ihr Kotzebue in Verbindung mit Garlieb Merkel den „Freimüthigen" entgegensetzten, der sich jedoch weniger durch Gründlichkeit und Wahrheitsliebe als ungemessenen und selbst rohen Ton bemerkbar machte. Später gab Kotzebue „Das Literarische Wochenblatt" heraus (1818), in welchem er seine Polemik gegen die Romantiker, aber auch zugleich gegen jede nationale und freie Entwickelung fortsetzte, wodurch er sich bald die allgemeinste Verachtung zuzog. Nach seinem Tode leitete es Müllner eine Zeitlang, bis es im J. 1821 von dem thätigen und umsichtigen Buchhändler Brockhaus in Leipzig angekauft und als „Literarisches Conversationsblatt" herausgegeben wurde, welchen Titel es später mit dem der „Blätter für literarische Unterhaltung" vertauschte; es gehören dieselben zu den bessern Erscheinungen der Art und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit des Stoffes und geschmackvolle, anständige Behandlung aus. Eine Zeitlang erfreute sich das im J. 1826 von Müllner herausgegebene „Mitternachtsblatt" einer nicht unbedeutenden Verbreitung, konnte sich aber wegen Mangels an Gediegenheit und wegen der polternden, absprechenden Weise des Herausgebers nicht halten. Seit 1820 erhielt das „Morgenblatt" eine Beilage unter dem Titel „Literaturblatt", welches zuerst von Voß, eine Zeitlang von Müllner und zuletzt von dem geistreichen und sprachgewandten Wolfgang Menzel redigirt wurde. Dieser hatte seine Laufbahn mit der Herausgabe der „Europäischen Blätter" (Zür. 1824—25) begonnen, an welchen noch Troxler, List, Adolf Follen und Mönnich arbeiteten. In diesen machte er sich zwar schon durch einseitiges Hervorheben der Romantiker, namentlich Tiecks, bemerkbar, doch huldigte er im Ganzen einer freien Richtung, die er auch als Redacteur des „Literaturblatts" bewahrte. Bis zur Julirevolution war er auch in der That ein rüstiger Vorkämpfer für die zeitgemäßen Bestrebungen; er kann sogar als Begründer der sogenannten jungdeutschen Schule gelten, die er später so eifrig verfolgte. Das „Literaturblatt" gelangte unter seiner Leitung zu einer wahren Macht, weil er die literarischen Erscheinungen nicht bloß nach ihrer ästhetischen Bedeutsamkeit würdigte, sondern auch ihre Beziehungen zur politischen und nationalen Entwickelung in Betrachtung zog. Seit der Julirevolution aber gewann die romantische Anschauung bei ihm ein so vollständiges Uebergewicht, daß er in politischen Dingen ein entschiedener Reactionär, in religiösen und kirchlichen Fragen ein erklärter Feind aller freien Bewegung wurde, so daß er sich in neuerer Zeit sogar dem Katholicismus zuzuwenden scheint. Wir wollen seinen einseitigen Franzosenhaß, der freilich mit den übrigen Rückschritten zusammenhängt, nicht berühren (er wurde deshalb von Börne in der zermalmenden Flugschrift „Menzel der Franzosenfresser" gebührend gezüchtigt); das dürfen wir aber nicht unerwähnt lassen, daß er seine Stellung als Herausgeber einer literarischen Zeitung auf unverantwortliche Weise mißbrauchte, indem er sich zum Denuncianten herabwürdigte und die Gewalt des weltlichen Arms gegen diejenigen anrief, deren Richtung mit der seinigen nicht übereinstimmte. Es ist diese Verirrung Menzels um so mehr zu bedauern, als er ein unbestreitbar großes Talent besitzt und er die wohlthätigste Wirksamkeit hätte erwerben können, wenn er den einzelnen Verirrungen frei von Leidenschaft und ohne persönlichen Haß rathend und belehrend entgegengetreten wäre, statt jede freie Bewegung mit fanatischem Haß zu bekämpfen. — Eine der glücklichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete waren die von L. Börne herausgegebenen Blätter „Die Zeitschwingen" und „Die Wage", in denen er mit großem Talent und eben so großem Muth die freisinnigen und nationalen Bestrebungen der Zeit entwickelte und gegen die Angriffe der Reaction vertheidigte, in seinen Urtheilen über literarische Erscheinungen feinen Geschmack beurkundete.

Endlich haben wir noch diejenigen Zeitschriften anzuführen, welche sich zum Theil oder auch ausschließlich mit der Besprechung der literarischen Erscheinungen beschäftigten. Neben dem 1773 von Wieland gegründeten „Deutschen Merkur", an dessen Redaction später Bertuch und Reinhold Theil nahmen, und der zuletzt bis zu seinem Aufhören (1810) von Böttiger redigirt wurde, erwarb sich das im J. 1776 von Dohm und Boie herausgegebene „Deutsche Museum" durch vielseitige interessante Mittheilungen namentlich über ältere deutsche Literatur verdiente Anerkennung. Die im J. 1783 von Gedike und Biester begründete „Berliner Monatsschrift" war lange Zeit durch ihre mächtige Bekämpfung des Jesuitismus und aller Feinde der Aufklärung überhaupt von sehr großem Einfluß. Rein literarisch waren die von Schiller geleiteten Zeitschriften „Thalia" (1781) und „Die Horen" (1795—97); daß das von den Gebrüdern Schlegel herausgegebene „Athenäum" das einflußreiche Organ der romantischen Schule war, haben wir schon früher berichtet. Die größte Auszeichnung verdienen die im J. 1818 gegründeten Wiener „Jahrbücher der Literatur", die zunächst die gelehrte Welt im Auge hatten, aber auch über die Literatur, insbesondre über die deutsche, sehr gediegene Artikel lieferten, die zuerst freilich im Sinne der romantischen Schule gehalten waren, später eine freiere Stellung einnahmen. Mehr für das gebildete Publikum bestimmt, war die von 1819—1831 zu Leipzig erscheinende Zeitschrift „Hermes", welche Gründlichkeit mit Mannigfaltigkeit zu verbinden wußte, und sich meist in schöner, lebendiger Darstellung bewegte.

Ehe wir die literarische Kritik verlassen, müssen

wir noch einiger Schriften gedenken, die es sich zur Aufgabe stellten, Göthe's dichterische Thätigkeit und Erzeugnisse zu besprechen. Sie beginnen einen eigenen Literaturzweig, der später zu einem massenhaften Umfang erwuchs. Merkwürdig ist es, daß es vorzugsweise Anhänger der Hegelschen Philosophie waren, welche sich mit diesem speciellen Gegenstande der ästhetischen Prüfung beschäftigten. Es scheint beinahe, als ob die Schule den schon erwähnten Mangel an allem Einfluß auf die poetische Production, worin sie hinter der Kantischen und Schellingschen so entschieden zurückstand, dadurch verdecken wollte, daß sie den großen Dichter gleichsam als den ihrigen darzustellen suchte. Denn es ist nicht zu verkennen, daß sie sich bemühten, die Hegelschen Ideen in den Werken Göthe's nachzuweisen, oder wenigstens darzuthun, daß des großen Dichters ästhetische Bildung dem von Hegel aufgestellten Systeme entspreche. Es ist daher auch erklärlich, daß diese Schriftsteller sich mit Vorliebe an die Deutung des „Faust" wagten, weil derselbe, insbesondre in seinem zweiten Theil, ihnen leicht Gelegenheit gab, das zu finden, was sie suchten. Diese Absichtlichkeit möchte schon in der Schrift „Ueber Göthe's Faust" (Berl. 1830) von K. E. Schubarth aus Schlesien (geb. 1796), der schon früher eine allgemeinere „Zur Beurtheilung Göthe's" (Eb. 1817) geschrieben hatte. Ganz auffallend ist dies aber bei dem schon oben erwähnten K. Fr. Göschel, dessen „Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'scher Dicht- und Denkweise" (3 Bde. Schleusingen 1834—38) recht anschaulich darthun, wie leicht es gelingt, mit einiger Dialektik und Sophistik aus jedem beliebigen Satz den Sinn herauszuzaubern, den man ihm beilegen will. Uebrigens enthält das Buch bei vorwiegender Willkürlichkeit und daraus entstehender Breite der Darstellung manchen guten und treffenden Gedanken. Noch auffallender ist die erwähnte Willkür in den „Aesthetischen Vorlesungen über Göthe's Faust" (Halle 1825) von dem Hallischen Professor Herm. Fr. Hinrichs aus Oldenburg (geb. 1794), der sich später auch an Schiller versuchte und in der Schrift „Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhang" (2 Thle. 3 Bde. Lpz. 1837—39) den Beweis lieferte, wie wenig das formelle Ergreifen der Philosophie Verstand und Geschmack zu bilden fähig sei; denn es gibt kaum ein Buch, das sich an Leere und breiter Wäßrigkeit mit diesem messen kann, ob es gleich auf philosophischen Stelzen hochtrabend einhergeht. Andere ähnliche Schriften über Göthe, die ihn vom Standpunkt der Hegelschen Philosophie betrachten, gehören, wie eigentlich auch die von Göschel, nicht mehr in den Kreis unserer Besprechung. Dagegen sind hier noch die freier und selbstständiger gehaltenen „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinsicht auf Göthe" (Stuttg. 1824) von J. Pet. Eckermann zu erwähnen, dessen „Gespräche mit Göthe" (2 Thle. Lpz. 1836. 3. Th. Magdeb. 1848) schätzenswerthe Beiträge zum Verständniß der Dichtungen des großen Meisters enthalten. Ohne große Ansprüche zu machen, sind die „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Göthe's Werken entwickelt" (Wien 1821) nebst dem dazu gehörigen Nachtrag „Studien über Göthe" (Eb. 1822) von J. St. Zauper aus Oesterreich für jüngere Leute ganz brauchbar.

Von den Werken über die Musik erwähnen wir des schon genannten J. F. Hugo Freiherrn v. Dalberg „Phantasien aus dem Reiche der Töne" (Erf. 1806), die Schrift „Für Freunde der Tonkunst" (2 Bde. Lpz. 1824—25) von Fr. Rochlitz und die „Ueber Reinheit der Tonkunst" (Heidelb. 1825) von dem gelehrten Juristen Thibaut.

Die bildende Kunst und deren Theorie wurde mit Glück behandelt. Manche hiehergehörige Schriften wurden schon bei andern Gelegenheiten erwähnt, so die „Ansichten vom Niederrhein" von F. G. Forster, die Schriften von W. Heinse, von Tieck und Wackenroder, dann von Göthe, der in seiner trefflichen Jugendschrift „Von deutscher Baukunst", durch die er in den mit Herder und Justus Möser herausgegebenen „Blättern von deutscher Art und Kunst" (Hamb. 1773) sich das Verdienst erwarb, auf die hohe Bedeutsamkeit der nationalen Architektur hinzuweisen, wie er später in seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum" (9 Hefte. Stuttg. 1816—32) seine fortwährende Theilnahme an den Kunststudien beurkundete. Des bei der Kunstgeschichte erwähnten J. Dan. Fiorillo „Kleine Schriften artistischen Inhalts" (2 Bde. Gött. 1803—6) enthalten manchen schätzenswerthen Beitrag. A. W. Schlegels und Schellings hiehergehörige Schriften werden wir später berühren. F. W. Basil. v. Ramdohr (1752—1822) erwarb sich durch seine „Charis, oder über das Schöne in den nachbildenden Künsten" (2 Bde. Lpz. 1793) eben so viel Tadel, namentlich Seitens der Xeniendichter, als Beifall von andern Kritikern. Göthe's Freund, Heinr. Meyer, gab in den „Horen", den „Propyläen" und der „Kunst und Alterthum" mehrere kritische Beurtheilungen, welche von gediegener Einsicht und Kenntniß zeugen. Durch Gründlichkeit und gefällige Darstellung ausgezeichnet ist Ernst H. Tölkens aus Bremen (geb. 1785) Schrift „Ueber das Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie" (Berl. 1822). Für antike Kunst nicht unwichtig ist W. Gli. Beckers „Augusteum. Dresdens antike Denkmäler" (2 Bde. Dresd. 1805—9). Durch geschmackvolle Behandlung erfreut Fr. Jacobs, wie immer, so auch in „Leben und Kunst der Griechen" und andern archäologischen Abhandlungen, die sich in seinen „Vermischten Schriften" (8 Bde. Gotha, dann Lpz. 1823—44) befinden. Von K. Aug. Böttiger besitzen wir viele Schriften über Kunst, namentlich die antike; wir heben besonders seine „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Dresd. 1811) und die „Ideen zur Kunstmythologie (Eb. 1820) hervor. Die schon bei der Kunstgeschichte erwähnten „Römischen Studien" von Fernow und die „Italienischen Forschungen" von K. Fr. Baron von Rumohr sind auch für die Theorie der Kunst von großem Werth. Vortrefflich ist Sal. Geßners „Brief über die Landschaftsmalerei" (Gött. 1787), und auch die „Briefe" über den nämlichen Gegenstand (Lpz. 1831) des auch als Physiolog ausgezeichneten K. Gust. Carus sind voll von gediegenen Bemerkungen. Ueber die Architektur schrieb J. G. Wolf, „Beiträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupt-

theilen der griechischen Architektur" (Darmstadt 1834); großen Ruf erwarb sich C. Fr. v. Wiebeking aus Wollin (1762—1841) durch seine „Wasserbaukunst" (5 Thle. 1798—1805).

Ueber die Gartenkunst endlich schrieb Chn. Cav Lor. Hirschfeld aus Nüschel bei Eutin (1742—1792) dessen „Theorie der Gartenkunst" (5 Bde. Lpz. 1779—85) sich auch durch gewandte, reine und lebhafte Darstellung auszeichnet. Des Fürsten Pückler-Muskau Verdienste um diesen Zweig haben wir schon früher erwähnt.

Wir schließen diese Uebersicht der Bemühungen um die Theorie der Kunst mit den Bemerkungen, daß sich Joh. Amadeus Wendt aus Leipzig (1783—1836) durch das „Leipziger Kunstblatt" (12 Hefte. Lpz. 1817 ff.), besonders aber J. K. L. v. Schorn aus Kastell in Franken (1793—1842) durch die vortreffliche Redaction des dem „Morgenblatt" beigegebenen „Kunstblatts", die er seit 1820 leitete, sehr großes Verdienst erwarb. Derselbe war ein gründlicher Kenner der Kunst und schrieb auch später einige sehr gediegene Werke über dieselbe, die jedoch nicht mehr hieher gehören.

Ehe wir zur Betrachtung der Leistungen in den verschiedenen wissenschaftlichen Zweigen übergehen, erwähnen wir diejenigen Schriftsteller, die ihre Gedanken, Ansichten oder Urtheile über Verhältnisse des Lebens, der Kunst oder der Wissenschaft in einzelnen abgerissenen Sprüchen oder Sentenzen, die man unter dem Namen „Aphorismen" zu bezeichnen pflegt, mitgetheilt haben, in so fern sie wegen ihres tieferen oder geistreicheren Inhalts oder auch wegen ihrer Darstellung erwähnt zu werden verdienen. Einer der bedeutendsten Schriftsteller in dieser Gattung ist der bekannte Satyriker Lichtenberg, dessen „Vermischte Bemerkungen" wir schon früher angeführt haben. Die „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur" (3 Thle. Lpz. 1802—5) von Fr. Max. v. Klinger verbreiten sich, wie der Titel schon besagt, über die mannigfaltigsten Verhältnisse des innern und äußern Lebens. Bedeutend sind namentlich die Bemerkungen über Staat, Staatsverfassung und Regierung, so wie über die sogenannte höhere Gesellschaft, in deren Beurtheilung Klinger die tiefste Menschenkenntniß und zugleich den edeln Charakter an den Tag legt, den wir an ihm schon haben kennen lernen: auch hier spricht sich seine Liebe zu allen edlen Bestrebungen, so wie der glühendste Haß gegen Tyrannei und moralische Schlechtigkeit aus. — Freilich stehen die „Aphorismen" (Gött. 1793) von Fr. Bouterweck gegen die Klingerschen unendlich zurück, und sie haben namentlich nicht die Kraft und Kürze der Sprache, die wir an jenen bewundern, aber sie bieten uns doch manchen guten Gedanken, manche glückliche Beobachtung. Lavaters hiehergehörige Schriften sind später zu besprechen. A. W. Schlegel und sein Bruder Friedrich haben im „Athenäum" viele Aphorismen mitgetheilt, die sich meist auf ästhetische Fragen beziehen; wir haben ihrer schon bei Gelegenheit erwähnt. Merkwürdig sind die unter dem Namen „Fragmente" gesammelten „Aphorismen" ihres Freundes Fr. G. v. Hardenberg, die zum größern Theil ebenfalls im „Athenäum" veröffentlicht wurden. Sie enthalten viele vortreffliche, durch Geist und Tiefe ausgezeichnete Gedanken, aber auch viele falsche, schiefe, mystisch unverständliche Sätze, besonders wenn er seine mystischen Anschauungen auf die exacten Wissenschaften anzuwenden sucht. Einen großen Reichthum an Aphorismen bieten Göthe's Werke dar, welche theils in größere Werke eingeschoben sind, wie die Abschnitte „Aus Ottiliens Tagebuch" in den „Wahlverwandtschaften" *), theils unter besondern Ueberschriften zusammengestellt sind, und bald die Kunst betreffen, wie die Abschnitte „Aeltere Gemälde" (38, 217), „Deutsches Theater" (45, 21) und „Aphorismen. Freunden und Gegnern zur Beherzigung" (44, 244), bald wissenschaftlichen Inhalts sind, wie der Abschnitt „Ueber Naturwissenschaft im Allgemeinen, einzelne Betrachtungen und Aphorismen" (50, 122), oder sich im bunten Kranz über Welt, Leben, Menschen, Kunst oder Wissenschaft, überhaupt über alle Gegenstände, welche den gebildeten Menschen wichtig sind und die Göthe in den Kreis seines Nachdenkens zog, wie die „Maximen und Reflexionen. In fünf Abtheilungen" (49, 21) und „Aelteres" (50, 65). Diese Sammlungen von Aphorismen könnten durch ihre Mannigfaltigkeit, ihre geistreiche oder tiefe Auffassung und durch ihre gedrängte und doch klare Darstellung den besten Erscheinungen dieser Art, z. B. den bekannten Maximen von La Rochefoucauld, vollkommen an die Seite gesetzt werden, wenn Göthe überall seinem Styl die bei dem Franzosen mit Recht bewunderte Vollendung und Reinheit gegeben hätte. — Sehr bedeutend sind die „Apokryphen" von J. G. Seume; es spricht sich in ihnen der kräftige, freie Geist des trefflichen Mannes aus mit seiner unendlichen Menschenliebe und seinem glühenden Haß alles Schlechten und Gemeinen, namentlich aber der Heuchelei und des kirchlichen oder weltlichen Despotismus. Sie erfreuen durch unübertreffliche Kraft des Ausdrucks, die oft zur schneidendsten Schärfe wird. Den „Aphorismen", die der Graf von Benzel-Sternau in seiner Zeitschrift „Jason" veröffentlichte, und denen tiefe Beobachtung und geistvolle Auffassung der Lebensverhältnisse nicht abgesprochen werden kann, fehlt es an Kürze und Kraft der Darstellung, welche durch bilderreiche Sprache nicht ersetzt werden kann. Die „Gedanken, Meinungen und Urtheile", welche Ulrich Hegner in seinen Schriften (5 Bde.) gesammelt hat, zeichnen sich in ihrer Gesammtheit weder durch Tiefe noch durch Neuheit aus; vielmehr sprechen sie meist nur das aus, was schon jeder Mensch über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse gedacht oder empfunden hat; aber eben dadurch erhalten sie einen ganz eigenthümlichen Reiz, der durch die Einfachheit der Sprache noch erhöht wird. Hohes Interesse endlich gewähren die Gedanken und Ansichten der geistreichen Rahel Varnhagen von Ense, welche ihr Gatte unter dem Titel „Saatkörner" in der Schrift „Rahel. Ein Buch

*) Zu der schon gemachten Bemerkung über dieses „Tagebuch" hätten wir noch die weitere machen sollen, daß die darin mitgetheilten Maximen, Sentenzen und Betrachtungen zum großen Theil gar nicht zu Ottiliens Charakter und Bildung passen; dies ist namentlich bei denen der Fall, in welchen Göthe die Resultate seiner naturwissenschaftlichen Forschungen in kurzen Sätzen zusammengedrängt hat.

des Andenkens für Freunde" (3 Bde. Berl. 1833) gesammelt hat. Man sieht den meisten an, wie sie aus den Verhältnissen, in denen sie sich befand, den besondern sowohl als den allgemein politischen und literarischen, unmittelbar hervorgegangen sind, und gewähren daher einen um so bestimmteren Blick in das Talent und den Charakter der bedeutenden Frau, in welcher die Erscheinungen des Lebens und der Literatur so geistvolle Gedanken erwecken konnten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß unter allen Wissenschaften gerade diejenige, von der man glauben sollte, daß sie am ersten ihre Grundlage und ihre Ausbildung in der Philosophie suchen sollte, am wenigsten Zusammenhang mit derselben darbietet. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Pädagogik nicht mit philosophischem Geiste behandelt worden sei; es wäre dies auch undenkbar; was wir hervorheben wollen, das ist, daß die Schulphilosophie sich am wenigsten mit der Erziehungslehre beschäftigt, daß die wenigsten Schriftsteller in diesem Gebiete, und namentlich die hervorragenden, sich an eine bestimmte philosophische Schule angeschlossen und daß die verschiedenen philosophischen Systeme, die sich einander drängten und verdrängten, nur einen negativen Einfluß auf die Entwickelung dieser Wissenschaft ausgeübt haben. Nur die Kantische Philosophie ist nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der Pädagogik geblieben. — Wir erinnern uns, daß Basedow gegen das Ende des vorigen Zeitraums einen großen Umschwung in der Behandlung des Jugendunterrichts hervorbrachte; die pädagogischen Schriftsteller, denen wir in der vorliegenden Periode zuerst begegnen, lehnen sich an ihn an, und bemühen sich, seine Ansichten nach einzelnen Richtungen hin zu entwickeln oder sie allgemeiner zu verbreiten. In diesem Sinne schrieb Gottfr. Bened. Funk aus Hartenstein (1734—1814), der sich vorzüglich durch seine praktische Wirksamkeit, doch auch durch seine Schriften verdient machte, seine „Kleinen Beschäftigungen für Kinder" (Schlesw. 1772). Der thätige und menschenfreundliche C. Ulysses von Salis-Marschlins aus Graubünden (1728—1800), der in seinem Vaterland ein Philanthropin nach dem Vorbilde des Dessauischen gründete, suchte durch seine „Briefe an Väter und Kinderfreunde" (Zür. 1775) den Ansichten Basedows auch in der Schweiz Eingang zu verschaffen. Die „Pädagogik" (Berl. 1780) von Ernst Chn. Trapp aus dem Holsteinischen (1755—1818) beruht zwar auf Basedowschen Ansichten, ist aber nicht ohne selbstständiges Verdienst. Fr. Gedike aus dem Brandenburgischen (1755—1803), der Mitbegründer der deutschen Monatsschrift, ein Mann, der sich durch seine Schulbücher für den Unterricht in der lateinischen, griechischen und französischen Sprache verdient machte, entwickelte in verschiedenen Abhandlungen, Programmen u. s. w., die er später unter dem Titel „Gesammelte Schulschriften" (2 Bde. Berl. 1789—95) vereinigt herausgab, viele praktische und nützliche Ideen. Mit rastloser Thätigkeit arbeitete J. Ferd. Schlez aus Ipperheim in Franken (1759—1839) in zahlreichen Schriften an der Bildung des Volks, der Jugend und der Lehrer. Wir erwähnen seinen „Kinderfreund" (2 Thle. Nbg. 1780), den er nach dem Rochow'schen (II, 700) besonders für Franken bearbeitete, dann seinen zweckmäßigen „Denkfreund" (Gießen 1811) und das „Handbuch für Schullehrer" (6 Bde. 1815—24). Mit dem genialen J. H. Pestalozzi brach eine neue Epoche für den Jugendunterricht an. Er brachte in denselben ein neues Element, die innigste Liebe zur Jugend und zum Volk überhaupt, die ihn, wie wir wissen, der edelsten Hingebung und Aufopferung fähig machte. Er wollte weniger auf den Verstand wirken, als seine Vorgänger und namentlich Basedow; ihm lag es daher weniger daran, der Jugend eine Masse von Kenntnissen beizubringen. Sein Hauptzweck war Bildung des Herzens und Gemüths und Entwickelung des Kindes zu geistiger Selbstthätigkeit, damit es in reiferen Jahren die Lebensverhältnisse selbstständig beurtheilen, sich in denselben selbstständig bewegen lerne und sich durch wahre Frömmigkeit und Menschlichkeit in seinen Handlungen leiten lasse. Seine tiefen und fruchtbaren Ansichten, deren Keime wir schon in „Lienhard und Gertrud" erkennen, legte er zuerst in der „Abendstunde eines Einsiedlers" (1780), dann in den „Freimüthigen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (Zürich 1797) und später in den „Grundsätzen der Erziehung" nieder; seine Methode stellte er in der „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse" (Zür. u. Bern 1803—4) dar. Es ist sehr zu bedauern, daß er die Sprache nicht mit der wünschenswerthen Gewandtheit beherrschte; sein Styl ist unbeholfen und bis zur Unklarheit schwerfällig, woher es denn auch kommt, daß seine Schriften, welche bei gewandterer und schönerer Darstellung eine Zierde der deutschen Literatur sein, sich ohne Zweifel in den Händen vieler Aeltern und Lehrer finden und wohlthätig fruchtbar wirken würden, jetzt nur noch von solchen gelesen werden, die sich mit wissenschaftlicher Behandlung der Pädagogik beschäftigen. Zwar sind seine Ideen durch zahlreiche Schriften seiner Schüler verbreitet worden, aber die lebendige Quelle, aus der sie flossen, die unendliche Liebe, die ihn beseelte und ihn zu einer wahrhaft erhabenen Erscheinung machte, diese konnte freilich nur in schwachem Abbild in jene Schriften übergehen. Obgleich weit hinter Pestalozzi zurückstehend, verdient doch der Theolog G. Jon. Schuderoff aus Gotha (1766—1843) wegen seiner „Briefe über moralische Erziehung" (Lpz. 1792) erwähnt zu werden. Auf Herders „Schulreden" werden wir im folgenden Abschnitte zurückkommen. In anderer Weise als die oben Genannten ist J. Cph. Fr. Guts Muths aus Quedlinburg (1759—1839) bedeutend geworden, indem er die Nothwendigkeit der Ausbildung und Kräftigung des Körpers stärker betonte, als es bis dahin geschehen war. Er wurde der Gründer der Turnkunst, die lang mit Vorurtheilen aller Art, selbst gegen die Furcht der Regierungen, zu kämpfen hatte, in unserer Zeit aber endlich einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Seine „Gymnastik für die Jugend" (Schnepfenthal 1793) war noch rein vom pädagogischen Standpunkt aufgefaßt; in dem späteren „Turnbuch" (Ff. 1817) entwickelte er auch volksthümliche und vaterländische Gesichtspunkte, worin ihm übrigens der bekannte H. L. Jahn in seiner „Deutschen Turn-

kunst" (Berl. 1817) vorangegangen war. Manche treffliche Bemerkung findet sich in den „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" (3 Bde. Halle 1796—99) von Aug. Herm. Niemeyer. Ehrenvolle Erwähnung verdient K. Ph. Funke aus Görtzfalle bei Brandenburg (1752—1807) wegen seiner „Naturgeschichte für Kinder" (Lpz. 1809), deren Vortrag und Anordnung äußerst zweckmäßig ist, und eben so lobenswerth sind seine „Nützlichen Unterhaltungen für die Jugend" (Berl. 1798). Auch die „Vorträge über Gegenstände der Erziehung und Bildung" (Erl. 1800) von dem oben genannten J. Fr. Degen bieten Gutes dar. Der treffliche Cajetan von Weiller, der bei seiner wahrhaft frommen Gesinnung den Jesuitismus öffentlich ein Institut für Volkstäuschung und Gesetzlosigkeit nannte, weshalb seine wohlthätige Wirksamkeit namentlich auch in Beziehung auf Schulen und Unterricht in seinem Vaterlande Bayern vielfach angefeindet wurde, schrieb Vieles über Philosophie (er war ein Anhänger Kants) und über Pädagogik; wir erwähnen nur seine mit Liebe geschriebene „Jugendkunde" (Münch. 1800). Ein Buch, das sich lange Zeit des allgemeinsten Beifalls erfreute, ist „Der deutsche Kinderfreund" (Berl. 1802; 173. Aufl. 1843) von Fr. Ph. Wilmsen aus Magdeburg (1770—1831). Einer der gediegensten Schriftsteller im Gebiete der Pädagogik ist bekanntlich Fr. H. Chn. Schwarz aus Gießen (1766—1837), dessen „Erziehungslehre" (4 Bde. Lpz. 1804—13) und „Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik" (Heidelb. 1805) verdiente Anerkennung und Verbreitung gefunden haben. Die „Erziehungslehre" (Lpz. 1805) von Chr. H. Wolke aus Jever (1741—1825) beruht zum Theil auf Basedow'schen Grundsätzen. Die Schriften des trefflichen Gust. Fr. Dinter aus Borna (1760—1831), unter welchen wir „Die wichtigsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit" (Neust. a. d. O. 1806) und „Malvina, ein Buch f. gebildete Mütter" (Eb. 1818) hervorheben, sind praktisch tüchtig, anregend und enthalten eine Fülle von hellen und gesunden Ansichten. Unter den Schriften, welche die Erziehung der Mädchen behandeln, nehmen die „Gemälde weiblicher Erziehung" (3 Thle. Heidelb. 1801) von der liebens- und verehrungswürdigen Dichterin Karoline Ch. Luise Rudolphi eine ausgezeichnete Stelle ein; aber auch die Schriften der Betti Gleim aus Bremen (1787—1827), insbesondre „Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts" (Brem. 1810), und „Ueber die Bildung der Frauen" (Eb. 1814) verdienen Anerkennung. Nicht weniger zu empfehlen sind die „Briefe über weibliche Bildung von der Baronin Karoline de la Motte Fouqué (Berl. 1810), deren Schrift „Ueber die griechische Mythologie" (Eb. 1812) wir gleichfalls erwähnen. Heinrich Stephani aus Gmünd (1761—1850) erwarb sich durch praktische Wirksamkeit und Schriften, z. B durch sein „System der öffentlichen Erziehung" (Berl. 1805) große Verdienste um Volksaufklärung, um Verbesserung der Schulen und des Unterrichts. Da er dabei in kirchlichen und politischen Dingen freisinnig dachte und stets die größte Unabhängigkeit des Charakters bewies, wurde er noch in seinem Greisenalter von den Feinden der Freiheit und der Aufklärung mit Bitterkeit verfolgt. Unter den namhaften Philosophen ist Herbart, wenn wir nicht irren, der einzige, der der Sache des Unterrichts und der Erziehung mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit schenkte. Er ergriff die Ideen des edlen Pestalozzi mit vieler Wärme und suchte sie in seiner „Allgemeinen Pädagogik" (Gött. 1806) streng wissenschaftlich auszuführen. Neben ihm sind jedoch auch die als Philosophen schon erwähnten Fr. Gottl. Süskind, der eine gehaltreiche Schrift „Ueber die Pestalozzi'sche Lehrmethode" (Stuttg. 1809) herausgab, und D. Th. Aug. Suabedissen wegen seiner gehaltreichen „Briefe über den Unterricht und die Erziehung der Knaben und Mädchen" (Lüb. 1806) zu nennen. Wichtig wurde die Schrift „Der Streit des Philanthropismus und Humanismus" (Jena 1808) von Fried. Imman. Niethammer aus dem Würtembergischen (1766—1848), weil die darin ausgesprochenen Ideen über das Schulwesen dem im J. 1812 in Bayern eingeführten Schulplane zu Grunde liegen, der seither freilich durch mehrere andere ersetzt wurde. Der uns schon als Geograph bekannte J. Aug. Zeune verdient wegen seiner Schrift „Belisar, oder über den Unterricht der Blinden" (Berl. 1808), durch die er segensreich wirkte, ehrenvolle Erwähnung. Wie Stephani von der protestantischen, so wurde J. Bapt. Graser aus Unterfranken (1766—1841) von der katholischen Geistlichkeit verfolgt, die ihm in seinen verdienstvollen Bemühungen um die Hebung des Unterrichts oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Seine „Divinität" oder das Princip der wahren Menschenerziehung" (Bair. 1810) ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete; aber auch seine „Elementarschule fürs Leben" (5 Abth. Hof 1821—41) bezeugt, wie ernst es ihm um die Sache der Erziehung und des Unterrichts war. Auch Bernh. Chn. L. Natorp aus Werden (1774—1846) machte sich um die Bildung des Schullehrerstandes und Verbesserung des Schulwesens sehr verdient; sein „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" (3 Bde. 1811—16) zeugt von großem pädagogischem Takt. Voll Geist und Liebe ist die „Elementarbildung des Volks" (Zür. 1814) von dem edlen Freih. Ign. Heinr. von Wessenberg, der nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, wo er Gutes wirken kann. Mehr durch seine praktischen Leistungen als durch seine Schriften bedeutend ist Bernh. Gli. Danzel aus Stuttgart (1773—1838) doch wegen seiner „Einleitung in die Elementarschulkunde" (3 Bde. Stuttg. 1814—22) zu nennen. Wilh. Hanisch aus Wilsneck im Brandenburgischen (1787—1822) erwarb sich sowohl durch seine praktische Thätigkeit als durch seine Schriften, aus denen wir das „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen" (Berl. 1820) erwähnen, sehr bedeutende Verdienste um Erziehung überhaupt und insbesondre um die Volksschule. Die „Schriften für die Jugend" (3 Bde. Lpz. 1842—44) von Fr. Jacobs, neben welchen wir „Die Schule der Frauen" (7 Bde. Lpz. 1827 ff.) erwähnen, verbinden die anmuthigste Darstellung mit gediegenem Inhalt; selbst in solchen Schriften zeigt sich der belebende Einfluß der klassischen Studien. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist das „Brautgeschenk, oder Briefe einer Mutter an

ihre Tochter über die Bestimmung des Weibes als Hausfrau, Gattin und Mutter" (Lpz. 1819) von Fr. Christlieb Girardet aus Stettin (1789—1841), der seine echt evangelischen Ansichten mit Klarheit und innigem Gefühl darzustellen versteht. Außer der schon erwähnten „Levana" von Jean Paul Friedr. Richter, welche eine Fülle von geistreichen, durch die eigenthümliche bilderreiche Darstellung gehobenen Bemerkungen enthält, erwähnen wir endlich noch die inhaltreichen Werke des gelehrten Philologen Fr. W. Thiersch aus Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. Unstrut (geb. 1784): „Ueber gelehrte Schulen mit besondrer Rücksicht auf Bayern" (3 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1826—37) und „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" (3 Bde. Eb. 1838). In beiden kämpft er mit dem besten Erfolg für die Aufrechthaltung und Wiederbelebung der klassischen Studien an den höheren Schulen.

Indem wir zur Uebersicht der Leistungen im Gebiete der Theologie übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß sich in diesem Gebiet der Einfluß der verschiedenen philosophischen Systeme, welche nach und nach während des Zeitraums herrschten, größer und reicher an Folgen war, als bei den meisten übrigen Wissenschaften. Die kritische Philosophie begründete den sogenannten Rationalismus, der sich jedoch von der früheren, den französischen Encyklopädisten abgeborgten Aufklärerei wesentlich unterscheidet; er suchte nämlich den Offenbarungsglauben mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, wobei er sich freilich oft in manche Abwege und selbst Lächerlichkeiten verirrte. Ein großes Verdienst des Rationalismus besteht darin, daß er (und darin namentlich erkennen wir den heilsamen Einfluß Kants) die christliche Moral zum Mittelpunkt des Religionsunterrichts zu erheben und ein sittlich tüchtiges Geschlecht heranzubilden suchte. Da der Rationalismus zunächst auf der freien Forschung beruhte, so erkennen wir in ihm das eigentlichste Wesen des Protestantismus. Lange widerstand die rationalistische Schule einer neuen Richtung, welche zunächst aus der Schellingischen Philosophie und dem Romantismus hervorgegangen war, und sich bald nach zwei Seiten hin trennte, wovon die eine sich vom Protestantismus lossagte, die andre sich an den frühern Pietismus anlehnte. Da bei diesem der Glaube an die Ueberlieferung den Mittelpunkt der religiösen Bestrebungen bildete, so ist es klar, daß er die wissenschaftliche Entwickelung der Theologie nicht fördern konnte, daß sich vielmehr in seinen Reihen bald eine Verachtung der Wissenschaft überhaupt offenbarte, die nur zu traurigen Resultaten führen konnte, und wirklich auch führte, indem der Protestantismus in seinem innersten Lebenselemente vergiftet wurde*). — Wir begnügen uns, die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie übersichtlich zusammenzustellen. Ein Hauptrepräsentant der seichten Aufklärerei war der uns schon bekannte K. Fr. Bahrdt, ein Mensch ohne allen Adel der Gesinnung, der seine gemeine Seele in Alles legte, was er unternahm, der selbst da gemein erschien, wo er das Wahre zu verfechten suchte, wie in seinen „Briefen über die systematische Theologie" (2 Bde. Eisenach 1770—72) und in den „Wünschen eines stummen Patrioten" (Ff. 1770), zweien Schriften, in welchen er gegen die beschränkte Orthodoxie ankämpfte. Sein Hauptwerk ist „Das Neue Testament übersetzt" (2 Thle. Lpz. 1773 ff.), das in jedem Wort den Stempel seiner gemeinen Gesinnung trägt. Er wagte darin sogar, seine eigenen Ansichten denen der Ueberlieferung zu unterschieben, und die erhabenen Lehren Christi in die modernste und flachste Verstandessprache zu übertragen. Einen höchst erfreulichen Gegensatz zu diesem abgeschmackten Werke macht die „Charakteristik der Bibel" (4 Bde. Halle 1775—82) von A. Herm. Niemeyer, der in dieser, wie in seinen zahlreichen andern Schriften, von denen wir nur das treffliche „Handbuch für christliche Religionslehrer" (2 Bde. Halle 1792) und das an vielen gelehrten Anstalten eingeführte „Lehrbuch der Religion" (Halle 1801) erwähnen, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten suchte. Herder's hiehergehörige Werke, die „Christlichen Schriften" (5 Samml. Riga 1796—99) und „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" (4 Thle. Weim. 1780—81) sind von der mildesten, frömmsten und aufgeklärtesten Gesinnung eingegeben. Seine Schrift „Gott! einige Gespräche über Spinoza's System" (Gotha 1787) ist dadurch verdienstlich, daß er in derselben die Beschuldigungen Jacobi's, als ob Spinoza an keinen Gott geglaubt habe, siegreich widerlegte. Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie erwarb sich der als Kanzelredner hochberühmte Frz Volkmar Reinhard durch sein „System der christlichen Moral" (5 Bde. Wittenb. 1788—1815) allseitige Anerkennung. Als Hauptvertreter des Rationalismus sind J. Fr. Röhr aus Roßbach (1777—1838) und Jul. Aug. L. Wegscheider aus Braunschweig (1771—1848) zu nennen. Der erste schrieb gehaltvolle „Briefe über den Rationalismus" (Zeitz 1812), der zweite, ein gründlicher Kenner der Kantischen Philosophie, wirkte vorzüglich durch seine Vorlesungen und seine lateinisch geschriebenen Grundlehren der christlichen Dogmatik. Neben ihnen nimmt auch K. Gli. Bretschneider aus Gersdorf (1776—1849) eine hervorragende Stellung unter den Rationalisten ein; wir haben von ihm das „Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" (2 Bde. 1814—18) und die wichtige Schrift „Der religiöse Glaube nach Vernunft und Offenbarung" (Halle 1842), in welcher er eine zusammenhängende Darstellung seines theologischen Systems mittheilte. Noch einflußreicher war H. Eberh. Glo. Paulus aus Leonberg bei Stuttgart (1761—1851), der durch seine Zeitschrift „Sophronizon" (Heidelb. 1819—29) sehr glücklich wirkte, und sich als entschiedener Feind aller jesuitischen Bestrebungen in der katholischen wie in der protestantischen Kirche zeigte. W. Mt. Leberecht de Wette suchte in der Schrift „Ueber Religion und Theologie" (Berl. 1815) eine Mittelstellung zwischen Rationalismus und Supernaturalismus einzunehmen. Bemerkenswerth wegen des Einflusses

*) „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft" u. s. w.
(Göthe's Faust.)

der Philosophie auf seine theologischen Schriften ist Karl Daub aus Kassel (1765—1836). Zuerst ein Anhänger Kants, ging er später zur Schellingischen Philosophie über und verirrte sich in den Mysticismus, wie in dem „Judas Ischarioth, oder Betrachtungen über das Böse im Verhältniß zum Guten" (Heidelb. 1816). Zuletzt lehnte er sich an die Hegelsche Lehre, in deren Sinn er „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens" (Eb. 1833) schrieb. Durch Tiefe und Umfang des Wissens, wie durch Mannigfaltigkeit und fruchtbaren Erfolg seiner Bestrebungen nimmt Ernst Dan. Friedr. Schleiermacher eine ausgezeichnete Stelle unter den Theologen der Zeit ein. Wir werden in dem folgenden Abschnitt ausführlicher auf ihn zurückkommen; daher wollen wir hier nur anführen, daß unter seinen theologischen Schriften*) vorzüglich „Der christliche Glaube, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt" (2 Bde. Berl. 1821) den Höhepunkt seiner Thätigkeit in diesem Gebiete bezeichnet, und daß außerdem seine verschiedenen Schriften über die Union der evangelischen Kirche von großem Einfluß waren, wie er denn für diese Vereinigung segensreich wirkte, während H. Steffens in der pietistischen Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" (Berl. 1824) mit der größten Entschiedenheit gegen die Union auftrat und den Samen ausstreute, der in unsern Tagen zu so verderblicher, das Wesen des Protestantismus nicht bloß, sondern selbst des Christenthums vergiftender Frucht gereift ist. Unter die bedeutendsten Erscheinungen gehören ferner das „Lehrbuch der evangelischen Dogmatik" (Tüb. 1825) und die für Gebildete bearbeitete „Gnosis oder evangelische Glaubenslehre" (3 Bde. Lpz. 1826—28) von K. Hase, der bei aller Glaubenstiefe den rationalistischen Standpunkt im Ganzen festhält. Als einen der Hauptvertreter des Pietismus haben wir den bekannten Fr. Aug. Deofidus Tholuck aus Breslau (geb. 1799) zu nennen, dessen Richtung schon durch seine früheren Schriften, „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik" (Berl. 1825) und die „Speculative Trinitätslehre des spätern Orients" (Eb. 1826) bezeichnet ist. Als einen der trefflichsten Theologen haben wir endlich noch den Dresdner Oberhofprediger Chph. Fr. von Ammon aus Baireuth (1766—1850) zu bezeichnen. Nebst seinem „Handbuch der christlichen Sittenlehre" (3 Bde. Lpz. 1823 ff.) ist namentlich das treffliche Werk „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" (4 Bde. Lpz. 1833—39) von hoher Bedeutsamkeit. Er entwickelt darin den Gedanken, daß es die höchste Aufgabe der Theologie sei, die stufenweise Fortbildung der christlichen Glaubenslehre und ihre immer neue Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft zu vermitteln. Auch sein Sohn Fr. W. Ph. v. Ammon aus Erlangen (geb. 1791) hat sich durch mehrere gute Schriften vortheilhaft bekannt gemacht; wir erwähnen „Rudolfs und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und der katholischen Kirche" (Dresd. 1827) und die höchst interessante „Galerie denkwürdiger Personen, welche im 16., 17. u. 18. Jahrh. von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten sind" (Erl. 1833).

Von wissenschaftlicher Behandlung der Theologie kann bei der katholischen Kirche kaum die Rede sein, da ihr System vollständig abgeschlossen ist, oder, wenn man dies auch bestreiten wollte, eine Entwickelung desselben nur von der höchsten Autorität, dem römischen Stuhle (von Concilien ist im Ernste ja nicht mehr die Rede) ausgehen kann, der einzelne Gelehrte aber, der Solches wagen wollte, als Usurpator und Rebell erscheinen müßte. Es sind daher nur wenige Versuche dieser Art gemacht worden, und diese wenigen wurden von Rom mißbilligt, ihre Schriften verboten. So geschah es mit Hermes, später mit Günther. Georg Hermes aus dem Münsterschen (1775—1831), der durch das Studium der Kantischen Philosophie zu lebendigeren und freieren Ansichten gelangt war, ging in der „Einleitung in die christkatholische Theologie" (Münster 1819) von dem Grundsatz aus, daß die Vernunft das Recht habe, die Realität der Offenbarung darzuthun, sie sich aber dann der Offenbarung unbedingt unterwerfen müsse. Später suchte Anton Günther aus Lindenau in Böhmen (geb. 1785) in der „Vorschule zur speculativen Theologie" (Wien 1828) die katholische Dogmatik philosophisch zu demonstriren, mußte aber trotz seiner Scheu, irgend einem Glaubenssatze den geringsten Zweifel entgegenzusetzen, mit Rom in Zerwürfniß gerathen, das seine Schriften auf den Index setzte. Unter denen, die sich im Schooße der katholischen Kirche gegen die Uebergriffe und Anmaßungen des Ultramontanismus erhoben, ist vor Allen Fr. Wilh. Carové aus Koblenz (geb. 1789) zu nennen, dessen Werk „Ueber alleinseligmachende Kirche" (2 Bde. Ff. 1826) die schwachen und irrthümlichen Seiten der ultramontanen Richtung scharf und überzeugend bekämpft. Von großem Interesse ist in dieser Beziehung die kleine Schrift des katholischen Philosophen Frz. v. Baader „Der Morgenländische und Abendländische Katholicismus mehr in seinem Innern wesentlich als in seinen äußern Verhältnissen dargestellt. Nebst mehreren Beweisen, daß Schrift und Natur sich nur wechselseitig auslegen" (Stuttg. 1841). Der Verfasser führt darin unter Anderm die merkwürdige und wie es scheint, selbst nur wenigen Theologen bekannte Thatsache an, daß Gregor I. und Leo IX. sich mit der größten Entschiedenheit gegen eine oberste bischöfliche Gewalt, also gegen ein Pabstthum, erklärten.

An die Darstellung der wissenschaftlichen Behandlung der Theologie reihen wir eine kurze Uebersicht der bedeutendsten Erbauungsschriften an. Auch in diesem Gebiete haben die Protestanten eine weitaus größere Thätigkeit entwickelt, als die Katholiken, indem diese sich meist begnügten, die älteren ascetischen Schriften, namentlich das Buch „Von der Nachahmung Christi", von Neuem zu verbreiten*); denn von den zahl-

---

*) Von den „Sämmtlichen Werken" umfaßt die „Erste Abtheilung. Zur Theologie" 13 Bände, von denen jedoch acht erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß erschienen.

*) Es ist eine bezeichnende Erscheinung, daß in neuerer Zeit dieses Buch auch von protestantischer Seite hervorgezogen wird: es ist dies eine nothwendige Folge der Richtung, die immer mehr Boden zu gewinnen scheint und die in ihrer letzten Consequenz nothwendig zum Katholicismus zurückführen muß. Das Buch „von der

losen Anweisungen zur Verehrung der Heiligen, den „Andachten zum Herzen Jesu" u. a. ähnlichen jesuitischen Schriften reden wir hier natürlich eben so wenig als von den eben so zahllosen Tractätlein der protestantischen Pietisten, da die einen wie die andern meist in barbarischer Sprache abgefaßt sind. — Von den protestantischen Erbauungsschriftstellern nennen wir außer dem ältern J. Gfr. Tiede (1730—1795) mit seinen frommen „Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden" (2 Thle. Halle 1772) dessen Zeitgenossen Chr. Chn. Sturm aus Augsburg (1740—1786), dessen „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung" (2 Bde. Halle 1779) und „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres" (2 Bde. Eb. 1778) lange Zeit in den Händen Aller waren. Einer der Hauptschriftsteller in diesem Gebiet ist J. Kasp. Lavater, auf den wir zurückkommen werden. Große Verbreitung gewann das „Andachtsbuch für das weibl. Geschlecht" (2 Bde. Lpz. 1788—89) des als Kanzelredner berühmten Joh. Gottlob Marezoll. Später erregte Heinrich Zschokke durch seine „Stunden der Andacht" (8 Bde. Aar. 1809—16) großes Aufsehen, und regte den Zorn der Pietisten und Heuchler aller Confessionen um so mehr an, als sie sich einer unglaublichen Verbreitung erfreuten. Es erschienen zahllose Schriften gegen dieselben, in denen sie als ein Werk des Satans verdammt wurden, weil sie sich mit zum Zwecke machten, nachzuweisen, daß wahres Christenthum und ächte Frömmigkeit mit der Vernunft in keinem Widerspruche stehen. Da sie allgemein verständlich und in einer im Ganzen schönen, nur freilich oft zu wenig einfachen, manchmal sogar gesuchten Sprache geschrieben waren, blieb der Vorwurf der Flachheit nicht aus, dem man in Deutschland nur dann entgehen kann, wenn man unklar, schwülstig und hochtrabend schreibt. Fr. Ehrenberg aus Elberfeld (1776—1852) wirkte durch die „Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht" (Elberf. 1804), namentlich durch sein treffliches „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts" (2 Bde. Lpz. 1816) sehr wohlthätig; ebenso der als Verfasser von Jugendschriften schon genannte Jak. Glatz durch sein „Andachtsbuch für gebildete Familien" (Wien 1815) und sein „Andachtsbuch zunächst für die Jugend" (Lpz. 1808). Herm. Chr. Gottfr. Demme, dem wir schon früher mehrmals begegnet sind, schrieb mehrere inniggefühlte Erbauungsschriften, aus denen wir nur die „Gebete und Betrachtungen" (2 Thle. Gotha 1818—23) anführen. Unter den Neueren nimmt J. H. Bernh. Dräseke, der auch als Kanzelredner sehr bedeutend ist, eine hervorragende Stellung ein; wir heben besonders seine „Gemälde aus der heiligen Schrift" (4 Thle. Lüneb. 1821—28) und die Schrift „Vom Reich Gottes" (3 Bde. Bremen 1830) hervor. Große Anerkennung erwarb sich auch Rulemann Fr. Eylert aus Hamm in der Mark (1770—1852) durch die „Betrachtung über die lehrreichen Wahrheiten des Christenthums bei der letzten Trennung von den Unsrigen" (Magdeb. 1803—5). Endlich nennen wir noch die „Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen" (Lpz. 1823) von Mor. Ferd. Schmaltz aus Stolpen bei Dresden (geb. 1785). — Von den katholischen Schriftstellern haben wir nur den milden und toleranten, von Obscuranten angefeindeten Bischof Michael Sailer wegen seines „Kerns aller Gebete" (Münch. 1782) und des „Gebetbuchs für katholische Christen" (Sulzb. 1831), so wie den trefflichen Ign. H. Freih. von Wessenberg zu nennen, dem wir eine Reihe von Erbauungsschriften zu verdanken haben, die sich, wie z. B. „Die Bergpredigt" (Konst. 1819) durch innige Frömmigkeit auszeichnen. Ihnen reiht sich der freisinnige und deshalb vielen Verfolgungen ausgesetzte Pfarrer G. Victor Keller aus dem Schwarzwald (1760—1827) würdig an, dessen „Ideale für alle Stände" (Aar. 1818) und „Katholikon, für Alle in jeder Form das Eine" (Eb. 1824) durch Klarheit, Tiefe und Innigkeit erfreuen. Es sind endlich auch die Erbauungsschriften des besonders als Kanzelredner zu nennenden J. Jos. Natter zu erwähnen.

In der Rechtswissenschaft entfaltete sich während des Zeitraums eine große und fruchtreiche Thätigkeit. Der erste, welcher die bisherige Behandlung des Rechts gänzlich umgestaltete, ist Gust. Hugo, indem er, wie wir schon wissen, die Rechtsgeschichte begründete und in seinem „Lehrbuch des Naturrechts als einer Philosophie des positiven Rechts" (Berl. 1809) die philosophische Auffassung des Rechts mit der historischen zu vereinigen suchte. Der Hauptträger der philosophischen Behandlung der Rechtswissenschaft ist Ant. Fr. Justus Thibaut aus Hameln (1774—1840), der sich an Kant herangebildet hatte; neben seinem „System des Pandektenrechts" (2 Bde. Jena 1803), das wegen seiner Gründlichkeit und der Klarheit der Anordnung als meisterhaft bezeichnet werden kann, ist noch seine werthvolle Schrift „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" (Heidelb. 1814) zu erwähnen, in welchem er der sogenannten historischen Schule entgegentrat, als deren Hauptvertreter Fr. Karl v. Savigny zu nennen ist. Dieser suchte in der Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (Berl. 1814) nachzuweisen, daß die gegenwärtige Zeit aus innern und äußern Gründen nicht geeignet sei, neue Gesetzbücher zu schaffen; besonders legte er viel Gewicht darauf, daß die deutsche Sprache auf dem jetzigen Standpunkt ihrer Entwickelung für Darstellung der Rechtsbegriffe nicht reif sei. Ist auch dies nicht zu läugnen, da die wissenschaftliche Sprache noch allzusehr mit fremdartigen Elementen überladen ist, die sich nicht so leicht verbannen lassen, so hat unsers Bedünkens Savigny den einzig möglichen Weg, die Sprache auch nach dieser Richtung hin zu entwickeln, nicht eingeschlagen, da dies nur möglich ist, wenn die Rechtverhältnisse zum Bewußtsein des Volkes gebracht werden, was wiederum nur durch Einführung der öffentlichen Gerichtsbarkeit und der Geschwornengerichte auch für bürgerliche Rechtssachen möglich ist. Neben diesen Männern verdient namentlich K. Jos. Ant. Mittermaier aus Landshut (geb. 1787) erwähnt zu werden;

Nachahmung" ist nämlich in der That nichts Andres als eine Anweisung zum mönchisch beschaulichen Leben, indem es vor den Fallstricken der Welt warnt, „die Thätigkeit des Geistes und des Wissens als eine eitle und gefährliche Verführung" darstellt.

sein „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landshut 1821), das er später in den „Grundsätzen des Gemeinen deutschen Privatrechts" (2 Bde. Regensb. 1837—38) erweiterte, gehört zu den besten Erscheinungen in diesem Gebiete. Noch machte er sich durch gründliche Arbeiten über das Criminalrecht, über Mündlichkeit und Geschwornengerichte verdient. Ed. Gans, dessen Hauptwerk, „Das Erbrecht", wir schon früher angeführt haben, suchte die Hegelsche Philosophie auf die Rechtswissenschaft anzuwenden, und trat der historischen Schule mit Glück entgegen, besonders in der Schrift über die Grundlage des Besitzes" (Berl. 1839), die gegen Savigny gerichtet ist. Großes Verdienst erwarb sich G. L. v. Maurer aus der Rheinpfalz (geb. 1790) durch seine Bestrebungen, auf das ältere deutsche Gerichtsverfahren und das ältere deutsche Recht, als der Grundlage jeder nationalen Entwickelung des Rechts, aufmerksam zu machen. Außer der „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbairischen Gerichtsverfahrens" (Heidelb. 1824), die wir schon im vorigen Abschnitt hätten erwähnen sollen, ist auch sein „Grundriß des deutschen Privatrechts" (Münch. 1828) in dieser Beziehung von Bedeutung. Auf die Fortbildung des Gerichtsverfahrens wirkte besonders Chph. Reinh. Dietr. Martin aus dem Hessischen (geb. 1772) durch sein „Lehrbuch des gemeinen bürgerlichen Processes" (Gött. 1800) ein. — Was das Strafrecht insbesondere betrifft, so hat auch dieses durchgreifender und tüchtiger Behandlung sich erfreut. Von großer und glücklicher Wirkung war der „Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands" (3 Bde. Hof 1782—84) von dem Grafen Fr. Jul. H. v. Soden, indem es auf viele Mißbräuche aufmerksam machte. K. L. W. v. Grolmann aus Gießen (1775—1829) wurde durch seine „Grundsätze der Kriminalrechtswissenschaft" (Gießen 1798) ein Hauptbegründer der sogenannten Präventionstheorie, während Paul Jos. Ans. von Feuerbach aus Frankfurt (1775—1833) der vorzüglichste Repräsentant der Furchttheorie ist. Sein größtes Verdienst besteht darin, daß er, durch den häufigen Mißbrauch der richterlichen Gewalt veranlaßt, den Grundsatz feststellte, das Gesetz müsse dem richterlichen Ermessen, oder, um es schärfer auszudrücken, der richterlichen Willkür so wenig Raum als möglich geben. Sein „Lehrbuch des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts" (Gießen 1801) und dann seine „Beobachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege" (Eb. 1821) zeichnen sich durch vortreffliche Darstellung aus. Jul. Fr. H. Abegg aus Erlangen (geb. 1796) suchte in seinem „System der Criminalrechtswissenschaft" (Königsb. 1826), so wie in dem „Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft" (Neust. a. d. Orla 1836) das Wahre aus den verschiedenen Systemen zu vereinigen. Auch Martin hat sich durch sein „Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts" (2 Bde. Heid. 1820—25) um diese Seite der Rechtswissenschaft verdient gemacht, nicht weniger Sylvester Jordan aus Omas bei Insbruck (geb. 1792), der durch seinen männlichen und edlen Charakter, so wie durch sein hartes Schicksal die Liebe und Theilnahme der Zeitgenossen in hohem Grade gewonnen hat. Neben dem hiehergehörigen „Lehrbuch des allgemeinen deutschen Strafrechts" (Marb. 1831) erwähnen wir seine inhaltreiche Schrift „Die Jesuiten und der Jesuitismus" (Alt. 1839).

Die Staatswissenschaften wurden im vorliegenden Zeitraum mit größerer Vorliebe behandelt als früher, wozu die großen politischen Bewegungen allerdings anregen mußten. Noch vor der französischen Revolution finden sich schon mehrfache Versuche, in denen wir den Einfluß der Encyklopädisten und Rousseau's wahrnehmen. Adam Weishaupt aus Ingolstadt (1748—1830), der aufgeklärte und vielverfolgte Stifter des Illuminatenordens, dessen glückliche Wirksamkeit als Lehrer ehrenvolle Erwähnung verdient, schrieb eine „Apologie der Illuminaten" (Ff. u. Lpz. 1786), „Das verbesserte System der Illuminaten" (Eb. 1787) und „Pythagoras, oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst" (Ff. 1790). Die romantischen Ansichten vom Staat hat Adam Müller in der „Idee des Staats" (Dresd. 1809) dargestellt, während er in der Schrift „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" (Lpz. 1819) einen katholisch reactionären Standpunkt einnimmt. Ihm reiht sich ein anderer Apostat, der Berner K. L. v. Haller (1768—1854), ein Enkel des großen Haller, durch seine „Restauration der Staatswissenschaft" (6 Bde. Winterth. 1816—26) an, in welcher er die Ideen der Zeit als entschiedenster Reactionär mit feindseliger Bitterkeit bekämpft. Er wollte alle politischen Rechte von Grundbesitz abhängig machen und der Kirche einen ungemessenen Einfluß auf den Staat einräumen. Eben so berüchtigt ist Theod. Ant. H. Schmalz aus Hannover (1760—1831), der sich als Verläumder des Tugendbunds und unermüdlicher Demagogenverfolger die allgemeine Verachtung seiner Zeitgenossen zuzog, und seine Bösartigkeit mit dem Mantel des Pietismus verhüllte. Er schrieb außer dem „Recht der Natur" (3 Bde. Königsb. 1795) eine „Staatswirthschaftslehre" (2 Bde. Berl. 1818) und „Ansicht der ständischen Verfassung in der preußischen Monarchie" (Eb. 1822). Von freiem Geiste durchdrungen und scharfsinnig ist das „Handbuch der Staatsweisheit oder Politik" (Jena 1811) von H. Luden, dessen zweiter Theil, obgleich ganz unverfänglich, nicht gedruckt werden durfte, wie denn seine Vorlesungen über den Gegenstand verboten wurden. Die beschränkt constitutionelle Doctrin repräsentirt am entschiedensten das „Staatslexikon" (15 Bde. Altona 1834—44), das von K. Th. Welcker und K. v. Rotteck herausgegeben wurde. Als ein Hauptwerk in diesem Gebiet sind die „Vierzig Bücher vom Staate" (5 Bde. Stuttg. 1820—32) von K. Sal. Zachariä aus Meißen (1769—1843) zu bezeichnen, welcher die Idee des Staats in allen ihren Beziehungen zu entwickeln suchte. Wie in allen seinen Schriften, so ist K. H. L. Pölitz in den „Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (5 Bde. Lpz. 1823) fleißig und nicht ohne Urtheil, aber ohne neue, fruchtbare Ideen. — Das deutsche Staatsrecht fand mehrfache Bearbeiter. Bezeichnend für die politische Moral der Zeit ist die Schrift „Ueber die Völkerverträge" (Landsh. 1808) von G. Leonh. Bernh. Dresch, der später auch das „Oeffentliche Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten"

(2 Bde. Tüb. 1820) im Sinne der herrschenden Gewalten verfaßte. Einen freisinnigen Standpunkt nahm Jak. Fried. Fries in seiner Schrift „Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung" (Heidelb. 1816) ein, weshalb er eine Zeitlang in seinem Amte suspendirt wurde und bis 1824 keine Vorträge über Philosophie mehr halten durfte. Wie Alle, welche freie Ansichten über Staatsverhältnisse zu äußern wagten, so mußte auch der charakterkräftige J. L. Klüber aus Thann bei Fulda (1762—1837) wegen seines „Oeffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten" (Ff. 1817) mancherlei Verfolgungen erdulden, was freilich K. Vollgraf aus Schmalkalden wegen seines „Systems der praktischen Politik" (4 Bde. Gießen 1828—29) nicht zu befürchten hatte, in welchem er die Befähigung der slawisch-germanischen Völker zum Staatsleben läugnet, und wie Savigny der Ansicht ist, daß die Gegenwart keinen Beruf zur Gesetzgebung habe. Uebrigens müssen wir bemerken, daß Vollgraf in seiner Darlegung von ganz richtigen Grundsätzen ausgeht, von denselben aber ganz willkürliche und daher irrige Folgerungen zieht. Schon früher hätten wir erwähnen sollen, daß J. J. Wagner in seinem Buch „Der Staat" (Würzb. 1811) die Grundsätze der Naturphilosophie auf die Staatswissenschaft anzuwenden versuchte; von dem „Staatsrecht" von Hegel wird bei näherer Besprechung desselben die Rede sein. — Wir haben noch die Leistungen im Gebiete der politischen Discussion zu berühren. Forsters politische Schriften haben wir schon erwähnt; die von Lavater werden später besprochen werden. A. W. Rehberg aus Hannover (1757—1836), der sich in mehrern philosophischen und pädagogischen Schriften als einen würdigen Schüler Kants erwies, schrieb gewichtige, wenn auch nicht immer vorurtheilsfreie „Untersuchungen über die französische Revolution" (2 Bde. Hannov. 1792—93) und eine interessante Schrift „Ueber den deutschen Adel" (Gött. 1803). Noch in hohem Alter gab er die interessanten „Constitutionellen Phantasien eines alten Staatsmanns" (Hamb. 1832) heraus. Wahre Meisterstücke der politischen Beredtsamkeit sind die Flugschriften, welche Joh. von Müller im Interesse Oesterreichs schrieb: „Die Uebereilungen und der Reichsfriede" (Ff. 1795) und „Die Gefahren der Zeit" (o. O. 1796). Fichte's politische Schriften werden wir bei ausführlicher Besprechung desselben anführen. Der schon erwähnte Ernst Brandes erhob sich in seinen politischen Schriften „Ueber einige Folgen der französischen Revolution" (Hann. 1791) und „Ueber den Zeitgeist in Deutschland" (Eb. 1808) nicht auf die Höhe seiner Zeit. Zschokke wirkte durch seinen „Schweizerboten" (von 1798 an) im Ganzen belehrend und wohlthätig. Als Publicist nimmt Fr. v. Gentz eine hervorragende Stellung ein; leider ist er, wie sich Schlosser scharf, aber wahr über ihn ausspricht, „einer jener talentvollen Staatssophisten, die in unserm Jahrhundert der Lüge für Geld die reizende Gestalt der Wahrheit geben, um hernach an den Tafeln der Großen zu schwelgen". Seine hauptsächlichen auch hiehergehörigen Schriften sind schon früher angegeben worden, andere, die auch hiehergezogen werden könnten, sind füglicher im folgenden Abschnitt anzuführen. Wie im theologischen Gebiete, so zeigte sich K. Gli. Bretschneider auch im politischen als einen festen und ehrenwerthen Charakter. Seine Schrift „Deutschland und Preußen oder das Interesse Deutschlands am preußischen Staate", die er 1806 anonym erschienen ließ, wurde bei dem Einmarsch der Franzosen in Berlin confiscirt. Ludens „Ansichten des Rheinbunds" (Gött. 1808) waren das erste freie Wort über diese traurige Erscheinung, die in der Selbstsucht der Fürsten ihren nächsten Grund hatte. Von der großartigsten Wirkung war der „Geist der Zeit" (4 Bde. Altenb. 1807—18) von E. Mor. Arndt, dessen erster Theil namentlich vom feurigsten Patriotismus beseelt ist und von der kühnsten Freimüthigkeit zeugt. Auch seine späteren Schriften, „Der Soldatenkatechismus" (Lpz. 1814), „Was bedeutet Landsturm und Landwehr" (o. O. [Lpz.] 1814), vorzüglich aber „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" (Lpz. 1818) sollten nicht vergessen werden. Die publicistische Thätigkeit des Revolutionärs und nachmaligen Mystikers Görres haben wir schon oben erwähnt. Die Hoffnungen, welche in den Kriegsjahren durch die Versprechungen der Fürsten geweckt worden waren, finden sich in vielen Schriften aus der unmittelbar darauf folgenden Zeit ausgesprochen; wir erwähnen nur die von Feuerbach „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung des deutschen Volks durch Landstände" (Lpz. 1814), von Grävell „Ueber Preßfreiheit und Volksgeist" (Berl. 1815). Die Furcht der Gewalthaber vor Empörungen regte den geistreichen J. Weitzel zu der trefflichen Schrift an „Hat Deutschland eine Revolution zu befürchten?" (Mainz 1819). Ohne Zweifel hatte der Freih. Hs. Chph. Ernst v. Gagern die beste Absicht, als er seine Betrachtungen „Ueber Deutschlands Zustände und Bundesverfassung" (Stuttg. 1818) und den „Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik" (2 Bde. Eb. 1822—25) veröffentlichte, allein da er in seinen Ansichten schwankend ist, und sein angeborner oder anerzogener Aristokratismus sich den Folgerungen der aufgestellten Grundsätze nicht fügen will, so geräth er in Widerspruch mit sich selbst, und es ist erklärlich, daß er nach keiner Seite hin Einfluß ausüben konnte. In dem schon bezeichneten Sinn schrieb Thd. Ant. H. Schmalz seine „Ansicht der ständischen Verfassung in der preußischen Monarchie" (Berl. 1822), eine Schrift, die schon im Titel, noch mehr in ihren Grundsätzen barbarisch ist.

Im Gebiete der Nationalökonomie sind die Leistungen bedeutend, obgleich sich die Deutschen erst in späterer Zeit damit zu beschäftigen und größere Selbstständigkeit zu erringen begannen. Die zu seiner Zeit in Frankreich herrschenden Ansichten suchte Jak. Mauvillon durch seine „Physiokratischen Briefe an Dohm" (Braunschweig 1780) zu verbreiten. Mehr den Engländern sich anschließend, gab A. Ferd. Lüder aus Bielefeld (1760—1819) ein zu seiner Zeit sehr brauchbares Werk „Ueber Nationalindustrie und Staatswirthschaft" (3 Thle. Berl. 1800—4) heraus; L. H. v. Jakob erwarb sich durch sein „Lehrbuch der Nationalökonomie" (Halle 1805) und andere staatswirthschaftliche Schriften einen nicht unbegründeten Ruf. G. Fr. Chph. Sar-

torius, Freih. von Waltershausen, trug durch seine „Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft nach Adam Smith“ (Gött. 1816) u. A. m. wesentlich dazu bei, die Ideen dieses Engländers in Deutschland zu verbreiten. In eine frühere Zeit gehört die „Staatswirthschaft“ (5 Bde. Königsb. 1808—11) von Chn. Kraus aus Osterode (1753—1807), die erst nach seinem Tode herausgegeben wurde; sie muß aber um so eher erwähnt werden, als Kraus durch die Vorlesungen, die er in Königsberg darüber hielt, und die selbst von älteren Beamten besucht wurden, nicht geringen Einfluß auf die Ansichten hatte, die sich über diesen Gegenstand in Preußen festsetzten. Ein wahrhaft klassisches Werk ist die „Nationalökonomie“ (9 Bde. Lpz., dann Aar. u. Nürnb. 1805—24) von dem Grafen Fr. Jul. H. v. Soden, das auf die Fortbildung der Wissenschaft in Deutschland großen Einfluß ausgeübt hat. Die Grundsätze Smiths wurden von Joh. Fr. Euseb. Lotz aus Sonnenfeld (1771—1838) in dem „Handbuch der Staatswirthschaftslehre“ (3 Bde. Fol. 1820—22) mit großem Scharfsinn zum Theil berichtigt, zum Theil fortgebildet. Einer der bedeutendsten Schriftsteller in diesem Gebiete ist K. H. Rau aus Erlangen (geb. 1792), aus dessen ziemlich zahlreichen Schriften wir nur sein Hauptwerk, das „Lehrbuch der politischen Oekonomie“ (3 Bde. Heid. 1820—37) erwähnen. Neben ihm darf auch das „Handbuch des Systems der Staatswissenschaften“ (Bresl. 1828) von J. Gfr. Eiselen aus Rothenburg a. d. Saale (1785—1816) genannt werden; Fr. Ben. W. Hermann u. Fr. List gehören mit ihren trefflichen Leistungen in eine spätere Zeit. — Ueber den Handel insbesondre haben wir nur auf die vortrefflichen Werke von J. G. Büsch aus dem Lüneburgischen (1728—1800), den Begründer der Hamburger Handelsschule, aufmerksam zu machen. Sein „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft“ (3 Bde. Altona 1796—98) und seine Schriften über Banken und Münzwesen zeugen von Tiefe der Beobachtnng wie von praktischem Geiste und haben keineswegs ihren Werth verloren, wenn sie auch vergessen zu sein scheinen*). — Wir ziehen auch sogleich die bedeutendsten Schriften über die Landwirthschaft hieher. Unter diesen nehmen die „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft“ (4 Bde. Berl. 1809—10) des genialen Albr. Thaer aus Celle (1752—1828), desselben, welchem Körte Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ zugeschrieben wissen wollte, unbestreitbar den ersten Rang ein. Er war einer der ersten, der die Naturwissenschaften auf den Landbau anwendete, die Fruchtwechselwirthschaft begründete, wie er sich auch um die Entfesselung des Grund und Bodens verdient machte. Außerdem sind noch die „Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft“ (7 Bde. Leipz. 1813—42) von Friedr. Schmalz aus Sachsen (geb. 1780) anzuführen.

Ueber Kriegswissenschaft haben wir im Ganzen nur wenige Schriften zu erwähnen, aber darunter einige durchaus bedeutende Werke. Die „Grundsätze der Strategie“ (3 Bde. Wien 1814) des Erzherzogs Karl von Oesterreich werden von Fachmännern als meisterhaft bezeichnet. Früher hatte schon Jak. Mauvillon eine „Einleitung in die Kriegswissenschaften“ (Braunschw. 1783) geschrieben. Weitaus das Werthvollste, was auf diesem Gebiete geleistet wurde, sind die Schriften des bei der historischen Prosa schon erwähnten Freiherrn Adam H. v. Bülow, „Geist des neuen Kriegssystems“ (Hamb. 1799), „Lehrsätze des neueren Kriegs“ (Berl. 1805), „Neue Taktik der Neueren, wie sie sein sollte“ (2 Bde. Eb. 1805); sie zeichnen sich durch geniale Auffassung aus und übten großen Einfluß auf die Kriegsführung während der Jahre 1813—15 aus, besonders auf den Bruder des Verfassers, den Grafen Bülow von Dennewitz. Eben so haben sich die militairischen Schriften des ebenfalls schon erwähnten Karl von Decker Beifall erworben; besonders hat sich „Der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegsführung“ (Berlin 1822) bei den Sachverständigen Lob erworben.

So großartig die Fortschritte der Arzneiwissenschaft waren, so können wir hier doch nur diejenigen Schriften anführen, welche sich einen allgemeineren Wirkungskreis gewannen. Als eine solche ist besonders der „Gesundheitskatechismus“ (Lpz. 1794) von Bernh. Chph. Faust aus Rotenburg in Hessen (1755—1842) zu bezeichnen; es ist dies ein wahrhaft gemeinnütziges, in populärer Darstellung geschriebenes Werk, weshalb es auch viele Auflagen erlebte. Vielleicht in noch größerem Maßstabe wirkte die treffliche „Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (Jena 1796) von dem großen Arzt Chn. Wilh. Hufeland aus Langensalza (1762—1836). Das „System der Medicin“ (2 Bde. Halle 1817—29) von Dietr. G. Kieser aus Harburg (geb. 1779) ist deswegen zu erwähnen, weil sich in demselben der Einfluß der Schellingschen Philosophie auf die Behandlung der Arzneiwissenschaft kundgibt. Nicht vergessen dürfen wir den Gründer der homöopathischen Heilmethode, den tiefblickenden und genialen Sam. Chn. Friedr. Hahnemann aus Meißen (1755—1843); er hat sein System in dem „Organon der rationellen Heilkunde“ (Dresd. 1810) dargelegt.

Die Naturforschung erhob sich während des Zeitraums auf eine vorher kaum geahnte Höhe und, was noch bedeutender erscheint, es wurde der Grund zu noch großartigeren Ergebnissen gelegt, als die, welche schon gewonnen wurden. Während die Deutschen früher in diesem Gebiete weit unter den andern Völkern, namentlich den Franzosen, standen, haben sie sich nunmehr ihnen gleich gestellt, ja in manchen Beziehungen sie übertroffen. Es hatte die Philosophie einen unverkennbar fruchtreichen Einfluß auf die Fortbildung der Naturwissenschaft, was jedoch nur dadurch möglich wurde, daß dieselbe, weil sie zugleich auf Beobachtung beruhen mußte, sich nicht, wie andre Wissenschaften, in Träumereien verirren konnte. Der erste, durch welchen die Naturwissenschaften einen neuen, lebenskräftigen Schwung erhielten, war der große J. Fr. Blumenbach aus Gotha (1752—1840); außer seinem werthvollen „Handbuch der Naturgeschichte“ (2 Bde. Gött. 1779 f.) erwähnen wir

*) Seine „Sämmtlichen Schriften“ erschienen in 16 Bänden zu Zwickau (1813—16). Unter denselben verdienten besonders seine „Erfahrungen“ (5 Bde. Hamb. 1790—1802) der Vergessenheit entrissen zu werden, die eine Reihe der schönsten und scharfsinnigsten Abhandlungen, z. B. „Ueber den gesunden Menschenverstand“, enthalten.

seine Schrift „Ueber den Bildungstrieb“ (Eb. 1781), worin er neue und fruchtbare Ansichten entwickelte, und seine gründliche „Geschichte und Beschreibung der Knochen“ (Eb. 1786). Vorzüglich verdient machte er sich dadurch, daß er durch sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie“ (Gött. 1804) diesen Zweig der Wissenschaft in Deutschland begründete. Wichtig insbesondre durch ihre praktische Bedeutung sind die „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands“ (4 Bde. Lpz. 1789—95) und die „Naturgeschichte der Stubenvögel“ (Gotha 1792) von J. Math. Bechstein aus dem Gothaischen (1757—1822). Ernst Florens Fr. Chladni aus Wittenberg (1756—1827) erhob durch seine „Entdeckungen über die Theorie des Klanges“ (Lpz. 1787) und „Die Akustik“ (Eb. 1802) diesen Zweig der Physik zur selbstständigen Wissenschaft. Als einen der größten Anatomen und Physiologen erwies sich Sam. Thom. v. Sömmering aus Thorn (1755—1830) in seiner Schrift „Vom Baue des menschlichen Körpers“ (5 Bde. Ff. 1791—96) und in seiner noch unübertroffenen „Abbildung des menschlichen Auges“ (Eb. 1801). Wenn je Einer, so hat J. G. Forster durch seine zum Theil schon erwähnten, auch stylistisch bedeutenden naturhistorischen Abhandlungen mit Recht den Namen eines Naturforschers des Volkes verdient, unter welchem ihn Moleschott in einer lesenswerthen Schrift wieder vorgeführt hat. Wir haben öfters Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften für die dichterische Entwickelung Göthe's von unermeßlichem Einfluß war; aber seine naturwissenschaftlichen Forschungen waren auch an sich von hoher Bedeutung, und manche seiner Entdeckungen, die zuerst von den Naturforschern abgewiesen worden war, ist später allgemein anerkannt worden; jedenfalls hat er durch seine hiehergehörigen Werke vielfach anregend und befruchtend eingewirkt. Es müssen aber der „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ (Gotha 1790), so wie die Schriften „Zur Farbenlehre“ (2 Thle. Stuttg. 1790—1810), „Zur Optik“ (2 Thle. Weim. 1791—92) und „Zur Osteologie“, auch abgesehen von ihrem wissenschaftiichen Werth, wegen ihrer vortrefflichen, an Klarheit und leichter Bewegung unübertroffenen Darstellung als bedeutsame Erscheinungen bezeichnet werden, weil durch dieselben den deutschen Gelehrten zum Bewußtsein gebracht wurde, daß wissenschaftliche Gegenstände einer künstlerischen Darstellung keineswegs widerstreben. Wir müssen hier auch den Professor K. Kielmeyer aus Bebenhausen im Würtembergischen (1761—1844) erwähnen, ob er gleich selbst wenig oder Nichts schrieb, weil er, ein gründlicher Kenner der Kantischen Philosophie, durch dieselbe angeleitet wurde, die Naturwissenschaften philosophisch zu behandeln, so daß er eben hiedurch die Naturphilosophie einleitete. Die großartige Frucht seiner Bestrebungen erkennen wir in seinen Schülern, unter welchen außer Eschenmayer u. A. m. selbst Cuvier und Alex. v. Humboldt zu nennen sind. Der schon früher erwähnte geniale Leop. v. Buch hat sich durch seine „Geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien“ (2 Bde. Berl. 1801—09) eine hervorragende Stelle unter den Geognosten gesichert. Die „Biologie oder Philosophie der lebendigen Natur“ (6 Bde. Gött. 1802—22) und die „Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens“ (2 Bde. Brem. 1831—32) von Gfr. Reinh. Treviranus aus Bremen (1776—1837) erweisen den Verfasser als tiefen Naturforscher und denkenden Beobachter. Der berühmte Physiolog Ign. Döllinger aus Bamberg (1770—1841), ein Anhänger Schellings, verband in seinem „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus“ (Bamb. 1805) und in den unvollendeten „Grundzügen der Physiologie“ (Regensb. 1835) scharfsinnige Speculation mit strenger Beobachtung, während ein anderer Anhänger der Naturphilosophie, J. Bernh. Wilbrand aus Westphalen (1789—1846) in seiner „Physiologie des Menschen“ (Gießen 1815) und selbst in der „Allgemeinen Physiologie“ (Heidelb. 1833) der Speculation zu viel, der Beobachtung zu wenig einräumte. Wie Schelling selbst, so erkannte ein Anhänger seiner Schule, Frz. Jos. Schelver, in verschiedenen Schriften, besonders in der „Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt“ (Ff. 1822) die Verdienste Göthe's um die Naturwissenschaften dadurch an, daß er dessen Forschungen benutzte. „Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde“ (2 Bde. Berl. 1820—22) von H. Fr. Link aus Hildesheim (1769—1851) und die Fortsetzung „Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit“ (Eb. 1842) beruhen auf geistreicher Beobachtung und gewähren eben so bedeutsame als überraschende Resultate. Von dem großen Alexander v. Humboldt werden wir unten ausführlicher berichten. Die „Grundsätze der Geognosie und Geologie (Stuttg. 1835) von Karl Cäsar v. Leonhard aus Rumpenheim bei Hanau (geb. 1779) und dessen „Geologie oder Naturgeschichte der Erde“ (4 Bde. Stuttg. 1836—45) sind eine wahre Bereicherung der Wissenschaft. Chn. Gfr. Nees von Esenbeck aus Berlin (1776—1858) nimmt als philosophischer Naturforscher eine bedeutende Stelle ein; seine Werke über Botanik gehören zu dem Vorzüglichsten, was über die Wissenschaft geschrieben wurde. Wir erwähnen sein „Handbuch der Botanik (2 Bde. Nbg. 1820—21), in welchem er die Ideen Göthe's über die Metamorphose der Pflanzen wissenschaftlich begründete und entwickelte. Als einer der bedeutendsten Physiologen ist K. F. Burdach aus Leipzig (1776—1847) zu nennen; er zeichnet sich durch strenges Denken und elegante Darstellung vortheilhaft aus. Seine „Physiologie als Erfahrungswissenschaft“ (6 Bde. Lpz. 1826—40) ist ein wahrhaft klassisches Werk; nicht weniger vortrefflich ist seine Schrift „Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur“ (Stuttg. 1836), durch welches er sich ein wahres Verdienst erworben hat, da es durch die populäre Darstellung eine weite Verbreitung gewann. Neben ihm verdient auch Fr. Tiedemann aus Kassel (geb. 1781) ehrenvolle Erwähnung, aus dessen zahlreichen Schriften wir die „Physiologie des Menschen“ (2 Thle. Darmst. 1830) hervorheben. Großes Interesse gewährt die „Entwickelungsgeschichte der Thiere“ (2 Bde. Königsb. 1828—37) von K. Ernst von Baer aus Esthland (geb. 1792). Endlich erwähnen wir noch die „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände“ (13 Bde. Stuttg. 1833—41)

von Lorenz Oken, die ein neues Zeugniß seines schöpferischen Geistes ist.

Unter den mathematischen Wissenschaften hat sich besonders die Astronomie einer vielseitigen Behandlung zu erfreuen gehabt, und die gewonnenen Resultate sind um so rühmenswerther, als Manche unter denen, welchen bedeutende Entdeckungen zu verdanken sind, zum Theil auf ihre eigenen Hülfsmittel beschränkt waren. J. Elert Bode aus Hamburg (1747—1826) trug seine in populärer Darstellung vorgetragene „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (Berl. 1768) u. a. Schriften sehr viel dazu bei, richtige Kenntnisse über die Sternkunde zu verbreiten. Der Arzt H. W. Matth. Olbers aus Arbergen (1758—1840) erwarb sich durch seine Forschungen über die Kometen und als Entdecker zweier Planeten (Pallas und Vesta) wohlverdiente Anerkennung und J. Hieron. Schröter aus Erfurt (1745—1816) machte sich durch seinen genauen Mondatlas in den „Selenotopographischen Fragmenten" (2 Bde. Gött. 1791—1802) berühmt. Von Fr. Theod. Schubart aus Helmstädt (1758—1825) nennen wir das „Lehrbuch der theoretischen Astronomie" (3 Bde. Petersb. 1798) und die „Populäre Astronomie" (3 Bde. Eb. 1804—10). Endlich erwähnen wir noch „Die vornehmsten Lehren der Astronomie in Briefen" (2 Thle. Lpz. 1811) des als Mathematiker und Astronom gleich bedeutenden H. W. Brandes aus Groden im Hamburgischen (1777—1834).

Im Gebiete der Philologie nebst der Archäologie wurde Ausgezeichnetes geleistet; und wir müssen dies um so mehr hervorheben, als dieselbe einen mächtigen und zugleich meist segensreichen Einfluß auf die Nationalliteratur selbst ausübte. Schon im Beginn des Zeitraums wurde Chn. Glo. Heyne aus Chemnitz (1729—1812) einer der Begründer der geschmackvolleren Behandlung der Philologie, indem er die Bildung des Verstandes und Herzens, die Weckung des Sinns für das Edle und Schöne als ihren Hauptzweck betrachtete. Wenn ihm auch von Späteren vorgeworfen wurde, daß er sich nur in ästhetischen Phrasen bewegt habe, so ist doch nicht zu läugnen, daß er den angegebenen Zweck erreichte und die Jugend von ihm auf eine edlere Bahn geleitet wurde. Wir nennen von seinen deutschen Schriften die „Einleitung in das Studium der Antike" (Gött. 1772) und die „Sammlung antiquarischer Aufsätze" (Leipz. 1778). Gottfr. Hermann, den wir schon oben als Metriker erwähnt haben, zeichnete sich als scharfsinnigen Kritiker und glücklichen Hersteller der klassischen Schriften der Griechen aus. Der größte Philolog Deutschlands ist ohne Zweifel Fr. Aug. Wolf aus Hainrode (1759—1824), der auch seine Muttersprache mit genialer Kühnheit behandelte, wie namentlich seine Uebersetzungen darthun. Er hat durch seine Schriften, noch mehr vielleicht durch seine ausgezeichneten Vorträge, auf die Fortbildung der philologischen Wissenschaften einen noch immer fortdauernden Einfluß ausgeübt. Zwar hat er meist lateinisch geschrieben, doch hat er auch Manches in deutscher Sprache verfaßt, und so sind namentlich seine Aufsätze in dem mit Buttmann herausgegebenen „Museum der Alterthumswissenschaft" (2 Bde. Berl. 1807—10) anzuführen. Neben diesen sind noch Fr. Jacobs, Fr. Thiersch, der geistvolle Fr. Gli. Welcker, Buttmann, Böckh u. A. m. zu erwähnen.

Wir schließen mit der Uebersicht der Leistungen im Gebiete der deutschen Sprachforschung, die sich am Anfange des Zeitraums und noch längere Zeit in der von Gottsched bezeichneten Bahn bewegt, später aber in wahrhaft wissenschaftlicher Weise und mit solchem Glück behandelt wird, daß ihre Resultate für die gesammte Sprachwissenschaft fruchtbar werden. Als Grammatiker alten Styls ist zunächst J. Fr. Heynatz aus Havelberg (1744—1809) mit seiner „Deutschen Sprachlehre" (Berl. 1770) zu nennen. Einen nicht unbedeutenden Fortschritt in der Behandlung der Sprache müssen wir in den Arbeiten J. Cph. Adelungs aus Spantekow bei Anklam (1734—1806) anerkennen. Zwar war er im Ganzen noch auf dem Standpunkte Gottscheds, aber er steht in seiner „Deutschen Sprachlehre" (Berl. 1781) und dem „Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache" (2 Bde. Eb. 1782) sowohl rücksichtlich der philosophischen Auffassung als der historischen Begründung weit höher als sein Vorgänger; auch sind die spätern grammatikalischen Schriften bis zu Grimms Auftreten wesentlich aus seinen Werken hervorgegangen. So sind das „Lehrbuch der deutschen Sprache" (Sulzb. 1797) von Jos. Wismayr aus Bayern (geb. 1767), welches noch bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts in den bayrischen Schulen eingeführt war, und die „Deutsche Sprachlehre" (3 Bde. Berl. 1797) von Theod. Heinsius aus Berlin (1770—1849), welche vorzüglich im Norden große Verbreitung gewann, ganz auf Adelung gegründet. Schon frühe wurden Versuche gemacht, die Grammatik der Muttersprache in mehr philosophischer Weise zu behandeln; so zuerst von K. Ph. Moritz. Wir erwähnen dessen kleinere Schriften grammatikalischen Inhalts nicht, die sich meist auf die Abweichungen des märkischen Dialekts von der hochdeutschen Schriftsprache bezogen; dagegen müssen wir seine „Deutsche Sprachlehre für die Damen. In Briefen" (Berl. 1782) anführen, in welcher er die grammatikalischen Verhältnisse mit großem Scharfsinn und in anmuthiger, belebender Darstellung entwickelt. Nur der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir den „Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20 tausend) Sprachfäler in hochdeutscher Mundart" u. s. w. (Dresd. 1812) von Chn. Hinrich Wolke, der einige recht gute Gedanken hatte, namentlich auf die Bedeutsamkeit der Dialekte hinwies, aber in der Ausführung derselben doch mehr Liebe zur Sonderbarkeit als wissenschaftlichen Sinn zeigte. Von großer Bedeutung sind die „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft" (Berl. 1805) und die „Sprachlehre" (2 Bde. Eb. 1801—3) des Romantikers F. Aug. Bernhardi, der in diesen Werken eine allgemeine philosophische Grammatik zu begründen unternahm. Er betrachtete die Sprache als ein fertig gewordenes Gebilde, ging aber nicht eigentlich auf die Gesetze ein, welche auf die Entwickelung dieses Gebildes eingewirkt hatten, sondern begnügte sich, die Erscheinungen nach ihrer Analogie zusammenzustellen. Die philosophische Grammatik wurde erst durch den genialen

Karl Ferdinand Becker geschaffen, der, früher vielfach mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, zu der Ansicht gelangte, daß die Sprache, wie jede Naturerscheinung, als ein lebendiger Organismus, als der naturgemäße und nothwendige Ausdruck des geistigen und Gemüthslebens der Menschen zu betrachten sei. Die Schriften, in denen er sein System darlegte, sind der „Organismus der Sprache" (Ff. 1827), die „Deutsche Grammatik" (Eb. 1829), die „Ausführliche deutsche Grammatik" (3 Abtheill. Eb. 1836—39) und „Das Wort in seiner organischen Bedeutung" (Eb. 1833). Die große Anerkennung, die Becker zuerst fand, verlor sich später zwar wieder, weil die Versuche, die man gemacht hatte, sein System auf fremde, namentlich die alten Sprachen anzuwenden, mißlangen; aber man hätte dies nicht dem System, sondern der mangelhaften Anwendung desselben zuschreiben sollen; wir sind überzeugt, daß, sobald Jemand, der mit den Ansichten Beckers genau vertraut wäre und sie fortzubilden verstände, dasselbe consequent auf irgend eine andre Sprache anwendete, das Resultat nur befriedigend ausfallen könnte. Wie Becker die philosophische, so hat Jacob Grimm die historische Grammatik begründet; seine „Deutsche Grammatik" (4 Bde. Gött. 1819—37) ist ein unübertreffliches Meisterwerk, das sowohl durch die Genialität der Behandlung als durch die Sicherheit, mit welcher er den massenhaften Stoff beherrscht, die Bewunderung der ganzen gelehrten Welt in und außer Deutschland erregt hat. Durch dieses Werk hat die gesammte Sprachforschung eine vollständig neue Gestaltung erhalten, doch treten die großartigsten Resultate erst in der Zeit hervor, die nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung gehört. — Wie um die Grammatik, so machte sich J. Chr. Adelung auch um die Lexikographie verdient, und zwar in noch weit höherem Maße. Sein „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen" (5 Thle. Lpz. 1777—86), welchen er unter dem Titel „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" (4 Thle. Eb. 1793—1801) verbessert und vermehrt herausgab, hat noch immer Werth, wenn auch die Grundsätze, von denen er bei der Aufnahme der einzelnen Wörter ausging, zu beschränkt sind. Das „Wörterbuch der deutschen Sprache" (5 Bde. Braunschw. 1807—11), welches Joach. Heinr. Campe in Verbindung mit Bernd herausgab, verliert viel an seinem sonstigen Werth dadurch, daß neu und willkürlich geschaffene Wörter zur Verdrängung der fremden aufgenommen worden sind. Verdankenswerth ist es dagegen, daß oft ächt deutsche Ausdrücke nachgewiesen werden, durch welche die fremden Wörter ersetzt werden können. Campe machte sich noch durch andre Schriften um die deutsche Sprachforschung verdient; so durch die „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache" (3 Bde. Braunschw. 1795—97), die er mit Andern herausgab. Eine nicht unwichtige Erscheinung ist endlich noch der „Entwurf eines Wörterbuchs zur Erklärung deutscher Urkunden aus dem Mittelalter" (Prag 1796) von Jos. Wittec aus Salzburg. — Für die Synonymik war nebst Joh. Gebh. Ehrenreich Maaß, der Eberhards großes Werk fortsetzte, vorzüglich Sam. J. E. Stosch aus der Umgegend von Potsdam (1714—1796) thätig; sein „Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache" (3 Bde. Ff. a. d. O. 1770—73) und die „Kritischen Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache" (Ebd. 1775) sind immer noch brauchbar. Schließlich haben wir noch einige Arbeiten über die Mundarten zu erwähnen. Fr. K. Fulda aus Wimpfen in Schwaben (1724—1788) schrieb „Ueber die zween Hauptdialekte der deutschen Sprache" (Lpz. 1773) und den „Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung" (Berl. 1788), zwei Schriften, durch welche die Dialektsforschung eine wissenschaftlichere Grundlage gewann. Ihm folgte Anton v. Klein mit seinem „Deutschen Provinzialwörterbuch" (2 Bde. Ff. u. Lpz. 1792) und J. Gli. Radloff mit der „Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten" (Ff. 1817). Eine für ihre Zeit recht gute Arbeit ist der „Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Samt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie von F. J. Stalder aus Luzern (1757—1833) (3 Thle. Bas. u. Aar. 1806—19), doch genügt sie für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde nicht mehr. Eine eindringliche und ächt wissenschaftliche Behandlung der Dialekte war übrigens erst möglich, nachdem Jakob Grimm die historische Grammatik geschaffen und diese sich einen größern Kreis von Anhängern gewonnen hatte; sie wird daher erst in der nachfolgenden Periode recht fruchtbar; wir haben aus dem vorliegenden Zeitraum nur Ein bedeutendes Werk anzuführen, aber freilich eines, das ein vollendetes Meisterwerk ist und bis jetzt noch von keinem Andern erreicht, geschweige übertroffen wurde. Es ist dies das „Bayerische Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen" (4 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1827—36) von dem trefflichen, der Wissenschaft zu früh entrissenen Joh. Andreas Schmeller aus Tirschenreuth in der Oberpfalz (1785—1852). Diesem Wörterbuch, das sich durch die verständige und fruchtbare Anlage, so wie durch die Gründlichkeit und Allseitigkeit der Behandlung auszeichnet, hatte Schmeller eine einleitende Schrift „Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (Münch. 1824) vorangehen lassen, die schon den scharfsinnigen und gelehrten Sprachforscher erkennen ließen.

Nach dieser Uebersicht der vielseitigen Bewegung auf dem Gebiet der didaktischen Prosa wenden wir uns zur Betrachtung der wichtigsten Erscheinungen.

Johann Georg Hamann.

Unter den zahlreichen merkwürdigen Erscheinungen, die uns in der Geschichte der deutschen Literatur begegnen, ist wohl keine seltsamer und zugleich bedeutungsvoller, als der Schriftsteller, dem wir zuerst begegnen. Denn während er mit seiner Zeit im vollsten Widerspruche steht und er sich nach seiner ganzen Natur an die Vergangenheit anzuschließen, bei oberflächlicher Betrachtung eine Art Wiederholung des Jakob Böhme zu sein



scheint, wird er doch der eigentliche Begründer der neuern Richtung, und zwar nicht bloß derjenigen, die sich noch während seines Lebens entfaltete, sondern selbst der spätern, die mit jener zum Theil im Widerspruch stand. Wir finden in ihm nämlich sowohl den Anstoß zu der Bewegung in der Literatur, welche am Anfang des Zeitraums derselben eine völlige Umgestaltung gab, sondern auch die Keime der romantischen Poesie und selbst der pietistisch-mystischen Richtung, die in unsern Tagen eine so große Herrschaft erlangt hat. Es ist daher nöthig, daß wir den merkwürdigen Mann so genau kennen lernen, als es bei der Eigenthümlichkeit seiner beinahe immer dunkeln, oft sogar ganz unverständlichen Schriften möglich ist.

Johann Georg Hamann, geb. zu Königsberg den 27. Aug. 1730, besuchte zuerst verschiedene Privatschulen seiner Vaterstadt, zuletzt die Domschule, bis er im März 1746 die Universität bezog, um Theologie zu studiren. Er vertauschte dieselbe bald mit der Rechtsgelehrsamkeit; doch konnte ihn auch diese nicht fesseln, und er beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit Philologie und den schönen Wissenschaften. Als er die Universität verließ, führte er ein unstätes Leben, bald auf kurze Zeit als Hauslehrer, bald ohne Beschäftigung an verschiedenen Orten, zuletzt in Riga, wo er mit dem Handlungshaus Berens in freundschaftliche Verbindung trat, was ihn bewog, die politischen und Handlungswissenschaften zu studiren. Im J. 1756 machte er im Auftrage dieses Hauses eine größere Reise, hielt sich an verschiedenen Orten längere Zeit auf, zuletzt in London, wo er aus Mißmuth, daß er den ihm anvertrauten Geschäften nicht gewachsen war, zuerst in Ausschweifungen verfiel, dann aus Verzweiflung darüber in der Bibel Trost und Beruhigung fand, aber auch den Grund zu der mystisch-pietistischen Richtung legte, die sich immer entschiedener in ihm entwickelte. Nach seiner Rückkehr im Juli 1758 lebte er zuerst in Riga im Berensischen Hause, zerfiel aber plötzlich mit demselben und ging, von seinem Vater berufen, 1759 nach Königsberg, wo er vier Jahre lang glücklich und eifrig mit den mannigfaltigsten Studien beschäftigt verlebte. Im J. 1762 wurde er, weil die Verhältnisse seines Vaters ihn nöthigten, sich für die Zukunft eine Stellung zu gründen, Copist bei dem Magistrate, später Canzellist bei der Kammer, doch hielt er es nur ein halbes Jahr aus, zumal er noch ohne Besoldung arbeiten mußte. Bald darauf bot ihm F. C. v. Moser in Darmstadt eine vortheilhafte Anstellung an; er reiste nach Frankfurt, um diesen persönlich kennen zu lernen; da er ihn aber verfehlte, ging er auf den Antrag nicht ein. Nachdem er seine Reise bis nach Basel ausgedehnt hatte, kehrte er in den Norden zurück, und wurde von 1765—1766 Hauslehrer in Mietau. Anfangs 1767 wendete er sich wieder nach Königsberg, wo er auf Kants Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Uebersetzers bei der Accise- und Zolldirection erhielt, die er zehn Jahre lang bekleidete, worauf er zum Packhofsverwalter befördert wurde. Aber auch diese Stelle war nicht sehr einträglich, und da er mit einem Landmädchen eine sogenannte Gewissensehe geschlossen und in derselben vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, erzeugt hatte, gerieth er in bittere Noth, aus der ihn ein bedeutendes Geschenk eines edlen Jünglings, Namens Franz Buchholz aus Münster, rettete, der durch Lavater auf ihn aufmerksam gemacht worden war. Im J. 1787 erhielt er seinen Abschied mit einem Ruhegehalt; er reiste nun mit seinem Sohne nach Westphalen, und hielt sich theils in Münster bei der Fürstin Gallitzin, mit der er durch Jacobi in Verbindung getreten war, theils bei Buchholz auf dessen Gut Wilbergen oder auch bei F. H. Jacobi in Düsseldorf und Pempelfort auf. Als er sich eben zur Heimreise anschickte, überfiel ihn eine plötzliche Entkräftung, an der er den 21. Juli 1788 starb.

Hamann, dem Moser den Beinamen der „Magus im Norden“ gegeben hatte, unter welchem er bald darauf von Allen bezeichnet wurde, die ihm näher standen, und den er selbst auf dem Titel einer seiner Schriften annahm, hat, wie wir schon angedeutet haben, einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur ausgeübt, theils durch seine Schriften, theils durch persönlichen Umgang und Briefwechsel. Dieser Einfluß war zwar in so fern beschränkt, als er sich nur bei sehr wenigen Personen bemerkbar machte, er war aber desto bedeutsamer, da diese wenigen auch die hervorragendsten und einflußreichsten ihrer Zeit waren. Wir nennen vor Allen Herder, der durch Hamann angeregt wurde, wie er selbst Göthen anregte, dann F. H. Jacobi, Claudius, Lavater, Göthe, Jean Paul u. A. m. Ohne daß er auf Lessing und Mendelssohn bedeutenden Einfluß ausgeübt hätte, erkannten diese doch seinen großartigen Geist an, wie man sich aus einer Recension der „Sokratischen Denkwür-

digkeiten" in den Literaturbriefen überzeugen kann, welche von Mendelssohn herrührt*).

Größere Werke hat Hamann nicht geschrieben, seine Schriften sind meist nur einen oder zwei Bogen stark, keine umfaßt mehr als fünf Bogen; es sind somit in der That nur Flugschriften, und sie tragen diesen Charakter um so mehr, als sie meist durch äußere Veranlassungen, besonders durch damals erschienene Bücher, hervorgerufen wurden. Dagegen unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Flugschriften wesentlich darin, daß sie nicht auf das größere Publikum zu wirken suchen, indem sie sich in einer Sprache bewegen, die selbst den Gebildetsten oft unverständlich wird. Sein Styl ist aber der getreueste Abdruck seines Geistes. Hamann besaß ein wunderbares Gedächtniß, so daß ihm selbst die geringfügigsten Einzelnheiten aus seiner unermeßlichen Lectüre stets gegenwärtig waren, und er über Alles, was er einmal gelesen, mit der größten Freiheit und Sicherheit schalten konnte. Ferner bewundern wir an ihm eine seltene Kraft und Beweglichkeit der Phantasie, die es ihm möglich machte, mit wunderbarer Schnelligkeit die größten Gedankenreihen zu übersehen und ihren Zusammenhang zu erkennen. Mit dem tiefsten Blick, der wirklich etwas Prophetisches hatte, verband er einen stets lebendigen Witz und eine seltene Fülle von Humor; und Beides, Tiefe der Anschauung und Witz, gingen in so merkwürdiger Weise in einander über, daß sie sich oft kaum unterscheiden lassen. Er war reich an originellen und fruchtbaren Ideen, aber er wußte sie nicht festzuhalten und klar auszuführen; es waren meist Gedankenblitze, Ahnungen, die gewöhnlich durch seine Lectüre hervorgerufen wurden, und die bald wieder von Andern verdrängt wurden. Er selbst bezeichnete in einem Briefe an Mendelssohn seine Gedanken als Grillen. Mit Einem Worte, Hamann befand sich in fortwährender Gährung, und gelangte nie zu der nöthigen Ruhe, um den Gährungsproceß abzuwarten, und den geläuterten Stoff zu gewinnen. Daher findet sich bei ihm neben den großartigsten fruchtbarsten Ideen auch vieles Unverdaute, Schiefe und Falsche. Auch sein Charakter war keineswegs harmonisch durchgebildet, wie sich denn in seinem Leben die grellsten Widersprüche zeigen; bei der größten Religiösität, die bis zur Schwärmerei ging, konnte er sich gegen seinen Wohlthäter mit der größten Undankbarkeit benehmen und, wie schon erwähnt, mit einem Landmädchen in einem Verhältnisse leben, das wenigstens anstößig war. Und so konnte J. H. Jacobi mit Recht von ihm sagen: „Ein wahres πᾶν ist dieser Mann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus" (Brief an Lavater vom 21. Jan. 1781).

Wie schon gesagt, ist seine Darstellung ein vollkommenes Abbild seines ganzen Wesens. Er beherrscht die Sprache mit der größten Meisterschaft, er kennt ihren ganzen Reichthum, alle ihre feinsten und wirkungsvollsten Mittel, deren er selbst viele zuerst entdeckt hat. Aber er benutzt diese mit solcher Willkür, er liebt das Bildliche, Dunkle, Geheimnißvolle auch im Ausdruck so sehr, daß selbst die Ideen, die ihm in voller Klarheit vorschwebten, dadurch unklar, selbst unverständlich werden. Wie in seinen Gedanken, so ist er auch in seinem Styl seltsam, hastig, abgerissen. Es ist ihm unmöglich, seine Ideen in klarem Zusammenhang darzustellen. Nicht als ob ihm selbst dieser Zusammenhang fehlte, die Lebendigkeit seiner Phantasie erlaubte ihm nicht, die Mittelglieder zwischen den einzelnen Hauptgedanken auszusprechen. „Ich hätte Lust," sagt Abbt von ihm, „Hamanns Gehirn mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo Alles zusammenhängt, aber nur durch Schiffe zusammenkommen kann." Eben deshalb und weil, wie schon erwähnt, seine meisten Schriften aus seiner Lectüre hervorgegangen waren, verstand er oft selbst nicht mehr, was er hatte sagen wollen. „Ich bin recht gequält," rief er einmal voll Verzweiflung aus, „immer soll ich sagen, was ich damit gemeint, was ich darunter verstanden habe, und ich weiß es selbst nicht mehr. Es war das Resultat einer Lectüre, in dessen Ideenzusammenhang ich mich jetzt unmöglich wieder versetzen kann." (Glo. Imm. Lindner, Neue Ansichten" &c.); in ähnlicher Weise sprach er sich gegen Scheffner aus.

Hamann wurde nach zwei Richtungen hin einflußreich, erstens dadurch, daß er einer der Ersten die Opposition gegen die seichten Aufklärer seiner Zeit, die von den spätern Rationalisten himmelweit verschieden sind, und gegen die Neuerungen in der Theologie eröffnete. Dadurch gewann er einen, wenn auch nicht unmittelbaren, doch nichts desto weniger bedeutenden Einfluß auf die Literatur, die auf größere Innigkeit und Tiefe gedrängt wurde. „Zu Hamanns tiefsinnigsten geistigen Wahrnehmungen auf dem religiösen Gebiete", sagt Gelzer, „gehört seine Anschauung der Offenbarung als der lebendigen Einheit von Schrift, Natur und Geschichte; hier vorzugsweise bewährt sich die großartig reformatorische Anlage seines Geistes, sowohl im Gegensatze gegen den damals durchdringenden Skepticismus, der Natur und Geschichte in einem der biblischen Offenbarung feindseligen Sinne ausbeutete, als auch in der kühnen und entschiedenen Durchbrechung der beengenden Schranken des orthodoxen Schulsystems in seiner damaligen Fassung." Seine mystisch-religiösen Ansichten sprach er zuerst aus in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums, zusammengetragen von einem Liebhaber der Langeweile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween" (Amsterd. [Königsb.] 1759); doch ist nach seiner Weise diese Schrift auch reich an Bemerkungen über Philosophie und Poesie. Zweitens und in höherem Grade wurde Hamann dadurch einflußreich, daß er neue Ideen über die Poesie anregte, die dann durch Herder in verständlicherer Weise verbreitet wurden. Denn Herder hatte seine Ansichten und Ideen aus Hamann geschöpft, mit dem er persönlich genau bekannt war und in lebhaftem Briefwechsel stand, wie denn Hamanns Briefe be-

*) Seine hauptsächlichsten und einflußreichsten Schriften fallen zwar meist in die Jahre, die dem vorliegenden Zeitraum vorangingen, und er würde daher, wenn nur die Entstehungszeit derselben in Betracht gezogen würde, noch in die vorige Periode fallen; da er aber mit dem Geiste und Charakter derselben im vollsten Widerspruche stand, und, wie schon erwähnt, die neue Entwickelung eigentlich von ihm ausgeht, so war es zweckmäßiger, ihn hier zu behandeln.

sonders für die Kenntniß seiner ästhetischen Ansichten sehr wichtig sind. Dieselben hat er namentlich in der „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa" vorgetragen, die sich in einer von ihm selbst veranstalteten Sammlung kleiner Schriften, „Kreuzzüge des Philologen" (Königsb. 1762) findet. Wir finden darin alle Keime der Herderschen Lehre, freilich in einer Weise ausgesprochen, daß es schwer sein würde, sie auf klare Sätze zurückzuführen, wenn wir sie nicht aus Herder kennten. Wir theilen unten die wichtigsten Stellen daraus mit, da der Raum nicht gestattet, das Ganze zu geben; unsere Leser werden daraus ersehen, daß Hamann die Poesie in ihrer ursprünglichen Hoheit für eine göttliche Offenbarung hielt, daß er, wie später Herder, die Volkspoesie für die Quelle alles wahrhaft poetischen Lebens ansah, daß er, wie jener, mit Entschiedenheit verlangte, es solle die Kunstdichtung zu dieser Quelle zurückgeben, um aus ihr neue Kraft, neues Leben zu schöpfen und sich aus ihr jene Unmittelbarkeit anzueignen, die das Kennzeichen der ächten Poesie ist.

So finden sich auch in den übrigen Schriften Hamanns, welche von Friedr. Roth gesammelt wurden (8 Bde. Berl. 1821—42), die großartigsten, genialsten und fruchtbarsten Ideen, aber in einer so dunkeln, ja selbst unverständlichen Sprache, daß die meisten ohne tiefeingehenden Commentar nicht verstanden werden können.

Aus der „Aesthetica in nuce".

Nicht Leyer! — noch Pinsel! — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Litteratur zu fegen! — — Heil dem Erzengel über die Reliquien der Sprache Kanaans! — auf schönen Eselinnen siegt er im Wettlauf; aber der weise Idiot Griechenlands borgt Euthyphrons stolze Hengste zum philologischen Wortwechsel.

Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerey, — als Schrift: Gesang, — als Deklamation: Gleichnisse, — als Schlüsse: Tausch, — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung, ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinns oder Erstaunens saßen sie; — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung, und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers; — — die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; — — zum Bilde Gottes schuf Er ihn. Dieser Rathschluß des Urhebers löst die verwickeltesten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, und das Aeußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehn; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns; —

Exemplumque DEI quisque est in imagine parva. Die erste Nahrung war aus dem Pflanzenreiche; die Milch der Alten, der Wein; die älteste Dichtkunst nennt ihr gelehrter Scholiast, (der Fabel des Jothams und Joas zufolge) botanisch; auch die erste Kleidung des Menschen war eine Rhapsodie von Feigenblättern. — —

Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen, und zog sie an — unsern Stammeltern, denen die Erkenntniß des Guten und Bösen Scham gelehrt hatte. — Wenn die Nothdurft eine Erfinderin der Bequemlichkeit und Künste ist, so hat man Ursache sich mit Goguet zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode sich zu kleiden, und zwar in Thierhäuten, hat entstehen können. Darf ich eine Vermuthung wagen, die ich wenigstens für sinnreich halte? — — Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter, (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf hellenistisch aber Apollyon heißt,) bekannt gewordenen allgemeinen Bestandheit thierischer Charaktere, — die den ersten Menschen bewog, unter dem gelehnten Balg eine anschauende Erkenntniß vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen. — — —

Rede, daß ich Dich sehe! — — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Ihre Losung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran sie will, (außer oder in uns): wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disiecti membra poëtae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten; sie auszulegen, des Philosophen; sie nachzuahmen — oder noch kühner! — sie in Geschick zu bringen, der Poeten bescheiden Theil.

Reden ist übersetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt Gedanken in Worte, — Sachen in Namen, — Bilder in Zeichen; die poetisch oder kyriologisch, — historisch oder hieroglyphisch — — und philosophisch oder charakteristisch seyn können. Diese Art der Uebersetzung, (verstehe Reden) kommt mehr, als irgend eine andere, mit der verkehrten Seite von Tapeten überein.

And shews the stuff, but not the workman's skill; oder mit einer Sonnenfinsterniß, die in einem Gefäße voll Wassers in Augenschein genommen wird.

— — — — — — — — — — — — —

Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menschen dem Menschen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke; — in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichsten Majestät und leersten Entäußerung! Ein Wunder von solcher unendlichen Ruhe, die Gott dem Nichts gleich macht, daß man sein Daseyn aus Gewissen leugnen oder ein Vieh sein muß; aber zugleich von solcher unendlichen Kraft, die Alles in Allem erfüllt, daß man sich vor seiner innigsten Zuthätigkeit nicht zu retten weiß! —

Wenn es auf den Geschmack der Andacht, die im philosophischen Geist und poetischer Wahrheit besteht, und auf die Staatsklugheit der Versification ankommt, kann man wohl einen glaubwürdigern Zeugen als den unsterblichen Voltaire anführen, welcher beinahe die Religion für den Eckstein der epischen Dichtkunst erklärt, und nichts mehr beklagt, als daß seine Religion das Widerspiel der Mythologie sey? —

Bacon stellt sich die Mythologie als einen geflügelten Knaben des Aeolus vor, der die Sonne im Rücken, Wolken zum Fußschemel hat, und für die lange Weile auf einer griechischen Flöte pfeift —; Voltaire aber, der Hohepriester im Tempel des Geschmacks, schließt so bündig als Kaiphas, und denkt fruchtbarer als Herodes — Wenn unsere Theologie nämlich nicht so viel werth ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — geschweige zu übertreffen; wie es unserer Pflicht und Eitelkeit am ge-

mäßesten wäre. Taugt aber unsere Dichtkunst nicht: so wird unsere Historie noch magerer als Pharaos Kühe aussehen; doch Feenmärchen und Hofzeitungen ersetzen den Mangel unserer Geschichtschreiber. An Philosophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken; destomehr systematische Kalender! — mehr als Spinnweben in einem verstörten Schlosse. Jeder Tagedieb, der Küchenlatein und Schweizer Deutsch mit genauer Noth versteht, dessen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der halben des akademischen Thieres gestempelt ist, demonstrirt Lügen, daß Bänke und die darauf sitzenden Klötze Gewalt! schreyen müssen, wenn jene nur Ohren hätten, und diese, wiewohl sie der leidige Spott Zuhörer nennt, mit ihren Ohren zu hören geübt wären. —

„Wo ist Euthyphrons Peitsche, scheuer Gaul? daß mein Karren nicht stecken bleibt! — — —"

Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur — und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? — — Freylich sollten sie es thun, und würden es auch thun, wenn sie nur könnten — Warum geschieht es denn nicht? — Weil es unmöglich ist, sagen eure Poeten.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? — —

Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? — Damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden. —

— — — — — — — — — — — — — —

Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, so bald jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erstickt. Ist der Bauch euer Gott, so stehen selbst die Haare eures Hauptes unter seiner Vormundschaft. Jede Kreatur wird wechselsweise euer Schlachtopfer und euer Götze. — Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, seufzet sie unter dem Dienst oder über die Eitelkeit; sie thut ihr Bestes, eurer Tyranney zu entwischen, und sehnt sich unter den brünstigsten Umarmungen nach derjenigen Freyheit, womit die Thiere Adam huldigten, da Gott sie zu dem Menschen brachte, daß er sähe, wie er sie nennte, denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen.

Diese Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist; desto fähiger sind wir, Seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Kreatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir Seines Geschlechts sind.

O eine Muse wie das Feuer eines Goldschmieds, und wie die Seife der Wäscher! — — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird.



Johann Kaspar Lavater.

Der Schriftsteller, von dem wir jetzt zu berichten haben, fällt mit seiner vorzüglichsten Wirksamkeit in die Periode der Originalgenies, zu denen er mit seinem excentrischen Wesen ganz vorzüglich gehörte. Auch stand er mit den bedeutendsten Talenten jener Zeit in genauer, selbst freundschaftlicher Verbindung, mit Göthe, den Brüdern Stolberg, Klinger, mit Herder, J. H. Jacobi u. A. m.*), obgleich seine Bestrebungen ganz anderer Art als die ihrigen.

Johann Kaspar Lavater, geb. den 15. November 1741 zu Zürich, zeigte schon frühe große Neigung zu religiöser Beschaulichkeit, und entschied sich daher schon im zehnten Jahre für den geistlichen Stand. Dabei zeigte er keinen besonders lebhaften Geist; erst in seinem zwölften Jahre, als er Wieland kennen lernte, der damals nach Zürich zu Bodmer gekommen war, erwachte in ihm der Trieb zur Lectüre, ohne daß er jedoch großen Gewinn daraus zog, weil er das Gelesene nicht überlegte. Nachdem er die untern Schulen durchgemacht hatte, trat er 1757 in das akademische Gymnasium, wo die Brüder Heinrich und Felix Heß und Heinrich Füßli seine vertrauten Freunde wurden. Unter Bodmers und Breitingers Leitung entfaltete sich sein Talent schnell und überraschend; er studirte mit dem größten Eifer nebst der Theologie auch die Philosophie und versuchte sich, besonders von Bodmer angeregt, in poetischen Darstellungen. Im J. 1762 wurde er ins Ministerium aufgenommen, und erwarb sich bald große Anerkennung durch sein Rednertalent. Bald darauf zog er die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich, als er mit seinem Freunde H. Füßli, der nachmals als Maler berühmt wurde, es wagte, den Landvogt Grebel wegen seiner schreienden Ungerechtigkeiten öffentlich anzuklagen, und es ihnen gelang, obgleich Grebel der Schwiegersohn des

*) Auch mit den älteren bedeutendern Dichtern und Schriftstellern stand er in mehr oder weniger genauen Beziehungen, Lessing ausgenommen, mit dem er nie in Verbindung zu kommen suchte, was sehr bezeichnend ist, da er recht eigentlich darauf ausging, sich allen hervorragenden Männern seiner Zeit zu nähern.

damaligen Bürgermeisters war, eine Untersuchung gegen ihn zu veranlassen, in Folge deren er das unrecht erworbene Gut wieder herausgeben mußte und zudem streng bestraft wurde. Darauf unternahm er 1763 mit seinem Freunde Felix Heß eine Reise zum Behuf weiterer Ausbildung; sie gingen zuerst nach Berlin, wo sie mit Moses Mendelssohn bekannt wurden, und von da nach Barth in Schwedisch-Pommern, zu Spalding, bei dem sie acht Monate verweilten. Unter dessen Leitung setzten sie ihre Studien fort, doch nicht auf streng wissenschaftliche Weise, vielmehr meist zu ascetischem Zwecke, aber vielfach angeregt durch Spaldings lebendiges Wort. Auf der Rückreise lernten sie in Quedlinburg Klopstock kennen. Ueberhaupt besuchte Lavater überall, wo er hinkam, die bedeutenden Männer und kam so mit den meisten einflußreichen Schriftstellern der Zeit in Verbindung. Nach der Rückkehr in die Heimath im Frühling des Jahres 1764 trat er oft als Prediger auf und entwickelte eine große schriftstellerische Thätigkeit. Im J. 1768 wurde er zum Diakon an der Waisenhauskirche ernannt; im folgenden Jahre gab er die Uebersetzung von Bonnets „Palingenesie“, und ließ sich durch jugendlich unüberlegten Eifer verleiten, in der Vorrede den trefflichen Mendelssohn aufzufordern, entweder die Beweise von der Wahrheit des Christenthums zu widerlegen oder, wenn er es nicht könne, zum Christenthum überzutreten. Wir haben das Nähere hierüber schon früher erwähnt (II. S. 732). Auf einer Reise nach Ems, die er im Jahre 1774 unternahm, lernte er Göthen kennen, mit welchem er ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, das später, da ihre Ansichten immer mehr auseinander gingen, sich in Gleichgültigkeit und wohl auch Abneigung auflöste. Nachdem er im Jahr 1775 zum Pfarrer an der Waisenhauskirche ernannt worden war, vertauschte er dieses Amt drei Jahre später mit dem Diakonat an der St. Peterskirche, an der er 1786 zum ersten Pfarrer ernannt wurde. Die französische Revolution erfüllte auch ihn mit großen Hoffnungen, die er jedoch bald wieder verlor. Als der Einfluß derselben sich auch in der Schweiz bemerkbar zu machen anfing, suchte er den üblen Folgen derselben vorzubeugen, indem er die Regierungen und Unterthanen zu Mäßigung und Eintracht aufforderte. Doch konnte sein Wort das Unvermeidliche nicht abwenden. In Folge der helvetischen Staatsumwälzung besetzten die Franzosen einen Theil der Schweiz, so auch Zürich. Da zeigte sich Lavater in seiner ganzen Größe, indem er sich in seinen Predigten gegen die Gewaltthaten der übermüthigen Sieger und der schweizerischen Parteihäupter freimüthig aussprach, in Folge dessen er 1799 nach Basel deportirt wurde. Bald nachdem er wieder freigelassen worden war, eroberten die Franzosen, die unterdessen von den Oesterreichern aus Zürich verdrängt worden waren, diese Stadt wieder; bei ihrem Einzug (26. Sept. 1799) wurde Lavater von einem unbekannt gebliebenen Soldaten durch einen Flintenschuß verwundet. Nachdem er unter den heftigsten Schmerzen noch 1¼ Jahr fortwährend als Schriftsteller thätig, für seine Gemeinde sorgend und sogar von Zeit zu Zeit predigend gelebt hatte, starb er am 2. Jan. 1801.

Man hat es oft ausgesprochen, daß sich bei Lavater nicht bestimmen lasse, wo der Betrogene aufhöre und der Betrüger beginne*); aber es ist dies gewiß ein großer Irrthum, wie man sich täuschte, wenn man ihn beschuldigte, ein geheimer Katholik und selbst ein Jesuit zu sein. Lavater hat durch sein Treiben allerdings Grund genug zu diesen und ähnlichen Beschuldigungen gegeben, und es sind eben deshalb diejenigen, welche sie vorbrachten, kaum mit Recht zu tadeln; allein bei näherer Prüfung seines Charakters ergibt es sich doch unzweifelhaft, daß man ihm Unrecht thut, wenn man ihn zu einem absichtlichen Betrüger stempelt. Lavater vereinigte nämlich in sich die merkwürdigsten Gegensätze, die in seiner schrankenlosen Phantasie und in seiner tiefen Gemüthlichkeit ihren Vereinigungspunkt und ihre Erklärung finden. Auch seine erklärtesten Gegner haben ihm die seltene Begabung nicht abgesprochen, die sich in allen seinen Schriften, wie in seiner praktischen Thätigkeit in unwiderleglicher Weise offenbarte. Er war wahrhaft genial und besaß unverkennbar ein großes poetisches Talent, und wenn er kein wahrhaft dichterisches Werk hervorgebracht hat, so lag dies zum Theil daran, daß es seinen Fähigkeiten an Ebenmaß und Gleichgewicht fehlte, daß seine überwallende Phantasie ihn über alle Schranken der Schönheit und Wahrheit riß**), zum Theil aber auch daran, daß ihm eine gediegene ästhetische Bildung abging, was er selbst lebhaft fühlte, wie er denn einmal zu seinem Eidam sagte: „O wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, die Alten zu studiren, ich wäre als Dichter ein anderer Mann geworden.“ Zudem fehlte es ihm an gründlichen Kenntnissen, wenn er auch ein ausgebreitetes Wissen hatte. So schreibt ihm sein Freund Hartmann: „Lavater, Du kennst die Geschichte nicht, nicht die Sprachkunde“ (1. März 1774) und Zimmermann: „Du weißt wohl blutwenig von der Geschichte“ (15. Dec. 1777). Er war ideenreich und voll tiefer und wahrer Beobachtungen über das Leben und die Menschen, aber es fehlte ihm die philosophische Ruhe und Klarheit, die allein fähig macht, Ideen und Beobachtungen methodisch und daher auch fruchtbar darzustellen. Er war ein Enthusiast im vollen Sinne des Worts, überspannt und in fortgesetzter fieberhafter Aufregung; seine Phantasie beherrschte ihn so sehr, daß er sogar, ohne im Mindesten täuschen zu wollen, wirkliche Erlebnisse ganz anders darstellte und ausmalte, als sie wirklich waren; um wie viel mehr mußte ihn dieselbe irre führen, wenn es sich bloß um Ideen, um Ahnungen handelte. Mit diesen Anlagen war er zum Schwärmer bestimmt, und da er von Natur fromm und

*) Selbst Göthe scheint öfters dieser Meinung zu sein, und Voß schreibt an Miller (2. Sept. 1787): „Der engelreine Heilige wird öffentlich der Lüge und Verläumdung angeklagt, wehrt sich mit lügenhaften Verdrehungen und Ausflüchten; wird eingetrieben und schweigt. Schweigt? Fährt fort, im Stillen zu verleumden, öffentlich seine Freunde anzuflehen, Nichts mehr weder für ihn noch gegen seine Feinde zu schreiben und heimlich sie, wie Reicharden, zu seiner Vertheidigung aufzuwiegeln und mit Ohrenbläsereien auszurüsten. Ich glaube gern, daß Lavater lange Zeit nur ein Betrogener seiner frommen Eitelkeit und fremder Schalkheit war; aber jetzt ist er ein Betrüger.“ (Voß, Briefe 3, 2, 122 f.)

**) „Schränke dich ein, daß du tiefer bohrest“, schrieb ihm Herder im Oct. 1773.

gläubig war, so mußte er ein religiöser Schwärmer werden. Seine Schwärmerei aber hatte ihren Mittelpunkt darin, daß er fest an ein Ineinandergreifen der überirdischen und der irdischen Welt, daß er, wie Stilling, an die unmittelbare persönliche Einwirkung Gottes auf die menschlichen Verhältnisse glaubte. So war er, wie jener, von der unmittelbaren Kraft des Gebets überzeugt, überzeugt, daß der Mensch durch heißes Gebet, selbst in unbedeutenden Dingen, Erhörung seiner Wünsche von Gott gleichsam erzwingen könne. Damit hing denn auch sein Glaube an Wunder zusammen, wie er denn diese für das Wesen des Christenthums ansah. Deshalb fiel er denn aber auch allen Betrügern in die Hände, die sich damals als Wunderthäter gebärdeten; Gaßner, Schröter, Cagliostro, Kaufmann, und wie diese Menschen alle hießen, fanden an ihm den gläubigsten Verehrer, und selbst wenn sie entlarvt wurden, verließ ihn sein Glaube nicht, so tief war dieser in ihm eingewurzelt. Es konnte Nichts so thöricht, Nichts so abgeschmackt sein, daß es ihn nicht gefesselt hätte, sobald es mit seinem Wunderglauben nur irgend zusammenhing*). So ging er einst, im Vertrauen auf den Spruch, daß der wahre Glaube Berge versetzen könne, mit seinem Freund Pfenninger vor die Stadt Zürich hinaus, um selbst das Wunder zu versuchen. Obgleich nun trotz ihres glühenden Gebets der Albis seine Stelle nicht verließ, so blieb er doch nichts desto weniger überzeugt, daß das Wunder möglich sei. Und mochten auch hie und da Zweifel in seiner Seele entstehen, so waren sie doch nie so mächtig, daß sie den Glauben an die Möglichkeit der Wunder hätten erschüttern können. — Lavater war ferner eine ganz sinnliche Natur, und so sehr er sich auch in die tiefsten Abgründe des Uebersinnlichen verlor, so hatte er dabei immer den Zweck vor Augen, in Bezug auf sich selbst, durch Christus in sinnliche Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, und rücksichtlich Anderer das Ideelle zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Aus dieser Richtung seines Wesens entsprangen seine physiognomischen Studien, wie sein Wunderglaube; und diese Richtung war wiederum auf seinem poetischen Talent begründet. Lavater entwickelte für die Verbreitung seiner religiösen Ansichten eine wunderbare Thätigkeit; aber obgleich die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit ihn zunächst dazu drängte, so dürfen wir nicht verhehlen, daß auch die Eitelkeit ein mächtiger Hebel dieser Thätigkeit war, weshalb er denn auch so viel an Journalisten schrieb, um sie für sich zu gewinnen. In der Wahl der Mittel, um seine Zwecke zu erreichen, war er wohl nicht immer ganz gewissenhaft; es ist dies die schlimmste Schattenseite seines Charakters, eine Seite, die sich leider oft bei den frömmsten Menschen findet, weil der Zweck bei ihnen Alles überwiegt*). So bekehrungssüchtig er war, so war er doch, was ihn von andern Schwärmern unterschied, durchaus tolerant, und ertrug jeden Widerspruch, wenn man ihn selbst nur in seinem Glauben nicht beschränken wollte. Und obgleich die Religion der Mittelpunkt alles seines Lebens und Strebens zu sein schien, so war er, was ihn wiederum hoch über die gewöhnlichen Schwärmer und Fanatiker stellt, für alles Neue empfänglich, wie er denn einer der Ersten war, der sich für Basedows Bestrebungen aussprach und für ihre Ausführung zu wirken strebte. Ebenso interessirte er sich für die Kantische Philosophie, weshalb er Fichte bewog, in Zürich Vorlesungen über dieselbe zu halten. Ueberhaupt vergaß er die Welt über dem Streben nach dem Uebersinnlichen nicht; er war ein treuer, immer thätiger Seelsorger, ein Wohlthäter der Armen, ein redlicher Freund seines Vaterlands und der Freiheit, für die er sogar schwärmte. Er nahm an allen gemeinnützigen Bestrebungen und Anstalten thätigen Antheil. Ueberhaupt war Liebe und reine Humanität ein Grundzug seines Charakters, und so ist begreiflich, daß er bei seinem reichen Geiste und seiner lebendigen Phantasie alle Menschen und zwar die verschiedenartigsten Naturen, ja selbst die bedeutendsten Talente, wie Göthe, Herder, Wieland, den Maler Füßli, Klinger, Zimmermann und viele Andere zu fesseln vermochte, so sehr sie gegen seine Wundersucht eiferten und seine Eitelkeit tadelten. „Ich habe Niemanden von Zürich wiederkehren sehen," schreibt Garve an seinen Freund Weiße, „der nicht von Herrn Lavater eingenommen gewesen wäre. Ein solcher allgemeiner und gleichförmiger Eindruck kann nicht ohne Wahrheit sein." Namentlich übte er auf die Frauen einen unwiderstehlichen Einfluß, der freilich nicht immer in rein geistigen Verhältnissen blieb. Denn wie es so oft der Fall ist, ging die geistige Liebe auch bei ihm öfters in sinnliche über. Alle Eigenthümlichkeiten und Gegensätze seines Charakters hat er selbst in einem Scherzgedicht an den Maler Diogg eben so gedrängt als scharf bezeichnet:

„Du wirst in meinem Aug' ein amoroses Schmachten,
Licht, Nacht, Sturderie und List mit Lust betrachten"**).

Wenn wir eine ins Einzelne gehende Charakteristik des merkwürdigen Mannes gegeben haben, weil man ihn in seiner Thätigkeit und in seinen Schriften nur begreifen kann, wenn man mit seinem innersten Wesen bekannt ist; so werden wir dagegen seine Werke in kurzen Zügen besprechen können. Was zuerst seinen Styl betrifft, so entspricht derselbe vollkommen seiner geistigen Eigenthümlichkeit. Lavater verliert sich meist in Ergießungen des Gefühles; einen Gedanken klar und ruhig aus einander zu setzen, ist seine Sache nicht. Wir begegnen fortwährend einer leidenschaftlich

*) So hatte ihm ein Betrüger, wenn wir nicht irren Kaufmann, auf geheimnißvolle Weise beigebracht, daß der Apostel Johannes noch lebe, und ihm erscheinen würde. Lavater zweifelte keinen Augenblick daran, und er schrieb darüber an F. H. Jacobi: „Als Christ sehn' ich mich immer, erwarte und ahnde — Handauflegung eines Mannes, dem ich die Schuhriemen zu lösen nicht werth bin, den ich noch nicht kenne, den nur Gott kennt. Ich ruf' ihn nicht herbei; geh' ihm nicht entgegen, aber er wird mir erscheinen, und bis er kommt, bin ich Nichts als ein armer Taglöhner — aber: was in mir ist, ist größer, als was in der Welt ist — wenn das kein θεῖον ist, — so gibt's überall nichts Göttliches, d. h. nichts Ewiges, oder, welches Eins ist, nichts wahrhaftes Existirendes." (Brief v. 19. März 1781.)

*) Vgl. oben S. 408, was Göthe in dieser Beziehung sagt.

**) Lavater hatte nach der Versicherung des Malers Tischbein die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Heiligen Carlo Borromäo; und es ist nicht zu verkennen, daß beide Männer auch in geistiger Hinsicht viel Aehnliches haben.

heftigen Darstellung seiner Ideen, auch da, wo die größte Ruhe, die größte Objectivität der Anschauung nöthig wäre. Daher bewegt er sich selten in den gewöhnlichen Redeformen und Satzbildungen; seine Sätze haben meist die Form von Fragen oder von Ausrufungen; und wo dies nicht der Fall ist, da finden wir wenigstens Inversionen. Er liebt es, neue Wörter zu bilden, und diese sind oft glücklich, immer kraftvoll, aber nicht selten auch dunkel und unverständlich, häufig abenteuerlich. Am unglücklichsten ist er in der Darstellung gewöhnlicher Gedanken und Verhältnisse, weil er diese auch in der kraftvollen Manier auszudrücken sucht, die ihm zur andern Natur geworden ist, wodurch ein Widerspruch zwischen Form und Inhalt entsteht, der oft lächerlich wird. Uebrigens sind seine Schriften auch deshalb oft unverständlich, weil sie meist aus besondern Gelegenheiten hervorgegangen sind, die sich der Leser nicht immer vergegenwärtigen kann.

Von seinen zahlreichen Schriften können wir nur die wichtigsten besprechen. Die „Zween Briefe an Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit" (Berl. 1763), worin er diesen wegen seiner Unverschämtheit züchtigte, sich das Werk eines andern, des Hofpredigers Mart. Crugot, angeeignet und willkürlich verändert zu haben, scharf züchtigte, erwähnen wir nur, weil es sein erster schriftstellerischer Versuch war. Von größerer Bedeutung waren die „Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an J. G. Zimmermann" (3 Thle. Zür. 1769—1773), welche seinen Ruf zuerst gründeten und zu den verbreitetsten unter seinen Schriften gehören. Der schwärmerische Inhalt und die schwülstige Darstellung charakterisiren schon den ganzen Lavater. Er spricht darin seine Ansichten über den Zustand nach dem Tode aus. Wie die Geisterseher, ist auch er der Ansicht, daß dieser dem jetzigen ziemlich ähnlich sein, daß sich im künftigen Leben die verschiedenen Beschäftigungen und Verhältnisse des Lebens wiederholen. Er stellt dies zwar nur als Vermuthung auf, doch ist er selbst vollkommen von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugt. Viel Aufsehen machte das „Geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (2 Thle. Lpz. 1772—73). Der erste Theil war ohne sein Vorwissen von Zollikofer veröffentlicht worden, der Alles darin verändert hatte, was den Verfasser hätte verrathen können; den zweiten Theil gab dagegen Lavater selbst heraus. Man kann an der Aufrichtigkeit und Wahrheit dieser Mittheilungen nicht zweifeln, und daher ist dieses Buch eine wichtige Quelle zur Kenntniß und Beurtheilung des Verfassers. Was am meisten auffällt, das ist, daß er in der Religion Alles zu sehr auf äußere Formen zurückführt, die allerdings bei dem Einzelnen (obgleich wohl auch nicht ohne Unterbrechung) bedeutend und lebendig sein können, für Andre aber bedeutungslos und todt sein müssen und daher eher verderblich als nützlich wirken. Man nimmt in dem „Tagebuch", wie in den „Aussichten", schon das Bestreben wahr, alle geistigen und religiösen Verhältnisse sinnlich aufzufassen. Eines seiner religiösen Hauptwerke ist der „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder Alles in Einem" (4 Bde. Zür. 1782—85). Es trägt dieses Buch den vollsten Stempel seines Charakters und seines Geistes, es ist der Erguß der ungezügeltesten Phantasie, die alle ihre seltsamen Sprünge und Gedankenverbindungen in den engsten Rahmen zu bringen sucht, den man sich nur denken kann, oder, wenn man lieber will, die aus dem unbedeutendsten Keim die ganze Welt und alle ihre Erscheinungen construiren will. „Es sollte", sagt Lavater in der Vorrede, „eine Bibel im Kleinen sein, ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen; eine Geschichte der Menschheit, eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur. Es sollte Alles in Einem sein, ein historisches, politisches, moralisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches Ecce Homo! Seht den Menschen! Ein Menschenbuch; eine Schrift zur Ehre und Schande unsers Geschlechtes; lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen, — für kaltblütige und warmblütige, schwärmerische und weltweise, dichterische und undichterische Menschen; kurz ein: Seht, das ist der Mensch! — für Alles, was Mensch heißt!" Man sieht, Lavater ist den Romantikern vorangeeilt, welche in der romantischen Poesie ebenso Alles, Poesie und Prosa, und welche Gegensätze sich überhaupt denken lassen, vereinigt wissen wollen (S. o. S. 21 Anm.). Und worauf gründet Lavater sein Buch? Einfach darauf, daß Pilatus gesagt hat: „Er werde gekreuzigt!" und „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen". So ist er denn Alles in Einem: „Licht und Finsterniß, Christus und Belial, göttlich und teuflisch" u. s. w. Und so wird denn in das Buch Alles herbeigezogen, was göttlich oder teuflisch ist, oder zwischen Beidem schwebt, oder was, wie Pilatus selbst, Beides zugleich ist. Auf diese Weise wird aber das Buch ein wahres Ungeheuer in seiner Composition; denn Alles, was die sinnliche oder moralische Welt, was das Leben, die Kunst, die Wissenschaft darbietet, wird herbeigezogen. Die Anknüpfung wird dem Verfasser nicht schwer. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. „Ich nenne das Ecce homo des Pilatus erhaben!" ruft er einmal aus, und an diesen Ausruf knüpft er lange Betrachtungen über das Erhabene und über dessen mannigfaltige Erscheinungen: da wird nach einander von erhabenen Symbolen, Thürmen, Wasserfällen und Definitionen gesprochen, von erhabenen Winken, vom erhabenen Flug des Adlers, vom erhabenen Gesicht, von erhabenen Augenbrauen, Büchern, Gedichten, Landschaften, Bewegungen, Geberden, Thaten, Namen u. s. w. Unter diesen und andern Bemerkungen, die auf ähnliche Weise herbeigezogen werden, sind allerdings viele geistreich, tief und wahr, allein sie verlieren durch den Zusammenhang, in welchen sie mit phantastischer Willkür geschraubt werden, allen ihren Werth, ja sie werden oft widerlich oder komisch. — Einen weit bessern Eindruck macht die „Handbibliothek für Freunde" (24 Bdchn. O. O. 1789—93), welche meist aus Aphorismen, geist- und sinnreichen Gedanken, Sentenzen, Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft, Leben, Menschen, Geschichte u. s. w. besteht, in

denen sich eine große Menge wahrhaft bedeutender Ideen findet. Unter seinen zahlreichen Erbauungsbüchern erwähnen wir nur die „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten“ (2 Bde. Winterth. 1789—90), welches der geistesverwandte Jung-Stilling für Lavaters herrlichstes Buch erklärte.

Noch bleibt uns dasjenige Werk zu besprechen, welches unter allen seinen Schriften weitaus die größte Wirkung hatte, da es nicht bloß von den Anhängern seiner religiösen Ansichten, sondern auch von deren Gegnern mit Beifall und Begeisterung aufgenommen, und nur von den kälteren Zeitgenossen angefeindet wurde, unter denen wir schon Lichtenberg und Musäus angeführt haben*). Lavater beschäftigte sich seit seinem 25. Jahre mit physiognomischen Betrachtungen; diese Neigung stand mit seinem allgemeinen Bestreben, das Geistige und Ideelle zu versinnlichen, in natürlichem Zusammenhang. Es erschien schon im J. 1772 eine kleine Abhandlung „Von der Physiognomik“ zwei Stücke (Lpz.), deren erstes Zimmermann vorher mit Anmerkungen im „Hannöverschen Magazin“ hatte abdrucken lassen. Lavater hatte darin den Begriff der neuen Wissenschaft festzustellen und ihren Nutzen zu beweisen gesucht. Mehrere Jahre später veröffentlichte er, durch den Beifall, den jener erste Versuch gefunden hatte, seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“ (4 Bde. Lpz. u. Winterth. 1775—78), in denen er seine Ideen und Beobachtungen zu einem wissenschaftlichen Ganzen auszubilden unternahm. Dieses ist ihm nun freilich nicht gelungen, denn, wie wir schon bemerkt haben, es war Niemand ungeeigneter, als Lavater, seine Ideen methodisch zu entwickeln. So vortrefflich und unbestreitbar viele seiner Bemerkungen sind, so fehlt ihnen doch aller innere Zusammenhang, alle systematische Begründung. Allerdings ist die Physiognomik eine Wissenschaft, falls man ihr den Namen zugestehen will, in der die scharfsinnigste Theorie stets mit der Praxis im Widerspruch stehen wird; denn wenn man auch zugeben will, daß sich das innere Leben in den Gesichtszügen äußert, so muß doch zugleich auch zugestanden werden, daß bei jeder einzelnen Person äußere Verhältnisse eintreten, welche die Physiognomie vollständig beherrschen, diese daher nicht mehr als der wahre Ausdruck des Geistes und Gemüthes angesehen werden kann. Es können daher die allgemeinen Grundsätze an sich vollkommen richtig sein und im einzelnen Fall zu durchaus irrigen Folgerungen führen. Lavater hat selbst dies oft erfahren, wie es ihm einmal begegnete, den Schattenriß eines blödsinnigen deutschen Fürsten für den des geistreichen Sturz zu halten. Er war daher in einem sehr großen und verderblichen Irrthum befangen, wenn er die Physiognomik für eine unfehlbare Wissenschaft hielt, und eben diese Uebertreibung zog ihm scharfen und wohlverdienten Tadel zu. Es ist nicht zu läugnen, daß Lavater wirklich eine große Beobachtungsgabe hatte; er war, wie Hegner sagt, „ein Meister im Bezeichnen kleiner Wahrnehmungen und charakteristischer Züge, die das Individuum sprechend malten, da er zu Allem einen Ausdruck fand; aber er war oft zu eilig, das Einzelne als allgemeine Regel aufzustellen“. Daher sind viele Schilderungen und Erklärungen einzelner Physiognomien wirklich vortrefflich und zeugen von einem genialen Blick; wir erinnern nur an die Darstellungen Homers, des Brutus, Hamanns, Franks, Göthe's, Zimmermanns, Kleinjoggs, Friedrichs II. u. a. m., die Jeder mit Bewunderung lesen wird. — Die Theilnahme, welche die Physiognomik fand, hatte mehrere Gründe. Die Einen wurden von dem Orakelmäßigen, Mystischen angezogen, das sich über das Werk verbreitet, so daß sie schon darin eine Art neuer christlicher Offenbarung erblickten; viele wurden durch die Eitelkeit gewonnen, da es Jedem leicht war, irgend einen Zug in seinem Gesicht zu finden, der nach Lavater auf etwas Großes oder Geistreiches deutete. Vorzüglich aber wurde sie von den Originalgenies mit Jubel aufgenommen, weil die ganze Grundlage der neuen Wissenschaft mit ihren eigenen Ansichten und Bestrebungen übereinstimmte. Die Physiognomik gab sich ja für eine Wissenschaft aus, welche die Menschenkenntniß befördern sollte, und nach dieser strebte die neue poetische Schule ja vor allen Dingen; sie wollten zur ungeschminkten Natur zurückkehren und ihre Dichtungen sollten die Menschen in ihrer ganzen Wahrheit schildern. Man wird sich daher nicht wundern, wenn manche Dichter aus jener Zeit die Schilderungen ihrer Personen zum Theil aus Lavater entlehnten.

Wir würden kein vollständiges Bild von der gesammten Thätigkeit und dem Charakter Lavaters geben, wenn wir nicht auch seine politischen Schriften erwähnten. Wie er als Jüngling sich seiner unterdrückten Mitbürger muthig annahm, so erhob er auch als Mann seine Stimme gegen die fremden Bedrücker seines Volks. Als Alles vor den Franzosen zitterte, wagte er es, ihnen in den stärksten Ausdrücken die Ungerechtigkeiten vorzuhalten, die sie sich unter dem Scheine, als ob sie Freiheit brächten, gegen die Schweiz zu Schulden kommen ließen. Ist ein freimüthiges Manneswort zu jeder Zeit und unter allen Umständen ehrenwerth, so scheint es uns noch größere Anerkennung zu verdienen, wenn es von einer Seite kommt, von der man dergleichen nicht gewohnt ist; denn leider pflegen diejenigen, welche sich vorzugsweise fromm nennen, selten ein Herz für ihr Vaterland zu haben, da sie jede Beschäftigung mit der Politik für allzuweltlich halten. Das „Wort eines freien Schweizers an die große Nation“ (1798) ist nebst dem „Schreiben an den Director Reubel“, welchem er es übersandte, eben so kräftig gedacht als geschrieben, und wir haben darin nicht bloß den Muth des Verfassers zu bewundern, sondern auch die vortreffliche Darstellung anzuerkennen, die, nach unserer Ansicht, durch ihre Klarheit, ihre Bestimmtheit und ihre rhetorische Kraft Alles übertrifft, was Lavater je geschrieben hat. Das französische Directorium ließ darauf eine anonyme Antwort ertheilen, welche trotz ihrer heuchlerischen Haltung doch deutlich genug zeigt, wie sehr es von Lavaters Angriff betroffen war. Nicht weniger freimüthig benahm sich Lavater gegen das

*) Unter den bedeutenden Männern, welche die „Physiognomik“ mit Beifall aufnahmen, nennen wir nur Göthe, Wieland, F. L. Stolberg, Spalding, Zimmermann, Fr. H. Jacobi und Merk.

helvetische Directorium, das, auf die französischen Waffen vertrauend, einen Despotismus entfaltete, der mit seinen Versicherungen, die Freiheit und die Wohlfahrt des Volks befördern zu wollen, in grellem Widerspruche stand. Lavater benutzte sogar die Kanzel, um seinen gerechten Abscheu gegen die Gewaltthaten des Directoriums laut zu verkündigen. Es sind seine „Freimüthigen Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel u. s. w." (2 Bde. Winterth. 1800—01) für die Zeitgeschichte, wie zur Charakteristik Lavaters von großer Wichtigkeit.

1. Aus „Pontius Pilatus".

Träume also, obgleich sie von demselben berührenden Gottesfinger, wie die wachentlichen Erscheinungen herrühren mögen, scheinen die niedrigste Stufe der Offenbarungen Gottes zu sein; aber doch eine Stufe, auf welcher der Herr oder ein Repräsentant des Herrn stand.

Gott legitimirt seine Worte, Erscheinungen, Wirkungen. Was nicht wahr ist, das ist nicht von Gott. Ein Traum, den die Erfahrung nicht bestätigt, quillt nicht aus der Quelle der Wahrheit. Je reiner, je göttlicher der Ursprung eines Traumes ist, desto beweisender die Erfahrung. Der Fanatismus der Fanatiker und der Antifanatiker hat einen unbezwingbaren Ekel ab allen Erfahrungsbeweisen. Wie die Erfahrungsverachtung, so der Fanatismus; wie der Ekel vor Beweisen, so die Unvernunft. Gott billigt nicht, und unterstützt nicht den Fanatismus und die Unvernunft. Er giebt dem Wachenden, was er dem Trämenden verhieß. Wird dem Träumenden nicht gegeben, was ihm im Traume verheißen ward, so kann weder Verheißung noch Traum von Gott sein. Gott ist sich immer gleich. Er ist nicht Ja und Nein. Salomo erhielt wachend, was ihm Gott im Traume zugesagt hatte. Es giebt kein wunderreicheres und antifanatischeres Buch, als die Schrift. Der Fanatiker wird sich auf Träume berufen, wozu er nichts Correspondentes in der äußerlichen, sichtbaren, wirklichen Welt aufweisen kann. Nie weniger, immer so viel, oft mehr, giebt Gott, als er auch dem Träumenden entweder ausdrücklich verheißt oder doch hoffen läßt. „Gott ist nicht ein Mensch, welcher lügt, oder ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue; sollte er etwas sagen und es nicht thun? Etwas verheißen, und es nicht halten?" Salomo ward und bekam alles, was das Traumgesicht ihn hoffen ließ; nicht nur ward er gleich nach dem Erwachen vor der Erfüllung schon gedrungen, niederzufallen und anzubeten; ganz Israel und alle Welt mußte Zeugen sein, daß seine gottgesendete Ahnung ihn nicht getäuscht hatte.

Wenn wir alle Traumgesichte in der Bibel zusammennehmen und mit einem kalkulirenden Blick überschauen, wenn wir von unzähligen Geschichten der alten und neuen Zeit, von allen, die Plutarch, Valerius Maximus, Plinius, Suetonius, Vellejus Paterkulus und so manche weise, verehrungswürdige Männer des Alterthums uns erzählen, nichts annehmen, und Alles, ohne Ausnahme, für vorsätzliche Lügen oder blödsinnigen Aberglauben erklären wollen, welches mir kein Lob unsrer Billigkeit und Weisheit, unsrer Wahrheitsliebe und unsers Wahrheitssinnes zu sein scheint; wenn wir aber nun auch, gebunden von dem Geist unsers freigeistenden Zeitalters, das Alles für Lüge und Blödsinn erklären, und bloß bei der Uebersicht aller biblischen Träume stehen bleiben: können wir uns, wir Verehrer der Bibel, wir vorgeblich Gläubige an die biblische Geschichte, erwehren, zu gestehen: Es liegt in der menschlichen Natur ein Sensorium für unsichtbare, abwesende, entfernte, künftige, zufällige Dinge, für eigentliche Bilder und sinnreiche Symbole solcher Dinge, welches Sensorium unter gewissen Berührungen höherer Wesen, unter gewissen, uns natürlicher Weise verborgenen Influenzen in Bewegung gesetzt und zur Wahrnehmung solcher Dinge, welche durch kein anderes Sensorium wahrgenommen werden können, gestimmt werden kann? Können wir mit Weisheit und Sitte den noch schlechtweg als einen unweisen, inconsequenten Menschen tariren, der die Geschichten der Bibel und unter denselben auch die von göttlich veranstalteten Träumen für wahr hält, und das für möglich hält, was geschehen ist, und für wieder möglich, was einmal möglich war? Handeln wir ruhig, leidenschaftlos, wie Männer, Philosophen, Christen, Theologen geziemt, wenn wir den als einen Fanatiker, Unphilosophen, Unsinnigen zu prostituiren suchen, der auch diese Art göttlicher Influenz respektirt?

2. Aus den „Physiognomischen Fragmenten".

I. Jesuiten.

Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomien keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuiten-Augen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That, ich getraute mir fast Umrisse jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören denn vornehmlich 3 Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorpelige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht Ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe. Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Uebungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere eben dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen; wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affectation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals, in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt; aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

II. Friedrich der Zweite, König von Preußen, zu Pferde.

Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Portraite von ihm in Eins zusammengeschmolzen, standen vor mir, bis auf den Moment, wo der Große, Er selber, vorbeiritt, ungefähr so, wie wir ihn hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auf einmal alle Bilder von ihm! O, wie ein ganz anderer Er stand vor mir! Damals wußte ich noch nicht, was Physiognomie war; aber den Schauder vergesse ich nicht, der durch mich herabfuhr, als ich ihn selber sah. So war er, wie er da vor uns sitzt, (sofern es Kleinheit



und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag,) und nicht, wie Wille ihn herrlich metallisirte, Kilian verblaßte, Nilson ver — nürnbergerte, Reclam verteufelte, Hedlinger vergötterte. Nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön; aber dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Anschuß an, zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menschengesichtern ist noch keines vor mein Auge gekommen, das so ganz eigentlich zum Königsgesichte geschaffen zu sein schien. Alle Neider, — doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als — seine Neben-Erdenkönige? — Alle Neider und alle Antiphysiognomisten müssen beim Anblicke dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden: „Ein großer Mann!"

Ich rede jetzt nur von der Hauptform des Gesichts, wovon uns leider das Beste durch den Hut bedeckt, doch aus dem sichtbaren Profile der Nase leicht vermuthbar ist. Aus dieser Knochenform, was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen sind allberühmt. Bald heißt es:

Der Gnad und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt.

Gleim.

Bald: „Leute, die es verstehen, sagen, daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge, des Königs aber in seinen Gesichtszügen trage."

Lichtenberg.

Ich habe dieses Auge lange und nahe angesehen. Mehr treffend als blendend! durchdringend als blitzend! so wie es in unserm Bilde ist, nicht ganz wahr. Man sieht mehr vom Weißen; der Stern scheint daher so groß nicht, dafür concentrirter. Gewiß kann so eine Form keinen schlechten Blick haben. Uebrigens habe ich diesen berühmten Blick, wenn ich so sagen darf, nicht in seinem Brennpunkte gesehen.

Aber man decke das Auge, man verbinde dem Physiognomisten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühl der äußersten Fingerspitze von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Nase sanft herabzuglitschen, neuntausend neunhundert neunundneunzig vor ihm werden ihm vorgeführt, Friedrich sei der Zehntausendste, und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen: „Ein prädestinirter König oder Welterschütterer! Ohne Thaten lebt der nicht, so wenig als ohne Odem. Vordrang, hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seines Gleichen nicht finden kann und die Nächsten bei ihm vielleicht gerade die kleinsten sind."

Ja, Menschenverachtung! Siehe aus dieser mit der Nase lineal, gerade fortgehenden Stirn muß sie auf Wange und Lippen fließen.

Faltenreich und kleingeadert ist des Königs Gesicht, voller Entwürfe und durch einander sich furchender Anschläge.

Eine genaue Silhouette von diesem in seiner Klasse einzigen Individuum würde das Auge sehr wenig von dieser Verachtung sehen und den Verstand sehr viel davon vermuthen lassen; daher in der Natur und zum Theil auch in diesem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmuthigkeit, daher die Möglichkeit, daß die Einen in diesem Gesichte den Himmel, die Andern die Hölle zu sehen glaubten.

Die Stellung ist nicht des muthigen Helden; Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen. Ich glaube, die Taille ist etwas zu lang, und diese Länge kontrastirt mit der, wenn ich so sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichts.

Der spornlose Stiefel ist in sofern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung ansehen kann; wenigstens harmonirt er mit der Nonchalance des Ganzen.

Das Pferd hat eine Königsphysiognomie, obgleich der Hals oben herum etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz-sanft mit gehaltenem Muthe.

3. Aus „Ein Wort eines freien Schweizers an die große Nation".

Bürger Direktor Reubel!

Ich habe nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen; auch zweifle ich, ob Sie mich je gesehen haben mögen. Dennoch wage ich es, da Sie ein Deutscher und als ein Mann von außerordentlicher Kraft und großer Weisheit bekannt sind, Sie in dem Drange Ihrer wichtigen Geschäfte einige Momente zu unterbrechen und Sie, Mensch als Mensch, zu bitten, beiliegendes, ich denke eines freien Schweizers nicht unwürdiges, obgleich sehr freimüthiges Wort an die große Nation zu lesen und es auf Ihr Herz wirken zu lassen, was es wirken mag. Ich bitte gar nicht um Vergebung. Lange vor den Zeiten der Freiheit schrieb ich gerade so frei gegen Ungerechtigkeit. Ich glaube berechtigt zu sein, zu sagen, was ich sage; noch mehr, ich glaube verpflichtet zu sein, wofern, was ich nicht denken mag, nicht bald eine genugthuende Thatantwort erfolgen sollte, dies freimüthige, wahrheitreiche Wort in mehrern Sprachen mit meinem Namen drucken zu lassen und es nach allen Weltgegenden zu versenden und die Wirkung davon — mit furchtloser Ruhe — und keine geringe Wirkung von dieser vielfachen Publication zu erwarten.

Sie sind ein Mann! Wie Denker Denker ehren, wie verschieden sie denken mögen, so ehren Männer Männer, die sprechen und handeln dürfen, wie verschieden sie sprechen und handeln. Wer Muth hat, ehrt Muth! Also lassen Sie mich das Wort sagen: Europa und die Nachwelt soll wissen, wie rechtswidrig man mit uns umgeht.

Soll ich schweigen, weil Alles schweigt? Wofür wäre mir die Hand und Zunge gegeben, wenn ich nicht sprechen und schreiben dürfte, was Bürgerpflicht und Vaterlandsliebe mich sprechen und schreiben heißen? Wie könnte ich meine Existenz ertragen, wenn ich in dieser Zeit für mein Vaterland hinathmete und alles gut sein ließe?

Bürger Direktor! Noch eins, das Ihnen das Wort eines Fanatikers scheinen mag! Der Erfolg wird über den Werth dieses Wortes entscheiden.

Es kann eine Zeit kommen, und sie scheint mir gar nicht fern zu sein, wo Sie ernsthaft an dies Wort zu denken gedrungen sein könnten:

„Die französische Nation reizt durch den trotzenden Uebermuth ihrer Glücksmacht den Fluch aller Nationen wider sich und sie eilt ihrem schnellen schrecklichen Fall entgegen. Mir sind die jetzigen Direktoren, mir sind Sie, fester Mann! wie unstürzbar Sie sich auch glauben mögen, schon wie gestürzt vor dem Auge. Verachten Sie den Rath eines redlichen Mannes nicht, der Barthele-

mi's Schicksal lange vorher ahnte, ehe es möglich schien. Bahnen Sie sich durch eine eklatante Vergütung des schreienden Unrechtes, das meinem Vaterland angethan wird, den Weg zu einem leidlich frohen Lebensende."

Sie haben das Recht, über das Wort zu lachen; aber es wird — verlassen Sie sich darauf — es wird keine zwei Jahre anstehen, Sie werden an Ihre Brust schlagen, und froh sein, wenn Sie bei uns einen sichern Zufluchtsort finden werden und den jetzt lächerlich scheinenden Warner Freund nennen können.

So manches Unglaubliche ist geschehen, was ich ahnte und Freunden vertraute. Auch dieß könnte geschehen; was sage ich: „könnte, es wird geschehen!" Thun Sie nun, was Sie wollen!

Zürich, den 11. Mai 1798.

Joh. Caspar Lavater, Pfarrer.

Immanuel Kant.



Wenn Lavater bei seinem großen Talent in der That doch nur als ein Meteor betrachtet worden, das eine Zeitlang vielseitigen Einfluß ausübte, aber ohne lang anhaltende Wirksamkeit zu behalten, so gehört dagegen der große Philosoph, zu dem wir uns wenden, zu den Erscheinungen, deren Einfluß auf die geistige Bildung ihres Volks, ja man kann wohl sagen, der europäischen Menschheit noch lange nach ihrem Tode fortgewirkt hat, ja noch fortwirkt und fortwirken wird. Denn selbst die spätern philosophischen Systeme, die nach ihm auftauchten und wieder verschwanden, und mit der bekannten Bescheidenheit von sich behaupteten, daß sie den Kantischen Standpunkt überwunden hätten, sind doch nur durch diese möglich, sind nur mehr oder weniger glückliche Ausbildungen derselben gewesen.

Immanuel Kant, geb. zu Königsberg am 24. April 1724, besuchte das Gymnasium und von 1740 an die Universität seiner Vaterstadt. Er wollte sich zuerst der Theologie widmen, doch wendete er sich bald zum Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik und Philosophie. Nach vollendeten Studien war er längere Zeit Hauslehrer bei mehrern Familien; 1755 habilitirte er sich und begann Vorlesungen über Philosophie, Physik und Mathematik. Erst im J. 1770 wurde er zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt, ob er gleich schon lang vorher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ihn namentlich die „Literaturbriefe" als den künftigen Reformator der deutschen Philosophie bezeichnet hatten. Als Lehrer erwarb er sich die höchsten Verdienste um seine Zuhörer, die er nicht sowohl zu streng systematischen Philosophen zu bilden, als vielmehr anzuregen, zu selbstständigem und fruchtbarem Denken über die Natur und den Menschen anzuleiten suchte. Sein äußeres Leben bietet nichts Merkwürdiges dar, da er sogar nur selten Königsberg verließ und sich niemals über sieben Meilen davon entfernte. Er starb am 12. Febr. 1804.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in das Wesen der Kantischen Philosophie einzugehen; wir müssen uns mit der Bemerkung begnügen, daß Kant zuerst mit dem glücklichsten Erfolg das menschliche Erkenntnißvermögen nach seinem Wesen und seinen Grenzen einer durchgreifenden Prüfung unterwarf. Die Hauptwerke, in denen er diese Untersuchung führte, sind die „Kritik der reinen Vernunft" (Königsb. 1781), die „Kritik der praktischen Vernunft" (Eb. 1788) und die „Kritik der Urtheilskraft" (Eb. 1790), durch welche er die neue, systematische Aesthetik begründete. Wir haben schon erwähnt, daß alle Wissenschaften durch Kant mächtig gefördert wurden, und zwar, wie W. von Humboldt vortrefflich bemerkt, weil er nicht sowohl Philosophie als zu philosophiren lehrte. Ob er sich gleich durch die Strenge seiner Methode wesentlich von den sogenannten Popularphilosophen unterschied, so wurde er doch von demselben Geiste beseelt, der sie leitete, und er sprach sich daher auch anerkennend über deren Bestrebungen aus, so über Garve, Mendelssohn, Tetens, wenn er auch gleich wissen mochte, daß diese ihm in seinen Forschungen nicht folgen konnten und Manches an ihm tadelten. Wie die Popularphilosophen, trat er der philosophirenden Willkür, der Schwärmerei und dem Aberglauben entgegen, wie jene, forderte er vollständige Freiheit der Prüfung, wie sie, bezeichnete er das Sittliche als die höchste und letzte Norm aller menschlichen Bestrebungen. Nur ging er in seinen Entwickelungen schärfer und methodischer, daher auch überzeugender, zu Werke; jene gingen mehr auf Ueberredung durch Erregung des Gemüths, er mehr auf Ueberzeugung durch den Sachinhalt. Die unvergängliche Größe Kants besteht aber darin, daß er das Sittengesetz mit seiner ewigen Bedeutung zum vollsten Bewußtsein brachte, dasselbe mit der strengsten Consequenz auf die sämmtlichen Welt- und Lebensverhältnisse anwendete, es aber zugleich mit der Idee der sittlichen Freiheit in die lebendigste Verbindung brachte. Wenn andre philosophische Systeme, sobald sie auf die praktischen Beziehungen angewen-

det werden sollen, entweder zu Absurditäten oder bedenklichen Folgerungen führen, so zeigte das Kantische gerade darin seine Lebenskraft, daß seine Anwendung auf das Leben dieses veredelte oder zu veredeln strebte, ein Beweis, daß es auf der tiefen Erkenntniß der menschlichen Natur beruhte. Er verkannte die Gebrechen derselben nicht, aber er erkannte auch ihre Fähigkeit zur Vervollkommnung. Die schönsten Früchte davon waren seine Abhandlungen: „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis", so wie die „Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre", die „Metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre" und die treffliche, nicht genug anzuempfehlende Abhandlung „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein". — Weil das ewige Sittengesetz der Mittelpunkt, das Lebensprincip seiner Philosophie war, so waren auch seine politischen Ansichten edel und großartig. Er erkannte, wie Klopstock, wie Forster, wie Fichte, die vollkommene Berechtigung der französischen Revolution an und ließ sich sogar durch ihre verderblichen Abwege, in die sie gerieth, nicht, wie so viele Andere, beirren; er sah es klar voraus, daß der fürchterliche Sturm, der die Menschheit zur blutigen Barbarei zurückzuführen drohe, endlich zu deren wahrem Vortheil ausfallen, sie in ihrer Entwickelung fördern müsse. Das Vortrefflichste, was er über Politik geschrieben hat, ist der Aufsatz „Zum ewigen Frieden" (1795), der die schönste und wahrste Grundlage zu einer künftigen Politik enthält. Daß seine darin ausgesprochene republikanische Gesinnung nicht erst durch den Vorgang Frankreichs hervorgerufen wurde, kann man aus der schon im J. 1785 erschienenen Abhandlung „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" erkennen, in welcher er eben so richtige als fruchtbare Ideen darlegt, und insbesondere die Richtigkeit des sogenannten Systems des europäischen Gleichgewichts, das in unseren Tagen wieder so mächtig geworden ist, auf das Ueberzeugendste nachweist.

Was die Darstellung betrifft, so müssen wir tief bedauern, daß Kant sich nicht auch bestrebt hat, seinen Ideen eine schöne und klare Form zu geben. Man kann das Ungenügende seiner Darstellung nicht besser bezeichnen, als durch folgende Anekdote, welche Zelter in einem Briefe an Göthe (6. Dec. 1826) berichtet. Einst ward Kant von einem alten Studiengenossen besucht, den er seit 40 Jahren nicht gesehen hatte. Er fragte ihn unter Anderm auch, ob er seine Schriften lese? „O ja," erwiederte der Freund, „und ich würde es noch öfters thun, aber mir fehlen die Finger." — „Wie verstehe ich das?" — „Ja, lieber Freund, Eure Schreibart ist so reich an Klammern und Vorbedingtheiten, welche ich im Auge behalten muß. Da setze ich denn meine Finger aufs Wort, dann den zweiten, dritten, vierten, und ehe ich das Blatt umgeschlagen, sind meine Finger alle." Kant erkannte übrigens selbst diesen Mangel. „Das Produkt des Nachdenkens von einem Zeitraume von wenigstens zwölf Jahren", schreibt er an Mendelssohn, indem er von der „Kritik der reinen Vernunft" spricht, „hatte ich innerhalb 4 bis 5 Monaten, gleichsam im Fluge, zwar mit der größten Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber mit weniger Fleiß auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser zu Stande gebracht." Uebrigens sind die Mängel der Darstellung in den kleineren Schriften, sowohl in denen, die wir schon erwähnt haben, als in andern, z. B. in dem Aufsatz „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" u. a. m. weit weniger sichtbar als in den größeren Werken.

Aus der

„Kritik der praktischen Vernunft".

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich-Große mit Welten über Welten, und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welches nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Allein, Bewundrung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese, auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art, anzustellen? Beyspiele mögen hiebey zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen, und unser Verstand, in ihrem weiten Umfange zu verfolgen, nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Cultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerey, oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Theil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht, so wie der Gebrauch der Füße, sich von selbst, vermittelst der öftern Ausübung, findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewol spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders, als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode, ihren Gang machen zu lassen, so bekam die Beurtheilung des Weltge-

bäudes eine ganz andere Richtung, und mit dieser zugleich einen, ohne Vergleich glücklichern Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst, und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die, bei fortgehender Beobachtung, hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber, zurückgehen zu müssen, fürchten darf.

Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anräthig seyn, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch-urtheilenden Vernunft bey Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren, der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns Beydes rein, und, was Jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so, theils der Verwirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntniß der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (critisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt; wenn unter dieser nicht blos verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen, und andere vor Irrwegen zu sichern; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publicum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm, nach einer solchen Bearbeitung, allererst recht hell einleuchten können.

Christoph Friedrich von Schiller.

Schillers philosophischer Geist entwickelte sich eben so früh, als sein dichterisches Talent, und beide befruchteten sich wechselseitig. Seine erste philosophische Arbeit, „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, welche er 1780 in seinem 22. Jahre der öffentlichen Prüfung der Militärakademie verfaßte, zeugt schon von tiefem und selbstständigem Denken, so wie sich in ihr auch schon eine große Kunst und Kraft der Darstellung offenbart. Die Beschäftigung mit der Poesie leitete seine Neigung zu philosophiren nothwendig zur Untersuchung ästhetischer Fragen; schon die „Vorreden“ zu den „Räubern“ geben davon Zeugniß. In der frühesten, die zwar gedruckt, aber nicht ausgegeben wurde, führte er den Satz durch, daß dieses Stück nicht für die Bühne geschrieben sei, in der späteren dagegen suchte er es sittlich und ästhetisch zu rechtfertigen. Bald darauf (1782) schrieb er eine Selbstrecension der „Räuber“, welche auch deshalb merkwürdig ist, weil wir daraus entnehmen, daß er schon damals in das Wesen der Kunst einzudringen suchte, wie denn aus einzelnen Andeutungen hervorgeht, daß ihm Lessings „Laokoon“ bekannt war. Diese Recension, welche nicht in den Werken aufgenommen ist, ist eben so großartig als die „Räuber“ selbst und wir freuen uns der Kraft, mit welcher der Dichter die Vorzüge und die Mängel des Dramas gleichmäßig hervorhebt. Großes Interesse gewährt der Aufsatz „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“ (1782), das uns die damaligen Verhältnisse desselben in kräftigen Zügen darstellt. Wichtig ist insbesondre eine Bemerkung, aus der sich ergibt, daß Schiller schon damals die nackte Darstellung der rohen Natur, wie sie von den Originalgenies gepriesen worden war, und die den Grundcharakter seines ersten Dramas bildet, vom höheren künstlerischen Standpunkt für unstatthaft hielt. Wichtig sind die „Briefe über Don Carlos“ (1788), die Wieland mit Recht Muster einer Apologie und Kritik nennt. Zwar ist es Schiller keineswegs gelungen, die verschiedenen Vorwürfe, die man seinem Trauerspiele machte, zu entkräften, vielmehr treten sie gerade durch seine Darstellung erst lebendig hervor. Aber er entwickelt zugleich das Wesen der Tragödie mit so großer Wahrheit und lebendiger Ueberzeugung, daß wir unwillkürlich zu dem Schlusse kommen müssen, es sei der Dichter in der That mit seiner Schöpfung selbst nicht zufrieden, und er werde, wenn er ein neues Drama dichte, eine ganz verschiedene, künstlerisch richtigere Bahn einschlagen. Wir erinnern uns, daß er nach Vollendung des „Don Carlos“ lange nichts Neues schuf; gerade durch die „Briefe“ waren ihm die Mängel seiner ästhetischen Bildung recht klar und lebendig geworden, und wir wissen, daß er eine Reihe von Jahren dazu verwendete, dieselben zu überwinden. Es ist schon erwähnt worden, wie er sich zuerst zur Geschichte wendete und von dieser zur Beschäftigung mit der Philosophie überging (S. 114). Doch war dieser Ueber-



Schillerhaus in Gohlis.

gang keineswegs plötzlich und unbegründet; er wurde durch das sich stets gleichbleibende Interesse des Dichters an der dramatischen Kunst vermittelt. Er suchte sich nämlich zuerst mit derselben immer mehr vertraut zu machen, sie nach ihren verschiedenen Beziehungen zu untersuchen. So schrieb er 1792 einen Aufsatz „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", mit welchem er seine tiefer eingehenden Forschungen über ästhetische Fragen eröffnete. In den frühern ästhetischen Schriften hatte er seine Ansichten gleichsam nur gelegentlich ausgesprochen, von nun an sucht er sie mehr systematisch zu entwickeln. Den Mittelpunkt der Abhandlung bildet der Satz, daß die schönen Künste keinen andern Zweck hätten, als durch ihre Erscheinung zu erfreuen, wodurch er der alten Ansicht, als ob die Poesie im Interesse der Moral wirken solle, siegreich entgegentrat. An diesen Aufsatz schloß sich ein zweiter „Ueber die tragische Kunst" an, in welchem er das Wesen der Tragödie philosophisch zu entwickeln suchte. Unterdessen hatte er die Kantische Philosophie, die damals durch Reinhold in Jena verkündigt wurde, genauer kennen lernen; er war durch dieselbe, namentlich durch die „Kritik der Urtheilskraft", zur Ueberzeugung gelangt, daß einzelne ästhetische Gegenstände sich weder gründlich noch fruchtbar behandeln ließen, wenn sie nicht auf einen höheren, allgemeineren Gesichtspunkt zurückgeführt würden, der alle Künste und alle besondern Erscheinungen in denselben umfasse. Die erste Frucht dieses Studiums war die schöne Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" (1793). Aber so unverkennbar es ist, daß die genauere Bekanntschaft mit Kant diese Abhandlung hervorgerufen habe, so tritt uns doch auch zugleich die Selbstständigkeit Schillers in der Behandlung seiner Stoffe entgegen. Denn gerade in dem wesentlichsten Punkte weicht er von Kant auf das Entschiedenste ab. Dieser stellte nämlich die beiden den Menschen beherrschenden Principien, das Sinnliche und das Sittliche, als zwei unversöhnliche Feinde dar, so daß, wie Schiller sich ausdrückt, das wieder zerrissen werde, was die Natur verbunden habe, um zur Darstellung der vollendeten Menschheit harmonisch mit einander zu wirken. Schiller suchte nun nachzuweisen, daß eine Versöhnung beider Principien im Wesen des Menschen selbst, in der ihm von der Gottheit gegebenen Freiheit des Geistes liege. Diesem Aufsatze folgte ein zweiter „Vom Erhabenen, zur weiteren Ausführung einiger Kantischer Ideen", dessen erster Theil leider nicht in die Werke aufgenommen ist, ob es gleich, wie Hofmeister mit vollem Rechte bemerkt, ein Meisterstück wissenschaftlicher Begriffsentwickelung ist; nur der zweite Abschnitt ist unter dem Titel „Ueber das Pathetische" abgedruckt. Im J. 1795 erschienen die „Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen", in denen er eine Theorie des Schönen und den Werth desselben für das Leben entwickelt. Vorzüglich schön sind die einleitenden Briefe, in welchen er ein überaus lebensvolles Gemälde der harmonischen Cultur der Griechen entwirft und mit der modernen Bildung vergleicht, welcher vor Allem die harmonische Entwickelung aller Kräfte mangelt. Dagegen ist die Entwickelung seiner Ansicht vom Schönen in mancher Rücksicht ungenügend und namentlich nicht erschöpfend, und er selbst fühlt es, indem er seine Darstellung eher abbricht als schließt. Bei alle dem sind diese Briefe höchst bedeutend; sie enthalten eine Fülle von vortrefflichen Bemerkungen und großartigen Ansichten. Seine schöne und edle Seele zeigt sich aber in der nachfolgenden Abhandlung „Ueber das Erhabene", die als eine Fortsetzung der „Briefe" angesehen werden kann. Er zeigt darin, „wie weit uns das Erhabene in unsrer Cultur führe", daß „die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur ist, welche wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient, und daß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen muß, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen".

Schiller beschloß seine ästhetischen Forschungen mit der Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Dichtung" (denn der spätere Aufsatz „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" ist nur als Entwickelung eines einzelnen Punktes in jener Abhandlung zu betrachten). Man sieht es derselben leicht an, daß sich der Drang zur poetischen Production wieder in ihm regte, es gewinnt daher auch Alles praktischere Bedeutung, wie auch die Sprache sich mehr von den schulmäßigen Formen frei hält. Er wollte sich darin gleichsam Rechenschaft von der Eigenthümlichkeit seines poetischen Talents im Gegensatze zu dem Talente Göthe's geben, und bei der hohen Anerkennung, die er diesem zollte, doch auch die Berechtigung seiner Dichtungsweise darthun. — Die Aufgabe des Dichters, dies ist nämlich der Grundgedanke der Abhandlung, ist, der menschlichen Natur ihren vollständigen Ausdruck zu geben. Dies könne aber auf zweifache Weise erreicht werden, indem der Dichter entweder die Natur in ihrer Totalität unmittelbar erfasse, oder von der Idee ausgehe, und diese mit der Welt der Erscheinungen zu verschmelzen suche. Jene erste Weise könne nur der Dichter haben, der gleichsam noch in und mit der Natur lebe, in welchem sich die mannigfaltigen Kräfte des menschlichen Geistes harmonisch entwickelt hätten. Dies sei bei den Griechen der Fall gewesen, weshalb er jene Dichtungsweise die antike nennt; und naiv nennt er sie, weil der Dichter aus innerem Drang, gleichsam unbewußt, seine Kunstwerke schaffe. Die zweite Weise komme den Dichtern zu, in denen die Cultur die ursprüngliche Harmonie zwischen Sinn und Vernunft aufgehoben habe, und welche diese Harmonie nur auf moralischem Wege wieder erlangen könnten. In diesem Falle befänden sich die modernen Dichter, weshalb er diese Dichtungsweise modern nennt, er bezeichnet sie als sentimental, weil die Dichter nicht von der unmittelbaren Anschauung, sondern von der Empfindung oder der Idee ausgingen. Eben deshalb nennt er sie auch Idealdichtung, wie er die antike auch Naturdichtung nennt. Es ist natürlich, daß es hiebei nicht darauf ankommt, welcher Zeit oder welchem Volke der einzelne Dichter angehöre; zwar erscheint die naive Dichtung naturgemäß vorzugsweise bei den Völkern des Alterthums, die sentimentale bei den modernen Völkern, aber wie auch

schon bei jenen das sentimentale Element bei einzelnen Dichtern durchbrach, so kann auch in den neuen Zeiten in einzelnen Dichtern das naive Element vorherrschen, wie wir ein bedeutendes Beispiel an Göthe haben. — Niemand hat vor Schiller das Wesen der antiken und modernen Dichtung so tief erfaßt, so gründlich durchgeführt, als es in dieser Abhandlung geschehen ist, von der wir freilich nur die rohesten Umrisse geben konnten, denen wir jedoch noch die Bemerkung beifügen müssen, daß die Abhandlung auch dadurch praktisches Interesse gewährt, daß der Verfasser seine Ansichten an bedeutenden Dichtungen erläutert.

Schillers philosophisch-ästhetische Aufsätze haben schon deshalb großen Werth, weil sie uns das Verständniß seines Wesens als Mensch und Dichter erst recht eröffnen. „Alle seine Aufsätze über das Erhabene und die Tragödie", sagt Hofmeister, „gründen sich auf sein Freiheitsprincip; die Theorie des Schönen suchte er aus seinem zweiten Lebenselemente, der Humanität, zu schöpfen: und seine ganze Dichtungsweise führte er auf die Idealität zurück, ganz so, wie diese sich eigenthümlich in ihm gestaltet hatte." Sie haben aber auch an sich hohe Bedeutung, weil in ihnen nebst den Schriften seines Vorgängers Kant die Grundlage der neuern Aesthetik liegt.

Was die Behandlung und Darstellung betrifft, so steht Schiller in seinen philosophischen Aufsätzen ungefähr in der Mitte zwischen den schulmäßigen und den Popularphilosophen, und genügt daher weder nach der einen, noch nach der andern Seite. Seine Methode ist zu wenig streng, als daß er jenen beigezählt werden könnte, seinen Entwickelungen mangelt die Klarheit und Faßlichkeit, in der der unterscheidende Charakter der Popularphilosophen liegt. Oft hat die Undeutlichkeit darin ihren Grund, daß er keinen festen Plan hat, und sich daher oft zu Abschweifungen verleiten läßt, welche an sich allerdings vortrefflich sind, aber die Uebersichtlichkeit der ganzen Entwickelung stören. In dem Aufsatze „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen" sagt Schiller, daß die Darstellung philosophischer Gegenstände dreierlei Art sein könne, wissenschaftlich, populär und schön. Unter den letztern versteht er diejenige, in welcher sich Freiheit der Bewegung mit Sinnlichkeit im Ausdruck verbindet, so daß sie sich nicht bloß an den Verstand oder das Denkvermögen, sondern auch an die Einbildungskraft wendet. Nun ist es allerdings von Wirkung, wenn der Schriftsteller auch die Einbildungskraft seiner Leser anregt, allein wir zweifeln sehr, ob er dadurch seinen eigentlichen Zweck, irgend eine Reihe von Ideen zum klaren Bewußtsein zu bringen, auf diesem Wege erreichen kann. Wir glauben vielmehr, daß er durch den Gebrauch sinnlicher und bildlicher Ausdrücke das Verständniß wesentlich erschwert, weil der Leser gezwungen ist, diese wieder auf ihren einfachsten und natürlichsten Ausdruck zurückzuführen, um die Begriffe mit Sicherheit aufzufassen. Hie und da mag wohl eine glücklich gewählte Metapher, ein schönes, lebenskräftiges Bild das Verständniß erleichtern; aber wenn sich die Darstellung fortwährend in dieser Weise bewegt, muß sie nothwendig Dunkelheit hervorbringen. Schillers philosophischer Styl muß daher als ungeeignet bezeichnet werden, und sein Vorgang hat in dieser Beziehung wesentlich geschadet, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die philosophische Sprache gehabt, die sich namentlich seit Schelling in oft phantastischen Metaphern bewegte. Die sinnlich anschauliche Darstellung bei Behandlung philosophischer Gegenstände läßt sich nur dann rechtfertigen, wenn der Schriftsteller es nicht auf eine rein wissenschaftliche Entwickelung abgesehen hat, wie es allerdings bei Schiller der Fall war; aber auch dann darf sie keineswegs vorherrschen, vielmehr soll sie nur mit höchster Mäßigung gebraucht werden. Wenn der Schriftsteller eine Reihe von Ideen mit der größten Schärfe und Klarheit entwickelt und zum vollsten Bewußtsein gebracht hat, dann mag er sich auch an die Einbildungskraft wenden, die dargestellten Abstractionen ihrer Allgemeinheit entkleiden und in sinnlich anschaulichen Bildern individualisiren, wie Schiller oft, z. B. in der Abhandlung „Ueber das Erhabene", mit vollendeter Meisterschaft gethan hat. — Betrachten wir aber endlich Schillers philosophischen Styl, wie er ihn einmal ausgebildet hat, ohne Rücksicht auf seine Zweckmäßigkeit, dann müssen wir ihn freilich im höchsten Grade bewundern. Er ist in jeder Beziehung meisterhaft und wird stets als Muster rhetorischer Darstellung empfohlen werden müssen. Seine Satzbildungen sind unübertrefflich schön; sie gewähren nicht bloß unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Baues, sondern bewegen sich auch in unnachahmlicher rhythmischer Schönheit, eine Eigenschaft, die ihm überhaupt, so auch in seinen poetischen Darstellungen, eigenthümlich ist. Der einzelne Ausdruck ist jederzeit angemessen, edel, rein, kraftvoll, selbst kühn, ohne daß er jemals in Schwulst verfiele. Das Einzige, was getadelt werden könnte, ist, daß er allzuoft fremde Wörter gebraucht, auch da, wo er sie füglich durch deutsche hätte ersetzen können.

Noch müssen wir einige Worte über die Zeitschriften sagen, welche Schiller herausgab. Er unternahm sie zunächst aus dem Bedürfnisse, Geld zu seinem Unterhalt zu verdienen; aber es braucht kaum erwähnt zu werden, daß, wenn dies auch der Grund war, der ihn zu diesen Unternehmungen veranlaßte, er sogleich höhere Zwecke mit ihnen verband. Die erste Zeitschrift, welche er unternahm und die er Ende 1784 unter dem Titel „Rheinische Thalia" ankündigte, sollte, wie es aus seiner damaligen Thätigkeit nicht anders sein konnte, vorzugsweise der Besprechung der dramatischen Poesie und der theatralischen Darstellungen gewidmet sein, doch auch andre Artikel enthalten, die von allgemein menschlicher Wichtigkeit wären. Sie begann im J. 1785, nahm im folgenden Jahre den Titel „Thalia" an (3 Bde. Lpz. 1785—91) und wurde dann als „Neue Thalia" (4 Bde. Eb. 1792—93) fortgesetzt. Da die Erwartungen, die er von dieser Zeitschrift hegte, nicht in Erfüllung gingen, gab er sie endlich auf; doch entschloß er sich bald darauf, einen neuen Versuch zu machen. So entstanden die „Horen" (3 Jahrgg. Tüb. 1795—7), denen er Tüchtigkeit und Erfolg dadurch zu sichern suchte, daß er die bedeutendsten Kräfte zur Theilnahme

einlud; Göthe, Herder, F. H. Jacobi, Wilh. und Alex. von Humboldt, Fichte u. A. m. versprachen Unterstützung, und so konnte Schiller in der Ankündigung die Hoffnung aussprechen, daß die neue Zeitschrift Alles übertreffen solle, was in dieser Gattung jemals existirt habe. Und allerdings bot sie des Trefflichen viel, aber doch mußte wegen Mangels an passendem Stoff viel aufgenommen werden, was bei regsamerer Theilnahme der Mitarbeiter jedenfalls weggeblieben wäre. Dadurch erhielten die „Horen" einen viel zu strengen Charakter, so daß das größere Publikum bald alles Interesse daran verlor. Nichts desto weniger trugen sie, besonders durch die darin aufgenommenen Dichtungen Schillers und Göthe's, dazu bei, den Sinn für das Erhabene einerseits und die künstlerische Form andrerseits zu beleben.

Aus „Ueber naive und sentimentalische Dichtung".

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

„Soll ich von deinem Tode singen,
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht" u. s. f.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu sein.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Haller'schen und zum Theil auch der Klopstock'schen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, daß zwischen beiden abgewechselt wird, während daß der abstrakte Begriff herrscht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, blos verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Haller'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letzten Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft, und findet im Schoß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab!
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beispiel siegt und du, o Feu'r der Jugend!
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein,
Ein wahrer Mensch muß fern vom Menschen sein."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schlafend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentri-

ren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. So lange er blos lyrisch dichtet und blos bei landschaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürliche Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneca, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neueren und noch wenigere aus ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiet der Individualität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigen Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich die Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht blos in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glückliche Wahl. Die Jugend, die immer nur über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Johann Gottlieb Fichte.

Johann Gottlieb Fichte, geb. zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz den 19. Mai 1762, war der Sohn eines armen Bandwebers, der für seine Ausbildung Nichts thun konnte; seine früh entwickelten Geistesgaben erregten aber zum Glück die Aufmerksamkeit eines Freiherrn von Miltitz, der ihn zuerst einem Pfarrer in der Nähe von Meißen zur Erziehung übergab, dann aber in die Schulpforte schickte. Im J. 1780 bezog er die Universität Jena, später die



zu Leipzig und Wittenberg, um Theologie zu studiren; doch beschäftigte er sich vorzüglich mit Philosophie. Nach Vollendung seiner Studien übernahm er seit 1784 verschiedene Hauslehrerstellen in Sachsen; weil er aber wegen seiner freien Ansichten den Behörden mißfällig war, und er deshalb die Hoffnung auf Anstellung verlor, wendete er sich 1786 nach Zürich, wo er ebenfalls Hauslehrer wurde. Dort lernte er Pestalozzi kennen, mit welchem er vertraute Freundschaft schloß. Im J. 1790 ging er nach Leipzig, wo er sich durch Stundengeben kümmerlich ernährte, und die Kantische Philosophie mit täglich zunehmendem Eifer studirte. Er nahm zwar nach einiger Zeit eine Hauslehrerstelle in Warschau an, doch gab er dieselbe bald wieder auf, und ging nach Königsberg, um Kant persönlich kennen zu lernen, der bald eine große Meinung von den ausgezeichneten Gaben des jungen Mannes faßte. Zwar zwang ihn die Noth, wieder Hauslehrer zu werden, doch gab er diese Stelle im J. 1793 wieder auf; er kehrte nach Zürich zurück, verheirathete sich dort und lebte in glücklichen Verhältnissen im Hause seines Schwiegervaters, bis er noch in demselben Jahre einen Ruf als Professor der Philosophie nach Jena erhielt. Er gewann dort bald großen und heilsamen Einfluß auf die studirende Jugend, die von seinen großartigen Ansichten und seinem gediegenen Vortrage begeistert wurde. Er benutzte die große Zuneigung, die ihm die Jugend bewies, um der Sittenrohheit entgegenzuwirken, welche damals auf deutschen Universitäten in so hohem Grade herrschte; aber freilich erreichte er seinen Zweck nur sehr unvollkommen, und er gerieth dadurch sogar in Mißhelligkeiten mit einzelnen Studenten. Ein Aufsatz „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ verwickelte ihn in eine Untersuchung; das kurfürstlich-sächsische Consistorium hatte ihn nämlich beschuldigt, atheistische Lehren zu verbreiten. Weil er sah, daß ihn die Regierungen, von denen die Universität Jena abhing, nicht gebührend in Schutz nahmen, er vielmehr sogar Unannehmlichkeiten zu befürchten hatte, nahm er 1799 seinen Abschied und ging nach Berlin, wo er Vorlesungen über Philosophie vor einem ausgewählten Publikum hielt. Zwar nahm er 1805 einen Ruf als Professor der Philosophie in Erlangen an, doch blieb er nur einen Sommer dort. Kaum war er nach Berlin zurückgekehrt, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Als die Feinde Berlin besetzten, floh er nach Königsberg, und bald darauf, als er sich auch dort nicht mehr sicher fühlte, nach Kopenhagen. Nach dem Friedensschlusse kehrte er nach Berlin zurück, wo er, noch während die Franzosen es besetzt hielten, seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt, was von seinem unbeugsamen Muthe, wie von seiner feurigen Vaterlandsliebe zeugt. Bei Gründung der Hochschule in Berlin wurde er zum Professor der Philosophie und zugleich zum ersten Rector derselben ernannt. Als die Preußen sich gegen die französische Unterjochung erhoben, wirkte Fichte mit großer Hingebung für die Sache des Vaterlands. Seine Gattin, die fünf Monate lang die Kranken und Verwundeten in den Lazarethen gepflegt hatte, wurde von dem bösartigen Lazarethfieber ergriffen. Zwar genas sie, aber kaum war sie auf dem Wege der Besserung, als Fichte, der ihr die treueste Pflege gewidmet hatte, von der nämlichen Krankheit ergriffen wurde, an welcher er am 27. Jan. 1814 starb.

Ohne in die Betrachtung des philosophischen Systems einzugehen, welches Fichte ausbildete, da solches nicht in eine Geschichte der Literatur, sondern in die der Philosophie gehört, müssen wir doch wenigstens andeuten, daß er zunächst von Kant ausging, später sich aber immer entschiedener von demselben trennte, indem er dessen halben Idealismus in einen ganzen verwandelte. Die Schriften, in denen er sein System entwickelte, und unter welchen wir als die bedeutendsten die „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ (Weimar 1794), die „Grundlage des Naturrechts“ (2 Bde. Jena 1796—97) und das „System der Sittenlehre“ (Eb. 1798) bezeichnen, sind Muster von Darstellung des Abstracten, und es ist an ihnen besonders zu rühmen, daß sie sich in kurzen, leicht überschaulichen Sätzen bewegen, der Ausdruck nach Deutlichkeit und Bestimmtheit strebt und sich verhältnißmäßig nur wenig fremde Wörter vorfinden.

Fichte's Einfluß war sehr bedeutend und zum Theil wirklich segensreich. Durch ihn wurde die geistige Bewegung, welche Kant begonnen hatte, nicht nur fortgeführt, sondern weit umfassender. Wie das Kantische System, so wurde auch das seinige auf die übrigen Wissenschaften angewendet; so namentlich von Schleiermacher auf die Theologie, von Schelling auf die Naturwissenschaften, und, was für uns von größerer Bedeutung ist, von beiden Schlegel auf die Aesthetik, so daß, wenn auch schon früher Anklänge des romantischen Elements zu finden sind, die Romantik ihre wissenschaftliche Grundlage doch in Fichte's System gefunden hat. Außer diesen rein systematischen

Werken verfaßte Fichte noch eine Reihe anderer Schriften, durch welche er auf seine Zeitgenossen in noch umfassenderer Weise wirkte. Dahin gehören zunächst die „Beiträge zur Berichtigung des Urtheils des Publikums über die französische Revolution“ (2 Bde. Zür. 1793), worin er dieselbe auf philosophischem Wege rechtfertigte, indem er nachwies, daß keine Staatsverfassung auf fortwährende Gültigkeit Anspruch machen könne, weil keine vollkommen sei, und daß namentlich die französische Staatsverfassung mit ihrer mittelalterlichen Grundlage im vollsten Widerspruche mit den Forderungen der ganz umgestalteten Verhältnisse stehe. Er besprach darin die wichtigsten Fragen, welche damals die Gemüther beschäftigten und noch jetzt beschäftigen, das Princip der Souveränetät, den Zweck des Staats, die Einrichtung der Gesellschaft, die Beziehungen des Staates zur Kirche mit eben so viel Tiefe als Kraft. Wir erkennen in dieser Schrift den Schüler Kants, sowohl an dem Ernste und der Tiefe der Untersuchung, als an der Tüchtigkeit der Gesinnung und dem Muth, mit welchem er die inhaltsschwersten und zugleich für die Gewalthaber mißbeliebigsten Wahrheiten aussprach. Eine andre Schrift, die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrücken. Heliopolis, im letzten Jahr der alten Fürsten“ (o. O. 1793) brauchen wir nur zu erwähnen, um die politischen Ansichten des Verfassers zu bezeichnen. Daß diese Bitte oder Forderung wenig Anklang fand, ist bekannt genug; dagegen hatte eine andre Schrift „Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“ (Jena u. Lpz. 1794) desto erfreulichere Wirkung, wenn auch nicht unmittelbar, doch auf die späteren Zeiten. Er suchte nämlich in diesen Vorlesungen, die er vor dem Druck wirklich vor einem zahlreichen Publikum Studirender und anderer Personen gehalten hatte, der Rohheit der Jugend entgegenzuwirken. Daß er diese Vorlesungen auf die Formeln seines Systems gründete, war natürlich, und vielleicht nothwendig, um seinen Zuhörern zu imponiren; uns kommt es freilich lächerlich vor, wenn er eben wegen dieses Systems z. B. die Frage aufwirft: „Mit welcher Befugniß nennt der Mensch einen bestimmten Theil der Körperwelt seinen Körper? wie kömmt er dazu, diesen seinen Körper zu betrachten als seinem Ich angehörig, da er doch demselben gerade entgegengesetzt ist?“ *) Wenn wir aber über diesen, wir wiederholen es, damals vielleicht nothwendigen philosophischen Flitter hinwegsehen, wenn wir auch zugeben, daß er mit seinen scholastischen Gedankenverbindungen nicht viel Neues gesagt, daß er Manches entlehnt hat (z. B. aus Lessings „Ernst und Falk“), so müssen wir doch gestehen, daß er manche Wahrheit zum Bewußtsein brachte, die für das Leben des Menschen im Staate und im Hause von hoher Bedeutung war, und diese auf eindringliche Weise zum Gemüthe führte. Denn nach den ersten Vorlesungen, in denen er sich bemühte, sein System dem Gegenstand oder, wenn man will, den Gegenstand seinem System anzupassen, wird seine Darstellung leicht, lebendig und klar, und er reißt oft unwiderstehlich hin. — Auch der „Geschlossene Handelsstaat“ (Tüb. 1800) ist von Seite der Darstellung zu loben; dagegen ist vielleicht keine Schrift geeigneter, die Abirrungen lebendig zum Bewußtsein zu bringen, zu welchen die starre Durchführung eines Systems führen kann: denn es gibt gewiß keinen unglücklicheren Einfall, als diesen geschlossenen Handelsstaat, dem übrigens Fichte schon selbst den Todesstoß gab, indem er von dem absoluten Verbote, fremde Producte einzuführen, einzelne Ausnahmen machte, und, um das System scheinbar zu retten, den Regierungen zumuthete, mit diesen Waaren Handel zu treiben. So können wir auch in den berühmten „Reden an die deutsche Nation“ (Berl. 1808), abgesehen von ihrem trefflichen Zweck und ihrer großartigen Wirkung, nur einen weiteren Beweis davon erblicken, daß man mit philosophischen Formeln Alles, auch das Widersinnigste, zu beweisen im Stande sei. Denn in diesen Reden setzt Fichte in allem Ernst aus einander, daß die romanischen Völker keines großen Gedankens und keiner großen That fähig seien, weil sie Mischvölker seien. Nur Völker ungemischten Stammes seien zum Höchsten berufen, namentlich die germanischen. Wir geben gern zu, daß Fichte alle Mittel anwenden mußte, um das gesunkene Selbstgefühl der Deutschen zu heben, weil eine Erhebung gegen den Unterjocher nur möglich war, wenn das deutsche Volk mehr Vertrauen auf sich gewonnen hätte; wir geben gern zu, daß er diesen Zweck durch seine „Reden“ in hohem Grade erreichte, und daß ihm der tiefste Dank dafür gebührt; allein wir halten es für unverzeihlich, daß er es auf dem Wege that, den er einschlug, d. h. daß er die oben erwähnten Sätze philosophisch zu begründen unternahm. Die Philosophie — er hat es selbst oft genug ausgesprochen — soll nach Wahrheit und nur nach Wahrheit streben; wo sie wissentlich Unwahrheit zu verbreiten sucht, wird sie ihrer Aufgabe ungetreu und wird eben dadurch verächtlich. — Diese „Reden“ werden auch häufig wegen ihrer Darstellung angepriesen: wir können diesem Lobe eben so wenig beistimmen. Wir verkennen die rhetorische Kraft nicht, die in ihnen herrscht, aber die Sprache ist steif, affectirt und schwerfällig, und macht um so widerlicheren Eindruck, als sie sich in ganz undeutschen Satzbildungen bewegt, in Satzbildungen, die oft jenen romanischen Völkern abgeborgt sind, denen er doch alles Gute abspricht.

*) Diesen Satz hatte Schiller in dem Epigramm „Rechtsfrage“ wohl im Sinn:

„Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?“

Aus den „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“.

„Im Menschen sind mancherlei Triebe und Anlagen, und es ist die Bestimmung jedes Einzelnen, alle seine Anlagen, so weit er nur irgend kann, auszubilden. Unter andern ist in ihm der Trieb zur Gesellschaft; dieser bietet ihm eine neue besondere Bildung dar, — die für die Gesellschaft — und eine ungemeine Leichtigkeit der Bildung überhaupt. Es ist dem Menschen darüber nichts vorgeschrieben — ob er alle seine Anlagen insgesammt unmittelbar an der Natur, oder ob er sie mittelbar durch die Gesellschaft ausbilden wolle. Das erstere ist schwer,

und bringt die Gesellschaft nicht weiter; daher erwählt mit Recht jedes Individuum in der Gesellschaft sich seinen bestimmten Zweig von der allgemeinen Ausbildung, überläßt die übrigen den Mitgliedern der Gesellschaft und erwartet, daß sie an dem Vortheil ihrer Bildung ihn werden Antheil nehmen lassen, so wie er an der seinigen sie Antheil nehmen läßt; und das ist der Ursprung und der Rechtsgrund der Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft."

Dieses sind die Resultate meiner bisherigen Vorlesungen. Einer Eintheilung der verschiedenen Stände nach reinen Vernunftbegriffen, welche recht wohl möglich ist, müßte eine erschöpfte Aufzählung aller natürlichen Anlagen und Bedürfnisse des Menschen, nicht etwa seiner bloß erkünstelten Bedürfnisse, zum Grund gelegt werden. — Der Kultur jeder Anlage — oder was das gleiche heißt — der Befriedigung jedes natürlichen, auf einen im Menschen ursprünglich liegenden Trieb gegründeten Bedürfnisses, kann ein besonderer Stand gewidmet werden. Wir behalten uns diese Untersuchung bis zu einer andern Zeit vor, um in gegenwärtiger Stunde eine uns näher liegende zu unternehmen. — — — — — —

Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, in sofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden. Die Empfänglichkeit sollte in ihm, wenn er auf die gehörige Art sich die gehörigen empirischen Kenntnisse erworben hat, schon vorzüglich ausgebildet seyn. Er soll bekannt seyn mit demjenigen in seiner Wissenschaft, was schon vor ihm da war: das kann er nicht anders als durch Unterricht — sey es nun mündlicher oder Bücherunterricht, — gelernt, nicht aber durch Nachdenken aus bloßen Vernunftgründen entwickelt haben. Aber er soll durch stetes Hinzulernen sich diese Empfänglichkeit erhalten; und sich vor der oft, und bisweilen bei vorzüglichen Selbstdenkern, vorkommenden gänzlichen Verschlossenheit vor fremden Meinungen und Darstellungsarten zu verwahren suchen; denn niemand ist so unterrichtet, daß er nicht immer noch hinzulernen könnte, und bisweilen noch etwas sehr nöthiges zu lernen hätte; und selten ist jemand so unwissend, daß er nicht selbst dem Gelehrtesten etwas sollte sagen können, was derselbe nicht weiß. Der Mittheilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer; denn er besitzt seine Kenntnisse nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft. Diese hat er von Jugend auf zu üben, sie hat er in steter Thätigkeit zu erhalten; — durch welche Mittel, werden wir zu seiner Zeit untersuchen.

Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniß soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden; er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen, und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen. Das heißt nun aber nicht, er soll sich mit ihnen in die tiefen Untersuchungen einlassen, die er selbst unternehmen mußte, um etwas gewisses und sicheres zu finden. Dann gienge er darauf aus, alle Menschen zu so großen Gelehrten zu machen, als er etwa selbst seyn mag; und das ist unmöglich und zweckwidrig. Das übrige muß auch gethan werden, und dazu sind andere Stände; und wenn diese ihre Zeit gelehrten Untersuchungen widmen sollten, so würden auch die Gelehrten bald aufhören müssen, Gelehrte zu seyn. Wie kann und soll er denn aber seine Kenntnisse verbreiten? Die Gesellschaft könnte ohne Zutrauen auf die Redlichkeit und Geschicklichkeit anderer nicht bestehen und dieses Zutrauen ist demnach tief in unser Herz geprägt; und wir haben es durch eine besondere Wohlthat der Natur nie in einem höhern Grade, als da, wo wir der Redlichkeit und Geschicklichkeit des andern am dringendsten bedürfen. Er darf auf dieses Vertrauen zu seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit rechnen; wenn er es sich erworben hat, wie er soll. — Ferner ist in allen Menschen ein Gefühl des Wahren, welches freilich allein nicht hinreicht, sondern entwickelt, geprüft, geläutert werden muß; und das eben ist die Aufgabe des Gelehrten. Es würde dem Ungelehrten nicht hinreichen, um ihn auf alle Wahrheiten zu führen, deren er bedürfte; aber wenn es nur sonst — und das geschieht oft gerade durch Leute, die sich zu den Gelehrten zählen — wenn es nur sonst nicht etwa künstlich verfälscht worden ist — wird es immer hinreichen, daß er die Wahrheit, wenn ein anderer ihn darauf hinführt, auch ohne tiefe Gründe für Wahrheit anerkenne. — Auf dieses Wahrheitsgefühl darf der Gelehrte gleichfalls rechnen. — Also der Gelehrte ist, in soweit wir den Begriff desselben bis jetzt entwickelt haben, seiner Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechts.

Aber er hat die Menschen nicht nur im Allgemeinen mit ihren Bedürfnissen und den Mitteln, dieselben zu befriedigen, bekannt zu machen: er hat sie insbesondere zu jeder Zeit und an jedem Orte auf die eben jetzt, unter diesen bestimmten Umständen eintretenden Bedürfnisse und auf die bestimmten Mittel, die jezt aufgegebenen Zwecke zu erreichen, zu leiten. Er sieht nicht bloß das Gegenwärtige, er sieht auch das Künftige; er sieht nicht blos den jetzigen Standpunkt, er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muß, wenn es auf dem Wege zu seinem lezten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren, oder auf ihm zurückgehen soll. Er kann nicht verlangen, es auf einmal bis zu dem Punkte fortzureißen, der etwa ihm in die Augen stralt; er kann seinen Weg nicht überspringen: er hat nur zu sorgen, daß es nicht stille stehe und daß es nicht zurückgehe. In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. — Ich merke hiebei ausdrücklich an, daß der Gelehrte bei diesem Geschäft, sowie bei allen seinen Geschäften unter dem Gebiete des Sittengesetzes, der gebotenen Uebereinstimmung mit sich selbst, stehe. Er wirkt auf die Gesellschaft; diese gründet sich auf den Begriff der Freiheit; sie und jedes Mitglied derselben ist frei; und er darf sie nicht anders behandeln als durch moralische Mittel. Der Gelehrte wird nicht in die Versuchung kommen, die Menschen durch Zwangsmittel, durch Gebrauch physischer Gewalt, zur Annahme seiner Ueberzeugungen zu bringen; gegen diese Thorheit sollte man doch in unserm Zeitalter kein Wort mehr zu verlieren haben; aber er soll sie auch nicht täuschen. Abgerechnet, daß er dadurch sich an sich selbst vergeht, und daß die Pflichten des Menschen in jedem Falle höher seyn würden, als die Pflichten des Gelehrten, vergeht er dadurch sich zugleich gegen die Gesellschaft. Jedes Individuum in derselben soll aus freier Wahl und aus einer von ihm selbst als hinlänglich beurtheilten Ueberzeugung handeln; es soll sich selbst bei jeder seiner Handlungen als Mitzweck betrachten können: und als solcher von jedem Mitglied behandelt werden. Wer getäuscht wird, wird als bloßes Mittel behandelt.

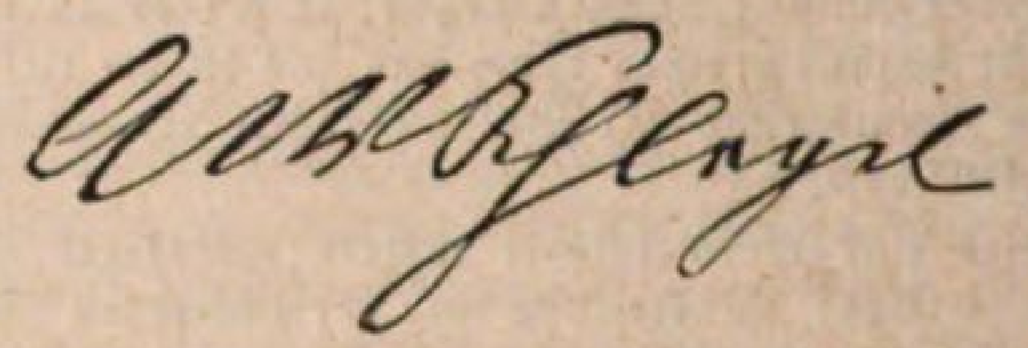
Der lezte Zweck jedes einzelnen Menschen sowohl, als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeiten des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Es ist die Pflicht des Gelehrten, diesen lezten Zweck immer aufzustellen, und ihn bei allem, was er in der Gesellschaft thut, vor Augen zu haben. Niemand aber kann mit Glück an sittlicher Veredlung arbeiten, der nicht selbst ein guter Mensch ist. Wir lehren nicht blos durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig, weil die Kraft des Beispiels erst durch unser Leben in der Gesellschaft entsteht. Wie viel mehr ist der Gelehrte dieß schuldig, der in allen Stücken der Kultur den übrigen Ständen zuvor seyn soll? Ist er in dem ersten und höchsten, demjenigen, auf was alle Kultur abzweckt, zurück, wie kann er Muster seyn, das er doch seyn

soll; und wie kann er glauben, daß die andern seinen Lehren folgen werden, denen er vor aller Augen durch jede Handlung seines Lebens widerspricht? (Die Worte, die der Stifter der christlichen Religion an seine Schüler richtete, gelten ganz eigentlich für den Gelehrten: Ihr seyd das Salz der Erde; wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen? wenn die Auswahl unter den Menschen verdorben ist, wo soll man noch sittliche Güte suchen?) — Also der Gelehrte in der lezten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters seyn: er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Dieß ist unsre gemeinschaftliche Bestimmung, M. H., dieß unser gemeinschaftliches Schicksal. Ein glückliches Schicksal noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu seyn, dasjenige zu thun, was man schon um seines allgemeinen Berufs willen, als Mensch, thun müßte — seine Zeit und seine Kräfte auf nichts wenden zu sollen als darauf, wozu man sich sonst Zeit und Kraft mit kluger Kargheit absparen müßte — zur Arbeit, zum Geschäfte, zum einzigen Tagewerk seines Lebens zu haben, was andern süße Erholung von der Arbeit seyn würde! Es ist ein stärkender seelenerhebender Gedanke, den jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist: auch mir an meinem Theile ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben, und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu wagen, und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thät ich dann sonderliches, was thät ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun müßte? —

Ich weiß es, M. H.! wie viel ich jezt gesagt habe; ich weiß es eben so gut, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck derselben nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es sich nicht selbst zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Schaam sich verräth, Schwärmerei nennt; daß es mit Angst seine Augen von einem Gemählde zurückreißt, in welchem es nichts sieht, als seine Entnervung und seine Schande; daß alles starke und erhebende einen solchen Eindruck auf dasselbe macht, wie jede Berührung auf den an allen Gliedern Gelähmten: ich weiß das alles; aber ich weiß auch, wo ich rede. Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich mögte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimüthig, daß ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen mögte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer, seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, soweit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten; damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden werden verstreuet haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüßte, deren auserwählte Freundin die Wahrheit ist; die an ihr hangen im Leben und im Tode; die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoßen ist; die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verläumdet und verlästert wird; die für sie den schlau versteckten Haß des Großen, das fade Lächeln des Aberwitzes, und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinns freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich alles sagen, was ich unter Ihnen sagen werde.

August Wilhelm von Schlegel.



Was Lessing für das achtzehnte Jahrhundert als Kritiker, das wurde A. W. Schlegel für das neunzehnte; aber er steht so tief unter jenem großen Manne, als seine Zeit unter dem ihr vorangehenden. Während Lessing bei dem mächtigsten Fortschreiten doch im Grunde sich immer gleich blieb, und seine spätesten Arbeiten naturgemäße Entwickelung der früheren waren, in denen schon die, wenn auch oft noch schwachen Keime der nachfolgenden zu erkennen sind, so ist dagegen bei Schlegel ein fortgesetztes Schwanken, ein oft gewaltthätiges Springen in seinen Ansichten bemerkbar. Und wenn wir in Lessing den Reformator der deutschen Kritik und der deutschen Kunst verehren, so macht Schlegel den Eindruck eines Revolutionärs. Beide Erscheinungen lassen sich daraus erklären, daß er in der That kein selbstständiger Denker war, wie Lessing, daß sein Talent, wie in der Poesie, so auch in der Kritik kein productives, sondern ein nur nachbildendes war. Wenn wir nicht irren, hat er sich über das Wesen der Poesie zuerst in dem Gedicht „An einen Kunstrichter" ausgesprochen, welches er im Göttingischen Musenalmanach (1792) veröffentlichte *). Darin nimmt er ganz den Standpunkt der Originalgenies ein; man betrachte nur folgende Zeilen:

Den Geist des Dichters adelt die Natur.
Bist du's, so hemme nichts, was in Dir wogt und lodert;
Stell's dar und wandle frey auf nie betretner Spur!
Doch wenn die Kunst Vollendung fodert,
So gib sie auf! die ziemt den Göttern nur.
Natur ist Eins und Alles. — — —

Doch blieb Schlegel dieser Ansicht nicht lange zugethan. Das Studium Lessings, besonders aber der Einfluß Schillers machte sich bald geltend, ja er arbeitete sich in diesen so ganz hinein, daß manche Sätze, die er in den „Beiträgen zur Jenaischen Literaturzeitung" (1796 u. 1797) oder zu den „Horen" (1797) aussprach, auch von Schiller hätten ausgeben können. Aber auch diesen Standpunkt behielt er nicht lang; noch während er ganz in Schillers Geist zu schreiben schien,

*) In der früher erschienenen Recension von Schillers „Künstlern" (1790) finden sich über seine Ansichten von der Poesie kaum einige Andeutungen. Wollte man aber auf diese Gewicht legen, so würden sie mit den in dem oben erwähnten Gedichte ausgesprochenen Ansichten in Widerspruch stehen, und unsre Behauptung, daß er in seinen Ansichten von der Poesie hin und her schwankte, nur bestätigen. Dasselbe gilt von seinem sonst verdienstvollen Aufsatze „Ueber des Dante Alighieri göttliche Comödie", die, wie jene Recension, in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste" steht, aber merkwürdiger Weise nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen worden ist. Auch seine ziemlich zahlreichen Recensionen in den „Göttingischen Anzeigen" (1789–1791) berühren nur Inhalt und Darstellung der besprochenen Schriften, ohne daß sich der Berichterstatter auf allgemeine Betrachtungen einläßt.

ging eine mächtige, durch Fichte veranlaßte Revolution in ihm vor, von der schon die Recensionen in der Literaturzeitung aus den Jahren 1797—1799 Zeugniß gaben, die aber in dem „Athenäum" (1798) vollständig hervortrat. Wir haben über die ästhetischen Grundsätze, die er nun in Gemeinschaft mit seinem Bruder verbreitete, und die auf die Entwickelung der deutschen Poesie einen so mächtigen Einfluß ausübten, in den einleitenden Bemerkungen zu dem vorliegenden Zeitraum das Nöthige gesagt, weshalb wir einfach auf diese verweisen. Doch gab er auch im „Athenäum" keine zusammenhängende Darstellung dieser neuen Ansichten; und zudem sind die bedeutendsten Abschnitte nicht von ihm, sondern von seinem Bruder Friedrich und zum Theil von Schleiermacher; erst in einem späteren Werke suchte er seine Grundsätze über Kunst und Poesie insbesondre zusammenhängend zu entwickeln. Ehe wir aber dieses Hauptwerk besprechen, müssen wir einige Recensionen anführen, die er in den oben angegebenen Zeitschriften bekannt machte, weil sie mehr oder wenig einflußreich wurden oder an sich bedeutend sind. — Je mehr die Gebrüder Schlegel ihre Theorie der Romantik entwickelten, desto mehr entfernte sie sich von Schiller und desto entschiedener suchten sie sich auf Göthe zu stützen, was allerdings sehr politisch war, da dieser damals schon den höchsten Gipfel seines Ruhms erreicht hatte und sein Einfluß als Schriftsteller und Staatsmann gleichmäßig große Hoffnungen gewährte, während Schillers Bedeutsamkeit sich erst recht zu entwickeln begann. Daher ergriff denn Schlegel auch jede Gelegenheit, den vollen Strom seines Lobes über Göthen auszugießen, und wir sehen dagegen, wie er mit jedem Jahre gegen Schiller immer kühler wird, ja sogar angriffsweise gegen ihn verfährt. Das erste Werk Göthe's, welches Schlegel beurtheilte, ist der „Tasso"; die Recension dieses Dramas, welche er in den „Göttingischen Anzeigen" veröffentlichte, stammt aber schon aus dem J. 1790, wo er noch die Absicht nicht hatte, Göthen zu gewinnen, daher finden wir denn auch noch nicht jenes unbedingte Lob, mit dem er ihn später überschüttete. Vielmehr tadelt er den Schluß als unbefriedigend und zweifelt an dem Erfolge der theatralischen Aufführung, ja er glaubt sogar, daß das Ganze selbst für den Leser kein nachhaltiges Interesse haben könne, da keine der handelnden Personen so geschildert sei, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem seinigen machen könne. Wir sind nun freilich der Ueberzeugung, daß Schlegel im Ganzen Recht hatte, allein wir sind zugleich auch überzeugt, daß er einige Jahre später ganz anders geurtheilt haben würde. Die Anzeigen der „Römischen Elegien" (1796) und von „Hermann und Dorothea" in der „Jenaischen Literaturzeitung" (1796 u. 1797) gehen schon auf die höchste Verherrlichung Göthe's aus. Er hat allerdings bei der Beurtheilung dieser herrlichen Dichtungen den richtigen Punkt getroffen; er hat in der ersten auf die wahre Natur der Elegie aufmerksam gemacht, und in der zweiten vortreffliche Bemerkungen über das Epos gegeben, und namentlich mit glücklichem Scharfsinn dargethan, daß jedes epische Gedicht einen nationalen Stoff wählen müsse. Es sind diese Beurtheilungen Muster von Kritiken; aber wenn wir auch alles Lob, das er den Göthe'schen Dichtungen ertheilt, unbedingt unterschreiben müssen, können wir doch nicht verkennen, daß der Verfasser bei seiner Arbeit nicht bloß aus reiner Begeisterung für den Dichter sprach, sondern noch einen Nebenzweck hatte, den nämlich, welchen wir schon oben bezeichnet haben. Göthe war aber viel zu klug, als daß er sich durch dieses Lob der Romantiker hätte von Schiller entfremden lassen, und so wurden dieselben nach und nach kühler gegen ihn, ohne daß sie es jedoch gewagt hätten, ihm feindlich entgegenzutreten. Wie sie sich aber allmählich von ihm entfernten, bemerkt man schon in A. W. Schlegels Aufsatz „Ueber Shakspeare" und auch, wenn zwar nur in leisen Andeutungen, in der Abhandlung über „Romeo und Julia", die beide in den „Horen" standen. Ganz deutlich wurde dies aber, als die Romantiker den jungen Tieck, wenn auch nicht ausdrücklich, doch verständlich genug, Göthen entgegenzusetzen suchten. Dies geschah namentlich in der Beurtheilung der „Volksmärchen", welche er in das „Athenäum" einrückte. Den Kampf gegen Schiller begann er in den „Charakteristiken und Kritiken" (2 Thle. Königsb. 1801) mit dem Aufsatz über Bürger, worin A. W. Schlegel diesen Dichter gegen die allerdings einseitige und schroffe Beurtheilung Schillers in Schutz nahm. Wenn wir aber im Allgemeinen anerkennen müssen, daß Schlegel Recht hatte und Schiller Unrecht, so fühlen wir doch auch, daß er, wie bei jenen Beurtheilungen Göthe's, wiederum einen Nebenzweck hatte oder vielmehr, daß es ihm nicht sowohl daran lag, Bürger zu rechtfertigen, als Schiller zu bekämpfen. Und so ist seine bekannte Kritik Matthissons im „Athenäum" wohl auch vorzüglich aus der Absicht hervorgegangen, Schillers Beurtheilung dieses Dichters als unhaltbar darzustellen.

Diese Kritiken Schlegels durften nicht übergangen werden, weil sie wirklich einflußreich wurden, weil die Einen den Grund zur späteren Vergötterung Göthe's legten, die Andern Tiecks Einfluß begründeten und das Hervortreten der romantischen Poesie einleiteten, und weil endlich die gegen Schiller gerichteten Recensionen die Abneigung erklären, welche die Romantiker gegen den großen Dichter stets zur Schau trugen. Wir erkennen in dieser Abneigung nämlich die leider selbst bei höheren Geistern nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Schüler stets am unduldsamsten gegen seinen Lehrer und Meister ist, wenn er denselben überholt zu haben glaubt. Schlegels Verhältniß zu Schiller ist von derselben Art, wie Fichte's Verhältniß zu Kant, Schellings zu Fichte, Hegels zu Schelling.

Schlegels Hauptwerk, die Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur" (3 Thle. Heidelb. 1809) wird bei allen seinen Mängeln, die namentlich aus seiner romantischen Theorie hervorgehen, immer ein höchst bedeutendes und lehrreiches Werk bleiben, das man stets mit Nutzen lesen wird, wenn man es nur mit gehöriger Vorsicht gebraucht. Es ist, was die Form und die Sprache betrifft, durchaus meisterhaft und ein neuer Beweis, daß auch die Deutschen wissenschaftliche Gegenstände gründlich und zugleich geschmackvoll behandeln können, und eine schöne

Darstellung keineswegs mit der Gründlichkeit unvereinbar ist. Das ganze Werk beruht namentlich auf dem Unterschied zwischen klassischer oder antiker und romantischer oder moderner Poesie, einem Unterschied, der, wie wir wissen, zuerst von Schiller festgestellt wurde, den aber die Romantiker dahin bestimmten, daß das Wesen der modernen Kunst in der christlichen Anschauungsweise liege, wogegen Nichts einzuwenden wäre, wenn sie nicht das christliche Element zu beschränkt aufgefaßt und dasselbe auf seine Erscheinung und Ausbildung während des Mittelalters eingegränzt hätten. Auch Schlegel geht von dieser vorgefaßten Meinung aus, und beurtheilt die Kunstwerke nach derselben, statt in dieselben einzudringen und ihre Bedeutung aus ihnen selbst zu erkennen. Er hat namentlich darin gefehlt, daß er bei den modernen Völkern die Nationalität zu wenig in Anschlag bringt, worin ihm Herder als Vorbild hätte dienen sollen. Seine Definitionen sind meist unrichtig, schwankend, dunkel und verlieren sich oft in leere Declamation. Wenn aber die Grundlage des Werks und die Methode als verfehlt bezeichnet werden muß, so ist dagegen das Einzelne meist vortrefflich. Wenn er auch im Ganzen auf den Schultern seiner Vorgänger, namentlich Lessings und Schillers steht, so hat er doch auch nicht geringes selbstständiges Verdienst und manche Abschnitte dürfen als durchaus gelungen bezeichnet werden. Namentlich sind die Vorlesungen hervorzuheben, in denen er das Drama der Griechen, der Spanier und der Engländer bespricht, und insbesondre sind seine Bemerkungen über Shakspeare von großer Wichtigkeit. Dagegen ist er in seiner Darstellung des französischen Theaters einseitig, noch viel einseitiger als Lessing es war. Und zudem hatte dieser, wie wir wissen, wohl gute Gründe dafür, daß er das französische Drama so streng beurtheilte, er wollte die deutsche Kunst zur Selbstständigkeit und nationalen Entwickelung leiten. Schlegel ließ sich dagegen bei seiner Beurtheilung nur von seinen romantischen Grillen leiten, die ihn zur höchsten Ungerechtigkeit verführen mußten. Selbst Molière wird von ihm nicht anerkannt, ja sein Tadel dieses großen Dichters entbehrt so sehr aller innern Begründung, daß Göthe darin noch etwas mehr erblickte, als unrichtige Auffassung. „Einem Menschen wie Schlegel", sagte Göthe zu Eckermann, „ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat; er kann ihn nicht ausstehen. Der „Mysanthrop", den ich als eines meiner liebsten Stücke in der Welt immer wieder lese, ist ihm zuwider. Den „Tartuffe" lobt er gezwungener Weise ein Bischen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab, so viel er nur kann. Daß Molière die Affectation gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie Einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn selbst lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte." Wenn wir diese Bemerkung auch nur für einen geistreichen Einfall ansehen wollen, so ist es dagegen jedenfalls sicher, daß sich Schlegel aus persönlichem Haß zu seinen ungerechten Urtheilen über Schillers dramatische Werke hat verleiten lassen, so wie es jedem unbefangenen Leser höchlich auffallen muß, daß er ihn überall unerwähnt läßt, wo er ihn wegen seines unermeßlichen Einflusses auf die geistige, künstlerische und nationale Entwickelung des Volks vor Allen hätte nennen sollen.

Noch haben wir einen Blick auf Schlegels Arbeiten über die bildende Kunst zu werfen. Er beurkundet darin einen fein gebildeten Geschmack und richtige Ansichten, wenn er nicht von seiner romantischen Anschauungsweise befangen ist. Wir erwähnen seine Abhandlung „Ueber das Verhältniß der schönen Kunst zur Natur" (1808), seinen Aufsatz über den Maler „Johann von Fiesole" (1817), das Gespräch „Die Gemälde", welches er zuerst im „Athenäum" veröffentlichte, sein „Schreiben an Göthe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler" (1805) u. A. m., worin wir namentlich seine feine und scharfe Beurtheilung einzelner Kunstwerke bewundern. Aber oft verleitet ihn seine vorgefaßte Meinung zu den unrichtigsten, ja man möchte sagen albernsten Sätzen, wie z. B., wenn er in den „Gemälden" behauptet, daß die große Geschichtsmalerei in keinem protestantischen Lande blühen könne.

Aus den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur".

Die drei Hauptgattungen der Poesie überhaupt sind die epische, die lyrische und die dramatische. Alle übrigen Nebenarten lassen sich entweder nach ihrer Verwandtschaft einer von diesen unterordnen und daraus ableiten, oder sie sind als Mischungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit auffassen wollen, so gehen wir auf die Gestalt zurück, worin sie sich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt sich auf die Geschichte der griechischen Poesie am bequemsten anwenden: denn die Letztere ist, so zu sagen, systematisch; sie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entsprechenden Beyspiele am urkundlichsten dar.

Es ist merkwürdig, daß bey der epischen und lyrischen Poesie keine solche Spaltung in zwey entgegengesetzte Arten Statt findet, wie bey der dramatischen. Man hat zwar die sogenannte scherzhafte Epopöe als eine eigene Gattung aufgestellt, es ist aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin besteht, daß man die in jenem herrschende, feyerlich abgemessene Entfaltung, die nur großen Gegenständen zu geziemen scheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyrischen Poesie finden nur Grade und Abstufungen Statt, zwischen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegensetzung.

Der Geist des epischen Gedichts, wie wir ihn in dessen Vater Homer erkennen, ist klare Besonnenheit. Das Epos ist eine ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Der Dichter erzählt sowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth, und hält sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserem Gemüthe.

Das lyrische Gedicht ist der musikalische Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Wesen der musikalischen Stimmung besteht darin, daß wir irgend eine Regung, sey sie nun an sich erfreulich oder schmerzlich, mit Wohlgefallen festzuhalten, ja innerlich zu verewigen suchen. Die Empfindung muß also schon in dem Grade gemildert seyn, daß sie uns nicht durch Streben nach der Lust oder Flucht vor dem Schmerz über sich selbst hinausreiße, sondern daß wir, unbekümmert um den Wechsel, welchen die Zeit herbey führt, in einem einzelnen Augenblicke unseres Daseyns einheimisch werden wollen.

Der dramatische Dichter stellt uns zwar auch, wie der epische, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich

und gegenwärtig. Er nimmt unsere Theilnahme dabey in Anspruch, aber nicht so genügsam wie der lyrische Dichter, sondern weit unmittelbarer als dieser will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bey dem Anblicke der Handlungen und Schicksale wirklicher Menschen in uns wirksam sind, und will diese Regungen erst durch die Gesammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmonischen Stimmung auflösen. Da er dem Leben so nahe tritt, ja seine Dichtung ganz darin zu verwandeln sucht, so würde bey ihm der Gleichmuth des epischen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß sich für eine der Hauptansichten von den Beziehungen des menschlichen Daseyns entscheiden, und seine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partey zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachsten und verständlichsten Ausdruck zurückführe: das Tragische und Komische verhalten sich zu einander wie Ernst und Scherz; Jedermann kennt diese beyden Richtungen des Gemüths aus eigener Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Wesen ist, und woher sie entspringen, das dürfte eine tiefe philosophische Untersuchung erfordern. Beyde tragen zwar das Gepräge unserer gesammten Natur an sich; aber der Ernst gehört mehr ihrer sittlichen, der Scherz ihrer sinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe sind eigentlich weder des Ernstes noch des Scherzes fähig. Die Thiere scheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären sie ernsthaft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten sie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andere Male spielen sie, d. h. sie überlassen sich zwecklos der Lust des Daseyns: aber sie haben nicht das Bewußtseyn davon, welches beyde Zustände erst zu wahrem Ernst und Scherz erheben würde. Dem Menschen allein, unter allen Geschöpfen, die wir kennen, ist der Rückblick auf die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieses erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernst im weitesten Sinne genommen, ist die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein sobald wir uns Rechenschaft von unserem eigenen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft, diesen Zweck wieder auf höhere, und so endlich auf den höchsten allgemeinen Zweck unseres Daseyns zu beziehen: und hier bricht sich die unserem Wesen inwohnende Foderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen sind. Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde, den jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegenführt; im glücklichsten Falle, wenn ein Mensch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, steht ihm doch bevor, Alles, was ihm hier werth war, verlassen zu müssen, oder davon verlassen zu werden. Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern seines Verlustes. Wenn wir aber die Beziehungen unseres Daseyns bis an die äußerste Gränze der Möglichkeiten überschauen, wenn wir dessen ganze Abhängigkeit von einer unübersehlichen Verkettung der Ursachen und Wirkungen erwägen: wie wir schwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und streitender Begierden an die Küste einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichsam bey der Geburt schon schiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuschungen ausgesetzt sind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenschaft unsern eigenen Feind im Busen tragen; wie jeder Augenblick im Nahmen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag uns alles schwer erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Besitzes die Gefahr des Verlustes steigt, und wir den Tücken des feindseligen Zufalles nur um so mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verschlossene Gemüth von einer unaussprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr giebt, als das Bewußtseyn eines über das Irdische hinausgehenden Berufs. Dies ist die tragische Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiste heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendsten Beyspiele von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabey oder bewiesener Seelenstärke, in der Darstellung durchdringt und beseelt, dann entsteht tragische Poesie. Hieraus erhellet schon zum Theil, wie diese in unserer Natur gegründet ist, und bis auf einen gewissen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir so traurige Darstellungen lieben, ja etwas tröstliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bey tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Dissonanzen dieses Innern, welche die Poesie nicht wegräumen kann, soll sie wenigstens idealische Auflösung darzubieten versuchen.

So wie der Ernst, auf den höchsten Grad gesteigert, das Wesen der tragischen Darstellungsart ist, so der Scherz der komischen. Die Stimmung zum Scherz ist ein Vergessen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlseyns. Man ist dann geneigt, alles nur spielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu lassen. Die Unvollkommenheiten der Menschen und ihre Misverhältnisse unter einander sind dann nicht mehr ein Gegenstand der Misbilligung und des Bedauerns, sondern diese wunderlichen Gegensätze unterhalten den Verstand und ergötzen die Phantasie. Der Dichter muß daher in der komischen Darstellung alles entfernt halten, was sittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen seiner Menschen erregen kann, weil wir sonst unfehlbar in den Ernst zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Wesen entsprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth schildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dies ist immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch schon eine Mischung von Ernst ist, wie ich in der Folge zeigen werde. Die älteste Komödie der Griechen aber war durchaus scherzhaft, und bildete dadurch den vollkommensten Gegensatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charakter und Lagen einzelner Menschen wurden in einem Gemählde des Wirklichen komisch aufgefaßt, sondern die gesammte gesellige Verfassung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurde mit scherzender Willkühr phantastisch geschildert.

Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling.

Die von Kant begonnene, von Fichte fortgeführte philosophische Bewegung erreichte durch einen Schüler des letztern ihren höchsten Grad, was vorzüglich zwei Umständen zuzuschreiben ist, erstlich, daß die Zeit, in welcher er wirkte, vorzüglich für die philosophische Speculation geeignet war, da die fremde Unterdrückung alles äußere Leben zurückgedrängt hatte, und zweitens, daß der Verkündiger der neuen Lehre bei seinen Forschungen der Phantasie einen unermeßlichen Spielraum zugestand, wodurch nicht Wenige gewonnen wurden, die sich von den strengen Abstractionen hätten zurückschrecken lassen.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, geb. am 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen, bezog nach vollendeten Schuljahren, zuerst in Tübingen, dann kurze Zeit in Leipzig, zuletzt in Jena, die Universität. Er hatte sich zunächst der Medicin gewidmet, doch wandte er sich bald, namentlich von Fichte's hinreißenden Vorträgen angezogen, zum Studium der Philosophie. Er wurde schon im J. 1798 zum außerordentlichen Professor der Philosophie



und 1800 zum ordentlichen Professor als Nachfolger Fichte's ernannt. Im J. 1803 nahm er einen Ruf als Professor der Philosophie in Würzburg an; als aber 1807 das Land von Bayern abgetreten wurde, ging er nach München als Mitglied der Akademie; 1808 erhielt er die Stelle eines Generalsecretairs bei der Akademie der bildenden Künste und wurde geadelt. Eine Zwistigkeit mit dem Präsidenten veranlaßte ihn, München zu verlassen; er wendete sich nach Erlangen, wo er eine Zeitlang Vorlesungen über Philosophie hielt. Zwar wurde er im J. 1823 seines Amtes entlassen, als aber 1827 die neue Universität gegründet wurde, und man sie durch die Berufung bedeutender Männer in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft zu heben suchte, wurde er zum Professor der Philosophie an derselben mit dem Titel eines Geh. Hofraths ernannt; bald darauf wurde er Geheimer Rath, Vorstand der Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen. Diese Stellung verließ er im J. 1841; er ging nach Berlin, wo er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war und Vorlesungen über Philosophie an der Universität hielt. Er starb zu Ragatz im Kanton St. Gallen, wohin er gegangen war, um in dem dortigen Bade Stärkung seiner geschwächten Gesundheit zu finden, am 20. August 1854.

Schelling erscheint in seinen ersten Schriften als Anhänger seines Lehrers Fichte, dessen System er in mehreren Schriften darstellt, von denen wir nur die „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt" (Tüb. 1795) erwähnen, die er schon in seinem zwanzigsten Jahre verfaßte. Bald jedoch trat er gegen das System Fichte's auf, wozu ihn insbesondre das Studium Spinoza's veranlaßte, und er stellte ihm ein andres, das der Identitätsphilosophie, entgegen, das ihn zur Naturphilosophie führte und dessen bedeutendstes Verdienst darin liegt, daß es zur philosophischen Betrachtung der Natur anregte, indem es auf einen allgemeinen Zusammenhang aller Naturerscheinungen hinwies, das aber auch Veranlassung zu mancherlei phantastischem Treiben wurde, wie denn die Romantik sich namentlich an dasselbe anschloß und ihre Träumereien darauf gründete. Die bedeutendsten Schriften, in denen er diese neue Lehre entwickelte, sind die „Ideen zu einer Philosophie der Natur" (Leipz. 1797) und der „Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (Jena 1799). Er selbst neigte sich bald zum Mysticismus, wie aus der Schrift „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge" (Berl. 1802) deutlich genug erhellt. Noch deutlicher trat es in den „Philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände" (Tüb. 1839) hervor, in denen er die mystische Sprache Jakob Böhme's spricht. Sein System, dem sich sein Freund Hegel anschloß, erfuhr mancherlei Widerspruch; man beschuldigte ihn der Irreligiosität und des Pantheismus; er vertheidigte sich gegen diese und andere Angriffe in dem mit Hegel herausgegebenen „Kritischen Journal der Philosophie" (2 Bde. Tüb. 1801—3) auf oft unwürdige und beleidigende Weise, indem er meist, statt die Gegengründe einfach zu entwickeln, mit vornehmer Anmaßung behauptete, daß seine Gegner unfähig seien, seinen Speculationen zu folgen. Nachdem Schelling beinahe zwanzig Jahre lang still geschwiegen, und Hegel während dieser Zeit ein neues System geschaffen hatte, das die andern vollständig zurückdrängte, sprach er sich in der Vorrede zu einer Uebersetzung von Cousins Abhandlung über französische und deutsche Philosophie (1834) in seiner übermüthigen Weise mit Geringschätzung über Hegel aus, den er während seines Lebens nicht gewagt hatte, offen anzugreifen; zugleich wurde durch seine Freunde und Schüler bekannt, daß er unterdessen ein neues System aufgestellt habe, welches alle vorhergehenden, auch die seinigen, vollständig vernichten würde. Doch wurde davon Nichts bekannt, bis er endlich in Berlin durch seine Vorlesungen über Philosophie der Mythologie und Philosophie das große Geheimniß enthüllte, das übrigens erst dann allgemeiner bekannt wurde, als Paulus in Heidelberg ein von einem Zuhörer Schellings wörtlich nachgeschriebenes Heft unter dem Titel „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung" (Darmst. 1843) herausgab. Beinahe alle Urtheile stimmten darin überein, daß die neue Philosophie den großen Erwartungen, die man sich davon gemacht, keineswegs entsprochen habe, und daß sie, wie seine früheren Systeme, in der That nur ein Spiel der Phantasie sei, daß es ihr an innerm Zusammenhang und an Beweiskraft fehle und Schelling, statt seine Sätze zu entwickeln, dieselben mit einer gewissen Anmaßung als Pro-

phetenworte hinstellte, und verlangte, daß man sie unbedingt als wahr annehme.

Von Schellings Schriften sind nur drei, welche, als für ein größeres Publikum bestimmt, in den Kreis unserer Betrachtung fallen. Die erste, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Stuttg. u. Tüb. 1803), hat bei ihrem Erscheinen und noch lange nachher nicht bloß Beifall, sondern förmliche Begeisterung erregt, und Schlosser, den wir keiner Parteilichkeit für die deutschen Philosophen beschuldigen können, nennt dieses Buch in der „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts" eines der nützlichsten unserer philosophischen Literatur. Wir wollen dieses Urtheil keineswegs bestreiten; aber wir glauben nicht, daß es dadurch nützlich wird, wodurch es nützen will, sondern auf eine ganz andere, untergeordnete Weise. Es ist nämlich kein Buch so sehr geeignet, die Gefühle und die Phantasie des jungen Lesers zu erregen, als dieses; es setzt ihn bald, mag er die einleitenden Vorlesungen verstanden haben oder nicht, in denen der Verfasser die Grundzüge seines philosophischen Systems zusammenfaßt, in eine begeisterte Stimmung, die sich leicht mit einer bloß dunkeln Anschauung versöhnt und den Leser ohne Schwierigkeit über die unverständlichen oder unbewiesenen Sätze trägt. Schelling weiß in seinen Vorlesungen nämlich einen gewissen Heiligenschein um die einzelnen Wissenschaften zu verbreiten, sie gleichsam als Seiten einer gewissen Offenbarung hinzustellen, wodurch der Jüngling, der sich mit ihnen zu beschäftigen beginnt und ihnen sein Leben zu widmen gesonnen ist, mit Stolz über das Studium seiner Wahl erfüllt wird und Dank und Bewunderung für den Mann empfindet, der ihm eine so erhabene Stelle im Leben anweist. Wir wissen aus Erfahrung, daß diese Stimmung, welche eine beinahe unwiderstehliche Folge der „Vorlesungen" ist, in so fern glücklich wirkt, als sie den jungen Mann mit kräftigem Selbstbewußtsein und vor Allem mit Liebe für seine Studien erfüllt; aber wir wissen auch, daß die „Vorlesungen" in keiner Weise zu einem klaren Blick in das Wesen der verschiedenen Wissenschaften führen.

Die zweite Schrift, welche wir zu besprechen haben, ist die Rede „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur" (München 1807), welche ebenfalls mit Jubel begrüßt wurde, über die wir jedoch kein günstigeres Urtheil fällen können, als über die vorher besprochene. Denn bei näherer Prüfung ergibt sich klar, daß Schelling darin nichts Neues vorgebracht hat, daß die bedeutendsten Sätze, auf welche sich seine Untersuchung gründet, schon durch Lessing, Winckelmann und Herder ausgesprochen worden waren, und daß er sie nur in die Sprache seiner Philosophie eingekleidet hat, wodurch sie keineswegs an Klarheit gewonnen haben. Doch vergaß er nicht, auf seine Vorgänger mit Geringschätzung herabzuschauen, und von ihnen zu behaupten, daß sie die Wahrheit nicht erkannt hätten, die sich ihm allein offenbart habe. Aehnliches gewahren wir auch in einer dritten Schrift, der Rede „Ueber den Nutzen der Wissenschaften für den Staat", in welcher wir unter Anderm manche Herdersche Ideen wiedererkennen. Wir machen ihm keinen Vorwurf, daß er alte, ewig geltende Wahrheiten wieder von Neuem vorträgt; eben weil sie ewig sind, müssen sie auch ewig wiederholt werden. Eben so wenig wäre zu tadeln, daß er dieselben in neuem Gewande darstellt, da sie dadurch nur um so eindringlicher gemacht werden. Aber das können wir nicht gut finden, daß er seine Vorgänger entweder verschweigt, oder daß er ihr Verdienst zu schmälern sucht und sie mit anmaßender Geringschätzung behandelt, so Kant in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" und Winckelmann in der Rede „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur".

Was nun endlich Schellings Darstellung und Sprache betrifft, abgesehen von der schulmäßigen Form derselben, die jedoch in den genannten Schriften zum Theil mit Glück überwunden wird, so strebt sie allzusehr nach poetischem Schmuck, was uns mit der ernsten Behandlung eines wissenschaftlichen Gegenstandes unvereinbar erscheint. Ganz unverträglich ist mit einem solchen Zweck die Anhäufung von Bildern und Metaphern, die eher geeignet sind, die Begriffe zu verdunkeln als aufzuhellen. Ueberhaupt leidet (wir wiederholen, was wir schon vor Jahren ausgesprochen haben) die ganze Darstellung Schellings daran, daß der Gedanke sich im Ausdruck nicht scharf ausprägt, dieser vielmehr unbestimmt ist, und in seiner Unbestimmtheit verschwindet.

Aus der ersten „Vorlesung über die Methode des akademischen Studiums".

Lassen Sie mich alles, was doch blos Einleitung, Vorbereitung seyn könnte, abkürzen und gleich unmittelbar zu dem Einen gelangen, wovon unsre ganze folgende Untersuchung abhängig seyn wird, und ohne das wir keinen Schritt zur Auflösung unserer Aufgabe thun können. Es ist die Idee des an sich selbst unbedingten Wissens, welches schlechthin nur Eines und in dem auch alles Wissen nur Eines ist, desjenigen Urwissens, welches nur auf verschiedenen Stufen der erscheinenden idealen Welt sich in Zweige zerspaltend, in den ganzen unermeßlichen Baum der Erkenntniß sich ausbreitet. Als das Wissen alles Wissens muß es dasjenige seyn, was die Foderung oder Voraussetzung, die in jeder Art desselben gemacht wird, aufs vollkommenste und nicht nur für den besondern Fall, sondern schlechthin allgemein erfüllt und enthält. Man mag nun diese Voraussetzung als Uebereinstimmung mit dem Gegenstande, als reine Auflösung des Besondern in's Allgemeine oder wie immer ausdrücken, so ist diese weder überhaupt, noch in irgend einem Falle ohne die höhere Voraussetzung denkbar, daß das wahre Ideale allein und ohne weitere Vermittlung auch das wahre Reale und außer jenem kein anderes sey. Wir können diese wesentliche Einheit selbst in der Philosophie nicht eigentlich beweisen, da sie vielmehr der Eingang zu aller Wissenschaftlichkeit ist; es läßt sich nur eben dieß beweisen, daß ohne sie überhaupt keine Wissenschaft sey, und es läßt sich nachweisen, daß in allem, was nur Anspruch macht, Wissenschaft zu seyn, eigentlich diese Identität oder dieses gänzliche Aufgehen des Realen im Idealen beabsichtigt werde.

Bewußtlos liegt diese Voraussetzung allem dem, was die verschiedenen Wissenschaften von allgemeinen Gesetzen der Dinge oder der Natur überhaupt rühmen, so wie ihrem Bestreben nach Erkenntniß derselben zu Grunde. Sie wollen, daß das Concrete und das in besondern Erscheinungen Unburchdringliche sich für sie in die reine Evidenz und die Durchsichtigkeit einer allgemeinen Vernunfterkenntniß auflöse. Man läßt diese Voraussetzung in den beschränkteren Sphären des Wissens und für den

einzelnen Fall gelten, wenn man sie auch allgemein und absolut, wie sie von der Philosophie ausgesprochen wird, weder verstehen, noch eben deswegen zugeben sollte.

Mehr oder weniger mit Bewußtseyn gründet der Geometer seine Wissenschaft auf die absolute Realität des schlechthin Idealen, der, wenn er beweist: daß in jedem möglichen Dreyeck alle drey Winkel zusammen zweyen rechten gleich sind, dieses sein Wissen nicht durch Vergleichung mit concreten oder wirklichen Triangeln, auch nicht unmittelbar von ihnen, sondern von dem Urbild beweist: er weiß dieß unmittelbar aus dem Wissen selbst, welches schlechthin = ideal, und aus diesem Grunde auch schlechthin = real ist. Aber wenn man auch die Frage nach der Möglichkeit des Wissens auf die des bloß endlichen Wissens einschränken wollte, so wäre selbst die Art empirischer Wahrheit, welche dieses hat, nimmer durch irgend ein Verhältniß zu Etwas, das man Gegenstand nennt, — denn wie könnte man zu diesem anders als immer nur durch das Wissen hindurchkommen? — es wäre also überhaupt nicht begreiflich, wenn nicht jenes an sich Ideale, das in dem zeitlichen Wissen nur der Endlichkeit eingebildet erscheint, die Realität und die Substanz der Dinge selbst wäre.

Aber eben diese erste Voraussetzung aller Wissenschaften, jene wesentliche Einheit des unbedingt Idealen und des unbedingt Realen ist nur dadurch möglich, daß dasselbe, welches das eine ist, auch das andere ist. Dieses aber ist die Idee des Absoluten, welche die ist: daß die Idee in Ansehung seiner auch das Seyn ist. So daß das Absolute auch jene oberste Voraussetzung des Wissens und das erste Wissen selbst ist.

Durch dieses erste Wissen ist alles andre Wissen im absoluten und selbst absolut. Denn obwohl das Urwissen in seiner vollkommenen Absolutheit ursprünglich nur in jenem, als dem Absolut-Idealen, wohnt, ist es doch uns selbst als das Wesen aller Dinge und der ewige Begriff von uns selbst eingebildet, und unser Wissen in seiner Totalität ist bestimmt, ein Abbild jenes ewigen Wissens zu seyn. Es versteht sich, daß ich nicht von den einzelnen Wissenschaften rede, welche und in wie fern sie sich von dieser Totalität abgesondert und von ihrem wahren Urbild entfernt haben. Allerdings kann nur das Wissen in seiner Allheit der vollkommene Reflex jenes vorbildlichen Wissens seyn, aber alles einzelne Wissen und jede besondere Wissenschaft ist in diesem Ganzen als organischer Theil begriffen; und alles Wissen daher, das nicht mittelbar oder unmittelbar, und sey es durch noch so viele Mitglieder hindurch, sich auf das Urwissen bezieht, ist ohne Realität und Bedeutung.

Von der Fähigkeit, alles, auch das einzelne Wissen, in dem Zusammenhang mit dem ursprünglichen und Einen zu erblicken, hängt es ab, ob man in der einzelnen Wissenschaft mit Geist und mit derjenigen höhern Eingebung arbeite, die man wissenschaftliches Genie nennt. Jeder Gedanke, der nicht in diesem Geiste der Ein- und Allheit gedacht ist, ist in sich selbst leer und verwerflich; was nicht harmonisch einzugreifen fähig ist in dieses treibende und lebende Ganze, ist ein todter Absatz, der nach organischen Gesetzen früher oder später ausgestoßen wird, und freylich giebt es auch im Reiche der Wissenschaft geschlechtslose Bienen genug, die, weil ihnen zu produciren versagt ist, durch anorganische Absätze nach außen, ihre eigene Geistlosigkeit in Abdrücken vervielfältigen.

Indem ich jene Idee von der Bestimmung alles Wissens ausgesprochen habe, habe ich von der Würde der Wissenschaft an sich selbst nichts mehr hinzuzufügen: keine Norm der Ausbildung oder der Aufnahme der Wissenschaft in sich selbst, die ich in dem folgenden aufstellen kann, wird aus einem andern Grunde als dieser Einen Idee fließen.

Von Pythagoras erzählen die Geschichtschreiber der Philosophie, daß er den bis auf seine Zeit gangbaren Namen der Wissenschaft, σοφια, zuerst in den der φιλοσοφια, der Liebe zur Weisheit, verwandelt habe, aus dem Grunde, weil außer Gott niemand weise sey. Wie es sich mit der historischen Wahrheit dieses Berichts verhalte, so ist doch in jener Umänderung selbst, wie in dem angegebenen Grund anerkannt: daß alles Wissen ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen, eine Theilnahme an demjenigen Urwissen sey, dessen Bild das sichtbare Universum und dessen Geburtsstätte das Haupt der ewigen Macht ist. Nach derselbigen Ansicht, da alles Wissen nur Eines ist, und jede Art desselben nur als Glied eintritt in den Organismus des Ganzen, sind alle Wissenschaften und Arten des Wissens Theile der Einen Philosophie, nämlich des Strebens, an dem Urwissen Theil zu nehmen.

Alles nun, was unmittelbar aus dem Absoluten als seiner Wurzel stammt, ist selbst absolut, demnach ohne Zweck außer sich, selbst Zweck. Das Wissen, in seiner Allheit, ist aber die eine, gleichabsolute, Erscheinung des Einen Universum, von dem das Seyn oder die Natur die andre ist. Im Gebiet des Realen herrscht die Endlichkeit, im Gebiet des Idealen die Unendlichkeit; jenes ist durch Nothwendigkeit das, was es ist, dieses soll es durch Freyheit seyn. Der Mensch, das Vernunftwesen überhaupt, ist hingestellt, eine Ergänzung der Welterscheinung zu seyn: aus ihm, aus seiner Thätigkeit soll sich entwickeln, was zur Totalität der Offenbarung Gottes fehlt, da die Natur zwar das ganze göttliche Wesen, aber nur im Realen empfängt; das Vernunftwesen soll das Bild derselben göttlichen Natur, wie sie an sich selbst ist, demnach im Idealen ausdrücken.

Wir haben gegen die Unbedingtheit der Wissenschaft einen sehr gangbaren Einwurf zu erwarten, dem wir einen höhern Ausdruck leihen wollen, als er gewöhnlich annimmt, nämlich: daß von jener in der Unendlichkeit zu entwerfenden Darstellung des Absoluten das Wissen selbst nur ein Theil, in ihr wieder nur als Mittel begriffen sey, zu dem sich das Handeln als Zweck verhalte.

Handeln, Handeln! ist der Ruf, der zwar von vielen Seiten ertönt, am lautesten aber von denjenigen angestimmt wird, bey denen es mit dem Wissen nicht fort will.

Es hat viel Empfehlendes für sich, zum Handeln aufzufordern. Handeln, denkt man, kann jeder, denn dieß hängt nur vom freyen Willen ab. Wissen aber, besonders philosophisches, ist nicht jedermanns Ding, und, ohne andere Bedingungen, auch mit dem besten Willen nichts darin auszurichten.

Wir stellen die Frage über den vorliegenden Einwurf gleich so: Was mag das für ein Handeln seyn, zu dem sich das Wissen als Mittel, und das für ein Wissen, welches sich zum Handeln als dem Zweck verhält?

Welcher Grund, überhaupt nur der Möglichkeit einer solchen Entgegensetzung läßt sich aufzeigen?

Wenn die Sätze, die ich hier in Anregung bringen muß, nur in der Philosophie ihr vollkommenes Licht von allen Seiten erhalten können, so verhindert dies nicht, daß sie wenigstens für die gegenwärtige Anwendung verständlich seyen. Wer nur überhaupt die Idee des Absoluten gefaßt hat, sieht auch ein, daß in ihm nur Ein Grund möglicher Entgegensetzung gedacht werden kann, und daß also, wenn überhaupt aus ihm Gegensätze begriffen werden können, alle aus jenem Einen fließen müssen. Die Natur des Absoluten ist: als das absolut Ideale auch das Reale zu seyn. In dieser Bestimmung liegen die zwey Möglichkeiten, daß es als Ideales seine Wesenheit in die Form, als das Reale, bildet, und daß es, weil diese in ihm nur eine absolute seyn kann, auf ewig gleiche Weise auch die Form wieder in das Wesen auflöst, so daß es Wesen und Form in vollkommener Durchdringung ist. In diesen zwey Möglichkeiten besteht die Eine Handlung des Urwissens; da es aber schlechthin untheilbar, also ganz und durchaus Realität und Idealität ist, so muß von dieser untrennbaren Duplicität auch in jedem Act des absoluten Wissens ein Ausdruck, und in dem, was im Ganzen als das Reale, wie in dem

was als das Ideale erscheint, beides in Eins gebildet seyn. Wie also in der Natur als Bild der göttlichen Verwandlung der Idealität in die Realität auch wieder die Umwandlung der letzten in die erste durch das Licht, und vollendet durch die Vernunft erscheint, so muß dagegen in dem, was im Ganzen als das Ideale begriffen wird, gleichfalls wieder eine reale und ideale Seite angetroffen werden, wovon jene die Idealität in der Realität, aber als ideal, diese die entgegengesetzte Art der Einheit erkennen läßt. Die erste Erscheinungsart ist das Wissen, in wie fern in diesem die Subjectivität in der Objectivität erscheint, die andere ist das Handeln, in wie fern in diesem vielmehr eine Aufnahme der Besonderheit in die Allgemeinheit gedacht wird.

Es ist hinreichend, diese Verhältnisse auch nur in der höchsten Abstraction zu fassen, um einzusehen, daß die Entgegensetzung, in welcher die beiden Einheiten innerhalb der gleichen Identität des Urwissens, als Wissen und Handeln erscheinen, nur für die bloß endliche Auffassung statt findet; denn es ist von sich selbst klar, daß wenn in dem Wissen das Unendliche sich dem Endlichen auf ideale Art, im Handeln auf gleiche Weise die Endlichkeit sich der Unendlichkeit einbildet, jede von beyden in der Idee oder dem An-sich die gleiche absolute Einheit des Urwissens ausdrücke.

Das zeitliche Wissen eben so wie das zeitliche Handeln setzt nur auf bedingte Weise und successiv, was in der Idee auf unbedingte Weise und zumal ist: deshalb erscheinen in jenem Wissen und Handeln eben so nothwendig getrennt, als sie in dieser, wegen der gleichen Absolutheit, Eines sind, wie in Gott als der Idee aller Ideen die absolute Weisheit unmittelbar dadurch, daß sie absolut ist, auch unbedingte Macht, ohne Vorausgehen der Idee als Absicht, wodurch das Handeln bestimmt wäre, demnach zugleich absolute Nothwendigkeit ist.

Es verhält sich mit diesem, wie mit allen andern Gegensätzen, daß sie nur sind, so lange jedes Glied nicht für sich absolut, demnach bloß mit dem endlichen Verstand aufgefaßt wird. Der Grund der gemachten Entgegensetzung liegt demnach allein in einem gleich unvollkommenen Begriff vom Wissen und vom Handeln, welches dadurch erhoben werden soll, daß man das Wissen als Mittel zu ihm begreift. Zu dem wahrhaft absoluten Handeln kann das Wissen kein solches Verhältniß haben; denn dieses kann, eben weil es absolut ist, nicht durch ein Wissen bestimmt seyn. Dieselbe Einheit, die im Wissen, bildet sich auch im Handeln zu einer absoluten in sich gegründeten Welt aus. Vom erscheinenden Handeln ist hier so wenig die Rede, als vom erscheinenden Wissen: eines steht und fällt mit dem andern, denn jedes hat allerdings nur im Gegensatz gegen das andere Realität.

Diejenigen, welche das Wissen zum Mittel, das Handeln zum Zweck machen, haben von jenem keinen Begriff, als den sie aus dem täglichen Thun und Treiben genommen haben, so wie denn auch das Wissen darnach seyn muß, um das Mittel zu diesem zu werden. Die Philosophie soll sie lehren, im Leben ihre Pflicht zu thun dazu bedürfen sie also der Philosophie: sie thun solche nicht aus freyer Nothwendigkeit, sondern als unterworfene eines Begriffs, den ihnen die Wissenschaft an die Hand giebt. Allgemein soll die Wissenschaft dienen: ihnen das Feld zu bestellen, die Gewerbe zu vervollkommnen oder ihre verdorbenen Säfte zu verbessern. Die Geometrie, meynen sie, ist eine schöne Wissenschaft, nicht zwar, weil sie die reinste Evidenz, der objectivste Ausdruck der Vernunft selbst ist, sondern weil sie das Feld messen und Häuser bauen lehrt, oder die Handelsschifffahrt möglich macht; denn daß sie auch zum Kriegführen dient, mindert ihren Werth, weil der Krieg doch ganz gegen die allgemeine Menschenliebe ist. Die Philosophie ist nicht einmal zu jenem und höchstens zu dem letzten-gut, nämlich gegen die seichten Köpfe und die Nützlichkeitsapostel in der Wissenschaft Krieg zu führen, und darum auch im Grunde höchst verwerflich.

Die den Sinn jener absoluten Einheit des Wissens und Handelns nicht fassen, bringen dagegen solche Popularitäten vor, daß, wenn das Wissen mit dem Handeln Eins wäre, dieses immer aus jenem folgen müßte, da man doch sehr gut das Rechte wissen könne, ohne es deswegen zu thun, und was dergleichen mehr ist. Sie haben ganz Recht, daß das Handeln aus dem Wissen nicht folge, und sie sprechen eben in jener Reflexion aus, daß das Wissen nicht Mittel des Handelns sey. Sie haben nur darin Unrecht, eine solche Folge zu erwarten. Sie begreifen keine Verhältnisse zwischen Absoluten; nicht, wie jedes Besondre für sich unbedingt seyn kann, und machen das eine im Verhältniß des Zwecks so gut wie das andere im Verhältniß des Mittels zu einem Anhängigen.

Wissen und Handeln können nie anders in wahrer Harmonie seyn, als durch die gleiche Absolutheit. Wie es kein wahres Wissen giebt, welches nicht mittelbar oder unmittelbar Ausdruck des Urwissens ist, so kein wahres Handeln, welches nicht, und wär' es durch noch so viele Mitglieder, das Urhandeln und in ihm das göttliche Wesen ausdrückt. Diejenige Freyheit, die man in dem empirischen Handeln sucht, oder zu erblicken glaubt, ist eben so wenig wahre Freyheit und eben so Täuschung, wie die Wahrheit, die im empirischen Wissen. Es giebt keine wahre Freyheit, als durch absolute Nothwendigkeit, und zwischen jener und dieser ist selbst wieder das Verhältniß, wie zwischen absolutem Wissen und absolutem Handeln.

Karl Wilhelm Freiherr v. Humboldt.



Wenn auch weit weniger berühmt und von weitaus beschränkterem Einflusse als sein Bruder, verdient Wilhelm von Humboldt doch die größte Beachtung und Anerkennung; er ist in seinem Kreise wohl eben so bedeutend, als jener in dem seinigen, und er entwickelt eben so großartige und für die Geschichte wie für die Sprachkunde fruchtbare Ideen.

Karl Wilhelm Freiherr v. Humboldt, geb. zu Potsdam am 22. Juni 1767, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte sodann, gründlich vorbereitet, die Hochschule Göttingen, machte am Anfang der französischen Revolution im August 1789 eine Reise nach Paris mit Campe, der eine Zeitlang der Erzieher seines Bruders gewesen war. Von dort ging er nach Mainz zu G. Forster, reiste dann nach der Schweiz, und hielt sich, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, längere Zeit in Erfurt, wo er mit Dalberg bekannt wurde, und in Weimar auf. Im J. 1790 wendete er sich wieder nach Berlin, um sich auf ein Staatsamt vorzubereiten, und erhielt auch bald den Titel eines Legationsraths, worauf er nach Thüringen zurückkehrte, und sich mit einer vertrauten Freundin von Schillers Gattin vermählte, wodurch er mit diesem in nahe Berührung kam, aus der sich die wärmste Freundschaft entwickelte. Abwechselnd auf den Gütern seiner Frau, in Erfurt und Jena lebend, führte er im Umgange mit Schiller, Göthe, seinem Bruder, den beiden Schlegel, Reinhold und Fichte ein höchst angenehmes, geistig regsames Leben. Gegen das Ende des Jahres 1797 ging er wieder nach Paris, wo er sich des Umgangs des Grafen v. Schlabrendorf, der Frau von Staël und vieler andern bedeutenden Personen erfreute und seine Muße zu wissenschaftlichen Studien, namentlich der Sprache und Kunst, benutzte. Im J. 1799 bereiste er Spanien, wo er bis zum Anfang des folgenden Jahres verweilte, und besonders das merkwürdige Biscaya genau kennen lernte. Anfangs 1800 kehrte er nach Paris zurück und ging 1801 nach Berlin, das er jedoch schon 1802 wieder verließ, da er zum Ministerresidenten in Rom ernannt worden war. Dort schloß er sich an die bedeutendsten deutschen Künstler Rauch, Tieck, Schinkel und Andere, auch an Canova und Thorwaldsen an, und widmete seine freie Zeit vorzüglich dem Studium des Alterthums und der amerikanischen Sprachen. Indessen war er zum außerordentlichen Gesandten ernannt worden, und da er während seines Aufenthalts in Rom seine großen Fähigkeiten als Staatsmann zu zeigen Gelegenheit gehabt hatte, wurde er Ende 1808 als Staatsrath im Ministerium des Innern und Dirigent der Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts ernannt, in welcher Stelle er von 1809 bis 1810 höchst segensreich wirkte. Ihm verdankte Preußen vielfache Verbesserungen im Schulwesen, die Einführung der Pestalozzischen Methode und des Turnens, so wie die Gründung der Universität Berlin, für welche er die bedeutendsten Männer der Zeit, Schleiermacher, Wolf, Fichte, Savigny, Böckh, Marheineke, de Wette u. A. m. gewann. Da er jedoch die diplomatische Laufbahn vorzog, nahm er 1810 die Ernennung zum Gesandten nach Wien an, wo er wiederum einen Kreis der trefflichsten oder bedeutendsten Männer um sich sammelte, zugleich aber auch wissenschaftlich thätig war. Im J. 1813 entwickelte er große Thätigkeit, um den Anschluß Oesterreichs an die Sache der Verbündeten zu bewerkstelligen; später begleitete er das Heer, und war Bevollmächtigter Preußens auf dem Congresse zu Chatillon, nahm dann zu Paris lebhaften Antheil an den Verhandlungen des Friedens, den er auch am 30. Mai 1814 mit unterzeichnete. Nach einem kurzen Aufenthalt in England, wohin er die Monarchen begleitet hatte, ging er nach Wien zum Congresse, wo er Deutschland von jeglichem Einflusse, also auch vom russischen, zu befreien suchte. Als daher Humboldt den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens beiwohnte, stellte Kaiser Alexander die Forderung, daß man ihm Nichts von den Verhandlungen über die heilige Allianz mittheile, bis sie abgeschlossen seien, weil er befürchtete, daß der scharfblickende Staatsmann die mit diesem Bunde verbundene Gefahr für Deutschland erblicken und ihn hintertreiben würde. Er nahm hierauf Theil an verschiedenen diplomatischen und andern Staatsgeschäften, bei welchen er sich die Abneigung des Kanzlers Fürsten von Hardenberg zuzog, der ihn als Gesandten nach London schickte. Da er jedoch das Klima nicht vertragen konnte, bat er um seine Zurückberufung, worauf er dem Aachner Congreß beiwohnte, und 1818 das Ministerium des Innern für die Communalsachen übernahm. In dieser Stellung drang er darauf, daß die Versprechungen des Königs, namentlich in Beziehung auf die Einberufung der Reichsstände, erfüllt würden; aber da man keineswegs geneigt war, es zu thun, und Humboldt sich zudem gegen die berüchtigten Carlsbader Beschlüsse erklärte, erhielt er, wie die gleichgesinnten Beyme, Boyen und Grolmann, seine Entlassung. Eine Pension von 6000 Thaler schlug er aus. Seitdem lebte er zurückgezogen und mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Gelehrten auf immer sichern werden. Er starb auf seinem Landgute Tegel bei Berlin am 1. April 1835.

Die ersten schriftstellerischen Arbeiten Humboldts *) bezogen sich auf Politik, was sich theils aus der Richtung seiner Studien, theils aus dem Einfluß der französischen Revolution erklären läßt. Sie erschienen sämmtlich im J. 1792; nur eine und zwar die größte Schrift wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. Seitdem behandelte er keine politischen Stoffe mehr, denn die in seinen diplomatischen Stellungen verfaßten Arbeiten, die nicht für das Publikum bestimmt waren, gehören nicht hieher und sind zudem bis auf eine einzige nicht bekannt gemacht worden. Die „Ideen über Staatsverfassung durch die neue Französische Constitution veranlaßt“ sind vom Geiste Mösers durchdrungen. Humboldt glaubt mit vollem Recht, daß es unmöglich sei, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. Und wie wir schon öfters Gelegenheit hatten, auszusprechen, daß der Dichter zwar einen gegebenen Stoff schöpferisch bilden, aber keinen neuen aus sich selbst, oder wenn man lieber will, aus Nichts hervorbringen könne, so behauptet Humboldt mit Bezug auf die Abfassung einer neuen Constitution eben so richtig, daß die Vernunft wohl Fähigkeit habe, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen.

*) Die Uebersetzung mehrerer Stücke aus Xenophon und Plato, die er unter dem Titel „Sokrates und Plato über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit“ mit einer kurzen Einleitung in Zöllners „Lesebuch für alle Stände“ bekannt machte, kommt natürlich nicht in Betracht; doch ist die Einleitung lesenswerth und merkwürdig, weil sie die Verdienste der Popularphilosophen der schulmäßigen Philosophie gegenüber in helles Licht setzt.

Die Ausführung dieses Satzes an der Hand der Geschichte ist vortrefflich, und wir bewundern die Klarheit und Ruhe und insbesondere die Präcision, mit welcher der fünfundzwanzigjährige junge Mann seinen Gegenstand behandelt, wir bewundern namentlich die großartigen Ansichten, die er darlegt, und deren Richtigkeit sich durch die nachfolgenden Ereignisse bewährt hat *). Wir übergehen die andern kleinern Aufsätze politischen Inhalts, weil ihr wesentlicher Inhalt in der größern Schrift „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen", welche, wie oben erwähnt, erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurde (Breslau 1851) enthalten ist. Diese Schrift, von der sich leider ein Theil verloren hat, führt den nicht genug zu beherzigenden Grundsatz aus, daß die Wirksamkeit des Staats auf die engsten Gränzen beschränkt werden müsse. Wir können die treffliche Ausführung nicht näher betrachten; es sei genug zu bemerken, daß Humboldt in seiner Schrift gerade den wesentlichen Uebelstand der neuen Staaten, die Vielregiererei, die Schädlichkeit der zu großen Beamtengewalt, auf das Anschaulichste darstellt. Die nothwendige Folge seines Grundsatzes, daß derselbe nur in einer republikanischen Staatsverfassung zur wirklichen Geltung kommen könne, weil die monarchische Staatsform ihrer Natur nach gedrängt wird, sich in alle Verhältnisse einzumischen und die größtmöglichste Gewalt an sich zu ziehen, diese Schlußfolge spricht Humboldt zwar nicht aus, ja er scheint sich sogar hie und da gegen eine solche zu verwahren, allein sie geht doch mit unwiderleglicher Nothwendigkeit aus seiner Darstellung hervor. Die „Denkschrift über Preußens ständische Verfassung", welche Humboldt im J. 1819 an den Minister von Stein richtete, entwickelt die Nothwendigkeit und die Vortheile einer solchen Verfassung in gediegener und überzeugender Weise. Auch hier finden wir ihn als Gegner des Vielregierens und der Beamtenherrschaft. Die republikanische Gesinnung des Verfassers finden wir namentlich in dem trefflich begründeten Satz, daß eine freie Staatsverfassung auf der freien Gemeindeverfassung beruhen müsse. Daß er dem Adel politische Vorrechte gewährt wissen wollte, ist bei seiner Stellung und den damals noch allgemeinen Ansichten über diese Bürgerklasse leicht erklärlich, ob er gleich dadurch mit wesentlichen Grundsätzen, die er selbst aufstellt, in Widerspruch geräth, und nur in dem weiteren, jedenfalls richtigen Satz Begründung findet, daß man bei einem neuen Bau an das Vorhandene anknüpfen müsse. Wie es auch sei, so ist tief zu bedauern, daß Humboldts Vorschläge zur Zeit nicht angenommen wurden; es stünde nicht bloß mit Preußen, es stünde mit ganz Deutschland, vielleicht mit ganz Europa, besser.

Seit dem Jahre 1794 waren es vorzüglich ästhetische Fragen, welche Humboldt beschäftigten; natürlich trug der Umgang mit den Jenenser Freunden, besonders mit Schiller und dann mit Göthe, wesentlich dazu bei, ihm diese Richtung zu geben. Die ersten Aufsätze dieser Art „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf alle organische Natur" und dann „Ueber männliche und weibliche Form", die den Gegenstand eben so gründlich als geistreich betrachten, erinnern sogar in der Darstellung an Schiller, nur daß Humboldt weniger bilderreich und deshalb im Ganzen auch klarer ist. Wie sehr ihn die Betrachtung der Kunst und namentlich der Poesie in diesen Jahren beschäftigte, ersehen wir schon, daß er die Schrift über „Hermann und Dorothea" von Göthe als ersten Beitrag zu einer Reihe ähnlicher Arbeiten unter dem Titel „Aesthetische Versuche" (1. u. einz. Thl. Braunschw. 1799) herausgab. Es ist diese Schrift durchaus meisterhaft, und der große Dichter konnte sich glücklich schätzen, schon gleich nach Erscheinen seines Gedichts einen so vortrefflichen Erklärer zu finden. Humboldts Beleuchtung des herrlichen Kunstwerks hat deshalb bleibenden Werth, daß er darin die wichtigsten allgemeinen und besondern Fragen, welche bei der Beurtheilung eines Epos berücksichtigt werden können, mit großer Bestimmtheit und eben so tief als erschöpfend behandelt, die Resultate seiner Forschungen mit dem Gedichte zusammenhält und dieses in seiner Eigenthümlichkeit auch dadurch charakterisirt, daß er es mit den großen Meisterwerken des Alterthums und der neuen Zeit vergleicht. Von den „Aesthetischen Versuchen" ist keine Fortsetzung erschienen; denn obgleich Humboldt die reine Freude an Kunst und Poesie nie verlor, ihnen vielmehr stets die höchste Aufmerksamkeit zuwendete, so zogen ihn theils die Staatsgeschäfte, theils und vor Allem die Beschäftigung mit der Sprachwissenschaft von weitern Arbeiten in diesem Gebiete ab. Nur äußere Verhältnisse bestimmten ihn, sich vorübergehend mit Kunst und Poesie zu beschäftigen; so entstanden die „Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im Preußischen Staate", die er vom J. 1825 bis zu seinem Tode verfaßte, und die treffliche Abhandlung „Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", die er als Einleitung dem „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt" (Stuttg. u. Tüb. 1830) beifügte. Desto größer war seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Es ist wahrhaft staunenswürdig, welche große Anzahl von Sprachen er verstand und zu beherrschen wußte; denn es waren ihm nicht bloß die Hauptsprachen Europas bekannt, er hatte auch die gründlichste Kenntniß der bedeutendsten asiatischen Sprachen, und selbst afrikanische und amerikanische, so wie die Sprachen der Südseeinseln hatte er in das Bereich seiner Studien gezogen. Es würde unsere Aufgabe weit überschreiten, wenn wir die einzelnen größeren und kleineren sprachwissenschaftlichen Schriften näher besprechen wollten, welche er seit dem J. 1820, also seit seinem Austritt aus den öffentlichen Geschäften, verfaßt hat; wir dürfen hier nur andeuten, daß er mit Hülfe

*) Wir führen nur Einen Satz an. Nachdem er gezeigt, wie es kommen mußte, daß die freie französische Constitution auf die reinen Grundsätze der Vernunft gegründet wurde, fährt er fort: „Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs Neue aufklären, aufs Neue jede thätige Tugend anfachen, und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenzen verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten, und in denen jene Stelle ihre wohlthätige Wirkung wieder von einer andern gleich fernen empfängt."

seiner umfassenden Kenntnisse die wichtigsten Verhältnisse, welche nicht bloß für den Sprachforscher, sondern auch für den Philosophen, den Naturkundigen und selbst für jeden denkenden Menschen das höchste Interesse darbieten, in wahrhaft genialer Weise erörterte. Und wir dürfen nur seine treffliche Schrift „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" erwähnen, welche er seinem großartigen Werke „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java" (3 Bde. Berl. 1836—40) voranschickte, um die besondere Richtung und die hohe Bedeutsamkeit seiner Forschungen zu bezeichnen. Die philosophische Behandlung der Sprache ist durch ihn in hohem Grade gefördert worden. Wir erkennen in seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten den Einfluß seines Bruders, dessen Methode er sich aneignete. Er verband nämlich die Beobachtung mit der Speculation, und suchte aus der geistreichen Zusammenstellung des unermeßlichen Stoffs, dessen er sich bemächtigt hatte, das Wesen der Sprache und ihrer Entwickelung zu construiren, indem er jede einzelne Erscheinung als ein nothwendiges Ergebniß der allgemeinen, der Sprache zum Grunde liegenden Gesetze nachwies. Er steht daher in seinen Untersuchungen über die Sprache dem oben erwähnten K. F. Becker würdig zur Seite, der ihn jedoch an Klarheit der Darstellung übertrifft. Humboldts Schriften sind aber zum Theil deshalb schwierig zu verstehen, weil er die reiche Fülle von Ideen, die ihm unablässig zuströmt, nicht zurückzudrängen vermag, wodurch der Leser leicht die Uebersicht und den logischen Zusammenhang des Ganzen verliert und sich denselben erst mit Anstrengung wieder herstellen muß. Da Humboldt diese übermäßige Gedankenfülle in der größtmöglichsten Kürze des Ausdrucks zusammendrängt, um die Entwickelung nicht allzusehr zu stören, so erhält seine Sprache auch etwas Hartes und Schwerfälliges, was die Schwierigkeit des Verständnisses noch erhöht. Dies tritt vielleicht in einer seiner früheren Abhandlungen „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" (1820) am deutlichsten hervor, was derselben viel von ihrem hohen Werthe nimmt: denn der Gegenstand ist darin mit der größten Tiefe und Gründlichkeit und beinahe erschöpfend dargestellt — wir sagen beinahe, weil er die Form und die Sprache unberührt läßt, da doch ein geschichtliches Werk nur durch die Schönheit der Form zu einem Kunstwerk werden kann, was es doch sein soll.

Aus „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" u. s. w.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daß darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stößt man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läßt. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem großen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwickelung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, läßt sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluß, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äußeres Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, daß er die Kraft der andern zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andern, die Untersuchung gewissermaßen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sichern, durch ihre äußern Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiß, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki und mit andern gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, muß schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen seyn, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist.

Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es gibt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung bloß begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen ent-

wickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten. Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maaß der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dieß konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem Andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu seyn, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen über den Erdboden verbreitend, und genießen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dieß, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, daß Alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daß jedes Geschöpf zum Genuß seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseyns, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dieß auf unvollkommenere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andern Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fort entwickelnden Daseyn. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daß ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäßigkeit; sie wird auch in andern, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden seyn. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läßt sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist eben so wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muß man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sie das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemäße Antwort seyn. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muß man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursache zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist, so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen größerer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen, dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbaren, durch Ursache und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede begünstigt oder gehemmt durch die von den Völkern beiwohnende Geisteskraft mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt.



Der Bruder des Vorhergehenden ist nicht bloß durch seine vielseitige und einflußreiche Thätigkeit eine der großartigsten Erscheinungen der neuen Zeit, er ist es auch dadurch, daß er noch im höch-

sten Greisenalter mit jugendlicher Lebens- und Geisteskraft die Resultate seiner siebenzigjährigen Forschungen in beinahe allen Gebieten des Wissens zu einem an Inhalt wie Darstellung gleich bewunderungswürdigen Ganzen zu vereinigen fähig ist, und daß er in einem Alter, in welchem die meisten Menschen unter den seltenen, die es erreichen, entweder sich der Ruhe hingeben, oder nur noch kümmerliche Schattenbilder ihrer früheren Größe hervorbringen, ein Werk schuf, das seinen über die ganze Welt verbreiteten Ruhm mit noch strahlenderem Glanze umgibt.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt, geb. zu Berlin am 14. Sept. 1769, wurde auf dem durch seinen Bruder berühmt gewordenen Landgute Tegel erzogen, wo Campe eine Zeitlang sein Erzieher war. Mit gründlicher Vorbildung besuchte er hierauf die Hochschulen Göttingen und Frankfurt a. d. O., dann die Handelsakademie des trefflichen Büsch in Hamburg und zuletzt im J. 1790 die Bergakademie in Freiberg. Er trat im folgenden Jahre als Assessor im Bergwerksdepartement in Staatsdienste, und wurde schon im J 1792 zum Oberbergmeister von Ansbach und Baireuth befördert Doch gab er diese Stelle schon im J. 1795 wieder auf, ihn drängte es, sich der wissenschaftlichen Erforschung der Natur im größten Maßstabe und ungetheilt hinzugeben. Seine angeborne Neigung zu diesen Studien war durch den Umgang mit G. Forster, den er, wie wir wissen, auf der Reise nach dem Niederrhein begleitet hatte, mächtig entwickelt und war durch seine amtliche Stellung immer mehr bestärkt worden. Als Vorbereitung zu größern Unternehmungen machte er eine wissenschaftliche Reise nach Oberitalien; andere Reisen, die er beabsichtigte, wurden durch den Krieg verhindert. Er ging um 1797 nach Paris, wo er mit Bonpland bekannt wurde, der den Capitain Baudin auf einer Weltumsegelung als Naturforscher begleiten sollte. Humboldt wollte sich ihnen anschließen, aber auch diese Expedition unterblieb, als der Krieg von Neuem ausbrach. Eben so konnte eine Reise nach Nordafrika, die er mit Bonpland unternehmen wollte, wegen der politischen Verhältnisse nicht ausgeführt werden. Die beiden Freunde, welche zu diesem Zweck schon nach Marseille gereist waren, wendeten sich nun nach Spanien, wo sie die selten ertheilte Erlaubniß erhielten, das spanische Amerika zu bereisen. Am 4. Juni 1799 gingen sie unter Segel und landeten am 16. Juli bei Cumana in Südamerika. Fünf Jahre lang durchzogen sie die unermeßlichen spanischen Besitzungen nach allen Richtungen, ihre Aufmerksamkeit auf Alles wendend, was für die Wissenschaft von irgend einer Wichtigkeit erschien. Im August 1804 kamen sie wieder nach Europa. Humboldt wählte nunmehr Paris zu seinem Wohnsitz, weil diese Stadt ihm die reichsten Hülfsmittel zu seinen Arbeiten darbot. Von dort aus bereiste er Italien, England und 1818 von Verona aus, wohin ihn der König von Preußen berufen hatte, in Begleitung desselben jenes schöne Land noch einmal. Im J. 1826 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin. Da der damalige König seinen Umgang liebte, gewann er bald einen bedeutenden Einfluß; so wurde er öfters mit wichtigen Sendungen beauftragt. Im J. 1829 unternahm er eine große Reise nach Sibirien und dem kaspischen Meer, bis zur chinesischen Grenze, die ebenfalls reich an bedeutenden Resultaten war. Seitdem lebt er, vorübergehende Reisen nach Paris oder in deutsche Städte abgerechnet, wieder in Berlin in unausgesetzter Thätigkeit, der wir, wie schon angedeutet, trotz seines hohen Greisenalters die großartigsten Früchte verdanken.

Es bleibt der Geschichte der Naturwissenschaften überlassen, die außerordentlichen Verdienste Humboldts um dieselben darzustellen; unserm Zwecke genügen einige Andeutungen. Er war einer der Ersten, der die gesammte Natur in ihrem Zusammenhange, die einzelnen Erscheinungen in ihrem Verhältniß zu den übrigen erfaßte, der Erste, der, von der reichsten Fülle von Kenntnissen unterstützt, dies mit freiem, wahrhaft schöpferischem, von keinem philosophischen Systeme befangenen und eingezwängten Geiste that. Er erhob sich zu den großartigsten Ideen und Combinationen, aber er konnte dies mit um so größerer Sicherheit thun, als sie sich auf die sorgfältigsten und ausgedehntesten Beobachtungen gründeten. Auf seinen Reisen, wie in den einsamen Forschungen in seinem Studirzimmer entging ihm Nichts, auch nicht das Fernste, nicht das Unbedeutendste, weil ihn nie der Gedanke verließ, daß jede Erscheinung in ihrem Verhältniß zu andern von Bedeutung sei, wenn sie auch an sich noch so bedeutungslos erscheine. So wendete er seine Aufmerksamkeit auf Himmels-, Erd-, Völker- und Sprachenkunde, auf die Naturwissenschaft im weitesten Umfange des Begriffs, auf die Höhen der Gebirge und Gebirgsebenen, die periodischen Schwingungen des Luftmeers, die Schneelinien, die abwechselnde Intensität der magnetischen Kraft, die eigenthümlichen Umgestaltungen in der Lagerung des Gesteins- und der Gesetze in der Vertheilung und in den gegenseitigen Verhältnissen der Pflanzen und der Thiere. Und ob er gleich in die tiefsten, verborgensten Geheimnisse der Natur eindrang, sich oft zu den höchsten Ahnungen erhob, so ist doch nirgends eine Spur von Mystik und Geheimnißthuerei zu erblicken. Um sich einen Begriff von der großartigen Weise seiner Naturforschung zu machen, wollen wir nur einen Blick auf zwei seiner kleineren Schriften werfen, auf die „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse" (Berl. 1806) und auf die „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" (Wien 1811), durch welche er eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie, schuf. Er entdeckte nämlich die Gesetze, nach welchen die Pflanzenwelt über den Erdkreis verbreitet ist; er zeigte die mächtige Einwirkung derselben auf die Bildung des Bodens, auf den Zustand der Völker und auf die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts seit der Urzeit. Und so gewinnen alle seine Schriften durch die geistreichen und fruchtbaren Zusammenstellungen, die er zuerst machte, eine Bedeutung, welche der behandelte Stoff an sich nicht zu gewähren schien. In seinem „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien (5 Bde. Tüb. 1809—14) werden seine statistischen Notizen durch ihre Behandlung zu einer großartigen Darstellung der Nationalökonomie. Die französisch geschriebenen „Ansichten der Cordilleren

und Denkmäler der Urbewohner Amerikas" (2 Bde. Par. 1816), worin er seine Studien über die großen Bauwerke der alten Mexikaner und Peruaner niederlegte, verbreiten sich zugleich auch über die Sprachen, den Culturzustand und die Wanderungen jener Völker, deren Verwandtschaft mit den Egyptern und südasiatischen Völkerschaften dadurch zu beinahe völliger Sicherheit erhoben wurde. Und so sind seine „Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den J. 1799—1804" (6 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1825—29) eine unerschöpfliche Schatzkammer der fruchtbarsten Ideen, die von Tag zu Tag zu großartigeren Resultaten führen. Unter dem Titel „Ansichten der Natur" (2 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1817—26) sammelte er eine Reihe von Aufsätzen, die zum Theil vorher schon einzeln erschienen waren, welche sämmtlich einzelne Seiten des Naturlebens in der großartigen Weise darstellen, die ihn charakterisirt. Sein letztes Werk endlich, das wir schon andeutend erwähnt haben „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (4 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1845—57) entfaltet ein großartiges Gemälde des Weltalls mit steter Beziehung auf die geistige und physische Entwickelung des Menschengeschlechts. Nur ein Mann von so seltener Geisteskraft, wie Humboldt, der zugleich, man kann es wohl sagen, ohne sich dem Vorwurf der Uebertreibung auszusetzen, das ganze ungeheure Gebiet der Naturwissenschaften bis auf das Einzelste herab mit voller Freiheit beherrscht, der auch mit den Wissenschaften, die er in seinen Studien nur vorübergehend als Hülfsmittel gebraucht, so vertraut ist, daß er auch in diesen glänzen könnte, wenn er irgend einen beliebigen Gegenstand aus denselben bearbeiten wollte, der groß als Philosoph, Geograph, Nationalökonom, Historiker, Ethnograph, Sprachforscher, als gründlicher Kenner der sämmtlichen Literaturen der alten und neuen Welt, des Morgen- und Abendlandes ist, nur ein solcher Mann, der für seine Zeit ist, was Aristoteles und Leibnitz für die ihrige waren, konnte den Riesengedanken dieses Werks fassen, ihn in so vortrefflicher Weise ausführen. Eine Darstellung von dem reichen Inhalt des großartigen, in seiner Art einzigen Werks würde uns zu weit führen, auch wenn wir dabei die treffliche Uebersicht benutzen wollten, die er selbst von dem Gange seiner Untersuchungen gegeben hat, und aus der die logisch klare und sichere Entwickelung seines Vortrags glänzend hervortritt. Wir müssen unsre Leser auf das Werk verweisen, das Jeder, wir wollen nicht sagen befriedigt, sondern mit einer Fülle von neuen belebenden Anschauungen und Kenntnissen bereichert, gehoben und geläutert aus den Händen legen wird.

Wir haben Alexander von Humboldt endlich noch von der Seite des Styls zu betrachten. Er ist auch in dieser Beziehung groß. Von dem Geiste des Alterthums genährt, an den Meisterwerken der alten und neuen Zeit herangebildet, die er mit liebevoller Begeisterung erfaßt hat, zeigt seine Darstellung alle die Vorzüge, die jene auszeichnen. Vor Allem bewundern wir die hohe Klarheit, die seine Schriften durchdringt, eine Klarheit, die nicht bloß in den Gedanken schon liegt, sondern ganz vorzüglich durch die meisterhafte Behandlung der Sprache hervorgebracht wird. Alexander von Humboldt ist nicht allein ein großer Gelehrter und ein tiefer Denker, er ist auch ein Dichter im wahren Sinne des Worts; seine lebendige Darstellung der Natur und ihrer Erscheinungen ist nicht bloß ein Ergebniß seiner Beobachtungen, sondern zugleich das Ergebniß seiner tiefpoetischen Naturanschauung. Doch wir bescheiden uns, die hohe Vortrefflichkeit seiner Sprache und Darstellung zu charakterisiren, da er es in dem unten mitgetheilten Abschnitte aus dem „Kosmos" selbst in unübertrefflicher Weise gethan hat.

1. Aus den „Ansichten der Natur".

Ueber die Steppen und Wüsten.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt. Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höhern Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockne Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert, und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechse entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahns am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Stral der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht.

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen electrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5—6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die

Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier electrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst in funkelndem Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus Einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitende Kraft zusammen.

Ich könnte hier den gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen. Aber wie auf dem Ocean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begrenzen.

Africa's nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören und deren unausgeglichener Zwist so alt, als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langharige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist, durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß, tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse, Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich, wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachteten Körper der Crocodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrettfleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildbret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Crocodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

2. Aus dem „Kosmos".

In unserm deutschen Vaterlande hat sich das Naturgefühl wie in der italienischen und spanischen Litteratur nur zu lange in der Kunstform des Idylls, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbart. Auf diesem Wege wandelten oft der persische Reisende Paul Flemming, Brockes, der gefühlvolle Ewald von Kleist, Hagedorn, Salomon Geßner und einer der größten Naturforscher aller Zeiten, Haller, dessen locale Schilderungen wenigstens bestimmtere Umrisse und eine mehr objective Wahrheit des Colorits darbieten. Das elegisch-idyllische Element beherrschte damals eine schwermüthige Landschaftspoesie, und die Dürftigkeit des Inhalts konnte, selbst in Voß, dem edeln und tiefen Kenner des classischen Alterthums, nicht durch eine höhere und glückliche Ausbildung der Sprache verhüllt werden. Erst als das Studium der Erdräume an Tiefe und Mannigfaltigkeit gewann, als die Naturwissenschaften sich nicht mehr auf tabellarische Aufzählungen seltsamer Erzeugnisse beschränkten, sondern sich zu den großartigen Ansichten einer vergleichenden Länderkunde erhoben, konnte jene Ausbildung der Sprache zu lebensfrischen Bildern ferner Zonen benutzt werden.

Die ältern Reisenden des Mittelalters, wie John Mandeville (1353), Hans Schiltberger aus München (1425) und Bernhard von Breitenbach (1486), erfreuen uns noch heute durch eine liebenswürdige Naivetät, durch ihre Freiheit der Rede, durch die Sicherheit, mit welcher sie

vor einem Publicum auftreten, das ganz unvorbereitet, und darum um so neugieriger und leichtgläubiger anhört, weil es sich noch nicht schämen gelernt hat, ergötzt oder gar erstaunt zu scheinen. Das Interesse der Reisen war damals fast ganz dramatisch, ja die nothwendige und dazu so leichte Einmischung des Wunderbaren gab ihnen beinahe eine epische Färbung. Die Sitten der Völker werden minder beschrieben als sie sich durch den Contact des Reisenden mit den Eingebornen anschaulich machen. Die Vegetation bleibt namenlos und unbeachtet, wenn nicht hier und da einer sehr angenehmen oder seltsam gestalteten Frucht oder einer außerordentlichen Dimension von Stamm und Blättern gedacht wird. Unter den Thieren werden zunächst die menschenähnlichen, dann die reißenden, gefahrbringenden mit besondrer Vorliebe beschrieben. Die Zeitgenossen des Reisenden glauben noch an alle Gefahren, die in solchen Klimaten Wenige unter ihnen getheilt; ja die Langsamkeit der Schifffahrt und der Mangel an Verbindungsmitteln ließ die indischen Länder (so nannte man die ganze Tropen-Zone) wie in einer unabsehbaren Ferne erscheinen. Columbus hatte noch nicht das Recht gehabt, der Königinn Isabella zu schreiben: „Die Erde ist nicht gar groß, viel kleiner denn das Volk es wähnt."

In Hinsicht auf Composition hatten demnach die vergessenen Reisen des Mittelalters, die wir hier schildern, bei aller Dürftigkeit des Materials viele Vorzüge vor unsern meisten neuern Reisen. Sie hatten die Einheit, welche jedes Kunstwerk erfordert: alles war an eine Handlung geknüpft, alles der Reisebegebenheit selbst untergeordnet. Das Interesse entstand aus der einfachen, lebendigen, meist für glaubwürdig gehaltenen Erzählung überwundener Schwierigkeiten. Christliche Reisende, unbekannt mit dem, was Araber, spanische Juden und buddhistische Missionare vor ihnen gethan, rühmten sich alles zuerst gesehen und beschrieben zu haben. Bei der Dunkelheit, in welche der Orient und Inner-Asien gehüllt erschienen, vermehrte die Ferne selbst die Größe einzelner Gestalten. Eine solche Einheit der Composition fehlt meist den neuern Reisen, besonders denen, welche wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Die Handlung steht dann den Beobachtungen nach, sie verschwindet in der Fülle derselben. Nur mühselige, wenn gleich wenig belehrende Bergbesteigungen und vor allem kühne Seefahrten, eigentliche Entdeckungsreisen in wenig erforschten Meeren oder der Aufenthalt in der schauervollen Oede der beeisten Polarzone gewähren ein dramatisches Interesse, wie die Möglichkeit einer individualisirenden Darstellung. Die Einsamkeit der Umgebung und die hülflose Abgeschiedenheit der Seefahrer isoliren dann das Bild und wirken um so anregender auf die Einbildungskraft.

Wenn es nun nach den vorliegenden Betrachtungen unläugbar ist, daß in den neuern Reisebeschreibungen das Element der Handlung in den Hintergrund tritt, daß sie der größern Zahl nach nur ein Mittel geworden sind Natur- und Sittenbeobachtungen der Zeitfolge nach aneinander zu ketten, so bieten sie dagegen für diese theilweise Entfärbung einen vollen Ersatz durch den Reichthum des Beobachteten, die Größe der Weltansicht und das rühmliche Bestreben, die Eigenthümlichkeit jeder vaterländischen Sprache zu anschaulichen Darstellungen zu benutzen. Was die neuere Cultur uns gebracht, ist die unausgesetzt fortschreitende Erweiterung unseres Gesichtskreises, die wachsende Fülle von Ideen und Gefühlen, die thätige Wechselwirkung beider. Ohne den heimathlichen Boden zu verlassen, sollen wir nicht bloß erfahren können, wie die Erdrinde in den entferntesten Zonen gestaltet ist, welche Thier- und Pflanzenformen sie beleben; es soll uns auch ein Bild verschafft werden, das wenigstens einen Theil der Eindrücke lebendig wiedergiebt, welche der Mensch in jeglicher Zone von der Außenwelt empfängt. Dieser Anforderung zu genügen, diesem Bedürfniß einer Art geistiger Freuden, welche das Alterthum nicht kannte, arbeitet die neuere Zeit; die Arbeit gelingt, weil sie das gemeinsame Werk aller gebildeten Nationen ist, weil die Vervollkommnung der Bewegungsmittel auf Meer und Land die Welt zugänglicher, ihre einzelnen Theile in der weitesten Ferne vergleichbarer macht.

Ich habe hier die Richtung zu bezeichnen versucht, in welcher das Darstellungsvermögen des Beobachters, die Belebung des naturbeschreibenden Elements und die Vervielfältigung der Ansichten auf dem unermeßlichen Schauplatze schaffender und zerstörender Kräfte als Anregungs- und Erweiterungsmittel des wissenschaftlichen Naturstudiums auftreten können. Der Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Litteratur nach meinem Gefühle am kräftigsten und am gelungensten den Weg zu dieser Richtung eröffnet hat, ist mein berühmter Lehrer und Freund Georg Forster gewesen. Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklichern Eilanden der Südsee seine Phantasie (wie neuerlichst wieder die von Charles Darvin) erfüllt hatten: schilderte Georg Forster zuerst mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer exotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint. Nicht etwa bloß in seiner trefflichen Beschreibung der zweiten Reise des Capitäns Cook, mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat. Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!

Hat man die Naturschilderungen, deren sich die neuere Zeit, vorzüglich in der deutschen, französischen, englischen und nordamerikanischen Litteratur, erfreut, mit den Benennungen „beschreibender Poesie und Landschaftsdichtung" tadelnd belegt, so bezeichnen diese Benennungen wohl nur den Mißbrauch, welcher vermeintlichen Grenzerweiterungen des Kunstgebietes schuld gegeben wird. Dichterische Beschreibungen von Naturerzeugnissen, wie sie am Ende einer langen und rühmlichen Laufbahn Delille geliefert, sind bei allem Aufwande verfeinerter Sprachkunst und Metrik keineswegs als Naturdichtungen im höhern Sinne des Worts zu betrachten. Sie bleiben der Begeisterung und also dem poetischen Boden fremd, sind nüchtern und kalt, wie alles, was nur durch äußere Zierde glänzt. Wenn demnach die sogenannte „beschreibende Poesie" als eine eigene für sich bestehende Form der Dichtung mit Recht getadelt worden ist, so trifft eine solche Mißbilligung gewiß nicht ein ernstes Bestreben die Resultate der neuern inhaltreicheren Weltbetrachtung durch die Sprache, d. h. durch die Kraft des bezeichnenden Wortes, anschaulich zu machen. Sollte ein Mittel unangewandt bleiben, durch welches uns das belebte Bild einer fernen, von andern durchwanderten Zone, ja ein Theil des Genusses verschafft werden kann, den die unmittelbare Naturerscheinung gewährt? Die Araber sagen figürlich und sinnig, die beste Beschreibung sei die, „in welcher das Ohr zum Auge umgewandelt wird". Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern, verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat. Verirrungen dieser Art sind um so unerfreulicher, wenn der Styl aus Mangel litterarischer Ausbildung, vorzüglich aber aus Abwesenheit aller innern Anregung in rhetorischer Schwülstigkeit und trübe Sentimentalität ausartet.

Naturbeschreibungen, wiederhole ich hier, können scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entze-

gen bleibt. Das Dichterische muß aus dem geahndeten Zusammenhange des Sinnlichen mit dem Intellectuellen, aus dem Gefühl der Allverbreitung, der gegenseitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen. Je erhabener die Gegenstände sind, desto sorgfältiger muß der äußere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes ist in seiner Composition begründet; jede geflissentliche Anregung von Seiten dessen, der es aufstellt, kann nur störend sein. Wer, mit den großen Werken des Alterthums vertraut, in sicherem Besitze des Reichthums seiner Sprache, einfach und individualisirend wiederzugeben weiß, was er durch eigene Anschauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um so weniger, als er, die äußere, ihn umgebende Natur und nicht seine eigene Stimmung schildernd, die Freiheit des Gefühls in andern unbeschränkt läßt.

Aber nicht die lebendige Beschreibung jener reich geschmückten Länder der Aequinoctial-Zone allein, in welcher Intensität des Lichts und feuchte Wärme die Entwicklung aller organischen Keime beschleunigen und erhöhen, hat in unsern Tagen dem gesammten Naturstudium einen mächtigen Reiz verschafft. Der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend wirkt, ist nicht auf die Tropenwelt allein beschränkt. Jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen dar. Allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwist der Elemente in der wolkenschweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht lösen. Darum können alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall, wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem solchen Glauben ist unser deutsches Vaterland vor allem berechtigt. Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

Alex. v. Humboldt wurde dadurch bedeutend, daß er, von einer großen umfassenden Idee ausgehend und sie stets vor Augen bewahrend, dieselbe auf dem Wege der Beobachtung bis in ihre letzten Verzweigungen aufsuchte und zu erkennen strebte. Dadurch bewahrte er sich vor zwei großen Abirrungen, erstens daß seine Beobachtungen sich nicht auf Aeußerlichkeiten beschränkten und ihm der Zusammenhang der Naturerscheinungen nicht verloren ging, was unausbleiblich hätte geschehen müssen, wenn ihm nicht ein höheres Ziel vorgeschwebt hätte; zweitens, daß die Wirklichkeit nicht mit der Idee in Widerspruch geräth, was gewiß erfolgt wäre, wenn er diese ohne Rücksicht auf die Welt der Erscheinungen zu einem in sich abgeschlossenen Systeme entwickelt hätte. In diesen Fehler verfiel der Philosoph, von dem wir noch zu berichten haben. Als er sein wunderbares, von seltener Denkkraft zeugendes Gebäude vollendet hatte und dessen Wahrheit nun an der Wirklichkeit darthun wollte, mißlang der Versuch auf das Vollständigste; und seine Schule zerfiel, sobald sie das System auf das Leben und die Wissenschaft anzuwenden versuchte.



Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. zu Stuttgart am 27. Aug. 1770, bezog 1788 die Universität Tübingen, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt dazu gründlich vorbereitet hatte. Er widmete sich dem Studium der Theologie, mit welchem er schon bald das der Philosophie verband. Im J. 1793 machte er das Candidatenexamen, worauf er eine Hauslehrerstelle, zuerst in Bern, dann in Frankfurt annahm, die er bis 1800 versah. Während dieser Zeit setzte er seine Studien mit rastlosem Eifer fort. Zuerst beschäftigten ihn theologische Untersuchungen, später vorzugsweise Geschichte und Politik, in den letzten Jahren wendete er sich ausschließlich dem Studium der Philosophie zu, der er sein Leben zu widmen beschloß. Er ging nun nach Jena, um sich dort als Privatdocent zu habilitiren, und schloß sich an Schelling an, mit dem er schon in Tübingen vertraute Bekanntschaft geschlossen hatte; so nahm er an dessen „Journal der kritischen Philosophie" lebhaften Antheil. Zwar war er im J. 1806 zum außerordentlichen Professor der Philosophie befördert worden, doch ging er noch in demselben Jahre, da die Schlacht bei Jena alle Verhältnisse in Frage gestellt hatte, nach Bamberg, wo er die Redaction des „Fränkischen Merkurs" übernahm, den er im Sinne und Interesse der Napoleonischen Herrschaft führte; die freie Zeit, die ihm diese Beschäftigung gewährte, benutzte er zur Fortsetzung und theilweisen Abschluß seiner philosophischen Forschungen.

Im J. 1808 wurde er zum Rector des Gymnasiums in Nürnberg ernannt, bei welchem ihm zugleich die Professur der philosophischen Vorbereitungswissenschaften übertragen wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit erwarb ihm 1816 den Ruf als Professor der Philosophie in Heidelberg, welche er bis zum Jahr 1818 bekleidete, in welchem er nach Berlin berufen wurde, um den Lehrstuhl Fichte's einzunehmen, der seit dessen Tod noch nicht wieder besetzt worden war. Erst seitdem begann der mächtige Einfluß, den er während der zwanziger Jahre bis zu seinem bald darauf erfolgten Tode zunächst in Preußen, dann auch in andern Theilen, namentlich des nördlichen Deutschlands gewann, und der zum großen Theil darauf gegründet war, daß die Machthaber in seiner Philosophie eine kräftige Stütze ihrer Gewalt zu erblicken glaubten. Er starb auf dem Höhepunkt seines Ruhms an der Cholera den 14. November 1831.

Wir haben schon früher angedeutet, daß wenn man die unmittelbare Wirkung ins Auge faßt, die Hegelsche Philosophie ihren Vorgängerinnen bedeutend nachsteht, indem Großes nicht aus ihr hervorgegangen, und daß sie namentlich in Beziehung auf die Poesie ohne allen belebenden Einfluß blieb, so daß sie, um dem Schüler Kants und den Romantikern Fichte's und Schellings doch Etwas entgegenzusetzen, sich bewogen fand, auf Göthe zurückzugehen, den sie mit einer freilich großartigen Anmaßung zu den Ihrigen rechnete. Wir fügen dieser Bemerkung noch eine andre hinzu, die nicht weniger zur Charakteristik der neuen Philosophie beitragen mag. Während die Kantische Philosophie in der geistig regsamsten und bildungsreichsten Zeit sich entwickelte, da Klopstock, Lessing und Wieland noch das deutsche Geistesleben beherrschten, aber auch Herder und Göthe zugleich eine neue Zeit zu verkündigen begannen, während Fichte und Schelling in einer tief bewegten Zeit ihre neuen Systeme vortrugen, gelangte die Hegelsche Philosophie in den zwanziger Jahren, d. h. in einer Zeit zur Herrschaft, die wir schon oft als eine der traurigsten und unfruchtbarsten bezeichnet haben, in welcher Kotzebue, Clauren und ihre Genossen mächtig waren. Es ist dies nicht unwichtig, und wir berufen uns hiebei nur auf das eigene Wort Hegels: „Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit; so ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt.“

Es wäre thöricht, die Bedeutsamkeit der Hegelschen Philosophie zu verkennen; sie hat große Dienste dadurch geleistet, daß sie dem romantischen Unwesen, der mystischen Willkür ein Ende gemacht hat, indem sie durch ihre strenge Methode den phantastischen Sprüngen der Identitätsphilosophie siegreich entgegen getreten ist. Aber leider hat ihre dialektische Methode zugleich die alleinige Grundlage aller wissenschaftlichen, namentlich philosophischen Forschung, die Logik verschmäht, und sie mußte an dieser ihrer Erbsünde zu Grunde gehen. Nur bei diesem Mangel war es möglich, daß schon die unmittelbaren Schüler so weit aus einander gingen, wie es bald nach seinem Tode geschehen ist, daß die Einen sich dem Abgestorbenen zuwandten, weil es noch zu leben schien, die Andern alles Bestehende für abgestorben hielten und es eben deshalb von Grund aus vernichten wollten, um Phantasiegebilde an dessen Stelle zu setzen, wenn ihre Ideen nicht so methodisch streng entwickelt wären.

Doch haben wir uns nicht mit dem System Hegels zu beschäftigen. Wir begnügen uns daher, nur seine vorzüglichsten Schriften zu erwähnen. Die erste, mit welcher er sein System begründete und sich nicht nur von der Schellingischen Philosophie trennte, sondern sie auch mit Bitterkeit verspottete, ist die „Phänomenologie des Geistes“ (Bamb. 1807). Durch die „Wissenschaft der Logik“ (3 Bde. Nbg. 1812—16) suchte er die bisherige Behandlungsweise dieses Theils der Philosophie vollständig zu stürzen; aber er brachte dadurch nur Verwirrung in die Wissenschaft, indem er „handgreiflich verwirrte und zusammenschüttete, was des Verstandes und was des concreten Gemüthes ist“. Wie wenig das System zu leisten vermöge, wenn es sich an der philosophischen Darlegung concreter Wissenschaften versuchte, zeigte sich bald, als Hegel selbst an das Unternehmen ging. Seine „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ (Berl. 1821) sind bei aller Anmaßung, mit der sie in die Welt treten, doch das unfruchtbarste und irrigste Werk, was sich denken läßt. Sie beruhen auf der vollsten Willkür, die sich hinter sophistischen Beweisführungen zu verdecken strebt und ist eben deswegen voll der auffallendsten Widersprüche. Es gibt dieses Werk übrigens auch Zeugniß von Hegels Charakterlosigkeit. Während die „Philosophie des Rechts“ nämlich „aus dem Metall der Freiheit errichtet“ zu sein scheint, wie der Herausgeber der neuesten Auflage in der Vorrede behauptet, führt sie durch oft feine, oft auch grobe Sophistereien zu dem vollsten Gegensatze derselben. Wir wollen nicht hervorheben, daß er die sogenannte constitutionelle Monarchie, diesen Bastard der Freiheit und des Despotismus, als die ins Leben getretene philosophische Idee des Staates, darzustellen sich bemüht; es ist ihm eigentlich damit auch kein rechter Ernst, was man schon daraus abnehmen kann, daß seine Lehre bei den preußischen Machthabern zu einer Zeit mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, da die constitutionellen Bestrebungen mit der entschiedensten Härte zurückgewiesen wurden. Der Mangel an logischer Entwickelung ist auch in der „Aesthetik“ (3 Bde. Berl. 1835) fühlbar genug; wir begnügen uns, in dieser Beziehung nur auf die ganze Anlage zu verweisen, in welcher das Zusammengehörige in unbegreiflicher Weise getrennt erscheint.

Was die Sprache Hegels betrifft, so haben wir schon Gelegenheit gehabt, uns über dieselbe zu äußern; indem wir auf jene Stellen verweisen (S. 8 u. 496), fügen wir nur noch die Bemerkung hinzu, welche Garve über Kants Darstellung macht, weil sie auf Hegels Schriften vollkommen anwendbar ist: „Es scheint uns eine neue, sehr künstliche Sprache, eine Art Hieroglyphen zu seyn, in welche man anderswoher erworbene Kenntnisse einkleidet, indeß man sich und Andere bereden will, daß man sie erst durch diese Hieroglyphen gefunden habe.“

Aus den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“.

§ 272. Die Verfassung ist vernünftig, insofern der Staat seine Wirksamkeit nach der Natur des Begriffs in sich unterscheidet und bestimmt, und zwar so, daß jede dieser Gewalten selbst in sich die Totalität dadurch ist, daß sie die andern Momente in sich wirksam hat und enthält, und daß sie, weil sie den Unterschied des Begriffs ausdrücken, schlechthin in seiner Idealität bleiben, nur Ein individuelles Ganzes ausmachen.

Es ist über Verfassung, wie über die Vernunft selbst, in neuern Zeiten unendlich viel Geschwätze und zwar in Deutschland das schaalste durch diejenigen in die Welt gekommen, welche sich überredeten, es am Besten und selbst im Ausschluß aller Anderen und am Ersten der Regierungen zu verstehen, was Verfassung sei, und die unabweisliche Berechtigung darin zu haben meinten, daß die Religion und die Frömmigkeit die Grundlage aller dieser ihrer Seichtigkeiten sein sollte. Es ist kein Wunder, wenn dieses Geschwätze die Folge gehabt hat, daß vernünftigen Männern die Worte Vernunft, Aufklärung, Recht u. s. f. wie Verfassung und Freiheit ekelhaft geworden sind, und man sich schämen möchte, noch über politische Verfassung auch mitzusprechen. Wenigstens aber mag man von diesem Ueberdrusse die Wirkung hoffen, daß die Ueberzeugung allgemeiner werde, daß eine philosophische Erkenntniß solcher Gegenstände nicht aus dem Raisonnement, aus Zwecken, Gründen und Nützlichkeiten, noch viel weniger aus dem Gemüth, der Liebe und der Begeisterung, sondern allein aus dem Begriff hervorgehen könne, und daß diejenigen, welche das Göttliche für unbegreiflich und die Erkenntniß des Wahren für ein nichtiges Unternehmen halten, sich enthalten müssen, mitzusprechen. Was sie aus ihrem Gemüthe und ihrer Begeisterung an unverdautem Gerede oder an Erbaulichkeit hervorbringen, Beides kann wenigstens nicht die Prätension auf philosophische Beachtung machen.

Von den kursirenden Vorstellungen ist in Beziehung auf den § 269 die von der nothwendigen Theilung der Gewalten des Staats zu erwähnen, — einer höchst wichtigen Bestimmung, welche mit Recht, wenn sie nämlich in ihrem wahren Sinne genommen worden wäre, als die Garantie der öffentlichen Freiheit betrachtet werden konnte, — einer Vorstellung, von welcher aber gerade die, welche aus Begeisterung und Liebe zu sprechen meinen, nichts wissen und nichts wissen wollen; — denn in ihr ist es eben, wo das Moment der vernünftigen Bestimmtheit liegt. Das Princip der Theilung der Gewalten enthält nämlich das wesentliche Moment des Unterschiedes, der realen Vernünftigkeit; aber wie es der abstrakte Verstand faßt, liegt darin theils die falsche Bestimmung der absoluten Selbstständigkeit der Gewalten gegeneinander, theils die Einseitigkeit, ihr Verhältniß zu einander als ein Negatives, als gegenseitige Beschränkung aufzufassen. In dieser Ansicht wird es eine Feindseligkeit, eine Angst vor jeder, was jede gegen die Andere als gegen ein Uebel hervorbringt, mit der Bestimmung sich ihr entgegenzusetzen und durch diese Gegengewichte ein allgemeines Gleichgewicht, aber nicht eine lebendige Einheit zu bewirken. Nur die Selbstbestimmung des Begriffs in sich, nicht irgend andre Zwecke und Nützlichkeiten, ist es, welche den absoluten Ursprung der unterschiedenen Gewalten enthält, und um derentwillen allein die Staats-Organisation als das in sich Vernünftige und das Abbild der ewigen Vernunft ist. — Wie der Begriff, und dann in konkreter Weise die Idee sich an ihnen selbst bestimmen und damit ihre Momente abstrakt der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelnheit setzen, ist aus der Logik, — freilich nicht der sonst gäng und gäben — zu erkennen. Ueberhaupt das Negative zum Ausgangspunkt zu nehmen, und das Wollen des Bösen und das Mißtrauen dagegen zum Ersten zu machen, und von dieser Voraussetzung aus nun pfiffiger Weise Dämme auszuklügeln, die als eine Wirksamkeit nur gegenseitiger Dämme bedürfen, charakterisirt dem Gedanken nach den negativen Verstand und der Gesinnung nach die Ansicht des Pöbels. — Mit der Selbstständigkeit der Gewalten, z. B. der, wie sie genannt worden sind, exekutiven und der gesetzgebenden Gewalt, ist, wie man dieß auch im Großen gesehen hat, die Zertrümmerung des Staats unmittelbar gesetzt, oder, insofern der Staat sich wesentlich erhält, der Kampf, daß die eine Gewalt die andre unter sich bringt, dadurch zunächst die Einheit, wie sie sonst beschaffen sey, bewirkt und so allein das Wesentliche, das Bestehen des Staats rettet.

Zusatz. Im Staate muß man nichts haben wollen, als was ein Ausdruck der Vernünftigkeit ist. Der Staat ist die Welt, die der Geist sich gemacht hat: er hat daher einen bestimmten an und für sich seyenden Gang. Wie oft spricht man nicht von der Weisheit Gottes in der Natur: Man muß aber ja nicht glauben, daß die physische Naturwelt ein Höheres sey, wie die Welt des Geistes, denn so hoch der Geist über der Natur steht, so hoch steht der Staat über dem physischen Leben. Man muß daher den Staat wie ein Irdisch-Göttliches verehren, und einsehen, daß, wenn es schwer ist die Natur zu begreifen, es noch unendlich herber ist den Staat zu fassen. Es ist höchst wichtig, daß man in neueren Zeiten bestimmte Anschauungen über den Staat im Allgemeinen gewonnen hat, und daß man sich so viel mit dem Sprechen und Machen von Verfassungen beschäftigte. Damit ist es aber noch nicht abgemacht; es ist nöthig, daß man zu einer vernünftigen Sache auch die Vernunft der Anschauung mitbringe, daß man wisse, was das Wesentliche sey, und daß nicht immer das Auffallende das Wesentliche ausmache. Die Gewalten des Staats müssen so allerdings unterschieden seyn, aber jede muß an sich selbst ein Ganzes bilden und die andern Momente in sich enthalten. Wenn man von der unterschiedenen Wirksamkeit der Gewalten spricht, muß man nicht in den ungeheuren Irrthum verfallen, dieß so anzunehmen, als wenn jede Gewalt für sich abstrakt dastehen sollte, da die Gewalten vielmehr nur als Momente des Begriffs unterschieden seyn sollen. Bestehen die Unterschiede dagegen abstrakt für sich, so liegt am Tage, daß zwei Selbstständigkeiten keine Einheit ausmachen können, wohl aber Kampf hervorbringen müssen, wodurch entweder das Ganze zerrüttet wird, oder die Einheit durch Gewalt sich wieder herstellt. So hat in der französischen Revolution bald die gesetzgebende Gewalt die sogenannte exekutive, bald die exekutive die gesetzgebende Gewalt verschlungen, und es bleibt abgeschmackt, hier etwa die moralische Forderung der Harmonie zu machen. Denn wirft man die Sache aufs Gemüth, so hat man freilich sich alle Mühe erspart, aber wenn das sittliche Gefühl auch nothwendig ist, so hat es nicht aus sich die Gewalten des Staats zu bestimmen. Worauf es also ankommt, ist, daß, indem die Bestimmungen der Gewalten an sich das Ganze sind, sie auch alle in der Existenz den ganzen Begriff ausmachen. Wenn man gewöhnlich von dreien Gewalten, der gesetzgebenden, der exekutiven und der richterlichen, redet, so entspricht die erste der Allgemeinheit, die zweite der Besonderheit, aber die richterliche ist nicht das Dritte des Begriffs, denn ihre Einzelnheit liegt außer jenen Sphären.

IV. Rhetorische Prosa.

Die rhetorische Prosa hat während des vorliegenden Zeitraums unter allen nicht poetischen Prosadarstellungen verhältnißmäßig die größten Fortschritte gemacht; und es werden uns im Laufe unserer Betrachtung manche sehr bedeutende Erscheinungen begegnen. Aber dennoch haben weder unsere geistlichen Redner die Höhe erreicht, auf welche sich die großen französischen Prediger des 17. Jahrhunderts erhoben haben, noch sind die weltlichen und insbesondre die politischen Red-

ner mit den großen Männern zu vergleichen, auf welche Frankreich und England mit so vollem Rechte stolz sind. Der Grund, warum die Beredtsamkeit sich nicht in noch bedeutenderem Maße entwickelte, scheint uns darin zu liegen, daß man im Allgemeinen zu wenig Gewicht auf die künstlerische Ausbildung des angebornen Talents legte, daß man die Muster der Alten und Neueren meist nur mit Rücksicht auf ihren Inhalt, nicht aber mit Rücksicht auf ihre schöne Form studirte. Während in Frankreich und England die Jünglinge, die sich für die Kirche oder den Staat bilden, der Beredtsamkeit ein ernstes und andauerndes Studium widmen*), in die Gesetze der Kunst und ihre Mittel einzudringen suchen, ist in Deutschland kaum bei den jungen Theologen die Rede davon; jedenfalls wird dem Gegenstand viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obgleich von selbst ersichtlich ist, daß die Wirkung der Rede hauptsächlich von ihrer Form abhängt. Die Richtigkeit unserer Bemerkung erhellt übrigens schon daraus, daß gerade diejenigen Redner, die sich zu höherer Bedeutsamkeit aufgeschwungen haben, ihre Erfolge dem Studium der Kunst und der großen Vorbilder des Alterthums und der neuern Zeit verdanken.

In der übersichtlichen Darstellung der Leistungen im Gebiete der geistlichen Beredtsamkeit beginnen wir mit der Besprechung der protestantischen Kanzelredner schon deswegen, weil die Leistungen derselben als die Fortsetzung der früheren Bestrebungen erscheint, während die kirchliche Rede bei den Katholiken sich erst im Laufe des Zeitraums besser zu gestalten beginnt, und sie sich bei diesen zudem unter dem Einfluß der Protestanten heranbildet.

Unter den letzteren treten namentlich Joh. Gottfried von Herder, Franz Volkmar Reinhard und Friedrich Schleiermacher hervor, die wir daher näher zu betrachten haben. Die übrigen haben sich zum Theil nach den hervorragenden Rednern des vorigen Zeitraums, namentlich nach Zollikofer gebildet, zum Theil nach den eben Genannten; mehrere haben sich selbstständig, einige sogar mit hervorspringender Eigenthümlichkeit entwickelt. Zu diesen gehört sogleich der erste, den wir zu besprechen haben, Johann Kaspar Lavater, der, zu keiner Schule gehörend, nach keinem Muster gebildet, von keiner Theorie abhängig, sich in seinen Predigten in seiner ganzen Originalität zeigte. Seine Predigten waren keine Abhandlungen allgemeinen Inhalts, sondern waren meist der Gelegenheit entnommen, die er mit dem ganzen Feuer der Unmittelbarkeit erfaßte, und in deren Darstellung er die ganze stürmische Kraft seines Wesens legte. Er war in der Wahl der Stoffe eben so glücklich als in deren Ausführung, bei welcher er das Leben und seine Bedürfnisse stets im Auge behielt. Bei aller Lebendigkeit der Darstellung, die sich durch Würde und Kraft auszeichnet, war dieselbe doch auch allgemein faßlich. Zu seinen besten Leistungen gehören die „Predigten über das Buch Jonas" (Winterth. 1782) und die „Predigten über den Brief des heil. Paulus an den Philemon" (2 Thle. St. Gallen 1785—86). Merkwürdig sind die „Predigten über die Existenz des Teufels und seine Wirkungen" (Ff. u. Lpz. 2 Thle. 1778—81). In seinem Sinne predigte auch sein Freund Joh. Conr. Pfenninger aus Zürich (1747—1792), dem aber die stets glühende Begeisterung fehlte, die in Lavaters Reden so mächtig hinreißt, auch wenn wir seine religiösen Ansichten nicht theilen können. Von mildem, gemüthlichem und frommem Geiste zeugen die „Predigten über die Episteln" (4 Thle. Halle 1774—76) von dem als Erbauungsschriftsteller schon genannten Christoph Christian Sturm. Der Dichter Joh. Martin Miller ging in seinen „Predigten für das Landvolk" (3 Bde. Lpz. 1776—83) mit Erfolg in die Anschauungsweise seiner Zuhörer ein. Die „Moralischen Reden" (Halle 1773) von J. Gfr. Tiede waren wegen ihrer Faßlichkeit und der darin ausgesprochenen edlen Gesinnung noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ein Lieblingsbuch vieler Familien, die in ihnen Erbauung und Leitung in schwierigen Lebensverhältnissen suchten. Vossens Freund E. Th. F. Brückner veröffentlichte „Predigten für Ungelehrte" (2 Thle. Neubrandenb. 1778), die ihren Zweck so glücklich erfüllten, daß schon in wenigen Jahren eine neue Auflage nöthig wurde (Eb. 1783). Von den vielen Sammlungen, welche Balthasar Münter herausgab, erwähnen wir nur die erste und vorzüglichste „Predigten" (7 Thle. Gotha 1778—1784). Als einen der bedeutendsten Kanzelredner aus den ersten Zeiten der vorliegenden Periode haben wir den Zürcher Joh. Kaspar Häfeli (1754—1811) zu erwähnen, der vorzüglich durch die Gewalt der Rede und blühende Darstellung auf die Zuhörer zu wirken suchte. Wir besitzen von ihm „Predigten und Predigtentwürfe" (4 Bde. Winterth. 1778—83), „Vermischte Predigten" (St. Gallen 1784) und „Predigten über die christliche protestantische Freiheit" (Lpz. 1804). Wie Häfeli auf die Phantasie, so suchte Gottfr. Leß aus Conitz in Westpreußen (1736—1797) auf das Gemüth zu wirken und strebte daher hauptsächlich nach rührenden Momenten; er würde seinen Zweck auch stets erreichen, wenn er nicht hie und da zu weitschweifig wäre. Fr. Sam. Gottfr. Sack aus Magdeburg (1738—1817), dessen Vater wir im vorigen Zeitraum ebenfalls als bedeutenden Kanzelredner erwähnt haben, ist in seinen „Predigten" (Berl. 1787) klar, verständlich, einfach und ächt christlichen Sinnes, während Sam. Fr. Nathanael Morus aus Lauban (1736—1792) oft zu gelehrt ist; doch ist sein Vortrag klar und gedrängt. Als Muster edler Popularität ist J. G. Rosenmüller aus Ummerstädt (1736—1825) zu erwähnen; er veröffentlichte mehrere Sammlungen, aus denen wir „Einige Predigten" (2 Bde. Lpz. 1786—88) und „Predigten zur Beförderung christlichen Sinnes und einer vernünftigen Aufklärung" (Jena 1817) hervorheben. Joh. L. Ewald, den wir schon bei der didaktischen Prosa kennen gelernt haben, ist auch in seinen „Predigten" (12 Hefte. Lemgo 1787—92) lebensklug, tolerant und von milder Frömmigkeit; sein Styl ist rein, ohne sich über das Mittelmäßige zu erheben. Größeres Talent entwickelte Gfr. Ant. L. Hanstein

*) So hatten in Frankreich während der zwanziger Jahre die Söhne der Pairs einen Verein gebildet, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, der Graf Montalembert stand, in welchem alle Gesetze u. s. w. besprochen wurden, die in den Kammern erörtert werden sollten.

aus Magdeburg (1761—1821), dessen „Predigten" (Berl. 1787) und andre Sammlungen bei großer Tiefe doch klar, beredt und ergreifend sind, auch durch lebendig anschauliche und correcte Sprache sich auszeichnen. Einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit, erwarb sich Joh. Gli. Marezoll aus Plauen (1761—1828) durch den geist- und gemüthreichen Inhalt seiner Vorträge wohlverdienten Ruhm. Seine „Predigten" (Leipz. 1787), dann die „Predigten vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters" (2 Bde. Gött. 1790—92) und die „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation" (Jena 1822), die sämmtlich sehr häufig zur häuslichen Andacht benutzt wurden, sind auch wegen ihrer klaren, einfachen und faßlichen Sprache zu rühmen. Auch die „Predigten" (6 Thle. Lpz. 1789—1804) von Konr. Gli. Ribbeck aus Stolpe (1753—1826) erfreuten sich vielfacher Anerkennung, so wie die „Sonntagspredigten" (2 Bde. Bregenz 1790) von J. J. Heß, die zwar zu gedehnt, aber sonst durchaus vortrefflich sind. Glo. Chn. Storr aus Stuttgart (1786—1805) ist deshalb zu erwähnen, weil er in seinen „Sonn- und Festtags-Predigten" (2 Bde. Tüb. 1806—7), die nebst andern Sammlungen erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, wie in seinen übrigen theologischen Schriften als Vorkämpfer der strengsten Orthodoxie erscheint. Dagegen suchte A. Chn. Bartels aus Braunschweig (1749—1826) in seinen „Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Aufklärung in der Religion" (Züllichau 1793) Aufklärung, Liebe und Duldung zu verbreiten. K. Daub, dessen philosophische Umwandelungen wir früher besprochen haben, zeigte sich in seinen „Predigten" (Heidelb. 1794) als entschiedenen Anhänger der Kantischen Grundsätze; doch war er keineswegs der einzige Kanzelredner, der sich von denselben leiten ließ; die meisten von denen, die wir schon genannt haben, und auch mehrere von den folgenden hatten sich an der Philosophie Kants herangebildet; es sind namentlich diejenigen, bei denen das moralische Element von dem rein dogmatischen überwiegt. Unter diese gehört zunächst J. Fr. Krause aus Reichenbach (1770—1820), dessen „Predigten über einige Landesgesetze" (Lpz. 1797) und „Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien" (5 Bde. Lpz. 1805—8) durch Klarheit, Tiefe und warmes Gefühl die wohlthätigste Wirkung hervorbringen. Eben so klar und vielleicht geistvoller sind die „Predigten" (4 Bde. Jena 1797—1805) von Josias Fr. Chn. Löffler aus Saalfeld (1752—1816), aber es fehlt ihnen dagegen an Wärme und Schwung. Wie in seinen übrigen Schriften, die wir früher erwähnt haben, so ist Gotthelf W. Christoph Starke auch in seinen „Predigten" (1797 u. 1820) gemüthvoll und liebenswürdig. Einer der hervorragendsten Kanzelredner des mittlern Deutschlands ist Valentin Karl Veillodter aus Nürnberg (1769—1828), der in seinen „Predigten" (2 Thle. Nbg. 1794—97) u. a. Sammlungen wahre Begeisterung für seinen Gegenstand mit Würde und Klarheit gefällig zu verbinden weiß. Jonathan Schuderoff aus Altenburg (1766—1843) zeichnet sich in seinen „Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre" (2 Bde. Jena 1799—1801) durch edle Popularität und glückliche Behandlung der Gelegenheit aus. Eigenthümlich erscheint J. F. Stolz aus Zürich (1753—1821); seine „Predigten über Merkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts" (4 Thle. Bern 1800—2) und seine „Historischen Predigten" (2 Thle. Jena 1805—7) behandeln historische Stoffe mit seltenem Glück, obgleich er in seinen Urtheilen über Personen aus dem Alten Testament, z. B. über David, den allgemeinen Ansichten oft keck entgegentritt. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts macht sich schon mehr oder weniger der Einfluß der Schellingischen Philosophie und des Romantismus auch in der Predigt geltend. Wir nehmen ihn schon, wenn auch zuerst noch weniger entschieden, in Phil. Konr. Marheineke wahr. Seine „Predigten für gebildete Christen" (Gött. 1801), die „Predigten zu Berlin gehalten" (2 Bde. Berl. 1814—18) und die „Predigten, der häuslichen Frömmigkeit gewidmet" (2 Bde. Eb. 1826) sind von wahrer Beredtsamkeit eingegeben, sie sprechen ans Herz, ohne jedoch nach schwächlicher Rührung zu streben. In den letztern, die schon unter dem Einfluß der Hegelischen Philosophie verfaßt wurden, herrscht jedoch das Bestreben zu überzeugen und zu belehren vor, weshalb sie mehr auf den Verstand als auf das Gemüth zu wirken suchten. David Müslin aus Bern (1747—1821) veröffentlichte „Fest- und Kommunions-Predigten" (2 Thle. Bern 1802), die von Tiefe des religiösen Gefühls zeugen und sich bei geistvoller Behandlung des Stoffs in gewandter Darstellung bewegen. Von den äußerst zahlreichen Predigtsammlungen, welche Joh. Bernh. Dräseke herausgab, erwähnen wir nur die „Predigten für denkende Verehrer Jesu" (5 Thle. Lüneb. 1804—12), die „Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn" (4 Thle. Eb. 1816—22) und die „Predigtentwürfe über freie Texte" (2 Thle. Brem. 1815). In allen diesen, wie in den übrigen, weht eine tiefe und warme, aus der lebendigsten Ueberzeugung stammende Liebe zu Jesus; sie zeichnen sich durch große Fülle von Gedanken und lebendiger Wahrheit der Empfindungen aus, so wie sie durch geistreiche und neue Einkleidungen, Uebergänge und Wendungen überraschen. Dräseke besitzt eine große Herrschaft über die Sprache, doch ist er wohl auch gesucht und selbst spielend. Im Ganzen verbindet übrigens seine Darstellung die lebendigste Kraft mit der gefälligsten Anmuth. Alle diese Vorzüge, neben welchen wir noch seinen großen Reichthum an glücklichen Sentenzen erwähnen, macht es begreiflich, daß er selbst von Katholiken vielfältig benutzt und nachgeahmt wurde. Wilhelm Münscher ist weniger wegen seiner „Predigten" (Marb. 1804), als wegen seiner „Politischen Predigten" (Eb. 1813) zu erwähnen, die erfolgreich auf die Kräftigung des vaterländischen Sinnes wirkten. Klar, kräftig und die Herzen ergreifend sind die „Andachtsreden" (Halberst. 1805) und die „Predigten" (Aschersleben 1830) von J. Cph. Greiling aus Sonnenberg in Thüringen (1765—1840), der auch als pädagogischer Schriftsteller hätte erwähnt werden können. Der liebenswürdige Dichter Chr. L. Neuffer verdient auch wegen seiner „Predigten" (Augsb. 1805) rühmliche Erwähnung.

Einer der bekanntesten und bedeutendsten Kanzelredner der neuern Zeit ist der evangelische Bischof Ruleman Friedr. Eylert; seine „Homilien über die Parabeln Jesu" (Halle 1806) und die „Predigten über die Bedürfnisse unseres Herzens und Verhältnisse unseres Lebens" (Eb. 1813) sind klar und bestimmt, und zugleich kräftig und warm; sie sprechen Herz und Verstand auf gleiche Weise an. Durchaus tüchtig, verständig, klar und besonnen zeigt sich Bernhard Klefeker aus Hamburg (1760—1825) in seinen „Predigten zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums" (Hamb. 1806), deren Hauptzweck es ist, die Zuhörer zur höheren wahrhaft christlichen Sittlichkeit anzuleiten. Bei größerem Talent verfolgte auch Herm. Eph. Demme den nämlichen Zweck; seine „Predigten für häusliche Andacht" (Gotha 1808), die „Predigten bei besondern Veranlassungen" (Neust. a. d. Orla 1823) u. a. m. erfreuen durch edle Einfachheit und erheben durch den milden christlichen Sinn, der sie durchdringt. Die „Predigten zum Vorlesen" (Münster 1809) von dem trefflichen Gust. Fr. Dinter und seine „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Bußtage" (Eb. 1821) enthalten einen reichen Schatz heilsamer Wahrheiten, die auf der tiefsten Beobachtung der Menschen und der Lebensverhältnisse beruhen, und daher auch nie veralten werden. F. Adolf Krummacher verläugnet auch in seinen Kanzelreden den Dichter nicht, und so strebte auch Chn. Schreiber in seinen „Predigten, Homilien und geistlichen Reden" (Eisen. 1816) vorzüglich nach schöner und gefälliger Form, während H. Gli. Tzschirner in seinen „Predigten" (2 Bde. Lpz. 1812—16) und in den „Nachgelassenen Predigten" (4 Thle. Eb. 1828—29) eine kräftige Beredtsamkeit entwickelt, die durch geistreiche Auffassung des behandelten Gegenstandes unterstützt wird. In den „Christlichen Fest- und Gelegenheitspredigten vor einer Landsgemeinde" (3 Thle. Zeitz 1812—20) und den „Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien in der Hofkirche zu Weimar" (3 Thle. Neust. u. Schleiz 1822—26) von J. Fr. Röhr erkennt man einen der Hauptrepräsentanten des Rationalismus. Sie zeichnen sich durch Kraft, Klarheit, logische Entwickelung und große Correctheit des Styles aus; die Bedeutsamkeit des Redners tritt schon darin hervor, daß er in seinen verschiedenen Predigten den Bedürfnissen seiner jedesmaligen Zuhörer, der einfachen Landleute und der gebildeteren Städter vollkommen zu genügen verstand. Ein anderer Freund des Rationalismus, K. Gli. Bretschneider, verbindet in seinen „Predigten an Sonn- und Festtagen" (2 Bde. Lpz. 1823—24), so wie in den „Predigten über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehen" (Eb. 1813) die größte Klarheit mit warmer Beredtsamkeit. H. August Schott hat sich nach Reinhard gebildet; seine „Geistlichen Reden und Homilien" (Jena 1815) sind seines großen Musters würdig. Die „Predigten" (Gießen. 2 Bde. 1816—20 und Karlsr. 3 Bde. 1830—37) von J. H. L. Hüffell aus Gladenbach in Hessen (1784—1856) sind von der erfreulichsten Wirkung, weil sie für ein thätiges und sittlich strenges Leben zu gewinnen streben. Ein schönes Talent beurkundet Ad. Thd. Frz. Alb. Lehmus aus Soest (1777—1837) in seinen „Predigten am Säcularfest der Reformation" (Nbg. 1817), die sich sowohl durch geistvolle Behandlung, als durch Klarheit und belebende Wärme auszeichnen. Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist L. Fr. Frz. Theremin aus Gramzow in der Uckermark, der, auf die fleißigen Studien der großen Vorbilder des Alterthums wie der neuern Zeit bauend, rastlos nach künstlerischer Vollendung strebte und in dieser Beziehung eine der ersten Stellen unter den deutschen Kanzelrednern einnimmt. Er ist reich an wahrhaft rednerischen Stellen, er versteht in seinen „Predigten" (4 Bde. Berl. 1817—28) auf gleiche Weise zu rühren, zu begeistern und zu überzeugen; nur ist zu bedauern, daß er oft in eine gewisse Süßlichkeit verfällt, durch welche die sonst kräftige Haltung seiner Vorträge geschwächt, ja hie und da vernichtet wird. Nicht weniger bedeutend ist Chph. Fr. v. Ammon, dessen „Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre" (6 Bde. Erl. 1793—98), so wie die „Predigten über Jesus und seine Lehre" (2 Bde. Dresd. 1819) sich durch geist- und gefühlvolle Behandlung des Stoffes, Wärme und Anmuth des Vortrags auszeichnen. Von seinen zahlreichen Gelegenheitspredigten, die sämmtlich sein großes Talent beurkunden, erwähnen wir außer mehrern Vorträgen am Reformationsfeste die „Zwei Predigten unter den Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit" (Lpz. 1825), und die „Landtagspredigten geh. im J. 1830 u. 1831" (Dresd.), welche wahre Muster der Behandlung politischer Gegenstände auf der Kanzel sind. In einem gewissen Kreise hat Klaus Harms aus Norderdithmarsen (1778—1855) durch seine „Christologischen Predigten" (Kiel 1821) und die „Winter- und Sommerpostille" (2 Bde. Eb. 1808—15) u. A. m. große Anerkennung gefunden; und in der That ist nicht zu läugnen, daß seine Vorträge voll Innigkeit und Wärme und gedankenreich sind; dagegen ist seine Sprache zwar kräftig, aber im Ganzen von unangenehmer Wirkung, weil er die Gesetze des deutschen Satzbaues fortwährend verletzt, um auf ihre Kosten nach der größten Einfachheit der Darstellung zu streben. Die „Drei Predigten" (Berl. 1821) und die „Predigten theils auslegender, theils abhandelnder Art" (4 Samml. Bas. 1825—42) von W. Mt. Leberecht de Wette verdienen wegen ihres reichen Gedankeninhalts ehrenvolle Erwähnung. J. Fr. W. Tischer aus Tauschen bei Torgau (gest. 1842) zeichnet sich in seinen „Predigten über das menschliche Herz" (Lpz. 1825) durch vortreffliche psychologische Entwickelung aus, wogegen die „Predigten über auserlesene Stellen der heiligen Schrift" (2 Bde. Berl. 1826) von Dan. Amadeus Neander (eigentlich Dan. Gli. Neumann) aus Lengenfeld (geb. 1775) durch tiefe Innigkeit und Wärme, so wie durch ihre gediegene Form erfreuen. Nach den Klassikern und insbesondre nach Reinhard gebildet, nimmt auch Ernst Gottfr. Adf. Böckel aus Danzig (1783—1857) eine bedeutende Stelle unter den neuen Kanzelrednern ein. Er lehrt in seinen Vorträgen, von welchen wir die „Passionspredigten" (6 Bde. Hamb. 1829—37) erwähnen, ein auf Bibel und Vernunft gleichmäßig beruhendes Christenthum, und weiß bei streng logischer Anordnung des Stoffes doch zugleich auch auf das

Gemüth zu wirken. Seine Sprache ist edel, würdig und geschmackvoll. Seine größte Bedeutsamkeit entwickelt er jedoch in den „Predigten zum Theil bei besondern Veranlassungen“ (2 Bde. Hamb. 1828—34), in denen, so wie in der „Traurede des Königs Otto von Griechenland“ (Oldenb. 1836) er ein seltenes Talent in der glücklichen und tactvollen Behandlung der besondern Gelegenheiten entfaltet. Fr. Aug. Deofidus Tholuck zeigt sich auch in seinen „Predigten, gehalten zu Rom, Berlin, London und Halle“ (Berl. 1829), deren Titel nicht gerade sehr demüthig klingt, als eifrigen Beförderer pietistischer Ansichten. In seinen „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens“ (5 Bde. Hamb. 1838—45) strebt er nach Volksmäßigkeit in Sprache und Anschauung, verfehlt aber oft das richtige Maß. Wir erwähnen endlich noch den zu früh verstorbenen und zu wenig gekannten Joh. Jak. Bernet aus St. Gallen (1800—1851), dessen „Predigten für das Christenthum“ (2 Thle. Berl. 1834) sowohl durch Tiefe und Tüchtigkeit der Gedanken, als durch die Gemüth und Verstand ergreifende Entwickelung ausgezeichnet sind. Noch haben wir einen bedeutenden Kanzelredner aus der Mitte der Brüdergemeinde zu erwähnen, den wir schon als Dichter haben kennen lernen, Joh. Bapt. von Albertini. Wir besitzen von ihm „Dreißig Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine“ (Gnadau 1805) und „Sechs und dreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut. In den J. 1818—24 gehalten“ (Eb. 1832). Sie zeichnen sich durch Wahrheit und Einfachheit, so wie durch Lebendigkeit, Wärme und Tiefe der Empfindungen aus; die Sprache ist edel, würdig und stets dem Gegenstande angemessen.

Wie schon angedeutet, beginnt die geistliche Beredtsamkeit unter den Katholiken erst im vorliegenden Zeitraum sich zu entwickeln; es war eine geistreichere und insbesondere eine geschmackvollere Behandlung der Predigt auch erst möglich, als die katholischen Theile Deutschlands anfingen, an der geistigen Bewegung Theil zu nehmen, die von den protestantischen Ländern und Stämmen ausgegangen war. Daher wird es auch nicht wundern, daß die meisten katholischen Kanzelredner sich nach den großen Mustern bildeten, welche ihnen die protestantische Kirche darbot, nach Zollikofer, Jerusalem, Herder, Reinhard, Dräseke, Schleiermacher und Andern mehr, und dies ist sogar noch heutigen Tages der Fall, wenigstens bei dem aufgeklärteren Theil der katholischen Geistlichkeit, während freilich die jesuitischen Prediger nicht zum Vortheil des Geschmacks wieder auf die katholischen Redner des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgehen. In welchem Zustand sich die Predigt bei den Katholiken befand, ehe sie Antheil an der protestantischen Bildung nehmen, ersehen wir am besten aus den Predigten, in welchen Anton von Bucher aus München (1746—1817) die bis zur niedrigsten Gemeinheit geschmacklosen Kanzelreden der katholischen Geistlichen in Bayern in höchst ergötzlicher Weise lächerlich macht, indem er sie in Auffassung, Entwickelung, Styl, namentlich in ihren burlesken Einfällen auf das Trefflichste nachahmt *). Uebrigens hat Bucher, der selbst ein katholischer Geistlicher war, durch seine eigenen Kanzelreden zur Verbesserung des Geschmacks und Veredlung des Predigtstyls unter den Katholiken wesentlich beigetragen. Eines der bedeutendsten Talente war der schon als Dichter besprochene Eulogius Schneider, dessen „Predigten von der christlichen Toleranz“ (Stuttg. 1781) und „Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen“ (Bresl. 1792) von tiefer Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe durchdrungen sind, und durch ihre warme Beredtsamkeit hinreißen. Neben ihm ist Joh. Jos. Natter aus Prag (geb. 1770) als einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner zu bezeichnen; seine „Predigten über christliche Lebensweisheit“ (2 Thle. Prag 1786—97) und „Neue Predigten“ (Eb. 1802) verbinden Kraft und Innigkeit mit gefälliger Darstellung. So verdienen auch die „Auserlesenen Sonntags-Predigten“ (Münster 1787) von dem Mainzer Bischof Jos. Wilh. Colmar aus Straßburg (1760—1818) rühmliche Erwähnung, und nicht weniger die „Passionspredigten“ (Münst. 1787) von Jos. Bernh. Herft (1745—1817), der sich nach Jerusalem und Zollikofer gebildet hatte. Der Bischof Joh. Mich. Sailer wirkte, wie durch seine belehrenden Schriften, so auch durch seine Kanzelreden in höchst glücklicher Weise; seine „Predigten bei verschiedenen Anläßen“ (3 Bde. München 1790—97) u. a. m. sind von der lebendigsten Frömmigkeit erfüllt, und erfreuen durch ihre gemüthliche Herzlichkeit eben so sehr als durch die edle Popularität ihrer Darstellung. Neben ihm sind seine Freunde Jos. Ant. Sambuga (1752—1815) aus Walldorf („Reden auf Joseph II. und Beiträge zur Homiletik“. Salzb. 1791) und Sebast. Winkelhofer (1743—1806) aus Munzig in Bayern („Vermischte Predigten“. 7 Bde. München 1817—36) zu erwähnen. Auch die „Predigten an seine Pfarrgemeinde“ (Münch. 1787), so wie die „Homilien über die sonntäglichen Evangelien“ (Eb. 1799) von G. Aloys Dietl (1752—1809), ferner die „Festtags-Predigten“ (2 Thle. Würzb. 1795—98) von J. Mich. Feder aus Würzbürg (1753—1810) und die „Predigten“ (Salzb. 1801) von dem Schellingianer Frz. Ign. Thanner aus Neumarkt in Bayern (1770—1815) verdienen Anerkennung. Der treffliche Caj. von Weiller zeigte auch in seinen „Erbauungsreden“ (3 Thle. Münch. 1802—4) die fromme und milde Gesinnung, die ihn im Leben, Wirken und in Schriften so verehrungswürdig machte. Die „Predigten und Homilien“ (4 Thle. Münch. 1804—12) von Seb. Mutschelle aus Altershausen in Bayern (1749—1800), der unter die bedeutendsten katholischen Kanzelredner zu zählen ist, suchen vorzüglich zu belehren und

---

*) Anton v. Bucher hat außerdem noch mancherlei Gutes in Ernst und Scherz geschrieben; und außer den angeführten Predigten können seine „Mönchsbriefe“, das „Geistliche Suchverloren“ u. A. als gelungene Satyren bezeichnet werden, in denen er eine reiche Laune und äußerst glücklichen Humor entwickelt. „Er führte“, sagt der Herausgeber seiner „Sämmtlichen Werke“ (6 Bde. Münch. 1819) „bei seiner ungemeinen Gabe, das Lächerliche und Verkehrte seiner Zeit aufzufassen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzustellen, wie ein echter dramatischer Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftstellers, diese Thorheiten in ihrer eigensten Gestalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptpersonen als ein belebtes Drama zu dem höchsten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte.“

die Sittlichkeit zu befördern. Als eine der tüchtigsten Erscheinungen haben wir die „Erbauungsreden für Akademiker" (Prag 1813) von Bernh. Bolzano aus Prag (1781—1848) zu bezeichnen, dessen sehr bedeutende religiöse und philosophische Schriften in eine spätere Zeit fallen. Aufgeklärt, freisinnig und verständig erscheint der scharfsinnige, wissenschaftlich tüchtige G. Riegler aus Hochstädt a. d. Aisch (1778—1847) in seinen Fest- und Gelegenheitspredigten" (2 Thle. Bamb. 1818); die „Predigten" (Prag 1820) des als Mensch und Kanzelredner beliebten Frz. Aloys Schneider aus Brünn (1752—1818) sind klar, lichtvoll und tief empfunden. Von schönem Talente zeugen sowohl die „Fest- und Feiertagspredigten" (Würzb. 1821) von F. Mt. Gehrig aus Oberwittstadt (1768—1825) als die „Fastenpredigten" von J. Ph. Kirch aus Karlsruhe (1767—1829), die er unter dem Titel: „Jesus in seinen Leiden als das erhabenste Muster unserer Nachahmung" (Mannh. 1802) herausgab. Jos. Widmer aus Hochdorf im Kanton Luzern (1779—1844), der als Theoretiker der Kanzelberedtsamkeit sich einen großen Ruf erwarb, ist auch als einer der wenigen katholischen Geistlichen der Schweiz zu nennen, welche die Predigt mit gebildeterem Geschmack behandelten. Anton Jos. Binterim aus Düsseldorf (1779—1855), den wir wegen seiner „Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche" (7 Thle. Mainz 1825—32) und besonders wegen der „Pragmatischen Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und Diöcesan-Synoden" (7 Bde. Ebd. 1835—45) bei der Kirchengeschichte hätten erwähnen sollen, gab „Reden bei der ersten heiligen Communion der Kinder" (Köln 1823) heraus, die im strengsten katholischen Sinne gehalten sind. Die „Trauerreden auf Pius VII. und Pius VIII." (2 Hefte. Cöln 1823—30) des bekannten Dichters W. Smets sind nicht ohne rhetorische Kraft, was auch von den Fastenpredigten „Das Bild des Christen" (Grätz 1826) und „Der leidende Geist" (Wien 1828) des Bischofs Romanus Sebast. Zängerle aus Oberkirchberg bei Ulm (1771—1848) zu rühmen ist. Von K. Borromäus Egger aus Denklingen im Allgäu, einem der edelsten katholischen Geistlichen Deutschlands, haben wir „Predigten bei verschiedenen Veranlassungen" (Augsb. 1829) und „Trauerreden" (2 Thle. Eb. 1827), die zu den besten Erzeugnissen der Art bei den Katholiken gehören. Mehr Vehemenz als wahre Kraft zeigen die „Christlichen Reden bei feierlichen Anlässen" (Luz. 1829) von dem Chorherrn Jos. H. Aloys Gügler aus Luzern, der sich durch seine Verfolgung des Philosophen Troxler bekannt machte. Der Apostat Zacharias Werner machte in Wien durch seine Predigten großes Aufsehen, von denen mehrere in dessen „Ausgewählte Schriften" aufgenommen worden sind. Leider läßt sich der Beifall, den er durch dieselben erwarb, aus den unzeitigen Witzen, mit denen er seine Reden öfters würzte, oder aus der Keckheit erklären, mit welcher er baaren Unsinn vorbrachte *). Wir erwähnen endlich noch die „Sämmtlichen Predigten" (2 Thle. Mainz 1829—31) von Adrian Gretsch aus Wien (1753—1826) und die „Predigten" (4 Bde. Insbr. 1838—43) von Philibert Benitius Meyer aus Tyrol, einem der tolerantesten katholischen Geistlichen, dessen Andenken noch heute vom J. 1809 her in den Herzen der Tyroler und Bayern lebt.

Indem wir zur Betrachtung der Leistungen im Gebiete der weltlichen Beredtsamkeit übergehen, haben wir zuerst die Schulreden zu erwähnen, von denen sich manche sowohl durch ihren tiefen Gehalt als durch ihre schöne Form auszeichnen. Nach beiden Richtungen hin nimmt Joh. Gtfr. v. Herder eine der bedeutendsten Stellen ein; wir werden auf ihn zurückkommen. Aug. Herm. Niemeyers „Reden an Jünglinge" (Halle 1787) zeugen von der innigsten Liebe zur Jugend, und enthalten eine Fülle pädagogisch wichtiger Bemerkungen und beherzigungswerther Lehren. Die „Schulreden" von J. Gtfr. Gurlitt aus Halle (1754—1827), die er in seinen „Schulschriften" (Magdeb. 1801) herausgab, zeichnen sich durch Klarheit und Schärfe der Entwickelung, wie durch geschmackvolle Darstellung aus. Auch seine „Maurerreden" (Magdeb. 1785) verdienen Erwähnung. Durchaus vortrefflich und gehaltvoll sind die „Kleinen Reden an künftige Volksschullehrer" (4 Thle. Halle u. Lpz. 1803—5) von Gust. Fr. Dinter; mild und liebevoll sind die „Vertrauten Reden an Jünglinge, die Universitäten besuchen" (2 Thle. Nbg. 1803) von J. Mich. Sailer. Von dem Philosophen Hegel besitzen wir mehrere Schulreden, die er während seiner Wirksamkeit als Rector in Nürnberg hielt; sie zeichnen sich durch Gedankenreichthum und Schärfe der Entwickelung aus, haben aber wenig rhetorische Kraft. Als eine der vorzüglichsten erwähnen wir die „Rede über den Werth des Studiums der alten Sprachen", die einen oft behandelten Gegenstand, wenn auch nicht in neuer und erschöpfender Weise, doch im Ganzen eindringlich darstellt. Nicht ohne Werth endlich sind die „Reden an studirende Jünglinge über Gegenstände höherer Bildung" (Luz. 1828) von dem oben genannten Jos. H. Alo. Gügler.

Wenn in den Schulreden das rhetorische Element immer noch wesentlich ist, ob es gleich oft in der didaktischen Entwickelung zurückgedrängt wird, so geht es in der gelehrten oder wissenschaftlichen Rede meist ganz unter, und wir hätten diese eigentlich hier nicht zu besprechen, und zwar um so weniger, als selbst die Form der Rede in den Vorträgen dieser Art kaum zur Erscheinung gelangt. Auch haben wir aus diesem Grunde schon mehrere hieher gehörige Schriftsteller bei Gelegenheit der didaktischen Prosa besprochen, so die Philosophen Fichte und Schelling, die beiden Schlegel, den romantisirenden Adam Müller und den Aesthetiker Delbrück u. A. m.; von Schiller werden wir ausführlicher handeln, und so ist nur noch der treffliche Fr. Jacobs zu erwähnen, unter dessen Reden, die sämmtlich gehaltvoll und geistreich sind, wir die „Ueber den Vorzug der griechischen Sprache

*) Eine Predigt hat zum Thema: „Der goldene Rosenkranz — Ist wunderschön und ganz". Im ersten Theil führt er dann aus, daß er wunderschön, im zweiten, daß er ganz sei; die Predigt ist vorzüglich mit oft aberwitzigen Märchen von der Wunderkraft des Rosenkranzes durchspickt, namentlich erzählt er, welche Sünder durch das Gebet des Rosenkranzes gerettet worden seien.

im Gebrauch ihrer Mundarten" hervorheben, weil sie ohne Zweifel auch darauf wirkte, die Aufmerksamkeit auf die deutschen Dialekte zu wenden. Der Lobreden wären eine große Menge zu erwähnen, wenn wir nur auf die Bedeutsamkeit des Inhalts Rücksicht nehmen wollten; doch da wir vorzüglich die formelle Erscheinung und dann noch die literarische Wichtigkeit zu bedenken haben, können wir nur einige namentlich anführen. Außer den bedeutendsten Erscheinungen der Art von Göthe und Börne, auf die wir zurückkommen, erwähnen wir nur die „Historische Lobschrift auf J. J. Breitinger" (Zür. 1777) v. J. K. Lavater, die „Lobschrift auf Winckelmann" (Lpz. 1777) von Ch. Glo. Heyne, J. G. Schlossers „Rede auf Is. Iselin" (Bas. 1783), W. C. Christiani's „Gedächtnißrede auf J. Andr. Cramer" (Kiel 1788), H. Gli. Tzschirners „Rede zu Reinhard's Gedächtnißfeyer" (Lpz. 1812) und P. Usteri's „Denkrede auf J. Kasp. Hirzel" (Zür. 1813). Alle diese Reden werden aber, was die Darstellung betrifft, von J. J. Engels „Lobrede auf Friedrich II. (Berl. 1781) weit übertroffen, welche auch von dessen „Rede am Geburtstage Friedrich Wilhelm II." (Eb. 1786) nicht erreicht wird. Rühmliche Erwähnung verdient endlich auch die „Rede auf Friedrich den Großen" (Karlsr. 1787) von Ernst L. Posselt, noch mehr aber dessen Rede „Der Vaterlandstod der 400 Bürger von Pforzheim" (Eb. 1788), die von warmer Vaterlandsliebe durchhaucht ist.

Die gerichtliche Beredtsamkeit konnte sich in Deutschland bei dem geheimen Gerichtsverfahren nicht entwickeln; zwar bestand in den preußischen, bayerischen und hessischen Rheinländern Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, seitdem sie Theile des französischen Kaiserreichs geworden waren; doch war dieselbe bei den betreffenden Regierungen so wenig beliebt, daß Nichts für deren weitere Entwickelung namentlich im nationalen Sinne gethan wurde. Die öffentliche Rechtspflege führte daher ein sieches, stets fort bedrohtes Leben, und so ist es begreiflich, daß die gerichtliche Rede zu keiner lebenskräftigen Entfaltung gelangen konnte. Nur hie und da wurde bei irgend einer besondern Gelegenheit eine nicht einmal öffentliche Rede gehalten, die sich auf Gesetzgebung und Rechtspflege bezog, die aber ihrer Behandlung nach eher zu den wissenschaftlichen Reden gezählt werden könnte. Wir erwähnen nur des großen Juristen P. J. Ans. v. Feuerbach „Rede über die hohe Würde des Richteramts" (Nbg. 1818), die freilich in Bayern ohne Wirkung blieb, da im J. 1832 und folgenden die bayerischen oberen Gerichte durch eine große Zahl ungerechter Urtheile den Fluch vieler Familien und die allgemeine Verachtung auf sich zogen.

Die politische Beredtsamkeit konnte sich natürlich erst dann entwickeln, als parlamentarische Verfassungen geschaffen wurden, was erst nach den sogenannten Freiheitskriegen der Fall war. Doch auch in den Zeiten unmittelbar vor denselben tauchten einige Versuche in der politischen Rede auf, die sich freilich nur vermöge der Schrift äußern konnten, oder, wie Fichte's „Reden an die deutsche Nation" (1808), ein wissenschaftliches Gewand annehmen mußten. Wir erwähnen aus jener Zeit vorzüglich die „Proklamationen an die Deutschen" (1807) von K. Justus von Gruner, die sich durch ihre feurige Beredtsamkeit einer anhaltenden Wirkung erfreuten. Die österreichischen „Proklamationen gegen Napoleon" während des Krieges im J. 1809 haben zum Theil Fr. von Schlegel zum Verfasser; sie gehören zu den gediegensten Erscheinungen der Art, und sie haben auf die Belebung des öffentlichen Geistes kräftig eingewirkt. Der bekannte Friedrich von Gentz, der im J. 1798 ein treffliches, von den freiesten Ansichten getragenes „Schreiben an Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung" richtete, verfaßte das „Oesterreichische Manifest vom 12. Aug. 1813" gegen Napoleon, welches unstreitig zu dem Besten gehört, was über politische Verhältnisse geschrieben worden ist. Es ist mit eben so großer Umsicht und Klugheit als warmer Beredtsamkeit geschrieben. Wir erwähnen noch seine „Ansprache an die deutschen Fürsten und die Deutschen" (Berl. 1814), in welcher die große Gewandtheit, die eigentliche Meinung klug zu verbergen, nicht verkannt werden kann. Eben so sind die „Reden an das deutsche Volk" (Nbg. 1814) von Ph. Jos. v. Rehfues als eine interessante Erscheinung der Zeit zu bezeichnen; sie sind mit großer Begeisterung und doch in klarer, geschmackvoller Sprache geschrieben. So dürfen wir auch die „Vier Reden an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz" (Lpz. 1814) von Detlev K. W. Baumgarten-Crusius nicht übergehen, welche die Zeitverhältnisse und die Pflichten der Jugend gegen das Vaterland mit patriotischem Feuer besprechen. Wir könnten hier füglich auch die politischen Predigten von Dräseke, Marezoll, Schuderoff, Hanstein u. A. m. erwähnen, die zum Theil wesentlich zur Erhebung des Volkes beitrugen, doch wollen wir uns sogleich zur Besprechung der vorzüglichsten Erscheinungen im Gebiete der parlamentarischen Beredtsamkeit wenden.

Zwar fanden in Würtemberg schon seit 1815 parlamentarische Verhandlungen Statt, in den darauf folgenden Jahren erhielten auch Bayern und Baden landständische Verfassungen; aber die Versuche, dieselben zur Wahrheit werden zu lassen, wurden bald zurückgedrängt, und die Verhandlungen boten meist wenig oder kein Interesse dar. Auch waren die gesetzlichen Vorschriften für die Verhandlungen von der Art, daß eine freiere Entwickelung der Rede nicht möglich war, da in Bayern z. B. kein Mitglied der Kammer anders als in der ihm am Anfang der Sitzung durch das Loos zugetheilten Reihenfolge reden durfte. Erst nach der Pariser Julirevolution versuchten die verschiedenen Ständeversammlungen ein kräftigeres Auftreten, da sie von der öffentlichen Meinung kräftig unterstützt wurden; zudem wurden auch in Sachsen, Kurhessen und andern Ländern landständische Verfassungen eingeführt, und die Jahre 1831 und 1832 erweckten die Hoffnung, daß sich auch die lang vernachlässigte Beredtsamkeit in Deutschland kräftig entwickeln würde. Aber die bald darauf mit oft brutaler Gewalt eintretende Reaction vernichtete diese Hoffnungen bald wieder. In den kleineren Staaten, welche schon bald nach den Freiheitskriegen Constitutionen erhielten, in Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt,

Braunschweig, den sächsischen Herzogthümern u. a. m. mögen sich manche schöne Talente entwickelt haben, doch blieben dieselben mehr oder weniger unbekannt, theils weil die Verhältnisse, in denen sie wirkten, zu wenig allgemeines Interesse darboten, theils weil bei der unterdrückten Preßfreiheit die Verhandlungen der einzelnen Versammlungen nicht bekannt wurden. So haben wir daher trotz der ziemlich zahlreichen berathenden Versammlungen im Ganzen nur wenige Männer zu nennen, die sich als Redner auszeichneten, wenn auch viele durch ihr muthiges Wort oder ihre Unabhängigkeit die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger im höchsten Grade verdient haben. Aber leider müssen wir die Bemerkung machen, daß wie die freisinnige katholische Geistlichkeit von Rom, so auch die unabhängigen, volksfreundlichen Redner von den Regierungen auf das Bitterste verfolgt, mit geringem, kaum für nothdürftiges Leben hinreichendem Gehalte pensionirt, versetzt, entlassen, ja sogar eingekerkert wurden, so Behr in Bayern, Itzstein in Baden, Jordan in Kurhessen, Herber in Nassau u. A. m. Von den Bayerischen nennen wir als den Hauptführer der Opposition unmittelbar nach der Einführung der Verfassung Franz Ludw. v. Hornthal aus Hamburg (1760—1833), der in seinen Vorträgen Kraft und Würde zu verbinden wußte. Weniger beredt und im Ganzen auch schüchterner war W. Jos. Behr aus Sulzheim (1775—1851), dessen „Rede über die Bayerische Constitution" (1819) zur Würdigung derselben von Bedeutung ist. Trotz seiner Mäßigung mußte er die Rache der Regierung erfahren; er wurde in seinem 67. Jahre zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Von den übrigen Mitgliedern der Opposition nennen wir noch die Abgeordneten Freiherr v. Closen, Schwindl, der in seinen populären, oft sogar trivialen Vorträgen meist das Richtige traf; den Professor J. Adam Seuffert, dessen Mäßigung, die selbst bis zur Schwäche und Hoffnungslosigkeit ging, ihn vor herabwürdigender Versetzung nicht bewahren konnte, den Rheinländer Fr. Schüler, ohne Zweifel das talentvollste Mitglied der Kammer vom J. 1831, der aber leider zu wenig sprach; seine „Rede über die Finanzverhältnisse" war ein Muster klarer und überzeugender Entwickelung. Unter den ministeriellen Abgeordneten glänzte damals in erster Reihe Ignaz v. Rudhart aus Weißmain in Oberfranken (1790—1838), der Anfangs zur Opposition gezählt, aber durch seinen brennenden Ehrgeiz zu der Partei geführt wurde, von der er Beförderung und Ehrenstellen hoffen konnte. Er war ohne Zweifel sehr talentvoll und reich an Kenntnissen; die Klarheit seines Geistes war so anerkannt, daß ihn der Graf von Benzel-Sternau, der in früheren Versammlungen ebenfalls ein einflußreiches Mitglied der Kammer war, die lebendig gewordene Logik nannte. Doch artete diese, so oft er Ansichten vertheidigte, die eigentlich nicht die seinigen waren, in Sophisterei aus. Uebrigens vermißte man bei aller seiner Gewandtheit und fließenden Rede doch Tiefe in der Auffassung der Verhältnisse. Unter seinen besten Vorträgen sind die „Ueber die Preßfreiheit" (1831) und „Ueber die gemischten Ehen" (1833) hervorzuheben, erstere namentlich durch die sophistische Kunst, mit welcher er den Folgerungen der darin vertheidigten Grundsätze zu entgehen wußte. Endlich nennen wir noch den Fürsten L. Kraft Ernst v. Oettingen-Wallerstein, der 1815 schon bei den Verhandlungen über die würtembergische Verfassung thätig war und seit 1819 in der Kammer der Reichsräthe in Bayern eine hervorragende Stellung einnahm. Der Fürst v. Wallerstein ist ohne Zweifel sehr talentvoll. Bei großer geistiger Rührigkeit hat er die Sprache vollkommen in seiner Gewalt, und er würde in seinen Vorträgen formell durchaus befriedigen, wenn er nicht die kleinliche Eitelkeit hätte, durch gelehrten Schein und Anhäufung der sonderbarsten fremden Wörter und Wendungen zu blenden. Auch kann ihm eine gewisse sophistische Kunst nicht abgesprochen werden, doch hat er weniger durch diese gewirkt, als durch die Keckheit, mit welcher er seine paradoxen Sätze und Verdrehungen der offenbarsten Wahrheiten vorbrachte, und seine entschiedensten Rechtsverletzungen als die höchste Gerechtigkeit darstellte. So stellte er z. B. den Grundsatz auf, daß, da die bayerische Verfassung nicht Freiheit, sondern nur Freiheiten gewähre, Alles verboten sei, was durch sie nicht namentlich erlaubt werde. Es ist übrigens bekannt, daß der Fürst Wallerstein im J. 1848 den Demagogen mit derselben Keckheit spielte, wie er früher den aristokratischen Despoten gespielt hatte.

In Würtemberg begegnen wir zuerst dem thätigen Buchhändler Freiherrn Joh. Fr. Cotta von Cottendorf aus Stuttgart (1764—1832), der schon 1815 an den Verhandlungen über die neue Verfassung Theil nahm und eine bemerkenswerthe Rede „Ueber Volksbewaffnung" hielt. Damals und auch eine Zeitlang später gehörte er zur Opposition, später trat er zur Regierungspartei über, doch war er nie servil, sondern suchte stets die verbrieften Rechte des Volks gegen die feindseligen Angriffe des Adels und des Ministeriums zu vertheidigen. Auf den ordentlichen Landtagen seit 1830 machten sich vornämlich die Abgeordneten Fr. List, Schott, Uhland, Keßler, W. Menzel, Pfizer theils durch ihre Sprachgewandtheit, vorzüglich durch ihre tüchtige Gesinnung bemerkbar. Am bedeutendsten entwickelte sich die parlamentarische Beredtsamkeit in Baden, das eine Reihe von ausgezeichneten, durch Gelehrsamkeit, Talent, tüchtige Gesinnung und praktischen Blick hervorragenden Männern in die Kammern schickte. Schon im J. 1819 zogen einige Redner die Aufmerksamkeit auf sich, so Liebenstein, der freilich später zur Regierungspartei übertrat, und, wie es den Apostaten gewöhnlich geht, darüber die Herrschaft über sein Talent verlor, weil seine Worte seiner Ueberzeugung widersprachen. Aus jener ersten Zeit erwähnen wir seine treffliche Rede „Ueber Preßfreiheit". Der Freiherr von Türkheim hielt in jener Versammlung einen dem Inhalte nach sehr bedeutenden Vortrag „Ueber allgemeine deutsche Gesetzgebung". Bedeutender als beide war aber G. L. Winter aus Prechtal (1778—1838), der später selbst die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlands übernahm, aber einer der wenigen Minister war, die bei ihrem Tode aufrichtig vom Volke betrauert wurden. Ohne durch besondre rhetorische Vor-

züge zu glänzen, waren seine Vorträge doch immer reiflich überlegt und wohlgeordnet; auch machten sie stets einen tiefen Eindruck, weil man überzeugt war, daß nur Wahrheit aus seinem Munde kam und daß er es mit seinem Volke redlich meinte. Von seiner trefflichen Gesinnung, so wie von seinem staatsmännischen Blicke zeugen seine Reden „Ueber das Badische Adelsedikt" (1819), „Ueber die Gewerbeordnung" (1822), „Ueber das Gemeindebürgerrecht" (1831) und „Ueber Eisenbahnen" (1832). K. Fr. Nebenius aus Rhode bei Landau (1784—1857), der schon seit dem Jahr 1819 als Regierungs-Commissär den Verhandlungen der Kammern beiwohnte und lange Zeit Präsident des Badischen Ministeriums war, ist mehr durch seine staatswirthschaftlichen Schriften*), als durch seine Reden berühmt geworden, obgleich auch diese sich durch klare Behandlung des Stoffs auszeichneten. So haben wir auch den Geschichtschreiber K. Wenzel von Rotteck mehr wegen seiner mannhaften Gesinnung, der er stets treu blieb, als wegen seiner Reden zu erwähnen, die meist steif und trocken waren, und sich in pedantische Formeln und wissenschaftliche Abstractionen verloren, wie man sich z. B. aus seinem Vortrag „Ueber Handelsfreiheit" (1822) überzeugen kann, in welchem er außerdem zum Theil beschränkte Anschauungen kundgab. Besser sind seine in demselben Jahre gehaltenen Reden „Ueber Verantwortlichkeit der obersten Staatsdiener", „Ueber die Gemeindeordnung, und „Ueber den Anschluß an den Zollverein". Weit höher steht J. G. Duttlinger aus Lehmbach im Schwarzwald (1788—1841), der von 1819 an bis zu seinem Tode fortwährend Mitglied der badischen Kammer der Abgeordneten war. Mit der entschiedensten liberalen Gesinnung verband er Besonnenheit und praktischen Sinn, der von den Gegnern mehr gefürchtet wurde, als die feurigste Begeisterung, die das Maß nicht zu halten vermag. Treffend und scharf in seinem Urtheil, streng logisch in der Ausführung seiner Ansichten, schnell die schwachen Seiten seiner Gegner durchblickend, sie rasch aufgreifend und mit seinem stets bereiten Witze schlagend, war er namentlich in improvisirten Gegenreden trefflich. Unter seinen Vorträgen ist namentlich der „Ueber die Verantwortlichkeit der Minister" als gediegen zu bezeichnen. Neben ihm war J. Adam von Itzstein aus Mainz (1775—1855) lange Zeit einer der hervorragendsten Führer der Opposition. Er verband unbeugsamen Muth mit großem Scharfsinn und klarer Besonnenheit. Wir erwähnen seine Reden „Ueber Wiederherstellung der Art. 38 u. 46 der Badischen Verfassungsurkunde" und „Gegen ministerielle Verschwendung", die er beide in der Sitzung vom J. 1831 hielt. Auch Jos. Merk aus Donaueschingen (1780—1845) verband die Grundsätze des entschiedensten Liberalismus mit praktischem Sinne und klarer Beurtheilung der Verhältnisse. Seine Reden, von denen wir die „Ueber Wiederherstellung der badischen Verfassung", „Ueber die Freiheit der Presse" (1831) und „Ueber die Emanzipation der Juden" erwähnen (1833), waren abgemessen, ruhig und besonnen, einfach, gedrängt, ohne allen Schmuck, aber durch ihre juristische Schärfe von entschiedener Wirkung. Endlich nennen wir noch den gelehrten Juristen K. Jos. Anton Mittermaier, der, seit 1831 Mitglied der badischen Kammer, durch seine umfassenden Kenntnisse, seinen Eifer für das Recht und seinen ehrenwerthen Charakter, so wie vorzüglich dadurch, daß er abweichende Ansichten klug zu vermitteln wußte, großen Einfluß erwarb. Seine Reden, aus denen wir die „Ueber die Wiederherstellung der Verfassung" (1831) und „Ueber die Universitäten" (1837) erwähnen, zeichnen sich durch eine klare und präcise Sprache, Bestimmtheit der Entwickelung und Schärfe der Begründung aus. — Unter den hessischen Rednern erwähnen wir nur den trefflichen Sylvester Jordan, dem seine Ueberzeugungstreue und seine Liebe für sein zweites Vaterland die bitterste Verfolgung zuzogen. Seine Rede „Ueber den Entwurf der kurhessischen Verfassung vom J. 1831" wird, abgesehen von ihrer innern Tüchtigkeit, immer historischen Werth behalten.

In der Schweiz hat sich die parlamentarische Beredtsamkeit ebenfalls erst seit 1830 und 1831 zu entwickeln begonnen. Vor der Revolution im J. 1798 gaben die aristokratischen Verfassungen keine Gelegenheit zur Entfaltung rednerischer Talente, und die demokratischen Kantone waren nur dem Scheine nach frei, in der That aber standen sie unter der drückenden Bevogtung einiger herrschenden Geschlechter. Die helvetische Republik dauerte zu kurze Zeit, und zudem war der ganze Zustand zu wenig geregelt, als daß irgend eine Seite des öffentlichen Lebens sich kräftig hätte entfalten können. Wir können außer dem trefflichen Paul Usteri aus Zürich (1768—1831), der sich auch später durch Wort und Schrift vielfältig verdient machte, höchstens noch die Minister Stapfer und Rengger (beide aus Brugg) und den Landammann Dolder erwähnen. Während der Napoleonischen Herrschaft, die auch auf der Schweiz lastete, konnte von freier Rede begreiflich die Rede nicht sein, noch weniger während der Restaurationsperiode, da die meisten Verfassungen ein aristokratisches Gepräge hatten, und zudem die Verhandlungen der gesetzgebenden Räthe geheim waren. Nach den Umgestaltungen der Verfassungen in den Jahren 1830 und 1831 traten viele bedeutende Talente hervor; doch fällt ihre volle Wirksamkeit erst in eine spätere Zeit.

Wir haben endlich noch die Briefe zu betrachten, die nicht bloß sehr zahlreich, sondern meist auch ihrem Inhalte nach höchst bedeutend sind, insbesondre als eine wichtige Quelle für die Geschichte der Literatur erscheinen. Was die Form betrifft, so ist auch hier im Ganzen ein bedeutender Fortschritt bemerkbar, und viele können als unübertreffliche Muster bezeichnet werden. Nur in Einer Gattung, dem Briefe der leichten Unterhaltung, stehen die Deutschen den Franzosen noch sehr nach; es ist dies daraus zu erklären, daß die Sprache der gesellschaftlichen Unterhaltung sich in Deutschland immer noch nicht zu der Gewandtheit und dem leichten Fluß herangebildet hat, den wir bei unsern westlichen Nachbarn bewundern. Einige Schriftsteller, wie z. B. den Fürsten Pückler-Muskau, haben wir schon früher wegen

*) „Der öffentliche Kredit" (Karlsr. 1820) und ganz besonders „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft" (Eb. 1835).

ihrer Briefe erwähnt; Herder, Göthe, Schiller und Börne bleiben einer näheren Besprechung vorbehalten. Hamanns Briefe, die in die Sammlung seiner Werke aufgenommen sind, sprechen durch ihre Originalität, wie durch die Gedankenfülle an. „In einem Briefe von Hamann liegen Ideen zu wenigstens zehn Briefen,“ schrieb Abbt an Mendelssohn. Sie sind aber auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie manche Aufschlüsse über die Schriften des merkwürdigen Mannes geben, die, wie wir wissen, so sehr eines Commentars bedürfen. Musterhaft sind die Briefe, welche Helfr. Peter Sturz auf seinen Reisen geschrieben, und in denen er die merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete der Kunst und Literatur bespricht, welche in den von ihm besuchten Ländern seine Aufmerksamkeit erregten. Wir bewundern an ihnen nicht bloß die geistreiche Behandlung der besprochenen Stoffe, die Tiefe und Klarheit der Ideen, sondern auch ganz vorzüglich die leichte, gewandte und anmuthige Darstellung, worin er von wenigen deutschen Schriftstellern erreicht, von keinem übertroffen wird. Bürgers Briefe an seinen Freund Boje erwähnen wir vorzüglich deshalb, weil sie für die Kenntniß seiner poetischen Entwickelung wichtig sind. Wie bedeutend Mercks Briefe sind, haben wir im Laufe der Darstellung zu bemerken vielfältig Gelegenheit gehabt. Er stand mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit in freundschaftlicher Verbindung, mit Göthe, Herder, Wieland, Claudius, Dohm, den beiden Jacobi, Lavater, Lenz, Nicolai, J. G. Schlosser, J. G. Forster, Höpfner, Sömmering, Tischbein u. A. m., und übte auf viele derselben einen eben so entschiedenen als glücklichen Einfluß aus. Wir sind daher dem Professor Wagner in Darmstadt sehr zu Dank verpflichtet, daß er den Briefwechsel desselben in drei auf einander folgenden Sammlungen bekannt machte: „Briefe an Joh. Heinr. Merck von Göthe, Herder, Wieland u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze“ (Darmst. 1835), „Briefe an und von J. H. Merck“ (Eb. 1838) und „Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merck“ (Eb. 1847). Die Briefe, welche Theod. Gottfr. v. Hippel an seinen Freund Schaffner schrieb und die in dessen „Sämmtlichen Werken“ abgedruckt sind, werfen bedeutendes Licht auf den merkwürdigen Mann, der selbst gegen seine vertrautesten Bekannten oft geheimnißvoll that. Noch weit wichtiger ist J. K. Lavaters Briefwechsel, von dem wir einen freilich sehr geringen Theil in den „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters, herausgegeben von Ulr. Hegner“ (Lpz. 1836) besitzen. Wir lernen ihn darin nach allen Seiten und mit allen Widersprüchen seiner Natur kennen. Von seinen eigenen Briefen schrieb ihm schon Göthe im J. 1781, daß sie das Beste von allen seinen Schriften seien. — In „Friedr. Heinr. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel“ (2 Bde. Lpz. 1825) besitzen wir eine vortreffliche Auswahl der von ihm und an ihn geschriebenen Briefe von seinem Aufenthalte in Genf an bis in seine letzten Lebensjahre, so daß wir aus dieser Sammlung ein vollständiges und anschauliches Bild von der Entwickelung des bedeutenden Mannes, von den Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, von seinem Leben und Wirken erhalten. Vielfaches Interesse bieten auch die „Briefe von Joh. Heinr. Voß nebst erläuternden Beilagen, herausgeg. von Abrah. Voß“ (3 Bde. Halberst. 1829—1833), die besonders für die Geschichte des Hainbundes wichtig sind, aber auch andre Verhältnisse in der Geschichte unserer Literatur aufhellen. Die Briefe von Wilh. Heinse, die sich in der von Körte veranstalteten Sammlung: „Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller“ (2 Bde. Zür. 1806—8) vorfinden, haben wir schon erwähnt; sie sind höchst anziehend und zeichnen sich durch lebhafte, oft aber überschwängliche Darstellung aus. In ganz anderer Weise erscheinen die Briefe des unglücklichen Fr. Hölderlin, die in seine gesammelten Werke aufgenommen sind. Sie behandeln meist ganz gewöhnliche Dinge, aber auch dann tritt der liebenswürdige und edle Geist, die biedere Gesinnung des trefflichen Mannes in voller Kraft hervor. In „K. L. von Knebels literarischem Nachlaß und Briefwechsel. Herausg. v. K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt“ (3 Bde. Leipz. 1835—36) finden sich mancherlei interessante Mittheilungen, welche auf das Leben und Treiben in Weimar, dessen Mittelpunkt Göthe war, hie und da überraschendes Licht werfen. Zu den tüchtigsten Erscheinungen gehört „Schillers Briefwechsel mit Chn. Gtfr. Körner“ (4 Thle. Berl. 1847). Körners Briefe sind nicht bloß in Beziehung auf Schiller, sondern auch an sich selbst sehr bedeutend; er erscheint darin als ein Mann von umfassendem Wissen, philosophischer Bildung und feinem Geschmack. Seine Urtheile über die wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der Literatur sind meist tüchtig und tief begründet. Durchaus vortrefflich und selbst großartig erscheint J. G. Forster auch in seinen Briefen, die von seiner Frau, Therese Huber, nebst Nachrichten von seinem Leben („J. G. Forsters Briefwechsel“, 2 Bde. Lpz. 1829) herausgegeben wurden. Sie sind schon wegen des Stoffs, den sie behandeln, von hoher Wichtigkeit, da sie sich über die bedeutendsten Verhältnisse und Personen aus den Jahren 1778—1794 verbreiten, d. h. aus einer Zeit, die in politischer wie in literarischer Beziehung so außerordentlich bedeutend war. Das scharfe, ungetrübte Urtheil Forsters, sein klarer Blick und seine richtige Beurtheilung der Personen und Zustände zeigt sich auch hier in großartiger Weise, so wie wir auch fortwährend seine edle Gesinnung zu bewundern Gelegenheit finden, die sich auch in den trübsten und drückendsten Verhältnissen nicht verläugnet. Jens Baggesens „Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi“ (2 Bde. Lpz. 1831) ist für die Kenntniß der Bewegungen im Gebiete der Philosophie von nicht geringer Wichtigkeit. Wie immer, so ist K. Victor v. Bonstetten auch in seinen „Briefen an Matthisson von 1795—1827“ (Zür. 1827) und in den „Briefen an Friderike Brun“ (2 Bde. Lpz. 1823—24) geistreich und liebenswürdig; namentlich schildern die letztern sein geistig fröhliches Walten in höchst anmuthiger Weise. Friedr. v. Matthissons „Briefe“ (2 Thle. Zür. 1795—96; 2. Aufl. 4 Thle. Eb. 1802) interessiren durch ihren mannigfaltigen Inhalt, wogegen die gesuchte, oft süßliche Sprache unangenehmen Eindruck macht. Die Briefe der Dichterin Friderike Brun, der Freun-

din der eben Genannten, haben wir schon früher erwähnt (S. o. S. 644). Jean Paul Fr. Richter bewahrt in seinen Briefen ganz die nämliche Manier, die wir in seinen größeren und kleineren Schriften haben kennen lernen. Wir finden in ihnen ganz den nämlichen Styl, die nämliche Haltung, den nämlichen Reichthum an Bildern und Metaphern, an sinn- und geistreichen Gedanken, an witzigen Einfällen, so daß es recht klar wird, wie seine eigenthümliche Darstellung aus seinem innersten Leben und Wesen hervorgegangen ist. Zu den früher herausgegebenen Sammlungen „Jean Pauls Briefwechsel mit Fr. H. Jacobi" (Berl. 1828) und „Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Chn. Otto" (3 Bde. Berl. 1829) ist in neuester Zeit noch eine andere hinzugekommen „Jean Pauls Briefe an eine Freundin" (Brandenb. 1858), für die wir dem Herausgeber Fr. Täglichsbeck um so mehr zu Dank verpflichtet sind, als wir Jean Pauls ältestes Liebesverhältniß mit einem gemüthvollen und geistig regsamen Mädchen kennen lernen, das mit seinem reinen und durch die Liebe gehobenen Sinn die Trefflichkeit des jungen Mannes fühlte, der von seinen übrigen Umgebungen meist verkannt war. Als eine wichtige Quelle für die Kenntniß der literarischen Zustände am Ende des 18. Jahrhunderts muß auch der „Briefwechsel" von Chn. G. Schütz (2 Bde. 1834—35) bezeichnet werden. Von reichem Inhalte sind des großen Historikers Johannes von Müller „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Tüb. 1802) und desselben „Briefe an seinen ältesten Freund" (Zür. 1812), an Gleim, an seinen Bruder u. A. m.; sie sind für seine Charakteristik als Mensch und als Schriftsteller höchst bedeutend, da sie namentlich manche über ihn verbreitete irrige Ansichten vollkommen widerlegen. Von den „Briefen eines jungen Gelehrten", welche an Victor von Bonstetten gerichtet sind, sagt die Herausgeberin, Friderike Brun, in der Vorrede: „Sie charakterisiren uns mit den sprechendsten Zügen zwei junge Männer von ganz originellem Schweizersinn, von hoch anstrebendem Geiste, voll Durst nach Wissen und Wahrheit, nach ächter Freiheit des Geistes und nach einer hohen Vollendung ihres ganzen Menschen. Es ist bei Müller noch Alles im Werden und Gähren, und es ist eine von den vielen anziehenden Seiten dieser Briefe, daß man hier sieht, wie und auf welchen Wegen der große Mann das wurde, was er geworden ist." Es sind diese Briefe daher nicht bloß für die Kenntniß des großen Historikers und seiner Entwickelung von der größten Wichtigkeit, sie eignen sich aus dem von der Herausgeberin angegebenen Grunde auch ganz vorzüglich zur Lectüre und Beherzigung für reifere Jünglinge. Für die Zeit der Romantik sind K. W. Ferd. Solgers „Nachgelassene Schriften und Briefwechsel" (2 Bde. Lpz. 1826) von großer Wichtigkeit; so wie Ernst Mor. Arndts „Briefe an Freunde" (Altona 1810) über die deutschen Zustände während der Napoleonischen Herrschaft interessante Mittheilungen enthalten. Zu wenig bekannt ist Josias Albr. v. Ittners (1750—1825) „Ausgewählter Briefwechsel. Nebst dessen Leben" (Freib. 1829). Er verbreitet sich über die wichtigsten Angelegenheiten und Personen seiner Zeit, und erhält dadurch besondre Wichtigkeit, daß seine Correspondenten meist bedeutende Männer im Gebiete der Politik oder der Literatur waren. Eine der schönsten und interessantesten Erscheinungen sind die Briefe der geistreichen Rahel Antonie Varnhagen von Ense, die ihr Gatte nach ihrem Tode unter dem Titel „Rahel. Ein Buch des Andenkens für Freunde" (3 Bde. Berl. 1834) herausgab. Sie enthalten einen Schatz der trefflichsten Urtheile über Zeit und Personen, die um so wichtiger sind, als die Zeit, in der sie lebte, und die Personen, mit denen sie verkehrte, von der höchsten Bedeutsamkeit waren. Aber auch abgesehen von diesen Beziehungen, welche diesen Briefen ein fortwährendes historisches und literarisches Interesse sichern, sind dieselben auch durch die Fülle geistreicher Anschauungen und tiefer Bemerkungen über das Leben und die Menschen höchst bemerkenswerth. Diese Briefe bieten uns eine Menge von Ideen, die zu dem längsten Nachdenken auffordern; und wir müssen beinahe in jedem einzelnen Schreiben den genialen und umfassenden Blick der Verfasserin bewundern, die sich überdies stets mit der größten Freiheit und Sicherheit bewegt. — Die Briefe des Geschichtschreibers Barth. G. Niebuhr, welche in den „Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde" (2 Bde. Hamb. 1838) mitgetheilt werden, sind in mancherlei Beziehung sehr bedeutend; besonders wichtig und lehrreich sind seine Briefe aus Rom, in denen er die Bestrebungen der jüngern deutschen und nordischen Künstler, eines Overbeck, Amsler, Cornelius, Thorwaldsen u. A. m. mit Einsicht und Geschmack würdigt. Als einen der ausgezeichnetesten Stylisten im Gebiete des Briefes haben wir Wilhelm von Humboldt zu nennen; die zwei Sammlungen, die wir außer den in seinen „Werken" mitgetheilten Briefen von ihm besitzen, „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" (Stuttg. u. Tüb. 1830) und „Briefe an eine Freundin" (2 Thle. Leipz. 1847), die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, gehören unbestreitbar zu dem Köstlichen, was wir in dieser Gattung besitzen. Der „Briefwechsel mit Schiller", den Humboldt selbst herausgab, ist eine der wichtigsten Quellen für das Studium Schillers und seiner poetischen Entwickelung, da sich die meisten, namentlich in den ersten Jahren der Correspondenz, auf die Thätigkeit des großen Dichters beziehen, der dem Freunde die bedeutsamsten Mittheilungen über seine Arbeiten machte und von ihm die tiefsinnigsten Bemerkungen über dieselben erhielt. Die „Briefe an eine Freundin" sind nicht bloß anderer Art, sondern auch einzig in ihrer Art. Zwar finden sich auch hier Urtheile über deutsche Dichter und andere Schriftsteller, über Göthe, Schiller, Herder, Gellert, über Leopold von Stolberg, Georg Forster, Rahel Varnhagen, Dohm u. A. m., Urtheile, die vom Verstand wie vom Gemüth zugleich eingegeben sind; auch die politischen Verhältnisse werden zuweilen berührt. Allein dies und Aehnliches bildet keineswegs den wesentlichen Inhalt dieser Briefe; vielmehr sind dieselben vorwiegend psychologischer und religiöser Natur: sie verbreiten sich über die Zustände und Stimmungen der Seele, sie entwickeln Lebensansichten, die

immer auf die edelste Sittlichkeit gegründet sind; sie sprechen von Liebe und Freundschaft, von Alter und Tod, von Unsterblichkeit und Wiedersehen. Es sind vertrauliche Unterhaltungen, in denen sich das reiche und tiefe Gemüth des hochbegabten Mannes in seiner ganzen Fülle, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und in seiner ganzen Unmittelbarkeit offenbart. Daher ist auch die Darstellung in diesen Briefen weitaus schöner als in den übrigen Schriften Humboldts; sie bewegt sich viel freier und lebendiger, namentlich ist sie von einer durchsichtigen Klarheit, wie wir sie bei ihm sonst nicht antreffen, weil er die Abstractionen, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigt, in den abstractesten Formen ausspricht. Mit Einem Worte, Humboldts „Briefe an eine Freundin" gehören zu denjenigen Büchern, auf welche eine Nation stolz sein kann, und die zu empfehlen Pflicht des Literarhistorikers ist. Es werden insbesondre Frauen sich daran erquicken, doch auch Männer werden sie nicht ohne Belehrung und Erhebung aus der Hand legen. — Wir schließen diese Uebersicht, indem wir noch „Göthe's Briefwechsel mit Zelter" (6 Bde. Berl. 1833—34) erwähnen. K. Fr. Zelter aus Berlin (1758—1832), als Componist bedeutend, war schon im Leben offen und freimüthig; noch entschiedener treten diese Eigenschaften in seinen Briefen hervor, in denen er seine Ansichten und Ueberzeugungen mit aller Rücksichtslosigkeit ausspricht.

Wir gehen schließlich zur Betrachtung derjenigen Schriftsteller über, deren Leistungen im Gebiete der rhetorischen Prosa näher zu besprechen sind.

Johann Gottfried von Herder.

Alle Zeugnisse der Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Herder als Prediger einen mächtigen Eindruck machte, zu welchem sowohl die Eigenthümlichkeit seines Vortrags als der Gehalt seiner Reden und deren originelle Behandlung beitrug. Der geistreiche Sturz spricht sich in einem Briefe folgendermaßen über ihn aus: „Ich habe Herder in Pyrmont predigen gehört, und ich wünschte, daß ihn alle gute Christen hörten, die ihn aufs Wort ihrer Stimmführer so orthodox hassen. Unsere vornehme Versammlung war eben nicht zur Andachtsempfänglichkeit der ersten Kirche gestimmt, und doch — Sie hätten es sehen sollen, wie er all das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde in wenigen Augenblicken fesselte, bis zur Stille einer Brudergemeinde. Alle Herzen öffneten sich, jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; und Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. Lieber! so predigt Niemand, oder die Religion wäre Allen, was sie eigentlich sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerei mit der aufgeklärten, hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Da wurde Nichts erklärt, weil Alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrte. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff auf die verstockten Sünder, oder wie die Kurrentartikel aus der Kanzelmanufaktur alle heißen; auch war es keine kalte, heidnische Sittenlehre, die nur Sokrates in der Bibel aufsucht, und also Christum und die Bibel entbehren kann; sondern er verkündigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt, und unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt, durch eigenthümliche Ruhe und Zufriedenheit belohnt. So, dünkt mich, haben die Schüler der Apostel gepredigt, welche nicht über ihre Dogmatik verhört und also auch nicht mit Systems- und Compendiumswörtern, wie Kinder mit Rechenpfennigen spielten. Sie wissen, wie ungleich ich mit dem Schriftsteller Herder denke; wir gehen nur eine kleine Ecke Wegs mit einander, so entbraust er mir, glänzend und schnell, wie eine Rakete; aber als Prediger und Mensch ist Herder ein Mann, und auf der kleinen Ecke Wegs, die wir zusammen wandern können, ist er einer meiner liebsten Gefährten." — Wir fügen diesem Urtheil noch die Bemerkungen bei, welche Schiller in einem Briefe an Körner über Herder als Prediger machte. „Am vorigen Sonntag hörte ich Herder zum ersten male predigen. Der Text war der ungerechte Haushalter, den er mit sehr viel Verstand und Feinheit auseinandersetzte. Du kennst das Equivoque in diesem Evangelium. Die ganze Predigt glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan, volksmäßig natürlich. Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens, — Lehren, die man eben so gut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. Einfach, wie sein Inhalt, ist auch der Vortrag: keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster, nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens gibt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich. Er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben. Herders Predigt hat mir besser als jede andre, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen." Sturz und Schiller scheinen sich in ihren Urtheilen über die Art und Weise zu widersprechen, wie Herder seine Predigten behandelte: Sturz findet, daß er in rein biblischem Sinne spreche, Schiller glaubt, daß seine Rede eben so gut in einer Moschee habe gehalten werden können. Im Allgemeinen hat Sturz ohne Zweifel Recht, aber es ist leicht möglich, daß die Predigt, welche Schiller gehört, ausnahmsweise in einem mehr philosophischen Geiste gehalten war und das biblische Element weniger hervortrat. In der Hauptsache stimmen die beiden Beurtheiler jedoch überein. Denn Herder verlangte vor Allem von dem Prediger einfache, schlichte Darstellung, er war ein entschiedener Gegner einer nach den Mustern der Alten gebildeten Beredtsamkeit, und verschmähte daher alle hergebrachten Kunstmittel; aber freilich fand er in seinem reichen Geiste der neuen Mittel genug, die Gemüther zu fesseln und hinzureißen, sie mit dem Glauben und der Liebe zu erfüllen, die ihn selbst beseelte. Am großartig-

sten erscheint er vielleicht in den Gelegenheitspredigten, die er mit seltener Meisterschaft zu behandeln verstand. Von seiner Rede bei der Taufe des Erbprinzen von Weimar (1783) schrieb Wieland an Merck: „Ich kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzerfassenderes, und schöner Gedachtes und schöner Gesagtes, weder in deutscher, noch in einer andern Zunge." Außerdem erwähnen wir noch seine „Antrittspredigt in Bückeburg" (1771), die „Abschiedsrede von der Gemeinde zu Riga" (1769) und die vortrefflichen „Homilien über das Leben Jesu" (1773. 1774), in die er die ganze Tiefe seines Gemüths und allen Zauber seiner Sprache gelegt hat.

In der spätern Zeit schrieb Herder seine Predigten nicht mehr, sondern zeichnete nur die Entwürfe auf, die er auf der Kanzel überraschend glücklich ausführte, so daß sich im Verhältniß zu der langen Dauer seiner Wirksamkeit als Prediger nur wenige Predigten von ihm erhalten haben. Dagegen schrieb er alle Reden auf, die er als Ephorus des Gymnasiums in Weimar bei den jährlichen Prüfungen hielt. Diese Schulreden, die erst nach seinem Tode unter dem Titel „Sophron" veröffentlicht wurden, besprechen die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Unterrichts in klarer und einfacher Sprache mit der größten Gründlichkeit, Tiefe und Wahrheit. Er entwickelt darin über die Wissenschaften im Allgemeinen, wie über einzelne Zweige derselben, über Schulen und ihre Aufgabe so durchdachte und richtige Ansichten, daß viele dieser Reden noch jetzt ganz zeitgemäß sind, ja sogar für unsere Zeit geschrieben zu sein scheinen, so namentlich die Rede, die wir unten mittheilen, und die wir allen denen zur Beherzigung empfehlen, welche die Schulen ihrer eigentlichen Aufgabe entfremden möchten, weil sie den Satz, den Herder so vortrefflich durchführt, gründlich mißverstehen und falsch anwenden.

Bei Herders zahlreichen Beziehungen zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit ist sein Briefwechsel von hoher Bedeutung für die Geschichte unserer Literatur, namentlich sind die Briefe aus der Zeit, in welcher er auf die neue Gestaltung der Poesie so mächtig einwirkte, von großer Wichtigkeit. Leider sind seine Briefe nicht zu einer vollständigen Sammlung vereinigt, sondern in verschiedenen Werken zerstreut. Viele finden sich in den „Erinnerungen aus dem Leben J. Gfr. von Herders", welche von seiner hinterlassenen Gattin Maria Carolina v. Herder gesammelt wurden und die drei letzten Bände von Herders „Sämmtlichen Werken" bilden; andre werden in der von seinem Sohne Em. Gottfr. herausgegebenen Schrift „J. G. v. Herders Lebensbild" (3 Bde. Erl. 1846), viele in dem Werke „Aus Herders Nachlaß". Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder" (3 Bde. Ff. 1856—57) mitgetheilt. Einzelne finden sich endlich noch in den Briefwechseln anderer Zeitgenossen.

Non scholae sed vitae discendum.

Nur drei Worte seyen mir vergönnt; über eine bekannte Regel: nicht der Schule muß man lernen, sondern dem Leben.

Was heißt lernen? Man hat davon falsche Begriffe, wenn man glaubt, es heiße: fremde Worte sich einprägen. Worte sind Schälle; ohne Gedanken drücken sie sich zuweilen, zumal in der Jugend, mit großer Kraft ein; ohne Gedanken aber hat man sie nur als Papagei gelernt: denn bekanntermaßen lernt auch der Rabe, der Papagei Wortschälle und sagt sie zu rechter und zu unrechter Zeit wieder.

Worte ohne Gedanken lernen, ist der menschlichen Seele ein schädliches Opium, das zwar zuerst einen süßen Traum, einen Tanz von Sylben und Bildern gewährt, vor dem man sich als vor einer Zauberansicht halb wachend und halb schlummernd fühlet; bald aber spürt man, wie bei dem körperlichen Opium, die bösen Folgen dieser Wortträume. Sie ermatten die Seele, und halten sie in einer bequemen Unthätigkeit fest; dadurch gewöhnen sie an einen Gedankenschlummer und machen der Seele zuletzt süße Kontorsionen geläufig, die sich sodann im Leben und in der Sprache zeigen. Man lese ganze Bände, sogenannte philosophische und poetische Schriften: man lieset, wie Hamlet sagt, Worte, Worte, Wortschälle, Schälle, bei denen unglücklicherweise die Autoren glaubten, daß sie dächten, indem sie doch nur sprachen und nachsprachen, dunkle oder lichte Schemen der Imagination, die man jetzt Oden und andere Gedichte, jetzt Abhandlungen nennt, Wortschälle, Opium, Träume.

Und der träge Mensch ist zu ihnen so geneigt! Worte wird ihm leichter zu sprechen als Gedanken zu denken. Er findet in ihnen fertige, oft schöne Gedankenformen; sie passen in die Rede; dem gleich trägen sind sie willkommen, wie sie es ihm waren; er kann wie mit Rechenpfennigen mit ihnen den Cours des gemeinen Redespiels halten; warum sollte er sich, warum andere mit Gedanken irre machen oder beschweren? O wie viel leere Worte faßt das Kind, der Jüngling auf, wie viel leere Wortformen, die oft am lautesten tönen, deren wir uns am gemächlichsten, am oftsten und liebsten bedienen, haben wir alle in unserem Kopf! Man mache die Probe darüber, bei irgend einem gemeinen Gespräch, das man bei Tische oder in Gesellschaft höret, und frage sich, wie jener Kämmerer aus Mohrenland: „verstehest du auch, was du hörest?" O quantum est in verbis, in literis, in vocibus inane, inane!

Von dieser Wortschleuderei muß sich ein denkender Jüngling frühe entwöhnen, denn mit ihnen hat er nicht denken gelernt, sondern das Denken verlernt. Es hat sich in ihm eine Wortweise zusammengezogen und Figuren gebildet, die sich in ihm wie im Achat verhärten, und doch nur Vorurtheile, d. i. fremde Urtheile einer fremden Gedankenweise sind, an der die innere Kraft seiner Seele wenig oder keinen Theil nimmt. Er wird ein Sklave fremder Gedanken und Meinungen, ohne daß er die Ketten auch nur fühle, ohne daß er frei und selbstthätig zu werden auch nur strebe. Lebenslang ist und bleibt er ein Nachsprecher, ein Wortstreiter, Worthändler. Ach, sagte der Affe jener Fabel: „schöne Larve, schade, daß es ihr am Hirn fehlt!" Ach, können wir zu manchem Redner und Schriftsteller sagen, schöne, hellklingende Wortmaschine, schade, daß sie so wenig als das Klavier oder als — — Sprachmaschine denket.

Was thun wir, wenn wir gehen, sprechen, zeichnen, tanzen lernen? Nicht wahr? wir üben und vollführen ein Werk; wir machen's nach, bis wir's können. Bis es gelingt, mit unsern Kräften, mit unsern Gliedern. So bei sichtbar in die Augen fallenden Künsten; bei unsichtbaren und bei dem unsichtbarsten von allen, dem Denken, findet das Lernen auf keine andere Weise statt. Seine Gedanken kann mir der Lehrer nicht eingeben, eintrichtern; meine Gedanken kann, will, und muß er durch Worte wecken; also daß sie meine, nicht seine Gedanken sind. Worte sind bloß das Instrument, dieß muß ich mit eigenen Kräften, auf meine Weise brauchen lernen, oder ich habe nicht gelernet. Der beste Prüfstein also, ob jemand etwas gefaßt hat, ist, daß er's nachmachen, daß er's selbst vortragen kann, nach seiner eigenen Art, mit seinen eigenen Worten. Merkt euch dieses, ihr Ka-

techeten! Das ewige Wenden und Drehen vom Subject auf's Prädikat, vom Prädikat auf's Subjekt: „wer hat dich erschaffen? wen hat er erschaffen?" ist noch kein katechisiren, sondern ein leibhaftes Wortjähnen, da man den Mund zur Rechten und Linken auf- und abwärts zieht, und immer doch nichts als den jähnenden Fuhrmannslaut: ahi! oho! saget. In eigenen Worten muß man katechisiren; eigene Worte muß man dem Katechisirten herauslocken, seine eigensten Worte, diese, diese allein bezeichnen seine eigenen Gedanken. Ihnen muß man folgen, an sie seine eigenen Gedanken knüpfen; so lernt man lehrend, so lehrt man lernend. Wie in allen Künsten die eigene Uebung alles, alles und ohne sie keine Kunst ist, so ist in Wissenschaften nichts ohne eigene Aufsätze, in seiner eigensten Gedankenmanier, in der man sich kein einziges unverstandenes Wort erlaubet. Die Gedankenweise des Lehrers ist dem Lernenden nur Vorbild, wie im Zeichnen der Schüler die Vorschrift oder das Gebilde des Meisters nachformt, nachzeichnet.

So rein und einfach dieß Gesetz der Kunst und der Natur, so viel sagt's für Lernende und Lehrende. Sie gebietet dem Lehrer, daß seine Gedankenform, seine Art des Vortrags in der Seele des Lernenden ein Vorbild und Muster werden könne: denn nicht nur das, was er sagt, sondern wie er's sagt, d. i. wie er's wohl oder übel verstanden denkt, ist Lehre, d. i. es weckt Gedanken, und geht in die Seele des Lernenden über. Die große Ordnung der lebenden Natur verknüpft alle Wesen durch einen stillen Uebergang lebendiger Nachbildung. Wie wir bei einem Wahnsinnigen wahnsinnig werden, bei einem Stammelnden, ohne daß wir's wissen, mitstammeln lernen, wie liebliche Worte, liebliche Geberden und Gedanken, von denen, mit denen wir leben, in uns übergehen, so auch die Gedankenweise des Lehrers beim Vortrag der Wissenschaft, gleichsam die Melodie seiner Seele. Wehe dem, der schlechte Gesänge oder gute Gesänge schlecht singet; er verdirbt damit das Organ und die Gedankenform seines Lehrlings, dem es oft besser wäre, er hätte nichts, als dieses also gelernet. Wer sich begnügen wollte, es sind ja doch Schälle, Töne, oder im Felde der Wissenschaft, es sind ja doch Wissenschaften, die er lernte; der erinnere sich, daß auch die Thiere Schälle hervorbringen, manche aber sehr unangenehme Schälle und Töne, und daß jede Wissenschaft und jede Kunst nur Ein Maximum der guten Darstellung habe, das zu ihr gehöret, das keiner andern Wissenschaft oder Kunst, als höchst ungeschickt, anzupassen ist, in ihr selbst aber ein unerläßliches Gesetz ist. Allenthalben ist die Wahrheit nur Eine, und diese Wahrheit hat allenthalben nur Eine Form, die ihr an diesem Ort die einzige, die beste ist; wie es zu zwei Punkten nur eine gerade Linie gibt und jede Kreislinie, sie sey groß oder klein, vier rechte Winkel einschließt. Recht lernen und recht lehren bestimmen also einander wie entgegengesetzte Winkel; durch fremden Fleiß kann jemand zwar gelehrt, lettré, aber nicht gebildet, cultivé, noch weniger savant werden, im ächten Sinne des Worts. Eigene Bildung erlangt man unter der Hand und Leitung eines rechtschaffenen Lehrers nur durch eigenen Fleiß, durch eigene Bildung.

Hiernach erklärt sich nun auch, was es heißt, nicht der Schule, sondern dem Leben lernen. Der Schule lernt man auf eine gute Weise, wenn man ihr Ehre macht, wenn man das Gepräge mit sich nimmt, man sei in einer guten Schule gewesen; ein Gepräge, das sich nie verwischt, das immer kenntlich und lobenswerth bleibt, Zutrauen erweckt und auf der Bahn des Lebens viel Vortheile gewährt. Gewiß ist's Lob und Empfehlung für einen Menschen, wenn man sagt: er hat Schule; dagegen einem Rips-Raps, der von keiner Schule weiß, Festigkeit, Bestimmtheit in seinen Arbeiten fehlet. Dem Wort Schule ist die Welt in allen Künsten und Wissenschaften viel schuldig; Uebung unter einem guten Lehrer gibt ein sicheres Hand- und Augenmaß, eine vernünftige Tendenz, eine feste Regel. Auch wenn der Lehrling sich vom Lehrer entfernt, bliebe er auch nicht ein Zweig auf seinem Stamm, auf seiner Wurzel, so nimmt er doch seine Art mit sich und sproßt weiter. Sofern ist's also gut der Schule lernen, d. i. alles das lernen, was man in ihr lernen kann; und es schulmäßig, d. i. fest, bestimmt, recht lernen.

Auch noch in einem andern Verstande ist's erlaubt der Schule zu lernen, wenn man nämlich selbst ein Lehrer werden, d. i. die Wissenschaften fortpflanzen will, so daß aus dem Lehrling ein Gesell, ein Altgesell, ein Meister werde u. s. f. Da aber solcher Zunftlehrlinge doch in einer Schule immer die wenigsten sind, so bleibts für die meisten ein heiliger Spruch; nicht der Schule lernen, sondern dem Leben.

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar, was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es sehr thöricht, bei allem, was ich lerne, zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sey? Wenn du Geld sammelst, fragst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck „dem Leben lernen" darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem Bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch für's Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lektion zu lernen, die für ihn und für keinen anderen gehöret. Wie einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne er für sich und für keinen andern, für sein Leben.

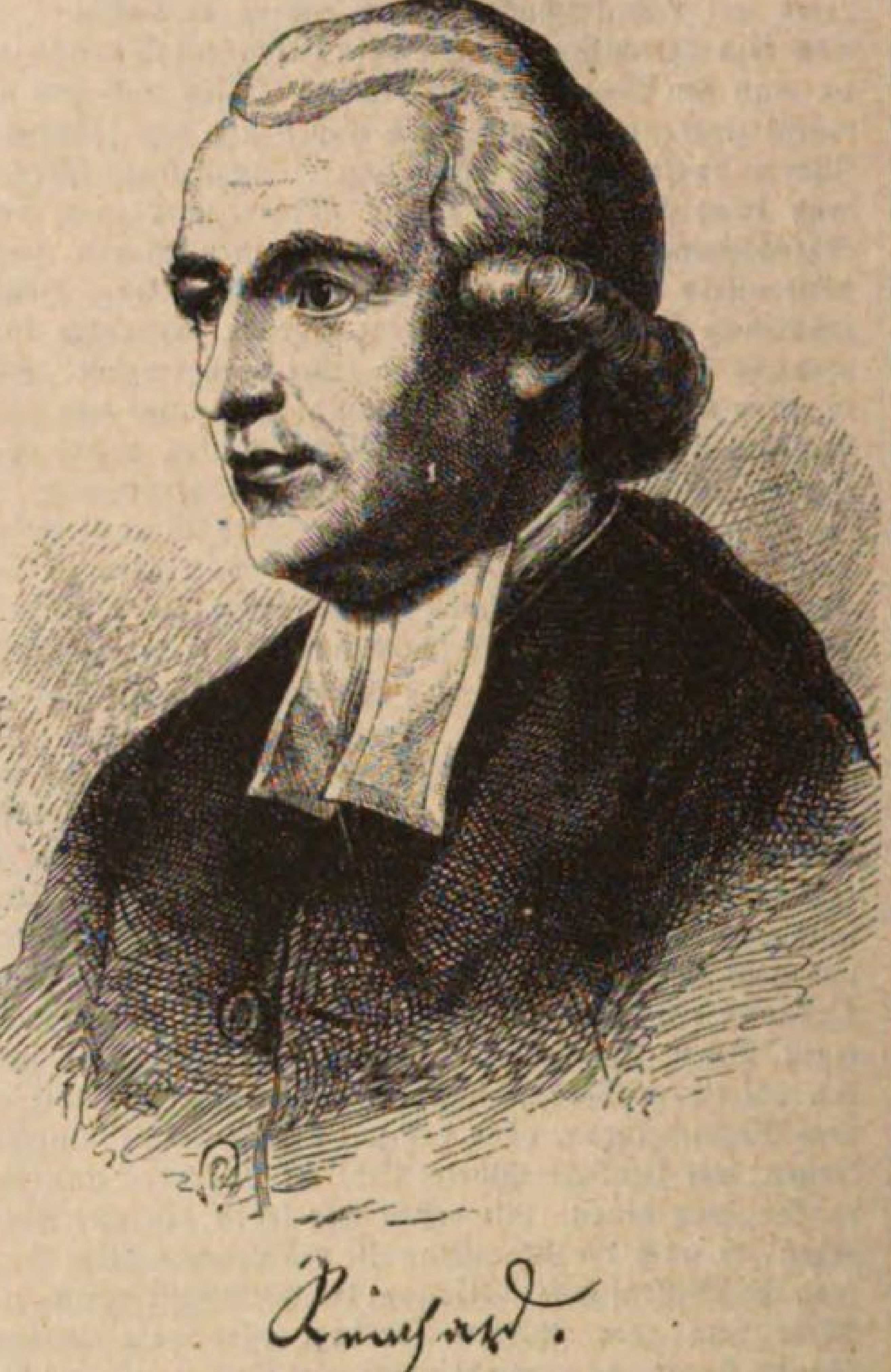
Abgeschlossen wird hierdurch in unserm Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserm Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältniß, in richtiger Proportion aus; so lernst du dem Leben.

Wie dieß geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studiret, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachlässiget, gleich als ob er ein purer guter Geist wäre, wer eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verstand, die Ueberlegung, pfleget, wer für den Kopf studirt, ohne an's Herz zu denken, und ein anderer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle diese lernen nicht für's Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst; nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dieß nicht kann, wer sich hiezu nicht frühe geübt hat,

der hat nicht für's Leben gelernt. Und o wen straft hier sein Gewissen nicht! wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserm Geschäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne für's Leben! Die Zeit, für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewiß lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die Leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesundem Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache und Poesie tändelt, seyen auch bei der Jugend vorüber: denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als Anakreontische oder Schäferlieder. Mit dem Jahre 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit angebrochen, die mit 1801 u. f. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit wecke dieser neue Zeitcyclus auch in Ernst und Ueberlegung! Ihr Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte halb abgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben!

Endlich da das Leben nicht neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hülfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebauet. Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existiren, gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde, sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäfte geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergetzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen als ihnen gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle; sey es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung anderer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und anderen zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Franz Volkmar Reinhard.



Herders Forderung, daß der Kanzelredner sich aller Kunstmittel enthalten und in der einfachsten, volksmäßigsten Form predigen solle, würde, wenn sie durchgedrungen wäre, die geistliche Beredtsamkeit bald vernichtet haben; denn was ihm bei seinem so reichen Geiste, seiner vielseitigen Bildung, seinen umfassenden Kenntnissen gelingen konnte, war der weitaus größeren Anzahl der untergeordneten oder mittelmäßig begabten Geister unerreichbar. Es war daher ein Glück, daß ein bedeutender Mann unter den Kanzelrednern sich erhob, der durch sein Beispiel auf das Glänzendste darthat, wie nothwendig die künstlerische Bildung für den Prediger sei.

Franz Volkmar Reinhard, geb. zu Vohenstrauß in der ~~Pfalz~~ am 12. März 1753, erhielt von seinem Vater, einem wackern Prediger, eine sehr sorgfältige Erziehung. Nach des Vaters Tode im J. 1768 besuchte er das Gymnasium zu Regensburg, wo er mit großem Fleiß und Erfolg die alten Sprachen studirte; fünf Jahre später bezog er die Universität Wittenberg, um sich der Theologie zu widmen. So eifrig er derselben oblag, so vernachlässigte er doch seine so glücklich begonnenen philologischen Studien nicht; auch betrieb er die Philosophie mit großer Vorliebe. Auf den Rath und den Wunsch seiner Lehrer habilitirte er sich im J. 1777; im folgenden Jahre wurde er Adjunct der philosophischen Facultät und bald Baccalaureus der Theologie. Seine Vorlesungen über die verschiedenen theologischen Wissenschaften fanden so großen Beifall, daß er schon im J. 1780 zum außerordentlichen und zwei

Jahre darauf zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. Nachdem er die Würde eines Doctors der Theologie erhalten, dann 1784 Probst an der Schloß- und Universitätskirche und Assessor des geistlichen Provinzialconsistoriums zu Wittenberg geworden war, erhielt er 1792 den Ruf als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden, wo er bis zu seinem Tode segensreich wirkte und sich eines seltenen Beifalls als Prediger erfreute. Er starb nach längerer Kränklichkeit am 6. Sept. 1812.

Wir haben schon angedeutet, daß Reinhard die künstlerische Seite der Beredtsamkeit ausbildete. Seine Predigten sind daher nicht Ergüsse der augenblicklichen Eingebung, die zuweilen allerdings bei geist- und ideenreichen Rednern mächtig wirken kann, sondern sie sind Ergebnisse des sorgfältigsten Studiums und der überlegtesten Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse seiner Zuhörer. Ihm galt es, zugleich auf das Gemüth und den Verstand zu wirken, zu rühren und zu überzeugen, und er suchte aller der Mittel Meister zu werden, durch welche sich dieser doppelte Zweck erreichen ließe. Wenn Herder auch mit seiner Behauptung vollkommen Recht hat, daß die christliche Predigt auf etwas ganz Anderem beruhe und auf einen ganz andern Zweck hinarbeite, als die Reden eines Demosthenes oder Cicero, so ist die daraus gezogene Folgerung, daß man diese Meister der Rede für die christliche Predigt in keiner Weise nachahmen könne, durchaus irrig. Die Predigt ist eben so gut ein öffentlicher Vortrag mit der Absicht zu überzeugen und auf das Gemüth zu wirken, als eine politische oder gerichtliche Rede, und sie ist daher vollkommen berechtigt, die nämlichen Mittel, wie diese, anzuwenden, um diese letzte, höchste Absicht zu erreichen, wenn diese Mittel an sich menschlich wahr und künstlerisch schön sind. Daß aber dies bei den Meisterwerken des Griechen und des Römers der Fall ist, das wird auch der orthodoxeste Geistliche nicht läugnen können, wenn er die nöthige Bildung hat, um jene großen Männer zu verstehen. Wie aber Reinhard seinen Zweck zu erreichen suchte, das hat er selbst in den „Geständnissen, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend" (Sulzb. 1810) ausgesprochen. „Könntest du beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affects durch sie sichtbar würde, und immer die Saite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und einen leichten ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das die Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte; dein Vertrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, erweckend für die Empfindung, ergreifend für das Herz sein. Du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll." Außer diesen Forderungen, die er an einen Prediger stellte und die er selbst im höchsten Maße erfüllte, verlangte er noch als Grundlage jeder Rede eine logisch strenge, Alles genau bestimmende Disposition. Wie richtig diese Forderung war, bezeugen seine Predigten im Vergleich zu andern, die diesen Vorzug nicht haben: sie prägen sich gerade durch diese streng logische Haltung dem Geiste schnell und bleibend ein, das Gedächtniß findet leicht einen Punkt, von dem aus es das Gehörte wieder aufbauen kann, und so haben seine Predigten nicht bloß vorübergehende Wirkung, wie so viele andere, denen es an logischer Entwickelung fehlt.

Reinhards Predigten galten lange Zeit als unübertreffliche Muster der Kanzelberedtsamkeit; später, als das pietistische Element immer mehr vorherrschend wurde und man von der „seichten Moral" mit Verachtung zu sprechen anfing, von dem Prediger verlangte, daß er ausschließlich dogmatische und, wie man sich auszudrücken pflegt, bibelgemäße Predigten halten solle, da fand man freilich an Reinhards Vorträgen viel auszusetzen; man tadelte, daß er den wahren kirchlichen Glauben nicht gepredigt habe, man vermißte in seinen Reden die biblische Einfalt und behauptete wohl gar, daß er heidnische Moral gepredigt habe. Diesen protestantischen Verächtern des großen Redners setzen wir das Urtheil eines katholischen Geistlichen entgegen. Mastiaux sagt in der „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" (Jahrg. 1818. S. 139): „Reinhard führt den Menschen nie vom Geiste der Religion, vom Geiste Jesu Christi hinweg; in Reinhards Predigten lebt und webt der christliche Geist."

Unter seinen „Predigten" (35 Bde. Sulzbach 1793—1813) erwähnen wir als vorzüglich gelungen folgende: „Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten", „Predigt auf den zweiten Pfingsttag" (1795), die „Landtagspredigt" (1799), „Rathschläge zu einem christlichen Verhalten bei schnellen Veränderungen unseres Schicksals", und die „Predigt am Reformationsfeste" (1800) u. a. m.

Aus der Predigt: „Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten".

Es giebt Hindernisse des Guten, meine Zuhörer, Hindernisse der Wahrheit, der Tugend und der reinen Verehrung Gottes, Hindernisse aller echten menschlichen Bildung, die ohne große Anstrengung unmöglich gehoben werden können, die nur gewaltsamen, alles gleichsam umkehrenden Veränderungen weichen. Vergesset es nicht: solche Hindernisse wegzuräumen, und dem Guten dadurch Platz zu machen, muß ein Hauptzweck dessen sein, der die Welt regiert; nie kommt er also sichtbarer, nie offenbart er seine Herrlichkeit schauervoller, als wenn solche Thale erhöht, solche Höhen erniedrigt, solche Klippen zertrümmert, solche Steine des Anstoßes weggeschleudert werden. Betrachtet die großen Weltbegebenheiten aus diesem Gesichtspunkt, und ihr sehet ihn überall in denselben kommen, sehet ihn oft in den schrecklichsten Erfolgen am wohlthätigsten wirken. Ein Haupthinderniß aller wahren Bildung ist thierische Trägheit; es sind große Unfälle aller Art, wodurch Gott sinnliche Völker oft plötzlich aus jener Trägheit aufschreckt, und sie nöthigt, ihre Fähigkeiten und Kräfte anzustrengen. Es giebt Vorurtheile, die wie belastende Fesseln ganze Nationen drücken; Gott zerbricht diese Fesseln oft auf einmal durch eine gewaltsame Erschütterung, und setzt den gebundenen Geist der Völker in eine glückliche Freiheit. Es giebt Einrich-

tungen, die jeder bessern Erkenntniß, jedem Mittel der Bildung den Zugang zu großen Ländern verschließen; Gott öffnet diese unzugänglichen Gegenden oft wider Vermuthen durch die Gewalt eines Eroberers, und macht dem Guten eine ebne Bahn. Es giebt Verfassungen, die schädlich werden, weil sie veraltet, und mit der neuen Zeit im Widerspruche sind; es kann ein schrecklicher Aufruhr, es können die Gräuel einer Empörung sein, was eine solche Verfassung zertrümmert; Gott läßt es zu, um ein mächtiges Hinderniß des Guten wegzuräumen. Und welche Mißbräuche, welche Unordnungen und Laster nehmen oft bei ganzen Völkern und Zeitaltern überhand, und widerstehen allen sanften Mitteln der Besserung! Dürfet ihr euch wundern, wenn solche Völker, solche Zeitalter durch strenge Mittel angegriffen werden, und zweifältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde? müßte Gott seinen heiligen Endzweck nicht aufgeben, und solche Menschen nicht ganz dem Verderben überlassen, wenn er nicht das Aeußerste für sie thun, und die Hindernisse des Guten mit Gewalt vernichten wollte? Selbst aus dem schauervollsten Dunkel großer Weltbegebenheiten sehet ihr also die Herrlichkeit des immer kommenden, für alles wahre Gute wirksamen Gottes hervorbrechen, meine Brüder, — ihm sind diese Begebenheiten das Mittel, die mächtigsten Hindernisse eines glücklichen Fortschrittes zu heben.

Und bedient er sich ihrer nicht eben so oft, um Hülfsmittel eines solchen Fortschrittes an die Hand zu geben? Ohne die Unternehmungen kühner Eroberer, ohne die Gewalt blutiger Kriege, ohne die langwierigen, weit verbreiteten Kämpfe ganzer Welttheile, wäre es wohl nicht möglich gewesen, meine Zuhörer, gewissen Hauptmitteln der menschlichen Bildung einen allgemeinern Einfluß zu verschaffen, die nützlichsten Kenntnisse, Erfindungen und Künste in Umlauf zu bringen, und die Verfassungen und Reiche zu gründen, die bald der Wohnsitz, bald der Zufluchtsort des wahren Guten werden sollten. War es nicht schon im höchsten Alterthume das gewinn- und raubsüchtige Herumschweifen der Phönicier an allen Küsten des Mittelmeers, was die Anfangsgründe aller höhern Bildung, die Kunst zu schreiben und zu lesen, zu einer Menge wilder Völker brachte? War es nicht der allerdings schreckliche Ausrottungskrieg, den Israel gegen die lasterhaften und abgöttischen cananäischen Völker führte, was der Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes die nöthige Sicherheit verschaffte? War es nicht die vielumfassende Herrschaft der Perser, was die Sitten der bezwungenen Nationen milderte, und wilde Barbaren an Ordnung und Zucht gewöhnte? War es nicht der stürmische, das Reich der Perser wie ein Blitz zertrümmernde Heerzug Alexanders, was die noch mildere Bildung und Sprachen der Griechen so vielen Gegenden der Erde mittheilte? War es nicht die furchtbare Macht der Römer, was die besten Länder der alten Welt gewaltig zusammenfaßte, und sie in einen großen bequemen Wirkungskreis für das Evangelium Jesu verwandelte? Waren es nicht die mit so vielem Jammer verknüpften Wanderungen der nordischen Völker in dem vierten und fünften Jahrhundert nach Christo, was dem Evangelio Jesu noch einen größern Einfluß verschaffte, und den Grund zu einer neuern und bessern Verfassung unsers Welttheils legte? Waren es nicht die gräuelvollen, aus Aberglauben entstandenen Kreuzzüge des Mittelalters, was den Völkern des Abendlandes einen höhern Schwung gab, und sie mit neuen Mitteln der Bildung versah? War es nicht ein schrecklicher 30 Jahre dauernder Krieg, durch welchen die Sicherheit und Freiheit erkämpft wurde, die unsre Kirche in Deutschland bisher genossen hat, aus der für alle Wissenschaften, und für die wahre Verehrung Gottes insonderheit so große Vortheile entsprungen sind? Stürme, meine Brüder, schauervolle, zerstörende Stürme, wer dürfte das läugnen? — sind die großen Weltbegebenheiten. Aber auch in ihnen kommt Gott; lasset uns nur nicht bei dem stehen bleiben, was in der äußern Welt geschieht; das Heil der sittlichen ist es, um welches willen er jene Stürme zuläßt; es ist ein neuer Fortschritt im Guten, was er dadurch befördert.

Zumal da er durch sie endlich auch mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde knüpft. Für die Bildung und das Glück unsres Geschlechts ist nichts wichtiger als dieser Zusammenhang. Sollen die wirksamsten Mittel der Erleuchtung und Besserung ein Gemeingut der ganzen Menschheit werden; sollen sich die Völker bei allen Unterschieden der Abstammung, der Gestalt und Farbe, der Sprachen und Sitten einander achten lernen; sollen sie einander mittheilen, und gegen einander austauschen, was sie einzeln Gutes und Vorzügliches besitzen: so muß Alles in Verbindung treten, so müssen sie einander nicht mehr entbehren können, so muß sich ein Zusammenhang bilden, der von dem einen Ende der Erde zum andern reicht, und unser Geschlecht in ein sich überall berührendes Ganzes verwandelt. Lasset uns gestehen: allen bisherigen Erfahrungen zufolge reichen friedliche Mittel nicht hin, diese Verbindung hervorzubringen. Der Eigennutz, der seinen Gewinn in allen Gegenden und auf allen Meeren sucht; der Geist der Eroberung, der seine Herrschaft nach allen Seiten erweitert, und selbst in fremden Welttheilen sie gründet; das Stürmen wilder Krieger, die ruhige Völker ohne Ursache anfielen, und mit den Waffen in der Hand immer weiter drangen; das Wandern ganzer Nationen, die bessere Wohnsitze suchten, und andre Völker vor sich her vertrieben, oder sie ihrer Gewalt unterwarfen — damit ich's kurz sage, große, gewaltthätige Unternehmungen von mancherlei Art sind bisher das Hauptmittel gewesen, die Völker der Erde in Verhältnisse zu bringen; so lernten sich die entferntesten einander kennen; so wurden sie genöthigt, bald ihrer Sicherheit, bald ihrer Entwürfe wegen Bündnisse zu schließen; so entstanden Berührungen, die immer vielseitiger wurden; so kommt es vor unsern Augen immer mehr dahin, daß kein Welttheil bei dem, was in dem andern geschieht, weiter gleichgültig bleiben kann, und ein lebendiges, theilnehmendes Gefühl nach und nach die ganze Menschheit durchdringt. Es mag uns wehe thun, daß ein solcher Endzweck durch so schmerzhafte Mittel erreicht werden muß. Aber soll es uns nicht trösten, daß er erreicht wird, daß die Vereinigung, durch die sich alles Gute, das sich auf Erden findet, immer allgemeiner und freier mittheilt, wirklich zu Stande kommt?

Doch ihr erblicket in den großen Weltbegebenheiten noch überdies einen durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott, und das muß euch mehr als alles Andre trösten, muß euch über das Schicksal aller Einzelnen und des ganzen Geschlechts beruhigen. Dies ist die Herrlichkeit des Herrn, die der Prophet in unserm Texte erblickt, — und mit welcher Begeisterung rühmt er es, daß alles Fleisch sie sehen, daß die ganze Menschheit sie wahrnehmen werde! Was könnte auch uns beim Anblick der großen Weltbegebenheiten tröstender sein als das Wirken Gottes durch die Sache Christi? Dadurch sichert er ja den heiligsten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer; dadurch erhält er das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit; dadurch hat er der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie weiter zurücksinken kann. In wenigen Augenblicken läßt sich dies noch klar machen.

Bei dem wilden Tumult großer Begebenheiten könnte man für das theuerste Kleinod der Menschheit, für die heiligsten Wahrheiten, allerdings besorgt werden; man könnte fürchten, nicht bloß vergessen werde sie unser armes Geschlecht beim Kampfe mit so großen Uebeln; es werde sogar den Sinn für dieselben verlieren. Ein Blick auf das Evangelium Jesu und auf den Einfluß, den es bisher bei den größten Weltbegebenheiten gehabt hat, muß uns auf immer beruhigen, meine Brüder. Nein, kein Sturm von großen Weltveränderungen wird die Wahrheiten, an welchen unserm Geschlechte das Meiste gelegen sein muß, verdrängen oder auch nur verdunkeln

können; durch die Sache Christi ist ihre Fortdauer auf immer gesichert. Nichts kann die schriftlichen Denkmale vernichten, in welchen das Evangelium Jesu aufbewahrt ist; fast in allen Sprachen, und mit einer alle Berechnung übersteigenden Vervielfältigung sind sie über den ganzen Erdkreis verbreitet. Sehet hier die Quelle einer heilsamen Erkenntniß, die unter allen Umständen fließt; die sich selbst in den Stürmen des Mittelalters mild ergossen hat; an der sich beim schrecklichsten Toben großer Weltbegebenheiten im Stillen Millionen erquicken; zu der man um so schmachtender zurückkehrt, je trostloser man die äußere Welt findet. So lange die Sache Christi auf Erden vorhanden ist (und haben alle Stürme großer Weltbegebenheiten bisher auch nur das mindeste über sie vermocht?), ist es nicht möglich, daß die Menschheit vergessen könnte, was ihr das Wichtigste und Heiligste sein muß; das Evangelium predigt die erhabensten Wahrheiten so laut, erinnert so mächtig an dieselben, bringt sie dem Geist und Herzen der Menschen so nahe, hat sie so weit auf Erden ausgebreitet, und ist so tief in die Wissenschaften und Anstalten unseres Geschlechts, selbst in die Künste desselben eingedrungen, daß wir nichts zu fürchten brauchen; ein solches Zeugniß für die Wahrheit kann nur mit der Menschheit selber seinen Untergang finden.

Und so erhält denn Gott durch die Sache Christi auch das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit. Bei den Gräueln großer Weltbegebenheiten mögen ganze Völker verwildern und fühllos werden: mitten in dem allgemeinen Verderben erweicht das Evangelium Jesu unzählige Herzen, und erwärmt sie zu theilnehmender Liebe. Im Getöse großer Weltbegebenheiten mögen alle Gesetze schweigen, und die Stimme des Rechts und der Gerechtigkeit nicht weiter gehört werden: mitten im wilden Tumult spricht das Evangelium Jesu zu dem Gewissen unzähliger Menschen, und dringt wie ein Donner Gottes in die Seele. Bei der Frechheit, die durch große Weltbegebenheiten so oft begünstigt wird, mag man selbst die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit in Anspruch nehmen, und sie durch blendende Trugschlüsse bestreiten: das Evangelium Jesu hört nicht auf, für jene Grundsätze zu zeugen, und vernichtet alle Versuche der falschen Weisheit mit göttlicher Kraft. Beim Gepränge großer Weltbegebenheiten mag die Schmeichelei Helden, die vom Blute unschuldiger Völker triefen, als Halbgötter preisen, und schreckliche Unterdrücker als Wesen einer höhern Art verehren: das Evangelium Jesu zerstreut durch den Glanz der Wahrheit allen falschen Schimmer; ihm ist nur der ein Held, der sich selbst und seine Neigungen bezwingt; und welches Wehe ruft es über Jeden aus, der sein Glück auf das Elend seiner Brüder baut! welchen Fluch droht es dem Wütherich, der Jammer und Elend auf Erden verbreitet! Lasset uns getrost sein, meine Brüder! Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Liebe stehen unter einem Schutz, wo sie allen Gefahren trotzen können; Gott hat ihnen durch die Sache Christi eine Sicherheit bereitet, über die kein Sturm großer Weltbegebenheiten etwas vermag.

So ist denn aber auch der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie wieder zurücksinken kann. O! dieses Zurücksinken scheint bei großen Weltbegebenheiten oft unvermeidlich zu sein; sie unterdrücken alles freie Aufstreben des menschlichen Geistes oft so mächtig; sie sind dem Anbau nützlicher Wissenschaften oft so nachtheilig; sie befördern einen wilden kriegerischen Sinn oft so ausschließend; sie machen milde Sitten und die Künste des Friedens oft so verächtlich, sie sind endlich der wahren Frömmigkeit oft so gefährlich, daß Rückschritte, wo nicht der ganzen Menschheit, doch einzelner Völker und Welttheile, fast nothwendig erfolgen müssen. Und doch trägst du ein heiliges Kleinod, eine himmlische Kraft in deinem Schoße, glückliches Geschlecht der Menschen, wobei du unmöglich wieder verwildern, wobei du selbst im Sturme großer Weltbegebenheiten neue Fortschritte thun kannst. Nein, ohne bessernde Wirksamkeit ist das Evangelium Jesu, dieses wichtigste Geschenk Gottes an unser Geschlecht, nie gewesen; selbst in den finstersten Jahrhunderten hat es eine Summe nützlicher Kenntnisse im Umlauf erhalten, und in den Zeiten der größten Barbarei die Sitten gemildert; und was es seit seiner Wiederherstellung geleistet, welche Bildung es den europäischen Völkern gegeben, welche Fortschritte in jeder Art des Guten es möglich gemacht und beschleunigt hat, ist am Tage. Und wen darf dies Wunder nehmen? Ist es nicht ein Inbegriff der erhabensten und wirksamsten Wahrheiten? Setzt es nicht die edelsten Kräfte der menschlichen Natur in ein freies, lebendiges Spiel? Hat es nicht die mannigfaltigste Gelehrsamkeit in seinem Gefolge? Begünstigt es nicht jede nützliche Wissenschaft und Kunst? Fördert und stiftet es nicht Schulen und Anstalten der Bildung, wohin es nur kommt? Entflammt es nicht einen Eifer für das Gute, der alles Mittelmäßige verschmäht und immer weiter strebt? So mag denn bald der Aberglaube, bald der Unglaube die Welt mit einer neuen Finsterniß bedrohen: bei dem Glanze des Evangelii werden sie nichts weiter hervorbringen als eine flüchtige Verdunkelung. So mögen Tyrannei und Herrschsucht es versuchen, die Welt von neuem in Fesseln zu schlagen: das Evangelium Jesu nährt einen Eifer für Wahrheit und Recht, eine Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl, die alle Fesseln der Ungerechtigkeit muthig zerbrechen wird. So mag es denn die Selbstsucht wagen, die Fortschritte der Menschheit durch Abgründe zu unterbrechen, durch Berge aufzuhalten, durch Hindernisse aller Art zu hemmen: lasset uns nichts fürchten, meine Brüder! alle Thale sollen erhöhet, alle Berge und Hügel sollen geniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckricht ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet! Amen.

Johann Wolfgang von Göthe.

Göthe's Verhältnisse waren nicht von der Art, daß er öfters Gelegenheit oder Beruf gehabt hätte, als Redner aufzutreten. Nur einmal fand er sich veranlaßt, wenn auch nicht öffentlich, aber doch in größerer Versammlung zu sprechen, als die Freimaurer in Weimar das Andenken Wielands feierten. Er mag übrigens in der Loge noch öfters Reden gehalten haben, nur sind sie nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden. Den genannten Vortrag können wir aber nicht besser charakterisiren, als indem wir das wiederholen, was wir an einem andern Orte darüber gesagt haben. Die Rede „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland" zeigt, wie der Redner auch bei der größten Einfachheit und Ruhe in der Darstellung die bedeutendste Wirkung auf seine Zuhörer hervorbringen kann, wenn er die einfach berichteten Thatsachen in solcher Weise darstellt, daß sie in dem Zuhörer ein klares und bestimmtes Urtheil hervorrufen, zugleich aber dessen Gemüth in Anspruch nehmen. Göthe war so ganz Herr der Sprache, er war ein so vollendeter Meister in der Form, daß er auch in denjenigen Gattungen das Rechte traf, welche ihm seiner Natur nach und in Folge der äußern Verhältnisse weit ablagen, wenn er nur ernstlich das Rechte treffen wollte, und er nicht, wie im Roman, wissentlich eine falsche Richtung einschlug. — Die Schrift „Zum Andenken der Herzogin Anna Amalia von Weimar" könnten wir übrigens ebenfalls füglich als eine Rede bezeichnen, denn wenn sie



Göthe's Arbeitszimmer.

auch nicht zum Zwecke des öffentlichen Vortrags gehalten worden ist, so schwebte dem Verfasser bei ihrer Abfassung doch offenbar der Gedanke vor, daß er zu einer Versammlung spreche. Auch bewegt sich die Schrift ganz in derselben Weise, wie die Rede auf Wieland.

Der Briefwechsel Göthe's, der für sich eine stattliche Sammlung bildet, so daß die bloße Angabe der einzelnen Schriften, in denen er mitgetheilt ist, einen nicht geringen Raum einnehmen würde, ist namentlich aus zwei Gründen höchst wichtig, erstlich weil wir darin ein beinahe vollständiges Bild seiner Entwickelung von seiner frühen Jugend an erhalten, und dann weil er uns zugleich mit den Verhältnissen bekannt macht, welche auf seine Entwickelung von mehr oder weniger Einfluß waren. Da Göthe's Dichtungen, wie er selbst oft wiederholte, und wie wir uns zu überzeugen häufig Gelegenheit gehabt haben, Abspiegelungen seiner eigenen innern Lebenserfahrungen waren, so muß Alles, was diese selbst ausspricht, für das Verständniß seiner Werke von der höchsten Wichtigkeit sein. Es ist daher ein großes Glück, daß wir Briefe von ihm aus allen Perioden seines Lebens von seiner Jugend an bis zu seinem Tode besitzen, daß wir gerade aus denjenigen Epochen, die für ihn am bedeutendsten waren, zahlreiche und nach jeder Beziehung hin wichtige Briefe erhalten haben. Wir nennen als die wichtigsten Sammlungen die „Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766—1776, herausgegeben durch Schöll" (Weimar 1846), „Göthe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von O. Jahn" (Lpz. 1849), die früher schon erwähnten Sammlungen der „Briefe an und von Merck", die „Briefe von Göthe an Lavater 1774—1783. Herausg. von H. Hirzel" (Lpz. 1833), „Die Briefe an Frau von Stein 1776—1828" (3 Bde. Weim. 1848—51), die „Briefe aus Italien" (in den sämmtlichen Werken), die „Briefe von und an Göthe. Herausg. von Riemer" (Lpz. 1846), welche unter Anderm die äußerst wichtige Correspondenz mit Heinrich Meyer 1788—1830 enthalten, den von Göthe selbst besorgten „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794—1805" (6 Bde. Stuttg. u. Tüb. 1828—29; 2. verm. Aufl. 2 Bde. Ebd. 1856) und den „Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter 1796—1832, herausgegeben von Riemer" (6 Bde. Berl. 1833—34). Aber auch die andern Sammlungen, die wir hier des Raums wegen nicht anführen können, enthalten viel Treffliches und Bedeutendes, selbst wenn sie nur aus wenigen Seiten bestehen, wie der „Kurze Briefwechsel zwischen Klopstock und Göthe im J. 1776" (Leipz. 1836).

Es ist begreiflich, daß sich ein allgemeines Urtheil über die Haltung und Darstellung dieser Briefe nicht geben läßt, da sie zu so verschiedenen Zeiten, in so verschiedenen Verhältnissen, an so verschiedene Personen geschrieben worden sind. Nur das läßt sich sagen, daß überall der ganze Göthe hervorleuchtet, er sich uns darin gibt, wie er war, als er diese Briefe schrieb. Ueberall erscheint er auch in der vollendetsten Unmittelbarkeit, ob er seine geheimsten Empfindungen und Gefühle, ob er seine Ansichten über Leben, Literatur und Kunst ob er seine Anschauungen und Erfahrungen darstellt. Es sind die verschiedenen Briefwechsel wahre dramatische Entfaltungen seines Wesens, aus denen sich ohne Zuziehung anderer Quellen der ganze Göthe mit seinem ganzen reichen innern Leben wieder construiren ließe.

Aus „Göthe's Briefen".

1. An J. H. Merck.

Weimar, den 5. Aug. 1778.

Es hält sich jetzt schwer, daß ich aus mir herausgehe. An dem ruhigen Abend sollst Du doch ein paar Worte haben. Wie ich hörte, daß Du mit der Herzogin wärst, reiste ich immer mit euch; denn ich wußte, was unter euch werden würde, und wie Du ihnen würdest leben helfen und genießen. Und Du hast denn auch wieder einmal Athem geschöpft; es geht nun wieder eine Weile im Leben weg. Wenn Du mit der Mutter auf künftig Frühjahr kommen kannst, so richt's ein; sie sagen vom Winter, das ist nichts. In meinem Thal wird's immer schöner, das heißt, es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachlässigten Plätzchen Alle mit Händen der Liebe polstre und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustandes wegschwimme. Im Innersten aber geht alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun.

Von meinen Reisen muß ich Dir auch was sagen. Letzten Winter hat mir eine Reise auf den Harz das reinste Vergnügen gegeben. Du weißt, daß, so sehr ich hasse, wenn man das Natürliche abenteuerlich machen will, so wohl ist mir's, wenn das Abenteuerlichste natürlich zugeht. Ich machte mich allein auf, etwa den

letzten November, zu Pferde, mit einem Mantelsack, und ritt durch Schloßen, Frost und Koth auf Nordhausen den Harz hinein in die Baumannshöhle, über Wernigerode, Goslar, auf den hohen Harz, das Detail erzähl' ich Dir einmal, und überwand alle Schwierigkeiten und stand den 8. December, glaub' ich, Mittags um eins auf dem Brocken oben in der heitersten, brennendsten Sonne, über dem anderthalb Ellen hohen Schnee, und sah die Gegend von Deutschland unter mir, alles von Wolken bedeckt, daß der Förster, den ich mit Mühe persuadirt hatte, mich zu führen, selbst vor Verwunderung außer sich kam, sich da zu sehen, da er viel Jahre am Fuße wohnend das immer unmöglich geglaubt hatte. Da war ich vierzehn Tage allein, daß kein Mensch wußte, wo ich war. Von den tausend Gedanken der Einsamkeit findest du auf beiliegendem Blatt fliegende Streifen.

Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Ein ganz anderes Schauspiel! Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein, wie das Kind in Schön-Raritäten-Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab' ich sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören. Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armee, den wir passirt sind, Manövers und die Gestalten der Generale, die ich hab' halbdutzendweis bei Tische gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger. Mit Menschen hab' ich in sonst gar nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen; dafür ich gelegentlich als stolz u. s. w. ausgeschrien bin.

Die Raphaels, die mir die Herzogin mitgebracht hat, machen mir viel Freude. Ich treibe jetzt allerlei Bildnerei. Noch hier hab' ich einen alten Steinbruch wieder aufgerührt, den wohl seit hundert Jahren Niemand gebraucht. Am alten Schloß waren Quadraturen davon an Portals. In den Stein läßt sich mit der höchsten Delicatesse arbeiten, was Du willst; er ist sehr hart, läßt sich aber leicht schaben und raspeln, hat keine Klüfte, nimmt kein Wasser an, und seine Farbe ist das schöne Grau, dem man so ängstlich nachläuft, und es so selten findet. Französische Dosen haben's; es ist nicht blau, noch gelblich; es ist ein Waldstein, die Mittelsorte zwischen dem gemeinen und dem Marmor. Adieu, lieber Alter, nun hast Du wieder was von mir. Sag mir auch was, behalt mich lieb. Wenn's nicht Krieg giebt, besuch' ich euch wohl.

2. An Schiller.

Weimar, den 19. April 1797.

Ich studire jetzt in großer Eile das alte Testament und Homer, lese zugleich Eichhorns Einleitung ins erste und Wolfs Prolegomena zu dem letzten. Es gehen mir dabei die wunderlichsten Lichter auf, worüber wir künftig gar Manches werden zu sprechen haben. — Schreiben Sie ja sobald als möglich Ihr Schema zum Wallenstein, und theilen mir's mit. Bei meinen jetzigen Studien wird mir eine solche Ueberlegung sehr interessant, und auch für Sie zum Nutzen seyn. — Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mittheilen. Da es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an andern Dichtungsarten seine Forderungen, und mich wunderte dießmal bei Durchlesung der Odyssee gerade diese Verstandesforderungen so vollständig befriedigt zu sehen. Betrachtet man nun genau, was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Kritiker, so wie von ihrem Talent und Charakter erzählt wird, so sieht man deutlich, daß es Verstandesmenschen waren, die nicht eher ruhten, als bis jene großen Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart überein kamen. Und so sind wir, wie denn auch Wolf sich zu zeigen bemüht, unsern gegenwärtigen Homer den Alexandrinern schuldig, das denn freilich diesen Gedichten ein ganz andres Ansehen giebt.

Noch eine specielle Bemerkung. Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse bei Zeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich meine jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt sein. Indessen mag die erste Recension in die Welt gehen. — Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist, daß es immer vor- und zurückgeht. Daher sind alle retardirenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentliche Hindernisse seyn, welche eigentlich ins Drama gehören. Sollte dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen seyn, so würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende zuschreiten, völlig zu verwerfen, oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehen seyn. Der Plan meines zweiten Gedichts hat diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen, und ich will ihr gern alles aufopfern. Mit dem Drama scheint mir's umgekehrt zu seyn; doch hiervon nächstens mehr.

3. An H. Meyer.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher hab' ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein werthester Freund, mir zum Muster vorgestellt; denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuß, wodurch Alles, was unser ist, doch erst zum Leben kommt, dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten Anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Austausch der Ideen lebte, und in vielen Sachen, die mich interessirten, weiter kam. Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Fries, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft, wie die übrigen, verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen, wenn außer den kriegführenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ist, noch seyn wird! Einige Personen, die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird, und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens wegen zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann

Dieses alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab, diesen Sommer und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe

Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch nicht gern Sie sobald von der Nahrung Ihres Talents, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünsche ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigene Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht Hermann und Dorothea ist fertig. Es besteht aus zweitausend Hexametern, und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage seyn, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt, deßwegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreise bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe, wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück thun muß.

Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gesteh' es, ein solcher Entschluß sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen. Es ist aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen. — In weniger Zeit muß sich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wieder zu sehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

4. An C. F. Zelter.

Weimar, den 30. October 1808.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Kunstwelt liegt zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders, als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden. Deßwegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano arbeiten und treiben es immer fort; aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sey und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen. Etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcan's ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist's dabei, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beispiele an Jean Paul und an Görres erleben müssen. Uebrigens giebt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will.

Haben Sie die Gefälligkeit, wenn Sie eine Viertelstunde Zeit finden, mir die Verirrungen der musikalischen Jugend mit einigen Zügen zu schildern. Ich möchte sie mit dem Mißgriffe der Maler vergleichen; denn man muß sich ein für alle Mal über diese Dinge beruhigen, das ganze Wesen verfluchen, an die Bildung anderer nicht denken, und die kurze Zeit, die einem übrig bleibt, zu eigenen Werken verwenden. Indem ich mich aber so unfreundlich hierüber ausdrücke, so muß ich doch, wie es den gutherzigen Polterern zu gehen pflegt, mich sogleich zurücknehmen und Sie ersuchen, Ihre Aufmerksamkeit auf Eberwein wenigstens bis Ostern fortzusetzen, da ich ihn denn abermals zu Ihnen senden werde. Großes Zutrauen zu Ihnen, großen Respect vor Ihrer Anstalt hat er gefaßt, aber auch das will leider bei jungen Leuten nicht viel sagen. Heimlich denken sie denn doch, man könne das Außerordentliche auch auf ihre eigene alberne Manier hervorbringen. Vom Ziel haben viele Menschen einen Begriff, nur möchten sie es gern schlendernd auf irrgänglichen Promenaden erreichen.

Durch die Zeitungen sind Sie diesen Monat über genugsam an uns erinnert worden. Bei diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu seyn, war viel werth. Von einer so seltsamen Constellation hab' ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen. — Verzeihen Sie, wenn ich über die neuesten Begebenheiten nicht mehr schreibe. Verwundern werden Sie sich schon beim Lesen der Zeitungen, wie diese Fluth von Mächtigen und Großen der Erde sich bis nach Weimar, bis auf das Schlachtfeld von Jena gewälzt. Ich enthalte mich nicht, Ihnen einen merkwürdigen Kupferstich beizulegen. Der Punkt, wo der Tempel steht, ist der fernste, wohin dießmal Napoleon gegen Nordost gekommen ist. Wenn Sie uns besuchen, welches der Himmel gebe, will ich Sie auf den Fleck stellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutete.

Johann Christoph Friedrich v. Schiller.

„Schiller", sagte Göthe zu Eckermann, „war groß am Theetisch, wie er groß im Staatsrath gewesen sein würde." So würde er ohne Zweifel auch als Redner groß gewesen sein, nicht bloß weil er „immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur war", sondern weil er auch ein entschiedenes rednerisches Talent hatte, wie seine prosaischen und poetischen Werke auf beinahe jeder Seite bezeugen. Es ist ja bekannt, daß man seinen Dramen sogar das zu starke Hervortreten des rhetorischen Elements zum Vorwurf machte. Da ihm die Verhältnisse nicht gestatteten, dieses Ta-

lent an einem andern Orte als auf dem Lehrstuhl anzuwenden, so konnte es zwar nicht zur Entfaltung gelangen; aber selbst in diesem beschränkten Kreise trat es kräftig genug hervor. Wir besitzen freilich nur eine einzige Rede von ihm, die er bei dem Antritt seiner Professur in Jena hielt: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?"; allein obgleich diese einen wissenschaftlichen Gegenstand behandelt, das rednerische Element also durch den Stoff und die nothwendige Behandlungsweise zurückgedrängt wird, so ist der Unterschied zwischen dieser und andern wissenschaftlichen Reden, selbst hochbegabter Männer, wie z. B. Schellings und sogar Fichte's, doch sehr bedeutend, und wir fühlen die Macht seiner Beredtsamkeit, während wir in den Vorträgen jener Männer nur durch einzelne Wendungen erinnert werden, daß es Reden sein sollen.

Eben weil Schiller ein großes rednerisches Talent besaß, sind auch seine **Briefe** sehr bedeutend, wie denn Göthe mit Recht behauptete, daß sie zu dem Vortrefflichsten gehörten, was er geschrieben. Es läßt sich dieß freilich nicht von den didaktischen Briefen, die er über philosophische und ästhetische Gegenstände abgefaßt hat, nicht von den „Briefen über die ästhetische Erziehung", selbst nicht von den „Briefen über Don Karlos", weil er in denselben die Form eben so wenig eingehalten hat, als die obengenannten Gelehrten die Form der Rede zu finden wußten. Dagegen sind die Briefe, die er wirklich an Personen schrieb, bis auf die kleinsten Billette, durchaus vortrefflich. Da er, Geschäftsbriefe abgerechnet, meist nur an solche Personen schrieb, mit denen er in tief gemüthlichen oder geistig bedeutenden Beziehungen stand, und bei manchen Beides zugleich der Fall war, so legte er in seine Briefe auch seine ganze schöne und großartige Natur. „Bei unserer Korrespondenz", schrieb er an Humboldt, „pflege ich so gerne mit ganzer Seele gegenwärtig zu sein." Daher haben seine Briefe, ohne daß sie den beweglichen und leichten Fluß der Sprache der Unterhaltung verlören, einen so edlen und würdigen Ton; der Ausdruck ist meist so gewählt, wie wenn er für den Druck geschrieben wäre; nur hie und da wird man durch den Gebrauch fremder Wörter unangenehm berührt, eine Unart, die wir auch in seinen übrigen prosaischen Schriften zu bemerken Gelegenheit hatten.

Es sind vorzüglich vier Sammlungen, in denen Schillers Briefe veröffentlicht worden sind. Diejenige, welche seine Correspondenz mit seiner Frau enthält, ist erst in neuester Zeit unter dem Titel „**Schiller und Lotte**" herausgegeben worden. In diesen Briefen leuchtet uns die ganze Schönheit und Tiefe seines Gemüths, der ganze Adel und die ganze Liebenswürdigkeit seiner Seele entgegen; sie sind, wie sein Biograph Hofmeister sagt, „eine Hymne der Liebe und Freundschaft". Eine zweite Sammlung, „**Schillers Briefwechsel mit Körner**" (4 Bde. Berl. 1847) ist eine der wichtigsten Quellen zur Kenntniß seiner Entwickelung, da Schiller von Anbeginn seiner Bekanntschaft mit Körner dem treuen Freunde sein ganzes Herz öffnete und ihm Alles mittheilte, was ihn in Anspruch nahm, ihn über seine Bestrebungen und Arbeiten zu Rathe zog. Der „**Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt**" (Stuttg. u. Tüb. 1830) ist vorzüglich für die Zeit des Jenaischen Aufenthalts von Bedeutung; es werden darin die in jene Zeit fallenden Dichtungen besprochen, woran sich gewichtige ästhetische Untersuchungen anschließen. Am bedeutendsten aber ist der „**Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe**" (6 Thle. Stuttg. u. Tüb. 1830). Schillers darin mitgetheilten Briefe sind nach Inhalt und Form durchaus vorzüglich, und enthalten eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Bemerkungen über einzelne Werke der beiden Dichter, so wie über allgemeine ästhetische Fragen. Es wird dieser in seiner Art einzige Briefwechsel aber schon deswegen immer eine hohe Bedeutung bewahren, weil er uns das auf gegenseitige Hochachtung beruhende freundschaftliche Verhältniß unserer zwei größten Dichter von seinem Beginn bis zum Tode des Einen von ihnen in der erfreulichsten Weise vor Augen führte.

Aus „Schillers Briefen".

1. An Lotte.

Donnerstag Abends, 10. Sept. (89.)

Wieder ein Tag überstanden, um den ich Euch näher bin. — Wie langsam schleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich schnell wird sie mir bei Euch vorübereilen. Wäre indessen die Periode nur da, wo wir uns blos über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten.

O meine theure Caroline! meine theure Lotte! Wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist nur ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsre Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eignen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinung ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst. Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie, als jetzt, hab ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewunderenswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit, und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsre Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unsrer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern.

Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unsre ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen.

Aber ich lasse mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Euch doch weit beßre Dinge sagen könnte. Die Erinnerung an Euch führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Euch erinnert. Auch hab ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde.

Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt, aber ich weiß Euch in meinem Zimmer. Du, Caroline, bist am Clavier, und Lottchen arbeitet neben Dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde; und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wieder finde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben.

Nachts.

Es war von der Frau von Kalb dieser Tage ein Besuch zugedacht; sie wollte nach Kochberg zu der Stein, und wahrscheinlich wäre sie auch nach Rudolstadt gekommen. Jetzt hat es sich zerschlagen, und sie wird zu Anfang der kommenden Woche nach Kalbsrieth gehen. Mir ist es lieb, daß sie nun nicht mehr kommen kann, wenn ich schon bei Euch bin. Es hätte uns einen ganzen Tag Zwang angethan, und ich bin jetzt in einem recht guten Verhältniß mit ihr, so wie ich wünschte, daß es bleiben möchte. Sie hat auf meine Freundschaft die gerechtesten Ansprüche, und ich muß sie bewundern, wie rein und treu sie die ersten Empfindungen unserer Freundschaft, in so sonderbaren Labyrinthen, die wir mit einander durchirrten, bewahrt hat. Sie ahnet nichts von unserm Verhältniß; auch hat sie, mich zu beurtheilen, nichts als die Vergangenheit, und darin liegt kein Schlüssel zu der jetzigen Stellung meines Gemüths — aber sie ist mißtrauisch und auch die Freundschaft kann empfindlich sein. Ihr begreift also wohl, wie wenig ich wünschen kann, sie in unsrem Kreise zu sehen, und in sofern müssen wir uns auch vor der Stein verwahren, die dem Beobachtungsgeist der Kalb nachhelfen könnte. S.

2. An Göthe.

Jena, den 23. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seyen. Wir haben also wieder Hoffnung; Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Theil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkührliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie in der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phtia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andre Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinen Materialien überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr; denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das

Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit und dem intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auch wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr v. Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelegen, und danke derselben einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinctartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzischen Ideen verfolgt, so sieht man noch in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unsrer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Product von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer recht erbaulichen Decenz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mittheilung desselben eine sehr große Gunst erzeigen. Meine Freunde, so wie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll.

Ihr

gehorsamster Diener

Fr. Schiller.

3. An Körner.

Jena, 28. November 1796.

Ich brüte noch immer ernstlich über den Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin bloß deßwegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letztern strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte.

Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaction, und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares, abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte trockne Zweckmäßigkeit, ohne doch bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, worauf Wallenstein seine Unternehmungen gründet, ist die Armee: mithin für eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder.

Mit einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden — und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen.

Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt: meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit, und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge; denn ich tractire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen: welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen, und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.

Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich

bloß vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemal vor dem der Trunkenheit zu fürchten.

Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst Du Dir nun wohl erklären, warum meine Vorarbeiten an dem Wallenstein für nicht viel zu rechnen sind; obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoffe getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue tractiren, und Du begreifst, warum ich keine schnelle Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Bei Euch also werde ich auch des vollendeten Wallensteins, wie des Carlos, zuerst mich freuen, und ehe es dahin kommt, werde ich Dir noch manche Aufmunterung dabei zu danken haben.

Laß uns aber nun den Vertrag mit einander aufrichten: daß Du es nie annehmen willst, wenn ich Dich theilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht könnte mir einmal der Autorendrang kommen und da hätte ich den wichtigsten Theil Deines Urtheil mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und mit Humboldt halten, und mir auf diese Art in Eurem dreifachen Urtheil einen Schatz aufheben.

Sollte Dir irgend etwa ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militairische und politische, in einer anschaulichen Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires: so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts.

Humboldt meint, ich soll den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es, in Rücksicht auf die Arbeit, ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten. Da ich ihn aber in strengem Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldt hierin zu folgen. S.

Hier eine neue Hore, die Dich doch vielleicht überraschen wird.

4. An W. v. Humboldt.

Weimar, den 2. April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nie eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsre Geister immer zusammenhingen, und es machte mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie, und haben es, wie ich denke, gelesen.

Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller, als alle andern, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis ans Ende dieses Jahres beschäftigen wird. — — — —

Von unserer litterarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Litteratur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs Neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft Sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophiren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen. — — —

Sch.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. zu Breslau am 21. Nov. 1768, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung im Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky, aus welchem er später in das Seminarium der Herrnhuter in Barby eintrat, um sich der Theologie zu widmen. Doch verließ er, da ihm die sinnlich mystische Dogmatik dieser Secte nicht zusagte, im J. 1787 die Gemeinde freiwillig und ging nach Halle, wo er seine Studien fortsetzte, und sich neben der Theologie eifrig mit Philologie beschäftigte. Nach



Vollendung der Universitätszeit war er eine Zeitlang Erzieher beim Grafen Dohna Schlobitten, worauf er in das Schullehrer-Seminar in Berlin eintrat. Er lebte sodann zwei Jahre lang als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe, von wo er im Jahre 1796 als Prediger an der Charité nach Berlin kam. Dort lernte er die Gebrüder Schlegel kennen und nahm an ihren Bestrebungen eifrigen Antheil. Nachdem er von 1802—1804 die Stelle eines Hofpredigers in Stolpe bekleidet hatte, wurde er als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen, wo er erfolgreich wirkte, bis die Aufhebung der Universität durch Napoleon ihn veranlaßte, sich 1807 nach Berlin zu wenden, wo er im Jahre 1809 zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, bald darauf bei der Gründung der neuen Universität zum ordentlichen Professor der Theologie und im J. 1811 zum Mitglied der Akademie ernannt wurde. In diesen und den folgenden Jahren nahm er bedeutenden und einflußreichen Antheil an den Bestrebungen der Bessern, das Nationalgefühl im Volke zu wecken und es zum kräftigen Aufstand vorzubereiten. Wie damals, so entwickelte er auch später als Prediger, Universitätslehrer und Mitglied der Akademie eine große und fruchtbare Thätigkeit. Er starb nach kurzer Krankheit am 12. Febr. 1834.

Schleiermacher gestand selbst, daß er die erste Richtung, die er während seines Aufenthalts bei den Herrnhutern erhalten habe, nie habe überwinden können, ob er sich gleich so sehr von derselben abgestoßen fühlte, daß er die Gemeinde verließ. Das mystisch-sinnliche Wesen, das die Herrnhuter bezeichnet, erhielt durch seinen vertrauten Umgang mit den Romantikern neue Nahrung, und obwohl er sich auch von diesen trennte, blieb das romantische Element doch nicht ohne nachhaltige Wirkung auf ihn. So lang er in der Nähe Fr. Schlegels lebte, ließ er sich eigentlich ganz von ihm beherrschen, und so sind die Schriften, die er während dieser Zeit erscheinen ließ, ein Abdruck der Ideen, welche jener zu verbreiten suchte. Er nahm Theil an dem „Athenäum“, und, wie Varnhagen von Ense bemerkt, der ihm später nahe stand, läßt sich bei vielen Aphorismen, die in jener Zeitschrift unter der Ueberschrift „Fragmente“ mitgetheilt waren, nicht leicht ermitteln, was dem Einen oder dem Andern der beiden Freunde gehört. Um dieselbe Zeit erschienen die „Briefe über die Lucinde“, welche Schleiermacher zwar nie öffentlich als sein Werk anerkannte, die er aber ohne Zweifel bis auf einige geschrieben hat (S. o. S. 512). Die „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (Berl. 1799), welche großen Beifall erwarben, tragen das Gepräge der romantischen Anschauungen auf das Unverkennbarste; sie enthalten viele geistvolle und fruchtbare Ideen, die aber in der mystischen und unklaren Darstellung verschwimmen, was Schleiermacher selbst schon bei der zweiten Auflage (1806) anerkannte. Den „Reden“ folgten die „Monologen, eine Neujahrsgabe für Gebildete“ (Berl. 1800), in welchen der nämliche Geist weht, die aber an Wärme der Empfindung und an Kraft der Beredtsamkeit jene weit übertreffen. Er faßte hierauf mit Fr. Schlegel gemeinschaftlich den Plan, Platons Werke zu übersetzen; aber er führte ihn allein aus, da er sich unterdessen von Schlegel getrennt hatte, der ihm dieses Zeichen von erwachender Selbstständigkeit niemals vergeben konnte. Im J. 1804 erschien der erste Band dieser Uebersetzung, die als ein Meisterwerk bezeichnet werden kann, und von tiefem Eindringen in die Gedankenwelt des großen Philosophen zeugt.

Es ist hier unsere Aufgabe nicht, seine Thätigkeit als Theolog zu beleuchten; seine wichtigsten Schriften, durch welche er bestimmend auf die Entwickelung der Theologie einwirkte, haben wir schon im vorhergehenden Abschnitt angeführt; es genügt zu sagen, daß er einen Mittelweg zwischen Rationalismus und Mysticismus einzuschlagen und dabei doch jeder dieser beiden Richtungen ihre vollste Berechtigung zu wahren suchte, wodurch er es freilich mit beiden Parteien gründlich verdarb, schon deswegen, weil ihm zur Erreichung des hohen Ziels, eine Vermittlung zwischen Natur und Freiheit, zwischen Sinnlichkeit und Geist, die er schon in seinen „Briefen über die Lucinde“ anstrebte, nicht gelingen konnte, weil es ihm doch an energischer Schöpfungskraft fehlte.

Als Redner gehört Schleiermacher zu den ausgezeichnetesten Erscheinungen der Zeit. Am bedeutendsten war er ohne Zweifel auf dem Lehrstuhl; nach dem allgemeinen Zeugnisse Aller, die ihn hörten, war sein an keine Hefte gebundener Vortrag durchaus meisterhaft. Er sprach mit vieler Wärme, fließend, einfach und klar. Auch die Reden, die er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften bei besondern Veranlassungen hielt,

waren vortrefflich; sie zeichneten sich eben so sehr durch die glückliche Wahl der Stoffe, als durch die scharfsinnige und zugleich beredte Ausführung aus; wir führen nur die an, in welcher er den Satz besprach: „Wie würde Friedrich der Große heut regieren?“ und die, in welcher er ausführte, wie „Friedrich II. auch darin groß war, daß er zugleich die Volksschulen und die Akademie der Wissenschaften förderte“. Als Kanzelredner nimmt Schleiermacher einen hohen Rang ein. In seinen Predigten, von denen schon im J. 1802 eine Sammlung erschien, wollte er vornehmlich durch Denken überzeugen, und so tritt das belehrende Element allerdings mächtig hervor, allein mit diesem vereinigte sich auch das Bestreben auf das Gemüth zu wirken. Das Christenthum war ihm nicht bloß ein todter Begriff, nicht bloß eine äußerliche Lehre und Form oder ein bloßer Cultus, sondern eine Sache der Gesinnung, die selbst nicht bloß ein Ergebniß des vernünftigen Denkens, sondern der gemüthlichen Erregung und Richtung ist. Daher war seine Belehrung zugleich auf Erhebung der Seele und des Herzens gerichtet, und seine Predigten, wie Otto Baumgarten-Crusius in seiner Schrift „Ueber Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst“ (Jena 1835) schön und treffend sagt, „erinnern an das Edelste, was das christliche Alterthum damals, als sich antike Redekunst mit evangelischer Begeisterung vermählte, hervorgebracht hat. In treuer steter Entwickelung, darum auch demjenigen überall klar, welcher ihnen mit Sinn und Seele folgt, in stetem Zusammenhang mit der Idee und der Geschichte des Evangeliums, nur auf das Wesentliche und Nothwendige gerichtet, verschmähen sie jede fremde Kunst, jeden herbeigeholten Schmuck; und wo sich die Sprache erhebt, da geschieht es nur in den heiligen Tönen der urchristlichen Zeiten: Alles spricht und wirkt in ihnen nur durch die Sache“. Von seinen zahlreichen Predigten, welche die zweite Abtheilung seiner „Sämmtlichen Werke“ (9 Bde. Berl. 1834—1847) bilden, erwähnen wir einige der hervorragendsten: „Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben“, die Weihnachtspredigt „Die Freude an der Erscheinung Christi, erhöht durch die Betrachtung, daß er gekommen ist, das Schwert zu bringen“, die Trostpredigt nach der Schlacht bei Jena: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, „Das Leben und Ende des Trägen“, „Die Grenzen der Nachsicht“ und diejenige, aus welcher wir unten ein Bruchstück mittheilen.

Aus der Predigt: „Von der Kraft unseres Gottesdienstes“*).

Laßt uns endlich noch darauf merken, wie unsere Gottesverehrungen auch zur Belebung und Erhöhung unsrer religiösen Gefühle gesegnet gewesen sind. Es gehört hiezu gewiß noch etwas Anderes, als was wir bis jetzt erwogen haben. Man kann sich auf der einen Seite eine Glaubenslehre zu eigen gemacht haben, die von Irrthümern und Vorurtheilen möglichst rein und gegen Mißdeutungen gesichert ist, und man kann auf der andern Seite eine sehr richtige Erkenntniß von den menschlichen Pflichten haben, und auf eine lobenswürdige Art sie zu erfüllen trachten, beides ohne ein von den Empfindungen der Religion beseeltes und höher gehobenes Herz. Täglich sehen wir solche aus kalten Begriffen zusammengesetzte Lehre von göttlichen Dingen, und solche von aller Frömmigkeit entblößte Tugend vor uns; und aus eigner Erfahrung, setze ich voraus, kennen wir dagegen den seligen Zustand eines von frommen Gefühlen durchdrungenen und sich ihrer immer bewußten Herzens eines Menschen, der gewohnt ist, Alles so anzusehen, wie es von Gott, der es ordnete, gemeint war. Denen, welche diese Gemüthsverfassung nicht kennen möchten, kann ich jetzt keine ausführliche Beschreibung davon machen; ich rede nur mit denen, die mich verstehen. Diese erinnere ich daran, wie oft sowohl die Meinungen und Neigungen, die in uns hineingebracht wurden, ehe wir diesen Weg fanden, wieder erwachten und uns irre zu machen suchten, als auch, wie oft die Denkungsart derer, welche Alles in der Welt nur auf ihre beschränkten Endzwecke beziehen, dahin arbeitete, uns aus dieser Stimmung heraus zu versetzen; und wie oft es ihnen leider gelang, daß wir wurden wie sie, daß entweder die Beziehung auf Gott uns ganz verloren ging, oder wir urtheilten, was unserem leidenschaftlichen, zerrütteten Gemüthe erschien, sei seine Absicht mit den Ereignissen der Welt. Erinnert euch dankbar daran, wie oft ihr mit einer unruhigen, gereizten Seele, mit einem von der Welt gefangenen Sinn, mit einem vorwitzig klügelnden Verstande herkamt, und wie ihr hier eure Frömmigkeit, eure richtigere Würdigung der irdischen Dinge, eure treuere Ergebung in die Wege Gottes wieder gefunden habt. Die Betrachtungen, welche hier angestellt werden, können freilich nicht immer den Endzweck haben, unmittelbar auf unsre frommen Empfindungen zu wirken, aber, wenn die Lehrer der Religion auch nur Irrthümer und Vorurtheile bestritten, wenn auch nur von einer richtigern Ansicht menschlicher Verhältnisse die Rede war, und vielleicht nicht immer deutlich hervortrat, wie sich auch diese nur auf die Religion gründete, wie sollte sich nicht dennoch Manches aus ihrem Innern hervorgedrängt haben, wodurch die verstimmte Seele ihrer Verwirrung entrissen, und wieder auf die Höhe gestellt ward, wo sie sich sonst wohl befand. Auch sage ich dies nicht mit einer gewissen Ruhmredigkeit zu Gunsten derer, welche die Lehrstühle der Religion einnehmen, als ob dieser Erfolg etwa darin seinen Grund hätte, daß sie so viel frömmer sind, als Andere; nein, sie stellen euch nur die bessere Stimmung dar, in der ihr euch sonst befandet, sie sind in den Verrichtungen ihres Amtes gleichsam das festgehaltene, neubelebte Bild eines schönern Lebens, sie geben euch, daß ich so sage, euch selbst wieder. Auch waren es gewiß nicht ihre Reden allein, denen ihr diese wohlthätigen Wirkungen zuschreiben müßt; es war diese heil'ge Stille, für welche diese Häuser eine Freistätte sind, mitten im Getümmel der Welt; es war die Andacht eurer Brüder, die sich euch mittheilte und alle bessere Gefühle nach und nach in eure Seele zurückrief. Ich berufe mich in dieser Hinsicht besonders darauf, wie oft und wodurch ihr hier aufgerichtet und getröstet worden seid, wenn Kummer und Widerwärtigkeit euch bestürmten. Ich glaube, daß ich euch Alle zu diesem Zeugniß auffordern kann, wenn ihr auch nur auf das vergangene Jahr zurücksehen wollt: denn wem sollte nicht in einem solchen Zeitraume der Wechsel menschlicher Dinge auch trübe und bittere Stunden gebracht haben? Wenn ihr zu Hause nur vermögend waret, die Ruhe und die Fassung eures Gemüths wieder zu finden; wenn, umringt von Gegenständen, die euch euer Glück immer vergegenwärtigten, das Uebel stärker war als die Arznei, die erst aus dem Gedanken an Gott und die höhere Welt bereitet werden sollte; wenn vielleicht nur flüchtige Regungen der Frömmigkeit eure Seele

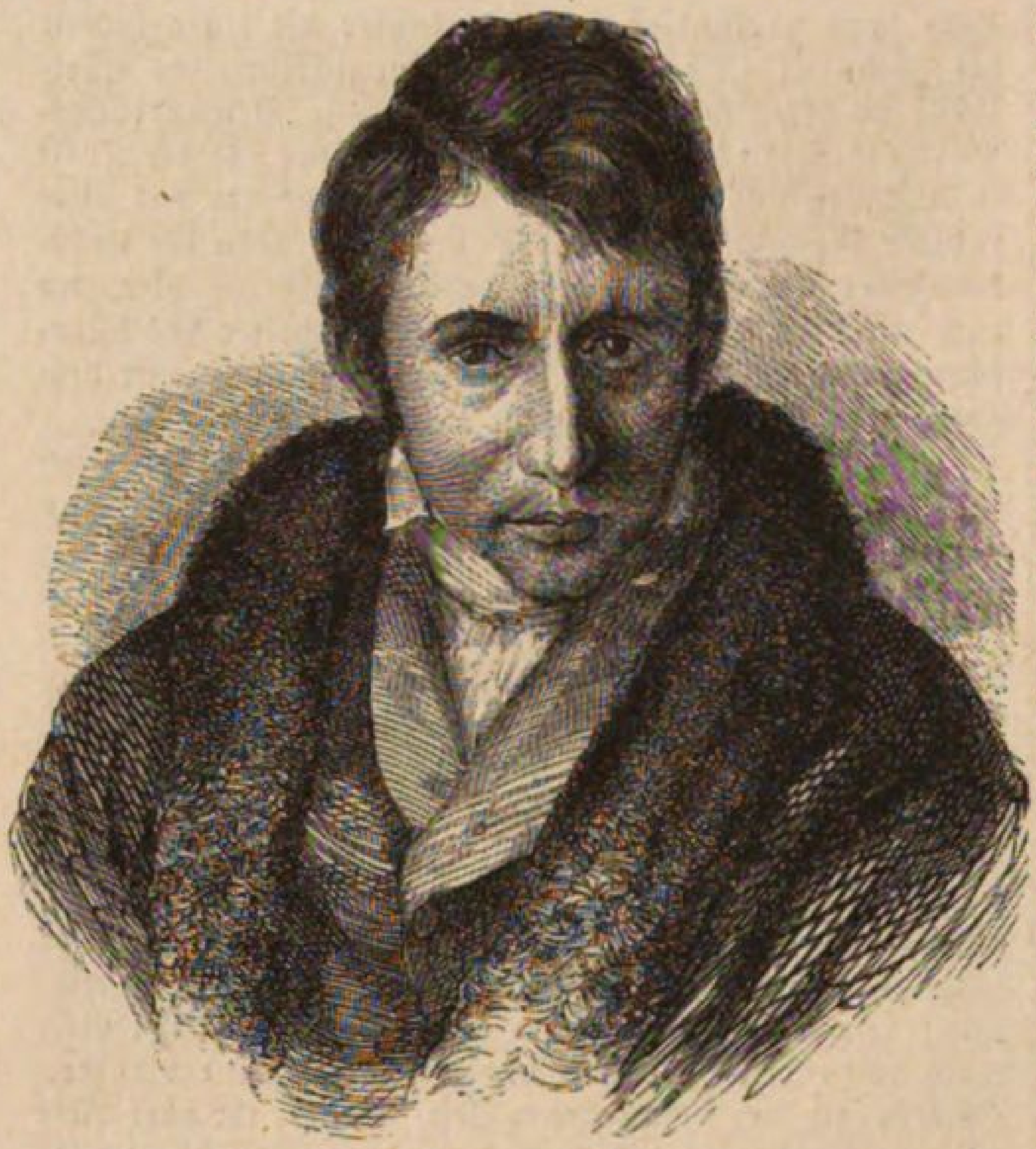
*) Schleiermacher führt in vorliegender Predigt aus, daß unser Gottesdienst seine Kraft in dreierlei Hinsicht beweise, erstlich in so fern er eine Anstalt zu unserer Belehrung ist, zweitens in so fern er unsre guten Entschlüsse aufs Neue befestigt, drittens in so fern durch ihn unsre religiösen Gefühle erneuert und gestärkt werden. Wir geben hier den dritten Theil nebst dem Schluß der Predigt.

durchblitzten, nur abgebrochene Seufzer euch gelangen, und der Schmerz, indem ihr noch über die Gewalt klagtet, die er nur eben ausgeübt hatte, sogleich mit erneuerter Heftigkeit zurückkehrte, und schon vielfach gewüthet hatte, ehe der Balsam der Religion zu den innern Nerven eures Geistes hindurchdrang; wenn auch die Freundschaft vergeblich euer Leiden theilte, ohne es mildern zu können, und umsonst das schwere Geschäft versuchte, durch alle Schmerzen hindurch, die sie verstärkt wieder erregen mußte, den Sitz des Uebels zu untersuchen: schlug nur erst die Stunde, wo ihr euren Kummer in diese heiligen Mauern tragen konntet, so wurde der böse Geist zum Schweigen gebracht. Und wodurch? Es waren nicht allein die Worte, die euch unmittelbar beruhigend ans Herz gesprochen wurden, oder der Zusammenhang und die Anordnung der ganzen Rede, die euch erinnern mußte an den Muth, der den Frommen ziemt, an das Vertrauen, das der Gläubige seinem Gott schuldig ist, sondern alles, was ihr saht, vereinigte sich, um Licht in die dunkeln Gegenden eurer Seele zu tragen. Hier saht ihr das Gesicht eines Leidenden sich nach und nach aufheitern bei frommen Betrachtungen; dort fandet ihr Ruhe und Frieden schon wieder eingekehrt bei einem Andern, den ihr noch vor Kurzem unglücklich sahet; hier beschämte euch die Zufriedenheit eines Siechen, dort die Heiterkeit eines Dürftigen; hier saht ihr einen bewährten Frommen, der seine Tugend und seinen Glauben unversehrt durch alle Stürme des Lebens hindurch gebracht hat. Dort redete die Freude eines Erretteten, der dankbare Blick eines Gebesserten euch Glauben und Vertrauen in's Herz. So ergriff auch euch die gemeinschaftliche Stimmung, der sich hier Alle nach und nach nähern; das Gebet der Brüder stärkte das eurige, und unter den Dankliedern und Lobgesängen der Gemeinde erbebten auch in eurer Seele wieder die dazu stimmenden Saiten. Dasselbe wird euch oft begegnet sein in andern Fällen, wo nicht eben Unglück und Noth, sondern ein anderer, vielleicht angenehmerer, Einfluß irdischer Dinge euer Gemüth so bewegte, daß es seine fromme Stimmung verlor. Möchte euch nur die Ursache solcher heilsamen Veränderungen durch diese Auseinandersetzung recht deutlich geworden sein! es sind Wirkungen des gemeinschaftlichen Bekenntnisses der Religion, die auf keine andre Weise hervorgebracht werden können. Es wird jetzt gar häufig gesagt, und nur zu bereitwillig geglaubt, daß, wer sein Gemüth zu Gott erheben und den Gefühlen der Religion öffnen wolle, weit besser thun würde, wenn er sich entschlösse, sich dann und wann der Gesellschaft der Menschen zu entreißen, und Stunden der Muße in der freien Natur unter den Werken Gottes hinzubringen, als wenn er in finstern Gebäuden, mit einigen Andern, denen er nicht näher bekannt ist, einen eben so Unbekannten über diesen und jenen Theil der Religion reden hörte. Der Höchste wohne ja doch nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, und die unmittelbare Anschauung seiner Werke wirke weit kräftiger auf das Gemüth, als die schönsten Worte zu thun vermöchten. Gewiß wäre es sehr erfreulich, wenn diejenigen, die wir, nachdem sie eine Woche den Geschäften und Sorgen des Lebens gewidmet haben, so zahlreich und fröhlich aus den Mauern unserer Städte hinausströmen sehen, wenn diese die Wälder und die Gärten, und die stillern ländlichen Wohnungen aufsuchten, um dort ihren Schöpfer zu finden, und sich nicht auch dort wieder in bunten Kreisen zusammenfänden, und ihren gewöhnlichen Vergnügen oblägen; gewiß auch das würde manche gute Frucht bringen. Aber wie wunderlich ist es nicht, den Schöpfer allein in der Natur uns aufsuchen zu wollen, welche nur so Wenige richtig verstehen, und zu der, ich darf es sagen, die Meisten nur durch einen dunkeln, fast thierischen Zug getrieben werden, da doch Alles übereinstimmt, uns zu sagen, daß der Mensch das Bild ist, welches ihm gleicht. Ist die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur, an die jede Gesellschaft euch erinnert, nicht eben so groß, als die in den fremden Geschöpfen der Erde, und verkündigt sie nicht lauter die Unendlichkeit des Höchsten? ist die allmählige Entwickelung des Göttlichen im Menschen nicht etwas eben so Bewundrungswürdiges, als die Entwickelung des Lebens und der Kraft in Bäumen und Gräsern? und wo könnt ihr das alles ruhiger betrachten, als hier? hier, wo eben die Unbekanntesten sich vereinigen in demselben Geist, hier, wo euch Alles an die merkwürdigsten Fortschritte des Menschen erinnert, hier, wo seine Verwandtschaft mit dem göttlichen Wesen euch so nahe in's Auge tritt.

Ihr, deren Bewußtsein mir die Wahrheit des Gesagten bezeugt, die ihr diese verschiedenen Wohlthaten unsrer öffentlichen Gottesverehrungen mehr oder minder genossen habt, es ist euch sehr leicht gemacht, euch dankbar dafür zu beweisen. Fahret nur fort, das Gute zu genießen, welches ihr kennt, schämt euch nicht, euch dazu zu bekennen und, wo es eine Gelegenheit giebt, ein Zeugniß davon abzulegen, was sie euch werth sind. Ihr aber, die ihr sie bisher nicht geschätzt habt, findet ihr dennoch die innere Wahrheit in meiner Rede, fängt es an, euch einzuleuchten, daß wohl das Gute, welches ich euch gerühmt habe, hier erreicht werden könne: so seid nicht zu sparsam, um dem Besuch bisweilen eine Stunde zu widmen; wir wollen eure bisherige Vernachlässigung, vielleicht auch euren Spott gern hingehen lassen mit den andern Verirrungen der vergangenen Zeit. Findet ihr aber diese Wahrheit nicht: so laßt euch ja nicht etwa zu einer mitleidigen Großmuth verleiten! überredet euch nicht, daß es doch heilsam sein könne, wenn ihr des Beispiels wegen euch bisweilen hier einfindet, um diejenigen anzulocken, die wirklich hier Nutzen finden können. Dieser vermeintlichen Pflicht, die euch nur ein lästiger Dienst wäre, entlassen wir euch gern. Sollte sich auch die Anzahl derer, die sich hier zusammenfinden, noch mehr verringern: nie komme Jemand hieher, der es nicht aus seiner selbst willen und aus freiem Triebe des Herzens thut. Folgt ihr eurem Sinn, und fördert das Gute in euch auf eigne Weise: wir wollen hier Gott ehren, und uns in der Nachfolge des Erlösers befestigen; er wird auch ferner mitten unter uns sein, wie wenige auch in seinem Namen versammelt sein mögen.

Ludwig Börne.

Ludwig Börne wurde am 13. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren und hieß ursprünglich Baruch. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die gelehrten Schulen seiner Vaterstadt, worauf er nach Berlin und dann nach Halle ging, um die Medicin zu studiren. Doch gab er dieselbe im J. 1807 wieder auf, und widmete sich zuerst in Heidelberg, dann von 1808 an in Gießen dem Studium der Staatswissenschaften mit eben so viel Eifer als Erfolg. Nach Beendigung seiner Studien erhielt er in seiner Vaterstadt, die damals unter dem Fürst-Primas von Dalberg stand, die Stelle eines Polizeiactuars; doch verlor er dieselbe, als Frankfurt in Folge der europäischen Restauration zu seiner alten reichsstädtischen Verfassung, aber zugleich auch zu allen veralteten Gesetzen und Einrichtungen zurückkehrte. Da er diesen Gesetzen gemäß als Jude keine öffentliche Anstellung bekleiden konnte, wurde er mit einem Jahrgehalte entlassen, der ihm später ebenfalls entzogen wurde. Er widmete sich nunmehr der Schriftstellerei und vorzüglich der Publicistik, für welche er ein hervorragendes Talent hatte. Bei der Entschiedenheit seiner Ansichten und dem Muth, mit welchem er sie in Wort und Schrift aussprach, zog er bald die Aufmerksamkeit der Gewalthaber auf sich. Man klagte ihn an, demagogische Flugschriften verbrei-



Börne

tet zu haben; er wurde nach guter deutscher Sitte verhaftet, in eine längere Untersuchung verwickelt, doch endlich freigesprochen. Im J. 1817 trat er zur evangelischen Kirche über, bei welcher Gelegenheit er seinen Namen mit dem vertauschte, unter welchem er berühmt geworden ist. Von 1818—1821 wirkte er wieder als Publicist, von 1822 an lebte er nur sich, seinen Studien und seinen Freunden abwechselnd in Paris, Frankfurt und Hamburg, bis ihn 1830 die Julirevolution wieder nach Paris zog, wo er, einen längeren Aufenthalt in Aarau abgerechnet, bis zu seinem Tode, zum Theil schriftstellerisch bethätigt, blieb. Er starb mit gebrochenem Herzen über die traurigen Verhältnisse, welche alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu vernichten schienen, am 13. Febr. 1837.

Börne fing seine schriftstellerische Laufbahn an, als seine politische aufhörte; die schmähliche Entfernung von seinem Amt, weil er ein Jude war, zeichnete ihm vor, was nunmehr seine Aufgabe sein sollte: von nun an gehörte sein Leben und seine geistige Kraft dem Kampf gegen die Unterdrückung, der Liebe für die Unterdrückten. Zuerst war diese Liebe seinen Glaubensgenossen zugewendet; allein bald sah er ein, daß sie nicht die einzigen waren, welche des Mitleids bedurften, daß das ganze deutsche Volk in ähnlichen Verhältnissen schmachtete. Er gab das Frankfurter „Staats-Ristretto“ heraus, und gründete später die „Zeitschwingen“ (Offenbach 1817), in welchen er seiner Liebe und seinem Haß beredte Worte lieh. Sie wurden bald verboten, er selbst, wie wir schon gesagt hatten, in Untersuchung gezogen. Doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken. Er gründete ein neues Blatt „Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst“ (Ff. 1818—21), welche sich dadurch vor allen ähnlichen Unternehmungen auszeichnete, daß alle Artikel, welche sie enthielt, selbst die Recensionen, eine politische Beziehung hatten, und er dadurch allerdings das Nachdenken über politische Verhältnisse mächtig förderte. Zwar hatte die „Wage“ viel von der Censur zu leiden, er selbst viele Unannehmlichkeiten von den Censoren zu erfahren, aber so scharfsichtig und mißtrauisch diese waren, so war Börne doch noch viel feiner und er wußte gar manches bedeutende und anregende Wort zu sagen, dessen Tragweite die getäuschten Censoren erst nach dem Abdrucke und aus der Wirkung bemerkten, die es hervorbrachte. Als aber die traurigen zwanziger Jahre eintraten, in denen das deutsche Leben völlig in Erbärmlichkeit unterzugehen schien, und Börne bemerkte, daß seine Thätigkeit immer weniger Erfolg habe, gab er seine Zeitschrift auf, und schien dem Treiben der Diplomatik theilnahmlos zuzusehen. Erst im Jahre 1826 ließ er seine „Denkrede auf Jean Paul“ (Erl. u. Hamb.) erscheinen. Er war der erste, wenn wir nicht irren, der es aussprach, wie tief der große Dichter für das Volk, für die „Armen und Beladenen“ gefühlt habe. Bei seiner eigenen Liebe und Theilnahme für die Unterdrückten erkannte er in Jean Paul den verwandten Geist, nach welchem er sich auch früh zu bilden angefangen hatte. — Mit seinem politischen Scharfblick erkannte Börne gegen Ende der zwanziger Jahre, daß das Eis zu schmelzen beginne, welches die Herzen und Gemüther der Völker so lange in Erstarrung gehalten habe; er fühlte sich gedrungen, auch das Seinige beizutragen, daß der Frühling desto schneller und kräftiger erscheine. Er gab seine „Gesammelten Schriften“ (8 Bde. Hamb. 1829—31) heraus, in welchen er die in seinen und andern Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze vereinigte, und mit einigen neuen vermehrte. Es liegt schon ein unzweideutiger Beweis von der Gediegenheit dieser Aufsätze darin, daß sie, obgleich für den Augenblick geschrieben, doch auch nach Jahren noch ihre Bedeutsamkeit nicht verloren hatten. Auch hatten sie die größte Wirkung, eine weit größere, als bei ihrem ersten Erscheinen, da seine Zeitschriften ein nur beschränktes Publikum gehabt hatten, und sie zudem jetzt auf ein weit fruchtbareres Erdreich fielen. Noch weitaus größern Eindruck aber machten seine „Briefe aus Paris“ (3 Bde. Hamb. 1832), welchen bald darauf die „Neuen Briefe aus Paris“ (3 Bde. Paris 1833—34) folgten. Dieselben waren unter dem Eindruck der Julirevolution und der darauf folgenden Ereignisse in Deutschland geschrieben, welche jeden Vaterlandsfreund zuerst mit den schönsten Hoffnungen, dann mit Trostlosigkeit erfüllt hatten. Börne sprach Beides in kräftigen, oft schneidenden Worten aus, die manche schwache oder eitle Seele allerdings tief verwundeten, weshalb auch bald ein gewaltiger Jammer gegen ihn ausbrach. Die Verläumdung erhob ihr Haupt gegen den trefflichen Mann, und er, dessen ganzes Wesen Liebe war, wurde der schnödesten Lieblosigkeit beschuldigt; er, der für sein Vaterland und sein Volk glühte, wurde des Verrathes an Volk und Vaterland angeklagt. Allerdings hatte er manches bittere Wort ausgesprochen, allein wer kann behaupten, daß er nicht die Wahrheit gesprochen? Hatte er Unrecht, wenn er den Deutschen unpraktischen Sinn vorwarf, wenn er sagte, daß sie die Gelegenheit nicht zu benutzen verstünden, daß ihre Neigung zur Schwärmerei sie unfähig mache, den Ereignissen klar ins Auge

zu schauen, daß die Vorzüge, deren sie sich rühmten, die deutsche Treue, die deutsche Redlichkeit, die deutsche Tiefe stets mißbraucht worden wären und zu ihrem Verderben geführt hätten? Wahrlich, wer die Schwächen seines Volks erkennt und sie ihm muthig vorwirft, der ist deswegen kein Feind desselben, er liebt es mehr und inniger, als diejenigen, welche es mit hohlen Schmeicheleien einzuschläfern suchen, die uns von den Großthaten des Cheruskers Hermann vorschwätzen, von der Schlacht bei Leipzig vorwimmern und dabei sich geduldig unter entwürdigende Fesseln schmiegen, die von Zittern befallen werden, wenn Einer es wagen sollte, auszusprechen, daß Elsaß ein deutsches Land ist. Börne hat sein Volk wahrhaft und tief geliebt, geliebt, wie die hebräischen Propheten das ihrige, ob sie gleich dessen Schwächen unbarmherzig aufdeckten, geliebt wie Seume, der noch viel bitterer über die Deutschen geklagt hat, als er, obwohl ihm Niemand des Hasses, der Feindschaft und des Verraths gegen sein Volk beschuldigt hat*).

Börne war ein Charakter im schönsten Sinne des Worts, aufrichtig und treu. Wahrheit war der Grundzug seines Wesens; es war ihm heiliger Ernst um die Freiheit und die Bildung seines Volks, über dessen Herabwürdigung er blutige Thränen weinte; er war von der innigsten Liebe zu seinem Volke erfüllt, und deshalb suchte er es aus der Selbstvergötterung aufzuschütteln, in welche es diejenigen eingewiegt hatten, die aus seiner Schwäche und Thatlosigkeit Nutzen zu ziehen strebten. Von den Völkern gilt dasselbe wie von den einzelnen Menschen: Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Weisheit.

Der mächtige Eindruck, den Börne auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, lag nicht bloß in dem, was er sagte, sondern ganz vorzüglich auch in der Art und Weise, wie er es sagte. Denn er besaß auch ein bedeutendes und originelles Talent. In ihm verband sich das orientalische Element mit dem deutschen zur schönsten Harmonie; er besaß die glühende Phantasie des Morgenlandes und die Klarheit der modernen Bildung; er war reich an Ideen, tief und scharfsinnig, voll des lebendigsten, stets bereiten Witzes und des liebenswürdigsten Humors. Diese Seiten, die ursprünglich in ihm lagen, hatte er vorzüglich durch das Studium seines Lieblingsdichters Jean Paul zu großem Reichthum entwickelt. Diesen hatte er aber so ganz in sich aufgenommen, daß einzelne Aufsätze selbst schon in ihrem Titel von diesem eingegeben zu sein scheinen, wie z. B. die „Fastenpredigt über die Eifersucht", „Ueber das Schmollen der Weiber", „Die Kunst in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden" u. a. m. So unverkennbar der Einfluß Jean Pauls auf Börne ist, so war er doch im Ganzen vollkommen selbstständig, was er namentlich seinem praktischen Sinn und klarer Auffassung der Wirklichkeit zu verdanken hatte. Seine Sprache ist reich an eigenthümlichen Schönheiten, und wenn uns auch oft Ausdrücke und Wendungen begegnen, die an Jean Paul erinnern, so ist er doch auch in der Darstellung immer originell. Die Klarheit des Ausdrucks bei dem phantasiereichen und glänzenden Styl ist ihm durchaus eigenthümlich. Seine Sprache ist von dem schönsten Wohllaut, sie bewegt sich in vollkommen schön gebildeten, abgerundeten Sätzen, und ist dabei von großem Reichthum und seltener Mannigfaltigkeit: sie ist bald von der liebenswürdigsten Anmuth, und bald von erschütternder Gewalt; bald lieblich einschmeichelnd, und bald wieder tief einschneidend. Die „Briefe aus Paris" werden deshalb immer musterhaft bleiben und seine letzte Schrift „Menzel, der Franzosenfresser" wird immer als ein Meisterwerk der Satyre und der vernichtenden Ironie genannt werden.

*) Börne nennt irgendwo die Deutschen ein Volk von Bedienten, und dieses Wort hat einen wahren Sturm von Beschimpfungen gegen ihn erregt. Jeder, der sich dabei getroffen fühlte, und leider waren es viele Tausende, fiel mit blutgieriger Wuth über ihn her, und sprach des Reiches Acht und Bann als Vaterlandsverräther und Volksbeleidiger über ihn aus. Vor Börne hatte schon Courier dasselbe von den Franzosen behauptet; wir erinnern uns nicht, daß auch nur Eine Stimme es gewagt hätte, ihm deshalb vorzuwerfen, daß er kein Herz für sein Volk habe.

1. Denkrede auf Jean Paul.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen den freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erlöschen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrscht, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerd waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre: Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige

Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertraüten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen aus. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dach jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonnen-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, vorjährigen Dingen, die hier getrieben, dort gesprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt; scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!" Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!" Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!" Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor der Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!" Er hat den Eid geschworen und hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch hätte er vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geisel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Acker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manches erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte

vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volks. Die Klage ist verstummt, das Lied ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer, mit mehr als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängniß toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herz zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen, Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lästernde Geist vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend denken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Geld, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Acker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

2. Aus den „Briefen aus Paris".

Dormans, den 8. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzosen eine gemeinschaftliche Seele haben, und die in der Provinz gar nur eine Mondseele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris ist die Sonne.

Napoleon, Rothschild, schlimme Nachrichten und alle berühmten Kouriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris schon in 28 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte sich rühmen, diesen Weg in 13 Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entschieden ist? Bin ich ein Narr? Ach, wie gern wollte ich einer sein, fände sich wenigstens ein Echo, das es mir bejahte. Aber nicht einmal eine menschliche Seele, die mich auslacht! Allein zu sein mit seiner Weisheit, das ist man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit seiner Thorheit, das ist unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkste! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartiere eine kleine Residenz oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garnison, oder eine Universität, und in jedem Gasthofe eine Weinstube mit scharf geprägten Gästen, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiste Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einschlafen. Aber hier in diesem vermaledeiten rathlosen Lande! Seit acht Tagen saß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verschmachtete. Glauben Sie mir, man stirbt nicht vor Langweile, das ist nur eine dichterische Redensart. Aber wie gerne hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flasche, für jeden Professor zwei Flaschen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen schönen Geist, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu kostspielig gewesen. Hofräthe, Hofräthe, wenn ich je wieder eurer spotte, dann schlagt mir auf den Mund und erinnert euch an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen-Eiapopeia. Und doch steckt der Teufel in jedem Buchstaben. Aber lesen Sie nur zuerst das Stück dormantische Poesie, das Gebet an die Geduld, das ich diesen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeschrieben, und dann sollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; Schmerzerzeugte, Milchherzige, weichlispelnde Göttinn; Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen, kranken Vaterlandes, die du es wartest und lehrest warten.

Die du hörest mit hundert Ohren, und siehest mit hundert Augen, und blutest an hundert Wunden und nicht klagest.

Die du Felsen kochst und Wasser in Steine verwandelst.

Schmachbelastete, segenspendende Geduld; holdes mondlächelndes Angesicht; heiligste Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böse Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr; zeige, daß du mächtiger bist als sie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaschen wird; ich renne toll, wie ein Secundenzeiger um die schleichende Stunde; ich peitsche und sporne vergebens die stättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und spottet meiner. Ich verzweifele, ich verzweifele, o rette mich! Lösche mein brennendes Auge mit dem Wasserstrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttinn, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare, und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturalienkabinet unter den seltensten Versteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch getreuer dienen und gehorsamer sein in Allem: Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichsten lächelst. Die Didascalia will ich lesen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken und den Hegel, bis ich ihn verstehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaste der deutschen Bundes-Versammlung stehen und da warten, bis sie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten, und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutschen aus dem Tempel jagen, und dein Reich endiget.

Register.

Nachtrag: